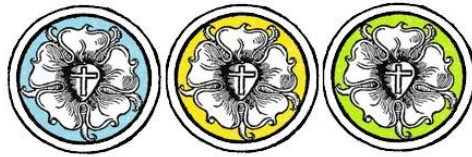


Evangelischer Glaube



Die PDF- und Printversion der Online-Dogmatik
(www.evangelischer-glaube.de) von Pfr. Dr. Thomas Gerlach
Überarbeitete und ergänzte Fassung August 2023

Schnellzugriff:

[GLAUBE](#)

[BIBEL](#)

[GOTT](#)

[SCHÖPFUNG](#)

[MENSCH](#)

[JESUS CHRISTUS](#)

[HEILIGER GEIST](#)

[KIRCHE](#)

[VATERUNSER](#)

[CHRISTLICHE ETHIK](#)

[VOLLENDUNG](#)

DER GLAUBE

Man kann nicht „nichts“ glauben	11
Gotteserfahrung und Gottesbeziehung	14
Sehnsucht und Erfüllung	17
Verstand, Wille, Gefühl, Reflex	21
Gottesbeziehung und Biographie	24
Psychologie und Bekehrung	27
Ist Glaube irrational?	29
Des Menschen Vernunft und Gottes Geist	34
Gründe des Glaubens, Glaube als Grund	37
Die unvermeidliche Deutung des Daseins	41
Glaubensakt und Glaubensinhalt	44
Weisheit und Torheit	48
Einseitigkeit und Vielfalt	52
Echtheit des Glaubens	56
Gott statt Religion	59
Gottesbeweise	63
Wunder und Weltbild	67
Wahrheit wissen und Wahrheit sein	73
Glauben gegen den Augenschein	77
Vom Zweifel zur Anfechtung	82
Wäre ich woanders geboren...	87
Kinderglaube	91
Investiere dich in Bleibendes	95
Weisheit	99
Den Glauben bekennen	103
Skeptische Unbestimmtheit als Dauerzustand?	107
Aufklärung durch Gottes Geist	111
Lebendiger und toter Glaube	116
Mystik	120
Nicht glauben können?	124
Fluchtendenzen	128
Warum der Glaube rettet?	132
Glaube – kurz und knapp	136
Gehorsam	138
In Christus verschwinden	142

DIE HEILIGE SCHRIFT

Transzendenz und Offenbarung Gottes	146
Gottes Verborgenheit und Wegweisung	149
Wort Gottes und Schriftprinzip	152
Gotteswort und Menschenwort	155
Die Autorität der Bibel	161
Der Inhalt der Bibel	164
Die Bibel als Norm	167
Historisch-kritische Exegese	170
Sola scriptura	172
Zwei Weisen, die Bibel zu lesen	176
Theologie der Tatsachen	180
Altes und Neues Testament	185
Christus – des Gesetzes Ende?	190
Gesetz und Evangelium	196
Gesetz und Evangelium unterscheiden	198

<u>Gesetz und Evangelium - oder umgekehrt?</u>	204
<u>Der Absolutheitsanspruch des Christentums</u>	208
<u>Wissenschaft, Vernunft und Zweifel</u>	211
<u>Die Unerforschlichkeit Gottes</u>	214
<u>Theologie</u>	217
<u>Neue Propheten? Neue Offenbarungen?</u>	222

DER DREIEINIGE GOTT

<u>Atheismus und Existenz Gottes</u>	227
<u>Gottes Offenbarung</u>	231
<u>Gottes Majestät und Unbegreiflichkeit</u>	235
<u>Gottes Wesen und Eigenschaften</u>	238
<u>Gottes Ort und Gottes Haus</u>	243
<u>Unsere Zeit und Gottes Ewigkeit</u>	247
<u>Gottes Allmacht</u>	250
<u>Gottes Allwissenheit</u>	253
<u>Gottes Unveränderlichkeit</u>	258
<u>Gottes Ehre</u>	262
<u>Gottes Güte</u>	266
<u>Gottes Eifer</u>	270
<u>Gottes (und unser) Denken</u>	274
<u>Gottes Heiligkeit</u>	279
<u>Gottes Gnade</u>	283
<u>Gottes Zorn</u>	287
<u>Gottes Gerechtigkeit</u>	291
<u>Gottes Geheimnis</u>	297
<u>Dreifaltigkeit und Offenbarung Gottes</u>	301
<u>Trinitätslehre – biblisch begründet</u>	305
<u>Gottes Name, Gottes Wesen</u>	310
<u>Gottes Liebe</u>	313
<u>Gottes Liebe im Verhältnis zu seinem Zorn</u>	315
<u>Gottes Liebe und menschliche Liebe</u>	318
<u>Gottes Verborgenheit</u>	321
<u>Gottes Handeln und „natürliche Erklärungen“</u>	325
<u>Wie ist Gott?</u>	335
<u>Haben Christen und Muslime denselben Gott?</u>	340

DIE SCHÖPFUNG

<u>Schöpfung, Naturwissenschaft und Urknall</u>	344
<u>Schöpfung als Ordnungsprozess</u>	347
<u>Schöpfung in 7 Tagen?</u>	351
<u>Sein und Nicht-Sein, Wirklichkeit und Schein</u>	356
<u>Gottes Sich-Zurücknehmen</u>	359
<u>Gottes Allgegenwart</u>	363
<u>Natur, Schicksal und Geschichte</u>	366
<u>Schicksal, Allmacht, Vorsehung</u>	369
<u>Alles hat seine Zeit</u>	372
<u>Selbstbestimmung und Abhängigkeit</u>	376
<u>Besitz und Verantwortung</u>	379
<u>Freude</u>	382
<u>Glück, Unglück und Gerechtigkeit</u>	387
<u>Schmerz, Sinn und Sinnlosigkeit</u>	390
<u>Das Leid und die Theodizeefrage</u>	394

<u>Theodizee (erweiterte Fassung)</u>	398
<u>Inwiefern es gerecht zugeht</u>	405
<u>Engel</u>	410

DER MENSCH

<u>Gottbenbildlichkeit und Menschenwürde</u>	414
<u>Selbsterkenntnis am Gegenüber</u>	418
<u>Der Sinn des Lebens</u>	422
<u>Die Stellung des Menschen in der Schöpfung</u>	426
<u>Mach dich nützlich!</u>	430
<u>Die Seele</u>	434
<u>Der Leib</u>	438
<u>Das Gute</u>	442
<u>Du sollst nicht andere Götter haben...</u>	446
<u>Du sollst dir kein Bildnis machen...</u>	450
<u>Du sollst Gottes Namen nicht missbrauchen...</u>	454
<u>Du sollst den Feiertag heiligen...</u>	458
<u>Du sollst Vater und Mutter ehren...</u>	461
<u>Du sollst nicht töten...</u>	464
<u>Du sollst nicht ehebrechen...</u>	468
<u>Du sollst nicht stehlen...</u>	471
<u>Du sollst nicht falsch Zeugnis reden...</u>	475
<u>Du sollst nicht begehren...</u>	479
<u>Sünde</u>	483
<u>Anmaßung und Egozentrik</u>	487
<u>Eigennutz und Selbstlosigkeit</u>	490
<u>Erbsünde</u>	494
<u>Verantwortung ohne Wahl</u>	498
<u>Das Böse</u>	504
<u>Die Sinnlosigkeit des Bösen</u>	512
<u>Das Böse in Person</u>	515
<u>Gottes Gericht in der Zeit</u>	519
<u>Gottes Gebote</u>	522
<u>Desillusionierung, Selbsterkenntnis und Buße</u>	525

JESUS CHRISTUS

<u>Gottes Verborgenheit, Offenbarung und Menschwerdung</u>	528
<u>Das Wunder der Jungfrauengeburt</u>	531
<u>Maria</u>	533
<u>Gott und Mensch in einer Person?</u>	537
<u>Gotteserkenntnis und Dreifaltigkeit</u>	540
<u>Christi zwei Naturen</u>	542
<u>Der „historische“ Jesus</u>	545
<u>Jesu Art, mit Menschen umzugehen</u>	547
<u>Das Heilswerk Christi im Überblick</u>	551
<u>Menschwerdung und Liebe Gottes</u>	555
<u>Unser Schmutz und Jesu Reinheit</u>	558
<u>Die Nähe des Reiches Gottes</u>	560
<u>Die Seligpreisungen</u>	564
<u>Naturgesetz, Wunder und Freiheit Gottes</u>	569
<u>Das konsequente Vertrauen Christi</u>	571
<u>Das Kreuz Christi</u>	574
<u>Gottes Zorn, unsere Schuld und Christi Kreuz</u>	577

Christi Sühnetod und unsere Erlösung	580
Jesus Christus als Mittler	585
Die Selbstdurchsetzung der Liebe	589
Jesus Christus am Tiefpunkt	591
Christi Kampf und Sieg	594
Ostern unverkürzt	598
Von gebrochener Resignation	601
Leeres Grab und historische Kritik	604
Auferstehung als Aufhebung	610
Himmelfahrt und Herrschaft Christi	612
Jüngerschaft und Nachfolge	614
Ein Evangelium der Selbstannahme?	618
Der eingeborene Sohn (solus Christus)	622
Christus der Herr	626
Hingabe	630

DER HEILIGE GEIST

Gottes Geist und andere Geister	634
Der Heilige Geist	637
Die Einwohnung des Heiligen Geistes	641
Gotteserkenntnis, Zweifel und Bekehrung	644
Gottes Volk und Prädestination	649
Wer glaubt, ist erwählt	653
Berufung	657
Buße	661
Glaube als entschlossenes Zugreifen	665
Rechtfertigung, Gerechtigkeit und Gnade	669
Gütergemeinschaft mit Christus	671
Gefühle zum Glauben	673
Heilsgewissheit	677
Die Knechtschaft des menschlichen Willens	679
Christliche Freiheit	682
Sein Kreuz auf sich nehmen	686
Glaube und Werke	691
Wie man sich der Gnade Gottes vergewissert	695
Das Hohelied der Liebe	699
Nachfolge, Schicksalsgemeinschaft und Jüngerschaft	703
Fröhliche Selbstvergessenheit	706
Gottesfurcht	709
Gottvertrauen	711
Eros und Agape (von wahrer Liebe)	714
Liebe zu Gott	719
Gewöhnliche Hoffnung – Christliche Hoffnung	722
Von mühe- und sorglosem Gehorsam	727
Ent-täuschung, Schwermut, Weltschmerz	731
Glauben als Blickrichtung	734
Glaube als Bund mit Gott	736
Glaube als unaufhörliche Bewegung	740
Gottesbeziehung und Autonomiestreben	742
Sich zur Christenheit beitragen	745
Der vierfache Gottesdienst	749
Gottes Strafen	753
Sterben können (Ars moriendi)	758

<u>Mut und Trotz</u>	764
<u>Wie du glaubst, so hast du</u>	768
<u>Lauterkeit vor Gott</u>	772
<u>Auf dass Gott mein Alles sei</u>	776
<u>Gottes Führung</u>	781
<u>Beten ist, wenn man's trotzdem tut</u>	785

DIE KIRCHE

<u>Gemeinschaft durch Teilhabe</u>	789
<u>Die Kirche als Braut Christi</u>	793
<u>Gottes Gegenwart und unser Greifen</u>	796
<u>Gottes Wort</u>	800
<u>Kann Predigen vergeblich sein?</u>	804
<u>Sakramente</u>	809
<u>Taufe</u>	813
<u>Teilhabe an Kreuz und Auferstehung</u>	816
<u>Kindertaufe und Erwachsenentaufe</u>	818
<u>Konfirmation und religiöse Identität</u>	828
<u>Abendmahl</u>	831
<u>Christi reale Präsenz in Brot und Wein</u>	834
<u>Essen und Einswerden im Abendmahl</u>	839
<u>Gemeinschaft der Gläubigen</u>	842
<u>Kirchenkritik und Heiligkeit der Kirche</u>	845
<u>Zeitgemäßheit</u>	848
<u>Wozu ist Kirche da?</u>	851
<u>Zugehörigkeit zur Kirche</u>	855
<u>Mission</u>	860
<u>Werbung für den Glauben?</u>	862
<u>Den Glauben weitergeben</u>	865
<u>Pfarramt und Allgemeines Priestertum</u>	869
<u>Erbauung</u>	872
<u>Papsttum und kirchliches Amt</u>	877
<u>Ökumene der Kompromisse?</u>	882
<u>Gottesdienst</u>	885
<u>Segen und Fluch</u>	888
<u>Gottes Haus</u>	895
<u>Gebet</u>	898
<u>9 Grundregeln des Betens</u>	900
<u>Das Ziel des Gebetes</u>	902
<u>Hilft beten?</u>	905
<u>Seelsorge</u>	910
<u>Kirche und Israel</u>	918

VATERUNSER

<u>Vater unser im Himmel...</u>	922
<u>Geheiligt werde dein Name...</u>	925
<u>Dein Reich komme...</u>	929
<u>Dein Wille geschehe...</u>	933
<u>Unser tägliches Brot gib uns heute...</u>	937
<u>Und vergib uns unsere Schuld...</u>	941
<u>Und führe uns nicht in Versuchung...</u>	945
<u>Sondern erlöse uns von dem Bösen...</u>	950
<u>Denn dein ist das Reich und die Kraft...</u>	954

CHRISTLICHE ETHIK

Ist das Natürliche immer gut?	956
Ist das Gute "vernünftig"?	961
Der Ursprung christlicher Ethik	966
Ansätze christlicher Ethik	969
Christliche Werte	977
Christliche Tugenden	982
Nächstenliebe	987
Demut	990
Wahrhaftigkeit	993
Vergebung	996
Sexualität	999
Scham, Schande und Erröten	1005
Abtreibung	1009
Entschuldigung	1014
Ehrfurcht vor dem Leben	1017
Keuschheit	1020
Wohin mit meinem Hass?	1023
Geduld	1028
Gerechtigkeit (ethisch)	1031
Liebe und Ehe	1038
Ehe	1041
Arbeit	1044
Frieden	1047
Geld	1051
Beheimatung und Verortung	1056
Ordnung und Vergeltung	1061
Staat	1065
Lebensbilanz	1068
Heilige Einfalt	1070
Vom Dienen	1074
Verzweiflung	1078
Suizid	1082
Dankbarkeit	1086
Rache	1090
Beruf und Berufung	1095
Reinen Herzens sein	1100
Einsamkeit	1105
Menschenwürde	1109
Macht	1113
Das Gewissen	1117
Glück	1122
Richtet nicht	1126
Beleidigungen	1131
Neid	1136
Das Alter	1141

DIE VOLLENDUNG

Die Gegenwart des Kommenden	1145
Vom Kommen und Gehen des menschlichen Glanzes	1151
Glaubensfortschritt	1155
Widerstand	1158

Hoffnung	1161
Die menschliche Seele	1164
Tod und Vergänglichkeit	1168
Des Lebens Ziel	1171
Überkleidet werden	1173
Gottes Gericht am Ende der Zeit	1176
Allversöhnung oder Hölle?	1179
Der Weltuntergang	1184
Wiederkunft Christi	1188
Auferstehung der Toten	1191
Neuschöpfung von Himmel und Erde	1194
Hölle und Verdammnis	1197
Ewiges Leben und Reich Gottes	1202
Ein zusammenfassendes Bekenntnis	1206
Nachwort über „moderne“ Theologie	1209

ANHANG ZUM KIRCHENJAHR

Advent	1216
Weihnachten	1220
Silvester	1225
Gründonnerstag	1230
Karfreitag	1234
Ostern	1238
Himmelfahrt	1242
Pfingsten	1246
Erntedank	1250
Reformationstag	1255
Buß- und Betttag	1260
Ewigkeitssonntag	1265

NACHTRÄGE

Sinn	1271
Glaubensbekenntnis	1274
Das Zeichen des Jona	1277
Thesen zu Gesetz und Evangelium	1280
Wissenschaftliche Tatsachen?	1282
Gott Gott sein lassen	1286
Schöpfung	1289
Leid	1293
Vorsehung und Führung	1297
Führung	1301
Menschwerdung	1303
Jesus spezielle Gerechtigkeit	1305
Erwählung	1308
Gemeinschaft der Heiligen	1313
Evangelisch-Sein	1315
Sich in den Willen Gottes ergeben	1318
Die goldene Regel	1321
Das Gewissen	1324
Die biblischen Gebote	1326

<u>Heiligt der Zweck die Mittel?</u>	1329
<u>Das Maximum-Happiness-Principle</u>	1331
<u>Von der Tugend des Respekts</u>	1334
<u>Von der Tugend der Barmherzigkeit</u>	1337
<u>Ich bin der Welt entbehrlich</u>	1340
<u>Österliches Aufwachen</u>	1342
<u>Hürdenlauf zum Grab</u>	1345
<u>Ruhe in Frieden</u>	1348
<u>Nicht Marmor oder Diamant</u>	1350
<u>Eine Geschichte von Verlusten</u>	1352
<u>Gefangenschaft in der Zeit</u>	1354
<u>Seltsames Kartenspiel</u>	1356
<u>Befiehl du deine Wege</u>	1358
<u>Lebenskonzepte scheitern</u>	1360
<u>Trost</u>	1363
<u>Atheismus als Fehlschluss</u>	1366
<u>Reformationsjubiläum 2017 - ein Zwischenruf</u>	1369
<u>Warum glaubt einer, was er glaubt?</u>	1371
<u>Ist alles relativ?</u>	1375
<u>Beharrlichkeit und Zuversicht</u>	1378
<u>Vom Sich-nicht-abfinden</u>	1382
<u>Christliche Gemeinschaft</u>	1386
<u>Lebenskunst</u>	1390
<u>Stolz</u>	1392
<u>Perfekte Weihnachten</u>	1396
<u>Ortsbestimmung zu Silvester</u>	1399
<u>Bekehrung</u>	1403
<u>Heimsuchung</u>	1407
<u>Testament und Erbe</u>	1411
<u>Welt, wo läufst du hin?</u>	1414
<u>Anonyme Christen?</u>	1418
<u>Kirche in der Krise</u>	1422

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser!

Diese Printausgabe meiner Website besteht aus Texten, die zusammen eine Gesamtdarstellung des christlichen Glaubens ergeben. Um dabei aber nicht missverstanden zu werden, möchte ich einige Anmerkungen beifügen:

1. Es war meine Absicht, zentrale Themen der Theologie auch für Nicht-Theologen verständlich darzustellen. Darum habe ich auf einen gelehrten Apparat verzichtet, auf akademische Fachbegriffe und auch auf Literaturhinweise. Dem Laien bleibt damit viel Ballast erspart. Und die Kollegen vom Fach erkennen auch so, wem ich Anregungen verdanke.

2. Man merkt den Texten an, dass sie aus der Gemeindearbeit eines evangelischen Pfarrers erwachsen sind. Doch beanspruche ich nicht etwa wiederzugeben, was „die“ evangelische Kirche lehrt. Ich referiere einfach, was sich mir aus der Heiligen Schrift und dem Zeugnis der Reformatoren als wahr erschlossen hat.

3. Falls dem Leser etwas „altmodisch“ vorkommt, kann ich versichern, dass ich die „moderneren“ Lesarten durchaus kenne, sie aber für überholt halte. Ich bin nicht von gestern, sondern durchaus von heute, schreibe aber für morgen, weil ich überzeugt bin, dass vieles von dem, was vorgestern galt und heute belächelt wird, sich übermorgen wieder als gültig erweisen wird.

4. Sorry – nicht alle Texte sind einfach und eingängig. Ich biete hier kein geistliches Fast-Food, das schnell zu konsumieren wäre, sondern vollwertige Kost, die geduldiges Nachdenken erfordert. Ausgesprochene Anfänger in Glaubensdingen, die sich eventuell den Magen verderben, bitte ich um Entschuldigung – und hoffe sie nicht zu entmutigen.

Es mag davon Nutzen ziehen, wer will und kann!

Thomas Gerlach

Man kann nicht „nichts“ glauben

Bevor man näher betrachtet, was und woran Menschen glauben, darf man die noch grundsätzlichere Frage stellen, ob denn nur manche etwas glauben, oder ob es vielleicht alle tun. Ist „Glauben“ etwas, das man tun oder lassen – und also auch vermeiden kann, wenn's einem zu unsicher erscheint? Oder ist es vielleicht unvermeidlich, etwas zu glauben, so dass man nur die Wahl hätte zwischen verschiedenen Inhalten und Formen des Glaubens? Kann ein Mensch das Glauben umgehen, wenn er sich nur an Fakten hält, die offensichtlich sind? Oder glauben insofern alle, als ja auch die vehemente Leugnung religiöser Wirklichkeit ein Glaube ist – nämlich eine Überzeugung, die von anderen bestritten werden kann, weil sie sich nicht als zwingend demonstrieren lässt? Eben das Letztere will ich hier vertreten. Denn in diesem allgemeinen Sinne kann ein Mensch tatsächlich nicht „nichts“ glauben. Und diese Unmöglichkeit ergibt sich nicht etwa aus religiösen Gründen, sondern gerade aus Gründen der Vernunft. Wenn die Vernunft nämlich davon überzeugt ist, dass sie über Gott nichts Verlässliches erfahren kann, hört der Glaube deswegen nicht auf, sondern fängt an diesem Punkt gerade an. Da fängt nämlich jeder Mensch an, auf die eine oder andere Weise etwas zu glauben, das er verstandesmäßig nicht restlos begründen kann – und muss das tun, ob er will oder nicht. Denn das konkrete Leben nimmt keine Rücksicht auf verbleibenden Klärungsbedarf, sondern will gelebt werden! Die Vernunft entledigt sich nie ihrer Zweifel. Sie verrät uns zu wenig über den Grund, den Sinn und das Ziel unseres Daseins. Das Leben verlangt aber täglich Entscheidungen von uns, die weltanschauliche Voraussetzungen haben. Und unter konkretem Handlungsdruck wird da keine Bedenkzeit eingeräumt. Denn man kann nicht leben, ohne das eigene Dasein auf die eine oder andere Weise zu deuten und „aufzufassen“ – erst daraus ergibt sich ja unsere Rolle in der Welt! Da aber keine Deutung und kein menschliches Selbstverständnis seine Richtigkeit rein rational zu erweisen vermag (die Vielfalt einander widersprechender Philosophien beweist das zur Genüge), kommen auch die A-Religiösen und Anti-Religiösen nicht zu ihrem Standpunkt, ohne damit einen Glaubensakt zu vollziehen. Denn sie glauben ja nur, dass Gott nicht existiert. Auch mit noch so viel Vernunft können sie es nicht ausschließen. Und wenn sie dennoch unterstellen, was sie kraft ihrer Vernunft nicht wissen können – was tun sie dann anderes als religiöse Menschen? Auch wenn Atheisten fest daran glauben, dass aller „Glaube“ Unsinn sei, glauben sie damit doch nicht „nichts“, sondern glauben zumindest, der Religion gegenüber im Recht zu sein. Die blanke Vernunft kann ihnen das weder sicher belegen noch kann sie's dementieren – sonst hätten 3000 Jahre philosophischer Debatten diesbezüglich zu irgendeinem Konsens geführt. Die Vernunft zuckt da hilflos mit den Schultern. Und doch sind alle Menschen gezwungen, in ihren täglichen Entscheidungen entweder mit Gott zu rechnen – oder das nicht zu tun. Weder das eine noch das andere lässt sich durch eine „objektive“ Prüfung absichern. Und kluge Köpfe gibt es auf beiden Seiten. Weil das Leben aber nicht wartet, bis wir zu Ende gegrübelt haben, sondern gelebt werden will, ist jeder Mensch gezwungen, sein Dasein auf eine letztlich ungesicherte Weise zu deuten. Jeder muss sich auf die Gegebenheiten des Lebens so oder so einen Reim machen. Und er wird zwangsläufig sein Denken und Tun auf Überzeugungen stützen, die andere nicht teilen, sondern für rein hypothetisch halten. Jeder wird in diesem Sinne etwas „glauben“. Und das in mehrfachem Sinne:

- Ob der Mensch will oder nicht: seine Handlungen haben eine moralische Dimension. Und wenn es Gott gibt, dann ist Gottes Wille der Maßstab, anhand dessen sich „gut“ und „böse“ unterscheiden lassen. Wenn es Gott aber nicht gibt, muss eine andere Instanz normgebend sein – z.B. die öffentliche Meinung, die Tradition oder der Staat. Doch kann irgendwer beweisen, dass die sich nicht irren oder dass sie in ethischen Fragen überhaupt relevante Größen sind? Nein – das eine wie das andere wird geglaubt!
- Ob der Mensch will oder nicht: er wird in den Wechselfällen des Lebens immer etwas suchen, worauf er sich verlassen kann und das ihm Halt gibt, weil er fest darauf vertraut. Wenn es Gott gibt, übernimmt er diese Rolle, ist des Menschen Rettungsanker und sein festes Fundament. Wenn es Gott aber nicht gibt, muss eine andere Instanz dem Menschen Halt geben – z.B. seine eigene Stärke, seine Freunde oder sein Geld. Doch kann irgendwer beweisen, dass ihn diese Dinge weiter tragen als Gottes Beistand? Nein – das eine wie das andere wird geglaubt!
- Ob der Mensch will oder nicht: er muss in seinem Leben Sinn finden, er muss ein höchsten Wert haben, ein lohnendes Ziel, auf das er aus ist, eine Hoffnung, die ihn aufrecht hält und beflügelt. Wenn es Gott gibt, wird des Menschen Ziel ein gelingendes Leben sein, das in Gottes Reich und damit in selige Gemeinschaft mündet. Wenn es Gott aber nicht gibt, muss der Mensch in der Hingabe an etwas anderes selig werden – z.B. an seine Familie, seine Firma oder seine Karriere. Doch kann irgendwer beweisen, dass dies Zeitliche seine liebende Hingabe mehr verdient und besser lohnt als das Ewige? Nein – das eine wie das andere wird geglaubt!
- Ob der Mensch will oder nicht: er hat sich nicht selbst geschaffen und er gewährleistet auch nicht selbst die Bedingungen seines Daseins. Wenn es Gott gibt, ist er der Schöpfer, der uns gewollt hat und unser Schicksal bestimmt. Wenn es Gott nicht gibt, muss der Mensch sein Dasein auf ein absichtsloses Zusammenspiel von Zufall und Notwendigkeit zurückführen. Aber kann er beweisen, dass hinter seinem Leben nicht mehr steckt als dies? Nein – auch hier wird das eine wie das andere geglaubt!

Keine Seite kann zwingende Gründe vorweisen. Und doch ist es unmöglich, neutral zu bleiben. Denn indem der Mensch handelt, nimmt er zu all den Fragen, die sein Leben aufwirft, so oder so Stellung. Und auf diese Fragen nicht zu reagieren, wäre auch eine Reaktion. Selbst wenn man sich dafür entschiede, ewig unentschieden zu bleiben, nähme man damit den Standpunkt ein, den man für den vergleichsweise „richtigsten“ hält. Und so mag unser Kopf immerzu behaupten, er wolle „das mit Gott“ in der Schwebelasse lassen. Faktisch dokumentiert unser Leben eben doch, von welchen Voraussetzungen wir ausgehen – und verrät damit unser Herz. Denn sonntags läuten die Glocken zum Gottesdienst, und der Mensch macht sich auf den Weg zur Kirche – oder er tut's nicht. Faktisch scheut er das Böse – oder er scheut es nicht. Er versucht die Bibel zu verstehen – oder er lacht über das „angestaubte Buch“. Er nimmt sich Zeit für benachteiligte Menschen – oder er geht ihnen aus dem Weg. Er sammelt Schätze auf Erden – oder im Himmel. Er faltet ab und zu die Hände – oder er lässt es bleiben. Und all dies, womit er sein Leben hinbringt, zeigt viel deutlicher, welchem Glauben er anhängt, als das, was er wortreich als seine Meinung präsentiert. Denn Glaubensfragen werden nicht theoretisch, sondern praktisch beantwortet. Und niemand lässt sie wirklich offen. Denn jeder hat eine Weltanschauung und eine Hierarchie von Werten, die seine Entscheidungen bestimmt. Jeder hat eine Auffassung von seiner Rolle in der Welt – wie schlicht sie auch sein mag. Und wenn er über sich Auskunft gibt, zählt er nicht bloß biographische Fakten auf, sondern verknüpft sie zu einer sinnvollen Erzählung. Erst

durch die Deutung seiner persönlichen Geschichte gewinnt der Mensch überhaupt ein Selbstverständnis! Dieses Selbstverständnis wird aber nicht zwingend „abgeleitet“ und ist nicht unstrittig wie ein mathematischer Beweis, sondern es wird gewagt und geglaubt: Die Auffassung, die einer von seinem Leben hat, wird immer so sein, dass andere sie nicht teilen müssen. „Glauben“ also nur manche? Nein! In diesem allgemeinen Sinne etwas zu glauben, kann der Mensch so wenig vermeiden wie das Atmen – keiner kommt drumherum. Denn auch, wenn er von Gott nichts wissen will, bedeutet das nur, dass er die von Gott hinterlassene Lücke mit anderen Dingen füllt. Auch ohne Gott hat er eine Ansicht über das „Woher“ und „Wohin“ seines Daseins. Auch ohne Gott nutzt er zur Orientierung irgendwelche Maßstäbe des Moralischen und Ziele zur Sinnfindung. Auch ohne Gott braucht er einen Gegenstand liebender Hingabe, ein Gegenüber seiner Verantwortung und einen verlässlichen Halt, an dem er nicht rütteln lässt. So kann der Mensch zwar sein Grundvertrauen von Gott abziehen. Er muss es dann aber auf andere Instanzen richten, die für ihn entsprechende Funktionen übernehmen. Und denen so große Bedeutung zu verleihen, heißt fest daran zu glauben, dass sie dem Menschen leisten können, was er ihnen zutraut. So mag einer die Rolle, die Gott zukommt, irdischen Instanzen zuweisen, um dann z.B. an sich selbst zu glauben oder an Mutter Natur, an den Sozialismus oder an die Nation, an das Recht des Stärkeren oder an das Gute im Menschen. Aber „glauben“ muss er an diese Dinge eben auch, insofern er ihnen viel zutraut und sie sehr wichtig nimmt. Andere finden das falsch – und seine Argumente nicht zwingend. Und so wird seine Wahl keineswegs rationaler, vernünftiger oder besser gesichert sein als die eines Christen. Denn hier wie dort wird Vertrauen gewagt. Jeder setzt auf das Pferd, das er für das richtige hält. Und so glauben nicht nur einige Menschen, während andere sich das sparen. Sondern faktisch glauben alle unausweichlich – und die Frage ist nur, woran. Ein Christ wird vielleicht einwenden, damit sei über den Glauben längst nicht alles – und nicht einmal das Wichtigste – gesagt. Das ist auch völlig richtig. Doch als erste Annäherung an den Glauben (äußerlich und vorläufig) darf das Gesagte gelten. Denn es ging hier lediglich um die Feststellung, dass die Beweislasten völlig gleich verteilt sind: Nicht-religiöse Menschen sind auf ihre Weise auch Gläubige. Sie halten sich nicht allein an „Fakten“, sondern an eine – durchaus nicht zwingende – Interpretation der Fakten. Und das ist nichts anderes, als was religiöse Menschen auch tun.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gotteserfahrung und Gottesbeziehung

Wer sich heute mit dem christlichen Glauben beschäftigt, hat leicht den Eindruck in eine fremde Welt einzutauchen, die mit seiner Alltagswelt nur sehr wenig zu tun hat. Unverbunden stehen die Dinge nebeneinander. Und ein Brückenschlag scheint schwierig. Denn wie unser beruflicher Alltag und die Familie die Regel sind, so bilden der Sonntag und der Gottesdienst die Ausnahme. Die Welt draußen vor der Kirchentür, in der es so geschäftig und laut zugeht, die ist das „Normale“. Die Welt in der Kirche drin aber, die Welt der Bibel, des Glaubens und des Gebetes, die ist „besonders“.

Dass im Alltag Regeln gelten und Notwendigkeiten bestehen, die jeden etwas angehen, das bezweifelt niemand. Ob aber Gott und Bibel, Taufe und Gebet sie etwas angehen, da sind sich viele Menschen nicht sicher. Und eben daraus leitet sich der Wunsch ab, jemand möge doch einen hilfreichen Bogen schlagen, zwischen der Welt und Gott, und möge das Beziehungslose irgendwie einleuchtend in Beziehung setzen, möge den fehlenden Zusammenhang herstellen, eine Brücke schlagen und das Unverbundene verbinden.

Jemand soll den Bürgern dieser Welt erklären, warum und inwiefern sie „Gott“ etwas angeht. Und sie, die sie mir die Chance dazu geben, gehen offenbar davon aus, dass der Brückenschlag möglich ist. Sie unterstellen zumindest, dass ihr Alltagsleben mit Gott in Beziehung stehen **könnte**. Und sie würden es vermutlich begrüßen, wenn ihnen ein Theologe diesbezüglich mehr Klarheit verschaffte. Wo ihm **das** aber nicht gelingt, weil er die alten Geschichten der Bibel wie Museumsstücke vorführt, da bleibt der Hörer ratlos zurück und fühlt sich als Bürger zweier Welten, die er nicht recht in Beziehung setzen kann.

Denn in der Kirche wird getauft – und es gilt als etwas Großes und Einschneidendes. Draußen aber scheint das bisschen Taufwasser keinen Unterschied zu machen. In der Kirche ist in jedem zweiten Satz von „Gott“ die Rede. Draußen aber scheint er überhaupt nicht vorzukommen. In der Kirche redet man von Achtung, von Vertrauen und Nächstenliebe. Draußen aber müssen wir alle Türen abschließen und unsere Brieftaschen festhalten.

Ja, wenn's schlecht läuft, scheint fast alles, was in der Kirche eine Rolle spielt, im Alltag irrelevant zu sein, während umgekehrt der Alltag irrelevant erscheint in der Kirche. Wenn's richtig schlecht läuft, stehen diese zwei Welten nebeneinander wie parallele Universen. Gott aber erscheint dann wie ein Fabelwesen, von dem man zwar viel reden kann, das man aber im wirklichen Leben weder zu sehen noch zu spüren bekommt.

„Ja, vielleicht“ sagen die Leute: „Vielleicht gibt es Gott. Und vielleicht treffe ich ihn mal, wenn ich tot bin. Aber bisher ist er mir nicht begegnet. Ich habe mit meinen Arbeitskollegen zu tun und mit meiner Familie, einmal habe ich Beckenbauer die Hand geschüttelt und einmal den Bundeskanzler aus der Ferne gesehen – aber Gott? – nein, tut mir leid. Der kam in meinem Leben noch nicht vor...“

Traurig ist das. Denn auf diese Weise entsteht der Eindruck, die Welt sei der Gegenwart Gottes entleert, so als wäre er aus unserer Wirklichkeit ausgewandert und woanders hingegangen. Mancher Theologe versucht dann, in der großen Leere noch kleinste Spuren Gottes nachzuweisen, und gibt sich Mühe, Gott wenigstens als Thema wach zu halten, das immerhin – neben allem anderen – auch noch bedeutsam sein könnte. So bescheiden sind die Theologen geworden...

Doch: Kann das wirklich wahr sein, dass der allgegenwärtige und allmächtige Schöpfer, der nach biblischem Zeugnis Himmel und Erde erfüllt, dass **der** in seiner eigenen Welt plötzlich keinen Raum mehr fände? Ist es nicht viel wahrscheinlicher, dass Gott heute genauso gegen-

wärtig ist, wie er es immer war, nur dass wir für seine Gegenwart blind geworden sind und, wie man so sagt, – „den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen“?

Tatsächlich halte ich es für eine Illusion, wenn wir meinen, wir müssten Gott und die Welt erst kunstvoll in Beziehung setzen. Denn Gott und Welt **sind** längst in Beziehung. Die Welt ist Gottes randvoll! Sie ist angefüllt mit seiner bedrängenden Gegenwart! Und darum muss der Mensch auch nicht lange auf die Suche gehen, um es irgendwo einmal mit Gott zu tun zu bekommen, sondern er **hat es** immer und überall mit Gott zu tun – und im Grunde **nie** mit einem anderen.

Denn: Reißt sich jemand einen Holzsplitter unter die Haut, so ist Gott in dem Splitter, und Gott ist in dem Schmerz, und Gott ist im Blut, im Pflaster und in der Heilung – und alles in allem ist Gotteserfahrung! Schmeckt jemandem der Rotwein und er benebelt sein Hirn, bis er albern wird, so ist Gott natürlich auch im Rotwein und er schmeckt auf der Zunge. Gott ist dann der Nebel im Kopf. Und sogar die Albernheit und die Melancholie sind recht verstanden „Gotteserfahrungen“, denn das Wirkliche in allem Wirklichen ist Gott.

Für unser Gespräch folgt daraus, dass es **gerade nicht** seine Aufgabe sein kann, die scheinbar unverbundenen Sphären der Glaubenswelt hier und der Alltagswelt dort vorsichtig und kunstvoll zu verbinden, sondern die Aufgabe kann nur sein, **diese ganze Unterscheidung** als eine einzige große Illusion zu entlarven. Denn wenn wir Gott bloß noch in einer Nische dieser Welt fänden, so wäre es nicht Gott, was wir finden. Ich fordere sie darum **nicht** auf, irgendwo in den Winkeln und in den Sternstunden ihres Lebens nach Gotteserfahrungen zu suchen, sondern ich ermutige sie, ihr gesamtes Dasein als eine einzige mehrdimensionale Gotteserfahrung zu begreifen. Denn Gott ist nirgends nicht. Alle Schläge sind **seine** Schläge, und jeder Duft ist **sein** Duft. In der Depression drückt **er** uns nieder und im Enthusiasmus reißt **er** uns mit sich fort. Im Lächeln unserer Lieben lächelt **er** uns an. Und mit den Hürden auf unserem Weg fordert **er** uns heraus. Er ist über uns und in uns, hinter uns und vor uns, ist gestern, heute und morgen, ist Härte und Zärtlichkeit, Maß und Maßlosigkeit, Nüchternheit und Strenge, Taumel und Tanz. Ja: Gott ist das ganze Problem und auch die ganze Lösung!

Die Vorstellung aber, man könnte es irgendwo **nicht** mit ihm zu tun haben, sondern mit etwas anderem, **diese Vorstellung** ist der große Irrtum, von dem wir zu allererst geheilt werden müssen. Gott lässt unsere Glieder schmerzen und Gott lässt Unfälle geschehen – ja, wer denn sonst? Gott hat unser Gesicht persönlich entworfen und er zeichnet auch selbst die Falten hinein. Gott hat alle Schönheit auf Erden selbst kreiert, und es ist da rein gar nichts in unserem Lebenslauf, das er uns nicht gegönnt oder zugemutet hätte, so dass wir bei klarem Verstande die Dinge **nicht** zu nehmen haben aus der Hand des Briefträgers oder aus der Hand der Bäckersfrau oder der Bankangestellten, **sondern immer alles** zu nehmen haben als Gabe aus Gottes Hand.

Denn die ganze Welt ist Gottes Maske, alle Macht ist seine Macht, jede Stunde ist seine Stunde, jedes Gesicht ist seine Verkleidung, und was immer uns trifft, ist stets die Kraft seines Armes. Jedes Geschoß kommt von seinem Bogen – und wenn's uns verfehlt, dann, weil's uns verfehlen sollte. Denn tatsächlich können wir um keine Straßenecke gehen, ohne dort Gott zu treffen, der mit neuen Erfahrungen auf uns wartet. Weshalb auch nicht **dies** eine sinnvolle Frage ist, ob wir neben all den zwischenmenschlichen Beziehungen auch noch eine Gottesbeziehung haben wollen, sondern **das** ist die Frage, ob es neben unserer Gottesbeziehung überhaupt noch Beziehungen gibt, die nicht in diese mit eingeschlossen sind. Da ist nämlich kein Ort, wo Gott nicht wäre, und keine Zeit, in der er fehlte. Gott ist in allem – alles ist in Gott, und der Unterschied zwischen der Alltagswelt draußen und der Kirchenwelt drinnen besteht **nicht** darin, dass Gott drinnen gegenwärtiger wäre als draußen, sondern der Unterschied ist

nur, dass die Menschen **drinnen** um seine Gegenwart wissen und sie **draußen** in der Regel vergessen. Es ist **nicht** nötig, die Kirchenwelt und die Alltagswelt kunstvoll in Beziehung zu setzen, denn es gibt hier wie dort nur **eine** Welt – und die ist am Montag genauso Gottes Welt, wie sie es am Sonntag war. **Es gilt also nicht**, etwas zu verknüpfen, sondern nur die Verknüpfung zu **sehen**. **Es gilt nicht**, Gotteserfahrungen zu machen, sondern die vorhandenen Erfahrungen als Gotteserfahrungen zu **begreifen**. **Es gilt nicht**, Gott Relevanz zuzugestehen, sondern es gilt einfach **hinzunehmen**, dass außer ihm rein gar nichts von irgendeiner Relevanz sein kann.

Denn Gott ist das ganze Problem unseres Daseins – und er ist auch die ganze Lösung. Er ist der Grund, auf dem wir stehen, und auch der Abgrund, in den wir fallen. Er ist unsere Herkunft und unsere Zukunft, unser Rechtsanwalt und unser Richter, unser Henker und unser Retter, er ist die Schwere, die uns lähmt, und auch der Kick, der uns beflügelt. Werben wir also, damit Menschen freundlich erwägen, eventuell mit Gott in Beziehung zu treten?

Nein: Diese Vorstellung wäre schon im Ansatz falsch! Denn jeder Mensch **ist** mit Gott in Beziehung, ob er will oder nicht. Wir alle sind von der Gegenwart Gottes restlos umstellt und umhüllt, wir sind **immer** in Beziehung mit ihm, und die Frage ist bloß, **wie** sich diese Beziehung gestaltet. Ob sie nämlich eine unbewusste und ungeklärte, eine unwillige und darum unheilvolle Beziehung bleibt, **oder** ob der Glaube daraus eine bewusste und geklärte, eine willig bejahte und darum heilvolle Gottesbeziehung werden lässt.

Nicht **ob**, sondern **wie** wir mit Gott verbunden sind, **das** steht in Frage. Diese Frage aber zu klären, im Interesse eines jeden, **das** ist die große Chance, um die es hier geht. Denn es gibt zwar kein Geschöpf, das dem Schöpfer fremd wäre. Gott ist unser aller Schicksal. Ob er's aber **so** oder **so** ist, ob er's zum Guten oder zum Bösen ist, zum Heil oder zum Unheil, darauf kommt es an. Denn das Evangelium ist ein großes und freundliches Angebot, das angenommen oder verweigert werden kann. Neutral bleibt keiner. Eine Einladung ignorieren heißt sie ablehnen. Wer sie aber annimmt, dem wird sie zu einem Geschenk von unschätzbarem Wert! Gott reicht uns die Hand zur Freundschaft und wenn wir in diese Hand einschlagen erfahren wir die Gegenwart Gottes nicht mehr als bedrängend, sondern als tröstlich und beglückend. Wer vorher wissen will, worauf er sich einlässt, tut gut daran, den christlichen Glauben zu durchdenken. Und eben dabei will dieses Buch helfen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Sehnsucht und Erfüllung

Ist ihnen einmal aufgefallen, wie sehr das Leben einer großen Suche gleicht – und wie die Menschen sich ständig auf der Jagd befinden nach diesem oder jenem? Ob einer jung ist oder alt, ob er viel oder wenig hat, es sind doch alle irgendwie hungrig und voller Sehnsucht, hoffen auf etwas und streben nach etwas, das sie erjagen wollen, um darin Glück und Frieden zu finden. Unruhig ist der Mensch auf der Suche nach Ruhe, hält ständig Ausschau, um endlich zu **finden**, kämpft und müht sich und läuft durch die Welt in der Erwartung, einmal anzukommen. Doch **wo** will der Mensch eigentlich ankommen? Und **was** ist es, das er jagt? **Worauf** richtet sich das ungestillte Verlangen? Ist das bei jedem verschieden – oder ist es am Ende bei allen das Gleiche? Auf den ersten Blick scheint es, als suche jeder nach etwas anderem. Denn der eine bekommt nicht genug von der Geselligkeit im Verein und am Stammtisch. Und der andere sitzt stundenlang am Fluss, um beim Angeln die Ruhe und die Einsamkeit zu genießen. Dieser sucht seinen Kick beim Fallschirmspringen oder in sonstigen Abenteuern. Und jener liebt es, geborgen und sicher mit einem Buch hinter dem Ofen zu sitzen. Manche gieren nur nach Erfolg, Ruhm und Anerkennung. Und andere kriegen nicht genug von Sonne, Strand und Meer. Das alles scheinen ganz verschiedene Interessen zu sein, weil man Glück und Befriedigung an ganz unterschiedlichen Punkten sucht. Aber könnte es nicht sein, dass die Menschen doch alle **dasselbe** suchen – und dabei nur verschiedene Wege gehen? Könnte es nicht sein, dass sie für das Ziel ihrer Sehnsucht gar keinen richtigen Namen kennen, sondern nur wie Spürhunde einer Witterung folgen, die sie einmal aufgenommen haben?

Tatsächlich meine ich, dass alle Menschen **dasselbe** suchen, und dass es – ob sie's wissen oder nicht – eigentlich immer **Gott** ist, den sie suchen. Denn wenn ich einem schönen Besitz nachjage oder einer schönen Frau, wenn ich nach tollen Erlebnissen lechze oder nach dem Gefühl von Macht: Suche ich diese Dinge dann etwa wegen dem **Schlechten**, das in ihnen liegt? Suche ich sie nicht wegen dem **Guten**, das in ihnen enthalten ist? Was aber könnte in irgendeiner geschöpflichen Wirklichkeit an Gutem enthalten sein, wenn nicht **das**, was der Schöpfer hineingelegt hat? Und was sollte **das** sein, was er da hineingelegt hat, wenn es nicht ein kleines Stück wäre von **seiner eigenen** Herrlichkeit und Fülle? Was immer mich an der Natur fasziniert, das hat Gott der Natur verliehen, und es scheint mir so vollkommen, weil es **seine** Vollkommenheit spiegelt. Was mir groß erscheint in der Kunst, erscheint mir so, weil Gott etwas von **seiner** Größe darin abgebildet hat. Und was mir süß oder warm oder hell vorkommt an irgendeiner Kreatur, **das ist** die Süße, Wärme und Helligkeit Gottes, die er **aus dem Seinen** genommen und in die Kreatur hineingesteckt hat. Denn was hätten die Geschöpfe Gutes **an sich** oder **in sich**, das sie **nicht** von Gott empfangen haben? Alle Dinge sind gerade **so** gut, wie sie an **Gottes** Gutheit Anteil haben! **Wenn** ein Mensch also hier oder dort nach dem sucht, was ihm Erfüllung schenkt – **wenn** er wie ein Jagdhund die Witterung aufgenommen hat und rennt und kämpft und begehrt und erstrebt –, **begehrt und erstrebt er** dann nicht eigentlich **Gott**?

Natürlich **weiß** der Mensch das nicht! Denn er geht ins Konzert oder er geht angeln, er träumt von der Südsee oder vom Lottogewinn. Und wenn man ihm sagte, dass es dabei letztlich **um Gott** geht, würde er verständnislos den Kopf schütteln. **Er** meint ja Friede, Glück und Schönheit Kraft, Wahrheit und Geborgenheit gehörten zur Natur dieser Welt, **er** meint, was er sucht, läge in der Substanz **der Dinge**. Er sieht **nicht** den Schöpfer dahinter, dessen Leihgabe das alles ist. Und **doch** ist der Glanz, der den Menschen blendet und geradezu süchtig macht, Gottes **eigener** Glanz, den man nur irrtümlich den Dingen zuschreibt, weil man seine Quelle nicht kennt. Meister Eckhart, ein großer Theologe des Mittelalters, schreibt:

„Gott hat seine Liebe in alle Kreatur ausgebreitet und ist doch in sich selbst Eins geblieben. Da an allen Kreaturen, und zwar an einer jeglichen, etwas Liebenswertes ist, darum liebt eine jegliche Kreatur, wennanders sie vernunftbegabt ist, an der andern etwas, das ihr gleicht. Darum verlangen die Frauen manchmal nach Rotem, weil sie ihre Befriedigung der Lust am lustvollen Anblick des Roten entnehmen wollen, und wenn sie ihre Befriedigung darin nicht finden, so verlangen sie ein ander Mal nach Grünem, und doch kann ihr Verlangen nicht erfüllt werden und das liegt daran: sie nehmen nicht nur die einfache Lust an sich, sondern nehmen das Tuch hinzu, das Träger der Farbe ist, die lusterregend erscheint. Und da in solcher Weise an einer jeglichen Kreatur etwas Lusterregendes in Erscheinung tritt, darum lieben die Menschen bald dies und bald das. Nun leg »dies« und »das« ab: was dann übrigbleibt, das ist rein nur Gott. Wenn einer ein Bild an eine Wand malt, dann ist die Wand Träger des Bildes. Wer nun das Bild an der Wand liebt, der liebt die Wand mit; wer die Wand wegnähme, der nähme auch das Bild weg. Nehmt aber nun die Wand so weg, dass das Bild bestehen bleibt, dann ist das Bild sein eigener Träger; wer dann das Bild liebt, der liebt ein reines Bild. Nun liebet alles was liebenswert ist, und nicht zugleich das, woran es liebenswert erscheint, dann liebst du rein nur Gott.“

Was Meister Eckhart da sagt, mag ungewohnt erscheinen – und vielleicht sogar befremdlich. Aber wenn man seinem Gedanken folgt, erklärt sich so manche Seltsamkeit im menschlichen Leben. Wenn der Mensch nämlich von Gott **so** geschaffen wurde, dass er stets zu Gott strebt und in nichts anderem Genüge findet als in Gott allein, **so erklärt** das die Beharrlichkeit, mit der wir auf Erden nach Befriedigung **jagen, und es erklärt** zugleich, dass wir auf Erden nie und nimmer volle Befriedigung **erlangen**.

Denn hungrig sind unsere Herzen **nicht** nach den Dingen der Welt, sondern eigentlich nach Gott. Und solange wir **ihn** nicht haben, müssen wir weiter herumrennen und suchen. Wir jagen wie Süchtige nach dem Stoff, der uns selig macht, denn wir finden ja überall in der Welt verstreute Spuren von Gottes Herrlichkeit, an denen wir uns berauschen. Aber weil wir ständig das geliebte Bild verwechseln mit der kalten Wand, auf die es gemalt ist, umarmen wir die Wand, wir umarmen **die Welt**, und werden notwendig von ihr enttäuscht. Denn was wir von ihr erhoffen, **soll und kann** sie gar nicht geben.

Vielleicht haben wir von **Freiheit** geträumt und haben sie auf einer Reise gesucht. Oder wir haben von **Liebe** geträumt und haben sie von einem Menschen erhofft. Vielleicht haben wir uns **Anerkennung** gewünscht und darum eine Karriere gestartet. Oder wir haben **Geborgenheit** gewollt und darum ein Haus gebaut. **Gemeint** aber haben wir immer Gott und **gesucht** haben wir immer Gott, so dass wir, ohne es zu wissen, nie von etwas anderem geträumt haben als von **ihm**.

Das Gute an der **Freiheit** ist nämlich das, was in ihr von Gott enthalten ist. Und auch das Gute an der **Liebe** oder an der **Geborgenheit** ist der Anteil, der von Gott darin steckt. Ob wir's darum wissen oder nicht: All unser **Mühen** und **Kämpfen**, all unser **Streben** und **Jagen**, all unser **Hoffen** und **Forschen** richtet sich auf ihn. Und es wird auch nie irgendwo zur Ruhe kommen, außer bei Gott, weil wir uns am Speiseplan dieser Welt immer nur hungrig essen. Wir hatten und wir haben es immer nur auf Gott abgesehen. Die simple Schlussfolgerung aber kann nur darin bestehen, dass wir künftig **dort** Erfüllung suchen, wo sie erlangt werden kann.

Denn **nicht** etwa unser Streben ist schlecht, und **nicht** unsere Sehnsucht ist verkehrt, sondern nur der **Weg**, auf dem wir Befriedigung suchen, **der** ist falsch, insofern wir die **falschen** Objekte lieben. **Nicht** die Schönheit der Natur sollten wir lieben, **sondern in** der Natur die Schönheit **Gottes**, die er der Natur geliehen hat. **Nicht** die Weisheit der Weisen sollten wir bewundern, **sondern in** den Weisen die Weisheit **Gottes**, die er den Weisen verliehen hat. **Nicht** den guten

Geschmack der Speisen sollten wir loben, **sondern in** den Speisen die Freundlichkeit **Gottes**, der **seinen** guten Geschmack in die Speisen gelegt hat.

Wahrlich, in mancher **Frau** manifestiert sich die Anmut, die Gott zu eigen ist, und in manchem **Mann** manifestiert sich die Treue, die Gott zu eigen ist. Im **Felsen** steckt Gottes Härte, und im **Wasser** Gottes Klarheit, die **Berge** enthalten Gottes Größe und der **Wind** bringt uns Gottes Frische. Bin ich aber begeistert **davon** sollte ich dann nicht – begeistert sein **von Gott**? Suche ich das Erlebnis dieser Dinge nicht wegen dem **Guten**, das in ihnen enthalten ist? Was aber könnte darin an **Gutem** enthalten sein, wenn nicht **das**, was der Schöpfer von **seiner eigenen** Herrlichkeit und Fülle hineingelegt hat?

So haben wir in Wahrheit **nie** etwas anderes begehrt als Gott, und selbst unsere **schlechtesten** Taten waren noch ungeschickte Versuche, ihm nahe zu kommen. All die Menschen aber, die in der Welt ihrem Vergnügen nachjagen, werden von **demselben** Drang getrieben, den sie nur leider **nicht** verstehen und dessen Ziel sie **nicht** kennen. In dumpfer Sehnsucht folgen sie Gottes Spuren, aber sie verstehen seine Spuren nicht zu lesen. Und das ist tragisch. Denn worauf immer der Mensch sein Streben richtet, kann so gut sein, wie es will, wenn es **nicht** Gott selbst ist, wird es dem Menschen keinen Frieden geben, sondern nur eine vorläufige und oberflächliche Genugtuung. **Ja**, die Genugtuung an der Welt wird uns sogar zum Hindernis, durch das wir die höchste Wahrheit nicht erkennen: Denn wer dem Geschöpf zuschreibt, was dem Schöpfer **gehört**, und vom Geschöpf erwartet, was nur Gott geben **kann**, dem wird ein Stück Welt zum Götzen. Und so sehr er diesen Götzen dann auch verehrt und sein Herz daran hängt, wird er doch stets schlechten Lohn dafür empfangen. Denn die Dinge dieser Welt, wenn sie auch schön sind und einen **gewissen** Trost enthalten, enthalten ihn doch nur auf unvollkommene Weise, und können **den** nicht ersetzen, von dessen Fülle sie genommen sind. Meister Eckhart sagt es recht anschaulich:

„Hätte ich alles das, wonach ich zu begehren vermöchte, täte mir aber nur der Finger weh, so hätte ich's nicht alles, denn mir wäre ja doch der Finger wund, und ich hätte daher nicht ganzen Trost solange mir der Finger weh täte. Brot ist dem Menschen gar tröstlich, dafern ihn hungert; wenn ihn aber dürstet, so hätte er am Brote so wenig Trost, wie an einem Steine. Und ebenso ist es mit den Kleidern, wenn ihn friert; wenn's ihm aber zu heiß ist, so hat er keinen Trost an den Kleidern; und ebenso ist es mit allen Kreaturen, und darum ist es wahr, dass alle Kreaturen Bitterkeit in sich tragen. Wohl ist es auch wahr, dass alle Kreaturen innen etwas Trost in sich tragen, wie einen oben abgeschäumten Seim. Der Seim, das ist allzumal das in Gott, was Gutes in allen Kreaturen zusammen sein mag. (.....) Der Trost der Kreaturen aber ist nicht vollkommen, denn er trägt einen Mangel in sich. Der Trost Gottes aber ist lauter und ohne Mangel und ist völlig und ist vollkommen.“

Es steckt in Eckharts Worten gewiss keine Geringschätzung der Welt, sondern durchaus Dank für alles Schöne und Tröstliche, das Gott in die Dinge gelegt hat. Es sind alles Spuren göttlicher Gegenwart, es sind Indizien und Fingerzeige, die uns Lust machen sollen, der Quelle des Guten nachzugehen! Doch wäre es tragisch, wenn wir uns mit dem irdischen Abglanz und Widerschein göttlicher Herrlichkeit **zufrieden gäben**, ohne ihren Ursprung zu suchen! Nein: Ein begnadeter Mensch ist **nicht** so bescheiden, dass er die Kopie nimmt, wenn er das Original haben kann, **sondern** er wird von Meister Eckhart mit einem Jagdhund verglichen, der die Fährte Gottes gewittert hat, und der nun läuft und läuft und – immer den lockenden Duft in der Nase – sich nicht verdrießen lässt, Gott weiter nachzujagen, bis er ihn schließlich gefunden hat. Dass **wir** aber solchen Hunden gleichen mögen, die in ihrer Ausdauer und Zielstrebigkeit die Spur Gottes niemals verlieren, und sich durch nichts von ihr ablenken lassen, das wünsche ich ihnen und mir!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Verstand, Wille, Gefühl, Reflex

Auf der Suche nach sinnerfülltem Leben streben viele Menschen nach dem Glauben, weil sie vom Glauben befriedigende, sinnstiftende Antworten erwarten. Aber glauben wollen heißt noch nicht glauben können. Und oft ist auch gar nicht klar, was Glaube überhaupt ist. Glauben – wie macht man das? Was tut einer, wenn er glaubt?

Darüber Auskunft zu geben, ist schon deshalb schwer, weil uns die Umgangssprache aufs Glatteis führt. In der Alltagssprache verwenden wir das Wort „glauben“ nämlich dann, wenn wir etwas vermuten, uns der Sache aber nicht sicher sind. Wir sagen z.B. „Ich glaube, es wird bald regnen“ oder „Ich glaube, unser Nachbar hat ein neues Auto“.

Übertragen wir diesen Sprachgebrauch aber auf den christlichen Glauben, so entsteht sofort ein schiefes Bild. Denn der christliche Glaube hat genau das, was „Vermutungen“ nicht haben: Er hat Gewissheit. Und die muss er auch haben, denn sonst könnte man sich nicht im Leben und im Sterben auf den Glauben stützen. Sollte man also das Moment der Gewissheit stärker hervorheben, indem man sagt, der christliche Glaube sei eine Art „Wissen“?

Glaube ist (k)ein Wissen

Das Wesen des Glaubens als „Wissen“ zu bestimmen, liegt insofern nahe, als der Glaube ja beansprucht, Erkenntnis zu vermitteln. Schließlich muss man etwas von Gott **wissen**, um an ihn glauben zu können. Der Glaube kommt ohne das Denken nicht aus, denn das Evangelium kann nur dort Glauben wecken, wo man seine Botschaft **versteht** – und wer könnte verstehen ohne Verstand? Ohne Denken geht es also nicht. Und doch ist unsere Frage nach dem Wesen des Glaubens damit noch nicht beantwortet. Wer den Glauben aus dem Denken herleiten wollte, käme in Schwierigkeiten. Denn wäre Glaube nichts weiter als eine spezielle Art von Wissen, so wäre ja zu erwarten, dass die klügsten und gebildetsten Menschen automatisch auch immer die frömmsten wären. Das ist aber nicht so. Und ein zweites Problem kommt noch dazu: Wäre der Glaube nur eine Sache des Verstandes, so müsste er lehr- und lernbar sein wie das Einmaleins. Auch das widerspricht der Erfahrung. Wir machen nämlich Erfahrungen mit Gott, nicht wenn es unsere Wissbegier fordert, sondern wenn es ihm gefällt. Müssen wir also folgern, dass der Grund des Glaubens in solchen besonderen Erfahrungen liegt?

Glaube ist (k)eine Erfahrungssache

In diesem zweiten Anlauf scheinen wir einer Wesensbestimmung des Glaubens schon sehr nahe zu kommen. Denn wenn in der Bibel von „Glaube“ die Rede ist, dann hat das immer mit konkreten Erfahrungen zu tun. Abraham, Isaak, Jakob, Mose, David, Jesaja und die anderen Großen der Bibel bekennen sich schließlich nicht zu irgendeinem abstrakten „höchsten Wesen“, sondern zu dem Gott, der sich in der Geschichte Israels als mächtig erwiesen hat. Man theoretisiert in der Bibel nicht über Gott, sondern erzählt von seinen ganz konkreten großen Taten:

Wie er Jakobs Söhne zu einem großen Volk werden ließ, wie er sie aus der Knechtschaft in Ägypten herausführte, wie er am Sinai seinen Bund mit ihnen schloss und ihnen das gelobte Land zu Eigen gab. Der Glaube Israels wuchs, so wie das Vertrauen zu einem guten Freund wächst, wenn man immer wieder gute Erfahrungen mit ihm macht.

Und viele Christen bestätigen, dass auch ihr eigener Glaube auf diese Weise entstanden ist. Sie erzählen dann von ihrer persönlichen Geschichte mit Gott: Wie Gottes Wort sie gepackt hat und ihrem Leben eine Richtung gab, wie Gott ihnen Schweres auferlegte und ihnen hindurch

half, wie er Gebete erhörte und wie er seine Nähe spüren ließ. Für den, der solches zu berichten weiß, sind seine Erfahrungen mit Gott eindeutig und beweiskräftig. Doch Außenstehende sind oft skeptisch und wenden ein, dass man Erlebnisse verschieden deuten kann. Dann heißt es schnell: „Du verstehst deine Erfahrungen nur als Erfahrungen Gottes, weil du sie so verstehen willst.“ Als Glaubender fühlt man sich da vielleicht unverstanden. Man muss aber wohl zugeben, dass Glaube auch etwas damit zu tun hat, glauben zu **wollen**. Denn wer Gottes Wirken nicht sehen **will**, der sieht es in der Regel auch nicht. Wer **will**, kann sich die Welt erklären, ohne dabei die Hypothese „Gott“ einzubeziehen. Und das wirft unsere Wesensbestimmung des Glaubens wieder über den Haufen. Wenn es nämlich aufs Glauben-wollen ankommt, dann scheint der Glaube doch weniger auf Erkenntnissen und Erfahrungen als auf einem Willensakt zu beruhen.

Glaube ist (k)eine Frage des Wollens

Wer den Glauben als Willensakt deuten will, kann dafür biblische Belege beibringen. Denn wir werden in der Heiligen Schrift vielfach aufgefordert, uns für den Glauben zu entscheiden. Auch Jesus appelliert an unseren Willen und sagt: „Tut Buße und glaubt an das Evangelium!“, „Glaubt an das Licht, solange ihr's habt!“, „Glaubt an Gott und glaubt an mich!“.

Die Erfahrung freilich zeigt, dass es nicht immer leicht ist, dieser Einladung nachzukommen. Das wissen die am besten, die glauben wollen, es aber einfach nicht können. Ihnen nützt kein Bekehrungseifer und kein moralischer Druck nach dem Motto: „Du kannst es! Du musst es nur wirklich wollen!“. Nein, in der bitteren Erfahrung, nicht glauben zu können, bestätigt sich nur, was die Bibel lehrt: Dass Glaube nichts ist, was man sich so einfach nehmen oder erzwingen könnte. Er ist nämlich nie das Produkt unseres eigenen Entschlusses, sondern immer ein Resultat göttlichen Tuns. Der Glaube ähnelt darin tiefen Gefühlen wie Liebe oder Vertrauen. Denn so wie wir unserem Herzen nicht befehlen können zu lieben oder zu vertrauen, so können wir uns auch nicht selbst befehlen zu glauben. Und damit ist schon wieder ein Versuch gescheitert, das Wesen des Glaubens zu bestimmen: Der Glaube ist keine Sache des Willens. Was ist er aber dann? Wenn das Wesen des Glaubens nicht darin liegt, dass man etwas will – liegt es dann vielleicht darin, dass man etwas anerkennt – also im „Für-wahr-halten“ dogmatischer Sätze?

Glaube ist (k)ein „Für-wahr-halten“

Viele Menschen denken so und meinen, das sei das Wesentliche am Glauben, dass ein Mensch die biblischen Berichte für Tatsachenberichte und jeden Satz des Glaubensbekenntnisses für wahr hält. Doch ist auch das ein Missverständnis. Denn der Glaube schließt zwar ein bestimmtes Verständnis von Gott, der Welt und dem Menschen ein. Doch ist der Glaube deswegen nicht Glaube an Sachverhalte und auch kein einsames Beharren auf Überzeugungen.

Denn wenn wir nur die Glaubensartikel aufzählen und „Für-wahr-halten“, tun wir nichts, was der Teufel nicht auch täte. Auch er hält es für wahr, dass Gott die Welt schuf, dass Christus starb und auferstand usw. – er muss diese Sätze anerkennen, einfach weil sie wahr sind. Doch solches „Für-wahr-halten“ von Fakten und Sachverhalten nützt dem Teufel nichts und macht ihn gewiss nicht zum Christen. Denn ihm fehlt das Entscheidende: Zu der Erkenntnis, dass Gottes große Taten einen Raum der Gnade eröffnet haben, muss die Bereitschaft hinzukommen, in diesen Raum auch persönlich einzutreten. Es genügt nicht, Gottes Gnade in korrekten Glaubenssätzen zu bezeugen. Wer glauben will, der muss bereit sein, seine ganze Existenz auf diese Gnade zu gründen, der muss mit Haut und Haar und Leib und Seele ein Wagnis eingehen – und das ist noch etwas anderes, als bloß bestimmte Sätze für wahr zu halten.

Glaube ist ein „ganzheitliches“ Geschehen

Sind wir also auch mit unserem letzten Versuch, das Wesen des Glaubens zu beschreiben, nun endgültig gescheitert? Es sieht fast so aus. Denn nach allem, was wir zusammengetragen haben, scheint die Verwirrung nun komplett. Der Glaube hat etwas mit Wissen zu tun – er geht aber im Wissen nicht auf. Der Wille des Menschen ist am Glauben beteiligt – doch verfügt der Wille nicht über den Glauben. Erfahrungen und Gefühle spielen eine Rolle – und doch lässt sich der Glaube nicht einfach aus ihnen ableiten. Ist der Glaube demnach eine ganz diffuse und nebulöse Angelegenheit? Nein. Unsere Versuche, den Glauben auf einzelne Aspekte unseres Seelenlebens zurückzuführen, **mussten** scheitern, weil der Glaube sich in keiner der genannten Schubladen unterbringen lässt:

Der Glaube sitzt nicht nur im Kopf und nicht nur im Herzen und nicht nur im Willen – er ist das, was man einen „ganzheitlichen“ Vollzug nennt. Er ist ein Akt der ganzen Person, an dem Vernunft und Wille, Erkenntnis, Erfahrung und Gefühl gleichermaßen beteiligt sind. Dabei ist jede Faser unseres Seins mit in den Glauben einbezogen, und doch bringen diese Fasern weder einzeln noch gemeinsam den Glauben hervor.

Glaube ist eine Reflektion göttlichen Lichtes im Spiegel unserer Seele

Es verhält sich nämlich mit den verschiedenen Facetten unseres Seelenlebens nicht anders als mit den Facetten eines Spiegels: Solange kein Licht da ist, bleibt der Spiegel dunkel, denn ein Spiegel vermag aus sich selbst kein Licht hervorzubringen. Wird aber Licht entzündet, so vermag der Spiegel es vielfach zu reflektieren. Und so ist es auch mit den verschiedenen Facetten unseres Seelenlebens. Wäre da nicht Gottes Evangelium, so könnten wir mit all unserer Vernunft, unserem Gefühl und unserer Willenskraft keinen Funken des Glaubens hervorbringen. Da Gott aber das Licht des Evangeliums entzündet hat, kann die Seele eines Menschen dieses Licht widerspiegeln. Das ist ein komplexer Vorgang, weil wir vielschichtige Wesen sind: In unserem Willen spiegelt sich das Licht des Evangeliums anders als im Gefühl und in unserem Verstand bringt dieses Licht andere Reflexe hervor als im Gewissen. Und doch: Weil es eine Lichtquelle ist, die den ganzen Spiegel erleuchtet, ergibt sich aus dem Funkeln vieler Facetten ein gemeinsames schönes Bild.

Das Licht des Evangeliums bringt in unseren Seelen jene Spiegelung hervor, die man Glaube nennt und die aus dem Spiegel – obwohl er in sich selbst kein Licht trägt – ein hell leuchtendes Schmuckstück macht. Das ist tröstlich für alle, die wissen, wie viel Dunkles und Armseliges die menschliche Seele enthält. Denn seit Gott sein Licht entzündet hat, muss diese Armseligkeit nicht das letzte Wort behalten. Wenn sich in unseren Seelen auch nur ein wenig von diesem Licht widerspiegelt, wenn in uns auch nur ein Funke des Glaubens ist, so verleiht uns dieser Glaube eine unzerstörbare Würde: Etwas, was uns in Ewigkeit nicht genommen werden kann.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottesbeziehung und Biographie

Haben sie sich schon einmal gefragt, wie man das „Glauben“ erlernt? Ist es eine „Begabung“, die man in die Wiege gelegt bekommt? Kann man es „trainieren“? Kann man sich dafür „entscheiden“? Oder wird man von anderen Gläubigen sozusagen „angesteckt“? Der Schweizer Pädagoge Pestalozzi hat sich diese Frage gestellt – und hat eine interessante Antwort gegeben:

„Wie kommt es, dass ich an einen Gott glaube, dass ich mich in seine Arme werfe und mich selig fühle, wenn ich ihn liebe, wenn ich ihm vertraue, wenn ich ihm danke, wenn ich ihm folge? Das sehe ich bald. Die Gefühle der Liebe, des Vertrauens, des Dankens und die Fertigkeit des Gehorsams müssen in mir entwickelt sein, ehe ich sie auf Gott anwenden kann. Ich muss Menschen lieben, ich muss Menschen trauen, ich muss Menschen danken, ich muss Menschen gehorsamen, ehe ich mich dazu erheben kann, Gott zu lieben, Gott zu vertrauen und Gott zu gehorsamen...“

Pestalozzi behauptet, dass zwischen der Eltern-Kind-Beziehung und der Gottesbeziehung ein enger Zusammenhang besteht. Und ich vermute, dass fast jeder, der über die Entwicklung seines Glaubenslebens nachdenkt, das bestätigen kann. Denn tatsächlich wird das „Verhaltensrepertoire“, das die Gottesbeziehung des erwachsenen Menschen bestimmt, zum großen Teil außerhalb dieser Beziehung erlernt. Es bildet gewissermaßen eine „Sprache“, die wir schon beherrschen, bevor wir in die bewusste Kommunikation mit Gott eintreten. Denn die verschiedenen Möglichkeiten „In-Beziehung-zu-sein“, sind uns vertraut, bevor wir sie auf Gott anwenden. Folgende sieben Aspekte der Eltern-Kind-Beziehung scheinen mir dabei besonders wichtig zu sein:

1. Bejaht, versorgt, ernährt, geführt und erhalten werden.
2. Eine Autorität anerkennen, Weisungen annehmen, sich verantworten.
3. Erkenntnis suchen, fragen, Antwort und Deutung empfangen.
4. Vor jemand scheitern, Schuld gestehen und Vergebung erbitten.
5. Zuflucht finden und offene Arme, Geborgenheit, Schutz und Vergebung.
6. Sich an jemanden binden, für ihn einstehen, ihm gefallen wollen.
7. Jemanden entbehren und vermissen, seine Nähe ersehnen.

Man kann nur jedem Kind wünschen, dass es diese Beziehungsmuster kennen lernt und Gelegenheit hat, sie im Gegenüber zu seinen Eltern (oder anderen vertrauenswürdigen Menschen) zu erproben. Denn ohne diese Erfahrungen wird wohl niemand zu emotionaler und intellektueller Reife heranwachsen. Allerdings gilt auch, dass niemand erwachsen wird, ohne dass diese Eltern-Kind-Beziehung in die Krise gerät. Denn tatsächlich sieht das Kind in seinen Eltern ja mehr, als sie sind. In der Perspektive des Kleinkindes verfügen die Eltern über unbegrenzte Macht und unbegrenzte Mittel. Sie scheinen alles zu wissen und alles zu können. Ihre Autorität steht fraglos fest und rechtfertigt blindes Vertrauen. Sie werden als Vorbild angenommen, weil das Kind von ihren Grenzen und ihren Schwächen nichts ahnt. Es fühlt sich bei ihnen unbedingt geborgen. Und das ist natürlich gut so.

Ebenso natürlich ist aber die Krise, die entsteht, wenn das Kind beginnt, seine Eltern realistischer zu sehen. Es entdeckt irgendwann, dass die Menschen, auf die es sich unbedingt verlassen hat, nur bedingt verlässlich sind. Es merkt, dass sie manche ihrer Regeln selbst nicht einhalten. Die fraglose Autorität wird damit fragwürdig. Und die großen Helfer erweisen sich in manchen Fällen als hilflos. Mit einem Wort: Die Eltern können irgendwann ihre ursprüngliche

Rolle nicht mehr ausfüllen. Sie können nicht mehr die letzte Instanz in allen Fragen sein. Wer aber dann? Die von den Eltern hinterlassene Lücke kann nicht einfach leer bleiben. Sie muss neu gefüllt werden. Die vom Kind erlernten Beziehungsmuster werden darum nicht einfach aufgegeben, sondern werden auf andere „Objekte“ und „Partner“ übertragen.

Welche das aber sind, das entscheidet über den künftigen Weg und das Wesen des heranwachsenden Menschen. Wessen Nähe wird er suchen, wem wird er vertrauen, welchem Maßstab wird er folgen, welche Autorität wird er respektieren? Was tritt für ihn an die Stelle, die einst die Eltern innehatten? Wird es der Ehepartner sein, der Arbeitgeber oder ein bewunderter Freund? Wird eine Ideologie zur letzten Instanz erhoben, das Urteil der „Anderen“, ein Lebenstraum, eine wissenschaftliche Lehrmeinung oder einfach nur das eigene „Ego“?

Wer aus christlicher Sicht die Funktion der Eltern übernehmen sollte, ist klar: In Wahrheit kann nur Gott die Lücke füllen, die die Entzauberung der Eltern hinterlässt. Nur Gott verdient unbedingtes Vertrauen. Nur Gott ist ein wirklich verlässlicher Maßstab. Doch nur wenige Menschen erkennen das. Stattdessen binden sie sich an andere Menschen, an Güter, an Institutionen und irdische Ziele. Sie lösen sich zwar von den Eltern ab, verstricken sich aber sofort in die Welt, die ihnen geben soll, was sie ersehnen. Und sie merken dabei nicht, dass sie die Welt überfordern. Sie suchen bedingungslose Liebe – und werden von ihren Ehepartnern enttäuscht. Sie verlangen nach Wahrheit – doch die Gelehrten streiten sich. Sie wollen Sicherheit – und bauen vergeblich auf ihr Bankkonto. Sie wollen sich an Vorbildern orientieren – und fallen auf falsche Idole herein. Sie suchen echte Autoritäten – und folgen doch nur den eigenen Wünschen. Sie wollen Hoffnung – und hören nur Versprechungen.

Mit anderen Worten: Der Mensch, dem die Gottesbeziehung fehlt, verstrickt sich zwangsläufig in die „Welt“, ihre Autoritäten, ihre Genüsse, ihre Versprechungen. Er sucht in der Welt, was in ihr nicht zu finden ist. Und wenn das Leben dann nicht hält, was er sich davon versprach, macht er die böse Welt oder sogar Gott dafür verantwortlich. Doch der Fehler liegt durchaus bei ihm selbst, weil er sich im Verhältnis religiöser Hingabe an Objekte hängt, die dieser Hingabe nicht wert und nicht würdig sind. In Abwandlung eines Wortes von Sören Kierkegaard könnte man sagen: Unglaube besteht darin, dass man ein absolutes Verhältnis zu relativen Dingen hat. Solcher Unglaube ist das Normalste, das man sich nur denken kann. Er ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Und doch: Wie könnte aus einem so schiefen Verhältnis Gutes erwachsen? Das ist unmöglich. Denn auch die besten Gaben Gottes (Liebe, Verstand, Schönheit, Wohlstand, Gesundheit) müssen den, der mit überzogenen Erwartungen an ihnen hängt, täuschen und enttäuschen.

Was also muss geschehen, damit ein Mensch Zugang zum Glauben findet? Nun, er muss einfach begreifen, dass zwischen seiner Sehnsucht und dem begrenzten Angebot der Welt nicht bloß ein situatives, sondern ein prinzipielles Missverhältnis besteht. D.h.: Auch wenn er eines Tages (noch) erfolgreicher oder gesünder, berühmter oder mächtiger wäre, würde die Welt ihm nicht geben können, was er ersehnt. Denn in Wahrheit sucht er nicht Relatives, sondern Absolutes. Und das heißt: Sein Herz wird nicht eher zur Ruhe kommen, als bis es ruht in Gott.

Wohl dem Menschen, der das eines Tages begreift. Wohl dem, den die Welt eines Tages gründlich genug ent-täuscht. Denn der beginnt klarer zu sehen. Er wird aus der falschen Bahn herausgeworfen. Und wenn ihm dann im richtigen Moment bewusst wird, dass der Glaube eine Alternative bietet, dann kommt sein bisheriges Beziehungsgefüge ins Rutschen. Er begreift, dass das Ziel seiner Sehnsucht nicht in der Welt, sondern jenseits dieser Welt liegt. Er begreift, dass der Hunger nach Gott nicht mit billigem Ersatz gestillt werden kann.

Und schon hat sich der Schwerpunkt seines Seelenlebens verlagert. Denn die Gottesbeziehung steht nun plötzlich in der Mitte. Und was bisher unendlich wichtig erschien – die Karriere, die

Partnerschaft, die Gesundheit und das Geld –, das alles wandert aus dem Zentrum in die Peripherie. Denn der beginnende Glaube, von dem wir hier reden, unterwirft alle irdischen Bezüge einer radikalen Kritik. Bindungen, die zuvor lebensnotwendig erschienen, werden durchtrennt und das vermeintlich Nächste rückt in die Ferne. Denn nur so wird der Mensch aus der Verfallenheit an sich selbst und an die Welt gelöst. Die Gottesbeziehung duldet neben sich keine Konkurrenz. Darum steht sie mit allen anderen Beziehungen so lange im Konflikt, bis diese aufgehoben oder der Gottesbeziehung untergeordnet sind. Dann allerdings – wenn die Gottesbeziehung allem anderen übergeordnet ist –, verneint sie die verbliebenen Beziehungen nicht, sondern verweist den Gläubigen in die irdischen Bezüge hinein, die von der Gottesbeziehung her relativiert, integriert, neu geordnet und mit neuem Sinn erfüllt werden.

Der Glaube erfordert also nicht etwa den Rückzug aus der Welt. Er führt uns nicht zwingend ins Kloster, sondern er will im Beruf, in der Familie, im Alltag gelebt und bewährt werden. Das kann dann äußerlich ganz ähnlich aussehen wie das Leben ohne Glauben. Und doch ist es etwas ganz anderes. Denn nun hat der Mensch zu den relativen Dingen nur noch ein relatives Verhältnis und zu den absoluten ein absolutes.

Weil das viel mit „Einsicht“ zu tun hat, kann der Weg zum Glauben tatsächlich als ein (dem Heiligen Geist zu verdankender!) Lernprozess verstanden werden. Denn „gläubig“ zu werden heißt einfach nur, die irrtümlich an die Welt und mein Ego geknüpften Beziehungen (des Hoffens, des Sich-mühens und Strebens, des Sich-messens und Sich-beurteilens, des Sich-fürchtens, des Sich-aufmerksam-hinwendens) abzulösen – und sie auf Gott zu übertragen, als auf den Einen, der dieses Hoffens, Fürchtens und Vertrauens wert ist.

Ergibt sich daraus so etwas wie eine Definition des Glaubens, die wir unseren weiteren Überlegungen zugrunde legen können? Ja: Glaube ist die Teilhabe an fremder Festigkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit, die der Mensch gewinnt, wenn er solche Festigkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit weder in sich selbst aufzurichten (A) noch in der Welt zu finden versucht (B), sondern sie sich von Gott mitteilen und zusprechen lässt (C). Schenken muss Gott uns allerdings nicht nur jene Teilhabe, sondern auch die Empfänglichkeit dafür. Denn die stellt sich erst ein, wenn Gott uns die Optionen (A) und (B) aus der Hand geschlagen und uns (C) als Ausweg vor Augen gestellt hat. Der Glaube ist demnach Gottes Werk am Menschen, durch das er diesen Menschen zu sich in Beziehung setzt, oder – genauer gesagt: Ihn von einer unbewussten, unstimmgigen Beziehung in eine bewusste und stimmige Gottesbeziehung überführt.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Psychologie und Bekehrung

Wenn jemand die Entstehung von Glaubensgewissheit auf das Wirken Gottes zurückführt, provoziert er damit Widerspruch. Denn ein anderer, der diese Gewissheit nicht teilt und mit Gottes Wirken nicht rechnet, hat immer die Möglichkeit, dem Phänomen des Glaubens eine „natürliche“ Erklärung zu geben.

Er wendet dann z.B. das Instrumentarium der Psychologie auf die entsprechenden Bewusstseinsprozesse an, analysiert den Vorgang der „Bekehrung“ und deckt dabei möglicherweise „unbewusste“ Zusammenhänge auf. Das geht immer. Denn es gibt immer genügend biographische, soziale und innerpsychische Faktoren, die zur Erklärung herangezogen werden können, wenn man vom Heiligen Geist nicht reden mag.

Und entsprechend leicht erringt der Kritiker des Glaubens das, was er für seinen Triumph hält. Er meint, dass dort, wo er „natürliche“ Ursachen aufgedeckt hat, ein „übernatürlicher“ Einfluss automatisch ausgeschlossen sei. Psychologische und theologische Erklärungsmuster stellt er als einander ausschließende Alternativen gegenüber. Er ist überzeugt, dass dort, wo „Natur“ wirkt, nicht „Gott“ wirken kann – und umgekehrt. Er meint, die Feststellung eines Kausalzusammenhanges schließe ein „Wunder“ aus – und ein „Wunder“ den Kausalzusammenhang.

Doch ist das eine ziemlich naive Vorstellung, die dem Glaubenden wenig Eindruck machen muss. Denn die Welt begrenzt ja nicht Gott, wie das Ufer das Meer begrenzt. Sondern die Schöpfung wird (einschließlich aller physischen und psychischen Kausalitäten) immer und überall vom Wirken ihres Schöpfers durchdrungen, der in der Regel nicht gegen und ohne, sondern in und mit den natürlichen Prozessen handelt.

Das tägliche Brot kommt nicht vom Bäcker oder von Gott, sondern Gott bedient sich des Bäckers, um seinen Geschöpfen das tägliche Brot zu verschaffen. Der Mensch hat das Leben nicht von seinen Eltern oder von Gott, sondern Gott bedient sich der Eltern, um dem Kind das Leben zu schenken. Für Ordnung und Sicherheit sorgt nicht der Staat oder Gott, sondern Gott kann sich des Staates bedienen, um Ordnung und Sicherheit zu gewährleisten.

Mit anderen Worten: Für den Glaubenden ist es selbstverständlich, dass Gott natürliche Prozesse in seinen Dienst nimmt, ohne dass dabei der Charakter des wunderbaren und göttlichen schwindet. Er kann darin zwei Seiten derselben Medaille sehen. Was also würde es ändern, wenn psychologisierende Kritiker eine vollständig „natürliche“ Erklärung des Glaubens vorlegen? Es hätte nicht die erhoffte Wirkung, dem Glauben dadurch den Boden zu entziehen, dass man ihn auf etwas anderes zurückführt als auf Gottes Geist, sondern es gäbe dem Glaubenden nur näheren Einblick in die Wirkweise des Heiligen Geistes – so wie ihm die Biologie näheren Einblick gibt in die Wirkweise seines Schöpfers.

Ein Christ, der sich mit der embryonalen Entwicklung und dem Vorgang der Geburt beschäftigt, erfährt viel darüber, wie Gott ihn geschaffen und ins Leben gerufen hat. Aber auf die Überzeugung, dass Gott ihn geschaffen hat, wirkt sich dieses biologische Wissen weder positiv noch negativ aus. Und genauso ergeht es einem Christen, der sich mit der Entstehung seines Glaubens beschäftigt. Er kann viel darüber erfahren, wie Gott ihm Glaubensgewissheit schenkte. Aber auf die Überzeugung, dass Gott sie ihm geschenkt hat, wird sich dieses psychologische Wissen weder positiv noch negativ auswirken.

Kann der Glaubende sich seine Gewissheit nicht erklären, ohne sie auf das Wirken des Heiligen Geistes zurückzuführen, beweist das nicht ihren „übernatürlichen“ Ursprung. Doch gilt ebenso das Umgekehrte. Denn wenn der Skeptiker meint, eine „natürliche“ bzw. „psychologische“ Erklärung der Glaubensgewissheit gefunden zu haben, schließt das ein Wirken des Heili-

gen Geistes keineswegs aus. Berührt es da nicht seltsam, wenn Kritiker der Religion entgegenhalten, sie sei „nichts als“ ein erklärliches Produkt psychischer Prozesse – und das mit dem Pathos großer Enthüllung tun? Selbst wenn der Glaube eines Menschen als Hirnfunktionen identifiziert und gemessen werden könnte, würde daraus keineswegs folgen, dass er „nichts als das“ sei. Denn logisch folgt ja aus der Entdeckung, etwas sei „auch das“ keineswegs, dass es „nur das“ und insofern „nichts als das“ sei. Es kann sehr wohl „das“ – und zugleich noch „viel mehr“ sein!

Kann man einem verliebten jungen Mann nicht nachweisen, dass seine Liebe mit biochemischen Prozessen in seinem Gehirn einhergeht? Er hat keinen Grund, es zu leugnen. Aber würde er deswegen zugeben, seine Liebe sei „nichts als“ ein biochemischer Prozess und könne eben deshalb nicht der große Wendepunkt seines Lebens sein? Vernünftiger Weise würde er darauf beharren, dass sie beides zugleich ist! Warum also sollte der religiöse Mensch sich die grobe Alternative aufzwingen lassen, dass sein Glaube entweder ein psychischer Prozess oder eine Wirkung des Heiligen Geistes sein müsse? Er kann sehr wohl beides sein, ohne dass diese beiden Dimensionen derselben Sache einander stören müssten.

Ein Altar kann sehr wohl das Produkt eines Handwerkers sein und ein Ort göttlicher Gegenwart. Eine Hostie kann beim Abendmahl Brot sein und der Leib Christi. Der Urknall kann ein physikalischer Prozess sein und Gottes Schöpfungstat. Jesus kann aus Fleisch und Blut bestehen und Gottes Sohn sein. Die Bibel kann menschliche Autoren haben und als Gottes Wort ihre Wirkung tun. Wer aber nur eine Dimension der Sache sieht, und meint, damit die jeweils andere Dimension ausgeschlossen zu haben, begeht nicht bloß einen logischen Fehler, sondern bleibt auch hinter dem zurück, was religiöse Menschen seit Jahrtausenden geläufig ist: Göttliches Handeln steht nicht in Alternative zu menschlichem Handeln, und Vorsehung nicht zu Physik. Warum also macht man so großes Wesen um die Entdeckung, dass der Heilige Geist sich psychischer Gesetzmäßigkeiten bedient?

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ist Glaube irrational?

Wer sich heute zum Glauben bekennt, wird von Außenstehenden oft verdächtigt, er müsse wohl ein bisschen dumm sein. Denn, so sagen sie, wer an Gott glaube, der tue ja etwas ganz Irrationales, der verlasse sich auf etwas, wofür er keine Beweise habe, und folge dabei irgendwelchen subjektiven Gefühlen. Das sei doch offenkundig unvernünftig, sagt man, es sei mehr Wunschdenken als Vernunft dabei, und es sei darum eher etwas für naive Gemüter oder (direkter gesagt:) für Dumme, die unkritisch und leichtgläubig sind.

Trifft das die Gläubigen? Kränkt es sie? Und – stimmt es denn? Ist es irrational, etwas zu glauben, was man anderen nicht beweisen kann? Ich will das überprüfen und erzähle Ihnen dazu eine kleine Geschichte, die ich kürzlich bei August Strindberg gelesen habe, nämlich die Geschichte vom „Wiedehopf auf Siarö“:

„Johannes befand sich einmal auf einer Wanderung und kam an einen Wald. In einem alten Baum fand er ein Vogelnest mit sieben Eiern, die denen des Mauerseglers glichen, doch dieser Vogel legt nur drei Eier, also war es nicht sein Nest. Da Johannes ein großer Eierkenner war, sah er bald, dass es das Ei des Wiedehopfes war, und er sagte sich: Der Wiedehopf muss hier in der Nähe sein, obwohl die Bücher behaupten, dass er hier nicht vorkomme. Nach einer Weile hörte er wie erwartet die berühmten „upp, upp, upp“ des Vogels und da wusste er, dass „Upupa“ da war. Er versteckte sich hinter einem Stein und bald sah er den gesprenkelten Vogel mit seinem gelben Kamm. Als er nach drei Tagen nach Hause kam, erzählte er seinem Lehrer, dass er auf Siarö den Wiedehopf gesehen habe. Der Lehrer glaubte es nicht, sondern forderte Beweise. „Beweise?“, sagte der Junge, „Meinen Sie zwei Zeugen?“. „Ja!“ – „Gut, ich habe zweimal zwei Zeugen, und die stimmen überein: Meine zwei Ohren haben ihn gehört, und meine zwei Augen haben ihn gesehen.“ „Mag sein, aber ich habe ihn nicht gesehen“, erwiderte der Lehrer. Johannes bekam den Namen Meisterlügner, weil er nicht beweisen konnte, dass er da und da den Wiedehopf gesehen hatte. Aber es war gleichwohl eine Tatsache, dass der Wiedehopf dort vorkam, wenn es auch ein ungewöhnlicher Fall war für diese Gegend...“

Nun – diese kleine Geschichte ist ziemlich alltäglich. Und doch kann sie uns helfen, das Verhältnis von Erfahrung und Vernunft zu klären. Denn es fragt sich ja, wer in dieser Geschichte irrational handelt, und wer vernünftig. Handelt der Schüler Johannes irrational, weil er fest daran glaubt, dass es auf Siarö den Wiedehopf gibt, obwohl er das dem Lehrer nicht beweisen kann? Oder handelt der Lehrer irrational, weil er den Jungen zum Lügner stempelt, bloß weil der Lehrer auf jener Insel nicht dabei war und darum nicht dasselbe sehen konnte wie Johannes? Kann man wirklich von einem Schüler verlangen, er möge glauben, was in den Büchern steht, wenn er doch mit eigenen Augen etwas anderes gesehen hat? Ich vermute, man wird in dieser Sache die Partei des Schülers ergreifen. Denn es ist ja nicht vernünftig oder rational, auf die bloße Autorität eines Schulbuches hin die eigene Erfahrung zu leugnen. Genau das ist schließlich der Sinn der Aufklärung gewesen, dass sie den Menschen ermutigt, sich seines Verstandes zu bedienen! Und wenn Johannes weiß, wie die Eier des Wiedehopfes aussehen, wie sein Ruf klingt und wie sein Gefieder gefärbt ist, dann sollte er selbstbewusst seiner eigenen Wahrnehmung vertrauen, und nicht der Autorität eines Schulbuchs.

Nun kann der Lehrer natürlich darauf verweisen, dass außer Johannes noch nie jemand den Vogel auf dieser Insel gesehen hat. Die Erfahrung des Schülers ist „subjektiv“ in dem Sinne, dass nur er sie gemacht hat. Es gibt keinen zweiten Zeugen, der sie bestätigen könnte, und

natürlich gibt es Täuschungen. Der Junge kann dem Lehrer an seiner Wahrnehmung auch nicht anders Anteil geben, als dass er versichert, den Vogel klar und deutlich gesehen zu haben. Die Sache bleibt „subjektiv“ in dem Sinne, dass der Wiedehopf nicht vorgeführt werden kann. Aber wenn die Beobachtung „subjektiv“ ist und nicht zu beweisen, ist dann etwa der Vogel „subjektiv“ gewesen?

Natürlich nicht! Der Wiedehopf ist entweder „objektiv“ da oder „objektiv“ nicht da. Denn so ein Vogel wird ja nicht davon realer, dass ihn viele Menschen sehen! Hätte keiner den Wiedehopf gesehen, so hätte das seiner Existenz auf Siarö keinen Abbruch getan. Und hätte ihn eine ganze Schulklasse gesehen, wäre der Vogel davon auch nicht realer geworden. Der Lehrer aber begeht einen logischen Fehler, wenn er Johannes nur deshalb zum Lügner erklärt, weil er als Lehrer die Erfahrung des Schülers nicht teilt. Denn er setzt damit ja voraus, dass überhaupt nur wirklich sei, was jedem Menschen jederzeit als wirklich demonstriert werden kann. Und das stimmt weder in diesem noch in einem anderen Fall! Johannes hat keinen Grund, seiner eigenen Beobachtung zu misstrauen, sondern sie verschafft ihm eine „subjektiv“ völlig ausreichende Gewissheit. Wenn aber andere nicht dieselbe Gewissheit haben, weil sie nicht im richtigen Moment auf Siarö waren, und seiner Aussage nicht glauben – warum sollte das den Johannes verunsichern? Wenn nur real sein sollte, was alle Menschen gleichzeitig erfahren, so müsste man sehr viel anzweifeln! Denn Manches erfährt man nur zu bestimmten Zeiten, an bestimmten Orten – oder nur mit besonders scharfen Augen. Sollte also ein scheuer Vogel nur dann als „wirklich“ gelten, wenn ausnahmslos jeder Inselbewohner ihn sehen kann? Das wäre doch wohl eine überzogene Forderung. Und darum verfährt auch der Lehrer nicht rational, sondern sehr irrational, wenn er den Wiedehopf auf Siarö nur deshalb ausschließt und bestreitet, weil er ihn dort noch nicht gesehen hat. Es wäre ja auch nicht rational, wenn ein Blinder die Existenz von Farben bestreiten wollte, bloß weil er sie nicht sehen kann!

Was aber, wenn es sich mit dem Glauben an Gott genauso verhielte? Tatsächlich entspricht die Situation gläubiger Menschen ziemlich genau der des Johannes in unserer Geschichte. Denn auch Gott ist (wenn ich so sagen darf) ein „seltener Vogel“, der sich nicht jedem zeigt und nicht überall. Die Bibel sagt ausdrücklich, dass der menschliche Geist von Gott und den göttlichen Dingen so gut wie nichts versteht. Gott muss sich zeigen, er muss sich offenbaren, um den Menschen die Erfahrung Gottes zu schenken. Und wenn er das tut, und durch seinen Heiligen Geist Gotteserfahrung wirkt, dann ist das wie in unserer Geschichte ein ziemlich „subjektive“ Sache. Denn wie Gott unsere Herzen berührt und verwandelt, wie er unser Denken verändert und unsere Zweifel vertreibt, das ist Außenstehenden nur schwer mitzuteilen. Es ist ein intensives inneres Erleben, das ich anderen nicht vorführen oder demonstrieren, sondern nur bezeugen kann. Niemand kann Gott herumzeigen, wie auch Johannes seinen Wiedehopf nicht herumzeigen konnte! Aber sind wir deswegen etwa nicht berechtigt, persönliche Gewissheit zu haben und uns dran zu freuen?

Das religiöse Erleben mag ja „subjektiv“ sein wie die Wahrnehmung des Schülers auf Siarö, aber die wahrgenommene Wirklichkeit ist trotzdem „objektiv“. Denn Gott wird nicht realer davon, wenn viele ihn erfahren, und es bräche seiner Realität auch nichts ab, wenn es ganz wenige wären. Nur: Die Gott auf die eine oder andere Weise erfahren, sind gar nicht wenige, sondern es sind sehr viele. Und darin ist unsere Lage viel günstiger als die des einsamen Schülers. Denn der hat nur sich selbst zum Zeugen. Wir Gläubigen aber können darauf verweisen, dass 85% der Weltbevölkerung, einer Religion angehören – dass also sehr viele auf irgendeine Weise Gott begegnet sind und das durch ihren Glauben bezeugen. Das entspräche der Situation, wenn 85% der Einwohner von Siarö bekundeten, dass sie den Wiedehopf schon mal auf ihrer Insel gesehen oder gehört hätten! Und wäre es da nicht ziemlich absurd, wenn ein Lehrer

die alle zu Lügner erklären wollte, bloß weil er selbst zu den 15 % gehört, denen sich der Wiedehopf noch nicht gezeigt hat? Ist die Existenz des Wiedehopfes etwa solange ausgeschlossen, bis ihn restlos alle gesehen haben? Sollten etwa die, die Gott erfahren haben, nicht zuversichtlich ihrer Erfahrung trauen dürfen, bloß weil es Atheisten gibt, die diese Erfahrung noch nicht gemacht haben? Dürfen wir uns etwa nicht an Farben freuen, bloß weil es Blinde gibt, die sie nicht sehen? Dürfen wir nicht tanzen, bloß weil es Taube gibt, die unsere Musik nicht hören? Ist das etwa rational, wenn man der eigenen Erfahrung misstraut, bloß weil vermeintliche Autoritäten dagegen sprechen? Nein!

Aufklärung heißt ja gerade, dass ich mich meines Verstandes selbst bediene, ohne dazu die Anleitung Anderer zu brauchen. Wenn meine Augen einen Wiedehopf erkennen, ist es nur vernünftig, die Existenz dieses Vogels zu behaupten. Und wenn mein Herz von Gott angerührt und erweckt wird, dann ist es nicht irrational, sondern sehr rational, daraufhin an Gott zu glauben. Was ich selbst erfahre, ist mir Beweis genug. Um Gewissheit zu haben, ist es nicht nötig, dass jeder andere dasselbe erfährt. Oder sollte jener Schüler seinem Erlebnis erst trauen, wenn der Lehrer dasselbe erlebt? Darf Johannes seinen Augen erst trauen, wenn der Wiedehopf im Schulbuch steht? Nein. Ein denkender Mensch zieht selbst seine Schlüsse. Und darum ist es auch keineswegs irrational, an Gott zu glauben, bloß weil man ihn den anderen nicht beweisen kann. Denn man denkt schließlich nicht mit dem Kopf der Anderen, sondern mit seinem eigenen.

Natürlich muss man den Ungläubigen dasselbe zugestehen. Wir verlangen von ihnen nicht, sie sollten allein auf unser Zeugnis hin glauben! Aber sie sollten auch nicht erwarten, dass wir nicht überzeugt sein dürfen, weil sie es nicht sind. Niemand verlangt vom Lehrer, aufgrund einer fremden Erfahrung schon überzeugt zu sein! Aber es ist auch vom Schüler zuviel verlangt, wenn er zweifeln sollte, bloß weil sein Lehrer es tut. Nein! Es ist das Recht jedes denkenden Menschen, aus der eigenen Erfahrung Folgerungen zu ziehen.

Wenn einer dann aber aus religiösen Erfahrungen religiöse Folgerungen zieht, sollte man es ihm nicht ausgerechnet im Namen der Rationalität verbieten wollen. Und sein Glaube ist auch keineswegs in das Reich der bloß subjektiven Gefühle zu verweisen. Denn Gott ist ebenso wenig subjektiv, wie ein Wiedehopf subjektiv sein kann. Gott ist entweder objektiv „da“, oder nicht „da“. Ist er aber da, so ist es für sein Dasein völlig egal, ob ihn zwei Menschen erfahren, fünf, hundert, Millionen oder keiner.

Gott verschwindet nicht davon, dass Atheisten ihn leugnen. Aber genau das scheint sie zu kränken. Denn manche bestehen erbittert darauf, dass nichts wahr sein könne, was den Wahrnehmungshorizont der menschlichen Vernunft übersteigt. Und sie verlangen auch von anderen, das anzuerkennen. Sie unterstellen, die Wirklichkeit müsse da zu Ende sein, wo die natürliche Einsicht endet. Und sie fordern, dass niemand Erfahrungen machen und das Erfahrene als wahr bezeugen dürfe, wenn seine Erfahrung sich aus anderen Quellen speist als aus der Alltagsvernunft, die alle Menschen gemeinsam haben. Aber ist nicht gerade das irrational, wenn man das menschliche Erkenntnisvermögen zum Maßstab des Wirklichen erhebt? Nur weil Atheisten Gott noch nicht erfahren haben, soll jeder ein Träumer sein, der es tut. Doch was ist das für eine absurde Logik? Muss man Musik beargwöhnen, bloß weil es unmusikalische Menschen gibt, denen die Schönheit einer Melodie auf keine Weise „bewiesen“ werden kann? Oder ist die Schönheit der Musik weniger „wirklich“, bloß weil nicht jeder Sinn dafür hat? Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen – sagt Lichtenberg – und es klingt hohl, dann muss das nicht am Buch liegen. Es kann auch am Kopf liegen! Und wenn eine wissenschaftliche Methode den untersuchten Gegenstand nicht erfassen kann, dann spricht das nicht gegen den Gegenstand, sondern viel eher gegen die Methode. Wenn ich ein Thermometer

nehme und es mir nicht gelingt, damit die Windstärke zu messen, heißt das nicht, dass kein Wind weht. Und wenn ich mit einem Zollstock hantiere, um die Temperatur zu messen, erfahre ich auch nicht, ob heute ein heißer Tag ist. Es liegt nicht am Thermometer und nicht am Zollstock, wenn ich sie für Zwecke einsetze, für die sie nicht gemacht sind! Und so wird man auch der menschlichen Vernunft nicht vorwerfen, dass sie Gott nicht erkennt. Denn der Fehler liegt auch hier nicht im Werkzeug, sondern liegt bei dem Menschen, der darauf besteht, das Werkzeug der Vernunft auf einen Gegenstand anzuwenden, für den es nicht geschaffen ist, und der dann (wenn bei dieser Anwendung nichts herauskommt) folgert, den Gegenstand „Gott“ gäbe es gar nicht...

Ein kluger Mann hat das veranschaulicht, indem er das naturwissenschaftliche Denken unserer Zeit mit einem Meeresforscher verglich, der den Ozean befährt und überall sein Netz auswirft, um die Lebensformen im Meer zu erforschen. Nach vielen Fischzügen und gewissenhaften Überprüfungen entdeckt er ein Grundgesetz seiner Meereskunde, das besagt, dass alle Fische größer sind als fünf Zentimeter. Er nennt diese Aussage ein Grundgesetz, weil sie sich ohne Ausnahme bei jedem Fang bestätigt. Er hat nie etwas aus dem Meer gezogen, was kleiner als fünf Zentimeter gewesen wäre! Ein kritischer Beobachter aber, will dieses Grundgesetz nicht anerkennen und wendet ein, dass es im Meer sehr wohl Fische gibt, die kleiner als fünf Zentimeter sind, dass der Meeresforscher sie aber mit seinem Netz nicht fangen konnte, weil sein Netz eben eine Maschenweite von fünf Zentimetern hat! Der Meeresforscher kratzt sich am Kopf, gibt sich aber keineswegs geschlagen, sondern antwortet: „Was ich mit meinem Netz nicht fangen kann, liegt prinzipiell außerhalb des fischkundlichen Wissens und ist daher reine Spekulation. Für mich als Meeresforscher gilt: Was ich mit meinem Netz nicht fangen kann, ist kein Fisch.“

Es ist offenkundig, dass der Atheismus ganz ähnlich argumentiert, wie dieser Meeresforscher. Denn er besteht darauf, dass nur, was mit dem Netz der Vernunft gefangen werden kann, auch wirklich sei, und dass alles, was damit nicht gefangen werden kann, für vernünftige Menschen uninteressant ist. Relevant soll überhaupt nur das sein, dessen sich die Vernunft bemächtigen kann, was sich ihr aber entzieht, ist nichts, ist nicht – oder zumindest gleichgültig. Nur die Methode des Erkennens, die vom Menschen ausgeht, soll legitim sein. Und was jenseits ihrer Reichweite liegt, wird mit Missachtung gestraft. Doch ist diese Haltung nicht überzeugender als die unseres Meeresforschers. Denn wenn vernunftbegabte Menschen nicht damit rechnen, dass ihre Vernunft Grenzen hat, dann ist das ausgesprochen unvernünftig. Man versteht durchaus, wie Atheisten zu dieser Einstellung kommen! Wenn ich nichts besitze als nur einen Hammer, dann habe ich Probleme im Umgang mit Schrauben und wünsche mir, die Welt würde aus Nägeln bestehen. Wenn ich nur einen Schraubenzieher besitze, habe ich hingegen Probleme mit Nägeln und wünsche mir, die Welt würde aus Schrauben bestehen. Doch aus diesem Wunsch heraus zu dekretieren, es gäbe das gar nicht, was meine Methode überfordert, ist nur eine Ausflucht. Denn tatsächlich gibt es nicht nur eine legitime Art der Erkenntnis, sondern mindestens zwei:

Es gibt ein aktives Erkennen durch das sich der Erkennende des Erkannten bemächtigt, es begreift, durchschaut und damit in seine Gewalt bringt. Aber es gibt daneben auch noch ein passives Erkennen, bei dem der Erkennende durch den massiven Eindruck des Erkannten überflutet, überwältigt und in seinem Wesen gewandelt wird. Bei der ersten Form hat der Mensch die Kontrolle, bei der zweiten kontrolliert ihn sein Gegenüber. Und wer darüber nachdenkt, wird leicht einsehen, dass nur die zweite Form der Erkenntnis der so ungleichen Beziehung von Gott und Mensch angemessen sein kann. Wir wissen von Gott nur, was er uns wissen lässt, und wissen auch das nicht durch die zugreifende Erkenntnis, die vom menschlichen

Geist ausgeht, sondern nur durch Gottes eigenen Geist. Wer dessen Wirken nicht an sich selbst erfährt, wird schwerlich begreifen, wovon die Gläubigen reden – und niemand wirft ihm das vor. Er muss so skeptisch sein wie jener Lehrer, der den Wiedehopf auf Siarö nicht selbst gesehen hat – oder er wird starrsinnig sein wie jener Meeresforscher, dem so viel durch die Maschen seines Netzes ging. Damit wir aber nicht unablässig aneinander vorbei reden, sollten diese Menschen ernst nehmen, was der christliche Glaube von sich selbst sagt: „Der Glaube ist kein Werk der Vernunft“, sagt J. G. Hamann, „und kann daher auch keinem Angriff derselben unterliegen, weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht als Schmecken und Sehen.“

Machen sich Christen also der Dummheit verdächtig? Handeln sie irrational, wenn sie sich auf etwas verlassen, wofür es keine Beweise gibt? Nein! Denn der Glaube ist nicht gegen die Vernunft. Er ist bloß über der Vernunft. Und darum keineswegs unvernünftig.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Des Menschen Vernunft und Gottes Geist

Glaubensgewissheit ist nichts, was der Mensch sich aus dem eigenen Erkennen und Verstehen nehmen oder herleiten könnte. Gottes Heiliger Geist muss sie ihm schenken. Denn zwischen seinem Erkenntnisstreben und dem Glauben gähnt ein tiefer Graben. Schon 1577 stellen die lutherischen Bekenntnisschriften fest, dass *„...in geistlichen und göttlichen Sachen des unwiedergeborenen Menschen Verstand, Herz und Wille aus eigenen, natürlichen Kräften ganz und gar nichts verstehen, gläuben, annehmen, gedenken, wollen, anfangen, vorrichten, tun, wirken oder mitwirken könnte...“* (BSLK 873f.).

Der Mensch vermag sich nicht selbst zu bekehren. Und gerade die Vernunft hilft ihm am wenigsten dabei, weil *„...des Menschen Vernunft oder natürlicher Verstand, ob er gleich noch wohl ein tunkel Fünklein des Erkenntnus, dass ein Gott sei, wie auch, Ro.1, von der Lehr des Gesetzes hat: dennoch also unwissend, blind und verkehret ist, dass, wann schon die aller-sinnreichsten und gelehrtesten Leute auf Erden das Evangelium vom Sohn Gottes und Vorhebung der ewigen Seligkeit lesen oder hören, dennoch dasselbige aus eigenen Kräften nicht vernehmen, fassen, verstehen noch gläuben und vor Wahrheit halten können, sondern je größern Fleiß und Ernst sie anwenden und diese geistliche Sachen mit ihrer Vernunft begreifen wollen, je weniger sie vorstehen oder gläuben und solchs alles allein für Torheit und Fabeln halten, ehe sie durch den Heiligen Geist erleuchtet und gelehret werden, 1.Corinth.2.: >Der natürliche Mensch vernimbt nichts vom Geist Gottes, denn es ist ihme eine Torheit, und kann es nicht begreifen, denn es wird geistlich ergründet<„* (BSLK 874f.).

Zwischen dem menschlichem Erkenntnisstreben und der gottgewirkten Glaubensgewissheit gähnt eine tiefe Kluft, die der Mensch nicht zu überbrücken vermag, wenn Gott es nicht tut. Er kann zwar auf dem Jakobsweg pilgern und zum Kirchentag fahren, kann seinen Urlaub im Kloster verbringen und Meditationstechniken lernen, er kann theologische Bücher lesen, im Gospelchor singen und einen Hauskreis besuchen.

Doch all diese (guten!) Aktivitäten verwandeln den Zweifler nicht in einen Gläubigen, wenn Gott ihn nicht verwandelt. Und er hat auch nicht die Freiheit, sich zum Glauben zu entschließen. Denn der Glaube ist nicht des Menschen Werk, sondern Gottes Werk am Menschen. Die Wendung zum Glauben vollzieht sich am Zweifelnden, aber nicht durch den Zweifelnden. Und sie ist daher am ehesten der unwillkürlichen Reaktion auf einen äußeren Reiz vergleichbar. Man denke an Sätze wie: „Die Kälte lässt mich zittern“, „Die Sonne bringt mich zum Schwitzen“ oder „Das Erdbeben macht mir Angst“. In all diesen Vorgängen ist der Mensch aktiv beteiligt: **Er** zittert, **er** schwitzt, **er** fürchtet sich – und kein anderer. Und doch ist nichts von alledem seine „Tat“ oder sein „freier Entschluss“, weil das Frieren, Schwitzen und Sich-Fürchten seinen Ursprung in etwas hat, das außerhalb der betroffenen Person liegt und sich ihrer Kontrolle entzieht.

Die Kälte ist es, die den Menschen zittern lässt. Die Sonne ist es, die ihn schwitzen macht. Das Erdbeben erschreckt ihn. Und solange der Mensch diesen äußeren Einwirkungen ausgesetzt ist, liegt es nicht in seinem freien Ermessen, ihre Wirkungen abzustellen. Er kann nicht nach Belieben mit dem Zittern oder Schwitzen aufhören, wenn Kälte oder Hitze anhalten. Und auch dass ihn das plötzliche Erdbeben erschreckt, kann er nicht ändern. Er kann versuchen, sich die Angst nicht anmerken zu lassen. Aber er kann nicht verhindern, dass er sie hat. Denn es gibt äußere Ursachen, die in uns Reaktionen hervorrufen und uns beeindrucken – ob wir wollen oder nicht.

Solch ein von außen gesteuerter Vorgang ist der Glaube nun auch. Er ist die innere Wirkung einer äußeren Ursache. Er ist der Reflex, den Gottes Nähe im Menschen hervorruft, wenn **Gott** das will. Er ist eine Bewegung, die von außen kommt, die aber unser Innerstes mit in die Bewegung hineinnimmt. Unsere Seele bringt aus eigenem Entschluss weder Vertrauen noch Gewissheit hervor. Wird ihr aber Vertrauen „eingeflüßt“, beginnt der Mensch unter der Voraussetzung dieses Vertrauens zu denken und zu handeln. Natürlich „will“ er dann auch glauben. Aber die Bewegung des menschlichen Willens, der sich für den Glauben „entscheidet“, ist nicht Ursache, sondern Wirkung dessen, dass Gott sich für diesen Menschen entschieden hat. Folgt daraus, dass ein Zweifler nichts tun kann, um Gewissheit zu erlangen? Muss resignieren, wer „religiös unmusikalisch“ ist, glauben will – und doch nicht glauben kann? Nein. Ihm hilft am ehesten eine Korrektur seiner Erwartungen und seiner Strategie. Denn die Aktivität des Suchenden sollte sich darauf beschränken, die Aktivität Gottes beharrlich zu erbitten – und ihr möglichst wenig im Wege zu stehen:

◆ Wenn Glaube so etwas ist wie eine Reflektion göttlichen Lichtes im Spiegel des menschlichen Geistes, so ist klar, dass der Spiegel von sich aus kein Licht entzünden und ohne Licht auch nichts reflektieren kann. Die Aktivität des Menschen kann nur darin bestehen, seinen Spiegel zu putzen und zu polieren, damit er bereit ist, das Licht aufzunehmen, sobald es erscheint.

◆ Wenn Glaube so etwas ist wie der Wind des Heiligen Geistes im Segel eines menschlichen Schiffes, so ist klar, dass die Besatzung des Schiffes den Wind nicht herbeikommandieren und aus einer Flaute keine frische Brise machen kann. Aber die Aktivität des Menschen wird darin bestehen, schon einmal die Segel zu setzen, damit der Wind des Heiligen Geistes hineingreifen kann, wann immer er will.

◆ Wenn Glaube so etwas ist wie ein königlicher Thron im Herzen des Menschen, auf dem nur Gott Platz nehmen darf, so ist klar, dass die Wächter des Thronsaals den König nicht herbeizwingen können, wenn er nicht freiwillig kommt. Aber die Aktivität des Menschen kann darin bestehen, den Gott zukommenden Platz frei zu halten und alles Gesindel davon zu vertreiben, das unrechtmäßig Gottes Platz einzunehmen versucht.

◆ Wenn Glaube darin besteht, dass Gott Gnade und Gewissheit in das Gefäß des menschlichen Geistes gießt, wie Wasser in einen Eimer, so ist klar, dass der Eimer dieses Eingießen nicht erzwingen kann. Aber die Aktivität des Menschen kann darin bestehen, seinen mit Jauche gefüllten Eimer zu leeren, damit Gott keinen vollen (und somit blockierten), sondern einen leeren Eimer vorfindet, den er mit seinen Gaben füllen kann.

Der Suchende hat also durchaus die Möglichkeit, etwas zu „tun“. Denn man kann auf die Weise mit Gott einig werden, dass man die geistliche Armut akzeptiert, die Gott einem auferlegt, statt einen geistlichen Reichtum zu fordern, den er nicht geben will. Statt sich an Gottes Burgtor den Kopf einzurennen, kann man geduldig vor seiner Tür warten, um beharrlich immer wieder anzuklopfen. Statt die eigenen Erwartungen Gott vorzuschreiben, kann man ihm zugestehen, dass er das Recht hat, uns ganz anders zu kommen – oder auch gar nicht.

Wer seinen Willen aber in dieser Weise dem Willen Gottes ein- und unterordnet, ist garantiert nicht fern von ihm. Er würde Gottes Nähe gar nicht ersehnen, wenn Gott ihm nicht schon nah wäre. Er darf also um Gewissheit bitten. Und er wird es nicht vergeblich tun. Denn auch als

religiöser Stümper ist er kein Stümper mehr, wenn er die Zumutung der Schwäche als Zumutung Gottes aus seiner Hand annimmt:

Ein armer Chassid kommt zu seinem Rabbi. Er ist verzweifelt: »Rabbi, ich kann die vorgeschriebenen Gebete nicht sprechen; ich kann nicht lesen, und die Gebete kann ich nicht auswendig. Was soll ich tun?« Fragt ihn der Rabbi: »Was kennst du von der Heiligen Schrift?« Antwortet der Chassid: »Nur das A, das B, das C...« Sagt der Rabbi: »Sprich mit frommer Seele und inbrünstig das Alphabet. Der liebe Gott wird sich die Buchstaben schon zu einem Gebet zusammensetzen.«

Es ist eine wahrlich bescheidene Rolle, die dem Suchenden damit zugewiesen wird. Und mancher, der voller Eifer ist, würde gerne „mehr“ tun, als ausgerechnet Passivität zu erlernen. Aber genau darin – sich zurückzunehmen, und Gottes Handeln Raum zu geben – liegt der entscheidende Schritt. Meine Empfehlung lautet darum:

Erkennen, wenn Gott Intimität verweigert – und dies geduldig akzeptieren. Nicht haben wollen, was er mich nicht haben lässt. Nicht fordern, was er nicht geben will. Nicht reich sein wollen, wo er mich arm sein lässt. Nicht groß sein wollen in dem, worin er mich klein gemacht hat.

Nicht eingelassen werden – und doch von seiner Tür nicht weggehen. Keinen Anspruch erheben – und doch die Hoffnung festhalten. Ihn herzlich begehren – und durch nichts ersetzen. Die Lücke spüren – und doch den Platz frei halten. Die Flaute nüchtern sehen – und doch die Segel täglich setzen. Die seelische Dürre eingestehen – und trotzdem nach den Wolken schauen. Kein Licht herbeireden – aber den Spiegel der Seele polieren. Die Stube fegen – auch wenn der Gast wieder nicht kam. Den Eimer leeren – auch wenn er ungefüllt bleiben sollte. Und Gott schon vorab Recht geben in dem, was er mit mir vorhat.

Nicht plärren, sondern stille sein vor Gott, und die Schuld bei mir selber suchen. Nicht glänzen wollen, sondern ihm die Ehre geben. Damit rechnen, dass jeder Dornbusch brennen kann. Und sofort bereit sein, die Schuhe auszuziehen. Die Dummheit, die Gott mir zumutet, jeder Klugheit vorziehen. Und von dem, was mir gegeben ist, nicht das Geringste mir zugute halten. Täglich das Gerümpel meiner Gedanken Gott vor die Füße legen. Und täglich bitten, dass er mich brauchbar mache, wozu immer er will. Ihn allein gut sein lassen und ihn allein Recht haben lassen. Selbst aber nur sein wollen, wozu er mich macht.

Um keinen Preis mir selbst zu Gott verhelfen. Sondern Raum geben und Zeit geben, bis er meiner gedenkt. Denn bin ich der Kleinste in seinem Reich, und bin es willig, so bin ich darin mit ihm einig, und mit ihm einig zu sein, in was auch immer, ist das denkbar Größte: Das Einzige, das gewollt zu werden wert ist...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gründe des Glaubens, Glaube als Grund

Wenn wir nach der Gewissheit des Glaubens fragen, müssen wir über das Wirken des Heiligen Geistes nachdenken. Denn er ist es, dem wir unseren Glauben verdanken. Die vertrauensvolle Beziehung zu Gott, die wir Glauben nennen, wird ja nicht hervorgebracht durch unsere Nachdenklichkeit oder unseren Willensentschluss, sondern durch den Geist Gottes, der uns ergreift, der in uns wohnt und unserem menschlichen Geist auf die Sprünge hilft, damit er glauben kann. Unser eigener Geist würde aus seiner Verwirrung und aus seinen Zweifeln nie herausfinden, er würde Gott nie erkennen können und würde niemals Gewissheit des Glaubens erlangen, wenn er das nicht von außen her geschenkt bekäme. Denn so geschickt unser Verstand auch sein mag, im Blick auf den Alltag und die praktischen Probleme dieser Welt, so ist er doch im Blick auf göttliche Dinge ganz untauglich, blind und stumpf. Das Instrumentarium des menschlichen Erkennens reicht einfach nicht aus, um den Sinn unseres Daseins, das Ziel der Schöpfung und die Wahrheit Gottes zu ergründen. Denn wie es unser Verstand auch drehen und wenden mag, so könnte es doch immer auch noch ganz anders sein.

Natürlich können wir uns vor Augen führen, welche Weltanschauungen und welche Glaubensweisen sich in vielen Generationen bewährt haben – und diese Bewährung ist kein schlechtes Argument! Doch den Millionen von Menschen, die glauben, was wir glauben, stehen immer andere Millionen gegenüber, deren Glaube dem unseren widerspricht. Wir können unsere Vernunft anstrengen, um Überzeugungen zu prüfen und zu verwerfen, die in sich widersprüchlich oder mit bekannten Tatsachen unvereinbar sind. Doch wissen wir danach immer noch zu wenig, um auf argumentativem Wege eine der verbleibenden Weltanschauungen als wahr zu erweisen.

Um den Kreis einzuengen, können wir verschiedene Glaubensweisen einer funktionalen Prüfung unterziehen und können testen, inwieweit sie uns Trost und ethische Orientierung geben, inwieweit sie Sinn stiften und offene Fragen beantworten. Vielleicht finden wir auf diesem Weg eine weltanschauliche Jacke, die uns passt! Doch nur weil sie nicht kneift und unserer Bedürfnislage angenehm ist, heißt das noch nicht, dass diese Weltanschauung auch wahr sein muss. Wir können uns in eine Religion einfühlen, in ihre Riten eintauchen und mit ihrer Gedankenwelt Erfahrungen machen. Doch geht das nur, indem wir die kritische Distanz aufgeben. Und wenn wir das tun, können wir nie sicher sein, ob wir nicht hinterher aus unseren Erfahrungen herauslesen, was wir vorher absichtsvoll hineingelegt haben. Gern würden wir uns Klarheit verschaffen, indem wir historische Fakten prüfen und schauen ob's denn so gewesen ist, wie es der Koran oder die Bibel beschreiben. Gerne hielten wir uns an solche Tatsachen! Aber sobald sich Historiker daran machen, geschichtliche Zeugnisse zu interpretieren, kommen auch bei ihnen weltanschauliche Voraussetzungen zum Tragen, und es zeigt sich, dass die historische Wissenschaft nicht dafür zuständig und nicht in der Lage ist, Glaubensfragen zu entscheiden. So kann man es drehen und wenden, wie man will: Die Methoden der Vergewisserung und der Erkenntnis, die dem Menschen zur Verfügung stehen, können ihm in Glaubensdingen keine Gewissheit verschaffen. Und an diesem etwas peinlichen Sachverhalt, haben alle Weltanschauungen Anteil. Die Atheisten stehen diesbezüglich nicht besser da als die Buddhisten, Anthroposophen, Kommunisten, Nihilisten, Existentialisten, Satanisten, Materialisten, Christen, Juden oder Muslime. Sie alle bleiben einen zwingenden Beweis für die Wahrheit ihrer Überzeugungen schuldig. Und selbst die Agnostiker, die meinen „gar nichts“ zu glauben, wissen nicht wirklich, ob sie damit im Recht sind. Zweifel sind immer möglich – Gewissheit scheint ausgeschlossen! Die Wahrheit lässt sich von uns nicht packen und ergreifen!

Was aber, wenn die Wahrheit uns ergriffe? Tatsächlich gibt es zur Glaubensgewissheit keinen anderen Weg, als dass Gottes Geist sie schenkt. Denn es macht keinen Sinn, berechnete Zweifel zu leugnen oder die Schwächen des menschlichen Geistes zu überspielen. Der Mensch kann sich nicht an die sogenannten „harten Fakten“ halten, weil dabei die wichtigsten Fragen des Lebens offen bleiben. Er kann sich nicht einreden, die Grenzen seiner Wahrnehmung seien identisch mit den Grenzen des Wirklichen. Und noch viel weniger kann der Mensch auf Gewissheit verzichten, weil er ohne verlässliche Erkenntnis in dieser Welt orientierungslos bliebe. Ein Mensch ohne Überzeugung wird handlungsunfähig, denn niemand kann einen Standpunkt vertreten, wenn er den gegenteiligen Standpunkt für genauso berechtigt hält. Und wer den Knoten durchschlägt, indem er erklärt, aus eigenem Willensentschluss von etwas überzeugt sein zu wollen, gibt auch eine komische Figur ab. Nein – der Mensch und der Christ kämen nie zu einer festen Überzeugung, wenn es nicht neben ihren menschlichen Bemühungen noch die seltsame Erfahrung gäbe, dass einer von Gewissheit überrollt und überwunden wird – und dann plötzlich „hat“, was er kraft eigener Erkenntnis nicht erlangen konnte.

Es gibt diese erstaunliche Erfahrung, dass nicht wir uns Gottes erkennend bemächtigen, sondern dass er sich unser bemächtigt. Und die dabei vom Heiligen Geist geschenkte Gewissheit kann so eindrücklich sein, dass sie für den Betroffenen danach gar nicht mehr Gegenstand seines Denkens, sondern Ausgangspunkt seines Denkens ist. Nicht der Christ hat eine Erkenntnis, sondern sie hat ihn. Nicht er hat seine Weltsicht rational abgeleitet oder souverän gewählt, sondern sie ist über ihn gekommen. Er ist dann, wie die Bibel sagt, wiedergeboren „aus Wasser und aus Geist“. Und die Frage nach Gründen und Beweisen, tritt dabei ganz in den Hintergrund – wie ja auch der, der von einem mächtigen Gegner überrannt wurde, keine besonderen Gründe braucht, um am Boden zu liegen. Der Mensch, der sich überwältigt sieht, fragt nicht, ob die Wirklichkeit, an der er sich blutig gestoßen hat, auch denkbare sei. Und das Problem der weltanschaulichen Gewissheit stellt sich für ihn komplett anders, weil zwar die Welt um ihn her noch dieselbe, er selbst aber nicht mehr derselbe ist.

Unter dem Einfluss des Heiligen Geistes, sind nicht erst die Ergebnisse unseres Denkens neu, sondern schon die Voraussetzungen unseres Denkens sind neu. Der Wandel selbst aber, wird nicht etwa begründet, sondern liefert seinerseits die Begründung für vieles, was auf die Bekehrung folgt. Denn der Betroffene kommt zu seiner Überzeugung nicht in der Weise, dass er verschiedene Religionen und Philosophien sichtet und prüft, um dann die ihm „passende“ zu wählen, sondern tatsächlich kommt er zu seiner Überzeugung, indem er ihr verfällt. Nicht der Mensch eignet sich eine christliche Weltanschauung an, sondern sie eignet sich den Menschen an, um ihn künftig zu beherrschen. Denn der Glaube, von dem das Neue Testament spricht, beruht nicht auf einer Erkenntnisleistung, einem Willensakt oder einer Wahl des Menschen, sondern auf einem Widerfahrnis, das sich der Kontrolle des Betroffenen gänzlich entzieht, weil er darin von Gottes Geist zum Glauben überwunden wird. Der Zweifel ist ihm danach keineswegs verboten und er muss auch nicht unterdrückt werden! Aber er interessiert einfach nicht mehr, weil durch das Werk des Heiligen Geistes der Antrieb zum Zweifel entfällt.

Wenn der Geist an uns wirkt, verlieren wir die Angst, von Gott getäuscht zu werden, und verlieren den Wunsch, in der Beziehung zu Gott unbedingt die Kontrolle zu behalten. Wir verlieren die Illusion, wir müssten uns Gott gegenüber behaupten, und verlieren sogar die Neugier auf weltanschauliche Alternativen. Der geisterfüllte Mensch gibt die Deutungshoheit über sein Leben zurück an den Schöpfer, dem sie zusteht, und verliert sein Misstrauen so wie man Ballast verliert. Denn es kommt zwar anders, als der Zweifler sich das dachte: Am Ende hat nicht er sich Gottes vergewissert, sondern Gott hat sich seiner vergewissert. Er hat nicht sichergestellt, sondern wurde sichergestellt. Doch wenn das auch nach Fremdbestimmung klingt, so

erkennt der Gläubige darin dennoch einen freundlichen Akt Gottes, der durch seinen Heiligen Geist die Zuversicht ersetzt, die der Mensch niemals hätte aufbringen können.

Gottes Geist gibt die Beständigkeit und Klarheit, über die der Mensch nicht verfügt. Und weil Gott weiß, wie schwer der Mensch von Begriff ist, vertritt der Heilige Geist ihn mit Seufzen. Wenn der Christ nicht zu reden weiß, wird ihm zugesagt, dass der Heilige Geist durch ihn reden wird. Und wo er vergisst und verzagt, übernimmt es der Heilige Geist, zu erinnern und zu trösten. Bei alledem „wohnt“ der Heilige Geist im Menschen und wirkt auf den menschlichen Geist ein. Er wird aber keineswegs identisch mit ihm. Und er setzt auch die normalen psychischen Funktionen nicht außer Kraft. Trotzdem gibt der Heilige Geist dem menschlichen Geist Zeugnis davon, dass er ein Kind Gottes ist. Er klärt ihn über alles auf, was ihm von Gott geschenkt wird. Er schenkt ihm Frieden. Und nur aus diesem inneren Wirken des Heiligen Geistes erwächst dann die Glaubensgewissheit, die unserer Vernunft ewig unerschwinglich bleiben müsste.

Streng genommen glaube nicht „ich“, sondern „es“ glaubt in mir, denn „ich“ bin gar nicht in der Lage dazu. Der Heilige Geist tut, was getan werden muss, um den Menschen in eine vertrauensvolle Beziehung zu Gott zu bringen. Er macht den Glaubenden zu seiner Wohnstatt und zu seinem Tempel. Und anders ginge es nicht. Denn in allem, was Gott betrifft, ist des Menschen Geist spröde und kraftlos, wenn ihn Gott nicht teilhaben lässt an der Gewissheit, mit der Gott um sich selbst weiß. So ist dann Glaube immer noch eine Gewissheit ohne Beweis. Und doch ist er keineswegs ohne Grund, weil durch die Gegenwart des Geistes die Voraussetzungen des Zweifels hinfällig geworden sind.

Ein skeptischer Mensch zweifelt endlos, weil er stets fürchtet von Gott getäuscht zu werden. Dem Gläubigen aber kommt diese Furcht schlicht abhanden. Ein skeptischer Mensch erwartet, dass sich Gewissheit aus einer erweiterten Kenntnis der äußeren Welt ergeben müsste. Doch der Gläubige erlebt, dass Gott seine Fragen durch die innere Umwandlung des Fragenden beantwortet. Ein skeptischer Mensch macht sein Selbstverständnis von dem abhängig, was seine Vernunft für wahrscheinlich erklärt. Dem Gläubigen hingegen wäre es egal, Unrecht zu haben, wenn er nur Unrecht hätte gemeinsam mit Christus. Ein skeptischer Mensch stellt alles unter Vorbehalt, um seine Ansichten jederzeit korrigieren zu können. Der Glaubende aber vertraut vorbehaltlos dem, der ihn korrigiert hat. Ist es da ein Wunder, das Christen und Nicht-Christen so oft aneinander vorbei reden?

Es ist fast unvermeidlich! Denn dem Glauben ist nun mal nicht die Überzeugungskraft des Denkens eigentümlich, sondern die des Glaubens, wie auch dem Denken nicht die Überzeugungskraft des Glaubens eigentümlich ist, sondern die des Denkens. Mit Worten des Neuen Testaments gesagt:

„Wir ... haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, dass wir wissen können, was uns von Gott geschenkt ist. Und davon reden wir auch nicht mit Worten, wie sie menschliche Weisheit lehren kann, sondern mit Worten, die der Geist lehrt, und deuten geistliche Dinge für geistliche Menschen. Der natürliche Mensch aber vernimmt nichts vom Geist Gottes; es ist ihm eine Torheit und er kann es nicht erkennen, denn es muss geistlich beurteilt werden.“

Eine Schlussfolgerung, die aus alledem zu ziehen ist, sei nur kurz angedeutet. Denn wenn es, wie beschrieben, einen radikalen Bruch gibt zwischen der gewöhnlichen, menschlichen Erkenntnis und der vom Heiligen Geist gewirkten Erkenntnis, dann versteht es sich, dass die Erfahrung, die einen Christen zum Christen macht, von einem Nicht-Christen nicht wirklich nachvollzogen werden kann. Man kann sie niemandem andemonstrieren oder vermitteln, wenn es der Heilige Geist nicht tut. Und umgekehrt kann niemand dem Christen seine eigen-

tümliche Erfahrung nehmen oder ausreden. Mit hitzigen Argumenten ist in dieser Sache weder positiv noch negativ etwas auszurichten. Und es ist darum ganz falsch, wenn im Streit um den Glauben eine Seite der anderen Dummheit oder Bosheit unterstellt. Es hilft hier nicht, zu zanken und sich etwas beweisen zu wollen. Denn die grundlegende Erfahrung des Glaubens vermittelt sich nicht anders als durch Gott selbst, vermittelt sich durch ihn aber mit überzeugender Kraft.

Wer diese Erfahrung nicht macht, kann den christlichen Glauben beim besten Willen nicht verstehen. Er muss seine Gewissheit für grundlos halten. Als Christ aber kann man ihm seine Blindheit nicht vorwerfen, weil weder wir noch er selbst, sondern nur Gott sie zu heilen vermag. Mit kluger Überredung ist hier nichts zu erreichen. Um so mehr aber durch das Gebet derer, die Gewissheit haben oder sich nach ihr sehnen...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die unvermeidliche Deutung des Daseins

Es gehört zur Natur des Menschen, dass er wissen und verstehen will, was um ihn herum geschieht. Und dieser tief verwurzelte Erkenntnisdrang sollte nicht mit oberflächlicher „Neugier“ verwechselt werden. Denn er ist lebensnotwendig. Nur wer seine Umwelt erkennt, kann sein Verhalten den Gegebenheiten anpassen. Nur wer die Rahmenbedingungen seines Daseins kennt und versteht, kann angemessen handeln, kann Gefahren ausweichen, Chancen wahrnehmen und Erfolg versprechende Strategien verfolgen. Darum ist es natürlich, dass der, der (über-)leben will, nach möglichst umfassendem Wissen strebt. Und das heißt:

Am liebsten würden wir in der Welt lesen wie in einem aufgeschlagenen Buch. Ja, wie man einem Brief mit wenigen Blicken alle nötigen Informationen entnimmt, so würden wir gern die Welt erkennen und durchforschen bis wir verstanden haben, was sie im Innersten zusammenhält. Denn ein Spiel, dessen Regeln man beherrscht, kann man gut spielen. Und einen Prozess, dessen Gesetze man kennt, kann man leicht voraussagen. Wissen ist Macht. Nur: Wie viel von dieser „Macht“ haben wir? Wie umfassend und wie zuverlässig ist menschliches Erkennen?

Wer von seinem Verstand einen selbstkritischen Gebrauch macht, wird zugeben, dass die Reichweite des Verstandes begrenzt ist. Denn die Welt ist eben nicht von dieser Art, dass sie vor uns läge wie ein aufgeschlagenes Buch. Und auch der Mensch selbst ist sich oft genug ein Rätsel. Unser Wissen ist Fragment. Wir sehen immer nur Ausschnitte des weiten Feldes, das wir gerne vollständig überblicken würden. Wir kennen immer nur einen Teil der Faktoren, die unser Leben bestimmen. Und zudem ist das Bild, das wir von uns selbst und von unserer Welt haben, in ständigem Wandel begriffen. Vieles, was wir zu wissen meinen, wissen wir nicht mit letzter Sicherheit. Irren ist menschlich. Und außerdem bleiben ein paar entscheidende Fragen immer offen:

Woher wir kommen und wozu wir da sind, wie viel Lebenszeit uns bleibt und was wir mit ihr anfangen sollen, worauf es im Leben ankommt, wie man „gut“ und „böse“ unterscheidet, was ein „gelingendes“ Leben auszeichnet und was der Tod für uns bedeutet – das alles sind Fragen, die uns kein Lexikon beantwortet. Unser Erkennen hat zahlreiche Lücken, die der Blick ins Mikroskop oder ins Teleskop nicht schließen kann. Und darum gleicht unsere Welt weniger einem aufgeschlagenen Buch als einem geheimnisvollen, nur teilweise lesbaren Dokument. Wir kennen solche lückenhaften Schriftstücke aus Abenteuerromanen:

Da wird eine Schatzkarte oder ein wichtiges Rezept gefunden, das für Jahrhunderte verschollen war. Ein Teil der alten Schrift ist auch noch zu lesen. Aber an vielen Stellen gibt es Risse, Brandflecken und Löcher, durch die entscheidende Informationen verloren gegangen sind. Manches ist deutlich – so wie wir auch einen Teil unseres Lebens deutlich erkennen und verstehen. Anderes aber ist unleserlich und rätselhaft – so wie auch im menschlichen Leben manches rätselhaft ist.

Wenn das aber stimmt, dass unser menschlicher Erkenntnisdrang einem solchen lückenhaften, deutungsbedürftigen Text gegenübersteht – wie gehen wir dann mit dieser Situation um? Wie lebt man in einer Welt, die nur einen Teil dessen verrät, was man wissen will?

Viele Menschen meinen, man könnte sich in dieser Lage auf die gesicherten „Fakten“ beschränken. Sie nennen sich selbst „realistisch“, „kritisch“, „nüchtern“ und „rational“. Sie wollen nur glauben, was sie sehen. Sie belächeln alles „Religiöse“ und lehnen jede Glaubensüberzeugung als „unbewiesene Behauptung“ ab. Sie haben ein verständliches Bedürfnis nach Sicherheit und wollen sich darum an „Tatsachen“ halten. Nur fragt es sich, ob dieser Vorsatz

unter den gegebenen Bedingungen durchgehalten werden kann. Ist es wirklich „rational“, einem deutungsbedürftigen „Text“ gegenüber auf Deutung zu verzichten? Ist das überhaupt möglich, wenn es sich bei diesem „Text“ um das eigene Leben handelt? Kann man leben, ohne eine Meinung darüber zu haben, was das Leben bedeutet? Ist nicht jeder Mensch genötigt, sich auf sein Leben einen Reim zu machen und seinem Dasein einen „Sinn“ zu unterstellen? Wenn der Mensch das aber tut, ist er dann mit der Deutung seines Lebens nicht schon über den Bereich der „Tatsachen“ hinausgegangen?

Tatsächlich habe ich den Eindruck, dass die „Kritischen“ die Voraussetzungen ihrer Position etwas kritischer betrachten sollten. Denn dann müsste ihnen bewusst werden, dass ihr Unglaube – nicht weniger als der Glaube – eine Interpretation der Welt (und insofern eine „unbewiesene Behauptung“) darstellt. Auch die Entscheidung „nichts“ zu glauben ist eine Glaubens-Entscheidung. Und niemand lebt, ohne eine solche Glaubensentscheidung zu vollziehen. Denn das Leben selbst hindert uns daran, dem „Lückentext“ gegenüber einfach mit den Schultern zu zucken. Das Leben verlangt unablässig Entscheidungen von uns. Und nur wenige dieser Entscheidungen lassen sich aus „gesicherten Erkenntnissen“ ableiten.

Einen bestimmten Menschen zu heiraten, eine bestimmte Partei zu wählen, einen bestimmten Beruf zu ergreifen – das alles sind Schritte, die eine Deutung unseres Lebens voraussetzen. Und mit dieser Deutung oder Interpretation unseres Lebens greifen wir zwangsläufig über den schmalen Bereich des „gesicherten Wissens“ hinaus: Wir „wissen“ nicht, dass der Ehepartner uns liebt – aber wir glauben es ihm. Wir „wissen“ nicht, dass jene Partei der Zukunft unserer Gesellschaft besser dient als eine andere – aber wir hoffen es. Wir „wissen“ nicht, ob wir den Anforderungen gewachsen sind, die der Beruf in zwanzig Jahren an uns stellt – aber wir wagen es.

Menschliches Leben vollzieht sich also **immer** im Bereich des ungesicherten Erkennens, des Glaubens, Hoffens und Vertrauens. Und wer sich darauf bewusst einlässt, dem darf deswegen kein Mangel an intellektueller Redlichkeit nachgesagt werden. Denn der Gläubige behauptet ja nicht zu wissen, was er nicht weiß. Er maßt sich nicht an, bessere Augen zu haben als der, der in den Lücken eben Lücken sieht.

Aber im Vollzug seines Glaubens bildet er sich eine Meinung darüber, welchen Gesamtsinn der lückenhafte Text hat. Er bringt das, was er erkennt, in sinnvollen Zusammenhang und versucht zu erschließen, was dort gestanden haben muss, wo er nichts mehr erkennt. Er stellt Mutmaßungen an, er deutet und interpretiert. Er versucht zu erraten, wie das Leben gemeint ist. Er lebt auf Grund seiner persönlichen Interpretation. Und er vollzieht damit nur bewusst, was die Kritiker des Glaubens unbewusst tun. Denn wie wir oben gezeigt haben, kann man nicht „nichts“ glauben. Wer mit Gott rechnet, wird seine Überzeugung nicht als überprüfbares „Wissen“ ausgeben. Doch wer Gott leugnet, kann das genauso wenig. Wer vorgibt, weder an Gottes Existenz noch an seine Nicht-Existenz zu glauben, glaubt mit dieser Unentschiedenheit im Recht zu sein. Und wer sich von vorneherein weigert, über Glaubensfragen nachzudenken, der glaubt zumindest, dass sich dieses Nachdenken nicht lohnen würde. Weder für das eine noch für das andere kann ein „Beweis“ erbracht werden. Darum zerfällt die Menschheit auch nicht in solche, die sich an „nüchterne Fakten“ halten einerseits, und solche, die etwas „glauben“ andererseits. Sondern **alle** glauben – und gehen **alle** mit ihrer Sicht der Dinge das Wagnis ein, dass sie sich als falsch erweisen könnte.

Was heißt das dann aber im Blick auf den christlichen Glauben? Und inwiefern hilft es uns, ihn zu verstehen? Nun: Sofern der christliche Glaube ein bestimmtes Weltverständnis und ein Selbstverständnis des Menschen einschließt, ist er – wie jede andere Weltanschauung – ein Akt der Deutung und der Interpretation. Er ist also ein Wagnis, wie jede andere Deutung des

Lebens auch ein Wagnis ist. Und wenn man nur das „Wissen“ nennen will, was jedermann jederzeit zwingend demonstriert werden kann, dann heißt „Glauben“ in der Tat „Nicht-Wissen“.

Wer nun aber daraus folgern wollte, der christliche Glaube sei eine bloße „Vermutung“ oder „Annahme“ nach dem Motto „Kann sein oder kann nicht sein“ – der hätte ihn missverstanden. Denn die Entscheidung für eine christliche Lebensdeutung ist gerade kein intellektuelles Spiel. Die Interpretation des eigenen Daseins, die man „Glaube“ nennt, ist nicht Spekulation und folgenlose Theorie. Sondern sie ist gewagter Lebensvollzug mit Herz und Hand. Der Gläubige stellt nämlich nicht distanzierte Betrachtungen darüber an, was der Lückentext seines Lebens bedeuten mag, sondern er **lebt** seine Deutung, er **lebt** seinen Glauben. Und er ist sich im Klaren darüber, dass mit der Wahrheit seines Glaubens immer zugleich auch sein eigenes Schicksal auf dem Spiel steht.

Denn „Glaube“ heißt eben nicht, an einer Wegkreuzung zu stehen und folgenlose Spekulationen darüber anzustellen, welcher Weg der richtige sein könnte. Sondern es heißt, sich auf den Weg zu begeben, den das Evangelium weist. Wer vorab einen Beweis dafür verlangt, dass der christliche Weg ihn zum Ziel führt, der wird ihn nicht erhalten. Aber für die anderen, die atheistischen, esoterischen, kommunistischen, buddhistischen, materialistischen, zynischen und nihilistischen Wege gibt es auch keine „Garantie“. Es gibt in diesem Gebiet keine „Fakten“, hinter denen man sich verstecken könnte. Aber die sind auch nicht nötig.

Denn indem man auf dem Weg des Glaubens Schritte macht, sammelt man Erfahrungen. Und aus diesen Erfahrungen erwächst mit der Zeit die Gewissheit, von Gott geführt zu werden. Solche Gewissheit ist nicht „Wissen“. Sie ist nicht objektivierbar. Sie ist nicht beweiskräftig für den, der die Erfahrung nicht teilt. Aber das muss sie auch nicht sein. Denn es genügt, dass der Mensch, der den Weg des Glaubens betritt, unterwegs lernt, ihn zu gehen. Er lässt den Zweifel dabei vielleicht nie ganz „hinter“ sich. Aber er lässt den Zweifel immer wieder „unter“ sich. Und das genügt, um nach einiger Zeit das biblische Wort bestätigt zu finden:

**„Es ist der Glaube eine feste Zuversicht auf das, was man hofft,
und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht.“ (Hebr 11,1)**

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Glaubensakt und Glaubensinhalt

Sind sie schon mal erschrocken, weil jemand, den sie bisher für klug hielten, etwas schrecklich Dummes sagt? Mir ging das so mit Goethe. Wenn ich auch sonst kein Fan bin, traute ich ihm doch viel Tiefsinn zu, bis ich in „Dichtung und Wahrheit“ folgenden Unsinn las. Goethe sagt, beim Glauben „komme alles darauf an, dass man glaube; was man glaube, sei völlig gleichgültig.“ Mit dem Wissen hingegen, sei es gerade das Gegenteil, „es komme gar nicht darauf an, dass man wisse, sondern was man wisse, wie gut und wie viel man wisse.“ (Dichtung und Wahrheit, 3. u. 4. Teil, 5. Kap.). Als Leser wundert man sich über diese seltsame Gegenüberstellung. Aber auch beim mehrfachen Lesen wird der Sinn kein anderer: Der Dichturfürst behauptet, nur beim Wissen käme es auf den Inhalt an, beim Glauben dagegen gar nicht auf den Inhalt, sondern nur auf den Glaubensakt als solchen, auf den inneren Vollzug, dass man nämlich überhaupt etwas glaubt, und dies von Herzen, intensiv und vertrauensvoll. Das ist nun schrecklich falsch und man muss es damit entschuldigen, dass einer, der so viel schreibt wie Goethe, notwendig auch mal etwas Blödes schreibt. Nur kann man es deswegen nicht auf sich beruhen lassen, weil Goethes Ansicht noch heute von vielen Zeitgenossen vertreten und als „Weisheit“ ausgegeben wird. Sie trennen den emotionalen Vollzug des Glaubens von den Glaubenswahrheiten, auf die er sich richtet, und bauen damit eine schiefe Alternative auf. Sie polemisieren gegen „Dogmatik“ und „toten Rechtgläubigkeit“. Sie verachten das „Gezänk“ der Theologen, die sich um die wahre Lehre streiten. Sie betonen, dass auch die korrekteste Glaubenslehre nichts nützt, wenn man mit dem Herzen nicht dabei ist. Und sie rühmen an ihrer eigenen, gefühlsbetonten Religiosität, dass sie sich von vornherein nicht auf Lehrsätze oder Bekenntnisse festlegten, dafür aber umso lebendiger und hingebungsvoller glaubten. Diese Leute meinen – wie Goethe –, es käme allein auf die Intensität des Glaubens an. Woran aber, was und an wen man glaubt, sei zweitrangig, jede Religion habe andere Begriffe dafür, und ein Streit um diese Worte sei überflüssig. Hauptsache, man ist tief ergriffen! Wovon man ergriffen ist, das entziehe sich der Beschreibung, es sei bei jedem verschieden und auch gar nicht so wichtig. Nun ist diese Sichtweise sehr modern und praktisch, weil man sich damit „spirituell“ und „religiös“ geben kann, und sich doch auf den verwirrenden Streit der vielen Glaubensrichtungen nicht einlassen muss. Die Wahrheit des Glaubens wird ins subjektive Gefühl und die Innerlichkeit verlegt, man belächelt die Theologen wegen ihrer Rechthaberei und verkündet stolz, man selbst sei über den Zwist der Religionen und Konfessionen „hinausgewachsen“ in eine „universelle Offenheit“. Aber lässt sich diese Position halten? Ist sie „christlich“ im Sinne Jesu Christi? Und gibt es wirklich einen starken Glauben, der sich über seinen Inhalt nicht im Klaren ist? Kann man sich von Herzen hingeben, ohne zu wissen an wen? Kann man rückhaltlos vertrauen, ohne zu wissen auf was? Beruht die Intensität des Glaubens nicht auf seinem Inhalt? Und wenn sich das so verhält: Ist es dann nicht irreführend, das eine gegen das andere auszuspielen? Dass man den inneren Vollzug des Glaubens vom äußeren Gegenstand des Glaubens unterscheiden kann, bleibt unbestritten und ist der christlichen Theologie ganz geläufig: Der Gegenstand und Inhalt des Glaubens ist der dreieinige Gott, wie ihn das Glaubensbekenntnis beschreibt. Der Vollzug des Glaubens hingegen besteht in der Ehrfurcht, in dem Vertrauen und der Liebe, die wir Gott entgegenbringen. Was wir inhaltlich glauben und bekennen, das ist der Glaube, welcher geglaubt wird (lat.: fides quae). Unser darauf gerichtetes Vertrauen hingegen ist der Glaube, mit welchem wir glauben (lat.: fides qua). Das eine ist der Gegenstand und Sachgehalt des Glaubens, das andere der Glaubensakt als innere Bewegung von Herz und Gemüt. Es ist sinnvoll, das zu unterscheiden. Aber es heißt noch lange nicht,

dass man eins vom anderen trennen dürfte! Denn die kraftvollste innere Bewegung nützt nichts, wenn sie sich auf kein klares Ziel richtet. Und das klarste Ziel bleibt ewig unerreicht, wenn die Kraft zur inneren Bewegung fehlt. Glaubensvollzug und Glaubensinhalt gehören unbedingt zusammen, denn so entspricht es der Absicht Gottes, der sich uns genau zu dem Zweck offenbart, um Menschen beides möglich zu machen. Durch die Offenbarung und Erschließung seiner selbst in der Person Jesu schenkt uns Gott eine neue Qualität von Gotteserkenntnis. Diese Gotteserkenntnis aber sollen wir nicht etwa kalt „zur Kenntnis nehmen“ und als „totes Wissen“ verbuchen, sondern sie soll Folgen haben, indem sie uns innerlich berührt und verändert, und so das Beziehungsgeschehen unseres Glaubens auslöst. Denn wozu sonst tritt Gott aus seiner Verborgenheit heraus? Warum wird er Mensch, kommt uns in Christus nah und öffnet durch den Heiligen Geist unsere Augen? Gott tut das doch, damit wir ihn kennenlernen in seiner überwältigenden Strenge und Güte, damit wir uns unter diesem Eindruck wandeln, damit unsere verhärteten Herzen weich werden, das Misstrauen daraus schwindet, und wir heilvoll zu Gott in Beziehung treten. Gott offenbart dazu nicht irgendwas, er offenbart sich selbst! Er zeigt uns in Christus sein wahres Gesicht, damit wir wissen, mit wem wir es zu tun haben. Und Glaube ist in diesem ersten Schritt erstmal Erkenntnis und Wahrnehmung. Das Evangelium stellt uns Gott vor Augen, wie wir ihn vorher nicht kannten, und der Glaube begreift, wer ihm da in Christus so überraschend begegnet. Doch ist das keine trockene Information, die wir ungerührt zur Kenntnis nehmen, als hätten wir bloß etwas gelernt, sondern es ist der Beginn einer neuen, hingebungsvollen, gesunden und intensiven Beziehung. Denn Gottes Wort fordert unsere Antwort heraus. Seine Strenge will uns heilvoll erschrecken. Und seine Liebe will Gegenliebe hervorrufen. Man kann Gott nicht kennenlernen, ohne dadurch ein anderer Mensch zu werden! Darum stimmt zwar der Satz, aus dem Goethe und seine Geistesverwandten dann falsche Folgerungen ziehen: Der Glaube geht tatsächlich nicht in Lehrsätzen auf – er ist eine innere Bewegung, die uns in jeder Faser erfasst! Aber diese Leute vergessen, dass die innere Bewegung von dem Sachgehalt herrührt, den unsere Glaubenssätze beschreiben, und ohne diesen äußeren Impuls nicht möglich wäre. Ohne das äußere Wort und die darin gefasste geschichtliche Offenbarung Gottes, die gepredigt und verstanden wird, hätte unsere Glaubensbewegung weder Grund noch Ziel. Gott will von uns erkannt werden! Und ohne Einsicht in die Offenbarung des Neuen Testaments wird das nicht gelingen. Doch will Gott noch mehr! Durch sein Wort und seinen Geist will er uns an dem, was das Wort erkennen lässt, auch Anteil geben – nämlich an dem Heil, das in Christus begegnet. Und wenn wir erst daran Anteil haben, macht uns das zu neuen Menschen. Gott konfrontiert uns mit seiner Wahrheit, damit sich verstockte Sünder in Freunde verwandeln. Und vorher hat die Offenbarung ihr Ziel noch nicht erreicht. Denn die äußere Erkenntnis mit dem Verstand wäre nicht genug, wenn die innere Bewegung mit dem Herzen nicht folgte. Diese innere Bewegung aber käme ohne den äußeren Impuls gar nicht zustande, weshalb beide Aspekte des Glaubens einander brauchen und zusammengehören... Wenn ihnen das abstrakt und schwierig vorkommt, können Sie es sich an einer ganz alltäglichen Szene verdeutlichen: Stellen sie sich bitte einen Jungen vor, der auf der Straße zufällig einem Mädchen begegnet und sich spontan in sie verliebt. Und machen sie sich klar, was da in welcher Reihenfolge geschieht. Denn dieser Junge ist ja nicht morgens aufgestanden und fühlte sich verliebt, um dann loszugehen und für das vorhandene Gefühl ein passendes Mädchen zu suchen. Nein – er ist nicht erst verliebt, ohne noch zu wissen in wen, und sucht für seine Liebe erst nachträglich einen Gegenstand, sondern umgekehrt: Er trifft das Mädchen, sieht sie an und wird von dem starken Gefühl überfallen, das er nicht gerufen hat und das ohne diese Begegnung auch nicht über ihn gekommen wäre. Denn der Auslöser ist ja das Mädchen! In der Begegnung nimmt er ihre Gestalt wahr, sieht ihre Bewe-

gungen und ihr Lächeln, hört ihre Stimme – und eben diese Wahrnehmungen sind es, die ihn nicht kalt lassen, sondern in ihm einen Sturm der Gefühle auslösen. Wäre es da nicht Unsinn anzunehmen, die Wahrnehmung des Mädchens sei überflüssig gewesen, und der Junge könnte ohne Begegnung, ohne konkretes Gegenüber und ohne das Bild des Mädchens genauso lieben? Kennen wir etwa gegenstandslose Liebe, die kein Ziel hätte und keinen Anlass, sondern die einfach so willkürlich da wäre? Nein! Der Junge liebt gewiss nicht ohne das innere Bild des Mädchens, dass er sich nun Tag und Nacht in Erinnerung ruft. Er kann sich daran nicht sattsehen, denn seine Gefühlswallungen haben genau in diesem Bild ihren Ursprung. Würden wir ihn fragen, woher sein Gemütszustand kommt, könnte er darauf nur mit einer schwärmenden Beschreibung des Mädchens antworten. Und wenn wir ihn aufforderten, für einen Moment doch mal das Mädchen zu vergessen, und abstrakt nur von der Liebe „an sich“ zu reden, würde er uns verständnislos anschauen und verstummen. Denn der Verliebte kann das Gefühl der Liebe unmöglich trennen von dem Gegenstand, der dieses Gefühl in ihm auslöst. Er hat das eine nie ohne das andere! Und mit dem Glauben ist es genauso. Auch der Glaube ist nicht zuerst da, wie ein dumpfes Gefühl, mit dem man morgens aufwacht, um dann nachträglich einen Gegenstand zu suchen, auf den sich das Gefühl beziehen könnte, sondern der Glaube geht von der Offenbarung Gottes aus, an der sich das Feuer des Glaubens erstmals (und dann immer wieder) entzündet. Wohl hat der Mensch die Veranlagung, glauben zu können, wie ein junger Mann die Anlage mitbringt, sich verlieben zu können. Aber ohne geeigneten Gegenstand würde nie etwas daraus und es bliebe Theorie. Denn wie die Verliebtheit, braucht auch der Glaube ein Gegenüber, auf das er sich richtet. Und wenn man einen Christen nach dem Grund seines Glaubens fragt, macht er es darum genau wie jener Verliebte und beginnt begeistert von seinem Gott zu erzählen, der ihm so und so begegnet ist. Wenn wir ihn aufforderten, für einen Moment mal Gott beiseite zu lassen und abstrakt nur vom Glauben „an sich“ zu reden, würde er uns verständnislos anschauen und verstummen. Denn so wenig wie der Verliebte, kann der Gläubige seine Ergriffenheit trennen von dem, was ihn ergriffen hat! Der Glaubensvollzug hat seinen Grund in nichts anderem als im Glaubensinhalt. Der offenbarte Glaubensinhalt aber hätte seine Wirkung verfehlt, wenn daraus kein Glaubensvollzug erwüchse. Man kann Gott nicht fürchten, lieben und vertrauen, wenn man ihn nicht kennt. Wenn man ihn aber nur kennen würde, ohne zu lieben und zu vertrauen, so wäre damit wenig gewonnen, und die trockene Kenntnis (das Katechismuswissen allein) würde uns gewiss nicht retten. So tut also beides not, es hängt unmittelbar zusammen, und wir ersehen daraus, wie falsch Goethe gelegen hat. Wie sagte er noch? Beim Glauben käme es nur darauf an, dass man glaubt und feste glaubt, was, woran und an wen man glaubt, sei nicht so wichtig? Das ist großer Unfug, und davon, dass es bis in die Gegenwart nachgeplappert wird, wird es nicht besser. Denn christlicher Glaube ist keine diffuse Schwärmerei, sondern so wie es sich zwischen konkreten Menschen verhält, so ist es auch in der Gottesbeziehung des Christen: Wir bringen Gott Ehrfurcht entgegen, weil wir erkennen, dass er Ehrfurcht verdient, und Vertrauen, weil er Vertrauen verdient. Wenn wir aber nicht aus dem Evangelium wüssten, mit wem wir es zu tun haben, wäre die emotionale Beziehung völlig unmöglich. Wir fürchten, vertrauen und lieben Gott, weil er ist, wie er ist. Wäre er aber anders – oder hätten wir keine Ahnung wie er ist –, was sollte uns dann bewegen, eine vertrauensvolle Beziehung einzugehen? Glaube ist kein dumpfer Drang, der aus unbewusster Tiefe quillt, ohne sich selbst und sein Gegenüber zu verstehen! Sondern Glaube ist der sinnvolle Reflex, den die Begegnung mit Gott auslöst, und der zu seiner Begründung auf eben diese Begegnung verweist. Fürchte ich einen Menschen, dann weil er mir furchterregend begegnet ist. Respektiere ich ihn, dann weil er mir Respekt einflößt. Und vertraue ich ihm, dann weil er mein Vertrauen gewonnen hat. Die innere Bewegung ist in all die-

sen Fällen bloß ein Reflex, der widerspiegelt, wie mir der andere gegenübertrat. Der Ursprung meines Gefühls liegt nicht innen bei mir, sondern außen bei dem Anderen! Und so ist auch christlicher Glaube keine Naturanlage, die immer schon da wäre, sondern er wird uns von dem, der sein Gegenstand ist, eingeflößt und abgewonnen. Unser Glaube geht auf einen äußeren Impuls zurück, den wir konkret beschreiben können, nämlich auf die Offenbarung Gottes im Neuen Testament. Und er stützt sich darum auch nicht auf religiöse Stimmungen, sondern auf das biblische Wort, in dem Gott uns begegnet. Unser Vertrauen wird von Gott selbst geweckt, so wie Ehrfurcht und Liebe auch, und ohne Gott zu kennen (in Christus und durch den Heiligen Geist) fühlten wir von alledem nichts. Darum: Hüten wir uns vor den alten und neuen Schwärmern, die von ihren vermeintlich frommen Gefühlen so besoffen sind, dass sie meinen, das biblische Wort nicht mehr nötig zu haben. Und wenn jemand behauptet, seine Religion bräuchte kein Bekenntnis, er sei vor lauter Innerlichkeit über alle Konfessionen hinausgewachsen, und alle Theologie sei nur Streit um Worte, dann fallen sie bitte nicht darauf herein. Denn christlicher Glaube ist nicht Verstand ohne Gefühl und er ist nicht Gefühl ohne Verstand. Er ist nicht Bewegung ohne Inhalt und nicht Inhalt ohne Bewegung, sondern ist beides. Denn als Christen haben wir einen Gott, der verstanden werden will und – in den von ihm selbst gesetzten Grenzen – auch verstanden werden kann. Wir hören seinen Ruf und antworten gleichermaßen mit Herz und Verstand. Wer uns da aber ruft und wohin er ruft, das ist beiße nicht egal und bleibt auch nicht in mystischem Dunkel, sondern von der Klarheit in diesem Punkt hängt alles ab!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Weisheit und Torheit

Wer über Weisheit und Torheit nachdenkt, kommt nicht darum herum, sich selbst irgendwo zwischen den Extremen einzuordnen. Denn reden wir von Weisheit und Torheit, so fragt sich ja, ob wir selbst uns eher für weise oder für töricht halten. Sind wir also „klug“? Sind wir intelligent und schlau – oder gehören wir eher zu den Dummen, Begriffsstutzigen und geistig Trägen? Ich vermute, wenn man einzelne Menschen danach fragte, würden sich fast alle im Mittelfeld verorten oder etwas darüber. Denn zu behaupten, man selbst sei „superklug“, wäre gegen alle Bescheidenheit. Und zuzugeben, dass man sich selbst für dumm hält, wäre doch irgendwie peinlich. Die meisten Menschen würden sagen, sie seien – wenn auch kein „Genie“ – so doch mit ihrer geistigen Ausstattung durchaus zufrieden. Und ein Spötter hat darum behauptet, nichts auf der Welt sei so gerecht verteilt wie der Verstand, weil jeder Mensch überzeugt ist, dass er genug davon habe.

Es ist ja wirklich wahr: Keiner hält sich selbst für „doof“! Aber es will auch keiner von den Anderen dafür gehalten werden, denn Klugheit ist in unserer Gesellschaft ein hoher Wert und „clever–sein“ oder „helle–sein“ zählt fast so viel wie Jugend, Gesundheit oder Reichtum. Diese Hochschätzung der Intelligenz ist deutlich spürbar, wenn man mit älteren Menschen über ihre Kinder und Enkelkinder spricht und erlebt, wie da mancher mit leuchtenden Augen und voller Stolz von den tollen Zeugnissen seiner Enkel erzählt. Denn auf seine Intelligenz hält man sich etwas zu Gute in dieser Gesellschaft, die allem vertraut, was als „Wissenschaft“ dargeboten wird:

Ein Professorentitel macht allemal noch Eindruck. Und einem Nobelpreisträger glaubt man fast alles. Denn ganz allgemein hält der Mensch viel vom menschlichen Verstand und traut ihm zu, praktisch **alles** zu erforschen. Wir schätzen Intelligenz, weil der Intelligente sich erkennend der Dinge bemächtigen kann, sie durchschauen und berechnen, voraussagen und manipulieren kann: „Wissen ist Macht“, sagt man. Und weil der Mensch nach dieser Macht begierig ist, möchte er gern klug sein. An **einem** Punkt allerdings, da erlebt die stolze Vernunft eine arge Schlappe und in **einer** Sache richtet sie nichts aus: Wenn es nämlich um den Glauben geht. Zu gern würde der Mensch es mit Gott machen, wie er es mit der Welt gemacht hat. Er würde Gott zu gern erforschen, wie er den Nordpol, den Dschungel und die Tiefsee erforscht hat. Zu gern würde der Mensch seinen Schöpfer untersuchen wie eine Mücke, die man unter das Mikroskop legt, um sich auch der göttlichen Dinge erkennend zu bemächtigen. Zu gern würde der Mensch Beweise des Glaubens haben, um dann nach Prüfung der Beweisführung auf eine risikolose und rational abgesicherte Weise zu „glauben“ – oder den Glauben besser gleich gegen ein verlässliches **Wissen** einzutauschen. Aber das alles geht nicht. Die Vernunft erleidet eine Schlappe. Denn Gott will nicht mit den Maßstäben des Irdischen gemessen werden und zeigt darum der menschlichen Neugier die kalte Schulter. Er entzieht sich ihrem Zugriff und frustriert damit absichtlich die stolze Vernunft, weil der Mensch von Gott nichts anderes wissen soll als nur, was Gott ihn wissen lässt durch das biblische Wort.

Unser Verstand begreift Gott nicht, und unsere Gefühle erfüllen ihn nicht, unsere Logik erschließt ihn nicht, und unsere Sinne sehen ihn nicht. Welchen Vorteil haben also die Klugen von ihrer Klugheit? In weltlichen Geschäften haben sie ganz sicher einen Vorteil. Doch Gott gegenüber haben sie **keinen** – und **sollen** auch keinen haben, denn Gott ist barmherzig mit allen und zieht die Intelligenzbestien den Unterbelichteten keineswegs vor. Der Glaube, den ein Mensch haben muss, um gerettet zu werden, soll allen Menschen zugänglich sein. Gott will, dass sein Evangelium unabhängig von der Intelligenz des Menschen verstanden werden

kann. Darum hat er der menschlichen Vernunft den Zugriff auf dieses Evangelium verweigert und die Wahrheit des Glaubens nicht dem Menschegeist anvertraut, sondern seinem Heiligen Geist, der diese Wahrheit den Klugen und den Dummen gleichermaßen zugänglich machen oder verweigern kann.

Wahrlich: Gott wollte **nicht**, dass der Glaube ein Rätsel sei, das nur die Schlaunen lösen, um auch hier im Vorteil zu sein. Gott wollte **nicht**, dass die Dummen auch in Glaubensdingen „dumm“ dastehen, wie sie so oft „dumm“ dastehen. Sondern er wollte gerade den Übergescheiten eine Lehre erteilen und ihren Wissensstolz demütigen, weshalb er das heilsbringende Evangelium sehr schlicht und regelrecht töricht verpackt hat.

Denn was wäre in den Augen der Welt törichter und dümmer als die Botschaft vom Kreuz Jesu Christi? Was ist törichter, als dass einer die Sicherheit und Herrlichkeit des Himmels eintauscht gegen einen irdischen Foltertod? Was ist närrischer als Gottes Liebe zu uns Narren? Kein schlechterer Tausch ist denkbar als dieser, dass Gott seine Macht eintauscht gegen die Ohnmacht des Gekreuzigten und seine Gerechtigkeit eintauscht gegen die Sünde der Sünder. Menschenweisheit wäre **darauf** nie gekommen. Und die Philosophen stehen bis heute ratlos davor. Sie verstehen weder das Evangelium, noch können sie verstehen, wie ein Christ ohne greifbare Beweise seines Glaubens gewiss werden kann. Für Gott aber ist dies genau der richtige Weg, um die Klugen zum Narren zu halten und die Übergescheiten dadurch zu demütigen, dass er sie blind und ratlos macht vor dem Geheimnis seiner Gnade.

Zwar **will** Gott sein Evangelium verstehen lassen, er **will** die Menschen erleuchten, er **will** Gotteserkenntnis schenken und will zu uns in Beziehung treten. **Aber** er tut es ganz bewusst zu **seinem** und nicht zu unseren Bedingungen. Er unterwirft dabei seine Wahrheit nicht unserer Kontrolle, damit sich niemand rühme und keiner damit prahle, er habe Gottes Wahrheit durchschaut. Niemand soll sagen, er habe sich seinen Glauben selbst ergrübelt und sei frömer als die anderen, weil er klüger sei. Keiner soll sagen, er habe Gottes Wahrheit geprüft wie die Klassenarbeit eines Schülers. Keiner soll sagen, er habe Gott erforscht. Sondern für alle, die gewürdigt werden, etwas von Gott zu erkennen, soll es gnadenhaft geschenkte Erkenntnis sein. Die Klugen sollen bei Gott keinen Vorteil haben. Und die Dummen sollen nicht verzweifeln müssen, weil Gott den Einfältigen gewiss nicht ferner ist als den Genies. Er liebt die Gescheiten nicht mehr als die Trottel, und teilt sich darum der Welt mit in einem Evangelium, dem menschliche Dummheit nichts abbrechen, und dem menschliche Weisheit nichts hinzufügen vermag.

Dass es sich aber wirklich so verhält, kann jeder sehen, wenn er sich in den Kirchen umschaue und dort große Narren und große Gelehrte friedlich nebeneinander sitzen sieht. Ja, wenn wir darauf schauen, wer den Weg zum Glauben findet, so sind es **nicht** vorrangig die Gebildeten und Klugen, es sind **auch nicht nur** die Ungebildeten oder Dummen, sondern es **sind** quer durch alle Intelligenzniveaus hindurch Menschen aller Bildungsschichten. Schon Jesus selbst hat seine Jünger nicht etwa aus der Bildungselite des Volkes gewählt, sondern mitten heraus aus den Arbeitern und Handwerkern. Jesus hat sich offenbar von den Gescheiten nicht mehr erwartet als von den anderen auch – und mit dieser Kränkung müssen die Gescheiten bis heute zurechtkommen. Denn ihre Klugheit mag in allen irdischen Bezügen ein Vorteil sein, wie es Gesundheit auch ist, oder Wohlstand, aber sie ist **kein** Vorteil in Glaubensdingen, sondern es gilt viel eher das Gegenteil, weil es leicht zur Gefahr wird, wenn einer auf seine Klugheit zu sehr vertraut. Die sich für Weise halten in dieser Welt, die macht Gott gerade durch ihre Weisheit zu Narren. Wenn sie aber glauben wollen, müssen sie einsehen, dass Gottes Torheit weiser ist als alle Weisheit der Menschen, und müssen akzeptieren, was Paulus sagt: *„Weil die Welt, umgeben von der Weisheit Gottes, Gott durch ihre Weisheit nicht erkannte, gefiel es*

Gott wohl, durch die Torheit der Predigt selig zu machen, die daran glauben." „...was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er die Weisen zuschanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er zuschanden mache, was stark ist; und das Gerings vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt, das, was nichts ist, damit er zunichte mache, was etwas ist, damit sich kein Mensch vor Gott rühme."

Was aber bedeutet das für uns? Und welche Konsequenzen hat es? Wird es damit überflüssig über Glaubensdinge nachzudenken? Wird die Vernunft damit für wertlos erklärt, obwohl doch auch die Vernunft eine Gabe Gottes ist? Nein: Ich meine durchaus, dass die menschliche Vernunft dem Glauben zu dienen vermag. Aber sie muss dazu Demut lernen und muss dem Glauben untergeordnet werden, wie auch unser Gefühl und unser Gewissen, unser Wille und unsere Kraft unterzuordnen sind.

Denn in den anderen Bereichen ist es ja genauso. Wenn es z.B. um Gerechtigkeit geht, richten wir auch mit unseren „guten Werken“ nichts aus, sondern müssen demütig hinnehmen, dass uns Vergebung und Gerechtigkeit nur aus Gnade zuteil werden. Wenn es ums Leben und Sterben geht, richten wir mit Willenskraft ebenso wenig aus, sondern müssen demütig hinnehmen, dass uns der Schöpfer das Leben schenkt und wieder nimmt. Und wenn es um Erkenntnis geht – warum soll es dann plötzlich anders sein? Auch da richten wir mit Grübeleien und Logik wenig aus, sondern müssen hinnehmen, dass Gottes Geist sich vorbehalten hat, die Dummen genauso zu erleuchten, wie die Schläuen, wann immer es **ihm** gefällt.

Das kränkt dann gewiss unseren stolzen Verstand, dass er sich nicht zu Gott „hindurchdenken“ kann. Aber diese Kränkung ist notwendig und heilsam. Denn des Menschen Verstand ist in göttlichen Dingen so inkompetent, dass er das Ziel der Gewissheit nicht nur **nicht erreicht**, sondern dieses Ziel – je mehr er dem eigenen Erkennen zutraut – um so sicherer **verfehlt**. Wir müssen akzeptieren, dass in der Beziehung zu Gott alles nur durch Gott geschehen kann, und dass Eigenmächtigkeit in dieser Hinsicht immer nur schadet:

Wenn das Geschöpf sein Leben nicht vom Schöpfer empfangen und ihm verdanken, sondern das Leben sich selbst verschaffen und gewährleisten will, handelt es sich im eigenmächtigen Zugriff auf das Leben den Tod ein. Wenn der Schuldige sich Vergebung und Rechtfertigung nicht um Christi willen zusprechen lässt, sondern sie durch „gute Werke“ verdienen will, vermehrt der eigenmächtige Zugriff auf die Gerechtigkeit nur seine Schuld. Und wenn der Unwissende die Wahrheit über Gott nicht von Gottes Geist erfahren, sondern sie mit Menschengestalt erdenken, herleiten und begründen will, steigert der eigenmächtige Zugriff auf Gottes Wahrheit nur die resultierende Verwirrung.

Gerade die „Übergescheiten“ machen sich dabei am schnellsten zum Narren. Und darum ist es viel besser, dass man die geistliche Armut akzeptiert, die Gott uns auferlegt, statt einen geistlichen Reichtum zu fordern, den er nicht geben will. Ja, zum Ärger der Bescheidwisser und der Weltweisen sei es gesagt, dass mancher Trottel klüger handelt als sie. Denn auch als Trottel ist man kein Trottel mehr, wenn man die Zumutung geistiger Schwäche als Zumutung **Gottes** aus seiner Hand annimmt und sich an seiner Gnade genügen lässt.

Ich empfehle darum, nicht haben zu wollen, was Gott uns nicht haben lässt, und nicht zu fordern, was er nicht geben will. Ich empfehle nicht reich sein zu wollen, wo Gott uns arm sein lässt, und nicht groß sein zu wollen in dem, worin er uns klein gemacht hat. Ich empfehle Gott schon vorab Recht zu geben, in allem, was er mit uns vorhat, und die Dummheit, die Gott uns zumutet, jeder Klugheit vorzuziehen. Denn dann muss man sich nicht scheuen, um Christi willen für einen Narren gehalten zu werden, sondern kann sich fröhlich an die Torheit Gottes halten, die tausendmal weiser ist als alle Weisheit dieser Welt...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Einseitigkeit und Vielfalt

Gottes Tierreich ist groß. Und auch die Menschen sind in vielerlei Hinsicht verschieden. Weil das aber dem menschlichen Ordnungssinn widerstrebt, versucht man immer wieder, das bunte Durcheinander in „Typen“ einzuteilen. Man kann dabei die Menschen nach ihrer körperlichen Gestalt unterscheiden, nach ihrem Charakter, nach ihren Essgewohnheiten, nach der Art ihrer Stressbewältigung oder nach ihren politischen Überzeugungen. Was aber ist mit dem Glauben? Die Frage drängt sich auf, denn auch die Christen sind ja keineswegs alle gleich. Und will man die Unterschiede zwischen ihnen nicht nur feststellen, sondern auch verstehen, so kommt man nicht umhin, nach „Typen“ des Christ-Seins zu fragen: Lassen sich da anhand gemeinsamer Merkmale „Gruppen“ bilden, die durch die Art ihres religiösen Erlebens von den anderen unterschieden sind? Und wenn ja, wie verhalten sich diese **vielen** Gruppen dann zu dem **einen** Glauben, den doch alle Christen miteinander teilen?

Ich will im Folgenden eine Antwort geben, die vielleicht überraschend klingt. Denn meines Erachtens sind die Christen nicht **trotz** ihres gemeinsamen Glaubens verschieden, sondern **wegen** dieses gemeinsamen Glaubens. Der schließt nämlich nicht bloß **eine** Art von Gottesbeziehung ein, sondern **sieben** verschiedene Beziehungen, die miteinander im Zusammenhang stehen und die, je nach persönlicher Akzentsetzung, das Selbstverständnis des Christen so oder so bestimmen. Ein Christ steht nämlich...

(1.) ...in Beziehung zu Gott dem Schöpfer:

Er empfängt sein Leben bewusst aus Gottes Hand. Er kennt keinen „Zufall“ und kein „blindes Schicksal“. Sondern er weiß, dass er es in allem Harten und Zarten, in allem Schönen und Schweren, im Anfang wie im Ende immer mit seinem Schöpfer zu tun hat. Er erkennt seine Abhängigkeit und bejaht sie.

(2.) ...in Beziehung zu Gott dem Gesetzgeber:

Er kennt die Ordnungen, die Gott seiner Schöpfung auferlegt hat. Und er beugt sich der Autorität, die ihm darin begegnet. Er versucht nicht selbst zu bestimmen, was als „gut“ oder „böse“ gelten soll, sondern erkennt in Gottes Wille und Gebot den Maßstab, an dem sein Leben gemessen wird.

(3.) ...in Beziehung zu Gott dem Offenbarenden:

Er strebt nach Wahrheit, Klarheit und Erkenntnis. Er verachtet auch nicht Vernunft und Wissenschaft. Doch den Schlüssel zum Verständnis des menschlichen Daseins, findet er in der Offenbarung. Indem er Gott erkennt, lernt er, sich selbst und die Welt von der Intention des Schöpfers her zu verstehen.

(4.) ...in Beziehung zu Gott dem Richter:

Er erfährt immer wieder, dass das Böse nicht nur in der Welt, sondern auch in ihm selbst mächtig ist. Er ist nicht, wie er nach Gottes Wille sein sollte. Und er kennt die schreckliche Konsequenz: Gott hat guten Grund, das Geschöpf zu verneinen, das durch sein Verhalten Gott verneint.

(5.) ...in Beziehung zu Gott dem Erlöser:

Er erkennt im Evangelium den von Gott gewiesenen Ausweg aus seiner verzweifelten Lage. Er vertraut auf Jesus Christus, der für ihn starb und auferstand. An ihn hängt und klammert er sich mit aller Kraft. Denn nicht bei sich selbst oder in der Welt, sondern allein bei Christus findet er Trost und Freiheit.

(6.) ...in Beziehung zu Gott dem Heiligen Geist:

Der Christ weiß sich von Gott angenommen. Er bemüht sich aber auch, ein dementsprechendes Leben zu führen, indem er Herz und Hände „heiligt“. Er gibt dem Geist Gottes Raum in seinen Gedanken, Worten und Werken. Und er hält sich zur Gemeinschaft der Kirche, die ihn dabei stärkt und stützt.

(7.) ...in Beziehung zu Gott dem Vollender:

Er weiß, dass Gottes Liebe das letzte Wort haben wird. Darum ist die Hoffnung des Christen unverwüstlich inmitten von Leid und Tod, Schmerz und Schuld. Diese Mächte bedrängen ihn zwar, aber er kann ihnen zuwider leben. Denn er erwartet getrost ihre Überwindung am jüngsten Tag.

Nun: Die genannten sieben Beziehungen genügen, um das weite Feld des christlichen Glaubens grob zu umreißen. Und es wäre nicht weiter schwer, ihren inneren Zusammenhang aufzuzeigen. Doch was hat das mit unserer Frage nach den verschiedenen „Spielarten“ des christlichen Glaubens zu tun? Ich meine, die Unterschiede zwischen den Christen rühren daher, dass nicht bei jedem jeder der sieben Aspekte gleich stark entwickelt ist. Man wird zwar annehmen, dass in einem reifen Christenleben keines dieser sieben Elemente ganz fehlt. Doch bei dem einem steht eben dies und bei dem anderen jenes im Vordergrund. Das gibt jedem „Glaubestyp“ sein besonderes Profil. Es macht seine jeweilige „Chance“ aus – und auch seine jeweilige „Gefahr“:

(1.) Die Beziehung zu Gott dem Schöpfer:

Chance: Glaube, der hier seinen Schwerpunkt hat, zeichnet sich durch große „Bodenhaftung“ aus. Er verliert sich nicht so leicht in Betrachtungen des eigenen Seelenlebens oder in Spekulationen. Er ist vielmehr handfest, naturverbunden und konkret.

Risiko: Drängt dieser Aspekt des Glaubens die anderen sechs in den Hintergrund, kann das Gottesbild des Menschen zweideutig werden. Der Glaube droht dann in den Fatalismus abzurutschen. Denn eine klare, hoffnungsfrohe Erkenntnis Gottes ist aus Natur und Geschichte nicht zu gewinnen, sondern nur aus dem Christuszeugnis der Heiligen Schrift.

(2.) Die Beziehung zu Gott dem Gesetzgeber:

Chance: Glaube, der hier seinen Schwerpunkt hat, zeichnet sich durch ein hohes moralisches Niveau aus. Er kennt und benennt die Grenzen, die nicht überschritten werden können, ohne dass der Mensch sich und anderen schadet. Er verliert daher nicht so leicht die Orientierung.

Risiko: Wo dieser Aspekt des Glaubens dominant ist, kann es zur Verwechslung von Christentum und Moralismus kommen. Allzu große Strenge erstickt dann die Freude, ein autoritäres Gottesbild verdeckt die Liebe Gottes, und die christliche Freiheit kann sich nicht entfalten.

(3.) Die Beziehung zu Gott dem Offenbarenden:

Chance: Wer dieser Beziehung besonderes Gewicht beimisst, wird seinen Glauben gründlich durchdenken. Er versteht, was er glaubt. Er gewinnt Klarheit. Und diese Klarheit hilft ihm

dann, sowohl den Kritikern des Glaubens als auch den eigenen Zweifeln klug und intellektuell redlich zu begegnen.

Risiko: Wo dieser Aspekt einseitig überbetont wird, kann der Glaube in die Nähe des Intellektualismus, des Dogmatismus oder der theologischen Rechthaberei geraten. Das Für-wahrhalten bestimmter Glaubenssätze erscheint dann wichtiger als die Hingabe des Herzens oder die Heiligung des Lebens.

(4.) Die Beziehung zu Gott dem Richter:

Chance: Wer in diesem Aspekt des Glaubens beheimatet ist, zeichnet sich meist durch große Nüchternheit aus und hat aus eigener Erfahrung auch Verständnis für das Scheitern anderer Menschen. Er neigt nicht dazu, sich über andere zu erheben. Vielmehr kann er anderen beistehen, wenn sie Illusionen verlieren und ihre eigenen „Abgründe“ entdecken.

Risiko: Wo dieser Aspekt des Glaubens allzu sehr überwiegt, kann Selbsterkenntnis in Depression, Verzweiflung oder Menschenverachtung umschlagen. Es kann zu einer regelrechten Leidensverliebtheit kommen, die hinter dem Zeichen des Kreuzes in Wirklichkeit nur ihren Selbsthass verbirgt.

(5.) Die Beziehung zu Gott dem Erlöser:

Chance: Wo dieser Aspekt des Glaubens im Zentrum steht, entfaltet das Evangelium seine ganze Kraft und erfüllt den Menschen mit Zuversicht: Alles Schwere hat ihm Christus von den Schultern genommen, darum kann er mitreißend und befreiend wirken auf andere, die noch in Resignation gefangen liegen.

Risiko: Die Konzentration auf Christus darf nicht zu Lasten Gott des Vaters oder des Heiligen Geistes gehen, denn sonst wird die „Erlösung“ gegen „Schöpfung“ und „Heiligung“ ausgespielt. Der Ernst des Gesetzes droht dann hinter dem Evangelium zu verschwinden. Und übrig bleibt nur die Verehrung des „lieben Herrn Jesus“, die leicht ins Süßlich-kitschige abrutscht.

(6.) Die Beziehung zu Gott dem Heiligen Geist:

Chance: Wer hier seinen Schwerpunkt setzt, ist nicht bloß dem Namen nach „Christ“, sondern ist es mit Herz und Hand. Das Evangelium gewinnt in seinem Leben konkrete Gestalt und strahlt auf andere aus, weil so ein Mensch wirklich bemüht ist, seine Worte und Taten vom Geist Jesu durchdringen zu lassen.

Risiko: Das Streben nach Heiligung kann, wenn es nicht mit Nüchternheit und Humor gepaart ist, leicht in fromme Selbstbespiegelung und Bigotterie übergehen. Wo das eigene Bemühen um Vervollkommnung zu sehr in den Vordergrund tritt, kann zudem der falsche Eindruck entstehen, das was Christus für uns getan hat, sei einer Ergänzung bedürftig.

(7.) Die Beziehung zu Gott dem Vollender:

Chance: Dieser Aspekt des Glaubens ist herrlich, weil er auch da noch hoffen lässt, wo nach menschlichem Ermessen nichts mehr zu hoffen ist. Menschen, die sich von Gottes Verheißungen tragen lassen, wissen in großer Not zu trösten, weil sie die Geschichte allen Lebens vom (guten) Ende her deuten.

Risiko: Wo ein Christ nur hoffend in der Zukunft lebt, kann es geschehen, dass er die Aufgaben der Gegenwart vernachlässigt. Die Vorfreude auf das, was Gott tun wird, lenkt dann ab von dem, was schon heute getan werden kann. Und im schlechtesten Fall wird aus „Trost“ bloße „Vertröstung“.

Ich schließe hier die kleine „Typenlehre“ des Christ-Seins. Zum Abschluss sei aber gefragt, wozu sie denn nütze ist. Eignet sie sich, um nun den eigenen Bekanntenkreis durchzugehen und über das mehr oder weniger „einseitige“ Christ-Sein anderer Menschen zu urteilen? Das wäre sicherlich keine sinnvolle Anwendung. Nur Gott schaut in die Herzen. Und schon darum sollten wir uns hüten, andere Menschen in ein Schema zu pressen. Zu unserer eigenen Besinnung könnte die Sache aber nützlich sein. Denn sie hilft mir, mich selbst kritisch zu befragen und auf Einseitigkeiten hin zu prüfen: Wo liegt für mich der „Schwerpunkt“ meines Glaubens? Welchen Aspekt vernachlässige ich gern? Habe ich hier oder dort „blinde Flecken“? Bin ich dieser oder jener „Gefahr“ schon einmal erlegen? Sind mir mit fortschreitendem Alter andere Aspekte wichtig geworden? Durch welche Erfahrungen hat sich mein Glaube gewandelt? Und in welcher Richtung könnte er jetzt weiter „wachsen“?

Solche Überlegungen sind wichtig, denn das Haus des Glaubens hat viele Zimmer. Es ist normal, dass wir uns in einigen dieser Zimmer mehr „zu Hause“ fühlen als in anderen. Doch sollte uns auf die Dauer kein Zimmer ganz „fremd“ bleiben. Denn wer bestimmte Aspekte des Glaubens ausblendet, wird die Mitchristen nicht verstehen, die gerade dort ihren Schwerpunkt haben. Es lohnt sich darum, das ganze Haus zu bewohnen – und dabei nach und nach die große Vielfalt des Glaubens zu entdecken.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Echtheit des Glaubens

Ist mein Glaube „echt“? Diese Frage hat sich wohl jeder Christ schon einmal gestellt. Denn bekanntlich gibt es in der Welt des Religiösen nicht nur den „wahren Glauben“, sondern es gibt auch viel frommen Selbstbetrug. Bei anderen Menschen sind wir besonders sensibel dafür. Wenn sie vom Glauben reden und doch nicht danach leben, empört uns das. Was aber, wenn es sich bei uns selbst genauso verhielte?

Es müsste ein wunderlicher Christ sein, der da nicht ab und zu an sich zweifelte. Denn über den eigenen Glauben verfügt man schließlich nicht wie über eine erlernte Fähigkeit. Man kann ihn nicht vorzeigen wie einen Besitz. Er ist eine Angelegenheit des Herzens. Und ob ich „in mir drin“ Glauben „fühle“, das kann von schwankenden Stimmungen abhängen. Was also, wenn man sich etwas vorgemacht hätte und der eigene Glaube wäre bloß schöner Schein?

Die Gefahr ist real. Und darum sollte man einer kritischen Selbstprüfung nicht aus dem Wege gehen. Nur: Wie kann ich die „Echtheit“ meines Glaubens prüfen? Welchen Maßstab kann ich zugrunde legen? Von der Antwort auf diese Frage hängt viel ab. Denn wenn ich schon den Maßstab für die „Echtheit“ des Glaubens falsch bestimme, kann das Ergebnis meiner Prüfung kaum richtig sein.

Erwarte ich, dass „wahrer“ Glaube keine Zweifel kennt, so werde ich nach solchem Glauben vergeblich suchen. Unterstelle ich, ein „echter“ Christ müsse moralisch vollkommen sein, so jage ich ein Phantom. Und fahnde ich in mir nach konstant-frommen Gefühlen, so werde ich enttäuscht werden. Unter derart falschen Voraussetzungen muss meine Selbstprüfung negativ enden. Denn ein Christ ist schließlich kein Engel. Wenn es aber nicht die emotionale Konstanz ist, die den „wahren“ Glauben kennzeichnet, und auch nicht die moralische Vollkommenheit – was ist es dann? Was unterscheidet dann den „echten“ Glauben vom „eingebildeten“?

Ich meine: Der Unterschied liegt im Ziel. Wer wissen will, wie es um seinen Glauben steht, der muss sich fragen, ob seine Gottesbeziehung „Mittel zum Zweck“, oder ob sie „Selbstzweck“ ist. Denn wer wirklich Gott sucht, der sucht ihn um seiner selbst willen. Seine Gottesbeziehung hat kein anderes Ziel, als mit Gott in Beziehung zu sein. Gott selbst ist das Ziel. Und der Glaube ist in dem Maße „echt“, in dem er auf außerhalb der Gottesbeziehung liegende Ziele verzichtet.

Der „eingebildete“ und „falsche“ Glaube verrät sich nämlich dadurch, dass er an Gott nur ein indirektes Interesse hat. Er gebraucht Religion als Instrument. Er sucht in Gott einen mächtigen Verbündeten der eigenen Absichten. Er „glaubt“ aber nur, weil er sich etwas davon verspricht. Vielleicht fragt er nach Gott, weil das seinem seelischen Wohlbefinden dient. Vielleicht gibt er sich „christlich“, um bestimmten Menschen zu gefallen. Möglicherweise fragt er nach Gott, weil er für tief sinnig gehalten werden will. Oder er übt sich in Frömmigkeit, damit seine Gebete erhört werden. Die Motive können ganz verschieden sein. Doch ist das religiöse Verhalten dabei immer Teil einer menschlichen Strategie, die Gott zu ihrem Erfüllungsgehilfen machen will. Vordergründig sieht es so aus, als schauten wir Gott ins Gesicht. Doch in Wahrheit schießen wir an ihm vorbei auf etwas ganz anderes. Wir gebärden uns „religiös“, um Gott zu manipulieren. Wir suchen in ihm den großen Resonanzkörper, der unserer eigenen Stimme „ewigen“ Widerhall verschafft. Wir suchen die himmlische Bühne, um uns darauf effektiv darzustellen. Wir weiden uns an der metaphysischen Bedeutsamkeit unseres Daseins. Doch so oder so ist das alles weit entfernt von „echtem“ Glauben. Denn mein „Ego“ wird dabei nicht relativiert, sondern religiös überhöht und gesteigert.

Ich wünsche mir, Gott möge für mich sein wie meine rechte Hand. So nützlich, so dienstbar,

so selbstverständlich verfügbar. „Glauben“ aber heißt, für Gott sein zu wollen, wie **seine** rechte Hand. So nützlich, so dienstbar, so selbstverständlich verfügbar. „Echter“ Glaube fragt nicht danach, was Gott für ihn tun kann – er weiß ja, dass Gott schon mehr als genug für ihn getan hat. Er fragt vielmehr, was er für Gott tun kann – um nützlich zu sein in Gottes Plan. „Eingebildeter“ Glaube bestürmt Gott mit Gebeten, um ihn dahin zu bringen, dass er will, was ich will. „Wahrer“ Glaube dagegen bemüht sich zu wollen, was Gott will.

Die Frage, mit der wir uns selbst auf die Schliche kommen, ist darum ganz einfach: Versuche ich Gott zu einem Werkzeug meines Lebenskonzeptes zu machen, oder bin ich bereit ein Werkzeug seines Konzeptes zu sein? Will ich Gott als Mittel zu meinen Zwecken gebrauchen, oder will ich als Mittel zu seinen Zwecken dienen? Steht Gott im Mittelpunkt meines Strebens, oder steht im Mittelpunkt das, was ich mit seiner Hilfe aus mir selbst machen möchte? Integriere ich Gott in mein Leben, oder lasse ich mich integrieren in seins? Weise ich ihm eine Rolle zu im Schauspiel meines Daseins, oder akzeptiere ich, dass er der Regisseur ist? Folge ich ihm nur, solange er mir die Heldenrolle überlässt? Oder gestehe ich ihm auch das Recht zu, mich zum Komparnen zu machen? Ist mein Glaube also bloß das religiöse Sahnehäubchen oben auf dem Gesamtkunstwerk meiner Selbstverwirklichung? Oder habe ich mich Gott bedingungslos ausgeliefert, auf dass er in mir und durch mich verwirkliche, was **er** will?

Um den Unterschied noch einmal auf den Punkt zu bringen, will ich an den Kirchenlehrer Augustin erinnern. Er lehrte, das Verhältnis eines Menschen zu einem Ding könne zweifach sein: Entweder hängt man einer Sache an, um ihrer selbst willen. Das nennt Augustin die Sache „genießen“ (lat. „frui“). Oder man befasst sich mit einer Sache nur, um sie zu „gebrauchen“ und mit ihrer Hilfe dem näher zu kommen, was man eigentlich „genießen“ will (lat. „uti“). „Genießen“ will man also das Ziel, die Mittel dazu will man bloß „gebrauchen“. Was aber ist in Wahrheit eines Menschen „Ziel“ und was sollte für ihn bloß „Mittel“ sein?

Augustin meint, dass die meisten Menschen die sinnvolle Ordnung auf den Kopf stellen: Sie sind nämlich darauf aus, die Welt zu „genießen“, und wollen Gott nur „gebrauchen“, soweit er ihnen zum Genuss der Welt verhilft. Eben diese Verwechslung von „uti“ und „frui“ habe ich oben den „falschen“ und „eingebildeten“ Glauben genannt. „Wahrer“ und „echter“ Glaube dagegen kehrt das Verhältnis um: Er erkennt, dass Gott der Inbegriff und der Ursprung des Guten ist. Und darum sehnt er sich danach Gott zu „genießen“, während er die Welt nur „gebrauchen“ will, soweit sie ihm zum Genuss Gottes verhilft. Gott ist also das Ziel. Das irdische Leben ist nur der Weg. Und diese beiden Dinge nicht zu verwechseln, das ist das Kennzeichen „echten“ Glaubens.

Ich gebe zu, dass damit ein sehr hoher Anspruch erhoben wird. Solcher Glaube verlangt zwar keine moralische Vollkommenheit, keine zweifelsfreie Rechtgläubigkeit und auch keine konstant-religiösen Stimmungen. Aber klare Prioritäten verlangt er schon. Solcher Glaube steht auch eindeutig im Gegensatz zur Erwartungshaltung moderner „Religiosität“. Aber was hilft's? Es geht im Christentum nun mal nicht um spirituelle „Wellness“ oder um religiöse „Kicks“ – sondern es geht um Erlösung. Unser Glaube ist weder „nützlich“ noch „lustig“ – aber er ist befreiend. Unser Gott ist weder „brauchbar“ noch „nett“ – aber er ist barmherzig. Und das genügt als Anreiz, um uns immer wieder auf den Weg zu bringen. Dabei ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass die selbstkritische Prüfung unseres Glaubens immer wieder zu deprimierenden Ergebnissen führt. Keiner ist frei von Hintergedanken und Nebenabsichten. Keiner hat ein für allemal den „wahren“ Glauben errungen. Doch wenn unsere Selbstprüfung viel Menschliches und wenig Göttliches zu Tage fördert, müssen wir deswegen nicht verzweifeln. Im Gegenteil: Wir können es zum Anlass nehmen, uns Gott erneut in die Arme zu werfen, und den Glauben, den wir nicht haben, von ihm zu erbitten. Stimmen wir ein in den Ruf jenes Mannes

der Jesus bat „Herr, ich glaube – hilf meinem Unglauben!“ Und seien wir gewiss, dass solches Bitten nicht vergeblich sein wird...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gott statt Religion

Wer in die Kirche geht oder sich sonst irgendwie als Christ zu erkennen gibt, wird von seinen Mitmenschen für „religiös“ gehalten und wird mit vielen anderen, die auch irgendwie „religiös“ sind, in einen Topf geworfen. Denn vielen Zeitgenossen liegen diese Dinge so fern, dass ihnen alle Katzen grau erscheinen. Alles, was irgendwie mit „höheren Mächten“ zu tun hat, nennen sie „religiös“ und sparen sich weitere Unterscheidungen, weil doch angeblich alle Religionen das Gleiche meinen. Mich aber ärgert das. Denn alles „Religiöse“ in einem Topf zu werfen und über einen Kamm zu scheren ist sehr einfältig und wird der Sache schon deshalb nicht gerecht, weil gar nicht ausgemacht ist, dass christlicher Glaube als „Religion“ zu gelten hat. Diese Gleichsetzung ist zu einfach! Denn gute und ernstzunehmende Theologen haben ihr widersprochen und haben ganz im Gegenteil vertreten, dass christlicher Glaube keine Religion ist, sondern eine Alternative zu religiösem Verhalten. Das klingt zunächst seltsam und ist ein ungewohnter Gedanke. Aber auch mir scheint es nötig, dass man zwischen christlichem Glauben und Religion sorgsam unterscheidet. Denn was wir auf dieser Welt als „Religion“ wahrnehmen ist in weiten Teilen der eigenmächtige Versuch des Menschen, seine Beziehung zu Gott zu regeln und in den Griff zu kriegen, während christlicher Glaube gerade kein menschliches Unternehmen ist, sondern sich als Wirkung Gottes und seiner Offenbarung versteht. Religion ist eine Technik, um göttliche Mächte zu besänftigen und zu bändigen. Christlicher Glaube aber erkennt, dass solche Techniken Gott gegenüber nicht funktionieren. Religion ist eine menschliche Veranstaltung, in der der Mensch Gott erkennen und verstehen will, um dann planmäßig auf ihn einzuwirken und von seiner Kraft zu profitieren. Doch im christlichen Glauben bemächtigt sich nicht der Mensch Gottes, sondern Gott bemächtigt sich des Menschen. Und es ist wichtig, sich diesen Unterschied bewusst zu machen, weil auch uns Christen noch leicht diese Verwechslung unterläuft, dass wir uns eigenmächtig „religiös“ verhalten und damit unter das Niveau unseres Glaubens zurückfallen. Dieser Fehler liegt ganz nahe und ergibt sich fast von selbst, weil wir Vorgehensweisen, die der Welt gegenüber erfolgreich sind, Gott gegenüber beibehalten und wie selbstverständlich die Initiative ergreifen. Denn wie gehen wir vor, wenn wir einem unbekanntem Phänomen begegnen? Wir folgen da unserem Forscherdrang und nähern uns vorsichtig, um zu beobachten, um Informationen zu sammeln und das fremdartige Ding zu verstehen. Doch ist unsere Neugier vor Anfang an nicht ohne Absicht. Denn wir erforschen die Eigenschaften einer Sache und ergründen, wie sie funktioniert, um auf Grund dieser Analyse auf das Gegenüber einwirken und uns nötigenfalls davor schützen zu können. Wir testen und probieren, lernen und sammeln Erfahrung, um den besten Weg zu finden, wie man das Ding für die eigenen Zwecke nutzen kann. Durch Beobachtung und Forschung bemächtigt sich der Mensch der Dinge, um sie sich dienstbar zu machen, und tut dasselbe nicht nur mit Dingen, Pflanzen und Tieren, sondern auch mit seinesgleichen, um sich mit anderen Menschen vorteilhaft in Beziehung zu setzen. Wir alle beherrschen diese Kunst und üben sie täglich!

Wenn wir es aber mit Gott zu tun bekommen, was liegt dann näher, als es mit Gott auf dieselbe Weise zu versuchen? Mit Vernunft und Geschick bekommen wir die Natur in den Griff! Mit Vernunft und Geschick lenken wir andere Menschen! Warum also sollten wir nicht dasselbe mit Gott versuchen? Primitive Religion tut genau das und merkt gar nicht, dass Gott grundlegend anders ist. Religion sucht nach erfolgversprechenden Methoden und Verhaltensweisen, um mit Gott klar zu kommen. Sie macht ihn zum Gegenstand neugierigen Forschens, will ihn durchschauen, um sein Verhalten voraussagen und steuern zu können, und will, wenn's ir-

gendwie geht, seine überlegene Kraft den eigenen Zielen dienstbar machen. Denn wenn's nicht regnet und die Ernte vertrocknet, holt man den Schamanen, der das gestörte Verhältnis zu den Göttern wieder bereinigen soll und sie mit Opfern, Ritualen und Gesängen freundlich stimmt, damit es wieder regnet. Das ist nichts anderes als der Versuch, Techniken der Diplomatie auf die Götter anzuwenden. Und darum werden alle Kunstgriffe, die sich in Bezug auf Menschen schon bewährt haben, auf Gott übertragen, als gälte es, auf einen besonders großen und mächtigen König Einfluss zu nehmen. Bei irdischen Königen macht man sich beliebt, indem man Geschenke bringt und ihnen duftende Speisen vorsetzt – darum bringen die Religionen ihren Göttern Opfer dar. Eines Menschen Wohlwollen kann man gewinnen, wenn man ihm schmeichelt und ihn lobt – darum singen die Religionen Loblieder und tanzen vor den Göttern ihre vielen Tänze. Einen mächtigen Menschen kann man freundlich stimmen, wenn man sich ihm unterwirft, ihm Gefolgschaft zusichert und allen seinen Weisungen folgt – darum achten die Religionen sorgsam darauf, den Willen der Götter zu respektieren und ihre Tabus nicht zu brechen. Menschen kann man zu etwas überreden mit beharrlichem Bitten, Drängeln und Betteln – darum beten die Religionen in endlosen Wiederholungen und liegen ihren Göttern damit in den Ohren. Und weil man mit Menschen, Verträge schließen und Geschäfte machen kann, versuchen die Religionen dasselbe mit ihren Göttern, leisten ihnen Gehorsam und Opfer, Verehrung und Hingabe, erwarten dann aber im Gegenzug auch das Wohlwollen und den Schutz der Götter. Man bringt Geschenke und opfert Gaben, erwartet aber dann auch Erntesegen, Fruchtbarkeit und Kriegsglück. Denn unter Menschen wäscht eine Hand die andere, und man kommt erst mal gar nicht auf die Idee, dass das bei Gott anders sein könnte. Ja, Religion auf ihrer primitiven Stufe ist leicht zu durchschauen. Und wir dürfen es uns nicht ersparen, sie realistisch zu sehen. Religion ist ein ganz menschlicher Versuch, die Beziehung zu Gott auf vorteilhafte Weise zu regeln, das so bedrohliche, himmelhoch überlegene Gegenüber beherrschbar zu machen, sich durch Riten und Zeremonien vor Gott zu schützen, sich mit ihm zu verbünden und so himmlischen Rückenwind für die eigenen irdischen Ziele zu bekommen. Religion auf dieser Stufe versucht Gott mit all den Methoden beizukommen, die sich Menschen gegenüber bewährt haben. Nämlich mit Überredung und Schmeichelei, mit Bestechung, mit Unterwerfungsgesten und mit Berechnung. Man greift auf die Techniken zurück, die zwischen Menschen funktionieren, und versucht mit dem irdischen Werkzeugkasten den himmlischen Mächten zu begegnen, ohne zu merken, dass die zwischenmenschlichen Verfahren auf Gott unmöglich angewandt werden können. Man versucht durch Wohlverhalten Gott auf seine Seite zu ziehen und will sich beliebt machen, um wie bei einem irdischen König für Untertänigkeit und Dienst belohnt zu werden.

Doch wie sollte das funktionieren? Wie sollte der Vater Jesu Christi jemals zum Gegenstand unserer Manipulation werden? Und wie sollte er das Verhalten des religiösen Menschen nicht durchschauen? Wie könnte Gott jemals zum Objekt unserer Forschung und unserer Einwirkung werden? Schon der Gedanke ist absurd! Und darum sollten wir unser Christentum (jedenfalls in diesem Sinne) nicht als Religion begreifen, sondern als Alternative zur Religion und als Gegenentwurf. Denn nicht wir als Christen schaffen und gestalten unsere Beziehung zu Gott, sondern Gottes Geist tut das in uns und für uns. Unser Gott ist auch prinzipiell nicht erkennbar oder erforschbar, es sei denn in dem, was er aus eigenem Willen von sich hat wissen lassen. Und wir können uns auch nicht bei ihm „lieb Kind“ machen, weil wir stets Sünder bleiben und unsere Versuche des Wohlverhaltens regelmäßig scheitern. Da wir alles, was wir haben, von Gott haben, können wir ihm nichts opfern oder schenken, was ihm nicht sowieso gehörte. Und weil wir ihm jeden Dienst schulden, verdienen wir auch keinen Lohn, sondern müssen allein auf Gnade setzen. Wir können Gott nicht so durchschauen und manipulieren,

wie wir einen physikalischen Zusammenhang oder einen Mitmenschen durchschauen und manipulieren. Und wir können Gott gegenüber auch keine Vertragspartner sein, weil ihm gegenüber niemand Rechte hat. Unser Interesse am eigenen Wohlergehen wird im Glauben nicht unterstützt, sondern es wird einer heftigen Kritik unterworfen. Und wenn der religiöse Mensch hofft, mit Gottes Hilfe groß zu werden, dann lernt der Christ viel eher klein zu werden, damit allein Gott in seinem Leben groß sei. Der religiöse Mensch erhofft himmlischen Rückenwind zur Umsetzung seines Willens, der Christ hingegen lernt den eigenen Willen im Willen Gottes aufgehen zu lassen. Der religiöse Mensch will Gott als Mittel heranziehen zu seinem eigenen Zweck, der Christ dagegen will selbst Mittel sein zu Gottes Zwecken. Und das heißt: Religion im hier beschriebenen Sinne beruht auf einer Überschätzung der menschlichen Möglichkeiten und Kunstgriffe, die in ihrer Anwendung auf Menschen und Dinge funktionieren und nützlich sind, die aber in der Anwendung auf Gott kläglich scheitern, weil Gott nie Gegenstand menschlicher Einwirkung sein kann, sondern stets der Mensch ein Gegenstand göttlichen Wirkens bleibt. Wo Religion sich Gott nähert und ihm wirklich begegnet, da wird die Logik der Religion zwangsläufig durchbrochen, und was als menschliches Projekt begonnen hat, verwandelt sich in etwas ganz anders. Denn selbst wenn's äußerlich ähnlich aussieht, weil auch wir beten und loben und Gehorsam üben, sind es doch ganz verschiedene Dinge. Wir vertrauen nicht auf unsere Riten, Formeln, Opfer und religiöse Techniken, mit denen wir himmlische Mächte beschwören, sondern wir vertrauen einzig auf unseren Gott, der uns nie verfügbar wird, sondern sich zeigt und sich erbarmt, wann und wie er will. Ja, zum Glauben gelangen wir eigentlich erst, wenn wir erkennen, dass Religion als menschliches Projekt scheitern muss, und folgerichtig nicht mehr versuchen, die Sache mit Gott in den Griff zu kriegen. In der Religion will der Mensch Kontrolle gewinnen, doch im Glauben überlässt er die Kontrolle dem, an den er glaubt... Bedeutet das dann aber, dass der Glaube keinen Vorteil bringt und an Gott nichts ändern kann, so dass man auch nichts davon hat? Glaubte man denn nicht, um gesegnet und geschützt zu werden und in den Himmel zu kommen? Gibt es keinen Lohn für die Mühen der Frömmigkeit? Soll einer denn Gott suchen bloß um Gottes willen?

Genau so ist es! Denn es gibt zwar den Lohn. Aber wer Gott suchen wollte um des Lohnes willen, würde Gott und den Lohn zugleich verfehlen. Natürlich segnet und schützt Gott die Seinen! Aber wenn es uns nur um Segen und Schutz ginge, wären wir gar nicht die Seinen. Und die Vorstellung, dass wir Gott durch unsere Gebete zu etwas überreden könnten, was er ursprünglich gar nicht geben wollte, finde ich bedenklich. Denn das wichtigste Anliegen unseres Gebetes sollte sein, dass Gottes Wille geschieht, und nicht etwa unserer. Wer sich religiös gebärdet, um mit Gottes Hilfe Erfolg zu haben, liebt nicht Gott, sondern den Erfolg. Wer religiös sein will, um dadurch ewiges Leben zu erlangen, liebt nicht Gott, sondern das ewige Leben. Und wer gute Werke tut, um bei Gott Anerkennung zu finden, der liebt nicht das Gute, sondern die Anerkennung. Wenn aber das das Wesen der Religion ausmacht, dass sie wegen menschlicher Ziele bei Gott vorstellig wird, dann fängt der Glaube erst an wo die Religion aufhört. Der Lohn dessen, dass wir die Wahrheit sagen, ist, dass wir in der Wahrheit sind. Und wem das als Lohn nicht genügt, der wird keinen anderen bekommen. Der Lohn dessen, dass wir Gutes tun, besteht darin, dass das Gute geschieht. Und wem das als Lohn nicht genügt, der kann es gleich lassen. Der Lohn dessen, dass wir lobend Gott ehren, liegt darin, dass ihm gegeben wird, was ihm gebührt. Und wem die Ehre Gottes als Grund nicht genügt, der braucht nach anderen Gründen nicht zu suchen. Denn der Gewinn des Glaubens ist Gott allein. Und wer bei Gott etwas anders zu finden hofft als Gott selbst, der ist halt bloß auf eine problematische Weise „religiös“. Solche Religion muss überwunden werden, damit der Glaube zu sich selbst findet. Und darum sollten wir auch nicht auf so irreführende Weise für den Glauben

werben, wie es manchmal geschieht: „Werde Christ, damit du dich besser fühlst, werde Christ, um Gemeinschaft zu erleben, werde Christ, um Probleme zu überwinden, um glücklicher und ausgeglichener zu sein“. Das ist irreführend! Denn der Glaube hat nicht das Ziel, unser Erdenleben irgendwie leichter oder lustiger zu machen. Der Glaube lässt sich nicht mit Hilfe einer Kosten-Nutzen-Rechnung plausibel machen und nach den Maßstäben der Welt lohnt er sich auch nicht (auch wenn er natürlich wahr ist und seligmachend und ein herrliches Geschenk...). Heißt das nun aber, dass wir nicht mehr beten und bitten sollten, dass wir nicht mehr taufen, Abendmahl feiern und gute Werke tun? Nein! Davon zu lassen wäre grundfalsch, denn zu alledem hat uns Christus selbst ermutigt. Gott selbst will, dass wir diese Dinge tun. Aber wir müssen eben darauf achten, dass wir's nicht mit falschen Vorstellungen verbinden. Wir beten sehr wohl und schütten unser Herz vor Gott aus, sollten aber nicht denken, dass wir ihn damit nötigen könnten, sondern überlassen es ihm, was er mit unseren Wünschen und Bitten anfängt. Wir feiern natürlich Gottesdienste, tun's aber hoffentlich nicht in der Absicht, bei Gott Eindruck zu schinden oder Fleißpunkte zu sammeln. Wir freuen uns gewiss auf den Himmel, aber eben nicht wie auf einen verdienten Lohn, sondern wie auf ein unverdientes Geschenk. Wir strengen uns natürlich an richtig zu handeln, stellen uns aber nicht vor, dass Gott uns lieben müsste, weil wir alles richtig machen. Vielmehr sollte unser Glaube frei sein von jeder Art der Berechnung. Es darf nie darum gehen, etwas bei Gott zu erreichen, sondern nur darum, Gott zu erreichen.

Und wer daran zweifelt, dass dies der Absicht Jesu entspricht, der möge einen Blick auf das Vaterunser werfen. Denn als Jesus seine Jünger lehrte, wie sie beten sollen, lehrte er sie 7 Bitten, von denen 6 unmittelbar das Verhältnis zu Gott betreffen, und nur eine das irdische Wohlergehen. Jesus weiß ganz gut, dass wir viele irdische Wünsche haben. Aber die sollen im Gebet offensichtlich zurücktreten. Nicht unser Ansehen soll uns beschäftigen, sondern in der 1. Bitte das Ansehen Gottes, auf dass sein „Name geheiligt werde“. Laut der 2. Bitte sollen wir nicht unser eigenes Reich ersehnen, sondern „dein Reich“, „Gottes Reich“ soll „kommen“. Nicht unser Wille soll geschehen, sondern die 3. Bitte sagt ausdrücklich „dein Wille geschehe“. Und erst an 4. Stelle schaut der Beter kurz auf die eigenen irdischen Bedürfnisse, um nicht etwa großes Glück zu erbitten, sondern nur das „tägliche Brot“. Die 5. Bitte geht dann schon wieder auf Gott, denn wir erbitten Vergebung, um nicht von ihm getrennt zu sein. Die 6. Bitte gilt derselben Sorge, weil uns Versuchungen von Gott entfernen könnten. Und wenn wir 7. erlöst werden wollen „von dem Bösen“, dann doch nur, weil wir dem Guten – d.h. weil wir Gott – nahe sein wollen. Eigentlich lehrt uns Jesus, von Gott nichts anderes zu erbitten als Gott selbst. Immer bleibt Gott dabei frei, aus Gnade zu geben, was er geben will. Und von dem was wir „Religion“ genannt haben – von dem raffinierten Versuch, Gott durch Wohlverhalten, durch Beschwörungen oder Opfergaben zum eigenen Vorteil zu lenken – ist das Gebet Jesu meilenweit entfernt. Das Vaterunser versucht nirgends Macht über Gott zu gewinnen, sondern recht betrachtet bittet es nur darum, dass Gott seine uneingeschränkte Macht über mich und meine Welt auf heilvolle Weise ausüben möge. Dass er's aber tut (mit und ohne unser Bitten) und uns durch den Glauben über die Torheiten der Religion hinausführt, das sei ihm gedankt in Ewigkeit!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottesbeweise

Sie kennen sicherlich den Ausspruch „Vertrauen ist gut – Kontrolle ist besser“. Und vielleicht haben Sie den Satz auch selbst schon oft gesagt. Denn tatsächlich ist es klug, sich nicht blind auf andere Menschen zu verlassen. Bei einer Inspektion sollte die Werkstatt natürlich auch den Reifendruck prüfen. Aber es schadet nicht, vor einer längeren Fahrt selber noch mal nachzusehen. In den Regalen eines Geschäfts sollten selbstverständlich keine abgelaufenen Lebensmittel liegen. Aber wer sich der Haltbarkeit vergewissert, geht auf Nummer sicher. Natürlich sollte ich meiner Bank und ihren Buchungen vertrauen. Aber es schadet nicht, die Kontoauszüge sorgfältig zu lesen. Denn menschliches Versagen und Schlamperei gibt es überall, und wenn ich nach dem Motto verfare „Vertrauen ist gut – Kontrolle ist besser“, dann nimmt mir das auch meine Werkstatt nicht übel, nicht der Lebensmittelhändler und nicht der Bankangestellte. Da ich diese Menschen nicht näher kenne, erwarten sie auch nicht, dass ich ihnen blind vertraue. Wenn es aber der Ehepartner ist, ein Elternteil oder ein guter, alter Freund: Ist es dann noch dasselbe? Würde ich da auch nach der Regel verfahren: „Vertrauen ist gut – Kontrolle ist besser“? Oder setze ich damit die Beziehung aufs Spiel? Wenn der Ehemann eifersüchtig ist und den Beteuerungen seiner Frau nicht glaubt, sondern ihr einen Privatdetektiv hinterherschickt, um ihre Treue zu prüfen: Wird sie ihm sein Misstrauen nicht vielleicht übelnehmen? Wenn der eigene Vater etwas Wichtiges für uns erledigt hat (und sagt auch, es sei wunschgemäß erledigt), wir aber fordern Beweise: Wird ihn das nicht zu Recht empören? Oder wenn die halbwüchsige Tochter beteuert, dass sie nicht raucht, und die Eltern wollen dennoch ihr Zimmer nach Zigaretten durchsuchen: Könnte sie ihnen da nicht berechnete Vorwürfe machen? Da zieht der Spruch dann nicht: „Vertrauen ist gut – Kontrolle ist besser“. Denn Kontrolle kann in solchen Fällen schlechter sein! Die Ehefrau, der Vater und die Tochter können erwarten, dass man ihnen so vertraut, dass jede Kontrolle überflüssig ist! Und wer sie trotzdem kontrolliert, dokumentiert damit nur, dass sein Verhältnis zu diesen Personen nicht ist, wie es sein sollte. Man kontrolliert nur den, den man verdächtigt oder für unzuverlässig hält. Und bei Vertrauenspersonen kommt es darum einer Beleidigung gleich. Ein Fremder würde es mir nicht verdenken, weil ich ihn ja nicht kenne. Doch wer sich schon hundert Mal bewährt und seine Treue bewiesen hat, darf etwas anders erwarten...

Wie aber ist das mit Gott? Zu welcher Gruppe gehört er? Zähle ich ihn zu den Altvertrauten und Bewährten, die ich durch Misstrauen beleidigen würde? Oder gehört er zu den Fremden, die sich meine Prüfung gefallen lassen müssen? Ist Gott gegenüber Vertrauen gut – oder wäre Kontrolle vielleicht besser? Ist sie überhaupt möglich? Was gläubige Menschen betrifft, dürfte die Antwort klar sein. Denn die sehen ja ihr ganzes Leben von Gottes Führung und Gottes Beistand getragen und vertrauen ihrem Schöpfer aufgrund dieser langjährigen Erfahrung. Ein gestandener Christ würde es wohl auch anmaßend finden, Gott prüfen zu wollen, so als hätte er je Anlass gegeben, ihm zu misstrauen. Wer wirklich im Glauben steht, braucht Gottesbeweise so wenig, wie der Fisch Beweise braucht, dass es Wasser gibt! Nur kommen wir eben nicht als gläubige Menschen auf die Welt, sondern sozusagen mit natürlichem Unverstand. Und könnte – angesichts dieser Schwäche – der Wunsch nach Beweisen nicht berechnete sein? Vielleicht erleichtert es ja den Einstieg in den Glauben, wenn man fehlendes Vertrauen erst mal durch Gründen der Vernunft ersetzt? Man kann keinen starken Glauben erwarten, wo Gott noch keine Gewissheit schenkte. Und so ist es verständlich, dass suchende Menschen schon immer Gottesbeweise forderten – und gläubige Menschen ihnen mit solchen Beweisen aus ihrer Skepsis herauszuhelfen versuchten. Darf ich Ihnen einige ihrer Argumente vorführen?

Cicero war z.B. der Meinung, dass sich die Existenz Gottes schon allein daraus ergibt, dass es weit und breit auf der Welt kein religionsloses Volk gibt. Denn wenn rund um den Globus so viele Menschen in so vielen Jahrhunderten unabhängig voneinander Gott oder Gottheiten anrufen: Wie wahrscheinlich ist es dann, dass sie allesamt irren, dass sie Gespenster jagen und sich mit etwas beschäftigen, das es nicht gibt? Der Konsens so vieler Völker will schon etwas besagen!

Anselm von Canterbury geht die Sache ganz anders an und beweist, dass Gott (als das höchste Wesen, über das hinaus nichts Größeres gedacht werden kann) notwendig auch da sein muss. Denn sonst fehlte ihm ja die Eigenschaft zu existieren. Der Stärkste hätte darin dann eine Schwäche! Man könnte sich dann über das denkbar Größte hinaus noch Größeres denken! Und das ist genauso widersprüchlich wie die Vorstellung von etwas Vollkommenem, dem zur Vollkommenheit das Dasein fehlt. Wenn ein nicht existierender Gott aber ein Ungedanke ist, den man nicht mal vernünftig denken kann, muss Gott dann nicht existieren?

Thomas von Aquin kommt auf anderem Weg zum selben Ergebnis. Denn er stellt (1.) fest, dass in der Welt überall Bewegung ist. Er bemerkt (2.), dass alles Bewegte von einem anderen bewegt wird, das ihm den Anstoß gibt. Und er folgert daraus, dass diese ganze bewegte Welt einen von ihr verschiedenen Beweger voraussetzt. Denn von nichts kommt ja nichts. Wenn man dasselbe mit Ursache und Wirkung sagen will, heißt es (1.), dass in der Welt nichts existiert, ohne eine Ursache zu haben, dass (2.) in der Welt nichts zu finden ist, das die Welt (oder auch nur sich selbst) verursacht haben könnte, und dass darum notwendig die Welt eine Ursache außerhalb ihrer selbst haben muss, die wir Gott nennen.

Ein anderer Gottesbeweis desselben Theologen geht von der Beobachtung aus, dass einige Geschöpfe, obwohl sie wenig Erkenntnis haben, doch zielgerichtet sinnvolle Dinge tun, wie z.B. ein Eichhörnchen im Herbst Nüsse vergräbt, obwohl es gar nicht genug Verstand hat, um vorausschauende Pläne zu verfolgen. Das Tier hat keine bewusste Vorstellung von Zukunft, Winter, Hunger oder Vorratshaltung! Es tut einfach nur, was im Herbst seinen Instinkten entspricht, und sichert, ohne es selbst zu verstehen, sein Überleben! Muss man da nicht eine höhere Vernunft annehmen, die das vernunftlose Tier genau so geschaffen hat, dass es auch ohne eigene Einsicht das Richtige und Nötige tut – die höhere Vernunft Gottes nämlich, die auch sonst alles in der Natur so zweckmäßig, grandios und planvoll eingerichtet hat? Ist die Welt nicht ein Kunstwerk, das in seiner genialen Konstruktion auf einen genialen Künstler schließen lässt?

Immanuel Kant setzte noch einmal ganz anders an. Er war der Meinung, Gottes Dasein sei aus dem moralischen Gesetz zu erschließen, das jeder in sich spürt, weil unsere Vernunft und unser Gewissen eine sittliche Weltordnung und letztendlich Gerechtigkeit fordern. Wenn wir Gerechtigkeit aber in diesem Leben schmerzlich vermissen, weil es auf Erden keineswegs den Guten gut, und den Schlechten schlecht geht – wer soll dann garantieren, dass alles zuletzt seinen Lohn und seine Strafe findet, wenn nicht ein allwissender und allmächtiger Gott und Richter, dessen Dasein man schon allein deshalb voraussetzen muss, weil unser Gewissen und unser Gerechtigkeitsgefühl ihn fordern?

Es gibt noch viel mehr Gottesbeweise! Ein moderner Philosoph namens Swinburne ist der Meinung, dass man einen Sachverhalt nicht kompliziert erklären sollte, wenn es auch eine einfache Erklärung gibt. Und er zeigt dann, dass es für unsere so merkwürdige und wundervolle Welt zwar viele komplizierte Erklärungen gibt, die theoretisch richtig sein könnten, dass der Befund insgesamt aber durch nichts so einfach und einleuchtend erklärt werden kann, wie durch die Existenz eines allmächtigen Schöpfers. Und er meint, dass diese einfachste Hypothese dann nach wissenschaftlichen Maßstäben auch als die wahrscheinlichste zu gelten hat.

Zuletzt hat der Mathematiker Kurt Gödel einen raffinierten mathematischen Gottesbeweis aufgestellt, den ich als Nicht-Mathematiker leider nicht erklären kann, der aber offenbar so unerschütterlich ist, dass ihn bisher kein noch so ungläubiger und kritischer Mathematiker widerlegen konnte.

Wie gesagt: Es gibt noch viel mehr Gottesbeweise – und sie sind in der Argumentation natürlich viel anspruchsvoller, als ich es hier wiedergeben kann. Es macht Spaß, sich mit ihnen zu beschäftigen! Nur hat die Sache einen großen Haken, und ihr Nutzen ist begrenzt, weil die, die an Gott glauben, solche Beweise eigentlich nicht nötig haben. Und weil die Anderen, die nicht an Gott glauben, sich auch durch Beweise nicht dazu zwingen lassen. Gläubigen Menschen leuchtet wahrscheinlich jeder der genannten Beweise ein, weil für sie so ziemlich alles im Leben ein Hinweis auf Gott ist. Die Skeptiker aber, die ganz grundlegend an Gott zweifeln, finden immer Gründe, auch an noch so klugen Beweisen zu zweifeln, weil dieselbe Vernunft, die solche Beweise aufstellt, sie auch wieder zu erschüttern vermag. Wer nur der eigenen Vernunft vertraut, kommt darum (auch mit noch so viel Nachdenken) nicht über die Einsicht hinaus, dass seine Vernunft Gott nicht erreichen oder sicherstellen kann. Wer skeptisch bleiben will, findet dafür immer Gründe. Er kann durch Logik nicht zum Glauben gezwungen werden. Wen aber wird das wundern, wenn Gott sich doch nicht der Vernunft erschließen wollte, sondern dem Glauben? Das Neue Testament sagt es deutlich genug:

„Weil die Welt, umgeben von der Weisheit Gottes, Gott durch ihre Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch die Torheit der Predigt selig zu machen, die daran glauben.“ „Was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er die Weisen zuschanden mache.“ Und so soll es dann auch gepredigt werden, damit der Glaube „nicht stehe auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft.“ (1. Kor. 1,21.27 u. 2,5).

Gott will offenbar nicht „bewiesen“ werden. Doch heißt das nicht, unser Vertrauen müsste „grundlos“ sein. Denn wenn jemand ernsthaft Gott kennen lernen will – was sollte den wohl hindern? „Probieren geht über Studieren“ ist hier das passende Motto! Denn niemand verlangt, dass einer glauben soll, wo er keine Erfahrung hat. Und niemand muss etwas glauben, bloß weil's die Kirche sagt! Sondern im Gegenteil ist jeder eingeladen, Erfahrungen mit Gott zu machen – und dann seine eigenen Schlüsse zu ziehen. Matthias Claudius sagt:

„(Es) ist nicht zu begreifen, wozu man sich mit den Freigeistern und Zweiflern so weitläufig in Demonstrationen abgibt und von ihrer Freigeisterei und Zweifelsucht soviel Aufhebens macht. Christus sagt ganz kurz: »Wer mein Wort hält, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei.« Wer aber diesen Versuch nicht machen kann oder nicht machen will, der sollte eigentlich, wenn er ein vernünftiger und billiger Mann wäre oder nur heißen wollte, kein Wort weder wider noch für das Christentum sagen...“

Das klingt ein wenig grob. Aber im Grunde ist es nur wahr. Denn dass der Weg des Christentums richtig ist, kann mir keiner vorab beweisen, wenn ich nicht bereit bin, auf diesem Weg Schritte zu machen und ihn auszuprobieren. Will einer den Weg aber nicht gehen, ja, was redet er dann groß über die Vorzüge oder Nachteile dieses Weges, von denen er doch keine Erfahrung hat – und auch keine haben will? Ein jeder kann sich in Gottes Hand geben und darf hinterher urteilen, ob dieser Gott Vertrauen verdient. Wer's aber gar nicht versucht, wie kann der sich ein Urteil erlauben, oder wie könnte man dem im Vorhinein beweisen, die Sache sei ohne Risiko? Mögen die Gottesbeweise noch so schön sein: Kein Mensch hat objektiv-zwingende Gründe dafür, dass er glaubt. Und genausowenig hat jemand zwingende Gründe, nicht zu glauben. Argumente nehmen uns die persönliche Entscheidung nicht ab. Aber eben so will Gott es haben. Und eben so ist es auch angemessen, dass wir Gott nämlich nicht begegnen wie Prüfer und Schulmeister, sondern umgekehrt in der Begegnung mit ihm geprüft werden. Das Wort

vom Kreuz überwindet nicht unseren Verstand mit Argumenten, es besticht auch nicht mit greifbaren Vorteilen, aber es prüft unsere Herzen, ob sie sich glaubend Gott ergeben, oder sich ihm verschließen. Gott drängt sich nicht auf – er gibt dem Zweifel Raum. Aber wenn das zunächst nach argumentativer Schwäche aussieht, so als wäre der Glaube eine ungewisse Sache, ist es doch weise eingerichtet. Denn dass der Glaube strittig bleibt, das soll und muss so sein, damit wir – auf die Grenze und in die Entscheidung gestellt – unser Innerstes verraten und über uns selbst Klarheit gewinnen. Wäre der Glaube in dem Sinne „beweisbar“, dass jeder denkende Mensch glauben müsste, so würden um der Beweise willen alle Menschen glauben, und es käme nicht ans Licht, wer Gott um Gottes willen sucht. Würde Glaube sich in dem Sinne „lohnen“, dass den Glaubenden nie etwas Schlimmes passierte, so würden um dieses Vorteils willen alle Menschen glauben, und es würde nicht offenbar, wer es aus freiem Herzen tut. Träte Gott unverhüllt vor unsere Augen, so müsste seine offenkundige Macht jeden Zweifel niederschlagen, und alle täten nur noch das Gute. Aber es bliebe dann verborgen, wer das Gute aus Liebe zum Guten tut, und wer aus Angst und Berechnung. Eben darum ist die Welt so eingerichtet, dass sie für den Glauben und den Unglauben Spielraum lässt. Denn nur so – in einer zweideutigen Situation – verrät sich des Menschen Herz. Nur so zeigt sich, wohin es von sich aus neigt. Und darum, sagt Blaise Pascal, offenbart sich Gott in so zurückhaltender Weise: Er wollte sich denen zu erkennen geben, die ihn von ganzem Herzen suchen, und wollte denen verborgen bleiben, die ihn von ganzem Herzen fliehen. Darum gibt es in geistlichen Dingen genug Licht für jene, die Gott ersehnen, und genug Finsternis für jene, die der Finsternis den Vorzug geben. Nur auf diese Weise kann das Leben aufdecken, was in uns steckt. Und darum muss der Einsichtige das Zwielflicht, das die Glaubensfragen umgibt, auch nicht bedauern. Die Argumente für den Glauben sind nie so zwingend, dass der Unwillige sich ihnen nicht entziehen könnte. Und zugleich wiegen sie schwer genug, um einem tieferen Geist, der glauben will, ausreichend gute Gründe zu liefern. Genau so aber ist es gewollt, denn so muss unsere Situation beschaffen sein, damit an den Tag kommt, wer Gott von Herzen braucht, und wer auf ihn verzichten kann. In der Weltgeschichte findet nicht nur eine Offenbarung Gottes statt, sondern es findet zugleich eine Offenbarung des Menschen statt, weil seine Möglichkeiten zu Tage treten. Gott offenbart sich deutlich genug, um jeden denkenden Menschen zu einer Stellungnahme zu zwingen. Aber er offenbart sich nicht so deutlich, dass er damit unsere Stellungnahme vorwegnahme. Gott bleibt im Halbdunkel und zwingt damit uns, zum Vorschein zu kommen und uns dabei selbst zu erkennen. Denn das Leben zwingt heraus, was in uns steckt. Und am Ende liegt offen, wer wir sind. Das aber nicht, damit Gott Neues erführe, sondern damit wir erfahren, wer wir sind, und mit Einsicht den Weg gehen, der uns zuletzt gewiesen wird. Es ist genau der Weg, auf den uns unser Herz gezogen hat!

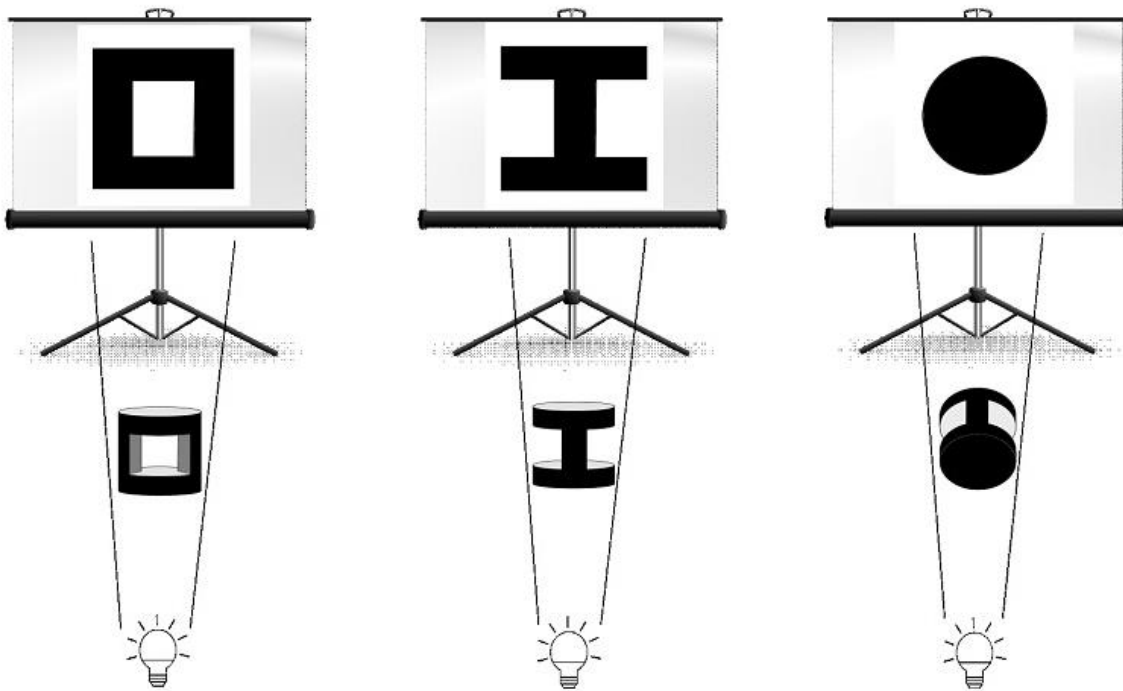
[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Wunder und Weltbild

Rudolf Bultmann war ein berühmter Theologe des vergangenen Jahrhunderts, der dem Wandel der Zeiten gerecht werden wollte. Er sah einen scharfen Gegensatz zwischen dem mythischen Weltbild der Bibel und dem naturwissenschaftlichen Weltbild der Moderne. Er hielt sie nicht für vereinbar. Und er prägte einen Satz, der seither für viele Menschen zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Bultmann sagte nämlich:

„Man kann nicht elektrisches Licht und Radioapparat benutzen, in Krankheitsfällen moderne medizinische und klinische Mittel in Anspruch nehmen und gleichzeitig an die Geister- und Wunderwelt des Neuen Testaments glauben.“

Bultmann meint, man müsse sich da entscheiden. Denn der moderne Mensch habe von den Wirkzusammenhängen der Natur so viel verstanden, dass ihm eine Rückkehr in die Vorstellungswelt naiver Gläubigkeit nicht mehr zugemutet werden könne. Er begegne in seinem Alltag keinen Engeln oder Dämonen! Und er erlebe auch keine übernatürlichen Eingriffe Gottes in das Weltgeschehen. Darum klinge ihm das alles nach Kindermärchen, Spuk und Aberglaube. Die biblischen Wunder widersprechen den Naturgesetzen. Und das heißt: Zwei Modelle der Welterklärung geraten in Konkurrenz zueinander. Nur eins von beiden könne richtig sein, meint Bultmann. Und – vor diese Alternative gestellt – entscheide sich der moderne Mensch, der Geister- und Wunderwelt des Neuen Testaments den Abschied zu geben. Bultmann hält das für unvermeidlich und zieht daraus weitreichende Konsequenzen. Aber stimmen die Voraussetzungen, von denen er ausgeht? Wenn ich elektrisches Licht benutze, unterstelle ich, dass bestimmte physikalische Prozesse zuverlässig funktionieren und immer wieder die gewünschte Wirkung hervorbringen. Soviel ist richtig. Aber ist damit schon entschieden, dass Prozesse anderer Art keine Wirkungen haben? Folgt aus dem Funktionieren der Physik, dass nur die Physik funktioniert – und sonst nichts? Wenn ich medizinische Behandlung in Anspruch nehme und Tabletten schlucke, unterstelle ich, dass dies ein Weg zur Heilung sein kann. Das stimmt! Aber setze ich damit schon voraus, Tabletten seien der einzig denkbare Weg zur Heilung – und andere Wege könne es keinesfalls geben? Meines Erachtens klafft hier eine logische Lücke. Denn man kann sehr wohl Radio hören – und trotzdem an Wunder glauben. Man kann mit dem Gewöhnlichen rechnen – und trotzdem das Außergewöhnliche für möglich halten. Das widerspricht sich keineswegs. Denn nur weil ich selbst nicht über Wasser gehen kann, ist nicht ausgeschlossen, dass Jesus es konnte. Wenn man das erste anerkennt, folgt nicht, dass man das zweite ablehnen muss. Und das heißt: Bultmann baut eine Alternative auf, die es gar nicht gibt. Wenn ich dankbar anerkenne, dass in der Welt physikalische Gesetze wirken, besagt das noch nicht, dass nur sie allein wirken. Und wer die naturwissenschaftliche Sicht der Welt als zutreffend anerkennt, muss deswegen nicht ausschließen, dass über dieselbe Welt aus anderer Perspektive noch ganz anderes zu sagen ist, das ebenso wahr ist. Die folgende Grafik kann das auf simple Weise illustrieren:



Dargestellt sind jeweils eine Lichtquelle, ein Gegenstand und eine Leinwand, auf die der Schatten des Gegenstandes projiziert wird. Und obwohl der Gegenstand immer derselbe ist – er wird einfach nur gedreht und in verschiedenen Positionen vor die Lichtquelle gehalten – ergeben sich auf der Leinwand völlig verschiedene Schattenbilder. Wer nur die Schattenbilder sehen könnte, würde nicht vermuten, dass sie vom selben Gegenstand herrühren. Im Gegenteil: Er würde das wohl spontan ausschließen, weil die Bilder so stark voneinander abweichen! Und doch ist keines der Bilder „richtiger“ oder „falscher“ als die anderen, sondern alle sind „richtig“, insofern sie den zweidimensionalen Umriss des dreidimensionalen Gegenstandes korrekt wiedergeben. Die großen Unterschiede entstehen allein aus der jeweiligen Perspektive. Und darum wäre es abwegig, wenn jemand die drei in Alternative stellen wollte und behauptete, wenn der erste Schattenriss „richtig“ sei, müssten der zweite und der dritte als „falsch“ verworfen werden.

Das bedeutet keineswegs, dass es beliebig viele „richtige“ Perspektiven und Schattenrisse gäbe. Wie immer man jenen Gegenstand vor der Lichtquelle drehen mag – es würde sich als Schattenriss z.B. nie ein Dreieck ergeben! Von den hier gezeigten Schattenrissen ist aber keiner „wahrer“ als die anderen – und wer nur zwei davon gelten ließe, würde damit wesentliche Informationen über den Gegenstand ignorieren und unterschlagen...

Nehmen wir nun an, der merkwürdige dreidimensionale Gegenstand sei die Wirklichkeit, in der wir leben, und diese Wirklichkeit werde in den Naturwissenschaften von einer Seite beleuchtet, in den Geisteswissenschaften von einer anderen, und in der Religion von einer dritten Seite. Die auf der „Leinwand“ unseres Bewusstseins entstehenden Schattenbilder (=Weltbilder!) würden bestimmt stark voneinander abweichen, und mancher Betrachter würde wohl urteilen, dass sie einander ausschließen und einander widersprechen, so dass man sich für eines davon entscheiden müsse. Tatsächlich ist es aber ein und dieselbe Wirklichkeit, die Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft und Religion nur aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln betrachten. Auch hier gilt, dass es nicht beliebig viele „richtige“ Sichtweisen gibt. Denn manche schließen sich gegenseitig aus, so dass sie nicht gleichzeitig wahr sein können. Und es gibt „Weltbilder“, die falsch sind, weil sie sich zur Welt verhalten, wie das Dreieck zum oben dargestellten Gegenstand! Doch von denen, die vereinbar und wahr sind, ist keines ver-

zichtbar, denn die korrekteste und umfassendste Kenntnis der Wirklichkeit hat, wer den Gegenstand von möglichst vielen Seiten kennt und (statt eine Betrachtungsweise auszuschließen) den Erkenntnisgewinn aller Einzelperspektiven zu einem Gesamtbild addiert.

Hat man sich das klar gemacht, ist leicht zu verstehen, warum von vielen Glaubensgegenständen gesagt wird, sie seien „zugleich“ dies und das – ohne dass dabei ein Widerspruch entsteht:

- Das Brot des Abendmahls ist in naturwissenschaftlicher Betrachtung nichts als Brot. Der Glaube erkennt darin aber zugleich den Leib Christi. Die naturwissenschaftliche Sicht ist deswegen nicht falsch und muss von Glauben her auch nicht bestritten werden. Aber sie erfasst den Gegenstand unvollständig und bedarf der Ergänzung, weil in dem Brot zugleich Christus real und leiblich präsent ist.

- Jesus von Nazareth war in biologischer Hinsicht ein Mensch aus Fleisch und Blut. Eine ärztliche Untersuchung hätte an ihm wohl nichts Ungewöhnliches feststellen können. Der Glaube erkennt in ihm aber zugleich den ewigen Sohn Gottes. Die biologische Beschreibung seiner Person ist deshalb nicht falsch. Aber ganz verstanden ist Christus eben nur als „wahrer Gott“ und „wahrer Mensch“, dessen Menschheit zu seiner Gottheit durchaus nicht in Konkurrenz steht.

- Die Bibel ist in geisteswissenschaftlicher Perspektive ein Produkt antiker Literaturgeschichte und menschlicher Schriftstellerei. Der Glaube erkennt in ihr aber zugleich Gottes ewiges Wort. Was historische Untersuchungen über die Arbeit der menschlichen Autoren zu Tage fördern, ist darum nicht falsch. Aber das Wichtigste an der Bibel – dass nämlich Gott durch sie redet! – erschließt sich nicht der literarischen Analyse, sondern nur dem Glauben.

An vielen weiteren Beispielen könnte man das durchspielen und immer wieder zeigen, dass religiöses Erkennen dem natürlichen Erkennen nicht widerspricht, auch wenn es weit darüber hinausgeht und es durch Einsichten ergänzt, die dem natürlichen Erkennen nicht zugänglich sind. Damit ist der Anspruch verbunden, dass entscheidende Teile der Wirklichkeit unverstanden bleiben, wenn man die Perspektive des Glaubens ignoriert. Aber so wenig wie die obigen Schattenbilder in Konkurrenz zueinander stehen, so wenig will der Glaube eine Konkurrenz zur natürlichen Erkenntnis sein. Er kann sie nicht ersetzen – und sie ihn nicht! Darum sind Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft und Glaube keine Alternativen, zwischen denen man sich entscheiden müsste, sondern unterschiedliche Zugänge zu ein und derselben Wirklichkeit.

Freilich: Bewährt sich diese „harmonische“ Verhältnisbestimmung auch im Falle der biblischen Wunder? Scheint es nicht doch auf einen Konflikt hinauszulaufen, wenn Gott Naturgesetze durchbricht, den kausalen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen zerreißt, das Meer teilt, die Sonne stillstehen und das Eisen schwimmen lässt, Tote auferweckt und Wasser in Wein verwandelt? Kommen sich da Physik und Religion nicht doch in die Quere? Da scheint es, als würde das naturwissenschaftliche Weltbild durch die Wunder nicht nur gestört, sondern zerstört, nicht nur ergänzt, sondern aufgehoben! Es scheint als handle Gott gegen die verlässlichen Ordnungen, die er selbst geschaffen hat. Doch urteilen wir nicht zu schnell. Augustin sagt: „Wunder stehen nicht im Gegensatz zur Natur, sondern nur im Gegensatz zu dem, was wir über die Natur wissen.“ Und diesem Hinweis folgend möchte ich versuchen, Wunder als etwas zu begreifen, das nicht gegen den uns bekannten Naturzusammenhang verstößt, sondern nur über ihn hinausgeht. Wie könnte so ein „Hinausgehen“ aussehen?

Um die Sache zu verdeutlichen, will ich von einem englischen Schriftsteller namens Edwin Abbott erzählen. Der hat im 19. Jh. einen lustigen Roman geschrieben, der „Flächenland“ heißt. Und die Hauptperson darin ist ein Quadrat. Das „Flächenland“ muss man sich – wie der Name schon sagt – als eine zweidimensionale Welt vorstellen, die topfeben und flach ist wie ein großes Blatt Papier. Es gibt da zwar Breite und Länge – aber nichts in dieser Welt hat eine Höhe. Und die Bewohner sind darum völlig flache geometrische Figuren. Frauen sind in „Flachland“ einfach nur Linien. Arbeiter, Soldaten und Kaufleute sind Dreiecke. Darüber stehen die Gelehrten, die immerhin die Form von Vier- oder Fünfecken haben. Wer mehr als fünf Ecken hat, gehört schon zum Adel. Und am angesehensten sind die Priester, denn das sind Kreise. Man sieht, dass zwei Dimensionen genügen, um große Vielfalt zu ermöglichen. Und wenn man die dritte Dimension gar nicht kennt, vermisst man sie auch nicht. Interessant wird die Geschichte als das Quadrat, die Hauptperson der Erzählung, das „Linienland“ besucht. Denn dieses Linienland hat – wie der Name sagt – nur eine Dimension. Da gibt es nur Länge, und keine Breite. Die Bewohner des Linienlandes sind darum ausschließlich (mehr oder weniger lange) Linien. Sie haben die Form eines Striches. Sie sind Strecken auf einer Geraden. Und nicht mal eine Krümmung können sie sich vorstellen, denn für eine krumme Linie braucht man ja schon eine zweite Dimension. So etwas kennt man nicht im Linienland. Es erscheint den Bewohnern auch völlig undenkbar. Ein lächerliches Märchen! Und so kann das Quadrat niemand davon überzeugen, dass der Raum noch eine weitere Dimension hat. Das geht völlig über den Horizont der Linien – und das Quadrat staunt sehr über ihre geistige Beschränktheit. Nachdenklich kehrt es in seine zweidimensionale Welt zurück, zu den Dreiecken, Vierecken und Kreisen. Und dort herrscht Normalität – bis das Quadrat eines Tages einer Kugel begegnet. Nun gehört eine Kugel nicht wirklich ins „Flächenland“ – sie ist dort nur zu Gast, denn eine Kugel ist natürlich dreidimensional und wirkt ziemlich fremd. Auch für unseren Romanhelden, das Quadrat, sind Höhe und Tiefe der Kugel erst mal nur gewagte Behauptungen. Sie überschreiten seine Vorstellungskraft und wirken absurd. Aber irgendwann gelingt es der Kugel, das Quadrat zu überzeugen. Sie machen gemeinsam einen Rundflug über das Flächenland. Und beinahe wäre daraus eine Freundschaft entstanden. Doch das Quadrat, von der dritten Dimension endlich überzeugt, kommt auf die wilde Idee, es könne dann doch auch noch eine vierte und eine fünfte Dimension geben, von der selbst die Kugel nichts ahnt! – und darüber zerstreiten sich die beiden. Zuletzt versucht das Quadrat den Einwohner von „Flächenland“ seine Einsichten zu vermitteln. Aber die wollen von weiteren Dimensionen nichts wissen, halten das Quadrat für einen gefährlichen Spinner und sperren es ein.

Nun – was trägt das bei zur Frage der biblischen Wunder? Ich meine jener Roman führt uns vor Augen, warum wir manche Dinge verstehen – und andere nicht verstehen, die wir dann „Wunder“ nennen. Es ist lehrreich, sich als Bewohner einer dreidimensionalen Welt versuchsweise in die Weltsicht derer hineinzusetzen, die nur zwei Dimensionen kennen, und sich dann zu fragen, was man in deren Situation verständlich, vernünftig und realistisch fände. Denn die Antwort liegt auf der Hand: Für die Bewohner einer zweidimensionalen Welt ist immer nur verständlich, was sich auf der Fläche abspielt und aus der Fläche zu erklären ist. Da versteht man einen Punkt, versteht genauso eine Linie, die von rechts oder links kommt, man versteht auch die Krümmung des Kreises und die Spitze des Dreiecks. Jeder Strich ist erklärlich, weil man auf der Fläche sieht, woher und wohin er verläuft. Aber stellen Sie sich vor, jemand würde von oben durch die zweidimensionale Fläche einen Nagel schlagen, der aus der Höhe kommend ein Loch in die Fläche macht und unten wieder in die Tiefe herausragt. Wäre die Entstehung dieses Loches für die Flachlandbewohner nicht ein absurdes und unerklärli-

ches Geschehen? Natürlich wäre es das! Denn da der Nagel weder von vorn noch von hinten, weder von links noch rechts kommt, kommt er für zweidimensionale Wesen buchstäblich aus dem „Nichts“. Er ist aus dem, was sie kennen, in keiner Weise herzuleiten oder zu erklären. Er ist ein Phänomen, für das die Flachländer weder einen Grund noch eine Ursache oder ein Ziel angeben könnten. Jene, die den Einschlagsort des Nagels gesehen haben, würden vielleicht von einem Wunder sprechen. Andere aber würden sie verspotten und würden darauf bestehen, es müsse sich im zweidimensionalen Raum für alles eine „natürliche“ (nämlich: zweidimensionale!) Erklärung finden lassen. Die Flachlandbewohner stünden vor einem Rätsel und könnten darüber leicht in Streit geraten! Wir aber, die wir die dritte Dimension des Raums kennen, finden nichts Rätselhaftes dabei, wenn ein Nagel eine Fläche durchdringt, denn wir sehen sein Woher und sein Wohin, sehen den Grund und das Ziel, und wissen auch, dass dabei die Naturgesetze nicht aus den Angeln gehoben werden. Wer die dritte Dimension einbezieht, versteht den Vorgang leicht. Und doch hat er nach dem gedanklichen Experiment Verständnis für die Flachlandbewohner: Er begreift, warum sie nicht begreifen, und ihr Unverständnis ist ihm verständlich geworden, denn die Wirklichkeit ist einfach um eine Dimension reicher, als sie es ahnen.

Nun fühlen wir uns vielleicht privilegiert, weil wir die dritte Dimension kennen. Aber könnte es nicht sein, dass auch wir – auf unserer höheren Ebene – unter Einschränkungen leiden, die denen der Flachländer ähnlich sind? Könnte es über die uns geläufigen drei oder vier Dimensionen hinaus nicht noch weitere geben? Naturwissenschaftler rechnen schon lange mit einer Vielzahl weiterer Dimensionen! Wenn das aber so ist – muss dann das, was uns heute „unerklärlich“ scheint wie ein Wunder, auch zwangsläufig „widernatürlich“ sein? Keineswegs! Denn wenn jener Roman zeigt, dass sich Ereignisse, die in einer zweidimensionalen Welt „unerklärlich“ scheinen, problemlos als Einwirkungen einer dritten Dimension verstehen lassen – wieso sollen dann Ereignisse, die in unserer dreidimensionalen Welt „unerklärlich“ scheinen, nicht aus höheren Dimensionen herrühren, die uns einfach nur nicht zugänglich sind? Wir würden sie gewiss Wunder nennen, weil sie sich aus dem, was wir von der Wirklichkeit begreifen, nicht ableiten lassen. Und doch würden durch sie weder Naturgesetze noch Kausalzusammenhänge aufgehoben. Mein Vorschlag ist darum, Gottes Wunder in dieser Weise zu verstehen: Wenn Gott handelt, hat er es nicht nötig, die natürliche Ordnung gewaltsam zu durchbrechen, die er doch selbst gut und verlässlich geschaffen hat, sondern er muss sich der Natur nur auf eine Weise bedienen, die wir nicht verstehen. Und damit zu rechnen, dass der Schöpfer so etwas kann, ist nicht irrational, sondern naheliegend, denn es bedeutet ja nur, dass die Welt reicher ist als der Teil, den wir von ihr erfassen. Wenn die Bewohner des „Flächenlandes“ sich keine Kugel vorstellen können, bedeutet das nicht, dass es keine Kugeln gäbe, sondern nur, dass die Grenzen der Wirklichkeit nicht mit den Grenzen ihres Wahrnehmungs- und Vorstellungsvermögens identisch sind. Und von uns Menschen gilt ganz dasselbe: Wo unser Horizont endet, müssen Gottes Möglichkeiten noch lange nicht enden. Darum verlangt biblischer Glaube nicht etwa, dass wir die Naturgesetze leugnen, die wir verstanden haben, sondern verlangt lediglich, dass wir sie nicht schon für das Ganze halten. Wenn's aber nur das ist, warum sollte man dann an den biblischen Wundern Anstoß nehmen? Kann denn etwas nicht wirklich sein, bloß weil ich nicht begreife, wie es möglich ist? Das wäre eine recht anmaßende Haltung. Und ich für meinen Teil will lieber Bescheidenheit üben. Denn immer, wenn ich mir klug vorkomme, fällt mir jener Dackel ein, von dem ein längst verstorbener Professor erzählte:

Stellen Sie sich bitte einen Garten vor, der von hohen Mauern umgeben ist, und darin eine Rasenfläche, auf der ein kurzbeiniger, alter Dackel spazieren geht. Der Dackel ist kurzsichtig.

Er sieht eigentlich nur, was sich am Boden abspielt – er lebt sozusagen in der zweidimensionalen Welt der Rasenfläche. Wenn nun eine Taube über die Mauer in den Garten fliegt und vor der Nase des Dackels im Gras landet, kommt sie für den Hund quasi aus dem Nichts. Er will spielen und läuft neugierig auf sie zu, die Taube aber läuft vor ihm weg. Der Hund folgt, die Taube trippelt weiter, und der Hund beginnt zu rennen. Wegen der Mauer fühlt sich die Taube nun in die Enge getrieben, öffnet ihre Flügel und entkommt flatternd in die dritte Dimension. Der kurzbeinige Dackel aber steht ratlos vor der Mauer, sucht die Taube, und versteht nicht, was geschehen ist, denn für ihn ist die Mauer unüberwindlich. Unter der Voraussetzung von nur zwei räumlichen Dimensionen ist die Taube genauso unerklärlich verschwunden, wie sie unerklärlich kam. Der Dackel kann dem geistig genausowenig folgen, wie der Taube physisch. Für ihn ist das Ganze ein Wunder. Für den Zuschauer ist aber gar kein Wunder dabei, und kein Naturgesetz wurde in Frage gestellt, sondern die Taube hat sich dieser Gesetze nur auf eine Weise bedient, die ein alt gewordener Hund nicht versteht...

Nun: Wenn sich die Sache mit uns und Gottes großen Taten genauso verhielte? Ich meine, dass wir tatsächlich in der Rolle des Dackels sind und einen beschränkten Horizont haben. Und was die Bibel „Wunder“ nennt, ist für Gott so normal wie für eine Taube das Fliegen und Landen. Gott bewegt sich in Dimensionen, die wir nicht „auf dem Schirm“ haben. Er hat sie schließlich allesamt geschaffen! Und ihm diesbezüglich jede Freiheit zuzutrauen, ist darum nicht „irrational“, sondern vernünftig. Der alte Dackel steht nur deshalb verwirrt vor der Mauer, weil er annimmt, dass niemand kann, was er nicht kann. Er meint, die Grenzen seiner Möglichkeiten, müssten auch für die Taube gelten. Aber ist das etwa „rational“? Ist nicht gerade das „beschränkt“, wenn ich von mir auf andere – oder sogar auf Gott schließe?

Falls sie sich fragen, was ich mit alledem sagen wollte, kann ich es ganz einfach zusammenfassen: Ich wollte nur denen widersprechen, die immer behaupten, es sei für moderne und nachdenkliche Menschen ungeheuer schwer, an Wunder zu glauben. Denn das stimmt nicht. In Wahrheit ist es nur schwer, wenn man nicht genug nachgedacht hat – über die Grenzen des eigenen Verstandes.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Wahrheit wissen und Wahrheit sein

(in Anlehnung an einen Text von S. Kierkegaard)

Es gibt biblische Worte, die uns so vertraut sind, dass wir schon gar nicht mehr hinhören. Denn wir kennen sie vorwärts und rückwärts und meinen, wir hätten längst verstanden, was es da zu verstehen gibt. Und wenn Jesus z.B. sagt, er sei „der Weg und die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6), dann nicken wir und sagen „kenn ich schon“, „glaub' ich auch“, „muss ich nicht mehr drüber nachdenken“. Aber haben sie sich mal gefragt, wie denn ein Mensch „die Wahrheit“ sein kann? Macht so eine Aussage überhaupt Sinn? Jesus sagt ja nicht, dass er die Wahrheit „kennt“ oder die Wahrheit „verkündigt“, sondern dass er die Wahrheit „ist“. Er beansprucht nicht Einblick in die Wahrheit zu haben oder Wahrheit aufzudecken, Wahrheit mitzuteilen oder sie erkennen zu können, sondern Wahrheit zu „sein“. Und das ist, wenn wir den üblichen Sprachgebrauch zugrunde legen, eine ziemlich unsinnige Behauptung. Denn Menschen und Dingen sprechen wir nicht „Wahrheit“ zu, sondern „Wirklichkeit“, während wir von Gedanken oder Sätzen nicht sagen, sie seien „wirklich“, sondern sie seien „wahr“ oder „unwahr“. Nach üblichem Sprachgebrauch kann eine Person existieren oder nicht existieren, anwesend oder weg sein, aber eine Person kann ebensowenig „wahr“ wie „gelogen“ sein. Wenn Jesus aber von sich behauptet, nicht bloß „wahr“, sondern „die Wahrheit“ zu sein – was soll das dann bedeuten? Es ist doch nicht anzunehmen, dass er sich nur ungeschickt ausgedrückt hätte! Es gibt da etwas zu verstehen. Und um dem auf den Grund zu kommen, müssen wir uns zunächst klar machen, was wir gewöhnlich Wahrheit nennen: Nämlich die Übereinstimmung einer Aussage mit dem Sachverhalt, auf den sich die Aussage bezieht. Wahrheit wissen heißt denken, was tatsächlich der Fall ist. Und Wahrheit sagen heißt aussprechen, was der Fall ist. „Wahr“ sind Aussagen und Gedanken, die das Wirkliche korrekt abbilden, indem sie auf der Ebene der Beschreibung dem beschriebenen Sachverhalt entsprechen. Und in diesem Sinne hat es auch der Glaube mit Wahrheit zu tun, weil unser Bekenntnis solche Wahrheit beansprucht. Wir bekennen, dass Gott das höchste Gut ist und das lohnendste Ziel, der eigentliche Grund allen Seins und die alleinige Quelle des Lebens. Gott ist das Maß aller Dinge und der Inbegriff dessen, was mit Hingabe erstrebt zu werden wert ist. Wer das sagt, der spricht Wahrheit. Und wenn er davon überzeugt ist, hat er Einsicht in die Wahrheit. Solche Einsicht werden wir Jesus auch ohne weiteres zubilligen. Aber Wahrheit „kennen“ – ist das schon dasselbe wie „in der Wahrheit sein“, oder gar „die Wahrheit“ sein? Das Neue Testament meint mit „Wahrheit“ offenbar mehr als nur die korrekte Information und das „Bescheidwissen“ dessen, der sich über die Tatsachen nicht irrt. Der neutestamentliche Begriff ist umfassender und greift weiter. Denn im „Kennen“ der Wahrheit stimmt ja lediglich mein Denken mit der Wahrheit überein. Und mein Denken ist nur einer von den vielen Teilen meiner Person. Es ist fraglos ein wichtiger Teil! Aber mein Denken ist nicht mein Fühlen und nicht mein Handeln. Mein Denken ist nicht mein Gewissen und nicht mein Leib. Mein Denken ist auch nicht identisch mit der Lebenserfahrung, die mein Gedächtnis speichert. Und mein Wille und mein Tun sind vom Denken manchmal schrecklich unabhängig! Was würde es also nützen, nur zu wissen, dass Gott der Hingabe wert ist, wenn ich diese Hingabe nicht lebe? Was würde es nützen, bloß zu denken, dass Gott der Maßstab des Guten ist, wenn ich nicht dementsprechend entscheide? Und was würde es nützen, Gott korrekt zu beschreiben, wenn ich zu ihm nicht in Beziehung träte? Wahrheit nur zu kennen, heißt noch nicht „in der Wahrheit zu sein“. Dann aber ist ein Mensch „in der Wahrheit“, wenn er der Wirklichkeit Gottes nicht bloß mit Worten und Gedanken, sondern mit seiner Person ganz und gar entspricht, so dass sein Leben insgesamt eine

einzig große Entsprechung zu Gott ist. Der Tatsache, dass Gott das höchste Gut ist, entspricht der Mensch, indem er nichts auf der Welt wichtiger nimmt als Gott und nichts mehr erstrebt als seine Nähe. Der Tatsache, dass Gott die Quelle des Lebens ist, entspricht der Mensch, indem er, statt auf seine eigene, auf Gottes Kraft setzt und jeden Tag als sein Geschenk betrachtet. Der Tatsache, dass Gott das Maß aller Dinge ist, entspricht der Mensch, indem er sein Verständnis von Gut und Böse an Gottes heiligem Willen orientiert. Und der Tatsache, dass Gott das lohnendste Ziel ist, entspricht der Mensch, indem er hoffend, erwartend und sehnd nach Gott Ausschau hält. So ist auch „in der Wahrheit sein“ ein Verhältnis der Übereinstimmung zwischen zwei Instanzen. Während aber „Wahrheit wissen“ nur darin besteht, dass meine Gedanken mit dem übereinstimmen, was der Fall ist, erfordert „in der Wahrheit sein“ die Übereinstimmung der ganzen Person mit der Wirklichkeit Gottes. Sören Kierkegaard hat das etwa so ausgedrückt: Wahrheit ist nicht bloß jene Entsprechung von Denken und Sein, die mein Denken davor bewahrt ein Hirngespinnst zu sein, sondern Wahrheit ist die Entsprechung meines Lebens zur Wirklichkeit Gottes. Und erst das ist Leben „in der Wahrheit“, wenn mein Leben im Streben nach der Wahrheit selbst zu einem Ausdruck der Wahrheit wird. Das ist wie bei einem Wanderer, der den Weg durch den Wald nicht bloß kennt, sondern seiner Kenntnis auch Ausdruck verleiht, indem er den Weg beschreitet. Der entspricht mit den Füßen der Kenntnis seines Kopfes! Und daher sagt Kierkegaard, die Wahrheit bestehe christlich verstanden nicht im „Wahrheit wissen“, sondern im „Wahrheit sein“. Wenn ich sage „Gott ist das höchste Ziel“, dann ist das „gesagte“ Wahrheit. Aber wenn ich selbst zu diesem Ziel unterwegs bin, bin ich „in der Wahrheit“. Wenn ich sage „Alles Leben kommt von Gott“, dann ist das „gesagte“ Wahrheit. Wenn mir darum aber alles Leben anfängt heilig zu sein, dann bin ich „in der Wahrheit“. Wenn ich bekenne, dass Gottes Gebote gerecht und gut sind, dann ist das „gesagte“ Wahrheit. Wenn ich aber ernsthaft darum ringe, diese Gebote zu halten, bin ich „in der Wahrheit“. Sage ich „Gott ist treu“, so ist das eine wahre Aussage. Aber wenn ich deswegen aufhöre furchtsam und misstrauisch zu sein, lebe ich „in der Wahrheit“. Denn Wahrheit ist nicht nur eine Übereinstimmung der Gedanken mit den Tatsachen, sondern eine Übereinstimmung des ganzen Menschen mit der Wirklichkeit Gottes. Und weil diese Übereinstimmung des Menschen mit Gott bei Jesus Christus vollkommen gegeben war, darum kann er von sich sagen, er „sei“ die Wahrheit. Denn alles an Jesu Leben, Denken und Tun entsprach der Wirklichkeit seines himmlischen Vaters und war Ausdruck jener lebendigen Kenntnis, die Jesus vom Willen des Vaters hat. Jesu konsequentes, liebevolles, gehorsames, hingeebenes und wahrhaftiges Leben spiegelt restlos den Willen Gottes, so dass ihn das Neue Testament als das wahre Ebenbild des Vaters bezeichnet. Der Sohn war mit dem Vater nicht bloß „einig“, sondern war jederzeit „eins“ mit ihm. Ist Jesus Christus dadurch aber „die Wahrheit“, das Urbild, Vorbild und Muster gottentsprechenden Lebens – wie könnten wir dann „in der Wahrheit sein“, ohne zugleich auch „in Christus“ zu sein? Christus ist die Wahrheit, und darum ist der Mensch, der volle Übereinstimmung mit Gott erstrebt, notwendig auch „in Christus“. Wenn aber Jesus sagt, er sei nicht nur die Wahrheit, sondern auch „der Weg“ und „das Leben“, so muss ein Mensch, der nicht bloß Wahrheit sagt, sondern in der Wahrheit ist, auch auf jenem Weg sein und an jenem Leben Anteil haben. Christus wusste nicht bloß Wahrheit, sondern war die Wahrheit. Die Ausrichtung auf Gott prägte nicht bloß sein Denken, sondern diese Ausrichtung war sein Wesen. Und dementsprechend kommt es auch bei uns, bei den Jüngern, die ihm nachfolgen, nicht allein auf das an, was unser Kopf versteht und unser Mund bekennt, sondern auf ein Leben, das in Gänze zum Ausdruck der erkannten Wahrheit wird. Mit anderen Worten: Glaube ist keine Ansicht, sondern ein Zustand, keine Meinung, sondern ein Weg. Und Informationen über Gott, die ich wie ein Schüler auswendig lerne und korrekt wiedergebe, sind darum auch

noch kein Glaube. Ein Schüler, der Informationen sammelt und ein Referat über Brasilien hält, ist deswegen noch nicht mit Brasilien vertraut und wird durch sein Referat auch nicht zum Brasilianer. Und ebenso ist einer, der meint, über Gott Bescheid zu wissen, noch lange nicht mit Gott vertraut und wird durch theologische Kenntnis auch nicht zum Christen. Sondern mit einem Land wie Brasilien ist man vertraut, wenn man es im Schweiß seines Angesichtes durchwandert hat. Und mit Gott ist man vertraut, wenn man seine Hand spürt und erleidet, wenn man um seinen Segen ringt, seine Nähe entbehrt und sich seinem Urteil ergibt. Keiner kennt wirklich Gottes Wahrheit, dem diese Wahrheit nicht zum Schicksal, zur Freude und zum Schmerz geworden ist. Und das bedeutet leider auch, dass es zu dieser Wahrheit keine Abkürzung gibt, wie das bei anderen, leichter mitteilbaren Wahrheiten der Fall ist. Wenn einer das Schießpulver erfindet, das Rezept für Porzellan oder eine mathematische Formel, dann kann es sein, dass er dafür Jahrzehnte lang vergeblich forschen und experimentieren musste. Hat seine Mühe aber schließlich Erfolg, schreibt er die richtige Formel auf, gibt die Rezeptur an seine Schüler weiter, und die kommen dadurch auf einer Abkürzung zur Wahrheit. Die Schüler haben es nicht nötig, denselben mühsamen Weg zu gehen wie ihr Meister und müssen seine vergeblichen Experimente nicht wiederholen, sondern profitieren von seiner Arbeit, indem sie gleich die richtige Formel benutzen. In der Technik funktioniert das wunderbar! Im Glauben funktioniert es aber nicht, weil da jeder den Weg der Wahrheit selber gehen muss, um die Wahrheit auf rechte Weise anzueignen. Diese Aneignung geschieht nicht ohne eine tiefgreifende Wandlung und Entwicklung der Person, so dass der Besitz der Wahrheit vom Erringen der Wahrheit nicht getrennt werden kann. Und die späteren Generationen haben auch keinen Vorzug gegenüber den früheren, denn jeder von uns fängt mit dem Christ-Sein wieder vorne an und zahlt selbst das Lehrgeld das nötig ist. „Aber wieso denn?“, könnte einer sagen: „Um das Evangelium zur Kenntnis zu nehmen, reicht doch die Viertelstunde, die eine Predigt dauert! Und wenn's einer hört, ohne dran zu zweifeln, kennt er hinterher die Wahrheit, weil er als gegeben denkt, was auch wirklich der Fall ist!“ Doch die Wahrheit, die er dann kennt, weil sie ihm in den Schoß fiel, die ist ihm deswegen noch nicht zum Besitz geworden und hat sein Leben noch nicht durchdrungen. Wohl ist die Wahrheit als Einsicht „in ihm“. Aber er ist noch nicht „in der Wahrheit“. Denn anders als beim Rezept für Schwarzpulver ist die christliche Wahrheit nicht zu trennen von dem Weg, auf dem man sie erringt. Dieser Weg wird erst zu „meinem“ Weg, wenn ich ihn tatsächlich gehe. Die Nachfolge kann keiner dem anderen abnehmen. Aber die eigene Mühe lohnt sich dann auch, weil nur das Leben „in der Wahrheit“ das „wahre Leben“ ist. Es ist das „wahre Leben“, weil darin nicht nur mein Denken übereinstimmt mit dem, was der Fall ist, sondern auch mein ganzer Lebensvollzug übereinstimmt mit dem, was ich denke. Das Leben „in der Wahrheit“ ist deshalb das „wahre Leben“, weil nicht nur mein Kopf die Wirklichkeit Gottes begreift, sondern dieses Begriffene mich ganz bestimmt und prägt und trägt, im Hoffen und im Tun, im Erinnern und Planen. Und das ist herrlich! Denn wenn sich in der ganzen Person abbildet und ausdrückt, was sie glaubend erkannt hat, und dies gläubige Erkennen seinerseits abbildet und ausdrückt, wie Gott tatsächlich ist, dann schwinden die inneren Widersprüche, und alles reimt sich zusammen, denn dann leben wir in Gottes Wahrheit und leben so erst wahrhaft, weil Übereinstimmung mit Gott und mit der eigenen Bestimmung das wahre Leben ist. Die Wahrheit will auf diese Weise Ereignis werden, und das Evangelium will wirken. Es genügt ihm nicht, den Hörer bloß zu informieren! Das Evangelium kommt erst zum Ziel, wenn es den Hörer in Gottes Reich einbezogen hat! Und etwas Besseres können wir uns gar nicht wünschen. Denn noch leben wir in vielen schmerzlichen Widersprüchen, weil unsere Hände nicht tun, was unser Gewissen fordert, und unsere Füße nicht den Weg beschreiten, den der Verstand für richtig hält. Wir glauben so und fühlen

anders, reden oft das Rechte und tun ebenso oft das Gegenteil. Bei scheinbar klarem Verstand sind wir doch gespaltene Persönlichkeiten voller Inkonsequenz, die hier die Wahrheit vermuten, dort den Weg und noch mal ganz woanders „das wahre Leben"! Wir bringen das alles nicht zusammen. Doch im Grunde ist es einfacher als wir denken. Denn Christus ist das alles zugleich und ist es nicht bloß für sich, sondern will auch für uns Wahrheit, Weg und Leben sein. Christus teilt uns nicht bloß etwas mit, sondern teilt sich uns mit, er teilt sich mit uns und schenkt uns damit, was er ist. Er heilt unseren großen inneren Schaden – und dafür sei ihm gedankt in Ewigkeit.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Glauben gegen den Augenschein

Wer sich als Christ zu erkennen gibt, bekommt es oft mit ärgerlichen Vorurteilen zu tun. Denn er wird leicht als „Gefühlsmensch“ angesehen, der sich religiösen Stimmungen hingibt und dabei die Realitäten aus dem Blick verliert. „Na ja“ sagt man, „diese Christen sind halt schlichte Gemüter, die mehr auf ihr Herz hören als auf ihren Verstand. Sie vertrauen gern auf Dinge, die keiner sehen kann, während sich Realisten an Tatsachen halten...“ So wird man als Christ dann belächelt und nicht für voll genommen. Aber stimmt es? Ist Glaube eine vage, emotionale Angelegenheit? Mich ärgert diese Einschätzung. Denn wir sind durchaus keine Traumtänzer, und der Glaube ist kein diffuses „Gefühl“, sondern ein durchdachtes Verfahren der Urteilsfindung. Als Christen schwelgen wir nicht in Stimmungen, sondern stellen uns der Wirklichkeit Gottes. Und wenn wir unter dieser Voraussetzung unsere Lage betrachten und Konsequenzen daraus ziehen, dann ist das ein transparentes und bewährtes Verfahren zur Orientierung in dieser Welt. Es hat mit dumpfen Ahnungen nichts zu tun und besteht auch nicht im „Hören auf das eigene Herz“. Sondern – ganz im Gegenteil – besteht Glaube im Hören auf Gottes Wort, das oft allem Anschein, aller Erfahrung und all unseren Wünschen widerspricht. Glaube setzt darum die geistige Disziplin voraus, das eigene Empfinden dem Urteil Gottes unterzuordnen! Glaube ist der eiserne Wille, alle Dinge unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit zu betrachten! Glaube macht ernst damit, dass alle Dinge in Wahrheit nur sind, was sie in Gottes Augen sind! Und er zieht daraus die Konsequenz, dass der maßgebliche Bezugspunkt für unser Urteil in Gottes Wort und Wille liegen muss – und gerade nicht in unserem eigenen Empfinden oder in menschlichen Meinungen. Tatsächlich kommt man nie zur korrekten Einschätzung einer Situation, wenn man sie vorrangig unter dem Gesichtspunkt der eigenen Bequemlichkeit beurteilt oder unter dem Gesichtspunkt der öffentlichen Akzeptanz. Man trifft auch nicht die richtigen Entscheidungen unter dem Gesichtspunkt des persönlichen Profits, der Gefälligkeit gegen andere, der bloßen Gewohnheit, der Mode, der Tradition oder der Pragmatik. Sondern das Rechte trifft man nur, wenn man das irdisch Vorläufige zum Himmlischen und Ewigen in Beziehung setzt, und eben diese Beziehung als die entscheidende erkennt.

Dabei weiß der Glaube durchaus, dass man jedes Ding von verschiedenen Seiten betrachten kann! Aber nur weil es viele Perspektiven gibt, hält er nicht alle für gleichrangig, sondern lässt sie alle hinter der einen zurücktreten, die Priorität verdient. Und das heißt: Christlicher Glaube ist ein Verfahren der Meinungsbildung, das gerade nicht dem Anschein der Dinge, dem eigenen Gefühl oder der Mehrheitsmeinung vertraut, sondern bewusst jedes Ding im Lichte des Evangeliums betrachtet, um es dann so zu bewerten, wie es sich gerade in diesem Licht und unter diesem Aspekt darstellt. Was von einer Situation zu halten ist, zeigt sich nicht in ihrer Beziehung zu meinen unmaßgeblichen Wünschen, sondern in ihrer Beziehung zum maßgeblichen Willen Gottes. Gar nichts wird in seinem Wesen erkannt, wenn man es nicht zu Gott in Relation setzt. Und alles, was man aus dieser Relation löst, um es isoliert zu betrachten, wird notwendig missverstanden. Denn alles hat nur Bedeutung in dem Zusammenhang, in dem es steht. Die Bedeutung jedes Teils ergibt sich aus seiner Stellung im Ganzen. Und wenn dieses „große Ganze“ Gottes Werk und Setzung ist, dann ist der Wille eben dieses Gottes der maßgebliche Bezugspunkt aller Dinge, den man nicht ignorieren kann, ohne eine verzerrte Wahrnehmung in Kauf zu nehmen. Alles ist, was es ist, nur in seinem Kontext! Und was bitte sollte der Kontext des Geschaffenen sein, wenn nicht der Wille des Schöpfers, aus dem es hervorgeht? Welchen Satz kann man verstehen, wenn man von dem Menschen absieht, der ihn gesagt hat? Welches Werk kann man begreifen, wenn man die Intention des Meisters nicht kennt? Ent-

sprechend werden alle Dinge, die man aus dem Zusammenhang mit Gott herauslöst, zwangsläufig missverstanden, denn man isoliert sie von dem Bezugspunkt, der ihrem Dasein überhaupt erst Bedeutung verleiht. Behält man hingegen diesen Bezugspunkt im Blick, gehen einem viele Lichter auf – und die Welt sieht bemerkenswert anders aus.

Da ist dann ein neugeborenes Kind kein von den Eltern erzeugtes „Produkt“, sondern ein „zu treuen Händen“ anvertrautes Geschenk Gottes. Und der Tod eines Feindes ist kein Anlass zu Triumph und Genugtuung, sondern die große Versuchung, dergleichen zu empfinden. Reichtum und Erfolg fühlen sich dann immernoch an wie „Glück“! Aber man erkennt, dass eine Seele zugrunde geht, wenn sie auf die Macht des Geldes vertraut. Krankheit, Leid und Schwäche will man immernoch vermeiden! Aber man begreift, dass sie manchmal Gottes Mittel sind, um uns von der Welt zu entwöhnen wie ein Kind von der Mutterbrust. Unser Bauchgefühl trägt in solchen Fällen! Und auch die Vernunft liegt daneben. Sie begreift nicht, dass manches Ende ein Anfang ist, und manches Scheitern ein Fortschritt, mancher Reichtum ein Fluch, und manche Armut ein Segen! Sobald wir die Dinge aber zu Gott in Beziehung setzen und an seinem Wort messen, fällt ein anderes Licht auf sie. Denn vieles glänzt vor der Welt und macht uns stolz, das unter dem Blickwinkel der Ewigkeit gar nicht zählt – während wiederum vieles, das die Welt so sehr verlacht wie schlichten Gehorsam und Treue, unter dem Blickwinkel der Ewigkeit als großer Schatz zu stehen kommt. Der Böse wird in dieser Welt hofiert und meint darum stolz, das Schicksal gäbe ihm Recht, weil er seinen Weg so ungehindert geht! Der Demütige hingegen stolpert von einer Prüfung in die nächste, gerade als ob Gott sein Feind wäre und es ihm besonders schwer machen wollte! Wenn wir aber diesen ersten Eindruck nicht von Gottes Wort her korrigierten – wie sollten wir dann wissen, dass jener Böse nur deshalb ungehindert geht, weil Gott ihn aufgegeben hat, ihn seiner eigenen Bosheit – und damit der Verdammnis überlässt? Wie sollten wir wissen, dass Gott jenen Demütigen zu seinem Besten prüft und plagt und nur dazu so hart an ihm arbeitet, um ihn immer tiefer in den Glauben hineinzutreiben – und damit in die Erlösung? Da ist es naiv, dem eigenen Gefühl zu vertrauen und zu meinen, man wüsste schon instinktiv, was wahres Glück und was Unglück sei! Der Alltagsverstand hilft auch nicht weiter! Der Glaube hingegen nimmt den Psalmvers ganz ernst, der zu Gott sagt: **„Dein Wort ist meines Fußes Leuchte“** (Ps 119,105).

Das ist kein frommer Kalenderspruch, sondern ein umfassendes Programm des Lebens und Erkennens! Darum sollten wir dem Glauben ernst nehmen als ein Verfahren der Meinungsbildung, das dem Anschein der Dinge gerade nicht vertraut, sondern jedes Ding im Lichte des Evangeliums betrachtet, um es dann so zu bewerten, wie es sich in diesem Licht darstellt. Denn was von einer Sache wirklich zu halten ist, zeigt nicht ihre Beziehung zu meinem unmaßgeblichen Willen, sondern ihre Beziehung zum maßgeblichen Willen Gottes. Nichts wird erkannt, wenn es nicht in Relation zu Gott gesehen wird, und alles was ich aus dieser Relation löse, werde ich notwendig missverstehen. Will ich es aber bewusst zu Gott in Beziehung setzen, um zu erfahren, wie es in seinen Augen dasteht und in seiner Perspektive zu bewerten ist – wer könnte mir darüber dann Aufschluss geben, wenn nicht Gott selbst in seinem Wort? Ohne die Heilige Schrift geht da gar nichts! Sie ist der Schlüssel zur wahren Erkenntnis! Denn wo es darauf ankommt, Dinge aus dem Blickwinkel der Ewigkeit zu betrachten, hilft mir nicht die Stimme des eigenen Herzens, die Stimme der Vernunft oder die meiner Zeitgenossen, sondern nur die Stimme des Ewigen selbst, dem ich diesbezüglich viel mehr trauen kann als meinem eigenen Sehen, Hören und Empfinden. Martin Luther sagt:

„Wider dies Urteil des Fleisches kämpft der Glaube, und richtet nicht nach dem, was er fühlt und sieht, sondern nach dem Worte, welches Gott redet. Das gebietet, unsichtbare Dinge zu glauben, und völlig, dass ich so sage, unsichtbar zu werden, dass du in Armut Reichtum glau-

best, in Traurigkeit Freude, in Verlassenheit Hilfe, im Verworfensein ganz gewisse und ewige Gnade..."

Freilich widerspricht dem unser Innerstes und sperrt sich gewaltig. Denn wir wollen Gottes Nähe nur glauben, wenn wir sie auch fühlen. Wir wollen erst hoffen, wenn wir das schon sehen können, worauf wir hoffen. Wir glauben erst, dass wir Sünder sind, wenn wir uns auch „schlecht“ vorkommen. Wir wollen erst vertrauen, wenn Beweise vorliegen. Und wir möchten Gott erst dann Recht geben, wenn sein Plan auch unserer Vernunft einleuchtet. Es soll am besten gar nichts gelten, was wir nicht selbst erfahren haben, gutheißen und plausibel finden! Doch wenn das unser Standpunkt ist – müssen wir uns dann nicht fragen lassen, ob wir uns mit Gott verwechseln? Sind wir mit unseren Einfällen selbst unsere oberste Instanz – welches Licht leitet uns dann auf unseren Wegen? Ist in Fragen der Ewigkeit wirklich maßgeblich, was ich kleiner Mensch zu spüren, zu fühlen und mir vorzustellen vermag? Oder ist in Fragen der Ewigkeit maßgeblich das Wort des Ewigen selbst? Zählt mein Dafürhalten mehr als Gottes eigene Auskunft? Glaube ich meinen Gefühlen eher als Gottes klaren Verheißungen? Soll zuletzt nur mein eigenes Urteil gelten – oder beuge ich mich der tieferen Einsicht Gottes und seinem Geist, der allein die Tiefen der Gottheit kennt?

Ich sage nicht, dass das leicht fiele! Es gehört unausrottbar zu unserer sündigen Natur, dass wir anmaßend sind und uns klug vorkommen. Gottes größere Expertise in göttlichen Dingen anzuerkennen, fällt entsprechend schwer! Aber gerade deshalb ist es die grundlegende Übung des Glaubens, unser eigenes Urteilen und Bewerten immer wieder am Urteilen und Bewerten Gottes auszurichten und zu sagen: Hey, was dir selbst groß vorkommt, kann vor Gott – und das heißt: in Wahrheit – sehr klein sein. Was dir richtig erscheint, kann in seinen Augen – und das heißt: in Wahrheit – sehr falsch sein. Was dich schmerzt und ärgert, kann nach Gottes Absicht – und das heißt: in Wahrheit – ein gutes Werk der Liebe sein! Da kommt alles drauf an, gegen den Augenschein zu glauben! Und ohne das kommt überhaupt kein Mensch mit dem Evangelium zurecht. Denn die, die geistlich arm sind, ahnen schließlich nicht und fühlen nicht, dass ihnen das Himmelreich gehört – und doch preist Jesus sie selig! Die Sanftmütigen machen nicht den Eindruck, als sollten sie das Erdreich besitzen, man sieht auch nichts davon – und doch ist es so! Die Barmherzigen ziehen auf Erden immer den Kürzeren, und die Ehrlichen sind die Dummen – und doch rechnet Jesus diese Verlierer zu den großen Gewinnern! Menschenvernunft wäre nie drauf gekommen, dass der Nazarener Gottes Sohn war, sein Kreuz ein großer Sieg und das Absurde voller Sinn! Für die Vernunft bleibt das Wort vom Kreuz ewig eine Torheit! Das aber ist Glaube, wenn ich Gottes Kompetenz höher schätzen kann als meine – und seinem Wort mehr Gewicht beimesse als meinem eigenen Fühlen, Meinen und Grübeln.

Ist das aber eine Übung in geistlicher Disziplin – kann man den Glauben dann ärger missverstehen, als wenn man meint, der Gläubige höre bevorzugt auf die „Stimme seines Herzens“ oder auf sein Gefühl? Gerade das Gegenteil ist der Fall! Der Glaube lebt aus dem Wort, er hängt am Wort, er traut dem Wort und beurteilt alles nach Maßgabe des göttlichen Wortes. Und das nicht etwa willkürlich, sondern folgerichtig gemäß der zwingenden Logik, die wir vorhin beschrieben haben: Wenn alles, was überhaupt ist, in und aus Gott ist, und nichts besteht, was nicht durch ihn bestünde, dann ist Gottes Plan der Gesamtzusammenhang, in dem alle Teile ihren Platz haben. Und die Bedeutung des Einzelnen ergibt sich dann aus seiner Stellung in diesem „großen Ganzen“. In Wahrheit ist dann alles genau das, und nur das, was es in Gottes Augen ist. Und nichts ist wirklich wichtig, das Gott nicht wichtig wäre. Kein Urteil kann dann zutreffen, das nicht ihn zum Maßstab nimmt. Und keine Aktion macht „Sinn“, die nicht zuletzt seinen Zielen dient. Um uns selbst zu kennen, müssen wir Gott kennen! Da wir ihn aber nicht anders kennen als nur aus seinem eigenen Wort, in dem er sich erschließt und offenbart,

verdient nur jene Erkenntnis wirklich ihren Namen, die in diesem Licht geschieht und aus diesem Wort gewonnen wird. Der Glaube aber ist nichts weiter als das Urteilsverfahren, das aus diesen allgemeinen Voraussetzungen die persönlichen Konsequenzen zieht – oder wie Luther sagt: „...das größte Werk und Bewegung des Heiligen Geistes, durch welche wir urteilen nach dem Worte, wider das, was wir fühlen, sehen und erfahren.“

Das heißt dann eben nicht, dass wir der Bibel all jenes glauben, was uns sowieso einleuchtet, sondern auch das andere – und gerade das andere. Das heißt nicht, dass wir Gottes Wort trauen, soweit Erfahrung und Vernunft seine Aussagen bestätigen, sondern auch jenseits – und gerade jenseits dessen. Das heißt nicht, dass ich das Evangelium von Herzen bejahe, soweit es mit meinen Gefühlen übereinstimmt, sondern auch und gerade da, wo es meinem Gefühl widerspricht. Denn genau an den Punkten, wo Gottes Wort gegen den Augenschein spricht, kommt es zur Nagelprobe, ob mir Gottes Wort allein genügt. Und das ist dann überhaupt kein Gedankenspiel mehr. Denn wenn ich vor dem Leichnam eines geliebten Menschen stehe, frage ich die Vernunft vergeblich, ob er wohl noch Zukunft hat. Ich glaube das dann Gott aufs Wort – oder glaube es gar nicht. Drückt mich die Last meiner Schuld, kann mir die Erfahrung nicht sagen, ob es dafür Vergebung gibt, oder ob ich verflucht bin. Ich glaube das dann Gott aufs Wort – oder glaube es gar nicht. Und bringt mich scheinbar sinnloses Leid um den Verstand, kann ich ganz lang auf die „Stimme meines Herzens“ hören, ohne davon klüger zu werden. Denn die Antwort auf diese Fragen liegt nicht im Menschen verborgen (so dass wir sie uns mit etwas Nachdenken selbst geben könnten), sondern wir hören die Antwort aus Gottes Wort und lassen sie gelten – oder wir hören sie gar nicht.

Und was bleibt uns dann? Dann bleibt dem Menschen nur übrig, sich in endlosen Selbstgesprächen selbst zu trösten, sich selbst zu segnen, sich selbst zu richten und sich selbst zu vergeben – wohl wissend, dass er das alles gar nicht kann, weil ihm dazu die Vollmacht fehlt. Ja, man könnte die Kultur unserer Zeit recht gut auf diese Formel bringen, dass sie den Dialog mit Gott durch ein vielstimmiges Selbstgespräch zu ersetzen versucht. Und je hohler das klingt, desto lauter und schriller wird das Geschwätz. Glaube aber kommt nicht aus dem Schwätzen, sondern aus dem Hören auf das Wort. Und dies Hören ist gerade da am wichtigsten, wo es unseren Eindrücken, Stimmungen und Bauchgefühlen widerspricht. Gerade dann, wenn es mir rundherum gut geht, muss ich Gottes Wort trotzdem glauben, dass ich ein Sünder bin – und auf dem Teppich bleiben. Und gerade wenn es mir schlecht geht, darf ich Gottes Wort trotzdem glauben, dass der Höchste mich liebt und nicht aus den Augen verliert. Die strenge Botschaft des Gesetzes habe ich am nötigsten, wenn alles rosig aussieht, und die Erfolge sich häufen. Und die Botschaft der Barmherzigkeit ist am heilsamsten, wenn sie unglaublich erscheint, weil eine Katastrophe die andere jagt.

Gottes Wort hat mit Stimmungen rein gar nichts zu tun, sondern ist in seiner ewigen Geltung ein heilsames Korrektiv gegen schwankende Stimmungen. Es sagt uns gerade das, was wir nicht spüren oder fühlen, gerade das, was nicht vor Augen steht und nicht auf der Hand liegt! Aber einen Gewinn hat davon nur, wer es glaubend hört, wer sich sagen lässt, was er nicht prüfen kann, und sich dieses hörenden Gehorsams auch nicht schämt. Mag doch die Welt andere Weisheit suchen, wenn sie aus Gottes Wort nicht lernen will! Der Glaube tickt jedenfalls anders – und folgt seiner eigenen Logik. Er leugnet nicht, was von der Welt erkannt werden kann. Aber er hat noch mehr auf dem Schirm! Er blendet niemals aus, was er von Gott weiß. Er kennt damit eine Dimension mehr – und das verändert seinen Blick. Den anderen Menschen aber kann er nicht verschweigen, was er sieht. Denn das Zeugnis von dem, was nicht jeder erkennt, ist der wertvollste Dienst, den Christen der Welt leisten können. Niemand braucht unsere Kirche und ihre Verkündigung, damit sie wiederholt, was sowieso Common Sense ist.

Sondern für das wird Kirche gebraucht, was dem Common Sense ewig unerschwinglich bleibt. Für das Unerwartbare und nicht Offensichtliche, das Unableitbare, Verstörende und Beglückende – oder kurz: Für das so schwer glaubliche und fremde Wort Gottes, das die Welt sich nicht selbst sagen kann...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Vom Zweifel zur Anfechtung

Manchmal denke ich, es stimmt etwas nicht mit mir. Denn überall hört man, Zweifel gehörten zum Glauben dazu – und selbstverständlich hätte jeder Christ eine Menge davon. Angeblich lässt sich der Glaube von der Begleiterscheinung des Zweifels gar nicht trennen. Und man sagt, je nachdenklicher ein Christ sei, umso mehr müsse er sich natürlich auch mit Zweifeln herumschlagen. Die das sagen, schieben zur Beruhigung gleich hinterher, Glaubenszweifel seien gar nicht schlimm, sondern völlig normal. Glaube sei schließlich kein Wissen – darum solle man sich seinen Zweifeln ruhig stellen. Zweifel sind erlaubt! Aber wenn ich doch keine habe? Irgendwie scheine ich nicht ganz richtig zu sein. Etwas stimmt nicht mit mir. Denn was den Glauben betrifft, habe ich ruhige Gewissheit. Und nach der herrschenden Meinung gibt es die gar nicht. Glaubensgewissheit? Wie kann denn einer haben, was es nicht gibt? Was ist falsch mit dem? Nun kann ich mich schlecht dafür entschuldigen, dass mir die Zweifel meiner Jugend abhandenkamen. Ich vermisse sie gar nicht – und will auch nicht so tun, als sei fraglich, was mir feststeht. Aber vielleicht kann ich erklären, warum das so ist. Denn Zweifel haben zwar durchaus ihr Recht. Sie haben aber auch Grenzen.

Warum der Mensch zweifelt, und was ihm der Zweifel „bringt“, ist nicht schwer zu erraten. Denn um in der Welt zu bestehen, muss der Mensch seiner Situation angemessen handeln. Er muss beurteilen können, welche Handlungsweise in der jeweiligen Lage Erfolg verspricht. Und das misslingt, wenn er sich von seiner Situation ein falsches Bild macht. Die korrekte Wahrnehmung der Welt ist (über)lebenswichtig. Aber sie ist nicht selbstverständlich. Denn menschliche Wahrnehmung erfasst nicht die Fülle aller Gegebenheiten. Und auch den Teil, den sie erfasst, kann sie immer noch falsch deuten. Der menschlichen Erkenntnis ist also nicht uneingeschränkt zu trauen. Und da es fatale Folgen haben kann, wenn man irrt, ist es klug, am Bestand der gewonnenen Erkenntnisse immer mal wieder zu zweifeln, und eine jede durch solchen Zweifel auf ihre Belastbarkeit zu prüfen. Unser Zweifel verdankt sich also einerseits der Angst vor dem Irrtum – und andererseits der Hoffnung, durch immer neue Vergewisserung einen möglichst hohen Grad an Sicherheit zu erlangen. Darum gilt methodischer Zweifel ja auch als Kennzeichen des „kritischen Geistes“, der sich auf nichts stützen will, das er nicht geprüft hat. Und trotzdem zweifeln Menschen nicht immer – und nicht an allem. Warum?

(1.)

Der erste naheliegende Grund, das Zweifeln einzuschränken, ist die psychische Ökonomie. Denn der Zweifel – als prüfende Tätigkeit des Geistes – erfordert schließlich Konzentration, Zeit und Aufmerksamkeit. Das sind Ressourcen, die uns nicht unbeschränkt zur Verfügung stehen! Wer an allem gleichzeitig zweifeln wollte, würde sich überfordern und erschöpfen! Die meisten Menschen beschränken ihre Zweifel darum auf die Bereiche, in denen sie meinen, dass dazu Anlass besteht. Und der besteht umso weniger, je öfter sich eine Überzeugung schon bewahrheitet hat. Man bezweifelt gewöhnlich nicht, dass am nächsten Morgen wieder die Sonne aufgeht, und die Schwerkraft wirkt. Denn man hat es ja nie anders erlebt. Und wenn solcher Zweifel auch „theoretisch“ möglich bleibt, ist er doch faktisch ohne Relevanz. Wo es keine Indizien gibt, die ihn nähren, verhungert der Zweifel. Und kein vernünftiger Mensch hält ihn künstlich am Leben. Wer aus dem Haus geht und sich zweimal vergewissert, dass er die Haustür abgeschlossen hat, kann noch als vorsichtiger Mensch gelten. Doch wer fünfmal zurückläuft, um an der Tür zu rütteln, hat ein psychisches Problem...

(2.)

Zweifel haben in zwischenmenschlichen Beziehungen nur ein begrenztes Recht. Und im Übermaß zerstören sie diese Beziehungen. Denn wer dem anderen vertraut, muss ihn nicht kontrollieren. Und wer ihn kontrolliert, zeigt damit, dass er ihm nicht vertraut. Bricht eine Familie zur Urlaubsreise auf, und der Mann fragt die Frau, ob sie auch die Reisepässe und Flugtickets eingesteckt hat, ist das nicht zu beanstanden. Wenn sie es aber mehrfach bestätigt, und er trotz ihrer Beteuerungen noch einmal anhält, um sich die Dokumente zeigen zu lassen, steht es nicht gut um dieses Paar. Denn Menschen sind diesbezüglich nicht so duldsam wie Dinge. Sie tolerieren Zweifel an ihrer Integrität ungern – und tolerieren sie umso weniger, je näher ihnen der Zweifelnde steht. Durch Misstrauen dementiert man Vertrautheit und stellt den Freund einem Fremden gleich. Der Freund aber, dem solches Misstrauen entgegengebracht wird, zieht seine Schlüsse daraus.

(3.)

Zweifel wird sinnlos, wenn sich herausstellt, dass der fragliche Sachverhalt einer zweifelnden Prüfung gar nicht zugänglich ist. Denn man zweifelt ja nicht, um dauerhaft in Ungewissheit zu verharren, sondern um Klarheit zu erlangen. Ist das Instrumentarium meines Erkennens aber ungeeignet, den fraglichen Gegenstand zu erfassen, weil mir kein angemessenes Prüfverfahren zu Gebote steht – was nützt dann der Zweifel? Er umkreist, worauf er keinen Zugriff hat. Und ohne Aussicht auf eine positive oder negative Entscheidung macht er nur vergebliche Mühe. Fragt man sich z.B., wo man heute stünde, wenn man vor 30 Jahren dies oder das anders entschieden hätte, gelangt man nie über Spekulationen hinaus. Der Zweifel an der damaligen Entscheidung führt zu nichts, weil niemand wirklich beurteilen kann, was vor 30 Jahren „gewesen wäre, wenn...“. Wer das aber begreift, wird auf diesem Denkweg nicht endlos im Kreis laufen, sondern als Resultat seiner Bemühungen die Einsicht erlangen, dass zu dieser Fragestellung auf diesem Wege keine Einsicht zu gewinnen ist.

Wir kehren damit zur Ausgangsfrage zurück, warum der Mensch nicht immer und an allem zweifelt. Denn drei Gründe haben wir gefunden: Überzeugungen, die sich über lange Zeiträume bewährt haben, geben wenig Anlass, sie wieder und wieder zu prüfen. Bewährte Beziehungen zu anderen Personen kann der Wunsch nach Kontrolle zerstören. Und unnütz ist der Zweifel dort, wo er prinzipiell nicht zu Ergebnissen führen kann. Meines Erachtens erklärt das, warum ein gereifter Glaube durchaus nicht immer von Zweifeln begleitet wird, sondern sie überwinden und hinter sich lassen kann.

(zu 1.)

Wer seit vielen Jahren im Christentum beheimatet ist – und seinen Glauben währenddessen mehrfach auf die Probe gestellt sah, ohne ihn deswegen zu verlieren – kommt sich vor wie einer, der schon fünfmal zur Haustür zurückgegangen ist und daran gerüttelt hat, ohne sie jemals offen zu finden. Und nur weil ihm andere empfehlen, immer neu zu zweifeln, muss er es nicht tun. Denn sein Bedarf an Vergewisserung ist ja irgendwann gedeckt. Obwohl er sich die Zweifel nicht verkniffen oder verboten hat, fanden sie doch keine Nahrung. Sie sind nach und nach verhungert. Denn wenn der Glaube sich in verschiedensten Lebenslagen bewährte, und in hundert Nöten an Gottes Treue nicht zu rütteln war, wird der Mensch von der hundertuntersten Prüfung auch nichts anderes erwarten, sondern sich der Gewissheit freuen, die sich bei ihm eingestellt hat. So einer vermisst die Zweifel so wenig, wie Fliegen auf seinem Honigbrot.

(zu 2.)

Christlicher Glaube ist weit mehr als eine „Weltanschauung“. Er ist für die Gläubigen in erster Linie eine Beziehung zu dem Gott, der sich ihnen durch sein Wort und seinen Geist mitgeteilt hat. Und diese Beziehung ist geprägt von Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen gegen den, der seine Wahrhaftigkeit, Treue und Barmherzigkeit tausendfach bewies. Gerade das schätzen wir doch an Gott, dass er verlässlich ist, während wir es nicht sind! Was hat also Zweifel in der Gottesbeziehung zu suchen? Wie vertrüge sich die Hingabe an Gott mit Zweifeln an seiner Integrität? Wie könnte man sich mit Argwohn im Herzen an jemanden binden? Im Blick auf Fremde kann man vielleicht sagen „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“. Doch schon bei Freunden oder Ehepartnern kommt dies Motto einer Beleidigung gleich. Und als Ausdruck des Misstrauens gegen Gott ist es inakzeptabel. Denn es zerstört die Beziehung zu dem, der zu Verdächtigungen nicht den geringsten Anlass gab.

(zu 3.)

Wer in Glaubensfragen gründlich genug gezweifelt hat, weiß irgendwann, wie wenig das nützt. Denn wenn die Philosophiegeschichte eines zeigt, dann ist es, dass mit den Mitteln vernünftiger Welterkenntnis weder ein Beweis für den Glauben erbracht noch der Glaube schlüssig widerlegt werden kann. Es herrscht hier ein „Patt“, in dem man endlos Gründe und Gegengründe aufhäufen kann, ohne dass der Zweifelnde je zu einer Entscheidung gelangte. Es hat nicht an klugen Köpfen gefehlt, die das zu ändern versuchten! Doch offenbar ist die Welt so eingerichtet, dass wer zweifeln will, jederzeit genug Anlass dazu findet – und wer glauben will, dafür genauso gute Argumente vorweisen kann. Um alle Indizien abzuwägen, wäre ein Leben zu kurz! Der Glaube wird also niemals zwingend sein und niemals unmöglich. Was aber nützt unter solchen Umständen der fortgesetzte Zweifel, der vom menschlichen Intellekt verlangt, was dieser doch nicht leisten kann? Eine letzte Vergewisserung des Glaubens durch den Verstand wird es so wenig geben, wie eine Widerlegung durch den Verstand. Menschliches Erkenntnisstreben ist Gott gegenüber so inkompetent, dass es über die Erkenntnis seines Nicht-Wissens kaum hinausgelangt. Und das Neue Testament hat das längst gewusst. Paulus schreibt: „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geist Gottes; - es ist ihm eine Torheit und er kann es nicht erkennen.“ (1. Kor 2,14) Wenn sich diese Ohnmacht des intellektuellen Zweifels aber seit 2000 Jahren bestätigt, ist es nicht vernünftig, von solchem Zweifel noch viel zu hoffen. Denn Glaubensgewissheit wurde noch nie vom Verstand ergrübelt, sondern wurde schon immer (auf völlig anderem Wege!) durch Gottes Heiligen Geist geschenkt.

Unser Zwischenergebnis lautet daher, dass sich der gewöhnliche Zweifel in der Beziehung zu Gott erledigen und aus dieser Beziehung verschwinden kann, ohne dass dies „intellektuell unredlich“ wäre. Es stimmt nicht, dass der Zweifel als natürlicher Begleiter des Glaubens zu einem gesunden Glauben automatisch dazugehört. Sondern im Gegenteil: ein reifer Glaube kann nur vorankommen, wenn er die größten Zweifel überwindet und hinter sich lässt. Das bedeutet natürlich nicht, dass es im christlichen Glauben keine Zweifel geben dürfte. Sie zu unterdrücken ist weder gesund noch nötig! Entscheidend ist aber, dass man keine Zweifel haben „muss“. Denn es ist durchaus nicht „bedenklich“, sondern gut, wenn ein Christ, dessen Zweifel sich müde gelaufen haben, sie irgendwann hinter sich lässt. Denn Zweifel „gehören“ durchaus nicht zum Glauben „dazu“.

Was aber wirklich „dazugehört“, das sind Anfechtungen. Und das darf nicht verschwiegen werden, weil sonst ein ganz lebensfremdes, „perfektionistisches“ Bild des Glaubens entstünde! Auch die erfahrensten und frömmsten Christen haben nämlich bekannt, dass sie lebenslang Anfechtungen ausgesetzt blieben. Und wie glaubensvoll, wie bewährt und gottesfürchtig

sie auch waren, hat doch keiner je behauptet, die Anfechtung ein- für allemal überwunden zu haben. Was aber unterscheidet die Anfechtung vom Zweifel?

Ich meine die Anfechtung ist ein Zweifel, der sich nach und nach von Gott weg- und dafür dem Gläubigen zuwendet – wobei sich die Verhältnisse umkehren. Im gewöhnlichen „Glaubenszweifel“ zweifeln ihrer selbst gewisse Menschen an einem Gott, der ihnen fraglich scheint. Sie prüfen, ob er vor ihren Augen bestehen kann, ob sein Wort wahr, und ob seine Ansprüche berechtigt sind. Doch in der „Anfechtung“ bezieht sich die Ungewissheit weniger auf den Gott, an den man glaubt, als auf die Standfestigkeit des Gläubigen, dem immer wieder bange ist, ob er auf die Dauer vor Gottes Augen bestehen kann:

- Dem Angefochtenen erscheint also nicht fraglich, dass Gott heilig und vollkommen ist. Aber das Missverhältnis zwischen Gottes Vollkommenheit und seinen eigenen peinlichen Schwächen – das erfüllt ihn mit Angst.
- Dem Angefochtenen erscheint nicht fraglich, dass Gottes Hand auch im schrecklichsten und wirrsten Weltgeschehen wirksam ist. Aber gegen den Augenschein einer gottlosen Welt anzuglauben, fällt ihm schwer.
- Dem Angefochtenen erscheint nicht fraglich, dass Gott wahrhaftig und treu ist. Aber ob er selbst alle Tage im Glauben treu sein und sich in Prüfungen bewähren wird, muss sich noch zeigen.
- Dem Angefochtenen erscheint nicht fraglich, dass das Evangelium auch gegen allen Augenschein geglaubt werden will. Aber wenn Gott sich dann feindlich stellt, und der Tod nach ihm greift, zittert er doch.
- Dem Angefochtenen erscheint nicht fraglich, dass Gott gnädig ist. Aber dass er selbst dem Gnadenstand gemäß lebt und entsprechende Fortschritte in der Heiligung macht – das ist mit Fragezeichen zu versehen...

Mit anderen Worten: im Blick auf Gott muss ein Christ nicht lebenslang zweifeln. Es ist gut, wenn er diesen Zweifel an Gott hinter sich lässt, wie eine Kinderkrankheit des Glaubens. Im Blick auf sich selbst und seine Fehlbarkeit wird ein Christ aber immer ein wenig unruhig bleiben. Denn je tiefer er in die Selbst- und Gotteserkenntnis eindringt, umso unglaublicher scheint es ihm, dass Gott mit „einem wie ihm“ im Bunde sein sollte. Der Angefochtene bezweifelt also nicht Gottes Existenz oder seine Gnade im Allgemeinen, sondern er verzweifelt an sich selbst, weil er der Gnade so wenig würdig ist. Er fühlt sich verlassen und gerät dadurch in Angst, Verzagttheit, Gewissensnot und böse Gedanken. Er weiß wohl, dass Gott generell „da“ ist, hat aber den Eindruck, Gott sei „für ihn“ nicht mehr da. Er weiß nicht, wohin er sich stattdessen wenden soll! Und an solchen Erfahrungen sind schon viele gescheitert. Denn einen Glauben, den man einmal „erwerben“ und dann für immer sicher „besitzen“ könnte, gibt es nicht.

Doch ist gegen die Anfechtung durchaus ein Kraut gewachsen. Es gibt ein probates Mittel und eine bewährte Methode, die darin besteht, bei allen Schwächeanfällen des Glaubens von sich selbst ganz ab- und unbeirrt nur auf Gott zu sehen. Nabelschau und Selbstbeobachtung sind in der Anfechtung tödlich, denn im Blick auf mich selbst gibt es hundertfachen Anlass, um verunsichert zu sein. Von mir abzusehen aber befreit. Denn im Blick auf Gottes Barmherzigkeit

gibt es tausendfachen Anlass, um beruhigt zu sein. So sehr der Glaubensbund auf meiner Seite auch schwanken mag, steht er doch auf Gottes Seite felsenfest. Und auf die kommt es an. Denn Gott ist treu genug für uns beide! So nahe es auch liegt, dass ein Angefochtener dem Gefühl seiner Schwäche mit Gegenargumenten begegnen und dabei auf seine eigene Gerechtigkeit pochen will, ist es doch grundfalsch. Denn nur so besiegt er die Anfechtung, dass er ihren Angriff ins Leere laufen lässt und offen einräumt, schwach und unwürdig zu sein – um sich dann aber umso entschlossener auf die Gerechtigkeit Jesu Christi zu berufen. Des Christen Glaube wird nie sein eigener Sieg sein, sondern immer Gottes Sieg in ihm! Dieser Sieg ist aber umso gewisser, je weniger er von den Bemühungen des Christen und je ausschließlicher er von den Kräften Gottes abhängt. Die ganze Kunst besteht also darin, nicht auf eigene Rechnung mit der Anfechtung zu streiten, sondern unbeirrt auf Christus zu verweisen, der für die Rechtfertigung und Verteidigung der Christen zuständig ist und für sie einsteht. Verstand sich darauf wohl jemand besser als Martin Luther?

Als Luther am späten Abend in seinem Arbeitszimmer studierte, soll einst der Teufel durch Wittenberg geschlichen sein. Er wollte den Reformator bei der Arbeit stören, stellte sich darum unter das Fenster seines Arbeitszimmers und rief nach oben: „Wohnt hier der Doktor Martinus Luther?“ Luther erkannte die Stimme des Teufels, sprang zum Fenster, riss die Läden auf und rief hinunter: „Nein, der Martin Luther, der ist längst gestorben. Hier wohnt jetzt Jesus Christus!“ Da zog der Teufel den Schwanz ein und floh...

Fazit:

Wer's nicht lassen kann, zweifle nur munter darauf los. Denn Gott kann's vertragen. Wer aber keine Zweifel hat, lasse sich nicht einreden, dass er welche bräuchte. Denn das Fundament des Glaubens besteht weder aus „geprüften“ noch aus „ungeprüften“ Gründen. Dieses Fundament ist vielmehr Gott selbst, dem ein Mensch umso weniger misstraut, je länger er ihn kennt. Dem gereiften Gläubigen ist nicht mehr Gott fraglich, sondern zunehmend fraglich ist er sich selbst. Dass er sich selbst nicht trauen kann, ist der Grund seiner Anfechtung! Dagegen hilft aber keine Anstrengung oder Prüfung, sondern nur das konsequente Abgeben des ganzen Problems an Jesus Christus. Wer das Heil eines Christen anfechten will, muss nicht mit ihm, sondern mit Jesus Christus streiten. Dass er aber von Christus allemal eine passende Antwort bekommt, das macht die Zuversicht und Freude des Glaubens aus. Denn Christen „haben“ vielleicht nicht die Wahrheit – aber die Wahrheit „hat“ sie. Und das genügt!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Wäre ich woanders geboren...

Die Welt ist kleiner geworden. Denn noch keine Generation ist so viel gereist, wie die unsere. Und wenn jemand in Ägypten war, in Thailand oder Südafrika, ist das längst nichts Besonderes mehr. Ein Nebeneffekt ist aber, dass uns auch die Religionen der Welt sehr lebendig vor Augen stehen in ihrer Vielfalt und Fremdheit. Und mancher, der zurückkommt, sieht dann auch den eigenen Kirchturm anders. Denn: ist das nicht seltsam, dass anderswo viele Millionen Menschen so ganz anders glauben und in ihrer Heimat genauso selbstverständlich Buddhisten sind, wie bei uns die meisten Christen sind? Das kann einen schon verunsichern! Man fragt sich, ob's am Ende nur so etwas wie eine „regionale Sitte“ ist, dies oder das zu glauben! Man fragt sich, warum Gott (wenn's doch nur den einen gibt) nicht überall auf der Welt in der gleichen Weise erfahren und verehrt wird. Und manchmal gipfeln solche Überlegungen in der Annahme, die eigene Prägung sei im Grunde etwas „Zufälliges“.

„Wäre ich nicht in Europa, sondern in Indien geboren worden, würde ich doch wahrscheinlich auch glauben, was die Inder glauben! Als Chinese würde ich wie ein Chinese glauben. Und als Eskimo eben in der Art der Eskimos!“ Die Schlussfolgerung lautet dann: „Meine Religion ist Zufall. Und vielleicht beruht auch der Rest meines Weltbilds nicht auf stichhaltigen Gründen, sondern bloß auf meiner kulturellen Prägung. Wäre ich anders aufgewachsen und anders erzogen worden, wäre auch mein Glaube anders. Meine Christ-Sein ist mir genauso zugefallen wie die Muttersprache. Ich habe es bloß übernommen, weil es in meiner Familie und in meiner Umgebung üblich war – also könnte ich genauso gut eine andere Religion haben...“

Solche Überlegungen klingen erst einmal logisch. Sie hinterlassen aber auch einen schalen Geschmack. Denn sie machen uns das Vertraute seltsam fremd. Es wirkt plötzlich beliebig und gar nicht mehr einleuchtend. Und wenn man historische Unterschiede hinzunimmt, wird es noch seltsamer. Denn da kann man ja denselben Gedanken verfolgen. Wäre ich vor 300 Jahren in den amerikanischen Südstaaten geboren, fände ich Sklaverei wahrscheinlich völlig in Ordnung. Und als Maori geboren, hätte ich zu derselben Zeit vielleicht Kannibalismus praktiziert. Unter Karl dem Großen wäre ich sicher kein Demokrat, sondern Monarchist gewesen. Und im alten Sparta hätte ich es für richtig gehalten, schwache Säuglinge in der Wildnis auszusetzen. Wäre ich vor 300 Jahren in Bagdad geboren, hätte ich von Frauenrechten wohl keine hohe Meinung. Und wären meine Eltern überzeugte Nazis gewesen, wer weiß, ob aus mir kein Rassist geworden wäre?

Man kann dieses Spiel ziemlich weit treiben! Denn der Mensch ist in hohem Maße ein Produkt seiner Umwelt. Nur – was kommt letztlich dabei heraus? Setzt das Gedankenspiel meine heutigen Überzeugungen wirklich außer Kraft? Ganz sicher führt es uns vor Augen, dass man zu anderen Zeiten manches anders gesehen hat! Aber – was weiter? Ist dem etwa zu entnehmen, dass die Wahrheit selbst ebenso wandelbar wäre, wie die Meinungen der Menschen über die Wahrheit? Oder ist von vornherein gar nichts „wahr“, sondern alles „relativ“, weil's scheinbar nur für eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Kulturkreis gilt? Das würde dann freilich bedeuten, dass die Sklaverei gut war, solange die Mehrheit sie gut fand. Es spräche dann gegen die Demokratie, dass sie nicht schon immer geschätzt wurde. Und die Menschenrechte würden auch nur dort gelten, wo „Volkes Stimme“ sie anerkennt. Das kann man schwerlich so vertreten! Wenn's aber stimmt, dass wir – vor 1000 Jahren am Amazonas geboren – keine Christen gewesen wären: folgt daraus dann, ein Christ zu sein, wäre damals falsch gewesen, oder müsse es heute sein?

Bei Lichte besehen folgt aus diesen Spekulationen rein gar nichts. Und je länger man das ge-

dankliche Spiel treibt, umso fragwürdiger werden die Voraussetzungen, von denen es ausgeht. Denn die Frage muss erlaubt sein, ob eine Person, wenn man sie in einen anderen historischen und kulturellen Rahmen versetzt, überhaupt noch dieselbe Person ist. Wäre denn einer ohne den Ort und die Zeit, in die er gehört, jemals der geworden, der er ist? Meines Erachtens liegt da ein Denkfehler. Denn man sagt: „Wäre ich nicht in Europa, sondern in Indien geboren, wäre ich jetzt Hindu!“ Aber wäre ich nicht in Europa, sondern in Indien geboren, wäre ich ja auch gar nicht „ich“, sondern „ein Anderer“. „Ein Anderer“ wäre dort geboren worden. „Ein Anderer“ würde glauben, was die Inder glauben. Und für „mich“ ist die Überlegung ohne Belang. Denn ein Mensch ist nicht „er selbst“ ohne seine persönliche Geschichte (die sich aus Herkunft, Elternhaus, Sprache, Bildung und tausend anderen Faktoren zusammensetzt), sondern ein jeder ist nur „er selbst“ durch eben diese Geschichte. Man wird nicht als fertige Persönlichkeit geboren, um dann im Laufe des Lebens auch noch Erfahrungen zu machen, sondern erst die Summe dieser Erfahrungen macht unsere Persönlichkeit aus. Und ohne unsere konkrete Geschichte zu erzählen, könnten wir nicht mal beschreiben, wer wir sind. Denn wir wären ja nicht wir selbst ohne das ganz spezielle Elternpaar, von dem wir abstammen, nicht ohne unsere Schule, unseren Heimatort, unseren konkreten Beruf und die prägenden Freundschaften. Wir haben keine Biographie, sondern recht eigentlich sind wir unsere Biographie! Wollte man die aber von unserer Person abziehen (weil es sie in Indien so nicht gegeben hätte), bliebe nicht etwa die „Person“ übrig, sondern etwas völlig Unbestimmtes. Zu einer anderen Zeit an einem anderen Ort wäre nicht der Mensch geboren worden, der ich jetzt bin, sondern ein anderer. Wenn dann aber „ein Anderer“ in Indien „etwas Anderes“ glauben würde – was geht's mich an? Und warum sollte mich das in den Überzeugungen verunsichern, die ich doch hier und heute nicht grundlos vertrete?

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Menschen, die ihre religiöse Prägung auf äußere Einflüsse zurückführen, sich damit vor allem von dieser Prägung distanzieren möchten. So einer sagt, er sei nur deshalb Christ, weil er zufällig in Mitteleuropa geboren wurde. Und er meint damit, die christlichen Überzeugungen seien eigentlich gar nicht „seine“. Er sieht darin nur ein Erbe seiner Umwelt, das er übernahm. Man hat's ihm lediglich „anergeben“. Und das heißt: er sieht zwischen seiner Person und seiner konkreten Religion kein notwendiges, sondern nur ein zufälliges Verhältnis. Er distanziert sich also. Er betrachtet seine Religion nicht wirklich als Teil seiner Person, sondern ist der Meinung, er könne auch eine ganz andere Religion haben und doch derselbe Mensch bleiben. Wenn dem aber wirklich so ist – steht er dann überhaupt auf einem christlichen Standpunkt?

Sollte er aber darauf beharren, auf „zufällige“ Weise eben doch ein Christ zu sein – ist das dann für einen denkenden Menschen nicht ziemlich peinlich? Er sagt, man habe ihn in religiösen Dingen fremdbestimmt. Aber warum hat er dann nicht später von seiner Religionsfreiheit Gebrauch gemacht, um sich von diesem ungeliebten Erbe zu trennen? Offenbar hat er die Ansichten seiner Umgebung unkritisch übernommen. Statt sich seines Verstandes zu bedienen, hat er nachgeredet, was andere ihm nahelegten. Und das soll es nun sein, was ihn zum Christen macht? Er sagt: „Wäre ich woanders geboren, wäre ich ganz anders und glaubte auch anders!“ Aber heißt das nicht, dass er sich selbst zu den „toten Fischen“ zählt, die willenlos mit dem Strom schwimmen? Man möchte ihm das Wort Goethes zurufen: „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen.“ Oder meinetwegen: Wenn du Gründe hast, dass du es nicht besitzen willst, dann trenne dich davon! Eigne dir dein Christentum an oder verwirf es! Aber übernimm endlich Verantwortung für deinen eigenen Glaubensstand! Denn, was ist das für einer, der zu seiner Religion ein derart lockeres Band hat, dass sie ihm austauschbar erscheint? Wer eine Überzeugung auf diese Weise „hat“, hat eigentlich gar keine. Er steht auf

keinem Standpunkt, sondern betrachtet sein Christ-Sein nur wie ein Mäntelchen, das man ihm in der Kindheit umgehängt hat, zu dem er aber kein eigenes Verhältnis gewann, und das abzulegen er trotzdem nicht Manns genug ist! Noch als Erwachsener läuft er mit demselben Mäntelchen herum – und wenn man ihn darauf anspricht, sagt er peinlich berührt: „Das gehört mir gar nicht, das haben mir andere umgehängt!“

Man stelle sich nur vor, jemand redete in derselben Weise von seiner Frau und seinen Kindern und sagte: „Die sind nur zufällig meine Familie! Wäre ich woanders geboren, hätte ich ja nicht diese Frau getroffen und mit ihr diese Kinder gehabt, sondern ganz andere! Ich habe sie ja trotzdem lieb, aber eigentlich ist das nur zufällig meine Familie!“ Oder man stelle sich vor, es ginge um die politische Überzeugung, und einer sagte: „Es ist reiner Zufall, dass ich SPD wähle! Wäre ich woanders geboren, wäre ich wahrscheinlich Faschist geworden, Kommunist oder Republikaner! Nun finde ich die SPD ja wirklich gut, aber eigentlich ist es Zufall, dass ich sie wähle!“ Würde man so jemanden ernst nehmen, der sich doch offenbar selbst nicht ernst nimmt?

Da wir die Sache nun aber so weit verfolgt haben, müssen wir ganz grundsätzlich fragen, wo der gedankliche Fehler liegt. Und ich meine, dass wir ihn am besten als „Zirkelschluss“ beschreiben, weil bei dem populären Argument am Ende nur herauskommt, was man schon am Anfang vorausgesetzt hat. Man nimmt an, dass Zeit und Ort der eigenen Geburt dem Zufall unterlägen, und folgert, dass dann auch alles, was aus der Zeit und dem Ort der Geburt folgt, genauso „zufällig“ sei. Das macht einen logisch zwingenden Eindruck, denn wenn meine Geburt mit Zeit und Ort „Zufall“ wäre, gälte das auch von meiner Identität und von dem Glauben, der zu meiner Identität gehört. Nur – wer sagt denn, dass die Geburt eines Menschen tatsächlich dem Zufall unterliegt? Wer sagt denn, dass es „Zufall“ überhaupt gibt? Man kann auf diesen Zufall am Ende nur „schließen“, weil man ihn von Anfang an unterstellt hat! Und diese anfängliche Unterstellung ist nicht bloß willkürlich, sondern ist für Christen auch gar nicht nachzuvollziehen, weil das biblische Zeugnis von einem allwissenden, allmächtigen und allgegenwärtigen Gott für den Begriff des „Zufalls“ keinen Raum lässt. Gottes Vorsehung ist allumfassend. Er kennt das Vergangene ebenso restlos wie das Gegenwärtige und das Künftige. Und infolgedessen gibt es in seiner Vorsehung nichts „Unvorhergesehenes“. Nach Jesu Wort fällt nicht mal ein Spatz vom Himmel, ohne dass es der Vater weiß und will! Es gibt also ganz allgemein keinen „Zufall“. Und es gibt ihn am allerwenigsten bei unserer Geburt. Denn ein Mensch wird nach biblischem Zeugnis nicht „irgendwann“ und „irgendwo“ in die Welt hineingewürfelt, sondern er wird von Gott – seinem weisen Ratschluss entsprechend – darin verortet. Der Psalmist lobt ausdrücklich die Voraussicht, die Gott dabei walten lässt, und sagt:

„Du hast meine Nieren bereitet und hast mich gebildet im Mutterleibe. Es war dir mein Geben nicht verborgen, als ich im Verborgenen gemacht wurde, als ich gebildet wurde unten in der Erde. Deine Augen sahen mich, als ich noch nicht bereitet war, und alle Tage waren in dein Buch geschrieben, die noch werden sollten und von denen keiner da war.“ (Ps 139,13.15.16)

Mit anderen Worten: es ist eine unsinnige Vorstellung, dass ein Mensch „woanders“ oder „zu einer anderen Zeit“ hätte geboren werden können. Denn der Schöpfer, der uns das Leben schenkt, platziert uns dabei planvoll in einer ganz bestimmten historischen und familiären Situation. Natürlich ist damit auch vorgegeben, in welcher Kultur wir aufwachsen. Und die Beobachtung, von der wir ausgingen, ist insofern richtig – Religion und Herkunft sind eng miteinander verknüpft! Nur meine ich, dass wir – an diesem Punkt angelangt – ganz andere Folgerungen daraus ziehen sollten. Denn ist es etwa gut, wenn so vielen Menschen ihre Herkunft zum Nachteil gereicht? Die geborenen Afghanen und Chinesen haben eine viel geringere Chan-

ce, das Evangelium kennen zu lernen, als wir sie hatten. Aber das bedeutet keineswegs, dass sie Gott weniger am Herzen lägen, sondern nur, dass es da noch etwas zu tun gibt! Wenn uns nämlich klar wird, dass wir durch die Geburt in einem christlichen Land privilegiert sind, darf uns das keine Ruhe lassen. Wir sollten uns bemühen, Chancengleichheit herzustellen! Denn schließlich hat uns Christus schon vor 2000 Jahren beauftragt, weltweit Mission zu betreiben. Und es liegt nur an unserer Nachlässigkeit, wenn dieser Auftrag noch immer nicht ausgeführt ist. Wer eine Benachteiligung der nichtchristlichen Völker sieht, empört sich völlig zu Recht. Aber wir haben's auch in der Hand, etwas dagegen zu tun. Jammern wir also nicht, dass Menschen durch ihren Geburtsort ausgeschlossen bleiben, sondern ändern wir das und arbeiten wir an einer Welt, in der jeder die Chance hat, Christ zu werden. Reisen wir ruhig in der Welt herum! Staunen wir über die vielen fremden Religionen! Erkennen wir das große Privileg, dass uns der Zugang zu Christus so leicht gemacht wurde! Beklagen wir dann aber nicht einen Mangel an Chancengleichheit, sondern schaffen wir diese Chancengleichheit durch Mission, damit endlich vollendet werde, was Jesus schon vor so langer Zeit seinen Jüngern auftrag...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Kinderglaube

Ist „Kinderglaube“ eigentlich etwas Gutes? Viele Menschen sehen ihn positiv und sagen: „Oh ja, ich habe mir einen kindlichen Glauben bewahrt!“ Sie sind anscheinend stolz darauf. Und viele andere finden zumindest den Kinderglauben der Kinder „niedlich“, weil sie Kinderseelen für „rein“ und „unschuldig“ halten. Doch gleichzeitig liegt darin eine Abwertung, weil man denkt: „Die Kleinen sind so rührend dumm – die glauben alles, was man ihnen erzählt.“ Einerseits verklärt man das Land der Kindheit und den so „naiven“ kindlichen Glauben. Und andererseits dünkt man sich darüber weit erhaben. Denn man nimmt an, je weniger einer von der wirklichen Welt wüsste, desto „echter“ und „stärker“ könne auch sein Glaube sein. Man findet es irgendwie toll, wenn Kinder jedes Märchen für bare Münze nehmen. Und doch hält man sie aus demselben Grund für ziemlich dämlich. So geben sich die Erwachsenen ungeheuer „kritisch“ und „realistisch“, scheuen sich deswegen aber nicht, ihren Kindern jede Menge Unsinn zu erzählen, den sie selbst nicht glauben – vom Weihnachtsmann, vom Osterhasen und von Kleeblättern, die Glück bringen. Wenn Oma gestorben ist, macht man den Enkeln weiß, sie wohnte nun auf einem Stern oder würde von einer Wolke herunterwinken. Denn angeblich will man Rücksicht nehmen auf die zarte Kinderseele! Doch tatsächlich drückt man sich vor einem ernstem Gespräch. Und wenn die Kleinen dann wirklich glauben, der Luftballon mit ihrem Briefchen käme da oben hinter den Wolken bei der Oma an, ergötzt man sich an ihrer kindlichen Naivität. Man behauptet, die Kleinen vor der harten Realität zu schützen. Doch faktisch lügt man sie an, spielt „heile Welt“ und macht selbst Gott zum Bestandteil dieser illusionären Märchenwelt. Denn man präsentiert ihn als gutmütigen alten Mann, der im Himmel wohnt und von dort aus alle vor allem beschützt und allen alles verzeiht, weil er vor lauter Liebe gar nicht anders kann. Die Eltern glauben das natürlich selbst nicht. Viele meinen ja, sie seien zu klug für alle Religion! Sie stellen sich aber vor, es müsse schön sein, wenn man dumm genug ist, noch an eine „heile Welt“ zu glauben, in der die Menschen gut sind, und Gott ganz „lieb“. Dass die Eltern damit aber langfristig großen Schaden anrichten, liegt auf der Hand. Denn wenn der Kinderglaube allzu naiv ist und allzu harmlos, dann wird es Gott eines Tages genauso gehen, wie dem Weihnachtsmann, dem Osterhasen und der Zahnfee, die der Heranwachsende ja auch mit zunehmendem Alter und Verstand hinter sich lässt. Und wenn er dann als Erwachsener in Lebenskrisen gerät, wird ihn der kindische Glaube, der ihm vermittelt wurde, ganz gewiss nicht hindurchtragen. Denn in Wahrheit ist Gott keineswegs so harmlos und nett. Er behütet uns nicht vor allem Unglück! Und er erhört auch nicht jedes Gebet! Er mutet uns Verluste und Schmerzen zu! Und vieles, was er entscheidet, bleibt unerklärlich! Wer auf so etwas aber nicht gefasst ist, weil es ihm verschwiegen wurde, sieht sich im Ernstfall getäuscht. Und schon landet sein Gott auf demselben Müllhaufen, auf dem schon der Klapperstorch, das Einhorn und die Drachen liegen. Denn einen erwachsenen Glauben, der an die Stelle des Kinderglaubens treten könnte, haben viele Menschen nicht kennengelernt – und halten sich darum irgendwann für Atheisten. Man hat ihnen als Kind falsche Vorstellungen eingepflanzt – und nun folgern sie, dass Gott, wenn er so nicht ist, wahrscheinlich gar nicht ist. Von naiver Religiosität geprägt meinen sie, Religion sei nur etwas für Naive. Schuld sind aber die Erwachsenen, die ihren Kindern etwas anderes erzählen, als sie selbst glauben, und dabei ihr eigen Fleisch und Blut belügen. Denn eine spezielle Wahrheit „nur für Kinder“ gibt es nicht – und kann es auch gar nicht geben. Der Gott, zu dem die Kinder in Beziehung stehen, ist ja ganz derselbe, zu dem Erwachsene in Beziehung stehen! Und wenn etwas an ihm den kindlichen Verstand überfordert, ist das noch lange kein Grund, es zu verschweigen, denn den

erwachsenen Verstand überfordert Gott ja ganz genauso. Kinder brauchen keine „Puppenstabenwelt“ voll illusionärer Harmonie. Die zerbröckelt schon an der Tür der KiTa. Und wenn das Meerschweinchen stirbt, ist es ganz vorbei. Kinder sind auch nicht verstört, wenn etwas ihren Horizont übersteigt, denn das ist für sie eine sehr normale Erfahrung! Warum also ihnen etwas vormachen? Diese Welt ist ganz und gar keine „heile Welt“, sondern eine, die der Heilung dringend bedarf – wäre es anders, hätte Christus nicht kommen müssen! Und nirgends wird das schonungsloser aufgedeckt als in der Bibel, die schon auf den ersten Seiten bezeugt, dass ein tiefer Riss durch unsere Welt geht. Christentum ist nichts für Traumtänzer! Es enthält die Zumutung, in den Spiegel zu schauen und sich der Wirklichkeit des Bösen zu stellen! Und da sollten wir ausgerechnet im Namen des Christentums Kinderseelen in illusionäre Watte packen? Wir sollten ihnen Wahrheiten vorenthalten, von denen die Bibel ganz offen spricht, bis sie eines Tages selbst darauf stoßen, und wir als Lügner dastehen? Ich fürchte, man schont dabei keineswegs die Kinder, sondern die Erwachsenen schonen sich selbst. Sie drücken sich um Gespräche, die sie mit ihren Kindern führen müssten, über den Tod und die Schuld, über die Lüge, das Böse und seine Folgen. Wenn sie aber (weniger dem Kind als sich selbst zuliebe) darüber schweigen, schaffen sie damit das beschriebene Problem. Als Heranwachsende entdecken ihre Kinder, dass Gott doch anders, und die Welt voller Disharmonien ist. Sie verwerfen dann ihren Kinderglauben und können ihn nicht ersetzen, weil sie gar keinen anderen kennen. „Gibt es diesen Gott nicht“, sagen sie, „so gibt es keinen Gott“. Und sie nach so einer Enttäuschung noch an eine biblisch-realistische Gottesbeziehung heranzuführen, ist schwer. Denn gewiss sind alle Menschen in Gottes Hand – aber vieles, was er tut, verstehen wir nicht. Gewiss erfüllt Gott alle seine Zusagen – aber er erfüllt deswegen nicht all unsere Wünsche. Er ist zweifellos der gute Hirte – aber er erspart uns nicht das „Wandern im finsternen Tal“ (Ps 23,4). Wer an ihn glaubt, gelangt ganz sicher in Gottes Reich hinein – aber eine bequeme Reise dorthin wird uns nicht versprochen... Über all das kann man auf kindgerechte Weise mit Kindern reden, denn Kinder sind ja nicht dumm, sondern nur klein. Und soweit es Vater oder Mutter selbst erfahren und verstanden haben, können sie es auch ihrem Kind begreiflich machen. Wer seinen Kindern sagt, dass Gott manchmal streng ist, aber dafür auch unbedingt treu, wird das nie zurücknehmen müssen. Und aus diesem Glauben wachsen die Kinder dann auch nie heraus, wie aus einer zu engen Jacke. Sondern dieser Glaube kann mit dem Verstand mitwachsen, kann reifen und dabei stetig an Tiefe und Erfahrung zunehmen, weil er es vermeidet, eine Karikatur Gottes mit Gott gleichzusetzen – und dann der Karikatur wegen den Glauben zu verwerfen. Tolstoi gab diesbezüglich guten Rat als er schrieb:

„Falls dir der Gedanke kommt, dass alles, was du über Gott gedacht hast, verkehrt ist, und dass es keinen Gott gibt, so gerate darüber nicht in Bestürzung. Es geht allen so. Glaube aber nicht, dass dein Unglaube daher rührt, dass es Gott nicht gibt. Falls du dem Gott nicht mehr glaubst, dem du früher glaubtest, so rührt das daher, dass in deinem Glauben etwas verkehrt war, und du musst dich bemühen, besser zu verstehen, wen du Gott nennst. Wenn ein Wilder aufhört, an seinen hölzernen Gott zu glauben, heißt das nicht, dass es Gott nicht gibt, sondern nur, dass er nicht aus Holz ist.“

Freilich kann man an diesem Punkt einen biblischen Einwand erheben, den ich nicht übergehen will. Denn wenn es keinen speziellen Glauben für Kinder gibt, sondern nur den einen, der auch für Erwachsene taugt – warum stellt Jesus dann gerade die Kinder als Vorbilder des Glaubens dar? Jesus tut das, als seine Jünger die Frage diskutieren, wer im Himmelreich wohl der Größte sei. Vielleicht konkurrieren die Jünger untereinander um den Vorrang, wer von ihnen

Jesu bester Schüler ist. Er aber hat an ihrem Geltungsbedürfnis gar keine Freude, sondern ruft (sozusagen als Kontrast zu ihrem Stolz) ein kleines Kind herbei und sagt: „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. Wer nun sich selbst erniedrigt und wird wie dies Kind, der ist der Größte im Himmelreich“ (Mt 18,3-4). Seltsam, denkt man. Haben wir nicht gerade festgestellt, der Glaube müsse stetig „reifen“ und „erwachsen“ werden, um sich im Leben des Erwachsenen zu bewähren? Und nun idealisiert Jesus seinen erwachsenen Jüngern gegenüber doch wieder einen kindlichen Glauben? Ist Naivität am Ende doch etwas Gutes? Nein. Ich meine, wenn man den Zusammenhang beachtet, zeigt sich besser, was Jesus meint. Denn was ihm an den Kindern gefällt, ist durchaus nicht der Mangel an Erfahrung oder Wissen, sondern es ist die Art, wie sie damit umgehen – dass sie nämlich mit dem Klein-Sein kein Problem haben und mit ihrem Klein-Sein ganz im Frieden sind! Es ist für kleine Kinder normal, dass ganz vieles ihren Horizont übersteigt, denn ihnen begegnen ständig Dinge, die sie nicht begreifen. Und anders als bei Erwachsenen empört es sie auch gar nicht, wenn ihre Vernunft an Grenzen stößt, weil sie sich dieser Grenzen bewusst sind. Kinder verstehen längst nicht alles, aber sie haben kein Problem damit, es zuzugeben! Für kleine Kinder ist es auch normal, dass sie ihr Leben nicht „autonom“ durch eigene Leistungen sichern oder gewährleisten können. Sie leben viele Jahre ganz selbstverständlich von der Liebe und Fürsorge ihrer Eltern, nehmen das ganz unbefangen als Geschenk und machen sich wegen ihrer Abhängigkeit keinen Kopf. Für kleine Kinder ist es normal, dass sie Dinge falsch machen, die dann von den Großen korrigiert werden müssen. Sie vertrauen auf Eltern, die alles wieder richten können, und die es auch dann, wenn es Scherben gab, immer noch gut mit ihnen meinen. Überhaupt finden Kinder es normal, dass andere die Kontrolle haben und die Richtung bestimmen, denn sie sind ja klein, und Papa und Mama haben den Überblick. Weil sie Zutrauen haben zur Liebe der Eltern, müssen sie nichts heucheln, müssen keine Ränke schmieden und müssen auch nicht so tun, als hätten sie ihr Leben „im Griff“. Sondern sobald sie überfordert sind, heulen sie – und schämen sich dafür kein bisschen, denn sie erheben ja gar nicht den Anspruch, dieser Welt gewachsen zu sein. Was meint also Jesus, wenn er sagt, wir sollten werden wie die Kinder? Er idealisiert gewiss nicht den kindlichen Mangel an Wissen, Erfahrung und Reife – und auch nicht den Mangel an Kraft und Kontrolle –, sondern die Art, wie Kinder von Vertrauen getragen mit ihren Mängeln umgehen. Denn eben dasselbe Vertrauen sollten sich Erwachsene Gott gegenüber bewahren. Nicht das ist an sich schon gut, wenn unsere Vernunft an Grenzen stößt, aber wenn wir's dann normal finden, auf den himmlischen Vater zu setzen, der mehr versteht als wir, dann sind wir auf dem richtigen Weg. Nicht Abhängigkeit an sich ist gut, aber wenn der Mensch sie gelassen annehmen kann, weil er sowieso nicht sich selbst, sondern Gott für den Garanten seines Lebens hält, dann ist das die richtige Spur. Nicht unsere Fehlleistungen sind irgendwie gut, aber wenn wir sie dem vor die Füße legen, der alles richten und verzeihen kann, dann wird's gut! Es ist also nicht etwa das Defizitäre am Kind „vorbildlich“, sondern seine Bereitschaft, sich hinsichtlich seiner Defizite auf die guten Mächte zu verlassen, die ihm überlegen sind. Das bedeutet, statt um jeden Preis groß sein zu wollen, auf den zu bauen, der groß ist, statt zwanghafte Kontrolle auszuüben, sich dem zu überlassen, der die Kontrolle hat, und statt Vollkommenheit zu simulieren, sich an dem zu freuen, der vollkommen ist. Es heißt also, nicht zu ruhen in der eigenen Kraft, sondern in seiner, nicht sich selbst Autorität anzumaßen, sondern seiner zuzustimmen, und nicht auf Ansprüche zu pochen, sondern Barmherzigkeit zu empfangen. Denn wie sollte Glaube möglich sein, wenn wir das nicht lernten? Jesus behauptet keineswegs, dass Kinder die besseren Menschen wären. Und er wünscht sich von seinen Jüngern auch kein infantiles Verhalten. Aber das gefällt ihm an den Kindern, dass sie unbefangen klein sein können. Sie wissen von vornhe-

rein, dass sie nichts vorzuweisen haben, denken aber auch nicht, dass sie das müssten. Sie leben nicht eigenmächtig, sondern stehen mit leeren Händen da und lassen sich beschenken. Sie sind mit den Großen nicht auf Augenhöhe, empfinden das aber keineswegs als Kränkung. Und an dieser Art, unbefangen klein zu sein, sollen sich Jesu Jünger orientieren, weil das Gott gegenüber die angemessene Haltung ist. Gott gegenüber ganz klein zu sein und damit kein Problem zu haben – das ist die Kunst, die wir uns bei den Kindern anschauen sollen. Und wollen wir das „kindlich“ nennen, dann muss unser Glaube in der Tat „kindlich“ sein. Doch dies Kindliche ist weder kindisch noch naiv, es besteht auch nicht in dieser oder jener Schwäche, sondern in der Bereitschaft, ganz bewusst von der Kraft eines anderen zu leben. Er, dem gegenüber auch der Klügste noch dumm ist und der Älteste ein Neuling, der, dem gegenüber noch der Beste schuldig und der Stärkste ohnmächtig ist – er möge uns lehren, allen Dünkel abzulegen und auf die rechte Weise seine Kinder zu sein!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Investiere dich in Bleibendes

Wenn man ein Bild oder eine Metapher für das menschliche Leben sucht, so ist ein großer Wochenmarkt nicht der schlechteste Vergleich. Denn unser Leben ist ja wirklich ein großes Geben und Nehmen, Handeln und Wandeln, bei dem jeder hofft, gut wegzukommen und seine Haut zu Markte trägt, so gut er kann. Von Geburt an bringen wir gewisse Potentiale, Gaben und Talente mit. Und heranwachsend versuchen wir, das Beste daraus zu machen und unsere Karten geschickt auszuspielen. Denn einer kann rechnen, ein anderer ist sportlich, der dritte kann gut reden und der vierte immerhin tanzen! Was wir mitbekamen, wollen wir vorteilhaft einsetzen und bieten es an, um etwas anderes dafür zu bekommen – gerade so wie Händler auf dem Markt Waren tauschen und Währungen in einander konvertieren. Haben wir Zeit und Kraft zur Verfügung, können wir sie in Arbeit umsetzen und für die Arbeit einen Lohn verlangen. Den Lohn setzen wir in Lebensmittel um, die unsere Kraft erneuern. Oder vielleicht investieren wir auch Geld und Zeit in die eigene Fortbildung. Denn mit Bildung kann man Ansehen erlangen, durch das Ansehen Ämter und Posten gewinnen, und durch die wiederum mächtig werden. Wer das nicht reizvoll findet, kann auch Charme und Hilfsbereitschaft aufwenden, um einen Freundeskreis aufzubauen. Von seinen Freunden erhält er vielleicht wertvolle Informationen oder die guten Beziehungen verschaffen ihm andere Vorteile! So wuchert denn jeder mit den Pfunden, die er mitbekam: ob es nun Intelligenz ist, Fleiß, Geduld, Anmut, Mutterwitz oder ein gewinnendes Lächeln. Stets tauscht man eine Währung in die andere, gibt dies und bekommt jenes. Man spielt das Blatt aus, das man in die Hand bekam! Doch ob man letztlich einen guten Schnitt macht, ist schwer vorauszusagen. Denn es hat sich schon mancher in der Jugend mit übermäßiger Arbeit die Gesundheit ruinierte, um ein Vermögen anzuhäufen, der dann im Alter das ganze Vermögen für Ärzte ausgeben musste, um wenigstens einen Teil seine Gesundheit wiederzuerlangen! Leben ist ein Spiel, bei dem man sich wie ein schlechter Kaufmann verspekuliert kann – und dann minderwertige Ware zu teuer bezahlt! Manche studieren lange und hart, um eine brotlose Kunst zu erlernen, die hinterher keiner braucht. Und andere investieren viel Zeit und Geduld in anspruchsvolle Freunde, die ihnen dafür niemals danken. Einige verschieben allen Genuss auf einen Ruhestand, den sie dann gar nicht mehr erleben. Und andere tauschen ein kurzes Glück gegen eine lange Reue, gegen Vorstrafen oder hohe Schulden. Mancher merkt zu spät, dass er seine Ressourcen verschwendet! Mancher tauscht wirklich Diamanten gegen Glasperlen! Doch auch, wenn einer im Spiel des Lebens als erfolgreich gilt, so dass die anderen sagen, er habe „etwas aus sich gemacht“, bleibt immernoch die Frage, worauf er damit hinaus will. Denn mit den Jahren verausgabt und verbraucht sich jeder. Und die Frage muss erlaubt sein, welchen Preis man mit all der Anstrengung erringt. Denn der Gewinn des Lebens kann doch nicht nur darin bestehen, das Leben noch etwas fortsetzen zu dürfen! Es muss doch mehr dabei herauskommen, als dass man seinen Umsatz steigert und für immer mehr von diesem immer mehr von jenem bekommt! Das allein führt zu nichts. Denn es ist ja keines der erworbenen Mittel „Selbstzweck“. Es sind alles tauschbare Güter, die man für den weiteren Handel braucht. Und natürlich soll das, was man gewinnt, wertvoller sein als das, was man um seinetwillen verliert! Man investiert Arbeit für angemessenen Lohn, weil die Arbeit zwar müde, der Lohn aber auch satt macht. Brächte der Tausch mehr Nachteile als Vorteile, ließe man sich ja nicht darauf ein! Aber soll das schon der ganze Mehrwert und das Ziel des Lebens sein, dass man weiter am Leben teilnimmt und im Marktgeschehen immer mehr persönliches „Kapital“ umsetzt? Der Umstand, dass am Ende alle Mitspieler gleich tot und gleich arm auf dem Friedhof liegen, lässt das fraglich erscheinen. Denn was nützt es, heftiger

zu leben und später zu sterben, wenn die Bilanz am Ende doch bei allen die gleiche ist? Ein jeder verlässt das Leben so nackt, wie er hineingekommen ist. Und welchen Gewinn hat er dann von all der Mühe dazwischen? Scheinbar hat er die Höhe des Erfolgs nur erklommen, um hinterher umso tiefer zu fallen. Wenn aber weiter kein Ertrag bleibt, hat man dann nur immerzu eine Währung in die andere konvertiert, um mit all den Mitteln am Ende keinen Zweck zu erreichen? Das wäre absurd! Und darum wird gerade ein Mensch, der kaufmännisch denkt, nicht umhin können, das Angebot dieser Welt nach einem Gewinn zu durchforschen, der ihm nach dem Tod erhalten bleibt. Er wird die Skala der minderen, höheren und hohen Güter gedanklich nach oben verlängern, um nach einem unvergänglichen und unverlierbaren Gut zu suchen, dessen Erwerb den Aufwand seines Lebens rechtfertigt. Denn wer will schon in den Wind arbeiten? Wer nachdenkt, sucht ein Gut, das nicht nur von relativer, sondern von absoluter Bedeutung ist. Wer nicht über den Tisch gezogen werden will, forscht nach einem Schatz, der nicht bloß „für etwas“ gut ist, sondern „an sich“ gut ist. Damit sich der Aufwand des Daseins lohne, und das Geschäft seine Kosten decke, verlangt er nach etwas, das nicht wiederum als Mittel zum Leben, sondern als Ziel des Lebens gelten kann! Und entschuldigen Sie, wenn ich mit der Tür ins Haus falle: dies höhere Ziel, dieser eigentliche Gewinn des Lebens, kann nur in der Übereinstimmung der Person mit dem Richtigen, dem Wahren und Guten bestehen. Denn worauf ein Mensch aus ist, das prägt ihn durch und durch. Und was ihn heute prägt, entscheidet darüber, wer er in alle Zukunft gewesen sein wird. Mag einer früher sterben oder später – er wird in Ewigkeit der gewesen sein, der er zu Lebzeiten war. Und wenn er seine ganze Lebenszeit etwas Dummem hingegeben hat, dann wird's bei dieser Signatur auch ewig bleiben, da er sich ja selbst diesen unverlierbaren Stempel aufgeprägt und sich genau so ins Gedächtnis der Welt eingeschrieben hat! Gelebtes Leben ist nachträglich nicht mehr zu korrigieren. Und hat's einer der Gewalt gewidmet, dem Machterwerb, dem Sinnenrausch oder der feigen Anpassung, wird er in Ewigkeit an dem teilhaben, in das er sein Leben investierte. Der Böse bleibt Teil der bösen, und der Gute bleibt Teil der guten Kräfte. Denn das ist die Last unserer Freiheit, dass wir Tag für Tag durch Gedanken, Worte und Werke zu Protokoll geben, wer wir sein wollen, mit jeder Entscheidung Farbe bekennen und dadurch unfreiwillig „outen“, welches unsere Prioritäten sind. Was wir wählen, um es mit Hingabe zu lieben, das bestimmt dauerhaft unser Wesen und unser Schicksal. Denn die Mittel, die wir nutzen, sind bloß Mittel, und die Wege sind bloß Wege. Jenes Ziel aber, um dessentwillen wir die Mittel nutzen und die Wege gehen, dieses Ziel bestimmt, wer wir zuinnerst sind. Und weil's auf dieses innere „sein“ viel mehr ankommt als auf alles, was wir bloß äußerlich „haben“, besteht der Sinn des Lebens nicht darin, das Leben zu verlängern, es möglichst schmerzfrei hinter sich zu bringen oder auf dem Weg zum Grab ein paar ergötzliche Umwege zu machen. Sondern darin besteht sein Sinn, Farbe zu bekennen und Verstand zu zeigen, indem man Erstrebenswertes erstrebt und anderes sein lässt, um sich selbst in Übereinstimmung mit dem Richtigen zu bringen. Denn allein diese „Ware“ ist nicht von der „vergänglichen“ Sorte. Die Übereinstimmung mit dem Richtigen ist keine „Haben“, sondern ein „Sein“. Sie ist kein Tauschmittel, das man hortet, um es wieder für anderes herzugeben, sondern sie ist jener Selbstzweck, für den es lohnt, seine Ressourcen zu opfern. Denn zu was könnte man sie besser einsetzen? Oder gegen was wollte einer die Übereinstimmung mit dem Richtigen tauschen? Etwa gegen viel Geld fürs Falsche? Oder gegen große Macht zur Beförderung des Falschen? Vielleicht für Bildung zur vertieften Erkenntnis des Falschen? Oder für Lebenszeit zum langen Beharren im Falschen? Sollte man etwa die Kunst aufbieten zur Verschönerung des Falschen? Oder sollte man den Ruhm anstreben, unter den Falschen der Falscheste gewesen zu sein? Das alles macht keinen Sinn. Denn was nützen die Nebensachen, wenn man darüber die Hauptsache verliert? Verkauft man denn sein Auto,

um von dem Erlös neue Reifen anzuschaffen? Tatsächlich sind jene überschätzten Güter (wie Geld, Macht, Intelligenz, Lebenszeit und Gesundheit) nur Lebensmittel. Sie sind nicht unser Lebenszweck. Sie sind nur gut, wenn sie gut sind für etwas – wenn sie nämlich gut sind fürs Richtige. Und ansonsten sind sie gut – für nichts. Oder sie werden so schlecht, wie die schlechten Zwecke, denen man sie unterwirft. Genau wie mit Sekundärtugenden kann man mit Geld, Macht, Intelligenz, Geschicklichkeit, Fleiß und Lebenszeit auch ein effizientes Folterlager oder eine kriminelle Organisation betreiben! Und weil das so ist, stellen diese Ressourcen an sich noch keinen Wert dar. Sie werden erst wirklich „wertvoll“, wenn man sie für Wertvolles einsetzt! Die Übereinstimmung mit dem Richtigen hingegen entspricht den Primärtugenden, die schon an sich „wertvoll“ sind und verdienen, dass man sie um ihrer selbst willen erstrebt. Damit ist nicht gesagt, dass, wer in dieses Ziel investiert, es deswegen leichter hätte. Aber wenn er leidet, leidet er für das Richtige. Und wenn er dient, dann wenigstens nicht dem Falschen. Was er investiert, hat er in das Richtige investiert. Und wenn er sterbend fällt, fällt er wenigstens auf das Richtige zu, das er vor Augen hat! So ein Mensch wird sich dessen, worauf er aus war, nie schämen müssen. Und ein Mensch, dessen Dasein den Stempel des Richtigen trug, wird er dann auch ewig gewesen sein! Eben darin liegt aber der höchstmögliche Gewinn im Spiel des Lebens. Denn Hingabe an das Höchste ist Teilhabe am Höchsten. Und man müsste ein Narr sein, um diese Teilhabe gegen etwas Geringeres einzutauschen. Oder sollte einer den gewonnenen Konsens mit Gott wieder hergeben, um doch lieber den Erwartungen seiner Familie zu folgen, der herrschenden Ideologie, den Wünschen seines Arbeitgebers oder der aktuellen Mode? Kaufmännisch gesehen würde so einer Diamanten gegen Glasperlen tauschen! Er würde die Option auf Ewiges gegen Ressourcen tauschen, die überhaupt erst wertvoll werden, wenn man sie für Höheres einsetzt! Und am Ende müsste man ihm sagen: „Schade, du hast dein Auto verkauft, um von dem Erlös neue Reifen anzuschaffen. Du hast viele Mittel gehabt und damit keinen Zweck erreicht, hast Zeit gehabt und keine Ewigkeit erlangt. Alles, was du im Laufe des Lebens erworben hast, war minderwertige und verderbliche Ware. Das war nicht schlau. Aber nun schließt der große Markt. Und alles, was du in Zukunft gewesen sein wirst, ist ein glückloser Händler, der über den Tisch gezogen wurde...“

Das klingt hart, weil's hart ist. Aber dieser Mensch verliert nicht, weil er betrogen wurde, sondern weil er dumm gehandelt hat. Und die Lehre, die wir daraus ziehen können, lautet einfach: „Mensch, wenn du schon ein Egoist bist, dann sei es doch wenigstens auf kluge Weise! Mach dir klar, dass ein Leben im Falschen etwa so viel wert ist wie gar kein Leben. Und dann vergeude nicht deine Lebenszeit mit der Jagd nach Ruhm und Geld und platter Belustigung, sondern investiere deine Kraft in jene härtere Währung, die auch der Tod nicht entwerten kann. Diese härtere Währung ist das Leben in Übereinstimmung mit dem Richtigen. Und die kannst du erreichen, weil die Tür hinter dir noch nicht ins Schloss gefallen ist. Nutze also dein persönliches Zeitfenster, von dem du nicht weißt, wie groß es noch ist. Denn was du jetzt hast, wirst du nicht behalten, aber was du jetzt bist, das wirst du ewig gewesen sein. Bald stellt man dir den Stuhl vor die Tür, das Spiel des Lebens ist aus, und um die Seite zu wechseln, ist es dann zu spät. Darum wahre deinen Vorteil, solange du kannst!“

Vielleicht denkt jemand, das sei doch nicht christlich, so offen an den Egoismus des Menschen zu appellieren. Aber kein Geringerer als Gottes Sohn hat genau das getan! Jesus erzählt von einem Menschen, der auf einem fremden Acker einen verborgenen Schatz findet und dann entschlossen alles verkauft, was er hat, um diesen einen Acker zu kaufen und den Schatz an sich zu bringen (Mt 13,44). Im gleichen Atemzug erzählt Jesus auch von einem Kaufmann, der eine besonders kostbare Perle findet und seinen ganzen Besitz investiert, um dieses einzigartige Stück zu erwerben (Mt 13,45). Weil die Gleichnisse Jesu aber vom Himmelreich reden, kann

man seinen Appell kaum missverstehen. Wir sollen alles Zeitliche aufs Spiel setzen, um durch diesen Einsatz die Ewigkeit zu gewinnen. Und wir sollen das Irdische drangeben, um für den Himmel tauglich zu werden! Wer aber davor zurückschreckt, sein ganzes Vermögen auf diese eine Karte zu setzen, sollte sich nüchtern vor Augen führen, dass er sein Lebenskapital, wenn er's nicht in den Glauben investiert, deswegen nicht etwa behält, sondern es in jedem Fall verliert – und dann ohne Rendite dasteht. Es verhält sich wie bei einer Währungsreform, durch die in absehbarer Zeit alle Geldscheine ihren Wert verlieren! Wer das kommen sieht, wird loslaufen, um für seine Euros schnell noch nützliche Dinge zu kaufen, die ihren Wert behalten! Und gerade so ist es auch mit unserem Lebenskapital, das mit jedem Tag schwindet und irgendwann einfach weg sein wird, wenn wir's nicht beizeiten in bleibende Werte umgetauscht haben. Es gibt diese Werte! Bei Gott Kredit zu haben, ist die härteste Währung überhaupt! Die Wechselstuben aber schließen mit dem Tag unseres Todes. Hören wir darum auf Gottes Sohn wie auf einen klugen Anlageberater – und investieren wir uns in Bleibendes!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Weisheit

Ist ihnen mal aufgefallen, dass die Menschheit zwar immer klüger wird – aber nicht weiser? Die Wissenschaft macht Entdeckungen ohne Ende und sammelt Daten in bisher unbekanntem Ausmaß. Das Wissen der Menschheit verdoppelt sich in immer kürzeren Abständen. Aber irgendwie scheint diese Informationsflut den Menschen nicht schlauer zu machen. Denn all das Wissen hindert uns nicht, uns weiterhin dumm zu verhalten. Die Güter der Erde sind immer noch ungerecht verteilt, weiterhin führen wir Kriege, zerstören unsere Lebensgrundlagen und verfolgen eigensüchtige Ziele mit fragwürdigen Mitteln. Scheinbar werden wir immer klüger – und verhalten uns dennoch töricht. Die neuen Erkenntnisse bringen uns nicht wirklich voran. Und wenn wir bisher annahmen, wer wenig weiß, sei „dumm“, und wer viel weiß, werde davon „weise“, so müssen wir das heute als Irrtum erkennen. Denn offenbar ist kluges Bescheidwissen nicht dasselbe wie Weisheit. Ein Professor kann den Nobelpreis gewinnen und trotz hoher Intelligenz ein Narr sein. Und zugleich kann ein alter Hirte, der nicht mal Lesen lernte, große Weisheit zeigen. Bildung sorgt nicht automatisch für Durchblick! Wenn angehäuftes Wissen aber nicht „weise“ macht – was ist dann „Weisheit“? Es ist gar nicht leicht zu sagen. Und darum helfen wir uns gern, indem wir aufzählen, worin sich Weisheit äußert. Wir sagen: weise ist, wer es versteht, an der richtigen Stelle zu reden und an der richtigen zu schweigen. Oder: weise ist, wer sich von äußerem Glanz nicht blenden lässt und das Unscheinbare nicht verachtet. Weise ist, wer sich selbst misstraut und nicht gegen sein Gewissen handelt, wer seine Grenzen kennt und über sich selbst lachen kann. Weise ist, wer auf Ruhm und Reichtum leichten Herzens verzichtet und andere Menschen nicht nach ihren Erfolgen, sondern nach ihren Absichten beurteilt. Weise ist, wer versteht, dass nicht alles Richtige zu jeder Zeit richtig ist, wer nicht alles sagt, was er denkt, und nicht alles tut, nur weil er's kann. Weise ist, wer nicht nur den Preis, sondern auch den Wert der Dinge kennt, wer sich nicht mehr sorgt als nötig und versteht, worauf's im Leben ankommt. Weise ist, wer über den Moment hinaussieht, die eigenen Abgründe erkannt und seine Prioritäten geklärt hat... Wir könnten sicher noch mehr nennen, worin sich Weisheit zeigt! Es fällt aber auf, dass sich dabei immer drei Elemente verbinden. Erstens nämlich, dass die Person zutreffend und tief erkennt, was wahr ist und was gut ist. Zweitens, dass diese Erkenntnis dem Betreffenden nicht äußerlich bleibt, sondern „verinnerlicht“ wird. Und dass sich diese innere Prägung dann drittens in einem der Erkenntnis gemäßigtem Fühlen, Wollen und Verhalten niederschlägt. Nun kann man einwenden, das sei doch nichts Besonderes, denn so sollte es immer sein, wenn der Mensch bei klarem Verstand ist! Es sollte eigentlich normal sein, dass wir erkennen, wie die Dinge liegen, das Erkannte zu Herzen nehmen und dementsprechend leben! Doch funktioniert das so selten störungsfrei, dass wir es, wenn's bei jemandem klappt und Früchte trägt, als „Weisheit“ bestaunen – und ihm dazu gratulieren. Was die Regel sein sollte, ist leider die Ausnahme. Und wir wissen auch warum. Denn (1.) ist unsere Wahrnehmung nicht sehr zuverlässig – wir sehen zwar vieles, interpretieren unsere Beobachtungen dann aber falsch, ziehen verkehrte Schlüsse und täuschen uns über die wahren Zusammenhänge. Wir wollen manchmal Offenkundiges nicht gelten lassen und geben uns mit Halbwahrheiten zufrieden, wenn sie bestätigen, was wir gern glauben möchten. Und (2.) bleiben uns viele richtige Einsichten äußerlich wie angelernte Lehrsätze, die wir lustlos aus einem Schulbuch abgeschrieben haben. Wir können's zwar auswendig hersagen, nehmen's aber nicht zu Herzen, lassen es nicht an uns heran, sperren uns innerlich und eignen es nicht an. Sträuben wir uns aber dergestalt gegen die Wahrheit, so finden sich (3.) auch immer Gründe, wider besseres Wissen in Widersprüchen zu

leben und zu ignorieren, was wir nicht wahrhaben wollen. Oft tun wir selbst nicht, was wir anderen raten, und laufen in Fallen, von denen wir eigentlich wissen müssten. Das ist dann natürlich töricht! Aber keiner wundert sich. Denn die Inkonsequenz und innere Zerrissenheit, die unser Denken, Fühlen und Handeln in Widersprüche verwickelt, ist so alltäglich, dass wir sie „natürlich“ und „normal“ finden, während wir die Übereinstimmung von Denken, Fühlen und Handeln, die die Regel sein sollte, als Ausnahme bestaunen und „Weisheit“ nennen! Der Weise fällt uns auf, weil er mit sich im Reinen ist. Und wir bewundern an ihm (1.) die Übereinstimmung seines Denkens mit dem Wahren und Guten, das er nicht nur oberflächlich, sondern tief und im Zusammenhang versteht. Wir bewundern (2.) die Übereinstimmung seiner Persönlichkeit und seines Empfindens mit dem erkannten Wahren und Guten, das ihn durchdringt wie eine „zweite Natur“. Und wir bewundern (3.) die Übereinstimmung seiner Lebensäußerungen mit den Einsichten, die er hat, weil der Weise im Tun des Richtigen ganz ungezwungen bei sich selbst ist und aus seiner inneren Teilhabe am Wahren und Guten ganz von selbst entsprechende Worte und Taten fließen. Was uns am „Weisen“ fasziniert, ist demnach die dreifach ungewohnte Harmonie, in der sich das Denken dem hingibt, was wahr und gut ist, der Willen sich dem hingibt, was richtig und wertvoll ist, und die Lebensführung alledem auch noch stimmigen Ausdruck verleiht. Das alles ist beim Weisen im Einklang. Oder mit den Worten Schopenhauers gesagt: Weisheit ist die „richtige Erkenntnis der Dinge..., die den Menschen so völlig durchdrungen hat, dass sie nun auch in seinem Handeln hervortritt...“

Das trifft den Punkt. Und doch ist es nur eine formale Bestimmung von Weisheit, die noch der inhaltlichen Ergänzung bedarf. Denn wie es nicht die reine Informationsfülle ist, die weise macht, so ist's auch nicht allein deren konsequente „Verarbeitung“, sondern Weisheit erfordert insofern einen bestimmten Sachgehalt als neben vielen Wahren insbesondere die Erkenntnis und die Aneignung des Guten nicht fehlen darf. Oder hätte man je von einem Weisen gehört oder gelesen, der weise und zugleich böse war? Zweifellos kennt die Sagenwelt den bösen Zauberer, der klug und darum mächtig ist. Aber der wird nie „weise“ genannt! Auch ein schlechter Mensch kann intelligent, schlau und gerissen sein wie Satan selbst. Aber „weise“ würde man ihn deswegen nicht nennen. Denn sich dem Bösen zu verschreiben, ist per se eine „Dummheit“. Und zum Begriff der Weisheit gehören darum notwendig Güte, Tugend und Herzensbildung. Weisheit ist mehr als das Faktenwissen, das einen Menschen bloß zum „wandelnden Lexikon“ macht. Sie ist immer auch das orientierende Wissen um Werte, Pflichten und Ziele, durch das der zustimmende Menschen „tugendhaft“ wird. Weisheit beschränkt sich also nicht auf die Kenntnis technischer Möglichkeiten, sondern sie entscheidet auch, von welcher Möglichkeit man verantwortlich Gebrauch machen kann. Weisheit ist nicht bloß erfolgreich im Welt-Erkennen, sondern auch im Selbst-Erkennen. Sie fragt nicht nur, was ist und was wie zusammenhängt, was geht – und wie man's macht. Sondern Weisheit fragt immer auch, was von alledem, was möglich wäre, denn überhaupt wert ist, angestrebt zu werden. Sie fragt also, wer man selbst ist und wer man sein sollte, worauf es im Leben wirklich ankommt und was von alledem, was man tun kann, man auch tun darf. Natürlich bildet sich Weisheit auch ein Urteil bezüglich der in der Welt vorfindlichen Dinge und Kräfte – sie untersucht das Zusammenspiel von Ursachen und Wirkungen und schließt daraus, was mit welchen Mitteln machbar wäre. Aber das ist eben nur das eine Bein, auf dem Weisheit steht. Und genauso wichtig ist jener andere Bereich, in dem die Weisheit Gut und Böse unterscheidet, niedere und höhere Güter auf einer Werteskala verortet, sich die besten und die schlimmsten Möglichkeiten des Mensch-Seins vor Augen führt, sie selbstkritisch mit dem eigenen Zustand abgleicht, Sinn und Ziel des Daseins erfasst, beschreibt, was gelingendes Leben ausmacht, und demgemäß ihre Prioritäten klärt... Die formale Beschreibung der Weisheit ist deshalb nicht falsch! Weis-

heit besteht wirklich in zutreffender Erkenntnis, die eine Person so erfüllt, dass sie in allen Lebensäußerungen zu Tage tritt. Zu ergänzen ist aber, dass solche Weisheit ihrem Gehalt nach nicht bloß aus korrekten Seinsurteilen bestehen kann, sondern notwendig auch zutreffende Werturteile, Selbsterkenntnis, Herzensbildung und Tugend in sich schließt. Schulbildung allein nützt da gar nichts – sie lehrt nicht, worauf's im Leben ankommt! Und wer sich auf das beschränken wollte, was Naturwissenschaften zu Tage fördern, würde inmitten einer erstaunlichen Fülle korrekter Informationen doch niemals „weise“ werden. Denn er wüsste zwar nicht „wenig“, sondern „sehr viel“, wüsste aber insofern das Falsche, als Faktenwissen nicht zu ethischer Orientierung führt und daher für sich genommen auch noch nicht „weise“ macht... Wie kommen wir dann aber weiter? Woher kommt Weisheit, wenn uns Google nicht dazu verhilft? Man wird einem Christen nicht verdenken, wenn er an diesem Punkt die Bibel zitiert und sagt: „Der Weisheit Anfang ist die Furcht des Herrn, und den Heiligen erkennen, das ist Verstand“ (Spr 9,10). Für die Bibel ist es selbstverständlich, dass zwischen Glaube und Weisheit ein enger Zusammenhang besteht. Und das wird dort nicht bloß in frommem Überschwang behauptet, sondern es lässt sich zeigen, dass es gar nicht anders sein kann. Denn wenn Weisheit das Wirkliche ergründet, und Gott der tiefste Grund und Quell alles Wirklichen ist – wie sollte dann jemand zu Weisheit gelangen, der Gott nicht auf dem Schirm hat? Ihm fehlt in seiner Rechnung der wichtigste Faktor! Denn wer kennt das Wesen eines Dings, wenn er nicht seinen Ursprung kennt und den größeren Kontext, in den der Schöpfer es gestellt hat? Wer kennt die Bedeutung eines Ereignisses, wenn er es nicht zu Gottes Plan in Beziehung setzt? Oder wie soll ein Mensch beurteilen, was in seinem Leben wichtig ist, wenn er nicht weiß, welche Aufgabe Gott ihm zugedacht hat? Wie kann einer Gut und Böse unterscheiden, wenn er nicht den Willen Gottes kennt, der für Gut und Böse der alleinige Maßstab ist? Oder wie wird einer Selbsterkenntnis und Demut lernen, wenn er sich nicht erkennt im Gegenüber zu dem Heiligen, dem er Rechenschaft schuldet? Damit ist nicht gesagt, dass jeder kluge Mensch glauben müsste! Aber selbst einem Atheisten kann einleuchten, dass wenn Gott existiert (unter dieser Voraussetzung), die Erkenntnis seines Wesens und seines Wirkens der Schlüssel zur Weisheit sein muss. Wenn Gott ist, wie die Bibel ihn voraussetzt, kann nur er der maßgebliche Bezugspunkt aller relevanten Fragen sein. Und keine Skala von niederen und höheren Werten ist dann vollständig, wenn sie nicht an ihrem obersten Ende bei Gott selbst als dem „höchsten Gut“ endet. Hat die Bibel Recht, so ist Gottes Geschichte mit der Menschheit die Rahmenerzählung jedes einzelnen Lebens. Ohne Einsicht in unsere Schuld Gott gegenüber gibt es dann keine zutreffende Selbsterkenntnis. Und ohne Versöhnung mit dem Höchsten ist erst recht kein gelingendes Leben denkbar. Wirklichen „Wert“ hat dann nur, was einen Mensch Gott näher bringt. Und wirkliches „Unglück“ ist nur das, was ihn von Gott trennt. So versteht nur der sich selbst, der sich von Gott her versteht. Nur der sieht recht, der die Dinge versucht mit Gottes Augen zu sehen. Wenn uns aber nur Gottesfurcht lehrt, diese Perspektive einzunehmen, bildet sie notwendig den Anfang aller Weisheit... Freilich könnte jemand einwerfen, infolgedessen wäre nur ein Frommer auch „weise“. Ich kann aber dieser empörenden Konsequenz nicht ausweichen, sondern muss sogar sagen: Frömmigkeit ist Weisheit, und Gotteserkenntnis bildet ihre Basis, die auch der Klügste nicht in der Schule lernt, sondern durch Gottes Geist geschenkt bekommt. Und mag es auch manchen provozieren, so ergibt sich daraus doch unausweichlich, dass der biblische Begriff von Weisheit letztlich mit dem des Glaubens derart zusammenfällt, dass man beide nicht mehr unterscheiden kann. Denn ob man es „Weisheit“ oder „Glaube“ nennt – wer davon ergriffen wird, erlangt die tiefe Einsicht, dass nichts wirklich ist, außer dem, dem Gott Wirklichkeit verleiht, dass nichts gut ist, außer dem, was seinem Willen entspricht, dass alles Zorn verdient, was sich Gott widersetzt, und nichts

Zukunft hat, was sich nicht mit ihm versöhnt. Aus solchem Gott-verstehen erwächst vertieftes Welt-verstehen und Selbst-verstehen. Denn wo Gotteserkenntnis aufblitzt, rückt sie alles in ein neues Licht. Und wer davon erfasst wird, dem bleibt die Einsicht dann auch nicht äußerlich, sondern sie fällt ihm tief ins Gemüt, greift ihm ans Herz und färbt ihn so durch und durch, dass er schließlich allen Widerstand und alle Reserve gegen die Wahrheit Gottes aufgibt, um künftig nur noch Gott in all seiner Strenge und Güte recht haben zu lassen. Und ob man das dann „Weisheit“ oder „Glaube“ nennt, ist ganz gleich. Denn so oder so wird dem Menschen die getroste Ergebung in Gott zur zweiten Natur. Gottes Geist bezeugt seinem Geist, was wahr und was gut ist. Und mit der Teilhabe an diesem Wissen gewinnt der Mensch geistliches Urteilsvermögen und Orientierung. Reichtum kann er dann leicht entbehren, denn Gott selbst ist ihm das höchste Gut. Überheblichkeit ist ihm fremd, weil er seine eigenen Abgründe kennt. Und gütig wird er ganz von selbst, weil er schließlich von Gottes Güte lebt. So einer sieht die Dinge im rechten Maßstab, weil er sie mit Gottes Augen anschaut. Und weil er sich Gott verschrieben hat, lebt er dann auch so, ist mit sich im Reinen, und alle können sehen, dass sich in seinem Reden und Tun die Wahrheit und Güte niederschlägt, von der dieser Mensch ergriffen wurde...

Freilich ist solche Glaubensweisheit kein Forschungsergebnis. Sie wird nicht aus der Vernunft geboren und erscheint daher den Weisen dieser Welt sehr töricht! Als von Gott geschenkte Weisheit ist sie auch gar nicht den Gebildeten vorbehalten, sondern adelt viele, die der Welt unverständlich erscheinen! Es ist eine Weisheit nicht für Übergescheite und Neunmalkluge, sondern gerade für schlichte Gemüter! Aber sollten wir nicht umso größere Freude an ihr haben? Die Besserwisser verlaufen sich im eigenen Kopf, und die Gelehrten verheddern sich in ihren Gedanken! Christen aber müssen nicht schlau tun, sondern dürfen darauf verweisen, dass die wahren Schätze der Weisheit und der Erkenntnis in Christus verborgen liegen (Kol 2,2-3). Der ist weise genug für uns alle, kompensiert gern unsere Fehlleistungen und wird nicht müde, seine Hand über uns zu halten. Wer ihn darum bittet, dem wird er alle Weisheit schenken, die er nötig hat. Und dafür gebührt ihm großer Dank.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Den Glauben bekennen

Sind Sie in letzter Zeit mal nach ihrem „Bekenntnis“ gefragt worden? Früher gab es im Personalausweis eine Rubrik, wo das „Bekenntnis“ stand. Und wenn man sich nach einem Umzug auf dem Einwohnermeldeamt anmeldete, kam auf dem Formular auch die Frage nach dem „Bekenntnis“ vor, die mit „evangelisch“, „katholisch“ oder „konfessionslos“ zu beantworten war. Aber was ist überhaupt ein „Bekenntnis“? Und was tut einer, wenn er etwas „bekennt“? Folgen wir dem üblichen Sprachgebrauch, so bekennt der Mensch entweder seine Schuld oder er bekennt sich zu jemandem oder er bekennt eine Überzeugung. In jedem Fall macht er aber eine Aussage, die seine Identität berührt. Wer Schuld bekennt, gesteht, dass er etwas getan hat, das nun – auch wenn er es bedauert – untrennbar zu seiner Lebensgeschichte gehört. Die Tat ist keinem anderen zuzurechnen als ihm. Und er übernimmt dafür die Verantwortung, weil es sein Wille war, der sie geplant, und seine Hand, die sie ausgeführt hat. Geständig gibt er der Tat das „Ich-Vorzeichen“, sie „gehört“ ihm, er erkennt das an und nennt sie folglich „seine“ Tat. Bekennt man sich zu jemandem und zu der besonderen Beziehung, in der man zu ihm steht, liegen die Dinge etwas anders. Aber auch da ordnet der Bekennende etwas der eigenen Person zu und bejaht die Konsequenzen, die daraus folgen, dass z.B. ein Freund „sein“ Freund ist und (ganz ähnlich wie die Tat) „zu ihm“ gehört. Ein Bräutigam bekennt sich öffentlich zu seiner Braut und zur Ehe mit ihr. Und Eltern, die den halbwüchsigen Sohn bei der Polizei abholen, bekennen sich damit zu ihrem Kind und haften für den Schaden, den es vielleicht angerichtet hat. Natürlich kann es auch eine Gruppe sein, zu der man sich bekennt, wie etwa ein Fußballverein oder ein Motorradclub. Und bei vielen Gemeinschaften ist es „Ehrensache“, dass man ihnen nicht angehören kann, ohne sich öffentlich zu ihnen zu bekennen. Neben einer Schuld und einer menschlichen Beziehung gibt es aber auch noch Überzeugungen, zu denen man sich bekennen kann. Man ordnet sich dann einer bestimmten Sicht der Dinge zu, tritt für seine Einsichten ein, für einen politischen Standpunkt, für eine Weltanschauung, für Werte, Ziele oder Prinzipien und sagt: Das sind nun „meine“ Prinzipien! Mancher hat sie noch kurz zuvor geleugnet. Eines Besseren belehrt bekennt er nun aber ihre Geltung – und sagt damit nicht nur etwas über den Sachverhalt, der sich ihm erschlossen hat, sondern sagt zugleich etwas über sich selbst. Mit der Sachaussage bekennt er zugleich den Wandel seiner Haltung. Und so stoßen wir darauf, dass ein Bekenntnis ein Sonderfall von Kommunikation ist, bei dem in einem Satz immer gleich zwei Dinge enthalten sind. Jedes Bekenntnis ist eine „Aussage“. Aber nicht jede Aussage ist schon ein Bekenntnis. Sondern sie ist es nur dann, wenn der Sprecher zugleich mit der geäußerten Ansicht über „etwas“ auch „sich selbst“ offenbart. Das ist natürlich nicht immer der Fall. Denn es gibt viele Aussagen, die mit dem Sprecher wenig oder nichts zu tun haben, wie z.B. „Paris liegt in Frankreich“. Im Bekenntnis aber teilt der Bekennende nicht nur „etwas“ mit, sondern teilt „sich“ mit. Redend gibt er sich zu erkennen. Und so hat die Botschaft, die er übermittelt, doppelten Gehalt. Denn wer behauptet, dass Paris in Frankreich liegt, beweist nur, dass er in der Schule aufgepasst hat. Wer aber (sachlich ebenso korrekt) sagt, „das war meine Schuld“, qualifiziert sich als Täter. Mit dem Geständnis „das ist unser Kind“ übernehmen die Eltern Haftung. Und mit dem Bekenntnis „Christus ist der Herr“ outet sich der Sprecher als gläubig. Solche Sachaussagen schließen eine Selbstaussage mit ein. Sie offenbaren nicht bloß „etwas“, sondern „mich“. Und vieles ist der Mensch erst dann wirklich, wenn er sich auch dazu bekennt, es zu sein, weil erst im Bekennen seine Position voll in Erscheinung tritt. Man steht dann zu „etwas“ oder zu „jemand“ und steht gerade so „zu sich“ und seiner Identität. Denn dieses „etwas“ oder diesen „jemand“ zu verleugnen, hieße sich

selbst zu verleugnen. Wir empfinden, dass wir etwas nur ganz „sind“, wenn wir's nicht bloß heimlich, sondern auch in den Augen der anderen „sind“. Und durch ein Bekenntnis beenden wir das unverbindliche Spiel mit Möglichkeiten. Das Bekenntnis macht eine davon zur Wirklichkeit. Es gibt dem Menschen ein Profil, das er anders nicht gewinnt. Und weil wir das spüren, tragen wir im Bekenntnis willentlich einen inneren Sachverhalt nach außen, damit er künftig jedem als für uns wesentlich und wesensbestimmend bekannt sei. Das heißt aber: Durch unser Bekenntnis bringen wir „Innen“ und „Außen“ zur Deckung und beenden den unfertigen Zustand, in dem Sein und Schein auseinanderfallen. So ein „Coming out“ ermöglicht dem Menschen, in seinen Lebensäußerungen „authentisch“ zu sein. Dessen das Herz voll ist, darf der Mund endlich übergehen! Und das entspricht einem tief menschlichen Bedürfnis, während es Anstrengung und Konzentration erfordert, anders zu reden als man denkt und fühlt. Aus innerem oder äußerem Zwang nicht zeigen zu dürfen, wer man ist, verursacht dem Menschen ein Leid, von dem ihn nur das offene Bekenntnis befreien kann. Was er darin sagt, war dem Gehalt nach zwar auch schon vorher wahr. Insofern fügt das Bekenntnis der Sache nichts hinzu. Weil es aber, als Selbstaussage geäußert, das „Versteckspiel“ beendet, schafft es dennoch eine neue Situation – und ist somit keineswegs nur „Gerede“, sondern ist „Tat“. Das Bekenntnis beschreibt nicht nur Fakten, sondern schafft Fakten. Der Bekenner veröffentlicht, was sonst vielleicht übersehen oder missverstanden würde. Und wenn er damit der Wahrheit auch nichts hinzufügt, sondern ihr lediglich die Ehre gibt, ist doch Erhebliches passiert. Denn sobald jemand bekennd seine Stellung zu „etwas“ oder zu „jemand“ öffentlich macht, gewinnt diese Beziehung neue Qualität und Tiefe. Der Bekennende hat gemerkt, dass er nicht mehr anders zu sich selbst stehen kann, als indem er öffentlich zu diesem und zu jenem steht. Er will künftig nicht mehr anders als in dieser Verbindung gesehen werden. Und er fühlt sich nicht anders verstanden als gerade so. Denn die Tat, die Person oder die Überzeugung, zu der er sich bekennt, ist für ihn nicht austauschbar, sondern ist ihm so wesentlich wichtig, dass er ausdrücklich damit in Verbindung gebracht und dabei behaftet werden will. Er hat erkannt, dass er ohne diesen Bezug nicht er selber wäre, und mag daraus denn auch kein Geheimnis mehr machen.

Wie ist das nun aber, wenn sich jemand zum christlichen Glauben bekennt? Ist das eher das Bekenntnis zu einer Person, zu einer Tat oder zu einer Überzeugung? Ein Blick in die Bibel zeigt schnell, dass da keine Unterscheidung möglich ist. Denn wenn jemand den Namen Gottes bekennt, schließt das die Hinwendung zur Person Gottes genauso ein wie eine in Worte gefasste Überzeugung. Und die im Bekenntnis bekundete Gemeinschaft mit Gott ist selbstverständlich auch mit neuem Gehorsam verbunden (vgl. 1. Kön 8,33-36). Man bittet und erwartet, dass der Allmächtige, zu dem man sich bekennt, sich seinerseits auch zu den Gläubigen bekennt (vgl. Sirach 36,17). Man rechnet damit, dass sich solches Bekennen wechselseitig bedingt (Mt 10,32-33 / Lk 12,8 / Offb 3,5). Und ein bloßes „Lippenbekenntnis“ ist damit in der Bibel nie gemeint, sondern das Bekennen der Zunge und das Beugen der Knie gehört notwendig zusammen. Beides ist äußerer Ausdruck derselben inneren Verfassung (Röm 14,11). Und selbstverständlich wird erwartet, dass bekennenden Worten auch Taten folgen (Mt 21,28-31). Im Übrigen finden wir aber dieselbe Doppelstruktur, die wir oben beschrieben haben, weil auch im religiösen Bekennen Sachaussagen und Selbstaussagen Hand in Hand gehen. Wer Jesus als den Christus bekennt, sagt damit ebenso viel über Jesus Christus wie über sich selbst (vgl. Joh 9,22)! Und er könnte dieses Bekenntnis weder verleugnen noch bekräftigen, ohne damit seine eigene Position offen zu legen. Denn keiner kann Jesus zum Thema machen, ohne dabei selbst zum Thema zu werden. Und keiner kann von Jesus reden, ohne damit etwas über sich selbst zu sagen. Auch wer eine Stellungnahme umgeht, outet sich damit. Denn Jesus sagt:

„Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich“ (Mt 12,30). Bekennt aber einer die Wahrheit Gottes – wie sollte er sich nicht zugleich dieser Wahrheit beugen? Und wie sollte er infolgedessen nicht an der Wahrheit teilhaben? Ist Christus die Wahrheit in Person (Joh 14,6), die der Vater gesandt hat, damit die Menschen sie hören (Mt 17,5), so ist Gott auch nicht egal, wie sie aufgenommen wird. Er will Resonanz! Er möchte, dass sein Ruf beantwortet wird. Und es ist sein ernster Wille, dass Jesus Christus am Ende der Tage von jeder lebenden Seele bekannt und von niemandem mehr verleugnet wird (Phil 2,11). Am Bekenntnis zu Christus hängt die Gemeinschaft mit Christus – und an dieser das Heil des Menschen. Darum sind nach dem 1. Johannesbrief „Bekennen“ und „Haben“ gar nicht voneinander zu trennen, sondern „wer den Sohn leugnet, der hat auch den Vater nicht“ und „wer den Sohn bekennt, der hat auch den Vater“ (1. Joh 2,22-23). Wer bekennt, „in dem bleibt Gott und er in Gott“ (1. Joh 4,15). Und dass der Heilige Geist in einem Menschen wohnte, ohne dass es sich im Bekenntnis manifestierte, ist für das Neue Testament gar nicht denkbar (1. Joh 4,2-3.) Denn nur zu dem, der sich zu Christus bekennt, wird sich auch Christus bekennen vor seinem himmlischen Vater (Mt 10,32-33). Mit anderen Worten: Das Bekenntnis des Glaubenden beschreibt nicht nur Wirklichkeit, sondern es schafft Wirklichkeit. Es ist nicht „Gerede“, sondern gehorsame Antwort auf Gottes Ruf – und damit folgenreiche Tat. Der Bekennende veröffentlicht, dass er nicht nur eine Beziehung zu Gott in Christus „hat“, sondern dass diese Beziehung ihn ausmacht. Im Bekenntnis „wendet sich der Glaubende von sich selbst weg und bekennt, dass er alles, was er ist und hat, durch das ist und hat, was Gott getan hat“ (R. Bultmann). Der Mensch gründet sich also außerhalb seiner selbst in Gott und nimmt die Konsequenzen dieser Positionierung bewusst auf sich. Wer sich aber dergestalt auf Gott verlässt, wird von Gott nicht verlassen, sondern wird von ihm getragen, und sein Bekenntnis findet Antwort im Zuspruch des Heils. Paulus sagt: „Wenn du mit deinem Munde bekenntest, dass Jesus der Herr ist, und in deinem Herzen glaubst, dass ihn Gott von den Toten auferweckt hat, so wirst du gerettet. Denn wenn man von Herzen glaubt, so wird man gerecht; und wenn man mit dem Munde bekennt, so wird man gerettet“ (Röm 10,9-10). Schon zwischen Menschen ist eine Beziehung mit der Erwartung verknüpft, der Andere werde auch öffentlich dazu stehen. Denn ein Vater, der sein Kind verleugnet, ist bestenfalls ein „Erzeuger“. Der Mann, der sich seiner Frau schämt, ist ihrer Liebe nicht wert. Und ein Freund, der für den Freund nicht eintritt, ist mindestens feige. Sollte also Gott weniger erwarten als das, was wir schon Menschen schulden? Oder dürfte ein Christ mit seinem Glauben hinter dem Berg halten, als wäre ihm seine Beziehung zu Gott in Christus peinlich? Diese Beziehung vor der Welt zu verschweigen oder abzuleugnen, heißt eigentlich sie aufzukündigen. Darum ging Petrus beim Krähen des Hahns hinaus und weinte bitterlich (Mt 26,75)!

Wenn also das Bekenntnis schon für den einzelnen Christen unverzichtbar ist – muss das nicht erst recht für die kirchliche Gemeinschaft gelten? Tatsächlich gibt es überhaupt keine Kirche, die nicht „bekennende Kirche“ und damit „Bekenntniskirche“ wäre. Denn die darin Versammelten sind ja nur dadurch „Kirche“, dass sie sich im gemeinsamen Bekenntnis Christus als ihrem Herrn unterstellen. Das Bekenntnis zu Christus ist die Achse, um die sich das Rad der Kirche dreht. Und wie für den Einzelnen gilt auch für die Gemeinschaft der Gläubigen, dass sie nicht anders zu sich selbst stehen kann, als indem sie öffentlich zu ihrem Herrn steht! So schuldet die Kirche ihr Bekenntnis in erster Linie Jesus Christus selbst, der seinen Ruf in die Nachfolge auf diese Weise beantwortet wissen will. Darüber hinaus erfüllt das Bekenntnis aber weitere Funktionen, auf die Kirche nicht verzichten kann. Denn es formuliert den Glauben, in dem die versammelten Glieder des Leibes Christi nicht nur miteinander, sondern auch mit den Aposteln übereinstimmen. Es vergewissert damit die Gläubigen ihrer Identität. Es bringt das geistliche Profil ihrer Gemeinschaft auf den Punkt. Und es verbindet alle, die sich in

demselben Bekenntnis wiederfinden, zu Schwestern und Brüdern. Das Bekenntnis beschreibt den Grundbestand christlicher Lehre, in dem alle öffentliche Predigt übereinstimmen muss. Und es verpflichtet die Amtsträger, den gemeinsamen Boden nicht zu verlassen. Es gibt aber zugleich Katecheten und Religionspädagogen eine Kurzform des Glaubens an die Hand, den sie der nächsten Generation nahe bringen sollen. Das Bekenntnis zieht notwendige Grenzen, um die Kirche gegen aufkommende Irrlehren zu schützen. Es dient der theologisch verantworteten Qualitätskontrolle, damit überall, wo „evangelisch“ draufsteht, auch „evangelisch“ drin ist. Und wenn Kirche Mission betreibt und Außenstehende zum Glauben einlädt, gibt das Bekenntnis ihnen Rechenschaft darüber, worin dieser Glaube besteht. In der Kommunikation nach innen wie nach außen muss Kirche wissen, wer sie ist, und wer nicht. Der Glaube, der verstanden werden will, muss in der Lage sein sich selbst zu beschreiben. Und wenn er sich in einem kunterbunten Umfeld bewegt, muss er um so deutlicher das seinem Wesen Gemäße von jeder anderen Denkungsart unterscheiden können. Nicht zuletzt hat das Bekenntnis aber auch noch eine Funktion im Gottesdienst der Gemeinde, die vor Gott und vor der Welt immer wieder ausspricht und bekräftigt, dass es die Beziehung zu Gott in Christus ist, die sie trägt, auf die sie baut, auf die sie trotz und pocht und sich verlässt. Kirche kann gar nicht anders zu sich selbst stehen, als indem sie freimütig bekennend zu dem steht, der sie berufen, erlöst und erleuchtet hat. Gäbe sie aber das Bekenntnis auf, gäbe sie sich selbst auf und hätte als Braut Christi ihren Verlobungsring weggeworfen. Davor bewahre uns der Himmel! Darum lassen sie uns darauf achten, dass unser Bekenntnis nicht vernuschelt, verdruckst und undeutlich „rüberkommt“, sondern dass wir klar und froh, laut und eindeutig Farbe bekennen: Zur Ehre Gottes und zum Nutzen unserer Kirche – vor allem aber, damit kein Zweifel aufkomme, wo und auf welcher Seite wir persönlich stehen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Skeptische Unbestimmtheit als Dauerzustand?

Robert Musil hat 1930 einen Roman geschrieben, dessen Titelfigur den Geist unserer Zeit sehr treffend wiedergibt. Er ist „der Mann ohne Eigenschaften“. Und sein Problem besteht darin, dass er zwar durchaus begabt ist und willig, aus seinem Leben etwas zu machen, sich zugleich aber jeder Festlegung entzieht und sich für neue Optionen stets offen hält. Er sieht immer viele Wege vor sich, die alle ihre Vorzüge haben. Er weiß nicht, warum er sich einem davon verschreiben sollte. Und dementsprechend hat er auch ein ironisch-gebrochenes Verhältnis zu dem, was man „Wahrheit“ nennt. Er bejaht keine Aussage, ohne zugleich das Gegenteil für möglich zu halten. Er weiß: man kann es immer auch anders sehen. Und so bekennt er sich zu nichts derart, dass man ihn dabei behaften könnte. Er ist geistig beweglich und kann sich stets in eine andere Perspektive hineinversetzen. Eben das aber hindert ihn, eine davon zu „seiner“ Perspektive oder auch nur zur „maßgeblichen“ zu erklären. Viele Standpunkte sind denkbar! Je nachdem, welchen man gerade einnimmt, erscheint alles ganz anders! Und so kann man die Lebenshaltung dieses Menschen nur „unverbindlich“ nennen. Denn er ist außerstande, sich zu irgendetwas ernsthaft zu bekennen. Und er nimmt das, was ist, auch nicht wichtiger als das, was sein könnte oder möglich wäre. Er hat keinen festen Maßstab, den er seinen Bewertungen zugrunde legt. Und so wird alles Eindeutige umgehend in Vieldeutigkeit überführt und jede Pflicht mit Vorbehalten versehen. Jede Rolle, die er übernimmt, könnte er gegen eine andere tauschen. Jede Festlegung ist provisorisch. Alles scheint ihm zufällig. Und nichts sagt er so, dass er es nicht im nächsten Satz zurücknehmen oder relativieren könnte. Eine Romanfigur Musils drückt es so aus: „Jede schlechte Handlung wird ihm in irgendeiner Beziehung gut erscheinen. Immer wird für ihn erst ein möglicher Zusammenhang entscheiden, wofür er eine Sache hält. Nichts ist für ihn fest. Alles ist verwandlungsfähig, Teil in einem Ganzen, in unzähligen Ganzen, die vermutlich zu einem Überganzen gehören, das er aber nicht im geringsten kennt. So ist jede seiner Antworten eine Teilantwort, jedes seiner Gefühle nur eine Ansicht, und es kommt ihm bei nichts darauf an, was es ist, sondern nur auf irgendein danebenlaufendes ›wie es ist‹...“ (1. Buch, Kap. 17)

Musils „Mann ohne Eigenschaften“ nimmt damit die umfassende Skepsis vorweg, die heute unter „Intellektuellen“ als selbstverständlich gilt. Er traut nur dem eigenen Urteil – und auch diesem nicht wirklich. Jede Weltanschauung, die er in Erwägung zieht, wird ihm von vernünftigen Zweifeln zerschossen. Und so verharrt er im Dauerdiskurs und durchdenkt viele Möglichkeiten, ohne je eine wirklich zu nutzen. Er verbringt sein Leben damit, nicht etwa dies oder das, sondern „niemand“ zu sein. Er verharrt in Unbestimmtheit und lässt notgedrungen auch die eigene Identität in der Schwebel. Denn worin sollte er sich verorten? Entweder ist ihm keine Weltanschauung erschwänglich – oder er hat deren immer gleich viele bei der Hand! Eine der möglichen zu wählen, sieht er sich nicht im Stande, denn an jeder Weltsicht missfällt ihm, dass sie all die anderen nicht mit einschließt. Und so betrachtet er sie alle aus sicherer Distanz, ohne irgendeiner Geltung zuzuerkennen. Aber ohne einen Referenzrahmen vermag er natürlich auch den eigenen Standort nicht zu bestimmen. Da er sich zu nichts bekennt, ist er ein Mann, der jederzeit „auch anders könnte“. Seine geistige Heimat besteht in der Erkenntnis, keine zu haben. Und wenn er sich trotzdem mit „Ansichten“ schmückt wie mit geliehenen Kleidern, dann nur, um nicht nackt dazustehen. Keine Ansicht ist so sehr „seine“, dass er sie nicht widerrufen könnte. Und da er gelernt hat, die Zeit der großen, sinnstiftenden Erzählungen sei vorbei, entbehrt sein Leben eines Kontextes, innerhalb dessen er es deuten könnte. Nicht nur die Welt – auch seine eigenen Einfälle und Wünsche scheinen ihm zusammenhangs-

los! Wen wundert's also, dass er Schwierigkeiten hat, mit seinem Dasein und seinen Fähigkeiten etwas anzufangen? Auf die Bühne des Lebens gezerrt muss er äußerlich eine Rolle spielen, kommt aber innerlich über die Mentalität eines Zuschauers nicht hinaus. Er ist nicht heiß und nicht kalt, nicht Fisch und nicht Fleisch. Sein Gesicht gleicht einem unscharfen Foto – der Ausdruck bleibt unbestimmt. Und da er kein Ziel kennt, das beständiges Streben lohnte, lebt er wie mit angezogener Handbremse: als ein Mensch, der vieles sein könnte und doch nichts ist, der sich stets offen hält und gerade dadurch leer bleibt, der für nichts stehen und dennoch etwas bedeuten will. Da sein Denken zu nichts Sicherem führt, meint er, das Ziel des Denkens läge wohl schon im Nachdenken selbst. Aber liegt das Ziel des Denkens nicht im Ergebnis, im begründeten Urteil, in der erlangten Position und der getroffenen Entscheidung? Die Lage dieses Menschen ist zu traurig, als dass man spotten dürfte. Aber so funktioniert das Leben nun mal, dass man seine Wahlfreiheit nur behält, wenn man sie nicht nutzt, und sie nicht nutzen kann, ohne sie eben dadurch zu verlieren. Jede Entscheidung verwirft eine Unzahl von Alternativen und Chancen, die sich kein zweites Mal bieten. Doch andererseits: Wenn ich die Möglichkeit zur Entscheidung nicht nutze – wozu habe ich sie dann? Gewiss ist es schön, sich frei zu fühlen! Aber wenn ich meine Wahl gar nicht treffe – wofür brauche ich dann Freiheit? Man wird diesen Kuchen verlieren, wenn man ihn aufisst. Aber ist er nicht genau dazu gebacken worden? Und würde er nicht, wenn man sich nie entschlösse, auf weniger nützliche Art verloren gehen – weil Kuchen irgendwann schimmelt? Seltsamer Weise betrügt sich gerade der um seine Freiheit, der sie nicht durch Gebrauch verlieren will. Um sich maximale Möglichkeiten offen zu halten, bleibt er unbestimmt, verzichtet dabei aber auf den Menschen, der er durch seine Wahl werden könnte. Er beansprucht Bedenkzeit, die das Leben nicht gewährt. Und am Ende steht er da wie jener Mann in Kafkas Erzählung, der immer vergeblich vor dem Tor wartet, um vom Wächter eingelassen zu werden, und zuletzt sterbend erfährt, dass dieser Eingang einzig und allein für ihn bestimmt war – und nun, da er ihn nicht genutzt hat, endgültig geschlossen wird. Der Charakter solcher Menschen ist wie mit Bleistift gezeichnet. Und selbst an diesen blassen Linien radieren sie ständig herum. Sie wollen sich nicht mit einer Überzeugung belasten, bevor nicht das Risiko eines Irrtums durch stichhaltige Beweise ausgeschlossen ist. Und weil dieser Fall nie eintritt, leben sie stets „unter Vorbehalt“. Mangels eigener Orientierung sind sie für vieles zu haben. Sie führen einen Namen, besitzen aber keine Identität. Sie finden Religionen interessant, bekennen aber keinen Glauben. Selbst in ihrer Leidenschaft bleiben sie variabel. Und wenn sie sterben, weiß keiner so wirklich, was man auf ihren Grabstein schreiben könnte...

Will ich damit aber sagen, der „Mann ohne Eigenschaften“ hätte Unrecht? Im Gegenteil! Seine Tragik besteht gerade darin, dass er an einem zentralen Punkt völlig Recht hat! Als kritischer Geist steht er seinem eigenen Orientierungsvermögen mit tiefer Skepsis gegenüber. Und er traut der menschlichen Vernunft nicht zu, letzter Wahrheiten habhaft zu werden! Er relativiert jedes seiner Urteile, weil er sich nicht hinreichend kompetent fühlt. Und er entscheidet nie endgültig, weil er spürt, dass ihm verlässliche Maßstäbe fehlen. In alledem hat er durchaus Recht und ist auf der Höhe der Zeit: als Mensch kann man sich nicht trauen! Als wahres Kind der Aufklärung wendet man die kritische Vernunft auch auf die Vernunft selbst an, erschrickt über ihre mangelnde Reichweite – und hat sich damit selbst in einen Zustand der Lähmung versetzt. Denn einer anderen Autorität zu vertrauen als der eigenen Vernunft, geht dem Kind der Aufklärung gegen die Ehre. Ist die Vernunft aber erst mal ihrer eigenen Kritik erlegen, bleibt nichts mehr übrig, woran der Mensch sich orientieren könnte. Und eben dies (aus Klugheit desorientiert zu sein) gerät dem Menschen zu einer ernststen Störung seiner Selbstfindung. Wenn er auch oberflächlich „funktioniert“, ist er doch in einem tieferen Sinne nicht lebens-

tüchtig. Er hat verinnerlicht, dass ein redlicher Denker im Himmel und auf Erden nichts gelten lässt, als nur, was seine eigene Vernunft erschlossen, geprüft, eingesehen und für gut befunden hat. Er ist überzeugt, keine Instanz dürfe Autorität beanspruchen, wenn ihr diese Autorität nicht von ihm selbst als kritischem Subjekt zugebilligt und verliehen wurde. Wahr soll nur sein, woran er nicht zweifeln kann! Weil er aber faktisch an allem zweifeln kann, steht er zeit lebens ohne Wahrheit da. Er vermag alles zu kritisieren, vermag aber (abgesehen von dieser Kritik) nichts zu begründen. Er ist mächtig darin, Gewissheiten zu hinterfragen, aber außer Stande, Gewissheit zu gewinnen. Und dieses Missverhältnis wird ihm zum Schicksal. Denn er hat die eigene Vernunft zum obersten Souverän erhoben. Er muss nun erleben, dass diese Gottheit nicht leistet, was er sich von ihr versprach. Und dennoch kommt er aus der Falle nicht mehr heraus. Denn niemals würde die Vernunft zugeben, dass etwas über die Vernunft ginge. Und ginge tatsächlich etwas über die Vernunft, wär's ihr schon deshalb nicht erschwinglich und höchst verdächtig...

Nun würde ich zu gern das Dilemma einer Lösung zuführen und die durch Nachdenken entstandene Verstrickung auf demselben Wege entwirren. Doch muss ich ohne Umschweife gestehen, dass es hier keine Lösung gibt, sondern nur Erlösung. Es gibt keinen argumentativen Weg, der aus dem Labyrinth herausführt. Denn von der Überhöhung der eigenen Vernunft kann man nur geheilt werden, wenn jemand den Götzen von seinem Sockel stürzt. Der moderne Mensch sitzt in einer Falle selbstverschuldeter Blindheit und kann sich an seiner stolzen Vernunft so wenig orientieren wie der Wanderer an der eigenen Nasenspitze. Besser wird's aber erst, wenn Gott ihn aus dieser Bahn wirft, ihn bei der Hand nimmt, ihn zu führen beginnt – und der ratlose Mensch sich raten lässt von Gott. Des Menschen Entschluss kann das nicht sein, denn die Vernunft gibt so etwas nicht her, dass sie sich selbst relativiert! Aber wenn es Gottes Entschluss ist, unserem menschlichen Geist durch seinen Geist beizuspringen und ihn aufzuklären über die Grenzen der Aufklärung – dann kann es gelingen. Denn freilich hat er Recht, der Mann ohne Eigenschaften! Dem Menschen fehlen für seine wichtigsten Entscheidungen die Kompetenzen und die Maßstäbe. Aber Gott fehlen sie keineswegs – und Gottes Wort kann man befragen! Freilich können wir unserer Vernunft, unseren Sinnen und unserem Urteil nicht trauen. Aber Gott hat den Überblick, der uns fehlt – und gibt gute Weisung! Freilich fehlt uns die Einsicht in den großen Plan – und soweit wir sehen, könnte immer auch alles „ganz anders“ sein. Aber bei Gott gibt's weder Zufall noch Überraschung – und was er fügt, ist ebenso notwendig wie weise! Kennen wir uns auch selbst nicht, kennt er uns doch längst. Und wählen wir verkehrte Wege, lenkt er doch unseren Schritt. Wo wir zaudern und zagen, hat Gott längst für uns entschieden. Und während wir nicht wissen, wo wir hingehören, hat er uns schon verortet. Vor ihm müssen wir nichts „aus uns machen“, weil wir durch ihn schon längst etwas sind. Und fehlt's uns an Orientierung, so doch nicht an seiner Vorsehung. Natürlich lehrt uns das nicht die eigene Vernunft! Wenn's passiert, verdanken wir das allein dem Geist Gottes! Der aber kehrt dann die Verhältnisse gründlich um – und die allzu Flexiblen, die zuvor alles genauso richtig fanden wie das Gegenteil, gewinnen plötzlich von Gott her das Profil, das sie „aus bloßen Vernunftgründen“ zu wählen nicht wagen durften. Plötzlich sind wir nicht mehr „offen für alles“, sondern nur noch für das, was Gott gefällt. Unter tausend Ansichten gibt's nur noch eine Wahrheit, weil Gott selbst die Wahrheit ist. Und unter zahllosen Möglichkeiten ist nur diejenige gut, die seinem Willen entspricht. Alles ist genau das, was es in Gottes Augen ist. Und kein Maßstab gilt mehr, den er nicht gesetzt hätte. Unser Standpunkt ist da, wo Gott uns in seinem Plan verortet. Und nichts zählt, als nur die Treue, mit der wir dort unseren Auftrag erfüllen. Denn das Leben ist kein Taumeln mehr, sondern hat eine Richtung bekommen. Über alles, was wir zum Leben und Sterben wissen müssen, finden wir Aufklärung in der

Hl. Schrift. Unser eigenes Dasein verstehen wir als Teil der dort erzählten Geschichte. Und aus diesem Kontext ergibt sich dann auch seine Bedeutung: Unser Wesen besteht darin, Gottes zu bedürfen. Und unsere Bestimmung ist, seine Nähe zu suchen. Glaube erscheint dann aber nicht mehr als gewagte „Option“, sondern Glaube bedeutet schlicht, nicht mehr anders zu können. Der Mensch wählt diese Perspektive nicht, sondern wird von ihr ergriffen. Maßgeblich ist ihm von da an seine Gottesbeziehung. Und wenn die auch manches ausschließt, was sich nicht mit ihr verträgt, gibt sie dem Menschen doch gerade so verbindlichen Halt und festen Stand. Weil der Christ weiß, dass Gott barmherzig über ihn entschieden hat, muss er auch selbst nicht mehr zaudern. Er geht durch Gottes Tür, solange sie offen ist. Glaubend hat er bei Gott zu sich gefunden – und will dann auch öffentlich unter dieser Flagge segeln. Glaube ist das Statement, das seine persönliche Unbestimmtheit überwindet. Statt zu improvisieren, beginnt er zu leben. Statt Neutralität zu wahren, ergreift er Partei. Und statt ängstlicher Distanz, zeigt er sein Gesicht. Das ist dann ein großer Segen! Und wem wir dazu verhelfen könnten, würden wir den Gefallen gern tun. Aber wie gesagt: die Befreiung erfolgt nicht durch Argumente. Es gibt keinen gedanklichen Ausweg aus der Skepsis, den man nur gut genug erklären müsste. Sondern es bedarf der Erlösung durch Gottes Zugriff, der den Menschen aus der falschen Bahn herauswirft. So haben wir kein Rezept, wie einer den Zustand der Indifferenz überwinden könnte. Aber die Möglichkeit, sich danach zu sehnen und Gott darum zu bitten – die hat jeder jederzeit. Und man sollte sie nutzen. Denn die Welt ist kein Maskenball, bei dem man immer wieder das Kostüm wechseln könnte. Sie lässt auch nicht zu, dass wir neutral bleiben. Und die Zeit, die eigene Position zu klären, ist durch den Tod eng befristet. Darum gebe Gott, dass noch möglichst viele der Falle der skeptischen Indifferenz entkommen und beginnen ein entschiedenes Leben zu führen. Denn wer mit dem Leben erst anfangen will, wenn's keine Risiken mehr birgt, wird es verpassen. Und wer an der Himmelpforte nicht zu klopfen wagt, obwohl er eingeladen ist, wird vielleicht vergeblich davor warten.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Aufklärung durch Gottes Geist

Erkenntnis „sola gratia“

Sind sie ein Kind der Aufklärung und ein „kritischer Geist“? Ich nehme an, dass wir alle diese Frage bejahen. Denn schließlich will niemand ein leichtgläubiger Trottel sein, der sich bevormunden lässt oder fremde Meinungen ungeprüft übernimmt. Jeder meint, er habe genug Verstand, um sich selbst ein Urteil zu bilden und vermeintliche Autoritäten zu hinterfragen. Kritisch zu sein ist nicht nur ein Recht – wir empfinden es beinahe als Pflicht. Für mündige Menschen ist es „Ehrensache“, nicht etwa andere für sich denken zu lassen, sondern es selbst zu tun. Denn genau das hat uns Immanuel Kant als Definition der aufgeklärten Geisteshaltung ins Stammbuch geschrieben: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen.“

Darin liegt die geistige Autonomie des freien Bürgers, der sich nicht von anderen sagen lässt, was er zu denken hat, sondern selbst prüft und zweifelt, selbst Argumente abwägt – und dann jenseits aller Fremdbestimmung zu eigenen Überzeugungen gelangt. Das ist eine Errungenschaft! Und von christlicher Seite ist dagegen wahrlich nichts einzuwenden, denn der Mensch hat seinen Verstand schließlich bekommen, um ihn zu benutzen. Die Fähigkeit, Dinge gründlich zu hinterfragen, ist eine Gottesgabe! Nur bleibt offen, wie sich solche „Aufgeklärtheit“ eigentlich zum „Vertrauen“ verhält, das ja auch eine wichtige Fähigkeit ist. Oder sollte sich alles Vertrauen durch verstandesmäßige Kontrolle ersetzen lassen? Der aufgeklärte Mensch will nicht bevormundet oder getäuscht werden – das versteht sich! Er hat den Mut zum Selberdenken. Aber ist er mit seinem Menschenverstand auch in jeder Hinsicht ein kompetenter Richter? Wer getäuscht wurde, will sich nicht mehr gern auf andere verlassen – das ist klar! Aber lässt es sich durchhalten, wenn's doch auch für den Klügsten unter uns viele Dinge gibt, von denen er keine Ahnung hat? Immanuel Kant, dieser große Repräsentant der Aufklärung, ist sein Leben lang nicht aus Königsberg herausgekommen. Aber wenn wir uns vorstellen, er sei zu Schiff über einen Ozean gefahren: hätte er sich da in der stürmischen See auf sein eigenes Urteil verlassen, oder hätte ihm sein Verstand gesagt, dass es hier klüger ist, den Anweisungen des erfahrenen Kapitäns zu folgen? Der Seemann ist schließlich auf dem Meer zuhause – und wenn er sein Handwerk nicht verstünde, wäre er längst nicht mehr am Leben! Also gebietet gerade die Vernunft, dass eine Landratte auf See nicht ihren eigenen Ideen folgt, sondern sich der Fachkenntnis des Kundigen unterordnet und seinem Urteil mehr vertraut als dem eigenen. Wer vertraut, kann nicht kontrollieren und ist auch nicht autonom – das mag man ärgerlich finden! Aber wäre Immanuel Kant unter Führung eines Beduinen durch die Wüste gewandert: hätte er sich da bei der Suche nach Trinkwasser lieber auf seinen Verstand verlassen oder auf die Erfahrung des Beduinen? Der hat schon sein ganzes Leben in der Wüste verbracht – und ist nie verdurstet! Also ist es vernünftiger, nicht dem eigenen Urteil, sondern dem des Beduinen zu folgen! Und hätte Kant als Flachlandbewohner den Gipfel eines 6000er besteigen wollen, hätte er sich auch dabei nicht auf die eigene Intuition verlassen, sondern auf einen Bergführer, der schon zehnmal auf dem Gipfel war – und immer wieder heil herunterkam. Wo man selbst sich nicht auskennt, macht es keinen Sinn, die eigene Vernunft gegen das Vertrauen auszuspielen, sondern dort ist gerade das Vertrauen vernünftig. Kant wäre natürlich trotzdem neugierig gewesen und hätte beobachtet, was sein Bergführer tut, um zu verstehen, warum der das wohl tut! Aber der Philosoph hätte sicher auch Anweisungen befolgt, die er nicht verstand,

und hätte das keineswegs als „Fremdbestimmung“ von sich gewiesen, weil ihn doch gerade seine Vernunft dazu bestimmt, auf unbekanntem Gelände dem Erfahrenen zu folgen. Kann darin also der Sinn von „Aufklärung“ liegen, dass man rundheraus jedem misstraut – außer dem eigenen Verstand? Ist es wirklich rational, sich so ausschließlich auf den eigenen Verstand zu verlassen, dass man ihm auch dort folgt, wo er überfordert ist? „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit.“ Das ist schon recht. Und nichts liegt mir ferner, als geistige Trägheit zu entschuldigen! Doch wenn sich unser Verstand nicht manchmal von anderen leiten ließe – hätten wir dann je lesen, schreiben oder rechnen gelernt? Keiner kommt schon klug auf die Welt. Wir sind ständig darauf angewiesen, dass ein anderer uns an dem teilhaben lässt, was er verstanden hat. Und dies vertrauensvoll zuzulassen, heißt durchaus nicht „bevormundet“ zu werden...

Doch warum betone ich das so? Natürlich weil auch der christliche Glaube eine Art von Vertrauen ist. Und weil heute viele Menschen vor lauter Aufgeklärtheit und „kritischer Vernunft“ meinen, nicht glauben zu können. Sie denken, als gebildete Menschen seien sie es sich schuldig, immer nur gelten zu lassen, was ihr eigener Verstand überprüft hat. Sie meinen, es beleidige ihre Intelligenz, etwas zu glauben, bloß weil Gottes Wort das sagt. Sie wollen nicht als „naiv“ gelten, weil sie etwas für wahr halten, das sich ihrer Kontrolle entzieht. Ihr Verstand gilt ihnen als höchste Autorität – und was außer seiner Reichweite liegt, soll entweder nicht wahr oder nicht relevant sein. Doch damit stehen sie sich selbst im Weg. Denn wenn einer meint, er dürfe nicht vertrauen, wird er natürlich auch auf keinem Bergführer hören – und folglich keinen Gipfel erreichen. Wer nicht vertraut, wird weder über das Meer noch lebend durch die Wüste kommen. Und was noch tragischer ist: er wird aufgrund dieser Blockade auch nicht zu Gott gelangen. Denn in alledem, was Gott betrifft, ist unsere Vernunft so inkompetent wie ein Philosoph in der Wüste und eine Landratte auf hoher See. Was Gott betrifft, ist nicht unser Alltagsverstand, sondern was Gott betrifft, ist nur Gott selbst kompetent! Und nur dann lernen wir ihn kennen, wenn Gott uns an dem teilhaben lässt, was er über sich selbst weiß. Denn das Neue Testament sagt: „...niemand kennt den Vater als nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will“ (Mt 11,27).

Mit Gott dem Vater ist nur der Sohn wirklich vertraut – und derjenige, dem es Gottes Sohn durch Gottes eigenen Geist mitteilt. Wo sich unsere Vernunft nicht auskennt, muss Gottes Geist für uns die Rolle des Seemanns, des Beduinen und des Bergführers übernehmen. Und darum ist es im höchsten Maße vernünftig, in göttlichen Dingen weniger der eigenen Vernunft als Gott zu vertrauen! Weil aber so viele Zeitgenossen meinen, sie dürften sich ihres Verstandes nicht „unter Leitung eines anderen bedienen“ (und also auch nicht unter der Leitung göttlichen Geistes), darum bleibt ihnen der Weg zu Gott verschlossen. Sie ernennen ihren eigenen Verstand zum obersten Richter in Glaubensfragen und folgen seinem Urteil, obwohl er von göttlichen Dingen wenig oder nichts versteht. Und wenn ihr Verstand dann eine Weile vergeblich im Nebel gestochert hat, heißt es, ein intelligenter Mensch könne heute nicht mehr glauben. Man behauptet, das Kap Horn könne nicht umsegelt werden, nur weil man selbst es nicht vermag – und die Hilfe des erfahrenen Seemanns ablehnt. Man behauptet, der 6000er Gipfel könne nicht bestiegen werden, nur weil man es selbst nicht hinbekommt – und dem Bergführer nicht vertrauen mag. So will sich die Vernunft entweder Gottes aus eigener Kraft bemächtigen – oder gar nicht. Doch Gott wird nun mal nur durch Gott erkannt! Das Licht, das uns dazu aufgehen muss, ist keines, das sich forschender Menscheng Geist selbst „verschafft“, sondern eines, das Gott ihm in einem Akt freier Zuwendung schenkt. Die „Aufklärung“, auf die es da ankommt, ist nicht Werk, sondern Gnade – und das heißt: sie ist ebenso wenig ein Resultat unserer gedanklichen Tätigkeit wie unsere Rechtfertigung ein Resultat unserer moralischen

Bemühungen ist, sondern beides ist unverdient und beides geht allein von Gott aus, so dass „sola gratia“ auch auf dem Gebiet der Gotteserkenntnis gilt. Wie es falsch ist, die „eigene Gerechtigkeit“ aufzurichten, um als vermeintlich „guter Mensch“ der Gnade Gottes nicht mehr zu bedürfen, so ist es auch falsch, die Vernunft einzusetzen, um alle Offenbarung Gottes entbehren zu können. Beides trennt uns von Gott. Denn wer durch sich selbst gerecht sein will, empfängt keine Vergebung. Und wer aus sich selbst klug sein will, wird taub für Gottes Wort. Nun wissen wir seit der Reformation, wo der Fehler liegt. Denn vor Gott gilt nicht die Gerechtigkeit, die aus den Werken kommt, sondern die, die aus dem Glauben kommt. Gerecht wird ein Mensch nicht durch sein moralisches Bemühen, sondern durch die Teilhabe an der Gerechtigkeit Christi. Was er aus eigener Kraft nicht erlangen kann (und doch haben muss, um selig zu werden), wird ihm geschenkt! Dasselbe ist nun aber mit demselben Nachdruck auch auf dem Feld des Erkennens geltend zu machen! Denn die Erleuchtung, auf die es ankommt, empfängt ein Mensch nicht durch eigene Grübeleien, sondern durch den Heiligen Geist, der den Gläubigen an Gottes eigener Weisheit teilhaben lässt. Was der Mensch selbst nie erforschen könnte (und doch wissen muss, um selig zu werden), wird seinem Geist durch die Teilhabe an Gottes Geist geschenkt! Weil das so ist, kann sich Gott gegenüber keiner seiner Werke rühmen – und genauso wenig seiner Klugheit. Wie die Moral als Heilsweg ausfällt, so auch die Vernunft! Und doch wird keins von beiden verworfen oder entwertet. Denn so wie die Rechtfertigung aus Gnade keine Verächter der Ethik hervorbringt, sondern ganz im Gegenteil die wahrhaft guten Werke erst möglich macht, so bringt die gnadenhafte Erleuchtung des Geistes keine Verächter der Vernunft hervor, sondern ganz im Gegenteil beflügelt sie den von seiner Blindheit Geheilten zum steten Durchdenken der ihm gewährten Einsicht. Die Teilhabe an Christi Gerechtigkeit hindert die Heiligung nicht, sondern fördert sie. Die Teilhabe an Gottes Wahrheit stört nicht den Vernunftgebrauch, sondern spornt ihn an. Und trotzdem geschieht beides unter ganz neuem Vorzeichen und in evangelischer Freiheit, weil uns das, was Gott stellvertretend tut, die Last der Überforderung von den Schultern nimmt. Gott schafft nicht nur die Voraussetzungen der Erlösung, sondern auch die Botschaft davon, schafft das offene Ohr, dieses Evangelium zu hören, und den offenen Geist, daran zu glauben. Nachdem Gott den Weg freigemacht hat, will er die Seinen auch alles wissen lassen, was sie wissen müssen, um diesen Weg zu gehen! Und so muss ein Christ durchaus nicht versuchen, mit Gewalt heilig oder klug zu werden, sondern darf darauf vertrauen, dass Gottes Geist, der ihn reinigt und heiligt, ihn auch hinreichend orientiert und führt. Erkennt er seine Schuld, weiß er sich angewiesen auf Christi Gerechtigkeit. Erkennt er aber seine Blindheit, weiß er sich ebenso angewiesen auf die Erleuchtung durch Gottes Geist. Und ohne sich beides gefallen zu lassen, kann keiner Christ sein. Denn Gott will sich sowohl in unserer moralischen wie in unserer geistigen Schwäche als mächtig erweisen. Ihm gebührt die Ehre, beides überwunden zu haben! Wir Nutznießer aber verhalten uns bei der Erleuchtung ebenso passiv wie beim Empfang der Gnade. Beides geschieht „in uns“, liegt aber keineswegs in unserem Ermessen oder Verfügen. Und gerade so, ist es gut geregelt. Denn wie das Projekt unserer Erlösung in Christi Händen viel besser aufgehoben ist als in unseren eigenen, so liegt das Projekt unserer Erleuchtung am besten in der Verantwortung des Heiligen Geistes, der es viel zuverlässiger erledigt, als wir es mit unserem armen Verstand je könnten. Durchblick ist Gnade! Will die aber jemand vergessen machen, um Christen das alte Joch wieder aufzulegen, indem er ein schweres Gesetz des Handelns oder des Denkens predigt, so verdient er die derbe Antwort, die schon Paulus gab. Denn was dem Menschen unter dem Gesetz als Gewinn erscheint und als geeignetes Mittel, um durch sich selbst gerecht und klug zu werden, das erachten wir um Christi willen für Schaden, Dreck und Kot (Phil 3,6-9), sparen uns alle Versuche krampfhafter Selbstrechtfertigung oder Selbsterleuch-

tung – und lassen stattdessen Christus für uns gerecht und den Hl. Geist für uns weise sein. Ja, um der Gnade willen pfeifen Christen auf den Menschenfleiß und die Menschenklugheit, die ihnen nicht zum Heil verhelfen. Denn nicht die eigene, sondern Gottes Liebe macht den Christen gerecht, wie ihn auch nicht der eigene, sondern Gottes Geist weise macht.

Diese Haltung ist gewöhnungsbedürftig, denn als Kinder der Aufklärung neigen wir dazu, unsere Vernunft überall mitmischen zu lassen, und schämen uns beinahe, wenn sie irgendwo nicht beteiligt ist: „Ja wie denn“, sagen die Leute: „du glaubst etwas einfach, weil's in der Bibel steht? Ich dachte, du wärst ein kritischer Geist!“ Schon schämen wir uns des scheinbar naiven Vertrauens – und suchen händeringend nach Argumenten! Doch man bedenke, dass alles, was auf kluge Argumente gebaut wird, durch ebenso kluge Gegenargumente erschüttert werden kann – und dass folglich der Glaube, wenn er sich unbedingt vernünftig begründen will, dadurch von der Vernunft und ihren Gründen abhängig wird. Sollen die das Fundament meines Glaubens bilden, weiß ich nie, wann ich genug gesammelt habe, und bin nie sicher davor, dass ein anderer Gegengründe findet. Denn was Menschengestalt aufbaut, kann Menschengestalt auch wieder zerlegen. Indem ich meinen Glauben stützen will, habe ich ihn in die eigenen zitterigen Hände genommen. Und gerade das ist verkehrt. Denn die wahren Gründe des Glaubens legt sich keiner zurecht, sondern der wahre und völlig hinreichende „Grund“ des Glaubens ist Gott in eigener Person. Wo er geredet hat, fällt nicht ins Gewicht, was unsere Vernunft davon hält. Denn was versteht die schon von den Tiefen der Gottheit (1. Kor 2,9-12)? Sie ist da so inkompetent wie die Landratte auf hoher See und der Philosoph in der Wüste! Der Vernunft in Glaubensfragen das Steuer anzuvertrauen ist darum unvernünftig – und viel rationaler handelt, wer Gott tun lässt, was er fürsorglich für uns tun will. Sagt der Seemann im Sturm, dass ich ein Seil kappen soll, so tue ich das. Will der Bergführer einen Umweg machen, so zögere ich nicht, ihm zu folgen. Und auch mit dem Beduinen diskutiere ich nicht lang über die Gefahren der Wüste. Denn in solchen Fällen ist es vernünftiger, dem Erfahrenen zu vertrauen, als sich selbst. Wer wollte also in Glaubensfragen klüger sein als Gott? Tatsächlich könnten wir tausend Jahre lang versuchen, mit Gott ins Reine zu kommen – und würden alles nur schlimmer machen! Darum liegt die Lösung nicht in dem krampfhaften Bemühen, besser und schlauer zu werden (bis es eines Tages vielleicht doch reicht), sondern die Lösung besteht darin, die für mich unlösbare Aufgabe in die Hand des Kompetenteren zu legen, der bereit steht, um sie mir abzunehmen. Viele Menschen leiden unter dem drückenden Gesetz, das ihnen sagt, sie müssten die Not ihrer Schuld selbst überwinden und das Rätsel ihres Daseins selbst knacken. Doch das Evangelium ist das Ende dieses Gesetzes – und verweist uns auf den, der genauso leicht Sündern vergibt, wie er Blinden die Augen öffnet. Die Frage ist eben nur, ob ich ihn an meinen Schmutz und an meine blinden Augen heranlasse. Glaube ich Gott, was er mir von sich erzählt, auch wenn's meine Vernunft weder bestätigen noch dementieren kann? Oder glaube ich ihm nur so weit, wie es sich mit dem deckt, worauf meine Vernunft auch von selbst käme? Glaube ich Gottes Wort, weil er's geredet, oder weil's meine Vernunft geprüft hat? Kann ich vertrauen – oder bestehe ich auf Kontrolle? Werde ich akzeptieren, dass Gott auch in dem Recht hat, was ich nicht begreife – oder nehme ich ihm nur ab, was mir einleuchtet? Habe ich Angst, die anderen könnten mich für einfältig halten – oder stehe ich da drüber? Ich gestehe, dass ich damit selbst große Probleme hatte! Ich war lange zu stolz, um Gott für mich denken zu lassen. Aber inzwischen kommt mir das kindisch vor. Denn Wahrheit ist die Übereinstimmung des Denkens mit der Wirklichkeit. Und wenn Gottes Geist mein Denken in Übereinstimmung bringt mit dem Gott, der das Allerwirklichste ist – soll ich dieses Geschenk dann verschmähen? Soll ich mir nicht an Gottes Wahrheit genügen lassen inmitten meiner Verwirrung, wie ich mir auch an seiner Gnade genügen lasse inmitten meiner Schwäche? Gott

gibt einem Christen freundlich Anteil an der Gewissheit, mit der Gott um sich selbst weiß. Sein Heiliger Geist sorgt dafür, dass die menschlichen Gedanken Gottes Wahrheit treffen. Und wir sollten dieses schöne Licht verschmähen, bloß weil's unser Verstand nicht selbst entzündet hat? Das wäre ziemlich albern. Darum – sperren wir uns nicht gegen die Hilfe, ohne die wir nicht weiterkämen, sondern freuen wir uns lieber, dass Gott sie uns anbietet. Denn der gute Johann Gerhard hatte völlig recht: „Das Auge der Seele ist die Klugheit, das Auge der Klugheit die göttliche Gnade.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Lebendiger und toter Glaube

Wie geht's ihrem Glauben? Ist er „lebendig“ oder „tot“? Zwischen „lebendigem“ und „totem“ Glauben zu unterscheiden, ist ja gebräuchlich. Und jeder versteht, wie die bildliche Rede gemeint ist. Denn manch einer behauptet zwar, er sei Christ, lässt aber – abgesehen von diesem Lippenbekenntnis – rein gar nichts davon erkennen. Und dem nimmt man es dann irgendwie nicht ab. Sein Glaube scheint ihn nicht zu tragen, zu trösten oder zu leiten. Man spürt keine Beteiligung des Herzens. Man sieht auch nicht, dass er irgendwelche Konsequenzen hätte. Und so entsteht dann der Verdacht, dieser Glaube sei nicht lebendig, sondern tot. Der Mensch gibt vor, etwas zu sein, was er nicht ist. Und wer diese Gefahr bei anderen sieht, kann den Verdacht auch ruhig einmal kritisch gegen sich selbst wenden. Denn wie steht es mit unserem eigenen Glauben? Ist der vielleicht auch mehr Theorie als Praxis? Ist er mit der Zeit zu einer Gewohnheit herabgesunken – und dann irgendwann „sanft entschlafen“? Weht in mir wirklich noch der Heilige Geist? Lebt in mir die Freude an Gottes Wort? Und mache ich Fortschritt auf dem Weg der Nachfolge? Sich daraufhin zu befragen, ist sicher nötig. Aber schwer ist es auch! Denn woran merkt man's eigentlich, ob bei jemandem der Glaube lebt und blüht und trägt und treibt? Anhand welcher „Vitalzeichen“ kann man da Diagnosen stellen, ohne jemandem Unrecht zu tun? Das ist gar nicht leicht zu sagen! Doch hat mal jemand eine Reihe von Merkmalen geistlicher „Lebendigkeit“ zusammengestellt (Heinrich Müller). Und davon möchte ich hier sechs benennen:

1.

Das erste Kennzeichen eines lebendigen Glaubens ist, dass er wie alles Lebendige sich selbst zu erhalten versucht – und also Hunger hat. Denn zum Leben gehört nun mal ein Stoffwechsel. Und kein Tier vergisst jemals das Fressen. Von der Raupe bis zum Haifisch ist alles Lebendige ständig auf der Suche nach Nahrung. Ein totes Schaf dagegen verschmäht auch das allergrünste Gras, und ein toter Löwe ignoriert das allerbeste Fleisch. Man kann's dem Kadaver des Löwen direkt zwischen die Zähne schieben: er frisst es doch nicht. Er hat keinen Bedarf mehr! Und genau so steht es mit dem lebendigen und dem toten Glauben. Denn lebendiger Glaube nährt sich von Gottes Wort und hungert darum täglich nach dem Evangelium in irgendeiner Form. Ein lebendiger Christ greift gern zu seiner Bibel, spricht mit der Familie und mit Freunden über den Glauben, holt sich Anregungen in Gottesdiensten, in Gemeindegängen, bei christlichen Radiosendern, in erbaulichen Büchern oder sonst irgendwo. Er braucht das eben! Das ist der Stoff, von dem er lebt! Und wie man einen hungrigen Menschen nicht erst zum Essen nötigen oder überreden muss, so sucht sich auch der lebendige Glaube aus eigenem Drang geistliche Nahrung der einen oder anderen Art. So ein hungriger Glaube nimmt notfalls auch mit einfacher Kost vorlieb. Wenn's keine bessere gibt, hört er sich auch eine „dürre“ Predigt an! Den toten Glauben hingegen kann man locken, soviel man will. Man kann ihm Gottes Wort mundgerecht auf dem Silbertablett servieren – mit Trüffel und Kaviar garniert – er fasst es doch nicht an. Denn er ist wie jenes tote Schaf, das inmitten von würzig duftendem Gras doch das Maul nicht auftut. Selbst wenn man ihn mit der Sänfte zum Gottesdienst tragen wollte, wär's ihm noch zu mühsam. Wenn er eine Bibel nur sieht, fängt er schon an zu gähnen. In der Kirche ist ihm die Luft zu schlecht und die Orgel zu laut. Und wenn man ihm wahre Delikatessen der geistlichen Nahrung anbietet, verschmäht er sie doch. Denn wer keinen Hunger hat, dem schmeckt nun mal nichts. Wenn sein angeblicher Glaube aber wochenlang gar nicht nach Nahrung verlangt, kann man drauf wetten, dass er tot ist. Wie steht es also mit mir? Bin ich in Glaubensdingen wie eine Pflanze, die begierig den Saft aus der Erde saugt? Bin ich wie ein

Säugling, der zur Mutterbrust strebt und gierig ist nach der süßen Milch des Evangeliums, durch die der Glaube wächst und zunimmt? Bin ich noch hungrig?

2.

Als zweites Kennzeichen des lebendigen Glaubens ist das Schmerzempfinden zu nennen. Denn schließlich fühlt ein lebendiges Wesen, wenn es verletzt wird, weint dann, klagt, schreit und windet sich. Alles, was lebt, reagiert auf Gefahren, wehrt sich, kämpft, flieht, versteckt sich oder ruft wenigstens um Hilfe! Das Lebendige fühlt seine Not und gibt Alarm! Ein totes Aas hingegen ist durch nichts zu beeindrucken. Und wenn man's noch so hart angreift, schlägt, sticht oder brennt, rührt sich der tote Körper doch nicht. Einem toten Esel kann man viele Zentner Lasten auflegen: er muckst sich nicht und schreit auch nicht – es ist ihm ganz egal! Dasselbe finden wir aber auch beim lebendigen und beim toten Glauben. Denn der lebendige Glaube leidet unter Versuchungen und unter Anfechtungen, so dass er drüber klagt und weint und dagegen kämpft! Es ist ihm nicht egal, wenn er sündigt, sondern sein Gewissen macht ihm heftige Schmerzen. Es macht ihn unruhig, wenn er Gottes Nähe nicht mehr spürt. Es tut ihm auch weh, wenn andere über den Glauben lästern. Er schämt sich, wenn sich die Kirche blamiert. Er beweint das wenigstens innerlich und bringt es vor Gott! Ein toter Glaube hingegen hat sich längst mit all seinen Zweifeln und Fehlern arrangiert – und hat sich an so viele Sünden gewöhnt, dass es auf die nächste schon nicht mehr ankommt. Weder leidet er an seiner Kirche noch hofft er für sie. Wenn über Heiliges gespottet wird, lässt ihn das kalt. Und Versuchungen gibt er ohne viele Umstände nach, denn sein Gewissen ist längst stumpf geworden und hat aufgegeben. Sein Glaube ist eben wie jener tote Esel: er spürt die Last nicht mehr, die auf ihm liegt, wehrt sich auch nicht und sucht keine Hilfe. Denn dieser Glaube ist in Wahrheit eine Leiche und reagiert auf keinen Angriff mehr. Von welcher Sorte bin ich also? Bin ich in Glaubensdingen auch schon völlig „schmerzfrei“? Sind mir Verletzungen meines Glaubens egal? Ist er wie so ein Kadaver, der keine Reflexe mehr zeigt? Oder brennt da noch ein Funke geistlichen Lebens? Jeder Wurm windet sich, wenn man ihn zertreten will! Tut mein Glaube das auch? Ringe ich noch mit meinem Feind oder habe ich die Gegenwehr längst eingestellt?

3.

Als drittes Kennzeichen des lebendigen Glaubens ist die Bewegung zu nennen. Denn alles was lebt, das regt, bewegt und tummelt sich. Man sieht es laufen, fliegen, schwimmen oder klettern. Es tut und macht, sucht oder flieht, gräbt oder springt. Doch wenn ein Tier stundenlang bewegungslos auf einer Stelle verharrt, ist es entweder schwer krank oder schon tot. Es liegt reglos auf der Erde – und nach einiger Zeit wird es auch zu Erde. Es ist unbeweglich wie ein Stein – und auch genauso tot. Was erstarrt ist, hat den Betrieb eingestellt. Und vom Glauben gilt dasselbe. Denn solange er lebt, ist auch der Glaube sichtbar in Bewegung und tut immer irgendetwas. Natürlich sind die Lebensäußerungen des Glaubens verschieden, weil der eine sich der Kirchenmusik verschreibt, und der andere sich um Obdachlose kümmert. Der Erste hört Andachten im Radio, der Zweite schreibt für den Gemeindebrief, der Dritte pilgert zu heiligen Stätten, und der Vierte stellt Blumen auf den Altar. Aber dass sich ein lebendiger Glaube in gar nichts zeigt und sich nirgends manifestiert, so dass ihn nicht mal die engsten Freunde bemerken, das ist völlig unwahrscheinlich. Denn nur ein Bild aus Marmor oder Bronze steht ohne jede Bewegung da. Und wenn es sich tagelang nicht von der Stelle rührt, wird jeder drauf wetten, dass es tot ist. Bei einem Christen, dessen Christ-Sein keinerlei Folgen hat, gilt aber dasselbe. Denn Glaube ist keine Theorie ohne Praxis, sondern stets eine höchst eigene Art, lebendig und tätig zu sein. Der Heilige Geist treibt nicht alle zur selben Übung des Glaubens. Aber er treibt jeden zu irgendetwas. Und so muss man, wo Lebensäußerungen völlig fehlen,

auf einen toten Glauben schließen. Wie ist das also? Regt sich da noch was bei mir? Gibt mein Leben Zeugnis davon, dass ich Christus kenne, befreit bin, erlöst und neu geboren? Würde ein Fremder, der mich kennenlernt, überhaupt merken, dass ich Christ bin? Oder ist mein Glaube wie ein toter Besitz, der einem erst wieder einfällt, wenn man im Keller drüber stolpert?

4.

Als viertes Merkmal lebendigen Glaubens sei genannt, dass er fruchtbar ist und Kinder zeugen will. Denn welches gesunde Lebewesen hätte kein Interesse an Fortpflanzung? Alles, was wirklich vital und dynamisch ist, will sich auch vermehren! Und allein dafür lässt der Kirschbaum tausend Kirschen wachsen, die Tanne öffnet ihre vielen Zapfen, und die Pusteblythe vertraut ihre Samen dem Wind an. Über die Fruchtbarkeit kleiner Nagetiere muss ich nichts sagen. Und auch gesunden Menschen ist die Freude am Nachwuchs vertraut. Denn alles, was lebt, will sein Leben weitergeben. Und erst wenn im höheren Alter die Vitalität schwindet, und das Ende näher rückt, erlischt auch das. Denn der freilich, der „tot“ ist, hat weder Wunsch noch Gelegenheit, weiterhin fruchtbar zu sein. Das Leben, das man selbst nicht in sich trägt, kann man auch nicht weitergeben. Und Entsprechendes gilt in Glaubensdingen. Denn lebendiger Glaube brennt darauf, seine gute Botschaft weiterzusagen. Und so wie eine helle Flamme die andere erweckt, so entzündet lebendiger Glaube auch das Glaubenslicht in anderen Menschen. Vitaler Glaube ist in einem guten Sinne missionarisch und ansteckend. Wo immer er hinkommt, streut er Gottes Wort wie Samenkörner aus. Und wovon sein Herz voll ist, davon fließt auch der Mund über. Denn wer mitgerissen wird von der Welle des Heiligen Geistes, will die ganze Welt davon überflutet sehen! Ein toter Glaube hingegen ist so dynamisch wie ein toter Hund – und weit davon entfernt, sich noch vermehren zu wollen. Die lebendige Freude, die er nicht hat, kann er auch nicht zeigen. Und da toter Glaube stumm ist wie ein Fisch, zeugt er auch keine geistlichen Kinder. Wie sollte er auch andere überzeugen, wenn's ihm doch selbst an Gewissheit fehlt? Eine Kerze muss schon hell brennen, um andere Kerzen entzünden zu können! Wie ist das also? Gebe ich anderen ein christliches Zeugnis so gut ich kann? Streue ich den Samen des göttlichen Wortes, wenn sich Gelegenheit bietet? Und bekenne ich mich offen, wenn von Christus die Rede ist? Verspüre ich noch einen lebendigen Wunsch, anderen an dem teilzugeben, was mich selbst erfüllt, mich beschäftigt und innerlich reich macht?

5.

Das fünfte Kennzeichen des lebendigen Glaubens ist seine Temperatur. Denn alles, was lebt, ist warm. Und das Tote ist kalt. Wie sollte es auch anders sein? Wenn das Herzblut kreist, und die Muskeln arbeiten, entsteht Wärme. Wo hingegen der Kreislauf zum Erliegen kam, wird keine Energie mehr umgesetzt – und der Körper kühlt aus. Wie steht es also um die Temperatur, den Blutdruck und den Puls des Glaubens? Lebendiger Glaube gerät in Eifer, wenn es um Gott geht. Und man sieht dem Menschen dann an, ob er nur Worte macht oder innerlich „brennt“! Man spürt, ob einer bloß mit dem Kopf glaubt, oder ob er sich mit Haut und Haar Christus verschrieben hat. Da ist dann nämlich Leidenschaft und Hitze, gespannte Konzentration und innere Bewegung, Einsatzbereitschaft und auch Kampfeswille! Ein lebendiger Christ bleibt nicht still sitzen, wenn ein Bruder geärgert oder Gott gelästert wird! Der tote Glaube hingegen verrät sich dadurch, dass ihn Glaubensfragen kalt lassen und er bei Schmähungen gegen das Heilige noch nicht mal zuckt. Versuche nur, einen kleinen Kratzer in sein Auto zu machen – da geht er dir an die Kehle und zerrt dich vor Gericht! Kränke seine Eitelkeit – und er kann sich tagelang nicht beruhigen! Bezweifle seine Autorität – und er läuft dunkelrot an! Doch Gottes Angelegenheiten lassen den Mann gähnen. Und für seinen armen Bruder rührt er keinen Finger. Er lacht mit den Lästerern, und wenn sie auf das Kreuz spucken, bleibt sein Herz so kalt und starr wie eine tote Ratte im Schnee. Genauso tot ist auch sein Glaube. Und

jeder kann's sehen. Denn lebendiger Glaube wird niemals ohne Leidenschaft und Wärme sein. Wie ist das also? Kommt mein Blut nur in Wallung, wenn mich der Nachbar nervt? Oder bin ich zutiefst für Gott engagiert? Ist mein Glaube eine kalte Kopfgeburt oder eine warme Herzensangelegenheit?

6.

Als sechstes Merkmal des lebendigen Glaubens sei zuletzt noch das Wachstum genannt. Denn was lebt, das stagniert ja nicht, sondern wie ein Baum wächst es mit den Jahresringen immer weiter und wird größer. Der lebendige Baum streckt seine Wurzeln immer tiefer in den Boden zu den Quellen seiner Kraft. Und zugleich reckt er sich immer weiter in die Höhe und streckt seine Blätter der Sonne entgegen. Lebendiger Glaube aber macht's genauso. Denn auch der hört nicht auf zu wachsen. Er will immer tiefer hinab zu den Quellen des Glaubens: er will sich in Gottes Wort immer fester verwurzeln und Gottes Weisheit in sich hineinsaugen. Nach oben aber streckt er sich dem himmlischen Jerusalem entgegen und seiner Vollendung in Gottes Reich. Neugier und Sehnsucht treiben ihn himmelwärts! Der tote Glaube hingegen stagniert wie ein vertrockneter Bonsai. Er fühlt sich längst schon groß genug – und lässt es darum bei dem Wenigen bewenden, das er als Konfirmand gelernt hat. Flache Wurzeln genügen ihm. Denn einen großen Drang nach oben hat er sowieso nicht. Diese vergängliche Welt ist sein Ziel – und mehr als Irdisches begehrt er nicht. Wozu also wachsen? Nur, leider stimmt es auch in Glaubensdingen: wer nicht voranschreitet, fällt zurück. Wer nicht mehr besser werden will, hat aufgehört gut zu sein. Und wenn er erworbene Fähigkeiten nicht gebraucht und seinen Glauben nicht praktiziert, kommt er ihm bald ganz abhanden. Wie steht es also? Wächst mein Glaube noch? Ist er noch unterwegs zum großen Ziel? Vertiefe ich mich nach unten und strecke mich nach oben? Erwarte ich noch etwas von Gott? Oder ist mit der Liebe und dem Glauben auch meine Hoffnung „sanft entschlafen“?

Natürlich kann keiner diese Fragen für den anderen beantworten: soviel ist klar! Aber schauen wir ruhig mal, wie es um uns selbst steht. Denn genau so lebendig wie unser Glaube ist, gerade soviel Trost haben wir auch, so nah sind wir unserem Herrn – und so hilfreich sind wir unseren Mitmenschen. Darum wünsche ich mir selbst und jedem anderen: Einen ewig hungrigen Glauben, der täglich nach geistlicher Nahrung verlangt. Einen empfindsamen Glauben, der noch schreit und sich wehrt, wenn er angegriffen wird. Einen agilen Glauben, der immerzu lebendig und tätig in Bewegung bleibt. Einen vitalen Glauben, der bei Gelegenheit gern fruchtbar wird und geistliche Kinder zeugt. Einen warmen Glauben, der leidenschaftlich das Herz in Wallung bringt. Und auch einen stetig wachsenden Glauben, der niemals aufhört, sich Gott entgegen zu strecken und fortzuschreiten bis an das große Ziel...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Mystik

Haben sie schon mal von „Mystik“ gehört – oder von „Mystikern“? Der Begriff taucht immer mal wieder auf. Man sagt, etwas sei „mystisch“, und das klingt dann düster und geheimnisvoll. Aber was der Begriff eigentlich meint, bleibt unklar. Und nur wenige wissen, dass es sich bei „Mystik“ um eine spezielle Ausprägung von Religion handelt. Der gemeinsame Nenner der Mystiker ist, dass sie nicht als menschliches „Ich“ dem göttlichen „Du“ gegenüberstehen, sondern in der Anbetung mit Gott „eins“ werden möchten. Und man munkelt von Zuständen der frommen Entrückung, in denen so etwas gelingt, und die Seele regelrecht mit Gott verschmilzt. Das liegt dann außerhalb aller gewöhnlichen Erfahrung. Man denkt an Mönche in fernen Klöstern. Und schon folgt unsere Phantasie dem Klischee der Mystik, demzufolge es um geheime Mysterien geht, die nicht jeder versteht, sondern nur der Eingeweihte, der nach strenger Askese und langer Meditation diese übernatürliche Erfahrung macht. Dem Klischee nach ist Mystik etwas für spirituell „Hochbegabte“, die – in frommer Versenkung der Welt entrückt – „innere Erlebnisse“ haben, die man nicht in Worte fassen kann. Sie werfen sozusagen einen kurzen Blick in den Himmel hinein. Und diese Vorstellung ist faszinierend. Denn scheinbar ermöglicht der mystische Weg, ohne das mühsame Grübeln über den Buchstaben des biblischen Textes zu einer viel intensiveren, ganz unmittelbaren Gotteserfahrung zu gelangen. Scheinbar kann man da die Heilige Schrift beiseitelegen, um ohne alle Zwischeninstanzen Gott selbst zu „erspüren“. Und man denkt, das müsste doch toll sein: Statt immer nur zu glauben, was man nicht sieht, könnte man Gott direkt „erfahren“. Und obendrein soll man dabei über sich hinauswachsen und in beglückendster Weise mit Gott verschmelzen! Muss das nicht grandios sein, wenn man mit Gott nicht bloß versöhnt ist, sondern mit ihm „eins“ wird? Bekommt man da nicht Lust, auch selbst höhere Bewusstseinszustände zu erreichen, etwas von der Seligkeit vorwegzunehmen und schon auf Erden ein klein wenig vom Himmel zu naschen? Der Wunsch ist verständlich. Und doch ahnt man schon, dass die Sache einen Haken hat. Denn einerseits entspricht dieses Klischee gar nicht dem, was die wirklichen Mystiker lehren und praktizieren. Man tut ihnen Unrecht. Und andererseits steht jenes Klischee der Mystik im Widerspruch zum christlichen Glauben. Erstens ist Christentum keine elitäre Angelegenheit für „Eingeweihte“ oder spirituell „Begabte“, sondern für jedermann. Wir machen kein mysteriöses Gemunkel, sondern legen das Evangelium ganz offen dar, so dass es auch Kinder und schlichte Gemüter verstehen können. Und zweitens setzt das Christentum kein Vertrauen auf Stimmungen, Gefühle oder „innere Erlebnisse“, sondern vertraut allein dem Evangelium. Christen bauen nicht auf ihre eigenen Gemütszustände, auf Erscheinungen, innere Stimmen oder Erfahrungen der Trance, die ebenso gut der Phantasie entspringen können, sondern sie bauen auf das klare Wort der Hl. Schrift. Und drittens haben Christen zu viel Ehrfurcht vor Gott, als dass sie je den Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf verwischen oder vergessen könnten. Gott nahe zu sein, ist zwar unser Glück. Aber deswegen fangen wir nicht an, uns mit ihm zu verwechseln. Wir werden dem Heiligen gegenüber nicht plump „vertraulich“. Wir träumen auch nicht davon, selbst „vergottet“ zu werden. Und viertens geht es im Christentum überhaupt nie darum, die eigene fromme Erregtheit zu genießen, sich an der eigenen Ergriffenheit zu berauschen oder aus der bösen Welt hinaus in eine fromme Entrückung zu fliehen, sondern es geht darum, nüchtern, wach, treu und geduldig auf dem Weg der Nachfolge zu bleiben. Wenn Mystik also dem Klischee entspräche, müssten wir darin eine Form von Esoterik sehen, müssten sie als Schwärmerei rundweg ablehnen und wären damit fertig. Doch ist das nur die halbe Wahrheit. Denn einerseits trifft das Klischee auf die wahren Vertreter der christlichen

Mystik gar nicht zu: Meister Eckhart z.B., Johannes Tauler und die „Theologia deutsch“ machen sich der genannten Fehler keineswegs schuldig. Und andererseits kommt das Grundmotiv der Mystik in der Bibel vor. Denn das Neue Testament redet ganz selbstverständlich von einer Vereinigung Gottes und des Menschen im Glauben. Und das zwingt uns, noch mal gründlicher hinzuschauen. Denn was sonst wäre die Botschaft des Evangeliums, wenn nicht, dass Gott in der Welt erschien, um eine glaubende Erkenntnis Gottes möglich zu machen, die dann auch zur Teilhabe am Erkannten und so zur Erlösung führt? Wer das Evangelium wirklich von Herzen aufnimmt, wird nicht bloß darüber informiert, dass es Gemeinschaft mit Gott gibt, sondern wird zugleich auch in diese Gemeinschaft überführt. Erkennt einer wirklich Gott, wird er durch das Erkannte so grundlegend verwandelt, dass er anschließend am Erkannten Anteil hat. Indem er die Botschaft des Neue Testaments aufnimmt, wird er ein Teil der darin beschriebenen heilvollen Gemeinschaft. Durch das Wort Gottes wird zum Ereignis, was Gottes Wort sagt. Und wenn der Mensch dann durch den Heiligen Geist die Einheit von Vater und Sohn bekennt, hat er auch selbst an dieser Einheit teil. Kraft seines Glaubens gehört er zu dem, an den er glaubt, und die wechselseitige Liebe zwischen Vater, Sohn und Hl. Geist schließt ihn mit ein, so dass unser Neues Testament urteilt, dieser Mensch sei nun „in Gott“, und Gott „in ihm“. Jesus sagt: „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen“ (Joh 14,23). Und auch Paulus setzt voraus, dass Christus durch den Glauben in den Herzen der Christen wohnt, und sie erfüllt werden „mit der ganzen Gottesfülle“ (Eph 3,17-19). Christus und seine Gemeinde sind so eng verbunden wie Braut und Bräutigam (Eph 5,32), wie die Rebe mit dem Weinstock (Joh 15,4-5) und das Haupt mit den Gliedern (Eph 1,22-23; Eph 5,30; 1. Kor 6,15). Jeder Gläubige ist ein Tempel, in dem der Geist Gottes wohnt (1. Kor 3,16; Röm 8,9,14). Christen sind überhaupt die, die „in Christus sind“ (Röm 8,1; Röm 16,11; Eph 2,13) und in denen Christus „lebt“ (Gal 2,20). Darum betet Jesus für seine Gemeinde und sagt: „Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, so sollen auch sie in uns sein...“ (Joh 17,21). Er sagt: „Ich habe ihnen deinen Namen kundgetan und werde ihn kundtun, damit die Liebe, mit der du mich liebst, in ihnen sei und ich in ihnen“ (Joh 17,26). Der 2. Petrusbrief spricht sogar davon, dass die Gläubigen durch die Erkenntnis Christi Anteil bekommen an der göttlichen Natur (2. Petr 1,3-4)! Wer könnte also behaupten, Mystik hätte im Christentum keinen Platz? Tatsächlich hat sie ihr gutes Recht, weil das Neue Testament selbst von der mystischen Vereinigung mit Gott spricht. Und die evangelische Theologie bekennt das auch in Lehrsätzen und Definitionen. Adolf Hoenecke sagt z.B.:

„Die mystische Vereinigung der Gläubigen mit Gott besteht darin, dass der dreieinige Gott durch den Heil. Geist dem Wesen nach dem Wesen des gläubigen Menschen gnadenvoll beizwohnt, wodurch die also mit Gott Vereinigten nicht nur selig erfreut und mit Trost und Frieden erfüllt, sondern auch in der Gnade beständig gewisser gemacht, in der Heiligung gestärkt und zum ewigen Leben bewahrt werden.“

(A. Hoenecke, Ev.-Luth. Dogmatik, Bd. III, S. 409)

Weil es aber manchem komisch vorkommt, dass jeder rechte Christ zuinnerst mit Gott „vereint“ sein soll, will ich versuchen den Vorgang zu beschreiben. Denn – in der Tat: In dem gewöhnlichen Zustand, in dem Gott uns vorfindet, sind wir keineswegs „eins“ mit ihm, sondern sind himmelweit getrennt von ihm! Im gewöhnlichen Zustand sündhafter Verblendung kreist der Mensch um sich selbst und versucht die Welt so zu gestalten, dass er Unlust vermeidet und Lust gewinnt. Ein höheres Ziel haben wir erst mal nicht! Und so muss uns Gott zunächst die Augen öffnen. Er macht sich uns bekannt durch sein Wort und seinen Hl. Geist. Er lässt von sich wissen durch die Verkündigung, die unser Ohr erreicht, und schenkt uns zugleich mit

dem Glauben auch Einsicht in seine göttliche Wahrheit. Doch reicht seine Absicht viel weiter. Denn Gott will uns nicht bloß „informieren“, sondern selig machen. Und darum ist die durch Gottes Wort mitgeteilte Erkenntnis von der Art, dass, wer sie wirklich „hat“, nicht bei ihr stehen bleibt, sondern sich unter ihrem Eindruck notwendig „wandelt“. Das ist nicht bei jeder beliebigen Erkenntnis der Fall, da viele Informationen mich selbst gar nicht betreffen. Doch die Gotteserkenntnis im Glauben ist anders. Sie zieht unausweichlich auch Selbsterkenntnis nach sich. Denn wer Gott wahrheitsgemäß erkennt, erkennt in ihm das maßgebliche Gegenüber seines Lebens – und sieht damit auch sich selbst in einem neuen Licht. Gottes Wollen und Handeln ist schließlich der große Zusammenhang, in den meine eigene kleine Existenz eingebettet ist! Und erst wenn ich lerne, mich selbst im Zusammenhang mit Gott zu sehen (erst in dieser Perspektive!), verstehe ich mich und mein Dasein richtig. Man kann Gott gar nicht erkennen, ohne zugleich zu erkennen, in welchem Verhältnis man zu ihm steht! Und so wandelt die Gotteserkenntnis automatisch auch die Selbstwahrnehmung des Menschen. Er wird nicht bloß über Gott „aufgeklärt“, sondern zugleich über sich und seine Lage. Und das verändert den Menschen. Wenn er Gott kennen lernt, sieht er auch sich selbst in einem neuen Licht. Was er dann sieht, ist aber zunächst nicht schmeichelhaft. Denn angesichts der hohen Maßstäbe und Erwartungen, mit denen Gott ihm gegenübertritt, wird dem Sünder erst so richtig sein eigener Unwert und seine vielfache Schuld bewusst. Mit dem Heiligen konfrontiert, erkennt er die eigene Nichtigkeit. Und in der Erkenntnis seiner Armut und Bedürftigkeit beginnt er dann, sich nach Gottes Gnade auszustrecken. Denn an Gott entdeckt er all die Barmherzigkeit, Gerechtigkeit, Güte und Vollkommenheit, die ihm selbst fehlt. Der Mensch erkennt Gott als das wahrhaft höchste Gut und wichtigste Ziel, neben dem alles andere völlig verblasst. Und hat Gott sein Herz gefangen genommen, begreift der Mensch auch, wie eitel und nichtig die Güter dieser Erde sind. Gott bekommt die Priorität, die ihm schon immer zustand. Und der Mensch beginnt, ihm hingegeben zu leben. Denn die Verwandlung, die mit ihm vorgegangen ist, setzt sich sowohl nach ihrer zerstörenden wie nach ihrer aufbauenden Seite immer weiter fort: Aus der Erkenntnis Gottes in seinem Gesetz ergeben sich notwendig das Erschrecken über mich selbst und die Buße (als Abwendung von der alten sündhaften Lebensform „in Adam“). Und aus der Erkenntnis Gottes in seinem Evangelium ergeben sich notwendig Glaube, Liebe und Hoffnung (als Hinwendung zur neuen Lebensform „in Christus“). Denn niemand kann Gott erkennen, wie er in Wahrheit ist, ohne dabei demütig zu werden und sich ihm liebend hinzugeben. Statt gedanklich um sich selbst zu kreisen, kreist er künftig um Gott. Und statt dem Glück dieser Erde hinterherzujagen, strebt er nach voller Übereinstimmung mit dem Willen Gottes. Er misst nun alle Dinge an Gottes Maßstäben. Er liebt, was Gott liebt, und verabscheut, was Gott verabscheut. Und da er sich so im Konsens mit Gott Gottes Pläne zu Eigen macht, trennt ihn auch nichts mehr von dem, dem er sich verschrieben hat. Gottes Wille ist sein Wille! Steht der Mensch aber mit Gott innerlich in Gemeinschaft – was fehlte ihm noch zur Seligkeit? Durch Christus mit Gott versöhnt wird er nicht erst in ferner Zukunft erlöst, sondern ist es schon jetzt. Glaubend ist er durch das Gericht hindurchgedrungen. Mitten in der Zeit ist er schon der Ewigkeit teilhaftig. Und wenn der Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf auch weiter besteht, ist da doch nichts mehr, was die beiden trennte. In der wechselseitigen Liebe „verschmilzt“ der Christ zwar nicht mit Gott, steht aber in voller Gemeinschaft mit ihm. Er hat schon hier auf Erden Anteil an allem, was unvergänglich und ewig, heilig, wahrhaftig und gut ist. Er hat die Seligkeit, die Gott jenen schenkt, denen er sich selbst schenkt. Und eben das ist der Kern der wahren Mystik. Denn Gottes Hl. Geist erleuchtet nicht bloß unseren Verstand, sondern er wandelt uns durch Einsichten, die man nicht haben kann, ohne durch sie ein anderer zu werden. Gott berührt unsere kranken Seelen, um sie mit seiner

Gesundheit anzustecken. Und er formt dabei die Missgestalteten zu seinem schönen Ebenbild. Er nimmt Wohnung in den armen Hütten unserer irdischen Existenz. Und die Seelen, denen er nahe ist, werden ihm mit der Zeit immer ähnlicher und vertrauter. Wenn sie keiner Liebe wert waren, verleiht er ihnen Wert, indem er sie dennoch liebt. Und mit dem Ewigen durch Liebe vereint (von Gott umarmt), werden sie in ihm und mit ihm ewig leben. Das ist christliche Mystik. Ich hoffe, ich konnte es halbwegs treffend beschreiben! Wenn's aber gelungen ist, bin ich zuversichtlich, dass ihnen auch der Unterschied zur falschen Mystik nicht entging. Denn mit jenem Klischee, das ich anfangs skizzierte, hat christliche Mystik sehr wenig zu tun. Es gibt in unserem Glauben keine Geheimniskrämerei und kein esoterisches Geraune, sondern alles liegt offen zu Tage. Und die Vereinigung mit Gott ist auch keine elitäre Sache für religiös „Hochbegabte“, sondern etwas für jeden Christen ganz „Normales“. Sie wird nicht etwa künstlich durch irgendwelche Übungen oder Techniken herbeigeführt, sondern ist mit dem Glauben selbst gegeben. Und vor allem entfernt sie uns nicht vom biblischen Wort, um Gott auf dem vermeintlich „direkteren“ Weg der religiösen Einfühlung nahe zu kommen – nein! Christlicher Glaube hält sich ans Wort und vereint den Gläubigen auch dann mit Gott, wenn er gar nichts Besonderes spürt! Als Christ wartet man keineswegs auf tolle „innere Erlebnisse“, um darin zu schwelgen oder hinterher damit anzugeben, man sei mit Gott so intim. Der christliche Glaube braucht das alles nicht. Er stützt sich weder auf gefühlsmäßige Erfahrung noch auf kluge Überlegung, sondern allein auf Gottes Zusagen. Und wenn sich ein Christ auch danach sehnen mag, Gottes Nähe stärker zu spüren, bescheidet er sich doch mit genau dem Maß an Vertraulichkeit, das Gott für angemessen hält. Denn niemand braucht einen Rausch religiöser Gefühle, wenn er Gottes Wort hat. Und wenn die angeblich „höheren“ Bewusstseinszustände dazu führen, dass sich jemand mit Gott zu verwechseln beginnt, dann ist es allemal besser, auf dem Teppich zu bleiben. Gewiss freuen wir uns an dem, was die Schrift zusagt – dass nämlich Gott „in uns“ ist, und wir „in ihm“. Aber dass wir's auch ständig fühlen müssten, steht nirgends geschrieben. Wenn es Gott gut erscheint, uns seine Nähe stark empfinden zu lassen, wollen wir's ihm herzlich danken. Empfinden wir's aber nicht, so ist Gott trotzdem da – und unseren spröden Seelen geht rein gar nichts verloren. Denn wer im Glauben die Einheit von Vater und Sohn bekennt, hat damit selbst die Einheit mit Gott gewonnen – und zugleich auch die Teilhabe an Gottes Wahrheit und Lebendigkeit. Wenn das einer spürt, ist es schön. Wenn er's aber nicht spürt, ist es trotzdem so. Und das sollte uns genügen. Denn die Gemeinschaft Gottes auszukosten und zu genießen, haben wir im Himmel noch Zeit genug. Hier auf Erden haben wir Gott erst einmal in der Gestalt seines Wortes. Und daran festzuhalten, bringt uns schon ans Ziel. Denn im Glauben mit Gott vereint zu sein, ist für Christen kein seltener Glücksfall, sondern der Normalfall. Wo wirklich Glaube ist, da sind wir auch mit Gott vereint. Und dabei lassen wir es ruhig bewenden, bis Gott selbst den Moment für gekommen hält, uns den Himmel zu zeigen in all seiner Pracht und Herrlichkeit.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Nicht glauben können?

Sie haben den Satz bestimmt schon mal gehört: „Ich würde ja gerne glauben, aber ich kann es nicht.“ Manchmal klingt aus diesen Worten Trotz heraus – und manchmal Traurigkeit. Aber was soll man antworten? Soll man entgegenen: „Doch, du kannst es, jeder kann es, du musst es nur wollen?“ Wenn der andere aber beteuert, er sei „religiös unmusikalisch“ und habe einfach keinen Draht zu Gott – soll man dann argumentieren oder appellieren, werben, streiten oder ihn einfach nur bedauern? Das ist schwer zu entscheiden, denn der Satz ist keineswegs so eindeutig wie er klingt: „Ich würde gerne glauben, aber ich kann es nicht.“ Vielleicht meint der Betreffende, er sei außer Stande das für wahr zu halten, was er denkt, das Gläubige für wahr halten (1). Vielleicht will er nur sagen, er sei außer Stande zu fühlen, was er meint, das Gläubige fühlen (2). Oder er bekundet, dass er nicht glauben könne, weil er nicht glauben will – und auf das ganze Thema keine Lust hat (3).

Im ersten der drei Fälle hält der Mensch einfach die Glaubensinhalte nicht für wahr. Und wenn er trotzdem anfügt, er würde gern glauben, wünscht er sich natürlich nicht, etwas Falsches für wahr zu halten (um dann im Irrtum zu leben), sondern er wünscht sich, dass wahr wäre, was er für unwahr hält. Der Satz „Ich würde gerne glauben“ ist dann etwa so gemeint, wie wenn der Arzt zum Patienten sagt „Ich wünschte, ich müsste ihr Bein nicht amputieren“. Er bekundet eine Abweichung seines Wollens vom Wissen, wobei doch schon außer Frage steht, dass er dem Wissen Vorrang einräumen und das Bein amputieren wird. „Ich würde gerne glauben“ bedeutet in diesem Fall nur: „Ich wollte, es wäre anders, aber Gott existiert nun mal nicht.“ Und so jemanden müsste man fragen, woher er das eigentlich so genau weiß.

Ganz anders liegt jener zweite Fall, wenn jemand mit Gottes Dasein rechnet und bloß die innere Erfahrung nicht macht, von der er meint, dass sie zum Glauben gehört. Während er den Glaubensinhalten verstandesmäßig zustimmt, spürt er doch keine Hingabe, keine Ehrfurcht, keinen Trost und kein Vertrauen, weder Reue noch Liebe. Nicht der Inhalt, sondern der Vollzug des Glaubens ist sein Problem. Denn die Dinge berühren ihn nicht so wie sie andere berühren. Da die anderen ihre Gemütsbewegung aber „Glauben“ nennen, folgert er, dass er offenbar keinen hat. Und mit ihm wäre darüber zu reden, ob er nicht den Glauben mit bestimmten Lebensäußerungen und Ausdrucksformen des Glaubens verwechselt, die vielleicht gar nicht jeder haben muss.

Kommt aber ein Dritter und sagt denselben Satz, „Ich würde gerne glauben, aber ich kann es nicht“, so ist bei ihm das „Nicht-können“ vielleicht nur ein beschönigender Ausdruck dafür, dass er nicht glauben will. Denn wenn Gott existiert, wäre der Mensch selbst nicht mehr die höchste und letzte Instanz. Zugleich mit Gottes Dasein müsste er auch Gottes Autorität anerkennen – und wäre nicht länger „Herr im Haus“. Das mag nicht jeder. Und so ist es bei vielen nur ihr Widerwille gegen diese Konsequenz, der ihnen den Glauben scheinbar „unmöglich“ macht. Natürlich führen sie andere Gründe ins Feld und sagen, sie dächten zu rational und zu wissenschaftlich! Die Fehler der Kirche sollen schuld sein, die Widersprüche der Bibel oder das Leid der Welt. Man will aus ehrenwerten Gründen ungläubig sein! Doch eigentlich geht's nur darum, dass ihnen Gott nicht zu nahe tritt, sondern immer schön „fraglich“ bleibt und „auf Abstand“. Was das Herz nicht will, das lässt der Kopf nicht ein. Und so finden diese Leute immer einen Grund, warum sie Gott aus dem Weg gehen, und wollen entschuldigt sein durch die „Unmöglichkeit“, unter den gegebenen Umständen zu glauben.

Ja, so vieldeutig ist das leider, wenn einer sagt, er könne nicht glauben. Für manche ist es nur eine Ausrede, und für andere eine tief empfundene Not. Doch was kann man generell dazu

sagen? Gibt es das überhaupt, dass einer unfähig ist zu glauben? Oder kann's jeder, wenn er nur will? Vom Neuen Testament her muss man mit einer schlechten und einer guten Nachricht antworten. Denn einerseits gilt, dass (von sich aus) überhaupt kein Mensch glauben „kann“. Und andererseits gilt, dass es (mit Gottes Hilfe) sehr wohl jeder „kann“. Die scheinbar widersprüchlichen Sätze haben aber ein und denselben Grund, weil nämlich der Glaube gar nicht unser Werk ist, sondern Gottes Werk in uns. Tatsächlich ist es Gottes Heiliger Geist, der in uns Wohnung nimmt und (auf den menschlichen Geist einwirkend) den Glauben in uns weckt. Ja, im Grunde ist es Gott selbst, der in uns an Gott glaubt! Der Glaube ist ein Geschenk dessen, auf den der Glaube sich richtet. Gott selbst flößt uns dieses Vertrauen ein. Und darum gilt, dass ohne den Heiligen Geist überhaupt kein Mensch glauben kann, sondern im Normalzustand der Sünde sind wir für alles Göttliche blind und taub, sind stolz und verstockt und gegen Gott verschlossen. So wenig sich ein Toter selbst zum Leben erweckt, so wenig können wir uns durch eigenes Fühlen, Wollen oder Tun zum Glauben erwecken. Nur Gott kann das! Und darum ist unser Glaube nicht unsere Tat, sondern Gottes Tat in uns. Er ist keine Möglichkeit, über die Menschen verfügen, sondern ist ein Wunder im strengen Sinne. Und insofern hat jeder Recht, der sagt, er könne nicht glauben. Denn aus sich selbst heraus kann's überhaupt kein Mensch. Aus demselben Grund hat aber auch jeder Unrecht, der meint, er könne garantiert nicht glauben, bei ihm sei das ausgeschlossen und alles Bemühen vergeblich. Denn seine persönlichen Grenzen sind nicht Gottes Grenzen. Und da Gott allmächtig ist, gibt es keinen noch so verbohrten Heiden, den Gottes Geist nicht umschaffen und bekehren könnte, wenn Gott das will. Nicht nur des Menschen Schicksal, auch sein Herz ist in Gottes Hand (Spr 21,1; Ps 33,15; Röm 9,16; Phil 2,13)! Und wenn er will, kann er aus jedem Saulus einen Paulus machen. Die schlechten Voraussetzungen, die einer mitbringt, verhindern das nicht. Denn als Gottes Werk in uns wird der Glaube sowieso nicht ergrübelt, erfühlt, erlernt, beschlossen, befohlen oder geleistet, sondern von außen gegeben. Und daher kann jeder glauben, wenn's Gott gefällt.

Was bedeutet das aber für jene, die überzeugt sind, „religiös unbegabt“ zu sein, und doch gern glauben würden? Sind die zur Untätigkeit verdammt, weil zu glauben gar nicht in ihrer Hand liegt? Nur auf den ersten Blick scheint das so. Denn die Betroffenen müssen zwar einsehen, dass sie nicht erzwingen können, was Gott zu schenken sich vorbehält. Sie dürfen aber das, was sie bisher vergeblich zu „leisten“ versuchten, als Gabe Gottes erbitten. Und wenn sie das ehrlichen Herzens tun, wird ihre Bitte nicht vergeblich sein. Denn das Neue Testament verspricht, dass man an Jesu Tür nicht umsonst klopft, und dass, wer ihn um Gutes bittet, nicht etwa Schlechtes dafür gereicht bekommt. Jesus sagt in Lukas 11,13: „Wenn nun ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben geben könnt, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist geben denen, die ihn bitten!“ Gott steht also diesbezüglich im Wort. Er hat diese Zusage gegeben, damit wir uns darauf berufen! Und so stimmt es zwar, dass sich niemand dazu entscheiden kann, künftig eine gesunde Gottesbeziehung zu haben. Die Beziehung muss ihm vom himmlischen Gegenüber gewährt werden! Doch ist unser himmlisches Gegenüber höchst willig, der Bitte zu entsprechen, wenn wir sie nur beharrlich vorbringen. Und Gott stellt auch sogleich irdische Mittel bereit, die uns weiterhelfen: Jeder Christ ist eine Anlaufstelle, jeder Kirchturm ein Zeichen! Und so ist dem Menschen, der glauben will, ein Weg gewiesen, den er problemlos gehen kann. Er darf unterscheiden zwischen dem, was in der Reichweite seines eigenen Willens liegt, und dem, was nur Gott zu tun vermag. Und beruhigender Weise wird nichts Unmögliches von ihm gefordert. Denn das, was Gott von ihm erwartet, kann er. Und das, was er nicht kann, ist sowieso Gottes Werk. Bestimmte Dinge unterliegen seiner willentlichen Kontrolle, so dass er sie tun kann. Und anderen Dinge soll er gar nicht

versuchen, weil sie in Gottes Ermessen stehen. Nicht erzwingen kann man z.B. ein Überzeugt-Sein, wo man nicht überzeugt ist. Aber geduldig Gottes Wort zu studieren, das schon so viele überwunden hat, das ist eine Frage des Willens! Nicht erzwingen kann man ein Gefühl, das man nicht fühlt. Aber regelmäßig Orte aufzusuchen, die Gott geweiht und durchbetet sind, das ist eine Frage der eigenen Disziplin! Nicht erzwingen kann man einen Gast, der nicht kommen mag. Aber beiseite räumen, was diesem Gast im Weg steht und ihm den Platz versperrt, das kann man durchaus! Niemand kann sich den Heiligen Geist vom Himmel herunterbefehlen. Aber mit Menschen reden, die der Geist offenbar bewegt, das kann man sich zur Gewohnheit machen! Niemand kann eine Gotteserfahrung herbeizwingen, die ihm nicht geschenkt wird. Aber wer sie schmerzlich vermisst, kann lernen, sein Nicht-los-kommen-von-Gott als Gotteserfahrung anzuerkennen und zu würdigen! Niemand kann eine Beziehung führen, die das Gegenüber nicht will. Aber das konkrete Beziehungsangebot, das Jesus im Neuen Testament macht, kann jeder für sich in Anspruch nehmen und Gott bei seinen Verheißungen behaften. Ja, man darf Gott sogar lästig werden, indem man einfach nicht von seiner Tür weggeht. Und wenn man wirklich glauben will, kann man sich strikt weigern, etwas anderes zu glauben! Man wird dann so lange weltanschaulich nackt und arm dastehen, bis Gott sich erbarmt, einem doch noch das Hemd des Glaubens überzustreifen – und hat dann gewonnen! Dass der Mensch von sich aus nicht glauben kann, berechtigt ihn also keineswegs zu Untätigkeit. Denn es gibt vieles, was er willentlich tun kann. Und diese sehr konkreten Dinge haben das Potential, den Glauben in ihm zu wecken. Da es aber um sein eigenes Seelenheil geht – sollte es ihm die Mühe nicht wert sein? Versteht einer die Bibel nicht, muss er im Internet, in Büchern oder Bibelkreisen nach guten Erklärungen suchen. Kommt er mit seinem Ortspfarrer nicht klar, muss er den Weg auf sich nehmen und zu einer anderen Gemeinde gehen. Kann er nicht beten, muss er sich jemand suchen, der es mit ihm und für ihn tut. Und hat er intellektuelle Zweifel, muss er sich eben an den großen Denker anarbeiten, denen es gelungen ist, klug und fromm, kritisch und gläubig zugleich zu sein. Ist ihm aber das Evangelium die Zeit und die Grübeleien nicht wert, soll er nicht weiter jammern, er könne nicht glauben. Denn wenn der Mensch den Teil nicht tut, der in der Reichweite seines Willens liegt – warum soll dann Gott den Teil tun, der über die menschliche Reichweite hinausgeht? Mit welchem Recht kann einer sagen, der Glaubensweg sei für ihn nicht gangbar, wenn er's nicht ernsthaft versucht hat? Jesus verlangt keineswegs, dass man seine Lehre ungeprüft glauben soll. Sondern er sagt, dass, wer seinem Wort folgend den Willen des Vaters tut, dabei schon merken wird, ob diese Lehre von Gott ist (Joh 7,17)! Wer sich darauf aber nicht einlässt – was soll man auf dessen Meinung noch geben? Und wenn er nicht tut, was an ihm liegt, warum soll Gott tun, was bei Gott liegt? Macht er einen Bogen um all die freundlichen Christen, die ihm Hilfe anbieten, soll er auch nicht klagen, er könne nicht glauben. Sondern mein Rat wäre dann, dass er das Gegenteil versucht, um wenigstens ein ehrlicher Heide zu werden. Da nur Gott absolut ist, wird ohne ihn alles relativ sein, nichts endgültig, sondern alles vorläufig. Ohne Gott gibt es keinen wirklichen Unterschied zwischen gut und böse. Der Tod behält dem Leben gegenüber das letzte Wort. Und alles, was der Mensch liebt, geht genauso grundlos unter wie es grundlos entstand. Liebe ist dann bloß eine hormonelle Angelegenheit, und das Dasein hat nicht wirklich Sinn. Wenn aber einer damit leben kann, dann soll er's tun, soll sich selbst auf Gottes Thron setzen und zusehen, wie's ihm bekommt! Sieht er sich aber nicht in der Lage, Gott durch irgendetwas zu ersetzen, weil's ihn vor solcher Anmaßung und vor der eigenen Gottlosigkeit gruselte – dann, herzlichen Glückwunsch, ist seine Flucht vor Gott gescheitert, und er kann sich geschlagen geben. Wenn der Versuch zeigt, dass er zum Heiden nicht taugt, wird sich der Rest finden. Und wenn dieser Mensch auch noch denken mag, der Heilige Geist sei ihm fern, ist der doch

längst hinter ihm ins Zimmer getreten. Denn wenn das Glauben-wollen-und-nicht-können einen Menschen ärgert und quält, ist das ein gutes Zeichen. Die wirklichen Heiden quält es nämlich nicht. Die spüren keine Sehnsucht, sondern leben eindimensional ohne Gottesbeziehung. Sie sind dabei schmerzfrei und wissen nicht einmal, was ihnen fehlt, denn sie haben Gott nie kennengelernt. Jene anderen aber, die verzweifelt glauben wollen, zeigen damit, dass Gott sie längst berührt hat und schon am Werk ist. Denn man kann immer nur vermissen, was man kennt. So ein Mensch fühlt vielleicht nicht, was er meint, dass er fühlen müsste, und ärgert sich über sein sprödes Herz. Wenn er sich aber trotzdem weigert, Gott den Rücken zu kehren, ist das bereits eine gottgefällige Weise, mit Gott in Beziehung zu stehen. Wer Gott von Herzen sucht, ist längst kein Heide mehr. Das „ich würde gern glauben“ ist schon der Anfang seines Glaubens. Und wenn's ehrlich ist, mache ich mir um diesen Menschen keine Sorgen mehr. Denn Gott übersieht die nicht, die ihn suchen und nach ihm rufen. Wer große Zweifel hat, muss sie also nicht verdrängen oder unterdrücken – er nehme sie einfach mit auf seinen Weg zu Gott! Und wer keine „frommen“ Gefühle hat, muss sie auch nicht simulieren oder heucheln – sondern er frage Gott, ob's nicht vielleicht ohne geht! Wenn's ihn quält, geistlich arm vor Gott zu stehen, kann er ihn bitten, ihn reicher zu machen. Und wenn Gott es für nötig hält, wird er ihm große Einsicht, tiefes Gefühl und feste Gewissheit schenken. Tut er's aber nicht, darf man sich mit dem bescheiden, was Gott für angemessen hält. Denn der Glaube ist nicht mit seinen Lebensäußerungen zu verwechseln. Er ist weder ein intellektuelles noch ein emotionales oder moralisches Kunststück, das der Menschen „erlernen“ müsste. Sondern der Glaube bleibt Gottes Werk im Menschen. Er besteht letztlich in der gnadenhaften Einwohnung des Hl. Geistes. Und der findet seinen Weg auch in verwirrten Geistern, in kaputten Typen und verschreckten Seelen. Was ist also zu tun? In erster Linie soll man Gott immer wieder um den Glauben bitten. Denn es bleibt dabei: Nicht wir holen uns Gott, sondern er kommt zu uns. Er schuldet uns nicht, diese Beziehung einzugehen. Und doch steht er bereit, um zu helfen, wo wir uns selbst nicht helfen können. Denn wozu sonst hätte er den Hl. Geist in die Welt geschickt? Gott würde diesen Aufwand nicht treiben, wenn wir ihm gleichgültig oder von uns aus zu glauben in der Lage wären! Weil wir's aber nicht sind, und er es dabei nicht belassen möchte, darum spricht Gott nicht nur sein rettendes Wort, sondern öffnet auch unsere Ohren, so dass sie es hören. Er lässt die Botschaft vom Verstand zum Herzen gehen, bricht dort unseren inneren Widerstand und pflanzt den Samen des Glaubens hinein. Wer davon aber noch nichts fühlt, darf immer wieder in Demut darum bitten. Er kann zwar dem Wind nicht befehlen, dass er wehen soll. Aber er kann an seinem Schiff schon mal die Segel setzen – und das Übrige vertrauensvoll Gott überlassen. Der lässt sich in dieser Sache nichts nehmen. Er will aber herzlich gern geben. Und das sei ihm gedankt in Ewigkeit.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Fluchttendenzen

Unter Christen wird meist vorausgesetzt, dass man Gott nahe sein möchte und einen regen Kontakt zu ihm sucht. Denn wozu sonst ginge man in die Kirche und besuchte Gottesdienste? Wozu sonst würde man beten und die Bibel lesen? Ein Christ sucht die Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater, freut sich seiner Gegenwart und gehen ihm nicht aus dem Weg! Doch so selbstverständlich, wie es klingt, ist das gar nicht. Sondern, wer mit sich selbst ehrlich ist, kennt wahrscheinlich auch „Fluchttendenzen“. Und zumindest im Rückblick fallen uns Lebensphasen ein, in denen wir wohl nicht nur den Gottesdienst, sondern auch jeden Gedanken an Gott vermieden haben. Ja, wir sind gar nicht immer so wild auf diesen Kontakt „nach oben“! Und bei der Vorstellung, dass Gottes Auge auf uns ruht, ist uns auch nicht immer ganz wohl. Denn Gottes Aufmerksamkeit zu erregen, ist eine zweischneidige Sache. Manchmal würden wir auch gern abseits in einem Winkel stehen, wo Gott nicht dauernd hinschaut. Denn wir wissen zwar, dass wir Gottes Nähe suchen sollten. Aber manchmal finden wir das anstrengend – und finden auch ihn anstrengend, weil er, bei aller Güte, doch hohe Maßstäbe anlegt. Da hat man schon mal „Fluchttendenzen“ und möchte sich verstecken. Denn im Grunde sind wir in unserer Schwäche und Inkonsequenz eine Zumutung für Gott. Und er in seiner unbedingten Heiligkeit und Größe ist eine Zumutung für uns. Wir sind weder kompatibel noch mit Gott „auf Augenhöhe“. Ein direktes Zusammentreffen könnte kritisch werden. Und darum würde ein Teil unserer Person lieber „unter Gottes Radar fliegen“. Denn man kann ihm nichts vormachen. Und Gott ist auch schon mit manchem, der besser war als wir, einen schweren Wege gegangen. Das sind keine Gerüchte, das steht in der Bibel. Wer bequem leben will, sollte um Gott einen Bogen machen! Und so finden wir schon im Alten Testament eine Reihe von Menschen, die versuchen, Gott auszuweichen. Gleich nach dem Sündenfall lesen wir, dass sich Adam und Eva, als sie Gott kommen hören, unter den Büschen im Garten verstecken (1. Mose 3,8). Wie Kinder, die etwas angestellt haben, verbergen sie sich und ziehen den Kopf ein, denn das schlechte Gewissen treibt sie ins Versteck. Später sind es die Propheten, die es oft gar nicht so toll finden, von Gott berufen zu werden. Sie ahnen, wieviel Widerstand man als Prophet zu erwarten hat. Und so behauptet Mose, er sei ganz ungeeignet, weil er nicht gut reden kann – Gott soll lieber einen anderen schicken (2. Mose 4,10-13). Auch Jesaja erfüllt die Begegnung mit Gott erst mal nicht mit Begeisterung, sondern mit großem Schrecken (Jes 6,5). Jeremia meint, er sei der Aufgabe nicht gewachsen, weil er zu jung ist. Er versucht sich zu drücken (Jer 1,6-7). Und Jona treibt es auf die Spitze, indem er wirklich vor Gottes Auftrag wegläuft und ein Schiff besteigt, das ihn außer Reichweite bringen soll (Jona 1,3). Elia hat einen bitteren Moment, wo er sich so überfordert fühlt, dass er sterben will (1. Kön 19,4). Und auch Hiob fragt verzweifelt, warum Gott ihn nicht endlich mal in Ruhe lässt (Hiob 7,16-21). Ja, Gott kann nicht nur für seine Feinde schrecklich sein – manchmal ist er's auch für seine Freunde (Klgl 3,1-17 / 1. Mose 32,23-33 / 2. Mose 4,24-26). Er ist „ein verzehrendes Feuer und ein eifernder Gott“ (5. Mose 4,24). Ist es da ein Wunder, dass ihm mancher aus dem Wege geht? In christlichen Gemeinden übersehen wir leicht, dass diese Fluchttendenzen normal sind. Wir meinen, jeder müsste Gottes Nähe suchen, weil wir selbst seiner Gnade vertrauen – und es uns damit gut geht. Wir verstehen vielleicht gar nicht, was die anderen fernhält! Doch mancher, der um die Kirche einen Bogen macht, tut's gar nicht aus Ignoranz, sondern weil er ahnt, dass, wenn er sich auf Gott einließe, sein Leben durcheinanderkäme. Und – er hat Recht damit! Oder meinen sie, all die Pharisäer und Schriftgelehrten, die damals mit Jesus gestritten haben, wären böartig oder dumm gewesen? Nein. Gott kam ihnen in Jesus so bedrängend nah

wie nie zuvor! Sie ahnten, dass er ihr Leben aufmischen und ihr bisheriges Weltbild sprengen würde. Wenn sie das verhindern wollten, mussten sie Jesu Vollmacht um jeden Preis bestreiten. Denn Kompromisse macht Jesus gar nicht, Traditionen fegt er beiseite und respektiert keine der herkömmlichen Autoritäten. Er verlangt nicht „wenig“ oder „viel“, sondern verlangt, dass der Mensch „alles“ gibt. Mit steilen Selbstaussagen stößt Jesus auch Wohlmeinende vor den Kopf (Joh 8,30-59). Bei der Tempelreinigung greift er zu Gewalt. Und gerade die frömmsten Leute kritisiert und provoziert er in unerhörter Schärfe (Mt 23,13-36). Genauso mild, wie er sich der Mühseligen und Beladenen erbarmt, so grob springt er um mit den Selbstsicheren und Stolzen. Darum sind zu seiner Anhängerschaft auch nicht nur laufend Jünger hinzugekommen. Sondern manche, denen das alles zu heftig wurde, sind auch wieder enttäuscht fortgegangen. Und es ist wichtig, dass wir uns diese Brüche und Konflikte vor Augen halten. Denn in Jesu Zeit ging es nicht leichter oder harmonischer zu als heute. Natürlich fühlten sich viele Menschen von Jesus erst mal angezogen und waren neugierig. Aber etliche ärgerten sich dann auch so sehr, dass sie seine Gemeinschaft wieder verließen. Das Johannesevangelium berichtet von so einer kritischen Situation (Joh 6,58-71). Jesus hat gerade davon gesprochen, dass er als „Brot des Lebens“ vom Himmel gekommen ist, da nehmen einige Jünger an dieser „harten Rede“ Anstoß. Sie murren über die Zumutung, so etwas zu glauben, und wenden sich von Jesus ab. Er aber läuft ihnen keineswegs hinterher, um sie zurückzuholen. Sondern er wendet sich an seine 12 engsten Vertrauten und fragt sie auf den Kopf zu: „Wollt ihr auch weggehen?“ (Joh 6,67). Vielleicht hatten manche wirklich darüber nachgedacht. Die blicken in diesem Moment betreten auf ihre Füße und schweigen. Doch Petrus bleibt nicht still, sondern sagt ebenso ehrlich wie ratlos: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes“ (Joh 6,68-69). Ehrlich ist Petrus, weil er die Verlegenheit der Jünger gar nicht leugnet. Sie teilen durchaus die Flucht tendenz der anderen, weil ja vieles an Jesus wirklich als Zumutung erscheint. Petrus schimpft auch nicht auf die, die weggegangen sind. Er macht ihnen keinen Vorwurf, weil vermutlich alle Jünger Gefühle der Verärgerung, des Unverständnisses und der Überforderung kannten. Jesu kompromisslose Art stieß viele vor den Kopf! Aber so ehrlich wie Petrus ist, so treu ist er auch und gesteht, dass ihm zur Nachfolge Jesu gar keine Alternative einfällt. Mit einem Schulterzucken sagt er: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes.“ Das soll gar kein Kompliment sein, sondern es heißt nur: Was sollen wir denn machen? Was wir bei dir finden, Jesus, das finden wir nirgends sonst. Und da wir „Worte des ewigen Lebens“ suchen, bleibt uns keine Wahl. Du bist nun mal der „Heilige Gottes“, der Messias und Heiland, der Retter der Welt. Von deiner Sorte gibt es nur einen. Und wenn wir das erkannt haben – wie könnten wir dann weggehen? Natürlich ist es bei dir so schwer, dass man davonlaufen will! Aber wohin denn bloß? Tatsächlich ist Jesus in eigener Person das Leben, die Wahrheit und die Liebe. Und wer das verstanden hat, für den gibt es keinen „zweitbesten“ Weg und keinen „Plan B“, durch den er dasselbe erlangte. Wer das haben will, was es nur bei Jesus gibt, muss bei ihm bleiben. Und so klingt die Antwort des Petrus fast ein wenig resignativ: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.“ „Wir sind durch dein Wort überwunden“ heißt das. „Wir müssen uns deiner Wahrheit ergeben. Und selbst wenn's uns innerlich zerreißt, kommen wir nicht von dir los. Denn was wir bei dir haben, bekommen wir nirgends sonst.“ Petrus redet wie einer, dem die Begegnung mit Jesus zum Schicksal wurde. Selbst wenn er wollte, könnte er sich nicht mehr lösen. Denn bei allem Verständnis für jene Flucht tendenz – wenn Jesus Gottes Sohn ist, kann sich jeder an fünf Fingern abzählen, dass es keinen Sinn hat davonzulaufen. Der erste Grund ist, dass keine Flucht vor Gott gelingen kann. Denn Gott ist allgegenwärtig. Und schon bei Jona hat

es etwas rührend Naives, dass er ein Schiff besteigt, um Gott zu entkommen. Auswandern hilft da gar nichts, denn der Psalmist hat ja Recht: „Wohin soll ich gehen vor deinem Geist, und wohin soll ich fliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da; bettete ich mich bei den Toten, siehe, so bist du auch da (Ps 139,7-8). Wo immer man hinkommt, ist Gottes Land. Wie sehr man sich auch beeilt, der Allmächtige ist schon längst da. Und vor ihm zu fliehen ist auch darum absurd, weil der wahre und tiefe Frieden, den wir suchen, nur bei Gott zu finden ist. Gott selbst ist Quelle und Inbegriff des Lebens, des Lichts, der Liebe und der Wahrheit. Wer also auf den Geschmack gekommen ist, Leben, Licht und Liebe zu erstreben – wie kann der sich von der Quelle dieser Dinge abwenden und sich von ihr entfernen? Je mehr er sich Gott zu entziehen versucht, umso mehr entzieht er sich das, was er am dringendsten braucht! Er kann zwar ruhelos flüchten – von Ort zu Ort oder von einer Ablenkung zur anderen. Doch echten Frieden kann er nirgendwo anders finden als in Gott. Und um das zu sehen, muss man nicht besonders schlau sein. Warum also läuft einer weg? Das ist so irrational, wie wenn ein Verdurstender vor dem Wasser flieht. Vergeblich versucht er zu beweisen, dass er ohne auskommt. Niemand glaubt ihm das, was er ja selbst nicht wirklich glaubt. Denn das tiefste Wesen des Menschen ist nun mal, Gottes bedürftig zu sein. Ist Jesus aber die einzige Tür, durch die wir zu Gott gelangen – welche Wahl haben wir dann? Da kann man lange beklagen, dass Jesus uns irritiert und provoziert. Auch Gott-Vater hat diese anstrengende und unberechenbare Seite. Keiner, der die Bibel kennt, wird's leugnen. Doch was hilft's? Wie kann ein Geschöpf ernsthaft sagen: „Ich halte Gott nicht aus, ich ertrage die Gegenwart meines Schöpfers nicht"? Versucht denn ein Baum, sich von seiner Wurzel zu trennen, um zu sehen, ob es ihm ohne Wurzel besser geht? Vor Gott fliehend bekennt der Mensch nur, dass er mit dem eigenen Ursprung entzweit ist. Und er gerät damit in Widerspruch zu sich selbst. Denn wenn er den nicht erträgt, der immer Recht hat (und vielleicht genau davon genervt ist) – liegt darin nicht schon das Geständnis, im Unrecht zu sein? Setzt sich der Mensch aber schon durch sein Weglaufen ins Unrecht, wird es dann wohl vom Laufen besser? „Wo läufst du denn hin?“, möchte man ihm zurufen, „Und was ist dein Plan? Weit und breit findest du kein Loch, das tief genug wäre, um dich vor Gott zu verbergen. Willst du also weiter flüchten, bis andere Zeiten kommen? Doch, wann soll das sein? Auch in tausend Jahren werden sich Gottes Erwartungen nicht geändert haben! Wenn du aber bei anderen Mächten Hilfe suchst gegen Gottes Übermacht – wo hoffst du sie denn zu finden? Willst du etwa bis in die Hölle laufen, in der Hoffnung, dass dir dort wohler ist?“ Nein, Hilfe gegen die Übermacht Gottes findet man nirgends als nur bei eben diesem Gott, der ja zugleich gnädig ist. Er hat die Macht, den ruhelosen Geist des Menschen so zu heilen und zu verwandeln, dass ihn Gottes Gegenwart nicht mehr bedrängt, sondern beglückt. Und darum ist es viel sinnvoller, nicht von Gott weg, sondern zu Gott hin zu fliehen. Zum Weglaufen drängt uns nur das schlechte Gewissen. Und so kommt schon die Flucht einem Geständnis gleich. Doch Fliehen allein ist noch kein Plan, wenn es gar keinen Ziel gibt, an dem man Ruhe fände. Jeder kann begreifen, dass so eine Flucht ohne Perspektive ist. Es besteht keine Chance, dass der Mensch jemals mit sich ins Reine kommt, wenn er sich nicht ehrlich macht vor Gott. Weiß er das aber, dass er nur bei Gott zu sich selbst finden wird, muss er auch nicht weiter Zeit verschwenden. Denn als verlorener Sohn muss er letztlich doch zurück ins Vaterhaus. Jesus versichert ihm auch, dass er dort willkommen ist. Gott erwartet ihn mit offenen Armen! Und so ist es einfacher und klüger, gleich zu jener guten Resignation überzugehen, die Petrus erkennen lässt. Denn nur einer hat „Worte des ewigen Lebens“. Nur Christus ist „der Heilige Gottes“. Und wenn wir auch für alle Verständnis haben, die sich lieber davonschleichen, werden wir ihnen doch nicht folgen. Wir verstehen jene Athener, die auf dem Areopag spotten und abwinken (Apg 17,32). Wir verstehen den Ni-

kodemus, der nur im Schutze der Nacht zu Jesus kommen will (Joh 3,1ff.). Wir fühlen uns dem Statthalter Felix verwandt, der das Gespräch mit Paulus abbricht, als es richtig zur Sache geht (Apg 24,25). Und wir kennen auch die vielen, die zu Gottes großem Abendmahl eingeladen sind und sich wegen angeblich dringender Geschäfte entschuldigen lassen (Lk 14,16-24). Vielleicht haben wir selbst schon tausend Haken geschlagen, damit Gott uns nicht fängt! Und doch, so sehr man es nachvollziehen kann, ist es darum noch nicht klug, sondern ist so sinnlos, wie wenn ein Kranker vor dem einzigen Mittel davonläuft, das ihn heilen kann. Und viel eher sollten wir uns wünschen, von Christus, dem großen „Menschenfischer“, auf heilsame und endgültige Weise gefangen zu werden. Ja, auch wenn's seltsam klingt: man kann sich gar nichts Besseres wünschen, als aus Gottes gnädigen Händen nicht mehr loszukommen. Denn nirgends ist eine Seele besser aufgehoben als bei ihm. Freiheit von Gott ist doch immer bloß „freier Fall"! Jene „Unfreiheit" aber, die uns mit den festen Banden des Glaubens bei unserem Heil festhält, die lobe ich mir. Und Paulus tut das übrigens auch, wenn er sich in seinen Briefen mehrfach rühmt, ein „Gefangener Christi" zu sein. Während er das schreibt, sitzt er zwar ganz konkret im Gefängnis. Doch meint der Ausdruck sehr viel mehr als nur seine äußere Lage. Als er den Brief an Philemon schreibt, sitzt er wohl in Ephesus „hinter schwedischen Gardinen". Aber er schreibt sehr bewusst, er sei ein „Gefangener Christi Jesu" (Phlm 1 und 9). Als er an die Epheser schreibt, sitzt er vermutlich im Gefängnis zu Cäsarea. Er bezeichnet sich im Brief aber als „der Gefangene Christi Jesu" (Eph 3,1). Und als er an Timotheus schreibt, hält man ihn in Rom fest. Er aber schreibt wiederum, er sei ein „Gefangener des Herrn" (2. Tim 1,8). Damit ist sicher mehr gemeint als nur der äußere Anlass seiner Inhaftierung! Denn es haben ihm zwar irgendwelche Ordnungshüter die Freiheit entzogen, weil er das Evangelium verkündigte. Paulus aber sieht die äußeren Fesseln, Ketten und Mauern nur als Resultat und Ausdruck seiner inneren Bindung an Christus (vgl. Phil 1,13). Statthalter und Kerkermeister halten seinen Leib gefangen, doch Christus ist es, der sein Herz festhält. Darum versteht sich der Apostel als ein Gefangener Christi. Und er beklagt das nicht etwa, als ob er deshalb zu bedauern wäre, sondern vermerkt es mit Einverständnis, Stolz und Freude. Denn dieser Paulus hat alle Fluchtendenzen hinter sich. Er ist innerlich bei Christus angekommen und hat in dieser Bindung vollkommenen Frieden und Freiheit gefunden. Ausgerechnet Paulus, der einmal Christen verfolgte, um sie ins Gefängnis zu werfen, bezeichnet sich nun als einen „Gefangenen Christi". Und es geht ihm gut dabei. Der Jäger wurde zur Beute, freut sich nun aber, von Christus nicht mehr loszukommen. Denn so endet das mit den Fluchtendenzen im optimalen Fall, dass einer lernt, vollständige Abhängigkeit von Gott als Glück zu betrachten. So gelingt menschliches Leben! Und daher weiß ich auch ihnen und mir nichts Besseres zu wünschen, als genau diese frohe Gewissheit, von Christus gefangen zu sein und aus seinem Mund zu hören:

„Ich hab' dich. Du bist mein!"

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Warum der Glaube rettet?

Kaum eine biblische Geschichte ist so bekannt wie die von Noahs Arche. Und doch habe ich bisher einen Bogen drum gemacht. Denn durch ihre Popularität hat sie den Beigeschmack bekommen, eine nette Erzählung für Kinder zu sein. Tausendfach wurde in niedlichen Bildern illustriert, wie der knuffige Noah von jeder Tierart ein Paar auf seine Arche führt. Das hat man schon in der Grundschule mit Buntstiften ausgemalt und einen fröhlichen Regenbogen darüber gesetzt. Denn auf diesen Bildern lachen alle. Und keiner scheint daran zu denken, dass es bei der Sintflut zunächst einmal um die Auslöschung der Menschheit ging. Gott beschließt, 99% der Menschen wie räudige Katzen zu ersäufen. Er findet, dass sie's verdienen. Und nur Noah mit seiner Familie nimmt er aus. Gottes Zorn ist auf fürchterliche Weise entbrannt. Er hat die Geduld verloren – und vernichtet die Menschheit in einem nie dagewesenen Strafgericht, das nur 8 Personen überleben. Und trotzdem (so als erinnerte man sich gern an diese lustige Begebenheit) gibt es hunderte von Arche-Noah-Kindertagesstätten, Arche-Noah-Spielplätzen und Arche-Noah-Streichelzoos. Bunte Arche-Noah-Puzzles und Arche-Noah-Playmobilfiguren verkaufen sich prima, so als wollte man einfach nicht zur Kenntnis zu nehmen, welche Katastrophe dem guten Ende vorausging. Gleich zu Beginn der Erzählung zieht Gott eine deprimierende Bilanz und spricht – quasi resignierend – vom Scheitern seiner Schöpfung: „Als aber der Herr sah, dass der Menschen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar, da reute es ihn, dass er die Menschen gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte ihn in seinem Herzen und er sprach: Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, vertilgen von der Erde, vom Menschen an bis hin zum Vieh und bis zum Gewürm und bis zu den Vögeln unter dem Himmel; denn es reut mich, dass ich sie gemacht habe“ (1. Mose 6,5-7). Härter kann das Urteil kaum ausfallen. Gott hat von der menschlichen Bosheit die Nase so voll, dass er die Tierwelt gleich in ihren Untergang mit einbezieht. Weil aber immerhin ein Mann fromm und gerecht ist – und Gott seiner Menschheit nochmal eine Chance geben will –, bekommt Noah rechtzeitig eine Warnung und einen Auftrag. Gott sagt zu ihm: „Das Ende allen Fleisches ist bei mir beschlossen, denn die Erde ist voller Frevel von ihnen; und siehe, ich will sie verderben mit der Erde. Mache dir einen Kasten von Tannenholz und mache Kammern darin und verpiche ihn mit Pech innen und außen (...). Denn siehe, ich will eine Sintflut kommen lassen auf Erden, zu verderben alles Fleisch, darin Odem des Lebens ist, unter dem Himmel. Alles, was auf Erden ist, soll untergehen. Aber mit dir will ich meinen Bund aufrichten, und du sollst in die Arche gehen mit deinen Söhnen, mit deiner Frau und mit den Frauen deiner Söhne. Und du sollst in die Arche bringen von allen Tieren, von allem Fleisch, je ein Paar, Männchen und Weibchen, dass sie leben bleiben mit dir“ (1. Mose 6,13-19). Noah hört das und tut umgehend was ihm geboten wurde. Er erhebt nicht erst Einwände, stellt auch keine Fragen, zweifelt nichts an und diskutiert nicht herum. Denn Gott hat das Recht, alles zu tun, was ihm einfällt. Und Noah weiß das. Also gehorcht er und beginnt das Schiff zu bauen, das etwa 150 Meter lang, 25 Meter breit und 15 Meter hoch werden soll. Noah hat zwar keinen Auftrag, die Nachricht von der kommenden Flut auszubreiten. Aber so eine Arche baut sich nicht von heute auf morgen. Das Großprojekt konnte schwerlich unbemerkt bleiben. Und wenn sich jemand drüber lustig machte, dass der alte Mann mitten auf dem trockenen Land ein Schiff baut, wird Noah ihm den Grund nicht verschwiegen haben. Die Nachbarn lachten sicher und dachten: „Der Alte ist ja total irre!“ Aber der fromme Mann gibt mehr auf Gottes Wort als auf die Kommentare seiner Zeitgenossen. Und so schreitet Noahs Werk voran, bis es Zeit wird, an Bord zu gehen – mit all den Tieren, mit den drei Söh-

nen Sem, Ham und Japhet und deren Frauen. Noahs Frau eingeschlossen sind das acht Seelen. Und alle anderen haben ihre Chance vertan. Denn schon öffnen sich die Schleusen des Himmels. Es regnet 40 Tage und Nächte lang. Die Wassermassen heben die Arche vom Boden und steigen, bis sie auch die höchsten Berge bedecken. Alles Lebendige geht unter, das sich auf Erden regte. Und erst nach 150 Tagen lässt Gott es gut sein, der Wasserspiegel sinkt wieder, und die Arche läuft auf Grund im Gebirge Ararat. Noah bleibt vorsichtig und lässt durch die Dachluke Vögel hinausfliegen. Die finden zuerst nichts, wo sie landen könnten. Eine Woche später kommt dann aber eine Taube mit dem Blatt eines Ölbaums zurück. Und nach einer weiteren Woche bleibt die Taube ganz aus. Noah ist nun sicher, dass sich die Wasser verlaufen haben. Gott erlaubt ihnen, die Arche zu verlassen. Bevor sie sich aber daran machen, die Erde neu zu besiedeln, baut Noah einen Altar und bringt zum Dank für die Bewahrung ein Opfer dar. Gott sieht es mit Freude und sagt: „Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe. Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“ (1. Mose 8,21-22). Wer hinhört, merkt, dass Gott sich keine Illusionen macht. Er weiß, dass Noahs Nachkommen nicht besser sein werden als die Menschheit zuvor. Das „Dichten und Trachten des menschlichen Herzens“ ist nach wie vor „böse von Jugend auf“. Gott gibt aber dennoch das Versprechen, dass keine Sintflut mehr kommen soll. Sondern solange die Erde überhaupt steht, sollen jetzt alle lebenswichtigen Zyklen der Natur erhalten bleiben. Gott setzt zum Zeichen des neuen Bundes den Regenbogen in die Wolken (1. Mose 9,13-17). Während die Erzählung versöhnlich endet, weiß der Leser aber schon, dass das zugrundeliegende Problem nicht gelöst wurde. Denn die Menschen hören nicht auf zu sündigen. Und Gott wird das nach wie vor nicht dulden. Er wird dem Unrecht weiterhin streng entgegenzutreten und zugleich aus Barmherzigkeit das Leben erhalten. Wenn die Sintflut demnach aber keine grundlegende Wendung brachte – was hat uns die Geschichte dann zu sagen? Ich meine, dass sie uns Wichtiges verrät, Gottes Wort und den Glauben betreffend. Denn wie viele Mitteilungen Gottes enthält auch sein Wort an Noah Gericht und Gnade zugleich. Es redet von der kommenden Sintflut als strengem Gericht. Aber weil Gott rechtzeitig vor dieser Flut warnt, ist es auch ein gnädiges Wort. Denn wer dem Wort glaubt, erfährt sogleich, dass man dem Verderben durch den Bau der Arche entkommen kann. Gott in seinem Zorn macht eine klare Ansage. Aber die enthält nicht bloß eine Drohung, sondern koppelt die schlechte Nachricht gleich wieder mit einer guten: Die Flut wird gewiss kommen. Aber wer sich vorbereitet, kann in der Arche Rettung finden. Das Gericht ist zwar unausweichlich. Aber es gibt einen Ausweg. Und wie Gott in dem Ersten seinem Zorn Ausdruck verleiht, so bezeugt das Zweite seine Liebe. Gott begegnet in seinem Wort an Noah unbarmherzig und barmherzig zugleich – seine Rede enthält „Gesetz“ und „Evangelium“, Dunkelheit und Licht in scharfem Kontrast. Weil sein Wort aber den Ereignissen vorangeht und zu einer Zeit verkündet wird, da weder von der Not noch von der Rettung irgendetwas zu sehen ist, darum nützt Gottes Wort nur dem, der dem Wort glaubt und entsprechend handelt. Es nützt den Skeptikern und Spöttern aber rein gar nichts. Denn das, wovon Gott redet, ist ja noch nirgends zu sehen. Es ist trivial – aber man muss es sich an dieser Stelle bewusst machen: Der Wert einer Warnung liegt darin, dass sie früher kommt als das, wovor sie warnt. Je mehr Zeit zwischen der Warnung und dem Ereignis liegt, desto besser kann man sich wappnen. Und je geringer der Vorlauf, umso geringer ist der Nutzen. Denn was hilft eine Warnung, die kommt, nachdem das Unglück eingetreten ist? Wenn das Wasser schon an die Knie reicht, baut man keine Arche mehr! Eine Warnung hilft also nur, wenn sie vor dem warnt, was noch nicht da ist. Das heißt aber zwangsläufig, dass sie dem Augenschein einer

(jetzt noch) friedlichen Situation widerspricht – und nur dem hilft, der der Warnung trotzdem glaubt! Der Gewarnte muss gegen den aktuellen Augenschein glauben, dass Unheil im Anzug ist. Und das tut er natürlich nur, wenn er dem vertraut, von dem die Warnung kommt. Das ist in diesem Falle Gott. „Vertrauen zu Gott“ ist aber nur ein anderes Wort für „Glaube“. Und so erklärt sich von selbst, warum ein- und dieselbe Botschaft den gläubigen Noah rettet – und seine ungläubigen Zeitgenossen nicht. Noah hat kein Geheimnis daraus gemacht, was er baut! Und so war es kein „Informationsvorsprung“, der zwischen ihm und den Übrigen den Unterschied machte, sondern allein der Glaube. Gottes Wort an Noah hatte die Doppelnatur einer vorauslaufenden Warnung und Verheißung. Wo das Wort aber bekannt wurde, separierten sich die Gläubigen und die Ungläubigen ganz von selbst. Denn die Skeptischen, die Gottes Wort misstrauten, reagierten (eben darum) nicht auf seinen warnenden Inhalt – mangels einer sinnvollen Reaktion gingen sie verloren. Die Gläubigen dagegen, die Gottes Wort vertrauten, reagierten (eben darum) auch auf seine Warnung und Verheißung – und wurden infolge dieser Reaktion gerettet. Gott wirft sein Wort einfach in die Welt hinein, und schon zerfällt die Menschheit in zwei Gruppen. Er aber kann auf diese Weise sicher sein, dass sein Wort nur denen hilft, denen es helfen soll. Denn das sind jene, die seinem Wort mehr vertrauen als etwa dem Augenschein, ihrem Gefühl, ihrem Verstand oder der öffentlichen Meinung. Noah ist ein Vorbild solchen Glaubens, weil er Gott seinen Zorn glaubt, während äußerlich von Zorn noch nichts zu sehen ist. Wenn wir ihn aber mit Abraham vergleichen, so tut der dasselbe nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Denn Abraham glaubt Gott seine Güte, während Gott ihm diese Güte äußerlich noch gar nicht erwiesen hat (1. Mose 12,1-9; 15,1-6). An beiden Männern sehen wir dieselbe Glaubenshaltung, weil ihnen Gottes Wort als Grund genügt, um daraufhin zu handeln. Noah handelt im Blick auf ein Gottesgericht, das aktuell noch keiner spüren oder sehen kann – er baut seine Arche, während noch kein Regentropfen fällt! Und Abraham verlässt seine Heimat ohne einen einzigen Nachkommen – und ohne Kenntnis des Landes, das Gott seinen Nachkommen schenken will. Beide Männer nehmen Gott beim Wort. Sie trauen seinen Ansagen mehr als ihren eigenen Augen und behandeln als Tatsache, was Gott zwar angekündigt, aber noch nicht verwirklicht hat. Sie halten es für ausgemacht, dass Gottes Worten auch Taten folgen. Sie wissen, dass Gott, was er will, auch kann, und was er sagt, auch tut. Was Gott sich vornimmt, ist ihrer Meinung nach schon so gut wie passiert – sie bewerten seine Worte wie Fakten und verlassen sich blind darauf. Der Unterschied zwischen den beiden ist aber lediglich, dass Noah vorgreifend auf kommendes Unheil reagiert, und Abraham vorgreifend auf kommendes Heil. Beiden nützt Gottes Wort, weil sie es „für bare Münze“ nehmen. Den anderen aber, die es weniger ernst nehmen oder seinen Wahrheitsgehalt dahingestellt sein lassen – denen kann und will Gottes Wort nichts nützen, sondern sobald sie sein Wort verwerfen, haben sie ihr Schicksal besiegelt. Sie schlagen Gottes Warnung in den Wind und ignorieren zugleich den rettenden Weg, den sein Wort weisen will. Dürfen die aber hinterher klagen, wenn sie das rettende Boot verpassen und nasse Füße kriegen? Das scheint mir der Punkt, an dem Noahs alte Geschichte weit über seine Situation hinausweist und uns ganz aktuell angeht. Denn Gottes Wort in Christus, das heute an die Menschheit ergeht, ist ganz von derselben Art. Auch das Neue Testament hat so eine doppelte Botschaft, in der Strenge und Güte miteinander verschränkt sind. Es weist uns ebenso auf das kommende Gericht hin wie auf den rettenden Weg, wie man im Gericht bestehen kann. Jesus Christus kündigt Ereignisse und Prüfungen an, auf die man sich (wenn sie erst mal da sind) nicht mehr vorbereiten kann: man muss und soll es vorher tun – darum sagt er's ja! Man tut's aber sicher nur dann, wenn man Jesus seine Botschaft glaubt, und tut es sonst nicht. Wie bei Noah kommt auch bei Jesus die schlechte Nachricht gekoppelt mit einer guten. Er redet von dem Endgericht, in dem

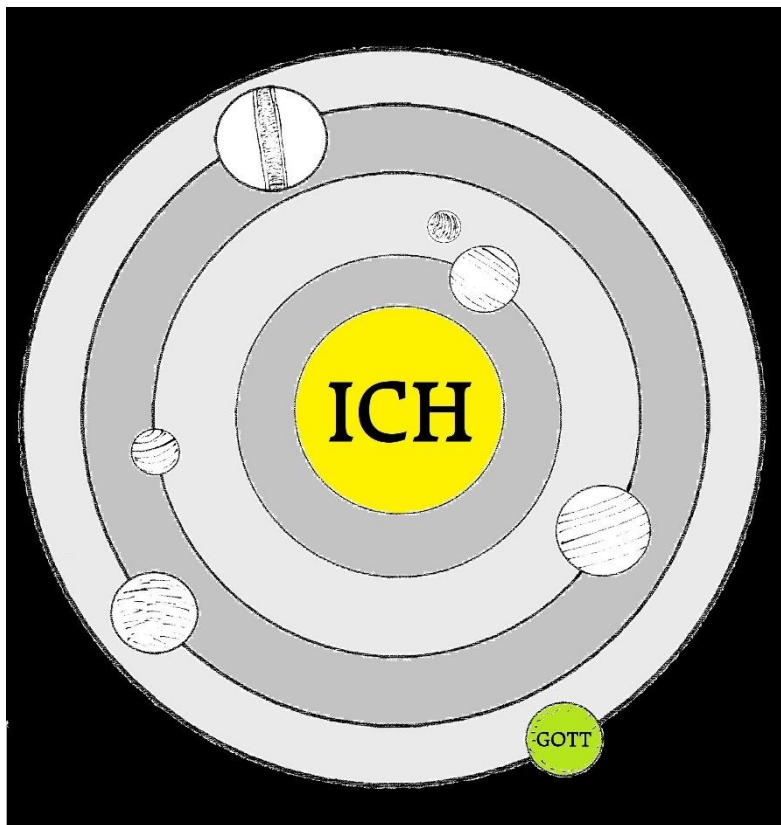
die Sünder verdammt werden. Und er redet von dem Rettungsweg, den er selbst den Sündern eröffnet. Das erste entspricht der Sintflut, das zweite dem Bau der Arche. Und auch bei Christus gehen Warnung und Verheißung dem Ereignis mit zeitlichem Abstand voraus. Das muss so sein, denn nur so kann es uns nützen! Aber wie bei Noah bedeutet es eben auch, dass Christi Botschaft dem aktuellen Augenschein widerspricht – und folglich gegen diesen Augenschein geglaubt werden muss. Wer das tut, wird gut vorbereitet sein! Wer's aber nicht tut, verpasst seine Chance. Und so helfen die Warnungen und Verheißungen Christi nur dem, der sie ihm abnimmt und den himmlischen Vater hinreichend ernst nimmt, der in diesen Voraussagen und Zusagen sowohl seinen Zorn als auch seine Gnade erweist. Mehr als das muss Gott aber gar nicht tun. Denn bis heute passiert immer wieder dasselbe wie in Noahs Tagen: Das den Dingen vorgreifende Wort Christi trennt jene, denen es nützt (weil sie Gott „beim Wort“ nehmen), von jenen, denen Gottes Wort auch gar nicht nützen will (weil sie's für Geschwätz halten). Gott möchte nie einen Gläubigen in das Verderben der Ungläubigen mit hineinziehen. Die Botschaft Christi ist aber genau von solcher Art, dass dies nicht passieren kann, weil sie die Gruppen auseinandersortiert und wie mit einer scharfen Klinge voneinander trennt. Jene, die Gott nicht trauen, ignorieren seine Ansagen und tun gar nichts, bis es zu spät ist. Die anderen aber nehmen seine Botschaft ernst, ergreifen entsprechende Maßnahmen und werden durch ihren Glauben gerettet. Letztlich ist es gar nicht das Wasser der Sintflut, das die Ersteren umbringt, sondern ihr Unglaube. Und es ist auch nicht die Arche, die die Zweiteren rettet, sondern ihr Glaube. Muss man da noch lange erklären, warum der Glaube zählt – und nicht irgendetwas anderes? Manche wundern sich ja, weshalb das Neue Testament den Fokus nicht auf den Verstand, die Tugend oder die Willenskraft des Menschen legt, sondern immerzu auf den Glauben! Doch liegt die Antwort auf der Hand. Denn einer dringlichen Einladung in die Arche folgt nur, wer Gott sein Wort auch glaubt und es nicht als Geschwätz abtut. Natürlich ist christlicher Glaube viel mehr als nur ein „Für-wahr-halten“. Er ist damit längst nicht erschöpfend beschrieben! Aber er besteht doch notwendig auch darin, dass man Gott abnimmt, was er sagt. Und wenn's daran fehlt, wird dem Menschen schwerlich zu helfen sein. Denn zugleich mit dem Ernst des Wortes erkennt er den Ernst seiner Lage. Glaube ist mehr als nur „Für-wahr-halten“. Er vereint uns mit Christus und gibt uns Teil an seiner Gerechtigkeit! Aber auch als „Für-wahr-halten“ tut der Glaube not. Denn wie könnte gerettet werden, wer Gott nicht beim Wort nimmt? So rufen wir seit 2000 Jahren Hinz und Kunz herbei, dass sie schleunigst zu uns in die Arche steigen und sich in die Gemeinschaft Jesu Christi retten – Christus selbst ist unsere Arche! Doch weil der Regen noch nicht eingesetzt hat, stehen die Kinder der Welt lachend in der Sonne und behaupten, sie bräuchten keine Arche, denn schließlich sei am Himmel kein Wölkchen zu sehen. Von den Warnungen und Verheißungen des Neuen Testaments wollen sie weder das Gute noch das Schlechte glauben, bevor sie's mit eigenen Augen sehen. Sie meinen, es hätte doch Zeit, bis Vernunft und Erfahrung Gottes Wort bestätigen! Doch eben das ist zu viel des Mutes. Denn es gibt nicht mehrere Archen, sondern nur die eine, die Jesus Christus heißt. Deren Türen werden geschlossen, lange bevor der Regen einsetzt. Und dann ist alles Jammern vergeblich und alle Klage trifft nur uns selbst. Denn wir waren ja im Bilde und wurden rechtzeitig informiert. Wie steht's also? Sind wir schon an Bord? Oder wollen wir warten, bis wir dunkle Wolken sehen und nasse Füße bekommen? Gottes Verfahren ist jedenfalls fair: Wer seinem Wort glaubt, kann darauf reagieren, und wer nicht reagiert, hat ihm offenbar nicht geglaubt. Dass wir uns über das Gewicht dieser Entscheidung aber nichts vormachen, dazu helfe uns Gott.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Glaube – kurz und knapp

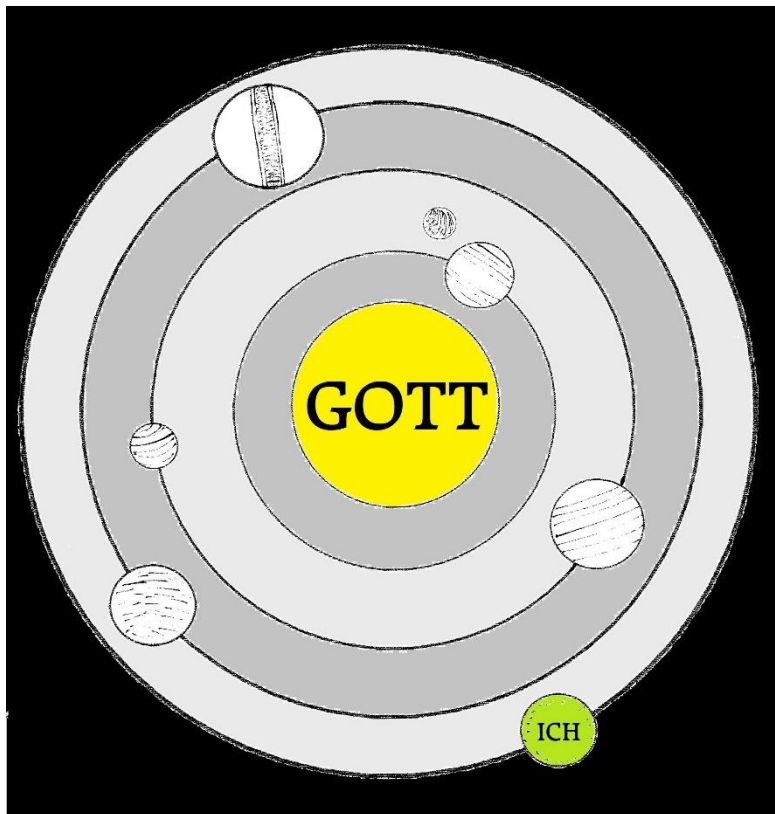
Großes in Kürze zu sagen, ist riskant. Und doch sagt man es dem Eiligen besser kurz als gar nicht. Was ist also „Glaube“? Man kann ihn als Perspektivwechsel beschreiben, bei dem das eigene Ich und Gott die Plätze tauschen. Mit anderen Worten: Der Glaube sieht nicht unbedingt andere Dinge, aber er sieht die Dinge anders (in ihrem Verhältnis zueinander). Weil er sie anders sieht, bewertet er sie auch anders. Und aufgrund dieser anderen Bewertungen urteilt, lebt und handelt er anders. In der egozentrischen Verwirrung, die allen Sündern natürlich ist, hält sich der Mensch für den Mittelpunkt und nimmt an, die Bedeutung aller Dinge, Personen und Ereignisse sei daran abzulesen, was sie ihm (!) bedeuten. „Glaube“ besteht aber darin, dies als Irrtum zu erkennen und „umzudenken“. Denn tatsächlich steht Gott im Zentrum – und das eigene Ich in der Peripherie. Bei Gott, nicht bei uns, laufen die Linien zusammen. Und für alles, was nicht selbst Gott ist, ist er der maßgebliche Bezugspunkt. Glaube ist die Summe der daraus zu ziehenden Konsequenzen.

Das verdrehte Weltbild eines ganz normalen Sünders



Wichtig ist, was *mir* wichtig ist.
Schwer ist, was *ich* nicht kann.
Wahr ist, was *ich* verstehe.
Nah ist, was nah bei *mir* ist.
Vorn ist, wo *ich* hinschaue.
Gut ist, was *mir* gut tut.
Oben ist über *mir*.
Schön ist, was *ich* schön finde.
Richtig ist, was *mir* einleuchtet.
Alles ist genau das, was es *mir* bedeutet.
Denn *ich* bin Mittelpunkt und Maßstab.

Das korrigierte Weltbild eines gläubigen Menschen



Alles hat die Bedeutung, die es in *Gottes* Augen hat.
Schön ist, was *Gottes* Schönheit spiegelt.
Richtig ist, was *Gott* beschließt.
Wert hat, was *Gott* liebt.
Dauer hat, woran *Gott* festhält.
Wahr ist, was *Gott* weiß.
Gut ist, was *Gott* will.
Reich ist, wer reich ist bei *Gott*.
Groß ist nur, was vor *Gott* etwas gilt.
Er spricht in jeder Frage das letzte Wort.
Denn alles ist genau so viel, wie *Gott* davon hält.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gehorsam

Im Neuen Testament ist manchmal von „Gehorsam“ die Rede. Und „Gehorsam“ wird dort auch gefordert. Doch löst der Begriff kein Gefühl der Beklemmung aus, sondern hat positiven Klang. Denn es ist der Gehorsam gegen Gott gemeint, gegen seine Gebote, gegen Christus und sein Evangelium. Dem Evangelium „gehorsam“ zu sein, ist im Neuen Testament natürlich etwas Gutes und Erstrebenswertes. Und solcher „Gehorsam“ wird mit dem „Glaube“ fast gleichgesetzt, wenn etwa Paulus sagt, er wolle „den Gehorsam des Glaubens aufrichten“ unter den Heiden (Röm 1,5; 15,18; 16,26). Gehorsam und Glaube gehören schon sprachlich zusammen, weil das Wort „Ge-horsam“ mit dem „Gehör“ zu tun hat – und dementsprechend das „Gehorchen“ vom „Horchen“ kommt. Das Evangelium aber ist ein lauter Appell, der in die Nachfolge Christi beruft. Und wer sich dagegen nicht taub stellt, sondern dem Ruf folgt, der „gehört“ damit dem Gehörten, glaubt, was Christus ihm sagt, nimmt Gott beim Wort und handelt entsprechend. Glaube ist also hörender Gehorsam. Er erkennt, dass Gott in seiner Schöpfung „das Sagen“ hat über alle Dinge, und lässt sich daher, was Gott redet, „gesagt sein“. Er nimmt Gottes Wort so ernst, wie es gemeint ist – und tut gut daran! Und dennoch haftet heute am Begriff des „Gehorsams“ ein störender Beigeschmack. Denn unter dem Einfluss der antiautoritären Erziehung sind wir's nicht mehr gewöhnt, „Gehorsam“ positiv zu werten. Im Gegenteil! Wir denken da an preußische Tugenden, an Untertanengeist, Prügelstrafe und „Kadavergehorsam“. Auf dem Kasernenhof wird der Wille eines Menschen herabgewürdigt, bloß noch ein Mittel fremder Zwecke zu sein. Und das empört uns! Aber – lässt sich bei dem Wort „Gehorsam“ nicht auch Besseres denken? Und wäre ein Gehorsam, der aus Überzeugung geleistet wird, nicht wirklich etwas anderes? Wo der Mensch sich bloß äußerem Zwang beugt, verdient das eigentlich gar nicht „Gehorsam“ genannt zu werden. Denn so einer folgt ja nicht willig, sondern widerwillig. Nach außen hin tut er, was er soll. Da er aber mit dem Herzen nicht dabei ist, kann man's höchstens einen halben Gehorsam nennen, denn innerlich ordnet er sich keineswegs unter, sondern ballt die Faust in der Tasche. Er hasst es, das Werkzeug dessen zu sein, der ihn zwingt. Er sieht in dem, der ihn knechtet, keine echte Autorität. Und willentliche Hingabe fehlt ganz. Kann's also das sein, was im Neuen Testament als „Glaubens-Gehorsam“ gelobt und gefordert wird? Nein, es muss Besseres gemeint sein als so eine Nötigung! Aber was? Ist es in der Gottesbeziehung vielleicht so zu denken, dass der Mensch weniger gehorchen „muss“, als aus eigener Überzeugung gehorchen „will“? Das klingt schon viel sympathischer. Denn an die Stelle von Zwang und Gewalt treten dann Einsicht und freie Zustimmung. Dieser bessere „Gehorsam“ bestünde in der überzeugten Gefolgschaft dessen, der die Gedanken und Ziele des Befehlenden verstehen kann, sie nachvollzieht – und sich darum auch gern zur Umsetzung bereit erklärt. So ein Gehorchender begreift, warum er soll, was er soll, und folgt entsprechend willig. Er leistet kein „blinden“ Gehorsam, sondern einen „sehenden“. Er wird nicht zur Marionette des anderen, sondern „denkt mit“. Und weil das gut ist, machen wir's auch in der Erziehung so, dass wir unseren Kindern möglichst erklären, warum sie etwas sollen. Allerdings: was passiert, wenn sie's nicht einsehen? Müssen sie dann nicht mehr gehorchen – oder müssen sie's trotzdem? An dem Punkt wird es kritisch. Denn es ist zwar ideal, wenn der Mensch einer Weisung mit Einsicht folgt. Doch wenn er das zur Bedingung erhebt und anderenfalls nicht folgt, wo bleibt dann der „Gehorsam“? Wollten sich Soldaten darauf beschränken, nur die Befehle umzusetzen, die ihnen einleuchten, käme die Armee bald in Schwierigkeiten. Denn wer vom Tagesbefehl erst wortreich überzeugt werden muss und anderenfalls nicht mitmacht, gehorcht faktisch nicht seinem Offizier, sondern dem eigenen Ermes-

sen. Dieser Befehlsempfänger macht sich zum Richter über die Verbindlichkeit des Befehls. Und im Grunde hat er damit mehr Macht als der, der ihn führen soll! Das kann's also auch nicht sein, was das Neue Testament unter „Gehorsam“ versteht. Denn Christus, der Herr, ist nicht gekommen, um seinen Jüngern unverbindliche Vorschläge zu unterbreiten. Worin besteht dann aber jener „echte“ Gehorsam, der zum Glauben gehört und mit dem Glauben fast identisch ist, weil er sich Gottes Wort „gesagt sein lässt“? Ich meine dieser „echte“ Gehorsam schaut allein auf die Person – und folgt Weisungen und Ansagen nur um der Person willen, die er achtet wie keine andere. Es ist die Bindung an diesen speziellen Menschen, die der Forderung ihr Gewicht verleiht. Und je mehr der Mensch „echte Autorität“ besitzt, umso weniger hat er es nötig, „autoritär“ aufzutreten. Wo das Vertrauen tief, und der Gehorsam echt ist, bedarf es keines Zwangs und keiner Überredung. Und genau so sehen wir's bei Jesus, dem seine Jünger aus freien Stücken folgen – und ohne für jeden Schritt erst eine Begründung zu verlangen. Jesus redet in „Vollmacht“, ganz anders als die Priester (Mt 7,29; Joh 7,46; Mk 1,22.27; Lk 4,32). Durch ihn redet sein himmlischer Vater. Und viele, die ihn hören, spüren das so unmittelbar, dass er ihren Gehorsam nicht erst durch Überredung gewinnen oder durch das Versprechen eines Lohns erkaufen muss, sondern seine Weisungen sind verbindlich um der Person willen, die sie gibt. Jesus selbst sind die Jünger verbunden. Und bei dem, was er fordert, gehen sie mit, weil er es ist, der es will. Das Gewicht seiner Worte beruht weder auf äußeren Machtmitteln noch auf Argumenten oder Bitten, sondern einfach auf der Hochachtung der Person, die den Jüngern unmittelbaren Respekt und Vertrauen einflößt. Sie gehorchen Jesus nicht, weil sie seine Entscheidungen prüfen und für gut befinden, sondern weil sie ganz ungeprüft darauf vertrauen, von diesem Mann auf die bestmögliche Weise geführt zu werden. Sie kontrollieren das nicht erst, um hinterher loyal zu sein. Sondern die Jünger gehorchen, weil sie sich mit ihrem Herrn identifizieren und den Konsens mit ihm höher schätzen und mehr wollen als alles andere, was sie sonst noch wollen könnten. In ihrem Gehorsam sind sie fest „gebunden“ – und als Schüler ihrem Meister verpflichtet. Und doch sind sie's jederzeit „aus freien Stücken“. Denn ihr Glaubens-Gehorsam kennt keinen Gegensatz von „heteronom“ und „autonom“, sondern ist Selbstbestimmung zur Fremdbestimmung. Ja, Glaubens-Gehorsam ist der seltsame Eigensinn, unbedingt mit dem, an den man glaubt, „eines Sinnes“ sein zu wollen. Und dies erstrebend lehnt es der Gehorchende ab, eigene Wege zu gehen. Er möchte nicht durch abweichendes Wollen die kostbare Gemeinschaft in Frage stellen. Vielmehr ist es seine Entscheidung, das Entscheiden dem Herrn zu überlassen. Denn einerseits geht ihm dessen Gemeinschaft über alles. Und andererseits vertraut er ihm mehr als sich selbst. Der Jünger sieht in seinem Gehorsam nichts anderes als die höchste Betätigung seiner Freiheit. Er folgt darin keinem fremden Impuls, sondern allein seinem eigenen Bedürfnis, das darin besteht, jenem Führenden „durch dick und dünn“ zu folgen. Sich von Christus bestimmen zu lassen, hält er für die ihm gemäße Form der Selbstbestimmung. Und mit seinem Herrn im Konsens zu stehen, macht für ihn gelingendes Leben aus. Daher ist jener Glaubens-Gehorsam, den das Neue Testament fordert, kein äußerer Zwang, ist aber für den, der Gott hingegeben leben will, eine innere Notwendigkeit. Und die vielen biblischen Gestalten, bei denen Glaube und Gehorsam untrennbar zusammenfallen, bestätigen das. Noahs Gehorsam ist berühmt, weil er sein Schiff baut auf trockenem Land, während von der Sintflut weit und breit noch nichts zu sehen ist. Abraham erweist sich als gehorsam, weil er seine Heimat verlässt, ohne zu wissen, wohin Gott ihn führen wird. Und am Ende ist er sogar bereit, seinen Sohn zu opfern, obwohl ihm Gottes Befehl völlig unverständlich sein muss. Der Prophet Jeremia bleibt gehorsam, auch wenn er sich mit Gottes Wort furchtbar unbeliebt macht. Er hält seinen Kurs, während er verfolgt, verlacht, verprügelt und um Gottes willen von allen gehasst wird. Und Daniel, dem durch königli-

ches Gesetz das Beten verboten wird, gehorcht Gott mehr als allen Menschen – selbst, wenn ihn das direkt in die Löwengrube bringt. Jesus gibt in eigener Person ein Beispiel eisernen Gehorsams, als er in der Wüste dreimal vom Teufel versucht wird. Und im Garten Gethsemane ringt er sich dazu durch, dem Willen des Vaters unbeirrt zu folgen, obwohl ihn das am nächsten Tag das Leben kostet. Auch bei Stephanus, Petrus und Paulus könnten wir beobachten, wie Glaube und Gehorsam Hand in Hand gehen. Denn Glaube ist eine Beziehung, die wir nur wahren können im Konsens mit dem, an den wir glauben. Glaube wäre nicht echt, wenn er die Preisgabe des menschlichen Eigensinns nicht mit einschliesse. Glaube begreift, dass kein anderer als Gott das Sagen hat! Und so gehorcht er nicht, wie ein bezahlter Söldner gehorcht um des Lohnes willen, nicht, weil er unbedingt in den Himmel will, nicht, weil er gezwungen wäre oder durch tausend Argumente überredet würde. Sondern der Gläubige folgt Gottes Weisungen, weil er ihm nahe sein möchte und ihm nicht nahe sein kann, wo er ihn nicht „Herr“ sein lässt, über alles. „Selbstbestimmung zur Fremdbestimmung“ ist die logische Konsequenz, wenn man in Jesus den Christus erkennt. Und der Glaubens-Gehorsam manifestiert sich dann ganz von selbst in der entsprechenden Lebensführung. Denn eine positive Bindung an Gott kann nicht gelebt werden, ohne die gleichzeitige Bindung an seinen Willen und sein Wort. Man kann nicht „bei“ Gott sein – und zugleich „gegen“ ihn. Widerwillig wird man nicht „eins“ mit ihm! Und doch muss sich der Mensch zum Gehorsam nicht groß „verbiegen“, weil es ja gleichermaßen gegen seine Einsicht wie gegen sein Interesse wäre, mit dem Schöpfer zu streiten. Menschlicher Eigensinn kann gegen Gott niemals Recht behalten, weil ein natürliches Gefälle besteht, dass dem Allmächtigen zweifellos erlaubt, über uns zu gebieten. Der Schöpfer des Universums hat Eigentumsrecht und Verfügungsrecht über alle Kreatur! Dazu kommt aber, dass Gott in der Regel gar nichts Schweres fordert, sondern, wenn wir seine Gebote eins nach dem anderen durchgehen wollten, fänden wir lauter Dinge, die uns selbst guttun und unsere Beziehung zu Gott und den anderen Menschen gesund erhalten. Gottes Weisungen führen auf einen guten Weg, der uns zuletzt in den Himmel bringt! Das Evangelium gebietet in erster Linie, dass wir uns durch Gottes Gnade retten lassen! Und verboten werden uns nur die Dummheiten, mit denen wir uns selbst schaden und der Gnade im Weg stünden! Was liegt also näher, als freudig zu gehorchen? Als Christen verwerfen wir die Möglichkeit, anders zu wollen, als Gott will. Denn unser Leben gelingt genau in dem Maße, wie wir mit Gott im Konsens bleiben. Wir versuchen gar nicht erst, eigensinnig gegen ihn Recht zu behalten. Denn wenn sein Wille und unserer in verschiedene Richtungen auseinanderstrebten – was hätten wir davon? Wir würden in diesem Fall das Bessere erkennen – und trotzdem das Schlechtere tun! Und diese Inkonsequenz, dass wir unserer besseren Einsicht nicht folgen, ginge als ein tiefer Riss durch unser ganzes Dasein. Der innere Widerspruch, dass sich ein Gewächs von der eigenen Wurzel losreißen will, zerstörte nicht nur die Integrität unserer Person, sondern offenbarte auch täglich, dass es zwischen uns und Gott nicht mehr „stimmt“. So kläglich ist der Zustand eines Sünders! Der Glaubens-Gehorsam hingegen heilt den inneren Schaden – und fügt die Dinge wieder harmonisch zusammen. Denn da erkennt der Verstand, was Gott mit Recht fordert. Das Gemüt bejaht von Herzen, was der Verstand eingesehen hat. Der Wille beugt sich vertrauensvoll der höheren Autorität. Und der Leib setzt diese Beugung in Worte und Taten um. Zuletzt steht einer mit sich und mit Gott völlig im Einklang – und das ist wunderschön! Warum widerstreben wir dann aber? Wenn's nie einen echten Vorteil bringen kann, den eigenen Willen vom Willen Gottes abzuspalten, welcher Teufel reitet uns, dass wir's trotzdem tun? Vielleicht denken sie nun, Überlegungen zum Gehorsam müssten darauf hinauslaufen, dass man am Ende schimpft und mehr Disziplin verlangt. Doch – was nützte das wohl? Wer kann sich denn schon zum Guten zwingen, wenn er das Gute nicht liebt? Und umgekehrt – wer

muss sich zum Gehorsam erst noch zwingen, wenn er starken Glauben hat und folglich Gottes Liebe zum Guten teilt? Es stimmt etwas nicht mit unserem Gehorsam, solange er schwer fällt und Anstrengung erfordert! Denn echter Gehorsam ergibt sich ganz von selbst aus einer gesunden Gottesbeziehung. Wer Gott bejaht, wird das Böse ganz von selbst verneinen und wird davor dieselbe Abscheu empfinden, die auch Gott empfindet. Dass die Liebe echt ist, erkennt man daran, dass die Treue Spaß macht – das gilt nicht nur für Paarbeziehungen, sondern auch für die Gottesbeziehung! Was besagt es also, wenn wir uns mit saurer Miene zum Gehorsam zwingen müssen? Dass die Liebe echt ist, erkennt man daran, dass die Treue Spaß macht. Wenn sie dagegen schwer fällt, und wir unter Gottes Geboten jammern und klagen als wären es schlimme Einschränkungen, ja, wenn uns das Gute wie ein enges Korsett vorkommt, das unsere freie Entfaltung stört: was stimmt dann nicht mit uns? Wo die Liebe echt ist, empfindet man die Treue nicht als eine bittere Pflicht. Da muss man auch nicht erst überredet oder gemahnt werden, da braucht's weder Drohung noch Bestechung. Sondern wo die Liebe echt ist, fällt's einem gar nicht ein, die Beziehung aufs Spiel zu setzen. Und Disziplin ist dann ein Kinderspiel, denn es hat sowieso nichts größeren Reiz als eben der, den man liebt! Wenn's aber zwischen uns und Gott nicht so steht, dann ist unser Ungehorsam nur das Symptom einer tiefer liegenden Schadens. Und ein bloß äußerlich erzwungener Gehorsam könnte den niemals heilen, sondern wäre genauso wenig wert, wie eine erzwungene Treue. Tatsächlich verrät mangelnder Gehorsam einfach mangelnden Glauben. Und er ist nicht anders heilbar als durch stärkeren Glauben. Empfindet das einer als Qual, seiner Frau treu sein zu müssen, so liebt er sie nicht. Und empfindet er es als Qual, dass er Gottes Weisung folgen soll, ist es ganz dasselbe. Es ist ihm dann eben die Gemeinschaft mit Gott nicht wichtig genug. Und beteuert er trotzdem, sein Glaube sei echt und innig, dementiert sein Verhalten das sofort. Denn das Herz ist ja nicht dabei. Bin ich aber mit dem Herzen nicht dabei, kann ich Treue und Gehorsam nur simulieren. Alles bleibt Krampf, Heuchelei und Mühsal. Und auf solche Jünger, für die das Gute ein „Krampf“ ist, kann Jesus verzichten. Denn „unechter“ Gehorsam ist genau das, was er an den Pharisäern so verabscheut. Sollte man das Nachdenken über den Gehorsam also mit Appellen beschließen, mit Drängen, Mahnen, Schimpfen, Drohen, Locken? Ach, nein. Es ist deutlich genug, vor welcher Alternative wir stehen. Und wie es der Einzelne nun haben will, muss jeder bei sich selbst erforschen. Gott aber helfe uns allen zu der völligen Klarheit und Konsequenz jenes guten Gehorsams, der uns zugemutet werden kann – und auch wirklich zugemutet wird.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

In Christus verschwinden

Manchmal ist es besser, nichts zu haben. Denn wer viel hat, kann auch viel verlieren. Wer aber nichts hat, reist mit leichtem Gepäck. Wer viel besitzt, muss aufpassen, dass ihm nichts gestohlen wird oder kaputtgeht. Das „drum kümmern“ macht ihm viel Kummer. Doch einem nackten Mann greift keiner in die Tasche. Weil er keine Aktien hat, machen ihm die Kurse keine Sorgen. Und da er nirgends „an der Spitze steht“, will ihn auch niemand verdrängen. Ganz entsprechend gibt es aber auch eine „erstrebenswerte Armut“ in geistlichen Dingen, die ich empfehlen möchte. Denn in dem Eifer, „gute Christen“ zu sein, laden sich manche auf, was gar nicht ihre Sache ist. „Ich brauche einen starken Willen,“ sagen sie, „um mich eindeutig für Gott zu entscheiden. Ich brauche eiserne Disziplin, um endlich meine Sündenlast zu reduzieren. Ich brauche einen starken Glauben, um meine Zweifel niederzuringen. Und ich muss noch ganz viel über die Bibel nachdenken, um ihre Wahrheit gegen jedes Argument zu verteidigen. Gute Werke brauche ich, um mich in der Nächstenliebe zu üben. Ich will ausdauernd beten – und zudem andere Menschen für den Glauben gewinnen!“ Solcher Eifer ist lobenswert und verständlich. Als Christ möchte man vorankommen und nicht mit leeren Händen dastehen. Doch kann man gerade so in eine Falle laufen. Denn wer die Bedingungen seines Heils selbst gewährleisten will, nimmt diese Verantwortung Christus aus der Hand. Und er wird bitter erfahren, dass er sie selbst nicht tragen kann. Denn unser Zustand als Christ bleibt immer anfechtbar. Und immer steht ein Kritiker bereit, der unsre Fortschritte madig macht. Er sagt: „Was denn, ist das schon alles, was du drauf hast? Dein angeblich so entschiedener Wille ist doch gar nicht so fest – das kannst du ruhig zugeben. Denn wenn du im Glauben vorangekommen wärst, würdest du nicht immer dieselben Fehler begehen. In Wahrheit hast du in all den Jahren gar nichts erreicht. Beim Beten bist du immer noch unkonzentriert. Wenn du deine Bibel liest, verstehst du vieles nicht. Und keiner deiner Freunde hält dich für ein großes Vorbild der Nächstenliebe. Es ist sehr wenig, was du vorweisen kannst!“ Unsere Reaktion ist vielleicht, dass wir uns ärgern und uns noch mehr anstrengen wollen, um jeden Zweifel am eigenen Christ-Sein zu zerstreuen. Aber – ist das der richtige Weg? Wir kommen da nie an einen Punkt, wo es „genug“ wäre. Und ich empfehle darum, die Verantwortung für den eigenen Gnadenstand schleunigst wieder in die Hand Christi zurückzulegen. Denn da gehört sie hin. Und nur wenn sie bei Christus liegt, finden wir Frieden, weil wir für unsere Erlösung tatsächlich nicht zuständig sind. Zur eigenen Erlösung bewusst keinen (!) Beitrag zu leisten, das ist die „erstrebenswerte Armut“, die ich empfehle. Denn dass ein Mensch bei Gott „gut ankommt“, ist keine Frage des Trainings, sondern im Gegenteil – Gott gegenüber werden wir besser, je weniger wir uns selbst und je mehr wir ihm zutrauen. Die Aktivität, die uns geistlich voranbringt, ist nicht unsre, sondern seine Aktivität. Und menschlicher Leistungswahn stört dabei mehr, als dass er etwas nützt, weil das Evangelium in diesem Punkt völlig klar ist: Nicht wir erwählen Gott zu unserem Herrn durch unsere Entschiedenheit, sondern er erwählt uns in völliger Freiheit zu seinem Volk. Und die Festigkeit der Bindung beruht dann auch gar nicht auf unsrer, sondern auf Gottes Willensstärke. Tatsächlich glaubt nicht unser Menschengest (der in diesen Dingen völlig blind und vernagelt ist), sondern Gottes heiliger Geist glaubt in uns. Und derselbe Geist Gottes vertritt uns auch im Gebet. Christliche Gewissheit wird nicht von unsresgleichen logisch „demonstriert“ und argumentativ „abgesichert“, sondern stellt sich ein, wo Gott sie schenkt. Und über die Macht, unsere Sünde zurückzudrängen, verfügen auch nicht wir, sondern Christus allein. Die Gerechtigkeit, die vor Gott etwas gilt, ist Christi eigene Gerechtigkeit, die Gott uns zugute hält. Und die guten Werke, die wir zu Wege bringen, wer-

den von Gott in uns gewirkt. Soweit unsere Erkenntnis etwas taugt, stammt sie aus Gottes Weisheit. Unser irdisches Vermögen ist uns vom Schöpfer geliehen, alle Kräfte und Begabungen hat er uns gegeben. Und das Evangelium, von dem wir leben, ist erst recht nicht unser Wort, sondern Gott hat's geredet und er allein garantiert auch seine Wahrheit. Darum – was von alledem gehört uns oder verdankt sich unserem Bemühen? Wir haben nichts anders als durch Gottes Gnade, und haben nichts von uns selbst, sondern haben alles Gute nur, weil Gott uns an seinem Gut teilhaben lässt. Wir leben komplett auf seine Rechnung und sind Gäste seines Hauses. Wir selbst haben keinen Cent in der Tasche – und werden dennoch gut versorgt. Denn Christus stellt sicher, dass wir alles nutzen dürfen, was nicht uns, sondern ihm gehört – sei es nun seine Gerechtigkeit, Heiligkeit oder Ewigkeit. Und eben das ist die Lebensform des Christen, dass wir uns keines Dinges rühmen, außer, dass wir unter Gottes Schutz stehen. Auf uns selbst gesehen sind wir bettelarm, und die Welt findet an uns wenig, das sich zu rauben lohnte. Doch eben diese Armut ist erstrebenswert. Denn je ärmer wir in uns selbst sind, desto besser kann Christus für uns sorgen. Wer als Gast im Haus seines Freundes und von den Gütern seines Freundes leben darf, muss sich über seine persönliche Armut keine Gedanken machen, sondern wird „freigehalten“ und kann bei jeder Anfrage auf seinen Freund verweisen, dem das Haus gehört. Kommt aber einer mit böser Absicht um die Ecke und will ihn angreifen, so läuft er ins Leere. Denn was dem Gast nicht gehört, kann man ihm auch nicht rauben. Der Böse, der mich angreift, findet vielleicht, mein Wille sei schwach. Und ich gebe es zu, er hat mich ertappt! Aber das einzugestehen, macht mir nichts aus, denn meine Zuversicht ruht ja nicht auf meinem, sondern auf Gottes Willen. Und der ist für alles stark genug. Mein Gegner findet vielleicht, ich sei ein ganz mieser Christ und stecke immer noch fest in mancherlei Lastern und Sünden. Und ich fürchte, er hat recht! Doch Christus hat all meine Schuld auf sich genommen. Er will nicht, dass sie mich weiter bedrückt. Und so darf mich niemand verdammen. Mein Gegner spottet vielleicht, ich könnte das ja gar nicht beweisen, was ich da glaube. Und er hat recht! Aber ich muss auch nichts beweisen, denn alles, was ich glaube, beruht auf Gottes Wort. Das ist genauso verlässlich wie der, der's geredet hat. Und wenn einer dagegen stänkern will, weil es seinem Verstand nicht einleuchtet, so muss er das mit Gott ausmachen und muss ihn zwingen, dass er sein Wort zurücknimmt. Weil das aber keinem gelingt, erwarte ich den Ausgang der Sache ganz gelassen. Mein Gegner lacht vielleicht, weil meine Tugenden kümmerlich sind, meine Einsicht gering und meine Werke kläglich. Und leider hat er recht! Doch beruht meine Zuversicht gar nicht auf dem, was ich tue, sondern auf dem, was Christus für mich tat. Und das war ein- für allemal genug. Der Gegner droht vielleicht, ich würde eines Tages trotzdem sterben. Und er hat recht! Aber wenn Christus doch will, dass ich mit ihm auferstehen und mit ihm ewig leben soll – ist Christus dann nicht „vital“ genug für uns beide? Sie sehen, was an der geistlichen Armut so reizvoll ist. Ich muss da keinen Besitz verteidigen, weil ich von fremdem Besitz lebe. Ich muss nicht Stärken simulieren, wo ich keine habe. Und ich muss mich im Kampf auch gar nicht bewähren, denn ich lasse mich überhaupt nicht drauf ein und nehme die Herausforderung nicht an, sondern erkläre mich für unzuständig. Der Teufel wirft mir den Fehdehandschuh hin, ich aber reiche ihn direkt an Christus weiter. Denn wer mein Heil, meinen Trost und meinen Frieden ins Wanken bringen will, muss sich an Gottes Sohn halten, der mir das alles übereignet hat. Den Streit mit Christus wird er aber bald verlieren und wird gar nichts erreichen, weil Gottes Sohn nicht zurücknimmt, was er versprach. Nicht mit mir muss der Feind fechten, sondern mit meinem Gott, der mir erlaubt hat, von seiner Gnade zu leben. Und weil der Ausgang dieses Streits schon feststeht, bin ich ohne Sorge. Freilich – hinge auch nur der geringste Teil meiner Erlösung von mir selbst ab, wär's bald um mich geschehen. Ich würde es garantiert verbocken und

verderben. Mein Heil würde mir entgleiten wie ein glitschiges Stück Seife, ich würde es fallenlassen und hätte Christi Plan ruiniert! Aber eben, weil er das weiß, hat Gott mir in weiser Voraussicht alles aus der Hand genommen. Er hat mir die Entscheidung über mein Heil nicht überlassen, sondern hat sie lieber selbst getroffen. Er wollte verhüten, dass mir meine Dummheit weiter schadet. Darum hat er mich gleich bei meiner Taufe für sich reklamiert und mir die Zugehörigkeit in jedem Abendmahl neu bestätigt. Wenn ich diese Zuwendung aber nicht verdiene, was ändert das schon? Wenn es Gott gefällt, dass Gnade vor Recht ergeht, wer will ihn eines Besseren belehren? Man mag noch so viele Fehler an mir finden – ich leugne sie nicht! Aber statt mich zu rechtfertigen, verweise ich auf Christus. Und da ich nichts Eigenes vorweise, beweise oder verteidige, kann's mir auch keiner wegnehmen, widerlegen oder aus der Hand schlagen, sondern im Gegenteil – je ärmer man mich findet, um so klarer tritt zu Tage, worin mein Reichtum besteht. Christus selbst ist mir Weg, Wahrheit und Leben, er ist mir Gerechtigkeit, Friede und Ruhm. Und nichts davon kann mir genommen werden, solange man mir nicht Christus nimmt. Dem aber steht Christi Treue entgegen. Und wenn auf die Verlass ist – was soll dann noch passieren? Natürlich wird in Stürmen der Krankheit und des Todes etwas vom Christen untergehen. Aber es wird nur das sein, was er langfristig nicht mehr braucht. Was an der Person „von Adam“ war, muss und soll verschwinden. Doch das andere, das „in Christus“ neu geboren wurde, wird mit Christus ewig leben. Und daraus folgt die herrliche Gelassenheit dessen, dem nichts Wesentliches genommen werden kann, solange ihm Christus bleibt. Seine Seele hat sich (je länger, je mehr) in Christus hinein gerettet und ist nach und nach ganz in Christus verschwunden. In der Welt findet man aber nur noch Reste, die sie auf ihrem Weg zu Christus verloren und zurückgelassen hat, wie abgelegte Kleider. Sie sind der Seele entbehrlich geworden und werden nicht vermisst. Sondern im Gegenteil – je mehr die Seele schon im Leben einbüßte, desto leichter fällt ihr das leibliche Sterben. Denn was ihr die Zeit schon nahm, muss sie am Ende der Zeit nicht noch „loslassen“. So eine Seele ist beneidenswert „arm“ und „leicht“ geworden. Sie hat in Christus an allem genug. Und jenseits dessen macht sie keine Ansprüche geltend. Sie ist in Christus hinein verschwunden – und wer ihr übel will, findet keine Angriffsfläche. Denn egal, aus welcher Richtung er sie angreift, er trifft doch immer nur auf Christus. Und von dem muss er die Finger lassen. Freilich, wer darf sagen, er sei diesen Weg schon zu Ende gegangen? Wer ist in sich selbst schon ganz „arm“ und in Christus „reich“ geworden? Nur, wer sich und das Seine wirklich zurückgelassen und den „alten Menschen“ verleugnet hat. Denn sich vor Gott „arm“ zu stellen und heimlich „reich“ zu bleiben – das funktioniert natürlich nicht (Apg 5,1-11). Auf Gottes Willen setzen und auf den eigenen, Gottes Weisheit folgen und der eigenen, Vergebung erbitten und doch stolz bleiben – das kann nicht gelingen! Und so ist die geistliche Armut kein ganz leichter Weg. Wer in sich arm ist, dem wird zwar Christus zu seinem Reichtum. Doch wer in sich reich bleiben will, der hat an Christus keinen Teil. Und möchte einer beides verbinden, um zugleich vor der Welt und vor Gott etwas zu gelten, wird er beides verfehlen. Gewiss fällt es uns schwer, uns gerade da herauszuhalten, wo unser Heil auf dem Spiel steht. Aber die umfassende Stellvertretung durch Gott darf der Mensch nicht stören. Es ist nicht nur Stellvertretung in Fragen der Schuld (wie wir das zu denken gewöhnt sind), sondern auch Stellvertretung in Fragen der Erkenntnis, der Macht und der Lebendigkeit. Und überall, wo ich mich naseweis in Gottes Werk hineinmische, stehe ich ihm im Weg, nehme ihm Dinge aus der Hand und werde dann in allem angreifbar, worüber sich mein Eigensinn erstreckt. Was wollen wir also bitten? Wollen wir darum bitten, in uns selbst und durch uns selbst stark zu sein? Wollen wir nicht lieber bitten, dass Gott stark sei in uns? Mache uns also arm, Herr, und entleere uns gründlich von allem Eigendünkel, von allem Geltungsdrang und aller Aufgeblasenheit. Fülle aber die entste-

hende Leere restlos mit deiner Gegenwart. Denn solche Armut macht uns dann reich. Und von solcher Armut kriegen wir nicht genug.

Wer mit Luthers Sprache zurecht kommt, findet hier in Kürze, was ich oben in eigenen Worte entfaltet habe:

„Die Heiligen müssen sich mit dem Teufel raufen, und mit dem Tode beißen, es schaffe der Verfolger Krieg oder Pestilenz und andere Krankheit und Gefahr des Lebens. Es ist aber in solchem Kampfe das Allerbeste und Nächste zum Siege, dies Liedlein der Heiligen lernen singen, das ist, sich selbst verleugnen, und an die rechte Hand Gottes sich hängen. So geschieht dem Teufel eine große Schalkheit, dass er leer Stroh zu dreschen findet; nämlich also: Ich will nichts sein, alle meine Macht soll der Herr sein, wie droben gesagt ist. Wenn ich das tue, so bin ich rein ausgeleert von mir selbst und alle dem, das mein ist, und kann sagen: Was sighest du, Teufel? suchst du gute Werke, und meine eigene Heiligkeit zu tadeln vor Gott? Je, habe ich doch keine; meine Macht ist nicht meine Macht, der Herr ist meine Macht. Lieber, räuſ mich in der Hand, oder zähle Geld aus ledigem Beutel. Suchst du aber meine Sünde zu verklagen? Je, habe ich doch auch keine. Hier ist die Macht des Herrn, die magst du immerhin verklagen, bis du satt werdest; ich weiß weder von Sünden noch von Heiligkeit in mir; nichts, nichts weiß ich, denn von Gottes Kraft in mir. Gar fein wäre es (sage ich), wer so von sich selbst lassen könnte, und den Teufel spotten mit der leeren Tasche; gleichwie jener arme Hauswirt den Dieb spottete, den er bei der Nacht in seinem Hause ergriff, und sprach: Ach, du törichter Dieb, willst du bei finsterner Nacht etwas hierin finden, und ich kann bei lichtigem Tage nichts hinnen finden. Denn was will der Teufel machen, wo er so eine ledige Seele findet, die ihm weder auf Sünde noch Heiligkeit antworten will? Da muss er lassen alle seine Kunst, beide Sünde aufblasen und gute Werke schänden, und wird gewiesen auf die rechte Hand Gottes, die muss er wohl mit Frieden lassen. Fällst du aber von diesem Liede, und er ergreift dich in deinen Sünden oder guten Werken, und gestehst ihm seiner Disputation; dass du ihm zusehen und hören willst; so soll er dich zurichten, wie er dich nach seinem Wunsch gerne hat, dass du Gott mit seiner rechten Hand, und alles vergessest und verlierest (...).“

Martin Luther (Walch 2. Ausg. Bd. 5, Sp. 1225-1226)

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Transzendenz und Offenbarung Gottes

Es gibt nichts Peinlicheres, als wenn jemand über Dinge redet, von denen er nichts versteht. Und doch erleben wir das ziemlich oft. Da führt jemand kluge Reden über Kindererziehung und hinterher stellt sich heraus, dass er selbst gar keine Kinder hat. Da lässt sich jemand über die Probleme der Landwirtschaft aus, und man erfährt, dass er nie einen Stall von innen gesehen hat. Da schwärmt einer von der Schönheit fremder Länder, und wenn man genauer nachfragt, dann ist er selbst noch gar nicht dort gewesen. Lächerlich und peinlich ist so etwas, wenn einer mit Erkenntnissen prahlt, die er mangels eigener Erfahrung gar nicht haben kann. Und was noch schlimmer sein dürfte: Wer in dieser Weise den Mund zu voll nimmt, der verliert seine Glaubwürdigkeit. Weil Glaubwürdigkeit aber ein hohes Gut ist, darum will ich der Frage nachgehen, wie glaubwürdig wir eigentlich als Christen sind, wenn wir von Gott sprechen. Es ist schließlich nicht wenig, was wir über ihn zu sagen haben.

Wir sprechen von Gottes Macht und Wille, von seinem Zorn und seiner Gnade, von seiner Vorsehung und sogar vom Verhältnis des Vaters zum Sohn und zum Heiligen Geist. Da ist es durchaus verständlich, dass Außenstehende kritisch nach dem Grund dieser Erkenntnisse fragen. „Woher wisst ihr das denn alles?“ fragen sie. „Seid ihr Christen denn schon im Himmel gewesen, dass ihr so genau wisst, wie es da zugeht? Nein? Und woher wisst ihr dann, dass Gott nicht vielleicht ganz anders ist als ihr denkt? Nehmt ihr den Mund nicht zu voll, wenn ihr behauptet, Gott zu kennen, den ihr genauso wenig sehen könnt wie alle anderen auch?“ Ich denke, wir müssen diesen Einwand ernst nehmen. Und ich will darum eine Geschichte aus einem Kinderbuch erzählen, die die Tragweite dieses Problems noch deutlicher machen kann. Es geht in der Geschichte um die Grenzen der Erkenntnis. Und ich will sie erzählen, weil sie ein Gleichnis unserer eigenen, menschlichen Situation ist:

In einem Teich lebten einmal ein Frosch und ein Fisch. Die waren gemeinsam aufgewachsen und verstanden sich so gut als wären sie Geschwister. Jedoch, so groß die Freundschaft auch war: Frosch und Fisch konnten doch nicht alle Erfahrungen miteinander teilen. Denn – das versteht sich – wenn der Frosch an Land hüpfte und auf den Wiesen am Teich Mücken jagte, dann konnte der Fisch ihm nicht folgen. Der Fisch musste unten im Teich warten, bis sein Freund zurückkehrte und ihm von der fremden Welt da oben erzählte.

Der Fisch war ausgesprochen neugierig. Und darum ließ er den Frosch ausführlich berichten über die Kühe auf der Wiese, über die Vögel und über die Menschen. Der Frosch gab auch bereitwillig Auskunft über alles, was er gesehen hatte: „Die Vögel haben Flügel und spitze Schnäbel“, sagte er, „die Kühe sind gescheckt und haben rosa Säcke mit Milch. Und die Menschen tragen Kleider und Hüte!“ Der Fisch gab sich große Mühe, sich all diese wundersamen Wesen vorzustellen, von denen der Frosch erzählte. Doch die Bilder, die in seiner Phantasie vor ihm aufstiegen, hatten wenig mit der Wirklichkeit zu tun. Stellte er sich Vögel vor, so sahen sie aus wie Fische – nur eben mit Flügeln und Schnäbeln. Stellte er sich Kühe vor, so sahen sie auch wie Fische aus – nur eben gescheckt und mit Eutern. Und das Bild, das er sich vom Menschen machte – na, das war eben ein Fisch mit Hut auf dem Kopf. Ganz unzutreffende Bilder waren das. Aber wie hätten sie auch zutreffend sein können? Der Fisch kannte eben vorwiegend Fische, und auch was er nicht kannte, stellte er sich zwangsläufig fischförmig vor. Er konnte sich vielleicht die Flossen wegdenken und das vorgestellte Bild durch Beine ergänzen. Er lauschte ja aufmerksam den Schilderungen des Frosches. Aber er blieb doch gefangen in seiner fischförmigen Bildwelt.

Unser armer Fisch war sehr verzweifelt darüber. Er sehnte sich danach, mit eigenen Augen wirkliche Vögel, Kühe und Menschen zu sehen. Und als der Wissensdurst ganz groß war, da sprang er einmal aus dem Wasser heraus ans Ufer, um den Streifzügen des Frosches zu folgen. Er wäre natürlich fast umgekommen dabei. Sein Freund der Frosch musste ihn schnell wieder vom Ufer in den Teich zurückschubsen. Als aber wieder das klare, kühle Wasser durch seine Kiemen strömte, da sah der Fisch es dann endlich ein, dass sein Horizont auf den Teich beschränkt bleiben würde. „Frosch ist Frosch“, sagte er. „Und Fisch bleibt Fisch.“

Nun, das Bilderbuch von Leo Lionni endet an dieser Stelle, wo der Fisch, der vergeblich gegen die Grenzen seiner Erkenntnis rebellierte, diese Grenzen schließlich akzeptiert. Er hat am Ende gelernt, sich zu bescheiden. Wie aber steht es mit uns? Sind wir Menschen, wenn wir Gott zu erkennen versuchen, nicht in ähnlich schlechter Lage? Sind wir nicht auch wie dieser Fisch, der sich alles, was er nicht kannte, fischförmig vorstellte? Neigen wir Menschen nicht dazu, uns Gott allzu menschlich und darum falsch vorzustellen? Zugegeben: Unser Horizont ist weiter als ein Teich. Aber auch unser Horizont ist begrenzt. Unser Teich ist die Welt, in der wir uns auskennen. Und von dem, was in der Welt ist, können wir uns ein zutreffendes Bild machen – wir haben schließlich Augen im Kopf. Gott aber ist kein Bestandteil dieser Welt. Er ist so sehr jenseits unseres Horizontes wie Kühe jenseits vom Horizont eines Fisches sind. Und wie es einem Fisch nicht recht gelingt, über die Grenzen seines Teiches hinauszudenken, so haben wir Schwierigkeiten, über die Grenzen unserer Menschenwelt hinauszudenken. Denn so wenig ein Fisch an Land klettern kann, um die Kühe mit eigenen Augen zu sehen – so wenig können wir in den Himmel aufsteigen, um Gott zu schauen. Unsere Sinne und unser Erkenntnisvermögen taugen für diese Welt. Aber sie taugen nicht dazu, Gottes Wirklichkeit zu erforschen. Gott ist uns zu hoch. Haben also die Recht, die sagen, Gotteserkenntnis sei unmöglich? Müssen wir unsere Hoffnungen begraben, wie der Fisch in der Geschichte es musste?

Nun, so aussichtslos ist es dann doch nicht. Denn wenn wir lange genug über jenen Teich nachdenken, finden wir ja eine Lösung für das Problem. Sie lautet ganz einfach: Wenn der Fisch nicht aus dem Teich heraus kann, so müssen eben die Landbewohner hinein. Es müsste ja nur einmal ein Mensch zum Baden in den Teich steigen oder eine Kuh müsste hineinfallen – dann hätte der Fisch die Chance, die Landbewohner mit eigenen Augen zu sehen. Die Sehnsucht des Fisches kann also durchaus erfüllt werden, ihm kann Erkenntnis geschenkt werden, seine Geschichte kann glücklich enden.

Und wie steht es mit unserer Sehnsucht nach Gotteserkenntnis? Grob gesagt folgt die Lösung hier derselben Logik: Wenn wir nicht über die Welt hinauskönnen, um Gott zu begegnen, dann muss Gott in die Welt hinein. Wenn Gott will, dass wir ihn erkennen, dann muss er sich in die Reichweite unserer Sinne begeben, er muss sich den Grenzen unserer Auffassungsgabe anpassen. Und das ist tatsächlich die Lösung des Problems. Es ist nicht nur eine Möglichkeit, es ist Wirklichkeit. Denn Gott **stieg** in unseren Teich. Der Herr des Himmels setzte vor 2000 Jahren seinen Fuß auf die Erde. Gott wurde Mensch in Jesus Christus. Er kam uns auf Augenhöhe entgegen. Und für diesen freundlichen Schritt Gottes, für sein großes Entgegenkommen, gibt es auch einen Begriff: Den Begriff der „Offenbarung“. Überall, wo die Heilige Schrift sagt, dass „Gott sich in Jesus Christus offenbarte“, da will sie uns auf diesen wunderbaren Vorgang hinweisen. Gott ist tief in unsere Wirklichkeit hineingetaucht, damit uns blinden Fischen in unserem Teich die Augen aufgehen. Der Schöpfer wollte seinen Geschöpfen nicht fern und fremd bleiben. Sondern er wollte uns alles offenbaren, was wir zu unserer Seligkeit wissen müssen. Seinen Willen hat er offenbart und auch seinen Zorn, seine Geduld und seine Barmherzigkeit, seine Strenge, aber auch seine Liebe, mit der er uns nachgeht, um uns zu erlösen.

All das ist offenbar, all das ist abzulesen an den Worten und Taten Jesu, an seinem Leben, Sterben und Auferstehen. Wenn wir also zu der eingangs aufgeworfenen Frage zurückkehren „Woher wisst ihr Christen denn, was ihr zu wissen behauptet?“, dann kann unsere Antwort nur im Begriff der Offenbarung liegen und im Verweis auf die Person Jesu Christi. Denn wir sind natürlich nicht in den Himmel hinaufgeflogen, um Gott in die Karten zu schauen. Wir verfügen nicht über einen siebten Sinn, durch den wir Gottes Geheimnisse ausspionieren könnten. Wir geben den Kritikern gerne zu, dass die Neugier und der Forscherdrang eines Christen an dieselben Grenzen stoßen, die alle anderen Menschen auch spüren. Aber wir wissen von Gott das, was er uns hat wissen lassen in seiner Offenbarung. Gäbe es sie nicht, so wäre es in der Tat besser, von ihm zu schweigen wie von einem großen, unerforschlichen Geheimnis. Da haben die Kritiker Recht: Wovon man nichts versteht, darüber soll man schweigen. Wenn aber Gott in Jesus Christus Mensch wurde und zu uns geredet hat – können wir dann so tun als hätten wir nichts gehört? Nein, nachdem uns in Gottes Offenbarung ein Licht aufgegangen ist, dürfen wir dieses Licht nicht unter den Scheffel stellen. Vielmehr sollen wir es aller Welt leuchten lassen, indem wir Gottes Wort ausbreiten. Indem wir das aber tun, müssen wir einige Grenzen beachten:

1. Wenn wir über Gott nachdenken und reden, dürfen wir nie vergessen, dass Gott immer das Subjekt seiner Offenbarung bleibt. Er wird niemals zum Objekt menschlichen „Enthüllens“, denn nicht wir „erforschen“ ihn, sondern er erschließt sich uns. Das Gefälle zwischen Gott und uns lässt gar nichts anderes zu. Und wer das weiß, wird sich Gott nie mit zudringlicher Neugier nähern.
2. Wenn wir nicht ungehörig von Gott daherschwatzen wollen, dürfen wir nicht „zu viel“ sagen. Nur das, was in der Offenbarung enthalten ist, kann Anspruch erheben, Gotteserkenntnis zu sein. Hüten wir uns also davor, etwas hinzuzudichten und eigene Gedanken als Gotteserkenntnis auszugeben, wenn wir sie nicht aus dem Neuen Testament belegen können.
3. Wie wir uns hüten müssen, etwas hinzuzufügen, so müssen wir uns auch hüten, etwas wegzulassen und dann „zu wenig“ zu sagen. Wir sollen nicht nur hören, was uns einleuchtet oder gefällt, sondern sollen alles zur Kenntnis nehmen, was Gott uns wissen lässt. Nicht nur freundliche, sondern auch strenge Worte. Nicht nur Tröstungen, sondern auch Mahnungen.
4. Obwohl Gott uns in sein Herz schauen lässt, ist Gottes Selbstoffenbarung nie zu verwechseln mit Selbstentblößung. Gott wird offenbar, aber nicht offensichtlich in der Welt. Er liegt nie vor uns wie ein aufgeschlagenes Buch. Vielmehr wahrt er auch in der Offenbarung sein Geheimnis – und kann erwarten, dass wir es respektieren.
5. Gott offenbart nicht irgend etwas (allgemeine Wahrheiten z.B.), sondern sich selbst (in seinem Verhältnis zu uns). Gottes Offenbarung ist darum keine „Information“, die man zur Kenntnis nehmen könnte, ohne davon betroffen zu sein. Vielmehr schafft Offenbarung das Faktum einer Beziehung, die unser Leben verändert, weil Gott darin den Dialog mit uns eröffnet: Sein Wort sucht unsere Antwort.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Verborgenheit und Wegweisung

Wenn man irgendwo unterwegs ist und nach dem Weg gefragt wird, kann man die seltsamsten Dinge erleben. Ich war einmal in der Stadt, da hielt ein Auto neben mir. Ein Mann stieg aus und fragte mich nach dem Weg. Ich kannte sein Ziel und beschrieb ihm den Weg: „Sie sind schon ganz in der richtigen Richtung“, sagte ich. „Aber da vorne bei der Ampel müssen sie noch rechts abbiegen und die zweite Querstraße, die ist es dann schon.“ Der Mann nickte und wiederholte die Wegbeschreibung: „Hier also geradeaus, an der Ampel rechts, zweite Querstraße“. Er bedankte sich und stieg in seinen Wagen, wendete dann aber zu meiner Verblüffung und brauste in die entgegengesetzte – falsche! – Richtung davon.

Donnerwetter, dachte ich – sollte ich mich so missverständlich ausgedrückt haben? Oder hat er es sich plötzlich anders überlegt? Was ist los mit dem, dass er erst nach einer Wegbeschreibung fragt und sich dann doch nicht daran hält? Nun – ich habe es nie herausgefunden. Denn ich traf den Mann ja nicht wieder. Doch im Nachdenken über sein Verhalten wurde mir bewusst, dass im Zusammenhang mit solchen Auskünften noch mehr merkwürdige Dinge geschehen.

Es gibt nämlich auch Menschen, die fragen nach dem Weg, und wenn man den Weg dann beschreibt, wird man von ihnen in eine Diskussion verwickelt. Man sagt: „Es ist ganz einfach. Gehen sie hier geradeaus, an der Ampel rechts und dann in die zweite Querstraße“. Sie aber antworten: „Wäre es linksherum nicht kürzer?“ „Oder könnte man auch durch die Unterführung gehen?“ „Ginge es mit der Straßenbahn schneller?“ „Oder vielleicht – wegen der Baustelle – ganz anders: über den Opernplatz?“ Die eigene Wegbeschreibung, die man eigentlich ganz einleuchtend fand, wird in Frage gestellt. Man beginnt, die gegebene Auskunft zu rechtfertigen. Und zugleich wundert man sich. Denn wenn der andere meint, er wüsste besser, wie er zum Ziel kommt – warum fragt er mich dann überhaupt? Seltsam sind diese Leute, die sich auskennen und trotzdem fragen.

Der Gipfel sind aber die Vertreter der dritten Gruppe, die offenkundig orientierungslos sind und sich trotzdem nicht helfen lassen. Man sieht diese Leute mit dem Stadtplan in der Hand umherirren. Und es ist klar zu erkennen, dass sie etwas suchen. Sie lesen Straßenschilder, drehen ihre Karte hin und her und schimpfen dabei. Aber sie laufen lieber dreimal um denselben Häuserblock, als dass sie jemanden fragen. Vielleicht sind sie schüchtern, denkt man. Aber bei vielen (besonders bei Männern) ist es eher der Stolz, der sie hindert. Denn eine bestimmte Sorte von Männern fragt prinzipiell nie nach dem Weg. Sie haben den Ehrgeiz des Pfadfinders, der sich allein in der Wildnis zurechtfindet. Und darum verlaufen sie sich lieber, als dass sie Hilfe annehmen. Denn dann müssten sie ja zugeben, dass sie aus ihrer Karte nicht schlau werden...

Warum aber erzähle ich das alles? Nicht etwa, weil ich mich über diese Leute lustig machen möchte, sondern einfach, weil es in Glaubensdingen dieselben eigenartigen Verhaltensweisen gibt. Ja: Auch auf dem Weg zu Gott gibt es die, die sich das Ziel beschreiben lassen – und dann in die entgegengesetzte Richtung davon brausen. Auch auf dem Weg zu Gott gibt es die, die um eine Wegbeschreibung bitten – nur um sie dann endlos in Zweifel zu ziehen. Und auf dem Weg zu Gott gibt es auch jene stolzen Pfadfinder, die orientierungslos sind – und trotzdem nicht nach dem Weg fragen, weil sie ihr Ziel auf eigene Faust finden wollen. Dabei ist gerade im Falle Gottes ganz klar, dass man ohne Hilfe nicht zum Ziel kommt. Gerade im Falle Gottes liegt es auf der Hand, dass es einer Wegweisung bedarf. Und wer einen Moment darüber nachdenkt, versteht auch, dass diese Wegweisung nur von Gott selbst gegeben werden kann, denn

Gott überschreitet ja unseren menschlichen Horizont. Er ist anders als alles, was wir sonst noch kennen. Und er ist darum auch kein Objekt, dem man sich auf die übliche Weise nähern könnte. Unsere Sinne können Gott nicht ertasten, unser Verstand kann ihn nicht begreifen, und unsere Gefühle können ihn auch nicht erspüren. Er ist für uns unzugänglich wie eine Burg, die ein tiefer Graben umgibt, und die hinter dem Graben hohe, unüberwindliche Mauern hat. Niemand käme hinein, wenn sich die Burg nicht an einer Stelle nach außen hin öffnete. Niemand könnte Gott finden, wenn Gott nicht gefunden werden wollte. Wir wüssten nicht mal von ihm, wenn er sich uns nicht mitgeteilt hätte. Doch er hat es getan. Und er will auch von uns gefunden werden. Denn wie ein Burgherr, der an einer Stelle der Burg die Zugbrücke herunterlässt, um seine Gäste hereinzulassen, so hat Gott sich den Menschen offenbart. Und er hat uns im Neuen Testament eine Wegbeschreibung zukommen lassen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt: Willst du zu Gott – könnte man sie zusammenfassen –, so geh den Weg über die Taufe in die Gemeinschaft der Kirche, stärke dich dort durch das Abendmahl, vertiefe dich in Gottes Wort und folge den Geboten, vergiss nicht das Gebet und den Gottesdienst, übe dich in der Liebe und wachse im Glauben, vor allem aber halte dich stets an Jesus Christus – denn dann wirst du Gott finden.

Das ist die Wegbeschreibung, die Gott seinen Gästen hat zukommen lassen. Das ist der Weg, auf dem er gesucht werden will. Denn Jesus Christus ist die Zugbrücke, die Gott für uns herunterlässt. Jesus ist die Tür, durch die wir eintreten sollen. Und es sind sogar Boten unterwegs, um auf diese Zugbrücke und auf diese Tür hinzuweisen, als auf den einzigen gangbaren Weg. Doch was geschieht? Es ist zum Weinen: Dem einen beschreibt man den Weg – er nickt sogar – und braust dann doch in die andere Richtung davon. Hat er es sich anders überlegt? Oder hat ihn etwas abgelenkt? Gibt es ein anderes Ziel, das ihm auf einmal reizvoller erscheint?

Dem Nächsten beschreibt man den Weg – es scheint ihn wirklich zu interessieren. Doch dann geht er nicht los, sondern fängt an, mit uns über die Vor- und Nachteile dieses Weges zu streiten: „Könnte man nicht auch ganz anders und viel kürzer – hintenrum und obendurch?“ Ja, denkt man – wenn du mir nicht glaubst, warum glaubst du nicht wenigstens der Bibel? Warum fragst du mich überhaupt, wenn du die Antwort doch nicht gelten lässt?

Und der Dritte, dem man gerne den Weg beschreiben würde – der winkt ab und hört nicht zu, weil er den Weg zu Gott unbedingt auf eigene Faust finden will. Er verachtet die ausgetretenen Pfade der Kirche, auf denen so viele vor ihm gegangen sind – er will unbedingt originell sein – und schlägt sich darum seitwärts ins Gebüsch. Halt, rufen wir. Was denkt ihr denn? Gott hat es nicht eurem Belieben überlassen, auf welchem Wege ihr zu ihm kommt! Gott hat uns doch Hilfen zur Orientierung gegeben und hat Hinweisschilder aufgestellt. Seht ihr sie denn nicht? Da sind Taufe, Abendmahl und Bekenntnis, Bibel und Gebot, Gebet und Gottesdienst, Liebe und Glaube! Jesus ist der Weg! Doch leider, wie das bei Wegbeschreibungen so ist: Die einen verlieren das Ziel aus den Augen, weil sie sprunghaft sind. Die anderen streiten mit uns über den Weg, statt ihn zu beschreiten. Die Dritten akzeptieren überhaupt nur Wege, die sie selbst entdeckt haben. Und allesamt reden verächtlich über die Wegweiser, die Gott so liebevoll für sie aufgestellt hat. Sie kritisieren den Weg, weil es seit Jahrhunderten immer der gleiche ist, der empfohlen wird. Sie kritisieren den Weg, weil sie lieber eine bequeme Abkürzung nehmen würden. Sie kritisieren den Weg, weil er ihnen nicht originell vorkommt. Aber bitte – muss man dann sagen: Ist das Entscheidende an einem Weg nicht, dass er zum Ziel führt? Und wenn Gott selbst den Weg festgelegt hat, auf dem wir ihn erreichen sollen, macht es dann Sinn, mit Gott darüber zu streiten? Ist es klug, die Zugbrücke zu ignorieren und stattdessen an der Mauer hochzuklettern, nur weil man meint, man wüsste es besser als der Gastgeber und Burgherr?

Nein. Es ist hier leider wie auch sonst im Leben: Wer eine präzise Wegbeschreibung bekommt und ihr nicht folgt, ist selber schuld.

Er wird sich im großen Wald der Weltanschauungen verlaufen, wird den Irrlichtern der Esoterik folgen oder im Sumpf der Sekten versinken. Vielleicht sagt er: „Ich versuche Gott nahezu-kommen auf meinem eigenen, ganz neuen Weg – ohne Christus, ohne Kirche, ohne Bibel.“ Aber was heißt das anderes, als dass er, statt die Tür zu benutzen, durchs Fenster in Gottes Haus einzusteigen versucht? Sie mögen es nennen, wie sie wollen – diese Leute bleiben doch religiöse Fassadenkletterer, die nicht durch die Tür, sondern über die Mauer in Gottes Burg gelangen möchten.

Doch dazu hat Gott sie nicht eingeladen. Sie brechen sich dabei den Hals. Und wenn sie tatsächlich hineingelangten, würde der Hausherr sie doch nicht freundlich empfangen. Denn schließlich ist es auch uns nicht egal, auf welchem Wege einer in unser Haus gelangt. Kommt ein Besucher durch die Tür, die ich für ihn geöffnet habe – dann halte ich ihn für einen Gast und heiße ihn willkommen. Kommt er aber nachts durchs Fenster oder durch den Keller – so halte ich ihn für einen Einbrecher und behandle ihn entsprechend. Warum aber sollte Gott das anders sehen? Sollte er Leute mögen, die er vorne freundlich einlädt, und die es doch vorziehen, sich durch die Hintertür in sein Haus einzuschleichen? Nein. Darum geht der Glaube den Weg, der ihm gewiesen ist. Und er mäkelte auch nicht daran herum. Denn Gott selbst hat die Schritte vorgegeben, die zu gehen sind, als er uns die Bibel gab, das Gebet, die Sakramente, die Gebote und die Gemeinschaft der Kirche. Gott hat uns sogar seinen Sohn geschickt als einen zuverlässigen Führer, damit wir seinen Spuren folgend sicher in Gottes Reich hineingelangen! Er hätte das nicht getan, wenn hundert andere Wege genauso zum Ziel führten. Es gibt auch nicht hundert Wege zu Gott. Es gibt nur den einen. Und wenn der zuverlässig zum Ziel führt, dann muss er nicht unbedingt bequem sein, modern oder originell. Vielmehr freut sich der Glaube, dass es diesen Weg überhaupt gibt. Der Glaube versucht nicht klüger zu sein als Gott, sondern er bleibt in der Spur, auf die Jesus ihn gesetzt hat. Denn Jesus kennt den Weg zum Vater. Und wenn er so freundlich ist, uns mitzunehmen – dann gilt es, an ihm dranzubleiben. Schließlich: Wenn wir die Wegbeschreibung Jesu hören, wenn wir Gottes Wort lesen und zum Abendmahl gehen können, wenn wir gelernt haben zu beten und die Gemeinschaft der Gläubigen uns offen steht – und wir wollten das alles verachten –, wären wir dann nicht schrecklich dumm? Deshalb ist der Glaube ein fröhlicher Gehorsam, der von der Bahn, die Gott ihm beschrieben hat, weder links noch rechts abweicht. Der Glaubende sucht seinen Weg nicht selbst, sondern er lässt sich führen. Er steigt auch nicht zum Fenster ein, sondern er nimmt die Tür. Und die Hilfen, die Gott für ihn bereithält, die nimmt er gern in Anspruch. Er freut sich, dass Gottes Zugbrücke unten ist. Und er steuert fröhlich auf sie zu. Denn Glauben heißt, Gott dort zu suchen, wo er gefunden werden will – und nirgends sonst...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Wort Gottes und Schriftprinzip

Wissen sie eigentlich, wo sich ihre Bibel im Moment befindet? Steht sie im Regal? Liegt sie in einer Schublade? Ist sie vielleicht bei den anderen Büchern unterm Stapel? Oder ist sie gar in den Keller geraten? Ich frage das nicht von ungefähr. Denn ich erinnere mich an das Telefonat mit einer jungen Mutter, die ihr Kind zur Taufe anmelden wollte. Ich vereinbarte mit ihr den Termin des Taufgespräches und sagte dann noch: „Es wäre schön, wenn sie bis zu unserem Gespräch einen Taufspruch aus der Bibel herausgesucht hätten. Etwas, was sie dem Kind mit auf den Weg geben wollen.“ Erst war Schweigen am anderen Ende der Leitung. Und dann sagte die junge Frau mit Zögern: „Ich glaube wir haben gar keine Bibel...“

Nach der ersten Verwunderung fragte ich nach, und es stellte sich heraus, dass die beiden jungen Leute sehr wohl zu ihrer Konfirmation Bibeln bekommen hatten. Als sie aber vor einigen Jahren heirateten und zusammenzogen, hatten beide ihre Bibeln im Elternhaus zurückgelassen. Sie gehörten offenbar nicht zu den Dingen, die man unbedingt mitnehmen muss.

Nun – das praktische Problem ließ sich lösen. Man bekommt heute Bibeln ja schon für ein paar Euro auf den Wühltischen der Kaufhäuser angeboten. Doch hat mich die Sache sehr nachdenklich gemacht. Denn das kleine Vorkommnis führt uns ja krass vor Augen, dass die Bibel vielen Menschen nichts mehr bedeutet. Selbst solche, die sich selbst als gläubig bezeichnen, nehmen die Bibel nicht mehr oft in die Hand. Und das ist sehr bedenklich. Denn wo – um alles in der Welt – wollen sie denn etwas über Gott erfahren, wenn nicht aus Gottes Wort? Wo hören wir Gott denn reden? Redet er etwa durch unser Schicksal? Das ist dann aber ein sehr zweideutiges Reden. Redet er etwa in der Natur? Ich höre da nur Bäume rauschen. Redet Gott etwa durch die innere Stimme jedes Einzelnen? Auch da wäre ich sehr vorsichtig. Denn Gott ist ein rätselhafter und verborgener Gott.

Wir haben es zwar ständig und überall mit ihm zu tun. Aber er tritt nicht ständig und überall aus seiner Verborgenheit hervor – sondern nur einmal hat er es getan. Einmal hat er sich in aller Eindeutigkeit, klar und unmissverständlich zu erkennen gegeben. Einmal hat er sich offenbart, einmal sagten die Menschen voller Staunen: Gottes Wort ward Fleisch und wohnte unter uns. Einmal hat sich der unsichtbare Gott sehen lassen - in Jesus Christus. Wüssten wir also nichts von Christus, was wüssten wir dann von Gott? Was aber wüssten wir von Christus, wenn nicht durch das Neue Testament? Wir, die wir nicht Christus leibhaftig auf Erden begegnen können, weil uns 2000 Jahre von ihm trennen – wir hätten keine Chance Gottes Offenbarung in Christus kennen zu lernen, wenn nicht die ersten Zeugen schriftlich niedergelegt hätten, was sie erlebten. Ihr Zeugnis allein ist unser Zugang zur Offenbarung – und ist darum gerade als schriftliches Zeugnis unentbehrlich. Denn stellen sie sich einmal vor, die Evangelien wären nie aufgeschrieben worden. Stellen sie sich vor, man hätte es bei der mündlichen Weitergabe belassen. Wüssten wir dann heute noch, was Christus sagte und tat?

Gewiss – fürs erste hätte Kommunikation auch ohne Papier und Tinte funktioniert. Es wäre möglich gewesen, die Geschichte Christi von einer Generation auf die andere mündlich weiterzugeben, so wie die Geschichten eines Ortes oder einer Familie von Mund zu Mund und von Generation zu Generation wandern. Aber wie das mit erzählten Geschichten so ist: Da tut immer einer etwas dazu, und der nächste lässt wieder etwas weg – und am Ende sind die Konturen des ursprünglichen Geschehens verschwommen. Wer's nicht glaubt, frage nur einmal ein altes Ehepaar nach Ereignissen, die 20 oder 30 Jahre zurück liegen: Da hat der Ehemann seine Version der Geschichte, die Frau hat eine etwas andere Version und die Tante, die damals auch dabei war, widerspricht wiederum beiden. Oft lässt sich der wahre Hergang der Er-

eignisse schon nach Ablauf einer Generation kaum mehr rekonstruieren. Das Leben Jesu Christi aber liegt 80 Generationen zurück!

Gäbe es die Heilige Schrift nicht, hätte 80 mal der Vater dem Sohn das Evangelium weiterzählen müssen. 80 mal hätten die Väter dabei wenigstens Kleinigkeiten vergessen. Und 80 mal hätten die Söhne beim Weitererzählen irgendetwas Passendes hinzugefügt. 80 mal wäre das Evangelium von der Sprache der Väter in die Sprache der Jugend übersetzt worden. Und was wäre danach wohl übrig geblieben von der ursprünglichen Botschaft? Sicherlich wäre es gegangen wie bei jenem Spiel, das bei Kindern beliebt ist und „Stille Post“ genannt wird.

Kennen sie es? Da sitzen 10 oder 20 Kinder im Kreis. Und das Erste in der Reihe flüstert seinen Nachbarn einen kurzen Satz ins Ohr. Dieser wiederum muss, ohne Rückfragen zu dürfen, das, was es verstanden hat, dem Nächsten zuflüstern. So geht das weiter, die ganze Reihe herum. Weil aber geflüstert wird, kommt es zu Missverständnissen. Da wird dann aus dem „Vater“ der „Kater“ und aus dem „Kater“ der „Krater“. Aus „wohnen“ wird „schonen“ und aus „schonen“ wird „lohnem“. Aus „Sieben“ werden „Ziegen“ und aus „Ziegen“ werden „Stiegen“. Der „Reiter“ wandelt sich zur „Leiter“ und die „Leiter“ zum „Euter“. Am Ende der Reihe muss dann der Letzte laut aussprechen, was ihm zugeflüstert wurde. Und der Erste muss offenbaren, welchen Satz er auf die Reise geschickt hat. Das Gelächter ist dann groß, weil der Anfang mit dem Ende meist nicht mehr viel gemein hat. Zehnmal leise hören und zehnmal leise weitersagen kann den ursprünglichen Sinn einer Botschaft total entstellen.

Für einen Kindergeburtstag ist das eine lustige Sache. Weniger lustige aber wäre es gewesen, wenn es dem Evangelium Jesu Christi auf seinem Wege durch die Zeit ebenso ergangen wäre. Auch da hörte ja einer, was die Altvorderen über ihren Glauben sagten und über Jesus Christus. Und wenn er selbst Kinder hatte, sagt er dasselbe in eigenen Worten diesen Kindern. 80 Generationen lang vollzog sich dieser Dreitakt von Hören, Glauben, Weitersagen – Hören, Glauben, Weitersagen – Hören, Glauben, Weitersagen. Und er vollzieht sich noch heute – Gott sei Dank. Doch wären wir alleine auf diese mündliche Tradition angewiesen, so wären wir schlecht dran. Wir wüssten zwar noch, was unsere Eltern gesagt haben. Und wir hätten sicher Vertrauen, dass sie die Botschaft von ihren Eltern getreu weitergegeben haben. Ob aber nicht 5 oder 10 oder 15 Generationen zuvor jemand die Worte Christi verdreht, verkehrt und entstellt hat – das könnten wir nicht wissen. Darum sind wir, die wir das vorläufige Ende der Kette bilden, darauf angewiesen, überprüfen zu können, ob das, was man uns lehrt, auch wirklich die Botschaft Christi ist. Und um das zu prüfen, gibt es nur eine Möglichkeit: Wir müssen zurückgehen zu den Zeugnissen der Anfangszeit. Wir müssen zurück an den Beginn der langen Traditionskette. Wir müssen uns an die halten, die zum ersten Mal Hörer des Wortes und Zeugen des Evangeliums waren. An ihrem Bericht, der uns glücklicherweise schriftlich vorliegt, müssen wir alles messen, was zu späterer Zeit als christliche Botschaft ausgegeben wurde und ausgegeben wird. Das, was schon 80 mal von Mund zu Mund gegangen ist, müssen wir kritisch vergleichen mit dem Originalton, der vor zweitausend Jahren zum ersten Mal hörbar wurde. Denn das Neue Testament allein kann der authentische Maßstab sein für das, was in der christlichen Kirche gelehrt und gelebt wird. Nur Gottes Wort kann Gottes Volk leiten. Was aber, wenn das nicht mehr funktioniert? Was, wenn das Schriftprinzip, das die Reformatoren so mühsam erstritten haben, von der neuzeitlichen Theologie faktisch aufgegeben wird? Was geschieht, wenn wir in der Bibel nicht mehr Gottes Wort, sondern überall nur noch Menschenworte finden wollen? Dann entsteht daraus eine so grundlegende geistliche Krise, wie wir sie heute zu verzeichnen haben. Denn dann löst sich die Autorität der Schrift auf in eine Vielzahl historischer Fragezeichen – und die scharfe Waffe der Reformation wird zum stumpfen Werkzeug. Dann schält man die Bibel wie man eine Zwiebel schält, man löst Schicht um

Schicht, trennt Menschenwort von Menschenwort – und findet doch in all den Schalen keinen Kern. Man sezirt dann die Schrift, wie ein Arzt einen Leichnam sezirt. Doch wie der Arzt, der einen Leib zerschneidet, darin unter all den Organen keine Seele findet – so finden die Theologen dann in der Bibel nur noch Menschenwörter und Menschengedanken, nicht aber mehr Gottes Wort....

O welch eine Tragödie! Was für eine Blindheit! Denn das weiß doch jeder: Es ist ein einseitiger Zugang zum Menschen, wenn man ihn nur als eine Anhäufung von Knochen, Organen, Muskeln und Sehnen betrachtet. Und ebenso ist es ein einseitiger Zugang zur Heiligen Schrift, wenn man sie als eine Sammlung menschlicher Gedanken und Glaubenszeugnisse ansieht. Dass sie dergleichen auch enthält ist unbestritten! Entscheidend aber ist, dass die Schrift in, mit und unter den vielen menschlichen Wörtern das eine große Wort Gottes enthält – und dass man es hören kann, wenn man dazu bereit ist!

Freilich: Wenn ich unterstelle, die Bibel sei ein Kulturdokument vergangener Zeiten und ein Forschungsobjekt wie andere auch – dann wird mich Gott durch die Schrift nicht anreden. Wenn ich aber bereit bin, Gottes Botschaft herauszuhören aus dem irdenen Gefäß menschlicher Schriftstellerei, dann entdecke ich die Bibel als Gottes Wort an **mich**. Dann beginnen die toten Buchstaben zu leben – und ehe ich mich's versehe versetzt das biblische Wort die Saiten meiner Seele in Schwingung. Ich merke dann immer noch, dass Menschenhände jene Texte aufgeschrieben und manche menschliche Spur darin hinterlassen haben. Ich spüre aber zugleich, dass der geistige Vater und eigentliche Autor kein anderer ist als Gott.

Ich beginne dann die Bibel zu achten als einen Brief meines Schöpfers an mich, ich juble über diesen Brief und gebe der Bibel künftig den Platz, der ihr gebührt. Dieser Platz aber, ist nicht ein Ehrenplatz ganz oben im Regal. Sondern der gebührende Platz für die Bibel ist nirgendwo anders als in unseren Händen...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gotteswort und Menschenwort

Es soll hier um die Frage gehen, ob die Bibel „Gottes Wort“ ist oder „Menschenwort“. Ich gebe aber gleich zu, dass dies für Christen eine seltsame Frage ist. Denn wenn Gott nicht durch die Bibel redete, gäbe es gar keine Christen – und auch keine Kirche. Die ist nämlich eine Gemeinschaft von Gläubigen, deren Glaube aus der Predigt kommt (Röm 10,17). Die Predigt aber kommt von Christus her, der nicht nur Gottes Wort verkündigte, sondern selbst Gottes Wort war – und von dem wir ohne die Bibel gar nichts wüssten. Es ist ein und dasselbe Wort Gottes, das in Christus Mensch wurde, das dann durch das Zeugnis der Apostel zum Buch wurde – und heute nur aufgrund dieses Buches verkündigt und gehört werden kann. Als Christ der Gegenwart hat man gar keinen anderen Zugang zu Jesus Christus als durch das Neue Testament! Darum schätzen wir es als das Wort Gottes, „welches auf den Antrieb des heiligen Geistes von den Propheten und Aposteln niedergeschrieben ist und uns von dem Wesen und dem Willen Gottes unterweist“ (L. Hutter). Freilich: An dem Umstand, dass bei der Entstehung der neutestamentlichen Texte menschliche Schriftstellerei beteiligt war, entzündeten sich heute Fragen und Zweifel. Denn gewöhnlich ist das, was ein Mensch niederschreibt, das Produkt seines eigenen Geistes – und hat demzufolge auch keine höhere Autorität als der menschliche Verfasser, der sich irren kann. Wie ist das also? Ist die Bibel das in Gänze vom Heiligen Geist inspirierte Gotteswort – oder in Gänze das Werk menschlicher Autoren? Ist sie teils das eine und teils das andere? Oder kann sie ohne Widerspruch beides zugleich sein?

MAULWURF UND GAZELLE

Das Problem entsteht dadurch, dass ein und dasselbe Bibelbuch als „Menschenwort“ und zugleich als „Gotteswort“ bezeichnet wird – was zumindest widersprüchlich klingt. Denn eine Frucht, die vor mir liegt, kann ein Apfel oder eine Banane sein – sie kann aber nicht beides sein, weil der Begriff der „Banane“ Merkmale einschließt, die bei einem Apfel nicht gegeben sind. Und nenne ich einen Maulwurf „Maulwurf“, so habe ich damit bestritten, dass dieses Tier eine „Gazelle“ sei. Der Satz vom Widerspruch besagt, dass zwei einander widersprechende Aussagen nicht zugleich wahr sein können. Sind also „Menschenwort“ und „Gotteswort“ solche Begriffe, von denen einer die Bestreitung des anderen einschließt? Sind sie bei gleichzeitiger Anwendung auf den Gegenstand „Bibel“ unvereinbar? In dem Maße, wie man die „irdische“ Herkunft der Bibel nachweist, wäre dann eine „himmlische“ Herkunft ausgeschlossen – und umgekehrt. Man müsste sich für eine Seite entscheiden. Und natürlich hat man das schon versucht.

(A)

Die erste Möglichkeit besteht darin, in der Bibel nur das Menschenwort zu sehen. Und das legte sich nahe, als man im Zuge der Aufklärung immer mehr über die Entstehungsgeschichte der biblischen Bücher erfuhr, die ja durchaus nicht fertig vom Himmel fielen, sondern (genau wie andere literarische Produkte der Antike) viele Stationen der Sammlung und Bearbeitung, Korrektur und Ergänzung durchliefen. Wer sich damit beschäftigt, kann nicht übersehen, dass die Autoren den jeweiligen Schriften ihren ganz persönlichen Stempel aufgedrückt haben. Denn der Evangelist Markus schreibt einen ganz anderen Stil als Johannes. Johannes setzt inhaltlich andere Akzente als Lukas. Lukas wendet sich an einen anderen Leserkreis als Matthäus. Und Matthäus hat einen anderen Wortschatz als Paulus. Die Persönlichkeit der Autoren findet ihren Niederschlag in den von ihnen verfassten Werken. Und manch einer folgert, das Ergebnis

ihrer Schriftstellerei sei also nicht „Gotteswort“, sondern nur „Menschenwort“. Nun kann man die Texte auch unter dieser Voraussetzung hoch schätzen und in ihnen einen lesenswerten Ausdruck religiösen Empfindens und religiöser Erfahrung sehen. Doch ist das Neue Testament dann nicht Gottes Wort an den Menschen, sondern menschliches Wort über Gott. Und es verdient dann auch nur das bedingte Vertrauen, das Menschen verdienen. Denn wenn nicht Gott durch sie redet, dann sind Paulus, Johannes und Petrus „auch nur Theologen“ – und das Neue Testament ist lediglich ein Spiegelbild ihrer Ansichten. Wer aber wollte auf die „Ansichten“ fehlbarer Menschen sein Leben gründen und sich im Tod mit ihnen trösten? Ist die Bibel nur menschliches Wort, so enthält sie keine Zusagen, die Gott binden könnten, und ihre Autorität ist so begrenzt wie der Horizont der Verfasser. Es gibt dann gar kein Wort Gottes. Gott hat dann nicht geredet! Wenn Gott aber nicht geredet hat – wer kann ihn dann kennen oder ihm vertrauen? Nur Gott selbst kann wissen, was wirklich in Gott vorgeht (1. Kor 2,11)! Wenn er sich aber nicht mitteilt, bleibt Gott verborgen, die Theologen stochern im Nebel und Glaube wird unmöglich...

(B)

Fromme Männer, die das erkannten, haben daraufhin versucht, den Knoten anders zu lösen. Denn es gibt ja auch die entgegengesetzte Möglichkeit, die Bibel strikt als Gotteswort zu verstehen und die menschliche Mitwirkung so gering wie möglich zu veranschlagen. Sie lehrten also, die Heilige Schrift sei den Autoren auf übernatürliche Weise eingegeben worden, so dass der Heilige Geist ihnen zur Niederschrift nicht allein den Impuls verlieh (*impulsus ad scribendum*), sondern ihnen auch den niederzuschreibenden Inhalt (*suggestio rerum*) und die zu gebrauchenden Worte eingab (*suggestio verborum*). Man nahm an, die Inspiration sei „eine Handlung, durch die Gott nicht nur die gegenstandsgemäße Abfassung aller zu beschreibenden Sachen, sondern auch die Abfassung der Wörter und Ausdrücke auf übernatürliche Weise dem Intellekt der Schreiber mitteilte und ihren Willen zum Akt des Schreibens aufreizte“ (W. Bai-er). Die neutestamentlichen Autoren sind nur insofern am Zustandekommen ihrer Werke beteiligt, als sie treulich notieren, was der Heilige Geist ihnen in die Feder diktiert. Der Urheber ihrer Schriften ist aber Gott selbst, dem die Evangelisten und Apostel nur als „Sekretäre“ dienen. Und niemand muss fürchten, dass dabei Fehler unterlaufen wären, denn die Verschriftlichung des Gotteswortes stand lückenlos unter der Kontrolle des Heiligen Geistes.

Nun klingt diese „Inspirationslehre“ erst einmal einleuchtend. Denn wenn Gott seinen Sohn in den Tod gibt, um die Sünder zu retten (und dies nur gelingen kann, wenn sie auch davon erfahren), dann ist zu erwarten, dass der Allmächtige den Prozess der Übermittlung nicht dem Zufall überlässt, sondern ihn steuert. Das Werk Christi kommt nicht anders zum Ziel als durch das Zeugnis von diesem Werk und die darauf basierende Verkündigung. Also ist anzunehmen, dass Gottes Geist die Verschriftlichung des Evangeliums sorgsam begleitet hat und nicht zuließ, dass ihm Menschen dabei ins Handwerk pfuschen. Die Inspirationslehre will diesem berechtigten Vertrauen Ausdruck verleihen – schießt aber sichtlich über das Ziel hinaus. Denn faktisch hebt sie die neutestamentlichen Schriften so aus dem geschichtlichen Zusammenhang heraus, als wären sie gar nicht ein Niederschlag des vorangegangenen Wirkens Jesu, sondern ein „Diktat von oben“, das dieser Vorgeschichte im Grunde nicht bedürfte. Was Lukas, Johannes und Matthäus gehört, erlebt und geglaubt haben, wird durch die Inspirationslehre irrelevant. Denn an die Stelle ihrer persönlichen Erfahrung tritt im entscheidenden Moment der Heilige Geist, der den Geist der Autoren nicht etwa nutzt, sondern beiseite schiebt und durch sein Diktat ersetzt. Statt von der Offenbarung Gottes in Christus zu zeugen, werden die Schriften selbst zu einer weiteren „übernatürlichen Offenbarung“. Und da sie trotzdem wie Men-

schenwort klingen, kommt man zu der absurden Konsequenz, dass der Heilige Geist bei seinem Diktat einmal den persönlichen Stil des Markus nachgeahmt haben müsste, einmal den Satzbau des Johannes – und dann wieder die Ausdrucksweise des Paulus! Das Neue Testament würde nur den Anschein erwecken, dass sich hier Menschen anderen Menschen mitteilen. In Wahrheit resultierte es gar nicht aus dem Traditionsfluss, der von Christus ausging, sondern unterbräche ihn. Und so etwas ist nicht Gottes Art. Wenn der Allmächtige in geschichtliche Zusammenhänge hinein wirken will, hat er es nicht nötig diese Zusammenhänge zu zerreißen. Und zudem widerspricht es dem Selbstverständnis der neutestamentlichen Autoren, die sich für ihre Texte ja nicht auf „höhere Eingebungen“ berufen, sondern auf das Zeugnis Jesu Christi, das in der Regel auf dem ganz normalen Wege des Hörens, Fragens und Weitersagens zu ihnen gelangt ist. Diesen natürlichen Lauf der Dinge zu bestreiten, ist kein geeignetes Mittel, um die Autorität der Schrift zu sichern. Und sie hat das auch gar nicht nötig. Denn für die Autorität der Schrift ist zwar wichtig, dass ihre Botschaft von Gott kommt, nicht aber, dass sie unter Umgehung menschlicher Mittel von Gott kommt!

DIE GELB-BLAU-BUNTE KISTE

Wir haben damit zwei untaugliche Versuche kennengelernt, entweder das Menschenwort gegen das Gotteswort auszuspielen – oder das Gotteswort gegen das Menschenwort. Wenn die Bibel aber anscheinend beides ist: widerspricht sich das dann? Ein dritter Weg, die Lage zu klären, besteht darin, an beiden Aussagen festzuhalten, dabei aber ihren Geltungsbereich einzuschränken und offen zu legen, inwiefern die Bibel „teils dies“ und „teils das“ sei. Denn es ist zwar widersprüchlich, wenn jemand behauptet, eine Kiste sei in Gänze blau – und sie sei zugleich in Gänze gelb. Es widerspricht sich aber nicht, wenn er sagt, die Kiste sei von innen blau und nur von außen gelb – oder sie sei auf der Vorderseite blau und nur auf der Rückseite gelb. Ganz entsprechend kann ein historischer Roman viele geschichtliche Fakten enthalten – und kann dieses Gerüst doch zusätzlich mit den fiktiven Erlebnissen fiktiver Personen anreichern. Wenn dann jemand erklärt, der Roman sei hinsichtlich der Ortsangaben und der Chronologie „historisch genau“, hinsichtlich des Romanhelden und seines Schicksals aber „frei erfunden“, entsteht kein Widerspruch, weil die Reichweite des ersten Urteils und die des zweiten Urteils deutlich abgegrenzt werden. Könnte also die Aufgabe der Theologie darin bestehen, mit der Bibel genauso zu verfahren, das Menschenwort darin vom Gotteswort zu trennen, jeden Bibelvers einer Seite zuzuordnen und nach dem Aschenputtel-Prinzip „die Guten ins Töpfchen“ und „die Schlechten ins Kröpfchen“ zu sortieren? Die Bibel wäre dann teils „menschlich“ und teils „göttlich“. Und die Kunst der Auslegung bestünde darin, zwischen beidem die Grenze zu ziehen!

Tatsächlich sind entsprechende Versuche in der Theologiegeschichte immer wieder unternommen worden. Man unterschied den allzu einfältigen Wortlaut der Bibel von einem dahinter liegenden „allegorischen Sinn“, den erst die gelehrte Interpretation erschließt. Oder man überlies es dem päpstlichen Lehramt, aus der angeblich „dunklen“ Schrift jene Glaubenssätze auszuwählen, die den Laien verständlich und zuträglich sind. Man sonderte die bloß „zeitbedingten“ Aussagen der Schrift von den „ewigen Wahrheiten“ oder man unterschied die entbehrliche „Schale“ des buchstäblich Gesagten von dem unentbehrlichen „Kern“ des eigentlich Gemeinten. Man wollte die überholte Ausdrucksweise vom noch aktuellen Inhalt trennen, das Unwesentliche vom Wesentlichen, die späte, dogmatische Übermalung vom ursprünglichen Evangelium oder auch das biblische Bild Christi vom historischen Jesus (der angeblich ganz anders war). Mit großer Kunst trennte man „Legendarisches“ und „Redaktionelles“ vom „Echten“ und separierte das „mythologische Weltbild“ vom darin transportierten „Kerygma“. Als

sich das Weltbild braun färbte, wollte man alles jüdische Gedankengut eliminieren. Und als der Zeitgeist Richtung und Farbe gewechselt hatte, fand man wieder andere Teile der Schrift „nicht zeitgemäß“. Die neueste Sprachregelung lautet nun aber, Gottes Wort sei keinesfalls mit der Bibel gleichzusetzen, sondern es sei nur (irgendwo und irgendwie) darin „enthalten“. Bei dieser Unterscheidung fragt sich der Laie natürlich, wo Gottes Wort geblieben sein mag, wenn's in seiner Bibel nicht „da steht“ – und dennoch „drin enthalten“ sein soll. Vielleicht versucht er vergeblich, es „zwischen den Zeilen“ seiner Bibel zu lesen, und ärgert sich. Denn wenn jene These stimmt, hat Gott anscheinend die nahrhaften Brocken seines Wortes unter einem Berg wertloser Sägespäne versteckt, um den Leser zum Narren zu halten! Die Gelehrten hingegen lächeln – und bieten sich als theologische Trüffelschweine an, denn nur sie können dem Laien zeigen, wo die schmackhaften Knollen im Boden liegen! Mit geübter Hand prüfen sie alles und verwerfen das Sperrige, um dann mit dem gefälligen Rest hausieren zu gehen. Sie fahren mit dem Seziermesser kreuz und quer durch die Bibel und entfernen „unnötigen Ballast“, legen aber den Maßstab ihrer Auswahl selten offen. Denn das ist der methodische Schwachpunkt aller derartigen Unterscheidungskunst: Damit einer wirklich beurteilen könnte, was in der Schrift „menschlich“ und was darin „göttlich“ ist, müsste er Gott schon „von anderswo her“ kennen. Doch woher sollte er Gott kennen, wenn nicht aus der Heiligen Schrift, die er gerade zu prüfen gedenkt? Ein Ausleger, der hier urteilen könnte, weil er aus anderer Quelle ein Vorwissen von Gott besitzt, bräuchte gar keine Bibel mehr – er wüsste ja schon mehr als sie! Hat der Ausleger aber kein derartiges „Vorwissen“ und urteilt dennoch über die Bibel, so tut er's offenbar im Namen einer Autorität, die er der Bibel überordnet. Im Zweifelsfall wird es wohl seine eigene Vernunft sein! Macht die ihn aber in göttlichen Dingen derart klug, dass er „Überholtes“ und „Ewiggültiges“ in der Schrift zu unterscheiden vermag – warum befasst er sich dann überhaupt noch mit der Bibel? Anscheinend weiß er ja schon mehr von Gott, als Gott durch sein Wort von sich hat wissen lassen! Sollte er aber nicht mehr wissen, als die Bibel ihn lehren kann – warum sitzt er dann nicht als bescheidener Schüler zu ihren Füßen, sondern gebärdet sich als fachkundiger Richter, der diese Schriftaussage lobt und jene verwirft? A. Hoenecke brachte es auf den Punkt als er schrieb:

„Wenn ... in der Schrift Gottes Wort nur enthalten sein soll, wenn es aus der Schrift wie der Weizen aus der Spreu herauszusieben ist, so müsste uns von Gott in einer unmittelbaren zweiten Offenbarung, welche zur Offenbarung der Schrift hinzukäme, ein Maßstab gegeben sein, nach welchem wir das, was Wort Gottes in der Schrift wäre, von dem, was es nicht wäre, zu scheiden hätten; denn die Vernunft kann der Maßstab nicht sein. Sollte es die Vernunft wirklich sein, so stände die Schrift unter der Vernunft und wir bedürften einer besonderen Offenbarung, wie sie in der Schrift gegeben, überhaupt nicht. Bedürfen wir aber einer Offenbarung, weil die Vernunft die zur Seligkeit nötige Erkenntnis nicht aus sich selbst schöpfen kann, so kann auch die Vernunft nicht Richterin sein darüber, was Gottes Wort sei oder nicht.“
(Dogmatik, Band 1, S. 333)

Anders gesagt: Die so beliebten Versuche, Göttliches und Menschliches in der Schrift zu trennen, leiden allesamt an dem methodischen Fehler, dass sie weltanschauliche Vorurteile der Ausleger von außen an die Schrift herantragen und sie zum Maßstab dessen erheben, was die Schrift noch mit Autorität sagen darf – und was demgegenüber als „überholt“ aus der Verkündigung auszuschneiden ist. Man nutzt ein wenig transparentes Verfahren, um sich unliebsame Aussagen der Schrift vom Halse zu schaffen. Doch führt dieser Weg in die Irre. Denn eine legitime Kritik an der Hl. Schrift kann es nur im Namen der Hl. Schrift geben – so nämlich, dass Jesus Christus als deren klare Mitte identifiziert, und alles eventuell Unklare entschlossen auf ihn bezogen wird. Christus allein darf als kritischer Maßstab herangezogen werden. Er aber ist

kein sachfremder Maßstab, den man von außen heranträgt, sondern einer, den man der Schrift selbst entnimmt.

DIMENSIONEN EINER SKULPTUR

Wir haben nun schon drei untaugliche Versuche unternommen, Gotteswort und Menschenwort in Beziehung zu setzen. Doch gibt es noch ein viertes Denkmodell, das ich für richtig halte. Denn unterschiedliche Bestimmungen, die man auf denselben Gegenstand anwendet, treten nicht zueinander in Konkurrenz, wenn sie erkennbar auf verschiedenen Ebenen liegen. So kann man eine antike Skulptur unter physikalischem Aspekt als „Marmor“ beschreiben, unter kunstgeschichtlichem Aspekt als „Meilenstein“, unter finanziellem Aspekt als „Wertgegenstand“ und unter juristischem Aspekt als „Raubkunst“ – und niemand würde einwenden, weil die Skulptur das eine sei, könne sie das andere nicht sein! Aussagen über die Temperatur eines Gegenstandes konkurrieren ja auch nicht mit Aussagen über sein Gewicht, seinen Wert oder seine Lage im Raum. Sie beschreiben einfach eine andere Dimension derselben Sache. Verhält es sich aber so auch mit den Bezeichnungen „Menschenwort“ und „Gotteswort“, so haben wir es mit einem Scheinproblem zu tun. Denn was der erste Begriff sagt, wird vom zweiten nicht bestritten. Und was der zweite behauptet, tangiert nicht den Wahrheitsgehalt des ersten. Konkret bedeutet es, dass jeder biblische Vers und jede biblische Aussage „zeitbedingtes Menschenwort“ ist (weil es ein konkreter Mensch in seine konkrete Zeit hinein gesprochen hat), dass zugleich aber jeder biblische Vers und jede biblische Aussage auch „ewig gültiges Gotteswort“ ist (weil Gott die Verschriftlichung seiner geschichtlichen Selbstkundgabe nicht dem Zufall überlies). Die Hl. Schrift ist also nicht „von hier bis da“ menschlich und „von da bis dort“ göttlich, sondern sie ist überall beides. Und sie ist beides „ganz und gar“, wie auch Jesus Christus nicht teils Mensch und teils Gott war, sondern beides „ganz und gar“ und mit jeder Faser seines Seins. Gotteswort und Menschenwort sind nicht „partielle“, sondern „totale“ Bestimmungen, die beide den gesamten Gegenstand meinen, der aber in einer Dimension „dies“ und in einer anderen Dimension „das“ ist, ohne dass die Aussagen miteinander konkurrierten. Denn mit der Bezeichnung „Menschenwort“ wird nicht bestritten, was die Bezeichnung „Gotteswort“ sagen will – oder umgekehrt –, sondern wie Jesus Christus eine menschliche und eine göttliche Natur hat, die ungetrennt und unvermischt in seiner Person beisammen sind, so hat auch die Bibel diese beiden Dimensionen. Wie ist aber zu denken, dass eins das andere nicht einschränkt oder relativiert? Ich meine wir können hier auf ein Wahrheitsmoment zurückgreifen, das die alte Inspirationslehre nur unglücklich ausgedrückt hat. Die Hl. Schrift ist nicht in dem Sinne „Gotteswort“, dass Gott als Urheber der Botschaft auch die gesamte Übermittlung übernehmen wollte, sondern es ist von Anfang an klar, dass er sich dazu menschlicher Boten bedient, die sein Wort hören und es mit menschlichen Mitteln verbreiten (zu „ihrem“ Wort wird es dabei in dem Sinne, dass sie Gottes Wort in sich aufnehmen, es weitertragen und wiedergeben). Die Schrift ist aber nicht in dem Sinne „Menschenwort“, dass die Autoren beanspruchten, Urheber des Inhaltes zu sein, sondern sie erstatten nur Bericht von dem, was Gott in Christus geredet und getan hat. Die Apostel und Evangelisten sehen ihre eigene Bedeutung allein darin, dass sie bezeugen und weitergeben, was sie empfangen haben. Meint „Gotteswort“ aber die Urheberschaft, und „Menschenwort“ die Berichterstattung – wo wäre dann ein Widerspruch? Ein und dasselbe Wort wird nicht in derselben Hinsicht Gott und dem Menschen zugeordnet, sondern Gott als dem sich darin mitteilenden Subjekt und dem Menschen als dem Medium der Weitergabe. Ein logisches Problem ergibt sich aber nicht. Denn wenn das Wasser einer Quelle durch Leitungen transportiert wird, darf man es mit demselben Recht „Quellwasser“ nennen, wie man es auch „Leitungswasser“ nennt. Trage ich ein Gedicht

von Schiller vor, bleibt es durchaus „sein“ Gedicht. Es wird durch den Vortrag nicht zu meinem „Werk“. Und auch eine Wahrheit wird nicht weniger „wahr“, wenn es ein Narr ist, der sie ausspricht. Erfahre ich also von Petrus oder Paulus, was Gott mir sagen will – wieso sollen dann nicht „Gotteswort“ und „Menschenwort“ gleichermaßen zutreffende Bezeichnungen ihrer Schriften sein?

EISEN UND HITZE

Diese Sichtweise entspricht offenkundig dem Selbstverständnis der biblischen Autoren. Denn Paulus sieht sich als „Botschafter an Christi statt, denn Gott ermahnt durch uns“ (2. Kor 5,20). Und er bezeugt, dass er „weitergibt“, was er seinerseits „empfangen“ hat (1. Kor 15,3). Der Evangelist Lukas will „in guter Ordnung aufschreiben“, was von den Augenzeugen überliefert wurde und was er sorgfältig erkundet hat (Lk 1,1-4). Und der Verfasser der Johannesoffenbarung schreibt bloß nieder, was Gott ihn hat „sehen“ lassen (Offb 1,1-2). Sie alle wollen Jesu Zeugen sein „in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde“ (Apg 1,8). Was sie verbreiten, ist nicht ihre eigene Idee, sondern das, was Christus sie zu predigen gesandt hat (Mt 28,18-20; Mt 10,5ff.; Lk 10,1ff.). Und ihr Wort verdient nicht Gehör, weil die Boten große Autorität hätten, sondern weil ihre Nachricht von höchster Stelle kommt. Eben der hat ihre Nachricht recht verstanden, der sich beim Hören nicht von den Boten, sondern von Gott angedet weiß! Denn Menschliches und Göttliches durchdringen sich in der Hl. Schrift, wie sich in einem glühenden Eisen das Eisen und die Hitze durchdringen. Wenn der Schmied das Werkstück aus dem Feuer zieht, ist die Hitze überall da, wo auch das Eisen ist, und das Eisen ist überall voller Hitze. Und doch wird die Hitze nicht etwa zum Eisen, und das Eisen wird nicht zur Hitze, sondern beide bleiben ganz, was sie sind – obwohl ihre wechselseitige Durchdringung keine Trennung zulässt. Das rotglühende Ding ist nicht teils Eisen und teils Hitze, sondern ist beides ganz und gar. Und etwa so darf man sich auch die Verbindung vorstellen, die Gottes Geist mit dem menschlichen Geist der biblischen Autoren einging.

So ist zwar im Apfel-Sein Einiges enthalten, das ein gleichzeitiges Banane-Sein ausschließt. Und nenne ich ein Tier „Maulwurf“, so bestreite ich damit, dass es eine „Gazelle“ sei. Aber spreche ich das Evangelium des Matthäus dem Matthäus zu, so spreche ich es damit Gott nicht ab. Ich kann durchaus daran festhalten, dass die Bibel Gottes Wort ist. Und was die historisch-kritische Exegese an Einsichten zu Tage fördert, muss mich davon nicht abbringen, weil sie nur findet, was aufgrund ihrer Methode und des geschichtlichen Charakters der biblischen Schriften zu erwarten ist. Sie enthüllt ein Stück antiker Literaturgeschichte, zwingt mich aber nicht, diese Dimension der Bibel für die einzige oder auch nur für die entscheidende zu halten. Denn außer dem, dass die Bibel Literatur ist, ist sie auch noch Gottes Wort. Und allein wegen dieser mehr als nur „menschlichen“ Dimension wird sie heute noch gelesen. Das Gotteswort durchdringt das Menschenwort wie die Hitze das Eisen durchdringt. Und mag das Eisen auch noch so gewöhnliches Eisen sein, so ist diese spezielle Hitze doch sehr besonders. Danken wir also Gott, dass er nicht geschwiegen, sondern geredet hat und uns die Ohren zu öffnen verstand. Er schenke uns allezeit ein Herz für sein Wort und ein Wort für unser Herz!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die Autorität der Bibel

Wenn man Menschen fragt, welches die höchste Autorität in der Kirche sei, dann bekommt man die seltsamsten Antworten – und muss oft widersprechen. Denn es ist nicht etwa der Bischof, der Kirchenvorstand, die Landessynode oder die Pfarrerschaft, sondern die höchste Autorität in der Evangelischen Kirche – das ist die Heilige Schrift. Gottes Wort ist die oberste Norm. Und das kommt unter anderem darin zum Ausdruck, dass wir die Bibel in unseren Kirchen zentral mitten auf den Altar legen und im Gottesdienst daraus lesen. Wenn man es nicht wüsste, könnte man schon daraus entnehmen, dass Christsein und Bibellesen zusammengehören – geradezu trivial erscheint diese Feststellung. Und doch ist die Autorität der Heiligen Schrift umstritten, und wird von vielen Menschen als problematisch empfunden, weil sie sich über die komplizierte Entstehungsgeschichte und die innere Vielfalt der Bibel wundern: Wie kann ich der Bibel glauben, sagen sie, wenn sie doch von Menschen geschrieben wurde?

Wie kann ich ihr glauben, wenn sie anscheinend Widersprüche enthält? Wie kann ich der Bibel vertrauen, wenn manche ihrer Angaben historisch fragwürdig sind? Und woher weiß ich, dass die Jünger Jesu Worte nicht verändert haben? Waren es überhaupt die Jünger Jesu, die das Neue Testament schrieben? Waren es nicht Leute der 2. und 3. Generation? Wer sagt denn, dass die sich richtig erinnern haben? Wer kann beweisen, dass sie nicht allerhand zu Jesu Worten dazugedichtet oder Entscheidendes weggelassen haben?

Die historisch-kritische Erforschung der Schrift hat solche Zweifel kräftig genährt, denn sie fand heraus, dass die Bibel keineswegs fertig vom Himmel fiel, sondern über Jahrhunderte hinweg von hunderten menschlichen Hände geschrieben, geformt und verändert wurde. Das irritiert. Das scheint göttliche Herkunft auszuschließen. Und hinzu kommen immer wieder sensationell aufgemachte Medienberichte, die behaupten, das „wahre Leben Jesu“ aufzudecken. Sie berichten über geheime Beziehungen Jesu zu Frauen und zu Sekten, über hinterlistige Fälschungen und Intrigen des Vatikans, über das angeblich gefundene Grab Jesu, über verborgene Codes und unterdrückte Evangelien. Bei Lichte besehen ist an diesen „Enthüllungen“ wenig oder gar nichts dran – und doch nähren sie Zweifel und bereiten manchen Menschen echte Probleme, weil sie ihnen den Zugang zum Glauben verstellen. „Ich würde ja gerne glauben“, sagen diese Leute dann. „Aber wie kann ich wissen, dass die Bibel die Wahrheit sagt? Bloß weil es die Bibel ist, muss doch nicht stimmen, was drin steht! Vielleicht haben sich das alles Menschen ausgedacht!“

Solche Gespräche enden meist damit, dass man von mir als Kirchenvertreter Beweise dafür verlangt, dass die Bibel vertrauenswürdig ist. „Beweise mir erst einmal, dass die Bibel wirklich Gottes Wort ist“ heißt es, „dann will ich ihr auch glauben. Beweise mir historisch-wissenschaftlich, dass Jesus genau diese Sätze gesagt hat. Widerlege alle meine Zweifel an der übernatürlichen Autorität dieses Buches. Denn erst dann kann ich glauben, was drinsteht.“

Dass ein solcher Beweis (schon aus ganz prinzipiellen Gründen) nicht möglich ist, liegt auf der Hand. Man müsste ja eine Zeitmaschine haben, um ihn zu erbringen. Und so kann der, der Ansatzpunkte für seine Zweifel sucht, immer welche finden. Er meint dann vielleicht, die Bibel habe seiner kritischen Begutachtung nicht standgehalten. Doch in Wahrheit ist dieser Mensch nur einem großen Missverständnis aufgesessen. Denn wenn man diesen Zugang wählt – über eine äußere Beglaubigung den Wahrheitsgehalt der Bibel zu erweisen –, dann kann das zu nichts führen. Denn die Bibel leiht sich ihre Autorität weder von der Vernunft noch von der Wissenschaft, sondern ist selbst in der Lage, ihre Botschaft Geltung zu verschaffen durch das, was sie im Leser auslöst.

Mit anderen Worten: Die Bibel hat gar nicht die Absicht, durch Echtheitsbeweise zu imponieren, durch wissenschaftliche Expertisen, historische Zeugnisse oder päpstliche Dekrete. Sondern wenn, dann möchte die Bibel durch ihren Inhalt imponieren, der den Leser im Innersten berührt, der den Leser wandelt, ihn zum Glauben überführt, ihm die Wahrheit über sich selbst enthüllt, ihn niederschmettert und tröstet, ihn erschüttert und fesselt und zugleich befreit. Millionenfach ist es geschehen, dass die Schrift diese erstaunliche Wirkung entfaltet hat! Wo immer es aber geschieht, da braucht der Mensch keinen weiteren Beweis der Autorität, als eben den, den die Schrift selbst liefert, indem sie das Herz des Menschen trifft und darin den Glauben hervorbringt, den er vorher **nicht** hatte. Gottes Wort will also und braucht keine andere Autorität als die, die ihm selbst innewohnt. Es bedarf keiner Beglaubigung durch fremde Instanzen, sondern hat die Macht, sich selbst durch seinen Inhalt – in einem Erweis „des Geistes und der Kraft“ – alle nötige Autorität zu verschaffen. Denn Gottes Wort vermag ein hartes Herz weich zu machen und ein trauriges Herz fröhlich. Gottes Wort kann Ängstlichen Mut verleihen und Törichten Weisheit. Es kann Hochmut in Demut verwandeln und Verwirrung in Klarheit.

Wer das aber am eigenen Leib erfahren hat, der **weiß** hinterher um die Autorität der Schrift – und niemand muss sie ihm mehr beweisen. Denn wenn Gott mich durch die Bibel berührt und getroffen hat, wie könnte ich dann noch daran zweifeln, dass sie sein Werkzeug ist? Habe ich diese Erfahrung erst einmal gemacht, dass Gott mich durch das biblische Wort im Herzen trifft und mich dabei zu sich neu in Beziehung setzt – wie könnte ich dann noch zweifeln, dass dies Buch sein Buch und diese Worte seine Worte sind? Es verhält sich darum mit der Bibel einfacher, als viele Menschen meinen: Sie ist kein Medikament, das man dem Apotheker zu liebe schlucken müsste, sondern man schluckt es, spürt die Wirkung und ist überzeugt aus Erfahrung.

Oder geht man ins Restaurant und fragt den Kellner, ob er **im Voraus** beweisen kann, dass es mir schmecken wird? Nein! Sondern man isst – und wenn es schmeckt, ist man überzeugt. Wenn's aber nicht schmeckte, was würde es dann nützen, dass der Koch drei Sterne hat? Was würde es nützen, dass es den anderen Gästen schmeckt? Nichts! Da kann das Restaurant im Gourmet-Reiseführer noch so sehr gelobt werden: Solange mein eigener Gaumen anders urteilt, ist das ganz gleich. Denn überzeugen können mich nicht andere Feinschmecker, überzeugen können mich nicht der Koch oder der Kellner, sondern überzeugen kann mich nur die Speise selbst. Und – wenn sie den banalen Vergleich entschuldigen: Mit der Bibel ist es genauso. Man kann niemandem im Vorhinein beweisen, dass sie Gottes Wort ist. Und es wird auch von niemandem verlangt, dass er den Glauben schon mitbringen müsste, wenn er an die Bibel herantritt. Vielmehr darf jeder misstrauisch an die Bibel herangehen, darf abwarten, ob ihr Inhalt selbst zum Argument wird – und so Gott will, wird er durch diesen Inhalt den Glauben empfangen, den er vorher nicht hatte. Denn der Glaube kommt aus dem Wort der Schrift, das sich durch seine Wirkung selbst beglaubigt. Und eine andere als diese Beglaubigung sollte man auch gar nicht behaupten. Denn in Wahrheit glaubt keiner dem biblischen Wort, weil man ihm vorher die göttliche Herkunft der Texte bewiesen hätte. Sondern gerade umgekehrt wird ein Schuh draus: Weil die Schrift uns zu Gott neu in Beziehung gesetzt hat, darum glauben wir ihr. Und eben darum, weil die Schrift sich an uns als Gottes Werkzeug erwiesen hat, darum behaupten wir ihre göttliche Herkunft und Autorität. So stimmt es zwar, dass die historische Quellenlage das Leben Jesu betreffend sehr gut, und die Zeugen sehr glaubwürdig sind. Es stimmt auch, dass wir dank intensiver Forschungsarbeit den Urtext der Bibel zuverlässig rekonstruieren können. Man könnte ganz viele solche Argumente anführen. Aber wegen **alledem** glauben wir der Bibel **nicht** – und könnten auch nicht glauben, wenn ihre Botschaft uns nicht

im Innersten berührt hätte.

Denn, um es noch einmal zu sagen: Die Autorität der Schrift liegt nicht in ihrem Alter, ihrer historischen Beglaubigung, ihrer kirchlichen Geltung oder ihrer übernatürlichen Entstehung, sondern schlicht in der Wirkmacht und Dynamik ihres Inhaltes. Dieser Inhalt, das Evangelium von Jesus Christus, verschafft sich selbst Geltung, indem er störrische und selbstverliebte Menschen zum Glauben überführt. Und wer das an sich erfährt, der braucht dann keinen weiteren Beweis. Denn wenn die Bibel bloß Menschenwort wäre, Erfindung der Jünger, Täuschung und Irrtum, wie könnte sie mich dann mit Gott in Beziehung bringen? Bringt sie mich aber in Beziehung mit ihm, und spüre ich das, so ist sie offenkundig mehr als Menschenwort – ist nämlich Gottes Werkzeug und verdient entsprechendes Vertrauen.

Was folgt aus alledem? Nun, es folgt einfach, dass wir uns mit den Zeitgenossen, die Beweise verlangen, nicht auf Scheingefechte einlassen und ihren verkehrten Ansatz nicht übernehmen sollten. Denn sowohl die Anhänger als auch die Kritiker der Bibel irren sich, wenn sie meinen, historisch-wissenschaftliche Erkenntnisse müssten der Bibel Glaubwürdigkeit verleihen. Nein, das müssen sie nicht! Denn die Bibel erweist ihre Autorität nicht irgendwo in der fernen Vergangenheit, sondern hier und heute. Hier und heute deckt die Bibel mein Elend auf. Hier und heute tröstet sie mich. Hier und heute erfahre ich, dass Gottes Wort Felsen zerschmeißt und Leben gebiert – einfach weil's in mir selbst geschieht. Geschähe es aber nicht, so würden mir auch noch so gute historische Argumente nicht helfen. Denn kein archäologischer Fund wird mir je die Glaubensentscheidung abnehmen.

Es gibt hier keine Fakten, hinter denen man sich verstecken und durch die man sich absichern könnte, sondern es gibt nur das Wort selbst, das uns zur inneren Erfahrung werden kann. Haben wir diese Erfahrung, so brauchen wir keinen weiteren Beweis. Haben wir sie aber nicht, so nützen auch Beweise nichts. Darum kann es Christen auch kalt lassen, wenn die Medien über angeblich glaubensstürzende „Enthüllungen“ berichten. Denn das Evangelium geht nicht auf geliehenen Krücken durch diese Welt. Nein. Gottes Wort hat die Macht, sich selbst als Gottes Wort zu erweisen, indem es den Hörer packt, wie Menschenworte ihn niemals packen könnten. Darum bedarf die Bibel auch nicht unserer Argumente, sondern ist selbst das beste Argument – durch den Erweis „des Geistes und der Kraft“.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Der Inhalt der Bibel

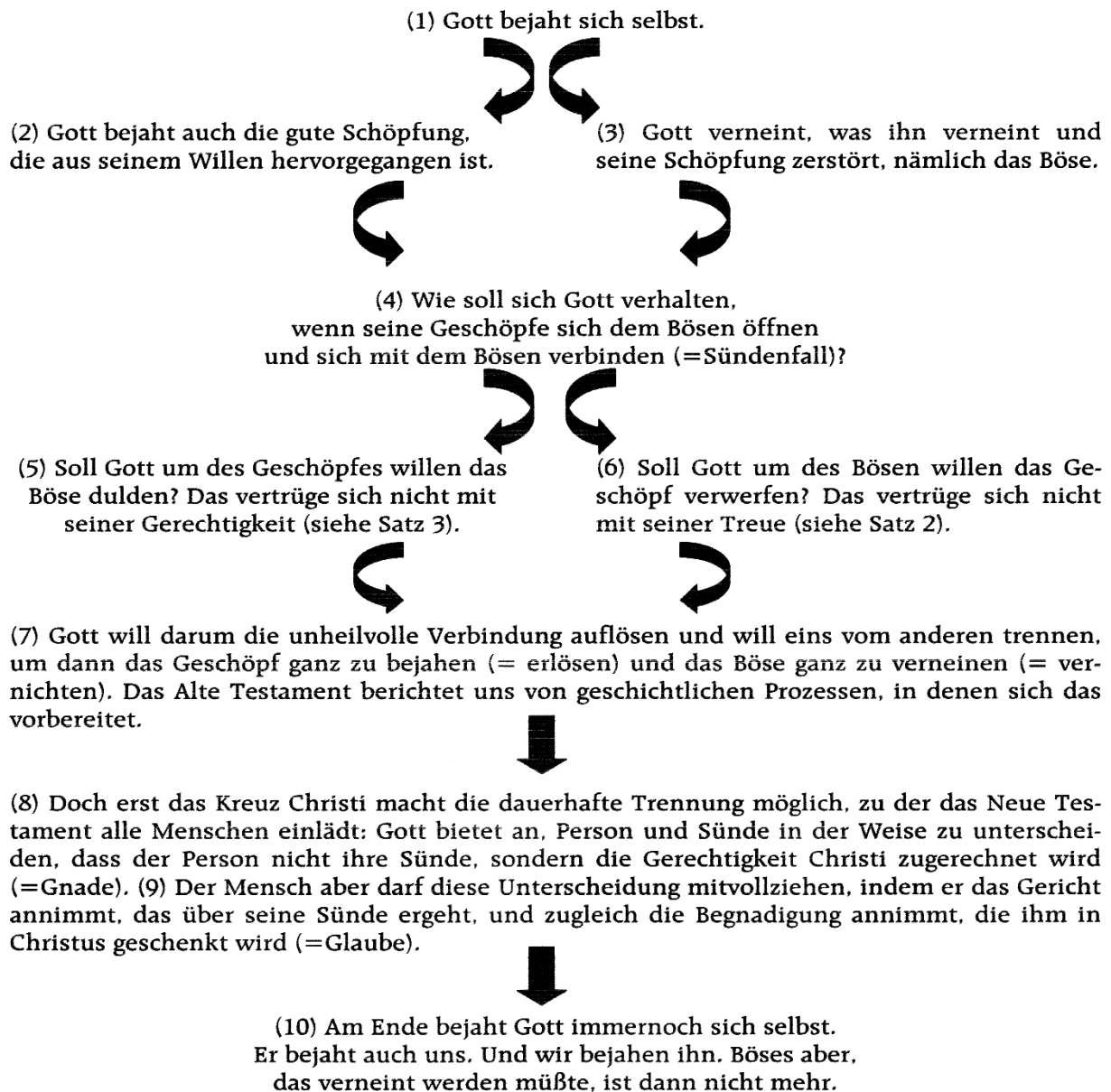
Viele Menschen denken, als Christ lese man die Bibel, um sie zu „interpretieren“, und das Ringen um die richtige Interpretation sei ein wesentliches Anliegen des Glaubens. Aber stimmt das? Ich zumindest fühle mich dabei missverstanden. Denn es verhält sich eher umgekehrt: Es ist nicht der Gläubige, der die Bibel deutet, sondern es ist die Bibel, die den Gläubigen deutet. Nicht wir tragen das Licht sinnvoller Interpretation in dunkle Bibelworte hinein. Sondern das biblische Wort erhellt und interpretiert das Dasein seiner Leser. Nicht wir legen aus, sondern wir werden ausgelegt. Denn wer die Bibel mit offenen Augen liest, dem erzählt sie nicht **ihre** Geschichte, sondern dem erzählt sie **seine** Geschichte.

Ja, tatsächlich: Auch wenn da von Abraham, Jona, Petrus und Judas gesprochen wird, deckt dieses Buch doch die Wahrheit auf über – mich. Wie aber ist das möglich, wenn ich doch als Individuum in der Bibel gar nicht vorkomme? Es ist möglich, weil die Bibel den großen geschichtlichen Zusammenhang aufzeigt, in den meine kleine, persönliche Geschichte eingebettet ist, und von dem her sie ihre Deutung empfängt.

Schließlich kann nichts unabhängig von seinem Kontext verstanden werden. Ich bin, was ich bin, im Zusammenhang vieler Beziehungen. Und ich muss den großen Gesamtzusammenhang dieser Beziehungen verstehen, um meine Rolle in ihm (und damit mich selbst) verstehen zu können. Was aber sollte der Gesamtzusammenhang meines Lebens sein, wenn nicht die Geschichte Gottes mit seiner Schöpfung?

Eben diese allumfassende Geschichte, die auch meine Geschichte ist, erzählt die Bibel. Sie beschreibt den Kontext meines Daseins, den Horizont, in dem es gedeutet werden kann. Und sie erhellt dabei nicht nur meine Herkunft, sondern auch meine Zukunft. Denn sie macht mich vertraut mit der Intention meines Schöpfers, der mich über den heute erreichten Punkt noch weit hinausführen will.

Mancher wendet ein, es gebe da in der Bibel nicht bloß eine Geschichte, sondern viele. Das Ganze sei auch ziemlich unübersichtlich. Doch dieser Eindruck täuscht. Denn recht betrachtet ist die Bibel keineswegs vieldeutig, sondern ist in allem Wesentlichen klar – so klar, dass man den Kern ihrer Geschichte (unserer Geschichte!) auf einer einzigen Postkarte zusammenfassen kann. Man glaubt mir nicht? Ich soll es beweisen? Kein Problem! Auf meiner Postkarte stehen als „Inhaltsangabe“ der Bibel nur zehn Sätze:



Wer will, kann es nun ausprobieren: Diese zehn Sätze lassen sich auf einer Postkarte unterbringen. Und – als Lesezeichen in die Bibel gelegt – können sie helfen, den Überblick zu behalten. Denn sie skizzieren die eine, zentrale Geschichte, die sich in der Vielzahl biblischer Geschichten abbildet. Sie beschreiben das Grundmotiv, das die Heilige Schrift hundertfach variiert. Und damit ist mehr gewonnen als nur eine „Lesehilfe“. Denn wenn, wie oben behauptet, die Geschichte Gottes mit den Menschen den Kontext unseres Lebens bildet, dann sind jene zehn Sätze auch der Deutungshorizont jedes individuellen Daseins. Mit anderen Worten: Sie enthalten die maßgebliche Interpretation des Rätsels, das ich bin. Die Bibel legt aus, was am Menschen unverständlich ist. Sie erhellt den Sinn und das Ziel seiner spannungsvollen Existenz. Und sie benennt dabei die vier Eckpunkte christlicher Gottes- und Selbsterkenntnis: Sie konfrontiert uns mit Gottes ZORN. Denn Gott hat Grund, die Geschöpfe zu verneinen, deren Leben ihn verneint. Und sie bezeugt zugleich Gottes GNADE, weil Gott einen Weg findet, uns dennoch zu bejahen. Am Menschen macht sie die SÜNDE sichtbar, als fatale Verstrickung in das gottwidrig Böse. Und zugleich macht sie am Menschen auch die Möglichkeit des GLAUBENS offenbar, wenn er sich gefallen lässt, was Christus für ihn tat. Wem die Postkarte noch zu groß wäre, der könnte diese vier Begriffe auf eine Briefmarke schreiben, und hätte damit die biblische Botschaft maximal komprimiert. Doch darauf kommt es nicht an. Vielmehr: Wer

sich die Botschaft gesagt sein lässt, und somit die Bibel als **seine** Geschichte liest, der deutet nicht mehr, sondern sieht sich gedeutet. Sein Dasein hat eine sinnvolle Interpretation und eine verbindliche Auslegung erfahren. Die Bibel hat ihn der Wahrheit überführt und hat ihm für seinen weiteren Weg eine der Intention Gottes entsprechende Richtung gewiesen. Diese Wahrheit aber gelten zu lassen, der Wegweisung zu folgen und die große „Unterscheidung“, auf die es Gott abgesehen hat, täglich zu leben (Eph 4,22–24!) – das ist der Glaube, zu dem uns die Schrift einlädt. Wer sich auf diesen Glauben einlässt, der verwirft an sich selbst, was Gott verwirft, und bejaht an sich selbst, was Gott bejaht. Er versucht schon heute zu scheiden, was in Gottes Reich einmal vollends getrennt sein wird. Und die Bibel hilft ihm dabei. Denn nicht die Bibel ist ein Rätsel, das der Mensch lösen müsste, sondern der Mensch ist sich selbst ein Rätsel, dessen Lösung ihm die Bibel verrät.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die Bibel als Norm

Der christliche Glaube ähnelt in vielen Dingen einer Philosophie oder Weltanschauung. Er vertritt bestimmte Ansichten über Ursprung, Sinn und Ziel der Welt. Er reflektiert das menschliche Leben in seiner Vielfalt und Problematik. Und er empfiehlt einen bestimmten Weg, wie dieses Leben zu bewältigen ist. Das tun viele andere Weltanschauungen auch.

In einem Punkt aber ist der Glaube von ihnen ganz verschieden. Denn er verdankt sich nicht dem Nachdenken des Menschen. Sondern er verdankt sich dem Wort Gottes. Der christliche Glaube wurde nicht von Menschen „ergrübelt“ oder „erfunden“. Sondern seine wesentlichen Inhalte wurden von Gott offenbart. Und darum ist der Glaube auch an das Dokument dieser Offenbarung – an die Heilige Schrift – bleibend gebunden. Ein Philosoph kennt solche Bindungen nicht. Er ist nur sich selbst und seiner Erkenntnis verpflichtet. Er kann sein Gedankengebäude heute einreißen und morgen aus den Trümmern ein neues bauen, das ihm besser gefällt. Dem Christen aber ist das Evangelium vorgegeben. Denn es besteht nicht aus seinen, sondern aus Gottes Gedanken. Natürlich darf und soll der Christ diesen Gedanken „nachdenken“. Und auch dieser verstehende Nachvollzug ist eine intellektuelle Herausforderung. Doch Gottes Gedanken nachzubuchstabieren heißt eben nicht, frei über sie zu verfügen. Wer sich bemüht, kann tiefer und tiefer in sie eindringen. Aber ändern kann er sie nie. Denn Gottes Gedanken sind höher als unsere. Und sie sind darum auch nicht unserem Urteil unterworfen. Vielmehr gilt das Umgekehrte: Nicht wir richten über Gottes Wort, sondern Gottes Wort richtet über uns. Es ist der kritische Maßstab, an dem unser Leben und Denken gemessen wird. Denn nicht dazu ist uns die Bibel gegeben, damit wir sie in Frage stellen, sondern damit wir von ihr in Frage gestellt werden.

Freilich: Lassen wir das zu? Sind wir bereit, unsere eigenen Gedanken dem Wort Gottes unterzuordnen? Gehen wir als wissbegierige Schüler an die Bibel heran? Oder benehmen wir uns eher wie Lehrer, die den biblischen Text kritisch begutachten, jenes loben, dieses tadeln und alles nach Gutdünken deuten? Hat man so eine Haltung erst einmal eingenommen, ergibt sich der Rest von selbst. Man betrachtet dann das von Gott an den Menschen gerichtete Wort als eine Sammlung menschlicher Worte über Gott. Man unterstellt, die Bibel bedürfe der Auslegung, weil sie „historisch bedingt“, „schwer verständlich“ und „vieldeutig“ sei. Dann erhebt man die eigenen weltanschaulichen Vorurteile zum Maßstab dieser „Auslegung“. Und schon kann man nach Herzenslust an der Schrift heruminterpretieren. Denn es besteht dann keine Gefahr, dass man in der Bibel je etwas anderes findet als die eigenen Lieblingsgedanken. Mag die Bibel sagen, was sie will: Solange der Mensch sich das Recht der kritischen „Interpretation“ und „Deutung“ vorbehält, ist er davor sicher, selbst gedeutet zu werden. Solange er die Bibel hinterfragt, wird sie ihn nicht hinterfragen. Und solange die „Auslegung“ strittig bleibt, muss er auch keine Konsequenzen ziehen. Denn solange Gottes Wort „vieldeutig“ erscheint, bleibt alles in der Schwebe – und jeder kann weitermachen wie zuvor. Freilich: Das Ganze ist ein großer Selbstbetrug. Denn in Wahrheit ist die Bibel gar nicht so schwer zu verstehen. Sie ist in allem Wesentlichen eindeutig. Und sie ist auch durchaus in der Lage sich selbst auszulegen, wenn jemand zu hören gewillt ist.

Oder glaubt jemand im Ernst, dass Gott, wenn er uns etwas zu sagen hat, flüstert, stottert, stammelt oder lallt? Keineswegs. Gott hat sich durchaus klar ausgedrückt. Und wer zu hören bereit ist, der erfährt ganz genau, was Gott von ihm will. Aber eben darin liegt das Problem. Denn aus der großen Klarheit des biblischen Wortes erwächst die Versuchung, die die folgende Geschichte beschreibt:

Es war einmal eine russische Prinzessin, die unternahm eine Reise nach Paris. Und natürlich sah sie dort viel Schönes. Am besten aber gefiel ihr eine kleine blaue Vase, die sie in einem Geschäft entdeckte. Denn die blaue Farbe dieser Vase war so leuchtend und so intensiv, sie war so kräftig und so fein zugleich, sie hatte solche Tiefe und einen solch samtene Glanz, dass die Prinzessin sich nicht daran sattsehen konnte. Das ganze Blau des Himmels und das ganze Blau des Meeres schienen in diesem einzigartigen Farbton eingefangen zu sein. Und darum zögerte die Prinzessin nicht lange: Sie kaufte die Vase und nahm sie als Andenken mit nach Hause.

Auch daheim in Russland wurde es ihr nicht langweilig, die Vase immer wieder zu betrachten: Mal hielt sie sie in das Licht des Mondes, mal in die strahlende Morgensonne und mal in den Schein des Kaminfeuers. Und bald träumte die Prinzessin davon, die ganze Welt um sie herum wäre von diesem herrlichen Blau erfüllt. Gesagt, getan: Sie beschloss, ihren ganzen Palast in exakt der gleichen Farbe anstreichen zu lassen, damit alles um die Vase herum genauso blau leuchten sollte wie die Vase selbst. Schnell waren Maler herbeigerufen, die den Wunsch der Prinzessin in die Tat umsetzen sollten. Und fleißig begannen sie in ihren Farbtöpfen zu rühren und zu mischen. Immer wieder nahmen sie Proben, änderten die Beimischungen und die variierten die Tönung. Aber zum großen Schrecken der höfischen Gesellschaft gelang es keinem, den Blauton der Pariser Vase genau zu treffen. Alle Muster, die sie lieferten, waren entweder zu hell oder zu dunkel, sie erschienen im Vergleich mit der Vase matt und stumpf. Es fehlte jenes besondere Leuchten – es fehlte diese besondere Tiefe. Und wenn auch einige der herbeigerufenen Künstler ziemlich nah herankamen an den gewünschten Farbton, so war es doch nie ganz derselbe.

Man kann sich vorstellen, dass die Prinzessin enttäuscht und zornig war, nachdem die berühmtesten Kunstmaler Russlands einige Wochen vergeblich herumprobiert hatten. Doch just in diesem Moment tauchte am Hofe ein gänzlich unbekannter Maler auf. Er stellte sich vor als der Maler Mischkin. Und er versprach, den Wunsch der Prinzessin umgehend zu erfüllen. Niemand setzte große Hoffnungen auf diesen Mischkin. Aber man ließ ihn gewähren. Wie alle seine Vorgänger mischte er seine Farben und begann das Zimmer auszumalen, in dem die Vase stand. Als er aber nach drei Tagen sein Werk vollendet hatte, da brach die Prinzessin in Schreie des Entzückens aus. Denn alle Sachverständigen kamen mit ihr zu dem Urteil, dass der Blauton des Zimmers nun endlich ganz und gar dem Blau der Vase entsprach.

Natürlich wurde Mischkin für diesen Erfolg reich belohnt – er war ein gemachter Mann. Als aber viele Jahre vergangen waren, da fragte ihn ein Freund ganz im Vertrauen, wie er denn das geschafft habe, woran vorher so viele große Künstler gescheitert waren. Und da gab Mischkin zur Antwort: „Weißt du, ich habe nicht nur das Zimmer – ich habe auch die Vase bemalt!“

Es ist ein verblüffend einfacher Trick, mit dem Mischkin das Problem löst. Und ist es auch ein Betrug, so ist es doch ein ziemlich genialer. Denn Mischkin erkennt, dass es zwei Wege gibt, Original und Kopie zur Übereinstimmung zu bringen: Man kann versuchen die Kopie auf das Niveau des Originals hinaufzusteigern. Oder man kann das Original auf das Niveau der Kopie herunterziehen. Man kann die eigenen Möglichkeiten dem Ideal angleichen. Oder das Ideal den Möglichkeiten. Und da das Erste nicht gelingt, tut Mischkin das Zweite: Da er dem Zimmer nicht die Farbe der Vase zu geben vermag, gibt er der Vase die Farbe des Zimmers. Und schon stimmen beide überein...

Was aber hat das mit dem Glauben und der Heiligen Schrift zu tun? Nun, ganz einfach: Mischkins Beispiel zeigt, in welche Versuchung der Christ gerät, wenn er mit Gottes Wort umgeht. Denn auch das Leben des Christen ist so etwas wie ein Zimmer, in dem eine einzigartige Vase

steht. Unser Leben ist der Raum, in dessen Zentrum das Evangelium Jesu Christi steht. Und wie in jener Geschichte, so soll auch hier Übereinstimmung herrschen zwischen dem Evangelium, das den Maßstab abgibt, und dem Gläubigen, der sich daran orientiert.

Doch wenn das nicht gelingt? Wenn man es nicht schafft, das eigene Christenleben nach Jesu Wort und Wille zu gestalten? Wenn es uns geht, wie jenen russischen Malern, die einfach nie den Farbton trafen? Dann kommen wir in Versuchung, es mit der Bibel zu machen wie Mischkin mit der Vase: Da man die eigene, allzu menschliche Wirklichkeit nicht dem Ideal angleichen kann, gleicht man das Ideal der Wirklichkeit an. Da man dem Zimmer nicht die Farbe der Vase geben kann, gibt man der Vase die Farbe des Zimmers.

Und das heißt: Man biegt sich Gottes Wort so zurecht, man verkürzt und ergänzt, interpretiert und relativiert es, bis es der eigenen Wirklichkeit entspricht. Man gleicht das Evangelium den eigenen Fähigkeiten und Bedürfnissen an. Man bringt die störende Stimme zum Schweigen, indem man sie – „übersetzend“ und „interpretierend“ – den eigenen Denkgewohnheiten anpasst. Und doch ist man am Ende nur ein betrogener Betrüger. Denn wer vor Gottes Wort die Ohren verschließt, schadet ja nicht ihm, sondern nur sich selbst. Darum: Begehen wir nicht diesen Fehler. Benehmen wir uns nicht wie Lehrer, die über Gottes Wort richten, sondern wie Schüler, die wissbegierig lauschen. Denken wir Gottes Gedanken nach. Und erinnern wir gelegentlich auch die Theologen an das, was ihnen die Reformatoren ins Stammbuch geschrieben haben:

„...es bleibt allein die heilige Schrift der einzige Richter, die einzige Regel und Richtschnur, nach der, als dem einzigen Proberstein, alle Lehren erkannt und beurteilt werden sollen und müssen, ob sie gut oder böse, recht oder unrecht sind.“ (FC Ep.Summ.Begr.§7)

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Historisch-kritische Exegese

Das biblische Wort ist nicht **Gottes Wort** allein, denn niedergeschrieben haben es Menschen, deren persönliche Eigenart und Arbeitsweise der Text erkennen lässt. Das biblische Wort ist aber auch nicht allein **Menschenwort**, denn Menschen finden sich darin seit Jahrhunderten von Gott angedredet und zum Glauben überwunden. Die Bibel ist demnach Gotteswort und Menschenwort **zugleich** – und sie ähnelt darin dem, von dem sie berichtet. Denn Jesus Christus war auch Mensch und Gott zugleich, ohne dass seine menschliche Natur die göttliche aufgehoben hätte (oder umgekehrt). Die historisch-kritische Exegese verengt nun ihren Blickwinkel auf die menschliche Seite der Schrift, indem sie es zum methodischen Grundsatz erhebt, die Texte nicht anders zu betrachten und zu untersuchen als es Literaturwissenschaftler mit jedem antiken Text tun: Als Menschenwerk. Historisch-kritische Exegese rekonstruiert die Entstehungsgeschichte des Textes, indem sie das Wollen und Wirken der menschlichen Tradenten, Autoren und Redakteure zum Thema macht. Sie untersucht die wechselnden Denkvorsetzungen und Aussageabsichten dieser Menschen, aus deren Zusammenspiel der heute vorliegende Text resultiert. Und falsch wäre daran gar nichts, wenn dieser Zugang zur Bibel nicht allzu oft als der einzig angemessene, und dieser **eine** Aspekt als das Ganze ausgegeben würde. Zweifellos fördert die historisch-kritische Exegese viel Wissenswertes zu Tage. Doch handelt es sich eben nur um die „halbe Wahrheit“ (= die Bibel als Menschenwort), während die andere Hälfte der Wahrheit (= die Bibel als Gotteswort) ausgeblendet bleibt:

Man fragt, was die Evangelisten durch ihre Evangelien den eigenen Zeitgenossen sagen wollten. Man fragt in der historisch-kritischen Exegese aber nicht, was Gott durch die Evangelien zu uns sagen will. Man verbreitet sich in den Kommentaren über die vermuteten Intentionen vermuteter „Bearbeiter“. Doch wer sich in diesen Kommentaren über die Aussageabsicht Gottes informieren wollte, würde vergeblich suchen. Denn historisch-kritische Exegese wird betrieben „etsi deus non daretur“ („als ob es keinen Gott gäbe“). Und viele Vertreter der Disziplin halten gerade **das** für ein Kennzeichen ihrer „Wissenschaftlichkeit“. Leider vergessen sie dabei, dass der Grund, weshalb wir uns heute noch für die Bibel interessieren, nicht in **dem** liegt, was die Bibel mit der übrigen Literatur vergangener Epochen gemein hat, sondern in **dem**, was sie unterscheidet. Das menschliche Wort der biblischen Autoren wäre längst vergessen, wenn nicht in, mit und unter ihren Worten Gottes Wort hörbar würde. Nicht um ihretwillen, sondern um seinetwillen interessieren uns die Texte. Und darum ist die „menschliche“ Hälfte der Wahrheit die bei weitem weniger wichtige.

An Jesus Christus interessiert uns ja auch nicht primär die menschliche Anatomie, die er mit uns gemeinsam hat, sondern seine Gottessohnschaft, die ihn von uns unterscheidet. Insofern muss man sagen, dass die historisch-kritische Exegese genau das ausblendet, um dessentwillen die Bibel gelesen wird. Sie geht an den biblischen Text heran wie ein Lebensmittelchemiker an Brot und Wein des Abendmahles. Natürlich findet er im Brot das Mehl und im Wein den Alkohol und das Wasser. Niemand wird seiner Analyse widersprechen. Doch wegen Mehl und Wasser geht niemand zum Abendmahl, sondern wegen Christi Leib und Blut.

Wenn der Lebensmittelchemiker nun bekundet, dass er Christi Leib und Blut nicht finden kann, wird das die Teilnehmer des Abendmahles dann sehr beeindrucken? Wenn eine Untersuchungsmethode das Wesentliche des untersuchten Gegenstandes nicht erfasst, ist das dann ein Fehler des Gegenstandes? Erweist er sich als beschränkt? Oder ist die Reichweite der Methode beschränkt? Natürlich gilt Letzteres. Darum kann die historisch-kritische Arbeit als legitimer Teilaspekt der Exegese gelten – gewissermaßen als eine Vorarbeit, der die Hauptsache

noch folgen muss. Wird der Teilaspekt aber als das Ganze präsentiert, und dieser Zugang als der alleinige, so verwandelt sich die halbe Wahrheit in einen ganzen Irrtum.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Sola scriptura

In der evangelischen Kirche ist es selbstverständlich, dass alles, was sie lehrt, aus biblischen Quellen zu schöpfen und am Maßstab der Bibel auch zu prüfen ist. Denn was mit dieser Norm nicht übereinstimmt, ist weder zu predigen noch zu glauben. Und es kann gegen die Norm des göttlichen Worts auch kein Mensch Recht haben, ob er nun Bischof sei, Professor oder Pfarrer. Denn wir entnehmen dem Neuen Testament das, was Jesus Christus seinen Jüngern offenbart hat. Es ist die Niederschrift dessen, was sie mit ihm erlebten und von ihm lernten. Und wer anders lehren wollte, beanspruchte damit, es besser zu wissen als Gottes eigener Sohn. Er würde sich anmaßen, bezüglich Gottes mehr Einsicht zu haben und besser informiert zu sein als Jesus Christus. Und so einer, der dann sicher kein gehorsamer Schüler des Neuen Testaments ist, taugt nicht als Lehrer der Kirche. Denn die verdankt sich nicht irgendeiner menschlichen Weisheit oder Selbstermächtigung, sondern verdankt sich allein dem göttlichen Wort. Und nur soweit sie bei diesem Wort bleibt, verdient sie überhaupt „Kirche“ genannt zu werden. Denn niemand kennt den Vater als nur der, dem es der Sohn offenbart (Mt 11,27). Niemand kommt anders zu Gott als durch Christus (Joh 14,6). Und niemand kennt Christus anders als durch das Neue Testament. So ist Gottes Sohn zwar nicht mehr unter uns in Fleisch und Blut. Er ist aber gegenwärtig in seinem Wort. Und die Kirche bleibt ihrem Herrn genau in dem Maße treu, wie sie seinem Wort treu bleibt. Andere Quellen Gott betreffend hat und braucht sie nicht. Und so ist ihr die Bibel auch nicht eine Autorität unter vielen, so dass Gottes Wort noch mit anderen Instanzen konkurrieren müsste. Sondern Gottes Wort ist die allein verbindliche Autorität der Kirche, die alles enthält, was der Glaube wissen muss. Und wollten sämtliche Bischöfe, Pfarrer und Kirchenvorsteher vereint dagegen stimmen, hätten sie doch niemals Recht gegen die Hl. Schrift. Denn die wurde nicht in einem Ausschuss entworfen und dann durch einen Mehrheitsbeschluss des Kirchenvolkes in Geltung gesetzt. Sondern Gottes Wort ist der Kirche von Anfang an vorgegeben durch den, der es gesprochen und die Kirche durch eben dieses Wort überhaupt erst geschaffen hat. Kirche ist die Gemeinschaft der von Christus in die Nachfolge Berufenen. Wo dieser Ruf nicht ergangen wäre, könnte ihm auch niemand folgen. Und darum geht das berufende Wort Jesu der Gemeinschaft der Berufenen immer voraus. Kirche wird nicht anders als durch Gottes Wort geschaffen – es ist der Boden, aus dem diese Pflanze wächst. Und durch Rückkehr zu ihrem Ursprung, durch Besinnung auf das Wort, kann sich Kirche auch jederzeit erneuern. Weil die Reformatoren das aber nicht nur verstanden, sondern auch ganz wunderbar erfahren haben, gilt seither in der evangelischen Kirche das „Schriftprinzip“, das die Geistlichen verpflichtet, nicht mehr und nicht weniger zu predigen als geschrieben steht. „Allein die Schrift“ hat die Norm ihrer Verkündigung zu sein – und also nicht ihre menschliche Vernunft und nicht ihr subjektives Gefühl, nicht der Geist der Zeit und nicht der Applaus der Hörer, nicht die Mehrheitsmeinung und nicht die Tradition, nicht die Überzeugung der Kirchenleitung oder brillanter Theologen. Das aber immer wieder zu sagen, schafft methodische Klarheit und dient der Transparenz. Denn Kirche legt damit offen, woher sie ihre Weisheit bezieht. Sie will von Gott nichts lehren, als nur das, was er selbst durch sein Wort hat wissen lassen – in trübere Quellen fischen wir nicht! Und damit ist dann auch jedem Christen die Möglichkeit gegeben, mit dem Neuen Testament in der Hand zu prüfen, ob die Kirche ihrem Anspruch gerecht wird und schriftgemäß lehrt. Wir halten den „Quellcode“ unserer Verkündigung gerade nicht geheim, sondern legen ihn offen! Das ist großartig, weil es der Willkür der Theologen enge Grenzen setzt. Und es hat sich als kritischer Maßstab schon oft bewährt. Denn ohne von Klerikern bevormundet zu werden, kann sich heu-

te jeder Christ am Neuen Testament selbst orientieren. Er kennt die Norm, der seine Kirche untersteht. Er kann sie dran erinnern. Und wenn diese „Qualitätskontrolle“ praktiziert wird, werden Prediger gehindert, vom Thema abzukommen. Das Wort der Schrift ist dann nicht nur das berufende Wort, das immer neue Generationen zur Kirche hinzufügt. Sondern das Wort ist dann zugleich das orientierende Mittel, durch das der Heilige Geist Gottes Volk in der Spur hält. Freilich, die Urgemeinde vor 2000 Jahren wusste noch nicht, wie wichtig das geschriebene Wort einmal werden würde. Damals ahnte man nicht, welcher langer Weg der Christenheit bevorstand. Und so hat sich auch niemand verabredet, um ein Neues Testament zu schaffen. Sondern das entstand erst nach und nach auf wenig planmäßige Weise. Denn Jesu erste Jünger hatten keine literarischen Ambitionen. Sie schrieben schon deshalb nichts auf, weil sie jedem selbst von ihren Erlebnissen erzählen konnten. Und erst als die Apostel älter wurden, so dass einer nach dem anderen starb, musste an die Stelle ihrer persönlichen Autorität etwas anderes treten. So las man dann ersatzweise die Briefe, die Paulus, Petrus und Johannes an die Gemeinden geschrieben hatten. Man sammelte die Sprüche und Gleichnisse Jesu und las sie im Gottesdienst vor. Markus schrieb einen ersten Lebensbericht Jesu. Und weil Matthäus Erinnerungen kannte, die bei Markus fehlten, schuf er eine ergänzte und erweiterte Fassung des Evangeliums. Lukas wiederum komplettierte das Vorhandene durch die Apostelgeschichte, die ihren Bericht dort fortsetzt, wo die Evangelien enden. Mit der Zeit kam noch allerhand hinzu. Und die zwischen Rom und Jerusalem verstreuten Gemeinden tauschten fleißig untereinander die Schriften, die ihren Glauben förderten. Zwar liefen auch andere Texte um, von denen manche tendenziös und von Irrlehren beeinflusst waren. Weil man die guten Sachen aber eifrig abschrieb und kopierte, während man die schlechteren mied, setzten sich mit der Zeit bestimmte Schriften durch, die bald in allen Christengemeinden geschätzt und als echt apostolisch anerkannt wurden. Das war kein planmäßiger Prozess. Aber der Heilige Geist war doch im Spiel. Und als immer wieder Spaltungen drohten, weil selbsternannte Propheten von der gesunden Lehre abwichen und die Gemeinden verwirrten, bedurfte es einer verbindlichen Ordnung. Die junge Kirche musste nach innen wie nach außen Auskunft darüber geben, was ihre Grundlagen sind. Und da die Apostel nicht mehr lebten, ging ihre Autorität nach und nach auf die Schriften über, die anerkanntermaßen im Geiste Jesu verfasst waren. Um 200 n. Chr. war der Grundbestand des Neuen Testaments schon nicht mehr strittig. Und auf Konzilien im 4. Jahrhundert benannte man endgültig die Schriften mit normativer Geltung, die seither „kanonisch“ heißen. Doch hat die Kirche damit nicht etwa selbst die Grundlagen ihrer Lehre „geschaffen“, sondern sie hat bloß die Evangelien und Briefe aufgezählt, die aufgrund ihres Inhalts bereits höchstes Ansehen genossen. Bevor irgendwelche Bischöfe sie „amtlich“ anerkannten, hatten diese Schriften ihre Autorität schon selbst unter Beweis gestellt. Sie setzten sich einfach durch, weil der Heilige Geist sich ihrer bediente. Zweifelhaftes und Tendenziöses blieb außen vor. Die Kirche aber gewann im Neuen Testament eine feste Basis, auf die sie sich später in allen strittigen Fragen beziehen konnte. Jesu Apostel waren zwar gestorben. Aber die apostolische Lehre war deshalb nicht verschwunden. Sondern sie lag nun schriftlich vor. Und konnte man auch Petrus, Paulus und Johannes nicht mehr persönlich um Rat fragen, besaß man doch im Neuen Testament den originalen Ausdruck ihrer Lehre. Das war sicher nicht ohne die Mitwirkung des Heiligen Geistes geschehen. Denn schließlich hatte Jesus vor der Himmelfahrt versprochen, seine Gemeinde nicht orientierungslos zurücklassen. Er hatte zugesagt, bei ihr gegenwärtig zu sein durch sein Wort und seinen Geist. Und mit dem Neuen Testament schuf er dafür ein herrlich geeignetes Werkzeug. Ja, das Wort Gottes wurde nicht bloß Fleisch, es wurde von den Aposteln nicht bloß mündlich gepredigt, sondern ging sogar in die Literatur ein! Konnte also nichts mehr schief gehen in den folgenden 2000 Jahren der Kirchengeschich-

te? Doch. Natürlich ist unglaublich vieles ganz schrecklich schief gegangen, dessen sich die Christenheit bis heute schämt. Es lag aber nicht daran, dass man kein Neues Testament gehabt hätte, sondern daran, dass man ihm nicht folgte – dass man vieles, was drin stand, nicht lehrte, und dafür wiederum anderes lehrte, was nicht drin stand. Denn so kam die katholische Kirche des Mittelalters weit vom Kurs ab und begrub das Evangelium unter einem Berg menschlicher Satzungen, Lehren und Traditionen. Man quälte die Gläubigen mit angeblich verdienstlichen Werken und Pflichten, ließ sie pilgern, fasten und zwangsweise beichten. Man monopolisierte Gottes Gnade in der Hand des Papstes, häufte Reichtümer an und führte vererbliche Kriege im Namen Gottes. Man verbot den Priestern die Ehe, vergötterte die arme Maria, verkündete absurde Dogmen, betete Reliquien und Bilder an und huldigte vielfachem Aberglauben. Zugleich beschwerte man aber die Gewissen, indem man dem Kirchenvolk das Evangelium von der freien Gnade Gottes vorenthielt – und mit der geschürten Angst einträgliche Geschäfte machte. Nichts von alledem hatte Jesu gewollt! Aber man ehrte damals die päpstliche Lehrautorität mehr als das Neue Testament, dem man den Willen Jesu hätte entnehmen können. Und dieser Spuk endete erst, als Luther „sola scriptura“ rief. Erst als er das wahre Evangelium wieder ans Licht zog, fiel das katholische Kartenhaus in sich zusammen. Doch geschah das natürlich nicht, weil der unbedeutende Mönch Luther irgendeine persönliche Autorität besessen hätte, sondern weil die Autorität des Neuen Testaments neue Geltung erlangte. Gottes eigenes Wort war das Mittel, das Gottes Kirche reinigte! Der Katholizismus stolperte nicht über Luther, sondern über das Neue Testament! Und seither hat uns das evangelische Schriftprinzip vor tausend alten und neuen Irrtümern geschützt. Ja, wie oft auch die Theologen auf Abwege gerieten, ließ sich der Schaden doch immer wieder beheben, wenn die Kirche zum Neuen Testament zurückkehrte. Natürlich sind trotzdem Schwärmer aufgetreten und haben voller Enthusiasmus behauptet, sie hätten von Gott neue Offenbarungen empfangen. Selbsternannte „Propheten“ schrieben krude Bücher, und angeblich „neue Apostel“ verwirrten die Christenheit. Doch das Schriftprinzip schützte jede Gemeinde, die beim Neuen Testament und damit auf dem Teppich blieb. Apostel der aufgeklärten Vernunft ergriffen das Wort und reklamierten für den ach so vernünftigen Menscheng Geist ebenso große Autorität wie für den Heiligen Geist. Die Gemeinden sollten nur noch glauben, was den Aufklärern „fortschrittlich“ und „rational“ erschien – und den Rest ihres Christentums über Bord werfen. Doch wo man das Schriftprinzip beherzigte, fand man von solch einem Kult der Vernunft nichts im Neuen Testament und entging der rationalistischen Mode. Bald erzählten Nationalisten allerhand große Dinge von einer Offenbarung Gottes im deutschen Wesen und in der Person des Führers, dem als Werkzeug der göttlichen Vorsehung bedingungslos zu folgen sei. Aber das Schriftprinzip half allen, die sich dran gebunden wussten, weil sie im Evangelium nur von einem Herrn und von einem Hirten lasen, der keineswegs Hitler, sondern Christus hieß. Heute haben wir wieder neue Trends. Man hört nun, der Mensch solle nur kräftig an sich selbst glauben und – seiner inneren Stimme folgend – seine ganz eigene Wahrheit finden. Er dürfe auch alles tun, was sich für ihn „richtig“ anfühlt, weil er als autonomes Subjekt schließlich selbst die „höchste Instanz“ und das Maß der Dinge sei. Doch dieser Kult des egozentrischen Subjekts, diese relativistische Ersatz-Religion ist ebenso großer Mist wie all das andere. Und wer beim Schriftprinzip bleibt, verfügt über das nötige Gegengift auch gegen diesen modernen Schwindel. Ja, das Feld der Irrlehren ist weit. Und einige sind in der Kirche schon mehrheitsfähig geworden. Doch gegen sie alle ist jenes Kraut gewachsen, das sich „sola scriptura“ nennt. Und wenn man davon konsequent Gebrauch machte, ließe sich der Kurs jederzeit korrigieren. Denn anders als der Zeitgeist, bleibt der Herr der Kirche immer derselbe. Nur dass eben, wer seinem Wort nicht folgen mag, nicht für kirchliche Ämter taugt: Wenn uns jemand auffordert,

etwas weniger zu glauben, als im Evangelium steht, hat er sich verraten. Und wenn er behauptet, man müsse noch etwas darüber hinaus glauben, ist er auch schon entlarvt. Doch wollen wir nicht von anderen reden, sondern lieber von uns selbst. Denn ein Christ ist gut beraten, das Schriftprinzip auch auf sich selbst anzuwenden – und auf seine eigenen Glaubensgedanken. Oder wäre da immer ganz klar, von wem oder was wir uns bestimmen lassen und welcher Autorität wir trauen? Als gebildeter Mensch benutzt man z.B. gern seine Vernunft und schätzt sie nicht gering – natürlich will sie niemand missen! Doch weiß die menschliche Vernunft gerade von Gott herzlich wenig. Und jede Gewissheit, die man auf Vernunft gründet, kann dieselbe Vernunft auch wieder zerlegen! Darum sollte sich der Mensch nicht allzu schlau vornehmen, sondern dem Wort Gottes im Zweifel mehr vertrauen als dem eigenen Verstand. Auch Gefühle sind schön – und natürlich wäre Glaube ohne Gefühl eine blasse Angelegenheit! Doch glaubt ein Christ besser nicht an seine frommen Gefühle und vertraut besser auch nicht auf seine religiösen Stimmungen. Denn die können sich schneller ändern als das Wetter, während Gottes Wort sich ewig gleich bleibt. Gern vertraut der Mensch auch dem Augenschein – und bestimmt ist uns eine lebendige Erfahrung lieber als die „graue Theorie“. Der Augenschein kann aber gerade in Glaubensdingen sehr trügen, weil etwa Gottes Liebe sehr oft gegen allen Augenschein geglaubt werden muss. Und wie anders sollte man das machen, wenn nicht unter beharrlichem Rückgriff auf das biblische Wort? Zurecht geben wir auch viel auf christliche Vordenker, Glaubenszeugen, Kirchenführer und theologische Gelehrte, die uns weise erscheinen. Doch auch bei denen ist mancher Heiligenschein nur äußerlich vergoldet. Und wie die Kirchengeschichte zeigt, haben oft gerade die klügsten Köpfe und die charismatischsten Leitfiguren das größte Unheil angerichtet. Sollte man ihrem Urteil also die eigene Seele anvertrauen? Das wäre kein guter Rat. Vielmehr lasse man sie alle gerne reden. Man lasse die Vernunft reden und das eigene Herz, man höre, was die Tradition sagt und was der allerneueste Trend ist. Man frage auch andere Christen um Rat und spüre seinen Gefühlen nach. Am Ende aber rufe man „sola scriptura“ und prüfe das Ganze an Gottes Wort. Denn wer könnte wohl in Glaubensdingen Bescheid wissen, wenn nicht Gott selbst, um den es da geht? Und wenn er in der Bibel bereitwillig über sich selbst Auskunft gibt – soll man sich dann anderswo Informationen aus zweiter Hand besorgen? Gott wollte nicht abwarten, ob wir von selbst schlau werden. Sondern um allen Missverständnissen vorzubeugen, offenbarte er sich in seinem Sohn. Christus allein ist autorisiert, verbindlich zu sagen, wie Gott zu uns steht. Und von ihm haben wir nun mal nicht anders Kenntnis als durch das Neue Testament. So muss niemand raten, was Gott ihm wohl zu sagen hat. Jeder kann es auf wenigen Seiten nachlesen, kann seinen Glauben „sola scriptura“ allein durch die Schrift gewinnen – und dabei aus der allerreinsten Quelle schöpfen. Aber geschieht das auch? Nein, ich fürchte ich komme da zu keinem positiven Schluss. Denn die meisten Laien basteln sich heute eine Religion zurecht, ohne ins Neue Testament auch nur hineinzuschauen. Und selbst die Pfarrer sind mit biblischen Argumenten nicht mehr zu beeindrucken. Man hat scheinbar andere Sorgen, als bei Gottes Wort zu bleiben. Und so wird das kostbare Schriftprinzip, das ich hier beschrieben habe, mehr behauptet als beherzigt. Es ist heute mehr Theorie als Praxis, mehr Anspruch als Wirklichkeit. Es wird belächelt und zerredet. Und das erklärt die geistliche Krise, in der wir stecken. Aber davon will niemand etwas hören. Die es am meisten angeht, wollen am wenigsten davon wissen. Und so erfüllt sich an ihnen – ohne dass sie es begreifen – was Luther sagte: „Das ist der größte Zorn Gottes, wenn er das Wort wegnimmt und zulässt, dass die Menschen es verachten.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Zwei Weisen, die Bibel zu lesen

(in Anlehnung an einen Text von S. Kierkegaard)

Viele Jahrhunderte lang war eine Bibel eine Kostbarkeit, und sie zu besitzen, war ein Privileg für wenige. Wer eine Bibel in die Hand bekam, musste Latein können, um darin zu lesen. Und zeitweise war das gewöhnlichen Christen sogar verboten. Risiken und Mühen musste man auf sich nehmen, um Gottes Wort kennen zu lernen. Und doch war es vielen den Aufwand wert. Heute hat sich die Situation ins Gegenteil verkehrt. Man bekommt eine Bibel für 10,- Euro auf dem Wühltisch beim Discounter und zum Nulltarif im Internet. Gottes Wort wird einem beinahe nachgeworfen! Jeder kann es sich leisten. Jeder ist des Lesens mächtig. Und jeder hätte Zeit, wenn er sich fürs Bibellesen die Zeit nehmen wollte. Doch seltsam: Nun, da es so leicht ist, hat das Bibellesen keine Konjunktur, und die Kenntnis dessen, was wirklich drinsteht, wird immer geringer. Was mag der Grund sein? Ist es nur Übersättigung, Desinteresse und Gleichgültigkeit? Ich denke es liegt auch an der verbreiteten Meinung, das Lesen in der Bibel erfordere spezielle Kenntnisse, und ihre Auslegung sei eine Wissenschaft für sich. Der Laie sieht, dass die Theologen über vieles nicht einig werden. Die machen großes Gewese um ihre Kunst der Interpretation und ihre historischen Kenntnisse. Und also muss es doch schwierig sein! Wenn die Gelehrten aber auch noch versichern, man dürfe das Bibelwort nicht einfach nehmen wie's dasteht – das sei naiv, unkritisch und falsch – dann will man sich als „Laie“ nicht blamieren und lässt die Finger davon. Doch richtig ist das nicht! Man darf den Theologen nicht blind vertrauen! Ein Christ soll selbst Zugang haben zu den Grundlagen seines Glaubens! Und dieser Zugang muss keineswegs wissenschaftlicher Art sein. Denn das ist nur eine der Weisen, wie man sich der Bibel nähern kann. Und es ist nicht die für den Glauben entscheidende.

Doch welchen Weisen des Bibel-Lesens gibt's überhaupt – und wodurch unterscheiden sie sich? Sie werden das sofort verstehen, wenn wir dem Vorschlag Sören Kierkegaards folgen und die Bibel mit einem Spiegel vergleichen. Denn wenn man vor dem Spiegel steht, hat man ja immer zwei Möglichkeiten diesen Spiegel zu betrachten. Ich kann mir entweder den Spiegel als solchen ansehen, nämlich Glas und Rahmen, Bauart und Aufhängung, den Schliff und die Form, Verschmutzungen, Kratzer und Sprünge. Oder ich kann mich vor den Spiegel stellen und nicht ihn als Gegenstand, sondern mich selbst im Spiegel ansehen. Ob nämlich meine Haare richtig liegen, ob ich Ringe unter den Augen habe, ob das Hemd zur Jacke passt, und die Kravatte zum Rest. Sehen wir einen anderen Menschen vor dem Spiegel stehen, können wir nicht wissen, ob er sich gerade für den Spiegel interessiert und folglich den Spiegel betrachtet, oder ob er (diesen Gegenstand vergessend) mit dem eigenen Zustand beschäftigt ist und im Spiegel sich selbst betrachtet. Es sind aber jedem jederzeit diese beiden Möglichkeiten gegeben, weil wir entweder auf den nützlichen Gegenstand starren, der da an der Wand hängt, oder unser eigenes Bild prüfen, das im Spiegel erscheint. Es kommt nur darauf an, wohin man seine Aufmerksamkeit lenkt! Und genau so ist es auch, wenn man in der Bibel liest! Denn entweder untersucht man die Bibel selbst als Buch – dann ordnet man sie nach Sprache, Form und Gliederung in die antike Literatur ein und weiß hinterher etwas über ihre Entstehungsgeschichte. Oder man bemüht sich, im Spiegel der Bibel zu erkennen, wie man selbst als Mensch vor Gott dasteht – und dann erfährt man weniger über die Bibel als Buch, erfährt mit ihrer Hilfe aber ganz viel über Gottes Beziehung zu mir, und meine Beziehung zu ihm. Wie beim Spiegel sind auch bei der Bibel beide Weisen der Betrachtung möglich und erlaubt. Aber sie unterscheiden sich doch sehr. Denn einmal steht der Spiegel selbst im Fokus der Aufmerksamkeit. Und ein-

mal das, was ich mit seiner Hilfe erfahre. Einmal schaut man auf den Einrichtungsgegenstand, der zum Inventar der Wohnung gehört. Und das andere Mal konzentriert man sich auf das eigene Spiegelbild und den eigenen Zustand. Mal studiert man die Bibel, um etwas über ihre Geschichte und ihre Autoren zu erfahren. Und mal studiert man die Bibel, um sich selbst und Gott zu verstehen. Der erste Zugang ist wissenschaftlich, weil die historischen Zusammenhänge unabhängig von mir als Betrachter einfach gegeben sind. Der zweite Zugang aber ist notwendig persönlicher Art, weil es um den Betrachter selbst und seine Gottesbeziehung geht.

So verschieden die Herangehensweisen auch sind, schließen sie sich doch nicht aus. Man kann beides nacheinander oder abwechselnd tun. Dass aber die wissenschaftlich-historische Betrachtung der Bibel die allein richtige oder maßgebliche sei, möchte ich ausdrücklich bestreiten. Denn für unseren Glauben ist diejenige Bibellektüre entscheidend, die uns auf persönliche Weise die Augen öffnet über Gott und uns selbst. Und nur weil sie uns diesen unschätzbaren Dienst leistet, ehren wir die Schrift so sehr! Oder wird ein Spiegel etwa aufgehängt, damit die Bewohner des Hauses sich stundenlang mit seiner Form beschäftigen, die halbrund, rund, oval oder eckig ist? Wird ein Spiegel nicht angeschafft, damit die Bewohner des Hauses Gelegenheit haben, darin ihr Spiegelbild zu betrachten? So ist uns auch die Bibel nicht in die Hand gegeben, damit wir über ihre Entstehungsgeschichte grübeln, die Qualität des Papiers analysieren, die verwendete Tinte analysieren und die Buchstaben zählen, sondern damit sie ihre Funktion erfüllt! Gott gab uns die Heilige Schrift, damit wir aus ihr Lebenswichtiges über ihn und uns selbst erfahren! Darum brauchen wir die Bibel nicht vorrangig als Forschungsgegenstand, an dem wir unsere Gelehrsamkeit erproben, sondern als praktische Anleitung, um mit Gott ins Reine zu kommen! Wir lesen dieses Buch nicht wegen der Menschen, die daran geschrieben haben, sondern weil Gottes Geist sich noch heute ihrer Worte bedient, um uns in Menschenworten Gottes Herz aufzuschließen! Und das kann schwerlich geschehen, wenn wir uns auf distanzierte Weise mit der Rückseite des Spiegels, seinem Gewicht und seinem Alter beschäftigen, statt vorn hineinzuschauen.

Universitäre Theologie geht diesen unpersönlichen Weg. Sie blendet das Subjekt aus, um möglichst objektiv zu sein. Sie fragt nicht, was Gott uns heute durch das Evangelium sagen will, sondern nur, was der Evangelist Markus damals seinen Zeitgenossen sagen wollte. Als Absender der Botschaft kommt nicht Gott in Betracht, sondern allein der biblische Autor, der den Text verfasst hat. Die Adressaten, die angeredet werden, sind nicht wir heutigen Leser, sondern die Menschen, an die der Evangelist damals dachte. Und weil der biblische Schriftverkehr samt Absendern und Adressaten einer fernen Vergangenheit angehört, verbleiben auch alle Einsichten, die man gewinnt, in historischem Abstand. Solche Wissenschaft schaut nur auf den Spiegel, sie schaut nicht hinein. Und wie gesagt, ist das nicht falsch. Nur, wenn man dabei stehen bleibt, wird es keinen Glauben wecken und niemanden erbauen. In der historisch-kritischen Betrachtung der Bibel kommt Gott als Redender ebensowenig vor, wie der heutige Leser als Hörender. Doch der Glaube der Kirche lebt davon, dass sich Christen ganz aktuell durch Gottes Wort anreden lassen. Die Christenheit pflegt und hütet diesen Spiegel nicht, weil er einen schönen antiken Rahmen hat, sondern weil man vorne reinschauen und dabei sich selbst erkennen kann! Ohne diesen Spiegel verstünden wir weder Gott noch uns selbst! Und die rechte Weise Bibel zu lesen ist darum nicht, das Buch wie ein Museumsstück von ehrwürdigem Alter zu bestaunen, sondern seine Botschaft so persönlich zu nehmen, wie sie gemeint ist!

Kierkegaard spricht das deutlich aus und sagt: Willst du mit Gewinn die Bibel lesen, so ist (1.) erforderlich, dass du nicht den Spiegel ansiehst, sondern dich selbst im Spiegel siehst. Und (2.) ist erforderlich, dass du beim Lesen in einem fort dir selber sagst „Ich bin es, zu dem hier ge-

redet wird, ich bin es, von dem hier geredet wird." Wenn man liest, wie ein Prophet den König David seiner Schuld überführt, soll man denken: „Da wird von mir geredet, denn so ein krummer Hund wie der König David bin ich ja auch!" Wenn man liest, wie ein Mensch auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho unter die Räuber fiel, halb tot da lag, und ein Priester ging vorüber ohne zu helfen, soll man denken: „Da wird schon wieder von mir geredet, denn genau so ungerührt bin auch ich am Leiden manches Mitmenschen vorübergegangen!" Wenn vom Samariter erzählt wird, der barmherzig war und den Verletzten versorgte, und Jesus schließt das Gleichnis mit dem Satz „Gehe hin und tue desgleichen" soll man sagen: „Das ist zu mir geredet, ich bin gemeint und soll dieser Aufforderung folgen." Liest man, dass Nikodemus zu feige war, um Jesus bei Tage zu besuchen, und darum unerkannt in der Nacht zu ihm kam, soll man sagen: „Ja, darin erkenne ich mich wieder, denn so ängstlich bin ich auch, dass ich mich nicht offen genug zu meinem Glauben bekenne." Wenn man dann aber liest, dass sich Jesus der Mühseligen und Beladenen erbarmen will, soll man wiederum den Mut haben, sich gemeint zu wissen und innerlich „ja" zu rufen, weil wir uns in den Beladenen wiedererkennen und die Verheißung Jesu auf uns beziehen dürfen. Ja die biblische Geschichte handelt nicht von irgendwelchen anderen Leuten, die längst tot sind, sondern von uns. Wie ein gut polierter Spiegel sagt uns die Bibel die Wahrheit über uns selbst und eröffnet uns, wie wir vor Gott dastehen. Wenn wir es aber vermeiden, in diesen Spiegel hinein zu blicken, und uns stattdessen bloß für seinen Herstellungsprozess interessieren, für die Rückseite und die Kratzer im Glas – liegt der Verdacht dann nicht nahe, dass wir uns um die Hauptsache drücken? Könnte es sein, dass wir Gottes Wort einfach nicht hören wollen, und darum so tun, als habe Gott missverständlich geredet? Kierkegaard nimmt genau das an und kleidet seinen Verdacht in folgende Geschichte:

Stellen sie sich ein Land vor, dessen König ein Gebot erlässt und den Wortlaut seines Gebotes im ganzen Reich bekannt macht. Alle Beamten und Untertanen und die ganze Bevölkerung kann es in öffentlichen Aushängen lesen. Doch was geschieht? Die Wirkung ist nicht die erwartete! Denn mit den Menschen geht eine seltsame Veränderung vor. Alle verwandeln sich in Ausleger, Gutachter und Kommentatoren! Die Beamten werden zu Schriftstellern und fangen an, des Königs Gebot scharfsinnig zu interpretieren. Alle Tage kommt eine neue Auslegung heraus – die eine gelehrter, geschmackvoller, tiefsinniger und geistreicher als die andere! Man kann kaum noch die Übersicht bewahren, weil zur Deutung des Gebotes so viel Kluges geschrieben wird. Und weil der Streit über die rechte Interpretation gar kein Ende findet, kommt vorläufig keiner dazu, das Gebot umzusetzen. Man liest es unentwegt, analysiert und diskutiert, aber keiner liest es so, dass er danach täte! Vielmehr: Nachdem alles zur Auslegung geworden ist, setzt sich die Überzeugung durch, der König habe sein Gebot überhaupt zu dem Zweck erlassen, dass es ausgelegt würde, und je raffinierter man das Gebot deuten und kommentieren könne, desto näher sei man auch seinem königlichen Willen...

Was wird aber der König darüber denken? Wird er nicht merken, dass seine Untertanen ihn auf diese Weise zum Besten halten und sich bloß davor drücken, sein Gebot zu befolgen? Wird er sich durch die Auslegungskunst seiner Beamten nicht verschaukelt fühlen? Der König wird wohl denken: Wenn sie zu schwach wären, meinem Gebote nachzukommen, das könnte ich evtl. verzeihen. Wenn sie zugäben, dass es ihnen zu schwer ist, könnte ich's erleichtern. Wenn sie um Aufschub bäten, könnte ich Aufschub gewähren! Aber dass sie mein Wort gar nicht ernst nehmen und so tun, als käme es mir auf ihre Auslegungskunst und nicht auf ihren Gehorsam an, dass sie mich damit zum Besten halten, das will ich nicht verzeihen...

Das kleine Gleichnis spricht für sich. Man wundert sich vielleicht über die Bürger jenes Landes. Aber die Art, wie Menschen sich heute mit der Bibel beschäftigen, ist gar nicht weit davon

entfernt! Da ist ein Gesetz des großen Königs, das man deutlich genug verstehen kann! Weil man aber nicht gehorchen möchte, verlegt man sich ganz auf das Auslegen der Bibel, betrachtet sie historisch, literarisch, linguistisch, soziologisch und sonstwie von allen Seiten! Das sieht unheimlich klug und engagiert aus, als hätte man großen Eifer, den Geheimnissen des Buches auf den Grund zu kommen! Man verkündet auch, all das Forschen würde uns dem Wort Gottes ganz nahe bringen! Die Wahrheit aber ist, dass wir auf diese listigste Weise Gottes Wort ganz weit von uns entfernen, um uns bloß nicht gemeint zu wissen. Es ist ein Versteckspiel mit Gott, bei dem man so tut, als habe man sein Wort leider noch nicht ausreichend verstanden, um ihm folgen zu können! Bis zum Abschluss der Untersuchungen bleibt alles in der Schwebe – und dieser Abschluss kommt natürlich nie!

Doch wie ein irdischer König, wird auch Gott das nicht lustig finden und wird sich auf die Dauer nicht täuschen lassen. Wenn wir zu schwach wären, um seinem Gebot nachzukommen, könnte er das verzeihen. Wenn seine Weisung zu schwer wäre, könnte er sie erleichtern. Und wenn wir um Aufschub bäten, würde er mit sich reden lassen. Aber dass man ihn zum Besten hält, das will er nicht verzeihen. Denn Gott hat sich in der Bibel deutlich genug ausgedrückt, hat weder gelallt noch gestottert, sondern klar geredet. Er will nicht, dass wir den Spiegel von hinten betrachten, sondern dass wir vorne hineinsehen. Darum, wenn ihre Bibel irgendwo ganz oben im Regal auf einem Ehrenplatz steht, wo der Staub sich sammelt, dann holen sie sie bitte dort herunter und legen sie dorthin, wo sie ihnen täglich ins Auge fällt und sie täglich danach greifen können – damit Gottes Wort kein toter Besitz sei, sondern uns täglich den Dienst leiste, den wir so bitter nötig haben.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Theologie der Tatsachen

Ist ihnen schon mal aufgefallen, dass sich viele Theologen einer blumigen und vieldeutigen Sprache bedienen? Statt etwas geradeheraus zu behaupten, benutzen sie Vergleiche, Metaphern, Bilder und Assoziationen, um Dinge zu „umschreiben“. Und sie sagen, so wär's auch in der Bibel üblich, weil dort vieles nur „symbolisch“ gemeint sei oder als „uneigentlicher Ausdruck“. Was da berichtet werde, müsse man als „Gleichnis“ verstehen – oder in „übertragenem Sinne“. Und so erzählen sie dann gern, was der Bibeltext „mit ihnen macht“ und welche Gefühle er auslöst. Die Sache selbst wird aber nicht recht greifbar. Denn sie reden mehr von inneren Einstellungen als von äußeren Fakten. Und wenn man sie fragt, ob es sich mit Gott und Teufel, Himmel, Hölle und all den anderen Dingen wirklich so verhält, wie's in der Bibel geschrieben steht – dann weichen sie der Frage aus und betonen, man dürfe Gottes Wort keinesfalls „wörtlich“ nehmen, sondern müsse es erst auslegen, aneignen und ins eigene Leben „übersetzen“. Sie bleiben nie bei dem, was dasteht, sondern graben immer nach einem verborgenen, angeblich viel tieferen Sinn. Und sie beteuern, man müsse das so machen. Denn die Bibel sei schließlich kein Tatsachenbericht, sondern das persönlich gefärbte Glaubenszeugnis früherer Generationen, die ihre fromme Erfahrung nicht anders ausdrücken konnten als in mythologischen Bildern und Wundergeschichten. Sie sagen, das Weltbild der Verfasser gehöre schon lange der Vergangenheit an. Und darum dürfe man das Erzählte auch nur zeichenhaft verstehen, allegorisch und metaphorisch – aber keinesfalls direkt, wie die Worte lauten. Sie finden es „naiv“, den biblischen Text so zu nehmen, wie er dasteht. Denn ihrer Meinung nach ist im Neuen Testament vieles „legendarisch“, „unhistorisch“, „zeitbedingt“, „redaktionell“ oder einfach „ungeschickt ausgedrückt“. Und wie man eine Nuss erst von der Schale befreit, bevor man sie isst – so trennen sie dann kunstvoll das Gesagte vom angeblich Gemeinten. Ob's aber wahr ist, wovon sie reden, erfährt man nicht. Denn sie bekennen sich nicht zu Glaubens-tatsachen, die ihnen als Gegebenheit verlässlich feststehen, sondern erörtern nur individuelle „Zugänge“, „Sichtweisen“ und „Perspektiven“. Es geht ihnen weniger um Wahrheit als um Betroffenheit, weniger um Objektives als um Subjektives, weniger um Fakten als um Einstellungen. Und so weiß man am Ende nicht, ob sie von etwas Wirklichem geredet haben oder bloß von Ideen und Idealen. Denn „anrühren“ und „belehren“ kann uns schließlich auch ein Märchen. Das muss nicht wahr sein, um zu „ergreifen“ – es reicht, wenn's „gut erfunden“ ist! Und manchen Theologen scheint die Bibel in dieselbe Kategorie zu rutschen. Fragt man sie aber, ob hinter all den Symbolen, Mythen, Sinnbildern, Projektionen und Chiffren auch noch Wahrheit steht, werden sie glitschig wie ein Aal: Will man wissen, ob Jesus wirklich Gottes Sohn ist, sagen sie dazu nicht „ja“ oder „nein“, sondern nennen es eine „Metapher“. Und seine jungfräuliche Geburt bezeichnen sie als „schwer zu interpretierendes Bild“. Die Auferstehung Christi soll ein bedeutsamer „Mythos“ sein, und sein Sühnetod am Kreuz eines von vielen „Deutungsmustern“. Der Zorn Gottes gilt als problematisches „Narrativ“. Und im leeren Grab sehen sie eine „Legende“. Die Sünde ist für sie eine „Denkfigur“, und die Trinität ein „Konstrukt“. Den Gottesdienst begreifen sie als sinnstiftende „Inszenierung“. Und konsequenterweise erteilen sie der Gemeinde keinen Segen, sondern „wünschen“ ihn bloß. Vergebung wird nicht vollmächtig zugesagt, sondern zögerlich „erbeten“. Im Abendmahl sehen sie kein wirksames Mittel zum Heil, sondern nur die äußere „Veranschaulichung“ von etwas innerlich verborgenem. Und auch die Taufe soll nicht Gottes Tun sein, sondern bloß eines Menschen „zeichenhafte Handlung“. So wird ihnen letztlich alles zum Symbol, zur Umschreibung oder Vorstellung, zum Interpretament oder Gleichnis. Ob aber auch noch ein Gegenstand da ist, auf

den die figürliche Rede verweist, bleibt offen. Denn von Tatsachen ist nirgends die Rede. Und der Hörer, dem nichts Greifbares mitgeteilt wird, fragt sich, ob's vielleicht nur eine rhetorische Performance ist. Denn es scheint zwar alles „pädagogisch wertvoll“. Doch zu der verbindlichen Behauptung, Gottes Wort sei eine Wahrheit, die für alle gilt – zu diesem Bekenntnis lässt sich der Prediger nicht hinreißen. Vielleicht entblöbte er so viel von der eigenen Seele, dass die Gemeinde erröten muss! Doch um das Evangelium hat er sie trotzdem betrogen. Und mancher folgert, man müsse die Bibel nicht so ernst nehmen, denn auch die Theologen entnahmen ihr nur Bilder, Gleichnisse, Umschreibungen, Stichworte, Assoziationen und Denkfiguren. Man könne sich bei alledem etwas Erbauliches denken – aber um handfeste Realitäten handle es sich offenbar nicht. Und das ist dann ein fataler Irrtum. Denn die Bibel enthält zwar Gleichnisse, Metaphern und Analogien. Doch berechtigt uns das nicht, sie in Gänze zum Gleichnis zu erklären und das komplette Evangelium irgendwie „symbolisch“ oder „allegorisch“ zu verstehen. Denn in der Bibel lässt sich zwischen „direkter“ und „übertragener“ Redeweise klar unterscheiden. Natürlich werden da Parabeln und Bildworte verwendet – und sogar Fabeln, in denen sich Bäume miteinander unterhalten. Aber Fabeln hat man auch schon zu biblischer Zeit als Fabeln erkannt. Und wenn Jesus Gleichnisse erzählt, leitet er sie entsprechend ein, indem er sagt: „Mit dem Reich Gottes verhält es sich wie...“ Das Gleichnishafte wird kenntlich gemacht. Und wenn die Psalmen von Gottes „Auge“ und von Gottes „Hand“ reden, weiß der Verfasser durchaus, dass Gott nicht solche Körperteile hat wie wir. Auch zu biblischer Zeit war man sich darüber im Klaren, dass Gott in anderer Weise „da“ ist als die Dinge dieser Welt. Er ist immer viel mehr, als menschliche Sprache zu sagen vermag. Himmel und Erde können ihn nicht fassen. Seine Gedanken sind weit höher als unsere! Wenn die Bibel aber dennoch von dem unanschaulichen Gott in anschaulicher Weise redet, dann nur, weil der menschliche Verstand dieser Krücken bedarf. Die Bibel redet von Gott in Begriffen dieser Welt, weil der Mensch keine anderen versteht. Entscheidend ist aber, dass die Bibel auch dort, wo sie Analogien und Metaphern gebraucht, für ihre Aussagen Wahrheit beansprucht und von nichts anderem redet als von harten Fakten. Sie wird nicht etwa „poetisch diffus“, weil's um nebulöse Dinge ginge. Sondern sie stellt auch in ihren Gleichnissen und Analogien verbindliche Behauptungen auf. Sie bezeugt Gottes Gegenwart als überwältigende Tatsache. Und – anders als manche Theologen – redet die Bibel nicht von subjektiven Ansichten, sondern von Realitäten. Das, was sie in Metaphern kleidet, ist nicht weniger „wirklich“, nur weil es in dieser Form gesagt wird. Denn so kennen wir es von der Alltagssprache doch auch! Wenn einer behauptet, dass draußen „die Sonne lacht“, weiß jeder, dass es ein bildlicher Ausdruck ist. Denn die Sonne besteht aus glühenden Gasen – und ist keine Person, die wirklich lachen könnte. Wenn „die Sonne lacht“, ist das also eine bildliche Umschreibung. Doch das, was umschrieben wird, ist durchaus kein Bild, sondern ist sehr real. Und es könnte klug sein, die Sonnencreme einzupacken, damit man sich keinen Sonnenbrand holt! Entsprechend verhält es sich aber auch mit den Gleichnisse Jesu und den biblischen Analogien. Denn auch die erheben den Anspruch – zwar nicht dem Bilde, aber der gemeinten Sache nach – wahr zu sein. Sie beschreiben metaphorisch. Aber was sie beschreiben, ist durchaus keine Metapher. Und wer es nicht ernst nehmen wollte, „weil's doch bloß ein Gleichnis ist“, der hätte nicht verstanden. Denn die biblischen Symbole stehen für Realitäten. Gewiss sind sie als Zeichen nicht selbst die Sache, auf die sie verweisen. Aber deswegen anzunehmen, die bezeichnete Sache habe so wenig Substanz wie das Zeichen – das ist dumm. Und es verleitet dazu, dass man all das Wichtige, was die Bibel über Himmel und Hölle, Engel und Dämonen sagt, irrtümlich ins Reich der Sage schiebt. Weil sie figürliche Rede gebraucht, nimmt man nicht ernst, wovon sie spricht, und bemerkt den Irrtum erst, wenn einen die beschriebene Realität einholt. Wie kommt's aber zu diesem

fatalen Missverständnis? Es hat seinen Ursprung wohl darin, dass Gottes Wirklichkeit und unsere Wirklichkeit tatsächlich nicht auf derselben Ebene liegen, sondern auf verschiedenen. Denn Gott „ist“ auf andere Weise als Menschen, Steine oder Pflanzen „sind“. Und wegen diesem Unterschied können wir Begriffe, die unserer Welt entnommen sind, nicht im gleichen Sinne auf Gott anwenden – so als wäre er nur ein weiteres Phänomen, das in der Welt auch noch „vorkommt“. Gott ist tatsächlich nicht in Raum und Zeit zu lokalisieren wie unsereiner. Doch – hier liegt der Irrtum – Gott ist deswegen nicht etwa „weniger wirklicher“ als seine Geschöpfe, sondern ist (ganz im Gegenteil) sehr viel „wirklicher“ als wir. Gott ist in der Tat anders. Aber der Unterschied liegt darin, dass er realer ist als alles, was wir sonst noch kennen. Und so wie unsereiner mehr Substanz hat als das, was er sich im Traum vorstellt, so hat Gott mehr Substanz als wir Menschen. Er ist kein „seiendes Ding“, das entsteht und wieder vergeht, sondern ist der Grund allen Seins. Gott ist die ungreifbare Wirklichkeit, die aller greifbaren Wirklichkeit zugrunde liegt. Und wenn wir einem flackernden Lichtschein an der Wand entsprechen, so ist Gott die helle Flamme, von der dieser Lichtschein ausgeht. Sind wir ein leises Rauschen, so ist er der entfernte Wasserfall, von dem es kommt. Und sind wir ein Spatz auf dem Dach einer Hütte, so ist Gott das Bergmassiv, das viele tausend Hütten trägt. In Gottes Schöpfung existiert überhaupt nichts, das sich nicht ihm verdankt! Wer wäre also „wirklicher“ als der, von dem alle Wirkungen ihren Ursprung nehmen? Wer wäre wirklicher als der, der ungeschaffen durch sich selbst da ist? Wer wäre wirklicher als der, der nicht dann und wann hier oder dort ist, sondern immer und überall zugleich? Alles Geschaffene ist nur möglich, Gott aber ist notwendig. Alles ist durch ihn bedingt, er aber ist unbedingt. Er ist „substanzialer“ als alles, wovon wir sonst noch reden. Verglichen mit seinem Ozean sind wir ein Tropfen am Eimer. Eben dieser Unterschied zwingt uns ja zur gleichnishaften Rede! Jener aber, den diese Rede meint, ist viel wirklicher als die Redenden – und tausendmal fester als der Boden, auf dem sie stehen.

Wenn's aber so ist: was meinen dann jene, die mit einem Augenzwinkern sagen, die Bibel berichte nur „Mythen“ und keine Tatsachen? Sie erliegen einem großen Missverständnis. Weil die biblischen Bilder nicht auf die Realität verweisen, die ihnen geläufig ist, nehmen sie an, die Bilder verwiesen nicht auf Reales. Wenn sie dann aber Gottes Wirklichkeit nicht mehr bezeugen, hat ihre Theologie ihr eigentliches Thema verloren. Und da der Mut zur Metaphysik fehlt, müssen sie den Schwerpunkt des Glaubens in die Moral verschieben oder ins Gefühl. Weil sie von Gott nichts mehr zu sagen wissen, verlegen sie sich auf Geselligkeit, Ästhetik, Kultur und Politik. Weil ihnen die biblische Botschaft abhandenkam, reden sie mit erhöhtem Pathos von menschlichem Engagement und wollen immerzu „die Welt retten“. Doch die Überreste ihres christlichen Bekenntnisses müssen sie hinter einer Nebelwand aus Rhetorik verstecken. Denn der direkten Frage, ob das, was im Neuen Testament von Gott geschrieben steht, auch wirklich der Fall ist – so ganz im Ernst und ohne Ausflüchte – der müssen sie ausweichen. Sie wagen diese Frage nicht mehr zu bejahen, und bemühen sich daher, die Fragenden als „naiv“ zu disqualifizieren. Doch liegt das Problem auf ihrer Seite. Sie können viele Positionen referieren, nehmen aber nie einen Standpunkt ein. Und statt Christus nachzufolgen, spenden sie ihm wohlwogenden Applaus. Sie haben Bildung, aber keine Religion. Und sie begreifen nicht, dass eine Meinung über den Glauben den Glauben nicht ersetzen kann. Sie spielen Kirche. Doch ohne Bekenntnis zu den Heilstatsachen stehen sie da wie der Kaiser ohne Kleider – und müssen sehr fürchten, dass jemand ihre Nacktheit beim Namen nennt...

Nun denken sie vielleicht, das sei ein Streit unter Theologen, der nicht jeden angeht. Doch das täuscht. Denn Menschen wie sie und ich sündigen ja nicht bildlich oder symbolisch, sondern wirklich. Und darum ist uns auch nicht mit bildlicher oder symbolischer, sondern nur mit

wirklicher Vergebung zu helfen. Menschen wie sie und ich sind nicht in übertragenem Sinne verwirrt und verloren, sondern sind es wirklich. Und deshalb wäre uns mit einer bloßen Idee vom Heiligen Geist oder mit einer bloß gedachten Erleuchtung nicht gedient. Menschen wie sie und ich sterben in keinem übertragenen Sinne, sondern ganz real, leiblich und kläglich. Und darum brauchen wir auch keine gleichnishafte oder sinnbildliche Auferstehung, sondern eine wirkliche und handfeste. Mit dem realen Satan auf den Fersen brauchen wir keinen gedachten Erlöser, sondern einen sehr greifbaren. Und darum können mir jene Theologen gestohlen bleiben, die einen bloß metaphorischen Himmel verkünden. Ja – haben sie keine Tatsachen zu bekennen, mögen sie ihren Atem sparen. Denn das Leben ist zu kurz, um es einem Gott zu widmen, der nur eine schöne Vorstellung wäre. Sich im Gebet an einem Mythos zu wenden, lohnt die Mühe nicht. Und schöne Symbole retten auch niemandem den Hals. Denn die Bedrohungen, unter denen wir leben, sind zu konkret, um ihnen eine „Projektion“ entgegenzusetzen. Mit einem Evangelium, das aus positivem Denken und Gutmenschentum besteht, kann man ihnen nicht die Stirn bieten. Und darum bin ich ein Feind des theologischen Geschwurbels, hinter dem kein Bekenntnis steht. Das aber nicht, weil ich nicht auch ganz gut schwurbeln könnte, sondern weil in Floskeln und Phrasen kein Trost liegt. Mit blumigen Bildern ist den Menschen unter der Kanzel nicht geholfen – und den armen Sündern, die obendrauf stehen, noch viel weniger. Denn wer schuldig ist, braucht keinen gelehrten Vortrag über Vergebung, sondern braucht einen Mitchristen, der ihm Vergebung vollmächtig zusagen kann. Und wer verlassen ist, dem hilft kein Gott, den er sich erst noch herbeidenken und einbilden muss, sondern nur einer, der allgegenwärtig schon immer da ist. Ja, wäre der Teufel bloß an die Wand gemalt, könnten wir uns einen Erlöser daneben malen – und dürften zufrieden sein. Aber so stehen die Dinge nicht. Und darum darf die Gemeinde Prediger verlangen, die ihr Gottes Taten bezeugen. Wenn einer am Berg abstürzt, hilft ihm kein metaphorisches Rettungsseil, sondern nur ein reales. Wenn's brennt, braucht er keinen symbolischen Feuerlöscher, sondern einen echten. Und gegen seinen Hunger hilft es auch gar nicht, wenn ihm der Kellner etwas vom Essen vorschwärmt, sondern satt macht ihn nur, was man ihm auf den Teller legen kann. Und in diesem Sinne darf die christliche Gemeinde jedem Koch misstrauen, der selbst mager und hungrig daherkommt. Unser Glaube lebt nicht vom Gerede der Theologen, sondern von den unverrückbaren Fakten, die Gott mit der Sendung seines Sohnes geschaffen hat. Wer sich aber mit weniger zufrieden gibt, ist selbst schuld. Denn das Evangelium ist eine Brücke, die unser Gewicht entweder trägt oder nicht trägt. Wenn uns aber jemand erzählt, das sei eine Frage des Standpunkts, denn die Brücke sei belastbar in einem übertragenen Sinne, und ihre Pfeiler seien ein schönes Gleichnis symbolischer Sicherheit – wir wären also (metaphorisch gesprochen) schon fast auf der anderen Seite, wenn auch nicht wörtlich und konkret: werden wir dann auf seine Brücke auch nur einen Fuß setzen? Ich jedenfalls fühle mich viel zu schwer für eine symbolische Brücke. Und ich danke meinem Gott dafür, dass er fester baut und deutlicher redet. Er gibt Verheißungen, die belastbarer sind als Stahl und Granit. Und so kann ich nur jedem empfehlen, sich im Bekenntnis zu diesem guten Gott nicht irre machen zu lassen – und nie mit weniger zufrieden zu sein als mit ihm selbst.

P.S.

Sollte jemand einwenden, „Tatsache“ könne nur sein, was sich als Tatsache erweisen lasse, so ist der leicht des Irrtums zu überführen. Denn was der Satz des Pythagoras sagt, ist sicher schon wahr gewesen, bevor Pythagoras es formulieren und anderen Menschen beweisen konnte. Auch ferne Galaxien entstehen nicht durch das Auge ihres Entdeckers oder durch das Teleskop, das die Entdeckung möglich macht. Und so kann etwas sehr wohl „Tatsache“ sein, ohne

dass es ein Mensch dem anderen zu demonstrieren vermöchte. Was nicht alle gleichermaßen erfahren, kann doch für alle gleichermaßen gelten. Und wenn sich verborgene Aspekte der Wirklichkeit nicht jedem erschließen, sind sie wegen der subjektiven Unkenntnis einiger Menschen doch nicht „weniger wirklich“ – und werden dadurch, dass man sie zur Kenntnis nimmt, auch kein bisschen „wirklicher“. Natürlich kann, was den Gläubigen Gewissheit ist, von Außenstehenden nur als Hypothese eingestuft werden. Die öffentliche Verifikation bringt erst der jüngste Tag, der zeigen wird, dass unserer Wirklichkeit schon immer die Wirklichkeit Gottes zugrunde lag. Den Vorhang jetzt schon wegzuziehen, steht leider nicht in unserer Macht. Damit Glaube und Unglaube aber nicht aneinander vorbeireden, sollte man zumindest klarstellen, dass zwischen ihnen nicht subjektive Befindlichkeiten oder Geschmacksfragen strittig sind, sondern einander ausschließende Sachaussagen, die, wenn sie richtig oder falsch sind, für alle Menschen gleichermaßen richtig oder falsch sind.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Altes und Neues Testament

Es ist bekannt, dass unsere Bibel aus zwei Teilen besteht, die wir das „Alte“ und das „Neue Testament“ nennen. Und wer sich damit beschäftigt, stellt bald fest, dass die beiden Teile notwendig zusammengehören. Denn das Alte Testament mit all seinen Verheißungen fände kein schlüssiges und plausibles Ende, wenn nicht im Neuen Testament die Erfüllung folgte. Und das Neue Testament könnten wir nicht mal richtig verstehen, wenn wir es von seiner Vorgeschichte im Alten Testament lösten. Beide Teile brauchen einander und bilden nur zusammen ein Ganzes. Beide Teile der Bibel sind Wort Gottes – und ich will betonen: desselben Gottes. Denn immer wieder begegnet man der Ansicht, der Gott des Alten Testaments sei ganz „anders“ als der des Neuen Testaments, und das Alte ginge uns „zum Glück“ nichts mehr an. Man tut so, als sei das Alte Testament ein Missverständnis, und das Neue seine Korrektur. Aber kann das stimmen? Diese Leute sagen, der Schöpfergott des Alten Testaments sei streng und gewalttätig, rachsüchtig, parteiisch und grausam, der Gott Jesu Christi hingegen sei liebevoll, barmherzig, gnädig und geduldig mit allen! Das Alte Testament, sagen sie, sei gesetzlich, engherzig und zum Fürchten, das Neue dagegen enthalte die gute Nachricht, dass Gott tolerant sei, alle Menschen gleichermaßen liebe und allen alles vergebe. Angeblich ist da ein Unterschied wie Tag und Nacht! Doch wenn das so stimmte – wie könnte die Christenheit dann an beiden Teilen der Bibel festhalten, und wie sollte sie den Widerspruch zwischen ihnen auflösen? Wollen wir etwa annehmen, Gott sei im Alten Testament missverstanden worden und zeige erst im Neuen Testament sein wahres Gesicht? Sollte der zornige Gott des Alten Testaments eine Wandlung durchgemacht haben, so dass er mit zunehmendem Alter sanfter, toleranter und milder wurde? Oder, wenn da wirklich Gegensätzliches von Gott gesagt würde, müsste dann nicht das eine wahr, und das andere gelogen sein? Als Bibelleser käme man da in große Schwierigkeiten! Und man müsste sich sehr wundern, dass das Neue Testament am Alten so gar keine Kritik übt, sondern das Alte Testament im Neuen immer wieder zustimmend zitiert wird. Auch für Jesus selbst sind die Schriften des Alten Testaments die maßgebliche Autorität, auf die er sich immer wieder beruft. Wenn er das aber tut – ist es dann wahrscheinlich, dass er einen „anderen“ Gott verkünden wollte als den des Alten Testaments? Das wollte er ganz und gar nicht! Und um diesem Irrtum vorzubeugen sagt er ausdrücklich: „Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüpfelchen vom Gesetz, bis es alles geschieht.“ (Mt 5,17-18) Jesus selbst bekennt sich damit zum Alten Testament! Und trotzdem trifft man immer wieder Menschen, die eine alttestamentliche „Gesetzesreligion“ der „Gnadenreligion“ Jesu gegenüberstellen wollen und sich unter Berufung auf das Neue Testament vom Alten distanzieren. Man kann dem nicht anders begegnen, als dass man in die Bibel selbst hineinschaut und prüft, ob es die großen Unterschiede gibt, von denen da immer die Rede ist. Und ich bin sicher, dass man dabei erst einmal ganz viele Übereinstimmungen findet, und durchaus denselben Gott mit denselben Eigenheiten in seinem Wesen und Tun: Beide Testamente sehen die Welt als Gottes Schöpfung, und beide setzen voraus, dass der Mensch in dieser Schöpfung eine hervorgehobene Rolle hat, weil allein er dazu berufen ist, Gottes Ebenbild zu sein. Beide Testamente wissen, dass der Mensch im Sündenfall seine Aufgabe und seine Bestimmung zum Guten verfehlt hat. Und beide Testamente bezeugen, dass dem Menschen als Sünder Gericht und Verwerfung drohen. Denn wer sich von Gott als der Quelle des Lebens abwendet, zieht sich damit den Tod zu. Und wer sich von Gott als

dem Inbegriff des Guten entfernt, der verdient ein böses Ende. Beide Testamente wissen das, bezeugen aber zugleich, dass Gott am Richten keine Freude hat, sondern seinen missratenen Kindern viel lieber nachgeht, um sie zur Umkehr zu bewegen. So wie Gott im Alten Testament bei Abraham ansetzt, bei Isaak und Jakob, aus deren Nachfahren das Volk Israel erwächst, so setzt er im Neue Testament bei Jesus Christus an, aus dessen Jüngern und Nachfolgern das neue Gottesvolk der Kirche entsteht. Hier wie dort erwählt Gott Menschen zur Gemeinschaft mit ihm und überführt sie aus einer unstimmigen und verhängnisvollen Gottesbeziehung in eine stimmige und heilvolle. Doch weder im Alten noch im Neuen Testament umfasst diese Heilsgemeinde die gesamte Menschheit. Hier wie dort gibt es Spötter, Ungläubige und Heiden, die draußen bleiben, die nicht erreicht werden und im Widerspruch gegen Gott verharren. Die Heilsgüter aber (Land und Leben, Schutz und Führung, Segen, Vergebung, ewiges Leben und Seligkeit) verheißt Gott nicht denen, die draußen bleiben, sondern natürlich nur den Seinen, die mit ihm im Bunde stehen. In beiden Testamenten beruht die heilvolle Gemeinschaft mit Gott auf Gottes freier Gnade – nicht etwa auf irgendwelchen Vorzügen der dazu erwählten Menschen! Und das muss im Blick auf das Alte Testament dick unterstrichen und betont werden. Denn auch Israel hat seine Erwählung nicht durch irgendetwas „verdient“, sondern hat sie ganz „unverdient“ als gnädiges Geschenk empfangen. Grundlegend war dafür Gottes Verheißung an Abraham, bei der vom Gesetz noch gar keine Rede war. Und grundlegend war die Herausführung aus Ägypten, bei der das Gesetz ebenfalls keine Rolle spielte. Lange bevor am Sinai die Gebote verkündet wurden, ließ Gott schon über den Seinen Gnade walten, und diese Gnade wurde nie anders empfangen als allein durch den Glauben. Dass Gott mit Israel einen Bund schloss, war also ein reines Gnadengeschenk, wie auch der neue Bund in Christus reine Gnade ist! Und erst im zweiten Schritt spielt menschliches Tun eine Rolle, weil die Gemeinschaft mit Gott nicht durch falsche Lebensführung gestört und gefährdet werden soll. Die Gebote vom Sinai verdeutlichen das nicht anders als Jesu Weisungen in der Bergpredigt: Wer es geschenkt bekommt, dass er Gott nahe sein darf, der kann Gottes gutem Willen nicht länger fern sein oder ihm widerstreben! Wer unter Gottes Schutz steht, wird schon aus Dankbarkeit Gottes Gebot achten! Aber dieser Gehorsam ist weder im Alten noch im Neuen Testament eine Voraussetzung des Bundes, sondern ist in beiden Testamenten eine Folge des Bundes. So drängen zwar beide Testamente auf die Heiligung des Gottesvolkes durch gottgefälliges Leben. Aber beide Testamente drängen noch viel mehr auf den Glauben, nämlich auf die vertrauensvolle Hingabe des Herzens, durch die wir im Denken und Fühlen dem Gott entsprechen, der sich an uns als so vertrauenswürdig, mächtig und gütig erweist. Beide Testamente kennen Sakramente, die dem Einzelnen die Zugehörigkeit zum Gottesvolk verbürgen. Im Alten Testament sind das die Beschneidung und das Passahmahl. Und im Neuen Testament sind es die Taufe und das Abendmahl. Und beide Testamente wissen, dass die Gläubigen, wenn sie immer wieder der Macht der Sünde erliegen, nur durch Opfer wieder mit Gott versöhnt und von ihrer Schuld gereinigt werden können. Im Alten Testament sind das die regelmäßigen Sühnopfer, die im Tempel dargebracht werden, und im Neuen Testament ist es das einmalige Selbstopfer Jesu Christi auf Golgatha. In beiden Testamenten ist völlig klar, dass die Zugehörigkeit zum Gottesvolk über Heil und Unheil des Einzelnen entscheidet, und dass es jenseits des von Gott gewiesenen Weges keine Rettung gibt. Wer nicht mit Gott seinen Frieden macht, bleibt unter dem Fluch, der mit Adams Sünde begann, und wird über kurz oder lang untergehen. Das gilt für beide Testamente – nicht etwa nur für das Alte! Wer in Gottes Bund hineingerettet wird, findet Erlösung. Wer ihm aber dauerhaft widerstehen will, wird keine Zukunft haben. Wer Gottes Gnade annimmt, wird seines Segens teilhaftig. Und wer sie ablehnt, spricht sich selbst das Urteil. Derselbe Gott, der den Seinen so überaus gnädig ist, bleibt für die Anderen ein ver-

zehrendes Feuer. Und ich betone, dass hier zwischen Altem und Neuem Testament gar kein Unterschied besteht – und dass kein Teil der Bibel darin auch nur von Ferne einen Widerspruch sieht! Denn auch im Neuen Testament gilt, dass Gott seinen Feinden zwar weit entgegenkommt und freundlich auf sie zugeht, um ihnen die Umkehr zu ermöglichen, dass er aber jene, die das Angebot der Versöhnung ausschlagen, weil sie Feinde bleiben wollen, anschließend auch wie Feinde behandelt. Das ist in beiden Testamenten so! Die Bibel hat kein Problem damit! Und ich kann darum nicht finden, dass der Gott des Alten Testaments anders wäre als der des Neuen. Gott war schon im Alten Testament barmherzig und zur Vergebung bereit – und zugleich hat er im Neuen Testament nicht aufgehört, den Bösen Böses anzudrohen. Wie im Alten Testament, so gibt es auch im Neuen einen von Gott gewährten Bund und ein Volk, das auf der Grundlage dieses Bundes lebt. Und genau wie im Alten Testament gilt, dass wer dazugehört, gerettet wird, und wer nicht dazu gehört, verloren geht. Dass ein Bund zustande kommt, ist im Alten Testament wie im Neuen eine Gnade Gottes. Die Treue zum Bund schließt in beiden Testamenten den Glauben und das Bekennen ein, den Gottesdienst und das Gebet. In beiden Testamenten gibt es Sakramente, die die Zugehörigkeit zum Gottesvolk verbürgen. Und in beiden das Streben nach gottgefälligen Werken. Wo aber liegen dann echte Differenzen? Nach so vielen Übereinstimmungen müssen wir natürlich auch nach den Unterschieden fragen. Denn es hätte keines Neuen Testamentes bedurft, wenn es dem Alten gegenüber gar nichts „Neues“ brächte. Das Kommen Jesu Christi wäre überflüssig, wenn sich durch ihn nichts änderte. Und darum müssen wir nun auch den Unterschied der Testamente benennen, der darin liegt, dass das Kommen Jesu die Zugangsbedingungen zur Gemeinschaft mit Gott radikal verändert, und diese Gemeinschaft auch für jene öffnet, die bis dahin ausgeschlossen blieben. Im Alten Testament ist das Volk Gottes ja zunächst eine ethnische Größe, und die Erwählung beschränkt sich auf die Nachkommen Abrahams, Isaaks und Jakobs, so dass das Gottesvolk mit dem jüdischen Volk praktisch identisch ist. Der Neue Bund hingegen, der in Christus geschlossen wird, greift über alle Völker und Nationen hinaus, so dass die Herkunft des Menschen keine Rolle mehr spielt, und auch Griechen, Römer, Asiaten, Germanen, Slawen und Afrikaner Zugang haben. Was bei Abraham mit einer einzigen Familie begann, erreicht in Christus universale Bedeutung! Was aber noch wichtiger ist: Jesus Christus ändert die Zugangsbedingungen zur Gemeinschaft mit Gott auch insofern, als er sie für alle öffnet, die wegen ihres moralischen und religiösen Versagens nicht vor Gott bestehen können. Christus holt auch die ins Boot, die schuldig und gescheitert sind. Die keine Gerechtigkeit haben, lässt er teilhaben an seiner eigenen Gerechtigkeit. Und für die, die Strafe verdienen, hält er seinen Kopf hin. Zöllner, Prostituierte und Schwerverbrecher, die Gott gegenüber alles Recht verwirkt haben, lässt Christus auf seinen Fahrschein ins Reich Gottes reisen. Er bezahlt am Kreuz den Preis ihrer Rettung. Und das ist insofern wirklich neu, als Gottes Barmherzigkeit im Alten Testament jedenfalls solche Formen noch nicht angenommen hatte. So wie das Judentum das Alte Testament las, konnte man meinen, der Zugang zum Bund und zur Gemeinschaft mit Gott sei nur über das Gesetz und einen entsprechenden Gehorsam möglich. Manch ein Stolzer dachte, seine Abstammung und die Einhaltung der vielen Gebote garantiere ihm den Bund mit Gott. Mancher meinte, es käme allein auf die Beschneidung an, auf die Beachtung der Speisegebote und der Sabbatruhe. Und demgegenüber bedeutet das Neue Testament wirklich einen radikalen Schnitt, weil der neue Bund sich in gar keiner Weise auf menschliches Tun gründet, sondern ausschließlich auf Gottes Tun in Christus. Als Christus starb und auferstand durchkreuzte Gott damit alles, was Menschen an eigener Gerechtigkeit aufzubringen versuchen. Und er ließ wissen, dass ihm künftig nur noch „recht“ ist, wer sich seine Gerechtigkeit von Christus leiht und statt auf eigene, auf Christi Verdienste setzt. Der Neue Bund in Christus ist damit weit,

weit geöffnet für jeden noch so krummen Hund. Er ist für jene gemacht, die Gott nichts zu bieten haben und mit leeren Händen vor ihm stehen. Denn im Neuen Bund zählt keine Abstammung mehr, und keine Beschneidung, es kommt nicht auf Speisegebote an, nicht auf verdienstvolle Werke oder fromme Übungen, sondern nur noch auf den Glauben, der sich entschlossen an Christus hängt, sich bei ihm birgt, hinter ihm in Deckung geht, alles eigene Rühmen preisgibt und sich allein auf Christus verlässt, weil der ihn verteidigen und für ihn geradestehen will. Eine andere Zugangsbedingung als diese Hingabe an Christus, gibt es im Neuen Bund nicht. Entscheidend ist darum nicht mehr die Zugehörigkeit zu Israel, sondern die Zugehörigkeit zu Christus. Und diese Zugehörigkeit manifestiert sich nicht in Beschneidung und Passahmahl, sondern in Taufe und Abendmahl. Das sühnende Opfer des Neuen Bundes ist nicht das endlos wiederholte Tieropfer im Tempel, sondern das einmalige Opfer Christi auf Golgatha. Zugang zum Heil haben nicht die Heiligen, sondern gerade die Unheiligen, die Liebe nicht verdienen, sondern sie nur schrecklich nötig haben. Und Zugang hat nicht nur das alte Gottesvolk, sondern die gesamte Welt der Heidenvölker. Der Segen Abrahams erreicht damit alle Geschlechter auf Erden. Und gerettet wird der Einzelne nicht, weil er selbst gerecht und treu wäre, sondern allein aufgrund der Gerechtigkeit und Treue, die Christus stellvertretend für ihn bewiesen hat. Das ist in dieser Radikalität neu! Das Neue Testament rechnet nicht damit, dass irgendein Mensch vor Gott bestehen könnte. Und Erlösung findet einer darum nicht, weil er sich am Gesetz bewährte, sondern weil er sich schuldig bekennt, zu Christus flieht und Gott bittet, statt auf sein menschliches Versagen nur noch auf Christi Gehorsam zu schauen. Dem Menschen des Neuen Testaments ist Gottes Gesetz zum Verhängnis geworden, weil es zwar an sich richtig und gut ist, weil der Sünder es aber nicht erfüllen kann. Und der Mensch des Neuen Testaments wirft sich darum um so entschlossener auf die Gnade Gottes, damit sie allein ihn trage. Das aber ist kein Gegensatz zum Alten Testament, sondern im Grunde eine Schlussfolgerung und eine logische Konsequenz der dort erzählten Geschichte. Denn was berichtet uns das Alte Testament denn anderes, als dass Gottes Volk, obwohl es erwählt, geführt und beschenkt wurde, die Gabe des gelobten Landes nicht bewahren konnte? Das Alte Testament bezeugt selbst, dass der Verlust des Landes durch das babylonische Exil nicht etwa auf eine Schwäche oder Untreue Gottes zurückzuführen ist, sondern auf den Abfall des Gottesvolkes vom Glauben. Israel klagt sich selbst an, das kostbare Gut verspielt zu haben, und hofft in den späten Schriften des Alten Testaments um so entschlossener auf Gottes Tun in seinem Messias und auf den damit verbundenen Neubeginn. Als Kinder Adams und Evas versagen wir Menschen so vollständig, dass Gott nicht nur das Meiste tun muss, sondern alles. Und der neue Bund in Christus ist die Konsequenz, die Gott daraus zieht, indem er für seine Geschöpfe einspringt, selbst Mensch wird und in Christus für uns leistet, was wir nicht schaffen. Der Allmächtige stellt damit das Verhältnis von Gott und Mensch auf eine neue Grundlage. Aber ist er deswegen ein „anderer“ Gott? Nein! Im Übergang vom Alten zum Neuen Bund ändert sich viel für uns Menschen, aber es ändert sich nichts an Gott – außer vielleicht, dass die Wesensmerkmale Gottes, die wir aus dem Alten Testament kennen, im Neuen noch stärker hervortreten und noch deutlicher zu erkennen sind. Gottes Barmherzigkeit, die man aus dem Alten Testament kennt, nimmt im Neuen ungeahnte Formen an – das gebe ich gerne zu! Aber dasselbe gilt auch von Gottes strengem Zorn, denn wer im Neuen Testament die Offenbarung des Johannes liest, findet dort ein Gericht beschrieben, das jedes alttestamentliche Blutvergießen in den Schatten stellt. Wenn sich das aber für alle Wesenszüge Gottes so zeigen ließe, dass sie sich im Neuen Testament gar nicht wandeln, sondern nur noch stärker hervortreten – wer dürfte dann das eine Testament gegen das andere ausspielen, so als würde im Neuen irgendetwas widerrufen, was im Alten stand? Nichts davon ist zu finden! Denn der Vater Jesu Chris-

ti ist immernoch der Gott Abrahams. Er hat immernoch ein auserwähltes Volk, dem seine Verheißungen gelten. Und er hat immernoch Feinde, denen seine Drohungen gelten. Nur das ist nun anders: Dass niemand deswegen verzweifeln muss. Denn unabhängig von unserer Herkunft und unserer vielleicht peinlichen Vergangenheit, ungeachtet aller Schwäche und Verkehrtheit sind wir eingeladen, unser Leben, unseren Stolz und unsere Schuld Christus vor die Füße zu legen und glaubend in den neuen Bund einzutreten. Die Güte Gottes, die wir schon aus dem Alten Testament kannten, nimmt damit wirklich ungeahnte Formen an. Aber das heißt nicht, dass Gott seine Strenge abgelegt hätte, sondern – umgekehrt! – lässt es erwarten, dass von seiner Strenge dasselbe gilt. Denn Gott bleibt sich in jeder Hinsicht treu. Gott wäre nicht Gott, wenn er nicht unwandelbar und ewig immer derselbe bliebe! Und die Vorstellung, er habe irgendwo zwischen Altem und Neuem Testament seine Ansichten geändert, ist schon deshalb ein Ungedanke, weil alles was reift und fortschreitet, vorher unreif und defizitär gewesen sein muss – der ewige Gott aber in seiner Vollkommenheit keine Defizite kennt. Er ist allezeit derselbe dreieinige Gott gewesen! Und was sich zwischen Altem und Neuem Testament verändert, ist darum nicht Gott, sondern allein das Maß unserer menschlichen Kenntnis von Gott. Durch seine Offenbarung in Jesus Christus ist Gott kein anderer geworden, aber wir sind ihm sehr viel näher gekommen und dürfen seither viel mehr und noch Größeres sagen, als es den Gläubigen im Alten Bund möglich war. So hat uns der Neue Bund tiefere Einblicke gewährt, und der Zugang zur Gemeinschaft mit Gott wurde ungemein erleichtert. Aber die verbreitete These, der Gott des Neuen Testamentes sei ganz „anders“ als der des Alten, wird davon nicht richtiger. Und wenn Ihnen das mal wieder jemand erzählt, dann gehen sie getrost davon aus, dass er weder das Alte noch das Neue Testament richtig kennt...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Christus - des Gesetzes Ende?

Wer seine Bibel gründlich liest, stellt bald fest, dass sie nicht nur zehn Gebote enthält, sondern sehr viel mehr. Gerade im Alten Testament stößt man auf Hunderte von Weisungen, von denen einige ziemlich rigoros und kaum praktikabel erscheinen. Und so fragt man sich, ob denn all diese Gebote auch noch für Christen der Gegenwart verbindlich sind – ob sie also weiterhin gelten, weil schließlich auch das Alte Testament Gottes Wort ist – oder ob sich da einige Regelungen erledigt und erübrigt haben. Man liest etwa, dass neugeborene Jungen am achten Tag zu beschneiden sind (1. Mose 17,10-14). Und man wird angewiesen, zu jedem Passahfest ein Lamm zu schlachten (2. Mose 12,1-28). Es ist geregelt, wie man hebräische Sklaven zu behandeln hat (2. Mose 21,2-11). Und über jeden, der seinen Vater oder seine Mutter schlägt, wird die Todesstrafe verhängt (2. Mose 21,15). Auch Zauberinnen soll man nicht am Leben lassen (2. Mose 22,17). Und ein Mann, der eine Jungfrau verführt, muss sie anschließend heiraten (2. Mose 22,15). Wenn man einem Angehörigen des eigenen Volkes Geld leiht, ist es verboten, dafür Zinsen zu nehmen (2. Mose 22,24). Und es gibt ausführliche Anweisungen, wie ein Priester sich zu kleiden hat – und wann er welche Opfer wie darbringen soll (2. Mose 28,1-43; 2. Mose 29ff.; 3. Mose 1ff.). Wir finden im Alten Testament lange Verzeichnisse reiner Tiere, die man essen darf, und unreiner Tiere, die man nicht essen darf. Schweinefleisch ist z.B. verboten, Ziegenfleisch erlaubt (3. Mose 11). Man soll ein Ziegenböcklein aber keinesfalls in der Milch seiner Mutter kochen (2. Mose 34,26). Und es ist strikt verboten, das Blut eines Tieres zu sich zu nehmen (3. Mose 17,10-14). Die Bibel regelt genau, unter welchen Voraussetzungen ein Aussätziger für geheilt erklärt werden kann (3. Mose 13-14). Sie untersagt aber den Geschlechtsverkehr unter Blutsverwandten, mit den eigenen Kindern oder Schwiegerkindern, den sexuellen Verkehr mit Tieren oder mit Frauen, die gerade ihre Regel haben, mit Angehörigen des gleichen Geschlechts oder mit der Schwester der eigenen Ehefrau (3. Mose 18,6-23). Darüber hinaus soll man seinen Nächsten nicht hassen, sondern lieben (3. Mose 19,18). Von Wahrsagerei und Geisterbeschwörung muss man sich fern halten (3. Mose 19,26-31). Und wo falsche Propheten jemand zu fremdem Glauben verführen, sind sie zu steinigen (5. Mose 13). Mittendrin finden wir aber die uns vertrauten Zehn Gebote, die es verbieten anderen Göttern zu huldigen, den Gottesnamen oder den Feiertag zu entheiligen, die Eltern schlecht zu behandeln, jemanden zu töten, die Ehe zu brechen, zu stehlen, zu lügen oder neidisch fremdes Gut zu begehren. Mancher Christ kann sich schon diese 10 Gebote nicht merken. Doch nach jüdischer Zählung enthält das Alte Testament 613 verbindliche Weisungen! Und so fragt man sich, welche einem Christen noch heute zur Befolgung auferlegt sind – und welche nicht. Es können schwerlich alle gelten, denn dann müsste die ganze Christenheit „koscher“ essen und die jüdischen Feiertage feiern. Es können sich aber auch nicht alle erledigt haben, denn dann wären zugleich die Zehn Gebote obsolet, die heute noch jeder Konfirmand auswendig lernt. Anscheinend sind manche Pflichten dauerhaft – und andere nicht. Welche aber der Vergangenheit angehören und welche ewig gültig bleiben: Woran machen wir das fest? Woran erkennt man das? Man darf nicht willkürlich verfahren, das versteht sich! Wir können uns aus Gottes Geboten nicht einfach die „herauspicken“, die uns in den Kram passen. Und wenn Gott darin seinen Willen kundgetan hat, spielt es auch keine Rolle, wie lange die Kundgabe her ist. Sondern entscheidend kann nur sein, ob Gott selbst seither etwas geändert hat. Denn nur er, der die Gebote gab, hat auch die Autorität, sie außer Kraft zu setzen. Nur Gott selbst kann auf den alten Bund einen neuen Bund folgen lassen, der dann evtl. neue Regeln einschließt. Welche das aber sind, ist allein dem Neuen Testament zu entnehmen, weil eine kritische Betrachtung

tung der Hl. Schrift nur von der Schrift selbst ausgehen kann. Christen kennen keine Norm, die über Gottes Wort stünde, und keine Maßstäbe, die man von außen herangetragen dürfte. Man würde diese Maßstäbe sonst Gottes Wort überordnen! Darum kann nur vom Neue Testament her beurteilt werden, welche Teile des Alten Testaments für Christen verbindlich sind.

Was steht da aber? Was lesen wir? Keineswegs wird das Alte Testament im Neuen beiseite gewischt. Sondern man stellt fest, dass sich das Neue Testament sehr oft auf das Alte bezieht – und dass es ganz selbstverständlich aus den Mosebüchern und aus den Propheten zitiert. Das zeigt, dass die Autorität des Alten Testaments im Neuen nicht strittig ist. Und sie kann es auch gar nicht sein, weil ja der Vater Jesu Christi kein anderer ist als der Gott Israels. Der hat am Berg Sinai dem Mose seinen Willen kundgetan. Und Jesus will an diesen Satzungen nicht rütteln, sondern sagt: **„Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüpfelchen vom Gesetz, bis es alles geschieht. Wer nun eines von diesen kleinsten Geboten auflöst und lehrt die Leute so, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich; wer es aber tut und lehrt, der wird groß heißen im Himmelreich“** (Mt 5,17-19). Damit bekennt sich Jesus zu Gottes Geboten. Und in seiner Bergpredigt mildert er sie auch keineswegs ab, sondern gibt ihnen eine bestätigende und sogar verschärfende Auslegung. Als der reiche Jüngling fragt, wie man das ewige Leben erlangt, verweist ihn Jesus ganz selbstverständlich auf die Gebote des Alten Testaments (Mt 19,16-19). Der Mensch soll die Einheit mit seinem Schöpfer wahren, indem er sich den guten Willen Gottes zu Eigen macht. Und so lehrt Jesus seine Jünger, Gott anzurufen und zu beten „Dein Wille geschehe...“ (Mt 6,10). Wir finden nirgends einen Hinweis, dass Jesus sich vom Gesetz als solchem distanzieren wollte. An den scheinheiligen Pharisäern kritisiert er nur, dass sie es rein äußerlich befolgen, ohne mit dem Herzen dabei zu sein (Mt 23,1ff.).

Doch was heißt es dann, wenn wir bei Paulus lesen, Christus sei „des Gesetzes Ende“ (Röm 10,4)? Warum sagt der Apostel, durch den Glauben sei ein Christ nicht mehr „unter dem Gesetz“ (Gal 3,24-25)? Man kommt da leicht durcheinander. Denn wenn das Gesetz Gottes Wille ist, versteht man nicht, wie Gottes Sohn dazu in Gegensatz geraten könnte. Doch so hat es Paulus auch nicht gemeint. Denn die von Christus verkündete und in Christus erschienene Gnade hebt Gottes Gesetz nicht auf, sondern hebt nur die Verdammnis auf, mit der das Gesetz den Sünder bedroht. Das Gesetz selbst ist nicht verkehrt. Es bleibt jederzeit gut (Röm 7,12). Doch für den Sünder, der es übertritt, hat es schlimme Folgen. Als „Strafordnung“ wird ihm das Gesetz zum Stolperstein und zum Verhängnis. Und allein in diesem Sinne – als eine Ordnung, die den Sünder ins Verderben stürzt – findet das Gesetz an Christus sein Ende. Den schweren Fluch, der auf dem Sünder lastete, hat Christus am Kreuz stellvertretend getragen. Und wer um seiner Gnade erfährt, muss darum die Drohung des Gesetz nicht mehr fürchten. Unter der Gnade kann er das Gesetz auch nicht mehr als Heilsweg missverstehen. Doch als Gottes gutes Gebot und als lebensdienliche Weisung steht es trotzdem in Geltung. Denn es war nie Jesu Absicht, den Willen Gottes aufzuheben, sondern ihn durchzusetzen. Darum gewinnt ein Mensch, wenn er durch Christus mit dem Vater versöhnt ist, auch wieder ein positives Verhältnis zu Gottes Weisungen. Der christliche Glaube will sie keineswegs „aufheben“ und verneinen, sondern „aufrichten“ und bejahen (Röm 3,31). Und so wird Gottes Gesetz in der Christenheit geehrt und gebraucht in dreifacher Weise:

1.

Zum ersten hat es eine **„politische“ Funktion**, denn es legitimiert jede öffentliche Ordnung, die das Gute fördert und das Böse hemmt. Das Gesetz (nach diesem „usus politicus“) hält die Unbekehrten in der Welt im Zaum und ist darum ein **„RIEGEL“** (Röm 13,1-7; 1. Tim 1,9-10).

2.

Zum zweiten hat das Gesetz eine geistlich **„überführende“ Funktion**, weil es dem Sünder seine Sünde immer wieder bewusst macht und ihn so zu Christus treibt. Das Gesetz (nach diesem „usus elencticus“) ist also ein **„SPIEGEL“**, in dem wir unser Elend erkennen (Gal 3,24-25; Röm 3,20; 7,7).

3.

Und zum dritten gibt das Gesetz den Christen **ethische Orientierung**. Es leitet unser Handeln, während wir uns um ein gottgefälliges, geheiligtes Leben bemühen. Das Gesetz (nach diesem „usus didacticus“) belehrt uns darüber, was wahrhaft gute Werke sind, und ist insofern eine **„REGEL“** (1. Thess 4,1-7; Ps 119,105).

Somit ist klar, dass Jesu Evangelium das Gesetz keineswegs aufhebt, sondern es voraussetzt und bestätigt. Und man kann das Evangelium gar nicht schlimmer missverstehen, als wenn man meint, es „widerrufe“ das Gesetz in dem Sinne, wie man einen Irrtum widerruft oder ein Gerücht dementiert. Denn das Evangelium verkündet Gnade. Und begnadigen kann man keinen Unschuldigen (der hat Anspruch darauf, freigesprochen zu werden!), sondern begnadigen kann man nur jemand, der sich wirklich an geltender Ordnung vergangen hat. Generell besteht Vergebung nicht darin, dass der Regelverstoß bestritten, sondern dass er vom Täter eingestanden und vom Opfer verziehen wird! Gnade ist überhaupt nur nötig, **weil** Gottes Gesetz gilt – ohne Gesetz bräuchte man sie nicht! Und so empfängt ein Christ auch nicht Vergebung, damit er hinterher auf den Willen Gottes pfeifen und weiter sündigen kann, sondern damit er sich den Weisungen Gottes künftig umso williger, einsichtiger und freudiger beugt. Gottes Sohn will die Gebote des Vaters nicht aufheben, sondern auf diese schöne Weise durchsetzen. Und wer das versteht, wird umso dringlicher fragen, was in der durch Christus veränderten Lage vom mosaischen Gesetz noch gilt – und was nicht. Dabei sind vier Kategorien zu unterscheiden, von denen die ersten drei einen Christen nichts mehr angehen, die vierte aber umso mehr:

Die erste Kategorie kann man als **„Zeremonial- und Ritualgesetz“** bezeichnen, weil darin alles eingeschlossen ist, was mit dem Gottesdienst und dem Opferdienst im Jerusalemer Tempel zu tun hat, mit dem Berufsstand der Priester, den jahreszeitlichen Festen Israels und den „Sakramenten“ des Alten Bundes. Für Christen sind diese kultischen Bestimmungen nicht bloß deshalb obsolet, weil es den Tempel nicht mehr gibt, sondern vor allem, weil sich der Gottesdienst dort auf die täglichen Tier- und Speiseopfer konzentriert hat. Diese Opfer dienten letztlich alle der Versöhnung des Volkes mit Gott. Sie sollten das gestörte Gottesverhältnis heilen und den durch Sünde immer neu entstehenden Konflikt immer neu befrieden. Doch eben darum – weil das ihre Funktion war –, hat sie das Opfer, das Christus am Kreuz brachte, sowohl überboten als auch überflüssig gemacht. Wir finden in christlichen Kirchen zwar noch einen Altar. Doch wird auf diesem „Opfertisch“ nichts mehr geopfert, sondern es wird dort im Zeichen des Kreuzes des Opfers Christi gedacht. Wie der Hebräerbrief sagt, hat sich Christus als unser Hohepriester selbst geopfert und hat mit diesem **einen** Opfer alle vollendet, die geheiligt werden (Hebr 9,1-10,18). Das geschah bei der Kreuzigung ein- für allemal und bedarf seither keiner Ergänzung mehr – eine Wiederholung ist überflüssig, eine Steigerung gar nicht

denkbar. Und so entfallen im Christentum mit dem Opferdienst auch alle darauf bezogenen kultischen Vorschriften und gottesdienstlichen Bräuche. An die Stelle der Beschneidung ist im Christentum die Taufe getreten. An die Stelle des Passahfestes trat das Heilige Abendmahl. Und statt des Sabbats feiern Christen den Sonntag als den Tag der Auferstehung Christi. So hat der Neue Bund neue, ihm eigene Sakramente und Feiertage. Und wir widersprechen der durch Christus veränderten Situation, wenn wir jetzt noch am alten Zeremonialgesetz festhalten wollten (vgl. Kol 2,16ff.; Gal 5,1-6).

Eine zweite Gruppe von Gesetzen bilden die vielen „**Reinheits- und Speisegebote**“ des Alten Testaments. Und auch die dürfen wir als überholt ansehen, weil Christus seine Jünger einen anderen, nicht äußerlichen, sondern innerlichen Begriff von Reinheit gelehrt hat. Im Alten Bund galt als unrein, wer mit einem Leichnam oder mit Aas in Berührung kam, wer einen körperlichen Ausfluss hatte, wer mit Heiden Kontakt pflegte, wer etwas Unreines gegessen hatte oder unter Hautkrankheiten litt. Jesus aber sagt: **„Was zum Mund hineingeht, das macht den Menschen nicht unrein; sondern was aus dem Mund herauskommt, das macht den Menschen unrein (...). Merkt ihr nicht, dass alles, was zum Mund hineingeht, das geht in den Bauch und wird danach in die Grube ausgeleert? Was aber aus dem Mund herauskommt, das kommt aus dem Herzen, und das macht den Menschen unrein. Denn aus dem Herzen kommen böse Gedanken, Mord, Ehebruch, Unzucht, Diebstahl, falsches Zeugnis, Lästerung. Das sind die Dinge, die den Menschen unrein machen. Aber mit ungewaschenen Händen essen macht den Menschen nicht unrein“** (Mt 15,11.17-20). Christen, die im Judentum aufgewachsen waren, hatten mit dieser Sicht der Dinge oft Probleme. Und das Neue Testament berichtet von Konflikten, die entstanden, weil einige noch fürchteten, sich durch bestimmte Speisen oder durch den Umgang mit Heiden zu verunreinigen (Apg 15,1-29; Gal 2,11-14; 1. Kor 10,23-33). Doch am Ende setzte sich durch, was Jesus seine Jünger gelehrt hatte: Nicht das, was der Mensch isst oder mit den Händen berührt, macht ihm unrein, sondern das Unreine, das aus seinem Herzen hervorgeht. Reinheit ist kein leiblicher, sondern ein geistlicher Zustand. Und so kann ein Christ durchaus Blutwurst und Schweineschnitzel essen, kann auch unbesorgt einen Leichnam berühren und mit Ungläubigen Kontakt haben, wenn er dabei „reinen Herzens“ bleibt. Denn den Reinen ist tatsächlich alles rein (vgl. Mt 5,8; Tit 1,15). Und die Vorschriften diesbezüglich sind hinfällig. Denn Jesus ist zwar daran gelegen, seine Jünger „reinzuwaschen“ und rein zu machen. Doch bewerkstelligt er das heute auf ganz andere Weise durch den Heiligen Geist (vgl. Joh 13,8-11; 15,3; 1. Kor 6,11; Tit 2,14; 1. Joh 1,9).

Als dritte Gruppe der Gesetze sind die „**bürgerlichen Rechtssatzungen**“ zu nennen, nämlich Vorschriften der öffentlichen Ordnung, die ihrer Natur nach mehr zum „weltlichen Regiment“ gehören, zum Gerichtswesen und aufs Rathaus. Denn die rechtlichen und finanziellen Fragen (wie z.B. jemand für einen verunfallten Esel zu entschädigen ist, wie es um das Erbrecht der Töchter steht, wie man den Verkauf eines Hauses rückgängig machen kann und was bei Veruntreuung das angemessene Strafmaß ist) müssen zwar in jedem Gemeinwesen geklärt werden. Doch deutet Jesus nirgends an, dass die in Israel geltenden Ordnungen auf alle anderen Völker übertragen werden müssten. Er ist durchaus der Meinung, dass man dem Kaiser geben soll, was des Kaisers ist (Mt 22,21; vgl. Joh 18,36). Aber schon als zwei Brüder ihn bitten, in ihrem Streit um das Erbe der Richter zu sein, weist Jesus das von sich (Lk 12,13-15). An Ordnungen der Rechtspflege ist ihm viel weniger gelegen als an der geistlichen Ordnung Gott gegenüber. Und ganz allgemein interessiert ihn nicht das partikular Gültige, das den Juden zum Juden macht, sondern das universal Gültige, das den Menschen menschlich macht.

Eben das findet Jesus aber konzentriert in der vierten Kategorie, die man das „**Moral- oder Sittengesetz**“ nennen kann. Das ist der Kern des mosaischen Gesetzes, den Jesus nicht aufheben, sondern erfüllen, nicht relativieren, sondern einschärfen will. Und so bestätigt er die Geltung der Zehn Gebote, die bestimmen, wie Gottes Geschöpfe miteinander und mit ihrem Schöpfer in guter Gemeinschaft stehen sollen. Wer Jesu Jünger sein will, muss der Gottesbeziehung Vorrang einräumen vor allem anderen. Denn niemand kann zwei Herren dienen (1. Gebot / Mt 6,24). Und als Jünger Jesu soll man auch täglich darum bitten, dass der Name Gottes geheiligt werde (2. Gebot / Mt 6,9). Bei aller Kritik an missverstandenen Sabbat-Regeln ist es doch Jesu feste Gewohnheit, den Feiertag zu heiligen durch den Besuch eines Gottesdienstes (3. Gebot / Lk 4,16). Und das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, verteidigt er gegen alle, die es scheinheilig umgehen möchten (4. Gebot / Mk 7,9-13). Das Gebot, nicht zu töten, bestätigt und verschärft er, indem er schon das Zürnen mit hinzurechnet (5. Gebot / Mt 5,21-26). Und er missbilligt nicht allein das Rauben und Stehlen, sondern schon den törichten Wunsch, sich materielle Schätze zu sammeln auf Erden (6. Gebot / Mk 10,19; Mt 6,19-21). Als „Ehebruch“ wertet Jesus nicht erst den leiblichen Vollzug, sondern schon das begehrlische Ansehen einer Frau (7. Gebot / Mt 5,27-32). Das wahrhaftige Reden soll seinen Jüngern so selbstverständlich sein, dass es keines Schwures bedarf, sondern ein „ja“ oder „nein“ vollkommen genügt (8. Gebot / Mt 5,33-37). Und statt einem anderen zu neiden, was er hat, sollen Jesus Jüngern bereit sein, um Gottes und des Nächsten willen Besitzstände abzugeben (9. u. 10. Gebot / Mk 10,28-30; Mt 10,38-39).

So lässt Jesu Verkündigung keinen Zweifel daran, welcher Teil des mosaischen Gesetzes auch im Neuen Bund seine Geltung behält. Es ist nicht das Zeremonialgesetz, denn Jesu Opfer am Kreuz macht jedes weitere Opfer überflüssig. Es sind nicht die Reinheits- und Speisegesetze, denn unrein macht nicht, was in den Körper hineingeht, sondern was aus dem Herzen herauskommt. Und maßgeblich ist auch nicht das bürgerliche Recht als „Strafgesetzbuch Israels“. Sondern entscheidend ist jenes Moral- und Sittengesetz, das Jesus als ewig gültig bestätigt, weil es der gute Wille des Ewigen ist. Der Schöpfer will, dass seine Geschöpfe weder ihm noch einander Liebe und Respekt schuldig bleiben. Und dieser Anspruch Gottes auf unser Leben wird niemals obsolet. Denn schließlich will uns Jesu Evangelium nicht **zur** Sünde befreien, sondern **von** der Sünde befreien. Wohl rettet er uns aus dem Verhängnis, zu dem das Gesetz durch unsre Schuld geworden ist. Doch als Gerettete, Erlöste und mit Gott Versöhnte will er uns in den Konsens mit dem himmlischen Vater zurückführen. Unser Fazit hat darum zwei Seiten: Einerseits muss ein Mensch, um Christ zu sein, nicht erst Jude werden. Er muss sich nicht mit Beschneidung, Festkalender und Speisegeboten in den alten Bund eingliedern. Denn mit Christus hat ein neuer Bund begonnen, zu dem wir direkten Zugang haben, ohne erst jene Vorstufe zu durchlaufen. Andererseits kann aber, wer zum Neuen Bund und zu Christus gehören will, das Moral- und Sittengesetz nicht ignorieren, das der Schöpfer nicht speziell den Juden, sondern allen Menschen gegeben hat. Denn dass man sich des Viehs erbarmen soll und Witwen und Waisen nicht bedrücken darf, dass man seine Zunge vor bösem Geschwätz hüten und dafür Weisheit und Gottesfurcht suchen soll (Spr 12,10; 2. Mose 22,21; Ps 34,14; Spr 3,1ff.) – das fordert Gott nicht bloß vom Volk des Alten Bundes oder für gewisse Zeit, sondern fordert es von jedem Volk zu jeder Zeit. Was Gott bei den Juden ein „Gräuel“ ist, kann ihm bei Griechen und Römern kaum gefallen (3. Mose 18). Was ihm zuwider ist in Jerusalem, wird er auch nicht tolerieren, wenn's in Las Vegas oder Paris geschieht. Und was Gott damals am Sinai verfluchte, wird er heute schwerlich segnen (5. Mose 27,11-26). Denn Gottes Weisungen sind immer auch Selbstkundgabe – seine Gebote offenbaren, was Gott liebt und was er hasst. Und da

der Ewige in seinem Urteil weder schwankt noch irrt, ist zu unterstellen, dass alles verbindlich bleibt, was Gott nicht selbst durch sein Handeln in Christus überholt hat. Nur das neue Wort Gottes kann gegen sein altes Wort ins Feld geführt werden – nicht etwa der „Geschmack“ unserer Zeit! Und so ist der Nachweis, dass ein Gebot des Alten Testaments dem Christen nicht gelte, aus keiner anderen Quelle zu erbringen als aus dem Neuen Testament. Dort finden wir, dass ein Christ zur Versöhnung mit Gott keines kultischen Opfers bedarf und um seiner Reinheit willen keine Speisegebote befolgen muss. Es ist auch ersichtlich, dass ein Christ in Fragen des weltlichen Rechts getrost der öffentlichen Ordnung seines eigenen Landes folgen darf (Paulus nimmt z.B. römisches Recht in Anspruch, Apg 25,9-12). Doch bei den ethisch-religiösen Pflichten im engeren Sinne, wo es um die persönliche Beziehung zu Gott und zu den Mitmenschen geht, dort wo Wahrhaftigkeit und Glaubenstreue, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit auf dem Spiel stehen – da hat Gottes Sohn die Gebote seines Vaters nicht „gelockert“, sondern ausdrücklich bestätigt. Darum kann als Faustregel nur gelten, dass nicht etwa das Befolgen einer alttestamentlichen Weisung der Begründung bedarf, sondern das Abweichen von ihr (1). Und dass solches Abweichen nur dort zureichend begründet ist, wo man sich auf Christus und sein Evangelium berufen kann (2). Denn wovon er uns nicht befreit, davon sind wir nicht befreit.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gesetz und Evangelium

Erinnern sie sich an die Vogelkinder, die man – selbst noch ein Kind – manchmal am Wegesrand gefunden hat? Sie waren zu früh aus dem Nest gefallen, bei den ersten ungeschickten Flugübungen abgestürzt und saßen dann irgendwo im Gras: Eine leichte Beute für die Katze. Als Kinder wollten wir diese Vögel natürlich nicht ihrem Schicksal überlassen. Wir hoben sie vorsichtig auf, um sie zuhause durchzufüttern. Aber man musste sehr vorsichtig sein mit diesen halbstarken, halbreifen Vögelchen, denn sie blieben in der Hand nicht einfach sitzen.

Sie flatterten immer wieder hoch hinauf, stürzten zu Boden und verletzten sich dabei immer mehr. Man musste sie deshalb in ganz bestimmter Weise tragen: Mit einer Hand darunter und einer Hand darüber. Nur so waren sie sicher, nur so – nach oben und nach unten begrenzt – konnte man sie tragen.

Nun fragen sie sich vielleicht, warum ich das erzähle. Es hat einen einfachen Grund: Ich meine, dass wir Menschen alle solche halbstarken, halbreifen Vögel sind. Und zwar nicht nur die Jugendlichen, sondern ebenso die Erwachsenen. Wir alle sind in dieser doppelten Gefahr, dass wir immer wieder viel zu hoch hinaus wollen und dabei immer wieder tief hinabstürzen. Die einen denken immer zu groß von sich, schmieden maßlose Pläne, wollen einander übertrumpfen, steigen auf die Schultern ihrer Nachbarn und schauen auf sie herab. Und die anderen, die von solchen Höhenflügen abgestürzt sind, verlieren leicht jegliche Selbstachtung und verfallen in bodenlose Depression und Weinerlichkeit. Die einen sind dauernd damit beschäftigt, sich über ihre eigentliche Größe hinaus aufzublasen. Und die anderen hassen sich selbst und die Welt.

Bedarf es einer besonderen Erklärung, dass beide Haltungen Sünde sind? Selbstüberhebung ist Sünde, weil der Überhebliche den Rang nicht akzeptiert, den Gott ihm zugemessen hat. Und Verzweiflung ist auch Sünde, weil der, der sich selbst hasst, damit all das Gute leugnet, das Gott in ihn gelegt hat.

Zu hoch hinaus – zu tief hinab: Das ist demnach nicht nur das Problem jener Vögel, die bei den ersten Flugübungen abstürzen. Es ist unser aller Problem. Denn so groß die Zahl der Aufgeblasenen in unserer Gesellschaft ist, so groß ist auch die Zahl derer, die ihr Selbstwertgefühl verloren haben. Und viele wechseln zeitlebens von einem Extrem ins andere. Daher drängt sich der Gedanke auf: Wir alle bräuchten zeitlebens so eine Hand unter uns, die den Absturz verhindert, und eine Hand über uns, die den Höhenflug begrenzt. Wir bräuchten eine Instanz, die uns gleichermaßen mit realistischer Selbsterkenntnis und mit unverwüstlichem Selbstwertgefühl ausstattet. Gibt es diese Instanz? Gibt es solche Hände?

Ja – zum Glück. Es sind Gottes Hände. Und sie können uns durch unser Leben tragen, wie jene Kinderhände einen Vogel tragen. Denn Gottes Wort enthält die doppelte Botschaft von Gesetz und Evangelium – eine obere und eine untere Hand gewissermaßen:

Das strenge Gesetz Gottes ist über uns, damit wir uns nicht erheben in gefährliche Höhen, damit wir uns nicht erheben über unseren Mitmenschen und uns schon gar nicht erheben über Gott. Das Gesetz erzwingt nüchterne Selbsterkenntnis, es lehrt uns, unsere Grenzen realistisch zu sehen und auf dem Teppich zu bleiben. Es duldet nicht, dass wir vor unserer Schuld und unserem Versagen die Augen verschließen, sondern hält uns all die Gebote Gottes vor, gegen die wir verstoßen. So verhütet Gottes Gesetz alle Aufgeblasenheit und allen Übermut. Es schärft uns ein, dass wir uns Gott zu beugen und ihn zu fürchten haben. Und dennoch: Das Gesetz, Gottes Hand, die über uns ist, drückt uns nicht etwa in den Staub hinunter. Denn unter uns ist die andere Hand Gottes, das Evangelium, das unseren Absturz verhütet, indem es

uns Gottes Barmherzigkeit und Freundlichkeit zusagt. Das Evangelium, die gute Nachricht von Gottes Gnade, ist fester Boden unter unseren Füßen. Mögen da noch so viele Misserfolge und Selbstzweifel sein, mögen auch noch so viele Mitmenschen auf unserem Selbstwertgefühl herumtrampeln, mag noch so viel schief gehen im Leben – das Evangelium duldet dennoch keine Resignation und keine Verzweiflung.

Vielmehr erwächst uns aus dem Evangelium ein unverwüstliches Selbstwertgefühl. Denn dieses christliche Selbstwertgefühl ist unabhängig von den eigenen Erfolgen und Leistungen. Es kommt aus dem Bewusstsein, ein Kind Gottes zu sein. Das Evangelium gibt uns darauf Brief und Siegel: Du bist bei Gott geliebt, bei Gott anerkannt, bei Gott wohl angesehen – also lass die anderen schwatzen, was sie wollen...

Wer beide Worte Gottes hört und gelten lässt, wird nicht mehr zwischen Hochmut und Verzweiflung hin- und herschwanken, wie es für den Unglauben typisch ist. Vielmehr geben ihm Gesetz und Evangelium gemeinsam einen festen Rahmen, innerhalb dessen unsere Selbsteinschätzung beides sein kann: Nämlich vorbehaltlos realistisch und illusionslos einerseits – getrost und zuversichtlich aber andererseits:

Ein Schüler fragte den Rabbi: „Was ist der Mensch?“ Dieser antwortete, er solle zwei Zettel nehmen: „Auf einen Zettel schreibe > Der Mensch ist nur Staub <. Diesen Zettel sollst du in die linke Tasche stecken. Auf dem Zettel, den du in die rechte Tasche steckst, soll stehen: > Gottes Odem habe ich in mir <. Und nun, wenn du hochmütig zu werden drohst, fasse in die linke Tasche, und du wirst daran erinnert, dass du sterblich bist und dich nicht so wichtig nehmen darfst. Wenn du traurig bist, dann fasse in die rechte Tasche, und du wirst daran erinnert, dass Gott dein Leben will und es in seiner Einzigartigkeit kostbar ist.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gesetz und Evangelium unterscheiden

FROHBOTSCHAFT ODER DROHBOTSCHAFT?

Wenn sich ein Prediger heute erlaubt, seinen Hörern mit Ernst und Strenge ins Gewissen zu reden, löst das Irritationen aus. Und es dauert nicht lange bis man ihm entgegenhält, das Wort Gottes sei doch eine „Frohbotschaft“ und keine „Drohbotschaft“. Die Empörten, die sich dieser Phrase so gern bedienen, tragen sie im Brustton der Überzeugung vor – als wäre kein Zweifel möglich. Aber stimmt es denn? Ist das Wort Gottes nur "Frohbotschaft"? Ist es nicht auch „Drohbotschaft“? Selbst bei oberflächlicher Lektüre der Bibel kann niemandem entgehen, dass da neben den Verheißungen des Heils für die Gläubigen ebenso viele Ankündigungen des Gerichts für die verstockten Sünder stehen. Neben Gottes Gnade spielt auch sein Zorn eine große Rolle! Wenn es die Bibel aber für nötig hält beides zu sagen – mit welchem Recht fordert man dann von Predigern, nur die „Frohbotschaft“ auszulegen und die „Drohbotschaft“ wegzulassen? Nur ein schlechter Prediger könnte sich darauf einlassen, Gottes Wort in dieser Weise zu verkürzen! Will er aber beides predigen, weil die Bibel schließlich beides enthält, muss er sich über das Verhältnis beider Botschaften klar werden. Und das geschieht in der Theologie traditionell unter der Überschrift „Gesetz und Evangelium“.

Um es in ein Bild zu bringen: das Wort Gottes entspricht einem Arzt, der seinen Patienten untersucht und anschließend sagt: „Ich habe eine schlechte und eine gute Nachricht für sie. Die schlechte Nachricht ist: sie leiden unter einer schweren Krankheit, die ohne Behandlung unweigerlich zu einem qualvollen Tod führen wird. Und die gute Nachricht ist: es gibt eine Behandlungsmethode, die zwar radikal ist und bittere Pillen einschließt, die ihnen aber vollständige Heilung garantiert.“

Der schlechten Nachricht entspricht das in Gottes Wort enthaltene „Gesetz“. Der guten Nachricht entspricht das darin enthaltene „Evangelium“. Und das Beispiel des Arztes zeigt auch gleich, warum man nicht eins von beiden weglassen kann. Denn beschränkte sich der Arzt auf die schlechte Nachricht und verschwiege die gute, stürzte er seinen Patienten damit in tiefste Verzweiflung, ohne ihm den Ausweg zu zeigen: der Mann würde vielleicht heimgehen und sich aufhängen! Beschränkte sich der Arzt aber auf die gute Nachricht und verschwiege die schlechte, sähe der Patient keinen Grund sich behandeln zu lassen. Er würde sich für gesund halten, würde die bitteren Pillen darum nicht nehmen – und an seiner Krankheit sterben. In beiden Fällen hätte die „halbe Wahrheit“ den Tod des Patienten zur Folge! Und so wäre es auch, wenn ein Prediger entweder die „Drohbotschaft“ oder die „Frohbotschaft“ der Bibel unterschlagen wollte. Denn das Gesetz allein würde den Menschen in ausweglose Verzweiflung treiben. Und das Evangelium allein würde ihn in falscher Sicherheit wiegen. Beides ist nötig, um sowohl das Problem als auch die Lösung aufzuzeigen. Beides ist biblisch und beides muss gepredigt werden – das aber möglichst nicht in unklarem Nebeneinander, so dass Problem und Lösung verwechselt werden können, sondern so, dass man beide Botschaften klar unterscheidet und in Beziehung setzt. Was ist also Gesetz und was Evangelium?

Das Gesetz stellt fest und macht bekannt, dass der Mensch in seinem Denken, Reden und Tun dem guten Willen Gottes zu entsprechen hat, dass er diesen Gehorsam seinem Schöpfer schuldig ist und mit Strafe rechnen muss, wenn er die berechtigte Erwartung nicht erfüllt. Mit anderen Worten: Das Gesetz ist „die von Gott gegebene Lehre, welche vorschreibt, wie wir beschaffen sein, was wir tun und unterlassen sollen, und einen vollkommenen Gehorsam gegen Gott verlangt, und verkündigt, dass Gott denen, welche den vollkommenen Gehorsam nicht leisten, zürne und sie mit dem ewigen Tode bestrafe.“ (L. Hutter).

Das Evangelium hingegen lädt jeden Sünder ein, vor dem verdienten Gericht zu Jesus Christus zu fliehen, der mit offenen Armen bereit steht, um ihm seine Schuld abzunehmen und ihm im Austausch dafür Gerechtigkeit zuzusprechen, wenn er sich nur im Glauben solche Gnade gefallen lässt. Das Evangelium ist also „eine solche Lehre, die da lehret, was der Mensch glauben soll, der das Gesetz nicht gehalten und durch dasselbige verdammt, nämlich, dass Christus alle Sünde gebüßt und bezahlet, und ihm ohne allen seinen Verdienst erlanget und erworben habe Vergebung der Sünden, Gerechtigkeit, die für Gott gilt, und das ewige Leben.“ (Ph. Melancthon). Offenkundig sind Gesetz und Evangelium sehr verschiedene Botschaften. Die eine ist bestürzend schlecht, die andere überaus gut. Doch gerade dadurch sind sie sinnvoll aufeinander bezogen. Denn man kann das Gesetz nicht hören, ohne sofort nach einer Lösung zu fragen, die aus solcher Not hilft. Und man kann das Evangelium nicht hören, ohne sofort nach der Not zu fragen, aus der das Evangelium rettet. C. F. W. Walther sagt sehr treffend: „Ohne das Gesetz verstehen wir das Evangelium nicht und ohne das Evangelium hilft uns das Gesetz nichts.“ Das scheint völlig klar zu sein. Und doch halten sich hartnäckige Missverständnisse, von denen ich zwei benennen will.

ALTES UND NEUES TESTAMENT?

Zunächst einmal ist es falsch, das Gesetz mit dem Alten Testament und das Evangelium mit dem Neuen Testament gleichzusetzen. Denn in beiden Teilen der Bibel tritt uns ganz derselbe Gott gegenüber, der in beiden Teilen sowohl streng als auch barmherzig verfährt. Da gibt es nicht einerseits die „Gesetzesreligion“ des Alten Testamentes und andererseits die „Gnadenreligion“ des Neuen Testamentes, sondern in beiden Testamenten gilt beides mit gleichem Ernst. Der alte Bund zeugt schon ausführlich von Gottes großer Liebe und Gnade. Und der neue Bund wird nicht geschlossen, um Gottes Gesetz aufzuheben, sondern um es zu erfüllen. Gesetz und Evangelium gehören also nicht verschiedenen „Epochen“ an, von denen eine die andere „ablöst“, sondern wie Gott selbst unwandelbar und ewig ist, ist es auch sein strenger Wille im Gesetz und sein barmherziger Wille im Evangelium. Das Kommen Jesus Christi ersetzt nicht etwa das eine durch das andere, sondern offenbart beides in bis dahin ungeahnter Klarheit!

„FRÜHER“ UND „JETZT“?

Entsprechendes ist aber auch von der Biographie des einzelnen Menschen zu sagen. Denn Gesetz und Evangelium lassen sich nicht auf zwei Lebensphasen verteilen, von denen der Christ die erste schon hinter sich hätte. Wer diesem Irrtum anhängt meint, er sei zwar als Sünder unter dem Gesetz geboren, sei aber nun als Christ von aller Sünde und allem Gesetz frei geworden, so dass ihn heute nur noch das Evangelium angehe – und das Gesetz gar nicht mehr. Dieser Irrtum liegt nahe, da sich zwischen der vorgläubigen und der gläubigen Existenz ein großer Wandel vollzieht. Doch muss man genau hinsehen, worin der besteht. Das Evangelium befreit den Gläubigen vom Fluch des Gesetzes, es hebt aber die Geltung desselben keineswegs auf. Die Sünde kann den nicht mehr verdammen, der in Christus ist, er hört deswegen aber nicht auf Sünder zu sein. Vielmehr ist ein Christ ein „Gerechter“ und ein „Sünder“ zugleich. Er ist das erste im Blick auf die „fremde“ Gerechtigkeit Christi, die ihm von Gott zugesprochen und zugerechnet wird. Er ist aber das zweite im Blick auf seine „eigene“, alltäglich gelebte Gerechtigkeit, die zeitlebens ein Fragment bleibt. Durch seinen Glauben ist der Christ eine neue Kreatur. Doch bis ins Grab trägt er noch Reste des „alten Adams“ mit sich herum. Und deshalb muss er den Weg der Buße nicht bloß einmal im Leben gehen, sondern immer wieder. Der Christ ist durch seinen Glauben erlöst, erläge aber einer gefährlichen Illusion, wenn er sich

deswegen schon für „vollendet“ hielte und meinte, er habe die Sünde und den Konflikt mit Gottes Gesetz restlos hinter sich gelassen! Gesetz und Evangelium sind darum weder (heilsge-schichtlich) auf Altes und Neues Testament zu verteilen noch (biografisch) auf „einst“ und „jetzt“. Sie lösen einander nicht ab, wie eine Epoche die andere. Wodurch unterscheiden sie sich aber dann?

DIE FORM DER KUNDGABE

Der erste gravierende Unterschied besteht in der Form der Mitteilung. Denn da alle Menschen ein Gewissen haben, ist ihnen eine Kenntnis des Gesetzes „ins Herz geschrieben“ (Röm 2,14-15). Und wenn sie die Schöpfung mit offenen Augen betrachten, zeugt auch die vom Schöpfer und seinen guten Ordnungen (Röm 1,18-21). Selbst wenn einer von den Zehn Geboten nie gehört hätte, könnte ihm die Vernunft erschließen, dass er nicht töten, lügen und stehlen soll, weil das die menschliche Gemeinschaft zerstört, auf die er angewiesen ist. Und so ist es nicht verwunderlich, dass – ganz unabhängig von biblischer Offenbarung – alle Kulturen Gut und Böse unterscheiden, darin etwas von Gottes Gesetz „ahnen“ und auch den Zusammenhang von Schuld und Strafe kennen.

Das Evangelium ist demgegenüber völlig anderer Art, weil es menschlicher Vernunft unerschwinglich bleibt und weder aus der Natur noch aus der Geschichte abgeleitet werden kann. Niemand würde davon wissen, wenn das Evangelium nicht in Christi Leben, Sterben und Auferstehen offenbart und durch seine Jünger weitergesagt worden wäre. Denn dass Gott in Menschengestalt selbst den Kopf hinhält, um sich den Fluch aufzuladen, der auf seinen Geschöpfen liegt – wer hätte dergleichen erdenken können, wer wäre auf diese Idee gekommen oder hätte sie aus Vernunftgründen erschlossen? Bis heute ist das Wort vom Kreuz den Weisen der Welt eine Torheit. Es bleibt allezeit „unglaublich“! Denn für die Notwendigkeit des Gesetzes fallen uns viele plausible Gründe ein, während das Evangelium in nichts weiter gründet als in dem grundlosen Erbarmen Gottes!

DER FOKUS DER KUNDGABE

Gesetz und Evangelium sind auch darin verschieden, dass sie die Aufmerksamkeit des Hörers auf ganz verschiedene Gegenstände lenken. Das Gesetz schärft ein, wie der Mensch sein, was er denken, sagen und tun soll. Es leitet den Hörer damit zur kritischen Selbstbetrachtung an und behaftet ihn bei seinem So-Sein. Das Evangelium dagegen lenkt den Blick ganz auf Jesus Christus und sein Tun für uns. Es durchbricht damit das sorgenvolle Kreisen um uns selbst, öffnet die Gedanken und zieht alle Aufmerksamkeit zu Christus hin. Das Gesetz erwartet vom Menschen jene „eigene“, selbst vollbrachte Gerechtigkeit, die er seinem Schöpfer notorisch schuldig bleibt. Das Evangelium hingegen schenkt ihm die „fremde“ Gerechtigkeit, die ganz von außen kommt, weil sie eigentlich Christi Gerechtigkeit ist. Das Gesetz fördert eine entweder stolze oder betübte Selbstbeobachtung – es behaftet den Menschen bei dem, was sich in seinem Denken und Tun manifestiert. Das Evangelium hingegen reißt den Menschen von sich selbst weg und gründet ihn „extern“ in Jesus Christus auf ein neues und viel besseres Fundament. Das Gesetz ist Forderung und Anklage, das Evangelium aber Einladung und Verheißung. Das Gesetz verlangt tausend Dinge, das Evangelium hingegen verlangt gar nichts als nur die leeren Hände, die sich von Gott beschenken lassen. Dem Gesetz wird man durch angestrengte Aktivität gerecht, dem Evangelium aber gerade durch die Passivität, die Christus in alldem gewähren lässt, was er für uns und an uns tun will. Während das Gesetz aufdeckt, welchen Gehorsam der Mensch schuldig bleibt, verweist das Evangelium auf den stellvertretenden Gehorsam, den Christus übt. Hier zählt mein eigenes Tun – dort aber allein Gottes Tun für mich...

DIE WIRKUNG DER KUNDGABE

Natürlich ergeben sich aus der unterschiedlichen Fokussierung auch gegensätzliche Wirkungen. Das Gesetz ist zwar nicht von vornherein tödlich – als guter Wille Gottes verheißt es „guten“ Menschen durchaus den Lohn der Seligkeit. Doch klingt das in den Ohren des Sünders wie Spott und Hohn, weil der nun mal kein „guter Menschen“ ist, und sich selbst auch nicht dazu machen kann. Das Gesetz würde ihn nicht bedrohen, wenn er es „tun“ und ihm dadurch genügen könnte. Da er's aber nicht kann, lässt ihm das Gesetz keinen Ausweg und gibt ihm auch keinerlei Kraft, sondern wird ihm als Rechtsgrundlage seiner Anklage und Verurteilung zum Verhängnis und zum Stolperstein. Für Sünder hat das Gesetz keine Verheißung, außer dass sie bekommen, was sie verdienen. Und mit diesem Wissen kann man nicht leben, sondern daran kann man nur zugrunde gehen. Denn je klarer das Gesetz einen Sünder überführt, desto mehr wird er das Gesetz hassen. Und je mehr er den guten Willen Gottes hasst, umso schuldiger wird er. Das Gesetz schafft ihm genau darüber völlige Klarheit! Einen Ausweg zeigt es aber nicht. Und so könnten die Wirkungen von Gesetz und Evangelium kaum gegensätzlicher sein.

Denn das Evangelium durchbricht die (vom Menschen her) unauflösliche Misere, es führt den Sünder zu Christus, nimmt den Fluch von ihm, zieht seinen Hals aus der Schlinge und verlangt dafür rein gar nichts als nur, dass er sich diese Wohltat gefallen lässt. Das Evangelium fordert nichts, als dass der Schuldige seine Schuld einsieht und seine Begnadigung annimmt – und selbst der Heilige Geist, der diese Bereitschaft im Menschen wirkt, ist ein Geschenk! Selbst der Glaube, der das Evangelium glaubt, ist kein Werk des Menschen, sondern Gottes Werk im Menschen! Der Sünder steuert also zu seiner geistlichen Erweckung ebensowenig bei wie ein Toter zu seiner Auferstehung! Gottes unwiderstehliche Gnade tut dabei alles, der Sünder gar nichts. Wird ihm das aber bewusst – wie sollte er darüber nicht jubeln? Das Evangelium macht aus verzagten Sündern fröhliche Kandidaten des Himmelreiches, schenkt ihnen christliche Freiheit und unverwüstliche Zuversicht. Denn jene Last, die sie selbst weder tragen noch abwerfen konnten, hat Christus ihnen ein für allemal von den Schultern genommen. So hat das Gesetz die Aufgabe, die Unbußfertigen mit Gottes Zorn und Ungnade zu schrecken, indem es auf die Werke dringt. Das Evangelium hingegen will den betrübten Gewissen Vergebung der Sünden schenken und gebietet ihnen dazu nichts als nur, die dargebotene Gnade anzunehmen. Das Gesetz richtet nur Zorn an (Röm 4,15), das Evangelium hingegen ist eine Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben (Röm 1,16).

DIE ADRESSATEN DER KUNDGABE

Wer aber ist gemeint? Wen betrifft es? Grundsätzlich ist Gottes Wort als Drohbotschaft und Frohbotschaft allen Menschen zu predigen, weil es keinen gibt, den das eine oder das andere nichts angehe. Alle Menschen stehen unter der Forderung des Gesetzes und allen wird durch das Evangelium das Heil angeboten. Aber nicht allen Menschen sind beide Botschaften gleichermaßen bewusst. Und dadurch wird die Aufgabe der Verkündigung kompliziert. Denn manch einer kennt nur das strenge Gesetz, quält sich dementsprechend mit Selbstvorwürfen und ist aus Angst vor dem Gericht am Boden zerstört. Ein anderer aber kennt nur das Evangelium von jenem Gott, der so gerne vergibt – und weil er sonst nichts weiß, wiegt es ihn in falscher Sicherheit, so dass er seinen falschen Weg sorglos immer weiter geht. Dem ersten würde es gar nichts helfen, wenn man ihm noch mehr Gesetz vorhielte, denn das kennt er ja zur Genüge und ist längst daran verzweifelt. Dem zweiten aber würde man mit noch mehr Evangelium eher schaden als nützen, weil er sich sowieso schon „o.k.“ findet und meint, keiner Gnade zu bedürfen. Ein guter Seelsorger sagt darum nicht allen das Gleiche, sondern jedem das, was er

in seiner aktuellen Lage nötig hat, um im Glauben voranzukommen.

Wer des Gesetzes wegen am Boden liegt und verzweifelt ist, muss umgehend durch das Evangelium aufgerichtet werden, denn ein Sünder in seiner Not ist genau der richtige Adressat für den Trost des Evangeliums. Wer aber die Nase hoch trägt und in falscher Sicherheit mit Gottes Geboten Scherze treibt, dem ist nicht anders zu helfen als mit einer kräftigen Dosis des Gesetzes. Solange sich einer in seiner Sünde noch relativ wohl und behaglich fühlt, ist ihm keinesfalls Evangelium zu predigen, sondern Gesetz. Ist er aber ehrlich erschrocken auf der Suche nach Trost, ist ihm kein bisschen Gesetz, sondern reines Evangelium zu predigen. Das Ziel muss sein, dass ein Christ beide biblischen Botschaften gleichermaßen kennt und ernst nimmt – und durch das Zusammenspiel beider im Glauben erhalten und gefördert wird. Denn Gesetz und Evangelium sind wie der Plus- und der Minus-Pol, zwischen denen der Strom des Glaubens fließt.

In der Seelsorge ist es weniger schwer, dem gerecht zu werden, weil man jeweils nur einen Menschen vor sich hat und sich auf ihn einstellen kann. Wenn im Gottesdienst aber viele zusammenkommen, von denen einige gerade nur Gesetz, und andere nur Evangelium bräuchten, kann der Prediger dem nur entsprechen, indem er dem Rat C. F. W. Walthers folgend beides sagt und klar ins Verhältnis setzt: „In jeder Predigt müssen beide Lehren vorkommen. Wenn eine von beiden fehlt, so ist die andre falsch. Denn das ist eine falsche Predigt, die nicht alles gibt, was zur Seligkeit gehört.“

UND DIE VERKÜNDIGUNG HEUTE?

Was oben beschrieben wurde, ist jedem evangelischen Theologen geläufig, denn die Reformatoren haben es völlig klar erkannt und dargelegt. Aber – folgt man ihren Einsichten? Leider ist festzustellen, dass die öffentliche Predigt der evangelischen Kirche momentan weit davon entfernt ist, Gesetz und Evangelium in der beschriebenen Weise zu verkündigen. Wohl erinnert man sich der schrecklichen Einseitigkeit des mittelalterlichen Katholizismus, der unter vielen Drohbotschaften die Frohbotschaft fast ganz begraben hatte. Doch ist man inzwischen in den gegenteiligen Fehler verfallen und verschweigt das Gesetz, um damit umso „evangelischer“ zu erscheinen. Es wird auf den Kanzeln zwar zur Genüge moralisiert. Doch Sünde, Gericht und Verdammnis kommen kaum vor. Und es kann nicht verwundern, dass die verbleibende, einseitige und falsche Botschaft (dass Gott vor lauter grenzenloser Liebe allen unbedingt alles vergeben wolle) auf gähnendes Desinteresse stößt. Denn wenn der Arzt die Diagnose verschweigt – warum soll sich der Patient dann für die Behandlung interessieren? Wer sich für gesund hält, wird die bitteren Pillen dankend ablehnen. Und er wird auch nicht verstehen, warum der Arzt ihm Kuren verordnen will, die ein Gesunder gar nicht nötig hat. Solch ein Arzt ist natürlich lächerlich und überflüssig. Doch was schlimmer ist: er wird an seinem Patienten schuldig. Denn der ist ja wirklich todkrank – und ahnt es nicht. Der Arzt, der ihm den Ernst seiner Lage verschweigt, bringt ihn damit um die Chance der Behandlung und Heilung! Und das heißt: wenn Kirche den Menschen nicht ganz klar sagt, dass sie Erlösung nötig haben, ist Kirche schuld, wenn sie verloren gehen. Sie unterschlägt dann die erste Hälfte von Gottes Wort, ohne die die zweite Hälfte nicht verstanden werden kann. Obwohl es ihr aufgetragen ist, warnt sie nicht vor dem Gericht – und verfällt damit selbst dem Gericht. Denn Gott spricht:

„Wenn ich dem Gottlosen sage: Du musst des Todes sterben!, und du warnst ihn nicht und sagst es ihm nicht, um den Gottlosen vor seinem gottlosen Wege zu warnen, damit er am Leben bleibe, – so wird der Gottlose um seiner Sünde willen sterben, aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern. Wenn du aber den Gottlosen warnst und er sich nicht bekehrt von sei-

nem gottlosen Wesen und Wege, so wird er um seiner Sünde willen sterben, aber du hast dein Leben errettet." (Hes 3,18-19)

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gesetz und Evangelium - oder umgekehrt?

Luther war der Meinung, in der Theologie sei die rechte Unterscheidung von Gesetz und Evangelium von allergrößter Wichtigkeit. Dass diese Unterscheidung aber auch schwer fällt, zeigt der Streit um die Reihenfolge: Viele evangelische Theologen (vorwiegend der lutherischen Tradition) halten „Gesetz und Evangelium“ für die richtige Abfolge. Für sie besteht zwischen diesen beiden Worten Gottes ein Gegensatz. Und eine andere Gruppe evangelischer Theologen (vorwiegend der calvinistischen Tradition) hält die Reihenfolge „Evangelium und Gesetz“ für sachgemäßer. Sie sehen auch gar keinen Gegensatz, sondern nur zwei Aspekte ein und desselben göttlichen Wortes. Das klingt zunächst als wäre es ein nebensächlicher Streit. Doch wenn man sich die Argumente beider Seiten anhört, wird klar, dass es um mehr geht.

Jene, die an der Reihenfolge „Gesetz und Evangelium“ festhalten, verweisen auf die innere Logik des Heilsgeschehens. Denn niemand kann den Zuspruch der Vergebung im Evangelium schätzen, wenn er von seiner Schuld nichts weiß. Und niemand kann sich über die Tiefe seiner Schuld klar werden, wenn ihm nicht das Gesetz als der Maßstab vor Augen steht, an dem er scheitert. Niemand sucht Rettung, wenn er sich in Sicherheit wähnt. Niemand ersehnt die Lösung, wenn er das Problem nicht kennt. Niemand kann ermessen, was Christus für ihn tut, wenn er nicht ahnt, was ihm ohne seine Hilfe blühen würde. Darum gehen die Erkenntnis des Gesetzes und des Zornes Gottes der Erkenntnis Christi und des Evangeliums voraus, wie auch Buße und Reue der Vergebung vorausgehen. Das Evangelium ist die befreiende Antwort auf die Not eines Sünders. Wer aber nach Gnade gar nicht fragt, weil er sich „unschuldig“ fühlt – was kann dem eine gnädige Antwort bedeuten? Wie soll er die Liebe Gottes ermessen, wenn er den Abgrund seiner Schuld nicht kennt? Darum muss das Gesetz dem Evangelium vorausgehen. Und diese Reihenfolge kann nicht umgekehrt werden, weil Christus schließlich „des Gesetzes Ende ist“. Wollte man einem Menschen, der im Evangelium sein Heil ergriffen hat, hinterher wieder mit dem Gesetz drohen, würde man die zugesprochene Gnade nur verdunkeln und dem befreiten Gewissen neue Fesseln anlegen. Wer die Rechtfertigung „allein aus Gnade“ verkündet, und anschließend wieder das Gesetz einschärft, weckt nur Zweifel, ob zum Heil nachträglich doch noch verdienstvolle Werke nötig sind. Die Umkehrung der Reihenfolge stiftet also gerade da Verwirrung, wo es auf größte Klarheit ankommt!

Was antwortet die (nicht weniger evangelische) Gegenpartei? Sie verweist darauf, dass die Orientierung am Willen Gottes mit dem Zuspruch der Gnade nicht endet, sondern an diesem Punkt erst richtig beginnt. Denn nur wer die Liebe Gottes empfangen hat, kann anfangen, sie an seine Mitmenschen weiterzugeben. Und ist er durch Gottes Vergebung der Sorge um sich selbst enthoben, kann er umso besser für den Nächsten da sein. Gerade aus dem Zuspruch erwächst der Anspruch, aus dem Indikativ der Imperativ, und aus der Versöhnung mit dem Heiligen der Wunsch nach persönlicher Heiligung. Leben wir im Geist, sollen wir auch im Geiste wandeln! Sind wir aus Gnade angenommen als Kinder des himmlischen Vaters, sollen wir uns nicht etwa weniger, sondern nur umso mehr an seinem Willen und Gebot ausrichten. Darum erwächst aus dem Evangelium (und nur aus ihm!) der neue Gehorsam, der vor der Wiedergeburt aus Gottes heiligem Geist gar nicht möglich war. Mit der Gabe der Gnade empfangen Christen die Aufgabe, fortan ein gottgefälliges Leben zu führen und die erfahrene Barmherzigkeit an andere weiterzugeben. Und wie könnte man dem besser Ausdruck verleihen als durch die Reihenfolge „Evangelium und Gesetz“? Ein Gegensatz zwischen den beiden Aspekten des

einen Wortes Gottes besteht aber so wenig, dass man nur von zwei Seiten derselben Sache reden kann!

Auch das klingt überzeugend. Und wer hat nun Recht? Welche Reihenfolge ist richtig? „Gesetz und Evangelium“ oder „Evangelium und Gesetz“? Steht das Gesetz zum Evangelium in schneidendem Gegensatz, weil das Gesetz uns verdammt, während das Evangelium uns freispricht? Oder bilden beide eine harmonische Einheit, weil das Evangelium uns mit der Liebe beschenkt, die des Gesetzes Erfüllung ist? Es ist kein Wunder, wenn man hier in Verwirrung gerät. Die Lage klärt sich aber, wenn man bemerkt, dass die Einen und die Anderen mit dem Begriff des „Gesetzes“ jeweils unterschiedliche Dinge bezeichnen – oder anders gesagt: Dass das Gesetz ganz verschiedenen Charakter bekommt, je nachdem, ob ich ihm (als Sünder) wütend widerspreche, oder ihm (als Begnadigter) aus freien Stücken zu folgen versuche. Um das zu verdeutlichen, ist es besser, im ersten Fall vom „Gesetz“ und im zweiten von „Gebot“ zu sprechen. Gemeint ist aber nie etwas anderes als ein und derselbe unwandelbare Wille Gottes! Er bleibt sich völlig gleich. Doch in welcher Geisteshaltung ich ihm begegne – das macht einen Unterschied wie Tag und Nacht:

Gebot

(vor dem Sündenfall)

Gottes Gebot ist sein heiliger und guter Wille, der in Ewigkeit unveränderlich gilt und den guten Weg zum Leben weist. Solange zwischen Gott und Mensch alles in Ordnung ist, hat dieses Gebot gar nichts Bedrohliches an sich, sondern es beinhaltet nur den gnädigen Anruf des Schöpfers an sein Geschöpf – nämlich die liebevolle Berufung zu Gottes Ebenbild, die vertrauensvoll empfangen und angenommen werden soll. Ohne den Sündenfall wäre es dabei auch geblieben!

Gesetz

(nach dem Sündenfall)

Sobald sich der Mensch zu seiner Berufung in Widerspruch setzt und sündigt, wird ihm Gottes Wille zum verdammenden „Gesetz“, an dem er scheitert, weil er diesem Maßstab weder genügen will, noch ihn ändern kann. Wo er Gottes Gebote übertritt oder sie zu seiner Selbstrechtfertigung missbraucht, bekommen sie den Charakter einer unerbittlichen Vergeltungsordnung, der er nicht entkommt. Das Gesetz wird dem Sünder zum Stolperstein, zum Ankläger und zur Verderbensmacht, denn es zementiert das verdammende Urteil des Richters, der sagt: „Zahle, was du schuldig bist, sonst ist der Tod dein gerechter Lohn!“

Evangelium

(nach der Erlösung)

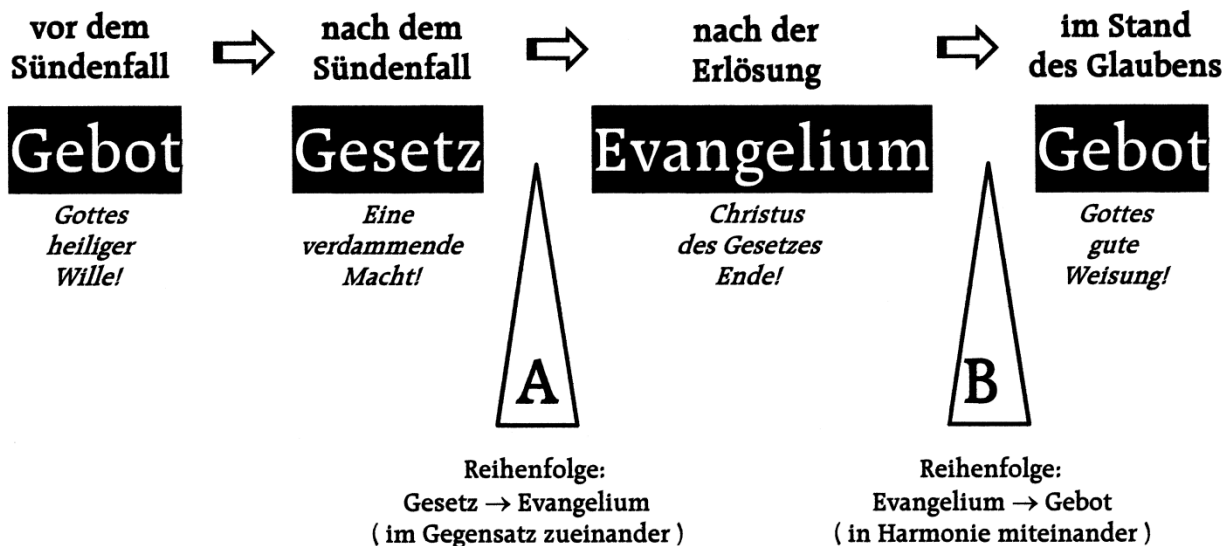
Der Sünder befindet sich unter dem Gesetz in einer verzweifelt Lage, bis ihn das Evangelium als die denkbar beste Nachricht erreicht: Jesus Christus ist des Gesetzes Ende! Er durchbricht den Fluch und erfüllt gehorsam Gottes Forderungen, er entnimmt den Sünder dem Verhängnis seiner Schuld und bringt die Drohung des Gerichtes zum Schweigen. Christus befriedet den Konflikt, in dem der Sünder niemals hätte siegen können, und heilt das zerbrochene Vertrauensverhältnis zwischen Schöpfer und Geschöpf. Gottes Wille ist dadurch kein anderer geworden. Nicht das kleinste Gebot wurde aufgelöst! Und doch ist der Weg nun frei für einen neuen, dem ursprünglichen Sinn des Gebotes entsprechenden Gehorsam.

Gebot

(im Stand des Glaubens)

Durch das Evangelium wird das Gesetz als verdammende Macht „abgetan“. Es hört auf eine Last und Drohung zu sein. Doch zugleich wird das Gebot in seiner ursprünglichen, positiven Intention neu in Kraft gesetzt als Gottes gute und lebensdienliche Weisung. Aus dem Zuspruch der Rechtfertigung ergibt sich der Anspruch der Heiligung, der nun in aller Freiheit als Einladung zu einem Leben in der Gotteskindschaft angenommen werden kann. Der Angst und Selbstsorge enthoben wendet sich der Christ fürsorgend seinem Nächsten zu, gibt die empfangene Barmherzigkeit an ihn weiter und erfüllt damit das Gebot Christi auf ungezwungene Weise – nämlich nicht, um von Gott gnädig angenommen zu werden, sondern weil er sich bereits angenommen weiß und gar nicht anders kann, als dem dankbar in gottgefälligem Denken, Reden und Tun Ausdruck zu verleihen.

Hat sich bei alledem der Wille Gottes in seinem Sachgehalt verändert? Nein! Er kann jederzeit an den Zehn Geboten, am Doppelgebot der Liebe oder an der Bergpredigt erläutert werden. Und trotzdem zeigt das Gesetz ganz verschiedene Gesichter, weil es dem Sünder als Todesordnung begegnet und dem Gerechtfertigten als Lebensregel. Je nachdem steht das Gesetz aber auch zum Evangelium in unterschiedlichem Verhältnis. Und das ist erhellend im Blick auf den oben erwähnten theologischen Streit. Denn in gewissem Sinne haben beide Seiten Recht:



Die lutherische Tradition hat Recht, wenn sie auf der Reihenfolge „Gesetz und Evangelium“ beharrt und zwischen beiden einen harten Gegensatz behauptet, denn genau das entspricht der Situation am Punkt – A –. Die Reihenfolge ist richtig, weil man das tiefe Verhängnis menschlicher Schuld nur durch das Gesetz begreift, und ohne diese Einsicht nicht ermessen kann, was Christus für uns tat. Ein harter Widerspruch ist aber gegeben, weil Gottes Gesetz uns dem Tod überliefert, und Gottes Evangelium uns das Leben schenkt. Obwohl beides Worte Gottes sind, kann Gegensätzlicheres kaum gedacht werden! Die calvinistische Tradition hat aber auch Recht. Denn wenn man die Situation am Punkt – B – zugrunde legt, folgen ja Gebot und neuer Gehorsam aus dem vorausgesetzten Evangelium, so dass hier tatsächlich in umgekehrter Reihenfolge von „Evangelium und Gesetz“ zu reden ist. Hier handelt es sich um das Gesetz Christi, das dem Evangelium in keiner Weise widerspricht, sondern ihm sichtbare Gestalt verleiht. Und insofern ist es sehr verständlich, dass man an Punkt – B – Evangelium und

Gebot als Einheit wahrnimmt oder als zwei Seiten derselben Sache. Freilich: Aus alledem ist mehr Gewinn zu ziehen als nur, dass in jenem Streit vermittelt werden kann. Es erklärt sich auch, warum man in Gesprächen über das Gesetz so leicht aneinander vorbei redet – und warum solche Missverständnisse in Predigt und Seelsorge gefährlich sind. Denn es hängt vom Glaubensstand des Adressaten ab, welcher Teil der christlichen Botschaft ihn jetzt gerade voranbringt. Wer sich in naiver Zufriedenheit und Selbstgerechtigkeit für einen guten Menschen hält, wird mit dem Trost des Evangeliums nur bedingt etwas anfangen können. Er ahnt nicht, wie sehr er Gnade nötig hat. Und ohne Konfrontation mit dem Gesetz kommt er nicht weiter! Doch was würde diese Konfrontation dem Mühseligen und Beladenen nützen, der seines eigenen Abgrunds gewahr geworden ist und an sich selbst verzweifelt? Ihm muss man nicht von Gebot und Heiligung reden, denn er weiß, dass er diesen Forderungen nicht genügen kann. Einem geplagten Gewissen ist nichts als Evangelium zu predigen! Steht einer in der Glaubensgewissheit aber derart fest, dass sie in falsche Sicherheit umzuschlagen droht, wird es Zeit, von der guten Rebe auch gute Früchte zu fordern, damit die Gnade nicht folgenlos bleibt.

Seelsorge hat in alledem den Vorteil, dass sie sich stark an der Situation des Gesprächspartners orientieren kann! Doch in der öffentlichen Verkündigung sind natürlich (mit wechselndem Schwerpunkt) alle Aspekte des Wortes Gottes zur Geltung zu bringen. Und da ist gegenwärtig eine erhebliche Schiefelage entstanden, weil das Evangelium oft aus dem Zusammenhang mit Gesetz und Gebot herausgelöst wird – und ohne diesen notwendigen Kontext nicht mehr besagen kann, was es im Neuen Testament besagt. Im Neuen Testament gibt es nämlich keine Gnade ohne Gericht, sondern nur Gnade im Gericht. Und es kommen auch nirgends Zweifel auf, dass erfahrene Gnade das Leben komplett verändert. Natürlich muss das dementsprechend gepredigt werden, wenn die Predigt schriftgemäß sein soll. Was aber hört man als Kernsatz so mancher Verkündigung? „Gott findet dich o.k., so wie du bist!“

Das ist nicht etwa eine Kurzfassung des Evangeliums, sondern es ist schlicht falsch. Denn das Evangelium kommt von Gottes verdammdem Urteil her, dessen Berechtigung der Glaube ausdrücklich anerkennt (Gesetz). Und es zielt darauf ab, das Leben des Sünders zu wandeln, das bisher eben gar nicht „o.k.“ ist (Gebot). Ein Evangelium, das nicht von diesem Gesetz herkäme und nicht auf jenes Gebot zuliefe, wäre einerseits die Antwort auf eine Frage, die niemanden bewegt, und andererseits ein Zuspruch, dem kein Anspruch folgt. So oder so wäre es nicht das volle, in sich spannungsreiche Wort Gottes! Und darum genügt es nicht, dem Menschen zuzurufen: „Jesus liebt dich!“. Wenn nichts davor kommt, und nichts dahinter – wenn der Kontext des Gesetzes fehlt –, wird das gut gemeinte Wort schnell zur Banalität, die Gähnen auslöst und trotzdem unverstanden bleibt.

Ich bitte das schlichte Bild zu entschuldigen, aber: Gesetz und Evangelium sind wie die Ruder eines Ruderbootes. Wer immer nur auf einer Seite rudern wollte, würde sich sinnlos im Kreise drehen. Entweder würde ihn die Strenge des Gesetzes verzweifeln lassen, oder die Milde des Evangeliums würde ihn in falscher Sicherheit wiegen. Wer aber beide Ruder benutzt – der kommt voran.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Der Absolutheitsanspruch des Christentums

Es ist nicht leicht zu sagen, was aus christlicher Sicht von Hinduismus und Islam, Judentum und Buddhismus, Natur- und Stammesreligionen zu halten ist. Denn man kann da ganz unterschiedlicher Ansicht sein. Bestehen die anderen Religionen nur aus Lüge, Irrtum und Abgötterei, so dass man sie bekämpfen und ihre Anhänger um jeden Preis bekehren muss? Oder lebt in diesen Religionen vielleicht genausoviel Wahrheit wie im Christentum, so dass man sich mit ihnen anfreunden und von ihnen lernen kann?

Beide Extrempositionen sind in der Geschichte der Kirche vertreten worden. Die letztere aber erst zu späterer Zeit. Denn viele Jahrhunderte hindurch hat man die anderen Religionen ausschließlich als Irrwege betrachtet. Man sandte Missionare in die Welt, um die Heidenvölker von ihrem Irrglauben zu bekehren, denn schließlich steht im Neuen Testament, dass einzig Christus der Weg ist, die Wahrheit und das Leben. Also, folgerte man, können die Lehren Mohammeds und Buddhas nur Lüge sein. Die Lüge aber muss man bekämpfen, und die Anhänger falscher Religionen muss man in ihrem eigenen Interesse bekehren, weil es für ihre Seelen nur Rettung gibt, wenn sie zu Christus finden. In der Annahme, es sei zu ihrem Besten, hat man viele Heiden zu ihrem Glück gezwungen. Und weil die christlichen Missionare überzeugt waren, im Besitz der Wahrheit zu sein, setzten sie das Evangelium manchmal auch mit Feuer und Schwert durch. Auf die Dauer freilich konnte nicht verborgen bleiben, dass man sich mit diesen Methoden vom Willen Jesu entfernt hatte. Und außerdem entdeckte man, dass die Religionen, die man da bekämpfte, keineswegs alle primitiv, grausam und verachtenswert waren.

Im Gegenteil: Man staunte darüber, dass sie dem Christentum in manchem ganz ähnlich und in manchem auch ebenbürtig waren. Und so war man sich seiner Sache plötzlich nicht mehr ganz sicher. Im Zuge der Aufklärung erhob sich Kritik an der alten Missionsmentalität, und eine neue, positivere Einschätzung der fremden Religionen setzte sich durch. Wir heute aber stehen am Endpunkt dieser Entwicklung und können beobachten, dass die öffentliche Meinung inzwischen ins andere Extrem gekippt ist. Denn heute gehört es zum guten Ton, allen Religionen wenigstens ein bisschen Wahrheit zuzusprechen. Und eine Überlegenheit des Christentums zu propagieren, ist selbst unter Kirchenleuten verpönt. Man gibt sich lieber tolerant und setzt an die Stelle der Mission den sog. interreligiösen Dialog.

Glauben nicht auch die Juden, Muslime, Hindus und Buddhisten irgendwie an denselben Gott? – fragt man. Kann eine Religion beanspruchen „alleinseligmachend“ zu sein? Gibt es nicht viele Wege, die zu demselben Ziel führen? Statt einander zu verdammen und Religionskriege zu führen – so hört man –, sollten die Religionen Toleranz üben und voneinander lernen! Und weil es den Dialog erleichtert, relativiert man die eigene Überzeugung als „eine unter vielen“. Wir haben unsere Wahrheit, aber die anderen haben ihre Wahrheit. Um Wahrheit streiten mag man aber nicht mehr, denn inzwischen scheint es die Hauptsache zu sein, dass man überhaupt noch irgend etwas glaubt. Genug davon. Sie können sich vorstellen, dass ich mit beiden Extrempositionen Probleme habe. Denn die nichtchristlichen Religionen einfach zu verdammen, wie man es früher tat, ist sicher ungerecht. Sie aber mit dem Christentum auf eine Stufe zu stellen, wie es heute Mode ist, scheint mir genauso übertrieben. Um aber zu einer ausgewogenen, biblisch begründeten Sicht der nichtchristlichen Religionen zu gelangen, meine ich, muss man vier Einsichten festhalten:

1. Die nichtchristlichen Religionen entspringen nicht einfach menschlicher Willkür und Phantasie, sondern auch sie verdanken sich dem Wirken und Sich-Bezeugen Gottes. Sie sind einem Christen darum nicht völlig fremd.

Freilich: Wenn Gott sich ausschließlich in Christus offenbart hätte, und sonst überhaupt nirgends begegnete, könnte man diese These kaum vertreten. Wir müssten die nichtchristlichen Religionen dann für Erfindungen der Menschen oder gar für Erfindungen des Teufels halten – wir könnten kein positives Verhältnis zu ihnen gewinnen. Doch so eng ist der Blickwinkel des Neuen Testaments nicht. Denn es sagt deutlich, dass „Gottes unsichtbares Wesen ... seit der Schöpfung der Welt aus seinen Werken ersehen wird.“

Und das heißt immerhin, dass auch die fremden Religionen aus einem Keim hervorgehen, den Gott gelegt hat. Allen Menschen dieser Welt hat er die Ahnung ins Herz gegeben, dass ein Gott über ihnen ist. Alle suchen nach dem, was mehr als menschlich ist. Allen bezeugt sich Gott durch sein Schöpfungswerk. Und aufgrund dieses Zeugnisses ist jedes Volk dieser Erde auf irgendeine Weise religiös.

In welchem Winkel der Erde sie auch leben mögen – sobald Menschen beginnen nachzudenken, können sie es nicht lassen inmitten des Endlichen nach dem Ewigen zu fragen. Sie spüren, dass ein überlegener Wille ihre Geschicke lenkt. Sie versuchen durch Opfer und Gebete diesen Willen freundlich zu stimmen. Und insofern sind alle Weltreligionen Ausdruck der richtigen Erkenntnis, dass da ein Gott ist. Wenigstens insoweit ist in allen Religionen ein Element der Wahrheit – wie verkehrt sie sonst auch sein mögen. Sie entspringen einem religiösen Grundbedürfnis, das Gott selbst seinen Geschöpfen eingepflanzt hat. Und es ist auch keineswegs so, dass fremde Religionen in ihrem Versuch, Gott zu begreifen, immer nur irrten. Das ist das Zweite, was wir uns bewusst machen sollten:

2. Auch in den nichtchristlichen Religionen findet sich unter vielen Irrtümern manche sehr respektable Wahrheit, die man ohne falschen Neid anerkennen sollte.

Gott hat den Religionen der Welt viele Einsichten geschenkt, die wir als Christen mit ihnen teilen. Mit Juden und Muslimen gemeinsam glauben wir, dass es nur einen Gott, den Gott Abrahams gibt. Die Buddhisten wissen auf ihre Weise sehr Zutreffendes zu sagen über das, was wir Sünde nennen. In vielen Religionen gibt es eine ernste Suche und Sehnsucht nach Erlösung. Viele wissen um Gottes Liebe und Barmherzigkeit. Und viele Religionen vertreten ethische Positionen, die den christlichen vergleichbar sind. Da ist also keineswegs nur Lüge und Irrtum, da ist auch viel Wahrheit dabei. Und über diese Wahrheitsmomente bei den anderen dürfen wir uns durchaus freuen. Nur – das ist meine dritte These: Die anderen Religionen deswegen mit dem Christentum auf eine Stufe zu stellen, ginge wiederum zu weit.

3. Wie viel Wahrheit andere Religionen auch enthalten mögen, so fehlt ihnen ohne Christus doch der Zugang zu Gott, den sie haben müssten, um ihren Anhängern das Heil zu vermitteln.

Die Religionen gehen zwar alle zurück auf Gottes allgemeine Offenbarung in Natur und Geschichte. Sie verkennen aber und ignorieren Gottes besondere Offenbarung in Jesus Christus. Und weil ihnen Christus fehlt, fehlt ihnen das Entscheidende. Denn er ist der Schlüssel, der den Himmel öffnet. Er allein ist der Zugang zu Gott, nach dem alle Religionen suchen. Und wo sie achtlos an ihm vorübergehen, kommen sie nicht zum Ziel. Denn etwas von Gott zu ahnen, heißt schließlich noch nicht, ihn zu erkennen. Gott zu suchen, heißt noch nicht, ihn zu finden. Gott Opfer darzubringen, heißt noch nicht, mit ihm versöhnt zu sein. Und sich nach Erlösung zu sehnen, heißt noch nicht, dieser Erlösung teilhaftig zu werden. Das alles geht nur in Christus. Denn Christus sagt von sich selbst gerade nicht, dass er ein Weg unter vielen sei. Er bean-

spricht, dass er allein **der** Weg, **die** Wahrheit und **das** Leben ist. Und wollen wir das nicht leugnen, so geht es nicht an, dass Christen das Christentum anderen Religionen gleichstellen – als eine Möglichkeit unter anderen. Auch wenn das eine sympathisch tolerante Ansicht zu sein scheint, können wir sie nicht übernehmen:

4. Wenn nichtchristliche Religionen nicht zum Heil führen, können sie mit dem Christentum auch nicht auf eine Stufe gestellt werden.

Sie haben gewiss dasselbe Ziel – aber sie erreichen es nicht. Und viel mehr als die gute Absicht kann man ihnen als Christ nicht zubilligen. Denn wenn man genauso gut durch Buddha, Mose oder Mohammed selig werden könnte, wäre Jesu Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen ja unnötig gewesen. Ginge es auch anders, so wäre überhaupt nicht einzusehen, warum Gott den schweren Weg des Kreuzes gegangen sein sollte!

Wer alle Religionen für gleich „gültig“ hält, hat darum den Boden des Neuen Testaments verlassen. Wer dagegen am Neuen Testament festhalten will, kann den Fremdreligionen – bei allem Respekt – immer nur ein begrenztes Recht zugestehen. Sie kennen die Aufgabe, aber sie können sie nicht lösen. Sie sind wohl Schritte in die richtige Richtung, die Vollendung des Weges aber ist Christus. Sie sind Ausdruck eines natürlichen Hungers nach Gotteserfahrung, satt werden kann man aber nur durch das Evangelium.

Darum, meine ich, sollten wir in unserem Verhältnis zu den anderen Religionen Paulus folgen, der uns in dieser Sache ein gutes Beispiel gegeben hat. Als der Apostel das Evangelium ins heidnische Athen brachte, fand er dort eine ganze Stadt voller Götterbilder und Altäre. Die verschiedensten Gottheiten wurden in Athen verehrt. Und aus Angst, man könnte einen der vielen Götter vergessen haben, opferte man auf einem besonderen Altar sogar „dem unbekanntem Gott“.

Paulus aber beginnt seine Verkündigung in Athen **nicht** damit, dass er die Religiosität der Athener in Bausch und Bogen verdammt. Und er beschränkt sich auch nicht darauf, den Gott Jesu Christi gleichberechtigt neben andere Götter einzureihen. Sondern er knüpft an die vorhandene Religiosität kritisch an und verkündet den Athenern Jesus Christus als den unbekanntem Gott, den sie bisher unwissend verehrten. Gott, sagt er ihnen, hat euch eine Sehnsucht ins Herz gegeben, damit ihr ihn suchen sollt, ob ihr ihn vielleicht fühlen und finden könnt. Nun aber ist die Stunde gekommen, da ihr nicht mehr vergeblich suchen und im Nebel stochern müsst mit euren heidnischen Religionen und euren hundert Altären. Nun ist die Stunde da, dass ihr den wahren Gott finden könnt, weil ich ihn euch bezeuge. Denn er heißt nicht Jupiter oder Zeus, Ishtar, Baal oder Astarte – sondern er heißt Jesus Christus! Gebe Gott, dass wir diese Botschaft hören und sie weitersagen an die, die anders glauben. Auf dass wir niemanden wegen seines Glaubens verdammen, alle aber einladen, in Christus zu finden, was sie, ohne es zu wissen, schon immer gesucht haben.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Wissenschaft, Vernunft und Zweifel

Die Frage nach der „Wahrheit“ ist heute schwerer zu beantworten als je zuvor. Und dass nicht nur, weil in unserer Zeit strittig ist, welche Weltanschauung oder Religion die Wahrheit für sich in Anspruch nehmen kann – das war immer strittig –, sondern weil schon keine Einigkeit darüber besteht, was Wahrheit überhaupt ist. Ob es nur eine Wahrheit gibt, oder vielleicht ganz viele, ob jeder seine eigene hat, oder ob sie die Konvention einer Gruppe ist, ob es Wahrheit vielleicht gar nicht gibt, und ob sie, wenn es sie gibt, vom Menschen erkannt werden kann – das alles ist höchst umstritten. Fragen sie fünf Gelehrte und sie bekommen zehn verschiedene Meinungen. Die Suche nach der Stecknadel der Wahrheit im Heuhaufen der vielen Behauptungen ist dementsprechend mühsam. Aber andererseits: Können wir die Wahrheitsfrage auf sich beruhen lassen, wenn wir doch Kinder haben, denen wir beibringen sollen, „richtig“ und „falsch“ zu unterscheiden?

Manch einer gibt sich gern tolerant und sagt: „Mein Kind kann glauben und denken, was es will!“ Doch wenn das Kind von dieser Freiheit dann Gebrauch macht und einer finsternen Sekte beitrifft – dann ist es mit der Toleranz meist schnell vorbei, und der Streit um die Wahrheit reicht plötzlich bis in die Familie hinein. Denn was sagen wir, wenn die Tochter einen strengen Muslim oder einen Zeugen Jehovas als künftigen Schwiegersohn präsentiert? Wie gehen wir damit um, wenn ein Familienmitglied plötzlich vom Buddhismus fasziniert ist und Meditationszentren besucht? Was machen wir, wenn die eigenen Kinder erklären, sie hätten erkannt, dass es Gott gar nicht gibt? Regen wir uns dann auf, streiten und argumentieren wir? Üben wir uns einfach in großzügiger Toleranz oder schimpfen wir auf die modernen Zeiten, die so große Verwirrung unter den Menschen angerichtet haben?

Eins scheint hier so sinnlos wie das andere. Denn wir können unseren Kindern ja nicht Augen und Ohren verschließen, um sie vor der Verwirrung zu bewahren, die aus der Begegnung mit fremden Glaubensweisen resultiert. Mit Scheuklappen durch die Welt zu gehen würde ihnen mehr schaden als nützen. Und wir können auch nicht erwarten, dass die Kinder unseren christlichen Glauben ungeprüft übernehmen – bloß, weil wir uns das wünschen.

Nein! Wir müssen ihnen schon das Recht zugestehen, zu fragen, ob's denn auch wahr ist, was wir da glauben. Sie haben ein Recht, zu prüfen, ob sich nicht anderswo größere Wahrheit findet. Was aber, wenn wir dabei Sorge haben, das christliche Bekenntnis würde vielleicht im babylonischen Stimmengewirr untergehen? Was, wenn falsche Propheten Einfluss auf unsere Kinder gewinnen? Sollen wir dann einfach zuschauen? Weil ich weiß, wie vielen Eltern diese Dinge Kummer bereiten, möchte ich vier Dinge empfehlen: Nämlich die eigenen Zweifel zuzulassen (1.), darauf zu vertrauen, dass die Wahrheit sich selbst durchsetzt (2.), die Suchenden nicht zu bremsen, sondern zu ermutigen (3.), und für die christliche Wahrheit zu werben, indem man sie lebt (4.).

1. Die eigenen Zweifel zuzulassen, ist wichtig, weil sie möglicherweise der Kern des Problems sind. Warum fühlt sich denn einer bedrängt von der Fülle fremder Glaubensweisen um ihn her? Doch nicht bloß, weil es sie gibt, sondern weil in ihm selbst irgendwo ein leiser Verdacht ist, sie könnten Recht haben. Wir schimpfen dann zwar auf die Sekten und die Esoterik, auf die radikalen Islamisten und die rechten Rassisten, die unsere Jugend gefährden. Doch ist dieser nach außen gerichtete Ärger oft Ausdruck eigener Verunsicherung. Und bei Lichte besehen, müssen wir uns eingestehen, dass nicht die Zeugen Jehovas das Problem sind, nicht die Scientologen und die Atheisten, sondern dass die Schwäche unseres eigenen Glaubens das Problem

ist – weil nur unsere Schwäche jene Verführer stark und interessant erscheinen lässt.

Warum schließlich scheut jemand die Konfrontation seines Glaubens mit einem fremden Glauben? Ist es nicht deshalb, weil er insgeheim befürchtet, sein christlicher Glaube würde dem Vergleich nicht standhalten? Warum empfinden wir denn die Konkurrenz des Islams, des Buddhismus oder der Scientologen als bedrohlich? Ist es nicht allein darum, weil wir unserer Sache nicht so sicher sind, wie wir es vorgeben?

2. Haben wir uns das erst einmal eingestanden, so gilt es den inneren Widerspruch in dieser Haltung zu erkennen. Denn wer seine Kinder glaubwürdig erziehen will, muss im Blick auf den eigenen Standpunkt Gewissheit haben. Wie aber kann jemand Gewissheit gewinnen, wenn er seine Zweifel nicht überwindet? Wie aber soll er seine Zweifel überwinden, wenn er ihnen ständig ausweicht? Wer vor den eigenen Zweifeln davonläuft, wird sie nicht los! Will er hingegen Gewissheit finden, so muss er dem Glauben Gelegenheit geben, sich zu bewähren, muss die kritischen Fragen an sich heranlassen, und sich dem Gespräch mit Anders- oder Ungläubigen aussetzen. Der Glaube kann sich schließlich nur als tragfähig erweisen, wenn man ihn solchen Belastungsproben unterzieht. Und davor zurückzuschrecken, wäre gerade **kein** Vertrauensbeweis.

Denn es gibt in dieser Sache nur zwei Möglichkeiten: Entweder ist das Evangelium Lug und Trug und Täuschung – dann kann ich nur froh sein, von meinem Irrtum befreit zu werden. Oder es ist wahr, was wir als Christen glauben – und dann wird es sich auch als wahr und verlässlich erweisen. Egal also, wie die Infragestellung meines Glaubens ausgeht – es wird ein gutes Ergebnis sein. Denn entweder werde ich von einem Irrtum befreit. Oder ich werde in meinem Glauben gefestigt. So oder so komme ich der Wahrheit näher. Warum also sollten wir unseren Glauben vor dieser Feuerprobe ängstlich schützen wollen? Ich empfehle stattdessen – gerade im Gespräch mit Kindern und Jugendlichen! – mit allergrößter Gelassenheit darauf zu vertrauen, dass sich die Wahrheit von selbst durchsetzt. Denn wenn die christliche Botschaft die Stimme der Wahrheit ist (ja, wenn sie Gottes eigene Stimme ist!), wer könnte sie dann hindern, immer wieder durchzudringen? Keiner kann's. Auch die falschen Propheten vermögen nur, die Wahrheit zeitweise zu verdunkeln und zu vernebeln. Sie vermögen nicht, sie zu ändern. Und darum gilt: Ist das Evangelium wahr, so **kann** es gar nicht untergehen. Da mögen die Lügen kurze oder lange Beine haben – sie müssen doch irgendwann an der Wirklichkeit zerschellen und müssen dann den Blick freigeben auf das Evangelium, das immer unbeschadet bleibt und sich bewährt, wie hart man es auch prüfen mag.

M.a.W.: Es liegt im Wesen unseres Glaubens, dass er die Wahrheit nicht fürchten muss – und nicht einmal fürchten kann. Denn wenn der Gott, an den wir glauben, der Grund aller Wirklichkeit ist, dann kann der, der in Wahrheit den Grund aller Wirklichkeit sucht, nie etwas anderes finden als Gott. Ist Gott selbst die Wahrheit, so können wir uns, wenn wir uns der Wahrheit nähern, unmöglich von Gott entfernen.

3. Geben wir also unserem Glauben Gelegenheit, sich zu bewähren. Prüfen wir ohne Scheu, ob's denn auch wahr ist. Und ermuntern wir auch unsere Kinder dazu. Denn wenn einer auszieht, um nach der Wahrheit zu forschen – sollten wir ihn dann ängstlich zurückhalten, als wäre außerhalb der Kirchenmauern nicht mehr Gottes Land? Nein. Gott ist der Grund der Wirklichkeit, dessen ein Mensch zwangsläufig angesichtig wird, wenn er Irrtum, Trug und falschen Schein hinter sich lässt. Darum dürfen wir ganz gelassen sein, wenn jemand aufbricht ins Land der Vernunft, der Forschung und der kritischen Reflektion. Und statt ihn zu bremsen, sollten wir ihn sogar darin bestärken, dass er möglichst kritisch, vorbehaltlos und radikal alles

prüfen – und nur das Beste behalten soll. Denn wenn einer von seiner Vernunft konsequent Gebrauch macht, wird die Vernunft selbst ihn dahin führen, wo die Vernunft an ihre Grenzen stößt und auf den Glauben verweist. Und wenn er alle Religionen dieser Welt kennenlernt, so wird er doch keine finden, die tiefer von Gottes Zorn und Gottes Liebe zu zeugen vermag als das Christentum. Warum also sollten wir Mauern errichten, um unseren Glauben abzuschotten? Hat er das nötig? Was könnte die Wahrheit gefährden, welche Konkurrenz müsste sie fürchten, welchen Vergleich scheuen? Vertrauen wir ruhig auf die Selbstdurchsetzungskraft der Wahrheit, die keine Reservate braucht, keine Krücken und keine Empfehlungsschreiben, sondern selbst die Kraft hat, Menschen zu entwaffnen und zu überführen, bis sie eingestehen, dass Christus der Weg ist, die Wahrheit und das Leben. Das Original muss den Vergleich mit der Kopie nicht scheuen, sondern umgekehrt. Darum gibt es für Christen keinen Grund, wegen konkurrierenden Wahrheitsansprüchen verunsichert zu sein. Bleiben wir lieber gelassen in der Gewissheit, dass Christus das letzte Wort behalten wird. Und wenn wir das Bedürfnis haben, diese Gewissheit an andere weiterzugeben – und insbesondere an unsere Kinder – dann hüten wir uns davor, sie zur Erkenntnis der christlichen Wahrheit überreden oder drängen zu wollen. Sondern werben wir lieber für die Wahrheit, indem wir in der Wahrheit leben und dabei die Wahrheit nicht bloß sagen, sondern die Wahrheit praktizieren.

4. *„Weise mir, HERR, deinen Weg, dass ich wandle in deiner Wahrheit“* – so sagt es der Psalm-beter. Ist aber jemandem nicht klar, wie man das macht – „wandeln in der Wahrheit“ – so muss er sich nur darauf besinnen, was Wahrheit ist, nämlich: Übereinstimmung mit der Wirklichkeit. Oder weiß das nicht jeder? Was ich sage oder denke ist wahr, wenn meine Gedanken übereinstimmen mit dem tatsächlich gegebenen Sachverhalt. Ein Satz ist wahr, wenn das, was er sagt, auch der Fall ist. Wahrheit ist Übereinstimmung mit Wirklichkeit. Wenn aber Gott der Grund aller Wirklichkeit ist, und so das Wirklichste in allem Wirklichen, dann muss doch wohl Wahrheit Übereinstimmung mit Gott sein. Und diese Übereinstimmung eines Menschen mit Gott nennt man „Glaube“.

„Leben in der Wahrheit“ heißt also leben in Entsprechung zu Gott. Und solche Entsprechung erschöpft sich nicht in wahren Gedanken, sondern sie will unser ganzes Leben mit Wahrheit erfüllen. Unser Handeln soll dem Gebot Gottes entsprechen, und unser Wünschen dem Willen Gottes. Unsere Buße soll so ernst sein wie Gottes Gericht, und unsere Hoffnung soll so groß sein wie Gottes Verheißungen. Unser Vertrauen soll so fest sein wie Gottes Treue, und unsere Freude so tief wie Gottes Liebe zu uns. Dann nämlich leben wir in Wahrheit, dann leben wir in Übereinstimmung mit der Wirklichkeit Gottes – und dann erfüllt sich an uns, was Jesus im Johannesevangelium sagt, dass nämlich die Wahrheit uns frei machen wird!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die Unerforschlichkeit Gottes

Was tut ein Mensch, wenn etwas „Neues“ in seinen Gesichtskreis tritt? Wie verhalten wir uns, wenn Unbekanntes im Horizont unseres Lebens erscheint? Nun: Gewöhnlich nähern wir uns der Sache vorsichtig und absichtsvoll. Wir betrachten das Objekt von verschiedenen Seiten, um herauszufinden, worum es sich handelt. Wir prüfen und untersuchen. Wir beobachten und testen. Wir tun das aber nicht aus reiner Neugier. Nein. Unser „Forscherdrang“ hat ganz praktische Gründe. Denn der Mensch, dem etwas „Neues“ begegnet, will herausfinden, welche Rolle es in seinem Leben spielen könnte. Gehen etwa Gefahren davon aus? Oder liegen Chancen darin verborgen? Ist sein Verhalten berechenbar? Kann man es als Werkzeug benutzen? Ist es meinen Absichten im Weg? Oder könnte es wertvoll sein?

Egal ob es sich um eine Person handelt, um eine Idee, einen Gegenstand oder etwa eine neue Gesetzgebung – unser Interesse ist stets darauf gerichtet, nutzbringende Informationen zu sammeln. Wir versuchen das Objekt möglichst umfassend zu erkennen, um es in Erfolg versprechender Weise in unser eigenes Lebenskonzept einbauen zu können. Wir setzen es zu den eigenen Wünschen und Zielen in Beziehung. Wir prüfen, inwiefern es sie fördert oder hindert. Und wir entwickeln aufgrund der gewonnenen Erkenntnisse neue Strategien des Handelns. Menschliches Erkennen ist darum nie „zweckfrei“ und Forschung nie „absichtslos“. Vielmehr soll sie uns das Wissen verschaffen, das wir brauchen, um die uns umgebende Welt möglichst erfolgreich beeinflussen und steuern zu können. Wir studieren die Naturgesetze, um uns ihrer bedienen zu können. Wir studieren die menschliche Psyche, um das Verhalten unserer Mitmenschen besser vorhersehen zu können. Wir studieren die Regeln des Marktes, um Gewinn bringend investieren zu können. Das alles ist normal. Und im Blick auf die uns umgebende Welt ist es auch ganz unproblematisch. Nur: Was geschieht, wenn wir uns in derselben Weise Gott zuwenden?

Wir tun das mit großer Selbstverständlichkeit. Denn warum sollte man vom bewährten Verhaltensmuster abweichen? Wenn Gott da ist, so wollen wir auch diesen „Faktor“ in unsere Pläne einkalkulieren. Und um das tun zu können, muss man ihn möglichst genau kennen. Also macht der Mensch „Gott“ zum Objekt seiner Studien. Er prüft, inwiefern ihm „Gott“ nützen oder schaden könnte. Und er tut das – wie gewohnt – in der Absicht, auch den Faktor „Gott“ in die eigenen Strategien einzubeziehen. Vielleicht kann man ja durch Gebete und Opfer auf Gott einwirken? Vielleicht kann man sich mit ihm verbünden? Vielleicht kann man ihn durch gute Taten günstig stimmen? Vieles, was die Menschen „Religion“ nennen, hat nur diesen einen Zweck: Nämlich mit Hilfe göttlicher Kräfte die eigenen Pläne zum Ziel zu führen.

Doch dazu muss man Gott kennen. Und darin liegt eine große Schwierigkeit. Denn Gott lässt sich ja nicht testen, messen oder wiegen. Er ist kein totes Objekt, das man unters Mikroskop legen könnte. Er entzieht sich unseren Experimenten. Und er gibt auch keine Interviews. Er lässt sich nicht wie eine Laborratte manipulieren. Und er lässt sich nicht nach Art einer chemischen Verbindung analysieren. Mit anderen Worten: Die Methodik, mit der wir uns anderen Teilen unserer Lebenswelt erfolgreich nähern, lässt sich auf „Gott“ nicht anwenden. Unser gewohntes Instrumentarium ist diesem Gegenstand nicht angemessen. Und was noch schlimmer ist: Der „Gegenstand“ Gott erweist sich bei näherer Betrachtung als ein lebendiges Gegenüber, das sich nicht in die Rolle eines „Studienobjektes“ fügt. Wenn wir von ferne beginnen, etwas von ihm zu begreifen, dann ist es seine Unbegreiflichkeit. Es ist Teil seines Wesens „un-erforschlich“ zu sein. Und je näher wir ihm kommen, desto mehr kehrt sich die Rollenverteilung um.

Der Mensch, der ausgezogen war, um das Phänomen „Gott“ zu beschauen, bemerkt plötzlich, dass das „Phänomen“ ihn anschaut. Statt unsere Fragen zu beantworten, hinterfragt Gott uns. Er lässt sich nicht prüfen, sondern er prüft. Und der Mensch, dem das bewusst wird, schreckt zurück. Denn je näher er Gott kommt, desto mehr nimmt ihm Gott das Heft aus der Hand. Der Mensch wollte etwas über Gott in Erfahrung bringen. Doch plötzlich erfährt er ganz viel über sich selbst: Er erkennt Gottes Heiligkeit und erschrickt über die eigene Schuld. Er erkennt Gottes Ewigkeit und erschrickt über die eigene Vergänglichkeit. Er erkennt Gottes Gebot und erschrickt über die eigene Verantwortung. Gotteserkenntnis schlägt um in überraschende Selbsterkenntnis. Und diese Selbsterkenntnis entwickelt eine unliebsame Dynamik. Denn der Mensch spürt, dass er die Kontrolle verliert. Er spürt, dass die Nähe Gottes sein Denken und sein Leben völlig verändert. Und er zweifelt, ob er das zulassen will. Denn wenn Gott wirklich der „Herr“ ist, dann sind wir es ja nicht mehr.

Die Neugier auf „Gott“ beginnt an dieser Stelle gefährlich zu werden – gefährlich für unser Weltbild, in dem das „Ich“ beherrschend im Mittelpunkt steht. Und wenn man nicht die Notbremse zieht, dann „kippt“ die ganze Situation. Denn aus dem unverbindlichen Nachdenken über Gott wird dann eine Begegnung, in der nicht mehr „Gott“ das Objekt meiner Betrachtung ist. Vielmehr entdecke ich, dass ich von Anbeginn meines Daseins an ein Objekt seiner Betrachtung bin. Und die Frage ist plötzlich nicht mehr, was ich über Gott, sondern was er über mich denkt.

Das ist eine beunruhigende Frage. Und doch: Erst wenn ich diese Frage zulasse, nähere ich mich der Wahrheit. Denn Gott ist tatsächlich ein „Gegenstand“, der erst erkannt ist, wenn wir uns von ihm erkannt wissen. Da suchen wir dann nicht mehr, sondern wissen uns gefunden. Da durchschauen wir nicht, sondern wissen uns durchschaut. Und erst in dem Moment, wo wir dieses „Wissen“ zulassen, erst wenn wir Gottes auf uns gerichteten Blick aushalten, haben wir begonnen zu glauben...

Freilich: Viele Menschen lassen es so weit nicht kommen. Sie interessieren sich für Gott nur so lange, wie sie hoffen, ihn nutzbringend in ihr bestehendes Lebenskonzept einbauen zu können. Wenn sie aber merken, dass er dieses Lebenskonzept umkrempeln würde, schrecken sie zurück. Sie spüren, dass sie in der Begegnung mit Gott nicht „souverän“ und „autonom“ bleiben könnten. Sie müssten seine Überlegenheit anerkennen. Sie wären auf seine Gnade angewiesen. Sie müssten seinen Plänen Vorrang einräumen vor den eigenen. Und das wollen sie nicht. Darum gehen sie bald wieder auf Distanz und nehmen wieder die Rolle des kritischen Betrachters ein, der einen „Gegenstand“ untersucht.

Bevor Gott ihnen zu nahe kommt, berufen sie sich laut auf allerhand Zweifel (die man ja wohl haben darf!) – und reduzieren damit Gott wieder auf eine ungefährliche, diskutabile Größe. Denn solange die Prüfung seiner Ansprüche nicht abgeschlossen ist, kann ja niemand erwarten, dass man diesen Ansprüchen genügt. „Die Sache mit Gott“ bleibt dann in der Schwebe. Und der Mensch, der diese schwebende Skepsis zur Lebenshaltung macht, hat sich erfolgreich vor Gott in Sicherheit gebracht. Nur leider: Er bleibt auf diese Weise ein „Trockenschwimmer“, der am Beckenrand steht und über das Schwimmen diskutiert, ohne jemals nass zu werden.

Statt zu glauben, denkt er über den Glauben nach. Statt religiös zu sein, spielt er mit der Möglichkeit der Religion. Und statt mit Gott zu reden, redet er „über“ ihn. Das führt natürlich zu nichts. Es ist unfruchtbar. Und darum kann man nur alle Menschen ermutigen, den Weg der Erkenntnis zu Ende zu gehen.

Wir stoßen dabei zwar an unsere Grenzen. Wir erfahren, dass Gott ein „Gegenstand“ ist, dessen wir uns nicht erkennend bemächtigen können, der sich vielmehr unser bemächtigt. Aber wo wir das zulassen, da betreten wir das Land des Glaubens – und begreifen, wie die Rollen in

Wahrheit verteilt sind: Nicht wir integrieren Gott in unsere Pläne, sondern er integriert uns in seine. Und die zentrale Frage unseres Lebens ist darum auch nicht, was wir über ihn denken, sondern was er über uns denkt.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Theologie

Es gibt im Neuen Testament einen Vers, der mir persönlich wichtig ist, weil er die Aufgabe der Theologie und der Theologen beschreibt. Petrus sagt nämlich: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.“ (1. Petr 3,15)

Nun gilt diese Aufforderung nicht nur Pfarrern, sondern allen Christen. Jeder Christ ist gefordert, mit Wort und Tat für seinen Glauben einzustehen. Die Theologen aber machen das beruflich und machen es zu ihrer Lebensaufgabe, damit jene „Rechenschaft vom Glauben“ auf professionelle und glaubwürdige Weise gegeben wird.

Theologie verantwortet den Glauben nach außen hin, indem sie sich erklärend und argumentierend den kritischen Fragen der Nicht-Gläubigen stellt. Und sie verantwortet den Glauben genauso nach innen, indem sie den Gläubigen hilft, sich ihrer Glaubensgrundlagen immer wieder zu vergewissern und das Evangelium immer besser zu verstehen. Theologie beschreibt die Grenze, wo biblischer Glaube aufhört und Irrglaube anfängt. Und sie beschreibt das verbindliche Bekenntnis der Kirche, in dem alles öffentliche Predigen übereinstimmen muss. Theologie versucht Gottes Gedanken nach-zudenken und nach-zuvollziehen, um die Weisheit des biblischen Wortes immer tiefer zu durchdringen. Und sie formuliert die christliche Wahrheit immer wieder neu in der Sprache der jeweiligen Zeit, damit auch nachwachsende Generationen darin die ewige Wahrheit erkennen.

Denn wie könnte jemand an Jesus Christus glauben, wenn er nicht von ihm gehört hätte? Wie aber sollte er von ihm hören, wenn Christen nicht von ihm redeten? Und wie sollten die verständlich von Jesus reden, wenn sie seine Botschaft selbst nicht verstanden und gründlich durchdacht hätten?

Nur wer für sich selbst Klarheit hat, kann anderen ein klares Zeugnis geben! Und das dazu nötige gründliche Durchdenken des Glaubens, in dem sich die Christenheit ihrer Grundlagen vergewissert, diese kritische Selbstprüfung nennen wir Theologie! Wenn sie gut und sorgfältig betrieben wird, ist das eine ebenso schöne wie notwendige Beschäftigung. Denn Theologie ist die Art, wie der Glaube über sich selbst nachdenkt. Und wenn deswegen auch nicht jeder Christ Theologie studieren muss, kann Kirche diese Form der Selbstprüfung doch aufs Ganze gesehen nicht entbehren. Wie der einzelne Mensch hat auch die Kirche Selbstreflektion nötig, damit sie bei ihrer Sache bleibt. Und darum ist es gut, wenn sich immer wieder junge Christen auf die Theologie einlassen und im Studium lernen, stellvertretend für andere auf wissenschaftlichem Niveau der Aufforderung des 1. Petrusbriefes Folge zu leisten: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.“

Stellvertretend für andere setzen sich Theologen vielen Fragen und Zweifeln aus und lassen ihren Glauben durch eine Feuerprobe kritischer Hinterfragung gehen, damit sie nach dieser Belastungsprobe das, was sich bewährt und als verlässlich erwiesen hat, an die Gemeinden weitergeben können. Ja, Theologen lernen, mit den Waffen des Verstandes für die Ehre Gottes einzutreten!

Wenn darin aber ihr Geschäft besteht, das Evangelium gedanklich zu durchdringen, es zu verteidigen und es jedermann verständlich darzulegen – warum hat die Theologie dann einen so zweifelhaften Ruf? Warum sind viele Christen völlig desinteressiert an theologischen Fragen? Und warum wird Theologie als Wissenschaft weniger ernst genommen als etwa Physik? Ich fürchte, die Antwort ist recht einfach. Viele Menschen haben den Eindruck, in der Theologie

ginge es nicht um greifbare Fakten, sondern bloß um die persönlichen Meinungen und Vorlieben der Pfarrer. Sie haben den Eindruck, in der Theologie sei alles Ansichtssache, und beim Gezänk der Theologen komme wenig Handfestes heraus, weil die Spielräume der Interpretation allzu groß sind. Und den feinen Unterschieden auf den Grund zu gehen, haben die Laien schon deshalb keine Lust, weil Theologen oft so kompliziert, so abgehoben und unverständlich reden. Es scheint, als könnten da nur Spezialisten mitdiskutieren, und der Laie traut sich darum kein Urteil zu. Doch ist das gleichermaßen schlecht für den Christen, der dann unmündig bleibt, wie für die Theologie, die ihre Bodenhaftung verliert. Denn wie wir als Kirche Rechenschaft geben von unserem Glauben, und wie wir ihn vor der Welt verantworten, das darf uns nicht egal sein. Jeder Christ ist berufen, in seinem Alltag ein Zeuge Jesu zu sein und Jesu Botschaft weiterzusagen. Aber niemand kann glaubhaft vertreten, was er selbst nicht recht versteht. Und es wird sich auch keiner, der uns von Gott reden hört, auf den Glauben einlassen, wenn er dabei den Eindruck gewinnt, das mit dem Evangelium sei alles ziemlich vage, sei „Ansichtssache“ und in der Auslegung ganz ungewiss. Nein! So darf das nicht sein!

Denn wenn es in Theologie und Kirche mit rechten Dingen zugeht, bleibt es nicht dem persönlichen Geschmack der Pfarrer überlassen, welche Botschaft sie zu verkündigen Lust haben, sondern dann gibt es durchaus gute Theologie und schlechte Theologie. Und auch ein Laie kann das eine vom anderen unterscheiden, wenn er den richtigen Maßstab anlegt und sich die Merkmale theologischer Qualität bewusst macht.

Jeder Metzger kann sagen, was eine gute Wurst ausmacht. Jeder Mechaniker erkennt einen guten Gebrauchtwagen. Und auch für gute Theologie gibt es Qualitätsmerkmale! Denn um ihre Aufgabe zu erfüllen und überzeugend Rechenschaft vom Glauben zu geben, muss Theologie (1.) „schriftgemäß“ sein, (2.) „zeitbezogen“ und (3.) „widerspruchsfrei“.

(zu 1.)

Der erste dieser drei Punkte, leuchtet wohl unmittelbar ein. Theologie muss „schriftgemäß“ sein. Denn da Menschen von Gott nur wissen können, was er sie in seiner Offenbarung hat wissen lassen, muss alle Theologie am Neuen Testament als der Urkunde dieser Offenbarung gemessen werden. Mehr als da drin steht, wissen wir nicht von Gott, was aber drin steht, das dürfen wir keinesfalls ignorieren. Und gute Theologie wird sich darum ebenso hüten, zu Gottes Selbstzeugnis etwas hinzuzudichten, wie etwas wegzulassen. Es gilt von Gott weder zu viel zu sagen noch zu wenig, sondern genau das, was er uns hat wissen lassen als er sich in Christus offenbarte. Nicht eigene Gedanken hat der Theologe auszubreiten, sondern das Selbstzeugnis Gottes. Und „schriftgemäße“ Theologie orientiert ihre Glaubenslehre darum so eng an der biblischen Botschaft, dass deren Gesamtheit unverkürzt und unverfälscht aufgenommen, und Jesus Christus als die alles bestimmende „Mitte der Schrift“ zur Geltung gebracht wird. Theologen haben weder den Auftrag noch die Freiheit, das Evangelium neu zu erfinden, sondern sind an Gottes Vorgaben strikt gebunden und schulden der Gemeinde den Nachweis, dass sie nichts anderes sagen als die Schrift – auch wenn sie dasselbe vielleicht anders sagen. Denn nur so ist

gewährleistet, dass der Glaube auf dem Weg durch die Jahrhunderte mit sich selbst identisch bleibt. Wenn das aber sichergestellt werden muss, warum beschränken wir uns dann nicht einfach auf die Wiederholung biblischer Sätze? Oder – wenn doch Luther schon alles Wesentliche gesagt hat –, warum gehen wir dann nicht auf „Nummer sicher“ und lesen aus seinen Schriften vor?

(zu 2.)

Wir stoßen hier auf das zweite Qualitätsmerkmal guter Theologie: den „Zeitbezug“, der nicht fehlen darf, sondern der in jeder Generation neu hergestellt werden muss, weil die Reformatoren nun mal für ihre eigene Zeit geschrieben haben – und nicht für unsere. In den 500 Jahren, die seither vergangen sind, hat sich zwar das Evangelium nicht verändert, aber die Menschen haben sich verändert. Unsere Zeitgenossen werden heute von anderen Ängsten und Wünschen umgetrieben als die Leute im Mittelalter. Die Kultur, die Sprache, das Weltbild und die Denk-voraussetzungen haben sich geändert. Wenn auch die Botschaft Jesu noch ganz dieselbe ist, so trifft das alte Wort doch auf neue Ohren! Und daraus entsteht die Notwendigkeit, die immer gleiche christliche Wahrheit immer wieder anders zu sagen, die alte Botschaft in eine neue Situation hineinzusprechen und sie dabei auf die geistige Lage der Zeit zuzuspitzen. Gute Theologie folgt deswegen nicht etwa dem Zeitgeist, aber sie redet mit dem Zeitgeist. Denn sie will nicht an der geschichtlichen Situation vorbei, sondern in die Situation hinein sprechen. Und das kann nicht in jedem Jahrhundert in derselben Weise geschehen, weil das Gegenüber ständig wechselt. Mal hatte man es mit heidnischen Griechen und Römern zu tun, und mal mit den Katholiken des Mittelalters. Mal musste man sich mit der Nazi-Ideologie herumschlagen, mal mit Kommunisten – und dann wieder mit dem Relativismus und der postmodernen Beliebigkeit der Gegenwart. Das Evangelium ist dabei ganz dasselbe geblieben, weil es niemals jung oder alt, sondern jederzeit gültig ist. Aber die Christenheit als Botschafterin dieses Evangelium wird je nach der aktuellen Gemengelage mal von dieser und mal von jener Seite herausgefordert. Und die theologische Rechenschaft vom Glauben kann ihren Zweck darum nur erfüllen, wenn sie auf die aktuelle geistige Lage Bezug nimmt, die Sprache der Gegenwart spricht und die Fragen der Menschen kennt. Gute Theologie wird deshalb den Gehalt ihrer Antworten nicht aus den Fragen der Zeit ableiten, aber – ohne an der Sache auch nur das Geringste zu ändern! – wird sie ihre Botschaft so formulieren und zuspitzen, dass sie als Antwort auf die Fragen der Zeit vernommen werden kann. Denn unser Auftrag lautet, das Evangelium jeder Zeit so unmissverständlich und deutlich wie möglich zu bezeugen. Gottes Wort erhebt den Anspruch, nicht bloß gestern, sondern jederzeit aktuell und wahr zu sein. Und Theologie muss diesen Anspruch darum immer wieder neu geltend machen...

(zu 3.)

Um dabei dann überzeugend und glaubwürdig aufzutreten, muss gute Theologie noch einem dritten, Qualitätsmerkmal genügen. Sie soll den Wahrheitsanspruch des Evangeliums dadurch unterstreichen, dass sie es auf möglichst schlüssige, logisch unanfechtbare und einleuchtende Weise präsentiert. Denn schließlich treten wir als Christen mit dem Anspruch auf, der Welt die Wahrheit zu bringen! Wir behaupten, dass ein jeder im Evangelium die Wahrheit erfährt über sich selbst, über Gott und die Welt. Und wir treten damit in offene Konkurrenz zu all den anderen Weltanschauungen, Philosophien und Glaubensweisen, die von sich dasselbe behaupten. Christliche Theologie nimmt Teil am Streit der Geister, die um Wahrheit ringen. Und sie würde dabei keine gute Figur machen, wenn sie sich in Widersprüche verwickelte oder überhaupt irrational erschiene. Denn wie sollten wir den Anspruch Jesu Christi glaubhaft vertreten, wenn wir mit den Waffen der Vernunft nicht umgehen könnten oder schon vor einfachen Fragen und Einwänden kapitulieren müssten?

Wer von kritischen und klugen Leuten ernst genommen werden will, muss ziemlich genau wissen, was er glaubt und warum er's glaubt! Und darum ist es das dritte Qualitätsmerkmal guter Theologie, dass sie durchdacht ist, mit bekannten Tatsachen vereinbar und schlüssig in ihrer Argumentation. Das bedeutet nicht, dass Theologen die Wahrheit des Glaubens erst be-

weisen müssten, oder sie nach Maßgabe der menschlichen Vernunft zurechtstutzen sollten. Aber wenn unser Glaube wirklich wahr ist, muss er sich vor kritischen Fragen auch nicht verstecken. Denn die Wahrheit kann sich Offenheit leisten. Sie braucht keine Denkverbote und hat es nicht nötig, die wissenschaftliche Auseinandersetzung zu scheuen! Vielmehr: Wenn wir möchten, dass Außenstehende unser Zeugnis ernst nehmen und Zugang dazu finden, dann sollte es so konsequent durchdacht sein, dass wir's auch im Gegenüber zu Philosophen, Naturwissenschaftlern und Atheisten glaubhaft vertreten können. Denn wenn wir den Eindruck erwecken, unser Glaube sei bloß irrationaler Unfug, Aberglaube und Gefühlskram, dann machen wir es unseren Gegnern zu leicht....

Wir haben uns damit die drei wichtigsten Merkmale guter Theologie vor Augen geführt. Sie soll ebenso „schriftgemäß“ sein wie „zeitbezogen“ und „widerspruchsfrei“. Wenn's aber so einfach ist, diese Merkmale zu benennen, warum tut sich Theologie dann so schwer damit, ihnen zu genügen? Warum entsteht trotzdem der Eindruck, es gehe in der Theologie ganz willkürlich zu? Warum predigt ein Pfarrer so völlig anders als sein Kollege in der Nachbargemeinde? Und warum entfernt sich mancher so weit von den biblischen und reformatorischen Wurzeln seiner Kirche, dass man den Eindruck hat, er wolle dem zweiten und dem dritten Merkmal guter Theologie genügen – auf Kosten des ersten?

Der Kürze halber will ich mit einem Bild antworten. Denn meines Erachtens ist es die Tragödie der sog. „fortschrittlichen“ Theologie, dass sie dem biblischen Glauben gegenübersteht, wie der Mechaniker einem Motor, der nicht wunschgemäß läuft, mit dem er nicht zufrieden ist, und den er reparieren will, obwohl er seine Funktionsweise nicht wirklich versteht. So ein schlechter Mechaniker verändert mal dies und mal das, baut überflüssige Teile ein und lässt notwendige weg. Er probiert planlos herum, hämmert, schraubt und flucht – bis er den guten Motor endgültig kaputt repariert hat. Hinterher schimpft er auf den Motor! Aber liegt's nicht eher am Mechaniker, der eine Konstruktion, die er nicht versteht, verbessern will – und sie dabei ruiniert?

Natürlich kann man einwenden, das sei kein freundliches Bild, ich sei hier parteiisch und würdige nicht die gute Absicht des Mechanikers. Aber wenn, dann bin ich zumindest nicht der Erste, der die „moderne“ Theologie so sieht. Denn schon der Liederdichter Matthias Claudius, erzählte eine Geschichte, in der ganz Ähnliches geschieht:

Claudius berichtet, dass die Menschen sich in alter Zeit mit der Nahrung behelfen mussten, die die Natur von selbst hervorbrachte, nämlich Eicheln und Beeren, Pilze, Bucheckern und andere harte und schlechte Kost. Doch eines Tages kam ein Mann von ferne her und sagte: „Warum sammelt ihr so mühsam? Es gibt eine bessere Kost für den Menschen! Es gibt auch eine Technik, sie immer reichlich zu beschaffen! Und ich komme, um euch dieses Geheimnis zu lehren!“ Er pflügte vor ihren Augen einen Acker, säte Korn darauf und sprach: „Seht, das müsst ihr tun! Und das Übrige tun die Einflüsse des Himmels!“ Die Saat ging auf, wuchs und brachte Frucht, und die Menschen waren darüber sehr verwundert und erfreut und betrieben nun fleißig Ackerbau mit großem Nutzen.

Doch als ihr Lehrer längst wieder weg war, begannen einige an der erlernten Methode herumzumäkeln. Sie fanden das Verfahren allzu schlicht und mochten auch die Beschwerlichkeit nicht mehr ertragen, dass man auf dem Acker unter freiem Himmel arbeiten muss und dem Wetter ausgesetzt ist. „Kommt“, sprachen sie, „lasst uns den Acker schön mit Wänden und Mauern einfassen und ein ordentliches Dach darüber bauen, damit wir darunter dann viel bequemer Ackerbau betreiben! Die Einflüsse des Himmels werden schon nicht so nötig sein, und

außerdem sieht sie kein Mensch..."

Andere sagten: „Nein, nein, unser Lehrer ließ den Himmel offen und sagte: Das müsst ihr tun! Und das Übrige tun die Einflüsse des Himmels!“ Aber man antwortete ihnen, das habe er bloß gesagt, um den Ackerbau in Gang zu bringen. Außerdem seien inzwischen ganz andere Zeiten, man habe dazugelernt, und schließlich könne man den Himmel doch über dem Acker an die Decke malen.

Sie fassten darauf ihren Acker mit Wänden ein, bauten ein Dach darüber und malten oben ins Dachgewölbe den Himmel hinein. Hinterher pflügten und düngten, ackerten und säten sie. Aber die Saat wollte nicht wachsen! Sie pflügten erneut und düngten, sie ackerten und säten hin und her. Aber die Saat wollte nicht wachsen! Sie verdoppelten ihre Anstrengungen ohne jeden Erfolg, und die umherstanden und ihnen zusahen, begannen darüber zu spotten. Am Ende aber spotteten sie auch über jenen Mann, der vor langer Zeit aus der Fremde gekommen war, um eine so dumme und nutzlose Kunst zu lehren...

Nun – es ist traurig. Aber ein Teil der heutigen Theologie verfährt genau so, wie es diese Geschichte beschreibt. Die junge Christenheit hat durch Jesu Evangelium eine klare Anleitung bekommen, sie hat noch dazu Jesu Vorbild gesehen und konnte an seinem Beispiel die wunderbare Kunst des Glaubens lernen, die bestens funktioniert und jedem Frucht bringt, der sie übt. Aber auf die Dauer wollte man das Evangelium nicht lassen, wie es war, sondern meinte, man könne etwas daran verbessern. Der moderne Mensch ist stolz geworden und hält sich für klug. Er meint, er sei über den Glauben der Väter hinausgewachsen, und will es auch bequemer haben als sie. Damit er an Sonnentagen Schatten hat und bei Regen nicht nass wird, baut er über seinem Acker ein großes schützendes Dach. Die Theologie wird dadurch viel vernünftiger, humaner, moderner, toleranter, zeitgemäßer und populärer! Es sieht nach großem theologischem Fortschritt aus! Aber seltsam – trotz der vielen Verbesserungen will plötzlich die Saat nicht mehr wachsen! Man malt die Hallendecke mit Bildern des Himmels aus, aber die Saat will trotzdem nicht wachsen! Denn den wahren Himmel hat man aus dieser Theologie ausgesperrt – und wird nun zum Gespött...

Es ist ein Jammer, weil dieser Spott auf Jesus Christus zurückfällt! Doch immerhin: Für all jene, die Regen und Kälte, Sonne und Hitze nicht fürchten, enthält die Geschichte eine gute Nachricht. Denn wenn man bereit ist, das Dach abzureißen und die Mauern wegzunehmen, haben die Einflüsse des Himmels wieder freie Bahn. Und dann zeigt sich, dass der Glaube, den Jesus lehrte und den die Reformatoren beschrieben, noch so gut funktioniert wie am ersten Tag. Denn am Evangelium hat's ja nicht gelegen, und an Gottes Treue hat's nie gefehlt...

Mein theologisches Programm besteht also darin, das Dach über dem Acker abzureißen und zum biblischen Glauben der Väter zurückzukehren. Wenn das aber jemand „altmodisch“ und „rückschrittlich“ nennen will, dann lässt mich das kalt. Denn eben denselben „Rückschritt“ hatten die Reformatoren im Sinn, als sie nach den Fehlentwicklungen des mittelalterlichen Katholizismus aufbrachen, um zu den neutestamentlichen Quellen zurückzukehren. Es ist dieser fröhliche „Rückschritt“, aus dem die evangelische Kirche vor 500 Jahren hervorgegangen ist. Und ich wage die Prognose, dass auch die theologische Zukunft mit so einem fröhlichen „Rückschritt“ beginnen wird...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Neue Propheten? Neue Offenbarungen?

Vor einiger Zeit sprach ich mit Konfirmanden über das Alte Testament. Und einer von ihnen fragte mich, was denn eigentlich ein „Prophet“ sei. Ich antwortete, ein Prophet, das sei ein Mann, der dem Volk Gottes Wort verkündet. Der Konfirmand aber hakte nach und wollte wissen, ob ich denn dann auch ein Prophet sei. Ich würde doch auch Gottes Wort verkündigen. Ich sagte ja, äh, klar – als Pfarrer täte ich das schon. Aber ein Prophet sei ich dennoch nicht. Und als er mich verständnislos ansah, kam ich wirklich etwas ins „Schwimmen“. Denn über den Unterschied zwischen Pfarrer und Prophet hatte ich so noch nicht nachgedacht. Tatsächlich stimmt die Art, wie beide Gottes Wort weitergeben, ziemlich überein: Pfarrer und Prophet tun nicht eigene Weisheit kund, sondern übermitteln Gottes Wort, an das sie gebunden sind. Sie tragen Gottes Botschaft allen vor, die sie hören wollen – und auch manchen, die sie nicht hören wollen. Der entscheidende Unterschied liegt aber darin, wie sie Gottes Wort empfangen und woher sie es nehmen. Denn die Propheten des Alten Testaments wurden jeweils ganz persönlich von Gott angesprochen. Er offenbarte ihnen bis dahin Verborgenes, das sie dann vor aller Ohren enthüllten. Ein Pfarrer dagegen empfängt nicht persönlich „neue Offenbarungen“, sondern vermittelt und erklärt, was im Evangelium des Neuen Testaments offenbart wurde – und damit jedem zugänglich ist. Propheten wie Jesaja und Jeremia hatten privilegierten Zugang zu dem, was vor ihnen noch keiner wusste. Ein Pfarrer hat nur Zugang zu dem, was jeder andere Christ auch wissen kann, wenn er seine Bibel liest. Und privilegiert ist der Pfarrer nur insofern, als er die biblische Botschaft gründlich studieren durfte. Die Mitteilung eines Propheten legitimiert sich dadurch, dass Gott unmittelbar zu ihm gesprochen hat. Die Mitteilung eines Pfarrers legitimiert sich dadurch, dass sie der Bibel entnommen ist – und der Pfarrer das auch belegen kann. Damit gab sich mein Konfirmand zufrieden. Doch kürzlich hat mich die Sache wieder eingeholt, weil im Bibelkreis die Frage aufkam, ob's denn auch heute noch Propheten gäbe. Ich sagte spontan „nein“. Denn bekanntlich ist Johannes der Täufer der Letzte in der langen Reihe der Propheten. Seine Vorgänger haben den Messias Israels angekündigt und sehnsüchtig auf ihn gewartet. Doch Johannes der Täufer durfte die Erfüllung ihrer Verheißungen erleben und den Messias mit eigenen Augen sehen. Was die Propheten erwarteten, trat in dem Moment ein als Jesus geboren wurde, ihre Aufgabe war damit erledigt – und die Prophetie endete. Doch wie das im Bibelkreis so ist: Spontan fiel jemandem ein, dass doch Paulus unter den vielen Geistesgaben auch die „prophetische Rede“ nennt (1. Kor 11,4; 12,10; 13,8-10; Röm 12,6) und neben den Aposteln, den Lehrern und Wundertätern in der Gemeinde auch „Propheten“ erwähnt (1. Kor 12,28; Eph 4,11-12). Im 1. Korintherbrief lobt er sie ausdrücklich, weil ihre „prophetische Rede“ zur Erbauung, zur Ermahnung und zur Tröstung der Gemeinde beiträgt (1. Kor 14,1-5). Wenn es also in der frühen Christenheit Propheten gab – war dann Johannes der Täufer doch nicht der letzte Prophet? Und wenn's vielleicht noch heute Propheten gäbe, dürften wir von ihnen dann neue Offenbarungen erwarten – sozusagen als „Ergänzungen“ und „Updates“ zum Neuen Testament, als nachgeschobene Aufklärung über Fragen, die Jesus zu behandeln vergaß? Manche bekommen da leuchtende Augen und meinen, das wäre doch spannend. Gott solle sich (nach so langem Schweigen) endlich mal wieder äußern! Aber andererseits: Hat Jesus nicht vorausgesagt, es würden einst viele falsche Propheten auftreten, die sich zu Unrecht auf ihn berufen, um die Christen vom Glauben abzubringen (Mt 24,11.24; Mk 13,22; 1. Joh 4,1; 2. Petr 2,1-3; Offb 19,20; 20,10)? Und wenn die wirklich wunderbare Dinge sagten und täten – hätten wir dann nicht ziemliche Probleme, zwischen echten und falschen Propheten zu unterscheiden? Gibt's nicht schon genug Sektierer, Wirrköpfe und Eso-

teriker, die behaupten, über „höhere Eingebung“ zu verfügen, über „geheime Offenbarungen“ und „Engelsbotschaften“? Das ist ein weites Feld, auf dem sich Leichtgläubige bald verirren. Und so will ich heute erklären, warum es zwischen dem Neuen Testament und der Wiederkunft Christi am Jüngsten Tag keine inhaltlich neuen Offenbarungen Gottes mehr gegeben hat – und auch keine geben wird. Wie kann ich das aber so sicher behaupten? Einfach weil die Zeit vor und die Zeit nach Christus ganz verschiedene Phasen der Heilsgeschichte sind – und dazwischen ein Bruch stattgefunden hat, dessen Tragweite man nicht übersehen darf. Uns muss klar sein, dass alle Propheten vor Christus das Wort Gottes nur bezeugt haben, Jesus Christus aber in eigener Person das Wort Gottes ist. Und dieser „qualitative Sprung“ schafft eine neue Lage. Denn Christus „bringt“ keine Botschaft, wie das die alten Propheten taten, sondern er ist die Botschaft. Christus redet nicht bloß von Gott, sondern ist selbst der Gott, der da redet – und ist zugleich der wesentliche Inhalt des Gesagten! Gott spricht nicht wie vorher durch eine Wand hindurch in die Welt hinein, sondern er selbst erscheint auf unserer Seite der Wand! Und ob man das noch vor sich oder schon hinter sich hat, macht einen gewaltigen Unterschied. In alttestamentlicher Zeit war es die Aufgabe der Propheten, jenes Wort Gottes, das nicht in der Welt war, in die Welt hineinzutragen und es dem Volk zu übermitteln. Die Propheten enthüllten Verborgenes, das Gott erstmal nur ihnen persönlich mitgeteilt hatte. Er legte es ihnen zur Verkündigung in den Mund. Und anders als durch ihr prophetisches Reden war Gottes Wort nicht zu haben. Doch seit Christus in der Welt erschien, liegen die Dinge anders. Denn nun ist Gottes Wort nicht mehr verborgen, sondern „das Wort ward Fleisch“ (Joh 1,14) und Gott selbst ist in Christus weitgehend unverhüllt in der Welt erschienen. Christus übermitteln uns nicht die Worte eines fernen Gottes, sondern ist das Wort Gottes in eigener Person – und zugleich das wahre Ebenbild des Vaters (2. Kor 4,4; Hebr 1,3; Kol 1,15). In seinem Evangelium hat sich Gott so offen kundgetan, dass diese Kundgabe nicht mehr zu überbieten ist (Hebr 1,1-5). Wenn Gott also selbst als Mensch unter den Menschen erschien – was könnte ein verspäteter Prophet da noch „enthüllen“? Oder was sollte er noch „Neues“ verraten, das nicht längst in Christus als Gottes eigenem Wort eingeschlossen wäre? „Niemand kennt den Sohn als nur der Vater; und niemand kennt den Vater als nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will“ (Mt 11,27). Das sagt Jesus von sich selbst. Und so müsste einer, der nach ihm noch als „Prophet“ auftreten wollte, beanspruchen, mehr von Gott zu wissen als Gottes Sohn. Aber dazu haben sich die Apostel und Lehrer der Christenheit natürlich nie verstiegen, sondern haben ihr Amt viel bescheidener aufgefasst. Die Jünger Jesu „offenbaren“ nämlich gar nichts, sondern bezeugen bloß vor aller Welt, was Gott in Christus offenbart hat. Natürlich treibt sie dabei der Heilige Geist, ohne den sie ja gar keine Jünger wären! Aber deswegen bringt ihre Verkündigung doch kein „neues“ Licht in die Welt, sondern sie verbreitet das Licht, das in Christus erschienen ist. Mehr kann und will ein Christ nicht beanspruchen – wie „erleuchtet“ er auch sein mag. Denn Gottes Wort liegt nun aufgedeckt vor aller Augen und bedarf nicht mehr dessen, dass es einer „enthüllt“. Vielmehr tun die vom Heiligen Geist Getriebenen seit dem ersten Pfingsttag nichts anderes, als dass sie begeistert auf Christus verweisen und das in ihm Offenbarte bezeugen (Apg 2,1-36). So sehr sie der Geist auch erfüllt, bringen sie zum Evangelium doch nichts Neues hinzu, sondern vertiefen sich durch geistliche Auslegung in das Vorhandenen. Sie feiern die in Christus gegebenen Wahrheit und entfalten sie zur Erbauung, Ermahnung und Tröstung der Gemeinde (1. Kor 14,3). Aber das ist etwas anderes, als die Propheten des Alten Testaments taten. Denn damals, als Gottes Geheimnis noch in der Zukunft verborgen lag, waren die Propheten so wertvoll wie Taschenlampen in einer dunklen Nacht. Nur sie brachten Gottes Wort in die Welt. Und ohne diese „Taschenlampen“ hätte man von Gott sehr wenig gewusst! Doch ist nun in Christus die Sonne aufgegangen mit strahlendem

Glanz – Gott selbst erschien in der Welt, sein Wort ward Fleisch! Und seither erscheint jede Taschenlampe lächerlich, die meint, sie könnte dem Licht der Sonne noch etwas hinzufügen. Christus hat die Welt mit dem Licht der Gotteserkenntnis geflutet. Und wenn nun einer am hellen Mittag noch sein Streichholz anzündete und rief: „Schaut auf mein Licht, ich bin ein Prophet!“ Wäre das nicht albern? Will der mit seinem Streichholz die Sonne beleuchten, während sie hoch am Himmel steht? So einer würde zurecht ausgelacht. Und man sollte ihn nicht für einen Christen halten. Denn eine dem Inhalt nach „neue“ Prophetie (die nicht nur auf das Evangelium verweisen, sondern das Evangelium ergänzen will) kann nur vertreten, wer die Christusoffenbarung für defizitär hält. Und so einer hat seine Weisheit sicher nicht von Gott. Wer der Christenheit etwas Neues erzählen möchte, muss unterstellen, Christus habe nicht alles gewusst – oder habe etwas böswillig verschwiegen. Und das ist keiner Widerlegung wert. Denn als Christen sehen wir die Sonne hell genug am Himmel stehen. Kommen aber trotzdem „neue Propheten“ und Sektierer, die uns mit ihren „Offenbarungen“ über das Evangelium Christi „hinausführen“ wollen, werfen wir sie besser gleich aus dem Haus. Denn wer uns über das Ziel „hinausführt“, führt uns vom Ziel weg. Und rechtschaffene Prediger tun stets das Gegenteil. Die wissen, dass sie von Gottes Wort nichts „wegnehmen“ und ebensowenig etwas „hinzufügen“ dürfen. Aber was drin enthalten ist, das entfalten sie auf immer neue Weise und bringen es der Gemeinde nahe. Die Hirten und Lehrer der Christenheit steigen in die biblische Offenbarung hinein wie in eine Schatzkammer, um der Gemeinde mit Freude all das Schöne vorzuführen, dass sie darin finden. Keiner aber dürfte sagen, er habe zur Schatzkammer Christi selbst etwas hinzugefügt, weil er so dermaßen „erleuchtet“ sei. Denn solche Apostel jagen wir vom Hof. Und wenn sie vorgeben, sie hätten ihre Weisheit nicht wie unsereiner aus der Schrift, sondern hätten sie durch „höherer Eingebung“ direkt von Gott empfangen, dürfen wir sie getrost für Spinner halten. Denn Gottes Geist redet durch das biblische Wort – und gewiss nicht am Wort vorbei. Vermeintlich „Inspirierte“ haben aber schon viel Schaden angerichtet, weil sie Leichtgläubige davon überzeugten, man müsse ehrfürchtig an ihren Lippen hängen. Um das Jahr 200 herum gab es einen Mann namens Montanus, der mit „neuen Offenbarungen“ Verwirrung stiftete. Im Mittelalter waren manche Mystikerinnen nicht weit davon entfernt, ihre privaten Visionen als „Offenbarungen“ auszugeben. Und zur Zeit der Reformation gab es Schwärmer und Enthusiasten, die sich als „neue Propheten“ feiern ließen. Manche Pietisten und Quäker nehmen ihr „inneres Licht“ so wichtig, dass sie es der Heiligen Schrift überordnen. Und von der neuapostolischen Kirche über die Mormonen bis hin zu Swedenborg, Jakob Lorber, Rudolf Steiner und neueren „Engelsbotschaften“ gibt es viele Irrlichter dieser Art. Man muss sie nicht alle in einen Topf werfen. Doch liegt auf der Hand, dass die christliche Gemeinde von ihren „Offenbarungen“ nicht profitiert. Denn vernünftigerweise werden wir nur annehmen, was mit dem biblischen Zeugnis übereinstimmt – und werden ablehnen, was vom biblischen Zeugnis abweicht. Das ist der kritische Maßstab, den Christen an jeden Prediger anlegen. Ein Erkenntnisgewinn kommt da aber nicht zustande. Denn für jenen Teil, den der Christ schon in seiner Bibel findet, hat er keinen „neuen Propheten“ gebraucht. Und den „überschießenden“ Teil, den seine Bibel nicht bestätigt, wird er klugerweise auch nicht glauben. Den einen Teil hat er schon, den anderen will er nicht. Wie sollte er also durch „neue Offenbarungen“ gefördert werden? Da ist nichts zu gewinnen. Und will uns einer über die Christusoffenbarung „hinausführen“, kann er sich dafür nicht auf Gottes Geist berufen. Denn dessen höchstes Anliegen ist ja gerade, dass wir im Sohn das wahre Ebenbild des Vaters sehen und im Bewusstsein ihrer Einheit das Wort Christi als Gottes Wort hören. Habe wir dieses Wort aber nicht anders vorliegen als im Neuen Testament, so wird uns der Heilige Geist auch nicht über die Schrift hinausführen, sondern immer nur tiefer in sie hinein. Jesus sagt zwar,

der Heilige Geist werde die Jünger in alle Wahrheit leiten und sie später noch in manchem erhellen, was sie momentan nicht verstehen. Im selben Atemzug stellt er aber auch klar, dass der Geist dabei Christus verherrlichen und das, was er zu sagen hat, von Christus nehmen wird (Joh 16,12-14). Und so tun rechtschaffene Prediger nichts anderes, als dass sie ihre Hörer in die Schatzkammer Christi führen und ihnen zeigen, was sie dort gefunden haben. Natürlich reden sie dabei „vom Heiligen Geist getrieben“. Und will's deshalb jemand als „Prophetie“ bezeichnen, so darf er jeden Christen einen „Propheten“ nennen, weil schließlich jeder Einzelne von seinem Glauben Zeugnis geben kann. Das meint Paulus auch, wenn er die „prophetische Rede“ in der Gemeindeversammlung beschreibt – Christen geben einen spontanen, von persönlicher Erfahrung gesättigten Hinweis auf das ihnen in Christus offenbarte Heil! Doch sollte man das besser nicht „Prophetie“ nennen. Denn dieser Titel ist allzu sehr vom Alten Testament her bestimmt und legt das Missverständnis nahe, da empfinde jemand „göttliche Botschaften“, die außer ihm keiner empfängt, und alle anderen müssten seine Rede als „Wort Gottes“ anerkennen, bloß weil er sie mit diesem Anspruch vorträgt und ruft: „So spricht der Herr...!“ Daraus entsteht nichts Gutes. Denn längst nicht jeder, der mit Pathos redet und sich erleuchtet vor kommt, ist wirklich „trunken vom Heiligen Geist“. Ist er's aber wirklich, so hat er damit anderen nichts voraus. Denn „erleuchtet“ ist schließlich jeder Christ – und wäre ohne Erleuchtung nie zum Christen geworden. Jedem Gläubigen wurde persönliche „Offenbarung“ zu Teil, als der Heilige Geist ihm die blinden Augen öffnete und das Licht des Glaubens in ihm entzündete. Dieser Gnade dürfen wir uns alle rühmen. Doch ist diese innere Offenbarung Gottes in mir von der äußeren Offenbarung Gottes in der Welt zu unterscheiden. Und ohne die Letztere hätte es die Erstere nicht gegeben. Bevor mir Gottes Wahrheit innerlich aufgehen konnte, war sie schon äußerlich in der Welt, war schon längst Mensch geworden, war sogar zum Buch geworden, war mir verkündet worden – und hatte dazu meiner nicht bedurft. Das innere Wort in mir kommt nicht ohne das äußere Wort, das Gott als Mittel zu diesem Zweck verordnet hat. Die Bibel bleibt die Quelle, aus der Gottes Geist schöpft – und aus anderen Quellen nimmt er nichts. Darum lasse sich bitte keiner einen „Propheten“ nennen und keiner blase sich vor den anderen auf mit besonderen „Inspirationen“. Keiner erhebe sich über die Schrift – und er verschone die Gemeinde mit seinen „höheren Eingebungen“. Vielmehr, wenn der Heilige Geist ihn in der Schatzkammer der neutestamentlichen Offenbarung etwas Herrliches hat finden lassen, so zeige er es den anderen mit Freude – zeige ihnen aber bitte auch gleich, dass er es aus der Schrift genommen hat. Denn es ist zweierlei, ob sich Gottes Wahrheit mir erschließt, oder ob ich sie der Welt erschließe. Mein Eindringen in Gottes Wahrheit kann im Laufe des Lebens Fortschritte machen. Aber es ist zweierlei, ob meine Einsicht wächst, oder ob dabei die Offenbarung selbst wächst. Als Kind habe ich vielleicht nur zwei Schritte gemacht in die Schatzkammer der Offenbarung – und bin später tiefer eingedrungen, um dann auch mehr zu sehen. Aber es wäre doch töricht, daraus zu folgern, die Schatzkammer selbst wäre unterdessen größer geworden – oder wäre gar größer geworden durch mein persönliches Fortschreiten! Es ist zweierlei, ob durch Gottes Gnade meine Wahrnehmung wächst – oder das Wahrgenommene. Nicht alles ist „neu“, bloß weil es mir „neu“ ist! Und so ist es zweierlei, empfangene Offenbarung zu bezeugen – oder selbst neue Offenbarung zu bringen. Gebracht hat sie aber Christus ein- für allemal und hat dabei nichts versäumt, was jetzt christlichen „Propheten“ noch ergänzen müssten. „Gottes Geist gibt keine neuen Offenbarungen, aber er erklärt die vorhandenen“ (Spurgeon). Und daran können wir uns genügen lassen, denn mit dem Verstehen des Vorhandenen haben wir ja noch genug zu tun. Gottes Offenbarung ist abgeschlossen, aber ausgeschöpft haben wir sie nicht. Gottes Wort liegt offen vor uns, aber seine Tragweite hat noch keiner ganz erfasst. Da ist nichts offen geblieben, das Gott vergessen hätte uns zu

sagen. Aber am Hören und Verstehen müssen wir noch üben. Gottes Offenbarung in Christus liegt vor – und Propheten gibt's darum nicht mehr. Aber das macht auch nichts. Denn die Boten eines Königs sind nur solange wichtig, wie der König selbst in der Ferne weilt. Wenn der König aber vor Ort erschienen ist, wen kümmern dann noch seine Boten? Christus ist nicht Bote, sondern König! Er „bringt“ nicht Gottes Wort, sondern ist selbst der Gott, der es redet. Die Gegenwart dieses Königs macht Boten der alten Art überflüssig. Und darum bleibt's dabei, dass Johannes der Täufer der letzte Prophet gewesen ist.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Atheismus und Existenz Gottes

Was meinen sie – ob es Gott wohl gibt? Zugegeben: Das ist eine ziemlich seltsame Frage für einen Pfarrer. Schließlich machte es keinen Sinn, dieses Amt auszuüben, wenn es Gott nicht gäbe. Und doch kommen wir um diese Frage nicht herum. Denn selbst wenn sie uns nicht beschäftigen sollte, so ist sie doch die Frage vieler Zeitgenossen. Wir müssen uns mit ihr schon deshalb auseinandersetzen, weil es heute Mode geworden ist, eher nicht an Gott zu glauben – und das heißt in der einfachsten Form: Einfach seine Existenz zu bestreiten.

Das Problem ist nur, dass, wenn wir als Christen unseren Glauben dagegenhalten, wir sehr schnell in eine fruchtlose Debatte hineingeraten. Da behauptet einer, es gäbe Gott gar nicht. Und wir antworten: Na klar gibt es Gott. Und wenn man dann beginnt, Argumente auszutauschen, entsteht eine weitschweifige Diskussion. Mich erinnert das immer an Gespräche über das Ungeheuer von Loch Ness. Die verlaufen oft ähnlich. Gibt es nun im schottischen Loch Ness ein Ungeheuer oder nicht? Einer bestreitet es – einer behauptet es. Es gibt viele Zeugen, die es gesehen haben wollen – aber nicht alle sind vertrauenswürdig. Es gibt Fotos von jenem Ungeheuer – aber sie sind alle ziemlich unscharf. Es wäre biologisch durchaus möglich, dass in den besonderen Bedingungen des Loch Ness urzeitliche Plesiosaurier überlebt haben könnten – aber hätte man sie mit Echolot und U-Booten nicht längst finden müssen?

O ja, das Ungeheuer von Loch Ness gibt immer Stoff für ein interessantes Gespräch her. Und das Thema ist gerade deshalb unerschöpflich, weil niemals ein Gespräch darüber zu einem gesicherten Resultat führt. Es ist unmöglich, die Existenz jenes geheimnisvollen Wesens zu beweisen, solange man es nicht fängt. Und es ist erst recht unmöglich, zu beweisen, dass es nicht existiert. Der Streit über diese Frage geht also immer unentschieden aus.

Und ist das nicht im Streit um Gott auch so? Ja, tatsächlich verlaufen Diskussionen über Gott meist genauso: Für den einen gibt es klare Indizien für die Existenz Gottes, und der andere lässt diese Indizien nicht gelten. Gemeinsam durchsucht man das Universum nach Spuren Gottes, wie man einen unaufgeräumten Keller durchsucht nach einem vermissten Gegenstand. Aber man findet ihn nicht. Und dann sagt der eine: Wir haben ihn nicht gefunden, weil es ihn nicht gibt. Und der andere sagt: Wir haben ihn nicht gefunden, weil wir nicht gründlich genug gesucht haben. Der Erste verlangt Beweise, dass es Gott gibt – da muss der Zweite passen. Der Zweite verlangt den Gegenbeweis, dass es Gott nicht gibt – und da muss dann der Erste mit den Schultern zucken. Am Ende der Diskussion wird man die Frage nach der Existenz Gottes offen lassen, so wie man die Frage nach der Existenz des Ungeheuers von Loch Ness offen lassen muss. Keiner wurde von seiner Meinung abgebracht, alle kehren zum Alltag zurück, keiner muss irgendwelche Konsequenzen ziehen – aber interessant war's doch. Nur eben fruchtlos. Denn wer ganz entschieden an Gottes Existenz glaubt oder wer daran ganz entschieden nicht glaubt, scheint in jedem Falle mehr zu behaupten, als er wissen kann. Das Vernünftigste scheint darum zu sein, dass man sich in dieser Sache nicht festlegt – und so machen es ja auch die meisten unserer Zeitgenossen. Ich für meinen Teil aber finde diese Art von Gespräch unsachgemäß. Und ich halte auch die Schlussfolgerung für schlecht begründet. Denn wer ein wenig nachdenkt, müsste darauf kommen, dass es einen Unterschied macht, ob der Diskussionsgegenstand „Gott“ heißt oder „das Ungeheuer von Loch Ness“.

Wären Gläubige und Ungläubige an dieser Stelle etwas kritischer gegenüber ihrer eigenen Fragestellung, so müssten sie eigentlich merken, dass Debatten, die nach dem beschriebenen Schema verlaufen, von drei falschen Voraussetzungen ausgehen:

1. Man redet von Gott wie von einem Ding unter anderen Dingen, d.h. man unterstellt, er „sei“ in derselben Weise wie wir „sind“, und man durchstöbert infolgedessen das Universum nach Gott, als wäre er ein Bestandteil des Universums.

2. Man ordnet die Gottesfrage jenen schwer entscheidbaren Fragen zu, die interessant sein mögen, die man aber getrost offen lassen kann, und bei denen der am wenigsten riskiert, der sich nicht festlegt.

3. Man unterstellt, christlicher Glaube sei nur möglich, wenn man die Zweifel an Gottes Existenz unterdrückt und sich wider besseres Wissen als sicher einredet, was nicht sicher ist. Alle drei Voraussetzungen sind grundfalsch und müssen korrigiert werden:

1. Wenn man über die Existenz Gottes in derselben Weise diskutiert, wie über die Existenz jenes ominösen Ungeheuers von Loch Ness, übersieht man, dass zwischen beiden ein gravierender Unterschied besteht: Das Ungeheuer von Loch Ness ist (wenn es denn existiert) jedenfalls ein Teil der kreatürlichen Wirklichkeit. Es ist ein Teil dieser Welt, den man irgendwo in dieser Welt zu suchen hat. Das ist so selbstverständlich, wie man einen Schuh im Schuhregal und einen Schraubenzieher im Werkzeugkasten sucht. Wer aber das Universum durchstöbert, um darin Gott zu finden, der hat noch gar nicht begriffen, was und wen er da eigentlich sucht. Denn Gott ist kein Bestandteil dieses Universums, er ist der Schöpfer des Universums. Gott ist kein gasförmiges Wirbeltier, das den Himmel besiedelt, wie wir die Erde besiedeln. Gott ist kein Geschöpf – was also macht es für einen Sinn, ihn in dieser geschöpflichen Welt zu suchen?

Man kann Gott nicht in der Welt finden, denn Gott ist nicht in der Welt, sondern die Welt ist in Gott. Wer also Gott sucht, wie man ein Ding unter anderen Dingen sucht, ist von vornherein auf dem Holzweg. Er mag das Unterste zuoberst kehren, es wird vergeblich sein, solange ihm die Differenz nicht bewusst wird: Gott ist nicht „Etwas“, was es neben allem, was es so gibt, auch noch gibt. Gott ist kein Lebewesen, das wir in den Katalog sonstiger Lebewesen aufnehmen könnten. Er gehört nicht in die Reihe der in dieser Welt vorfindlichen Phänomene, weil für uns nur vorfindlich sein kann, was von unserer Art, was nämlich geschöpflich ist. Von allem Geschöpflichem aber ist der Schöpfer strikt unterschieden. Oder sucht man den Maler in den Bildern, sucht man den Töpfer unter den Töpfen und den Komponisten zwischen den Noten? Nein. Der Meister ist nicht das Werk, er steht dem Werk gegenüber. Warum also erwartet man, Gott als Bestandteil dieser Welt zu finden?

2. Die Gottesfrage ist eine Frage, die nicht mittels vernünftiger Beweise oder experimenteller Nachweise entschieden werden kann. Trotzdem aber kann niemand diese Frage auf sich beruhen lassen, um gewissermaßen neutral zu bleiben. Auch hier liegt ein gravierender Unterschied zum Ungeheuer von Loch Ness. Denn wenn die Frage nach dem Ungeheuer derzeit unentscheidbar ist, dann mag das vielleicht unsere Neugier kränken. Ein echtes Problem ist es aber nicht. Denn im Grunde kann uns ja egal sein, was da in Schottlands Seen herumswimmt oder nicht. Mag es da etwas geben oder nicht: Auf mein Leben hat das keinerlei Auswirkungen, es kann mir von Herzen gleichgültig sein. Ich muss mich in diesem Streit nicht entscheiden.

Was aber Gott betrifft, verhält es sich anders. Da muss ich entscheiden. Es bleibt mir gar nichts anderes übrig. Denn auch wenn ich die Frage nach Gott aus meinen Gedanken verdränge: Ich werde durch die Art, wie ich lebe, faktisch die Entscheidung treffen, ob ich mit Gott rechne

oder nicht. Ich behandle meine Kinder wie ein Geschenk Gottes oder ich behandle sie wie mein eigenes Produkt. Ich unterlasse das Böse auch im Verborgenen, weil ich damit rechne, dass Gott mich sieht, oder ich unterlasse das Böse nur, wenn ich dabei von Menschen erwischt werden könnte. Ich benehme mich in der Natur wie ein Gast in Gottes Garten oder ich führe mich in der Natur als Eigentümer und Hausherr auf. Ich finde am Sonntag den Weg in die Kirche, oder ich finde ihn nicht. Ich übe mich in Nächstenliebe oder übe mich nicht. Ich vergebe meinen Schuldigern oder vergebe ihnen nicht.

In alledem entscheide ich faktisch über mein Verhältnis zu Gott, denn die Frage nach meinem Gottesverhältnis ist in jenen anderen Fragen immer mit enthalten. Und dabei ist es völlig gleich, ob ich viele Worte darum mache, dass ich doch nicht wüsste, ob es Gott gibt und unentschieden wäre. Nein, die Ausrede gilt nicht. Denn das Tun meiner Hände und der Weg meiner Füße spricht eine viel klarere Sprache als der Mund. Mögen meine Gedanken auch der Entscheidung ausweichen, so verrät doch mein Tun, dass ich so oder so entschieden habe. Atheist oder Christ zu sein, ist nämlich gar keine theoretische, sondern eine höchst praktische Frage. Ich gehe keinen meiner alltäglichen Schritte in Neutralität: Ich gehe ihn entweder mit oder ohne Gott. Wer sich also vornehm zurückhalten will mit der Begründung, es sei doch ein Wagnis, sich in einer unsicheren Frage auf diese oder jene Seite zu stellen, der macht sich etwas vor. Denn es ist zwar ein Risiko, an Gott zu glauben – es könnte durchaus sein, dass es ihn nicht gibt. Es ist aber kein geringeres Risiko, nicht an Gott zu glauben – denn es könnte durchaus sein, dass es ihn doch gibt. Es ist also keineswegs so wie Gottesleugner es gern darstellen: Dass der Atheist sich nüchtern auf den Boden der gesicherten Erkenntnisse stellt, während der Christ sich auf den schwankenden Boden bloßer Vermutungen begibt. Nein. Vielmehr sind hier alle in einem Boot: Alle wagen etwas, alle können mit ihrer Entscheidung falsch liegen – und doch kommt keiner um diese Entscheidung herum.

3. An dieser Stelle freilich liegt noch einmal ein großer Stolperstein. Denn so fragen uns die vielen Zweifler: Wie kannst du glauben, wenn du doch nicht genau weißt, ob es Gott gibt? Wie kann dein Glaube Gewissheit haben, wenn doch Gottes Dasein nicht gewiss ist? Musst du da nicht deinem Verstand Gewalt antun, musst du nicht ständig Zweifel unterdrücken und wider besseres Wissen so tun als sei sicher, was doch nicht sicher ist? Ist das nicht unwahrhaftig? So fragen uns die, die den Glauben von außen kennen. Wer selbst glaubt, wird sich aber darin missverstanden fühlen. Denn unwahrhaftig wäre unser Bekenntnis ja nur, wenn wir behaupteten zu wissen, was wir nicht wissen.

Als Christen behaupten wir aber gar nicht, von Gott sicheres Wissen zu haben, sondern wir sagen, dass wir an ihn glauben. Und das ist ein Unterschied. Denn im strengen Sinne weiß man nur, was man beweisen kann. Zu beweisen wäre Gottes Dasein aber nur, wenn wir ihn wie einen Tanzbären dem staunenden Publikum zur Begutachtung vorführen könnten. Das lässt Gott natürlich nicht mit sich machen. Er nennt vielmehr die selig, die nicht sehen und doch glauben. Und das ist keineswegs eine Zumutung. Denn der Glaube richtet sich zwar auf Gott. Er hängt aber nicht ab von Beweisen der Existenz Gottes. Ja es mag sogar Tage geben, wo man es nicht mal wahrscheinlich findet, dass Gott existiert. Es gibt Tage, an denen der Himmel leer und die Welt von Gott verlassen scheint. Doch daran zerbricht der Glaube nicht. Sondern es kann durchaus sein, dass er gerade an solchen Tagen an Kraft und Entschlossenheit gewinnt und sagt: „Gott, manchmal spüre ich dich nicht. Aber auch wenn es dich nicht gäbe, würde ich immer noch an dich glauben. Ich würde ein Glaubender bleiben, auch wenn du nicht da wärst. Denn vieles in dieser Welt ist zweifelhaft und ungewiss, Gott. Eins aber ist gewiss: Wenn es dich nicht gäbe, würde ich lieber dein Nicht-Sein mit dir teilen, als in einer

Welt zu leben, die ohne Sinn und Hoffnung ist, weil du ihr fehlst."

Mag sein, dass solches Festhalten an einem Gott, dessen Existenz unsicher ist, zunächst widersinnig und paradox erscheint. Und doch ist viel Erkenntnis, viel Mut und viel Freiheit in diesem Standpunkt. Es steckt die Erkenntnis darin, dass es immer noch besser wäre, im Zeichen des Glaubens zu irren, als im Zeichen des Unglaubens Recht zu haben. Es steckt der Mut darin, das eigene Schicksal bedingungslos mit Gottes Schicksal zu verknüpfen. Und es steckt darin Freiheit gegenüber den Spitzfindigkeiten unserer Vernunft, die das Dasein Gottes mal wahrscheinlich und dann wieder unwahrscheinlich finden mag. Dieser Glaube bleibe nämlich, was er ist, selbst wenn die Atheisten Recht hätten:

Oder würde ein Fisch, wenn man ihm bewiese, dass es kein Wasser gibt, deswegen ein Vogel werden? Nein. Er würde sterben – aber er bliebe ein Fisch. Oder würde ein Vogel, wenn man ihm bewiese, dass es keine Luft gibt, deswegen zum Fisch werden? Nein. Er würde zugrunde gehen – aber er bliebe ein Vogel. Darum gilt dasselbe auch von Christen: Wenn man einem Gläubigen bewiese, dass es Gott nicht gibt, so würde er deswegen kein Heide. Er wäre gescheitert, ja – aber er bliebe ein Glaubender. Und er könnte dann immer noch sagen: Es ist besser, so groß gehofft zu haben und widerlegt zu werden, als diese große Hoffnung nie gekannt zu haben.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Offenbarung

(eng angelehnt an einen Text vom Blaise Pascal)

Ich habe kürzlich einen Radiobeitrag gehört, in dem ein Religionskritiker bestritt, dass Gott „offenbar“ sei. Er meinte, die Anhänger der Religion behaupteten das zu Unrecht. Denn wenn Gott sich wirklich offenbart hätte, dürfte es nicht so viele verschiedene Religionen geben. Wäre Gott so gut zu erkennen wie andere Dinge, müsste man nicht über ihn streiten. Und dem Umstand, dass so Widersprüchliches über Gott gesagt werde, könne man entnehmen, dass er eben nicht so „offenbar“ sei und nicht so klar erkennbar wie andere Dinge. Was für jeden Menschen augenfällig sei, darüber könne man sich schnell einigen, meinte der Mann. Und wenn das bei Gott nicht gelänge, müsse es eben daran liegen, dass er keineswegs so „offenbar“ sei, wie die Religionen das behaupten. Jener Kritiker hielt das für ein schlagendes Argument. Mich aber verblüffte seine Unkenntnis. Denn er verwechselte ja in grober Weise „offenbar“ mit „offensichtlich“ – was in den Religionen niemand tut. Gläubige Menschen behaupten keineswegs, Gott sei in der Welt „offensichtlich“. Denn „offensichtlich“ nennen wir das, was auch der größte Trottel nicht übersehen kann. Über das „Offensichtliche“ muss jeder stolpern, der seine fünf Sinne beieinander hat. Doch Gottes Offenbarung ist da völlig anders, weil sie dem, der sie leugnen will, sehr wohl erlaubt, sie zu leugnen. Wer die Offenbarung übersehen will, kann das tun. Und wenn einer Gotteserkenntnis gar nicht sucht, zwingt sie sich ihm auch nicht auf. Natur und Geschichte weisen zwar deutlich auf Gott hin (Röm 1,18-20). Aber der Mensch kann sich weigern, diesen Hinweisen zu folgen. Die Heilige Schrift zeugt ausführlich von Gott. Aber wer will, kann unterstellen, das seien bloß Gedanken und Worte antiker Autoren. Der Heilige Geist erweist sich in den Gläubigen als überaus lebendig. Aber wer möchte, kann deren religiöses Erleben profan und psychologisch deuten. Gottes Offenbarung erschließt sich überhaupt nur dem, den Gott selbst zur Wahrnehmung seiner Offenbarung befähigt. Denn Gottes Wort schafft selbst die Ohren, die es hören können. Gottes Licht öffnet selbst die Augen, die es dann erleuchtet. Und bei Menschen, die nicht nach ihm fragen, tut Gott das eher selten. Denn während er sich offenbart ist seine Absicht gerade nicht, „offensichtlich“ und für jeden „unübersehbar“ zu werden. Sondern er begegnet uns auf eine solche Weise, dass die Begegnung immer bestritten werden kann – und zugleich so, dass die Begegnung entweder Gemeinschaft begründet oder das Gegenüber von dieser Gemeinschaft ausschließt. Gott manifestiert sich nicht einfach. Er „entblößt“ sich nicht, um anschließend begafft und beurteilt zu werden. Sondern er gibt sich so zu erkennen, dass er damit den Menschen in die Entscheidung zwingt. Denn das Ziel seiner Offenbarung ist nicht allein, den Empfänger über etwas zu „informieren“, sondern diesen Empfänger zu sich neu in Beziehung zu setzen. So hinterlässt Gott zwar reichlich Spuren in unserem Leben. Aber er zwingt uns nicht, diese Spuren zu lesen. Er legt uns seine Offenbarung schriftlich vor – in dem jedermann zugänglichen Dokument des Neuen Testaments. Aber nicht jeder, der hineinschaut, wird automatisch klüger. Und so ist Gott in dieser Welt weder „erkennbar“ für alle noch „unerkennbar“ für alle. Er ist aber immer erkennbar genug, dass ihn jene, die ihn beharrlich suchen, auch finden können. Und diese Eigenart der Offenbarung, dass sie deutlich ist und doch bestreitbar bleibt, ist nicht etwa als Mangel anzusehen, wie Religionskritiker gern unterstellen. Es liegt nicht daran, dass Gott seine Offenbarung nicht deutlicher hinbekommen hätte. Sondern es entspricht einfach seiner Absicht, sich manchen Menschen zu verbergen und sich anderen zu offenbaren (Mt 13,10-15; Joh 12,37-40; Mk 4,10-12; Apg 28,26-27). Blaise Pascal hat das wunderbar erklärt. Er sagt, Gott wollte die Menschen erlösen und wollte denen das Heil eröffnen,

die es suchen würden. Aber die Menschen machten sich dessen so unwürdig, dass es nur gerecht ist, wenn er einigen wegen ihrer Verstocktheit versagt, was er anderen schenkt. Hätte Gott die Hartnäckigkeit auch der Verstocktesten überwinden wollen, so hätte er das natürlich gekonnt. Er hätte sich nur so drastisch und direkt offenbaren müssen, wie er es einst am jüngsten Tag tun wird, wenn er sichtbar in himmlischem Glanz mit all seinen Engeln erscheint. Doch weil sich so viele Menschen der Gnade unwürdig machen, beschloss Gott, sie das Gut entbehren zu lassen, nach dem sie nicht streben. Und dieser Absicht hätte es nicht entsprochen, wenn Gott in einer Weise „offensichtlich“ würde, die zwangsläufig auch den verborgenen Heiden überzeugt. Es wäre aber ebensowenig angemessen, wenn Gott derart verborgen bliebe, dass auch die aufrichtig Suchenden ihn nicht finden könnten. Gottes Absicht war ja, sich denen zu entziehen, die ihn ablehnen, und sich denen zu zeigen, die ihn suchen. Und seine Offenbarung – wie wir sie heute kennen – ist dafür perfekt geeignet. Denn sie ist hell und deutlich genug für alle, die Gott kennen möchten. Und sie ist dennoch dunkel genug für alle, die Gott leugnen und sich gegen ihn verschließen möchten. Pascal sagt:

„Für diejenigen, welche nichts begehren als zu sehen, ist genug Licht da, und genug Finsternis für diejenigen, die eine entgegengesetzte Neigung haben. Es ist genug Klarheit da, um die Erwählten zu erleuchten, und genug Dunkelheit, um sie zu demütigen; genug Dunkelheit, um die Verworfenen blind zu machen, und genug Klarheit, um sie zu verdammen und ihnen alle Entschuldigung zu benehmen. Wäre die Welt nur dazu da, um den Menschen von dem Dasein Gottes zu belehren, so würde seine Gottheit darin von allen Seiten auf eine unbestrittene Weise hervorleuchten. Aber da sie nur da ist durch Christum und für Christum und um die Menschen zu belehren über ihr Verderben wie über die Erlösung, so glänzt alles darin von Beweisen für diese beiden Wahrheiten. Was darin zur Erscheinung kommt, zeigt weder ein gänzlich Ausgeschlossen-Sein noch ein offenkundiges Gegenwärtig-Sein der Gottheit, sondern das Gegenwärtig-Sein eines Gottes, der sich verbirgt.“

Hielte Gott es für richtig, alle Sünder zu verwerfen – wie sie's von Rechts wegen verdienen –, hätte er sich einfach gar nicht geoffenbart (außer zum Vollzug des Gerichts). Hielte Gott es für richtig, unterschiedslos alle Sündern durch seine Barmherzigkeit zu retten, hätte er sich noch viel deutlicher offenbart (und hätte damit jedem seine Gnade aufgedrängt). Doch so wie es nun wirklich ist, dass Gottes Offenbarung jedem zugänglich wird, ohne deswegen zwingend zu sein, so ist es genau passend eingerichtet, um Gottes Absicht zu verwirklichen – dass nämlich jeder Mensch Farbe bekennen muss, indem er entweder Gottes Hinweisen nachgeht oder sie ignoriert, entweder Gottes Gemeinschaft sucht oder sie bewusst meidet. Wäre Gott in der Welt zu offensichtlich, könnte ihn keiner meiden. Und wäre Gott ganz und gar verborgen, könnte ihn keiner suchen. Stünde er unübersehbar vor aller Augen, müssten das auch die zugeben, die ihn hassen. Und gäbe es keine Indizien für sein Dasein, würden auch die Gläubigen nicht wagen, auf Gott zu bauen. So aber, wie es nun ist, bleibt es gleichermaßen ein Wagnis mit Gott zu rechnen wie nicht mit ihm zu rechnen. Gott gibt sich in der Weise zu erkennen, dass er uns die Möglichkeit lässt, ihn zu bestreiten. Und dadurch ist nun jeder Mensch gezwungen, sich auf eine Seite zu schlagen. Was unser moralisches Handeln betrifft, verhält es sich übrigens ähnlich. Würden in dieser Welt die guten Taten sofort belohnt und die bösen Taten immer gleich bestraft, täten bald alle Menschen nur noch das Gute – und hätten praktisch keine Wahl. Doch niemand wüsste dann, ob sie aus guter Neigung das Gute tun – oder bloß aus Berechnung. So aber, wie es sich in der Welt tatsächlich verhält, dass böse Taten oft ungestraft bleiben und gute Taten oft nicht belohnt werden, so verrät unser Verhalten viel eher, wohin unser Herz sich neigt. Und eine ganz ähnliche Situation schafft Gott durch seine gebrochene Erkennbarkeit in dieser Welt. Er offenbart sich nicht dauernd in allem und jedem. Er offenbart

sich aber manchmal in manchem. Er nimmt uns damit weder die Möglichkeit, seine Autorität zu bestreiten, noch die Möglichkeit, sie anzuerkennen. Und so erlaubt er denen, die ihn meiden, dass sie ohne ihn leben. Und er erlaubt denen, die nach ihm verlangen, mit ihm in Gemeinschaft zu treten. Wer nicht glauben will, sieht in Christus nur einen Menschen. Doch vom Heiligen Geist erleuchtet sehen Christen in ihm den Sohn Gottes. Wer nicht glauben will, sieht im Neuen Testament nur antike Schriftstellerei. Doch wer sich dem Heiligen Geist öffnet, liest und hört darin Gottes Wort. Wer skeptisch sein will, findet im Abendmahl nur gewöhnliches Brot und Wein. Doch wer glaubt, empfängt dankbar Christi Leib und Blut. Möchte einer das ganze Christentum auf profane Weise erklären, bleibt ihm das unbenommen. Doch auch das Gegenteil bleibt jederzeit möglich – mit guten Argumenten. Und in jedem Fall besagt die Stellungnahme des Menschen zum Christentum mehr über ihn als über das Christentum. Denn eben dazu hat Gott es vermieden „offensichtlich“ zu sein, dass das Wesen jedes Menschen zu Tage trete. Und er hat es bewusst so eingerichtet, dass der Mensch in der Begegnung mit der Offenbarung verrät, wohin es ihn innerlich zieht. Weder die Vernunft noch die Offenbarung zwingen ihn. Sie nehmen ihm die Entscheidung nicht ab, denn die Optionen „pro“ und „contra“ bleiben begründbar und bestreitbar. Glauben wie Unglauben muss der Mensch „wagen“. Und mag er diesen ungesicherten Zustand auch ärgerlich finden, ist es doch von Gott bewusst so eingerichtet – und dürfte gar nicht anders sein. Denn Vernunft und Offenbarung sollen dem Einzelnen die Entscheidung nicht abnehmen, sondern ihn in die Entscheidung zwingen. Wollte Gott es anders, fiele es ihm leicht, die Welt mit Beweisen seines Dasein zu überfluten, damit alle zu überzeugen und jeden Zweifel verstummen zu lassen. Doch das will er offensichtlich nicht. Sondern er will einen Teil der Verstockten ihrer Verstockung preisgeben, auf dass sie ihren unglückseligen Weg ungestört zu Ende gehen. Pascal sagt:

„Jesus Christus ist gekommen, damit die, welche nicht sahen, sehen sollten, und die da sahen, blind würden, er ist gekommen zu heilen die Kranken und sterben zu lassen die Gesunden, die Sünder zur Buße zu rufen und sie zu rechtfertigen, die aber, welche sich für gerecht hielten, in ihren Sünden zu lassen, die Hungrigen mit Gütern zu füllen und leer zu lassen die Reichen.“

Wollte Gott alle Menschen blind machen, so gäbe es keine Offenbarung. Wollte er alle sehend machen, so gäbe es eine unwidersprechliche Offenbarung. Da er aber die einen blind und die anderen sehend machen will, gibt es eine Offenbarung, die vor den Ungläubigen das meiste verborgen hält – und doch den Gläubigen mehr als genug verrät. Wüsste Gott das anders, so wäre es anders. Wollte er, so könnten wir unseren Glauben den Anhängern der Vernunft mit Vernunftmitteln beweisen – und sie damit „zu ihrem Glück zwingen“. Wir können es aber nicht, weil wir es nicht können sollen. Gott hat andere Pläne. Und darum hat er sich offenbart, ohne dabei „offensichtlich“ zu werden. Was meinen wir also, wenn wir von Gottes Offenbarung reden? Folgt man einfach dem Wortsinn, so wird ein Sachverhalt, der vorher verdeckt und verhüllt war, durch die „Offenbarung“ aufgedeckt und enthüllt. Offenbarung entfernt das, was bisher die Sicht behinderte, und lässt dadurch Verborgenes sehen. Sie nimmt sozusagen die Decke weg, unter der etwas zum Vorschein kommt. Im biblischen Zusammenhang muss man aber gleich ergänzen, dass es sich in doppeltem Sinne um eine „Selbstoffenbarung“ handelt, weil Gott sowohl das Subjekt als auch das Objekt der Enthüllung ist. Er selbst ist der, der offenbart – die Initiative liegt ganz bei ihm. Und er ist zugleich das, was offenbart wird. Gott kontrolliert den Prozess, in dem er sowohl der Enthüllende wie auch der Enthüllte ist. Er zeigt dabei aber nichts anderes als sich selbst in seiner Beziehung zu uns. Und er tut das nicht bloß, damit wir es wie eine neutrale Information zur Kenntnis nehmen. Sondern er teilt sich uns mit, um unsere bis dahin unbewusste und ungesunde Gottesbeziehung durch eine ganz ande-

re und viel bessere zu ersetzen. Offenbarung deckt also eigentlich keinen „Sachverhalt“ auf, sondern stellt mir eine Person gegenüber. Und indem der Mensch die anschaut, entdeckt er, dass er da selbst von einem lebendigen Gegenüber angeschaut wird. Er kann Gott nicht betrachten, ohne zugleich von Gott betrachtet zu werden. Und in dieser überraschenden Situation erfährt er nicht nur neu, wer Gott ist, sondern auch, wer er selbst ist. Denn angesichts der Strenge Gottes wird dem Menschen plötzlich seine Sünde bewusst. Und angesichts der Güte Gottes entdeckt er bei sich selbst die Möglichkeit des Glaubens. Gotteserkenntnis führt ihn unverhofft zu der Selbsterkenntnis, dass er dies lebendige Gegenüber bisher weder in seinem Denken noch in seinem Handeln angemessen berücksichtigt hat. Und damit bringt ihn Gottes Offenbarung in Zugzwang, sich diesem Gott nun entschieden zuzuwenden – oder sich mit aller Konsequenz von ihm abzuwenden. Indem Gott sich „sehen“ lässt, verschafft er sich Geltung. Er fördert aber zugleich zu Tage, was im Menschen steckt. Er öffnet uns die Augen. Doch zu dem, was wir da sehen, müssen wir uns dann auch verhalten. Und so führt Gottes Offenbarung immer auch zu einer Offenbarung des Menschen, der so oder so Farbe bekennt – sich im Glauben öffnet oder im Unglauben verhärtet. Es ist dieselbe Sonnenglut, die das Wachs weich macht und den Ton hart. Und so zeigt Gottes Offenbarung bei jedem Menschen, aus welchem Stoff er gemacht ist. Sie bringt nicht nur ans Licht, wer Gott ist, sondern immer auch, wer wir sind. Denn eben darauf hat es Gott abgesehen, die Beziehung zwischen ihm und uns zu klären. Und – an diesem Ziel gemessen – dürfte die Offenbarung gar nicht anders sein, als sie es ist. Nämlich deutlich genug für alle, die Gott suchen. Und dunkel genug für alle, die sich lieber gegen ihn verschließen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Majestät und Unbegreiflichkeit

Es wird heutzutage viel darüber geredet, was der Kirche fehlt. Fast jeder hat eine Meinung dazu. Und die meisten sind sich darin einig, dass vor allem die Gottesdienste „moderner“, „offener“ und „lebendiger“ sein müssten. Nicht „steif“ und „ernst“ soll es da zugehen, sondern eher „unterhaltsam“. Und wenn die Kritik dann an mich als Pfarrer herangetragen wird, heißt die Forderung oft: „Seien sie doch mal locker“. Nun: Ich habe ernsthaft darüber nachgedacht, warum ich – im Sinne dieser Forderung – nicht „locker“ bin. Und ich bin zu dem Schluss gekommen, dass ich im Rahmen eines Gottesdienstes gar nicht „locker“ sein will. Das aber nun nicht, weil es gegen meine Natur, sondern weil es gegen die Natur des Gottesdienstes verstieße, im Gottesdienst „locker“ zu sein. Der Gottesdienst ist eine Begegnung mit Gott. Die Gemeinde versammelt sich vor Gottes Angesicht, um mit Gott in ein Gespräch einzutreten. Und im Gespräch mit Gott kann nur der „locker“ und „lässig“ sein, der Gott nicht kennt. Gottes Gegenwart gebietet Ehrfurcht, Respekt und konzentrierte Aufmerksamkeit. Darum will ich hier bewusst eine Anti-These vertreten: Was unserer Kirche fehlt, ist nicht „Lässigkeit“ und „Lockerheit“, sondern was uns fehlt, ist eine neue Scheu und Ehrfurcht vor dem Heiligen. Ja, wenn uns nur bewusst wäre, wer uns da im Gottesdienst begegnet! Da würde uns ein heilsamer Schrecken in die Knochen fahren. Und das harmlose pastorale Infotainment, zu dem unsere Gottesdienste vielerorts verkommen sind, würde ganz von selbst aufhören. Denn vor Gott sind wir Staubkörner und Eintagsfliegen. Und wenn er uns zur Rechenschaft zieht, können wir ihm auf tausend Fragen nicht eine Antwort geben.

Um nicht missverstanden zu werden: Wir dürfen trotzdem zu ihm kommen. Gott liebt uns. Aber ich halte das nicht für eine Lizenz zur Lockerheit und Lässigkeit. Gott erbarmt sich. Aber ich halte sein Erbarmen nicht für eine Einladung, mich Gott ebenbürtig zu fühlen. Gott schenkt Gnade. Aber ich halte das Geschenk der Gnade nicht für ein Angebot, dem Heiligen gegenüber zudringlich zu werden. Was schwatzen wir von Gott, als hätten wir mit ihm Schweine gehütet? Wissen wir denn gar nicht, mit wem wir es zu tun haben?

Gewiss ist Gott Mensch geworden! Er wollte uns nahe sein. Er kam uns entgegen in der menschlichen Gestalt Jesu Christi. Und weil Christus unser Bruder wurde, dürfen auch wir Gott unseren lieben Vater nennen. Nur ist uns das durch lange Gewöhnung allzu selbstverständlich geworden. Und es besteht darum die Gefahr, dass aus berechtigtem Gott-Vertrauen eine unguete und plumpe Vertraulichkeit wird. Dabei ist es keineswegs „normal“, dass man Gott ohne Furcht begegnen kann. Im Gegenteil: Alle wirklich Weisen, die je nach Gott gefragt und gesucht haben, erfuhren zuallererst Gottes Unnahbarkeit. Sie erlebten ihn als ein verzehrendes Feuer. Und auch alle großen Religionen dieser Welt zeugen uns zuerst von Gottes heiliger Majestät, der sich kein Mensch ungeschützt nähern kann. Wenn uns aber das Empfinden für diese Distanz abhanden gekommen ist – wie kann man es neu wecken? Ich kenne eine jüdische Legende, die auf drastische Weise erzählt, wie vier Menschen von Gottes Anders-Sein erschüttert werden. Für drei von ihnen hat es schlimme Folgen. Einer aber zeigt, wie diese Erfahrung den Glauben vertiefen und stärken kann:

Die vier Rabbiner, Asai, Elisa, Simon und Akiba, waren eifrig bemüht, Gott zu erkennen. Lange studierten sie mystische Schriften, um in Gottes Geheimnis einzudringen. Eines Tages aber gelang es ihnen und es tat sich ihnen das Tor des Paradieses auf. Gemeinsam schritten sie in den Himmel hinein und näherten sich der unbegreiflichen und furchtbaren Nähe Gottes. Als sie aber wiederkamen, war es schon Abend. Sie schritten riesengroß und dunkel aus der Glut des Westhimmels hervor in schwerem Schweigen. Die anderen Rabbiner aber, die ihnen neu-

gierig entgegengingen, erschranken vor der Verstörung auf ihren Gesichtern. Rabbi Asai ging einfach schweigend in sein Haus und warf sich auf sein Lager, denn er konnte dem Zittern seiner Glieder nicht mehr Einhalt gebieten. Er kehrte sein bleiches Gesicht stumm zur Wand. Er verweigerte Speise und Trank. Sein Gesicht verfiel. Und seine erloschenen Augen harrten dem Tod entgegen.

Da ging Rabbi Simon hinweg von seinem sterbenden Freund und sah sich um, und siehe: Die Welt hatte für ihn alles Maß verloren. Kein Ding stand mehr in einem Größenverhältnis zum andern. Alle Umrisse zerflossen und wälzten sich gegen ihn, wie um ihn auszulöschen. Zeit und Raum waren verschwunden, und alles stürzte in furchtbarer Gleichzeitigkeit und Allgegenwart gegen seine Augen. Da warf er sich zu Boden und hielt sich die Augen zu, aber er konnte sein Schauen nicht verhindern, und er schrie laut und schlug mit dem Kopf gegen die Steine, um den eindringenden Bildern einen Ausweg zu schaffen. Als aber die anderen Rabbiner auf sein entsetzliches Schreien hin herbeigeeilt kamen, da fanden sie ihn in Qualen des Wahnsinns.

Da sprach Rabbi Elisa: „Uns ist das Maß genommen durch das Maßlose, das wir gesehen haben, und die Welt ist uns verwandelt. Alle Weisheit, der wir bisher unser Leben gewidmet haben, was ist sie anderes als ein vom großen Sinn abgesplittertes Stück Sinnlosigkeit, ein vom Ewigen abgebrochenes Stück Vergänglichkeit, eine vom Unendlichen abgetrennte Nichtigkeit! All unsere guten Werke, wiegen nicht mehr als ein Sandkorn. All unsere Frömmigkeit ist noch nicht mal eine halbe Stufe aufwärts zum Göttlichen. Was mühen wir uns so vergeblich unter der nutzlosen Last!“ Da trennte sich Elisa von den anderen Rabbinern und warf sich den Sünden der Welt und der Verzweiflung des Unglaubens in die Arme.

Da erschranken die Verbliebenen und blickten auf Rabbi Akiba, ob sie wohl auch ihn auf so schreckliche Weise verlieren müssten. Und auch er verbarg sein verstörtes Gesicht in den Händen. Als er aber nach langer Zeit Herr über seine Gesichtszüge wurde und aufschaute, da sah er die Bestürzung um ihn her, und er sprach: „Weh uns! Wie tot sind wir, gemessen am Lebendigen! Wie eng sind wir, gemessen am Unendlichen! Wie töricht sind wir, gemessen an der ewigen Weisheit! Aber Gottes Hand ist über uns, und er hat uns diese Form gegeben. An uns ist's, dass wir uns demütig fügen in unsere Gestalt und darin wirken.“ Und Rabbi Akiba stand entschlossen auf und ging ins Lehrhaus, um zu lehren Ewiges in den armen Formen der Erde. Und er wurde der größte Lehrer seines Zeitalters...

Viele werden diese Geschichte befremdlich finden. Denn sie widerspricht dem verbreiteten Bild vom harmlosen, „lieben“ Gott. Sie widerspricht auch dem Trend zur kundenfreundlichen Kuschelreligion. Und doch leuchtet ein, was man uns da im Gewand der Legende mitteilt: Träten wir Gott ungeschützt gegenüber, so ginge es uns nicht anders als diesen vier Rabbinern. Auch wir wären dann bedroht von Wahnsinn, Tod und Verzweiflung. Was da gesagt wird über das dramatische Gefälle zwischen Gott und Mensch, das ist kein bisschen übertrieben. Es stimmt, was Rabbi Akiba sagt: „Gemessen am Lebendigen sind wir tot. Gemessen am Unendlichen sind wir eng. Gemessen an der ewigen Weisheit sind wir töricht.“ Diese Beschränkungen aber annehmen zu können, weil sie uns von Gott auferlegt wurden, das ist wichtig. Denn dann gerät unser Glaube bei aller Vertrautheit mit Gott doch nie zur plumpen Vertraulichkeit. Und wir vergessen dann auch nicht, dass wir es zu tun haben mit dem Herrn über Leben und Tod. Ich empfinde es als ein Wunder, wenn wir Sünder vor Gottes Augen bestehen können. Es ist Gottes Gnade, dass uns nicht seine schiere Gegenwart zerstört. Es ist Gnade, dass wir nicht unter seinem Blick zerschmelzen wie Wachs. Es ist Gnade, dass wir nicht ersaufen in diesem Ozean von Macht und Weisheit. Diese Gnade aber zur Selbstverständlichkeit zu entwerten,

indem ich dem Heiligen „locker“ begegne, das lasse ich mir nicht einfallen. Den Respektlosen und Zudringlichen entzieht sich Gott – den Demütigen aber öffnet er sein Herz. Auch Mose musste die Schuhe ausziehen, bevor er sich dem brennenden Dornbusch nähern durfte. Danach begegnete er Gott. Der moderne Mensch aber, der so oft klagt, Gott rede nicht zu ihm, sollte über diesen Vorgang nachdenken. Es mangelt nämlich nicht an Dornbüschen. Aber nur wer bereit ist, die Schuhe auszuziehen, wird sie brennen sehen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Wesen und Eigenschaften

Die christliche Lehre von Gott orientiert sich am Zeugnis der Heiligen Schrift und beschreibt darum Gott mit zahlreichen „Eigenschaften“. Sie entspricht damit dem Interesse der Glaubenden, nicht nur etwas über das Da-Sein, sondern auch etwas über das So-Sein Gottes zu erfahren. Man will nicht nur wissen, dass er ist, sondern auch wie er ist. Und die Lehre von Gottes Eigenschaften antwortet darauf. Damit sie es aber in verantwortlicher Weise tut, ist mancherlei zu beachten:

→ Eigenschaftsbegriffe können auf Gott nicht in derselben Weise angewandt werden, wie auf Menschen (univok), denn Gottes Wirklichkeit ist von der menschlichen radikal verschieden. Eigenschaftsbegriffe können in der Anwendung auf Gott aber auch nichts völlig anderes besagen als in der Anwendung auf den Menschen (äquivok), weil sie sonst jeden Sinn verlören. Nur im Sinne einer Ähnlichkeit (analog), können sie Verwendung finden. Doch auch dann gilt noch der Grundsatz: **„...von Schöpfer und Geschöpf kann keine Ähnlichkeit ausgesagt werden, ohne dass sie eine größere Unähnlichkeit zwischen beiden einschlösse.“** Anders gesagt: Gott ist immer größer als alles, was in menschlichen Worten eingefangen und ausgesagt werden kann.

→ Gottes Eigenschaften sind nicht von dem zu trennen, was über das „Wesen“ Gottes gesagt wird. Denn sonst entsteht der Eindruck, das als „Wesen“ Gottes bestimmte sei in irgendeinem Sinne grundlegender als die ihm zugeordneten „Eigenschaften“. Tatsächlich gibt es bei Gott keinen Unterschied von „wesentlichen“ und bloß „zufälligen“ Eigenschaften. Alle Eigenschaften Gottes sind unmittelbarer Ausdruck seines Wesens. Keine könnte fehlen. Keine ist nachrangig. Und ein Wesen Gottes jenseits seiner Eigenschaften kann auch gar nicht sinnvoll beschrieben werden.

→ Gottes Eigenschaften sind von menschlichen Eigenschaften dadurch unterschieden, dass Gott niemals Eigenschaften „hat“, ohne sie zu betätigen. Und er betätigt sie nie anders, als dass er zugleich die jeweilige Eigenschaft „ist“. Gott „hat“ also die Eigenschaft der Gerechtigkeit nicht anders, als indem er „gerecht“ handelt. Und er handelt nicht anders „gerecht“ als indem er zugleich selbst die Gerechtigkeit „ist“. Ist Gott „Schöpfer“, so ist sein schöpferisches Wirken nicht eine Folge oder Konsequenz dessen, sondern ist mit seinem Schöpfer-Sein identisch. „Herrscher“ ist Gott, indem er Herrschaft ausübt, und „Erlöser“, indem er erlöst. „Ruhende“ oder „inaktive“ Eigenschaften Gottes kann es nicht geben, denn Wesen und Wirken Gottes sind eins.

→ Gottes Eigenschaften sind nicht spekulativ aus einer philosophischen Gotteslehre abzuleiten, sondern müssen sich aus dem (biblisch bezeugten) Handeln Gottes ergeben. Denn anders als in seinem Handeln, ist Gott nicht offenbar. Seine Eigenschaften stehen darum in der Theologie nicht von vornherein fest, sondern müssen sich an der Gesamtheit von Schöpfung, Erlösung und Vollendung bewähren. Die Glaubenslehre insgesamt zeugt von „Gottes großen Taten“. Und sie beschreibt damit das „So-Sein“ Gottes angemessener und authentischer, als es durch nachträglich abstrahierte Eigenschaftsbegriffe geschehen kann.

→ Die Lehre von Gottes Eigenschaften hat ihren Ursprung im biblischen Zeugnis, wo in erster

Linie nicht „von“ Gott, sondern „zu“ Gott geredet wird. Und die Frage muss erlaubt sein, ob z.B. die Jubelrufe eines Psalmbeters ohne Weiteres aus der Situation der existentiellen Betroffenheit herausgelöst und in die abstrakte Begriffswelt einer allgemeinen Gotteslehre versetzt werden dürfen. Auf der einen Seite stehen Beziehungsgeschehen, persönliches Widerfahrnis und Zeugnis. Auf der anderen aber verallgemeinerte theologische „Lehrsätze“. Der Zusammenhang beider wird nur glaubhaft sein, wenn der, der von Gottes Eigenschaften redet, dabei zugleich von sich selbst redet.

→ Menschen mögen es nicht, wenn man sie auf bestimmte Eigenschaften festlegt und sich ein starres Bild von ihnen macht. Wenn es heißt „Du warst schon immer so und so...“, wehrt sich der Betroffene. Kann es dann aber richtig sein, Gott auf bestimmte Eigenschaften festzulegen? Kann der theologische Verstand ihn mit Begriffen begreifen und fixieren? Oder entspricht es eher der Freiheit Gottes, sich stets neu als der zu erweisen, der er sein will? Sind uns nicht gerade deshalb Bilder Gottes verboten? Gott sprach zu Mose: „Ich werde sein, der ich sein werde“ (2.Mose 3,14). Eigenschaftslehre kann darum Gottes Sein nie „festschreiben“.

→ Die Rede von den „Eigenschaften“ Gottes erweist sich als Problem, wenn diese wie Eigenschaften einer Substanz aufgefasst werden. Ein Werkstoff hat feste „Eigenschaften“, weil Stahl eben hart ist und Butter weich. Wenn Butter plötzlich stahlhart wäre, wäre sie keine Butter mehr. Und wenn Stahl butterweich wäre, würden wir nicht mehr von Stahl reden. Wenn Feuer nicht mehr heiß wäre, und Wasser nicht mehr nass, würden wir es nicht mehr Feuer oder Wasser nennen. Substanzen „können nicht anders“. Aber in diesem Sinne muss Gott nicht gütig oder liebend sein. Er kann durchaus „anders“. Es ist nicht etwa seine Natur, zu vergeben! Er erweist sich zwar in konkreten Beziehungen als „liebend“ und wird dann als liebend gelobt. Aber festgelegt ist er damit nicht. Denn wenn ich sage: „Der und der ist ein freundlicher Mensch“, dann habe ich diese Person nicht darauf festgelegt, sie müsse immer, überall und zu jedem freundlich sein!

(Die Umschreibungen der im Folgenden genannten Eigenschaften folgt: Johann Friedrich König, *Theologia positiva acroamatica*, Rostock 1664)

Von-sich-selbst-sein Die Unabhängigkeit Gottes im Sein besteht darin, dass er selbst von keiner anderen Ursache abhängt, sondern aus sich selbst ist.

Offb 1,8 / „Ich bin das A und das O, spricht Gott der Herr, der da ist und der da war und der da kommt, der Allmächtige.“ *2.Mose 3,14* / „Gott sprach zu Mose: Ich werde sein, der ich sein werde. Und sprach: So sollst du zu den Israeliten sagen: »Ich werde sein«, der hat mich zu euch gesandt.“

Unveränderlichkeit Die Unwandelbarkeit ist die fortwährende Selbstübereinstimmung des göttlichen Wesens und aller seiner Vollkommenheiten, die jede naturhafte wie moralische Veränderung völlig ausschließt.

Jak 1,17 / „Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts, bei dem keine Veränderung ist noch Wechsel des Lichts und der Finsternis.“ *Ps 102,26-28* / „Du hast vorzeiten die Erde gegründet, und die Himmel sind deiner Hände Werk. Sie werden vergehen, du aber bleibst; sie werden alle veralten wie ein Gewand; wie ein Kleid wirst du sie wechseln, und sie werden verwandelt werden. Du aber bleibst, wie du bist, und

deine Jahre nehmen kein Ende."

Unermesslichkeit Die Unermesslichkeit ist die einfache Unbegrenzbarkeit des göttlichen Wesens durch irgendein geschaffenes Wo.

1.Kön 8,27 / „Aber sollte Gott wirklich auf Erden wohnen? Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel können dich nicht fassen - wie sollte es dann dies Haus tun, das ich gebaut habe?“ Jer 23,23-24 / „Bin ich nur ein Gott, der nahe ist, spricht der HERR, und nicht auch ein Gott, der ferne ist? Meinst du, dass sich jemand so heimlich verbergen könne, dass ich ihn nicht sehe? spricht der HERR. Bin ich es nicht, der Himmel und Erde erfüllt? spricht der HERR.“

Ewigkeit Die Ewigkeit Gottes ist die unbegrenzte Fortdauer des göttlichen Wesens, die gänzlich jedes Nacheinander ausschließt.

Ps 90,2-4 / „Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Der du die Menschen lässt sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder! Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache.“

Allgegenwart Gottes Allgegenwart ist seine wesenhafte göttliche Anwesenheit bei den Geschöpfen.

Ps 139,7-10 / „Wohin soll ich gehen vor deinem Geist, und wohin soll ich fliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da; bettete ich mich bei den Toten, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten.“

Lebendigkeit Das den Ursprung des göttlichen Handelns bezeichnende Prinzip ist das Leben, durch das sich das göttliche Wesen als immer tätig erweist.

Joh 5,26 / „Denn wie der Vater das Leben hat in sich selber, so hat er auch dem Sohn gegeben, das Leben zu haben in sich selber...“

Vollkommenheit Die Vollkommenheit Gottes besteht darin, dass er von allem Mangel frei und in sich selbst für sich selbst unendlich genügend ist.

Mt 5,48 / „Darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

Unbegreiflichkeit Die Unbegreiflichkeit Gottes besteht darin, dass er von einem begrenzten Verstand nicht vollkommen begriffen werden kann.

Jes 55,8-9 / „Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der HERR, sondern soviel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken.“ Jes 40,28 / „Weißt du nicht? Hast du nicht gehört? Der HERR, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt, sein Verstand ist unausforschlich.“ Jes 45,15 / „Fürwahr, du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, der Heiland.“ 1.Tim 6,16 / „...der allein Unsterblichkeit hat, der da wohnt in einem Licht, zu dem niemand kommen kann, den kein Mensch gesehen hat noch sehen kann. Dem sei Ehre und ewige Macht! Amen.“

Allwissenheit Die Allwissenheit Gottes ist das, wodurch er mit einem einfachen und ewigen Erkenntnisakt alles weiß, was war, ist, sein wird oder auf irgendeine Weise überhaupt sein kann.

Ps 139,1-4 / „HERR, du erforschest mich und kennest mich. Ich sitze oder stehe auf, so weißt

du es; du verstehst meine Gedanken von ferne. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege. Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, HERR, nicht schon wüsstest."

Allmacht Allmacht ist das Prinzip, durch welches Gott unabhängig und kraft der ewigen Tätigkeit seines Wesens schlechthin alles tun kann, was keinen Widerspruch in sich schließt.

Jes 46,9-11 / „Gedenket des Vorigen, wie es von alters her war; Ich bin Gott, und sonst keiner mehr, ein Gott, dem nichts gleicht. Ich habe von Anfang an verkündigt, was hernach kommen soll, und vorzeiten, was noch nicht geschehen ist. Ich sage: Was ich beschlossen habe, geschieht, und alles, was ich mir vorgenommen habe, das tue ich... Wie ich's gesagt habe, so lasse ich's kommen; was ich geplant habe, das tue ich auch." Ps 115,3 / „Unser Gott ist im Himmel; er kann schaffen, was er will." 1. Mose 18,14 / „Sollte dem HERRN etwas unmöglich sein?"

Weisheit Die Allweisheit Gottes ist das, wodurch er all das auf allervollkommenste Weise durchdringt, was das Urteilsvermögen der Menschen und Engel unendlich übersteigt.

1. Kor 2,6-7 / „Wovon wir aber reden, das ist dennoch Weisheit bei den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieser Welt, auch nicht der Herrscher dieser Welt, die vergehen. Sondern wir reden von der Weisheit Gottes, die im Geheimnis verborgen ist, die Gott vorherbestimmt hat vor aller Zeit zu unserer Herrlichkeit..." Röm 16,27 / „...dem Gott, der allein weise ist, sei Ehre durch Jesus Christus in Ewigkeit! Amen." Hiob 12,13 / „Bei Gott ist Weisheit und Gewalt, sein ist Rat und Verstand."

Heiligkeit Die Heiligkeit Gottes ist die höchste und von jeder Befleckung freie Reinheit Gottes, welche die geschuldete Reinheit vom Geschöpf fordert und ihr Gegenteil verabscheut.

Offb 4,8 / „Und eine jede der vier Gestalten hatte sechs Flügel, und sie waren außen und innen voller Augen, und sie hatten keine Ruhe Tag und Nacht und sprachen: Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr, der Allmächtige, der da war und der da ist und der da kommt." 1. Sam 2,2 / „Es ist niemand heilig wie der HERR, außer dir ist keiner, und ist kein Fels, wie unser Gott ist." 3. Mose 19,2 / „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, der HERR, euer Gott."

Gerechtigkeit Die Gerechtigkeit Gottes ist die höchste Richtigkeit des göttlichen Willens, die vom vernunftbegabten Geschöpf fordert, was recht und gerecht ist.

Ps 9,8-9 / „Der HERR aber bleibt ewiglich; er hat seinen Thron bereitet zum Gericht, er wird den Erdkreis richten mit Gerechtigkeit und die Völker regieren, wie es recht ist." Röm 2,5-8 / „Du aber mit deinem verstockten und unbußfertigen Herzen häufst dir selbst Zorn an auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes, der einem jeden geben wird nach seinen Werken: ewiges Leben denen, die in aller Geduld mit guten Werken trachten nach Herrlichkeit, Ehre und unvergänglichem Leben; Ungnade und Zorn aber denen, die streitsüchtig sind und der Wahrheit nicht gehorchen, gehorchen aber der Ungerechtigkeit..."

Wahrhaftigkeit Das lenkende Prinzip, demgemäß Gott die Ratschlüsse seines Verstands machtvoll ausführt, ist die Wahrhaftigkeit, durch die er in Worten und Taten der Allerwahrhaftigste ist.

4. Mose 23,19 / „Gott ist nicht ein Mensch, dass er lüge, noch ein Menschenkind, dass ihn etwas gereue. Sollte er etwas sagen und nicht tun? Sollte er etwas reden und nicht halten?" Mt 24,35 / „Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen." Ps

33,4 / „Denn des HERRN Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiss.“

Güte Die Güte Gottes besteht darin, dass er von sich selbst und durch sich selbst gut ist.

Das bewegende Prinzip seiner Güte umfasst seine Liebe, Gnade, Barmherzigkeit und Geduld.

5. Mose 32,3-4 / „Gebt unserm Gott allein die Ehre! Er ist ein Fels. Seine Werke sind vollkommen; denn alles, was er tut, das ist recht. Treu ist Gott und kein Böses an ihm, gerecht und wahrhaftig ist er.“ Ps 86,15 / „Du aber, Herr, Gott, bist barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte und Treue.“ Mt 19,16-17 / „Und siehe, einer trat zu ihm und fragte: Meister, was soll ich Gutes tun, damit ich das ewige Leben habe? Er aber sprach zu ihm: Was fragst du mich nach dem, was gut ist? Gut ist nur Einer. Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Ort und Gottes Haus

Wer Kinder hat, wird wissen, dass Kinder die allerbesten und allerschwersten Fragen stellen – Fragen nämlich, die uns durch ihre Kürze und Direktheit entwaffnen und unser vermeintliches Wissen sehr auf die Probe stellen. Eine solche Frage aber, die spätestens im Kindergartenalter aufgeworfen wird lautet: „Wo ist Gott?“

So schlicht die Frage ist, so schwer ist sie doch zu beantworten. Denn: Wo ist Gott? Sollte man dem Kind sagen „Gott ist im Himmel“, oder lieber „Gott ist überall“? Soll man sagen „Gott wohnt in der Kirche, denn das ist Gottes Haus“, oder einfach „Gott ist bei uns“? Sollte man die Frage vielleicht zurückweisen, weil sie auf dem Missverständnis beruht, Gott sei ein körperliches Wesen, das man irgendwo in Raum und Zeit lokalisieren könnte? Wenn man aber einwendet, Gott sei nicht körperlich, sondern geistig und unsichtbar, wird das Kind sich dann nicht so etwas vorstellen wie ein „Gespenst“?

Nun – es ist kein Wunder, wenn die Eltern da ins Stammeln kommen, und die Kinder mit den Antworten unzufrieden sind, denn alle Beteiligten sind es gewohnt, dass Dinge oder Personen, die „existieren“, irgendwo in Raum und Zeit existieren – **in** der uns bekannten Welt. Man setzt voraus, dass also auch Gott in der Welt enthalten sein müsse, und sucht den Schöpfer irgendwo zwischen seinen Geschöpfen. Dass aber nicht Gott in der **Welt**, sondern die Welt in **Gott** enthalten ist, und der Schöpfer kein Bestandteil der Schöpfung, sondern ihr Gegenüber, das können sich schon Erwachsene schwer vorstellen. Wie sollen es da die Kinder begreifen? Doch gehen wir ruhig einmal die kindgerechten Antworten durch, um zu sehen, wie weit wir damit kommen:

1.

Die erste Ortsangabe, die uns einfällt, wenn Kinderaugen uns fragend anblicken, lautet wahrscheinlich „Gott ist im Himmel“. Und in der Tat kann man sich dafür auf die Bibel, und auf Jesus selbst berufen. Hat Jesus nicht seine Jünger gelehrt zu beten „Vater unser in dem Himmel...“? Es scheint, dass wir mit dieser Auskunft auf der sicheren Seite wären. Nur, wenn dann die neugierigen Kinderaugen zu den Wolken wandern, haben wir ein Problem. Denn wenn sie in den sommerlichen Himmel blinzeln, um zwischen den Wolken hindurch vielleicht einen Blick auf Gott zu werfen, entdecken sie nichts – oder höchstens einen Düsenjet. Und wir merken, dass sich das Verhältnis des Menschen zu jenem Himmel da oben verändert hat. Zur Zeit Jesu war der Himmel noch der Inbegriff des für Menschen unzugänglichen Raumes – und dadurch eine geeignete Metapher für den Raum Gottes. „Im Himmel“ hieß: Außer unserer Reichweite, jenseits, uns entzogen, weit über uns, zu hoch für uns, überlegen. Heute aber ist der Himmel zugänglich geworden. Luft- und Raumfahrt haben ihn für den Menschen erschlossen. Und jeder, der schon mal mit dem Urlaubsflieger nach Mallorca gejettet ist, weiß, wie die Wolken von oben aussehen. So haben Luft- und Raumfahrt für den Reisenden zwar Vorteile gebracht. Zugleich aber haben sie den Himmel als Symbol für die Weltüberlegenheit und Ferne Gottes unbrauchbar werden lassen.

Spätestens seit Juri Gagarin, der sowjetische Kosmonaut, von seinem ersten Weltraumflug zurückkehrte und der staunenden Öffentlichkeit verkündete, er habe unterwegs im Weltall Gott nicht gesehen – es gebe Gott also gar nicht – müssen wir anders vom Himmel reden, müssen nämlich so reden, dass naive Verwechslungen ausgeschlossen sind: Jeder muss wissen, dass das wolkenverhangene Blau über uns nicht der Wohnort Gottes ist. Denn heute, da wir den Himmel bereisen können, bringt der Satz „Gott ist im Himmel“ nicht mehr Gottes Unum-

schränktheit zum Ausdruck, sondern ist – wörtlich genommen – sogar eine Einschränkung Gottes, weil man Gott dadurch im Himmel **lokalisiert**. Ist er aber da oben irgendwo ausfindig gemacht, wo der Himmel ist, so wird schnell gefolgert, dass er auf der Erde **nicht** sei. Obwohl Himmel und Erde den Schöpfer nicht fassen, verweist man Gott in eine begrenzte himmlische Provinz. Die Wolken sollen dann sein Refugium sein, während die Erde anderen Mächten vorbehalten bleibt. Und das ist ziemlich genau das Gegenteil von dem, was Jesus sagen wollte, als er uns zu beten lehrte „Vater unser in dem Himmel...“. Was aber können wir Kindern antworten, wenn wir das problematisch gewordene Bild vom „lieben Gott im Himmel“ vermeiden wollen?

2.

Sollen wir lieber sagen: „Gott ist überall“? Auch dabei hätten wir festen biblischen Boden unter den Füßen. Denn der 139. Psalm bezeugt in jeder Zeile Gottes „Allgegenwart“. Mit Blick auf diesen Psalm dürfen wir jene Frage „Wo ist Gott?“ getrost mit der Gegenfrage beantworten: „Wo ist Gott nicht?“ Gott ist nämlich an keinem speziellen Ort, weil er an jedem Ort ist. Er umgibt uns wie die Luft, die wir atmen – so allgegenwärtig und so selbstverständlich, dass wir gar nicht merken, dass er da ist. Wir schwimmen sozusagen in Gott, wie Fische im Wasser schwimmen, denn er ist überall. Er ist klein genug, um in jedem Wurm und in jedem Staubkorn drinnen zu sein. Und er ist groß genug, um Himmel und Erde zu umfassen. Er ist in uns, und wir sind in ihm. Er ist in allem, alles ist in ihm – und nichts ist außerhalb von ihm. Denn wäre Gott irgendwo nicht, zöge er sich mit seiner schöpferischen Kraft aus irgendeinem Winkel der Welt zurück, so zerfiele dieser Teil der Welt augenblicklich in Nichts.

Nichts, was wir kennen, könnte sein, wenn es nicht wäre in Gott und durch Gott. Darum ist es völlig korrekt, wenn wir sagen „Gott ist überall“. Und doch hat die Sache wieder einen Haken, so wie schon das mit dem Himmel einen Haken hatte. Denn so richtig die Auskunft ist – „Gott ist allgegenwärtig“ – so überfordert sie doch unseren Verstand. Oder können sie sich wirklich eine Person vorstellen, die überall gleichzeitig ist? Diese Abstraktion ist nicht nur für Kinder zu hoch, sondern auch für Erwachsene. Denn Personen kennen wir nur in Verbindung mit einem Leib – und ein Leib nimmt immer nur begrenzten Raum ein. Die Vorstellung, eine Person sei überall, ist darum mehr oder weniger identisch mit der Vorstellung, sie sei nirgends. „Überall“ und „nirgends“ – das ist für uns aber irgendwie dasselbe. Wer nirgends nicht ist, ist anscheinend überall ein bisschen – und wer überall ein bisschen ist, ist nirgends richtig. Die Auskunft, „Gott ist überall“, ist darum weniger eine Ortsangabe als die Verweigerung einer Ortsangabe.

Weil es eine gut begründete Verweigerung ist, kann man an ihr festhalten. Denn nie ist Gott so „da“, dass man mit dem Finger auf ihn zeigen könnte. Aber leider unterscheiden die meisten Menschen wenig zwischen „nicht-da-sein“ und „nicht-sein“. Ist Gott nicht da oder dort, so ist er für viele gar nicht, denn sie stellen sich vor, die Wirklichkeit bestehe nur aus materiellen Körpern in dreidimensionalen Räumen. Und sagen wir ihnen, Gott sei unsichtbar und erfülle jeden Raum, so folgern sie nur, dass er wohl „gasförmig“ ist. Natürlich könnte man diese Leute eines Besseren belehren, indem man sie zu einem Höhenflug der Abstraktion ermutigt. Man könnte ihnen erklären, dass es neben Höhe, Breite, Tiefe und zeitlicher Erstreckung wahrscheinlich noch viele weitere Dimensionen gibt, von denen wir nichts wissen. Und man könnte sie zu der Einsicht führen, dass wenn schon die geschöpfliche Wirklichkeit über unser dreidimensionales Denken hinausreicht, doch erst recht der Schöpfer unsere Maßstäbe sprengen muss. Es würde daraus vielleicht ein interessantes philosophisches Gespräch. Aber meinen sie, damit wäre den Kindern geholfen, die doch wissen wollen, wo Gott ist?

Nein: Kinder können wohl staunen über jenen Gott, der in allem drin ist und doch von nichts umschlossen wird, der die Welt erfüllt und doch zugleich über und außer allem Weltlichen ist. Aber wüsste Kinder hinterher, wo sie Gott suchen soll? Nein. Sie wäre belehrt, aber nicht befriedigt. Denn hinter der Frage „Wo ist Gott?“ steht ja nicht nur Neugier, sondern eigentlich steht dahinter der Wunsch, diesem Gott begegnen zu können. Man erkundigt sich nach dem Ort Gottes, um ihn an seinem Ort aufsuchen und ihn sozusagen treffen zu können. Man erkundigt sich, um den Weg zu Gott zu finden und seiner angesichtig zu werden. Wenn aber die Antwort lautet: Er ist überall, so ist das unbefriedigend. Denn dann greife ich zwar in die Luft und glaube: Er ist da. Ich fasse ein Holz und glaube: Er ist drin. Ich trinke Wasser und weiß Gott gegenwärtig auch in diesem Wasser. Aber das alles ist mir nichts nütze, denn diese Formen seiner Gegenwart sind unpersönlich. Gott ist auf diese Weise zwar da – aber er ist nicht für mich da.

3.

Und darum gilt es zu begreifen, was schon Luther wusste, und in knappen Worten auf den Punkt brachte, als er sagte, es sei ein großer Unterschied zwischen Gottes Gegenwart und unserem Greifen. Denn Gott sei zwar überall gegenwärtig, aber er sei es in freier und ungebundener Weise. Er ist zwar da, aber man kriegt ihn nicht zu packen. Er ist immer da, aber er ist nicht immer für uns da. Sondern nur dann ist er für uns da, wenn er sich durch sein Wort an einen bestimmten Ort, eine Zeit oder einen Ritus gebunden hat. Nur dort bekommen wir ihn zu packen, wo er gesagt hat: Da sollt ihr mich packen. Nur dort finden wir ihn, wo er von uns gefunden werden will. Denn nur an diesem bestimmten Ort hat Gott sich unserem beschränkten Vorstellungsvermögen angepasst. Er hat an bestimmter Stelle in dieser Welt Wohnung genommen, damit wir ihm in Raum und Zeit begegnen können. Und welcher Ort das ist, ist kein Geheimnis. Denn Gott wohnt auf Erden im Hause Gottes, im Gotteshaus, in unseren Kirchen. Das aber natürlich nicht, weil ihn die Kirchenmauern fassen könnten. Sondern weil Gott seiner Gemeinde versprochen hat, ihr nahe zu sein. Jesus Christus spricht: *„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“*

Dort also, wo Menschen auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft werden, dort, wo Gottes Wort ausgelegt, und das Sakrament des Abendmahles empfangen wird – dort kann man auch der göttlichen Gegenwart gewiss sein. Denn Gott wohnt im Sakrament, das er seiner Kirche anvertraut hat, und er ist präsent im Wort der Heiligen Schrift. Wenn wir aus der Bibel vorlesen, spricht er durch unseren Mund. Wenn wir Abendmahl feiern, schließt er seine ganze Kraft und Gottheit ein in Wein und Brot. Und wenn wir taufen, lässt er das Wasser sein Transportmittel und Vehikel sein.

Gott macht sich wahrhaftig ganz klein, damit wir ihn fassen, annehmen und aufnehmen können. Wer dürfte also jammern, er wüsste nicht, wo Gott ist, und könne ihn nicht finden? Nein, müssen wir dem sagen: Suche Gott doch nicht im Himmel, wo die Flugzeuge fliegen, suche ihn nicht in der Abstraktion, wo alle Vorstellungen enden, suche ihn nicht in dir selbst, wo du genau so gut einem Dämon begegnen kannst, und suche ihn auch **nicht** vorrangig in der Natur, die vieldeutig und grausam ist, sondern suche Gott dort, wo der Allgegenwärtige dir gegenwärtig und fasslich werden will: Stecke deine Nase in die Heilige Schrift, suche Gott in der Kirche, suche ihn im Abendmahl und schau vor allem auf Jesus Christus. Denn du wirst Gott nie mit dem Zollstock ausmessen und auch nicht mit deinen Gedanken, du wirst ihn nie mit den Fingern greifen und nie in eine Schublade stecken. Das aber heißt Gott fassen und ergreifen, wenn dein Herz ihn ergreift, sich an ihn hängt und sich auf ihn verlässt. Denn wo einer sich auf Christus verlässt, wird er staunen und wird entdecken, dass der Gott, von dem er dachte,

er sei unauffindbar fern, ihm viel näher ist, als er sich selbst – und die verbleibende, sehr begreifliche Unbegreiflichkeit Gottes muss ihn dann gar nicht weiter stören. Denn Luther hat Recht mit dem, was er einmal (mehr anbetend als erklärend) bekannte:

„Gott ist nicht ein ausgereckt, lang, breit, dick, hoch, tief Wesen, sondern ein übernatürlich, unerforschlich Wesen, das zugleich in einem jeglichen Körnlein ganz und gar und dennoch in allen und über allen und außer allen Kreaturen sei. Darum bedarfs keines Umzäunens hier; denn ein Leib ist der Gottheit viel, viel zu weit und könnten viel tausend Gottheit drinnen sein, wiederum auch viel, viel zu enge, dass nicht eine Gottheit drinnen sein kann. Nichts ist so klein, Gott ist noch kleiner, nichts ist so groß, Gott ist noch größer, nichts ist so kurz, Gott ist noch kürzer, nichts ist so lang, Gott ist noch länger, nichts ist so breit, Gott ist noch breiter, nichts ist so schmal, Gott ist noch schmaler, und so fort an, ist's ein unaussprechlich Wesen über und außer allem, das man nennen oder denken kann.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Unsere Zeit und Gottes Ewigkeit

Mit jedem neuen Jahr breitet Gott 365 nagelneue Tage vor uns aus: 52 lange Wochen, 12 ganze Monate. Und doch – kaum, dass der Neujahrstag vergangen ist – scheint die Zeit schon wieder an allen Ecken und Enden zu fehlen. Bald beginnt wieder das Rennen und Hasten der Menschen, die immer sagen, sie hätten keine Zeit – gerade so als wäre Zeit ein Rohstoff, der nur noch heute zur Verfügung steht und morgen schon aufgebraucht sein kann. Bedauerlich ist das. Und doch auch irgendwie verständlich. Denn in der Tat weiß ja keiner von uns, wann seine Zeit aufgebraucht ist. Denken wir zurück an die Jahrhunderte, die seit Christi Geburt vergangen sind, so erscheint uns dieser Zeitraum wie eine Ewigkeit. Und mit Erschrecken wird uns bewusst, dass unser eigenes Dasein geschichtlich betrachtet dem Leben einer Eintagsfliege gleich. Mag es auch 80 oder 90 Jahre wären, so ist es doch nicht mehr als eine Momentaufnahme, ein kurzer Augenblick, ein kleines Gastspiel, das wir auf Erden geben.

Haben wir es wohl deswegen immer so eilig? Ja, hinter unserem Bemühen, den gegenwärtigen Tag voll auszuschöpfen, steht die Erfahrung, dass das, was wir unsere Gegenwart nennen, nur ein schmaler Grat ist im Fluss der Zeit. Dass sie jetzt dies lesen, war gestern noch nicht wahr und nicht sicher. Es war verborgen im dunklen Raum des noch Zukünftigen, so dass gestern keiner mit Bestimmtheit hätte sagen können, dass es heute geschehen würde. Jetzt im Moment ist es Wirklichkeit. Aber – ach je: In einer Stunde ist es schon wieder Vergangenheit und ist hineingestürzt in den Abgrund des Nicht-mehr-Wirklichen, das mühsam erinnert werden muss, wenn es präsent sein soll.

Zwischen dem „noch-nicht“ der Zukunft und dem „nicht-mehr“ der Vergangenheit dehnt sich eben nur der schmale Spalt des jetzt gegenwärtigen Augenblickes. Jetzt währt er noch – doch in der nächsten Sekunde hat ihn schon der reißende Fluss der Zeit hinweggespült. Gewiss: wir sind daran gewöhnt. Wir haben es nie anders gekannt. Und doch: Welches Elend liegt in dieser Flucht unserer Zeit! Welche Not bereitet uns nicht diese unaufhaltsame Bewegung! Mal haben wir zu wenig Zeit, dann wieder zu viel. Mal verfliegt unsere Zeit, mal dehnt sie sich quälend. Wir versuchen sie zu sparen, aber oft wird sie uns gestohlen. Wir wünschen bestimmte Zeiten herbei und fürchten zugleich, sie zu verpassen. Wir sind Gefangene des Zeitenlaufes. Und diese Gefangenschaft ist oft schmerzlich. Denn woran unsere Seele hängt, das liegt nicht allemal in der Gegenwart.

Für viele von uns liegt das, wonach sie sich sehnen, in ungewisser Zukunft. Und für viele andere liegt es schon fern in einer Vergangenheit, die sie nicht wiederholen können. Wir reisten gerne vor oder reisten gern zurück in der Zeit, oder wir hielten wenigstens gerne die Gegenwart fest. Wie auf einem Videorecorder würden wir gerne den Film unseres Lebens vorspulen und zurückspulen und würden gerne auch einmal auf die Tasten „Standbild“, „Zeitlupe“ oder „Schneller Vorlauf“ drücken. Aber wenn sich unser Leben einem Videofilm vergleichen lässt, dann hat man uns jedenfalls die Fernbedienung für den Recorder weggenommen. Wir haben keinen Einfluss auf den Ablauf unserer Lebenszeit, nicht auf den Anfang und nicht auf ihr Ende. Da kann man schon ein wenig neidisch werden, wenn man liest, was der 102. Psalm über Gottes Ewigkeit sagt: **„Mein Gott, ... Deine Jahre währen für und für. Du hast vorzeiten die Erde gegründet, und die Himmel sind deiner Hände Werk. Sie werden vergehen, du aber bleibst; sie werden alle veralten wie ein Gewand; wie ein Kleid wirst du sie wechseln, und sie werden verwandelt werden. Du aber bleibst, wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende.“** Ja, Gott ist der „Ewige“. Das sagt die Bibel viele hundert Mal. Aber verstehen wir auch, was das heißt? Ewigkeit ist für uns ein schwerer Gedanke. Denn so sehr sind wir gefangen im Zeiten-

lauf, so selbstverständlich ist er uns, dass wir uns „Ewigkeit“ nicht wirklich vorstellen können. Ich spüre das regelmäßig, wenn mir Kinder in der Grundschule Fragen stellen. „Wie alt ist Gott?“ wollen sie wissen. „Wer hat Gott gemacht?“. „Langweilt sich Gott manchmal?“ „Wird er müde?“ „Stirbt Gott, wenn er mal ganz alt ist?“ All das sind Fragen, bei denen die Kinder ganz selbstverständlich Gott in der Zeit denken. Sie setzen voraus, dass er – wie sie – eine Vergangenheit, eine Gegenwart und eine Zukunft hat, dass natürlich etwas vor ihm gewesen und etwas nach ihm kommen müsste. Sie schließen von sich selbst auf Gott und folgern, auch er müsse einen Anfang und ein Ende in der Zeit haben. Ich sage dann: Ihr irrt euch! Gott unterliegt nicht dem Werden und Vergehen wie wir. Er wurde nicht, sondern er war schon immer. Er verschwindet auch nicht, sondern wird immer sein. Er wird nicht älter und nicht müde. Alle Zeit vergeht. Gott aber bleibt immer der, der er ist. Doch noch während ich das sage, machen mir die ungläubigen Gesichter der Kinder deutlich, dass solchen Erklärungsversuchen enge Grenzen gesetzt sind. Denn „Ewigkeit“ – wer kann sich das wirklich vorstellen?

Was wir uns denken können, ist höchstens eine unbegrenzte Verlängerung der Zeit in die Vergangenheit und in die Zukunft hinein – ein Leben ohne Anfang und Ende. Ewigkeit aber ist noch sehr viel mehr: Denn Ewigkeit ist nicht nur verlängerte Zeit, sondern Ewigkeit ist der Gegensatz der Zeit. Ewigkeit ist keine besonders große Wegstrecke innerhalb der Zeit, sondern Ewigkeit ist ein Standpunkt jenseits aller Zeit. Ewigkeit ist keine Steigerung der Zeiten, sondern eine völlig andere Qualität. Gott existiert also nicht in der Zeit – wie wir – nur viel länger. Sondern Gott steht jenseits der Zeit als Grund und Ursache aller Zeit. Ihm ist darum Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges gleich nah und gleich präsent. Für uns gibt es das alles nur in geordnetem Nacheinander. Für Gott aber ist es alles jetzt. Denn seine Ewigkeit ist nicht bloß ewig verlängerte Zeitlichkeit, sondern seine Ewigkeit ist aller Zeitlichkeit enthobene Freiheit gegenüber der Zeit.

Wenn sie sich das nun aber nicht vorstellen können, so ist das ganz normal. Denn für Gott sind tausend Jahre wie ein Tag. Wir fühlen uns demgegenüber wie Eintagsfliegen. Wir spüren die Fremdheit und Distanz, die uns von Gottes ewiger Majestät trennt. Aber das ist ganz in Ordnung so. Denn erst, wenn wir jene Distanz ermessen haben, werden wir begreifen können, was da Aufregendes geschah, als der ewige Sohn Gottes auf Erden inmitten der Zeit erschien. Da verbanden sich nämlich Dinge, die sich nach menschlichem Ermessen gar nicht verbinden können. Und es geschah dabei nicht nur etwas mit dem ewigen Gott, sondern es geschah auch etwas mit der Zeit, in die er einging. Denn als Christus den Frieden der himmlischen Welt hinter sich ließ, konnte das ja nicht ohne Folgen bleiben:

Der Ungewordene und Unvergängliche setzte sich dem Werden und Vergehen aus. Der, der ohne Anfang und ohne Ende ist, nahm einen Anfang in Bethlehem und nahm ein Ende auf Golgatha. Der, der die Zeit geschaffen hat, wurde ein Teil dessen, was er geschaffen hat – und stieg aus sicherer Höhe hinab in den reißenden Fluss – Erstaunlich genug! Warum aber das? Warum erschien der Ewige inmitten der Zeit? Doch nur darum, damit wir, die es wohl verdient hätten, mit der Zeit zu vergehen, den Rockzipfel der Ewigkeit ergreifen und gerettet werden könnten. Denn woran sonst hätten wir Gefangenen der Zeit uns festhalten sollen? Es steht ja nichts still und nichts bleibt fest in der Zeit – alles fließt. Christus aber kam und blieb. Und mit ihm bleiben nun die Seinen. Alles fällt, er aber steht, und mit ihm stehen wir. In dieser Welt rollen die Tage dahin wie die Wellen auf dem Meer. Die einen gehen, die anderen kommen, keine kann verweilen. Wir aber dürfen bekennen, dass inmitten der Zeit etwas von ewiger Bedeutung geschah. Denn in Christus berührte der Himmel die Erde, in ihm durchdrang die Ewigkeit das Jetzt. Und seither ist „Ewigkeit“ für uns nichts Kaltes und Unvorstellbares mehr. Christus hat die Tür zwischen Zeit und Ewigkeit aufgestoßen. Und er lehrt uns, Gottes

Ewigkeit nicht als etwas Fremdartiges zu betrachten, das Gott sich vorbehalten hat, sondern als etwas, das er mit uns teilen will. Nicht bestaunen sollen wir Gottes Ewigkeit, sondern freuen sollen wir uns daran. Denn sie ist Gewähr dafür, dass Gott sich nicht morgen alles anders überlegt, sondern dass er mit der unveränderlichen Treue und Verlässlichkeit des Ewigen an dem festhält, was er uns in Christus zugesagt hat. Was Menschen beteuern, ist oft nur Rede. Denn ein Mensch, der mir heute etwas verspricht, kann morgen schon wieder ganz anders denken. Heute schwört er Treue, und morgen hat er's vergessen. Menschen machen Pläne und Versprechungen auf Jahre hinaus – und wissen doch nicht einmal, ob sie den nächsten Tag erleben.

Doch Gott ist sich treu. Er wankt und wackelt nicht. Er hat keine Launen. Er ist nicht vergesslich. Er stiehlt sich nicht davon. Und er hängt sein Fähnchen auch nicht nach dem Wind. Gott folgt keiner Mode. Er hält sich keine Hintertür offen. Er sagt, was er denkt. Und er tut, was er sagt. Berge können im Meer versinken und Sterne vom Himmel fallen, doch Gottes Wort steht fest. Und das ist ein Segen. Das ist unser großes Glück. Denn Gott steht unverrückt – und mit ihm stehen wir. Ich meine dies ist es, woran wir uns fröhlich erinnern sollten, wenn uns die Zeit mal wieder durch die Finger rinnt und die Tage zu verfliegen scheinen. Mag auch Geliebtes in der Vergangenheit verschwinden, mag Gefürchtetes aus der Zukunft auf uns zukommen, so geht doch das, was geht, nur in Gottes Ewigkeit ein, und kommt das, was kommt, nur aus Gottes Ewigkeit heraus. Wandern wir also durch die fliehende Zeit, wie Christen gebührt: Ganz gelassen, ganz vertrauensvoll und ganz dankbar dafür, dass unser Gott der bleibt, der er ist – heute, morgen und auf ewig...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Allmacht

Der 33. Psalm ist in der Bibel treffend überschrieben. Denn es steht da als Überschrift: **„Ein Loblied auf Gottes Allmacht und Hilfe“**. In der Tat freut sich der Psalmbeter, den allmächtigen Gott hilfreich an seiner Seite zu wissen. Und wenn man genauinhört, so gibt er sogar eine Definition dessen, was er unter Gottes Allmacht versteht. Denn im 9. Vers heißt es: **„Wenn er spricht, so geschieht's; wenn er gebietet, so steht's da.“**

Dem bibelkundigen Hörer ist diese Feststellung natürlich nicht neu, sondern sie erinnert ihn an die Schöpfungsgeschichte, wo Gott ja auch kein anderes Werkzeug benutzt als nur sein gebietendes Wort: Jeder Schöpfungstag beginnt damit, dass Gott spricht: **„Es werde...“** Und wenig später wird der Vollzug gemeldet mit den Worten: **„Und es geschah so.“** Doch ist die Schöpfungserzählung längst nicht der einzige Beleg für Gottes Allmacht, sondern die ganze Bibel ist voll von Berichten, die uns Gottes unumschränkte Macht ganz im Sinne des 33. Psalms veranschaulichen: Wenn Gott will, dann steht die Sonne still. Wenn er will, teilen sich die Wasser des Meeres. Wenn er will, fällt Feuer vom Himmel. Wenn er will, stehen Völker gegeneinander auf. Wenn er will, werden Tote wieder lebendig. Wenn er will, macht er mit fünf Broten und zwei Fischen 5000 Menschen satt. Ja, zahllos sind die biblischen Texte, die das Psalmwort bestätigen: **„Wenn er spricht, so geschieht's; wenn er gebietet, so steht's da.“** Überall im Alten und im Neuen Testament erfahren wir, dass Gott, wenn er etwas will, durch nichts und niemand daran gehindert werden kann. Sein Wille ist im wahrsten Sinne des Wortes „unwiderstehlich“.

Denn Gott ist einer, der, was er will, auch kann. Und genau dieses Können ist es, was das Glaubensbekenntnis meint, wenn es von Gottes „Allmacht“ spricht. So weit – so gut. Nur ist es auf diesem Hintergrund erstaunlich, dass die Theologie der Gegenwart von Gottes Allmacht nicht mehr viel wissen will und sie nur ungern thematisiert. Ja, es gibt Geistliche, denen das Wort „Allmacht“ gar nicht mehr über die Lippen kommt, weil sie es lieber umgehen und durch andere Worte ersetzen. Sie bekennen sich höchst ungern zu einem allmächtigen Gott. Woher aber kommt dieses Unbehagen? Was ist anstößig an dem, was der 33. Psalm so fröhlich bekennt?

Nun, es ist nicht schwer zu erraten. Denn nehmen wir Gottes Allmacht ernst, so müssen wir in ihm den Regenten dieser Welt sehen, den Lenker aller Schicksale. Und wenn er das wirklich ist, so fällt ihm auch Verantwortung zu für das, was schief geht. Hat Gott tatsächlich Macht über alles, so muss er auch Macht haben über das Elend und das Leiden der Welt. Gebraucht er diese Macht aber nicht, um das Leid zu beenden – scheint er es zu wollen, indem er es bewirkt oder wenigstens zulässt – so gerät Gott um seiner Allmacht willen ins Zwielflicht. Rätselhaft erscheint uns dann dieser allmächtige Gott – und manchmal auch richtig grausam. Denn bei tragischen Todesfällen kann man kaum begreifen, dass solches Unglück „Gottes Wille“ gewesen sei. Man kann es nicht verstehen. Man kann es schon gar nicht erklären. Und so ist die Versuchung groß, dem Problem auszuweichen, indem man Gottes Allmacht verschweigt oder leugnet.

Ja, auch Pfarrer wollen Gott auf diese Weise in einem freundlicheren Licht erscheinen lassen. Und sie meinen's gut, denn ihre Aufgabe ist es, Menschen in eine positive Beziehung zu Gott zu bringen. Um die möglichst zu machen, möchten sie Gott lieber nicht durch Allmacht belasten, sondern durch Ohnmacht entschuldigen. Denn ein hilfloser Gott, der nichts ändern könnte, ein Gott, dem die Hände gebunden wären und der sich solidarisch mitleidend an die Seite der Machtlosen stellte – der wäre in einer Welt voller Leid viel leichter zu vertreten. Er böte weni-

ger Angriffsfläche und erschiene „sympathischer“. Nur: Wäre es noch der Gott der Bibel? Und wäre es der Gott Jesu Christi? Die Bestreiter der Allmacht berufen sich gern auf Jesu Passion. Denn am Kreuz geht er tatsächlich nicht den Weg der Macht, sondern entäußert sich aller Macht. Jesus trumps nicht auf und ruft auch kein Engelheer zu Hilfe, sondern liefert sich wehrlos aus. Nur: Kann man daraus schon folgern, der Gott, der sich in Christus offenbart, sei kein „allmächtiger“ Gott? Widerruft die Selbsthingabe Christi das, was die Heilige Schrift im Übrigen über Gott zu sagen weiß, oder ist es nicht gerade die Pointe des Kreuzesgeschehens, dass der allmächtige Vater eins ist und eins bleibt mit dem Sohn, der den Weg der Liebe und des Leidens geht? Tatsächlich haben die, die Gottes Allmacht verschweigen, nicht bedacht, dass der Opfertod Jesu eine nutzlose Tragödie geblieben wäre, wenn sich Gott nicht am Ostermorgen herrlich und vor allem **mächtig** zu seinem Sohn bekannt hätte. Das Kreuz wäre kein Siegeszeichen, wenn nicht die Auferstehung als ein Signal göttlicher Kraft und Autorität es dazu gemacht hätte. Und darum kann der Machtverzicht Jesu auch unmöglich als Argument gegen die Allmacht Gottes herhalten: Denn Gott ist ja gerade die Macht in Jesus und hinter Jesus. Gerade der Allmächtige ist es, der Jesu Wort beglaubigt und damit Jesu Werk Bedeutung verleiht. Nur Gottes Allmacht bietet Gewähr dafür, dass Jesu Verheißungen wahr werden. Und darum gilt es – auch wenn's unpopulär ist – am Bekenntnis zum Allmächtigen festzuhalten. Denn stünde hinter Jesus nicht der allmächtige Vater, so könnte uns Jesu Wort nicht mit Hoffnung erfüllen. Die Liebe Jesu wäre hilflos und stünde auf verlorenem Posten, wenn nicht das Durchsetzungsvermögen des Allmächtigen ihren Hintergrund bildete. Der gute Wille zur Erlösung wäre vergebens, wenn ihm nicht Gottes Arm die nötige Schlagkraft verliehe. Und darum ist es Unsinn, Gottes Allmacht zu verschweigen oder einzuschränken, die doch den Grund unserer tröstlichen Gewissheit bildet: Nur weil Gott allmächtig ist, sind wir in seiner Hand sicher geborgen. Nur weil seine Kraft ohne Grenze ist, vermag sie unsere Lasten zu tragen. Nur weil Gottes heilvoller Wille unwiderstehlich ist, wissen wir, dass er unfehlbar das Ziel unserer Vollendung erreichen wird. Und so hängt – bei Lichte besehen – unser ganz persönliches Heil an der Wahrheit jenes Satzes: *„Wenn er spricht, so geschieht's; wenn er gebietet, so steht's da.“* Gott ist tatsächlich der, der, was er will, auch kann. Wenn er aber nicht immer will, was wir meinen, das er wollen sollte, dann ist das kein Grund an seiner Macht und Freiheit zu zweifeln, sondern dann müssen wir mit dieser seiner Freiheit zu leben lernen und müssen die Wahrheit aushalten, dass unter Gottes Allmacht in der Tat nichts geschehen kann als allein das, was er geschehen lässt.

Das birgt dann gewiss manche Anfechtungen, weil wir leidend daran leiden, dass Gott es nicht anders will. Wir leiden nicht mehr an irgendwas, sondern leiden an diesem Gott, der partout nicht will, wie wir wollen. Und das ist schwer durchzuhalten. Doch bieten uns diejenigen, die Gottes allmächtiges Regieren verschweigen, keine Alternative. Denn sie meinen zwar Gottes Ehre zu retten und ihn weniger angreifbar zu machen. Sie wollen ihn entschuldigen und rechtfertigen, gerade als wäre er kein Richter, sondern ein Angeklagter, der ihre Verteidigung nötig hätte. In Wahrheit aber entziehen sie dem Glauben jeden Trost, weil ein ohnmächtiger oder nur begrenzt mächtiger Gott dem Satan gegenüber nicht das letzte Wort behalten könnte. Man müsste dann für denkbar halten, dass Gott den Kürzeren zieht. Und der Glaube würde den Boden unter den Füßen verlieren. Denn die Macht, die man leugnet, wenn man Gottes Allmacht leugnet, ist die Macht, die hinter dem Evangelium steht. Es ist die Macht, die sich in Christus an die Liebe gebunden hat. Es ist die Macht, die die Erfüllung aller Verheißungen garantiert. Es ist die Macht, die allein uns erwarten lässt, dass am Ende der Weltgeschichte alle Macht liebevolle Macht – und alle Liebe mächtige Liebe sein wird. Dies aber in Zweifel zu ziehen, ist keine gute Idee, und schon gar kein Evangelium. Sondern im Gegenteil ist **dies** eine

gute Nachricht, wenn wir dem biblischen Zeugnis glauben, dass gegen Gottes guten Willen kein Kraut gewachsen ist. Jesus sagt, dass bei Gott alle Dinge möglich sind. Nichts ist im Himmel und auf Erden, das ihn an der Durchsetzung seines Willens hindern könnte. Niemand hält ihn auf. Keiner vermag Gott einen Weg zu verstellen – und **das** ist wahrlich gut so. Lassen wir uns also nicht auf falsche Fährten locken. Und lassen wir uns bezüglich einer Eigenschaft Gottes, die die Heilige Schrift unmissverständlich bezeugt, keine Zweifel einreden. Denn man löst keine theologischen Probleme, indem man das biblische Zeugnis ignoriert, aus dem sie entstehen. Aber man stärkt die christliche Zuversicht, wo man sich fröhlich zur Allmacht bekennt: Gottes Arm ist länger als der Arm seiner Feinde. Sein guter Wille ist unwiderstehlich. Und wenn sich der Pulverdampf der Weltgeschichte eines Tages verzogen haben wird, dann wird Gott sich als letzter über dem Staub erheben und wird genau das tun und erfüllen, was er von Anbeginn versprochen hat. Weil er's aber tun wird um **unseretwillen** und mächtig sein wird zu unserem Besten, darum können wir schon heute in den Jubel des 33. Psalms einstimmen: *„Wenn er spricht, so geschieht's; wenn er gebietet, so steht's da.“*

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Allwissenheit

Wussten sie schon, dass Gott alles weiß? Auch das Verborgene, auch das noch Künftige und das Unausgesprochene, das man nur denkt? „Ja, klar“ werden sie sagen – Gott weiß alles, er hat den großen Überblick. Und das scheint uns nicht nur selbstverständlich, weil es zum Wesen Gottes gehört, sondern auch, weil es in unzähligen biblischen Geschichten vorausgesetzt wird. Als Kain den Abel erschlug, meinte er, es habe keiner gesehen, aber Gott ist es eben doch nicht entgangen (1. Mose 4,8-10). Die Verheißungen an Abraham, Isaak und Jakob setzen alle voraus, dass Gott die Zukunft nicht nur kennt, sondern auch kontrolliert (1. Mose 12,1-3). Und selbstverständlich weiß Gott Bescheid über die Zukunft noch ungeborener Kinder (1. Mose 25,23). Während Josephs Brüder ihn in die Sklaverei verkaufen, hat Gott schon den Plan gefasst, durch die Folgen dieser Tat Ägypten vor einer Hungersnot zu retten (1. Mose 50,20). Und natürlich kann Gott dem Pharao im Traum offenbaren, ob sein Land in den nächsten Jahren gute oder schlechte Ernten haben wird (1. Mose 41,17-24). Als Gott Mose beruft, um Israel aus Ägypten zu führen, weiß er schon im Voraus, dass der Pharao sein Volk nicht ziehen lassen (2. Mose 3,19; 4,21; 7,2-4). Und auch sonst ist Gott nichts verborgen. Er hört jedes Gebet – selbst wenn es hinter verschlossenen Türen gesprochen wird oder wie bei Jona im Bauch eines Fisches (Jona 2). Und wenn Achans Diebstahl von keinem Menschen bemerkt wird, dann doch allemal von Gott (Jos 7). König David gibt sich viel Mühe, seinen Ehebruch mit Bathseba zu verheimlichen – und wird doch durch Gottes Prophet mit den Fakten konfrontiert (2. Sam 12,7-12). In der Bibel werden manchen Menschen die Umstände ihres Todes vorausgesagt (1. Kön 21,19,38; Jer 28,15-17; 1. Sam 28,19). Und noch öfter wird die Geburt von Kindern angekündigt, mit denen keiner mehr gerechnet hat (1. Mose 18,10; 1. Sam 1,17; Lk 1,13). Die Bücher der Propheten beweisen dann aber vollends, dass Gott allwissend ist. Denn was Gottes Boten mitteilen, ist fast immer mit der Weissagung politischer Ereignisse verknüpft. Unzähligen Völkern wird vorausgesagt, dass Gott ihre Zukunft in Gericht und Gnade genau so und so gestalten wird, weil sie dies und das getan haben. Die Schicksale der Völker sind Gott kein Geheimnis, weil er ja selbst beschließt, wie es ihnen ergehen soll. Und was seine Propheten dann voraussagen, erfüllt sich auch. Denn dass die Weltgeschichte für Gott überraschende Wendungen nehmen könnte, ist ausgeschlossen. Kein Ereignis kann ihn „auf dem falschen Fuß erwischen“, weil jedes Ereignis seiner Planung entspringt. Und wie Gottes Vorsehung die Völker umfasst, so auch den Lebensweg jedes einzelnen Menschen. Denn der Allmächtige schaut in die Herzen. Und bevor wir den Mund aufmachen, weiß er schon, was wir sagen wollen (Ps 139,1-4). Wir sind noch gar nicht geboren, da kennt er schon all unsere Tage, die erst noch werden sollen (Ps 139,15-16). Des Menschen Weg liegt offen vor ihm (Spr 5,21). Und natürlich weiß er auch, was im Finstern passiert (Dan 2,22). Gott ist ein Zeuge aller noch so heimlichen Gedanken. Und weil sein Geist den ganzen Erdkreis erfüllt, hat er Kenntnis von jedem Wort, das gesprochen wird (Weish 1,6-7; Mt 12,36). Keine Tat bleibt vor dem verborgen, der einst über alle Taten richten wird (Sirach 17,12-20). Und Gott kennt auch unsres Herzens Grund und die Gedanken aller Menschen (Ps 44,22; Ps 94,11; Ps 7,10; 1. Sam 16,7). Denn: „Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?“ (Ps 94,3-11). Der Geist Gottes erforscht alle Dinge (1. Kor 2,10). Es ist alles bloß und aufgedeckt vor seinen Augen (Hebr 4,13). Nicht mal ein Sperling fällt zu Boden, ohne dass Gott es weiß und will. Und selbst die Haare auf unserem Haupt sind gezählt (Mt 10,29-30). Wenn wir aber ins Neue Testament schauen, erweist sich die Allwissenheit dort nicht nur als Merkmal des himmlischen Vaters, sondern wir finden sie zugleich beim menschengewordenen Sohn – als

ein deutliches Kennzeichen seiner Einheit mit dem Vater (vgl. Kol 2,3; Joh 2,25; 21,17; Jes 11,2). Denn wie könnte Jesus den Sanftmütigen, Barmherzigen und Friedfertigen so konkrete Zusagen machen, wenn er vom kommenden Reich Gottes nicht genaue Kenntnis hätte? (Mt 5,1-12). Jesus weiß offenbar, welche Verfolgungen seinen Jüngern bevorstehen (Mt 10,16-22). Und auch der herrliche Lohn ist ihm bekannt, der sie im Himmel erwartet (Mt 19,27-29). Jesu Weherufe über bestimmte Städte setzen voraus, dass er jetzt schon sieht, wie es ihnen am Tage des Gerichts ergehen wird (Mt 11,20-24). Und in seinem eigenen Lebensweg erfüllen sich so viele Weissagungen des Alten Testaments, dass auch da nichts nach „Zufall“ aussieht, sondern alles von planvoller Führung zeugt (Mt 1,22; 2,15.17.23; 4,14; 8,17; 12,17; 13,14.35; 21,4; 26,54.56; 27,9). Natürlich ist Jesus auf dem Weg nach Jerusalem längst klar, was und wozu er dort leiden wird (Mt 16,21-23; 17,22-23; 20,17-19; 26,1-2). Er weiß im Voraus, dass Petrus im Maul eines erst noch zu fangenden Fisches ein Geldstück finden wird (Mt 17,27). Er hat den Nathanael schon vor ihrem ersten Treffen an einem ganz anderen Ort unter einem Feigenbaum sitzen sehen (Joh 1,48). Und jener Samariterin, der er am Brunnen erstmals begegnet, kann er auf den Kopf zusagen, dass sie schon fünf Männer hatte (Joh 4,16-18). Jesus weiß, dass die Söhne des Zebedäus – gleich ihm – den bitteren Kelch des Martyriums trinken werden (Mt 20,22-23). Und bevor er nach Jerusalem einzieht, kann er seinen Jüngern genau sagen, in welchem Dorf sie eine Eselin angebunden finden, die man ihnen bereitwillig überlassen wird (Mt 21,1-7). Jesus sagt die Zerstörung des Tempels voraus, von der sonst niemand etwas ahnt (Mt 24,1-2). Und er belehrt seine Jünger ausführlich über die Geschehnisse der Endzeit (Mt 24,3-31; 25,31-46). Er weiß, dass Judas ihn verraten und Petrus ihn verleugnen wird (Mt 26,25; 26,34). Und wenn wir ans Ende des Neuen Testaments springen, zeugt die Offenbarung des Johannes fast in jeder Zeile von Gottes Allwissenheit. Denn sie behandelt künftige Dinge, von denen in dieser Art nur wissen kann, wer alles weiß. Und spätestens da spüren wir den grundlegenden Unterschied. Denn ein Mensch kann kaum voraussagen, was er übermorgen tun oder wo er in drei Wochen sein wird. Oft kommt es anders als man denkt! Gott dagegen kann nichts überraschen – und infolgedessen muss er auch nie improvisieren. Wenn man aber fragt, wie das kommt, und die Antwort lautet nur „Gott weiß halt mehr als wir“, dann ist der Unterschied noch nicht erfasst. Denn Gott weiß nicht bloß quantitativ „mehr“, sondern das, was er weiß, ist ihm auch ganz anders zur Kenntnis gelangt – weil Gott nie nur „draufschaute“ wie unsereiner, sondern immer „vorausschaute“. Als Mensch sieht man mit Staunen, was passiert, und erst hinterher weiß man davon. Doch für den Schöpfer gibt es keine „Gegebenheiten“, die er nicht selbst „gegeben“ hätte. Er hat ja vorausgedacht, was er schaffen wollte, noch bevor er mit der Umsetzung begann! Und so geschieht rein gar nichts, ohne dass Gott im Voraus dazu genickt und den Prozess in Gang gesetzt hätte. Dem Menschen ist eine zuverlässige Kenntnis der Dinge erst möglich, wenn sie geschehen sind. Oft stehen wir dann dumm davor und sind verblüfft, weil wir mit unseren Prognosen daneben lagen. Bei Gott hingegen geht die Kenntnis der Dinge ihrer Wirklichkeit voraus. Denn nichts kann real sein, dem er nicht Realität verleiht. Für Menschen ist ein Ereignis zuerst in der Welt – und dann im Bewusstsein. Unser Verstehen klappert den Fakten fast immer hinterher. Doch für Gott ist ein Ereignis zunächst in seinem Bewusstsein und erst später in der Welt, weil sein Verstehen allen Fakten vorausgeht. Menschlicher Geist bildet die Wirklichkeit in der Regel nur ab, Gottes Geist formt sie. Denn direkt oder indirekt ist alles seine Tat. Und wie bei einem Handwerksmeister stehen ihm seine Werke längst innerlich vor Augen, bevor sie in der Werkstatt Form annehmen. Was der Meister selbst gebaut hat, muss er nicht erst beschauen und studieren, um es durch und durch zu kennen. Denn es war früher in seinem Kopf als in der Welt. Und so weiß Gott nicht bloß „quantitativ mehr“ als wir, sondern weiß und erkennt auf ganz andere Weise. Menschliches Wissen

beruht auf nachträglicher Analyse – göttliches Wissen auf vorgreifender Planung. Das rezeptive Wissen des Menschen erkennt im Nachhinein die wirkenden Faktoren. Doch das produktive Wissen Gottes ist selbst der entscheidende Faktor, ohne den nichts wirklich würde. Und anders als bei uns ist Gottes Wissen auch nie ein untätiges „Zuschauen“, sondern Wissen und Wirken fallen bei ihm praktisch zusammen. Ja, weil ohne seinen Willen nichts Mögliches wirklich wird, kann er nirgends „unbeteiligt“ sein, sondern sein (Voraus-)Wissen ist immer zugleich Setzung und Tat. Warum ist es aber wichtig, sich das bewusst zu machen? Hat Gottes lückenloses Erkennen auch Bedeutung für uns, die wir sein Gegenstand sind? Ja, ich meine, dass es uns mindestens in viererlei Hinsicht persönlich angeht:

(1.) Zum Ersten ist Gott unser Richter, gegen dessen Urteil am Jüngsten Tag niemand Revision einlegen kann. Und es wäre schlimm, wenn diesem Richter nicht alle Fakten vorlägen. Denn eben das ist ja das Beunruhigende an der irdischen Justiz, dass sie weder alle Täter noch alle Opfer, Beweise, Motive oder Umstände kennt. Sie kann nicht immer gewährleisten, dass, wer Recht hat, auch Recht bekommt. Doch die himmlische Justiz fällt Urteile von ewiger Tragweite. Und sie muss daher vollständig „im Bilde“ sein. Wir wissen, wie leicht man menschliche Richter täuschen, bestechen oder irreführen kann. Und so haben wir großes Interesse daran, dass es bei Gott anders ist. Denn den blendet und überlistet niemand. Vor ihm ist nichts Gutes oder Böses verborgen. Und zu jeder Tat kennt er alle Umstände, ohne dass er Zeugen befragen müsste. Denn Gott ist ja selbst ein Zeuge jeder Tat. Und wenn uns das einerseits erschreckt, ist es doch andererseits auch beruhigend. Denn wem könnte man das Weltgericht eher anvertrauen als dem, der alles weiß? In seinen Händen ist es gut aufgehoben!

Und das gilt dann (2.) auch für unsere Erlösung. Denn nur der Allwissende bietet Gewähr, dass er die Erlösung, die er verspricht, auch herbeiführen kann. Unsereiner darf immer nur unter Vorbehalt Versprechen geben. Denn selbst wenn wir die besten Absichten haben, fehlen uns oft die Mittel, sie in Taten umzusetzen. Unvorhergesehene Umstände können uns dazwischenkommen – oder eine Krankheit sorgt dafür, dass wir nicht da sind, wenn man uns braucht. Zum Wesen Gottes gehört aber, dass er keine Überraschungen erlebt und sein gegebenes Wort darum immer halten kann. Gott muss seine Pläne nicht korrigieren. Denn sie waren schon fertig, bevor die Welt begann, und niemand kann ihren Ablauf hindern. Auch das Verblüffende, das auf uns wie eine Störung wirkt, war dem Allwissenden längst bekannt – und es vereitelt nicht das Gute, das er an uns tun will. Denn schließlich hat Gott die Menschen, die er retten will, schon vor aller Zeit dazu erwählt. Er kannte uns längst bevor wir da waren. Und er wusste auch damals schon, aufgrund welcher Sünden wir seiner Zuwendung bedürftig sein würden. Für Gott kam nie etwas anders als gedacht. Es kommt auch künftig nicht anders! Und das hat für uns, die wir verwirrt und halb blind durchs Leben stolpern, etwas tief Beruhigendes.

(3.) Einen dritten Grund zur Freude bietet uns Gottes Allwissenheit dadurch, dass sie tief in unsere Seele herabreicht und dort auch Regungen versteht, die wir selbst nicht verstehen. Denn das macht es uns leichter, wenn wir im Gebet stottern und stammeln und keine rechten Worte finden, um uns auszudrücken. Manchmal versagen wir selbst in der Mitteilung unseres Versagens – und wie bei Hiob klingt dann mancher Hilferuf wie eine Lästerung! Aber bei dem allwissenden Gott gibt es trotzdem kein Missverstehen. Denn er versteht auch unsere wirrsten Gedanken. Und er hat unser Anliegen schon gehört, bevor wir den Mund aufmachen (Mt 6,8; Jes 65,24). Bei Menschen ist das wahrlich anders – und der Erfolg aller Mitteilung bleibt unge-

wiss. Denn oft hört einer, was der andere gar nicht sagen wollte. Menschen reden stundenlang aufeinander ein und versteht sich dabei immer weniger. Sie finden oft keine gemeinsame Sprache, so dass alles Gerede falsch ankommt – oder auch gar nicht! Aber wie könnte Kommunikation misslingen, wenn der Gesprächspartner schon über alles „im Bilde“ ist? Und wenn Gott alles weiß, wie sollte er da nicht wissen, was wir ihm sagen möchten? Gott versteht uns jederzeit besser als wir uns selbst verstehen. Er kennt unsere Gedanken, auch wenn wir uns unbeholfen ausdrücken. Im Zweifel verrät ihm ein Seufzer mehr, als tausend geschliffene Worte sagen könnten. Und so ist es gar nicht möglich, dass wir an Gott vorbeireden. Wir müssen ihm nicht erst erzählen, wie es uns geht – er weiß es längst. Und selbst das, was wir vor uns selbst verbergen, hat er längst gesehen. Gott liest in uns wie in einem offenen Buch. Nichts, was er sieht, ist ihm fremd. Und dass wir ihm unsre oft so banalen Nöte nicht erst erklären müssen, das ist gut so.

(4.) Zum Vierten können wir uns aber der Allwissenheit Gottes freuen, weil Gott uns in angemessener Weise daran teilhaben lässt und sein Wissen nicht vor uns verschließt. Denn unser Glaubenswissen (sowohl über uns selbst als auch über Gott) ist nichts anderes als von Gott gewährte Teilhabe an seinem eigenen Wissen. Natürlich sind Gottes Gedanken weit höher als unsere. Und doch eröffnet uns sein Wort Einsichten, die weit über das hinausgehen, was wir den Quellen der natürlichen Vernunft entnehmen könnten. Gott will tatsächlich von uns verstanden werden und offenbart darum viel von dem, was er über sich selbst weiß. Gottes Geist gewährt uns Einblick in Gottes Wesen. Und wenn's auch Wissen „aus zweiter Hand“ ist, mindert das doch nicht seinen Wert. Denn wie blind stünden wir in der Welt, wenn Gott nicht von sich wissen ließe und uns damit für den Sinn unseres Daseins die Augen öffnete? Gott behält sein Wissen nicht für sich, sondern redet. Er lässt uns schon heute so daran teilhaben, wie es uns nötig und zuträglich ist. Und er verspricht, uns in Gottes Reich noch viel mehr zu zeigen. Wir werden einst mit derselben Klarheit erkennen, mit der wir heute schon erkannt sind (1. Kor 13,12). Und – zusammengenommen – sind das wahrhaft gute Nachrichten:

Weil Gott allwissend ist, muss keiner von uns fürchten, er könnte je bei Gott vergessen sein, oder er würde vielleicht Gottes Aufmerksamkeit entgehen, weil er so unbedeutend ist. Niemand muss fürchten, dass der Richter am Jüngsten Tag über die Details seines Lebens etwa nicht im Bilde wäre. Niemand muss fürchten, dass Gottes gute Pläne durch unvorhergesehene Wendungen vereitelt werden könnten. Und niemand muss fürchten, er habe sich im Gebet zu missverständlich ausgedrückt, so dass seine Botschaft im Himmel nicht ankäme. Nein, unser Gott ist stets im Bilde. Er muss nie mit Situationen umgehen, die er nicht kommen sah. Und wir dürfen froh sein, dass bezüglich des Wissens nicht nur ein quantitativer, sondern ein qualitativer Unterschied besteht: Gottes Wissen ist keine mühsam erworbene Kenntnis, die ihm erst nach und nach durch Beobachten, Nachdenken und Schlussfolgern zuwächst. Und es ist auch nicht lückenhaft oder unklar, sondern umfasst schon vor aller Zeit alles, was Gott in der Zeit zu verwirklichen beschlossen – und zugleich, was er von der Verwirklichung ausgeschlossen hat. Darin enthalten ist das Wissen um die Erwählten und die Verworfenen, das Wissen Gottes über Gott und über die gesamte Kreatur. Enthalten ist das Wissen über das Vergangene und das Künftige, das Mögliche und das Unmögliche, über die sichtbare und die unsichtbare Welt. Und enthalten ist auch jegliches Wissen über psychische und physische Vorgänge, über den Wert und Unwert jeder Entscheidung – und den kausalen Zusammenhang aller Ereignisse untereinander. Es gibt daher für Gott keine „offenen Fragen“. Die gibt es nur für uns. Und da Gott sein Wissen im Reich Gottes mit uns teilen will, ist kein quälendes Rätsel denkbar, dass

sich dort nicht lösen wird. Wir werden einst schauen, was wir auf Erden nur glauben konnten. Und wir werden erfahren, dass alles, was uns an Gottes Vorsehung widersprüchlich schien, in Wahrheit nie ein Widerspruch war. Da wird sich jeder Knoten lösen, und wir blicken endlich durch. Wir werden rufen: „Ach so, na klar!“ Und das sollten wir nicht für eine geringe Verheißungen halten. Denn der, der heute schon alle Antworten kennt, wird sie uns eines Tages auch geben. Da gehen uns dann endlich die Lichter auf. Und für dieses große „Aha-Erlebnis“ sei dem Allwissenden schon im Voraus gedankt.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Unveränderlichkeit

Vom längeren Atem des Ewigen (in enger Anlehnung an eine Predigt S. Kierkegaards)

Im Buch des Propheten Jesaja, im 46 Kapitel, spricht Gottes über sich selbst und sagt unter anderem: „Auch bis in euer Alter bin ich derselbe.“ Das klingt nicht spektakulär. Und doch beschreibt der Satz einen wichtigen Unterschied zwischen Gott und seinen Geschöpfen, weil wir nämlich alt werden und uns im alt werden erheblich verändern, er aber in der Zwischenzeit und überhaupt für all Zeit „derselbe“ bleibt. Während wir uns wandeln, mal so sind und mal so, bleibt Gott sich gleich, er bleibt sich völlig treu und wird durch nichts aus seiner Bahn gebracht: „Auch bis in euer Alter bin ich derselbe.“ Dieser Satz beschreibt maximale Kontinuität. Und diese Unveränderlichkeit Gottes die er ausspricht, wird von anderen biblischen Texten bestätigt: Für den Jakobusbrief etwa ist Gott der „Vater des Lichts, bei dem keine Veränderung ist, noch Wechsel des Lichts und der Finsternis.“ Gott kennt keine Schwankungen, heißt das, und er durchläuft auch keine Entwicklung, denn er hat keine Entwicklung nötig. Im Unterschied zu uns ist Gott vollkommen. Und wenn das Vollkommene sich änderte, könnte es dadurch ja nur schlechter werden. Das Vollkommene bedarf keiner Verbesserung. Es ist keiner Steigerung fähig und kennt natürlich auch keinen Verfall, weil der schon ein Zeichen der Unvollkommenheit wäre.

Nur mangelhafte Wesen wie wir, die wandeln sich, entstehen, wachsen, reifen ändern ihre Meinungen, ändern sie wieder, behaupten etwas, nehmen es zurück, ermüden, verfallen und sterben. Dass das bei Gott in Ewigkeit anders sein muss, kann man verstehen. Und doch lässt uns diese Einsicht erst mal kalt, weil man nicht gleich sieht, was das mit uns zu tun hat.

Allenfalls wird man Gott um seine Unveränderlichkeit beneiden. Aber selbst diesen Neid würde nicht jeder teilen. Denn in unseren Ohren klingt „Unveränderlichkeit“ auch ein wenig nach „Stagnation“. Man fürchtet fast, Gott müsse sich langweilen, weil er doch immer „derselbe“ ist. Doch sind das kindliche Vorstellungen, die schnell verfliegen, wenn wir es wagen, Gottes Unveränderlichkeit auf unser Leben zu beziehen, und uns klar machen, dass sie dann auch die Unveränderlichkeit seines göttlichen Willens einschließt, der unveränderlich etwas von uns will.

Da endet dann das Gedankenspiel – und es läuft uns kalt den Rücken herunter. Denn Gott fordert ja etwas von uns! Er fragt nach uns, er sieht uns, und sein auf uns gerichteter Wille ist – samt der auf uns gerichteten Aufmerksamkeit – „unabänderlich“! Muss einem da nicht mulmig werden? Gott hat jedem von uns eine Bestimmung gegeben. Er hat uns seine Weisungen nicht verheimlicht. Er erhebt Anspruch auf unser Leben. Und dieser Anspruch Gottes, der jeden Einzelnen von uns ganz persönlich meint, der ist unveränderlich – und eben darum „nicht verhandelbar“! Ist das nicht eine grauenvolle Entdeckung, wenn wir doch fühlen, dass wir mit Gottes Willen nicht übereinstimmen? Es wäre uns wohl lieber, er würde mal wegsehen oder ließe sich in gewissen Dingen umstimmen!

Wenn Gott aber mit nimmermüdem Interesse auf unser Leben hinsieht und seine Erwartung an uns auch nie revidiert, ist es dann nicht unausweichlich, dass unser Wille mit dem Willen Gottes in einen Konflikt gerät, den wir nicht vermeiden und in dem wir auch nicht siegen können? Wie kann dieser Konflikt schon enden, wenn doch die Richtung des göttlichen Willens unveränderlich ist? Kollidiert etwa eine Mücke mit einem Schnellzug und wirft ihn aus der Bahn? So ist es schlimm genug, mit Menschen uneins zu sein. Doch bei Menschen kann man hoffen der Stärkere zu bleiben. Man kann immerhin hoffen, dass der Andere sich ändert, dass er aufgibt oder weggeht, dass er es sich anders überlegt oder einen Kompromiss schließt.

Wenn man der Schwächere ist, kann man versuchen den Kampf so lange durchzuhalten, bis der andere Mensch müde wird und die Lust verliert.

Aber wenn ich uneins bin mit dem Unveränderlichen – worauf soll ich dann hoffen? Gott wird ja nicht von mir ablassen! Er wird meinetwegen nicht die Richtung ändern! Und was er fordert, das wird er sich auch nicht anders überlegen! Wie also könnte man ihm gegenüber den längeren Atem haben? Könnte ich ihm 10 Jahre lang widerstehen, so wäre seine Forderung doch noch ganz dieselbe. Und könnte ich mich 100 Jahre lang widersetzen, so wäre sein Wille auch nach 100 Jahren kein anderer geworden. Für Gott sind 1000 Jahre wie ein Tag. Er wird nicht müde. Er braucht keine Kompromisse. Und er kann darum auf seinen Forderungen eine Ewigkeit lang insistieren, während wir uns keine Ewigkeit lang widersetzen können. Gott wird nie aufhören, an unsere Türen zu klopfen. Und für den, der um keinen Preis aufmachen will, muss die Beharrlichkeit, mit der Gott nach ihm fragt, entsetzlich sein...

Menschen ändern ihre Absichten. Gott aber, der Unveränderliche, gab Weisungen, die ewig gelten werden, und wenn er seine Gegenwart auch nicht immer merken lässt, so ist er doch immer da – und schaut uns zu. Freilich: Die meisten Menschen ignorieren ihn und hoffen, dass Gott irgendwann das Interesse verliert, dass er weggeht und sie in Ruhe lässt. Sie selbst sind ja so sprunghaft, dass sie ständig ihre Absichten ändern, ihre Meinungen und Moden. Weil ihnen das Stehvermögen fehlt, schwanken sie hin und her – und nennen das „Fortschritt“. Gott aber, der Unveränderliche, der seiner nicht spotten lässt, der sitzt ganz stille da – denn er hat Zeit.

Gott kann unseren Fluchtversuchen gelassen zuschauen, weil er weiß, dass er unveränderlich ist. Er kann jeden Konflikt aussitzen und kann geduldig sein, weil einmal der Tag kommt, wo er Rechenschaft fordert über jedes unnütze Wort, das gesprochen, über jede Träne, die vergossen, und über jedes gute Werk, das unterlassen wurde...

Wir wollen's nicht wahrhaben! Und doch hat all unser Leichtsinn einen ewig Unveränderlichen zum Zeugen, der aufgrund seiner Unveränderlichkeit nicht das Geringste vergisst! Was nützt es mir also, wenn meine Schuld 20 Jahre zurückliegt? Und was würde es ändern, wenn es 200 Jahre wären? Bei menschlichen Zeugen kann ich darauf warten, dass sie eines Tages samt ihrem Wissen begraben werden und Gras darüber wächst. Vor unseren Gerichten gibt es eine Verjährung. Gott aber bleibt sich gleich – und wird sich stets an alles erinnern, als wäre es gestern geschehen, denn auch nach 1000 Jahren ist für ihn der Zeiger der Ewigkeit nicht vorge-rückt.

Alles, was wir in unserem Leben tun, tun wir unter den aufmerksamen Augen unseres Gottes, dessen Wille fest steht, dessen Gedächtnis keine Lücken kennt, und von dem wir in Ewigkeit nicht loskommen. Ob diese Erkenntnis nun aber schlimm ist und bedrückend – das liegt zu einem guten Teil an uns selbst. Sie muss es nicht sein!

Denn Gottes große Beharrlichkeit ist nur solange unangenehm, wie sich Widerstand in mir regt und ich trotzig anders sein möchte, als Gott mich haben will. Gebe ich diesen sinnlosen Widerstand auf, bringe ich meinen Willen mit seinem in Übereinstimmung und bejahe das, was Gott unveränderlich von mir will, so ergibt sich sofort ein ganz anderes Bild, weil dann Gottes Unveränderlichkeit mit einem Schlag zu etwas ganz Tröstlichem und Beglückenden wird.

Ja: Gottes große Festigkeit zeigt sich dann von einer ganz anderen Seite. Denn bedenken sie, wie herrlich das ist, von Gottes „Sturheit“ zu profitieren! Was könnte größerer Trost sein als zu wissen, dass einer das, was ich auf fehlbare schwankende und schwache Weise will, seinerseits auf unveränderliche, ewige und eindeutige Weise will? Was könnte beruhigender sein als die Gewissheit, einen ewig-unverrückbaren Fels hinter sich zu haben? Tatsächlich ist die Be-

harrlichkeit Gottes, vor der es seinen Feinden grausen muss, für den Gläubigen ein Grund zum Jubeln.

Denn wenn der Unveränderliche immerzu unverändert für uns ist – wer kann dann noch gegen uns sein? Wenn Gott uns zu den Seinen zählt und uns liebt in unveränderlicher Treue – wer will uns dann aus seinen Händen reißen? Wer hätte dann wohl die Macht, den Unveränderlichen zu ändern, ihn von seinem Wege abzubringen und sein barmherziges Werk an uns zu hindern? Keiner kann ihn umstimmen – und das ist unser großes Glück! Denn selbst wenn man unsere Asche auf den Weltmeeren verstreute, wenn man unsere Namen aus dem Gedächtnis der Menschheit tilgte, wenn man all unsere Spuren verwischte und Millionen Jahre vergingen, so wären wir doch Gott, dem Unveränderlichen, noch genauso gegenwärtig und so lieb wie am heutigen Tag – und wären nicht überwunden, weil er es nicht ist.

Es kostet Gott nur ein Fingerschnippen, uns zu neuem Leben erstehen zu lassen, und alle unsere Feinde werden umsonst an unserem Verderben gearbeitet haben. Wenn das aber so ist, warum sollten wir dann noch furchtsam sein? Tod und Teufel mögen toben – Gott bleibt sich gleich. Und hat er sich einmal unser erbarmt um Christi willen, so wird er seine Meinung über uns nicht wieder ändern. Da mag Satan Gift und Galle spucken, Gott hat uns dennoch freigesprochen und nimmt keines seiner Worte zurück, bis irgendwann jedem Widerstand im Ringen mit dem Unveränderlichen die Puste ausgegangen ist.

Da wird die Hölle eine herbe Enttäuschung erleben, weil sie vergeblich auf uns wartet und doch nicht den längeren Atem hat. Die Gläubigen aber werden mit ihrer Zuversicht auf ewig Recht behalten. Denn das Irdische ist unbeständig, die Zeit verfliegt – selbst Himmel und Erde werden vergehen – Gottes Wort aber, das bleibt und gilt, und wer ihm sich unterstellt, den wird Gottes Unveränderlichkeit stets unverändert fröhlich machen...

In gewissem Sinne haben wir also die Wahl. Wir können zwar nichts dagegen tun, dass wir unter den Augen des Unveränderlichen leben. Auch wenn wir Gott leugnen, bringen wir ihn damit nicht zum Verschwinden. Wir haben aber insofern die Wahl, als wir uns an Gottes Unveränderlichkeit den Schädel einrennen oder uns fröhlich unter ihren Schutz begeben können. Wir können uns darüber ärgern, dass Gott sich treu bleibt, oder wir können darüber jubeln. Wir können unseren närrischen Eigenwillen sinnlos seinem Willen entgegensetzen oder wir können mit Demut unseren Willen in seinem aufgehen lassen.

Im ersten Falle wird es uns wie ein Fluch erscheinen, dass wir Gott nicht loswerden können. Im zweiten Falle aber wird uns gerade das Trost und Mut verleihen. Die Mücke kann sich dem Schnellzug frontal entgegenwerfen, wenn sie etwas so Dummes tun will. Oder sie kann sich auf's Dach setzen und fröhlich durch die Gegend brausen. Gottes ausdrücklicher Wunsch ist aber, dass wir das Letztere tun. Es ist ihm viel lieber, wenn sein Durchsetzungsvermögen uns nützt, als wenn es uns schadet. Es ist ihm viel lieber, dass die Sünder sich bekehren, als dass sie verloren gehen. Aber um das zu erreichen, wird er die Richtung seines Willens bestimmt nicht ändern.

Denn der Ewige geht nicht mit der Zeit, sondern er steht über aller Zeit. Und er hat darum seine Meinung in ethischen Fragen auch seit biblischer Zeit nicht geändert. Gottes Weisung ist nicht das, was gestern galt oder morgen gelten wird, sondern was immer gilt. Seine Maßstäbe unterliegen keiner Mode, weil das Ewige als Ewiges zu jeder Zeit „zeitgemäß“ ist. Wer's aber besser weiß als Gottes Wort, der streite darüber mit Gott, belehre Gott und sehe zu, wie weit er damit kommt. Wenn die ganze Welt gegen ihn anlief und es anders wollte, so würde sie Gottes Gebot und Satzung doch keinen Millimeter von der Stelle rücken, denn Gott bleibt sich treu. Wir werden alt, er aber bleibt derselbe! Freuen wir uns dessen und danken wir es ihm von Herzen, denn wer mit Gott lacht, lacht am längsten...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Ehre

Unter Christen ist die „Ehre Gottes“ ein geläufiger Begriff. Aber sind wir mit der Sache wirklich vertraut? Wir feiern zwar unsere Gottesdienste zur Ehre Gottes, wir singen nach dem Psalm „Ehr' sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist...“ und singen zum Lobpreis „Ehre sei Gott in der Höhe...“ – aber was damit gemeint ist, scheint mir durchaus nicht so klar. Denn was ist überhaupt „Ehre“ – und was bedeutet es, jemandem „die Ehre zu geben“ oder sie ihm „nicht zu geben“? Heißt das etwa, dass Gott an seiner Ehre etwas fehlte, wenn wir ihm nicht Ehre „geben“? Oder heißt „Gott ehren“ einfach nur anzuerkennen und zuzugeben, dass ihm allein die Ehre gebührt, weil er allein ehrens - wert ist?

Im ersten Falle käme Gottes Ehre erst dadurch zustande, dass die Geschöpfe ihn ehren. Und im zweiten Falle wäre sie eine Gegebenheit, die der Mensch bloß noch zur Kenntnis nimmt. Wer das aber verwirrend findet und zur Klärung in die Bibel schaut, kommt auch nicht gleich weiter, weil er dort für beides Belege findet.

Die Bibel sagt sowohl, dass Gott die Ehre hat, als auch, dass sie ihm zu geben ist. Und eine Alternative scheint das nicht zu sein. Die Bibel appelliert an uns: „gebt unserm Gott allein die Ehre!“, „bringet dar dem Herrn Ehre und Macht!“, „lobsinget zur Ehre seines Namens!“, „eifert für die Ehre Gottes“ und „was ihr auch tut, das tut alles zu Gottes Ehre“, denn „alle Lande sollen seiner Ehre voll werden!“ Selbst die Engel in der Weihnachtsgeschichte singen „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens.“ Das alles sind Aufforderungen, die den Eindruck erwecken, Gottes Ehre müsse dadurch verwirklicht werden, dass man ihn ehrt. Dem gegenüber stehen aber ebenso viele biblische Worte, die in Gottes Ehre ein Faktum und eine Gegebenheit sehen. Denn er wird nicht, sondern ist „der König der Ehre“ und der „Gott der Ehre“. „Sein ist die Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit!“, „alle Lande sind seiner Ehre voll!“, denn „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk.“ Wie denn nun, fragt man sich: Ist Gottes Ehre ein zu verwirklichendes Ziel oder eine bereits vollendete Tatsache? Für die Bibel gilt aber beides zugleich, weil Gott künftig überall und von allen die Ehre gegeben werden soll, die ihm schon heute und schon immer zukommt und gebührt. Gottes Ehre ist, auf Gott selbst gesehen, eine Gegebenheit, zu der niemand mehr etwas beitragen muss. Sie wird aber längst nicht von jedem Geschöpf anerkannt und ist insofern einer Steigerung fähig. Gottes Ehre muss nicht hergestellt, aber sie soll anerkannt werden. Und sie bedarf insofern einer Steigerung, als sie heute noch von vielen Menschen verleugnet, verkannt und verlästert wird. Einst aber wird „die Erde voll werden von Erkenntnis der Ehre des Herrn, wie Wasser das Meer bedeckt.“ Und dann werden „alle Zungen bekennen, dass Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes, des Vaters.“ Damit könnte man sich auf den ersten Blick zufrieden geben. Doch bleibt noch offen, was Ehre überhaupt ist. Was wird unter Menschen „erkannt“, wenn einer die Ehre des anderen „anerkennt“? Hat das mit Respekt zu tun, mit Würde, mit Ehrfurcht, mit Achtung, mit Leistungen oder Tugenden? Ehren wir jemanden, weil er sich ehr - würdig verhält? Respektieren wir ihn erst, wenn er sich unseren Respekt verdient? Oder achten wir schon seine angeborene Menschenwürde? Es ist so unklar, was Ehre ist und wem sie gebührt, weil die Begriffe Würde, Ehre und Respekt oft gleichgesetzt werden. Ich meine aber, dass man sie besser auseinanderhalten sollte.

Die Würde eines Menschen ist mit seinem Dasein schon (vor-)gegeben und ist in dem Sinne „unantastbar“ und „unverlierbar“, dass Menschenwürde weder durch das unwürdige Verhalten der Person selbst noch durch die menschenunwürdige Behandlung eines Anderen gemindert

oder zerstört werden kann. Die Würde des Menschen ist einfach deshalb eine unverlierbare Gegebenheit, weil unser Schöpfer uns wollte, uns zu seinen Ebenbildern bestimmte – und an dieser guten Bestimmung auch da festhält, wo wir sie verfehlen. Menschenwürde ist darum von unserem eigenen Verhalten, von Qualitäten und Leistungen ganz unabhängig.

Doch mit der Ehre verhält es sich da ganz anders. Die Ehre ist vom Verhalten durchaus abhängig, denn die Ehre eines Menschen liegt in der Übereinstimmung seines Verhaltens mit dem von ihm erhobenen Anspruch, mit seinen Werten, seinen Pflichten und den von ihm gegebenen Zusagen. Bei der Ehre geht es um die persönliche Integrität eines Menschen, der hält, was er verspricht, und tut, was er sagt. Denn Ehre ist eine Form der Selbstübereinstimmung, die der Einzelne durch standes- und pflichtgemäßes Verhalten wahren oder durch Fehlverhalten verlieren kann. Ehre ist also keine Gegebenheit wie Menschenwürde, sondern Ehre als persönliche Integrität kann verspielt und wiedergewonnen werden. Sie ist die Übereinstimmung mit den Werten, zu denen man sich bekennt, weshalb auch die Ehre eines ehrlichen Kaufmannes in etwas anderem liegt als die Ehre einer verheirateten Frau, und die soldatische Ehre verschieden ist von der Standesehre eines Arztes.

Ob ein Mensch aber – auf sich selbst gesehen – ehrenhaft lebt und handelt, das ist völlig unabhängig davon, ob der Rest der Welt das anerkennt. Und darum müssen wir nicht nur die Würde von der Ehre unterscheiden, sondern müssen mit dem Respekt noch eine dritte Größe einführen. Denn der äußerlich bezeugte Respekt ist selbst nicht Ehre, sondern ist bloß das positive Urteil über die Ehre des Anderen, dem wir Respekt bekunden. Dem Ehrenhaften gebührt Respekt. Aber seine Ehre wird nicht geringer, wenn andere ihm diesen Respekt versagen. Der Ehrenmann bleibt ein solcher – auch wenn seine Mitmenschen das nicht (an-)erkennen. Und der Ehrlose bleibt ehrlos – auch wenn ihm Schmeichler noch so viele Respekt erweisen. Ehre ist eine innere Verfassung des Einzelnen, der mit Lob nichts hinzugefügt und der mit Schimpf und Verleumdung nichts abgebrochen werden kann. Denn Ehre entsteht nicht aus dem erwiesenen Respekt, sondern umgekehrt: Der Respekt ist die Achtung vor dem ehrenhaften Verhalten eines Menschen, der so behandelt wird, wie es seiner treuen Pflichterfüllung entspricht und zukommt. Und das heißt auch, dass Respekt nicht von jedem eingefordert werden kann, sondern „verdient“ werden muss. Bezeugungen des Respekts sollen das ehrenhafte Verhalten eines Menschen honorieren. Sie können es aber weder ersetzen, wenn es fehlt, noch können sie der Ehre Abbruch tun, wenn sie gegeben ist. Denn die wahre „Ehre“ besteht im anspruchsgemäßen Sein – und nicht in der Anerkennung dieses Seins durch andere (weshalb man seinen Ehrgeiz auch nicht darauf richten sollte, Anerkennung und Lob zu empfangen, sondern nur darauf, der Anerkennung und des Lobes würdig zu sein).

Einer kann in sich viel Ehre haben, auch wenn's weit und breit niemand bemerkt. Und es kann einer in sich drin ehrlos sein, auch wenn die ganze Welt ihn hofiert und vor ihm buckelt. Wahrhaftiger und gerechter ist es aber natürlich, wenn der, dem Ehre gebührt, auch Ehre empfängt. Gerecht geht es nur dort zu, wo man anerkennt, was Anerkennung verdient, und dementsprechend das Hohe hoch und das Geringe gering schätzen. Und eben darauf zielen die biblischen Appelle, die wir eingangs genannt haben. Erinnern Sie sich? Wir hatten uns gewundert, dass die Ehre Gottes einerseits als Gegebenheit erschien und andererseits als ein zu verwirklichendes Ziel. Doch dürfte nun klar sein, dass im ersten Fall Gottes innere Ehre gemeint ist, und im zweiten der ihm äußerlich gebührende Respekt. Die Ehre als Selbstübereinstimmung und Integrität der Person, steht bei Gott völlig außer Frage, weil Gott sagt, was er denkt, tut, was er sagt, und hält, was er verspricht. Gott handelt stets in vollendeter Treue zu seinem Bund und seinen Verheißungen und bleibt niemandem etwas schuldig. Gott kennt weder Heuchelei noch Versagen – und also auch kein Abweichen von Sein und Schein, Pflicht und Wirk-

lichkeit. Gott ist der Inbegriff der Ehre!

Nur: Wo bleibt der Respekt, der einem solchen Maß von Ehre entspräche? Dieser Respekt, diese Anerkennung ist genau das, was diese Welt ihrem Schöpfer schuldig bleibt, weil Kleinglaube, Irrglaube und Unglaube Gott nicht die Ehre geben, die ihm gebührt, sondern die Güter dieser Welt höher schätzen als den Geber. Groß ist die Zahl derer, die Gott in ihrem Leben nicht wirklich Gott sein lassen, die gegen ihn murren und Argwohn hegen. Groß ist die Zahl derer, die Gott samt seinen Geboten und Verheißungen ignorieren, seiner spotten und lästern. Groß ist die Zahl derer, die sich selbst zuschreiben und zugutehalten, was Gott ihnen großzügig geschenkt hat. Und insofern geht es Gott wie einem Menschen, der zwar völlig integer ist, gerecht und treu, dem aber die dafür gebührende Achtung versagt bleibt.

Das bedeutet natürlich nicht, dass an Gottes innerer Ehre etwas fehlte! Er ist nicht weniger des Lobes und der Ehrfurcht wert, weil blinde Menschen das nicht sehen. Aber uns Menschen fehlt etwas an Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Klarsicht, wenn wir – an der falschen Stelle jubelnd und an der falschen Stelle verachtend – Hohes und Niedriges durcheinanderbringen. Wer die Güter dieser Erde höher achtet als den Schöpfer, der sie gegeben hat, wer mehr auf sich selbst vertraut als auf den Allmächtigen und das Gerede der Mitmenschen mehr fürchtet als das Urteil Gottes, der irrt nicht bloß, sondern er lebt auch verkehrt. Und wenn er dann, statt Gott zu ehren und seinen Namen zu heiligen, lästerlich redet, dann sind die Konsequenzen keineswegs harmlos. Denn Gott lässt seiner nicht spotten. Der Heilige ist nicht für jeden Spaß zu haben. Und wer meint, er müsste auf Gottes Kosten Witze machen, wird einmal von Gott selbst eine passende Antwort bekommen! Doch wenn jemand meint der Ehre Gottes zu dienen, indem er die unter Druck setzt, die sie nicht respektieren, ist das genauso falsch. Denn aus dem Gesagten ergibt sich ja, dass Gewalt in diesen Dingen nichts erzwingen kann.

Wahre Ehrfurcht kann nur aus der inneren Einsicht folgen, dass Gott alle Ehre gebührt. Und zu solcher Einsicht hilft kein Zwang, sondern nur Gottes Geist. Wollen wir aber den biblischen Appell aufgreifen und für die Ehre Gottes eintreten, so tun wir das am besten durch ein Zeugnis des Geistes und der Kraft, indem wir uns selbst von aller Lästerung frei halten und darauf achten, an der richtigen Stelle zu lachen. Ja, wir können Gottes Ehre bezeugen in Wort und Tat! Oder war es nicht früher ein großes Lob, wenn man sagte, der und der sei ein „gottesfürchtiger“ Mann und er führe mit seiner Frau ein „gottgefälliges“ Leben? Mögen diese Begriffe auch veraltet sein, so ist es die Sache doch nicht. Denn unser vorrangiges Interesse sollte nicht sein, dass unser Name gerühmt und geheiligt werde, sondern dass Gottes Name geheiligt werde. Gottes Ansehen sollte uns viel mehr beschäftigen als unser eigenes. Und abschätziges Reden von Gott sollte uns härter treffen als Beleidigungen gegen unsere eigene Person. Es sollte uns eine Herzensangelegenheit sein, dass Menschen so gut von Gott denken, wie es seiner tatsächlichen Güte entspricht! Und doch trifft man das selten. Denn wenn man sich mit Menschen unterhält, hört man sie öfter ihr eigenes Lob singen als das Lob Gottes. Oder irre ich mich? Ist einer gesund, so dankt er nicht Gott, sondern sagt, er habe ja auch fleißig Sport getrieben und auf seine Ernährung geachtet. Hat's einer zu Wohlstand gebracht, so lobt er nicht Gott, sondern brüstet sich, dass er ja auch tüchtiger war als andere. Und geraten ihm seine Kinder, so preist er nicht Gott, sondern meint, es läge an seiner hervorragenden Erziehung...

Wahrlich, viele von uns sind gut gestellt und gut versorgt, haben ihr Haus und ihr Auskommen – und es sei jedem einzelnen von Herzen gegönnt! Aber dass so viele meinen, sie verdankten sich das selbst, statt Gott die Ehre zu geben – das ist nicht in Ordnung. Denn was haben wir denn, das wir nicht von ihm empfangen hätten? Gott allein ist die Quelle des Guten! Keiner ist gut als er allein! Er beschenkt uns reichlich mit unverdientem Segen. Und es wäre darum nur recht und billig, alles Lob an ihn weiterzuleiten und jeden auf ihn zu verweisen. Sagt einer

„Sie haben aber tolle Kinder!“, kann man antworten „Ja, die hat mir Gott geschenkt!“ Sagt einer „Sie leisten aber viel!“, sollte man antworten „Ja, Gott ist so freundlich, mir die nötige Kraft zu geben!“ Sagt einer „Sie sind aber rüstig für ihr Alter!“, kann man antworten „Ja, Gott hat mich gut behütet und bewahrt!“ Das wäre nur recht und billig! Denn wenn ich ein schönes Bild bewundere, verdient ja auch nicht die Leinwand das Lob, sondern der Maler. Und wenn mir ein Brot schmeckt, habe ich nicht Hochachtung vor dem Mehl, sondern vor dem Bäcker. Gefällt mir Musik, so danke ich nicht dem Instrument, sondern dem Musiker. Und für ein schönes Möbelstück preise ich nicht die Säge, sondern den Schreiner. Wär's da nicht gerecht, mit Gott genauso zu verfahren und – derselben Logik folgend – nicht die Kreaturen zu loben und diese wundervolle Welt, sondern den Schöpfer, der sie so meisterhaft und schön gemacht hat? Es wäre ganz einfach, es wäre nur gerecht und wahrhaftig, Gott die Ehre zu geben! Darum lassen sie uns nicht länger zögern, sondern lieber in unserem Reden, Denken und Tun das realisieren, was wir so oft singen: „Ehr' sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist!“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Güte

Vielleicht erscheint es ihnen seltsam, aber ich möchte sie fragen, ob sie den Unterschied kennen zwischen gut und böse. Na klar, werden sie sagen – und werden vielleicht sogar entrüstet sein über diese Frage. Denn wer sollte ihn nicht kennen, den Unterschied zwischen gut und böse! Schließlich ist kaum ein Gegensatz für unser Leben so fundamental wie dieser. Gut und böse unterscheiden zu können, ist eine der Fähigkeiten, die den Menschen über das Tier erheben. Denn ohne diese Unterscheidung gäbe es keine Verantwortung, kein Gewissen und keine Moral. Ja: Wer den Unterschied von gut und böse nicht kennt, ist eine Gefahr für die menschliche Gesellschaft! Und doch scheint mir, dass diesbezüglich gerade in **unserer** Zeit große Unklarheit herrscht. Denn geschwunden ist nicht nur der gesellschaftliche Konsens darüber, welche konkreten Taten für gut oder böse zu halten sind. Unklar sind nicht nur die Maßstäbe, an denen Gut und Böse zu bemessen sind. Sondern noch viel grundsätzlicher und tiefgreifender ist die Verwirrung, weil man nicht mehr weiß, worin denn diese Unterscheidung überhaupt ihren Ursprung hat. Denn wer bestimmt eigentlich, was gut und böse ist – wer legt das fest?

War der Unterschied schon immer da, wie ein Naturgesetz. Oder hat irgendwann jemand beschlossen, dass er gelten solle? Ist das Gute immer und überall „gut“, und ist das Böse immer und überall „böse“? Kann sich die Grenzen zwischen beidem im Laufe der Jahre verschieben, oder ändern sich bloß unsere Ansichten darüber? Wenn der Unterschied aber nicht variabel sein sollte, wer hat ihn dann festgelegt und in Geltung gesetzt?

Manche sagen, „gut“ sei bloß das, was zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Gesellschaft Sitte sei, und die Unsitte, das „was man nicht tut“, das sei eben „böse“. Sie wollen „gut“ und „böse“ an dem orientieren, was in einer Gesellschaft üblich und mehrheitsfähig ist. Nur muss man dann zugestehen, dass Sklaverei dort, wo sie „üblich“ ist, auch „gut“ ist, wie im alten Rom, dass manchmal die Unterdrückung der Frauen „gut“ ist, wie heute in Afghanistan, und dass manchmal der Kannibalismus „gut“ ist, einfach weil es Gesellschaften gibt, die diese Dinge „gut“ **finden** und praktizieren.

Andere sagen natürlich: Nein, nein! So geht das nicht. Gut ist in Wahrheit nur, was den Menschen glücklich macht, und böse ist, was den Menschen traurig macht. Wenn es aber Drogen sind, durch die einer glücklich wird, oder wenn es Gewalt ist, die ihm Spaß macht, sind diese Dinge dann „gut“? Und wenn es die ungeschminkte Wahrheit wäre, die einen Menschen traurig macht, weil er mit seinen Illusionen bisher bequemer lebte, wäre die Wahrheit zu sagen, dann „böse“?

Der Philosoph Friedrich Nietzsche ging noch einen ganz anderen Weg. Er meinte, das ganze Moralgerede sei überhaupt eine Erfindung der schwachen und missratenen Menschen, die damit nur die Starken daran hindern wollten, von ihrem natürlichen Vorrecht der Stärke Gebrauch zu machen. „Gut“ ist es nach Nietzsche, wenn der Starke die moralischen Fesseln abwirft, um sich – seiner Natur entsprechend – frei und wild wie ein Raubtier über die Lämmer herzumachen. „Böse“ erscheinen ihm hingegen diese schwachen und dummen Lämmer, die dem Starken seine Stärke vorwerfen und dem Tiger seine Zähne, weil sie damit dem gesunden menschlichen Raubtier ein schlechtes Gewissen einreden.

Manche Philosophen wollen den Unterschied von gut und böse auf ein ewiges Sittengesetz zurückführen – quasi auf eine universale Weltordnung, an die sich selbst die Götter halten müssen. Andere meinen, der Mensch sei „sich selbst Gesetz“ und handle darum soweit „gut“, wie er mit seinem eigenen Wesen übereinstimmt (nämlich mit seiner Vernunft), und handle

nur dann „böse“, wenn er gegen das Gebot seiner Vernunft verstößt.

Manche schütteln darüber den Kopf und verlassen sich darauf, dass ihr Gewissen ihnen schon sagen wird, was „gut“ ist und was „böse“. Sie meinen nämlich, sie hätten das „im Gefühl“, und ihr Gefühl könne nicht trügen. Viele aber, die die ganze Verwirrung leid sind, bestreiten, dass es zwischen gut und böse überhaupt einen echten Unterschied gibt. Denn das Ganze, meinen sie, sei Ansichtssache: Den Begriffen „gut“ und „böse“ entspräche gar keine Wirklichkeit, und überhaupt sei in der Moral alles ganz relativ...

Es ist, als wollte man ein Bild aufhängen und fände keinen Nagel in der Wand, der es tragen könnte. Denn unsere Zeit findet keinen festen Punkt mehr, an dem sie den Gegensatz von „gut“ und „böse“ festmachen könnte. Die Menschheit taumelt darum wie ein Stürzender, der zwar noch weiß, dass es irgendwo „oben“ und „unten“ geben muss, der aber selbst herumgewirbelt wird – und darum nicht mehr sagen kann, **wo** oben und **wo** unten **ist**. Wir aber, taumeln wir mit? Haben auch wir die Orientierung verloren? Oder unterstellen wir einfach, „gut“ sei, was wir „gut“ finden, und „böse“ sei, was uns persönlich „böse“ vorkommt? Sollte es so sein, so könnten wir mit unserem Problem jedenfalls zu Jesus gehen. Denn der war überhaupt nicht verwirrt, sondern als sich der reiche Jüngling bei ihm nach dem „Guten“ erkundigte und das offenbar für eine komplizierte Frage hielt, da antwortete ihm Jesus fast barsch mit größter Klarheit und Strenge:

„Was fragst du mich nach dem, was gut ist? Gut ist nur Einer. Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“

Jesus braucht nur drei Sätze, um den Nagel in die Wand zu schlagen und das Bild dranzuhängen. Länger braucht er nicht, um Klarheit zu schaffen und jede weitere Diskussion abzuschneiden. Denn **„Gut ist nur Einer“** – nämlich Gott. Und wer zum Leben eingehen will, der sollte seine Gebote halten. Gut ist nämlich, was Gott will, und böse ist, was Gott nicht will – das ist schon die ganze Definition!

Sie ist aber **nicht so** zu verstehen, dass Gott sich mit seinem Willen an einen moralischen Maßstab halten würde, der von ihm unabhängig schon bestünde, **sondern so** müssen wir es verstehen, dass Gottes Wille selbst der alleinige Maßstab des Moralischen **ist**. Gut ist nur einer – nämlich Gott selbst. Und darum will er, was er will, nicht weil es „an sich“ schon gut wäre. Sondern, was Gott will, **wird** dadurch „gut“, **dass** er es will, und es **ist** auch allein darum „gut“, **weil** er es will. Gott **hält** sich also an keine Norm, Gott **ist** die Norm. Er **folgt** keiner Ordnung, sein Wille **ist** die Ordnung. Gott **respektiert nicht** einen vorgegebenen Unterschied von „gut“ und „böse“, sondern indem er handelt und gebietet **setzt er** diesen Unterschied in Kraft. Wollte Gott aber plötzlich das Gegenteil von dem, was er will, so wäre im selben Moment dieses Gegenteil nicht mehr „böse“, sondern „gut“ zu nennen, weil es für „gut“ und „böse“ **keinen** anderen Maßstab und **keine** andere Norm gibt, als eben den Willen Gottes.

Es ist wie bei einem runden Tisch, bei dem man sich lange vergeblich fragen kann, wo das Kopfende und wo „oben“ ist. Wenn aber der Chef kommt und setzt sich an den runden Tisch, dann hat sich die Frage geklärt. Denn wo der Chef sitzt, da ist immer oben, und es ist dort aus keinem anderen Grund „oben“ als eben, weil der Chef dort sitzt. Mit anderen Worten: Über „gut“ und „böse“ entscheidet keine Vernunft und keine Pragmatik, keine Konvention und kein Naturgesetz, sondern allein der frei gewählte Standpunkt Gottes. Nichts kann jemals „gut“ sein, was gegen sein Gebot geschieht, und nichts kann „böse“ sein, was seinem Gebot entspricht. Denn Gottes Wille ist der Nagel in der Wand, an dem die ganze Unterscheidung hängt, ja Gottes Wille ist der magnetische Nordpol, an dem sich die ethische Kompassnadel ausrichtet. Wer das aber verstanden hat, der wird sich über die Verwirrung in den ethischen Diskussionen unserer Zeit nicht mehr wundern. Denn wo man den Willen Gottes nicht als Norm gel-

ten lässt, wird man vergeblich versuchen, die Unterscheidung von „gut“ und „böse“ auf etwas anderes zu gründen. Da reden die Philosophen dann vergeblich von Naturrecht und Vernunft, von Konvention und Gemeinnutz, da konstruiert man vergeblich eine Herrenmoral der Starken oder eine Mitleidsmoral der Schwachen. Denn „gut“ ist nicht die Vernunft „an sich“ oder die Natur „an sich“ – auch nicht das Leben oder die Gesellschaft oder die Stärke „an sich“ sind „gut“, sondern **„Gut ist nur Einer“**. Und außer ihm ist nur „gut“, was seinem Willen entspricht. Wollen wir also herausfinden, wo am runden Tisch „oben“ ist, müssen wir schauen, wo der Chef sitzt. Wir müssen Gottes Standpunkt als Norm anerkennen, haben dann aber die Chance, der allgemeinen Verwirrung zu entkommen und ein paar wichtige Folgerungen zu ziehen:

1. Folgerung

Wenn man irgendwo die Frage aufwirft, ob Gottes Handeln moralischen Maßstäben genügt, ob er die Welt also fair, gerecht und gut regiert oder eher schlecht, dann liegt schon in der Fragestellung ein Missverständnis, weil es keinen außergöttlichen Maßstab des „Guten“ oder „Bösen“ gibt, den man kritisch an Gottes Handeln anlegen könnte:

Gottes Wollen und Regieren ist keiner Kritik unterworfen, weil er als die Norm aller Normen an keiner Norm gemessen werden kann. Wollte er heute noch das Leben auf Erden auslösen, so wäre das „gut“ und „richtig“, weil er es wollte, und der Fortbestand des Lebens wäre dann aus demselben Grund „schlecht“, denn Gottes Wille **unterliegt** keinem Gesetz, sondern er **ist** das Gesetz. Er ist kein **Gegenstand** von Kritik, sondern ist selbst der **Ursprung** aller Kritik!

2. Folgerung

Wenn der Wille Gottes die Quelle aller ethischen Normen ist, dann kann es für uns keine anderen Autoritäten geben, die im Widerspruch oder in Konkurrenz zum Willen Gottes unseren Gehorsam verlangen dürften. Denn wenn nur einer „gut“ ist, dann steht die Autorität über unser Gewissen auch nur **diesem Einem** zu. Da mag die Vernunft dann ruhig widersprechen oder die Sitte, die Tradition, das „gesunde Volksempfinden“ oder die politische Führung – es hat sich doch alles zu beugen und ist zweitrangig, weil man Gott mehr gehorchen muss als den Menschen. Was der Staat im Widerspruch zu Gottes Gebot erlaubt, ist darum noch lange nicht erlaubt, und was er im Widerspruch zu Gottes Gebot verbietet, ist darum noch lange nicht verboten.

3. Folgerung

Wenn nur einer „gut“ ist – nämlich Gott – dann sollten wir uns selbst **nicht** gut nennen lassen, sollten auch kein Lob annehmen und keine Bewunderung dulden. Denn Jesus selbst hat einmal einen Mann, der ihn mit „Guter Meister“ anredete, scharf zurückgewiesen. Er sagte: **„Was nennst du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein.“** Jesus, der hier als Mensch unter Menschen wandelte, wollte offenbar, dass das Prädikat des „guten“ Gott vorbehalten bleibt. Wenn aber schon Jesus – der es wahrlich verdient hätte – sich nicht „gut“ nennen und loben ließ, sollten wir dann nicht um so entschlossener Ehrungen dieser Art zurückweise? Nur einer ist gut – und **wir** sind's nicht!

4. Folgerung

Wenn nur „gut“ ist, was mit dem Willen Gottes übereinstimmt, dann sollten wir dieses Prädikat nicht nach Gefühl vergeben, sondern nur nach ernsthafter Prüfung, damit wir nicht unsere Maßstäbe mit Gottes Maßstäben verwechseln. Denn was in unseren Augen „gut“ scheint, kann

in Gottes Augen sehr leicht „böse“ sein, und umgekehrt. Will Gott z.B., dass ich an etwas leide, so ist es „gut“ für mich, daran zu leiden, und es wäre in Wahrheit „schlecht“ für mich und „böse“ gedacht, wenn ich gegen Gottes Willen das Leiden umgehen wollte.

Was tatsächlich ein Unglück war und was ein Segen, erkennen wir ja oft erst im Nachhinein. Und so dürfen wir auch im Bereich von „gut“ und „böse“ nicht einfach nach Gefühl und Wellenschlag entscheiden, sondern müssen ganz ernsthaft danach forschen, was Gott will. Gottes Gebote helfen uns dabei – gewiss! Aber auch sie wollen nicht als tote Satzungen befolgt werden, sondern wollen von innen heraus verstanden werden, so dass wir den Geist der Gebote von Gottes Zielen her begreifen, und dann nicht etwa widerwillig tun, was er sagt, sondern selbst von Herzen wollen, was er will.

Wir sollten versuchen, den Willen Gottes von seinem Ziel her zu verstehen, das **nicht einfach nur** in der Fortsetzung des menschlichen Lebens besteht, sondern in der Läuterung dieses Lebens und in der Erziehung des Menschen auf Gott hin. Denn Gott will uns ja tauglich machen für sein Reich. Er will, dass wir den Heimweg finden, und will, dass wir sicher bei ihm ankommen. Was diesen Weg hindert, werden wir deshalb „böse“ nennen, auch wenn's glänzend und freudig daherkommt. Was diesen Weg aber fördert, das dürfen wir zu Recht „gut“ nennen, selbst wenn's Mühen und Tränen kostet. Denn „gut“ ist nur **der Eine** – und das, was uns ihm näher bringt...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Eifer

Es gibt ein Wesensmerkmal Gottes, das in der Bibel oft genannt wird, das aber in den Katalogen göttlicher Eigenschaften fast immer fehlt. Denn dort wird zur Beschreibung Gottes zwar seiner „Barmherzigkeit“ gedacht, seiner „Ewigkeit“, seiner „Allmacht“, „Güte“ und „Weisheit“. Unerwähnt bleibt aber sein „Eifer“. Und das ist verwunderlich, weil sich Gott selbst so beschreibt und schon im ersten Gebot sagt: „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifernder Gott...“ (2. Mose 20,5; 5. Mose 5,9). Auch in 2. Mose 34 lesen wir: „Der Herr heißt ein Eiferer; ein eifernder Gott ist er“ (2. Mose 34,14). Und in 5. Mose 4 steht: „Der Herr, dein Gott, ist ein verzehrendes Feuer und ein eifernder Gott“ (5. Mose 4,24). Gott ist leidenschaftlich engagiert, will das besagen. Er ist nicht gleichgültig, müde oder unentschlossen, sondern brennenden Herzens, er ist kompromisslos in seinem Anspruch und scheut zur Durchsetzung seines Willens auch keinen Konflikt. Gott ist kein Schnarcher, der zuschaut, wie man ihm wegnimmt, was er liebt, sondern er tut alles, was er tut, auf entschiedene Weise, tut es mit Hingabe und Nachdruck. Darum wundert es auch nicht, dass Gottes Eifer so oft in Verbindung mit Gottes Zorn, Grimm und Vergeltung genannt wird (5. Mose 6,15 / 5. Mose 29,19 / Hiob 36,33 / Psalm 79,5 / Hes 5,13 / Hes 16,38 u. 42 / Hes 23,25 / Hes 36,5 / Hes 38,19 / Nahum 1,2-8 / Zef 3,8 / Jos 24,19 / Weish 1,9-10 / Weish 5,18). Es ist eben der Eifer eines Kämpfers, den seine Feinde zu spüren bekommen. Und besonders wenn es um sein auserwähltes Volk geht, ist Gott nicht geneigt, seinen Anspruch zu relativieren. Sondern weil er sein Volk liebt, gerät er „in Rage“. Man erkennt daran aber schon, dass Gottes Eifer einen guten und heilvollen Sinn hat. Denn es ist eben dieser Eifer, der ihn nicht ruhen lässt, bis er sein Volk gerettet und wiedergewonnen hat. Wenn Jesaja den Messias ankündigt, der Israel Gerechtigkeit und Frieden bringen wird, fügt er ausdrücklich hinzu: „Solches wird tun der Eifer des Herrn Zebaoth“ (Jes 9,6 / vgl. 2. Kön 19,31 u. Jes 37,32). Und auch andere Heilsverheißungen werden in dieser Weise begründet, weil Gott genau so, wie er gegen sein Volk eifern kann, auch für sein Volk eifert – und mit derselben Entschlossenheit, mit der er dem Bösen wehrt, das Gute fördert. Gott streitet voller Eifer für die Seinen, wenn sie auf Abwege und in Gefahr geraten sind. Er streitet dann aber auch mit ihnen und scheut die Auseinandersetzung nicht. Er ist mit ganzem Herzen dabei. Und darum ist es durchaus tröstlich und beglückend, um seinen Eifer zu wissen (vgl. Jes 26,11 / Jes 42,13 / Jes 59,17 / Hes 39,25 / Joel 2,18). Die Frommen sehnen sich, Gottes Macht und Eifer zu sehen (Jes 63,15), denn er eifert für Jerusalem und für den Zion (Sach 1,14). Gott tut das um seines Bundes und um seines heiligen Namens willen: er hat ja Israel sein Wort gegeben! Dieselbe Hingabe, mit der Gott für sein Volk eifert, erwartet er aber auch vom Volk ihm gegenüber. Und er wacht mit Eifer darüber, dass diese Beziehung eine exklusive Beziehung bleibt. Sie darf keinesfalls durch andere Götter gestört und entheiligt werden. Denn der Heilige, der Israel aus Ägypten führte, akzeptiert es nicht, für Israel nur einer unter vielen zu sein. Und darin ähnelt Gottes Eifer tatsächlich dem eines Ehemannes, der verständlicherweise Wert darauf legt, der einzige Mann seiner Frau zu sein. Er eifert für sein Volk. Und wenn fremde Völker es angreifen und bedrängen, eilt er ihm zu Hilfe. Nötigenfalls eifert er aber auch gegen sein Volk, wenn es nämlich aus der exklusiven Bindung an ihn ausscheren möchte und abtrünnig wird. Gott zeigt sich dann leidenschaftlich engagiert und kein bisschen duldsam, sondern ist mit brennendem Herzen zu allem entschlossen. Israel soll ihn lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all seiner Kraft (vgl. 5. Mose 6,4f.). Denn mit genau solcher Hingabe liebt Gott auch sein Volk. Er mäßigt sich nicht und lässt von seinem Ziel nicht ab, bis er es ganz und gar erreicht hat. Wer aber meint, so leidenschaftlich rigoros sei Gott nur im Alten Testament

und das Neue zeichne ein anderes Bild – der irrt sich gewaltig. Denn wenn Jesus schimpfend, handgreiflich und mit gewaltigem Zorn die Händler aus dem Tempel vertreibt, zeigt auch er sich keineswegs duldsam, sondern beweist so brennenden Eifer, dass den Jüngern angst und bange wird (Joh 2,17). Doch kann das überhaupt sein, dass Gott in Rage kommt? Passt das etwa zu seiner Würde, zu seiner Vollkommenheit und Erhabenheit, dass Gott sich um seines Volkes und um seines Tempels willen „aufregt“? Die Frage muss erlaubt sein. Denn zumindest der Vorstellung der antiken Philosophen entsprach so ein leidenschaftlicher Gott ganz und gar nicht. Und die prägen bis heute unser Denken! Männer wie Platon und Aristoteles waren der Meinung, Gott in seiner Hoheit könne emotional gar nicht „in Wallung“ geraten – das sei viel zu menschlich von ihm gedacht. Denn in Wahrheit werde Gott in seiner absoluten Überlegenheit vom irdischen Treiben gar nicht tangiert. Den griechischen Denkern schien es unmöglich, dass den Höchsten berühren könnte, was törichte Menschen auf Erden tun. Sie meinten, Gott bewege zwar alles, er werde aber selbst nicht von Leidenschaften bewegt, sondern bliebe stets ungerührt. Und sie begründeten das damit, dass sich heißes Begehren für oder gegen etwas nur aus Defiziten und unerfüllten Wünschen erkläre – die ein vollkommener Gott nicht hat. Sie waren überzeugt, wer mit Eifer etwas wolle, zeige damit, dass ihm zu seinem Glück noch etwas fehlt. Gott hingegen sei per definitionem „perfekt“. Er habe also keine Bedürfnisse, entbehre folglich auch nichts – und ruhe ganz „in sich selbst“, weil das Vollkommene nun mal keinen Mangel kennt. Sie dachten sich Gott prinzipiell leidensunfähig, denn ihrer Ansicht nach werden nur wir armen Menschen von wechselnden Gefühlen hin- und hergeworfen. Gott hingegen steht da „drüber“. Und es ihm ein wenig nachzutun, war dann auch das Ideal dieser Philosophen, die sich wünschten, in stoischer Ruhe wie ein Fels in der Brandung zu stehen. Leidenschaft schien ihnen schon unter der Würde eines weisen Menschen zu sein – und also erst recht unter der Würde Gottes. Das Göttliche ist schließlich ewig. Und das Ewige schwankt nicht! Die sich Gott so vorstellten, waren dann aber ziemlich irritiert vom biblischen Zeugnis. Denn da begegnet uns ein Gott, der für das Volk eifert, der an seiner Untreue leidet und seine Rückkehr ersehnt. Der Gott der Bibel zeigt sich in seiner Liebe durchaus verletzlich. Ohne die Treue seines Volkes hat er nicht alles, was er will! Und weil er in dieser Sache leidenschaftlich engagiert ist, ruht er auch nicht gelassen „in sich selbst“, sondern strebt und kämpft. Statt souverän über den Dingen zu schweben, zeigt er ein verwundetes Herz. Und wenn sein Volk „fremdgeht“, indem es anderen Göttern nachläuft, bleibt Gott nicht etwa „cool“, sondern geht mit großer Emotion aus sich heraus. Die Untreue seiner Geschöpfe zieht den Gott der Bibel in Mitleidenschaft: er erbarmt sich und zürnt, sehnt sich und grollt, liebt und hasst. Wie kann das aber sein? Ist wirklich denkbar, dass Gott etwas fehlt, wenn wir ihm fehlen? Die Philosophen schütteln den Kopf. Jede Gemütsbewegung scheint ihnen ein peinliches Zeichen menschlichen Wankelmuts zu sein. Und der passt nicht zur Erhabenheit eines Weltenlenkers, der keiner Beziehung bedürftig ist. In der Bibel begegnet aber trotzdem ein Gott, der gekränkt und erfreut werden kann, weil ihm so viel an seinem Volk liegt. Und erst recht wenn man das Neue Testament aufschlägt, lässt sich die Vorstellung eines leidensunfähigen Gottes nicht mehr halten. Denn schließlich ist Jesus Christus „eines Wesens“ mit dem Vater. Auch in seiner Passion war Jesus jederzeit „eins“ mit ihm. Und da keine „Person“ des dreieinigen Gottes jemals von den anderen isoliert ist, hat Gott auch „insgesamt“ in und mit Christus den Schmerz des Kreuzes getragen. Christi Not war Gottes Not! Und wie paradox es auch klingen mag: Der Herr des Lebens nahm den Tod auf sich, und der Allmächtige die denkbar größte Ohnmacht. Nicht anders als durch die Niederlage des Kreuzes wollte Gott siegen! Wer aber ernst nimmt, wie sehr sich Gott da ins Weltgeschehen verwickeln ließ, für den ist es vorbei mit der philosophischen Idee eines in sich ruhenden, durch nichts tangierten Gottes. Denn der Gott, der

Mensch wurde, wählte damit einen Weg, der unserem menschlichen Streben zuwiderläuft. Wir Menschen sind in viele Gefühle verwickelt, die uns herumwerfen. Und wir idealisieren darum die distanzierte Ruhe, in die wir uns gern zurückzögen. Gott aber, der seinem Wesen nach genau diese Ruhe genießen könnte, der verwickelt sich mit hohem emotionalen Einsatz in die Geschichte seines Volkes auf Erden. Obwohl er das nicht müsste, ist er aus Liebe engagiert, teilt in Christus das menschliche Schicksal, bindet sich damit unsere Probleme auf den Hals und macht sich verletzlich. Nun wäre das noch halbwegs verständlich, wenn er's für gute Freunde täte. Es wäre nachvollziehbar, wenn's Gott für seine Engel täte, für treue und herrlich schöne Geschöpfe. Doch Gott tut es für uns, die wir ihn tausendfach beleidigt und ignoriert haben! Er tut's für Leute, die schwach und gewöhnlich sind – für untreue Geschöpfe, die seinen guten Willen weder verstehen noch achten! Ausgerechnet unser Schicksal nimmt Gott sich zu Herzen! Und an dem Punkt steigen die Weisen dieser Welt endgültig aus und erklären das Wort vom Kreuz zur Torheit (1. Kor 1,18ff.). Denn dass Gott sich für ideale Geschöpfe engagierte, könnten sie zur Not akzeptieren. Dass er aber eifrig bemüht sein soll, Missratene zu retten – ja, dass es Gott den Frieden raubt, Sünder in verdientem Unglück zu sehen – wie sollten Philosophen das verstehen? „Vernünftig“ ist diese Liebe nicht. Im Gegenteil. Und wenn von ihr nichts geschrieben stünde, würden auch wir sie nicht plausibel finden. Denn schon beim Volk Israel ist nicht zu erkennen, womit es Gottes Aufmerksamkeit verdient – andere Völker waren kulturell viel weiter! Dass im neuen Bund aber sie und ich Gegenstand göttlichen Eifers werden, dass wir im Mittelpunkt göttlichen Bemühens stehen, und dem Herrn des Himmels an der Beziehung zu uns ernsthaft gelegen ist – das klingt ganz unwahrscheinlich. Unsere Vernunft kommt zu keinem anderen Ergebnis, als dass wir für Gott entbehrlich sind. Und dennoch nimmt er uns wichtiger, als wir uns selbst nehmen, und ringt um uns, als dürften gerade sie und ich in seinem Himmel nicht fehlen. Für diese Zuwendung lässt sich kein Grund angeben. Und doch scheint es Gott aus der Fassung zu bringen, wenn wir uns von ihm entfernen. Obwohl wir ihm egal sein könnten, sind wir's nicht. Und das muss unsere Vorstellung von Gott grundlegend ändern. Denn einerseits haben die Philosophen wirklich recht damit, dass Gott niemanden braucht – der Vollkommene kennt keinen Mangel, dem durch unsere Erlösung abgeholfen werden müsste. Andererseits gilt aber, dass er uns aus unerfindlichen Gründen liebt und sich leidenschaftlich müht, unsere Seelen in den Himmel zu heben. Beides stimmt, und wer nur eine Seite kennt, weiß von Gott zu wenig. Da wir aber beides zur Kenntnis nehmen und Gottes Eifer sehen, dessen Gegenstand wir sind – wie könnten wir da auf dieses Evangelium noch anders als mit Eifer antworten? Es ist völlig undenkbar, auf Gottes leidenschaftlichen Ruf leidenschaftslos und halbherzig zu reagieren. Vielmehr wird ein Mensch, der sich von Gottes Eifer gemeint weiß, auch seinerseits für Gott eifern, so wie die Bibel das etwa von Pinhas, Jehu und Elia sagt. Und ausgeschlossen ist jede gähnende, lauwarmer Reaktion, die sich auf Gott nur unter Vorbehalt einlassen will. Denn Gottes Hingabe fordert unsere Hingabe! Und jene Unentschlossenen, die nur erwägen Christen zu sein, falls es nicht anstrengt und zu nichts verpflichtet – die sind automatisch außen vor. Denn eine Gottesbeziehung kann man nicht als Hobby betreiben, das nur dran ist, wenn man Zeit übrig hat. Nein! Gott eifert um seine Gemeinde wie ein Mann um seine Braut – und er verträgt darum nichts weniger als eine gelangweilte oder halbherzige Reaktion. Er erwartet auf sein entschiedenes Fragen eine ebenso entschiedene Antwort. Und so dürfen wir uns wahrlich nicht schämen, wenn uns jemand „religiösen Eifer“ nachsagt, sondern sollten stolz darauf sein. Denn „religiöser Eifer“ ist zwar zum Schimpfwort geworden. Er scheint heute etwas Bedenkliches zu sein, das man therapieren muss. Aber – ist jemals ein Mensch ohne Eifer wirklich religiös gewesen? Geht das überhaupt: auf halbherzige und leidenschaftslose Weise gläubig zu sein? Besteht

Glaube nicht genau darin, das Relative nur relativ wichtig zu nehmen, das Absolute aber absolut wichtig? Auch Jesus war in diesem Sinne „radikal“! Und auf dem Weg der Nachfolge Jesu kommt niemand voran, der mit angezogener Handbremse fährt. Auch das Neue Testament fordert Hingabe, die ohne Bedingung ist. Und so sollten wir Gott um einen Glaubenseifer bitten, der seinem Eifer nicht nachsteht. Ja – haben wir am besten Leidenschaft für Gott, wie er Leidenschaft hat für uns. Denn dann werden wir ihn lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt und mit all unserer Kraft. Und weniger ist ihm nicht genug.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes (und unser) Denken

Haben sie Spaß am Denken? Grübeln sie gern und zerbrechen sich den Kopf? Die Frage ist etwas seltsam, weil uns das Nachdenken fast so notwendig erscheint wie das Atmen. Ganz egal, ob es Spaß macht: es lässt sich gar nicht abstellen. Automatisch denken wir über alles nach, was passiert – und müssen das auch. Wir überlegen sofort, was es für uns bedeutet, wie es sich auf unser Leben auswirkt und wie wir klug darauf reagieren könnten. Ob solches Nachdenken aber Spaß macht, hängt davon ab, wieviel dabei herauskommt. Denn natürlich macht es uns Freude, wenn wir für unsere Probleme eine clevere Lösung finden. Aber das klappt längst nicht immer. Wenn unser Denken erfolgreich ist und Antworten liefert, kommen wir uns zwar schlau vor – und das Grübeln hat sich gelohnt. Doch nicht alle Hindernisse lassen sich mit Kopfarbeit bewältigen. Manchmal drehen sich die Gedanken auch nur nutzlos im Kreis. Und dann wird vergebliches Grübeln immer mehr zur Demütigung, weil wir uns dumm vorkommen. Widersprüche, die sich nicht aufheben lassen, Probleme, für die es keine Lösung gibt, und Schlussfolgerungen, die nirgendwo hinführen – die ärgern uns dann nicht bloß. Sondern der eigene Unverstand erfüllt uns auch mit Sorge. Denn schließlich ist das Denken unsere schärfste Waffe! Nur der menschliche Verstand ermöglicht uns, die Kräfte der Natur zu bändigen. Kluge Voraussicht macht uns dem Tier überlegen. Und wo wir Dinge begreifen, sind wir auch zuversichtlich, sie zu bewältigen. Scheitert aber unser Denken, drohen zugleich unsere Pläne zu scheitern. Die Dunkelheit, die unser Denken nicht durchdringt, bereitet uns Sorge. Und das vergebliche Grübeln macht dann auch nicht etwa Spaß, sondern macht Angst, weil man, was man nicht versteht, auch nicht kontrollieren oder steuern kann. So ist es zwar nicht schlimm, an einem Kreuzworträtsel zu scheitern. Doch wenn wir uns über die eigene Lebenslage vergeblich den Kopf zerbrechen, wird es ernst. Und wir fürchten, von Ereignissen überrollt zu werden, auf die wir uns keinen Reim machen können. Da wird uns dann unangenehm bewusst, dass auch der Klügste nicht an alles denken kann. Es bleibt immer ein Rest, von dem wir vielleicht gar nicht wissen, dass wir da etwas wissen sollten. Oft werfen mühsam errungene Antworten gleich wieder Fragen auf. Wir können uns auch nicht um alles kümmern. Und was wird dann aus dem, was wir zu bedenken versäumten? Nachdenken ist durchaus keine Spielerei, bei der uns das egal sein könnte. Sondern wir müssen nachdenken, um unser Dasein zu bewältigen. Es ist des Menschen erfolgreichste Art, wie er sich selber hilft! Und manche Philosophen nehmen das Denken so wichtig, dass sie meinen, was nicht gedacht werde, sei auch gar nicht wirklich. Ihnen scheint das Dasein der Welt von der Verstandestätigkeit abhängig, die es wahrnimmt. Und wenn man auch darüber spotten mag, dass sie ihr Denken derart wichtig nehmen, erliegen wir doch beim Grübeln einer ähnlichen Tendenz: Manchmal denken wir verbissen, verbohren uns in Rätsel und fürchten, was unser Verstand nicht bewältigt, bliebe auf ewig unbewältigt. Wir sortieren unsere Gedanken, als müssten wir dadurch die Ordnung der Welt wiederherstellen. Und eine innere Stimme sagt immerzu: „Ich muss das doch verstehen!“ Wir wollen unsere Welt durch folgerichtiges Denken von Widersprüchen befreien. Und dringlich ist uns das nicht von ungefähr. Denn wir brauchen Klarheit, um uns in der Welt zu orientieren. Wir müssen Zusammenhänge verstehen, um nicht dem ausgeliefert zu sein, was wir nicht kommen sahen. Und so entsteht die Überzeugung, wenn wir nicht an alles dächten, sei nicht an alles gedacht! Doch – überschätzen wir uns da nicht? Und muss verbissenes Grübeln nicht gerade bei Christen seltsam wirken? Sind wir denn alleine klug? Gibt es nicht auch noch unseren allwissenden Gott, der, bevor wir etwas denken, schon längst an alles gedacht hat? Und dürfen wir nicht davon ausgehen, dass Gott weit umfänglicher und gründlicher

nachdenkt als wir das je vermöchten? Sollte jener, der das Auge schuf, nicht sehen können? Sollte jener, der die Zunge schuf, nicht reden können? Und sollte der, der uns Verstand gab, nicht selber reichlich davon haben? Wenn's aber so ist, und Gott den weitaus größeren Kopf hat: liegt dann die Last, an alles denken zu müssen, wirklich auf den schmalen Schultern des Menschen? Das soll kein Argument gegen reife Überlegung sein – wir haben unseren Verstand bekommen, um ihn zu benutzen! Doch müssen wir ihn nicht so wichtig nehmen, als wären wir die einzigen oder auch nur die hellsten Leuchten im Universum. Denn der Gott der Bibel ist in dem radikalen Sinne ein „denkender Gott“, dass wir und das Universum zuallererst einmal Gedanken Gottes sind. Und jene philosophische Idee, die beim Menschen ziemlich anmaßend wirkt (dass nämlich sein Denken die Wirklichkeit erst hervorbringe), die trifft – auf Gott angewandt – genau den Punkt. Denn Gott schuf alles durch sein Wort (1. Mose 1). Und dieses Wort ist der direkte Ausdruck seines schöpferischen Denkens. Bevor Gott sprach „es werde“, hat er zweifellos erdacht, was da werden sollte. Und so ist es in der Tat ein „kreatives Denken“, aus dem die Wirklichkeit hervorgeht. Es ist aber nicht unser, sondern Gottes Denken. Und wir stehen dabei nur in der zweiten Reihe, weil wir, längst bevor wir dachten, schon gedacht wurden – und damit in einem beglückenden Sinne „an uns gedacht war“. Ja, bevor wir den ersten vernünftigen Gedanken fassten, wurde schon unser gedacht, weil wir dem Schöpfer als Möglichkeit vor Augen standen und er freundlich beschloss, die Idee zu unserer Person nicht zu verwerfen, sondern zu verwirklichen. Indem er uns schuf, hat er uns nicht nur gedacht, sondern uns auch mit vielem be-dacht und hat uns schon all das zu-gedacht, was wir dann haben sollten – an Leib und Leben, Herz und Verstand. Und weil der gedankenreiche Gott selbst am Denken Freude hat, gönnt er auch seinen Geschöpfen, an seinem göttlichen Denken teilzuhaben, gibt uns dazu den nötigen Verstand und beauftragt uns, seinen wunderbaren Wegen nach-zudenken (vgl. 1. Mose 2,19). Diesen gedanklichen Nachvollzug seiner Wege nennen wir „Wissenschaft“. Und bei alledem, was forschendes Bemühen zu Tage fördert, handelt es sich um Ausschnitte dessen, was Gott von sich selbst und von seiner Schöpfung weiß. Menschliches Denken ist also nicht nur selbst eine Folge göttlichen Denkens, sondern – soweit es nicht irrt – folgt es auch der Bahn, die vorher Gottes Gedanken genommen haben. Indem wir der Wahrheit nachjagen, folgen wir Gottes Spur. Und wenn einer mit Leidenschaft Wissenschaft betreibt, erliegt er in der Faszination für die Werke dem Genie des meist ungenannten Künstlers. Gottes Denken ist nicht so fragmentarisch wie unseres, sondern allumfassend und weise. Seine Allwissenheit schließt mit ein, dass er längst alles gedacht hat, was überhaupt gedacht werden kann. Und auch dort, wo wir uns fröhlich als „Entdecker“ fühlen, decken wir nur Zusammenhänge auf, die bestehen, weil Gottes Geist sie hergestellt hat. Wir schauen nur hinterher, wo Gott voraus- und vorübergegangen ist (vgl. 2. Mose 33,18-23). Und vielleicht liegt darin der wahre Kern von Platons Lehre, alles Erkennen sei das Erinnern eines schon vorhandenen Wissens. Für grübelnde Christen hat Gottes denkendes Vorausgehen aber weitreichende Folgen, weil es uns einerseits ermutigt und anspornt – und uns andererseits mit Ehrfurcht und Demut erfüllt. Eine Ermutigung erfährt unser Denken, weil auch ein noch so rätselhaftes Weltgebäude, wenn es dem Geist Gottes entsprungen ist, nicht in sich widersprüchlich, absurd oder unsinnig sein kann, sondern auch dann von Weisheit durchwaltet sein muss, wenn uns diese Weisheit verborgen bleibt. Ganz egal, wie unstimmig uns die Welt vorkommen mag: Was aus Gottes Gedanken hervorging, kann letztlich kein „Nonsens“ sein. Und wenn wir im Chaos nach verborgenen Ordnungen suchen, jagen wir auch kein Phantom. Sondern die natürliche Unterstellung, von der unser Denken ausgeht (es müsse doch in all dem Seltsamen ein erkennbarer Plan walten), findet im Gottesglauben ihren stärksten Rückhalt. Es ärgert uns trotzdem, dass wir in die Wahrheit nur begrenzten Einblick haben! Doch müssen

wir nicht fürchten, dass Wahrheit vielleicht gar nicht existierte. Denn zumindest Gott hat umfassende Klarheit über alles, was der Fall ist. Eine Welt, die immerhin ihr Schöpfer versteht, muss prinzipiell verstehbar sein. Und wenn uns der Nachvollzug Mühe macht, liegt's nicht am Gegenstand, sondern an unserer Beschränktheit. So kann ein Christ, der sich dem Denken verschreibt, zu flach graben. Er kann an der falschen Stelle graben oder zu früh aufgeben. Dass aber in dem Boden unter seinen Füßen das Gold der Wahrheit überhaupt nicht enthalten sei – das muss er nicht befürchten! Und was Shakespeare einmal sagte – das Leben sei ein „Märchen“, „erzählt von einem Dummkopf, voller Klang und Wut, das nichts bedeutet“ – auch das dürfen wir getrost ausschließen. Denn was auf Gottes Geist zurückgeht, kann letztlich nicht ohne Bedeutung sein. Gott hat sich bei allem etwas gedacht! Und so werden wir das Denken und Forschen schon deshalb hoch schätzen, weil uns erkannte Wahrheit immer zugleich den Gedanken Gottes näher bringt. Grübeln lohnt sich umso mehr, als der Gesamtbestand der Wahrheit mit dem Wissen Gottes identisch ist. Und da uns Gott in vieles Einblick geben will, darf unser Verstand auch nach Herzenslust neugierig sein. Denn Gott selbst gibt uns zu denken und legt uns die Sehnsucht ins Herz, hinter die Dinge zu schauen! Wie sollte er also nicht Freude daran haben, wenn wir unseren Verstand konsequent gebrauchen? Das biblische Lob der Weisheit ermutigt uns dazu (vgl. Spr 1-9)! Und dennoch werden wir denkend auch Ehrfurcht und Demut empfinden. Denn wie gesagt ist der Gesamtbestand der Wahrheit mit dem Wissen Gottes identisch. Und wollten wir uns anschicken, mit unserem Menschenverstand Gottes Gedanken restlos einzuholen, wäre das allzu hoch gegriffen. Es würde unser Fassungsvermögen so sehr übersteigen, wie Gottes Weisheit die unsere übersteigt. Denn unser Kopf ist zu klein, und unser Leben zu kurz, als dass wir diesen Ozean des Wissens ausschöpfen könnten. So gewinnen wir sicher nie einen Überblick, der es uns erlaubte, Gott Ratschläge zu erteilen. Auch in geistiger Hinsicht werden wir ihm niemals gleich! Doch muss uns das nicht frustrieren, sondern eigentlich können wir darüber froh sein. Denn so sind wir nicht „Atlas“, der das Weltgebäude auf seinen Schultern trägt, und müssen uns nicht intellektuell verheben. Sondern unser Verstehen bleibt umfassen von Gottes viel größerem Verstand, der uns zeitlich und sachlich vorausgeht. Wo wir verwirrt sind, hat Gott immernoch einen Plan. Obwohl er uns durchschaut, ist er voller Gnade. Und es ist zum Glück auch nicht unsere Klugheit, die uns vor seinem Zorn retten müsste. Denn da hat Christus bereits an uns gedacht – und stellvertretend für uns gehandelt. Wir müssen auch nicht annehmen, dass der Wirklichkeit viel fehlte, wenn wir als Zuschauer fehlten. Die Wirklichkeit wird von Gottes Gedanken getragen, nicht von unseren! Und die Sorge, es sei vielleicht nicht an alles gedacht, woran wir nicht denken, ist überflüssig. Denn auch eine tief im Dschungel verborgene Blume blüht nicht vergebens. Sie hat zumindest den Schöpfer, der ihr Dasein würdigt. An ihm hat sie Publikum genug! Und auch das heimlichste Verbrechen hat zumindest diesen einen Zeugen, der es nicht vergisst und nicht auf sich beruhen lässt. So ist längst an alles gedacht! Und wenn nicht von uns, so doch von Gott. Denn bevor er die Dinge schuf, muss er sie gewollt haben. Und bevor er sie wollen konnte, muss er sie gedacht haben. So war längst an alles gedacht, bevor etwas in Erscheinung trat. Und nichts ist ohne Zusammenhang, weil zumindest in Gottes Geist alle Dinge sinnvoll verknüpft sind. Wenn also das Sieb unserer Gedanken den Ozean der Wirklichkeit nicht ausschöpft – was macht's? Der Gedanke unserer Person war für die Welt nie notwendig, war aber dennoch möglich, und Gottes Freundlichkeit hat es gefallen, es nicht bei der Möglichkeit zu belassen. All unsere Grübeleien sind umfassen von Gottes lückenloser Erkenntnis. Und wenn Wahrnehmung tatsächlich etwas zur Wirklichkeit beiträgt, dann ist es Gottes Wahrnehmung und nicht unsere. Was wir nicht bedenken, steht doch Gott vor Augen. Und er ist auch höchst willig, uns an seinem Wissen teilzugeben und uns mehr und mehr zu erleuchten: Als wir nur

das Licht der Natur hatten und unseren gewöhnlichen Verstand, gab er uns mit dem Evangelium das Licht der Gnade dazu, das sehr viel heller leuchtet und uns vieles verstehen lässt, worauf wir sonst nie gekommen wären. Und auch dieses Licht der Gnade wird noch einmal getopft, wenn Gott uns aus der Zeit in die Ewigkeit versetzt, und dort das Licht der Herrlichkeit die letzten Rätsel löst (1. Kor 13,12). Ja, Gott – als das tiefste Geheimnis dieser Welt – wird sich selbst lüften, wenn die Zeit gekommen ist. Und wir müssen nicht unser Hirn zermartern, um dem vorzugreifen. Denn auch in geistiger Hinsicht setzt das Christentum nicht auf Leistung, sondern auf Gnade. Wir denken zwar gern, weil Gott uns zu denken gibt. Wenn aber unsere Verstand verfällt, bleibt seiner doch wach und behält den Überblick. Und wo sich einer in der Demenz seiner selbst nicht mehr bewusst ist, ist er trotzdem nicht von jedem Schirm verschwunden. Denn menschliche Existenz spiegelt sich nicht bloß im menschlichen Bewusstsein (das dadurch unendlich wichtig würde), sondern viel grundlegender und früher spiegelt sich menschliche Existenz in Gottes Bewusstsein. Seinetwegen dürfen wir sicher sein, dass zwischen Himmel und Erde nichts grundlos geschieht. Und das entlastet uns erheblich. Denn so hat die Welt Sinn und Ordnung, bevor wir danach fragen – oder ihr beides zu geben versuchen. Gott denkt uns voraus, wir denken ihm nur hinterher. Aber dass wir im reinen Unsinn lebten, wo sich das Denken gar nicht lohnte, ist ausgeschlossen. Und so dürfte es kein Zufall sein, dass sich die Wissenschaften gerade im Abendland so gut entfaltet haben und so weit gekommen sind. Denn die biblische Sicht der Welt, die das Geschaffene klar von Gott unterscheidet und es doch auf seine Weisheit zurückführt, öffnet den Weg zur Erforschung der Welt: Einerseits werden Himmelkörper und Naturerscheinungen entzaubert und von Tabus befreit. Denn sie sind nicht etwa selbst göttlich oder Götter, so dass man fürchten müsste, Heiliges zu profanieren, wenn man in ihre Geheimnisse eindringt. Andererseits aber darf man erwarten, im Geschaffenen nicht Finsternis und regelloses Chaos anzutreffen, sondern Manifestationen einer Weisheit, die der Geisteshöhe des Schöpfers entspricht. In biblischer Sicht ist die Natur nicht Gott, weshalb man sie unbefangen erforschen darf. Sie ist aber Niederschlag göttlicher Weisheit – und darum lohnt sich die Forschung. Ja, die Wissenschaft selbst hat so etwas wie religiöse Voraussetzungen, weil der Forschende an verborgene Ordnungen glaubt, bevor er sie sehen kann – und jedenfalls nicht glaubt, die Welt könne „beliebig“ oder ganz im Ernst „planlos“ sein. Wer forscht, unterstellt, dass in den Phänomenen eine Vernunft waltet, die seine eigene Vernunft nachvollziehen kann. Wenn seine Vernunft dabei aber nichts hineinlegt oder vorgibt, sondern Gegebenes nachvollzieht, wessen Vernunft waltet dann in den Dingen? Es ist schwer vorstellbar, dass etwas Regelhaftes, das unseren Geist so sehr anspricht wie die Ordnungen der Natur, „geistlos“ entstanden sein sollte. Und so ist die Zuversicht, aus der heraus man Wissenschaft betreibt, mit der Zuversicht des Christen verwandt, dass über seinem eigenen Denken ein weit höheres waltet, das nicht etwa dumpf und stumpf und taub ist, sondern das er zu verstehen vermag, wie es umgekehrt auch ihn versteht. Unser Gegenüber ist kein totes und gleichgültiges Universum voller Willkür, sondern ein allwissender Gott, der uns kennt – und zugleich von uns erkannt sein will. Er versteht unsere Gedanken von ferne (Psalm 139,1-4) und will auch von uns verstanden werden. So mag es uns immernoch ärgern, wenn wir nicht erfolgreich denken: wir stochern viel im Nebel herum und kommen uns dumm vor! Aber das hat Grenzen. Denn als Christen dürfen wir sicher sein, dass hinter dem Nebel nicht bis ins Unendliche immer nur weiterer Nebel kommt. Sondern irgendwo ist da die Wahrheit, die unserem Gott schon heute vor Augen steht – und an der er uns spätestens im Himmel reichlich Anteil haben lässt. Durch ihn ist an uns und an alles gedacht! Er setzt auch unser Denken auf die rechte Spur. Und das zu wissen, ist wahrlich ein Grund zur Freude.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Heiligkeit

Wenn jemand behauptet, dass Gott „heilig“ sei, dann sagt er damit wenig Überraschendes und muss auch kaum mit Widerspruch rechnen. Denn selbstverständlich ist Gott „heilig“. Und alles, was sonst noch „heilig“ genannt wird, verdankt dieses Prädikat seiner besonderen Beziehung zu ihm. Denn Gott selbst ist „heilig“ auf ursprüngliche Weise. Und das, was er „geheiligt“ hat, ist „heilig“ auf abgeleitete Weise, weil Gott sich seiner bedient. Wir reden in diesem Sinne z.B. von der „heiligen“ Schrift, vom „heiligen“ Abendmahl und von „heiligen“ Menschen. Doch was besagt der Begriff in seiner Anwendung auf Gott selbst? Was ist der Inhalt des Wortes? Enthält es überhaupt eine Information, die nicht schon im Gottesnamen enthalten ist? Gott „heilig“ zu nennen scheint so überflüssig, als erklärte man Wasser für „nass“, Feuer für „heiß“ und Blei für „schwer“. Denn Heiligkeit macht genau das aus, was wir mit dem Wort „Gott“ verbinden. Das Wort scheint keinen anderen Inhalt zu haben, als dass etwas entweder Gott selbst oder von Gott durchdrungen ist. Aber der Blick in die Bibel zeigt dann doch, dass dies nicht alles ist. Denn die Erfahrung der Heiligkeit Gottes wird dort in eindrücklicher Weise dargestellt.

Die biblischen Gestalten, die dem Heiligen gegenübertreten, erleben dabei die bestürzende Fremdheit eines kategorisch Überlegenen. Eine Fremdheit nämlich, der der Mensch nur entsprechen kann, indem er sich gänzlich zurücknimmt und in demütiger Beugung das unendliche Gefälle zwischen ihm selbst und seinem heiligen Gegenüber anerkennt. Jakob fürchtet sich als er entdeckt, an welcher heiligen Stätte er geschlafen hat (1. Mose 28,16-17). Und Mose muss die Schuhe ausziehen, bevor er beim brennenden Dornbusch den heiligen Boden betreten darf. Erschreckt verhüllt er sein Angesicht, als Gott mit ihm redet (2. Mose 3,3-6). Und auch die Serafim vor Gottes Thron bedecken in Scheu vor dem Heiligen ihre Gesichter und Füße (Jes 6,1-3). Jesaja fürchtet zu vergehen, weil er dem Heiligen mit unreinen Lippen und ungesühnter Schuld gegenübertritt (Jes 6,5-7). Und als der heilige Gott am Berg Horeb im „stillen, sanften Sausen“ erscheint, verhüllt der Prophet Elia sein Antlitz mit dem Mantel (1. Kön 19,13). Als Gott sich am Sinai offenbart, darf das Volk den Berg noch nicht einmal berühren (2. Mose 19,12-13). Und wer sich doch am Heiligen vergreift, überlebt das nicht (2. Sam 6,3-7; Dan 5,1-30). Es fällt aber auf, dass Gottes Heiligkeit sehr gegensätzliche Reaktionen auslöst. Denn wenn Gott sich als heilig erweist, kann das in der Bibel beglückenden Sinn haben und zum Gegenstand jubelnder Lobgesänge werden (Ps 22,4; 99,3-5). Wenn Gott sich als heilig erweist, kann das aber auch einen strengen und bedrohlichen Sinn haben (4. Mose 20,13; Jos 24,19; 1. Sam 6,20; Ps 89,8). Der Hinweis auf Gottes Heiligkeit begründet sowohl Freude wie Furcht. Man kann ihn preisen, weil er heilig ist – und man kann aus demselben Grund vor ihm zittern. Dass aber beides (sogar gleichzeitig!) möglich ist, erklärt sich daraus, dass sich der Mensch teilweise mit dem Heiligen verbunden fühlt, teilweise aber auch mit ihm in Konflikt steht. Und dieser Zwiespalt bekommt dadurch Brisanz, dass dem Menschen in der Begegnung mit dem Heiligen dessen überlegenes Durchsetzungsvermögen bewusst wird. Er erkennt, dass dem Heiligen unfragliches Recht und unbegrenzte Macht innewohnt. Und sofern er den Heiligen auf seiner Seite weiß, ist das beglückend. Befindet er sich aber mit Gott auf Kollisionskurs (weil er doch Sünder ist!), muss es ihn in Panik versetzen. Denn was hätte ein kleiner Mensch der Dynamik des Heiligen entgegenzuhalten? Wer „unbeschnittenen Herzens“ ist, hat da zu „Berührungsängsten“ allen Grund! Denn je näher er dem Heiligen kommt, desto klarer tritt zu Tage, dass ein gewöhnlicher Mensch mit Gott nicht kompatibel ist. Gott wohnt in einem Licht, dem niemand nahen kann (1. Tim 6,16)! Und als Petrus den Herrn erkennt, sagt er erschro-

cken: „Herr, geh weg von mir! Ich bin ein sündiger Mensch.“ (Lk 5,8) Die Gegenwart des Heiligen ist einfach „zu viel“ für uns. Unverträgliches trifft aufeinander, weil Gottes ungewohnter Glanz unsere trüben Augen blendet. Mit den Worten von Paul Althaus gesagt: „Der Heilige ist der Erhabene, der unergründlich-Gewaltige, die Majestät, Gott in der Unfassbarkeit und Rätselhaftigkeit seines Seins und Waltens, in der übermenschlichen Hoheit seiner Gedanken, als das Geheimnis, als die schlechthinnige Mächtigkeit, aber auch als der schlechterdings und vollkommen Gute...“

Das Heilige ist der Inbegriff dessen, was wir nicht sind und nicht verstehen! Was also geschieht, wenn wir uns unverhofft mit dem Heiligen konfrontiert sehen? Zunächst wird es nur als „ganz anders“ wahrgenommen. Beim näheren Hinsehen aber als „ganz und gar überlegen“. Das Heilige ist uns überlegen hinsichtlich seiner Machtentfaltung und Seinsfülle, hinsichtlich seiner Gerechtigkeit und Reinheit – und auch, was seine Weisheit und Autorität angeht. Und weil der Mensch dem Vergleich nicht standhält, ist das Heilige eine Erfahrung erschütternder Differenz, die ihn zurückprallen lässt. Der Menschen kommt sich plötzlich klein und schäbig vor. Ihm wird das unendliche Gefälle bewusst, das zwischen ihm und dem Heiligen besteht. Ist dieses Gefälle aber zu Tage getreten, kann er ihm nicht anders entsprechen, als indem er sich dem ganz und gar „Anderen“ und „Überlegenen“ beugt. Der unbedingten Autorität des Heiligen kann man nur entsprechen, indem man ihm den eigenen Willen unterwirft. Und der unbedingten Reinheit des Heiligen kann man nur entsprechen, indem man sich in Scham davor verhüllt und bedeckt. Der Anrede durch das Heilige kann man nur entsprechen, indem man selbst verstummt, um lauschend „ganz Ohr“ zu sein. Und dem Anspruch des Heiligen kann man nur entsprechen, indem man sich selbst völlig zurücknimmt und ihm das Feld überlässt. Dem Geheimnis des Heiligen kann man nur entsprechen, indem man es ehrfürchtig stehen lässt und sich alle Neugier verbietet. Denn plumpe Vertraulichkeit ist hier ausgeschlossen. Niemand kommt Gott nahe, der nicht begreift und akzeptiert, wie fern er ihm ist! Erkennt man das Heilige aber als Heiliges, ist durch seine schiere Gegenwart geboten, dass man sich ihm hingibt, sich ihm überlässt und zur Verfügung stellt. Nur darin liegt die Anerkennung des bestehenden Gefälles. Und nur diese Anerkennung bringt mich mit dem Heiligen in Übereinstimmung. Nur dadurch, dass ich mich kategorisch von ihm unterschieden weiß, kann ich mit dem Heiligen „einig“ sein. So aber bin ich dann im Konsens mit ihm, bin in seine Sphäre inbegriffen und gewinne am Heiligen Anteil.

Ahnt man aber, welche große Chance darin liegt? Ein kleiner Mensch kann das Heilige zwar nicht durchdringen, er kann aber davon durchdrungen werden. Er kann das Heilige nicht ergreifen, kann aber davon ergriffen werden. Er hat dann nicht das Heilige, aber das Heilige hat ihn. Und wer die Faszination des Heiligen kennt, wird sich nichts mehr wünschen, als ganz und gar von dem erfasst zu werden, was er nicht fassen kann. Dieser Wunsch, mit dem sich der Mensch sehndend Gott entgegenstreckt, entspricht der erbarmenden Liebe, mit der Gott sich dem Menschen zuwendet. Und er mündet ein in das frohe Miteinander des Kindes mit dem himmlischen Vater. Ganz anders verläuft die Begegnung aber, wenn der Mensch mit dem Heiligen „auf Augenhöhe“ umgehen will. Denn das bedeutet, dem Heiligen nicht zu entsprechen, sondern ihm gleichen zu wollen. Und wer das versucht, tritt zum Heiligen in Konkurrenz. Er verursacht einen Konflikt, in dem er notwendig untergeht, weil das Gefälle, das er überspielen will, natürlich trotzdem besteht – und sein Gegenüber, dessen Heiligkeit er ignoriert, sich an ihm als heilig erweist. So wird nichts den Heiligen hindern, sich Geltung zu verschaffen! Aber je nachdem, wie der Mensch sich verhält, kann es auf zweierlei Weise geschehen. Nämlich entweder, indem der Heilige den Menschen einbindet, heiligt und erhebt. Oder, indem er ihn vernichtet. In der Dynamik des Heiligen liegt immer das Potential zu beidem! Es

ist gleichermaßen mächtig, dem Menschen das Heil zu schenken oder ihm den Untergang zu bereiten. Ein Drittes gibt es aber nicht. Und weil der Mensch das spürt, zeigt er dies seltsam ambivalente Verhalten, dass er das Heilige zugleich sucht und meidet. Das Heilige zieht ihn an, weil ihm die Macht innewohnt, die dem schwachen Menschen so sehr fehlt. Und es schreckt ihn zugleich ab, weil er sich dieser Macht gegenüber nicht zu behaupten vermag. Wen kann es also wundern, dass die Begegnung mit dem Heiligen einer schweren Krise gleicht? Der Mensch, der hindurchgeht, ist hinterher nicht mehr derselbe. Er kann nicht weitermachen wie zuvor. Und entsprechend groß ist die Neigung, das Heilige aus dem eigenen Leben herauszuhalten. Denn wenn es drin ist, wird es auf jeden Fall dominant sein. Doch wahrlich, wenn es draußen bleibt, ist das für den Menschen viel schlimmer...

Was sagen wir also, wenn wir Gott „heilig“ nennen? Kann man das zusammenfassen? Es bedeutet, dass er zugleich imponierend und erschreckend ist, faszinierend und gefährlich, distanzierend anders und doch bedrängend nah. Sein Licht droht uns zu blenden und fesselt doch unsere Aufmerksamkeit. Es duldet keine Vertraulichkeit und zieht uns doch an. Das Heilige weist unsere Neugier ab und ergreift doch unser Herz. Es ist unnahbar und lässt uns doch nicht los. Es ist respekteinflößend und weckt doch unsere Sehnsucht. Es ist völlig inkompatibel und lässt uns doch nach Anschluss fragen. Es zwingt uns auf die Knie und macht uns dabei doch nicht etwa kleiner, sondern in Wahrheit größer. Das Unvertraute am Heiligen kann uns ebenso mit Grauen erfüllen, wie mit Staunen und Scheu, Scham und Anbetung. Es ist ungewohnt mächtig und mächtig ungewohnt. Aber wie verschieden es die Einzelnen auch wahrnehmen, ist doch eines immer gleich: das Heilige fordert auf unbedingte Weise ein seiner Gegenwart entsprechendes Verhalten. Es begegnet uns nicht, ohne zu verpflichten. Es ist nicht bloß da, es will auch etwas. Es verlangt vom Menschen, sich als Mensch im Gegenüber zum Heiligen zu begreifen und sich entsprechend zu verhalten. Denn die Erkenntnis des Heiligen drängt zur Anerkennung mit Herz und Hand. Doch ist das nicht etwa „viel verlangt“, sondern versteht sich im Grund von selbst. Denn es heißt ja nur, der erkannten Wahrheit die Ehre zu geben und ihr nicht zu widerstreben. Der heilige Gott ist ja wirklich der, dessen Wollen jederzeit gut und dessen Handeln gerecht ist, dessen Wort niemals trügt und dessen Beschluss nicht gehindert werden kann. Gott steht wirklich in maximalem Kontrast zu uns durch seine Treue Reinheit und Vollkommenheit. Er allein sagt, was er denkt, tut, was er sagt, und kann, was er will. Wie sollten wir also den Abstand nicht fühlen? Und wenn wir ihn fühlen, wie sollte uns das nicht die Augen öffnen für Gott und für uns selbst? Die rechte Gotteserkenntnis führt notwendig zur Selbsterkenntnis des Menschen. Und die ist, so wie Johannes Calvin sie beschreibt, überaus heilsam und jedem zu wünschen. Er sagt:

„Lenken wir den Blick nicht über die Erde hinaus, so sind wir mit der eigenen Gerechtigkeit, Weisheit und Tugend reichlich zufrieden und schmeicheln uns mächtig – es fehlte, dass wir uns für Halbgötter hielten! Aber wenn wir einmal anfangen, unsere Gedanken auf Gott emporzurichten, wenn wir bedenken, was er für ein Gott sei, wenn wir die strenge Vollkommenheit seiner Gerechtigkeit, Weisheit und Tugend erwägen, der wir doch gleichförmig sein sollten – so wird uns das, was uns zuvor unter dem trügerischen Gewand der Gerechtigkeit anglänzte, zur fürchterlichsten Ungerechtigkeit; was uns als Weisheit wundersam Eindruck machte, wird grausig als schlimmste Narrheit offenbar, was die Maske der Tugend an sich trug, wird als jämmerlichste Untüchtigkeit erfunden! So wenig kann vor Gottes Reinheit bestehen, was unter uns noch das Vollkommenste zu sein schien. Daher kommt es, dass nach vielfach wiederholten Berichten der Schrift die Heiligen von Furcht und Entsetzen durchrüttelt und zu Boden geworfen wurden, sooft ihnen Gottes Gegenwart widerfuhr. Menschen, die zuvor, ohne seine Gegenwart, sicher und stark dastanden – jetzt, da er seine Majestät offenbart, sehen wir sie

derart in Schrecken und Entsetzen gejagt, dass sie geradezu in Todesangst niederfallen, ja vor Schrecken vergehen und fast zunichte werden! Daran merken wir, dass den Menschen erst dann die Erkenntnis seiner Niedrigkeit recht ergreift, wenn er sich an Gottes Majestät gemessen hat. Beispiele solcher Erschütterung haben wir im Richterbuche wie auch bei den Propheten. Es ging soweit, dass im Volke Gottes die Redewendung in Gebrauch kam: „Wir müssen sterben; denn wir haben den Herrn gesehen“ (Ri. 13,22; Jes. 6,5; Ez. 1,28; u.a.). Und wenn das Buch Hiob (z. B. Kap. 38ff.) den Menschen durch das Bewusstsein seiner Torheit, Ohnmacht und Beflecktheit zu Boden werfen will, so dienen ihm stets die Beschreibungen von Gottes Weisheit, Kraft und Reinheit zum Beweise. Das ist berechtigt: wir sehen, wie auch Abraham, nachdem er einmal von nahem des Herrn Herrlichkeit erschaut hat, um so besser erkennt, dass er „Erde und Asche“ ist (Gen. 18,27). Elia vermag sein Nahen nicht mit unverdecktem Antlitz zu ertragen (1. Kön. 19,13). Solcher Schrecken liegt in seinem Anblick! Was soll auch der Mensch tun, der doch Staub ist und ein Wurm, wenn selbst die Cherubim in heiliger Scheu ihr Angesicht verhüllen müssen! (Jes. 6,2). Eben dies spricht Jesaja aus: „Der Mond wird sich schämen und die Sonne mit Schanden bestehen, wenn der Herr der Heerscharen König sein wird“ (Jes. 24,23). Das heißt: wenn er seine Herrlichkeit in voller Nähe offenbaren wird, dann versinkt auch das sonst Leuchtendste in Finsternis.“ (Institutio I,1,2-3)

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Gnade

Wer den Charakter eines Menschen beschreiben soll, merkt schnell wie schwer das ist. Denn wenn wir die Person gut kennen, fallen uns zwar Eigenschaften ein, die zu ihrem Wesen dazu gehören. Aber eigentlich müsste man jede dieser Eigenschaften noch einmal näher erklären. Schließlich kann ein Mensch durchaus „tierlieb“ sein – und Katzen mag er trotzdem nicht. Man kann ihn sehr „gesprächig“ finden – aber vor dem Frühstück gilt das noch nicht. Vielleicht ist er eine „Frohnatur“ – aber wenn er getrunken hat, wird er dennoch melancholisch. Und während ihn seine Kinder immer als „spendabel“ erleben, ist er Bettlern gegenüber sehr geizig. So „höflich“ er sonst auftritt – wenn er belogen wird, kann er ziemlich aus der Rolle fallen. Und überhaupt ist er generell „nett“, wenn nicht am Vortag sein Fußballverein verloren hat. Keiner seiner Freunde findet ihn sonderlich „hilfsbereit“, doch – seltsam! – der hübschen Nachbarin geht er immer gern zur Hand. Ist der Mensch deswegen aber „kompliziert“? Oder ist die Beschreibung „widersprüchlich“? Nein. Ich finde sie ganz normal und glaubhaft. Denn die Person ist ja wirklich „so und so“. Aber eben nicht zu jedem, zu jeder Zeit und in jeder Beziehung. Und wenn man ihren Charakter mit Gewalt auf drei oder vier Eigenschaften reduzieren wollte, wäre das zu pauschal. Denn die näheren Bestimmungen, wann, wie und in welcher Hinsicht sich eine Eigenschaft zeigt, gehören zum Bild dazu. Und wenn man sie unter den Tisch fallen lässt, ist der Mensch nicht mehr treffend beschrieben.

Doch warum erzähle ich das? Nun, weil es sich mit Gott ganz ähnlich verhält. Und weil alles Reden über Eigenschaften Gottes in die Irre führt, wenn man nur ein paar Wesenszüge aufzählt und meint, damit sei es getan. So zu verfahren wird schon einem Menschen nicht gerecht! Wie sollte es also genügen, um das Wesen Gottes zu erfassen? Natürlich können wir der Bibel eine Liste von Adjektiven entnehmen, weil da steht, dass Gott allgegenwärtig und ewig ist, barmherzig und treu, heilig und weise, gerecht und gut. Aber man muss dazusagen, worin sich das jeweils zeigt, und wann eine Eigenschaften Gottes von wem auf welche Weise erfahren wird. Denn schließlich wissen wir von Gottes Heiligkeit nur, weil er sich in konkretem Tun als heilig erweist. Und wir wissen von seiner Gnade nur, weil er gegen konkrete Menschen Gnade walten lässt. Gott ist nicht abstrakt „gerecht“, sondern indem er Gerechtigkeit übt. Und er ist nicht anders „barmherzig“ als in seinem barmherzigen Wirken. Es bleibt auch vieldeutig, wenn man ihn „weise“ nennt, ohne zu erklären, wie sich das äußert. Und so hängt die Beschreibung Gottes unmittelbar mit seinem Wirken zusammen – und mit der Erfahrung der Menschen, auf deren Leben er eingewirkt hat. Denn die sind es, die dann anderen von Gott erzählen, wie z.B. die Verfasser der Psalmen und des Neuen Testaments. Von denen hat wohl jeder Gott gesucht. Doch erst in Jesus haben sie ihn gefunden. Und daraus folgt ihr Jubel: „Gelobt sei unser Gott, der sich nicht verborgen hält, sondern zugänglich wird in seinem Sohn!“ Dieselben Menschen machen die Erfahrung, dass Gottes Sohn sie trotz ihrer Schwächen nicht verdammt. Und sie jubeln wieder: „Gelobt sei unser Gott, der sich über Sünder erbarmt – wenn einer bereut, was er getan hat, wird er nicht abgewiesen!“ Sie erleben, wie der Gekreuzigte ihre Lasten auf sich nimmt und in der Auferstehung ihren Tod überwindet. Und dankbar singen sie: „Gelobt sei Gott, der uns gnädig diesen Ausweg schafft und uns Liebe erweist, obwohl wir Feinde waren!“

„So und so“ hat Gott getan, darum nennen sie ihn „gütig“! „So und so“ hat er geredet, darum nennen sie ihn „freundlich“! „So und so“ hat er sie gerettet, darum preisen sie seine „Barmherzigkeit“! Die Eigenschaften, die sie Gott beilegen, erwachsen unmittelbar aus ihrer persönlichen Erfahrung. Und so reden sie nie von Gott, ohne zugleich etwas über sich selbst zu sagen

– und über die konkreten Taten, in denen sich Gottes So-Sein manifestiert. Die Bibel käme gar nicht auf die Idee, Gottes Wesenszüge von dem zu trennen, worin sie sich zeigen. Denn sie berichtet von lebendigen Beziehungen. Und wenn Gott den ersten Christen in Jesus „nahe“ kommt, und sie daraufhin diese Nähe preisen, folgert daraus niemand, Gott sei nun automatisch auch jenen „nahe“, die Christus gar nicht kennen. Sondern man folgert nur, dass jeder, der zu Jesus in Beziehung tritt, dieselbe Chance hat. Wenn den Jüngern vergeben wird, preisen sie die erfahrene „Gnade“, folgern aber nicht, dass Gott nun generell auch jedem anderen gnädig sei, sondern nur, dass Jesus jedem dieselbe Möglichkeit eröffnet. Denn Gott ist, wie er ist, in konkreten Beziehungen – und nicht unabhängig davon. Er ist nicht pauschal „gnädig“, sondern genau in der Weise, die das Evangelium beschreibt. Und wenn er Sündern weit entgegenkommt, dann doch nicht auf beliebigen Wegen, die sie sich aussuchen könnten, sondern genau so, wie es das Evangelium sagt. Nicht irgendwie, sondern indem er Mensch wird, ist Gott gnädig. Nicht irgendwo, sondern in Christus wird er zugänglich. Und das auch nur, wo sein Sohn Glauben findet! Indem er unsere Reue gelten lässt, ist Gott barmherzig. Und indem er uns bei Christus Zuflucht schenkt, ist er Liebe. Als Begnadigte nennen wir ihn dann „gnädig“ – und bezeugen damit genau das, was wir erfahren! Aber es „verallgemeinern“, als wär’s nun für alle selbstverständlich – das dürfen wir nicht. Denn pauschale Beschreibungen treffen allenfalls bei Gegenständen zu. Einen großen Stein, den ich kaum heben kann, wird auch mein Nachbar nicht „ganz leicht“ finden. Und fühlt sich die Oberfläche für mich „steinhart“ an, ist sie wohl auch für andere Menschen nicht „weich“. Ein Gegenstand ist eben „so“ – er kann nicht anders. Gott als Person kann aber jederzeit anders! Und so kann ich aus der eigenen Erfahrung von Gnade keine generelle Prognose für andere Menschen ableiten, sondern nur eine begründete Hoffnung. Denn schließlich hängt alles von der Beziehung ab, in der einer zu Gott steht. Wenn Gott den Jakob liebt, hindert ihn das nicht, den Esau zu hassen (Röm 9,13). Wenn er Mose erwählt, kann er den Pharao dennoch verwerfen. Und wenn er dem Petrus verzeiht, besagt das noch nichts über Judas. Gott wirft nicht alle in einen Topf und schert nicht alle über einen Kamm. Er erbarmt sich, wessen er will, und verstockt, wen er will (Röm 9,18). Und das hätte die Theologen hindern müssen, aus dem freudigen Bekennen der erfahrenen Gnade einen allgemeinen Lehrsatz abzuleiten. Doch leider ist (mit wachsender Entfernung von der biblischen Zeit) genau das passiert. Denn die in der Bibel gepriesenen „Eigenschaften“ Gottes wurden von der Gottesbeziehung getrennt, in der sie sich zeigen. Man machte allgemeine Lehrsätze daraus, wie man Lehrsätze bildet über das Gewicht und die Härte eines Gesteins. Man trug die Gnade sozusagen als „unveränderliches Merkmal“ Gottes in seinen Reisepass ein. Gott wurde als „gnädig“ definiert, damit ein für allemal festgeschrieben sei, „wie er nun mal ist“. Und was als beglückende Erfahrung begann, wurde damit dem Allgemeinwissen zugeschlagen – bis der Jubel der Erlösten zur „Binsenweisheit“ herabsank. Denn auf die konkrete Beziehung kam es gar nicht mehr an. Wasser ist „nass“ und Feuer ist „heiß“, Stahl ist „hart“ und Butter ist „weich“ – na und Gott, der ist eben „gnädig“! Man wusste nicht mehr wann, wie und worin es sich zeigt. Aber dass Gott „Liebe“ sei, das wusste jeder. Es war keine Erfahrung mehr, aber jedes Schulkind lernte, dass Gott „gütig“ sei – wie der Esel eben „dumm“ ist, der Wolf „böse“, die Biene „fleißig“ und der Fuchs „schlau“. Doch auf welche Weise der „liebe Gott“ „lieb“ zu sein gedachte, wurde darüber vergessen. Und vergessen war auch, auf welchem Weg einer zu Gott kommen muss, um seine Tür offen zu finden. Vergessen war, was dem „barmherzigen Gott“ diesen Namen eingetragen hatte. Und vergessen war auch, dass man Barmherzigkeit (genau wie Liebe und Zorn) nicht jenseits einer Beziehung, sondern nur in einer Beziehung erfährt.

Bei allem Missverstehen blieb natürlich richtig, was das Evangelium bezeugt. Es ist immer

richtig, dass Gottes Volk ihn für seine Treue lobt und ihm die Gnade dankt, die es täglich erfährt. Wo Gott sein Wort gibt, kann man ihm blind vertrauen! Aber durch ihre grenzenlose Verallgemeinerung wurde selbst die herrliche Botschaft von der Gnade „falsch“, weil das, was in der Glaubensbeziehung stimmt, nun mal nicht in jeder Beziehung stimmt. So wie Gott Jesu Jüngern begegnet, so muss er nicht allen begegnen. Und wenn der Hirte gütig ist gegen seine Schafe, muss er nicht auch gütig sein gegen die Wölfe! Doch eben das wurde nicht mehr verstanden, sondern man meinte, wie ein großer Stein immer und für jeden Menschen „hart“ und „schwer“ ist, müsse Gott nun auch immer und gegen jeden „gnädig“ sein. Und wenn sich das im Alltag nicht bestätigte, bemerkte man nicht etwa den eigenen Irrtum, sondern meinte, damit sei die biblische Botschaft widerlegt! Denn wie hätte jenes Zerrbild Gottes den Realitätstest bestehen können? Hinsichtlich der vielen Kriege und Katastrophen scheint Gott überhaupt nicht „lieb“ zu sein. Und beharrlichen Übeltätern ist er auch keineswegs „gnädig“. Nicht in jeder äußeren Not kommt er uns „barmherzig“ zu Hilfe. Und viele, die sterben, können darin kein Zeichen göttlicher „Güte“ erkennen. Die Beschreibung Gottes, die aus der Glaubensbeziehung der Jünger kam, wurde geprüft, als ginge es um einen allgemein beobachtbaren Sachverhalt. Und siehe da: am Schicksal ausgerotteter Völker ließ sich Gottes Güte nicht belegen. Und auch in der grausamen Natur manifestiert sich keine allumfassende Barmherzigkeit! Empört folgerte man, der angeblich so freundliche Gott weiche entweder von seinen Prinzipien ab – oder es gäbe ihn gar nicht! Aber hatte das Neue Testament denn wirklich gesagt, Gott sei milde und nett in jeder Weise? Hatte es nicht gesagt, er sei milde genau in der vom Evangelium beschriebenen Weise? Ist denn im Evangelium Barmherzigkeit versprochen gegen alle und jeden? Ist sie nicht nur jenen zugesagt, die sich nach Barmherzigkeit ausstrecken und sich im Glauben an Christus halten? Als man Gottes Gnade zur Selbstverständlichkeit erhob, machte man sich von Gott ein falsches Bild, das leicht zu widerlegen ist. Und viele meinen darum, Gott sei tot – und jeder denkende Mensch müsse Atheist werden. Doch die vermeintliche Widerlegung trifft nicht wirklich den Gott der Bibel. Denn der hat nie versprochen, allen Menschen auf die von ihnen gewünschte Weise gnädig zu sein, sondern wenn, dann ist er gnädig auf seine eigene Weise. Gott hat nicht versprochen, auf jede Art barmherzig zu sein, sondern nur auf seine Art. Er will auch nicht in beliebiger Form zugänglich werden, sondern im Wort der Hl. Schrift. Nicht irgendwie kommt Gott uns nahe, sondern in Christus. Und er erleuchtet auch keineswegs alle, sondern nur jene, die den Weg der Nachfolge gehen. Gott erfüllt seine Verheißungen und – unverbrüchlich zu ihnen stehend! – erweist er seine Gnade. Wer's aber so nicht haben will, dem erweist er dann eben keine Gnade. Denn Gott liebt die Sünder nicht zu ihren, sondern zu seinen Bedingungen. Und darum lässt sich seine Gnade auch nicht ablösen von dem Tun, in dem er sie erweisen will. Sie kommt zum Menschen nicht in beliebiger Form (nicht als Lottogewinn, als ewige Jugend und Rausch des Glücks), sondern Gottes Gnade kommt in Christus – oder gar nicht. Darum ist der Allmächtige den Anhängern fremder Religionen auch nicht auf andere Weise gnädig, als dass er sie zu Christen macht. Er ist Sündern nicht auf andere Weise gnädig, als dass er sie zur Buße führt. Und er ist Atheisten nicht anders gnädig, als dass er sie ihres Irrtums überführt. Gott veranstaltet kein Wunschkonzert. Er gibt den verirrteten Seelen nicht, was sie sich erträumen, sondern, was sie wirklich brauchen. Und so wird die Gnade Gottes nicht in beliebiger Währung ausgezahlt, sondern stets so, dass sie eine verlaufene Seele zurückholt in die Gemeinschaft mit Gott. Wem an dieser Gemeinschaft aber gar nicht gelegen ist, der braucht nach Gnade nicht weiter zu fragen, weil die ja in Gottes Gemeinschaft besteht. Seine Gnade findet diesen Ausdruck oder keinen, weil Gott mit seiner Gnade nicht irgendwas, sondern sich selbst schenkt. Und weil das im persönlichen Kontakt geschieht, kann mich der Blick ins theologische Lehrbuch auch noch nicht des eigenen Gna-

denstandes vergewissern. Denn je nachdem, wie der Mensch sich zu Gott stellt, lernt er ihn von der einen oder von der anderen Seite kennen. Ich kann nicht schlussfolgern: die Bibel nennt Gott „gnädig“, also ist er allen „gnädig“, und weil ich zu „allen“ gehöre, muss er auch mir „gnädig“ sein! Auf diese Weise missversteht man das Geschenk der Gnade als pauschalen Anspruch und pocht darauf, dass der „Grundsatz“ der Gnade nun gefälligst auch auf die eigene Person anzuwenden sei. Doch so läuft das nicht. Denn das Evangelium sagt nur, dass Gott sich derer erbarmt, die mühselig und beladen zu Christus kommen. Und wer von diesem Versprechen etwas haben will, muss sich erstmal fragen, ob er denn wirklich so ein Beladener ist und sich der Gnade bedürftig weiß. Wer das ehrlich bejahen kann, darf kommen – und wird Gott gnädig finden: das ist versprochen! Wenn einer aber „nein“ sagt oder „mir doch egal“ – was geht den das Evangelium an? So einer beruft sich vergeblich darauf, dass in theologischen Büchern so viel von Gnade steht! Und er wiegt sich in falscher Sicherheit. Denn Gnade ohne Glaubensbeziehung gibt es nicht.

Nun gebe ich gerne zu, dass die bei anderen Merkmalen Gottes keine so große Rolle spielt. Denn Gott ist nicht nur manchmal, sondern immer und in jeder erdenklichen Beziehung „ewig“ und „weise“, „allmächtig“ und „allwissend“. Bei diesen Eigenschaften ist auch ziemlich egal, wie sich der Mensch dazu verhält. Doch Gottes Gnade, seine Liebe, Güte und Barmherzigkeit hätte man nie derselben Kategorie zuordnen dürfen. Denn gnädig zu sein, ist nicht etwa Gottes „Natur“, sondern sein Wille. Er ist nicht gnädig, weil er das wesensmäßig „müsste“, sondern weil er sich in Freiheit dazu entschließt. Und auch dann gibt es nichts, das ihn zur Gnade verpflichtet, außer der Treue zu dem Wort, das er gab. Dieses Wort steht so fest, dass der Glaube in der zugesagten Gnade vollkommene Ruhe findet! Aber wenn der Unglaube meint, sich darauf berufen zu dürfen als wär's ein Blankoscheck für jeden, erwächst daraus nur falsche Sicherheit und falsche Erwartung. Der gnädige Gott rettet die Seinen – das bleibt allzeit wahr! Aber er rettet sie nicht vor dem Gerichtsvollzieher oder vor dem Altwerden, sondern aus einer anderen Not, die Gott viel schlimmer findet. Der gnädige Gott liebt die Seinen! Aber das heißt nicht, dass wir ihn erfolgreich auf unsere Seite gezogen hätten, sondern dass er uns sehr wirkungsvoll auf seine Seite zieht. Der gnädige Gott meint es auch gut mit uns! Aber er zeigt das nicht dadurch, dass er uns mit irdischen Freuden verwöhnte, sondern dadurch, dass er uns zur Last unseres Kreuzes entsprechend starke Schultern schenkt. So bleibt die Gnade, was sie ist, und niemand kann sie hoch genug loben! Aber wir sollten künftig präziser von ihr reden. Gnade ist die „ungeschuldete herablassende Zuwendung eines an Macht und Stellung unendlich Überlegenen zu einem bedingungslos auf ihn Angewiesenen“ (H. H. Eßer). Gottes Gnade überwindet also ein bestehendes Gefälle durch die freie Initiative des Überlegenen, der eine Gemeinschaft sucht, die nur dem Unterlegenen nützt. Gott beugt sich weit herunter, um an den Bedürftigen Fürsorge zu üben. Er lässt Gnade walten in der Form einer durch Christus bestimmten Gottesbeziehung. Und so ist Gott selbst die eigentliche Gnadengabe. Wir aber können darüber nur staunen und danken, nochmal staunen und nochmal danken – und uns herzlich dran freuen ein ganzes Leben lang.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Zorn

Ein Mann verwüstete sein Leben. Als sein Ende sich nahte, sagte er seinen Kindern: „Wenn ich gestorben, sollt ihr mich verbrennen, meinen Staub zermahlen und vor dem Wind zerstreuen. Wenn Gott meiner habhaft würde, würde er mir eine Strafe zuteilen, wie sonst keinem andern.“ So geschah es, als er gestorben war; Gott aber befahl der Erde: „Sammle, was in dir von ihm ist, zusammen!“ Sie tat also, und er trat demnach hervor. Gott fragte ihn: „Was hat dich veranlasst, so zu tun?“ Er antwortete: „Furcht vor dir, o Herr.“ Da vergab Gott ihm.

(v. d. Leeuw)

Man hört selten, dass jemand über den Zorn Gottes predigt. Und auch in der christlichen Literatur begegnet das Thema kaum. Denn der Zorn Gottes – so ganz allein und für sich genommen – ist ein Problem. Man kann ihn im Zusammenhang mit dem Kreuz behandeln, im Zusammenhang mit der Liebe Gottes und mit dem Jüngsten Gericht. Das geht natürlich! Aber gegen den Zorn ohne jeden Kontext sträubt man sich aus gutem Grund. Denn wenn einer versuchen wollte, bei Gottes Zorn anzufangen und dabei stehenzubleiben, wär's weder dem Redner noch den Hörern zuzumuten. Das aber nicht etwa, weil das Thema „schwer“ wäre, sondern im Gegenteil, weil es so furchtbar einleuchtend ist – und eben darin bedrohlich. Gott hat nun mal einen heftigen Widerwillen gegen das Böse. Und er hat ihn völlig zu Recht. Gott verneint, was ihn verneint. Er verschafft sich den Respekt, der ihm verweigert wird. Das ist sein Zorn. Und nichts ist daran falsch. Denn wenn ein Geschöpf Gottes Gnade missachtet, dann räumt Gottes Zorn dieses Geschöpf beiseite. Wer Gottes freundliche Seite nicht zu schätzen weiß, lernt die andere kennen. Und vor dieser Botschaft drückt man sich nicht, weil sie rätselhaft wäre, sondern im Gegenteil, weil sie uns in ihrer Klarheit erschreckt. Wir erschrecken, sobald wir begreifen, dass nicht irgendwer, sondern wir die Sünder sind, um die es geht. Nicht irgendwelche anderen Leute, sondern wir selbst sind für Gott so ärgerlich wie ein Stein im Schuh. Wir sind nicht im Konsens mit ihm und missachten im Übertreten der Gebote immer auch den, der sie gegeben hat. Dass Gott dies unbegrenzt hinnehmen sollte, kann keiner erwarten. Doch wollen wir nichts davon wissen. Und gelänge es einem Prediger trotzdem, uns realistisch vor Augen zu stellen, was wir um keinen Preis sehen wollen, wär's im Ergebnis nicht auszuhalten und keiner könnte in Frieden nach Hause gehen, weil Gottes Zorn tatsächlich zum Fürchten ist – und wer ihn nicht fürchten wollte, hätte ihn bloß nicht verstanden. In Verbindung mit dem Evangelium erträgt man ihn – ja. Wenn uns die Predigt das „Gegengift“ gleich mitliefert – dann geht es. Und in dieser Kombination ist es auch nötig. Aber den Zorn „allein“ zu betrachten, muss verstörende Wirkung haben. Denn jede andere Drohung wird durch irgendetwas relativiert. Diese aber nicht. Alles, was wir sonst noch fürchten, an Leid, Krankheit, Schuld und Einsamkeit, Gewalt, Armut und Schande wird alles dadurch relativiert, dass diese Nöte so endlich sind wie der betroffene Mensch. Alles geht vorüber, wenn unser Leben vorübergeht – und Gegenmaßnahmen bleiben möglich. Man kann auf menschliche Hilfe hoffen oder auf göttliche. Denn alles, was uns bedroht, muss Gottes Befehl weichen – oder es endet mit unserem Tod. Aber an welche Instanz könnten wir appellieren, wenn Gott selbst unser Gegner ist? An wen sollten wir uns da wenden oder auf welches Ende warten, wenn unser Gegner ewig ist? Gott hilft gegen alles, aber nichts hilft gegen Gott! Auch im Tod ist kein Entkommen, weil der Ewige uns ewig im Dasein festhalten kann. Und – einmal von ihm verdammt – finden wir auch keine Verbündeten mehr. Eine Flamme von solcher Hitze, ein Schwert von solcher Schärfe, ein Trunk von solcher Bitternis kennt keinen Vergleich. Ein Ge-

wicht von solcher Schwere, ein Richter von solcher Strenge, ein Gegner von solcher Macht ist nicht aufzuhalten. Wenn das einer aber wirklich spürt – und sonst nichts spürt, ist es um seinen Frieden geschehen. Und wie sehr er den zornigen Gott dann auch hassen mag, macht es die Sache nur schlimmer. Denn Gott ist der Heilige, dem gegenüber ein Sünder nicht bloß Fehler hat, sondern ein einziger Fehler ist. Und so stürzt er in Gottes Zorn hinein wie in einen Abgrund ohne Boden. Die Bibel bestätigt, dass Gott, abgesehen von Christus, wirklich so streng ist, wie sein Gesetz ihn darstellt. Zieht man die Gnade ab, bleibt nichts anderes übrig. Und lassen wir die Barmherzigkeit aus dem Spiel, sind wir verloren. Denn wir alle befinden uns auf Kollisionskurs mit Gott – eben das ist die Definition eines „Sünders“. Und wir können nicht mal sagen, Gottes Zorn sei unangemessen. Denn tatsächlich lässt er sich ganz nüchtern und nachvollziehbar beschreiben. Gottes Zorn ist „das ewige, missfällige und verneinende Anschauen der Sünde und des Sünders von Seiten der heiligen göttlichen Majestät; ein Anschauen, das sich mächtig, wirksam und schrecklich erweist in der Strafe, als in der energischen und ewigen Opposition Gottes gegen den sündlichen Willen“. Der Zorn ist ein Ausfluss „der heiligen Majestät, die ihre Verderben und Tod bringende Seite dem Sünder zukehrt, indem sie sich in der Strafe als solche behauptet und bewahrt, und zugleich ihre absolute, der Sünde fremde und feindliche Klarheit und Gerechtigkeit an dem Sünder selbst beweist und bewährt“ (Theodosius Harnack). So trocken lässt sich das sagen! Und damit ist auch klar, dass Gottes Zorn mit jenem unbeherrschten Affekt, den wir beim Menschen als „Zorn“ bezeichnen, nichts zu tun hat. Denn Gott ist natürlich nicht „aufbrausend“ oder „reizbar“, er gerät nicht so dumm in „Rage“ wie ein Choleriker, der auf Kränkungen seiner Eitelkeit mit blinder Gewalt reagiert! Ein zorniger Mensch in seinem Groll wird besinnungslos von Gefühlen mitgerissen. Der kann vor Wut nicht mehr klar denken – und hat darum seine Zornausbrüche oft zu bereuen. Nur, was hätte das wohl mit Gott zu tun, bei dem doch von vornherein feststeht, dass sein Zorn immer „heiliger Zorn“ ist? Er beruht nicht auf Unwissenheit, sondern auf dem verlässlichsten Wissen, dass man sich denken kann. Er ist kein unbedachter Impuls, weil Gott in allem weitsichtig und mit Weisheit verfährt. Und Gottes Zorn kann auch nie Unrecht sein, weil Gott zu Unrecht gar nicht fähig wäre. Sein Zorn ist genau das, was uns „recht geschieht“ – das ist ja das Problem! Alles, womit wir menschlichen Zorn disqualifizieren und zurückweisen, betrifft nicht den göttlichen. Und dass wir ihn analog zum menschlichen Gefühl beschreiben, ist auch kein Einwand, der helfen könnte. Denn einerseits folgend wir damit der Bibel, die keinerlei Bedenken hat, Gott jede Menge leidenschaftlicher Gemütsbewegungen zuzuschreiben – so falsch kann es also nicht sein! Und andererseits müssten wir, wenn wir Gott „Affekte“ absprechen wollten, nach derselben Logik auch seine Liebe und sein Erbarmen bestreiten: Wer ohne Emotionen ist, hat auch keine der angenehmen Art. Und wollten wir uns Gott wirklich „gefühllos“ vorstellen, wäre kaum noch zu erklären, was das Evangelium eigentlich besagen soll. So müssen wir uns zwar bewusst halten, dass Gottes Zorn keine der dummen „Gefühlswallungen“ ist, die wir von uns selbst kennen. Er ist „die energische und ewige Opposition Gottes gegen den sündlichen Willen“! Aber das macht die Sache durchaus nicht leichter, sondern nur schlimmer. Denn jener „sündliche Wille“ ist ja der unsere. Und jede noch so alltägliche Sünde ist so groß wie der Gott, den sie beleidigt. Weil's aber keinen Grund gibt, dass Gott sie nicht ahnden sollte, ist sein Zorn auch nicht irrational, sondern ein völlig rationaler Ausdruck gerechter Vergeltung. Gott beseitigt die Störung seiner guten Ordnung, indem er uns beseitigt, die wir sie stören! Er bereinigt nur, was verkehrt ist. Und wären wir nicht selbst betroffen, fänden wir das ganz prima. Doch Gottes Widerwille richtet sich fatalerweise gegen das Böse in uns. Und da wird uns mulmig. Denn wir schütteln das Böse nie ganz ab. Sondern wenn wir ehrlich sind, haben wir sogar Freude dran und tun's recht gern – ohne dass man uns dazu zwingen müsste. Nicht un-

sere verkehrten Taten machen uns Sorgen, sondern bloß die peinlichen Folgen, die sie eventuell haben! Gott aber wird nicht ruhen, bis alles Verkehrte aus seiner Welt verschwunden ist. Er behauptet seinen Schöpferwillen darin, dass er sich zwar eines Sünders erbarmen kann, sich aber niemals abfindet mit seiner Sünde. Und es lässt sich auch kein Grund denken, weshalb Gott Kompromisse eingehen sollte. Denn sein Zorn will, was nicht sein soll, ins Nicht-Sein befördern. Da gehört es hin. Und Gottes Zorn ist, weil er das Böse trifft, eine offensichtlich gute Sache. Gott ist „an sich und seinem Wesen nach gerecht“, sagt Johann Gerhard. Also zürnt er auch „an sich und seinem Wesen nach“ der Sünde. Gott liebt das Gute. Und niemand kann das „falsch“ finden, ohne damit selbst auf die falsche Seite zu geraten. Denn es ist ja begrüßenswert, dass Gott einen Widerwillen gegen das Böse hat. Unser guter Gott verneint, was ihn verneint. Er schützt damit zugleich seine gute Schöpfung. Und nichts ist verkehrt daran. Denn Gott hat alle Wahrheit und alles Recht auf seiner Seite. Sein Zorn ist die gerechte Empörung über die, die ihm Gutes mit Bösem vergelten und seine zur Versöhnung ausgestreckte Hand zurückweisen. Wer aber meint, das gälte nur im Alten Testament, der hat das Neue nicht gelesen. Denn Jesus kam nicht in die Welt, um die Botschaft vom Zorn Gottes zu dementieren. Sondern er kam, um den Sündern einen Ausweg zu schaffen, damit sie dem sehr realen Zorn nicht erliegen müssen. Gottes Sohn hat den Zorn des Vaters keineswegs relativiert. Sondern er hat ihn geteilt, wie sein zorniges Auftreten gegen Petrus (Mt 16,23), gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten (Mk 3,5; Mt 23; Joh 8,44), gegen die unbußfertigen Städte (Mt 11,20-24) und gegen die Entheiligung des Tempels (Mt 21,12-13) deutlich zeigt! Das Evangelium offenbart nicht, dass sich ein Sünder, der voller Angst unter Gottes Zorn steht, im Irrtum befände, sondern es offenbart, dass er dort unter dem Zorn nicht bleiben muss. Ein jeder darf zu Gottes Gnade fliehen und wird dringlich dazu aufgefordert, eben weil der Zorn kein Irrtum ist (den man durch „Aufklärung“ leicht beseitigen könnte), sondern solange eine ernste Drohung darstellt, wie Schuld nicht gesühnt und Versöhnung nicht erlangt wird. Johannes sagt: „Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben. Wer aber dem Sohn nicht gehorsam ist, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm“ (Joh 3,36). Und dasselbe gilt auch im übrigen Neuen Testament: „Gott bleibt der Richter, und der christliche Glaube an die Gnade Gottes besteht nicht in der Überzeugung, dass es keinen Zorn Gottes gibt und dass kein Gericht drohend bevorsteht (2. Kor 5,10), sondern in der Überzeugung, vor dem Zorne Gottes errettet zu werden“ (R. Bultmann). Es werden nicht alle dem Zorn Gottes entrinnen, sondern nur die Gläubigen, die sich von Christus helfen lassen. Für den Rest ändert sich gar nichts. Nur dass die Menschen das eben nicht wahrhaben wollen, bis sie es fühlen. Und sie fühlen es gewöhnlich nicht, weil Gott ihnen erlaubt, sich ihren verkehrten Wünschen hinzugeben. Sie fragen nicht nach ihm – und Gott besiegelt ihren Untergang, indem er sie laufen lässt, wohin ihre Torheit sie zieht. Ungezwungen und fröhlich wandern sie ihrem Verhängnis entgegen – und Gott lässt es geschehen. Denn er ist nach wie vor ein „verzehrendes Feuer“ und lässt seiner nicht spotten. Die Gottesfürchtigen glauben das, sagt Luther – darum erfahren sie es nicht. Die Gottlosen dagegen glauben es nicht – und müssen es darum erfahren. Die Gottes Zorn rechtzeitig ernst nehmen, bekommen ihn nicht zu spüren. Die ihn aber spüren, haben ihn nicht rechtzeitig ernst genommen. Denn sonst hätten sie bestimmt nach Gottes Gnade gefragt – und sich schleunigst unter ihren Schutz gestellt. Nun, es ist müßig, das immer wieder zu sagen. Denn was das Herz nicht will, das lässt der Verstand nicht ein. Ob die Warnung aber gehört wird oder nicht gehört wird – so oder so bleibt das wahr, was Ignatius sagt: „Entweder müssen wir den künftigen Zorn fürchten oder die gegenwärtige Gnade lieben – eins von beiden!“ Und die Wahl sollte eigentlich nicht schwer fallen...

Ach Herr Gott! es ist ein ungleich Streiten, wenn die alten Töpfe wollen mit den Felsen streiten, denn es gerate wie es wolle, so geht's über die Töpfe. fallen sie an die Felsen, so stoßen sie sich und zerbrechen; fallen aber die Felsen auf sie, so zerschmettern und zermalmen sie die Töpfe, dass wahrlich den Töpfen zu raten wäre, sie blieben Töpfe, wie sie sind, in der Küche, und unterstünden sich nicht, auszuziehen zu Felde und wider die Felsen und Berge zu streiten. Christus spricht auch selber (Matth. 21,44). „Wer auf diesen Stein fällt, der wird zerbrechen, auf welchen er aber fällt, den wird er zermalmen“, als sollt er sagen: Ihr seid ein irdisch und gebrechlich Gefäß, wie ein Topf oder Krug. Aber, Lieber, reibt euch nicht an mich; lasst mich den Fels sein und seid mit mir unverworren. Wo nicht, so sage ich euch fürwahr: Ich bin ein Stein und werde mich nicht davor fürchten, dass die Töpfe große Bäuche haben und aufgeblasen sind, als wollten sie mich schrecken mit ihrem Zorn und Dräuen. Je größere Bäuche sie haben und weiter sie aufgeblasen sind, je leichter sie zerbrechen und besser zu treffen sind. Desselbigengleichen acht ich nicht, dass sie oben weite Mäuler und Löcher haben, viel wider mich schreien und lästern können, als könnt sie niemand stopfen. Denn eben damit sind sie auch am allergeringsten verwahret, und leichtlich zerschmettert, dass weder Bauch noch Loch da bleibt, sondern, wie Jesajas sagt, kaum eine Scherbe überbleibt, da man eine Kohle in tragen mag.

(Martin Luther)

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Gerechtigkeit

Dass Gott „gerecht“ ist, versteht sich fast von selbst. Denn im Allgemeinen gilt als „gerecht“, wer geltenden Normen gemäß handelt. Gottes Wille unterliegt nun aber keiner vorgegebenen Norm, sondern ist selbst die oberste Norm. Es gibt kein von Gott unabhängiges „Sittengesetz“, dem er unterworfen wäre. Sein Wille ist selbst Gesetz. Und so ist, was Gott will, allemal „richtig“. Niemand stimmt so sehr mit dem Willen Gottes überein wie Gott selbst, darum ist auch nur er vollkommen „gerecht“. Und dass er „Unrecht“ täte, ist gar nicht denkbar. Da niemand Gott gegenüber Ansprüche hat, kann Gott auch niemandes Ansprüche verletzen. Er tut, was er will, und das, was er will, ist deshalb „recht“, weil er es will. Die Eigenschaft der „Gerechtigkeit“ kommt Gott also in jedem Fall zu.

Doch ist damit noch längst nicht ermessen, was die Bibel unter „Gerechtigkeit Gottes“ versteht. Denn der Sprachgebrauch der Bibel weicht vom üblichen weit ab. Sie nennt nicht das „Gerechtigkeit“, wenn einer geltenden Normen gemäß jedem „das Seine“ zukommen lässt (= das, was er in Anbetracht seiner Leistungen oder Fehlleistungen verdient), sondern im biblischen Kontext meint das Wort „Gerechtigkeit“ Gottes heilschaffende „Gemeinschaftstreue“. Die Stuttgarter Erklärungsbibel (Ausg. 1992, Sacherkl. S. 28) sagt:

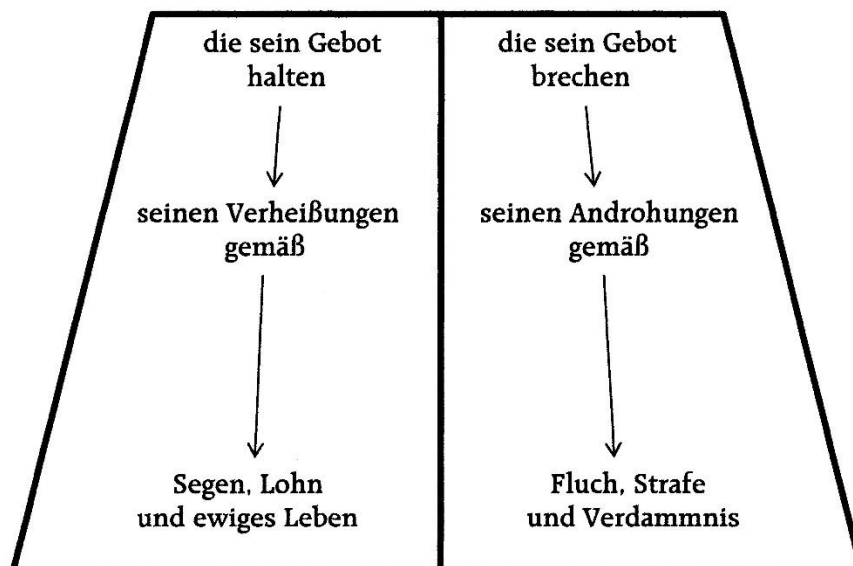
„Im Gegensatz zum deutschen Begriff „Gerechtigkeit“, der auf die Erfüllung einer formalen Rechtsnorm zielt, geht es beim biblischen Verständnis von „Gerechtigkeit“ immer um die Beziehung zwischen Personen, die in dem „rechten“, beiden Seiten „gerecht“ werdenden Verhältnis zueinander stehen sollen. „Gerecht“ ist, wer sich der idealen Form einer solchen Beziehung – sei es zwischen Menschen oder zwischen Gott und Mensch – entsprechend verhält. (.....) „Gerechtigkeit“ bedeutet demnach von Gott her: seine Treue und Verlässlichkeit (Ps 7,18; 22,32; 111,3; Dan 9,16), die Einlösung seiner Zusagen (Ps 11,7; Jes 45,19), sein rettendes, heilschaffendes Eintreten für sein Volk (Ri 5,11; Jes 41,10; 45,8; 51,6) und als dessen Folge die Gabe von Frieden, Wohlstand, Glück und Segen (Ps 48,11; Jes 48,18; 61,11; Hos 10,12); vom Volk Gottes her: Gehorsam gegenüber Gott und seinen Weisungen (5 Mo 9,4; Jes 1,21) und das Tun des Guten und Rechten (Hiob 35,8; Hes 3,20; Eph 6,14; Phil 1,11).“

Es geht im biblischen Begriff der Gerechtigkeit also nicht um das, was wir gewöhnlich mit dem Wort verbinden. Gottes Gerechtigkeit besteht nicht darin, jedem zu vergelten, was seine Taten verdienen, das Gute zu lohnen und das Böse zu strafen. Sondern nach biblischem Sprachgebrauch ist unter Gottes „Gerechtigkeit“ seine heilschaffende Macht zu verstehen. Die katholische Kirche des Mittelalters hatte diesen überaus positiven Sinn des Wortes aus dem Blick verloren. Und evangelische Theologen werden darum nicht müde darauf hinzuweisen: Gottes „Gerechtigkeit“ ist in der Heiligen Schrift fast gleichbedeutend mit Gottes „Barmherzigkeit“ „Gnade“ und „Treue“. Nur darf man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Denn folgt aus dem Gesagten auch schon, dass der Gott der Bibel nicht angemessen zuteilt und vergilt, was ein Mensch verdient? Fehlt mit dem Begriff der „zuteilenden“ Gerechtigkeit auch zwangsläufig die Sache, die er beschreibt? Oder ist sie vielleicht gegeben – und findet nur einen anderen sprachlichen Ausdruck?

Meines Erachtens ist das wirklich der Fall. Und der Bibelleser kann es kaum übersehen. Denn schließlich ist an zahllosen Stellen von Lohn, Strafe und Gericht die Rede. Schon in der biblischen Urgeschichte wird von Adam und Eva über den Turmbau zu Babel bis hin zur Sintflut reichlich „vergolten“. Oder werden Sodom und Gomorrha etwa nicht gestraft? Wird Hiobs Glaube nicht am Ende des Buches durch seine Wiederherstellung „gelohnt“? Der Psalmist sagt von Gott: *„Gegen die Heiligen bist du heilig, und gegen die Treuen bist du treu, gegen die Rei-*

nen bist du rein, und gegen die Verkehrten bist du verkehrt." (Ps 18,26-27) Und Gott selbst verspricht, die Missetat der Väter heimzusuchen an den Kindern derer, die ihn hassen, aber Barmherzigkeit zu erweisen an den Nachfahren derer, die ihn lieben und seine Gebote halten (2. Mose 20,5-6). Gottes Volk hat jederzeit die Wahl zwischen Gehorsam und Ungehorsam. Doch Gott verschweigt auch die Konsequenzen nicht, sondern sagt: **„Siehe, ich lege euch heute vor den Segen und den Fluch: den Segen, wenn ihr gehorcht den Geboten des Herrn, eures Gottes, die ich euch heute gebiete; den Fluch aber, wenn ihr nicht gehorchen werdet den Geboten des Herrn, eures Gottes, und abweicht von dem Wege, den ich euch heute gebiete, dass ihr andern Göttern nachwandelt, die ihr nicht kennt.“ (5. Mose 11,26-28)** Auch im Neuen Testament ist diese „zuteilende“ Gerechtigkeit Gottes die erwartete Regel, deren gnädige Durchbrechung (eben darum!) Aufsehen erregt. Wiederum wird das Wort „Gerechtigkeit“ nicht auf Gottes Vergelten angewandt! Aber die Sache ist im Neuen Testament keine andere: Gott verspricht, (spätestens im Jüngsten Gericht) dem bösen Tun ein böses Ergehen und dem guten Tun ein gutes Ergehen folgen zu lassen. Wenn's aber gerade das ist, was man gemeinhin unter „Gerechtigkeit“ versteht, sollte man es dann nicht auch „Gerechtigkeit“ nennen? Das Abweichen vom Sprachgebrauch der Bibel ist hier kein Abweichen von ihrer Botschaft. Denn der Vater Jesu Christi gibt durchaus „jedem das Seine“ und tut es auf der Grundlage seiner Gebote. Er will das Gute, das er in seine Schöpfung gelegt hat, bewahren und fördern. Das Böse hingegen, das seine Schöpfung zerstört, will er hemmen und strafen. Solange Gott das Gute bejaht, ist gar nichts anderes denkbar, als dass er das Böse verneint! Er lässt jedem zukommen, was ihm gebührt, sei es nun Segen oder Fluch. Und er handelt darin zweifellos „gerecht“, weil er (1.) seinen Willen klar und unmissverständlich offenbart hat, weil er (2.) als Schöpfer und Erhalter seiner Kreaturen Gehorsam erwarten kann und (3.) schon vorweg alle Konsequenzen aufzeigt, die Erfüllung und Nicht-Erfüllung seines Willens haben werden.

Die zuteilende Gerechtigkeit Gottes
gibt jedem, was er verdient,
nämlich denen

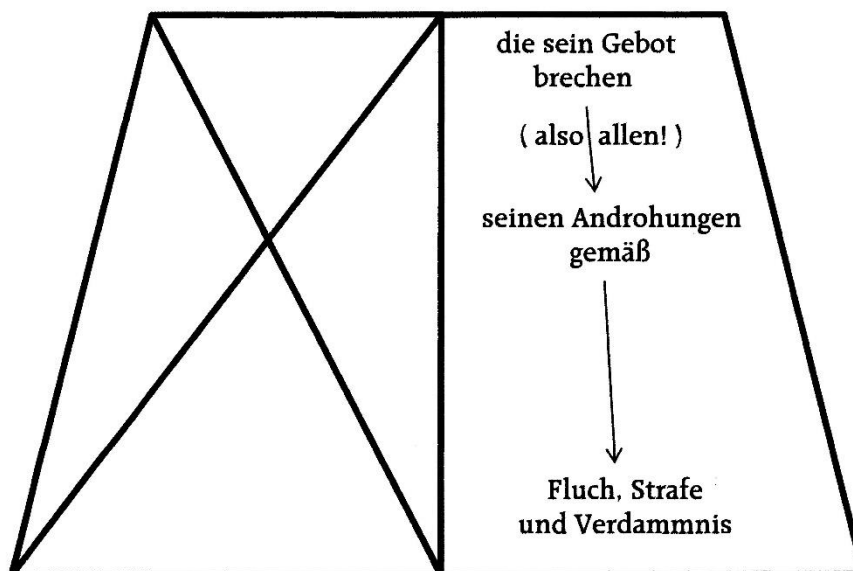


Am Sinai hat Gott die Rahmenbedingungen seines Bundes verbindlich dargelegt. Und er zeigt sich schon darin gnädig, dass er einen solchen Bund überhaupt gewährt. Er ist ja mit großen Verheißungen verknüpft! Gott ist aber auch darin gerecht und treu, dass er anschließend un-

verbrüchlich zum Bund, zum darin gegebenen Wort und zu seinem erwählten Volk steht. Gott handelt jederzeit in vollkommener Übereinstimmung mit seinem geoffenbarten Willen! Nur zeigt sich leider, dass Gottes Volk nicht ebenso treu ist, sondern den Bund bricht, Unrecht tut, anderen Göttern huldigt und darüber letztendlich das gelobte Land verliert. Das Versagen des menschlichen Bundespartners wird im Exil anschaulich. Und Israel gibt seinem Gott die Ehre, indem es sich das Verschulden selbst anlastet und Gottes Gerechtigkeit ausdrücklich bestätigt. Allerdings ist das Versagen so allgemein, dass auch jenseits des alten Bundesvolkes kein Mensch übrig bleibt, der durch Erfüllung der Gebote (= durch Werke des Gesetzes) Gerechtigkeit erlangen könnte. Paulus sagt: *„Da ist keiner, der gerecht ist, auch nicht einer.“ (Röm 3,10) „...sie sind allesamt Sünder und ermangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten.“ (Röm 3,23)*

Wenn aber alle Menschen versagen – wie wirkt sich dann Gottes vergeltende und zuteilende Gerechtigkeit aus? Sie verliert die positive und segensvolle Seite, die sie haben könnte, wenn der Mensch treu wäre. Und übrig bleibt nur die düster-bedrohliche Seite dieser Gerechtigkeit. Denn da ist keiner so aufrichtig und gut, dass ihm die freundlichen Verheißungen des Gesetzes gelten könnten. Gemessen am Gesetz verdient kein Sünder einen Lohn, sondern jeder die maximale Strafe. Gibt Gott einem Sünder, was ihm gerechterweise zukommt, gibt er ihm den Tod. Gottes Wille zum Guten wird den Bösen notwendig zum Verhängnis. Und wer das erkennt (wie es der Mönch Martin Luther mit großem Schrecken erkannte!), wird diese – streng nach Verdienst zuteilende – „Gerechtigkeit Gottes“ nur hassen können. Denn mag das Gesetz Gottes an sich auch noch so gut und heilig sein, wird es dem Sünder doch zum Stolperstein. Gottes vergeltende Gerechtigkeit besiegelt seinen Untergang und ist insofern „zum Fürchten“.

Die zuteilende Gerechtigkeit Gottes
gibt jedem, was er verdient,
nämlich denen

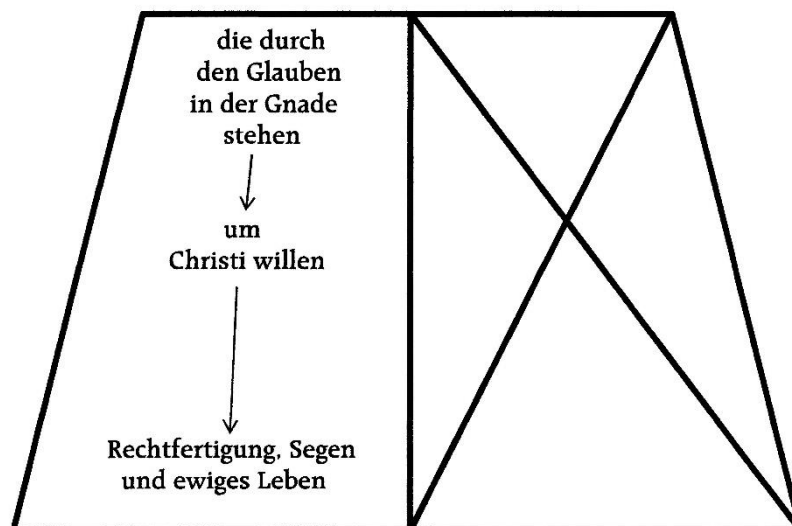


Die gute Nachricht, die das Evangelium für Sünder bereithält, ist nun, dass es noch eine andere Art der „Gerechtigkeit Gottes“ gibt. Nämlich eine, durch die Gott nicht bloß gerecht ist, sondern gerecht macht! Hier wird Gott in dem Sinne „gerecht“ genannt, wie man Essen als „gesundes Essen“ bezeichnet. Nämlich nicht um einer Gesundheit willen, die das Essen selbst „hat“, sondern um der Gesundheit willen, die es „bewirkt“. Es geht dabei um eine Gerechtig-

keit, die Gott mitteilt, und die der Mensch im Glauben ergreifen kann. Denn Gott hat durchaus keine Freude daran, seine missratenen Geschöpfe zu verdammen. Vielmehr hat er Freude daran, sie zu retten (Hes 33,11; Jes 55,7; Joel 2,12-13). Und er tut das, indem er in Christus und durch den Heiligen Geist einen Weg öffnet, auf dem Sünder Gnade, Vergebung und Gerechtigkeit erlangen können. Gott beschließt, denen, die in der Nachfolge Jesu den Glaubensweg gehen, nicht zu geben, was sie mit ihrer Sünde verdienen, sondern das, was sie in ihrer Not brauchen. Statt zu vergelten, deckt er ihren Bedarf, und erweist sich darin als geradezu empörend großzügig.

Denn womit hätte Zachäus wohl verdient, dass Christus sich ihm freundlich zuwendet (Lk 19,1-10)? Womit hätte der verlorene Sohn verdient, dass ihn der Vater so freudig wieder aufnimmt (Lk 15,11-32)? Womit verdient der Schalksknecht den großen Schuldenerlass, der ihm die Sklaverei erspart (Mt 18,23-35)? Und womit verdienen die Armen, Verkrüppelten, Blinden und Lahmen, dass man sie von der Straße holt und zum festlichen Abendmahl lädt (Lk 14,15-24)? Womit verdient der Schächer am Kreuz, nach einem verpfuschten Leben in den Himmel einzugehen (Lk 23,39-43)? Und womit verdienen die Arbeiter, die erst kurz vor Schluss in den Weinberg kamen, den vollen Tageslohn (Mt 20,1-16)? Nach den Maßstäben vergeltender „Leistungsgerechtigkeit“ muss das von Jesus verkündigte gnädige Handeln Gottes ganz „ungerecht“ erscheinen. Denn Gott lässt Gescheiterten zukommen, was sie nötig haben, und schenkt ihnen durch Christi Hingabe am Kreuz eine Gerechtigkeit, die nicht sie selbst, sondern die Christus „für sie“ leistet. Gott bringt Sünder durch den Glauben in so enge Verbindung mit seinem Sohn, dass er ihr Unrecht Christus, und Christi Gerechtigkeit ihnen zurechnen kann. Da ihnen selbst alle Gerechtigkeit fehlt, lässt er sie teilhaben an seiner eigenen, göttlichen Gerechtigkeit. Eben das ist die Gnade, die in Christus erschienen ist! Und durch sie kommt eine positive Möglichkeit neu hinzu, die direkt an den biblischen Sprachgebrauch der heilschaffenden und schenkenden Gerechtigkeit Gottes anknüpft:

Die schenkende Gerechtigkeit Gottes
gibt Sündern, was sie brauchen,
nämlich denen



Man kann diese schenkende Gerechtigkeit Gottes, die Sündern Gerechtigkeit schenkt, gar nicht hoch genug preisen. Und man muss sie sorgsam von aller „zuteilenden“ Gerechtigkeit unterscheiden, weil die schenkende Gerechtigkeit Gottes gerade nicht vergilt, sondern vergibt. Sie spricht den gerecht, der es – auf sich selbst gesehen – nicht ist (vgl. Röm 3,25-26).

Aber ist damit alles obsolet, was oben über Gottes zuteilende und vergeltende Gerechtigkeit gesagt wurde? Wird sie durch das Evangelium restlos aufgehoben? Gilt jetzt in jeder Hinsicht nur noch Gnade? Derartiges zu behaupten, ist heute sehr in Mode. Man meint sogar es sei typisch „evangelisch“, Gottes Richten und Strafen als mittelalterliches Missverständnis abzutun. Doch das entspricht weder der Theologie der Reformatoren noch der Botschaft des Neuen Testaments. Denn dem ist immer beides zu entnehmen: (1.) Wer das Heil annimmt, das im Evangelium angeboten wird, der hat es auch. (2.) Wer's aber ausschlägt und ablehnt, dem kann und wird es nichts nützen.

M.a.W.: Der Sünder, der in den Neuen Bund nicht eintritt, verbleibt in seiner alten Misere. Lässt er sich das Gnädige nicht gefallen, das Christus an ihm tun will, bleibt er unter dem Zorn. Und infolgedessen ist der Vater Jesu Christi nun in zweierlei Weise „gerecht“ – indem er nämlich denen, die durch ihren Glauben im Neuen Bund stehen, gibt, was sie brauchen, und den anderen, die sich durch ihren Unglauben selbst davon ausschließen, weiterhin gibt, was sie verdienen. Dies Letztere hat Jesus keineswegs bestritten oder dementiert! Denn so sehr Jesu Heilswerk einen schützenden Raum der Gnade eröffnet, in den hinein sich Sünder retten dürfen, so klar bestätigt Jesus auch, dass jenseits dieses Raumes weiterhin die vergeltende Gerechtigkeit Gottes wirkt, die unerbittlich Strafwürdiges straft.

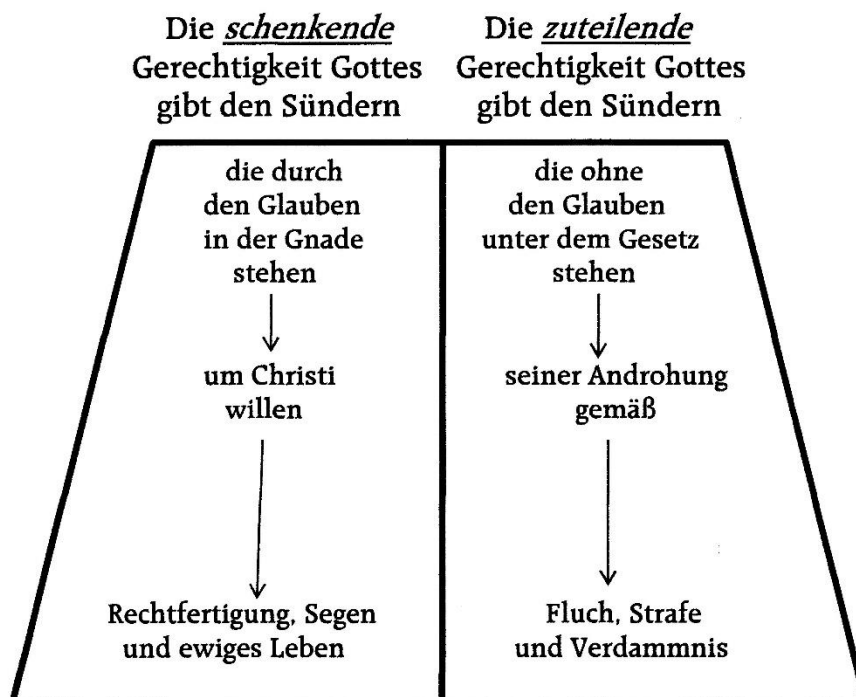
Der Schalksknecht, der die von Gott erfahrene Gnade nicht an andere weitergibt, bekommt seine Hartherzigkeit vergolten (Mt 18,23-35). Die Gäste, die vom König zum Hochzeitsmahl seines Sohnes geladen werden, erfahren reine Gnade. Als sich darunter aber ein Gast ohne hochzeitliches Gewand findet, wird ihm das vergolten (Mt 22,1-14). Der Schächer, der zur Rechten Jesu gekreuzigt wird, erlangt die Gnade, die er braucht. Der Schächer zur Linken hingegen empfängt, was er verdient (Lk 23,39-43). Der verzweifelt betende Zöllner findet im Tempel Gnade und kehrt „gerechtfertigt“ heim. Der dünkelfhafte Pharisäer hingegen geht – seiner Anmaßung entsprechend – leer aus (Lk 18,9-14). Auch sonst stehen in Jesu Verkündigung beide Ordnungen hart nebeneinander! Er preist die unverdiente Gnade, die der himmlische Vater den Unmündigen, Mühseligen und Beladenen zuteilwerden lässt (Mt 11,25-30), und verkündet im selben Atemzug, dass die unbußfertigen galiläischen Städte verdientermaßen in die Hölle hinuntergestoßen werden (Mt 11,20-24). Jenen Städten bestimmt Gott ein böses Schicksal, weil sie böse sind. Den Mühseligen und Beladenen aber bestimmt Gott ein gutes Schicksal, nicht etwa, weil sie, sondern weil er (!) gut ist. Selbst im Jüngsten Gericht wird zunächst in das Buch der Werke geschaut – und erst dann in das Buch des Lebens! Nur jene, die durch Gottes Lamm in der Gnadenordnung stehen, sind Gottes vergeltender Ordnung entnommen (Apk 20,11-15)!

Was soll man aber anderes daraus folgern, als dass für Jesus und das Neue Testament beide Ordnungen (statt sich abzulösen) zeitgleich nebeneinander in Geltung stehen? Nachdem das Evangelium in der Welt ist, hat Gott keineswegs aufgehört, im vergeltenden Sinne „gerecht“ zu sein! Er nimmt davon zwar alle aus, die in der Gnade stehen – das ist wahr und nicht hoch genug zu preisen! Aber wo man seine Gnade abweist, darf man sich nicht wundern, wenn Gott weiterhin denen Schlimmes tut, die Schlimmes tun, und die verneint, die ihn verneinen... Ein Christ weiß darum – und ist froh, im Raum der Gnade zu stehen. Er insistiert keineswegs auf dem Ergehen, das sein Tun verdient, sondern freut sich darüber, dass die Gnade Christi diesen Zusammenhang durchbricht und ihm das Verdiente erspart. Ein Christ ist „gerecht“ bzw. „gerechtfertigt“, weil er an der Gerechtigkeit Christi teilhat, weil seine Strafe getragen ist und Gott ihn freispricht. Diese spezielle Gerechtigkeit aber, mit der er Gott „recht“ ist, unterscheidet sich maßgeblich von allem, was gewöhnlich unter „bürgerlicher“ oder „ethischer“ Gerechtigkeit verstanden wird – und darf keinesfalls damit vermengt oder verwechselt werden. Die

Gerechtigkeit eines Christen besteht nicht in einem der Rechtsnorm der Gebote entsprechenden Handeln, das er selber „erbringen“ und anschließend „vorweisen“ könnte. Seine Gerechtigkeit ist keine menschliche Qualität, die Gott anerkennen oder honorieren müsste. Und sie entsteht auch nicht daraus, dass er sich selbst mit Gründen verteidigt, entschuldigt oder rechtfertigt. Sondern ganz im Gegenteil setzt solche Gerechtigkeit voraus, dass der Mensch seine Schuld vollumfänglich anerkennt und auf jeglichen Versuch der Selbstrechtfertigung verzichtet. Die Gerechtigkeit Christi bleibt stets eine Leihgabe, an der er nur kraft seines Glaubens teilhat. Und wenn sie auch durchaus einen Impuls zu guten Werken einschließt, wird sie doch nie zur „vorweisbaren“ Gerechtigkeit im Sinne ethischer Perfektion.

Christus selbst ist unsere Gerechtigkeit, die sich darum nicht an ethischen Normen, sondern ausschließlich an der Beziehung zu ihm festmacht. Christus ist es, der uns in seinen eigenen Gnadenstand mit einbezieht. Und genau so weit, wie wir in ihm, und er in uns ist, genau so weit sind wir auch „gerecht“. Man darf sich also nicht verwirren lassen. Ein Christ bringt zwar Gott das Vertrauen entgegen, das Gottes Treue gebührt, und den Dank, der Gottes Barmherzigkeit gebührt – in diesem Sinne lässt der Glaube Gott Gerechtigkeit widerfahren! Aber nicht um dessentwillen sind Christen „gerecht“ (weil ihre innere Haltung so gut und verdienstvoll wäre), sondern sie sind es allein um Christi willen. Sie leben nicht von ihrer eigenen Treue, sondern von seiner. Und das ist auch schon der Unterschied, auf den hier alles ankommt. Denn lasse ich Christus meine Gerechtigkeit sein, so brauche ich zu meinem Heil keine andere mehr – und finde Frieden inmitten großer Schuld.

Fazit: Die schenkende Gerechtigkeit Gottes setzt seine zuteilende Gerechtigkeit nicht für alle Sünder außer Kraft, sondern nur für die, die glaubend durch Christus der Gnade teilhaftig werden. Jenseits dieses Raums der Gnade bleibt es dabei, dass Gott dem Menschen vergilt, was seine Worte und Taten verdienen. Darum stehen im Ergebnis wieder eine positive und eine negative Möglichkeit nebeneinander:



[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Geheimnis

Kennen sie Gottes Geheimnis? Oder wussten sie vielleicht gar nicht, dass er eins hat? Das Neue Testament spricht ziemlich oft davon und benutzt dafür das griechische Wort „mysterion“. Doch worin Gottes Geheimnis besteht, wird dem Leser nicht gleich klar. Denn einerseits liegt es in der Natur eines Geheimnisses, dass es nicht jeder kennt. Und andererseits gibt es Gott betreffend recht vieles, das wir nicht verstehen und „mysteriös“ finden. Gott geht generell über unseren Verstand. Und so erwarten wir vielleicht gar nicht, dass wir seine Gedanken nachvollziehen könnten. Gott ist schließlich jener erhabene Geist, über den hinaus nichts Größeres gedacht werden kann! Er ist so weit über unserm Horizont, dass manche annehmen, Gott habe nicht nur ein Geheimnis, sondern sei selbst ein Geheimnis! Der Allwissende begreift zwar alles, ist seinerseits aber unbegreiflich. Und um das auszudrücken, benutzen wir manchmal das Fremdwort „Transzendenz“. Es will besagen, dass uns von Gott eine Grenze trennt – ein hoher Zaun sozusagen – hinter den unser Blick nicht reicht. Doch Gottes Transzendenz ist nicht das, was im Neuen Testament als sein „Geheimnis“ beschrieben wird. Und wenn Gott in der Bibel ein „verborgener Gott“ genannt wird, ist auch das nochmal etwas anderes. Denn während uns das Transzendente in seiner unerreichbaren Ferne gerade nicht zur Erfahrung wird, begegnet der verborgene Gott mitten in unserem Leben und greift massiv in unser Schicksal ein. Gott ist als Verborgener gerade nicht weit weg, sondern ungeheuer nah, handelt aber auf so widersprüchliche Weise, so bedrängend und verwirrend, wie es ihm gar nicht ähnlich sieht. Ja, der verborgene Gott benimmt sich, als wäre er der Feind seiner Freunde und der Freund seiner Feinde. Es scheint, als wäre er gar nicht er selbst und wollte überhaupt das Gegenteil von allem, wovon die Bibel sagt, dass er's will! Diese Verborgenheit Gottes ist aber weder mit seiner Transzendenz noch mit seinem Geheimnis gleichzusetzen. Und jenes Geheimnis ist wiederum nicht das, was wir ein „Rätsel“ nennen. Denn jedes Rätsel hat eine Lösung. Und wenn die bekannt wurde, weckt das Rätsel keine Neugier mehr. Das Neue Testament redet aber von einem Geheimnis, das Gott den Menschen mitteilt, und das doch – auch, nachdem er es mitgeteilt hat – ein Geheimnis bleibt! Gottes „mysterion“ ist auch für die, denen es enthüllt wurde, noch staunenswert ohne Ende! Was ist nun aber sein Inhalt? Paulus sagt, Gottes Geheimnis sei uralte, Gott habe es aber lange für sich behalten, um es der Welt erst in Christus kundzutun. Denn eigentlich ist Christus selbst der Inhalt des „mysterion“. Was Gott in und durch seinen Sohn zu tun gedachte, hat er schon „vor aller Zeit“ vorherbestimmt, beschlossen und geplant (1. Kor 2,7). Seit Erschaffung der Welt hielt er es aber zurück, bis die Zeit dafür reif war, um erst dann mit Jesu Sendung in die Welt dies Seltsame offenbar zu machen, das bis dahin „kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben“ (1. Kor 2,9). Vor 2000 Jahren war die Menschheit reif, und die Zeit des Wartens abgelaufen. Gott ließ das Geheimnis seines Willens zu Tage treten, und Jesu Jünger hörten als erste das Evangelium. Seither ist Gottes Geheimnis aber nicht mehr zu verschweigen, sondern offen zu predigen, „das verborgen war seit ewigen Zeiten und Geschlechtern, nun aber ist es offenbart seinen Heiligen, denen Gott kundtun wollte, was der herrliche Reichtum dieses Geheimnisses unter den Heiden ist, nämlich Christus in euch, die Hoffnung der Herrlichkeit“ (Kol 1,26-27). Im Brief an die Epheser sagt es Paulus noch einmal ähnlich: „Gott hat uns wissen lassen das Geheimnis seines Willens nach seinem Ratschluss, den er zuvor in Christus gefasst hatte, um ihn auszuführen, wenn die Zeit erfüllt wäre, dass alles zusammengefasst würde in Christus, was im Himmel und auf Erden ist“ (Eph 1,9-10). Gottes guter Plan lag demnach seit langem bereit und wurde nur zurückgehalten,

bis der richtige Moment kam. Nun aber wird er überall kundgemacht, um unter den Menschen den Gehorsam des Glaubens aufzurichten (Röm 16,25-26). Und sein zentraler Inhalt ist Jesus selbst, dieser an sich ganz unscheinbare Zimmermann aus Nazareth, „in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis“ (Kol 2,3). In seinem Sohn geht Gott wundersame Wege, um die Sünder selig zu machen – ja Gott wird in Christus selbst ein Mensch und geht für die Menschen in den Tod. Gott wendet unsere Not, indem er sie mit uns teilt, und scheut dabei weder die Krippe noch das Kreuz. Wer aber hätte so etwas vorher geahnt – oder auch nur zu denken gewagt? Wer wäre drauf gekommen, dass Gottes Güte einmal solche Formen annimmt? Was das Evangelium da enthüllt, ist nicht nur beseligend, sondern auch verblüffend! Darum sagt Paulus im 1. Timotheusbrief: „groß ist, wie jedermann bekennen muss, das Geheimnis des Glaubens: Er ist offenbart im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschienen den Engeln, gepredigt den Heiden, geglaubt in der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit“ (1. Tim 3,16). Auch damit ist Jesus gemeint, der äußerlich so „gewöhnliche“ Mensch, in dem aber Gott persönlich in der Welt erschien, um weltbewegende Dinge zu tun. In ihm nahm der Herr des Himmels die Gestalt eines Knechtes an, ging arm zu den Armen, mischte sich leidend unter die Leidenden und ergriff für die Schuldigen Partei. Wer aber hätte von Gott so viel Hingabe erwartet, dass er sich seinen Feinden ausliefert, um gerade dadurch ihre Rettung möglich zu machen, dass sie ihn verwerfen und kreuzigen? Trotz der vielen Verheißungen im Alten Testament, trotz der Erwartung des Messias, hat das niemand geahnt: diese Art der Befreiung kam unverhofft und auf überraschende Weise! Nachdem davon nun aber im Neuen Testament berichtet wird – ist Gottes Geheimnis da noch „geheim“? Eigentlich scheint es, als hätten Jesu Apostel das Geheimnis Gottes ausgeplaudert und gelüftet! Man könnte meinen, das Rätsel sei damit gelöst, und der „Überraschungscoup“ nur noch Erinnerung! Und doch: wie oft man auch beschreibt, was Christus für uns tut, liegt an einem Punkt immernoch ein Geheimnis darin. Denn die große Liebe, die sich in Christus offenbart, hat keinen erkennbaren Grund. Und weit und breit ist da nichts zu sehen, was den Aufwand rechtfertigte. Als Sünder sind wir's ganz und gar nicht „wert“, dass Gott uns in den Himmel hebt. Er hat keinen Anlass, missratenen Kreaturen eine Barmherzigkeit zu erweisen, die sie nicht verdienen. Und so ist dem Evangelium zwar zu entnehmen, was Gott für uns tun will – wir können durchaus verstehen, dass er und wie er uns seine Gnade anbietet. Was ihn dazu aber antreibt und motiviert – dieser Punkt bleibt unbegreiflich. Denn für Gottes Liebe zu den Sündern kann kein Grund angegeben werden, als nur diese Liebe selbst. Weder sind wir seiner Liebe „wert“, noch gewinnt Gott durch unsere Rettung etwas, das er nicht anders hätte bekommen können. Und während Gottes Zorn über die Menschheit tausendfach gut begründet und damit leicht nachvollziehbar ist, gilt von seiner Liebe ganz im Gegenteil, dass sie grundlos scheint und nicht erklärt werden kann. Sie ist natürlich trotzdem „da“ – und wirkt mächtig genug, um Gottes großen Zorn zu überwinden! Aber woher seine Liebe kommt, erklärt sich nicht. Und dieses Mysterium, „was Gott bloß an uns findet“, wird auch von langem Nachdenken kein bisschen kleiner, sondern wird immer nur noch größer. Vor Gottes Geheimnis steht der Glaube in beglücktem Staunen, weil im Evangelium eine unauslotbare Tiefe der Liebe zu Tage tritt: aus Liebe mutet Gott sich selbst den Kreuzestod zu, um uns das ewige Leben zu schenken! So ganz erklären können wir das aber nie. Denn für die menschliche Vernunft ist das Wort vom Kreuz tatsächlich nicht Weisheit, sondern Torheit (1. Kor 1,18-25). Dem Urteil der Vernunft nach zahlt Gott für unsre Erlösung einen viel zu hohen Preis. Und seine Hingabe scheint auch nicht gut investiert, denn wir danken sie ihm herzlich schlecht. Gott hat also sehr wenig davon – er handelt nach menschlichen Maßstäben geradezu irrational! Und doch bleibt Gottes große Liebe wirksam, die aus nichts abzuleiten ist, außer aus dieser Liebe selbst – und die somit einfach da ist und fel-

senfest steht, ohne einen erkennbaren Grund zu brauchen. Wie Gottes Liebe, ist auch seine Gnade unergründlich. Und so bleibt es ewig Gottes Geheimnis, warum er an den Menschen festhält. Jeder Einzelne von uns kann sich ganz persönlich fragen, was Gott eigentlich davon hat, ihn zu erlösen! Dieses Mysterium ist aber nicht dazu bestimmt, wie ein lösbares Rätsel eines Tages ergründet zu werden, sondern es bleibt bestehen. Und wenn ein Mensch das Evangelium auch tausendmal hört, bleibt es ihm doch in dieser Hinsicht abgründig und verwunderlich. Das Geheimnis verschwindet nicht, sondern wird tiefer, je genauer wir hinschauen. Und gerade im Entscheidenden gelingt es uns nicht, Gottes Gedanken nachzuvollziehen. Denn wir an seiner Stelle wären uns selbst genug – und würden die Menschheit wie ein misslungenes Experiment verwerfen. Er dagegen will sich selbst gar nicht genügen, sondern hilft einer Menschheit auf die Füße, die er eigentlich nicht nötig hat. Er reißt sich ein Bein aus für Geschöpfe, die ihn vielfach bitter beleidigt haben. Uns fiele das nicht im Traume ein! Weil Gott es aber so haben will, dass wir Erbarmen finden, weil er uns tatsächlich in seinem Himmel nicht missen will, darum hat Paulus so recht: Das Geheimnis des Glaubens ist wahrlich groß, Gottes Weisheit ist abgründig tief und seine Wege sind unerforschlich (1. Tim 3,16 / Röm 11,33). Aus einem Übermaß an Liebe kam Gott zur Welt – und hatte nicht viel mehr davon als einen qualvollen Tod. Wir aber, die er damit rettet, kommen aus dem Staunen nicht mehr heraus. Denn wer sind wir, dass der Höchste sich so tief bücken sollte, um uns aus dem Staub zu heben? Gott ist uns herzlich zugetan auf verblüffende Weise! Weil dieses Geheimnis aber weder mit seiner Transzendenz noch mit seiner Verborgenheit viel zu tun hat, will ich die Begriffe zum Schluss noch einmal deutlich unterscheiden. Gottes Transzendenz ist einfach die auf seiner Größe beruhende Unbegreiflichkeit, die uns aber persönlich weder berühren noch stören muss. Gott ist eben für menschliche Gedanken „zu hoch“, wie der Mount Everest zu hoch ist, um von einer Ameise bestiegen zu werden. Doch wenn die Ameise im Tiefland bleibt, wo sie hingehört, bringt sie die Unerreichbarkeit des Berges nicht in Bedrängnis. Und vielen Ameisen wird nicht mal bewusst, dass sich da jenseits der Grenze etwas Großes ihrer Erfahrung entzieht. So macht Gottes Transzendenz auch dem Menschen kein Problem. Denn es entspricht einfach nur dem Wesen Gottes, über unseren Horizont zu sein. Er ist „anders“ und „höher“, ist „unvergleichlich“ und „weit voraus“ (Jesaja 40,12-18). Doch solche Transzendenz ist an sich weder beängstigend noch beseligend. Völlig anders verhält es sich mit Gottes Verborgenheit. Denn die besteht darin, dass Gott uns auf verwirrende Weise nahe kommt, uns packt und aufmischt, plagt und bedrängt, ohne dass wir das verstehen oder uns zu ihm in Beziehung setzen könnten. Der verborgene Gott ist furchtbar gegenwärtig, ohne aber begreiflich zu werden oder sein Gesicht zu zeigen. Er schubst uns herum, erklärt sich aber nicht. Er wendet sich ab, als hätte er uns nie gekannt, gebärdet sich feindselig – und scheint sich dabei selbst so sehr zu widersprechen, dass es unseren Glauben schwer auf die Probe stellt. Ja, Gott scheint uns in der Maske des Teufels zu begegnen, so dass wir nicht mehr wissen, mit wem wir es zu tun haben, und den Boden unter den Füßen verlieren. Der verborgene Gott verweigert jede Gemeinschaft und erschreckt uns bis ins Mark, ohne dass ersichtlich würde, warum und wozu. Dass es aber trotzdem der himmlische Vater ist, der sich dahinter verbirgt, und dass er schlussendlich wieder sein wahres Gesicht zeigt – das muss lange gegen allen Augenschein festgehalten und geglaubt werden. Wie fern liegt also diese Erfahrung von dem Geheimnis Gottes, jenem beglückenden „Mysterium“, in welchem sich die unauslotbare Tiefe göttlicher Liebe enthüllt! Gottes Verborgenheit macht Kommunikation unmöglich, Gottes Geheimnis aber stellt sie wieder her, denn: „Die Verbindung von Himmel und Erde, von Gott und Welt, die leibhaftige Gegenwart und Anwesenheit Gottes in unserer Mitte ist das innerste Wesen, der eigentliche Inhalt des Mysteriums“ (Wilhelm Stählin). Gottes Transzendenz können wir ver-

stehen, weil sie aus seiner Überlegenheit resultiert. Gottes Verborgenheit aber will gar nicht verstanden werden. Und Gottes Geheimnis – als das „Wort vom Kreuz“ – scheint unserer Vernunft eine Torheit zu sein. Da „löst“ sich denn auch kein Rätsel, sondern je mehr sich Gott erschließt, umso geheimnisvoller wird er in seiner Liebe, und desto unergründlicher scheint uns sein Mysterium. Gottes Geheimnis wurde von ihm selbst „gelüftet“ – und bleibt doch ewig erstaunlich. Darum fragt auch Johann Gerhard: „Wer kann die Größe dieses Geheimnisses fassen? (...) Unsere Natur ist durch Christum herrlicher gemacht worden, als sie durch Adams Sünde verunstaltet worden war; in Christo haben wir mehr empfangen, als wir in Adam verloren haben; die Sünde hatte überhandgenommen, aber der Reichtum der göttlichen Gnade ging noch weit darüber.“ Tatsächlich hätte es Gott wenig gekostet, uns durch herrliche Engel zu ersetzen. Über die hätte er sich dann auch nicht länger ärgern müssen! Und doch macht er sich die Mühe, uns wieder aufzuhelfen, und verhält sich, als könnte er ausgerechnet sie und mich nicht entbehren. Das bleibt verblüffend. Was den Aufwand rechtfertigt, werden wir nie begreifen. Aber danken können wir dafür trotzdem – und sollten es wahrlich nicht versäumen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Dreifaltigkeit und Offenbarung Gottes

So sehr sich die vielen christlichen Kirchen und Konfessionen auch unterscheiden – darin sind sie sich doch einig, dass der Glaube an den „dreieinigen“ Gott das Zentrum ihres Bekenntnisses ausmacht. Bei allen wird *„...gelehrt und festgehalten, dass ein einziges göttliches Wesen sei, das Gott genannt wird und wahrhaftig Gott ist, und dass doch drei Personen in diesem einen göttlichen Wesen sind, alle drei gleich mächtig, gleich ewig: Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist.“ (Augsburger Bekenntnis Art. 1).*

Allerdings kann heute nicht mehr jeder die Hochschätzung der „Trinitätslehre“ nachvollziehen. Ist es nicht schon schwierig genug, überhaupt an Gott zu glauben und sich bei dem Begriff „Gott“ etwas zu denken? Was soll da die Zumutung, sich diesen Gott noch in drei „Personen“ unterschieden – und doch als unzerteilt – vorzustellen? Die Lehre von der Dreieinigkeit erscheint oft als abstrakte, komplizierte und lebensferne Angelegenheit. Kein Wunder, dass mancher „praktische“ Christ nur ein Schulterzucken dafür hat und diese „Theorie“ gleichgültig den Theologen überlässt. Allerdings liegt in solchen Fällen ein Missverständnis vor. Denn die Theologen sprechen ja nicht vom dreieinigen Gott, weil sie Spaß an Theorien und Zahlenspielen hätten. Sondern einfach, weil Gott sich so und nicht anders bezeugt. Gott zwingt uns, in dreifacher Weise von ihm zu reden, weil er uns in dreifacher Weise begegnet. Gehen wir nämlich mit offenen Augen durch die Welt, so kommen wir inmitten all dem Weltlichen an drei Punkte, wo wir stehen bleiben und gestehen: Hier ist Gott gegenwärtig, hier bezeugt er sich, hier erfahren wir ihn:

Der erste Punkt ist die Schöpfung:

Wir entdecken, dass wir uns nicht selber gemacht haben, wie sich auch die übrige Kreatur nicht selbst gemacht hat. Von nichts kommt ja nichts. Ist aber etwas – und nicht nichts – so muss das einen Grund haben. Das kreatürliche Leben sprudelt aus einer Quelle, die jenseits des kreatürlichen Lebens liegt: In Gott dem Schöpfer.

Der zweite Punkt ist Jesus Christus:

Inmitten all der Menschen, die Vergangenheit und Gegenwart bevölkern, begegnet uns einer, der aus dem Rahmen fällt, weil er anders ist. Einer, der Gottes Willen vollkommen lebt. Einer, der uns Gottes Wort auf den Kopf zusagt. Einer, in dem uns Gott so nahe kommt und so gegenwärtig wird, dass wir sagen müssen: Das ist er selbst – dieser Jesus Christus ist Gottes Sohn.

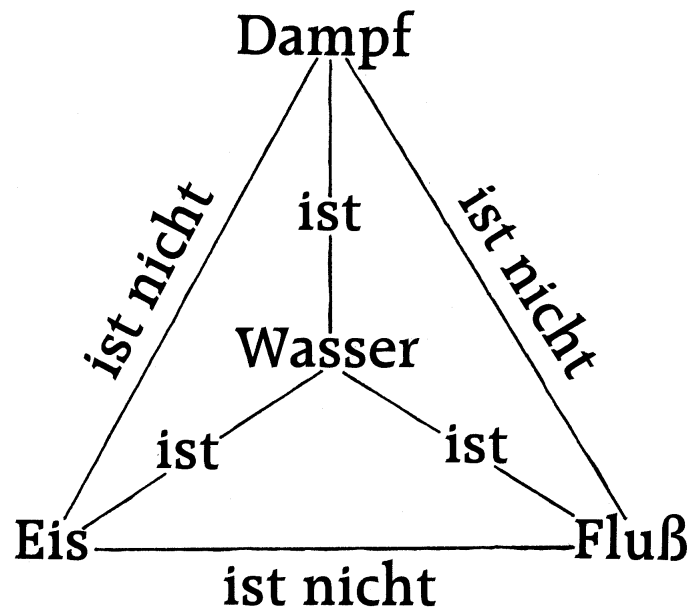
Der dritte Punkt aber ist der Heilige Geist:

Manche Menschen hoffen, wo nichts mehr zu hoffen ist, lieben, wo nichts Liebenswertes ist, verzeihen Unverzeihliches, glauben, wo aller Augenschein dagegen spricht, bekennen fröhlich, obwohl es sie den Kopf kostet, leiden, ohne zu verbittern, und sterben, ohne zu hadern. Das alles ist mehr als menschliche Seelen aus sich selbst heraus vermögen. Es geht über unsere Kraft – und verweist uns damit wiederum auf eine fremde Kraft, die in und durch solche Menschen wirkt: Gottes Heiliger Geist.

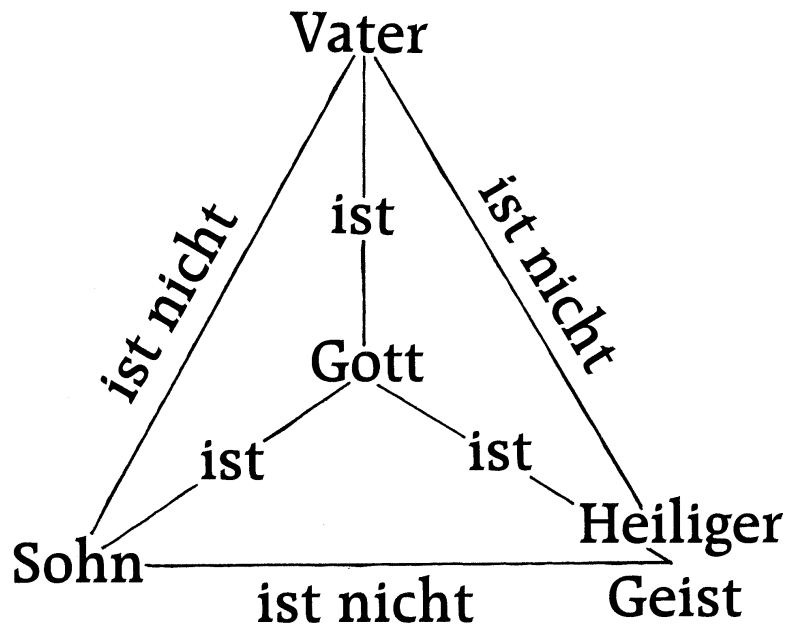
Die Christen aller Zeiten teilen die drei genannten Erfahrungen. Sie begegnen dem Schöpfer in der Natur, sie begegnen Jesus Christus im Neuen Testament und sie begegnen dem Heiligen Geist in ihren Gemeinden. Und unmöglich können sie sagen: Das ist alles dasselbe. Nein. So

unterschiedlich wie sich Gott zeigt, so unterschiedlich ist er auch zu bezeugen. Der Vater ist nicht der Sohn, und der Sohn ist nicht der Heilige Geist. Und doch glaubte man in der Christenheit nie an drei Götter, sondern immer nur an einen. Nie hat man vergessen, was das Alte Testament so nachdrücklich einschärft: Es gibt nur einen Gott und keinen anderen neben ihm. Aber wie geht das zusammen?

Kritiker haben immer wieder gemeint, dies müsse auf die absurde Gleichung $3 = 1$ und $1 = 3$ hinauslaufen, der Glaube der Christen enthielte also in seinem Zentrum einen logischen Widerspruch. Doch so verständlich der Zweifel an der theologischen Logik ist, so unberechtigt ist er auch. Wir können das an einem simplen Beispiel zeigen: Jedermann weiß ja, dass das Eis eines Eisberges etwas anderes ist als der Dampf über einem Kochtopf. Und der Dampf, der Wolken bildet, ist wiederum etwas anderes als Flusswasser. Das Eis trägt, das Flusswasser nicht. Der Nebel schwebt, das Flusswasser fließt. Das Flusswasser ist durchsichtig, der Eisberg nicht. Jedes Kind kann diese drei Dinge unterscheiden. Und doch wissen wir: Es ist alles Wasser. Die chemische Zusammensetzung des Eises ist dieselbe wie die des Dampfes und des Flusswassers. Es ist immer H^2O . Die drei Dinge sind verschieden und sind doch in ihrem Wesen ganz eins. Ist daran nun irgendetwas „unlogisch“ oder „widersprüchlich“?



Für die Trinitätslehre gilt dasselbe: Der Vater ist etwas anderes als der Sohn, und der Sohn ist etwas anderes als der Heilige Geist. Die drei „Personen“ des dreieinigen Gottes wirken auf unterschiedliche Weise an unterschiedlichen Orten zu unterschiedlichen Zeiten. Und obwohl wir diese Unterschiede sehen, wissen wir doch: Es ist jedes Mal Gott. Das Wesen des Vaters ist auch das Wesen des Sohnes und des Heiligen Geistes – sie sind eins.



Freilich: Wie jeder Vergleich, hinkt auch dieser. Und es ist wichtig zu wissen, in welcher Hinsicht. Eis kann man nämlich kennen, ohne zu wissen, was Wasserdampf ist. Und die Eigenschaften des Flusswassers kann man erkennen, auch wenn man nicht weiß, dass die Wolke am Himmel aus demselben Stoff ist. Das aber ist bei Gott anders. Man muss nämlich Jesus Christus kennen, um den Schöpfer richtig zu begreifen. Man muss von Gott dem Vater wissen, um in Jesus seinen Sohn zu erkennen. Und beides ist nur möglich, wenn der Heilige Geist uns Vater und Sohn offenbart. Eine „Person“ erschließt uns die andere. Doch auch das ist nicht ungewöhnlich. Denn es gibt ja viele Dinge, bei denen man das „Ganze“ vor Augen haben muss, um die einzelnen „Teile“ zu verstehen:

In Indien lebte ein König, der wollte sich einen Spaß machen. Er ließ drei blinde Männer kommen und führte sie an einen Elefanten heran. Sie sollten ihm beschreiben, wie ein Elefant aussieht. Der erste Blinde geriet an das Bein des Elefanten und sagte: „Ein Elefant ist wie ein Baum“. Der zweite Blinde bekam den Schwanz des Elefanten zu fassen und sagte: „Ein Elefant ist wie ein Seil“. Der dritte Blinde erwischte mit seinen suchenden Händen das Ohr des Elefanten und meinte: „Ein Elefant ist wie das Blatt einer Palme“. Die drei Blinden gerieten in Streit, wer von ihnen Recht habe. Sie hatten ja alle drei denselben Elefanten betastet. Der König aber hatte seinen Spaß daran.

Die drei Blinden in dieser Geschichte waren von der rechten Erkenntnis des Elefanten weit entfernt. Sie erfassten immer nur einen isolierten Teil und nie das Ganze. So ist auch der von der Erkenntnis Gottes weit entfernt, der sich nur an den Schöpfer hält oder nur an Jesus Christus oder nur an den Heiligen Geist. Ohne den „ganzen“ dreieinigen Gott zu kennen, würden wir auch diese drei „Ausschnitte“ seines Wirkens missverstehen:

Glaubten wir nur an Gott Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde, so wüssten wir nicht wirklich, was von ihm zu halten ist. Denn Natur und Geschichte geben eine zweideutige Auskunft über den Allmächtigen. Da ist Herrliches, aber auch Schreckliches, Leben, aber auch Tod, Freude und Glück, aber auch Leid und Schrecken. Die Natur hat eine grausame Seite und die Weltgeschichte erst recht. Woher sollten wir wissen, dass nicht diese Seite Gottes wahres Wesen widerspiegelt, wenn wir Jesus Christus nicht hätten? Woher sollten wir wissen, dass Gott

gnädig ist und Gutes im Schilde führt? Das wissen wir erst, wenn wir Gott als Dreieinigen begreifen und den Schöpfer von Jesus Christus her verstehen.

Entsprechendes gilt aber auch von Jesus Christus: Würden wir ihn isoliert betrachten und davon absehen, dass er der Sohn von Gott dem Vater ist, müssten wir ihn verkennen. Wir würden annehmen, er sei ein gescheiterter Prophet, einer von vielen Wanderpredigern, eine interessante, aber im Grunde nebensächliche Figur am Rande der Weltgeschichte. Dieser religiös und moralisch vorbildliche Mann mit dem tragischen Ende wird eben erst wichtig, wenn wir in ihm den Sohn des Vaters – und also eine Person des dreieinigen Gottes – erkennen. Schließlich hätte niemals ein Mensch die Macht gehabt, unsere Schuld zu überwinden und an Ostern den Tod zu besiegen. Nur Gott konnte die Erlösung bringen. Daher gilt: Erkennen wir in Christus nicht Gott, erkennen wir in ihm auch nicht unseren Erlöser – verkennen ihn also ganz.

Dies ist – zusammengefasst – das Wesentliche an der „Trinitätslehre“: Dass sie uns anleitet, vom Vater zu denken wie von Jesus Christus, und von Jesus Christus zu denken wie vom Vater. Wem das gelingt – wer bekennt und glaubt, dass diese beiden zusammengehören, weil sie eines göttlichen und barmherzigen Wesens sind – der verdankt diesen Glauben ganz gewiss dem Heiligen Geist und erkennt dabei auch ihn. Denn den Heiligen Geist erkennen heißt, die Botschaft zu erkennen, die er bringt. Wer aber diese drei auseinander reißt, indem er die Barmherzigkeit des Vaters, die Gottheit Christi oder das wahrhaftige Zeugnis des Heiligen Geistes leugnet, muss wissen, dass er mit der Trinitätslehre nicht irgendeine „Theorie“ aufgibt, sondern den christlichen Glauben selbst...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Trinitätslehre - biblisch begründet

Mit größter Selbstverständlichkeit bekennen sich Christen zum dreieinigen Gott, zum Vater, zum Sohn und zum Heiligen Geist. Und doch melden sich immer wieder Stimmen, die behaupten, von Dreieinigkeit und Trinität stünde gar nichts in der Bibel, sondern es handle sich um dogmatische Lehrsätze einer viel späteren Zeit. Das stimmt nun zwar in dem vordergründigen Sinne, dass im Neuen Testament die theologischen Fachbegriffe nicht auftauchen, die später üblich wurden. Aber wenn die Fachbegriffe fehlen, heißt das noch lange nicht, dass auch die Sache fehlt. Denn schließlich enthält das Neue Testament eben so wenig wie eine schulmäßige „Trinitätslehre“, eine „Rechtfertigungs-“ oder „Schöpfungslehre“ – und enthält doch alles, woraus sich diese „Lehren“ notwendig ergeben. Natürlich reden Petrus und Paulus nicht wie Professoren! Und doch kann's ja sein, das späteren Lehrer der Kirche in anderen Begriffen treffend ausgedrückt haben, was Petrus und Paulus meinten. Das kirchliche Bekenntnis zum dreieinigen Gott würde dann nur zu Ende denken, was im Neuen Testament schon unausgesprochen enthalten ist. Und meines Erachtens tut es das wirklich. Weil's aber immer wieder bezweifelt wird, will ich den Nachweis nicht schuldig bleiben und bitte sie darum, mit mir die Nase ins Neue Testament zu stecken und die Sache zu prüfen. Was genau prüfen wir? Was ist der Kernbestand der Trinitätslehre? Sie besagt, dass Vater, Sohn und Hl. Geist in ihren Erscheinungen ganz eigenständig und in ihrem Wesen doch eins sind, dass die drei als Seinsweisen Gottes wohl unterscheidbar und doch nie zu trennen sind, und dass sie – obwohl sie je eigene Werke wirken – im Grunde doch immer gemeinsam handeln. Das ist eigentlich schon alles, was wir sagen, wenn wir vom dreieinigen Gott reden. Und ich meine, dass wir gar nicht anders von ihm reden könnten oder dürften, weil's genau das ist, was wir im Neuen Testament sehen: Das ist die dreifach-einfache Weise, wie Gott selbst sich darstellt. Und wenn wir ihn nicht für einen Heuchler halten, müssen wir annehmen, dass er so, wie er sich in seiner Offenbarung zeigt, auch wirklich ist. Oder bezweifelt jemand, dass uns das Evangelium Jesus Christus als wahren Gott vor Augen stellt? Natürlich kennt die Bibel auch Propheten, die bloß Menschen sind, und folglich von niemandem verehrt werden. Jesus aber spielt von Anfang an in einer anderen Liga. Denn das Neue Testament legt ihm Eigenschaften bei, die nur Gott zukommen. Es berichtet von ihm viele Taten, die nur Gott selbst tun kann. Und es fordert dazu auf, an ihn zu glauben. Nach Johannes 1 z.B. ist Jesus Christus „Gottes Wort“, das nicht bloß von Ewigkeit her „bei Gott“ war, sondern es heißt im Evangelium ausdrücklich: „Gott war das Wort“. Christus als das Wort Gottes wurde nicht geschaffen, sagt Johannes, sondern durch ihn wurde alles geschaffen (Joh 1,1-3 und 1,10). Und der, der als Schöpfer aller Schöpfung vorausgeht und sie ins Werk setzt, ist natürlich kein anderer als Gott. Johannes nennt Jesus ganz direkt den „Eingeborenen, der Gott ist“ (Joh 1,18). Und das übrige Evangelium wiederholt in hundert Variationen, dass Jesus mit dem Vater „eins“ ist. Er betont selbst: „Wer mich sieht, der sieht den Vater!“ (Joh. 14,9). Und er versichert: „Ich und der Vater sind eins“ (Joh. 10,30). Der ungläubige Thomas redet Jesus ohne Umschweife an mit „Mein Herr und mein Gott!“ (Joh. 20,28). Und als Stephanus gesteinigt wird, betet auch er zu Jesus, wie man nur zu Gott beten kann (Apg 7,59). Paulus sagt im Römerbrief, dass Christus „ist Gott über alles“ (Röm. 9,5). Gott hat also nicht bloß einen weiteren Menschen als „Boten“ geschickt, sondern Jesus Christus ist kein anderer als Gott selbst „offenbart im Fleisch“ (1. Tim. 3,15-16). Und wie die Apostelgeschichte sagt, war es denn auch Gott selbst, der „durch sein eigenes Blut“ die Gemeinde erworben hat (Apg 20,28). Christus „hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein“, sagt der Philipperbrief. Er bekundet damit, dass Christus tatsächlich „Gott gleich“ ist (Phil 2,6). Und der

Kolossierbrief bestätigt das, wenn wir dort lesen, dass Christus „vor allem“ ist, und dass alles „in ihm“ besteht (Kol 1,15-17). Solche Wendungen und zahllose Ehrentitel belegen, dass der Sohn mit Gott dem Vater auf eine Stufe steht. Denn sonst könnte ihn das Neue Testament ja schwerlich den „Herrn der Herrlichkeit“ nennen (1. Kor. 2,8), den „Fürsten des Lebens“ (Apg. 3,15), das „Licht der Welt“ (Joh 8,12), den „Weg“ und die „Wahrheit“ (Joh 14,6). Jesus selbst beansprucht, „nicht von dieser Welt“, sondern „von oben her zu sein“ (Joh 8,23). Er bekundet seinen staunenden Zuhörern, dass er schon vor Abraham war (Joh 8,58) und schon vor der Schöpfung beim Vater (Joh. 17,5), was dem Gottesprädikat der Ewigkeit entspricht. Christus „trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort“, sagt der Hebräerbrief, und ist weit höher als jeder Engel (Hebr. 1,1ff.), ja alle Engel Gottes sollen Christus anbeten (Hebr 1,6), und in seinem Namen sollen sich beugen „aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind“ (Phil 2,10). Jesus beansprucht für sich dieselbe Allmacht, die der Vater hat, weil seine Macht mit der des Vaters im Grunde identisch ist (Joh 10,28-29). Ihm „ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden“ (Matth. 28,18; vgl. auch Joh. 3,35). Und er beansprucht zugleich die göttliche Eigenschaft der Allgegenwart, denn er sagt, „wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20 und 28,20). Er verspricht seinen Jüngern, ihre Gebete zu erhören (Joh 14,13-14), was natürlich nur Gott kann. Und er nimmt für sich in Anspruch, die Welt überwunden zu haben (Joh 16,33). Das Neue Testament sagt eindeutig, dass Christus allwissend ist (Joh 21,17; Joh. 2,25), dass er die Zukunft kennt (Matth. 10,17-18; Joh. 16,2; Mt 24,1-2) und „für immer“ lebt, was ja Ewigkeit meint (Hebr. 7,25). Außerdem macht er Tote lebendig, wie nur Gott selbst das kann (Joh 5,21; Lk 7,14; Mk 5,41; Joh 11,43), und vergibt Sünden, wie nur Gott selbst das darf (Mt. 9,6). In voller Freiheit gebietet Jesus über die Natur (Mt 8,26), bannt Dämonen (Mt 8,28-34), heilt Krankheiten (Mt 8,3) und teilt diese Macht auch seinen Jüngern mit (Lk 9,1). Er rettet (Joh. 3,17; 12,47) und richtet die Welt (Joh. 5,22; 2. Kor. 5,10). Er verfügt über alles, was der himmlische Vater hat (Joh 16,15), und nimmt die gleiche Ehre in Anspruch, die dem Vater gebührt (Joh. 5,23). Er setzt sich souverän über Sabbatgebote hinweg (Mt 12,8). Er stellt sein eigenes Wort über das mosaische Gesetz (Mt 5,21.27.31.33.38.43). Und das Neue Testament fordert, dass man an ihn glauben müsse (Joh. 3,16; 6,40), was ja skandalös erschiene, wenn Christus nicht Gott wäre. Zuletzt werden in der Taufformel (Mt 28,19) und in vielen feierlichen Anrufungen (Röm 1,1-3) die Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes gleichrangig zusammengestellt, so dass offenkundig allen dreien gleiche Verehrung und gleiche Autorität zugebilligt wird ohne jeden Unterschied. Eine typische Grußformel des Neuen Testaments lautet: „Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!“ (2. Kor 13,13). In einem Atemzug wird da allen dreien gehuldigt, weil Lobpreis und Ehre unter allen drei Namen doch immer an denselben dreieinigen Gott adressiert sind. Und wenn Paulus betont, dass Christen nur einen Gott haben und nur einen Herrn, der Jesus Christus heißt (1. Kor 8,4-5), so stehen für ihn dieser „Gott“ und jener „Herr“ gerade nicht in Spannung zueinander, sondern bilden eine Einheit. So wie Paulus sagt, dass durch den Vater „alle Dinge sind und wir zu ihm“, sagt er noch im selben Vers dasselbe von Christus (1. Kor 8,6). Wäre das aber einem geborenen Juden möglich, wenn er meinte, dabei den Schöpfer und eines seiner Geschöpfe frevelhaft auf dieselbe Stufe zu stellen? Undenkbar wär's, dass Paulus den Monotheismus vergäbe, den er zwei Verse zuvor noch unterstrichen und bekräftigt hat (1. Kor 8,4)! Und so gilt für ihn (wie für das ganze Neue Testament), dass die Verehrung Jesu und des Hl. Geistes nur deshalb nicht in Konkurrenz zur Gottesverehrung tritt, weil Jesus und der Geist Gott sind. Der Geist also auch? Ja, auch an seiner Gottheit kann kein Zweifel sein. Denn aus der Apostelgeschichte geht hervor, dass Hananias, als er den Heiligen Geist belog, Gott selbst

belogen hat (Apg 5,3-4). Und im 1. Johannesbrief wird das Zeugnis des Hl. Geistes mit dem Zeugnis Gottes gleichgesetzt (1. Joh 5,6-9). Wenn es heißt, der Hl. Geist habe durch Jesaja geredet, meint das Neue Testament dasselbe, wie wenn es sagt, Gott habe durch Jesaja geredet (Apg. 28,25, vgl. auch Apg. 1,16). Und überhaupt wird das, was Gott sagt, und was der Hl. Geist sagt, nicht unterschieden (vgl. 1. Tim. 4,1; Hebr. 3,7; Hebr. 10,15). Wird dem Simeon ein Wort zu Teil „vom Hl. Geist“, so versteht darunter niemand etwas anderes als ein Wort Gottes (Luk. 2,26). Und für Paulus macht es nicht den geringsten Unterschied, ob er die Christen als „Tempel Gottes“ oder als „Tempel des Hl. Geistes“ bezeichnet (1. Kor. 3,16). Wie dem Sohn wird auch dem Hl. Geist Ewigkeit zugesprochen (Hebr. 9,14). Und schon im Alten Testament wird seine Allgegenwart behauptet (Ps. 139,7). Der Hl. Geist „erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit“ (1. Kor. 2,10). Er ist demnach so allwissend, wie man es nur von Gott sagen kann. Und generell wird der Hl. Geist von Gott so wenig unterschieden, wie der Geist eines Menschen von diesem Menschen. Denn der Geist einer Person ist schließlich nichts, was nachträglich hinzukäme oder eventuell fehlen könnte, sondern die Person selbst „ist“ ihr Geist, und im selben Sinne „ist“ Gottes Geist auch Gott (1. Kor 2,9-12). Schon der Schöpfungsbericht macht es unmöglich, den Hl. Geist zu den Geschöpfen zu rechnen, denn bevor es mit der Schöpfung losgeht „schwebt“ schon der Geist Gottes „auf dem Wasser“ (1. Mose 1,2). Dieser Geist handelt in göttlicher Freiheit, denn er teilt einem jeden Geistesgaben zu, wie er will (1. Kor. 12,11). Wer zum Glauben kommt, wird wiedergeboren „aus Wasser und Geist“ (Joh 3,5). Und trotzdem ist, was der Hl. Geist da schenkt, unzweifelhaft ein Geschenk Gottes. Der Hl. Geist lenkt die Wege und die Entscheidungen der Apostel, die dabei gar keine Zweifel haben, der Führung Gottes zu folgen (Apg. 13,2; Apg. 15,28; Apg. 16,6-7). Und die Lästerung des Hl. Geistes wird von Jesus als schlimmer erachtet als jede andere Sünde (Mt. 12,31-32; Mk. 3,29), woraus man entnehmen kann, dass dem Hl. Geist Ehrerbietung gebührt, wie sie nur Gott gebührt. Nach Pfingsten ist die Führung der Kirche dem Hl. Geist übertragen (vgl. Apg. 20,28; Lk 12,12; 2. Petr 1,21). Und natürlich meint das Neue Testament nicht, Gott habe damit die Leitung seines Volkes aus der Hand gegeben, sondern selbstverständlich ist des Geistes Wirken Gottes Wirken, und des Geistes Gegenwart Gottes Gegenwart. Nach Pfingsten wird das Geschick der Christenheit keinem Geschöpf überlassen, und es kommt auch kein „anderer Gott“ ins Spiel, sondern nur derselbe Gott in anderer Form. Und folgerichtig bekennt die Kirche den dreifaltigen und doch ganz einigen Gott als den „Dreieinigen“. Sie tut in der Trinitätslehre aber nichts anderes, als nur zu Ende zu denken, was Gott selbst von sich gezeigt hat. Natürlich haben die Theologen dafür viel Zeit gebraucht und haben auch um Worte gestritten: Gott war im Offenbaren schneller als wir im Verstehen. Aber ist das so verwunderlich?

Zuletzt erwies sich die Trinitätslehre als die einzige Deutung, die dem neutestamentlichen Befund gerecht wird. Denn man bedenke nur, wie es einen Christen innerlich zerreißen müsste, wenn er Christus und den Hl. Geist nicht für Seinsweisen Gottes, sondern bloß für Geschöpfe hielte! Das Neue Testament bezeugt dem Christen auf jeder Seite, dass er seine Erlösung Jesus Christus verdankt, mit dem er nicht anders als durch den Hl. Geist in Verbindung steht. Christus selbst fordert von ihm Nachfolge, Glauben und Gehorsam. Aber wenn Christus nicht Gott wäre, dürfte kein Mensch dieser Forderung nachkommen, weil Glaube und Gehorsam nur Gott gebühren! Der Hl. Geist fordert vom Christen, dass er ihm in Liebe und Hingabe sein Herz öffnet. Aber wenn der Hl. Geist nicht Gott wäre, dürfte dem keiner entsprechen, weil Menschen ihre Liebe und Hingabe Gott schulden! Und aus diesem Dilemma führte kein Weg hinaus. Denn der Allmächtige ist bekanntlich ein eifernder Gott. Er duldet nicht, dass man neben ihm noch anderen huldigt. Wie dürfte man also wagen, einem Geschöpf zu geben, was nur Gott zusteht? Der arme Christ, der Vater, Sohn und Hl. Geist nicht als Einheit begrei-

fen könnte, müsste innerlich zerrissen sein. Denn natürlich gilt sein ganzer Dank dem Heiland, der am Kreuz für ihn starb. Und doch wäre alle Ehre, die er Christus zukommen lässt, im selben Moment Gott dem Vater entzogen. Und wenn der Hl. Geist auf beseligende Weise sein Herz erfüllt, müsste er annehmen, sein Herz sei deswegen von Gott entleert. So ein verwirrter Christ müsste denken, seine Hingabe gälte dem Hl. Geist, statt Gott zu gelten, und sein Gebet zum erhöhten Christus sei Anbetung einer Kreatur! Weil so eine absurde Vermengung irdischer und himmlischer Instanzen aber schnell an inneren Widersprüchen zugrunde ginge – eben darum ist christlicher Glaube nur unter trinitarischen Voraussetzungen lebbar und vertretbar. Denn da gibt's doch kein Vertun: Natürlich vertraut ein Christ seinem Gott nicht obwohl, sondern indem er Christus vertraut, und gehorcht Gott nicht obwohl, sondern indem er dem Hl. Geist gehorcht! Ein Christ ehrt den Vater, indem er den Sohn ehrt, und wird nicht anders als durch die Einwohnung des Hl. Geistes zu einem Tempel Gottes. Des Christen Hingabe kennt nur eine Adresse, und sein Herz ist ungeteilt, weil Gott ungeteilt ist. Ein Christ verehrt gerade nicht „drei“ höchste Instanzen, sondern dreimal dieselbe. Und was er dabei dem Vater gibt, hat er darum weder dem Sohn noch dem Geist genommen. Denn das muss jedem Christen bewusst sein, dass seine Glaubensbeziehung zu Christus und zum Hl. Geist nur dann kein Ärgernis und kein Götzendienst ist, wenn er beide mit Gott identifiziert. Natürlich war es nicht schon Sache der Apostel, das in geschliffene Definitionen zu fassen. Die Ausarbeitung der Trinitätslehre blieb Späteren vorbehalten. Doch sind im Evangelium Fundamente gelegt, auf denen sich gar kein anderes Gebäude errichten lässt als nur ein trinitarisches. Und so mussten die Theologen der späteren Zeit nur die Linien ausziehen, die das Neue Testament ihnen vorgab. Was dort impliziert und vorausgesetzt wird, haben sie zu Ende gedacht und ins Bewusstsein gehoben. Tatsächlich hätten sie aber zu gar keinem anderen Ergebnis kommen können. Denn jede andere Deutung des neutestamentlichen Befundes führt zu absurden Konsequenzen: Wäre Jesus nicht Gott, läge unsere Erlösung in der Hand eines Geschöpfes, und wir verdankten unser Heil nicht der Barmherzigkeit Gottes, sondern einer Kreatur. Und wäre Jesus nicht Gott, fehlte seinen Verheißungen jene Verbindlichkeit und Verlässlichkeit, die sie nur haben können, wenn sie vom Durchsetzungsvermögen des Allmächtigen getragen sind. Wäre der Heilige Geist nicht Gott, hätten wir in den Stürmen unseres Glaubens nur den Beistand eines fehlbaren Geschöpfes zu erhoffen. Und die Kirche als das angefochtene Gottesvolk würde auch gar nicht von Gott erhalten und geführt, sondern bloß von einer Kreatur. Was aber Geschöpfe sagen und tun – wie könnte das Gott binden? Oder wie ließe es Rückschlüsse zu auf sein Wesen und seinen Willen? Wie könnte uns das Heilswerk Christi das väterliche Herz Gottes offenbaren, wenn Christus gar nicht Gott, sondern „ein anderer“ wäre? Oder wie könnte die Gegenwart des Hl. Geistes ein Unterpfand göttlicher Liebe sein, wenn der Geist von Gott genau so weit geschieden wäre wie wir selbst? Wer sich dennoch an Christus und den Geist binden wollte, müsste in Kauf nehmen, dass er neben Gott auch noch zwei Götzen verehrt! Ja, ohne das trinitarische Bekenntnis liefe Christentum auf den absurden Versuch hinaus, nicht nur zwei, sondern drei Herren zu dienen, von denen nur einer ungeschaffen und ewig wäre. Eine schlimmere Karikatur des christlichen Glaubens ist aber gar nicht denkbar. Denn der kennt keine drei Instanzen, unter denen er seine Loyalität aufteilt, sondern kennt nur einen Gott in dreifacher Gestalt. Und preist er mal den Geist, mal Christus und mal den himmlischen Vater, gilt es doch immer demselben Gott. So wenig wie die Autoren des Neuen Testaments muss ein Christ unterscheiden zwischen der Gnade Jesu Christi und der Gnade Gottes, dem Trost des Hl. Geistes und dem Trost Gottes, dem Frieden Christi und dem Frieden Gottes. Denn so oder so hat er's immer mit demselben zu tun. Schrecklich wäre die Vorstellung, die Christenheit machte Geschöpfe zum Gegenstand religiöser Hingabe. So bräche sie mit

allem, was das Alte Testament lehrt! Wer das aber ausschließen will, darf in Christus und dem Hl. Geist nie „weniger“ oder „etwas anderes“ sehen als Gott selbst. Und das heißt in der Konsequenz, dass man den christlichen Glauben gar nicht anders als trinitarisch verantworten kann. Nicht dann gefährdet man den Monotheismus, wenn man den Sohn und den Hl. Geist mit Gott identifiziert, sondern gerade, wenn man es nicht oder nur halbherzig tut. Und so kann unser Fazit recht einfach sein: Aus dem Alten Testament geht klar hervor, dass Gott nur einer ist und keine Konkurrenz duldet. Er sagt: „Ich will meine Ehre keinem andern geben“ (Jes 42,8; Jes 48,11). Auf den ersten Blick scheint das Neue Testament aber genau das zu tun, indem es Christus und dem Hl. Geist gottgleiche Ehre zuspricht. Das Alte Testament fordert, dass der Gläubige Gott allein lieben soll von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all seiner Kraft (5. Mose 6,4-5). Doch genau dem scheint das Neue Testament zu widerstreben, wenn es die Liebe und Hingabe der Gläubigen auf Christus und den Hl. Geist lenkt. Dieser Widerspruch muss so lange skandalös und anstößig wirken, wie man Christus und den Hl. Geist für Geschöpfe hält. Er löst sich aber sofort auf, wenn man trinitarisch denkt und begreift, dass alle Ehre, die man Christus gibt, Gott gegeben wird, und alle Hingabe an den Hl. Geist, Hingabe an Gott selbst ist. Anders ist christlicher Glaube nicht vollziehbar. Alles andere müsste ihn innerlich zerreißen. Und darum gehört die Trinitätslehre notwendig zum christlichen Glauben dazu. Sie zieht Linien aus, die im Neuen Testament vorgegeben sind, und macht bewusst, was dort vorausgesetzt wird. Denn Gott zeigt sich im Evangelium dreifach – und bleibt doch immer nur einer. Gott selbst gab das der Christenheit zu denken. Und sie hat daraus die Schlüsse gezogen, die man „Trinitätslehre“ nennt, weil auf neutestamentlicher Grundlage gar keine anderen möglich sind. Dass wir's aber erst mit zeitlichem Abstand so richtig begriffen haben, besagt wenig. Kann eine Melodie nicht längst gebräuchlich sein, bevor der erste Sänger sie in Notenschrift festhält? Kann ein Naturgesetz nicht schon lange genutzt werden, bevor es ein Physiker in Formeln ausdrückt? Und kann ein Land nicht längst besiedelt sein, bevor der erste Bewohner eine Karte davon zeichnet? Auch hinsichtlich der Trinität ging die Sache ihrer Beschreibung voraus. Doch was dann beschrieben wurde, ist so alt wie die Sache selbst. Und nur auf die korrekte Wiedergabe kommt es an. Wenn man sich also auf Gottes biblische Offenbarung keinen anderen Reim machen kann als einen trinitarischen, darf die Trinitätslehre als „gut biblisch“ gelten – und wir müssen schon deshalb an ihr festhalten, weil sie in einem entscheidenden Punkt Klarheit schafft: Wer gegen das biblische Zeugnis Gottes Dreiheit und Einheit leugnen will, muss zugleich den christlichen Glauben aufgeben. Wer aber Christ bleiben möchte und folglich Gottes Dreiheit und Einheit bekennt, steht vor einer Aufgabe, die nur die Trinitätslehre überzeugend zu lösen vermag.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Name, Gottes Wesen

Haben sie ein gutes Namensgedächtnis? Fällt Ihnen zu einem Gesicht auch immer der richtige Name ein, so dass sie den Betreffenden anreden können? Ich habe da oft Schwierigkeiten, und oft genug ist es dann peinlich, wenn man jemandem gegenübersteht, von dem man weiß, dass man ihn kennen sollte – und doch fällt einem der Name nicht ein. Nun könnte man denken, das sei nicht so schlimm. Namen sind ja angeblich „Schall und Rauch“! Aber so ganz stimmt das nicht. Denn wenn mir der Name fehlt, wie soll ich dann mit jemand in Beziehung treten? Wie soll ich mit ihm sprechen, ihn anreden, ihn kennen und nennen? Selbst hinterher macht es ratlos, wenn man von einer Begegnung erzählen will und dann sagen muss: Ich habe jenen Herrn getroffen, na du weißt schon, den Grauhaarigen, diesen mittelgroßen, den mit dem Garten... Umständlich sind solche Beschreibungen und trotzdem noch missverständlich, denn sie könnten auf viele zutreffen! Will ich aber jemand eindeutig identifizieren und dauerhaft zu ihm in Kontakt treten, brauche ich seinen Namen. Und das ist bei Gott genauso. Denn wenn wir die Hände falten und beten, brauchen wir dazu eine passende Anrede und müssen wissen, mit wem wir es zu tun haben. Zu einem Namenlosen kann man nicht wirklich in Beziehung treten! Bei Gott ist aber das Problem, dass er nicht zu wenige, sondern eher zu viele Namen hat, die alle richtig sind und alle zutreffen. Denn die Bibel nennt ihn an manchen Stellen „den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs“, nennt ihn dann aber auch „Elohim“ und „Jahwe“, „El Schaddai“ und „Herr Zebaoth“. Zahllos sind Gottes Namen gerade im Buch der Psalmen! Denn er ist der Erbarmer und der König, der Heilige und der Beschützer, er ist die Wahrheit, der Weg und das Leben, der Erhabene und der Allmächtige, der Schöpfer, der Erlöser und der Vollerfüllte. Gott ist der Geber aller Gaben, der Herr aller Herren und der Grund allen Seins. Er ist der Allwissende und der Richter, der Ewige und Höchste, der Verborgene und der Offenbare. Ich kann ihn den Gerechten nennen, und ebenso den Allgegenwärtigen oder Vollkommenen. Bezeichne ich ihn als den Strengen, ist es nicht falsch, und sage ich, er sei der Mildeste und Gültigste, so stimmt auch das. Er ist gewiss der Größte, aber das heißt nicht, dass er nicht klein sein könnte. Er ist die Liebe, ist aber zugleich ein verzehrendes Feuer, ist der Herr des Lebens und auch des Todes. Gott ist der Weiseste und der Treueste, der Wahrhaftigste und der Beständigste. Er ist Helfer der Guten und Feind der Bösen, ist ein Fels und eine Burg, ist uns Vater und Mutter zugleich und doch auch wie ein guter Hirte. Er ist der Urheber alles Geschaffenen und der Schutzherr der Bedürftigen, ist Gesetzgeber und Lebensspender, ist der Inbegriff der Ehre und der Verlässlichkeit. Gott ist der Weltregent, der Einzige, der aus sich selbst existiert, der einzig Autonome und einzig Souveräne, der Erste und der Letzte, der Reinste und Beste, ein Rächer und Erbarmer, ein Vergelter und Vergeber, der erhöht und vernichtet, der geduldig ist und dennoch auch eifernd und zornig. Nenne ich ihn den Dreifaltigen, so ist es richtig, und sage ich, dass er unteilbar Einer ist, so stimmt auch das. Er ist Licht und ist Dunkel, ist Höhe und Tiefe, ist Grund und Abgrund, Binder und Befreier, ist Schrecken und Zuflucht, ist Lamm und ist Löwe, Stille und Sturm...

Man könnte das fortsetzen – aber irgendwie bleibt es unbefriedigend. Denn Gott hat scheinbar allzu viele Namen, und wird doch von keinem ganz eingefangen und beschrieben. Wenn die Theologen aber versuchen die Fülle zu reduzieren, und von Gott sozusagen eine „Definition“ zu geben, dann fügen sie zu seinen Titeln immer nur weitere hinzu. Ein Gelehrter nennt ihn „das Sein selbst“ oder „den unbewegten Bewegten“. Aber für den anderen ist er wieder „unendlicher Geist“ und „reine Wirklichkeit“. Jener meint, Gott sei das, „worüber hinaus nichts Größeres gedacht werden kann“. Und dieser beschrieb ihn als das „höchste Gut“. Der Dritte

spricht von Gott als dem „begrifflich Unergreifbaren“. Und der Vierte meint, Gott sei das, „was den Menschen unbedingt angeht“. Er ist „die alles bestimmende Wirklichkeit“ und zugleich „das ursprungslose Woher unseres Daseins“. Ja, kluge Menschen erdenken sich für Gott Namen, Eigenschaften und Titel ohne Ende. Und obwohl keiner von ihnen ganz falsch ist, nähren sie doch den Zweifel, ob Menschen überhaupt angemessen von Gott reden können! Einige Theologen vertreten die Ansicht, man käme der Wahrheit am nächsten, wenn man nur sagte, was Gott alles nicht ist, und all die irdischen Begriffe verneint, die ihn ja doch nicht angemessen beschreiben. Und andere halten dagegen, man müsse das Gute, das Große und Schöne, das der Mensch kennt, nur ins Unendliche steigern, um einen Begriff von Gott zu bekommen. Doch auch die müssen zugeben, dass Gott „immer größer“ ist als all unsere Gedanken und Worte. Denn alle Versuche, ihn auf den Begriff zu bringen und seinen Namen zu erraten, scheitern zuletzt am Bilderverbot des Alten Testaments. Der ganze menschliche Scharfsinn reicht nicht aus, um Gott einen Namen zu geben, wenn er selbst sich keinen gibt. Nur das können wir von Gott wissen, was er uns wissen lässt. Und von seinen tausend Namen, von denen keiner ganz falsch ist, finge ihn doch keiner ein, wenn nicht Gott selbst sich uns mitgeteilt hätte und uns den einen Namen gegeben hätte, in dem das Heil ist, in dem die Fülle der Gottheit wohnt und in dem wir zu Gott in Beziehung treten dürfen. Muss ich noch sagen, wie er lautet? „Jesus Christus“ – das ist der Name, der für Eindeutigkeit sorgt! Und seit wir diesen Namen kennen, reden wir anders von Gott. Denn tausend Namen Gottes würden nichts nützen, wenn wir diesen einen nicht hätten. Tausend richtige Namen sind vieldeutig! Der Name Jesu Christi aber ist eindeutig. Und wann immer wir Gott als den Vater Jesu Christi anreden, weiß er sich gemeint, und die Adresse stimmt. Denn das ist kein Etikett, das wir ihm angehängt hätten, sondern es ist die authentische Beschreibung, die Gott von sich selbst gegeben hat! Gott wusste nur zu gut, dass er vor unseren Augen in tausend Farben schillert. Er wusste, dass unsere Sprache nur von ihm stammeln kann. Er wusste, dass wir nicht zu ihm in Beziehung treten können, wenn er sich uns nicht fasslich macht. Und darum hat er die unendliche Fülle seiner Gottheit hineinverborgen in die Gestalt jenes Mannes aus Nazareth. Gott kam uns auf Armeslänge nah und zeigte dabei ein menschliches Angesicht, so dass wir nun wissen, was sein Herz bewegt. Wir wissen von der Übermacht seiner Liebe, die über seinen Zorn siegt, und wissen, was er mit uns vorhat. Ja, seit Gott uns in Christus nicht irgendwas mitteilte, sondern sich selbst mit uns teilte, seit er nicht irgendwas offenbarte, sondern sich selbst, kennen wir den Weg des Heils, der sicher in den Himmel führt und von jeder armen Seele gegangen werden kann! Was gehen uns also die fremden Religionen an, und ihre tausend Anrufungen Gottes? Es ist „in keinem andern das Heil, auch ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den wir sollen selig werden.“ (Apg 4,12) Darum schulden wir einer verwirrten Welt an dieser Stelle Klarheit und müssen ihr bezeugen, dass niemand recht von Gott redet, der dabei nicht den Vater Jesu Christi meint, und dass jeder das Thema „Gott“ verfehlt, wenn er dabei nicht von Jesus spricht. Als Christen können wir nicht so tun, als wäre alles offen und ungewiss! Denn Gott ist für uns kein Phantom, das sich hinter tausend Namen verbirgt. Er hat sich sehen lassen, damit wir ihn finden können! Ist uns das aber bewusst, und fragt uns jemand nach Gott, müssen wir nicht stottern oder stammeln von einem höheren Wesen, das angeblich keiner kennt, sondern können ihn beim Namen nennen: Gott ist der, der in Jesus Christus erschien. Und alles was man über ihn wissen muss, ist in diesem Namen eingeschlossen. Alles Wissenswerte kann daraus entnommen werden, weil es keine Eigenschaft Gottes gibt, die nicht in Jesus Christus offenbar geworden wäre. Er ist das wahre Ebenbild des Vaters, und wer dementsprechend vom Sohn auf den Vater schließt, und vom Vater auf den Sohn, der weiß genug von Gott und weiß von ihm zu reden, weil Gott von sich geredet hat.

Wer ist also Gott? In aller Kürze gesagt:

- Gott ist der Eine und Unteilbare, der keine Spaltung oder Zusammensetzung kennt – und der dennoch dreifach mit sich selbst in Beziehung ist als Vater, Sohn und Heiliger Geist.
- Gott ist der ganz aus sich selbst seiende Ursprungslose, der von niemandem abhängt und keiner Gesellschaft bedarf – und dennoch die Gemeinschaft mit uns sucht und will.
- Gott ist der Liebende, der nicht etwa Liebenswertes liebt, das er vorfindet, sondern der dem Unwerten und Nichtswürdigen, das er vorfindet, durch seine Liebe Wert verleiht.
- Gott ist der Allmächtige und Unumschränkte, der alles, was er will, auch kann – und doch völlig außer Stande ist, gegen sein eigenes Wesen, seine Gerechtigkeit und Treue zu verstoßen.
- Gott ist der Allgegenwärtige und Ungreifbare, der nirgends nicht ist – und dennoch seine Unendlichkeit in endliche Gestalt einfügt und bindet, um sich von uns antreffen und „packen“ zu lassen.
- Gott ist der Gerechte, dessen Gerechtigkeit nicht primär darin besteht, gerecht zuzuteilen und zu vergelten, sondern Ungerechte an der eigenen Gerechtigkeit teilhaben zu lassen.
- Gott ist der Ewige und Unveränderliche, der, über aller Zeit stehend, doch in die Zeit eingehen wollte, um mit uns eine Geschichte zu haben, einen Anfang zu nehmen in Bethlehem und ein Ende auf Golgatha.
- Gott ist der grundlos Barmherzige, der seinem berechtigten Zorn zum Trotz (nicht ohne Gericht, sondern mitten im Gericht) Gnade übt an seinen Feinden.
- Gott ist der absolut Mächtige und Freie, der aus freien Stücken seiner Freiheit Grenzen setzt, indem er sich (uns zugute) an sein Wort und Evangelium bindet.
- Gott ist der verborgene Gott, dessen Verborgeneheit in dieser Welt ganz offensichtlich ist, der aber dort, wo er sich offenbart, inmitten seiner Offenbarung verborgen bleibt und sein Geheimnis wahrt.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Liebe

„Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“ (1. Joh 4,16) Das ist ein schönes Wort. Und doch gestehe ich, dass ich es ungern behandle. Ja tatsächlich: Jene Gleichung „Gott ist die Liebe“ macht mir Probleme. Und zwar nicht, weil etwas daran falsch wäre. Sondern weil sie so oft missverstanden wird. Wollen wir jenes Wort aus dem 1. Johannesbrief recht verstehen und auslegen, so müssen wir zuerst allen falschen Beigeschmack davon lösen und klar sagen, was es nicht bedeutet:

„Gott ist die Liebe“ – das heißt nicht, Gott sei identisch mit jenem romantischen Gefühl, das Menschen manchmal haben. Und es heißt schon gar nicht, menschliche Liebe sei irgendwie etwas „Göttliches“. „Liebe“ ist ja überhaupt ein furchtbar abgegriffenes Wort, ein geschundenes, getretenes, missbrauchtes Wort. Es klebt viel Schmutz daran. Viele sagen „Liebe“ und meinen bloß „Sex“. Andere reden von „Liebe“, und woran sie denken, ist doch nur Kitsch. Manche wollen ihren Ehepartner besitzen und beherrschen – und nennen es „Liebe“. Andere prügeln ihre Kinder und behaupten, sie täten es aus „Liebe“. Nein: Diese „Liebe“, von der Schund-Romane erzählen und Schlager singen, diese gierige Liebe, diese Affenliebe, hat wenig mit Gott zu tun.

Und noch in einer zweiten Richtung müssen wir den Satz aus dem 1. Johannesbrief vor Missverständnissen schützen. „Gott ist die Liebe“ – das heißt nicht: „Gott ist lieb“. Denn „lieb sein“ ist in unserer Umgangssprache ein Ausdruck für Harmlosigkeit. „Das ist ein lieber Hund“ sagt man – die Kinder können ihn am Schwanz ziehen ohne dass er bellt oder beißt. „Das ist ein lieber Opa“ sagt man – selbst, wenn er verschaukelt wird, bleibt er gutmütig und freundlich zu jedermann. „Das ist ein liebes Kind“ sagt man – wenn die anderen Kinder ihm das Spielzeug wegnehmen, gibt es sie her, und streitet nicht. Nein, in diesem Sinne ist der so genannte „liebe Gott“ nicht „lieb“. Der Gott der Bibel ist kein harmloser Alter. Er ist auch nicht unendlich geduldig. Und er ist überhaupt nicht „nett“ oder „konfliktscheu“.

Wenn nun aber einer fragt „Wieso ist Gott nicht lieb, wenn er doch 'die Liebe' ist?“, dann nähern wir uns dem rechten Verständnis der Sache. Denn man wird antworten müssen: Gott ist zwar die Liebe, er ist aber gerade deshalb nicht „lieb“, weil er „Liebe“ ist. Wirkliche Liebe will nämlich etwas. Sie will es mit heißem Herzen. Sie will es leidenschaftlich. Deshalb kann der, der ernstlich liebt, nicht immer „lieb“ sein, Mäßigung üben oder zurückstecken. Wenn das, worauf sich die Liebe richtet, bedroht wird, dann zeigt sich, dass die Liebe eine brennende Seite hat, dann ist sie nämlich ein verzehrendes Feuer – eine Kraft, der man besser nicht in die Quere kommt. „Gott ist die Liebe“ bedeutet also keinesfalls, Gott kenne keinen Zorn, oder der Zorn sei durch die Liebe ausgeschlossen. Sondern im Gegenteil: Der Zorn Gottes ist die brennende Seite seiner Liebe, die sich gegen alles wendet, was seiner guten Schöpfung schadet.

Suchen wir also einen Vergleich für Gottes Liebe, so denken wir am besten an eine Grizzly-Bärin, die mit ihren Jungen durch die Wildnis zieht. Wer ihren Jungen zu nahe kommt, erfährt schnell, dass Liebe Kampfbereitschaft nicht aussondern einschließt. „Gott ist die Liebe“ das heißt demnach: Gott ist ein kraftvoll-entschlossenes, leidenschaftliches Wollen. Und das ist er durch und durch, wie Luther sagt: **„Gott ist ein glühender Backofen voller Liebe, der da von der Erde bis an den Himmel reicht.“**

Was aber will Gottes Liebe? Was ist das Ziel dieser gewaltigen Energie? Nun – wir sind es. Gott will nicht dies oder das. Gott will uns. Jenes brennende, kraftvoll-entschlossene Wollen richtet sich auf jeden von uns. Denn Gott will uns tauglich machen für ein Leben mit ihm. Er will uns mitreißen in der Bewegung seiner Liebe, auf dass wir nicht kalt bleiben im Herzen, sondern

uns wärmen an ihm, dem glühenden Backofen voller Liebe. Doch sollen wir nicht nur warm werden für uns selbst. Gottes Liebe will durch uns hindurchglühen und hindurchstrahlen zu allen Menschen, die noch frieren. Wir sollen weitertragen, was uns erfüllt, wir sollen lieben, wie wir geliebt sind, sollen verzeihen, wie uns verziehen ist, und sollen einander annehmen, wie wir von Gott angenommen sind – bis auch dem Letzten das Gute widerfährt, zu dem ihn Gott bestimmt hat.

Gottes Liebe schaut uns also nicht aus der Ferne zu. Gottes Liebe greift nach uns. Und wir müssen uns so oder so dazu verhalten. Wir können uns den liebevollen Zugriff Gottes gefallen lassen, um Empfänger und Vermittler seiner Liebe zu werden. Oder wir können uns entziehen. Aber neutral bleiben können wir nicht. Denn das ist es ja, was jener Nachsatz im 1. Johannesbrief meint: „**...wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm**“. Man kann in der Liebe Gottes bleiben und sich von diesem Mantel umhüllen lassen. Man kann ihn aber auch zurückweisen.

Nur muss man dann wissen, was man tut. Denn wenn ich Gottes Liebe nicht erfahren will, entziehe ich nicht nur mich seiner Liebe, sondern entziehe zugleich mir seine Liebe. Und was behalte ich übrig? Gewiss seinen Zorn. Denn wer das freundlich zugewandte Gesicht Gottes, nicht sehen will, dem ist nicht zu helfen. Will er es so, so wird er dann eben das andere Gesicht Gottes kennenlernen.

Und es meine keiner, das sei unbillige Härte. Was hat es sich Gott nicht kosten lassen, uns seine Liebe zu erweisen und uns mit der Nase drauf zu stoßen! Seinen Sohn, sich selbst hat Gott dahingegeben ans Kreuz, um uns zu erlösen. Marter bis zum Tod hat er für uns auf sich genommen. Da sollte man doch denken, jedes Herz würde weich und würde davon bewegt. Doch offenbar sind viele Herzen härter als Stein und verachten die Liebe, die ihnen entgegengebracht wird. Darum schreibt Luther: **„Unser Herrgott tut eben recht daran, dass er zu der undankbaren Welt spricht: Willst du die große Liebe nicht, ... dass ich meinen liebsten Sohn für dich in so große Marter gesteckt habe, wohlan, so will ich dich auch nicht. Fragst du nicht danach, was ich getan habe, so frage ich auch nicht nach dir. Willst du meinen Sohn Jesus Christus nicht haben, so nimm dafür Barrabas, ja den Teufel selbst.“**

Hier wird noch einmal deutlich, dass man Gottes Liebe nicht missverstehen darf: Sie geht uns nach, aber sie zwingt sich nicht auf. Der Schutzraum der Liebe Gottes öffnet sich uns, aber man zerrt uns nicht hinein. Jeder darf sich wärmen an Gott, dem glühenden Backofen voller Liebe. Wer aber unbedingt will, darf auch frieren und kalt bleiben, darf sich verschließen gegen Gott und seinen Mitmenschen. Er lebt dann freilich am Sinn und an der Bestimmung seines Lebens vorbei. Denn wenn er mit Menschen- und mit Engelszungen redet und hat die Liebe nicht, so ist er ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn er prophetisch reden kann und weiß alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hat allen Glauben, so dass er Berge versetzen kann, und hat die Liebe nicht, so ist er nichts. Und wenn er alle seine Habe den Armen gibt und lässt seinen Leib verbrennen, und hat die Liebe nicht, so ist's ihm nichts nütze (vgl. 1. Kor 13). Denn nicht darauf kommt es an, ob wir Großes oder Kleines tun, Erfolg haben oder scheitern. Sondern darauf kommt es an, dass wir, was wir tun, mit Liebe tun, dass wir in Gottes Liebe und von Gottes Liebe leben – und davon weitergeben so viel wir vermögen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Liebe im Verhältnis zu seinem Zorn

Es gibt Dinge, über die man in der Kirche ungern redet. Es gibt Themen, die man lieber vermeidet. Und wenn man davon eine Liste anfertigen würde, welcher Begriff stünde dann ganz oben? Ich bin ziemlich sicher, dass auf der Liste der unbeliebten Themen der „Zorn Gottes“ den ersten Platz belegen würde. Kein Wunder, wird man sagen: wer denkt schon gern an so etwas Unerfreuliches? Niemand. Denn spricht ein Pfarrer vom Zorn Gottes, so sehen die Menschen einen überdimensionalen, drohenden Zeigefinger vor sich. Sie spüren ihr schlechtes Gewissen, sie erinnern sich an ihre Versäumnisse und Fehler. Und sie ärgern sich über den Pfarrer, der ihnen anscheinend Angst machen will und dafür sorgt, dass sie sich schlecht fühlen. Das freilich wollen Pfarrer am wenigsten – und darum vermeiden es die meisten, vom Zorn Gottes zu reden. Sie wollen zwar die Menschen zur Buße bewegen, sie sollen umkehren von falschen Wegen – aber die Menschen sollen das nicht aus Furcht tun, sondern aus besserer Einsicht.

Darum reden viele meiner Kollegen am liebsten gar nicht von Gottes Zorn, sondern nur von Gottes Liebe und seiner großen Freundlichkeit. Sie zeichnen kein bedrohliches, sondern ein einladendes Bild von Gott, damit es den Menschen leichter fällt, sich auf diesen Gott einzulassen. Sie schweigen vom Zorn Gottes, damit nur niemand an seiner Liebe zweifelt. Denn das scheint ja ganz klar: Wenn Gott zornig ist, dann liebt er uns nicht, und wenn er uns liebt, dann kann er nicht zornig auf uns sein – oder?

Doch möchte ich an diesem Punkt Zweifel anmelden. Denn es klingt zwar auf den ersten Blick ganz logisch: wer zürnt liebt nicht, und wer liebt zürnt nicht. Aber stimmt es wirklich? Schließt Zorn wirklich Liebe aus und schließt Liebe Zorn aus? Ich meine da liegt ein Irrtum vor. Und es ist gar nicht schwer, ihn zu erkennen. Es genügt, die Sache anhand der eigenen Gefühle zu überprüfen. Schließlich war jeder von uns schon einmal zornig auf Menschen, die er liebt. Auf den Ehepartner, auf die Eltern, auf die eigenen Kinder vielleicht. Erinnern sie sich mal an solch eine Situation, in der sie zornig waren. Und fragen sie sich dann, ob sie, während sie zornig waren, aufgehört haben, ihren Partner oder ihre Kinder zu lieben.

Hat die Liebe wirklich aufgehört, als der Zorn da war? Nein? Dann geht es ihnen wie mir. Denn ich kann sehr zornig sein auf meine kleine Tochter, wenn sie z.B. gegen mein Verbot an Steckdosen herumspielt. Ich schimpfe dann sehr mit ihr. Und doch stellt das keinen Moment meine Liebe zu ihr in Frage. Im Gegenteil: Ich schimpfe mit ihr, weil mir so viel an ihr liegt, und streite mit ihr, weil sie mir so viel bedeutet. Denn wäre sie mir gleichgültig, so würde ich mich ja nicht aufregen, wenn sie etwas Gefährliches oder Falsches tut. Wäre sie mir egal, so wäre mir auch ihr gefährliches Fehlverhalten egal. Das ist es aber nicht. Und so entdeckte ich an mir selbst, dass der Zorn die Liebe nicht ausschließt, sondern aus der Liebe erwächst. Ja, Zorn ist überhaupt nicht das Gegenteil von Liebe, sondern er ist fast immer Ausdruck verletzter, besorgter oder enttäuschter Liebe.

Zorn und Liebe schließen sich also keineswegs aus. Sie sind beide Ausdruck derselben tiefen Bindung, die ein Mensch zum anderen hat. Und der Zorn ist ein sicheres Zeichen dafür, dass diese Bindung noch besteht. Das kann man bei Ehekrisen beobachten. Solange Ehepartner miteinander streiten, kämpfen sie noch umeinander – da hat die Ehe noch gute Chancen. Wenn die zwei es aber aufgeben, zu streiten, und es aufgeben, zornig zu sein, wenn sie nicht mehr umeinander kämpfen, sondern gleichgültig werden – dann ist ihre Ehe so gut wie verloren. Der wahre Gegensatz der Liebe ist nämlich nicht der Zorn, sondern die Gleichgültigkeit. Die Liebe brennt heiß, und der Zorn brennt auch heiß – sie sind eng verwandt! – die Gleichgül-

tigkeit dagegen ist kalt. Wenn das aber bei Menschen so ist, könnte es sich dann bei Gott nicht ähnlich verhalten? In der Tat, ich meine, auch bei Gott liegen Zorn und Liebe eng beieinander. Darum sehe ich – im Unterschied zu vielen Pfarrerkollegen – keinen Grund, von Gottes Zorn zu schweigen. Im Gegenteil. Denn Gottes Zorn ist ein Zeichen dafür, dass wir ihm nicht gleichgültig sind. Ein negatives Zeichen – zugegeben –, aber doch ein deutliches Zeichen: Gottes Zorn ist Ausdruck seiner verletzten Liebe, die wir so oft missachten, die aber weiter um uns kämpft, gerade weil wir Gott so viel bedeuten. Sein Zorn ist nur deshalb so groß, weil seine Liebe zu uns so groß ist. Denn wir sind wie kleine Kinder, die an einer Steckdose spielen – an der Steckdose des Bösen. Und wie könnte das unserem Vater egal sein, wenn er uns liebt?

Darum meine ich, wenn Gottes Zorn verschwände, so wäre das kein gutes Zeichen. Würde Gott nämlich aufhören, das Böse zu hassen, so müsste man folgern, dass er wohl das Gute nicht mehr liebt. Würde Gott aufhören, der Sünde zu zürnen, die seine Schöpfung zerstört, so müsste man folgern, dass er dieser Schöpfung nicht mehr die Treue hält, sondern ihr gleichgültig gegenübersteht. Verschwände der Zorn, so müssten wir fürchten, die Liebe Gottes habe nachgelassen. Denn Zorn und Liebe sind beide Ausdruck der emotionalen Bindung an das Gegenüber, um dessentwillen es sich lohnt, zornig und gnädig zu sein.

Es gibt hier also keine Alternative: Entweder Zorn oder Liebe. Es gibt nur beides zugleich. Denn wie sollte Gott das Leben seiner Geschöpfe bejahen, ohne dabei die Sünde zu verneinen, die ihnen den Tod bringt? Wie sollte seine Liebe nicht Streitbar brennende Liebe sein, wenn das, was er liebt, im höchsten Maße bedroht ist? Das ist unmöglich – und darum dürfen wir Gottes Zorn nicht missverstehen, als wäre er etwas Negatives. Denn Gottes Zorn ist nichts weiter als sein Wider-Wille gegen das Böse. Er ist Ausdruck dessen, dass Gott an der guten Bestimmung seiner Schöpfung beharrlich festhält. Wer daher wünscht, Gott möge von seinem Zorn ablassen, der verlangt, Gott solle von seinem Wider-Willen gegen das Böse ablassen und solle zuschauen, wie es die Schöpfung zerfrisst. In dieser Weise aber das Böse gewähren lassen hieße selbst böse sein – und das kann man von Gott kaum verlangen.

In Wahrheit gibt es nur einen Weg, wie der Gegensatz Gottes und des Bösen aufgelöst werden kann, nämlich durch Auflösung und Vernichtung des Bösen im jüngsten Gericht. Bis Gottes Zorn aber zu diesem Ziel gelangt ist, kann niemand ernstlich wünschen, der Zorn möge nachlassen. Denn beharrte Gott nicht gegen allen Widerstand darauf, seine Schöpfung im Guten zu vollenden, hätte keiner von uns mehr etwas zu hoffen. Sollte **Gott** seinen zornigen Widerstand aufgeben und dem Bösen die Zügel schießen lassen, so würden **wir** es gewiss nicht wieder einfangen. Und so scheint die Sache ganz eindeutig: Gottes Zorn wendet sich gegen das Böse. Und darum ist dieser Zorn eine gute Sache, mit der wir eigentlich ganz einverstanden sein müssten. Denn nur der Böse kann etwas dagegen haben, dass Gott etwas gegen das Böse hat.

Da allerdings hat die Sache ihren Haken. Da berührt sie unser persönliches Problem. Denn das Böse ist nicht irgendwo, das Böse ist in uns. Die Bösen, das sind nicht die anderen, die Bösen, das sind wir. Und dadurch wird unser Verhältnis zum Zorn Gottes wieder zweischneidig und schwierig. Wir spielen nämlich in der Auseinandersetzung zwischen Gott und dem Bösen eine Doppelrolle: Wir sind einerseits Teil der guten Schöpfung, um derentwillen und zu deren Gunsten Gottes Zorn gegen das Böse eifert. Wir sind andererseits aber als Sünder Teil jener bösen Macht, gegen die der Zorn Gottes sich richtet. Und das bedeutet, dass wir Gott für **und** gegen uns haben.

Und wer will das schon? Wer in dieser Situation Gottes Zorn als berechtigt bejaht, muss sich darüber im Klaren sein, dass er damit Gottes negatives Urteil über den eigenen „alten Adam“ anerkennt und unterschreibt. Denn will ich, dass Gott gegen das Böse vorgeht, muss ich zugleich wollen, dass er gegen das Böse in mir vorgeht. Die Bejahung des Guten schließt für den

Bösen also Selbstverwerfung ein. Und Selbstverwerfung geht uns gegen die Natur. Sofern ich selbst betroffen bin, sofern ich Sünder bin, sträube ich mich gegen Gottes Zorn. Sofern ich selbst böse bin, wünsche ich, das Böse möge ungestraft bleiben. Und da beginnt dann tatsächlich ein Teufelskreis von göttlichem Zorn und menschlichem Starrsinn, da verhärten sich die Fronten immer weiter – bis Gottes Heiliger Geist den Teufelskreis aufbricht und einen Ausweg schafft. Wie das geschieht, ist leicht erklärt. Denn wir kennen solche Situationen aus der Familie:

Wenn kleine Kinder trotz deutlichen Verbots an einer Steckdose spielen, ziehen sie sich den Zorn des Vaters zu. Und oft genug reagieren Kinder dann mit Trotz. Sie verstehen nicht die Gefahr, die ihnen droht, und sie fühlen sich durch den Zorn des Vaters ungerecht behandelt, weil er ihnen scheinbar grundlos ein schönes Spielzeug vorenthält. Da beginnt der Teufelskreis von Zorn und kindlichem Starrsinn. Denn das uneinsichtige Kind wird immer wieder versuchen, an die Steckdose heranzukommen, wenn der Vater nicht hinsieht. Wie aber wird der Teufelskreis durchbrochen?

Das Kind gibt seinen Trotz auf, sobald es begreift, dass der Zorn des Vaters Ausdruck seiner Liebe und seiner Besorgnis ist. Wenn es einsieht, dass die Steckdose kein Spielzeug, sondern eine große Gefahr ist, versteht es auch, dass ihm nichts Schönes vorenthalten werden soll, sondern dass der Vater es vor Schaden bewahren will. Dann kann sich das Kind dem Verbot beugen und wird die Finger auch dann von der Steckdose lassen, wenn es unbeobachtet ist. Mehr als diese schlichte Einsicht des Kindes wird auch von uns Erwachsenen nicht verlangt, wenn uns die Heilige Schrift zur Buße aufruft. Auch wir stehen an dem Punkt, wo es zu begreifen gilt, dass Gott kein missgünstiger Vater ist, der uns etwas vorenthalten will. Was seine Gebote verbieten, verbietet er uns aus Liebe. Und wenn er zürnt, zürnt er aus Liebe. Denn es ist ihm eben nicht egal, wenn wir böse und gefährliche Wege gehen. Es ist ihm nicht egal, weil **wir** ihm nicht egal sind. Und darum sollten wir seinen Mahnungen auch nicht mit kindlichem Trotz begegnen. Geben wir unseren Starrsinn auf, beugen wir uns dem Zorn Gottes und lassen wir die Finger von der Steckdose des Bösen. Schließen wir lieber vom Ausmaß des göttlichen Zorns auf das Ausmaß seiner Liebe zu uns – so werden wir Gott verstehen. Denn wenn er das Böse in uns verdammt, dann doch nur, weil er Gutes in uns legen will. Und wenn er die Sünde hasst, dann doch nur, weil er die Sünder liebt. Macht es Sinn, weiter bockig zu sein, wenn man das weiß?

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Liebe und menschliche Liebe

Wer sich in christlichen Kreisen allgemeiner Zustimmung versichern will, muss nur ein Loblied auf die Liebe anstimmen. Denn wie verschieden man sonst auch denken mag – gegen die Liebe ist am Ende keiner. Sie scheint der gemeinsame Nenner zu sein, auf den sich alle einigen können. Man darf nur nicht nachfragen, was mit dem Zauberwort gemeint ist! Denn um wessen Liebe geht es überhaupt? Wem gilt sie – und wie zeigt sie sich? Preisen wir eine Liebe, die wir selbst verströmen – oder eine, die wir empfangen? Feiern wir die Liebe, weil wir sie so stark empfinden – oder weil wir sie so arg entbehren? Ist sie eine aktuelle Erfahrung – oder ein guter Vorsatz für später? Ist die Liebe gebend oder nehmend – ist sie eher gefühlig oder tätig? Oder ist das alles egal, weil sich unter „Liebe“ sowieso jeder denken kann, was er will? Zumindest ist nicht egal, ob von Gottes Liebe die Rede ist, die er uns erweist, oder von unserer Liebe, mit der ein Mensch den andern liebt. Denn die erste Liebe, die sich im Evangelium zeigt, ist so unendlich wie der Gott, von dem sie kommt. Und die menschliche Liebe ist so begrenzt wie das Geschöpf, das sie empfindet. Damit dieser gewaltige Unterschied aber nicht übersehen wird, soll ihn eine Geschichte illustrieren.

Sie spielt in den frühen Tagen der Vereinigten Staaten und handelt von einer jungen Frau namens Aurelia, die durch ein hartes Schicksal in große Verwirrung geriet. Dabei waren ihre Lebensumstände gut. Und alles fing so schön an! Aurelia verliebte sich mit großer Hingabe in einen jungen Mann, der William hieß und nur ein paar Jahre älter war als sie selbst. Mit dem Einverständnis der Eltern verlobten sich die beiden, und es schien, als könne nichts ihr Glück trüben. Ihre Liebe war groß, und der Himmel „hing voller Geigen“. Doch dann erkrankte William an den Pocken, die, wenn man sie übersteht, hässliche Narben hinterlassen. Und als er sich von der Krankheit erholt hatte, sah sein Gesicht aus wie ein Waffeisen, und alle Schönheit war dahin. Im ersten Schrecken dachte Aurelia daran, die Verlobung zu lösen. Aber sie hatte doch auch Mitleid mit ihrem unglücklichen Bräutigam und verschob lediglich den Hochzeitstag um ein paar Wochen. Am Tag vor der Heirat geschah es dann, dass William den Flug eines Heißluftballons beobachtete und beim Hinterherlaufen – den Blick in die Wolken gewandt – in ein Loch trat. Er brach sich dabei sein Bein auf so ungünstige Weise, dass es oberhalb des Knies amputiert werden musste. Und Aurelia hatte daran schwer zu schlucken. Denn ihr Bräutigam war nun pockennarbig und einbeinig. Die meisten Menschen würden verstehen, wenn sie sich von ihm abgewandt hätte. Doch die Liebe siegte, und William wurde Zeit gegeben, sich vor der Hochzeit erst einmal richtig zu erholen. Am 4. Juli feiern die Amerikaner mit großem Feuerwerk ihren Unabhängigkeitstag. Und bei der Vorbereitung einer Kanone für die Salutschüsse kam es zu einer vorzeitigen Entladung. Man weiß nicht wie – die Kanone ging jedenfalls los, und William verlor einen Arm. Man kann sich denken, wie der Pechvogel bedauert wurde, der nun mehrfach verstümmelt war! Aber kaum, dass die Wunde heilte, besichtigte William eine Fabrik und geriet mit dem verbliebenen Arm in eine Maschine, die ihm auch diesen Arm noch zerquetschte. Wie man sich vorstellen kann, war Aurelia am Boden zerstört. Nach und nach, ja Stück für Stück kam ihr der geliebte Bräutigam abhanden. Und (bei aller Liebe) blieb doch immer weniger übrig, woran eine junge Frau hätte Freude haben können. Nur mit dem Mut der Verzweiflung hielt sie an ihren Hochzeitsplänen fest. Aber das Schicksal meinte es nicht gut mit ihr. Denn als wieder der Tag der Trauung nahte, erkrankte William an Scharlach und konnte nach Komplikationen eines seiner Augen nicht mehr gebrauchen. Mit der Augenklappe im narbigen Gesicht sah er nun aus wie ein Pirat. Und man kann

sich vorstellen, wie Aurelia von Freunden und Verwandten bestürmt wurde, sich von dem Unglücksraben zu trennen. Der bisherige Verlauf ihrer Beziehung ließ ja wenig Gutes hoffen! Die tapfere Braut aber war sich ihrer Liebe fast noch sicher – und hielt dagegen, ihr William sei schließlich an alledem nicht schuld. Man schob den Hochzeitstermin noch einmal hinaus. Der Bräutigam aber brachte es fertig, sich auch das Bein noch zu brechen, das ihm verblieben war. Weil sich die Wunde entzündete, musste auch dieses Bein abgenommen werden. Und falls jemand meint, soviel Unglück sei nicht mehr zu steigern, sei ihm berichtet, dass in den späten Jahren des wilden Westens nur noch ein einziger Mann von Indianern überfallen und skalpiert wurde. Und das war: William. Er überlebte – was ziemlich selten ist! Aber hübscher machte ihn die Sache nicht. Und man kann sich denken, dass Aurelia nun sehr in Verlegenheit kam, ob sie den Restbestand ihres geliebten Bräutigams noch heiraten sollte. Was die Eltern dazu sagten, ist leicht zu erraten. Sie wünschten sich für ihre Tochter einen etwas „vollständigeren“ Ehemann. Ein Ratgeber meinte jedoch, William zu heiraten sei ohne Gefahr, denn er würde es ja doch in kürzester Zeit fertigbringen, sich auch noch den Hals zu brechen, und dann sei die junge Witwe ihn los...

Nun, die makabre Geschichte stammt von Mark Twain – und ist wahrscheinlich erfunden. Ja, hoffentlich ist sie erfunden! Aber das spielt keine Rolle. Denn wer sich hineinversetzt, erfährt auf jeden Fall etwas über die menschliche Liebe und ihre Grenzen. So sehr wir die tapfere Aurelia auch bewundern, werden wir ihr doch schwerlich zu dieser Ehe raten. Denn menschliche Liebe will von dem, den sie liebt, auch etwas haben. Und wenn da keine Arme mehr sind, die Aurelia umarmen könnten, wenn da keine Beine mehr sind, die ihren Ehemann tragen, und kein Gesicht, das ihr gefallen könnte – wovon soll sich ihre Liebe dann nähren? Sie mag anfangs sehr stark gewesen sein. Doch menschliche Liebe kommt an ihre Grenzen, wo ihr Gegenstand nichts Anziehendes mehr hat. Und wenn's einer so gar nicht mehr „bringt“, wie unser armer William, kann man keine gute Prognose stellen. Denn Menschen lieben einander, wie man die Torte liebt, die man essen will. Man liebt die Torte um des Genusses willen, den sie verspricht. Wenn die Torte aber schimmelt und verdirbt, ist es mit der Liebe vorbei. Und auch die Liebe der treuen Aurelia übersteht es nur begrenzt, wenn von ihrem Bräutigam so wenig übrig bleibt. Wollen wir also jene menschlichen Liebe preisen, die so endlich ist wie der Mensch selbst? Wollen wir nicht lieber Gottes Liebe feiern, die so ewig ist wie Gott? Wahrlich: Gottes Liebe ist von anderer Art als unsere! Und erstaunlicher Weise nimmt sie beim Niedergang des Geliebten den umgekehrten Verlauf. Denn je weniger Liebenswertes sie an ihrem Gegenstand findet, umso größer und stärker wird sie. Ja, wirklich – bei Gott geht es andersherum! Die Bibel zeigt es! Denn: ist es in der Geschichte Gottes und der Menschen nicht ganz ähnlich zugegangen wie zwischen Aurelia und William?

Die biblische Liebesgeschichte beginnt im Paradies genauso harmonisch wie die von Mark Twain. Gott und Mensch sind anfangs „ein Herz und eine Seele“ und haben ungetrübte Freude aneinander. Denn der Mensch ist Gott gegenüber aufgeschlossen und vertraut ihm. Er folgt den guten Weisungen seines Schöpfers, handelt gerecht und redet wahrhaftig. Aber dann geht es mit der Menschheit so rapide bergab wie mit dem ungeschickten William! Der Mensch tappt in die Falle, die Satan ihm stellt, und verliert im Sündenfall seine Unschuld. Das sind die Pockennarben. Und vom Bösen infiziert übertritt der Mensch Gottes Gebote. Das ist das amputierte Bein. Zur Rede gestellt, verlegt sich der Mensch auf Ausflüchte und Lügen. Das ist der abgeschossene Arm. Und bei Kain und Abel beginnt der Mensch dann Blut zu vergießen. Das ist der zweite Arm. Der Mensch misstraut Gott und versteht ihn nicht mehr. Das ist das erblindete Auge. Und an die Stelle der menschlichen Demut treten Stolz, Neid und Überheblich-

keit. Wahrlich: Gott wollte sich mit der Menschheit vermählen wie mit einer schönen Braut. Doch der Sündenfall hat alles geraubt, was an dieser Gemahlin reizvoll und schön hätte sein können. Das Gute und Attraktive ist geschwunden, der ganze Leib verstümmelt. Aber das ist nun der entscheidende Punkt: Gottes Liebe schwindet deswegen nicht, sondern wird größer. Anders als Menschenliebe ist sie nicht darauf angewiesen, Liebenswertes vorzufinden. Sondern Gottes Liebe ist in der Lage auch dort zu geben, wo sie nichts zurückbekommt. Und je schäbiger das ist, was von uns übrig bleibt, desto beharrlicher hält Gottes Liebe an uns fest. Bei Aurelia schwindet die Liebe, je weniger Genuss sie sich von ihrem Bräutigam versprechen darf. Und wir können's ihr nicht verdenken. Doch Gott ist anders! Er verbindet sich trotzdem mit der Menschheit und vermählt sich mit ihr, wird sogar selbst ein Mensch und feiert dabei eine Art Hochzeit. Denn in seinem Sohn verbindet sich Gott mit der Menschheit, um dieser durch eigene Schuld kranken und entstellten Menschheit (mit Augenklappe und Holzbein) wieder auf die Füße zu helfen. Gott kommt wahrlich nicht zu uns, weil wir für ihn attraktiv wären! Als Sünder sind wir in seinen Augen pockennarbige Invaliden mit Prothese und Glasauge! Wir sind das Gegenteil von „attraktiv“! Aber Gottes Liebe lässt sich davon nicht beirren. Denn sie ist in sich selbst so stark und gesund, dass sie sich dem Schwachen und Kranken zuzuwenden vermag. Und obwohl Gottes Sohn den Undank derer voraussieht, die ihn bald kreuzigen werden, nimmt er dennoch Knechtsgestalt an und wird unser Bruder. Ist es also egal, was wir meinen, wenn wir von Liebe reden und von Liebe schwärmen? Nein. Denn menschliche und göttliche Liebe sind verschieden wie Himmel und Erde. Und im Grunde ist nur die göttliche wert, gefeiert und gepriesen zu werden. Menschen lieben zuerst einmal sich selbst – und wenn's hoch kommt, noch ihre Familie. Gott aber liebt seine Feinde. Er liebt, wo nichts attraktiv ist. Er liebt die, die ihm nichts bringen. Und er stirbt sogar für die, die ihn hassen. Darum täuschen wir uns nicht: Menschenliebe und Gottesliebe spielen nicht in derselben Liga. Die eine ist vergänglich, die andere ewig. Dass wir aber trotz allem Gegenstand der göttlichen Liebe sind – das ist sehr erstaunlich und Anlass zu nicht endendem Dank...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Verborgenheit

Christlicher Glaube lebt davon, dass Gott sich dem Menschen erschließt und ihm zugänglich wird. Doch tut Gott das nicht andauernd. Sondern manchmal scheint es uns, als habe er den Kontakt abgebrochen. Wir haben dann das Gefühl, Gott sei abwesend, fern oder gar feindselig. Und diese Erfahrung ist so bedrohlich, dass man nicht gern darüber spricht. Für gewöhnlich redet man ja lieber von der Gegenwart Gottes – man versichert sich seiner Nähe. Es ist ja auch viel schöner, zu betonen und zu betrachten, wie Gott sich uns offenbart, sich uns erschließt und sich uns freundlich zuwendet.

Doch wenn wir ehrlich sind, müssen wir auch das andere gestehen, das wir ebenso erfahren: Dass Gott uns nämlich für kürzere oder längere Zeit entgleitet, dass er sich von uns abzuwenden scheint, sich entzieht und sich verbirgt. Vielleicht reden wir ungern davon, weil wir diese Erfahrung auf unsere Glaubensschwäche zurückführen. Wir meinen, es läge an uns. Doch das stimmt nicht. Selbst ein Mann wie der Prophet Jesaja musste es erfahren. „Fürwahr“ sagt er **„du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, der Heiland.“ (Jes 45,15)** Das ganze Buch Hiob erzählt von der schrecklichen Unbegreiflichkeit Gottes. Die Klagelieder Jeremias sind voll davon. Und sogar Jesus fühlte sich am Kreuz von Gott verlassen. Warum also sollten wir leugnen, dass auch wir solche Stunden kennen, wo uns der Glaube abhandenkommt, weil Gott schweigt, weil er fern erscheint, finster und unzugänglich?

Manchmal kommt das über einen einzelnen Menschen – und manchmal kommt es über ein ganzes Land oder eine Epoche. Wir verlieren dann einfach den Kontakt, Gottes Angesicht scheint sich in eine undurchschaubare Maske zu verwandeln, das biblische Wort redet nicht mehr zu uns, wir finden keinen Zugang. „Gottesfinsternis“ hat das mal jemand genannt. Und ich kenne keinen reifen Christenmenschen, der davon nicht zu berichten wüsste. Es ist eine Erfahrung, um die keiner herumkommt. Die Frage kann darum nur sein, wie man angemessen damit umgeht. Wie verhält man sich in geistlichen Dürreperioden? Was sollen wir tun, wenn Gott sich uns entzieht? Gibt es darauf eine sinnvolle menschliche Reaktion? Ich will versuchen, mit einem Gleichnis darauf zu antworten:

Es war einmal ein Indianerstamm, der lebte ganz und gar von der Büffeljagd. Die Zelte, in denen die Indianer wohnten, waren aus Büffelhaut. Das Fleisch, das sie aßen, war Büffel Fleisch. Und die Tänze, die sie am Lagerfeuer tanzten, waren allesamt Büffeltänze. So war das schon seit Hunderten von Jahren. Und niemand konnte sich erinnern, dass es je anders gewesen wäre. Hätte jemand die Indianer gefragt, was sie eigentlich zu Indianern macht, so hätten sie geantwortet: „Wir jagen den Büffel, wir essen den Büffel, wir tanzen den Büffeltanz – das macht uns Indianer zu Indianern!“ Doch niemand stellte diese Frage. Denn es gab keinen Anlass dazu. Eines Tages aber bemerkten die Indianer, dass sich etwas veränderte.

Es waren nämlich immer weniger Büffel, die das Indianerland durchzogen. Natürlich waren die Indianer nicht glücklich darüber. Aber sie fanden Wege, um damit zu leben: Wenn die Büffel ausblieben, jagten sie stattdessen Hasen und Rebhühner. Wenn ihre Zelte repariert werden mussten, nahmen sie an Stelle von Büffelleder Ziegenleder. Und als nicht mehr alle von der Jagd leben konnten, begannen einige sogar Schafe zu züchten und Getreide anzupflanzen. Es ging den Indianern gar nicht so schlecht dabei.

Nur wurde es immer schwieriger, mit den jungen Indianern über Büffel zu reden. Denn sie wuchsen auf, ohne jemals einen Büffel gesehen zu haben. „Was gehen uns die Büffel an?“ – sagten sie manchmal. „Vielleicht gibt es gar keine! Vielleicht gab es nie welche!“ Die älteren

Indianer standen dann wie vom Donner gerührt. Und der Häuptling wies die Jungen zurecht: „Natürlich gibt es Büffel. Es muss sie ja geben. Denn wie könnten wir sonst Indianer sein? Wir jagen den Büffel, wir essen den Büffel, wir tanzen den Büffeltanz. Das ist es schließlich, was uns Indianer zu Indianern macht!“ Es herrschte dann Ruhe. Und trotzdem war es nicht mehr wie früher. Denn der Indianerstamm begann sich allmählich in verschiedene Gruppen aufzuspalten.

Die erste Gruppe sagte: „Wenn das Leben mit dem Büffel den Indianer zum Indianer macht, dann kann man ohne Büffel kein Indianer sein. Es gibt aber keine Büffel mehr. Also hat es keinen Sinn, dass wir uns weiterhin Indianer nennen.“ Sie legten alle Waffen ab, die man zur Büffeljagd braucht. Sie zogen in die Städte der Weißen und trugen fortan auch ihre Kleider. Sie arbeiteten in den Fabriken der Weißen und vermischte sich bald mit ihnen. Sie vergaßen, wie man den Büffeltanz tanzt. Und sie erzählten ihren Kindern auch die alten Büffelgeschichten nicht mehr. Denn für sie waren das „Märchen“.

Die zweite Gruppe hatte dafür nur Verachtung übrig. Sie sagten: „Wir sind Indianer und wir wollen Indianer bleiben. Es macht aber den Indianer zum Indianer, dass er tut, was Indianer immer taten. Also werden wir den Büffel finden und ihn jagen – koste es, was es wolle.“ Sie unternahmen lange Streifzüge durch die Wälder, wie es schon die Väter getan hatten. Sie marschierten, bis es ihnen vor Müdigkeit vor den Augen flimmerte. Dann tranken sie starke Getränke, sangen die alten Lieder und tanzten die ganze Nacht hindurch den Büffeltanz, bis sie in Verzückung gerieten. Wenn sie am nächsten Tag erschöpft ins Lager zurückkehrten, schauten sie stolz auf die anderen herab und sprachen: „Ha, es gibt sehr wohl noch Büffel! Man muss nur tun, was die Väter schon immer taten. Dann kann man sie da draußen sehen.“ Ein Büffelfell haben sie aber nie mit nach Hause gebracht. Und wenn man sie danach fragte, wurden sie sehr böse. Ihre Kinder mussten den Büffeltanz so lange üben, bis sie selbst glaubten, sie wüssten, wie sich ein Büffel bewegt. Und wenn einer von den Jungen Zweifel äußerte, wurde er aus der Gemeinschaft verstoßen.

Der dritten Gruppe erschien diese Haltung unbarmherzig. Waren denn nur die Harten und Starken vollwertige Indianer? Durfte man die Jugend vom Indianer-Sein abschrecken, indem man ihr eine mühselig-erfolglose Büffelsuche zumutete und ihr traditionelle Jagdtechniken vermittelte, die sie gar nicht mehr brauchte? Würde man sie mit solch hohen Ansprüchen nicht den Weißen in die Arme treiben? „Nein“ sagten sie: „Es macht den Indianer zum Indianer, dass er ein Indianer sein will“. Man befand also, dass eine Kuh ja quasi fast ein Büffel sei, hängte einer Kuh ein altes Büffelfell über und veranstaltete dann in bequemer Ortsnähe eine (fast echte) „Büffeljagd“. Es musste zwar den Ungeübten beim Zielen geholfen werden. Und in Einzelfällen musste man den zu jagenden „Büffel“ sogar an einen Pfahl anbinden. Aber auf diese Weise kam jeder zum Schuss, konnte sich seiner indianischen Identität vergewissern und durfte sich hinterher „Jäger“ nennen.

Freilich gab es auch noch eine vierte Gruppe, die alle anderen belächelte. Denn sie bestand aus Intellektuellen. Sie hatten lange nachgedacht und waren zu dem Schluss gekommen, dass das „Leben mit dem Büffel“, das den Indianer zum Indianer macht, eigentlich schon immer eine „innere“ und „spirituelle“ Angelegenheit gewesen sei. Sie sagten: „Es macht den Indianer zum Indianer, dass er wie ein Indianer denkt und fühlt. Und dazu braucht man keinen Büffel aus Fleisch und Blut. Man hat ihn nie gebraucht. Denn es kommt allein auf den indianischen Geist an. Wer die büffelmäßige Einstellung hat, der kann auf Pfeil und Bogen verzichten. Denn entscheidend ist das indianische Selbstverständnis.“ Diese Gruppe verstand sich auffallend gut mit den Weißen. Sie aßen, lebten und arbeiteten eigentlich ganz wie die Weißen. Aber sie legten großen Wert darauf, echte Indianer zu sein.

Nur eine Familie konnte sich keiner dieser Parteien anschließen. Sie wollten einfach nur Indianer bleiben - und sie liebten den Büffel. Sie hörten darum nicht auf, Pfeile für die Büffeljagd zu schnitzen. Und sie hörten nicht auf, die alten Büffelgeschichten zu erzählen. Sie gaben offen zu, lange keinen Büffel mehr gesehen zu haben. Aber sie warteten geduldig auf seine Rückkehr. Und wenn jemand fragte, ob sie eigentlich noch vollwertige Indianer seien, so antworteten sie: „Solange der Büffel nicht da ist, macht es den Indianer zum Indianer, dass er auf den Büffel wartet: Er tut nicht so, als wäre der Büffel da. Er tut nicht so, als könne er ihn entbehren. Und vor allem lässt er nichts anderes an seine Stelle treten. Nur der hört auf, ein Indianer zu sein, der anfängt etwas anderes zu sein. Nur der verrät den Büffel, der nicht mehr auf ihn wartet.“

Viele Jahre vergingen. Eines Tages aber kehrte der Büffel tatsächlich zurück. Ein Indianerjunge entdeckte es zuerst, und lief aufgeregt ins Lager. Er rief: „Kommt! Ich habe Büffel gesehen! Kommt alle mit: Im Tal sind Büffel!“ Die Indianer erschrakten. Einige wollten schon aufspringen. Doch sollten sie dem Jungen wirklich folgen? Wer von ihnen konnte noch etwas anfangen mit echten Büffeln aus Fleisch und Blut? Für die einen war der Büffel nur noch eine ehrwürdige Tradition. Für die anderen war er ein interessanter Mythos. Und die dritte Gruppe hatte sich an den Umgang mit verkleideten Kühen gewöhnt. Keiner von ihnen fühlte sich der Begegnung mit wirklichen Büffeln gewachsen. Nur die eine Familie, die parteilos geblieben war, stand auf und stellte sich dem Jungen zur Seite. Sie sprachen zu den anderen:

„Feine Indianer seid ihr! Nun, da der Büffel zurückgekehrt ist, zeigt sich, dass ihr längst ohne ihn auskommt. Euer „Indianertum“ hat begonnen, ohne den Büffel zu funktionieren. Es hat aufgehört, Indianertum zu sein. Denn ihr habt zwar ständig vom Büffel geredet. In Wahrheit aber habt ihr ihn durch Kühe, Mythen und Traditionen ersetzt. Ihr braucht ihn schon lange nicht mehr. Wir aber brauchen ihn, und haben ihn jetzt lange genug entbehrt.“ Mit diesen Worten verließen die letzten Indianer das Lager, um im Tal den Büffel zu jagen. Und die Jugend zog mit ihnen...

Wir kehren zu unserem Ausgangspunkt zurück. Und ich hoffe, dass sie sich noch daran erinnern: Von der Verborgenheit Gottes wollten wir reden, vom Gefühl der Ferne und Feindseligkeit, vom Schweigen Gottes, das manchmal unseren Glauben bedroht. Das ist eine Erfahrung, die nur schwer auszuhalten ist. Denn wie der Indianer auf den Büffel angewiesen ist, so sind Christen auf Gott angewiesen. Wir brauchen ihn, um zu sein, was wir sind. Wir verlieren den Boden unter den Füßen, wenn er sich entzieht. Und doch sollten wir nicht reagieren wie jene vier Parteien von Indianern:

Die einen geben gleich auf, wenn Gott aus ihrem Blickfeld verschwindet. Und die anderen leugnen einfach, dass er sich verborgen hat. Die dritte Partei ersetzt Gott durch eine schlechte Kopie. Und die vierte bastelt sich einen Glauben zurecht, der auch ohne Gott funktioniert. All diese Strategien sind möglich – und sie werden in Teilen der Christenheit tatsächlich praktiziert. Doch handelt es sich so oder so ein Ausweichen vor der Prüfung, die Gott uns zumutet. Man betrügt sich selbst. Darum kann man jemandem, der in eine Glaubenskrise geraten ist, nur empfehlen, dem Beispiel jener letzten Familie zu folgen. Leugnen wir Gottes Verborgenheit nicht, aber geben wir auch den Glauben nicht auf! Versuchen wir nicht, Gottes Nähe durch irgendetwas anderes zu ersetzen, setzen wir nichts an seine Stelle, sondern ertragen wir einfach die Leere, die er uns zumutet. Halten wir seinen Platz frei. Denn wenn wir Gott entbehren, und uns dabei nicht irre machen lassen, wenn wir die Prüfung geduldig bestehen, wird er sich uns wieder zuwenden. Gott kann am Ende nicht verleugnen, dass er der barmherzige Vater Jesu Christi ist. Er verstellt sich zwar und verbirgt sich, um unser Vertrauen zu prü-

fen. Aber er verlässt uns nicht wirklich. Vielmehr verhält er sich wie ein Vater, der seinem Kind das Laufen beibringt:

Er hilft uns auf die Beine und er stützt die ersten Schritte unseres Glaubens. Doch nach einiger Zeit will er dann sehen, wie weit wir sind. Er will sehen, ob wir auf eigenen Beinen stehen können, wenn er uns mal nicht unter die Arme greift. Er zieht sich kurz zurück. Am Ende aber lässt er uns nicht im Stich. Denn wenn wir aufhören, es zu fühlen, hört er doch nicht auf, uns zu lieben. Er kommt zurück, um zu sehen, ob wir noch auf ihn warten. Und die geduldige Bereitschaft, auf ihn zu warten, der Entschluss, ihn durch nichts zu ersetzen – das ist Glaube...

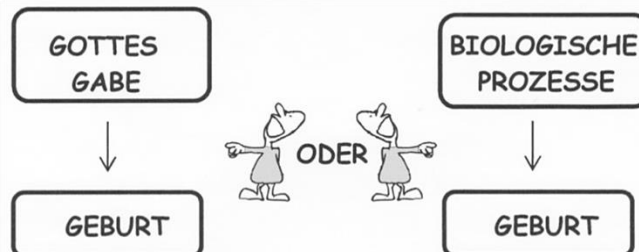
[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Handeln und „natürliche Erklärungen“

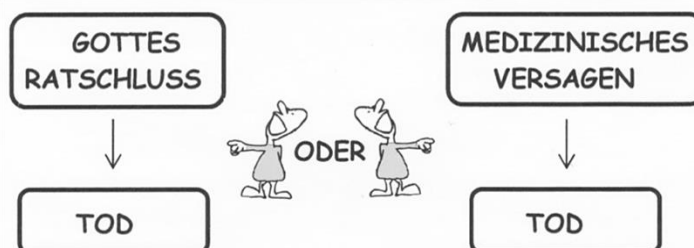
Gespräche über den Glauben verlaufen oft nach eintönigen Mustern, durch die sie immer wieder in denselben Sackgassen enden. Denn sobald ein gläubiger Mensch Erfahrungen auf Gott zurückführt, tönt es von der Gegenseite, für jede dieser Erfahrungen gebe es doch eine „natürliche Erklärung“ – und von Gott zu reden, habe man darum keinen Anlass. Gläubige Menschen sehen ihr gesamtes Leben von Gottes Handeln durchdrungen – und ungläubige widersprechen, weil ihnen eine religiöse Deutung des Daseins nicht nötig scheint. Sie meinen, die Menschheit habe in der Vergangenheit nur deshalb an Götter geglaubt, weil sie die wahren Ursachen der Phänomene nicht kannte. Und heute sei das überholt. Denn im selben Maße, wie Naturwissenschaft die wahren Zusammenhänge aufdecke, würden religiöse Erklärungen überflüssig.

Zur Illustration wird gern auf Gewitter verwiesen: Als die Menschen noch unwissend waren, machten ihnen Blitz und Donner großen Eindruck. Und weil sie das imposante Geschehen nicht anders erklären konnten, sahen sie darin das Zürnen einer Gottheit, die Blitze vom Himmel schleudere. Als Benjamin Franklin dann entdeckte, dass es sich um die Entladung elektrostatischer Spannungen handelt, wurde die religiöse Erklärung überflüssig. Erkenntnis trat an die Stelle des Glaubens. Und so, meinen die Kritiker der Religion, werde sich das in allen Lebensbereichen fortsetzen, bis mit den letzten Wissenslücken auch die letzten Rückzugsorte Gottes verschwinden. Sie unterstellen, sobald eine „natürliche Erklärung“ gefunden sei, sei damit jede „übernatürliche“ obsolet, und Gott aus dem Spiel. Entsprechend verfahren sie dann mit allem, was frühere Generationen aus Gottes Hand zu empfangen glaubten, und sagen:

Früher meinte man, die Geburt eines Kindes sei von Gott geschenkter „Kindersegen“. Doch heute weiß man, wie Kinder nach den Gesetzen der Biologie und der Genetik aus der Vereinigung ihrer Eltern hervorgehen. Und also – sagen sie – hat Gott nichts damit zu tun.



Früher meinte man, wenn jemand stirbt, habe Gott ihn aus dem Leben abberufen. Heute weiß man spätestens nach einer Obduktion, welche medizinischen Gründe zum Tod geführt haben. Und also – sagen sie – hat Gott nichts damit zu tun.



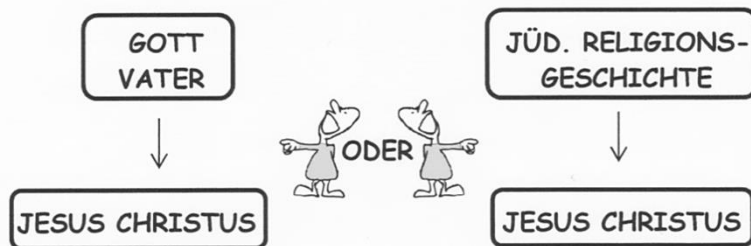
Früher dachte man, der Mensch verdanke sein tägliches Brot dem Schöpfer, der Regen fallen und die Ernte wachsen lässt. Heute weiß man, wie sich gute Ernten mit Agrartechnik und Düngung erzwingen lassen. Und also – sagen sie – hat Gott nichts damit zu tun.



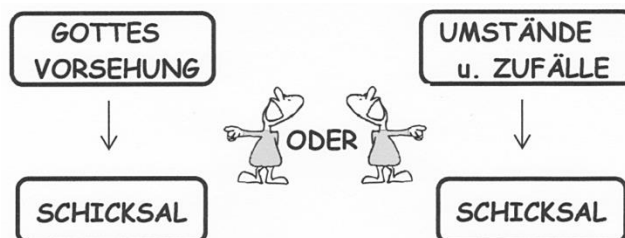
Früher glaubte man, die biblischen Bücher, seien vom Heiligen Geist inspiriertes Wort Gottes. Heute weiß man, wie die antiken Autoren ihre menschlichen Gedanken in menschliche Worte fassten. Und also – sagen sie – hat Gott nichts damit zu tun.



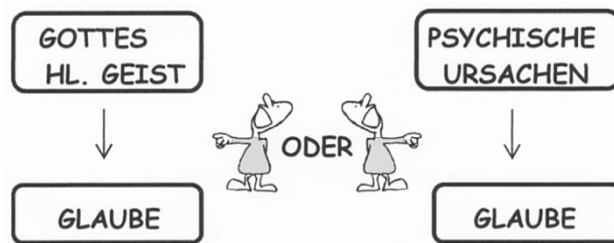
Früher hielt man Jesus für den übernatürlichen Sohn Gottes und den Sohn einer Jungfrau. Heute erkennt man in ihm einen Wanderprediger, der aus bestimmten Strömungen der jüdischen Religionsgeschichte hervorging. Und also – sagen sie – hat Gott nichts damit zu tun.



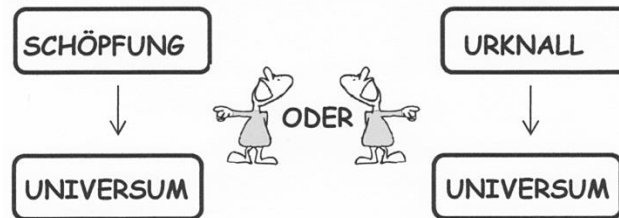
Früher meinte man, im Schicksal zeige sich Gottes Führung und Vorsehung. Heute sieht man Umstände und Zufälle am Werk. Und also – sagen sie – hat Gott nichts damit zu tun.



Früher dachte man, der Glaube eines Menschen sei eine übernatürliche Wirkung des Heiligen Geistes. Heute benennen Psychologen psychische Faktoren, die zu einer religiösen Einstellung führen können. Und also – sagen sie – hat Gott nichts damit zu tun.



Früher sah man die Welt als Gottes Schöpfung an. Heute erklärt man sie aus Urknall, Evolution und Naturgeschichte. Und also – sagen sie – hat Gott nichts damit zu tun.

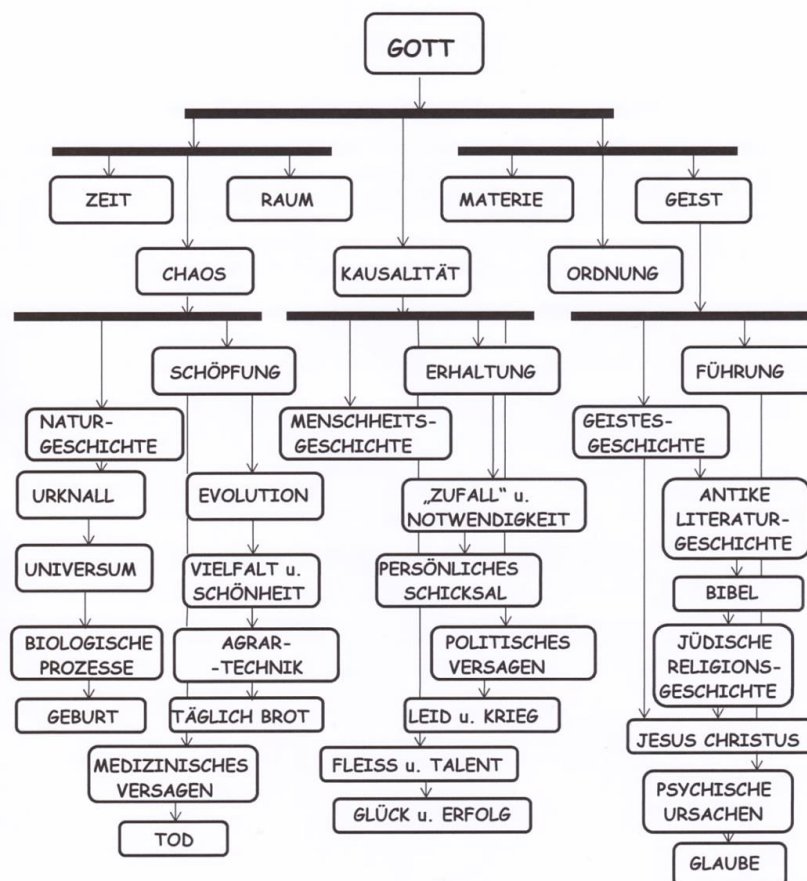


Das Schema ist beliebig oft wiederholbar, denn jedes Kind kann der Argumentation folgen, die schon bei Blitz und Donner so logisch erschien: Entweder ist etwas von Gott gewirkt – dann hat es keine „natürlichen Ursachen“. Oder es hat „natürliche Ursachen“ – und ist dann nicht von Gott gewirkt. Man denkt in schlichten Alternativen und lässt „irdische“ und „himmlische“ Wirkmächte auf gleicher Ebene miteinander konkurrieren. Findet sich dann aber für jede irdische Erfahrung eine irdische Ursache, scheint die Hypothese „Gott“ widerlegt – und die Religionskritik feiert einen leichten Sieg. Aber stimmen die Voraussetzungen, auf deren Grundlage er errungen wurde? Hat jedes Ereignis nur eine Ursache? Und sind alle denkbaren Ursachen auf der gleichen Ebene angesiedelt, so dass sie zueinander in Konkurrenz stehen?

Schon wenn ein Schüler, der Aufforderung des Lehrers folgend, seinen Namen niederschreibt, erweisen sich die Dinge als komplizierter! Denn der entstandene Schriftzug verdankt sich unmittelbar dem Stift (1.) und mittelbar der Hand des Schülers (2.). Er verdankt sich aber zugleich dem Wunsch des Schülers, den Lehrer positiv zu beeindrucken (3.), und der verbalen Aufforderung des Lehrers (4.). Wer wollte nun so töricht sein, eine dieser vier Ursachen für die „wahre“ Ursache zu erklären – und zu folgern, die anderen drei hätten mit der Sache nichts zu tun? Wenn sich das Denken in groben Alternativen aber schon bei einer simplen Schreibübung nicht bewährt, wie soll es dann komplexen Sachverhalten wie einer Geburt, der Entstehung einer biblischen Schrift, einer Glückserfahrung oder einem Todesfall gerecht werden?

Monokausales Denken nach dem Schema „entweder Gott – oder Natur“ verfehlt die Wirklichkeit. Denn der Hinweis auf „natürliche Ursachen“ könnte ein Handeln Gottes nur ausschließen, wenn feststünde, dass Gott die „natürlichen Ursachen“ nicht als Instrumente mittelbaren Wirkens nutzt (wenn Gott also entweder unmittelbar wirkte, oder gar nicht). Doch worauf sollte man diese Annahme stützen, da Glaube, Bibel und Theologie seit jeher das Gegenteil bezeugen? Warum sollte ausgerechnet Gott, der die Kausalität persönlich erfunden hat, die damit gegebenen Möglichkeiten verschmähen? Er tut das nicht, sondern – wie ein kurzer Blick in die Bibel beweist – bedient sich Gottes Handeln sehr oft „natürlicher“ Mittel. Gott erreicht, was er will, nicht vorrangig oder ausschließlich durch Wunder, sondern er nutzt Menschen und Völker als seine Werkzeuge, die ihre eigenen, ganz menschlichen Zwecke verfolgen, und dabei doch (wissend oder unwissend) Gottes Pläne verwirklichen. Wenn es dann aber heißt, Mose habe Israel aus Ägypten geführt, und zugleich: Gott habe Israel aus Ägypten geführt – ist das dann ein Widerspruch? Natürlich nicht! Die Vorstellung, Gott handele entweder unmittel-

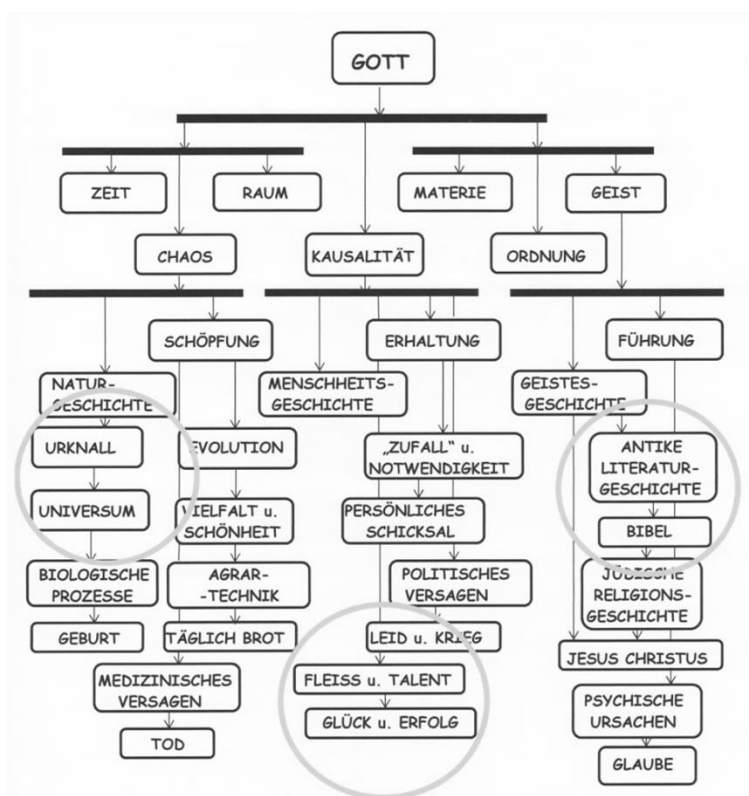
bar oder gar nicht, ist falsch. Und die Folgerung, wo ein irdischer Kausalzusammenhang vorläge, sei (darum!) der Himmel nicht im Spiel, ist es auch. Schon zu biblischer Zeit wussten die Bauern, dass sie pflügen, säen und bewässern müssen – und sie haben ihre Ernte dennoch als Gabe Gottes angesehen. Die Leser des 1. Buch Mose verstanden sehr gut, dass es die Bosheit der Brüder war, die Joseph nach Ägypten brachte – und sie erkannten darin dennoch Gottes Führung. Die Propheten machten sich keine Illusionen darüber, aus welchen irdischen Motiven die Babylonier gegen Israel in den Krieg zogen – und sie sahen darin trotzdem ein Strafgericht Gottes. Mit anderen Worten: Die plumpe Alternative zwischen göttlichem und menschlichem Handeln (gemäß der irdischen Ursachen himmlische ausschließen, und umgekehrt) wird dem religiösen Denken nicht gerecht. Gläubige Menschen sind darüber schon seit Jahrtausenden hinaus. Sie wissen, dass Gott sowohl außerhalb als auch innerhalb „natürlicher“ Wirkzusammenhänge zu handeln vermag. Und will man im ersteren Falle von Wundern reden, heißt das nicht, dass Gottes Wirken sich auf „Unerklärliches“ beschränkte. Nein! Gott ist am „Erklärlichen“ nicht weniger beteiligt! Er handelt im Weltgeschehen überhaupt nicht punktuell („ab und zu“, „hier und da“), sondern das Weltgeschehen insgesamt ist Gottes Handlung – und nichts ist darin enthalten, das sich nicht direkt oder indirekt seinem Wirken verdankt. Wollen wir also über falsche Alternativen hinauskommen, und das Gespräch mit den Kritikern der Religion auf eine fruchtbare Ebene heben, sollten wir mit ihnen über Mobilees sprechen – und die Sichtweise des Glaubens anhand einer solchen Bastelei erklären:



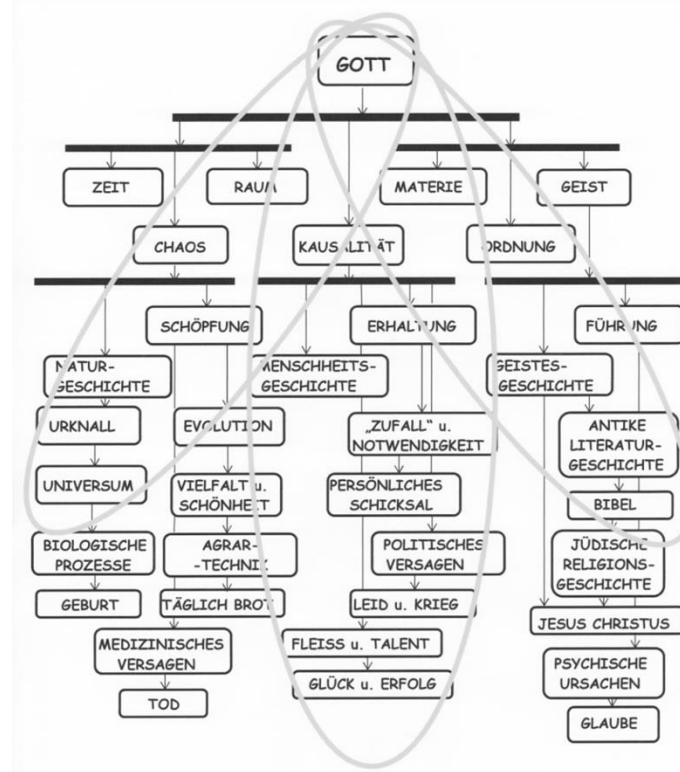
Was trägt das Mobilee zu unserer Thematik bei? Nun: Es veranschaulicht die Absurdität der eingangs dargestellten religionskritischen Alternative, die ein Geschehen entweder „Gott“ oder der „Natur“ zuschreiben möchte. Denn wenn wir Gott als allmächtigen Schöpfer begreifen, dann ist er der Haken, an dem das Mobilee hängt. Und „rein natürliche“ Ereignisse gibt es in der Welt dann ebensowenig, wie es im Mobilee Teile gibt, die nicht direkt oder indirekt am

obersten Haken hingen. Die Verbindung muss nicht unmittelbar sein – sie kann, je nach Größe des Mobilees, durch beliebig viele Querhölzer vermittelt sein. Aber wer könnte sagen, ein bestimmtes Teil sei an diesem oder jenem Querholz befestigt – und hänge deshalb (!) nicht an dem Haken? Man kann nicht einmal sagen, die vom Haken weiter entfernten Teile seien weniger von ihm „abhängig“ als die näheren, denn jedes Teil ist so völlig „abhängig“ wie alle Verbindungsstücke, die ihm die Kraft des Hakens vermitteln. Es hängt auch kein Element „teils“ am Querholz, „teils“ am Faden und „teils“ am Haken, sondern jedes einzelne hängt mit 100% seines Gewichtes am Faden, zu 100% am Querholz und zu 100% am Haken. Sowenig nun die Querhölzer und Fäden des Mobilees mit dem Haken konkurrieren, sowenig konkurriert die Natur mit Gott. Und die Vorstellung, das Weltgeschehen ließe sich aufteilen in Vorgänge, die bloß natürlich sind, und andere, die auf Gottes Wirken zurückgehen, erweist sich damit als irreführend. Viel näher liegt die Annahme, dass von jeglichem Vorgang beides gilt. Die Sätze „Alles ist kausal erklärbar“ und „alles wird von Gott gelenkt“, stehen keineswegs im Widerspruch zueinander, sondern sind vereinbar, weil die Summe des Weltgeschehens mit der Summe der nach außen gerichteten Werke Gottes identisch ist. Gott kann diese Werke unmittelbar oder mittelbar vollbringen. Vielleicht hebt er dabei Naturgesetze auf, vielleicht gebraucht er sie auch nur auf eine Weise, die wir nicht verstehen. Es gibt unendlich viele Möglichkeiten, wie ein Teil des Mobilees mit dem obersten Haken verbunden sein kann! Aber wie sollte die Entdeckung einer solchen Verbindung gegen die Existenz des Hakens sprechen? Das entbehrt jeder Logik. Und der Streit zwischen dem gelben und dem grünen Männchen ist insofern überflüssig, als beide Seiten zugleich Recht und Unrecht haben:

Die gläubige Partei (gelb) bringt zu Recht alle Dinge mit Gott in Verbindung, weil es im ganzen Mobilee nichts gibt, das nicht an diesem Haken hänge. Die gelbe Partei hätte aber Unrecht, wenn sie deswegen Mittelursachen ausschließen oder ihre Erforschung hindern wollte. Die Gegenpartei (grün) hat Recht, indem sie auf Mittelursachen verweist, die sich wissenschaftlich erforschen und in ihrer Wirkweise erklären lassen. Sie hat aber Unrecht, wenn sie folgert, in dem, was sie aufdeckt und versteht, habe Gott seine Hände nicht im Spiel. Um es noch einmal in eine Grafik zu fassen:



Die Kritiker der Religion haben Recht, wenn sie Erfahrungen und Phänomene mit natürlichen Abläufen in Verbindung bringen (= die grünen Ringe). Das ist als Beschreibung eines Ausschnittes (!) nicht falsch. Aber es wird falsch, wenn sie folgern, die „erklärlichen“ Erfahrungen und Phänomene hätten schon darum nichts mit Gott zu tun, weil sie „erklärlich“ seien. Denn mittelbar durch die natürlichen Abläufe handelt Gott. Die religiöse Partei hat Recht, wenn sie Erfahrungen und Phänomene auf Gott zurückführt (= gelbe Ellipsen). Sie hätte aber Unrecht, wenn sie deshalb bestreiten wollte, dass es zwischen Gott und dem Geschehen mehrere Zwischenebenen gibt, durch die sich Gottes Wollen und Regieren vermittelt.



Ein Skeptiker wird vielleicht einwenden, das im Mobilee veranschaulichte religiöse Weltbild sei lediglich möglich und nicht zwingend richtig – man könne so denken, müsse es aber nicht. Und ich gestehe das zu. Warum greift man dann aber auf Gott zurück, wenn durch wissenschaftlichen Fortschritt die Rätsel immer weniger, und die Antworten immer mehr werden? Warum bleibt man nach dem Aufweis irdischer Wirkzusammenhänge nicht einfach stehen und gibt sich mit der nächstliegenden Erklärung zufrieden? Meine Antwort lautet: (1.) Weil die Fragen gar nicht weniger werden. Und (2.), weil man nicht zur Ruhe kommt, solange man Erklärungsbedürftiges mit Erklärungsbedürftigem erklärt.

Zu 1.: Die Vorstellung, dass der wissenschaftlichen Forschung mit zunehmendem Fortschritt die Fragen ausgehen könnten, ist naiv, weil jede gefundene Antwort sofort zehn neue Fragen aufwirft. Und jeder, der wirklich wissenschaftlich arbeitet, wird das bestätigen. Seit man meinte, Zeus schleudere die Blitze vom Himmel, ist die Zahl der Fragen durchaus nicht geringer, sondern größer geworden, und der Umfang des Staunenswerten ist mit jeder wissenschaftlichen Entdeckung (nicht etwa geschrumpft, sondern) gewachsen. Die Forschung ersetzt nur alte Rätsel durch neue, die noch größer sind. Wenn Religion also wirklich aus dem Staunen resultiert, haben wir heute nicht weniger, sondern mehr Grund religiös zu sein als früher!

Zu 2.: Gerade ein wissenschaftlich denkender Mensch wird verstehen, dass Religion über die nächstliegenden Erklärungen hinausfragen muss. Denn wenn hinter einer Wirkung ihre Ursache sichtbar wird, ist damit das Feld des Erklärungsbedürftigen nicht kleiner, sondern größer

geworden. Wenn ein Mensch tot umfällt, kann man das damit erklären, dass ihn eine Pistolenkugel traf. Aber der Kriminalbeamte wird sich mit dieser Erklärung noch nicht zufrieden geben. Wenn es im Konzertsaal brausenden Applaus gibt, kann man es damit erklären, dass viele Menschen ihre Handflächen gegeneinander schlagen. Aber diese Auskunft wird dem Kunstkenner schwerlich genügen. Wenn mein Haus abbrennt, kann die Erklärung lauten, dass der Dachstuhl Feuer fing. Aber käme ich mit solch einer Erklärung zur Ruhe?

Religion besteht nicht darin, das Nächstliegende zu bestreiten, sondern unter Anerkennung des Nächstliegenden darüber hinaus zu fragen. Wer das versteht, wird deswegen nicht gleich religiös. Aber er ist dann auf der Ebene angelangt, wo die falschen Alternativen überwunden sind, und das eigentliche Gespräch beginnen kann!

Wer den dargestellten Sachverhalt mit Schülern oder Konfirmanden behandeln möchte, kann dazu den folgenden Dialog verwenden:

Paul und der Quatsch mit der Schöpfung

Paul kommt nach Hause. Endlich ist der Konfirmandenunterricht vorbei. Paul wirft die Bibel ins Regal und nimmt sich etwas zu trinken. Wieso ist eigentlich niemand zu Hause? Pauls Mutter ist einkaufen gefahren. Das weiß Paul. Aber wo ist sein Vater? Er hört es dumpf klopfen. Ach so! Der Vater ist in seinem Hobbykeller und repariert irgendetwas. Paul geht in den Keller.

Pauls Vater:

Na Paul? Da bist du ja schon.

Paul:

Ja, wir haben etwas eher Schluss gemacht. Was baust du da?

Pauls Vater:

Ach, das ist der alte Stuhl vom Dachboden. Ich bringe ihn in Ordnung und streiche ihn neu an. Dann wird er gut in den Flur passen. Wie war der Konfirmandenunterricht heute?

Paul:

Ach, na ja. Ich glaub' das nicht, was der Pfarrer da immer von der Schöpfung erzählt. Das kann doch gar nicht sein.

Pauls Vater:

Wieso? Was sagt er denn?

Paul:

Na, eben dass Gott die Welt geschaffen hat. Dabei haben wir doch schon in der Schule vom Urknall gehört. Eines muss doch gelogen sein: Entweder entstand die Welt durch den Urknall oder durch Gott. Ich glaub' der Pfarrer redet Quatsch.

Pauls Vater:

So, so. Komm Paul, halt mal den Stuhl gut fest, ich muss das hintere Bein etwas kürzer machen.

Paul greift den Stuhl und drückt ihn fest auf die Werkbank. Pauls Vater nimmt eine Säge und sägt einen halben Zentimeter vom Stuhlbein ab.

Pauls Vater:

So, prima. Danke Paul. Aber jetzt sag' mir mal, wer das Stuhlbein abgesägt hat.

Paul:

Wie? Was ist denn das für eine komische Frage?

Pauls Vater:

Gar nicht komisch. Sag doch mal: Habe ich das Stuhlbein abgesägt, oder hat die Säge das Stuhlbein abgesägt?

Paul:

Äh, du natürlich, äh, ich meine die Säge. Da kann man doch gar nicht sagen „entweder - oder“! Das stimmt doch beides: Du hast das Stuhlbein abgesägt und die Säge hat das Stuhlbein abgesägt.

Pauls Vater:

Siehst du, so ist das mit der Schöpfung auch. Da kann man auch nicht sagen „Entweder Urknall und Evolution oder Gottes Schöpfung“. Da stimmt auch beides, denn wie ich diese Säge als Werkzeug benutze, so benutzt Gott den Urknall und die Evolution.

Paul:

Hm. Aber das mit dem „täglichen Brot“ ist bestimmt Quatsch. Der Pfarrer behauptet, Gott hätte uns nicht nur geschaffen, sondern würde unser Leben auch täglich erhalten, indem er uns versorgt und ernährt. Dabei weiß ich genau, woher unsere Lebensmittel kommen: Mutti kauft sie bei Edeka. Und zu Edeka kommen sie in einem großen Laster. Und der Laster kommt von großen Lebensmittelfabriken und Molkereien und Bäckereien... Da muss doch eines gelogen sein: Entweder kommt unser tägliches Brot vom Bäcker oder von Gott. Entweder - oder.

Pauls Vater:

Reich mir 'mal den großen Hammer rüber, Paul. Auf der einen Seite ist die Stuhllehne aus dem Leim gegangen.

Paul gibt seinem Vater den großen Hammer. Der nimmt einen langen Nagel und treibt ihn mit drei, vier kräftigen Schlägen ins Holz.

Pauls Vater:

So, das hält jetzt wieder. Und nun sag mir einmal, Paul, wer den Nagel eben eingeschlagen hat. Habe ich den Nagel eingeschlagen, oder hat der Hammer den Nagel eingeschlagen?

Paul:

Oh nein! Du schon wieder mit deinen komischen Fragen! Natürlich hat der Hammer den Nagel - ich meine - du hast den Nagel eingeschlagen. Aber doch auch der Hammer. Da kann man doch gar nicht sagen „Entweder - oder“. Da stimmt doch beides!

Pauls Vater:

Na eben. Beides stimmt. Deswegen stimmt es auch, dass unser Essen von Edeka kommt und dass es von Gott kommt. Ich benutze den Hammer, um damit den Nagel einzuschlagen. Und Gott benutzt die Bauern und die Bäcker und die Molkereien und die Lastwagenfahrer und die Lebensmittelhändler, um uns zu ernähren und mit allem Lebensnotwendigen zu versorgen.

Paul:

Mensch Papa, du redest wie unser Pfarrer. Der hat sogar behauptet, Gott würde die kranken Menschen gesund machen und man sollte sich bei Gott bedanken, wenn man wieder gesund wird. Der Torsten hat da angefangen zu kichern. Du weißt doch, Torsten ist der Sohn von Dr. Schulz. Er hat gesagt, sein Vater - und die anderen Ärzte - würden Menschen gesund machen. Aber nicht Gott.

Pauls Vater hat inzwischen angefangen den Stuhl anzustreichen. Und zwar dunkelblau, wie die anderen Dielenmöbel auch sind. Er sagt eine Weile gar nichts, sondern taucht nur immer wieder den Pinsel in den Farbtopf, streift ihn ab und streicht den Stuhl.

Pauls Vater:

Na Paul, inzwischen kannst du dir doch denken, was ich dazu meine. Schau her: Male ich den Stuhl an, oder malt der Pinsel den Stuhl an? Beides stimmt. Und so stimmen auch die beiden Sätze „Ärzte machen uns gesund“ und „Gott macht uns gesund“. Denn diese Ärzte sind Gottes Werkzeuge, wie dieser Pinsel mein Werkzeug ist – ob sie es wissen oder nicht. Wie ich den Pinsel benutze, um den Stuhl anzumalen, so benutzt Gott die Ärzte, um unser Leben zu erhalten, wenn er das will. Aber ich glaube, die Haustür ist gegangen, Paul. Schau mal nach, ob Mutter vom Einkaufen zurück ist.

Paul läuft nach oben. Aber er ist nachdenklich geworden. Vielleicht muss er auch seiner Mutter einmal diese Fragen stellen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Wie ist Gott?

Wenn wir es mit jemandem zu tun bekommen, den wir nicht kennen, dann erkundigen wir uns, wie der so ist. Kommt ein neuer Lehrer in die Schule und hat erst ein- zweimal unterrichtet, fragen sich die Schüler untereinander: „Und wie ist der so?“ Macht ein neuer Wirt eine Gaststätte auf, fragt man im Stadtteil: „Und wie ist der so?“ Und erst recht, wenn in der Firma der Chef wechselt, und keiner weiß, ob das etwas Gutes bedeutet, versucht man Erkundigungen einzuziehen: „Wie ist der so?“

Anscheinend setzen wir voraus, es ließe sich in ein oder zwei Sätzen sagen, wie einer „ist“. Der ist streng oder locker, ehrgeizig oder bequem, genau oder chaotisch, arrogant oder kumpelhaft. „Aha“ sagt man, „so ist der also!“ Aber wenn man ernsthaft darüber nachdenkt: kann man den Charakter einer Person wirklich auf ein oder zwei Begriffe reduzieren? Und wenn andere das mit uns machen – fühlen wir uns dann verstanden? Ich für meinen Teil bin weder ernst noch lustig „aus Prinzip“, sondern bin manchmal das eine und manchmal das andere. Wenn es um Gartenarbeit geht, kann man mich „faul“ nennen, aber im Bücherlesen bin ich „fleißig“. Bei einer Unterhaltung über Kochrezepte schweige ich wie ein Klotz. Geht's aber um mein Fachgebiet, bin ich wie ausgewechselt, und man könnte mich für eine Plaudertasche halten. So differenziert muss man das bei jedem Menschen sehen! Denn in dieser Hinsicht unterscheiden sich Personen von Sachen. Ein Stück Eisen ist hart – ganz gleich, von welcher Seite ich es betrachte. Und Butter ist weich – ganz egal, wo ich hineinschneide. Ein Brikett kann ich zersägen – es ist durch und durch schwarz. Aber Personen sind komplizierter. Die sind nicht „an und für sich“ immer „so“. Und es ist auch nicht egal, wer ihnen gegenübersteht, um ihr „So-Sein“ zu beurteilen. Sondern Personen sind, was sie sind, stets in der konkreten Beziehung zu dem, der ihnen begegnet. Ein und derselbe Mensch kann seinem Kind gegenüber ein ganz weiches Herz haben und sich eine Stunde später in der Beziehung zu seinen Angestellten als Tyrann erweisen. Ein und derselbe Mensch wird von seinen Freunden ganz anders erlebt als von seinen Feinden. Mancher verhält sich unter Männern völlig anders als in einer Gruppe von Frauen. Und das alles hat natürlich nichts mit Stimmungsschwankungen zu tun oder mit einer labilen Persönlichkeit, sondern es zeigt einfach nur, dass die Frage, wie eine Person „ist“, sich nicht trennen lässt von der Frage, wer sich ihr auf welche Weise nähert. Klingele ich bei ihnen zuhause an der Tür und bitte freundlich um eine Auskunft, erlebe ich sie wahrscheinlich anders, als wenn ich ihnen einen Stein ins Fenster werfe und warte, bis sie herauskommen. Das hat aber nichts damit zu tun, dass ihr Charakter schwankte, sondern dass ich mich auf sehr verschiedene Weise genähert habe!

Fragt also jemand nach dem neuen Lehrer, Gastwirt oder Chef, ist es nicht hilfreich zu sagen, der sei immer „so“. Sondern um der Person gerecht zu werden, ist es viel besser konditionale Sätze zu bilden mit „wenn-dann“. „Wenn du mit echtem Interesse zu diesem Lehrer gehst, dann wird er dir alles geduldig erklären.“ „Wenn du dich in jenem Lokal über das Essen beschwerst, dann wirft dich der Wirt hinaus.“ „Wenn du dem neuen Chef mit Offenheit begegnest, dann werdet ihr gut auskommen.“ Mit solchen Sätzen sind Personen viel besser zu beschreiben als mit einzelnen Begriffen. Denn keiner ist immer und zu jedem gleich. Sondern je nachdem wie man an uns herantritt, wird man uns unterschiedlich erleben.

Und das ist bei Gott auch so. Er ist kein Ding, sondern eine Person! Wenn darum jemand wissen will, wie Gott ist, und man sagt „Gott ist immer lieb!“, dann ist das falsch. Und wenn man sagt „Gott ist furchtbar streng!“, ist das auch nicht richtiger. Denn Gott ist eben nicht wie jenes Kohle-Brikett, das innen wie außen immer die gleiche Schwärze zeigt. Sondern wie Gott „ist“

und erfahren wird, hängt davon ab, wer sich ihm auf welche Weise nähert. Natürlich bleibt Gott immer mit sich selbst identisch, ist immer allmächtig, allgegenwärtig, allwissend und ewig. Aber wie er sich zu einem konkreten Menschen stellt, lässt sich nicht pauschal beantworten. Denn das ist wie in der Quantenphysik, wo der Messvorgang selbst Einfluss hat auf das, was gemessen wird. Komme ich bescheiden und ehrfürchtig zu Gott, werde ich ihn anders erleben, als wenn ich stolz und misstrauisch bin. Doch das bedeutet nicht, dass wir über Gott im Unklaren blieben. Denn im Neuen Testament finden wir viele „Wenn-dann-Sätze“, in denen Gott sehr präzise über sich selbst Auskunft gibt. Und bei den Zusagen, die wir da lesen, ist auch ganz klar, wem sie gelten und wann sie gelten. Da steht z.B.: Die sich zu Jesus bekennen vor den Menschen, zu denen wird er sich auch bekennen vor seinem himmlischen Vater (Matth. 10,32). Und wer sein Leben verliert um Jesu willen, der wird's finden (Matth. 10,39). Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden (Matth. 23,12). Und wer beharrt bis ans Ende, der wird selig (Matth. 24,13). Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, sagt Joh. 3,16. Aber gerettet werden dadurch nicht einfach „alle“, sondern alle „die an ihn glauben“. Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben (Joh. 3,36). Die anderen aber nicht. Wer Jesu Wort hört und glaubt dem, der ihn gesandt hat, der kommt nicht in das Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen (Joh. 5,24). Und wer zu Jesus kommt, den wird er nicht hinausstoßen (Joh. 6,37). In solchen Versen klärt Gott uns darüber auf, wie er sich zu uns verhalten wird, wenn wir ihm so oder so begegnen! Jesus ist das Licht der Welt, und wer ihm nachfolgt, wird nicht wandeln in Finsternis (Joh. 8,12). Doch wer ihm nicht nachfolgt, dem gilt auch dieses Versprechen nicht! Denen, die Jesu Wort glauben und dabei bleiben, denen ist zugesagt, dass die Wahrheit sie frei machen wird (Joh. 8,31-32). Und die durch ihn hineingehen wie durch eine Tür, die werden die Seligkeit erlangen (Joh. 10,9). Die an Jesus glauben, werden leben, selbst wenn sie sterben (Joh. 11,25). Und wenn sie sein Wort halten, wird Gott sie lieben und bei ihnen Wohnung nehmen (Joh. 14,23). Aber wer's nicht glaubt, wird auch nicht selig – denn dem hat Gott ja nichts versprochen! Für die, die in Christus Jesus sind, gibt es keine Verdammnis mehr (Röm. 8,1). Und wenn sie Gott lieben, werden ihnen alle Dinge zum Besten dienen (Röm. 8,28). Doch wer Gottes liebevolle Zuwendung verschmäht, dem wird sie auch nichts nützen. Wenn die Gläubigen mit dem Munde bekennen, werden sie gerettet (Röm. 10,10). Und wenn sie getreu sind bis an den Tod, wird ihnen die Krone des Lebens gegeben (Offb. 2,10). Aber eben nur dann! All diese Selbstauskünfte Gottes sind konditional formuliert und sagen präzise voraus, wie wir Gott erfahren werden, wenn wir ihm so begegnen – und wie wir ihn ganz anders erfahren werden, wenn wir ihm anders begegnen. Auf diese Selbstauskünfte Gottes ist unbedingt Verlass! Sie binden ihn, weil er sich selbst in dieser Weise binden wollte. Doch klar ist auch, dass sich Gott jenseits dessen zu nichts verpflichtet hat, sondern jenseits dessen frei bleibt. In manchen Dingen hat er sich festgelegt. In anderen aber nicht. Und wer nur das eine weiß, weiß von Gott zu wenig. Denn offensichtlich muss man zwei Seiten Gottes unterscheiden, die man die „freie“ und die „gebundene“ nennen kann, oder – mit den Begriffen Martin Luthers – die „verborgene“ und die „offenbare“ Seite Gottes.

Wie ist nach Luther der „Deus absconditus“, der „verborgene Gott“? Er ist in seiner Heiligkeit unnahbar und in seiner Absolutheit erschreckend, seine Gottheit ist unbegreiflich, und seine Majestät überwältigend, das Geheimnis seines Willens ist unerforschlich, und seine Herrlichkeit blendend, er ist in seiner himmlischen Ferne unnahbar und in seiner Strenge für uns Sünder unerträglich. Dieser verborgene Gott legt sich nicht fest, er kann tun, was er will, und nimmt uns mit seiner unumschränkten Freiheit regelrecht den Atem. Denn er ist uns gegenüber nicht nur ungleichartig, inkompatibel und verschlossen, sondern auch unbegreiflich und

bedrohlich, so dass man von ihm nicht predigen und sich zu ihm nicht in Beziehung setzen kann. Nach seiner verborgenen Seite will Gott auch gar keine Beziehung! Unser schlechtes Leben steht im Widerspruch zu seiner Heiligkeit! Es ist ein Widerspruch, den er nicht dulden kann! Und die natürliche Reaktion des Sünders ist, dass ihn die ungebundene Seite Gottes in Panik versetzt.

Aber Luther kennt eben auch die andere, die zugewandte, menschenfreundliche Seite Gottes. Und die ist unser rettender Anker und unser sicherer Hafen. Denn derselbe Gott, der uns so unzugänglich und entzogen ist, will sich uns doch mitteilen und tritt darum an einer Stelle aus seiner Verborgenheit heraus. Um seinen schwachen Geschöpfen heilvoll begegnen zu können, offenbart er sich in Jesus Christus, hüllt dabei seine Gottheit in die mildere Gestalt eines Menschen, dämpft sozusagen die Helligkeit seines Lichtes, um unsere Augen zu schonen, und spricht sein Wort in menschlicher Sprache, um unseren Ohren verständlich zu werden. Gott, der so völlig anders ist, will für uns erträglich, begreiflich und fasslich werden! Darum gibt er – auf der offenbaren Seite – seiner Unendlichkeit endliche Formen. Der Herr des Himmels kleidet sich in irdische Gewänder, er passt sich menschlichem Fassungsvermögen an und schafft so die Voraussetzungen, um uns helfen zu können. Der Vollkommene, der niemanden nötig hat, sucht unsere Nähe, weil wir seine Nähe so nötig haben. Er vermenschlicht, verleiblicht und begrenzt sich, damit wir mit ihm umgehen können. Er bindet sich an die Person Jesu Christi und verpflichtet sich auf Jesu Evangelium, damit wir etwas in der Hand haben, bei dem wir ihn behaften können. Gott weiß sehr gut, dass wir vor seiner unverhüllten Gottheit vergehen müssten! Doch die Menschheit Jesu Christi ist sein Kleid. Jesu Taten und Zusagen sind die verständlichen Zeichen und Worte, durch die Gott uns fasslich wird. Und so, wie er sich in Christus manifestiert, erschließt und mitteilt – eingehüllt in diese vertraute Gestalt – kann Gott dann auch gepredigt und vom Glauben erfasst werden. Denn das ist die „offenbare“ Seite Gottes. An die kann der Mensch „andocken“. Hier ist eine Beziehung möglich! Und an welche Seite sich der Glaube hält, ist darum keine Frage. Wir sollen gar nicht erst versuchen, an den „verborgenen Gott“ heranzukommen und vorwitzig in Geheimnisse einzudringen, die er nicht mit uns teilen will. Sondern Luther mahnt, dass der Glaube sich ausschließlich an den menschengewordenen und offenbaren Gott halten soll, an den er sich gefahrlos anschließen kann. Gottes Verborgenheit hört deswegen nicht auf und verschwindet nicht! Sie bleibt der dunkle Horizont, vor dem sich die Offenbarung umso heller abhebt. Und wer Gott kennt, wird immer beides erfahren und beides bezeugen! Doch wo Gott nach seiner verborgenen Seite keine Vertraulichkeiten duldet, hält der Glaube ehrfürchtig Abstand. Und an der offenbaren Seite, wo der Gläubige wie ein Kind zum Vater kommen darf, da nähert er sich umso lieber...

Heißt das nun, dass Luther von zwei verschiedenen Göttern spräche, oder dass neben Vater, Sohn und Heiligem Geist der „verborgene Gott“ wie eine vierte Person zu stehen käme? Nein, natürlich nicht. Es gibt nur den einen, den dreieinigen Gott. Und der ist in seiner Verborgenheit durchaus derselbe, wie in seiner Offenbarung. Doch in der Verborgenheit lernen wir seine erschreckende, unumgrenzte Freiheit kennen, die wir mit Ehrfurcht respektieren. Und in der Offenbarung lernen wir die Bindungen kennen, die Gott unseretwegen eingegangen ist, und für die wir ihn loben und lieben, weil er uns dort so weit entgegenkommt. Der „verborgene Gott“, das ist Gott in all den Bereichen, in denen er uns nichts versprochen hat. Der „offenbare Gott“, das ist derselbe Gott in den Bereichen, in denen ihn seine Zusagen binden. Und wer beschreiben will „wie Gott ist“, muss immer beides sagen, muss nämlich klarstellen, was man von Gott erwarten darf, und was nicht. Gott hat uns z.B. nicht versprochen, dass wir glücklich oder lange leben werden. Er hat nicht versprochen, uns mit Krankheit oder Leid zu verschonen, unsere Familien zu schützen oder unseren Besitz zu bewahren. In Bezug auf unser irdi-

sches Wohlbefinden ist er keine Verpflichtungen eingegangen und tut in seiner Freiheit viele merkwürdige Dinge, die wir nicht verstehen. Würden wir ihn nur von dieser verborgenen Seite kennen, kämen wir nie in ein gesundes Verhältnis! Doch liegt die Weisheit des Glaubens gerade darin, dass der Christ zu Christus flieht – als zu der einen Person, in der dieser unzugängliche Gott für uns zugänglich wird. Der nicht zu bändigende, unbegreifliche Gott ist in Christus Bindungen eingegangen, hat einen Bund geschlossen und Zusagen gegeben, bei denen man ihn behaften kann. Da ist er umgänglich und will, dass wir uns das zunutze machen! Gott hat versprochen niemanden abzuweisen, der im Namen Jesu zu ihm kommt. Und wenn einer um die Gabe des Heiligen Geistes bittet, hat er versprochen, sie nicht zu verweigern. Wer sich darum an Christus hängt und sich auf Christus beruft, dessen Seele wird nie und nimmer verloren gehen.

Dass aber derselbe Gott sich einerseits so große Freiheiten offen hält und sich andererseits so streng an das Evangelium bindet – sollte das ein großer und rätselhafter Widerspruch sein? Ich kann das nicht finden. Denn bei Menschen ist es doch genauso! Habe ich am Samstag um 19.00 Uhr Gäste eingeladen, dürfen sie durch die Vordertür in mein Haus spazieren und werden so freundlich bewirtet, wie es die Einladung erwarten lässt. Wenn aber einer ungebeten Mittwochnacht durchs Fenster in mein Haus eindringt, dann halte ich ihn nicht für einen Gast, sondern für einen Dieb und haue ihm etwas über den Schädel. Ist das ein Widerspruch? Oder werde ich mir damit untreu? Nein! Natürlich lernen mich meine Gäste völlig anders kennen als der Dieb! Aber schizophoren bin ich deswegen nicht. Denn die Einladung in mein Haus war konkret und nicht pauschal. Sie galt für Samstag – und für keinen anderen Tag. Und dasselbe gilt für Gott und für die Liebe, die er uns erweisen will. Auch diese Liebe ist konkret. Denn Gott ist nicht jederzeit und zu jedem liebevoll „aus Prinzip“. Sondern er hat sich nur gebunden, denen liebevoll entgegenzugehen, die im Namen Jesu Christi auf dem vorgezeichneten Wege über Bibel, Bekenntnis, Taufe und Abendmahl zu ihm kommen. Gott steht zu dem konkreten Wort, das er gegeben hat, und rückt in Ewigkeit keinen Zentimeter davon ab! Er freut sich auch über jeden, der seiner Einladung folgt! Doch mehr oder anderes als in der Einladung stand sollten wir nicht erwarten. Denn Gottes Liebe ist kein Blankoscheck und kein Wunschkonzert. Gott kommt uns so entgegen, wie das Neue Testament es beschreibt – oder gar nicht. Er schließt mit uns den Bund im Glauben – oder keinen. Er ist in Christus für uns da – oder er ist gar nicht für uns da. Denn einen Gott, der jedem jederzeit gnädig wäre, finden wir weder in der Welt noch in der Bibel. Der Gott des Neuen Testaments verspricht den Gläubigen eine sichere Ankunft im Reich Gottes. Aber er verspricht ihnen keine sanfte Reise. Und den Nicht-Gläubigen verspricht er weder das eine noch das andere, sondern Gericht und Verdammnis. Darum lässt sich die Frage „wie Gott ist?“ auch nicht abstrakt beantworten, sondern nur in Bezug auf den konkreten Menschen, der sich Gott mit einer bestimmten inneren Haltung nähert. Tritt er zu Gott in Beziehung zu Gottes Bedingungen, ist alles gut und er lernt ihn als barmherzigen Vater kennen. Will er aber zu Gott in Beziehung treten nicht zu Gottes, sondern zu seinen eigenen Bedingungen, wird er sich wünschen, er hätte es bleiben lassen. Fragt also jemand, wie Gott ist, so antwortet man am besten mit Psalm 18: Gegen die Heiligen ist Gott heilig und gegen die Treuen ist er treu, gegen die Reinen ist er rein und gegen die Verkehrten ist er verkehrt (Ps. 18,26-27). Wer sich versöhnen lässt, der ist versöhnt. Und wer die Gnade annimmt, der hat sie. Aber die Gnade wird niemandem zu eigen ohne ein bewusstes Empfangen. Nehmen wir das Geschenk an, so gehört es uns. Verachten wir's aber, so gehört uns gar nichts. Wer es nicht gelten lässt, dem gilt es auch nicht. Und wer's nicht ergreift, der hat es nicht. Darum gebe Gott, dass wir dies alles nicht nur theoretisch verstehen, sondern auch ganz praktisch die richtigen Folgerungen ziehen!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Haben Christen und Muslime denselben Gott?

1.

In letzter Zeit wird viel darüber diskutiert, ob Christen und Muslime denselben Gott haben. Und die Verwirrung diesbezüglich ist groß. Denn einerseits weiß man um die historische Verbindung beider Religionen, die sich beide auf den Gott Abrahams beziehen. Und andererseits weiß man um den tiefen Gegensatz, der Christen und Muslime jahrhundertlang in Konflikte gestürzt hat. Beide Seiten scheinen sich darin einig zu sein, dass es nur einen Gott gibt. Und doch erwächst daraus keine Nähe und Vertrautheit, sondern heftige Konkurrenz. Solche Konkurrenz ist in Zeiten der Globalisierung natürlich ein Störfaktor. Sie ist politisch nicht gewollt. Und sie wird von den weniger religiösen Zeitgenossen auch nicht mehr verstanden. Denn denen ist Glaube keine Herzensangelegenheit. Und Wahrheiten kennen sie sowieso nur im Plural. Darum scheint ihnen, dass doch alle Religionen letztlich dasselbe meinen, und man die Unterschiede in den Glaubenssystemen und Riten nicht so wichtig nehmen muss. Ihr Lieblingsargument ist aber ein scheinbar ganz logisches und unwidersprechliches, denn – so sagen sie – *„Wenn Christen und Muslime überzeugt sind, dass es nur einen Gott gibt und daneben kein anderer existiert, dann haben sie zwangsläufig denselben Gott. Haben sie aber denselben Gott, so unterscheiden sie sich nur in den Formen der Verehrung. Und die sind doch bloß verschiedene Ausdrucksformen derselben guten Absicht, die einander gar nicht ausschließen, sondern ergänzen...“* Ja, wie man heute in „evangelisch“ und „katholisch“ nur noch Spielarten des Christlichen sieht, so will man „christlich“ und „muslimisch“ als Spielarten ein und desselben monotheistischen Glaubens begreifen. Und als Beitrag zur Versöhnung ist das vielleicht „gut gemeint“. Aber „gut gemeint“ ist noch nicht „gut gemacht“. Und darum müssen wir näher hinsehen, ob das Argument denn auch wirklich leistet, was es leisten soll.

2.

Stimmt es, dass Christen und Muslime denselben Gott haben? Ich meine, dass sich schon in der Formulierung ein großes Problem verbirgt. Denn der Ausdruck „einen Gott haben“ ist doppeldeutig. Und das Argument leuchtet nur darum ein, weil der Ausdruck einmal so und einmal anders verwendet wird. „Einen Gott haben“ kann nämlich heißen, faktisch in der Gegenwart eines einzig-wirklichen Gottes zu leben (auch wenn man davon vielleicht nichts weiß). Oder „einen Gott haben“ kann heißen, bewusst an ihn zu glauben, ihn zu erkennen, zu bekennen und zu verehren. Im ersten Fall wird nur die Wirklichkeit Gottes festgestellt. Alle Menschen haben denselben Schöpfer. Und ihre religiöse Haltung spielt dabei keine Rolle. Denn in diesem Sinne „haben“ auch die einen Gott, die gar nicht an ihn glauben – oder an hundert verschiedene Götter glauben. Sie alle leben faktisch in der Gegenwart eines einzig-wirklichen Gottes, sie mögen es wissen oder nicht! Doch im zweiten Sinne meint „einen Gott haben“ etwas ganz anderes! Denn man kann den Ausdruck auch so verstehen, dass, wer einen Gott „hat“, zu ihm in bewusster Beziehung steht. Und dann heißt „einen Gott haben“, mit Herz und Gemüt an ihm zu hängen, ihn zu lieben und zu fürchten, seinen Segen zu erbitten, ihn zu erkennen und vor der Welt zu bezeugen. Diese zweite Bedeutung des Ausdrucks ist von der ersten völlig verschieden! Jenes populäre Argument gewinnt aber seine Schlagkraft daraus, dass es heimlich von der ersten Bedeutung des Ausdrucks zur zweiten übergeht und sich damit die Schlussfolgerung erschleicht. Am Anfang der Beweisführung wird „einen Gott haben“ im ersten Sinn des Ausdrucks verwendet und entsprechend richtig geurteilt. Denn tatsächlich leben alle Menschen in der Gegenwart des einzig-wirklichen Gottes. Doch dann wechselt man von einer Be-

deutung des Ausdrucks zur anderen und folgert, dass all diese Menschen, wenn sie einen Gott verehren, zwangsläufig auch jenen einzig-wirklichen meinen. Man unterstellt, dass sie automatisch den „richtigen“ Gott anbeten, weil ja gar kein zweiter zur Verfügung steht! Und das ist ein Fehlschluss, weil man vergisst, dass auch falsche Götter verehrt werden, die bloß menschliche Gedankenbilder und Illusionen sind. Wenn es nur einen Gott gibt, heißt das noch längst nicht, dass alle religiösen Menschen diesen einen auch kennen und verehren! Offenkundig wird der Denkfehler aber, wenn man das faule Argument auf den Begriff der Wahrheit überträgt. Auch da könnte man sagen: *„Es gibt nur eine Wahrheit – die nämlich, die zutreffend beschreibt, was wirklich der Fall ist. Und eine andere, alternative Wahrheit gibt es nicht. Also haben alle Menschen dieselbe Wahrheit und wenn sie davon reden, meinen sie auch dieselbe. Alle haben die Absicht, die Wahrheit zu sagen. Es gibt auch nur eine. Und also sagen im Grunde alle dasselbe und drücken sich nur unterschiedlich aus...“*

Merken sie, dass das so nicht funktioniert? Es klingt logisch, ist aber nicht logisch. Weil es nur eine Wahrheit gibt, folgert man, es gäbe zu ihr keine Alternative, und alle Menschen müssten darum derselben Wahrheit anhängen. Man vergisst aber, dass es zur Wahrheit jene Alternative gibt, die man Irrtum nennt! Genauso folgert man, weil es nur einen Gott gibt, gäbe es zu ihm keine Alternative, und alle religiösen Menschen müssten darum denselben verehren. Man vergisst aber, dass es zum wahren Gott jene Alternativen gibt, die man Abgötter und Götzen nennt. Und das Argument erweist sich damit als falsch. Denn wäre es gültig, müsste jeder, der die Wahrheit sucht, sie aus Mangel an Alternativen auch finden. Und jeder religiöse Mensch müsste aus Mangel an Alternativen den wahren Gott verehren, was offensichtlich nicht der Fall ist!

3.

Gehen wir also „zurück auf Anfang“ und setzen wir neu an mit der Frage, wie denn Menschen im Alltag klären, ob sie „dasselbe“ meinen oder „verschiedenes“. Ich denke, das übliche Verfahren besteht darin, dass wir uns auf beiden Seiten die Eigenschaften beschreiben lassen. Und solange alle genannten Eigenschaften übereinstimmen, urteilen wir, dass es sich um denselben Gegenstand handeln könnte. Sobald aber auch nur eine Eigenschaft deutlich abweicht, gehen wir davon aus, dass es nicht derselbe Gegenstand ist, sondern nur ein ähnlicher. Ein Beispiel. Es treffen sich zwei Männer, und der eine erzählt: „Mein Auto ist blau, es hat vier Räder und wurde in Wolfsburg gebaut.“ „Toll“, sagt der andere, „das trifft alles auch auf mein Auto zu.“ Aber fahren sie deswegen dasselbe Auto? Nein – es reicht, eine einzige Differenz zu benennen, und schon ist klar, dass es verschiedene Autos sind. Denn wenn der eine z.B. sagt „mein Auto hat ein Automatikgetriebe“, und der andere „meins nicht“, ist die Sache schon geklärt. Sagt einer zum anderen: „Mein Lieblingsrestaurant befindet sich in der Innenstadt.“ Und der andere sagt „meins auch!“, so könnte es sich um dasselbe Restaurant handeln. Der erste sagt: „Bei meinem muss man zwei Wochen im Voraus reservieren!“ Sagt der zweite: „Bei meinem auch!“ Sagt der erste aber „es ist ein italienisches Restaurant“, und der zweite „nein, es ist ein chinesisches“, ist der Fall wieder klar... Vielleicht behaupten beide, ihr Lieblingsrestaurant sei das beste Restaurant weit und breit! Sie sind sich auch darüber einig, dass in einer Stadt nur ein Restaurant „das beste“ sein kann – es gibt ja nicht zwei „beste“! Aber wäre daraus zu folgern, dass sie dasselbe meinen? Meint nicht trotzdem der eine den Italiener, und der andere den Chinesen? Die Religionen sagen auch alle, sie verehrten den „wahren“ Gott, und das klingt, als sprächen sie von demselben. Aber der Eindruck entsteht nur, weil sie mit demselben Begriff sehr Verschiedenes bezeichnen, wie das auch sonst oft geschieht. Gehen sie nur mal in eine Filiale der AOK und fragen sie, ob es dort die günstigste Krankenversicherung gibt.

Die Antwort lautet bestimmt „ja“. Stellen sie dieselbe Frage bei der Barmer, bei der Techniker-Krankenkasse und bei weiteren Anbietern. Die Antwort lautet immer „Ja, hier bei uns bekommen sie den günstigsten Vertrag!“ Aber folgt daraus etwa, dass alle Krankenkassen dasselbe verkaufen? Prüfen sie Parteiprogramme! Da werden sie finden, dass die SPD für „Gerechtigkeit“ und für „Sicherheit“ ist. Und – Überraschung! – die CDU ist auch für „Gerechtigkeit und Sicherheit“. Die Linken, die Grünen und die FDP sind alle für „Gerechtigkeit und Sicherheit“. Aber dürften wir daraus folgern, dass die Parteien sich einig sind und alle dasselbe wollen? Jeder merkt, dass die Parteien zwar dieselben Schlagworte verwenden, sich dabei aber ganz Verschiedenes denken! Wenn also Christen, Muslime, Esoteriker, Juden und Hindus alle dasselbe Wort verwenden, um von „Gott“ zu reden – was besagt das schon? In der Beschreibung Gottes mögen sich große Übereinstimmungen finden, wie es ja auch viele blaue Autos gibt, die in Wolfsburg gebaut wurden. Aber „derselbe“ Gott könnte es nur sein, wenn es keine wesentliche Differenz gäbe. Und die gibt es durchaus. Denn Christen beten immer zu dem dreieinigen Gott, und Muslime tun das nie. Christen haben durch Jesus im Heiligen Geist den Zugang zum Vater (vgl. Eph 2,18; Gal 4,6; Hebr 7,25). Und Muslime haben den nicht. Christen meinen auch nie einen anderen Gott, als den, der zugleich Vater, Sohn und Heiliger Geist ist. Und Muslime versichern ausdrücklich, dass sie diesen Gott nicht meinen und zu so einem nie und nimmer beten würden. Für beide Seiten sind das zentrale und unverzichtbare Aussagen über das Wesen Gottes. Und da sie sich logisch ausschließen, können nicht beide Seiten gleichzeitig Recht haben. Denn entweder ist Gott dreieinig – oder er ist es nicht. Er ist aber nicht beides zugleich. Christen behaupten etwas von Gott, das Muslime kategorisch ausschließen. Und wenn es trotzdem nur einen Gott gibt, dann muss sich eine Seite in dem, was sie über ihn sagt, gewaltig irren. Die Schlussfolgerung kann nur lauten, dass es den Gott der anderen Religion, so wie sie ihn beschreibt, nicht gibt, weil der Gott, den es gibt, wesentlich anders beschrieben werden muss.

4.

Bestreiten wir damit, dass es in der Rede von Gott große Übereinstimmungen gibt? Keineswegs! Man kann dankbar anerkennen, dass sich hinsichtlich der Allmacht und Ewigkeit, der Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes viele Aussagen ähneln. Der Gott, den Christen verehren, ähnelt zweifellos dem, den Muslime verehren! Aber Ähnlichkeit ist nun mal nicht dasselbe wie Identität, sondern – ganz im Gegenteil – schließt Ähnlichkeit Identität aus. Man sagt nicht „Peter ähnelt sich selbst“, sondern „Peter ähnelt Hans“. Wir reden überhaupt nur von Ähnlichkeit, wenn die Gegenstände, um die es geht, unterscheidbar sind. Und erweist sich ihre Ähnlichkeit als „groß“, ändert das wenig. Denn wenn es das Original nur einmal gibt, muss das andere eine Kopie sein. Unbestritten haben Muslime und Christen dieselbe Absicht. Sie wollen den einen Gott verehren, der Himmel und Erde geschaffen hat. Doch steht nicht die Absicht in Frage, sondern der Erfolg. Und der kann unmöglich beiden Seiten zugesprochen werden. Denn man kann nur angemessen verehren, was man kennt. Wer aber den dreieinigen Gott nicht als Dreieinigen kennt, kann ihn als solchen auch nicht anbeten, sondern betet zwangsläufig zu einem Gott, der nicht der Vater Jesu Christi, sondern sehr „anders“ – und also höchst wahrscheinlich „ein Anderer“ ist. Man möge diese Feststellung nicht polemisch missverstehen! Wir gestehen der muslimischen Seite zu, dass sie im Blick auf uns Christen zu derselben Einschätzung gelangen muss! Und wir freuen uns sogar, dass sie der Wahrheit näher kommen als die Atheisten und Polytheisten. Aber solange das Wesentliche fehlt, ist knapp daneben leider auch vorbei. Wir können für Muslime beten und hoffen, dass sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Aber wir können nicht so tun, als ob sie sie schon hätten. Denn

Christus ist die Wahrheit (Joh 14,6). Muslime verehren keinen Gott, dessen Sohn am Kreuz starb. Christen aber verehren keinen anderen, als gerade diesen. Warum sollten wir uns also einreden, wir seien „Glaubensgeschwister“? Es ist schon viel, wenn jeder das Fremde in seinem Fremdsein stehen lässt und die abweichende Überzeugung respektiert. Denn da wird nichts anderes draus: Christen beten immer zum dreieinigen Gott. Muslime legen größten Wert darauf, dass sie das niemals tun. Diese Differenz muss man ehrlich benennen. Und wenn das dann gemeinsame Gebete und Gottesdienste ausschließt, ist daran gar nichts „schlimm“. Denn in Frieden und Achtung miteinander leben kann man natürlich trotzdem. Es müssen sich nur alle darüber im Klaren sein, dass Zwang und Gewalt in Glaubensfragen nichts ausrichten. In der Gotteserkenntnis muss alles durch Gott geschehen. Denn nur er kann Erleuchtung schenken!

5.

Sind wir soweit aber gekommen – wie steht es dann mit dem Judentum? Müssen wir die genannten Argumente nicht auch auf das Judentum anwenden und – ganz entsprechend – auch den Gott Israels vom dreieinigen Gott der Christenheit unterscheiden? Das wäre folgerichtig und unausweichlich, wenn da nicht Jesus Christus wäre, der seinen himmlischen Vater ganz offensichtlich mit dem Gott Israels identifiziert. Jesus lebt als Jude unter Juden! Wenn er in der Synagoge predigt, bezieht er sich selbstverständlich auf das Gotteswort des Alten Testaments! Und bei allem Neuen, das mit ihm beginnt, fällt es Jesus doch nie ein, dem Volk Israel einen „neuen Gott“ zu verkünden. Er redet von Gott zweifellos „anders“ als die Pharisäer und Schriftgelehrten! Aber er redet von keinem „Anderen“. Ist also der Vater Jesu Christi nach Jesu eigener Überzeugung der Gott Israels, kann die Christenheit an dieser Auskunft „aus erster Hand“ nicht zweifeln. Der Gott des Alten Testaments ist auch der des Neuen! Darum kann man als Christ wohl bedauern, dass Israel seinen Gott nicht als den Dreieinigen erkennt, man kann aber nicht bezweifeln, dass es der Dreieinige ist. Jesus Christus bekennt sich zu ihm, also ist es auch derselbe Gott, an den wir Christen glauben. Und infolgedessen haben wir zum Judentum eine völlig andere Beziehung als zu den Muslimen. Es ist nicht die Glaubenslehre dieser Gemeinschaften, es ist allein das Zeugnis Jesu, das hier den Unterschied macht! Das aber können wir als Christen nicht ignorieren.

Ist das verwirrend? Vielleicht. Man kann hier auch leicht jemandem Unrecht tun. Und darum will ich mit der Bitte schließen, dass Gott allen vergeben möge, die aus Unkenntnis nicht richtig von ihm reden, und bald den Tag kommen lasse, an dem er auch den Letzten vom Irrtum befreit. Denn zumindest in diesem Wunsch können sich Juden, Christen und Muslime ganz einig sein...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Schöpfung, Naturwissenschaft und Urknall

In jedem Gottesdienst bekennt sich die Gemeinde zum Schöpfungsglauben und spricht gemeinsam: „**Ich glaube an Gott den Schöpfer des Himmels und der Erde.**“ Dieses Bekenntnis ist uns selbstverständlich, denn es ist grundlegend für alles andere, was dann **auch noch** über Gott gesagt werden muss. Und doch wissen wir, dass gerade dem Schöpfungsglauben in den Bildungseinrichtungen unserer Gesellschaft regelmäßig widersprochen wird. Denn an Schulen und Universitäten lehrt man es **anders**, gibt für das Dasein dieser Welt eine **andere** Erklärung und stellt diese als bessere Alternative dem Schöpfungsglauben gegenüber: „Früher“ sagt man, „**Früher** glaubten die Menschen, **Gott** habe die Welt geschaffen, aber **inzwischen** hat die Naturwissenschaft festgestellt, dass die Welt durch den **Urknall** entstand!“

Wissenschafts-Sendungen im Fernsehen untermalen diese Botschaft mit bunten Animationen und verkünden, der Ursprung des Universums sei damit **geklärt**, das Rätsel unserer Herkunft **gelöst** und der naive Glaube endlich durch handfestes Wissen **ersetzt**. Der Schöpfungsglaube scheint überholt, eine andere Weltenstehungs-Theorie nimmt seinen Platz ein, religiöse Mythen müssen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen weichen – und der moderne Mensch ist damit sehr zufrieden. **Ich aber** erlaube mir Zweifel anzumelden, an einem ganz bestimmten Punkt. Und der betrifft nicht die Urknalltheorie **als solche** (die durchaus richtig sein könnte), sondern vielmehr den Gebrauch, den man von ihr macht, und den großen Erklärungswert, den man ihr zuschreibt. Ich leugne gar nicht, dass am Anfang der Welt dieser sogenannte Urknall stattgefunden haben kann: Vielleicht war es genau so, wie man es in bunten Filmchen vorgeführt bekommt!

Aber ich bestreite, dass damit viel gewonnen und die Schöpfungsfrage beantwortet sei. Denn die eigentliche Frage, die „Menschheitsfrage“ hinter alledem, lautet doch, warum **überhaupt** etwas ist, wo doch auch **nichts** sein könnte! Als Mensch hat man das sichere Gefühl, dass es für das Dasein von alledem, was man kennt, einen **Grund** geben muss. Und der Hinweis, dass das Universum mit seinem Anfang angefangen habe – nämlich mit dem besagten „großen Knall“ – ist eine völlig ungenügende Antwort. Denn es macht einen Unterschied, ob ich frage, **wie** etwas angefangen hat, oder ob ich frage, **warum** es angefangen hat.

Nicht „**wie**“ unsere Welt wurde, sondern „**warum**“ gilt es zu klären. Und **dies**bezüglich sind die Naturwissenschaftler ausgesprochen schweigsam. Sie präsentieren uns zwar den Urknall als das erste Glied einer langen Kausalkette. Und die späteren Glieder in der Kette finden ihren Grund in den vorangehenden. Wenn aber am Anfang der Kette ein Glied steht, dessen Grund nicht angegeben werden kann, welchen Erklärungswert hat dann das Ganze? Man müsste dann doch fragen, warum der Urknall stattfand – und warum er nicht ausblieb! Was war seine Ursache? Kann man aber **das** nicht beantworten, so bleibt damit nicht nur der Ursprung des ersten Gliedes ungeklärt, sondern zugleich der Ursprung der ganzen Kausalkette.

Man hat ihrem Anfang dann zwar einen Namen gegeben, aber man hat den Grund ihres Daseins **nicht** angegeben. Und **das** ist höchst unbefriedigend. Denn wenn der Urknall ein Teil der Wirklichkeit ist, die es zu erklären gilt, bedarf selbstverständlich **auch er** der Erklärung. Nichts, was wir kennen, ist seine eigene Ursache – auch der Urknall nicht! Und darum muss man ziemlich leichtgläubig sein, um sich mit dem Hinweis auf jenen „Big Bang“ zufrieden zu geben. Ich sage es noch einmal, damit man mich nicht missversteht: Ich bestreite gar nicht, dass der Urknall der Anfang der uns bekannten Welt gewesen sein kann. Nehmen wir ruhig an, es sei so! Ich bestreite aber, dass damit die Existenz der Welt schon erklärt wäre, oder dass etwas für oder gegen den Schöpfungsglauben entschieden sei. Denn die Frage nach dem Ursprung unse-

res Daseins zielt auf etwas Anderes und auf etwas Tieferes, als uns hier gezeigt wird. Es geht in der Schöpfungsfrage gar nicht darum, **wie** die Welt angefangen hat, und welcher zweite Schritt auf den ersten folgte, **sondern** es geht darum, **warum überhaupt** etwas **ist** und **geschieht** – wo doch genauso gut auch **nichts** geschehen könnte. Nicht den **Anfang** wollen wir sehen, sondern den **Grund** wollen wir begreifen. Und diese **letztere**, ihrem Wesen nach philosophische und theologische **Frage**, wird niemals eine naturwissenschaftliche **Antwort** finden, weil dabei Frage und Antwort auf unterschiedlichen Ebenen liegend aneinander vorbeigehen.

Es macht einen großen Unterschied, ob ich nach dem **Anfang** oder nach dem **Grund** einer Sache frage, und sie werden das sofort spüren, wenn ich ein paar Beispiele nenne. Wir sagen z.B.: „Das Theaterstück begann, **als** sich der Vorhang hob.“ Aber wir würden nicht behaupten, das Theaterstück sei aufgeführt worden, **weil** sich der Vorhang hob. Wir sagen zu Recht, dass der 2. Weltkrieg 1939 angefangen hat. Aber niemand würde behaupten, der 2. Weltkrieg habe **deswegen** stattgefunden, weil er 1939 anfang. Eine Segelregatta beginnt, wenn der Startschuss ertönt. Aber dass die Segelregatta **veranstaltet** wird, hat seinen Grund gewiss nicht in dem Startschuss. Ein Erdbeben beginnt zweifellos mit den ersten Erdstößen. Aber niemand würde behaupten, es habe in diesen ersten Erdstößen seinen Ursprung. Und wenn man bei einer Goldenen Hochzeit den Ehemann fragt, was der Grund sei für seine lange und glückliche Ehe, wird er wahrscheinlich **nicht** sagen: „Der Grund ist, dass ich meiner Frau 1962 auf einer Party begegnet bin.“ Nein: Das war natürlich **nicht** der Grund! Denn 1962 sind sich viele Menschen auf Partys begegnet – und die meisten sind **nicht** 50 Jahre beisammen geblieben! So eine Antwort erkennen wir im Alltag sofort als **ungenügend**! Wenn aber einer sagt, der Urknall sei der Grund unserer Existenz, **dann** geben wir uns **zufrieden**? Ist das nicht seltsam? Fragt ein Mensch, warum die Scheune abgebrannt ist, und ein anderer antwortet: „Weil das Stroh Feuer fing“, so ist das **ungenügend**. Fragt einer, warum das Dorf überschwemmt wurde, und die Antwort lautet: „Weil das Wasser immer weiter stieg“, so ist das **ungenügend**. Fragen wir, warum eine Halle voller Menschen ist, und jemand antwortet: „Weil die alle nacheinander zur Tür hereingekommen sind“, so ist auch das **ungenügend**. Fragen wir aber, warum das Universum existiert, und man antwortet: „Weil es mit einem großen Knall anfang“ – **dann** sollte das genügen, und **damit** sollten wir zufrieden sein?

Wahrlich: Nein! Die Urknalltheorie beschreibt lediglich, **wie** das wurde, was wir sehen, sie erklärt aber nicht, **warum** es wurde. Sie zeigt uns den **Anfang**, nennt aber keinen **Grund**. Und sie steht darum zum Schöpfungsglauben gar nicht in Konkurrenz. Sie bietet keine Alternative und behandelt noch nicht einmal dasselbe Thema, sondern erweitert nur unser Wissen von der Welt um einen interessanten Vorspann, der spektakulär gewesen sein mag, der aber nichtsdestotrotz auch seinerseits der Erklärung bedarf.

Denn der Urknall ist Teil des Rätsels – er ist nicht die Lösung. Und darum macht man von der Urknall-Theorie, selbst wenn sie richtig sein sollte, doch einen falschen Gebrauch, sobald man meint, sie könne den Schöpfungsglauben ersetzen. Denn **das** überfordert sie: Sie erklärt vielleicht treffend, **wie** die Welt entstand, aber sie erklärt in keiner Weise, **warum** sie entstand. Sie beschreibt ihren **Anfang**, aber sie benennt nicht ihren **Grund**. Und als **naturwissenschaftliche** Antwort auf eine **philosophisch-theologische** Frage ist sie darum ganz ungeeignet. Warum aber merkt das keiner? Der Mensch will wissen, **warum** das große Welttheater aufgeführt wird, und die Naturwissenschaft antwortet: „Weil der Urknall den Vorhang aufgezogen hat“. Das ist nicht viel mehr als ein Taschenspielertrick! Und trotzdem fühlt sich die Menschheit **nicht veralbert**, sondern fühlt sich hinreichend belehrt über den Grund ihrer eigenen Existenz.

Ist das nicht seltsam, wie **leicht** der Mensch zufrieden ist? Diejenigen aber, die unzufrieden bleiben, weil sie immer noch nicht wissen, warum dieses Universum **da ist**, das doch auch

nicht sein könnte, **die** dürfen tiefer schürfen und eigene Folgerungen ziehen. Denn wenn unser gesamtes Universum aus Dingen besteht, die **nicht** ihre eigene Ursache sind, und auch innerhalb des Universums **nichts** zu finden ist, was die Ursache des Universums sein könnte, so muss diese Ursache **jenseits** des Universums gesucht werden.

Eine befriedigende Antwort kann nicht aus dem Bereich der Natur kommen, auf den die Naturwissenschaft ihren Blick beschränkt, denn was Natur erklären soll, kann seinerseits nicht Teil des zu Erklärenden sein. Um sich selbst zu verursachen, müsste das Universum da gewesen sein, bevor es da war! Was aber sollte dem Universum vorausgehen und wer könnte ihm gegenüberstehen, wie ein Maler seiner Leinwand gegenübersteht, wenn nicht Gott? Wer außer **ihm** wäre der Summe des Vorfindlichen gegenüber „jenseitig“? Es ist ganz **unausweichlich**, hier an Gott zu denken. Denn wenn die Dinge dieser Welt bei all ihrer Verschiedenheit doch dies **gemeinsam** haben, dass **keines** von ihnen sich selbst hervorbringt, wie sollte dann die Welt **als Summe** dieser Dinge sich selbst hervorbringen? Ist jedes **Einzelne** in ihr abhängig und von einer **Ursache** bedingt, kann auch das Ganze weder **unbedingt** noch **durch sich selbst** bedingt sein.

Die Welt muss ihren Ursprung in etwas haben, das radikal **anders** ist als sie selbst. Und dies radikal **Andere** ist nicht der **Urknall**, der als erster Akt der Welt zur Welt **dazu** gehört, sondern es ist **Gott**, der **nicht** ein Teil seiner Schöpfung ist, sondern ihr Gegenüber. **Er** ist kein weiteres Sein, das in die Reihe des Seienden einzuordnen wäre, sondern ist der Grund des Seins. Er ist nicht einfach „wirklich“, sondern im Vergleich zu unserer Wirklichkeit **„mehr als wirklich“**. Und er muss es auch sein: Denn der den Anfang setzt, **muss selbst** ohne Anfang sein, und der die Zeit erschuf, **muss selbst** der Ewigkeit angehören. Nur Gott ist **aus** sich selbst und **von** sich selbst. Nur **er** ist Ursache, ohne selbst **Wirkung** zu sein. Und darum kommt die Frage nach dem Warum auch erst **bei ihm** zur Ruhe. Nun: Ich kann das nicht weiter ausführen – und will auch gar nicht behaupten, dies sei eine zwingende Beweisführung **für** den Schöpfungsglauben. **Aber** es gibt auch keine Beweisführung **gegen** ihn. Der Jubel seiner Gegner entbehrt jeder Grundlage, denn die Urknall-Theorie stellt keine Alternative dar. Sie erklärt nur das „Wie“ und nicht das „Warum“. Und deshalb gefährdete sie den Schöpfungsglauben nicht einmal, wenn sie bewiesen wäre. Das eigentliche Rätsel aber sind unsere vielen Zeitgenossen, die so sehr an die Naturwissenschaften glauben und sich so überaus kritisch geben – und doch nicht merken, wenn man ihnen ein X für ein U vormacht...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Schöpfung als Ordnungsprozess

Der Schöpfungsbericht im 1. Buch Mose (1,1-2,4) ist weithin bekannt. Denn wie da in sieben Tagen die Welt geschaffen wird, gibt reichlich zu denken. Dem Leser fällt auf, dass Gott kein Material benutzt, das ihm vorgegeben wäre, sondern er schafft Himmel und Erde aus „nichts“. Und zugleich fällt auf, dass Gott kein Werkzeug gebraucht als nur sein eigenes Wort. Die Werke Gottes sind offensichtlich auf die finale Erschaffung des Menschen hin geordnet, dem als Gottes „Ebenbild“ eine besondere Rolle zufällt. Und zugleich wird betont, dass die ursprüngliche Schöpfung „sehr gut“ war, so dass sie vor dem Sündenfall nichts Übles oder Verkehrtes enthielt. Besonders interessant ist aber ein Umstand, der gewöhnlich übersehen wird – dass die Schöpfung nämlich als ein von Tag zu Tag fortschreitender Ordnungsprozess dargestellt ist, der unkontrollierte Chaoskräfte nach und nach bändigt und in dem Leben förderliche Strukturen überführt. Ein großes Aufräumen, Trennen und Sortieren geht da vonstatten, in dem Gott allen Dingen ihren Platz zuweist. Und erst die damit der Schöpfung eingeschriebenen Ordnungen machen sie für den Menschen zu einem guten Lebensraum, in dem er Zusammenhänge verstehen und sich auf erwartbare Abläufe einstellen kann. Nur wenn die Natur verlässlichen Regeln folgt, kann der Mensch sich ihnen anpassen. Nur wo er Ordnungen erkennt, kann er Naturkräfte nutzen und Risiken abschätzen, kann Saat und Ernte planen und sicher wohnen. Dem Schöpfungsbericht zufolge herrscht eine lebensdienliche Ordnung aber nicht gleich von Anfang an, sondern sie entsteht erst im Laufe eines Prozesses, der zunächst mit Chaos beginnt. Im ersten Moment der Schöpfung hat Gott eine Menge Materie ins Dasein gerufen, ein wildes Durcheinander von Stoffen und Kräften. Aber in diesem chaotischen Wirbel voller Möglichkeiten ist noch kein „oben und unten“, kein „vorn und hinten“ zu unterscheiden – bis Gott in die große Wirrnis eine erste Schneise schlägt, das Licht erschafft und es der Finsternis entgegensetzt. Zu dieser Zeit gibt es noch kein Leben. Und doch dient schon der erste Schritt zur Vorbereitung des Lebens. Denn was kommt dabei heraus, wenn Licht und Finsternis heillos durcheinandergelassen? Aus dieser Mischung entsteht ein schummriges Zwielicht, das die Augen trügt, weil in der Dämmerung nichts klare Konturen hat, und alles mit allem verwechselt werden kann! So müssen Tag und Nacht deutlich geschieden werden. Und in diesem Stil eines „schrittweisen Ordners“ geht es weiter. Denn am zweiten Tag schafft Gott die Feste des Himmels, die er wie eine große Kuppel über die Erde spannt. Auch diese Scheidung von „oben“ und „unten“ dient dem späteren Leben, weil der Mensch nur so einen Richtungssinn entwickeln und räumlich unterscheiden kann, was er woher zu erwarten hat – nämlich Luft, Regen und Licht von oben, Erdschwere und fruchtbaren Boden von unten. Die große Vertikale hat sich aufgetan! Doch fehlt am unteren Ende noch der feste Grund. Denn unter dem weiten Himmel liegen Wasser und Erde ungeschieden ineinander. Und jeder weiß, was bei dieser Mischung herauskommt: Erde mit viel Wasser vermischt ergibt Morast, Schlick, Matsch oder Schlamm – also einen sumpfigen und trügerischen Untergrund, auf dem man weder gut laufen noch ein Haus errichten, weder Getreide anbauen noch Vieh halten kann. Darum sorgt Gott dafür, dass sich am dritten Tag die Wasser sammeln an einem Ort, und das Erdreich an einem anderen. Trockenes Land und Meer separieren sich – das eine hier, das andere dort. Gott räumt weiter auf. Und schon ist der Ordnungsprozess so fortgeschritten, dass Pflanzen wachsen können. Genügend Lebensraum ist dem Chaos abgerungen. Nur fehlt der Zeit noch eine Struktur. Und die muss hergestellt werden, bevor der Mensch erscheint. Denn der kommt nur zurecht, wenn er (Vergangenes und Künftiges unterscheidend) Zeiträume und Zyklen berechnen kann. Ebbe und Flut, Geburt und Tod, Hitze und Kälte, Saat und Ernte, Ein- und

Ausatmen – das alles hat seinen speziellen Rhythmus. Und der spiegelt sich seit dem vierten Schöpfungstag im regelmäßigen Lauf der Gestirne. Denn allzu verwirrend wär's für den Menschen, wenn ohne festen Zyklus zwei Winter aufeinander folgten – oder manchmal erst nach drei Tagen wieder eine Nacht käme. Generell herrschte Chaos, wenn die Naturgesetze nur ab und zu gälten oder sich im Laufe der Zeit änderten. Kein Mensch käme damit klar, wenn die Schwerkraft Aussetzer hätte! Ohne regelmäßige Abläufe wüsste man nicht, worauf man sich einstellen soll. Nichts wäre planbar, Kultur und Technik könnten nicht funktionieren – und wären folglich nie entstanden. Doch Gott zeigt sich als Freund des Lebens. Er unterwirft die Gestirne festen Regeln, ermöglicht damit (von ihrem Lauf abgeleitete) Kalender, Uhren, Prognosen – und damit Orientierung in der Zeit. Anschließend weist er aber jeder Kreatur den Lebensraum zu, für den sie optimal ausgerüstet ist. Am fünften Tag erfüllt er das Wasser mit Fischen aller Art und lässt am Himmel die Vögel fliegen. Am sechsten Tag bringt er die Landtiere hervor und zuletzt den Menschen, bevor der Schöpfer am siebten Tag ruht von all seinen Werken. Will der Schöpfungsbericht damit sagen, das anfängliche Chaos sei verwerflich und böse gewesen? Nein, keineswegs. Auch die Chaoskräfte des Anfangs hat Gott mit Bedacht geschaffen, denn ohne ihre Dynamik gäbe es weder Leben noch Entwicklung. Damit sich Leben stabilisiert, müssen zügellose Energien aber in sinnvolle Bahnen gelenkt werden. Denn Kraft ohne Kontrolle ist zerstörerisch. Das Leben hingegen braucht beides – es braucht Dynamik und Struktur. Und wenn die Bibel betont, Gottes ursprüngliche Schöpfung sei „sehr gut“ gewesen, meint sie damit, dass er Dynamik und Struktur, Kraft und Kontrolle, Vitalität und Vernunft auf glückliche Weise miteinander verbunden hat. Die Zuordnung stimmte. Denn weder schuf Gott Strukturen aus Beton, in denen alle Bewegung erstarren und ersticken muss – noch schuf er blinden Drang, der mit willkürlicher Gewalt alles, was entsteht, gleich wieder niederreißt. Vielmehr legte Gott der Dynamik Zügel an, kanalisierte die Kräfte und schuf so den stabilen Rahmen, in dem menschliches Leben erst möglich wurde. Der Schöpfungsprozess regelte das Regellose. Er formte das Formlose. Und im erkennenden Nachvollzug dieser Regeln und Formen besteht bis heute alle Wissenschaft und Kultur. Nebenbei erfahren wir aber auch etwas über das Wesen des Bösen. Denn das ist nichts anderes als eine Störung und Verkehrung der von Gott gewollten, das Leben fördernden Ordnung. Im Sündenfall unterlaufen Chaosmächte die sinnvolle Hierarchie, verwirren den menschlichen Willen und verleiten ihn dazu, das Band des Gehorsams zwischen Schöpfer und Geschöpf zu lösen. Sünde zerstört die gute Ordnung, von der das Leben abhängt – sie gebiert also ganz von selbst den Tod. Und Satan, der „Diabolos“, ist (wie schon der Name sagt) ein „Durcheinanderwerfer“, der an sich gut geschaffene Dinge so miteinander kombiniert, wie sie nicht harmonieren, sondern sich gegenseitig stören. Er bringt die von Gott geschaffenen Kräfte miteinander in schmerzhaften Konflikt, damit sie sich qualvoll aneinander reiben, sich wechselseitig hemmen und verderben. Der Schöpfer sieht sich das aber nicht untätig an, sondern stabilisiert das gefährdete Projekt seiner Schöpfung auch nach dem Sündenfall – und nutzt zu seiner Erhaltung Ordnungsstrukturen der sozialen Art: Er schafft die staatliche Ordnung, die durch äußere Machtmittel das Gute fördern und das Böse eindämmen soll. Er unterstreicht die Bedeutung der Ehe, um dem Chaos zwischen Männern und Frauen Einhalt zu gebieten. Er schafft damit einen stabilen Rahmen, in dem Kinder gut aufwachsen können. Und er verordnet dem Menschen die Arbeit, damit jeder seinen Lebensunterhalt durch sinnvolle Tätigkeit erwerben kann und nicht beim Nachbarn stehlen muss. Gott schreibt seine Gebote jedem Menschen ins Gewissen hinein. Und durch Mose gibt er sie der Menschheit dann auch noch „schriftlich“. Jedem Einzelnen weist er seinen Platz zu – durch die Geburt verortet er ihn in einer Familie, einem Kulturkreis und einer Epoche. Und er gibt ihm die Möglichkeit, in einem ehrlichen Beruf Erfüllung zu finden.

Denn Gott hat nicht nur die tausend Willensimpulse geschaffen, die uns täglich bewegen und umtreiben. Sondern er will auch, dass sie in eine Richtung wirken, die uns und anderen gut tut. Damit sie sich nicht gegenseitig behindern, müssen unsere Impulse in Herz und Gemüt koordiniert werden – Prioritäten sind zu klären, Grenzen zu markieren. Und so tritt neben die beiden Ordnungsprozesse in der Natur und im sozialen Miteinander noch ein dritter, der das Individuum formt. Denn auch das Werden unserer Person, die Erschaffung unserer inneren Welt, ist – analog zur Weltschöpfung – als Ordnungsprozess zu verstehen, der zunächst mit Chaos beginnt. Oder ist nicht jedes kleine Kind ein Wirbelwind ohne klare Richtung, ein Bündel höchst vitaler, aber unstrukturierter Kräfte? Unser aller Leben beginnt auf dynamisch-konfuse Weise. Und es ist nichts verkehrt an den wilden Energien. Doch erst wenn ein Prozess der Selbstklärung sie nach und nach sortiert und sinnvoll zueinander ins Verhältnis setzt, gewinnt der Mensch Klarheit über sein Wesen und seinen Weg. Wie die Weltschöpfung draußen, ist auch unser inneres Werden ein Ordnungsprozess. Und Gott wirkt dabei im kleinen Maßstab, was er im großen auch an Himmel und Erde tat. Denn – wie sagten wir? Bevor Gott Tag und Nacht schied, lag alles in diffusem Dämmerlicht, und nichts war mit klarer Kontur zu erkennen. So herrscht auch Dämmerlicht im kindlichen Verstand, weil das Kind Wunsch und Wahrheit, Traum und Wirklichkeit, Schein und Sein nicht sicher auseinanderhält. Erst nach und nach wachsen seine kognitiven Fähigkeiten, so dass es Wahrheit und Lüge zu trennen vermag. Wie sagten wir? Bevor Gott die Kuppel des Himmels über die Erde spannte, gab es kein „unten“ und kein „oben“. Und so fehlt auch der Seele des Kindes der Richtungssinn, so dass es Wichtiges und Unwichtiges, Vorrangiges und Nachrangiges, Wertvolles und Unnützes nicht gut auseinanderhält. Erst nach und nach unterscheidet es, was wirklich verdient, mit Liebe und Hingabe erstrebt zu werden – und was nicht. Wie sagten wir? Bevor Gott das Wasser und das trockene Land voneinander trennte, war überall Morast, auf dem man nicht bauen oder laufen konnte. Und so muss in unserer Seele das Erlaubte und Gute auf die eine Seite rücken, das Verbotene und Böse aber (weit davon geschieden) auf die andere. Erst nach und nach schärft sich das kindliche Gewissen, wir verlieren unsere Naivität und sehen moralisch klarer. Wie sagten wir? Bevor Gott durch den Lauf der Gestirne Jahreszeiten und Zyklen markierte, fehlte der Begriff der Zeit, durch den Leben erst planbar wird. Und so muss das Kind (das doch alles, was es will, immer sofort will) erst seinen Standort zwischen Vergangenheit und Zukunft erkennen, um dann zu unterscheiden, was bleiben und was vergehen wird. Erst nach und nach versteht der Mensch, dass alles „seine Zeit“ hat – und hört dann auf, an Gottes Uhren drehen zu wollen. So schafft Gott auf ordnende Weise nicht bloß die äußere, sondern auch unsere innere Welt, und bändigt dabei das Chaos, als dass wir begonnen haben. Denn von Gott lernen, heißt unterscheiden lernen: Wahrheit und Lüge, Dein und Mein, Segen und Fluch, Leben und Tod, Ehrbares und Schändliches, Heiliges und Profanes, Gesundes und Krankes – das alles stellt uns Gott geordnet vor Augen, damit seine Ordnungen sich auch in unserer Seele abbilden können und dort tiefe Zustimmung finden. Denn nur durch verständiges Nachvollziehen und Bejahen der göttlichen Gedanken wird ein Mensch weise.

Freilich – ist der große Ordnungsprozess schon zu Ende gekommen? Scheint er nicht (sowohl in der Welt als auch im Menschen) unvollendet? Offenkundig ist er das. Und immer wieder verstört das Böse, was schon gut geordnet schien. Die Zähmung des Chaos geht in der Welt ebenso weiter wie in der Seele jedes Einzelnen. Und Gott hört nicht auf, das schmerzhaft Durcheinander immer wieder in gelingendes Leben zu verwandeln. Doch ist dabei ein Ziel in Sicht. Denn das große Ringen findet seine finale Lösung, wenn Gottes Reich kommt und die verstörte Schöpfung so vollendet, wie sie von Anfang an gedacht war. Der Jüngste Tag stellt eine gute Ordnung her, die danach nichts mehr umstößt. Gott bringt das Gute endgültig „in

Form". Und dem Bösen weist er jenen Ort an, von dem es nicht wiederkehrt. Denn es fällt ja auf, wie viele Gleichnisse Jesu mit einem großen „Sortieren“ enden: Da werden die guten Fische aus dem Netz herausgelesen, und der unnütze Beifang weggeworfen (Mt 13,47-50). Der Weizen wird bei der Ernte vom Unkraut getrennt, das man anschließend verbrennt (Mt 13,36-43). Die schlechten Weinreben werden herausgeschnitten, damit die guten umso besser wachsen (Joh 15,1-8). Die Böcke kommen nach links, und die Schafe nach rechts (Mt 25,31-33). So findet letztlich alles seinen Ort und kommt „in Ordnung“. Wenn Gott aber seinen neuen Himmeln und seine neue Erde vollendet, gibt's darin keine Statik mehr, die vom Dynamischen gefährdet würde, und keine Dynamik, die sich am Statischen blutig scheuerte. Sondern alle Kraft ist dann kontrolliert, und alle Kontrolle ist kräftig. Alle Liebe ist machtvoll, und alle Macht ist liebevoll. Alle Ordnung ist lebendig, und alles Leben in Ordnung. Alles Reale ist dann vernünftig, und alles Vernünftige real. Am Ende macht sich Gott diese Welt passend, begradigt das Krumme und bindet die losen Enden zusammen. Das aber ist eine wahrlich „gute Nachricht“ – und ein (schon gleich im Schöpfungsbericht enthaltenes) „Evangelium“.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Schöpfung in 7 Tagen?

Ein kluger Mann hat mal gesagt: „Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen, und es klingt hohl, dann liegt das nicht immer am Buch.“ Und ich meine, er hat das sehr richtig beobachtet. Denn manches Buch wird nur darum zur Enttäuschung, weil der Leser darin sucht, was das Buch gar nicht bieten will. Sucht jemand Kochrezepte und schlägt dazu einen Atlas auf, wird er enttäuscht werden – aber liegt es am Atlas? Sucht jemand Gedichte und schlägt dazu das Telefonbuch auf, wird er nicht fündig – aber kann man das dem Telefonbuch vorwerfen? Natürlich nicht! Kein Buch beantwortet alle Fragen, sondern jedes nur bestimmte. Und kein kluger Leser wird sich darüber wundern. Denn wenn ich Rilke lese, werde ich dabei wenig über Chemie erfahren, und im Handbuch für Chemielaboranten darf ich keine Gedichte erwarten. Tue ich das aber trotzdem, so ist nicht etwa das Buch „dumm“, sondern ich bin „dumm“. Denn der Leser kann vom Buch nur profitieren, wenn er sich klar macht, welche Fragen das Buch beantworten will. Befragt er es dann trotzdem nach etwas anderem und bekommt keine passende Auskunft, so liegt's nicht am Buch, sondern es ist sein eigener Fehler. Doch warum erzähle ich das?

Ich halte es für wichtig, weil's auch der christliche Glaube mit einem Buch zu tun hat. Der Glaube lebt vom biblischen Wort! Und so sehr die Bibel andere Bücher überragt, ist sie doch insofern nicht anders, als auch sie nicht alle, sondern bestimmte Fragen zu ihrem Thema macht. Zu einigen will sie reden, bei anderen bleibt sie stumm. Und wer ihre Fragestellung verkennt und in der Bibel sucht, was sie gar nicht bieten will, der wird enttäuscht. Aber liegt es dann an der Bibel? Zu Enttäuschungen dieser Art kommt es z.B., wenn Menschen meinen, die Bibel wollte sie in der Art eines naturwissenschaftlichen Schulbuchs über die Entstehung der Erde informieren. Denn sie lesen dann die Schöpfungsgeschichte und sind irritiert, weil dort weder Dinosaurier noch Neandertaler vorkommen. Vom Urknall steht auch nichts in der Bibel, nichts von der Evolution und nichts von den Jahrtausenden, die vergangen sein sollen, bevor die ersten Menschen auftauchten. Man liest stattdessen, Gott habe für die Erschaffung der Welt nur 7 Tage gebraucht – und schon kommt man durcheinander. Denn wenn die Frühgeschichte der Erde anders abgelaufen sein soll: Irrt sich dann die Bibel oder irrt sich die Naturwissenschaft? Stehen sich da konkurrierende Theorien der Weltentstehung gegenüber, zwischen denen man sich entscheiden muss? Oder behandeln Naturwissenschaft und Bibel einfach verschiedene Fragen? Man kann das nur prüfen, indem man nachschaut, was wirklich in der Bibel steht, und worauf es ihr ankommt. Und ich kann ihnen schon im Voraus sagen, dass das Bild sehr viel bunter ist als die meisten es erwarten. Denn der Schöpfungsbericht, den man üblicherweise kennt, ist nur einer von vielen. Und die anderen Texte zu diesem Thema stimmen mit ihm längst nicht in allem überein.

Der Schöpfungsbericht in 1. Mose 1,1-31 unterscheidet, wie hinlänglich bekannt, 7 Schöpfungstage und er lässt auf anfängliche Leere, Dunkelheit und Wirrnis einen Prozess zunehmender Ordnung folgen. Zunächst werden Licht und Finsternis geschieden, dann das Wasser über der Himmelskuppel von dem Wasser darunter, dann das trockene Land vom Meer. Es folgen die Pflanzen und die Gestirne, die Fische und Vögel, zuletzt aber Landtiere und Menschen. Soweit kennt man das.

Unmittelbar darauf folgt aber in 1. Mose 2,4b-25 ein zweiter Schöpfungsbericht, der ganz eigenständig ist, der keine Einteilung in Schöpfungstage kennt und auch von der oben dargestellten Reihenfolge abweicht, weil er mit der unbelebten Erde beginnt und dem Nebel, der sie befeuchtet. Es folgt dann die Erschaffung Adams (zunächst ohne Eva), und die Pflanzung des

Gartens Eden. Im nächsten Schritt entstehen Landtiere und Vögel. Und erst als inmitten der Tiere Adams Einsamkeit auffällt, wird aus seiner Rippe Eva geschaffen und ihm zur Seite gestellt. Diese Abfolge steht eindeutig im Widerspruch zum ersten Schöpfungsbericht, in dem Mann und Frau gleichzeitig geschaffen werden. Aber die Bibel hat kein Problem damit!

Blättern wir weiter bis zum Buch Hiob, finden wir im 38. und 39. Kapitel wieder so etwas wie einen Schöpfungsbericht, der sich aber weder am ersten noch am zweiten orientiert, und sich auch um keine Reihenfolge kümmert. Genannt werden bei Hiob die festen Fundamente der Erde und die gebändigten Meere, die Morgenröte und der Tod, Licht und Finsternis, Schnee und Hagel, Trübsal und Wind, Regen und Gras, Gestirne und Ordnungen des Himmels, Weisheit und Gedanken, Löwen und Raben, Gemen und Hirschkühe, Wildesel und Wildstiere, Strauße und Pferde, Falken und Adler. Dass diese Aufzählung der Schöpfungswerke nicht vollständig ist, liegt auf der Hand, scheint dem Autor aber egal zu sein. Denn er erhebt weder Anspruch auf Vollständigkeit noch auf eine bestimmte Chronologie des Schöpfungsprozesses.

Gehen wir zu den Psalmen weiter, ist dort wiederum von Gottes Schöpfung die Rede (vgl. z.B. Ps 8, Ps 19, Ps 74, Ps 148). Aber ein 7-Tage-Schema oder eine feste Abfolge der Schöpfungswerke findet sich dort ebensowenig wie bei Hiob. Denn die Psalmen zeigen wenig Interesse an historisch entfernten Anfängen der Welt, sondern sie bejubeln die Schöpfung vorwiegend als einen gegenwärtigen und aktuellen Machterweis Gottes. Der Dichter des 104. Psalms singt:

„HERR, mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du anhast. Du breitest den Himmel aus wie einen Teppich; du baust deine Gemäcker über den Wassern. Du fährst auf den Wolken wie auf einem Wagen und kommst daher auf den Fittichen des Windes, der du machst Winde zu deinen Boten und Feuerflammen zu deinen Dienern; der du das Erdreich gegründet hast auf festen Boden, dass es bleibt immer und ewiglich. Mit Fluten decktest du es wie mit einem Kleide, und die Wasser standen über den Bergen. Aber vor deinem Schelten flohen sie, vor deinem Donner fuhren sie dahin. Die Berge stiegen hoch empor, und die Täler senkten sich herunter zum Ort, den du ihnen gegründet hast. Du hast eine Grenze gesetzt, darüber kommen sie nicht und dürfen nicht wieder das Erdreich bedecken. Du lässt Wasser in den Tälern quellen, dass sie zwischen den Bergen dahinfließen, dass alle Tiere des Feldes trinken und das Wild seinen Durst lösche. Darüber sitzen die Vögel des Himmels und singen unter den Zweigen. Du feuchtest die Berge von oben her, du machst das Land voll Früchte, die du schaffest. Du lässt Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz den Menschen, dass du Brot aus der Erde hervorbringst, dass der Wein erfreue des Menschen Herz und sein Antlitz schön werde vom Öl und das Brot des Menschen Herz stärke. Die Bäume des HERRN stehen voll Saft, die Zedern des Libanon, die er gepflanzt hat. Dort nisten die Vögel, und die Reiher wohnen in den Wipfeln. Die hohen Berge geben dem Steinbock Zuflucht und die Felsklüfte dem Klippdachs. Du hast den Mond gemacht, das Jahr danach zu teilen; die Sonne weiß ihren Niedergang. Du machst Finsternis, dass es Nacht wird; da regen sich alle wilden Tiere, die jungen Löwen, die da brüllen nach Raub und ihre Speise suchen von Gott. Wenn aber die Sonne aufgeht, heben sie sich davon und legen sich in ihre Höhlen. So geht dann der Mensch aus an seine Arbeit und an sein Werk bis an den Abend. HERR, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weise geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter. Da ist das Meer, das so groß und weit ist, da wimmelt's ohne Zahl, große und kleine Tiere. Dort ziehen Schiffe dahin; da sind große Fische, die du gemacht hast, damit zu spielen. Es warten alle auf dich, dass du ihnen Speise gebest zur rechten Zeit. Wenn du ihnen gibst, so sammeln sie; wenn du deine Hand auftust, so werden sie mit Gutem gesättigt. Verbirgst du dein Angesicht, so erschrecken sie; nimmst du weg ihren Odem, so vergehen sie und

werden wieder Staub. Du sendest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen, und du machst neu die Gestalt der Erde. Die Herrlichkeit des HERRN bleibe ewiglich, der HERR freue sich seiner Werke! Er schaut die Erde an, so bebt sie; er rührt die Berge an, so rauchen sie. Ich will dem HERRN singen mein Leben lang und meinen Gott loben, solange ich bin."

Das ist wahrlich großer Jubel angesichts der Schöpfung. Aber eine Systematik ist darin genauso wenig zu erkennen wie ein 7-Tage-Schema. In welcher Reihenfolge Gott seine Werke tut und wieviel Zeit er sich dafür nimmt, ist dem Psalmdichter offenkundig egal. Sein Schöpfungsglaube lebt nicht von der Chronologie, sondern vom Staunen, und die Perspektive der Naturwissenschaft ist ihm fremd. Der Psalmist will nicht messen, protokollieren und physikalisch erklären, „wie“ Gott die Dinge geschaffen hat, sondern er will bejubeln und bekennen, „dass“ Gott es tat. Entscheidend sind für den Psalmisten nicht die technischen Details des Schöpfungsprozesses, sondern Gottes Macht, die sich darin manifestiert. Entscheidend ist Gottes Anspruch, der aus seiner Urheberschaft resultiert, und der Dank, der ihm dafür gebührt. Und weil es auch anderen biblischen Autoren genau darauf ankommt, können sie von der Schöpfung oft ganz knapp und summarisch reden. Bei Jesaja im 45. Kapitel sagt Gott einfach:

„Ich bin der HERR, und sonst keiner mehr, der ich das Licht mache und schaffe die Finsternis, der ich Frieden gebe und schaffe Unheil. Ich bin der HERR, der dies alles tut. Träufelt, ihr Himmel, von oben, und ihr Wolken, regnet Gerechtigkeit! Die Erde tue sich auf und bringe Heil, und Gerechtigkeit wachse mit auf! Ich, der HERR, habe es geschaffen.“

So allgemein und umfassend ist das Bekenntnis zur Schöpfung! Und wenn wir im Buch der Sprüche das 8. Kapitel anschauen, ergibt sich dasselbe Bild. Auch da wird von Gott gesagt, dass er die Grundfesten der Erde gelegt und die Berge eingesenkt hat, dass er die Wolken mächtig und die Quellen der Tiefe stark machte, dass er die Himmel bereitere und dem Meer seine Grenze setzte. Aber auch das Buch der Sprüche behauptet weder eine bestimmte Reihenfolge der Schöpfungswerke noch eine bestimmte Zeitspanne, die dafür zu veranschlagen wäre. Schöpfung wird da überhaupt nicht wie ein „prähistorisches“ Thema behandelt, sondern als die gegenwärtige Erfahrung alles durchdringender Gottesmacht! Und genau so versteht es dann auch Jesus in Matth 6,25-34, wenn er seinen Jüngern die umfassende und alles durchdringende Fürsorge Gottes vor Augen stellt:

„Seht die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie?“ „Schaut die Lilien auf dem Feld an, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, dass auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist wie eine von ihnen.“

Es gäbe noch viele biblische Texte, an denen man es zeigen könnte: Die Pointe des biblischen Schöpfungsglaubens ist, dass der Mensch sich hier und heute in derselben mächtigen Hand Gottes weiß, aus der schon von Anbeginn an alles hervorgegangen ist. Und die näheren Umstände spielen dafür keine Rolle. Käme es auf die Einzelheiten an, hätten sich die biblischen Autoren und Redakteure darum bemüht, das bunte und teils widersprüchlich Bild der verschiedenen Zeugnisse auszugleichen. Wäre das wichtig, hätten sie sich an den Differenzen stören müssen! Wenn aber nach dem ersten Schöpfungsbericht Mann und Frau gleichzeitig geschaffen werden, nach dem zweiten Bericht dagegen mit zeitlichem Abstand, und die Bibel

lässt das einfach so nebeneinander stehen, dann liegt ihr an der Chronologie offenbar wenig. Und das ist auch nur zu verständlich, weil die Bibel keine naturkundlichen Studien betreibt. Nein! Gottes Anspruch auf den Menschen – das ist ihr Thema! Und ein verständiger Mensch, der die verschiedenen Fragestellungen auseinanderhalten kann, muss sich darum zwischen Naturwissenschaft und Bibel nicht entscheiden. Wer ein Telefonbuch und einen Atlas unterscheiden kann, der wird dem Telefonbuch nicht vorwerfen, dass es keine Landkarten enthält, und er wird es dem Atlas nicht verübeln, dass er darin keine Telefonnummern findet. Wer unterscheiden kann, erwartet im Gedichtband keine Kochrezepte und im Kochbuch keine Gedichte. Und er besteht dann auch nicht darauf, der Bibel naturwissenschaftliche Fragen zu stellen, die sie gar nicht beantworten will. Denn kein Buch will alle Frage behandeln, sondern jedes nur die, die es sich vornimmt. Naturwissenschaft untersucht, wie in der großen Kausalkette der Erdgeschichte die einzelnen Glieder von Ursache und Wirkung aufeinander folgen – sie schaut sozusagen Gott bei der Arbeit über die Schulter. Die Bibel aber bestaunt Gottes Werk in der Summe und wundert sich, dass es überhaupt Kausalketten gibt, die es ja nicht geben müsste. Der Glaube fragt nicht, was zuerst da war: das Huhn oder das Ei. Sondern er will wissen, warum es überhaupt Hühner und Eier gibt. Im Glauben interessiert uns nicht, woher wir selbst geographisch und historisch sind, sondern warum wir sind. Und darauf kann keine Naturwissenschaft antworten, sondern darauf antwortet die Bibel mit dem Hinweis auf den Willen des Schöpfers...

Was ist also mit den 7 Tagen? Muss man die wörtlich und historisch verstehen? Damit niemand meint, ich wollte mich drücken, sage ich dazu deutlich „nein“ und bekenne, dass mir persönlich an der Dauer des Schöpfungswerkes wenig liegt – oder eigentlich gar nichts: Sollte sich Gott für die Schöpfung mehr Zeit genommen haben als 7 mal 24 Stunden, so stört das meinen Glauben nicht. Und wenn Gott sich dafür 7 Jahrmillionen genommen hat, dann läuft das für meinen Glauben ganz auf dasselbe hinaus. Als Christ ist man nicht verpflichtet, das eine oder das andere auszuschließen. Und man ist deswegen auch nicht mit der Bibel im Konflikt. Denn wie gezeigt, legt die Bibel selbst kein Gewicht auf Zeitangaben und Reihenfolgen. Sie lässt unterschiedliche Schöpfungsberichte nebeneinander stehen und sagt selbst, dass vor Gott tausend Jahre sind wie ein Tag. Von den Schöpfungstexten, die wir angesehen haben, macht überhaupt nur der erste eine Zeitangabe! Wenn sich die Bibel in dieser Sache aber selbst nicht festlegt – warum sollten wir es dann als Christen tun?

Nur in dem, worauf die Bibel wirklich Wert legt, darin muss auch der Glaube fest stehen! Und das ist in allen Texten dieselbe Einsicht: Dass nämlich unser kleines Leben restlos umgeben ist von Gottes großem Werk, und jeder heutige Tag eingespannt ist in Gottes ewigen Plan. Die Bibel führt uns vor Augen, was Gott seit Anbeginn getan hat, damit wir wissen, was er heute an uns tun kann. Wir sollen sehen, dass Gott nichts widersteht in der Welt, damit uns gewiss wird, dass ihm auch nichts widersteht in unserem Leben. Und darauf kommt es an! Wir sollen begreifen, dass Gott alles kann, was er will, und sollen daraus Zuversicht schöpfen. Wir sollen durch den Blick in die Vergangenheit die Gegenwart verstehen, und sollen voller Hoffnung sein, weil Gottes Schöpfungswerk unmittelbar in unser Leben hineinragt. Wir sind von Gott getragen und gehalten, wir sollen wissen, mit wem wir es da zu tun haben, und welche Wunder wir ihm zutrauen dürfen. Und dazu ist völlig unerheblich, ob Gott uns mit oder ohne Urknall schuf. Wichtig und unverzichtbar ist hingegen, dass wir mit der Bibel über Gottes Freundlichkeit staunen und jeden Zweifel verlieren, dass der, der die Kräfte der Natur bändigt, auch bändigen kann, was uns bedroht. Der Gott, der das anfängliche Chaos ordnete, kann auch Ordnung bringen in unser Leben. Der den Fluten des Meeres ihre Grenzen setzte, kann auch unseren Leiden eine Grenze setzen. Und der uns einmal das Leben schenkte, kann das auch

ein zweites Mal tun, wenn er uns aus dem Tode erretten will. Wenn Gott die Elemente aufs Wort gehorchen, kann ihm kein Gegner widerstehen. Und wenn er sich Gutes vornimmt, vermag ihn nichts zu hindern oder aufzuhalten. Fühlen wir uns also an manchen Tagen klein und dumm und überfordert, so mag das durchaus stimmen. Aber es schadet nicht viel, weil wir doch mit dem im Bunde stehen, der alles weiß, durchdringt und regiert. Unsere Pläne scheitern oft, aber seiner Souveränität dürfen wir uns trösten. Denn da ist nichts Großes und nichts Kleines, das ihm aus den Händen glitte, und was er tut, hat er von Ewigkeit her beschlossen. Geschieht nicht, was wir wollen, so geschieht, was Gott für besser hält. Und ohne ihn geschieht gar nichts. Denn darauf (!) kommt es der Bibel an: Gott ist allezeit der Herr unserer Lage, und er allein ist der Eigentümer dieser Erde. Er ist der freundliche Gastgeber, dessen Hausordnung für alle verbindlich ist. Und während er niemandem etwas schuldet, schulden wir ihm alles. Unser Schöpfer hat Anspruch auf Gehorsam, Dank und Hingabe. Und er hat seinen Geschöpfen gegenüber jedes Recht. Er allein ist gut, sein Wille ist unwiderstehlich, Himmel und Erde folgen seinem Befehl, und alle Herrlichkeit, die wir je gesehen haben, war ein Teil von Gottes Herrlichkeit. Gelingendes Leben gibt es darum nur, wo man ihn auf der Rechnung hat. Und eine Zukunft hat nur, wer sich Gott überlässt. Das ist es, was die Bibel sagen will! Und es ist völlig unabhängig davon, ob wir uns Gottes Wirken auf der naturkundlichen Ebene korrekt vorstellen. Denn:

Bewundere ich einen Garten, ist mir ja auch egal, ob der Gärtner zum Anlegen dieses Gartens eine Schippe benutzte oder einen Spaten. Schmeckt mir ein leckeres Essen, interessiert mich wenig, ob es auf einem Elektro- oder einem Gasherd gekocht wurde. Und fesselt mich ein Roman, ist mir auch ziemlich gleich, ob er in 7 Wochen oder in 7 Jahren geschrieben wurde. Das sind untergeordnete Fragen, um die der Streit nicht lohnt. Denn wichtig ist nicht, dass wir Gottes Wirkweise durchschauen, sondern dass wir unser Leben, weil wir's wir ihm verdanken, auch vor ihm verantworten, und unsere Hoffnung auf keinen anderen setzten. Dass wir's aber tun, und hinter all den Wundern der Natur des Schöpfers Hände wirksam sehen, das schenke uns Gott, der der Anfang ist und das Ende, der Erste und der Letzte, dem alle Ehre gebührt...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Sein und Nicht-Sein, Wirklichkeit und Schein

Es gibt etwas, über das man sich selten unterhält, obwohl es grundlegend wichtig ist. Es wird fast nie zum Thema gemacht, weil es als schwierig gilt. Aber wäre es nicht lohnend, einmal **nicht** über dies und das nachzudenken, was „**ist**“, sondern über das „**Sein**“ selbst? Ich meine **nicht** dies oder das **Seiende**. Ich meine nicht die Dinge, die es „gibt“, denn davon kennen wir ja mehr als genug. Es „gibt“ Steine und Bäume, Pflanzen und Tiere, nette Leute und andere Leute, Männer und Frauen und, und, und. Mit solchen Gruppen des **Seienden** beschäftigen wir uns ständig – wir selbst gehören ja dazu! Aber das **Sein** an sich, dieses Wunder der Existenz, das all die **seienden** Dinge verbindet, diese seltsame Macht „**da**“ zu sein und sich im Dasein eine Weile zu behaupten: Woher kommt die?

Alles was **ist**, könnte schließlich auch **nicht** sein – das wissen wir nur zu gut: Es gibt für alles ein **Vorher**, als es noch nicht war, und ein **Hinterher**, wo es nicht mehr sein wird. Alles, was „ist“ – einschließlich unserer eigenen Person – ist unmittelbar vom Nicht-Sein bedroht. Alles ist **nur mal kurz** aus dem Nichts hervorgehoben in den Zustand des **Da-Seins**, und alles wird einmal in den Zustand des **Nicht-Seins** zurücksinken. Unsere Welt ist ein einziges Werden und Vergehen. Es dauert nur einen Augenblick. Und doch machen manche Dinge den Eindruck, als seien sie von substanzieller Beharrlichkeit und trügen in sich die Kraft ewig **zu sein**.

Wenn ich z.B. einen mannshohen **Granitblock** sehe, der irgendwo an einer Steilküste liegt, wenn ich ihn anfasse und seine Massivität, sein immenses Gewicht, und die Härte seiner Oberfläche betrachte, dann imponiert mir die Beharrlichkeit seines Seins. So ein Granitblock lässt keine Zweifel aufkommen an seiner **Wirklichkeit**. Er war schon viele tausend Jahre – und wird wahrscheinlich noch viele tausend Jahre bleiben. Ungerührt liegt er da. Tonnenschwer und imposant. **Nicht zu sein**, scheint für ihn gar nicht in Frage zu kommen. Und doch liegt er an dieser Steilküste in der Reichweite des Meeres, das ihn eines Tages zu Millionen von Sandkörnern zerreiben wird.

Manches „**Seiende**“ kann seiner Vernichtung richtig **lange** trotzen. Und dann zeigt sich doch, dass die Dinge ihr Sein bloß geliehen haben. Sie sind nicht aus eigener Kraft und nicht auf Dauer, sind nicht notwendig oder prinzipiell „da“, sondern nur mal vorübergehend – so lange sie am „Sein“ teilhaben dürfen. Die seienden **Dinge** kommen also und gehen. Aber das **Sein selbst** – wo ist das her? Der Stein hat die Macht zur Existenz doch offenbar nicht **in sich** oder **von sich selbst**. Sonst würde er ja bleiben. Und auch ich, wenn ich über die Macht verfügte, mich endlos im Da-Sein zu halten, würde wahrscheinlich davon Gebrauch machen.

Doch der Boden des Seins wird **mir** noch viel schneller unter den Füßen weggezogen als dem **Stein**, und auch in **mir** wird sich zuletzt nichts finden, was man meiner Auflösung entgegensetzen könnte. Mit allem Seienden gemeinsam sind wir Menschen auf dem Wege in jenes Nicht-Sein, das man „Vergangenheit“ nennt. Und ganz egal wie breitbeinig und stark ein Mensch auch im Leben steht, ganz egal wie unüberwindlich er sich vorkommen mag, so sind doch seine Tage gezählt. Wenn aber der Eindruck des Wirklichen und Harten, des Substantiellen und geradezu Ewigen, wenn das **Schein** ist – was ist denn dann **wirklich** wirklich?

Was ist das Ewige im Vergänglichen, das dem Vergänglichen seine begrenzte Dauer verleiht? Wer gibt dem Dauernden seine Dauer? Wer schenkt dem Harten seine Härte? Wer ist das Sein in all dem Seienden?

Sie können sich denken, dass meine Antwort lautet: Gott. Denn er ist die Wirklichkeit hinter all dem Wirklichen – oder besser gesagt: Er ist eigentlich das **einzig** Wirkliche. Die Dinge dieser Welt aber, die uns so ungemein wirklich **vorkommen**, sind es nur, insoweit sie an Gottes Wirk-

lichkeit **teilhabe**n. Wir alle sind nur in dieser abgeleiteten Weise „wirklich“. Wir sind nur, weil Gott als Grund und Quelle des Seins uns Sein **verleiht**. Er hat uns aus dem Nichts gerufen, wie man etwas hervorzieht aus einem tiefen, dunklen Loch, und er hält uns über dem Abgrund des Nichts. Wenn er aber seine Hand zurückzöge, und von uns nur bliebe, was wir **abgesehen** von Gott „an und für sich“ sind, so wären wir: Null, Komma – **Nichts**.

Können sie sich aber vorstellen, welche Tragweite das hat – und wie **sehr** es gegen das Lebensgefühl der meisten Zeitgenossen verstößt? Die meisten meinen, ihre eigene Existenz stehe **felsenfest**, sie seien auf jeden Fall wirklich, während sie bei **Gott** längst nicht so sicher sind. Doch in Wahrheit verhält es sich umgekehrt, weil Gott das **Wirkliche** in allem Wirklichen ist, und der Mensch im Vergleich dazu ein labiles Gebilde und ein flüchtiger Schatten. Was wir gemeinhin **Wirklichkeit** nennen, das hat nur den Schein des Seins. Gott hingegen ist der Inbegriff des Wirklichen und verhält sich zu uns etwa so, wie der Filmprojektor zu den flackernden Bildern, die er an die Wand wirft. **Er** ist die Realität, die **uns** zu flüchtigem Leben erweckt. **Unsere** Wirklichkeit verdankt sich **seiner** Wirklichkeit, während **seine** von der **unseren** durchaus unabhängig ist.

Wenn wir das aber immer wieder **vergessen**, dann liegt es nicht daran, dass der Sachverhalt zu **abstrakt** wäre, sondern im Gegenteil: Dass er so **konkret** ist und so allumfassend. Fühlen sie nur einmal die Härte des Stuhles, auf dem sie sitzen. Diese Härte ist eigentlich nicht die Härte des Holzes selbst, sondern ist ein Teil von der Härte Gottes, die er diesem Holz vorübergehend geliehen hat. Fühlen sie die Schwere ihres eigenen Körpers: Es ist eigentlich nicht **ihre** Schwere, sondern ein Teil von der Schwere **Gottes**, die er ihrem Körper geliehen hat.

Das Licht der Sonne dort draußen gehört nicht wirklich der Sonne. Im Grunde ist es **Gottes** Helligkeit, die uns durch die Sonne nur vermittelt wird. Schneiden sie sich an einer Klinge, so hat **Gottes** Schärfe sie verletzt. Und essen sie einen süßen Kuchen, so hat **Gottes** Süße sie erfreut. Denn das Wirkliche am Wirklichen ist letztendlich **immer** Gott, und kein Seiendes hat sein Sein **woanders** her als von ihm. Stellen sie sich die größte Meereswelle vor, die sie sich denken können, weit höher als ein Kirchturm, fühlen sie die ungeheure Kraft, die in ihr steckt – und dann ziehen sie von dieser Vorstellung die Welle ab: **Was sie übrig behalten**, das ist Gott. Stellen sie sich das schönste und eleganteste Tier vor, das sie kennen, vielleicht ein galoppierendes herrliches Pferd, malen sie sich seine Schönheit so richtig aus – und dann denken sie sich bloß das konkrete Pferd weg: **Was sie übrig behalten**, das ist Gott. Denn **er** ist die Leichtigkeit des Leichten, und das Abgründige des Abgrunds. **Er** ist das Dunkle der Nacht, und das Strahlen des Morgens. Er ist die Substanz aller Dinge, und ohne ihn wären sie nicht einmal Schatten zu nennen. Denn in Wahrheit **haben** die **Dinge** keinerlei Substanz, sondern **Gott ist** ihre Substanz.

Nichts ist da, ohne dass Gott darin ist. Und nichts bleibt, wenn nicht Gott darin bleibt. Denn alles was wir **sind**, ist uns von ihm geliehen, und was uns vom Sein **selbst** gehört, das sind höchstens unsere Mängel. Heißt das nun aber, dass es die Welt in Wahrheit gar nicht gäbe, weil Gott eigentlich **alles** ist? Nein. Diese Folgerung ginge zu weit. Denn Gott schuf sich in der Welt und im Menschen ein **reales** Gegenüber. Aber dieses Gegenüber ist eben nie „real“ aus sich selbst, sondern immer nur **aus ihm**. Das Sein der seienden Dinge ist und bleibt Gott. Und das Wirkliche in allem Wirklichen ist **er**. Nichts hat Substanz, wenn ihm Gott nicht Substanz **verleiht**. Er erfüllt Himmel und Erde so sehr, dass wir nach den Worten des Paulus **„in ihm leben, weben und sind“**. Und **doch** ist kein Ding mit Gott **identisch** – und auch die Natur **insgesamt** ist es nicht. Denn wenn auch Gott das ganze Universum so umfängt und durchdringt, dass er nirgendwo **nicht** ist, so ist doch das Universum **nicht** Gott, und erst recht die Natur ist **nicht** Gott, sondern ist **in** Gott und **aus** Gott, als eine ihm nachgeordnete, immer abhängige

Wirklichkeit. Wahrlich: Sehe ich Farben, sehe ich etwas von der Buntheit Gottes. Fühle ich den Wind auf der Haut, liegt darin die Frische Gottes. Und in der Massivität des Granitblocks imponiert mir die Mächtigkeit Gottes. Aber all das ist stets nur ein schwacher Abglanz. Die Schöpfung spiegelt die Herrlichkeit des Schöpfers, ohne dass ich deswegen die Schöpfung mit dem Schöpfer verwechseln dürfte. Es gibt da keine Verschmelzung!

Und doch wär's noch schlimmer, wenn ich die Schöpfung vom Schöpfer trennen wollte. Denn wenn ich die Wirklichkeit abtrenne von dem, der in ihr wirkt, wird sie **unwirklich**, und in der gewollten Abkehr vom eigenen Ursprung sogar **böse**. Suche ich die Substanz der Dinge und erkenne sie **nicht** im Lichte dessen, der ihre Substanz ausmacht, so jage ich ein Phantom. Und die Folgen des Irrtums sind fatal. Denn isoliere ich das Leben von seiner Quelle, so muss es versiegen. Betrachte ich das Seiende abgesehen vom Grund seines Seins, so wird es zum Schattenbild. Es pervertiert. Und das gilt nicht zuletzt von der eigenen Person.

Auch wir selbst – aus der Gemeinschaft Gottes herausgelöst – werden zum Schatten und zur bloßen Simulation des von Gott gewollten Menschen. Denn Gott ist nicht nur die Härte des Holzes, die Schärfe der Klinge und die Helligkeit der Sonne. Sondern er ist auch die Lebenskraft in meinen Adern, die Klarheit in meinem Kopf, und die Liebe, die mich vorantreibt. Nichts von alledem ist substanzuell „mein“, alles Gute ist mir geliehen, höchstens meine Fehler gehören mir selbst.

Wenn ich das aber weiß, wie kann ich dann mein eigenes Sein **wenden gegen** den Ursprung dieses Seins? Heißt das nicht, sich selbst abzuschaffen, wie ein Baum, der sich gegen seine Wurzel wendet? Und werde ich darum nicht eher versuchen, „nah dran“ zu bleiben an der Quelle, die mein Leben speist? Ja: Nicht nur Einsicht und Weisung sind bei Gott zu finden, nicht nur Vergebung und Gemeinschaft, sondern auch die schlichte Kraft zum Da-Sein beziehen wir von ihm. Alles Irdische schwebt über dem Nichts – und schwebt dort gewiss nicht ewig –, Gott aber hält es über dem Nichts, solange er will. Nichts bleibt, was nicht bleibt in **ihm**. Und die persönliche Konsequenz daraus ist leicht zu ziehen, dass man sich besser **an ihn** hält als an die Irrlichter und Schatten dieser Welt.

Denn der Filmprojektor ist realer als die flüchtigen Bilder, die er an die Wand wirft. **Sie** haben keine eigene Substanz, **Gott aber ist** ihre Substanz, und er heißt darum nicht zufällig der „Ich bin“. Kennen sie die biblische Szene? Mose fragt am brennenden Dornbusch nach dem Namen Gottes, und dieser Name wird ihm offenbart als „Jahwe“. „Jahwe“ aber ist gebildet aus der hebräischen Wurzel des Wortes „Sein“, so dass man den Namen Gottes übersetzen kann als: **„Ich bin, der ich bin“** oder **„Ich werde sein, der ich sein werde.“** Es ist eine gewisse Bandbreite der Übersetzungen möglich. Doch so oder so stellt sich Gott vor als der in seinem **Wirken** wahrhaft **Wirkliche**. Gottes Name beschreibt ihn als den **Seienden** und **Sich-Erweisenden**, den **Gegenwärtigen** und **Immer-Gleichen**, den **Wirklichen** und **Wirkenden**, der **das Sein ist**, und **ins Sein ruft**. Was das aber für **uns** bedeutet, die wir immer nur einen Wimpernschlag vom Nichts entfernt sind, das muss ich nun gar nicht mehr ausführen, denn es versteht sich von selbst:

Weil unsere Wirklichkeit nur geliehen ist, darum gilt es inmitten einer Welt voller Träume und Schäume all die Irrlichter und Illusionen nicht mit Realitäten zu **verwechseln**, sondern stets Anschluss zu suchen und Kontakt zu halten zu dem **einen Herrn**, der Substanz hat und Leben schenkt, der **bleibt** und bleiben **lässt...**

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Sich-Zurücknehmen

Was im Glaubensbekenntnis am Anfang steht, klingt wie selbstverständlich. Wir glauben an Gott, „den Schöpfer des Himmels und der Erde.“ Das geht leicht von der Zunge. Und vielleicht haben wir sogar Bilder vor Augen, wie der Schöpfungsbericht sie nahe legt. Doch im Grunde ist dieser seltsame Vorgang, dass Gott aus sich heraus und sozusagen „sich gegenüber“ eine Schöpfung „setzt“, alles andere als selbstverständlich. Er ist sogar schwer begreiflich! Denn wie wird aus der Einheit des Einen, der mit sich allein ist, plötzlich die Zweiheit des Einen und des Anderen? Wie kann neben der Fülle Gottes überhaupt noch etwas Zweites Platz haben? Uns kleinen Geschöpfen fällt das Problem nicht gleich ins Auge. Denn unsereiner hat enge Grenzen. Ein Mensch füllt mit seinem Körper nur wenig Raum – und neben ihm ist noch jede Menge Platz für anderes und andere! Doch Gott ist in dieser Weise nicht begrenzt. Er erfüllt und durchdringt alles. Er ist nirgends nicht. Er ist auch nirgends „außen vor“ oder „passiv“, sondern immer und überall tätig. Und so muss man wirklich fragen, wo neben solcher „Präsenz“ überhaupt noch Platz sein soll für Geschöpfe. Wo bleibt Raum für uns, wenn Gott doch überall und alles ist?

Vor der Schöpfung war außer Gott rein gar nichts. Und doch blieb da keine Lücke oder Leere zu füllen, weil Gott unermesslich und grenzenlos ist. Es ist ja gar nichts denkbar, das „jenseits“ von Gott oder ihm entzogen wäre! Vielmehr ist alles durchdrungen und erfüllt von seiner Kraft, seiner Wahrheit und Güte. Gott ist schiere Präsenz. Ohne ihn ist nichts. Aber alles ist in ihm. Und wenn einer derart grenzenlos alles beherrscht – wo bleibt neben ihm Platz für ein Zweites oder Drittes, das sich in seiner Andersheit behaupten kann? Es ist nur denkbar, wenn der Schöpfer das so haben will und jenem Zweiten oder Dritten ein Mindestmaß an Selbstständigkeit zukommen lässt, damit es von ihm selbst unterschieden werden kann. Und das bedeutet, dass Gott, als er ein geschöpfliches Gegenüber schaffen wollte, ihm dieses Mindestmaß an Selbstständigkeit auf seine (auf Gottes!) Kosten ermöglichte. Der Schöpfer musste sich „zurücknehmen“, um der Schöpfung Raum zu geben und für sie Platz zu schaffen. Und er musste dabei paradoxer Weise seine Freiheit nutzen, um sich selbst zu beschränken. Denn wenn er das nicht unablässig täte, würde uns seine Präsenz erdrücken, und seine Übermacht ließe uns keine Luft zum Atmen. Weil er aber will, dass wir sind, nimmt Gott sich zurück und gibt uns den Raum, den wir brauchen, um zu leben und uns zu entfalten...

Nun heißt das natürlich nicht, dass Gott aus seiner Schöpfung verschwände. Nein – er bleibt notwendig auch im Geschaffenen präsent! Aber er nimmt sich doch so weit zurück, dass wir Menschen ein echtes Gegenüber sein können und ein Gesprächspartner, der dem ewig-großen „Du“ mit seinem zeitlich-kleinen „Ich“ zu antworten vermag. Gott zieht sich so weit zurück, dass seine Fülle uns nicht „platt macht“. Er drängt sich dem Menschen nicht auf, so dass man an ihm zweifeln oder an ihn glauben kann. Er schweigt, damit wir zu Worte kommen. Er lässt uns Optionen, damit wir entscheiden können. Er lässt uns Pläne schmieden und lässt uns die Folgen erproben. Er verbirgt sich, um zu sehen, ob wir ihn suchen. Er weist uns unsere Nischen zu, damit wir sie gestalten können. Und er gibt uns durch diese Selbstbeschränkung eine Menge Freiraum. Denn wenn er das Geschöpf mit seiner göttlichen Fülle überflutete, könnte es kein Gegenüber sein. Ganz praktisch heißt das aber, dass Gott nicht alles selber tut, was getan werden soll, sondern ganz Vieles nicht tut, um es uns zu überlassen. Natürlich könnte Gott Kinder schaffen ohne unseren biologischen Beitrag. Aber wo blieben wir dann mit unserer Freude an der Elternschaft? Natürlich könnte Gott die Jugend auch erziehen – und könnte es sicher viel besser! Aber wo blieben wir mit unserer Erfahrung, die dann niemandem

diente? Gott könnte alle Güter, deren wir bedürfen, einfach so bereitstellen. Aber wo bliebe die Befriedigung, die wir aus gelungener Arbeit ziehen? Gott könnte uns alles Wissenswerte mit einem Schlag offenbaren. Aber der Anreiz der Neugier und der Wissenschaft ginge dabei verloren! Gott könnte uns zum Guten zwingen und alle Fehltritte verhindern. Aber worin zeigte sich dann noch unser Charakter – und was wäre erzwungene Tugend überhaupt wert? Gott könnte gegen jedes Leid eine Tablette verordnen. Aber wer lernte dann noch, sich in andere einzufühlen, zu trösten, geduldig zu begleiten und liebevoll zu pflegen? In alledem nimmt Gott sich zurück, um uns Platz zu lassen! Er könnte alles schneller und besser. Aber um uns überflüssig zu machen, hätte er uns nicht schaffen müssen. Darum bejaht Gott unser Dasein durch Zurückhaltung! Es wäre Unsinn, die Menschen so vielseitig zu begaben und ihnen dann zur Erprobung ihrer Gaben keine Gelegenheit zu geben. Deshalb nimmt sich Gott bewusst zurück und verschafft uns Spielraum! Er regelt nicht alles so, dass uns nichts mehr zu regeln bliebe. Sondern er nimmt sogar in Kauf, dass wir vieles schlechter machen als er, damit wir aus Fehlern lernen können. Was ist unser Leben also anderes als eine Bühne, die Gott extra freige-räumt hat, damit wir sie mit unserem Spiel füllen?

Der große Garten der Schöpfung ist und bleibt natürlich sein, aber er stellt uns darin eine Parzelle zur Verfügung. Gott regiert weiterhin die Geschicke der Welt, aber er tut's auf eine subtile Weise, die uns nicht einengt. Er redet nicht nur, sondern ist auch ganz Ohr, weil er von uns hören will. Er behält nicht allen Verstand für sich, sondern gibt auch uns zu denken. Er besteht nicht darauf, alles selber zu machen, sondern gönnte uns die Freude am kreativen Gestalten. Maschinen wären ihm zu langweilig. Er will mit uns in persönlichen Dialog treten. Damit wir aber überhaupt von ihm unterscheidbar werden, muss er sich in Freiheit Grenzen setzen und sich sozusagen kleiner machen, als er ist. Der Preis der Schöpfung ist ein Stück Selbstbeschränkung. Und da Gott neben sich (schon aus logischen Gründen) keinen „zweiten Gott“ schaffen kann, sind seine Geschöpfe weniger vollkommen als er. Er macht uns aber trotzdem Platz, weil er nicht egoistisch ist wie unsereiner, sondern Freude daran hat, seine Schöpfung mit jemandem zu teilen. Aus Liebe gibt er uns Raum zur Entfaltung, denn was man liebt, will man wachsen sehen. Aber folgt daraus, dass Gott nun mitten in unserem Leben „fehlte“? Nein, so ist das natürlich nicht. Fehlte Gott wirklich, fielen wir augenblicklich in das Nichts zurück, aus dem er uns gerufen hat! Aber er entscheidet sich, im Modus der Zurückhaltung präsent zu sein und unser Dasein auch durch das zu bestimmen, was er absichtlich nicht bestimmt. Wäre Gott auf zu offensichtliche Weise „da“, würde das auf die Geschöpfe erschlagend wirken, schockierend, verstörend und lähmend. Indem er aber auf indirekte Weise unser Leben trägt und seine Gegenwart verhüllt, indem er durch Menschen redet und in menschlicher Gestalt erscheint, indem er sich nur bezeugt, statt sich aufzudrängen, lässt er uns Raum, wir selbst zu sein. Und doch ist er auf diese Weise gerade nicht abwesend, sondern anwesend und tätig durch Unterlassung...

Darf ich das mit einem gewagten Bild illustrieren? Darf ich vorschlagen, Gott als das „Gefäß“ unseres Lebens anzusehen? Ein Gefäß kann aus Ton bestehen, aus Eisen oder Holz. Aber wäre es durch und durch aus Ton, Eisen oder Holz, ohne innen eine Aussparung zu haben, würden wir es nicht „Gefäß“ nennen. Denn wäre kein Loch drinnen, wo Ton, Eisen oder Holz fehlt, könnte man nichts hineintun. Eine Tee- oder Kaffeekanne, die innen nicht hohl wäre, könnte ihren Zweck nicht erfüllen. Sie wird überhaupt erst wertvoll durch den Raum innendrin, den sie mit ihrem Material nicht ausfüllt. Der Nutzen des Gefäßes besteht also darin, dass es Raum umschließt, den es selbst nicht beansprucht. Und in diesem Sinne ist Gott wirklich das „Gefäß“ unseres Lebens. Er umschließt und trägt alles, lässt dabei aber Raum für etwas von ihm Verschiedenes und bejaht damit uns als etwas ihm gegenüber Anderes und in gewissem Sinne

Eigenständiges... Doch was folgt aus alledem? Welche Konsequenzen sind zu ziehen? Die erste dürfte wohl sein, dass wir Staunen. Denn die Bewegung, die Gott da vollzieht, diese Selbstbeschränkung zu Gunsten anderer, sind wir von den Großen dieser Welt gerade nicht gewohnt. Und auch unser eigenes Empfinden würde sich dagegen sträuben. Denn welcher König rückt schon beiseite, damit das Küchenmädchen Platz hat? Welcher große Star tritt von der Bühne, um einem Anfänger seine Show und sein Publikum zu überlassen? Wer überhaupt macht sich kleiner, damit ein anderer groß wird? Welcher Gelehrte verzichtet auf Redezeit, um einem Narren geduldig zuzuhören? Und welcher Machthaber gibt dem Diener Spielräume, obwohl er dessen Fehler vorhersieht? Wir Menschen drängen stets in den Vordergrund, wollen mehr sein, mehr gelten, haben, dürfen und bestimmen. Wir machen uns breit! Gott aber nimmt sich zurück und tritt zur Seite, damit wir bei ihm Platz finden?

Ich denke, nachdem wir darüber gestaunt haben, dürfen wir es als große Ermutigung verstehen. Denn dass wir da sind, atmen, leben, lieben und lachen, geschieht auf höchsten Wunsch und Befehl. Gott selbst gibt uns den Lebensraum, den wir brauchen. Er selbst schafft die Voraussetzungen. Wenn sich unsere Daseinsberechtigung aber so direkt aus dem Willen des Höchsten ergibt – wer will sie uns dann streitig machen? Keiner muss sich die Luft zum Atmen erst durch Leistungen verdienen. Denn es ist Gottes eigener Wunsch, dass unsere Herzen schlagen. Und einer anderen Rechtfertigung unserer Existenz bedarf es nicht.

Nach Staunen und Ermutigung wird die dritte Konsequenz sein, dass wir die von Gott eingeräumte Bühne unserer Lebenszeit in seinem Sinne „bespielen“ und dabei unser Bestes geben. Denn wenn Gott uns Möglichkeiten eröffnet, würden wir ihm das durch Untätigkeit doch herzlich schlecht vergelten. Er gibt uns Verstand, damit wir ihn rechtschaffen nutzen! Er drückt uns den Pinsel in die Hand, damit wir kreativ werden! Er gibt uns ein Herz, damit wir mit anderen fühlen können! Er will Hände sehen, die sich zum Guten rühren! Und wenn er schon zuhört – sollten wir ihm dann nicht Lobpreis singen? Gott wäre zu Recht enttäuscht, wenn wir den Raum nicht füllten, den er uns überlässt! Das Gute in uns ist fröhlich zu entfalten!

Andererseits aber – das ist die vierte Konsequenz – dürfen wir uns von Gottes „Sich-Zurücknehmen“ auch eine Scheibe abschneiden. Denn wenn seine Liebe darin Ausdruck findet, dass sie anderen Raum gibt – sollten wir's dann nicht im Umgang mit unseren Mitmenschen auch so halten? Gerade wenn der Andere schwächer ist als wir selbst, ist er darauf angewiesen, dass wir ihn zu Wort kommen lassen und nicht zur Seite drücken. Darum ist das eine große Tugend, wenn man sich zurücknehmen kann, wenn man auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten nicht mit konkurriert, wenn man am großen Leistungsvergleich nicht teilnimmt, die große Bühne nicht ständig beansprucht und anderen gern den Vortritt lässt. Wie jede echte Tugend, fällt uns auch diese schwer. Denn unser Geltungsbedürfnis giert allzeit nach Anerkennung, und unser Stolz will Bestätigung. Aber Gottes Vorbild zeigt, wie viel edler der gesinnt ist, der sich zurücknimmt.

Der andere will glänzen? Man gönne es ihm! Er will im Mittelpunkt stehen? Man trete lächelnd beiseite! Er braucht Aufmerksamkeit, Ehre und Applaus? So überlasse man ihm die Bühne! Denn dass einer sich nur auf Kosten anderer Geltung verschaffen kann, und man ihn nur gelten lässt, wenn er das mit den Ellenbogen erzwingt – ist das nicht traurig? Und sollten sich nicht gerade Christen aus jenen Verdrängungswettbewerben heraushalten, in denen man nur nach oben steigt, indem man die anderen nach unten tritt? Da behandelt man das Leben wie eine Beute, die es zu erobern gilt. Für Christen ist es aber ein Geschenk, dessen man sich freuen darf! Und darum steht es uns gut an, es Gott nachzutun, und gerade die Schwächeren nicht zu bedrängen. So wie Gott können auch wir einander Raum geben – und sollten das

nicht mit neidischen Gefühlen, sondern freudig tun. Denn man kann sich in engen Türen den Vortritt lassen. Und man kann auf Ämter und Posten verzichten, wenn ein anderer Freude daran hat. Weiß einer etwas und glänzt damit, kann man den Mund halten, sich die eigene Weisheit sparen und es ihm gönnen. Und wird ihm dann Ehre zu teil, kann man sich für ihn freuen. Denn Gott hat schließlich auch ihn geschaffen, damit er Raum habe in dieser Welt. Ja, Gott selbst nahm sich zurück, damit jener sich entfalten kann! Und ich sollte ihm die Spielräume, die er braucht, streitig machen? Nur der hadert mit seinen Grenzen, der lieber unendlich wäre. Doch selbst der unendliche Gott hat sich in Freiheit begrenzt, damit wir sein können! Darum lassen auch wir dem anderen die Luft zum Atmen, drücken wir ihn nicht an die Wand, drängen wir uns nicht auf und nicht vor! Denn der ist edel gesinnt, der ohne Groll im Hintergrund stehen kann, der das Rampenlicht gern den anderen lässt und schweigt, damit sie zu Wort kommen. Man ehrt durch solches Verhalten das gottgewollte Dasein des anderen. Und wenn es nicht aufgesetzt ist, sondern als natürlich empfunden wird, ist das die allerschönste der christlichen Tugenden, die man „Demut“ nennt. So seltsam es bei Gott klingen mag – wir lernen auch die Demut von ihm selbst! Denn er hat tausendmal weniger Grund, einen Menschen wichtig zu nehmen – und tut es doch. Gott erlaubt uns, auf seine Kosten da zu sein, und eröffnet uns das Leben als einen Freiraum, den wir improvisierend mit uns selbst füllen dürfen. Gott ist sich offenbar nicht sein „ein und alles“! Erstaunlicherweise sind wir das! Wir aber können seine Hinwendung zu uns nicht besser beantworten als durch unsere Hinwendung zu ihm.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Allgegenwart

Glauben heißt, Gott in allen Dingen zu finden. Und dennoch ruft es Verwunderung hervor, wenn man das tut. Denn wer Gott in allen Dingen findet, scheint einem wichtigen theologischen Prinzip zu widersprechen: Muss Gott nicht von allen Dingen strikt unterschieden werden? Wird nicht oft betont, dass der Schöpfer „über“ seinen Geschöpfen steht? Wie soll man ihn also „in“ den Geschöpfen finden können?

In der Tat gilt, dass man zwischen Gott und der Welt klar unterscheiden muss. Daran ist gar nicht zu rütteln. Und doch kann diese Unterscheidung nicht so aussehen, dass wir eine Beziehung zu Gott hätten wie zu einer isolierten Größe „neben“ der Welt. Denn stünde Gott neben der Welt als etwas, was es „auch noch“ gibt, so wäre er nicht die alles umfassende und alles bestimmende Wirklichkeit. Er wäre dann nur ein Teilaspekt dieser Wirklichkeit. Unsere Gottesbeziehung müsste sich neben vielen anderen „weltlichen“ Beziehungen einreihen. Sie würde durch diese Beziehungen relativiert. Und der Glaube beträfe nur noch einen mehr oder weniger wichtigen Ausschnitt unseres Lebens. Man könnte wohl eine Stunde am Sonntagmorgen für „religiöse“ Betätigung reservieren. Der Rest der Woche aber bliebe davon unberührt, weil man sich da der „Welt“ zuwendet.

Das wäre wohl kaum der Glaube, von dem die Bibel spricht. Denn Gott und Welt zu unterscheiden, kann ja nicht bedeuten, dass man sie unverbunden nebeneinander stellt. Es kann nicht heißen, dass wir nach dem Gottesdienst auf die Straße hinaustreten und dabei Gott in der Kirche zurücklassen. Vielmehr begegnen wir ihm, wenn wir ihn „drinnen“ kennengelernt haben, auch überall „draußen“ in der Welt. Denn die Welt ist zwar nicht Gott. Und Gott ist auch nicht „in“ der Welt wie wir das sind. Aber die Welt ist „in“ Gott. Sie ist vollständig durchdrungen von Gottes Macht und wird vollständig getragen von seinem Willen, so dass ohne Gott kein Blatt vom Baum fällt und kein Haar von unserem Kopf. Gott ist die alles bestimmende Wirklichkeit – ohne ihn ist nichts, was ist. Sich dessen aber bewusst zu sein und überall hinter der bunten Vielfalt von Natur und Geschichte die schöpferische Hand Gottes wirksam zu sehen – das ist Glaube.

Freilich: Man könnte an dieser Stelle Zweifel anmelden. Denn was soll das eigentlich heißen, dass man Gott in allen Dingen „findet“ und sein Wirken „sieht“? Sehen denn nicht alle das Gleiche, wenn sie mit wachen Sinnen durch die Welt gehen? Beanspruchen die Gläubigen etwa, schärfere Augen zu haben als andere? Das klingt absurd. Und doch lässt sich an einem einfachen Beispiel zeigen, wie es gemeint ist: Nehmen wir an, eine Gruppe von Wanderern käme an einer mächtigen alten Dorflinde vorbei. Wenn die Wanderer dort stehen bleiben und den Baum betrachten, sieht dann jeder dasselbe? Ich behaupte: Nein! Denn wenn ein Bildhauer unter den Wanderern ist, dann sieht er in der alten Linde vor allem ausgezeichnetes Material zum Schnitzen – und vielleicht steht vor seinem inneren Auge schon die Statue, die er aus diesem Stamm herausarbeiten könnte. Wenn ein Historiker dabei ist, dann sieht er eine Gerichtslinde vor sich, die geschichtliche Bedeutung hat, weil unter solchen Linden im Mittelalter Recht gesprochen wurde. Ist ein Busunternehmer in der Gruppe, so sieht er ein Naturdenkmal, das touristisch erschlossen werden könnte, wenn man daneben einen Biergarten anlegen würde. Der Biologielehrer unter den Wanderern sieht in der Linde einen großen Pflanzenorganismus mit interessanten Spuren von Pilzbefall. Der Hobby-Maler sieht in dem Baum ein herrliches Motiv für eine Landschafts-Idylle, die er gern in Aquarelltechnik ausführen würde. Und wenn ein Kind dabei ist, dann sieht es wahrscheinlich ein Kletter- und Spielgerät, an dessen Ästen man prima eine Schaukel aufhängen könnte. Mit anderen Worten: Wenn unterschiedli-

che Menschen dasselbe sehen, sehen nicht alle dasselbe. Sondern ein jeder sieht, wie er zu sehen gelernt hat – und was zu sehen er fähig ist. In diesem Sinne ist nun auch der Glaube eine Schule des Sehens. Und wer sie durchläuft, der kommt zu einer neuen Wahrnehmung der Welt. Denn der Glaube hat für die Dinge dieser Welt (nicht den einzigen, aber) den tiefsten Blick: Er sieht in allem Gottes schaffende und leitende Hand. Und er begegnet darum in allen Dingen Gott. Er sieht nicht bloß die Schönheit der Natur, sondern sieht darin einen Abglanz von Gottes Kraft und Herrlichkeit. Er erlebt nicht nur Tagespolitik und Weltgeschichte, sondern er sucht dahinter Gottes Führung zu erkennen. Er genießt nicht einfach Essen, Musik und Geselligkeit, sondern er erfreut sich dabei Gottes großer Freundlichkeit. Er erlebt Schicksalsschläge nicht als sinnlose Zufälle, sondern er ahnt dahinter Gottes raue Pädagogik. Er sieht in seinem Ehepartner nicht seine eigene „Eroberung“, sondern ein großes Geschenk Gottes. Er weiß, dass seine Freunde bei aller Freundschaft doch Sünder sind – wie er selbst. Und er weiß, dass seine Feinde trotz aller Feindschaft doch immer Gottes geliebte Geschöpfe bleiben.

Kurz gesagt: Der Gläubige macht überhaupt keine Erfahrung, die nicht in irgendeinem Sinne auch Gotteserfahrung wäre. Es begegnet ihm nichts, worin er nicht indirekt auch Gott begegnete. Und darum hat für ihn jede noch so alltägliche Handlung mit Gott zu tun. Denn Glaube ist keine „Sonderfunktion“ des Lebens, die man am Sonntag und zu besonderen Anlässen aktiviert. Sondern wenn Glaube seinen Namen verdient, dann ist er die „Grundfunktion“, in die alle anderen Funktionen und Beziehungen integriert sind.

Dem Gläubigen ist darum nichts so „banal“, dass es nicht mit Gott zu tun hätte. Denn Gott ist auch im Banalen. Und er ist auch im Harten. Er ist in der Frische des Windes. Und in der Wärme des Bettes. Gott ist im Schmerz meines Zahnes. Und er ist im Lachen meines Kindes. Er ist in der Peinlichkeit meines Versagens. Und er ist in meinem erfrischenden Schlaf. Er ist in der Grube, in die ich falle. Und er ist auch in der Hand, die mich wieder herauszieht. Denn „in ihm leben, weben und sind wir“ (Apg 17,28). Wenn das aber stimmt – was sollte dann einem Menschen je widerfahren können, was nicht auch Gotteserfahrung wäre, für den, der versteht? Freilich: Das Verstehen ergibt sich nicht einfach von selbst. Es setzt das Evangelium voraus. Und es setzt einen gereiften Glauben voraus. Denn Gottes Gegenwart in der Welt ist eine verborgene Gegenwart. Wer anfängt Gott mit der Welt zu verwechseln, der starrt vergeblich auf die Phänomene. Wer aber Gott aus dem Evangelium „kennt“, der vermag ihn auch in Natur und Geschichte „wiederzuerkennen“. Und der entdeckt dann in seinem ganzen Leben nichts mehr, was ihm nicht entweder von Gott gegönnt oder von Gott zugemutet wäre.

Die Vielfalt der Welt wird für ihn transparent wie das Glasfenster einer Kirche. Denn bunt ist so ein Glasfenster, wie die Welt auch bunt ist. Es enthält zahllose Farbnuancen. Und doch ist es nur das eine Licht der Sonne, das all die gelben, roten, blauen und grünen Scheiben zum Leuchten bringt. Kinder denken manchmal, es wären die Glasscheiben, in denen die Farbe steckt. Doch wenn draußen die Sonne untergeht werden alle Scheiben grau – und es zeigt sich, dass das Glas aus sich heraus nicht leuchtet. Erst wenn die Morgensonne wieder darauf scheint, dringt durch jede Scheibe ein bestimmter Anteil farbigen Lichtes. Es sind nicht etwa verschiedene Lichter! Nein – es ist nur das eine. Doch jede bunte Scheibe lässt uns einen bestimmten Farbanteil dieses Lichtes erkennen, während sie andere Anteile herausfiltert. Wenn aber Glas „transparent“ ist für das hindurchscheinende Licht – sollte dann nicht auch die Schöpfung „transparent“ sein können für den Glanz des Schöpfers, der dahinter steht? Sollte dem Glauben nicht jede Erfahrung eine (so oder so „gefärbte“) Erfahrung Gottes sein? Der Ungläubige kann das nicht einsehen. Denn er meint ja, die Welt leuchte aus sich selbst heraus. Der Gläubige aber erhascht überall einen Blick auf Gottes Vielfalt und Reichtum. Hier erfährt er Gottes Geduld. Und dort Gottes Strenge. Einmal begegnet ihm Gott in strahlendem Glanz.

Und ein anderes Mal in melancholischer Dämmerung. Doch ohne Gott ist der Gläubige nirgends. Und wenn er das bunte Ganze überblickt, wenn er Gott in allen Dingen findet, so bleiben seine Gedanken auch nicht bei den Dingen hängen, sondern sie steigen über die Dinge hinaus zu dem, dessen Abglanz sie sind. Der Glaube kann gar nicht anders. Denn hat man einmal erfasst, dass der Farbenglanz nicht in den Scheiben steckt, sondern in der Sonne dahinter, so findet man überall und jederzeit Gleichnisse und Hinweise auf den Schöpfer:

„Ich fragte die Erde, und sie sprach: Ich bin's nicht. Alles, was auf ihr ist, bekannte dasselbe. Ich fragte das Meer und seine Abgründe und das Gewürm, das in ihm lebt, und sie antworteten: Nicht wir sind dein Gott, suche höher, über uns! Ich fragte die säuselnden Winde, und das ganze Reich der Luft mit all seinen Bewohnern gab zur Antwort: ... Ich bin nicht Gott. Ich fragte den Himmel, die Sonne, den Mond und die Sterne, und sie sagten: Auch wir sind's nicht, der Gott, den du suchst. Und ich sprach zu all dem, was draußen vor den Türen meines Fleisches steht: So sagt mir doch von meinem Gott, wenn ihr's denn nicht seid, sagt mir etwas von ihm. Sie aber riefen mit gewaltiger Stimme: Er hat uns geschaffen! Meine Frage aber, das war meine Betrachtung, und ihre Antwort war ihre Schönheit.“ (Augustin)

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Natur, Schicksal und Geschichte

Wer das politische Geschehen beobachtet, kann regelrecht zusehen, wie die Welt ihr Gesicht verändert. Völker erheben sich und befreien sich von ihren Herrschern, aber um die Ecke wartet schon die nächste Tyrannei. Politische und wirtschaftliche Krisen tauchen auf, versetzen die Menschen in Angst und werden doch bald von neuesten Entwicklungen überholt. Alte Bündnisse zerbrechen und neue Supermächte erheben sich am Horizont. Der Mensch aber, der bei alledem zugleich Beobachter und Betroffener ist, sucht einen Schlüssel zum Verständnis der geschichtlichen Prozesse. Er versucht das große Bühnenstück zu interpretieren, in dem er selbst eine Rolle spielt. Und er fragt sich, welcher rote Faden eigentlich die vielen verworrenen geschichtlichen Fäden zusammenhält:

Ist es vielleicht der Fortschritt, der die Geschichte beständig vorantreibt? Oder sind es die ökonomischen Verhältnisse? Bestimmen einzelne Politiker und Feldherren den Lauf der Welt? Oder tut das der Wettstreit der Ideologien? Ist Geschichte ein Kampf der Rassen und Klassen? Bestimmen dumpfe Gesetzmäßigkeiten ihren Lauf – oder doch eher Zufälle? Hat die Geschichte ein Ziel? Hat sie Vernunft? Oder funktioniert sie nach den Regeln des Glücksspiels?

Das sind Fragen, die jeden nachdenklichen Menschen bedrängen. Wer aber tiefgreifende Antworten will, weil er mit den Erklärungsversuchen der Fernsehkommentatoren nicht zufrieden ist, sollte einen Blick in die Bibel werfen. Denn entgegen der üblichen Vorurteile lebt der biblische Glaube gerade nicht weltabgewandt im luftleeren Raum, sondern lebt in unmittelbarer Auseinandersetzung mit der Geschichte. Denn der Glaube selbst ist nichts anderes als der Entschluss, alle Geschichte von Gott her zu verstehen. Ob es die große Weltpolitik ist oder der eigene kleine Lebenslauf – der Glaube setzt alles in Beziehung zu Gott. Und wo die Vernunft dann urteilt, Geschichte sei das zufällige Produkt von menschlicher Größe und menschlicher Dummheit, da blickt der Glaube tiefer. Er erkennt, dass er es in aller geschichtlichen Wirklichkeit zuletzt immer mit Gott zu tun hat – und mit niemand sonst:

***„Der HERR tötet und macht lebendig, führt hinab zu den Toten und wieder herauf.
Der HERR macht arm und macht reich; er erniedrigt und erhöht.“ (1. Sam 2,6-7)***

So lesen wir es im Alten Testament. Und wir erkennen darin unschwer das Kennzeichen biblischer Geschichtsbetrachtung, dass sie schlechthin alles Geschehen transparent werden lässt für die darin verborgen wirkende Hand Gottes. Oberflächlich betrachtet mischen sich im biblischen Geschichtsbild dieselben Faktoren, die wir auch aus den Tagesnachrichten kennen. Da gibt es aufsteigende Staaten und zerfallende Reiche, Helden und Schurken, Korruption und Verrat, Krieg und Frieden, Naturkatastrophen und Hunger, Fortschritt und grenzenloses Elend. All das finden wir auch in der Bibel. Aber die Bibel steht nicht ratlos davor, sondern sie zeichnet all diese Ereignisse entschlossen ein in den großen Gesamtrahmen göttlichen Handelns. Wie immer die Völker heißen mögen, die Könige und die Schauplätze – die Bibel geht doch davon aus, dass man es zuletzt immer und überall mit Gott zu tun hat. Denn nicht Josua eroberte das gelobte Land. Und nicht Nebukadnezar hat Israel daraus vertrieben. Sondern Gott hat es getan. Der Herr tötet und macht lebendig, er macht arm und macht reich; er erniedrigt und erhöht. Er belohnt und bestraft, er droht und lockt, er hindert und fördert. Aber er tut das eben nicht unmittelbar, sondern in der Regel mittelbar durch die Hand von Menschen und Völkern, die wissend oder auch unwissend zu Gottes Werkzeugen werden. Gott selbst muss dabei nicht in Erscheinung treten. Und darum sagt Luther sehr treffend, der Weltenlauf sei

„Gottes Mummerei“. Ja, Gott führt sein Regiment verborgen unter Masken und Larven. Und eben deshalb ist es unmöglich, vom Lauf der Geschichte auf Gottes Willen zu schließen. Denn der weltgeschichtliche Mummenschanz verbirgt Gott viel mehr, als dass er ihn offenbarte. Gott ist zwar überall in der Geschichte tätig, aber er ist längst nicht überall greifbar. Er begegnet uns in allen historischen Fakten, aber er offenbart sich darin nicht, sondern in der Regel verbirgt er sich so tief unter Blut, Schweiß und Tränen, dass seine Barmherzigkeit gegen den Augenschein geglaubt werden muss. Deshalb muss man Gott schon kennen, um ihn in der Geschichte wiederzuerkennen. Und deshalb gibt es auch zur christlichen Betrachtung der Geschichte nur den einen Schlüssel, der Jesus Christus heißt. Denn Christus ist der eine Punkt der Geschichte, an dem man Gott packen kann, weil er genau dort gepackt werden will. Christus ist die einzige geschichtliche Gestalt, in der uns Gott ohne Maske gegenübertritt. In Christus ist Gott ganz er selbst. Und darum ist der Blick auf Jesus Christus ein tiefer Blick in Gottes Herz. Wer diesen Blick getan und gesehen hat, wieviel Liebe da ist, der weiß künftig mehr als alle Weltgeschichte ihm je hätte verraten können. Denn indem er Christus kennt, kennt er Gottes tiefste Gedanken – und kann von hier aus dann auch die Tiefendimension der Geschichte und ihr heilvolles Ziel ermessen.

Vordergründig sieht ein Christ natürlich dasselbe wie alle anderen – nämlich ein wildes Handgemenge von Völkern, Rassen, Ideologien und Wirtschaftsmächten. Doch aus der Begegnung mit Christus weiß er, dass hinter all den Puppen, die Gott da tanzen lässt, als Generalthema der Geschichte etwas viel Ernsteres steht. Dahinter steht Gottes Ringen um seine Schöpfung, die sich dem Bösen zugewandt hat, und die unaufhaltsam vom Bösen zerfressen werden müsste, wenn Gott nicht zornig und barmherzig dazwischentrate. Menschen schlagen und vertragen sich. Sie gönnen sich zwischen den Kriegen auch mal eine Pause. Gott aber schließt keinen Frieden und er schließt keinen Kompromiss, sondern kämpft um jedes einzelne seiner Geschöpfe. Er ringt mit brennender Geduld um jede Seele. Und eben diese Beharrlichkeit Gottes ist das Geheimnis und der eigentliche Motor der Geschichte. Sie ist ihr verborgenes Thema, dessen man nicht innewerden kann, ohne dass Geschichtsbetrachtung in Selbsterkenntnis umschlägt.

Der Mensch gewinnt dabei keine Einsicht in die konkreten Pläne Gottes – nein, das nicht. Warum gerade ihm der Keller voller Wasser läuft, warum gerade ihm seine Ehe gelingt, warum gerade er befördert oder gefeuert wird – das kann ihm durchaus verborgen bleiben. Aber er weiß als Christ trotzdem mehr als andere. Denn er weiß, dass alles, was ihm gegönnt oder zugemutet wird, ihm von Gott gegönnt oder zugemutet wird. Es ist kein blindes Schicksal, das ihn da mit Ereignissen bewirft, sondern es ist der Vater Jesu Christi, der es zuletzt nicht böse mit ihm meinen kann. Denn der Herr der Geschichte arbeitet nicht gegen seine Kinder, sondern er arbeitet an ihnen. Er kämpft nicht gegen sie, sondern um sie. Und das zu wissen ist nicht wenig, sondern ich meine, es müsste genügen, um einen Menschen mit seinem kurzen und oft verworrenen Leben zu versöhnen. Denn wir stehen zwar ungefragt auf der Bühne der Geschichte und sind uns über unsere Rolle genauso wenig im Klaren, wie all die anderen Akteure.

Aber wir kennen den Regisseur, der die großen und die kleinen Fäden in der Hand behält, und können uns mit dem rätselhaften Drehbuch der Geschichte versöhnen, weil Gott es geschrieben hat und auch die Aufführung stets im Griff behält. Er versteht die Irrungen und Wirrungen, die wir nicht begreifen. Und er stellt uns mit Bedacht, auf unseren Platz im großen Welttheater, wo denn auch nichts geschieht, worin nicht Gott mittelbar wirksam wäre. Alle Akteure sind Gottes Masken und Larven. Und die falschen Alternativen, über die so viele Menschen stolpern, gibt es darum nicht.

Menschen fragen, ob die Welt durch den Urknall oder durch Gott entstanden ist. Aber warum soll nicht beides zutreffen? Kann der Urknall nicht Gottes Werkzeug gewesen sein? Jeder von uns kann einen Hammer benutzen. Und wenn die Frage aufgeworfen würde, ob der Handwerker den Nagel eingeschlagen hat oder der Hammer, so würden wir darin sofort eine sinnlose Alternative erkennen. Denn der Handwerker hat es mit Hilfe des Hammers getan.

Muss man da fragen, ob unser tägliches Brot aus der Bäckerei kommt – oder von Gott? Natürlich nimmt Gott Landwirte, Bäcker und Lebensmittelhändler in seinen Dienst, um seine Geschöpfe zu ernähren. Er bedient sich ja auch der Ärzte, um Menschen zu heilen. Er gebraucht Lehrer, um Menschen zu bilden, und Polizisten, um sie zu schützen. Hinsichtlich des Ertrages aber gilt, dass wir ihn nicht entweder den Menschen oder Gott verdanken, sondern ganz vorrangig unserem Gott, der durch Menschen das Erforderliche geschehen lässt. Wie der Maler seinen Pinsel benutzt, der Schreiner seine Säge und der Musiker sein Instrument, so nutzt Gott Personen, Mächte und Ereignisse. Sie sind seine Masken und Larven, wenn er inkognito handelt. Eben deshalb aber ist es kein Widerspruch, wenn wir die von Menschen geschriebene Bibel als Gottes Wort ansehen, oder den psychologisch beschreibbaren Glauben als ein Werk des Heiligen Geistes. Nur weil Eltern an der Entstehung ihres Kindes einen biologischen Anteil haben, hört es nicht auf Gottes Geschöpf zu sein. Wenn wir zu einem Naturereignis die „natürlichen“ Ursachen kennen, heißt das nicht, dass es keine Handlung Gottes sei. Und wenn ein Mensch stirbt, stirbt er auch nicht am Versagen irgendeines Mediziners, sondern allemal an dem Beschluss Gottes, hinter dieses Leben einen Punkt zu setzen. Als Christen wissen wir eben nicht nur um das Werkzeug, das uns trifft, sondern auch um die unsichtbare Hand, die es führt. Wir unterscheiden durchaus zwischen dem Täter und dem Mittel seiner Tat. Aber zwischen beidem eine falsche Alternative aufzubauen, gibt es keinen Grund...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Schicksal, Allmacht, Vorsehung

Das Lied ist sehr bekannt: „**Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt, der allertreuesten Pflege des, der den Himmel lenkt.**“ Vertraut sind uns diese Worte. Aber verstehen wir sie auch? Natürlich ist nicht die Rede davon, man solle Gott etwas befehlen. Das Lied spricht vom „Anbefehlen“. Und nicht nur manche unserer Wege sollen wir Gottes Obhut anvertrauen, sondern alle. Fröhliche Wege, vielleicht zum Standesamt. Und ebenso traurige Wege, auf den Friedhof. „**Befiehl dem Herrn deine Wege**“, das ist die Aufforderung, den eigenen Lebensweg vorbehaltlos in Gottes Hand zu legen. Das ist an sich auch leicht zu verstehen. Doch der Aufforderung nachzukommen, bleibt ungeheuer schwer. Denn wir geben das Steuer ungern aus der Hand. Wer anderen Menschen Verantwortung überträgt, wird oft genug enttäuscht. Und wir wollen nicht riskieren, dass es uns mit Gott auch so geht. Darum suchen wir Vorwände, um jener Vertrauensforderung „**Befiehl dem Herrn deine Wege**“, nicht nachkommen zu müssen.

Manche sagen dann: **Das ist doch gar nicht nötig**, dass ich meinen Lebensweg Gott anvertraue! Gott lenkt sowieso die Wege aller Menschen – ob ich das will oder nicht. Was macht es also für einen Unterschied, ob ich mich seiner Führung anvertraue oder nicht? Umfasst seine Vorsehung nicht ohnehin alles Geschehen? Warum soll ich Gott etwas anbefehlen, was er sowieso in Händen hat? Das ist die eine Art, wie man die Forderung von Vertrauen zurückweisen kann. Man kommt aber auf entgegengesetztem Wege zum selben Ziel, wenn man eine Einschränkung der persönlichen Verantwortung beklagt. Ja wie denn? – ruft man empört. Wenn der allmächtige Gott alles Geschehen auf Erden lenkt, **wo bleibt denn dann meine Freiheit?** Gäbe es eine lückenlose Vorsehung, wären wir ja Gottes Marionetten und für nichts mehr verantwortlich!

Zwei kluge Einwände sind das. Und sie lassen ein **vertracktes Problem** entstehen, für das es scheinbar nur schlechte Lösungen gibt. Denn entweder lenkt Gott alles Geschehen – dann sind wir nur Schachfiguren, die er hin- und herschiebt. Oder wir Menschen sind frei in unseren Wegen – dann ist Gott nur noch ein unbeteiligter Zuschauer des Weltgeschehens. Das eine scheint so unsinnig wie das andere. Denn wir machen ja schließlich die Erfahrung der Freiheit. Wir können an einer Weggabelung links oder rechts gehen. Und doch kann es nicht so sein, dass unsere Entscheidungen Gott überraschen würden. Lenkte Gott nicht auch unsere Entscheidungen, so würden wir damit ständig seine Pläne durcheinanderbringen. Gott wüsste heute noch nicht, was morgen geschieht – und das passt schlecht zu dem allmächtigen und allwissenden Gott, von dem uns die Bibel erzählt. Wir sind also mit jenem kleinen Satz „**Befiehl dem Herrn deine Wege**“ in ein riesiges Problem hineingeschliddert. Entweder lenken wir unsere Wege selbst – dann ist Gott machtlos. Oder Gott lenkt unsere Wege – dann sind wir machtlos. Das scheint ein unauflöslicher Knoten zu sein. Doch gibt es durchaus eine Lösung. Und die steckt nicht in großen komplizierten Gedankengebäuden, sondern in der kleinen Geschichte von Bildad und dem Engel des Todes:

Bildad war ein Freund des weisen König Salomo. Oft saßen sie im Garten beieinander und unterhielten sich. Eines Tages aber ging der Engel des Todes am Garten vorüber und richtete seine Blicke auf Bildad. Da fragte Bildad den Salomo: „Wer ist dieser Mann?“ Salomo antwortete: „Du kennst ihn nicht? Das ist der Engel des Todes.“ „O weh,“ – rief Bildad – „er hat mich so angeschaut, ich glaube, er hat es auf mich abgesehen. Lieber Salomo, du hast wunderbare Kräfte, befiehl doch dem Wind, dass er mich davonträgt

und im fernen Indien niedersetzt!" Salomo tat, was Bildad sich gewünscht hatte – und der Wind trug Bildad davon.

Wenig später kam der Engel des Todes wieder an Salomos Garten vorbei. Salomo sprach ihn an und fragte, warum er seinen Besucher vorhin so merkwürdig angeschaut habe. Der Engel aber sprach: „Dass ich Bildad so lange ansah, das geschah aus Verwunderung, weil mir befohlen worden war, seine Seele aus Indien zu holen, während er doch hier bei dir in Kanaan war.“

Ich mag diese Geschichte sehr. Denn sie zeigt auf unterhaltsame Weise, dass Gottes Vorsehung und unsere Freiheit einander keineswegs ausschließen. Gottes Vorsehung, wie sie uns hier präsentiert wird, ist nicht von der Art, dass sie uns entmündigt. Denn zweifellos hatte jener Bildad die Freiheit, Salomo um Hilfe zu bitten oder nicht. Als er den Engel des Todes sah, wollte er vor ihm fliehen – und er floh. Er tat, was er wollte. Auch Salomo hatte die Freiheit, Bildads Wunsch zu erfüllen oder nicht. Er erfüllte ihn. Auch Salomo tat also, was er wollte. Niemand in dieser Geschichte ist in einer Zwangsjacke, niemand ist entmündigt, niemand gefesselt, jeder tut durchaus, was er will. Und doch zeigt das Ende, dass alles in den Bahnen der Vorsehung blieb. Alles läuft zwanglos aber unausweichlich auf das Ziel zu, das Gott gesetzt hat. Denn Bildads Flucht nach Indien konnte Gott nicht überraschen. Lange bevor Bildad auf diese Idee kam, hatte Gott sie einkalkuliert – und hatte schon bei der Beauftragung des Engels gewusst, dass dieser die Seele Bildads aus Indien würde holen müssen. Bildads Freiheit wird dadurch nicht beschnitten, aber sie erweist sich als untauglich, um damit Gottes Wille zu umgehen. Denn Gott knechtet niemand und lenkt doch jeden. Wenn das nun aber stimmt, was bedeutet dann der Appell „**Befiehl dem Herrn deine Wege**“?

Er besagt jedenfalls nicht, dass Gott erst dann begägne, unsere Wege zu lenken, wenn wir ihn darum bitten. Nein. Er tut das immer. Auch bei den Menschen, die nichts davon wissen oder die es nicht wollen. Unser Schicksal ist lückenlos in Gottes Hand. Und trotzdem macht es einen Unterschied, ob wir mit seiner Lenkung einverstanden sind oder nicht. Denn auch das zeigt unsere Geschichte: Wer sich sinnlos gegen Gottes Führung sträubt wie Bildad, der gewinnt dabei nichts, aber er verliert den Frieden seiner Seele. Wer meint, er könne erst frei und glücklich sein, wenn er Gottes Vorsehung entkommt, der wird in diesem Leben nie frei und glücklich – der hadert bis zum Ende damit, dass er sein Leben nicht im Griff hat und ein anderer sein Herr ist. Die Vertrauensforderung des 37. Psalms „**Befiehl dem Herrn deine Wege**“ weist uns demgegenüber einen anderen, viel schöneren Weg. Wir werden nämlich ermutigt, in Gottes höhere Weisheit einzustimmen. Und wenn wir das tun, lernen wir die Abhängigkeit von Gott nicht als Unglück, sondern als Glück zu betrachten.

Wir lernen dann, uns der Führung Gottes zu überlassen und uns darin geborgen zu fühlen, denn wir wissen dann, dass nichts, was uns trifft, Zufall ist. Was uns an Schönem begegnet auf unserem Lebensweg, das ist uns von Gott gegönnt, damit wir unsere Freude daran haben. Was uns an Schlimmem begegnet, das ist uns von Gott zugemutet, dass wir uns daran bewähren sollen. Aber nichts von alledem, was uns begegnet, entspringt der Willkür von Menschen. Zwar gibt es viele Menschen, die sich gebärden wie Bildad. Viele wollen Gott das Heft aus der Hand nehmen, wollen mit eigenen Ideen in Gottes Regiment hineinfuschen und für andere Schicksal spielen. Aber Gottes Plan gerät durch all diese Bildads nicht aus den Fugen. Er führt sie – und er führt uns – wohin er will. Und es ist auch gut so, denn Gott ist weise, und wir sind es nicht. Wer das alles nicht wahr haben will und gegen das Notwendige aufbegehrt, wird dadurch kein bisschen freier. Wer aber einsieht, dass es gut ist, Gott das Regiment zu überlassen – den macht solche Einsicht wirklich frei: Sie macht ihn frei, die Abhängigkeit von Gott als Glück zu begreifen und fröhlich den eigenen Lebensweg in seine Obhut zu stellen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Alles hat seine Zeit

Ist ihnen mal aufgefallen, wie oft der Erfolg einer Unternehmung vom „richtigen Timing“ abhängt – und wie viel bloß darum schief läuft und missrät, weil man es „zu früh“ oder „zu spät“ versucht? Es gibt talentierte junge Leute, die nur deshalb beruflich scheitern, weil man sie zu früh mit schweren Aufgaben betraut – ein Jahr später wären sie so weit gewesen! Und es gibt Pärchen, die jahrelang übers Heiraten nachdenken, bis sie es nach vielem Hin und Her zerredet und den rechten Moment verpasst haben. Mancher Politiker bringt eine gute Idee vor und wird nicht gehört. Doch einen Monat später schlägt ein anderer dasselbe vor – und alle sind begeistert. Der eine Künstler entwickelt seine Darbietung mühsam bis zur Vollkommenheit, nur um zu erleben, dass sie gerade dann, wenn er's draufhat, außer Mode ist. Und ein anderer Künstler bleibt erfolglos, weil er seiner Zeit zu weit voraus ist und vom Publikum nicht verstanden wird. Ja, es ist vertrackt! Manch einer bringt große Opfer, um Probleme zu lösen, die sich bald darauf auch ganz von selbst gelöst hätten. Und ein anderer wartet geduldig auf günstige Gelegenheiten, nur um irgendwann festzustellen, dass sein Zug längst abgefahren ist. Es fällt schwer, nicht nur das Richtige zu tun, sondern das Richtige auch im richtigen Moment! Denn wie bei Früchten, die lange reifen und dann rasch verderben, scheint es für manche Dinge nur ein bestimmtes Zeitfenster zu geben, in dem sie funktionieren. Just in diesem Moment kann man die Frucht ernten und genießen. Doch kurz davor oder danach ist es wie verhext und alles Bemühen vergeblich. Man könnte das an einem Fußballspiel zeigen, bei der Erziehung eines Kindes oder im Verlauf einer Diskussion: Ein Impuls muss nicht nur gut sein, sondern muss auch zur passenden Zeit kommen – sonst verpufft er. Denn auf das „Timing“ kommt's an. Und das gelingt nicht so, dass ich die Dinge in meinen Kalender schreibe, wo ich sie gern hätte und sie mir gelegen kämen. Sondern es scheint, als wählten manche Ereignisse selbst den Termin, zu dem sie eintreten möchten. Es scheint, als hätten sie ihre eigene Meinung darüber, wann sie „dran“ sind. Denn gewisse Entwicklungen richten sich nicht nach der Zeit, die ich ihnen geben will, sondern nach der Zeit, die sie brauchen. Sie haben ihren eigenen Rhythmus und kommen nicht auf mein Kommando, sondern wenn es ihrer eigenen Logik entspricht. Denn wenn ich einen Apfelbaum noch so sehr anflehe Früchte zu tragen, wird er mir den Gefallen doch im Februar nicht tun. Und wenn ich im Frühjahr frischen Rasen gesät habe, hilft es auch nicht, täglich hinzugehen und an den grünen Hälmschen zu ziehen, damit sie schneller wachsen. Denn alles braucht seine Zeit. Und wie der Wein im Fass braucht auch ein Mensch Zeit, um zu reifen – und kann nicht vorzeitig zur Reife gezwungen werden. Jedes Ding hat seine Zeit, wann es „dran“ ist. Und es ist besser, sich darauf einzustellen. Denn so empfiehlt es schon der Prediger Salomo im Alten Testament und sagt: „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde“ (Pred 3,1-8). Geboren werden und sterben, pflanzen und ausreißen, töten und heilen, abrechen und bauen, weinen und lachen, klagen und tanzen, schweigen und reden, lieben und hassen – das alles hat jeweils seine Zeit. Und weil es sie von Gott her schon „hat“, muss ihm „seine“ Zeit nicht erst von Menschen eingeräumt oder zugewiesen werden. Die Dinge haben „ihre“ Zeit, schon bevor es uns einfällt, ihnen nach Gutdünken Zeit zu „geben“. Denn „ihre Zeit“ ist ihnen angewiesen von dem Allmächtigen, der alle Schicksale lenkt. Und da sich Gottes Vorsehung auf das gesamte Dasein erstreckt, ist damit allen Dingen zwischen Geburt und Tod ihre Zeit zugewiesen. Auch für das fernste Künftige, das uns noch ganz verborgen ist, steht längst in Gottes Drehbuch, wann es anfangen und aufhören soll (Ps 139,16 / Mt 6,27). Und zu einem anderen Termin weigert es sich stattzufinden, weil's nach Gottes Plan eben nicht „dran“ ist. „Alles hat sei-

ne Zeit" bedeutet also nicht bloß, dass alles seine Zeit „braucht“ oder man allem Zeit „geben“ soll, sondern dass alles zu einer gewissen Zeit „an der Zeit ist“, weil's so in Gottes Kalender steht – und der Mensch daran nichts ändern kann. Der große Weltprozess unterliegt Gottes Kontrolle, nicht unserer. Auch die menschlichen Entscheidungen ändern nichts an Gottes Plan, sondern lassen nur zustande kommen, was Gott vorgesehen hat. Und wenn der Mensch das ganz unerhört findet und nicht akzeptieren will, wenn er gegen Gottes Fügung zu erzwingen versucht, was nicht „dran ist“, und voller Anmaßung meint, die Welt sollte doch besser seiner Uhr folgen, so richtet er damit nur Chaos an und erreicht gar nichts. Denn Gott möchte zwar, dass wir die Früchte ernten, die er wachsen lässt, und gönnt uns auch, dass wir davon satt werden. Doch wann welche Frucht für uns reif wird und gepflückt werden kann, bestimmt er. Aus Gottes Vorsehung werden die Ereignisse geboren, wie eine Mutter ihre Kinder gebiert. Und wie bei einer Schwangerschaft wäre es sehr dumm, den Prozess verkürzen oder verlängern zu wollen. Wenn wir da nervös auf die Uhr schauen und forderten, das Kind müsse dringend einen Monat früher aus dem Mutterleib heraus oder es solle aus Termingründen einen Monat länger drinbleiben – was könnte daraus folgen als nur Unglück und Leid? Geboren werden und sterben, pflanzen und ausreißen, töten und heilen, abrechen und bauen – das alles hat seine Zeit und will von uns keine andere zugewiesen bekommen. Denn wenn der Mensch gegen Gottes Plan Anfänge und Schlusspunkte zu setzen versucht, wird darauf kein Segen liegen. So ein Mensch weint und lacht dann zur Unzeit, klagt und tanzt, schweigt und redet, liebt und hasst zur Unzeit. Er schaut nicht mehr auf den großen Dirigenten, sondern reißt den Taktstock an sich, um dem Orchester ein anderes Tempo vorzugeben. Willkürlich versucht er an Gottes Uhr zu drehen – und verdirbt durch Vorwegnahme oder Verzögerung auch das, was zu „seiner“ Zeit sehr gut gewesen wäre. Denn in dieser Welt geht alles erst, wenn die von Gott bestimmte Stunde gekommen ist. Und wenn's uns auch zerreißen will: vorher geht es nicht! Im Neuen Testament kann man übrigens schön beobachten, wie sorgfältig Jesus auf den göttlichen Zeitplan achtet und für jeden Schritt die rechte Stunde abwartet. Als Maria ihn zu einem Wunder drängen will, sagt er, seine Stunde sei noch nicht gekommen (Joh. 2,4 / vgl. Joh 7,6). Und auch seine Verhaftung erfolgt erst, als die entsprechende Stunde da ist (Joh 7,30 / Joh 8,20 / Lk 22,53). Jesus spricht von einer Stunde der Passion, von einer bestimmten Stunde, in der sich die Jünger zerstreuen, und ebenso von eine Stunde der Verherrlichung (Joh 13,1 / Joh 16,32 / Joh 17,1). Er ist keineswegs zu einer beliebigen Zeit in die Welt gekommen, sondern als die Zeit „erfüllt“ war (Gal 4,4 / Mk 1,15 / Eph 1,10). Und Jesus mahnt auch seine Jünger und Gegner, die Zeichen der Zeit zu erkennen (Lk 12,54-56). Wir sollen auf Gottes „Timing“ achten. Und das auch in der eigenen, kleinen Lebensgeschichte. Denn wenn uns etwas gerade nicht in den Kram passt, kann es nach Gottes Kalender trotzdem für uns vorgesehen sein. Und es steht uns dann nicht zu, die Annahme des Pakets zu verweigern. Reichtum oder Armut, Gesundheit oder Krankheit, Gemeinschaft oder Einsamkeit, Freude oder Leid, Leben oder Tod: Gott schreibt uns diese Dinge auf unseren Stundenplan. Und er denkt sich etwas dabei. Das zwingt uns durchaus nicht zum Fatalismus. Denn manchmal will Gott uns nicht in passiver Ergebung sehen, sondern in aktivem Widerstand. Es hindert uns auch nicht, Dinge anzustreben und Chancen zu ergreifen, wenn sie sich bieten. Wir sollen unser Glück durchaus beim Schopfe fassen, wenn die Gelegenheit da ist! Aber niemand sollte sich wundern, wenn's anders kommt als gedacht. Denn während wir uns einen Weg erdenken, behält Gott sich doch vor, unseren Schritt zu lenken (Spr 16,9 / Spr 19,21 / Jer 10,23). Natürlich pflücken wir trotzdem die Früchte, die uns vor der Nase hängen. Wir dürfen fröhlich auf das zugreifen, was Gott uns anbietet! Aber wenn wir mit dem Schicksal hadern und ihm etwas abzwängen wollen, haben wir vergessen, wer hier das Drehbuch schreibt. Und Gott trotzig den Taktstock aus den Händen zu win-

den, ist dann ein dummer und vergeblicher Versuch. Denn Gott lässt uns die Vorsehung nicht regieren. Das aber nicht bloß mit unwilligem Murren hinzunehmen, sondern es ausdrücklich zu begrüßen – das ist die Weisheit, die der Prediger Salomo empfiehlt. Denn was wollte daraus werden, wenn Gott die Geschicke der Welt tatsächlich in unsere Hände legte? In kürzester Zeit hätte einer dem anderen das Leben zur Hölle gemacht! Und darum ist es gut, dass der Allmächtige das Steuer nicht aus der Hand gibt. Er wird alles schenken, was er uns zgedacht hat. Und er wird alles nehmen, was uns nicht bleiben soll. Doch in beidem kommt Gott ohne unsere Ratschläge aus. Und der Mensch ist wirklich verrückt, wenn er meint, der Lauf der Welt müsse auf seinen Kalender abgestimmt werden. Denn Gott gibt den Dingen ihr Stichwort, so dass sie auf der Bühne erscheinen – sie lassen sich von uns weder raufzerren noch runterschubsen! Und dennoch versuchen Menschen, ihr Leben anzugehen wie ein von ihnen selbst strukturiertes, eng getaktetes „Projekt“. Als hätte Gott nicht mitzureden, planen sie Schulabschlüsse, Jobangebote, Lebenspartner und Wunschkinder. Und wenn's anders kommt als bestellt, sind sie empört. Was zu früh an ihre Tür klopft, wird abgewiesen. Und was ausbleibt, wird umgehend eingefordert. Was sie verpasst haben, soll wiederholt werden. Und was ihnen zu lang dauert, möchten sie herbeizwingen. Sie sehen die eigene Biografie als ihr Gesamtkunstwerk, in das ihnen Gott nicht dreinreden soll. Und sie missverstehen damit vollständig ihre Rolle in dieser Welt. Denn die Kirschen sind hier immer erst reif, wenn sie reif sind. Wenn ich sie zu früh hinunterschlinge, wird's mir nicht bekommen. Und wenn ich reife Kirschen ungepflückt hängen lasse, wird's auch nicht besser. So kommt die Liebe ebensowenig auf Bestellung wie das Glück, die Weisheit oder der Tod. Sondern alles kommt, wenn Gott es schickt. Und wenn uns sein Kalender auch seltsam erscheint, enthält er doch niemals Fehler. Denn Gottes Uhren gehen richtiger als unsere. Wir können ergreifen, was er uns bietet – oder können es lassen. Wir nutzen das Zeitfenster, das er uns öffnet – oder nutzen es nicht. Aber Beschwerden nimmt die Vorsehung so wenig entgegen wie Bestellungen. Gott spielt uns überraschende Bälle zu, die wir annehmen dürfen, um Chancen zu verwerten. Doch wenn wir Gottes Vorlagen nicht annehmen oder nichts daraus machen, ist es unspornlich, hinterher zu meckern. Denn Gott führt Regie. Manchmal lässt er kommen, womit wir schon nicht mehr rechneten. Und manchmal bleibt aus, was wir sicher erwartet haben. Oft verblüfft uns Gott, und wir müssen improvisieren. Aber gerade weil er nicht alles im Voraus verrät, kommt auch keine Langeweile auf. Und wir würden nur alles verderben, wenn wir ihm etwas vorschreiben wollten. Denn alle Dinge haben längst die ihnen von Gott bestimmte Stunde. Die Gelegenheit zum Lieben kommt, und auch die zum Streiten, zum Siegen und zum Ausruhen: man ergreife sie – oder lasse es! Die Gelegenheit zum Frieden kommt, auch die zum Aufbauen, zum Niederreißen, zum Lernen und Vergessen: man nutze sie – oder eben nicht! Aber man spare sich das Lamentieren. Denn so sehr wir Gott bitten dürfen, kann ihm doch keiner vorgreifen oder ihm etwas abtrotzen. Sucht man aber ein Bild für den klugen Umgang mit der gottbestimmten Zeit, so ist es der Gärtner oder Landwirt, der den Jahreslauf kennt und die Zeichen der Zeit liest, um sich dem Rhythmus der Natur anzupassen. So ein Landwirt sät, wenn es dran ist, und erntet, wenn's was zu ernten gibt. Er respektiert aber jederzeit die Eigenlogik der natürlichen Prozesse. Und er bildet sich nicht ein, dass er etwas erzwingen könnte, indem er früher aussät als alle anderen – oder später erntet als die anderen. Sicher tut er, was er kann, und ist dabei fleißig! Aber er versucht nicht, die natürlichen Prozesse zu regieren, sondern fügt sich ein, wie es schließlich auch die Tiere tun. Wenn's an der Zeit ist, fliegen die Wildgänse nach Süden, und die Lachse schwimmen die Flüsse hinauf. Die Tiere hadern nicht, sondern nehmen die Jahreszeiten, wie sie kommen. Und gerade so entspricht es auch christlicher Weisheit, mit Gottes Timing umzugehen – dass wir uns nämlich seiner Vorsehung gegenüber als Empfänger verstehen und nicht

als Inhaber von Rechten, die etwas fordern könnten. Bietet uns Gott eine überraschende Chance, einen tollen Job, ein familiäres oder sonstiges Glück, müssen wir nicht grübeln, ob denn wohl der Zeitpunkt stimmt – sondern wenn Gott meint, etwas sei „dran“, greifen wir fröhlich zu! Bietet Gott uns aber etwas anderes nicht, was wir doch gern hätten, müssen wir trotzdem nicht mit ihm zanken, denn er ist uns ja nie etwas schuldig. Gott weiß am besten, wofür in unserem Leben Zeit sein soll – wir wissen es nicht! Warum sollten wir also nicht den Dingen „ihre“ Zeit lassen? Viele sträuben sich dagegen und erreichen doch nicht das Geringste. Unzufrieden mit der Gegenwart eilen sie in Gedanken der Zeit voraus oder eilen in der Zeit zurück – als fände ihr Leben ohne sie statt, wenn sie nicht „just in time“ zur Stelle wären. Entweder geht es nicht schnell genug oder sie meinen, die Zeit rinne ihnen durch die Finger. Doch bleibt es dabei, dass der Himmel bestimmt, in welchem Takt die Uhr unseres Lebens tickt. Und wir machen uns zum Narren, wenn wir ihr den Zeiger vor- oder zurückdrehen wollen. Ganz im Gegenteil wäre es richtiger und klüger, wenn wir sagten: „Prima, meine Zeit steht in Gottes Händen – da ist sie gut aufgehoben!“ (vgl. Ps 31,16). Doch viele besäßen ihre Zeit lieber so wie man Geld besitzt, um frei darüber zu verfügen. Und die werden enttäuscht. Denn tatsächlich ist Zeit ein täglich neues Geschenk, das irgendwann ausbleiben wird. Die Zeit entzieht sich unserer Kontrolle. Wir gehen nicht ewig „in die Verlängerung“, sondern sterben auch. Schlimm ist das aber nur, wenn wir in all der Zeit verpasst haben, was uns über sie hinausführen und Gott nahe bringen sollte. Denn alles andere, was unsere Tage füllt, versinkt in der Vergangenheit. Eines aber hat nicht nur „seine Zeit“, sondern hat die Verheißung der Ewigkeit. Und dies eine ist der Bund, den wir mit Gott schließen durch den Glauben. Dieser Bund beginnt zwar in der Zeit. Er trägt uns aber nicht nur durch die Zeit bis an ihr Ende, sondern trägt uns danach über alle Zeit hinaus – in Gottes Ewigkeit hinein. Und wer das weiß, muss sich über den seltsamen Terminkalender seines Lebens nicht mehr ärgern. Er muss nicht darüber schimpfen wie ein Schüler über seinen Stundenplan. Sondern er weiß, dass Gott ihm diesen Stundenplan mit Bedacht aufgestellt hat, damit der unstete Fluss seiner Zeit einmal mündet in das Meer der Ewigkeit. Und so einer kann dann sagen: „Danke, Herr. Ich nehme diesen und jeden weiteren Moment aus deinen Händen. Und wenn sie vorüber sind, lege ich meine Tage und Jahre vertrauensvoll in deine Hand zurück. Danke, Herr. Bei all der Zeit, die ich vergeudet habe, blieb mir doch genug Zeit übrig, um dich zu finden. Und diese eine genutzte Chance, dieser Hauptgewinn wiegt mir alles auf, was ich in diesem Leben vielleicht verpasst habe.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Selbstbestimmung und Abhängigkeit

Verlassen sie sich gern auf andere? Sind sie gern abhängig von der Zuverlässigkeit anderer Menschen? Die Frage so zu stellen, heißt eigentlich schon, sie zu verneinen. Denn niemand ist gerne „abhängig“. Auf andere angewiesen zu sein, birgt schließlich Risiken. Und Risiken vermeiden wir gern. Zwar wächst das Vertrauen, wenn wir mit einem Menschen wiederholt gute Erfahrungen machen. Doch ist man vor Enttäuschungen nie sicher. Man weiß ja nicht wirklich, was im Anderen vorgeht. Man kann sich in Menschen täuschen. Und darum bauen wir im Zweifelsfall lieber auf uns selbst: Wenn man sicher sein will, dass etwas klappt, muss man es eben selber machen. Denn sich selbst hat man unter Kontrolle – die anderen nicht.

Ist es unter diesen Umständen verwunderlich, dass „Unabhängigkeit“ und „Autonomie“ für viele Menschen zum Lebensideal geworden sind? Wer schon einmal im Stich gelassen wurde, kann das nachvollziehen. Man verlässt sich dann am liebsten nur noch auf sich selbst. Man baut möglichst nur auf Fundamente, die man selbst gelegt hat. Man glaubt nur, was man selbst geprüft hat. Und man meidet auch die emotionale Abhängigkeit von anderen.

Allerdings – das ersehnte Gefühl von Sicherheit stellt sich dabei selten ein. Denn der Traum, die Rahmenbedingungen des Lebens der eigenen Kontrolle zu unterwerfen, lässt sich nicht verwirklichen. Gern wäre der Mensch selbst der Garant seines Glückes, gern hätte er die Fäden seines Schicksals in der Hand. Doch wirkliche „Autonomie“ erreicht er nie. Denn es gibt zu viele Abhängigkeiten, aus denen er sich nicht lösen kann. Es sind zu viele Faktoren, die dem Wunsch nach Selbstbestimmung entgegenstehen. Und nicht alle diese Faktoren kann man „in den Griff“ bekommen. Im Gegenteil: Manche versuchen **mich** unter Kontrolle zu bringen! Manches im Leben scheint verlässlich zu sein. Anderes ist unberechenbar. Und das macht uns „Stress“. Denn der Rahmen, in dem wir versuchen unser Dasein zu sichern, ist offenkundig instabil. Darüber kann man sich ärgern. Die Abhängigkeit und die Zerbrechlichkeit unseres Lebens erfüllen uns mit Sorge. Aber es fehlt uns die Kraft, der Welt unseren Willen aufzuzwingen. So streben wir zwar unablässig nach Selbstbestimmung. Wir erleben aber immer wieder Fremdbestimmung. Und wir werden dadurch zurückgeworfen in die beständige Sorge um die Stabilität unseres Daseins. Wir würden unser Leben gern auf eigene Ressourcen gründen. Wir spüren aber, dass uns das überfordert. Und so bleibt der Mensch mit seinem unerfüllten Wunsch nach Autonomie und Kontrolle eine tragische Figur, die Ruhe sucht und doch niemals Ruhe findet.

Wirklich niemals? Gibt es keine Alternative? Doch: Der christliche Glaube behauptet, so eine Alternative zu sein. Denn der Glaube erkennt, dass die Autonomie, von der so viele Menschen träumen, eine Illusion ist. Nur Gott ist wirklich „autonom“. Nur Gott gründet in sich selbst und lebt von sich selbst. Der Mensch dagegen ist wesensmäßig abhängig. Und er kommt erst zur Ruhe, wenn er diese Abhängigkeit (als Abhängigkeit von Gott!) annimmt und bejaht. Denn Abhängigkeit gehört zum Geschöpf-Sein notwendig dazu.

Wer gegen sie ankämpft, ändert dadurch nichts – er wird nur unglücklich darüber. Wer sie aber fröhlich bejaht, findet Frieden. Denn er kann aufhören, sich ständig selbst zu überfordern. Wer Gott kennt, muss nicht krampfhaft danach streben, sein eigener Schöpfer, sein eigener Herr und Erlöser zu sein. Vielmehr darf er das alles Gott überlassen, weil er weiß, dass die Sorge um sein Dasein in Gottes Händen gut aufgehoben ist. Er akzeptiert, dass er nicht von sich selbst, sondern von Gottes Gnade lebt. Und er wird dadurch wunderbar entlastet, weil er Gott überlässt, was er selbst niemals leisten könnte. Von solch einer Glaubenshaltung sagt Martin Luther: **„Sie reißt uns von uns selbst weg und stellt uns außerhalb unser, so dass wir uns nicht**

auf unsere Kräfte, Gewissen, Sinn, Person, auf unsere Werke stützen, sondern auf das, was außerhalb unser ist, nämlich auf die Verheißung und Wahrheit Gottes, der nicht täuschen kann. "

Was Luther hier rühmt, ist für das Selbstverständnis des modernen Menschen eine Zumutung. Denn der möchte gerade nicht „von sich selbst weggerissen“ werden. Im Gegenteil: Der moderne Mensch möchte in sich ruhen. Er sucht die Wahrheit und den Frieden nirgendwo anders als in sich selbst. Glaube besteht aber gerade darin, dass ich den Ruhepunkt meines Lebens jenseits von mir in Gott finde. Der Glaube beharrt nicht auf der Zentralstellung der eigenen Person. Sondern wie ein Wanderer die Heimat „verlässt“, so „verlässt“ sich der Gläubige (in Richtung) auf Gott. Er nimmt Abschied vom „Ego“ und kreist nicht weiter um sich selbst, sondern verlegt den Mittelpunkt seines Daseins in Gott – um Gottes Willen künftig wichtiger zu nehmen als den eigenen. Das ist so ziemlich das Gegenteil von „Selbstbestimmung“. Denn der Gläubige findet den Grund und den Maßstab seines Lebens jenseits seines „Selbst“ – in einem anderen. Das riecht nach „Abhängigkeit“. Und doch ist es in Wahrheit eine fröhliche und befreiende Angelegenheit. Denn im „Anderen“, in Gott, findet der Gläubige, was er in sich selbst vergeblich suchen würde. Er muss zwar Gott Gott sein lassen. Aber er gewinnt dadurch die Freiheit als Mensch wirklich Mensch zu werden.

Freilich: Ist das so einfach, wie es klingt? Wie kann das überhaupt geschehen, dass ein Mensch „von sich selbst weggerissen“ wird? Wie kommt er dahin, „in Gott gegründet“ zu sein? Ist dieser Glaube nicht selbst so ein Vorhaben, mit dem der Mensch sich überfordert? Nein. Denn „glauben“ bedeutet ja gar nicht, neue Fakten zu schaffen. Es heißt lediglich anzuerkennen, was längst Faktum ist: Dass ich nämlich „für-mich-genommen“ gar nichts bin, sondern in Wahrheit nur das bin, was ich „für Gott“ bin. Anders gesagt: Es ist Gottes Beziehung zu mir, die mich zu etwas macht. Denn mein Dasein hat exakt den Wert, den er ihm beimisst. Mein Leben hat den Sinn, den er ihm verleiht. Und es hat die Bedeutung, die er ihm gibt. Wer ich bin, das mache ich also nicht mit mir selber aus. Vielmehr verdanke ich mich der Beziehung zu dem, der mich gewollt hat, und bin nicht mehr oder weniger als was ich „für ihn“ bin.

Oder könnte jemand sagen, er sei ein „Geliebter“, wenn er es nicht „für“ den Liebenden wäre? Könnte jemand sagen, er sei ein „Schüler“, wenn es keinen Lehrer gäbe, der ihn zum „Schüler“ macht? Ist etwas „wichtig“, wenn da keiner ist, der es „wichtig“ nimmt? So wäre der Mensch „an-und-für-sich“ gar nichts. Er ist nur, was er in der Beziehung zu Gott, was er „für“ Gott sein darf. Und eben diese Erkenntnis ist es, die uns „von uns selbst wegrißt“. Sie befreit uns von dem Wahn, uns selbst „erfinden“ und unserem Dasein Bedeutung verleihen zu müssen. Und sie öffnet uns die Augen dafür, dass Quelle, Grund und Ziel unserer Existenz jenseits von uns in Gott liegen. Denn er allein lebt aus sich selbst heraus – und wir leben von ihm.

Das scheint auf den ersten Blick sehr ärgerlich zu sein. Und doch sieht der Glaube in der „Unselbständigkeit“ des Menschen gerade **kein** Unglück. Sondern er freut sich dessen. Denn was nicht in unserer Hand liegt, kann auch nicht durch unsere Hand verdorben werden. Was nicht von unserer Kraft und Geschicklichkeit abhängt, kann auch nicht an unserer Ungeschicklichkeit scheitern. Und das ist eine große Entlastung! Mag ich in den Augen der Welt auch ein Versager sein, so bin ich doch in Gottes Augen sein geliebtes Kind. Bin ich auch für mich selbst ein Problem, so bin ich doch für ihn eine Freude. Bin ich auch schuldig, so spricht er mich doch frei. Wäre ich nur das, was ich selbst aus mir mache, so dürfte ich wenig hoffen. Da ich aber bin, was Gott mich sein lässt, habe ich Zukunft. Er reißt mich von mir selbst weg und gründet mich außerhalb meiner selbst auf festen Grund. Sein Urteil über mich wiegt schwerer als mein eigenes. Sobald ich mir darüber aber klar werde, stehe ich schon mitten drin im Glauben und darf jubeln: Gott sei Dank – ich bin nicht „autonom“!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Besitz und Verantwortung

Wo vom christlichen Glauben die Rede ist, da wird immer zuerst behandelt, was den Christen mit Gott verbindet. Denn in erster Linie ist der Glaube eine Beziehung zu Gott. Im zweiten Schritt wird dann erwähnt, dass aus diesem Glauben eine besondere Form der Mitmenschlichkeit erwächst. Neben die Liebe zu Gott tritt die Nächstenliebe. Und niemand wird sich darüber wundern. Wenn man aber noch einen dritten Schritt hinzufügt und behauptet, der Christ habe auch ein besonderes Verhältnis zu den Dingen dieser Welt, – dann leuchtet das nicht mehr jedem ein. Denn auf den ersten Blick ist nicht zu erkennen, wie der Glaube da einen Unterschied machen soll. Ein Ding ist schließlich ein Ding, sagen die Leute. Es ist, was es ist. Man hat es, oder hat es nicht. Wenn es aber schön und nützlich ist, dann ist es das für Christen und Nichtchristen gleichermaßen. Oder sollte z.B. der Gebrauchswert einer Kaffeemaschine eine weltanschauliche Frage sein? Wohl kaum. In diesem Bereich kommt es scheinbar gar nicht auf irgendeinen Glauben an, sondern nur darauf, dass man die Bedienungsanleitung versteht.

Und trotzdem: Ich behaupte dennoch, dass zwei Menschen, die das Gleiche haben, es auf ganz verschiedene Weise „haben“ können. Denn die Umstände, durch die eine Sache in unseren Besitz gelangt, können ihr besondere Bedeutung verleihen. Denken sie nur einmal an die vielen „Erbstücke“, die unsere Dachböden füllen! Manch einer hat da Dinge stehen, die er, wenn er sie auf der Straße fände, nicht einmal aufheben würde, die er aber dennoch über Jahrzehnte sorgfältig verwahrt, weil ein lieber Verstorbener sie ihm hinterlassen hat. Ein Außenstehender könnte diesen Dingen nicht ansehen, was sie bedeuten. Er würde sie zum Trödelhändler bringen. Aber der, der sie geerbt hat, „besitzt“ sie auf völlig andere Weise, als ein Trödelhändler sie jemals „besitzen“ könnte. Denn sobald der Erbe die alten Sachen in die Hand nimmt, ist ihm der Mensch gegenwärtig, von dem er sie bekam. Wenn ihm der Vorbesitzer lieb und teuer war, so kann das eine Quelle der Freude sein. Aber auch wenn es für den Erben eine Belastung ist, kann er doch nie davon absehen, dass die Dinge ihre Geschichte haben. Wenn er wegwerfen sollte, was der Verstorbene mit Leidenschaft und Mühe zusammengetragen hat, so würde er sich wie ein Verbrecher fühlen. Und wenn er in Versuchung käme, die Sachen einem Zweck zuzuführen, den der Verstorbene nicht gebilligt hätte, so brächte er es nur schwer über sich.

Denn die Dinge, die wir als Geschenk oder Erbe empfangen, sind mehr als was sie „sind“. Sie repräsentieren ihren ehemaligen Besitzer auf so nachhaltige Weise, dass der Erbe mit ihnen nichts tun kann, ohne damit sein Verhältnis zum Erblasser neu zu bestimmen. Er kann sich natürlich befreien, indem er die Sachen verbrennt. Er kann versuchen, ihre Existenz auf dem Dachboden zu vergessen. Er kann sie weiterverschenken, damit vielleicht ein anderer sie in Ehren hält. Dass er aber mit jeder dieser Entscheidungen zugleich auch über seine Beziehung zu dem Verstorbenen entscheidet – das kann der Erbe nicht ändern. Denn der Geber bleibt auf seltsame Weise mit seiner Gabe verbunden. Er ist geradezu darin enthalten. Man hat sie nicht ohne ihn. Und auch die einfachsten Menschen besitzen dafür ein Gespür. Denn es kann sein, dass ein armer Schlucker, der 500,- Euro auf der Straße findet, sie direkt und ohne zu zögern ins nächste Bordell trägt. Wenn aber derselbe Mann 500,- Euro von seiner alten Mutter zugeschickt bekommt – die sie sich (wie er weiß) vom Munde abgespart hat –, so darf man annehmen, dass er sie im Sinne seiner Mutter zu einem ehrenwerteren Zweck gebrauchen wird.

Freilich: Wohin führen diese Überlegungen? Und was hat das alles mit dem Glauben zu tun? Der Zusammenhang ist leicht zu sehen. Denn der christliche Glaube schließt die Überzeugung ein, dass nichts auf dieser Welt ohne Herkunft ist. Die Dinge, die uns begegnen, sind weder Produkte des Zufalls noch sind sie herrenloses Strandgut, sondern sind allesamt aus Gottes

Hand hervorgegangen. Der Asphalt unter meinen Füßen, der Stock in meiner Hand, das Geld in meiner Tasche und die Luft in meiner Lunge – ja, mein Körper selbst ist Gabe und Geschenk! Und es wäre seltsam, wenn das mein Verhältnis zu den Dingen nicht in besonderer Weise prägte. Denn wer glaubt, kann nichts auf die gleichgültige Weise besitzen, wie der Trödelhändler es besitzt. Er kann mit den Dingen nicht so frei hantieren, als hätte er sie auf der Straße gefunden. Und wozu er sie verwendet – das ist auch keineswegs beliebig. Denn sie alle sind mehr als was sie im materiellen Sinne „sind“. Nichts ist Zufall. Alles ist Gabe. Und in jeder Gabe ist Gott als Geber präsent. Er hat uns mit tausend Dingen umgeben, die allesamt staunenswert sind. Und er schenkt uns obendrein den nötigen Verstand, um von jedem Ding einen segensreichen Gebrauch machen zu können. Ob wir das allerdings tun – ob wir die Dinge wirklich im Sinne ihres Schöpfers verwenden –, das ist eine Grundfrage christlicher Ethik.

Wir können sicher sein, dass unser Schöpfer das Eisen nicht ohne Absicht in die Erde gelegt hat. Doch ob wir daraus Schwerter oder Pflugscharen machen, das liegt in unserer Hand. Wir können versuchen, die Gaben Gottes im Sinne des Spenders zu verwenden. Oder wir können sie zweckentfremden. Wir können Gottes Intention folgen – oder können sie ignorieren. Dass wir aber in jeder derartigen Entscheidung zugleich auch über unsere Beziehung zu Gott entscheiden, das steht unabänderlich fest. Denn der, der uns mit Talenten, Fähigkeiten und materiellen Mitteln ausgestattet hat, sieht ja, was wir damit machen.

Es bleibt ihm nicht verborgen. Und es ist ihm auch nicht egal. Denn Gott weiß, dass ihn seine Gaben nicht immer mit den Begabten verbinden, sondern ihn manchmal von ihnen trennen. Ja, leider: Gerade da, wo Gott die Güter dieser Erde besonders großzügig austeilte, ist auch die Gefahr besonders groß. Denn Gott will zwar, dass wir mit den anvertrauten Schätzen wuchern, uns daran freuen und davon leben. Aber er will nicht, dass sie uns beherrschen. Er will, dass wir in der Welt leben. Aber er will nicht, dass wir ihr verfallen. Die Herrlichkeiten dieser Erde dürfen uns erfreuen. Aber sie dürfen uns nicht fesseln. Denn schließlich sollen sie uns mit Gott verbinden, statt uns von ihm zu trennen!

Unsere Beziehungen zu den Dingen dürfen darum nie in Konkurrenz zur Gottesbeziehung treten. Und als „weltliche“ Beziehungen dürfen sie auch nicht unverbunden neben der Gottesbeziehung stehen, sondern sie müssen dergestalt in die Gottesbeziehung integriert werden, dass im Umgang mit dem eigenen Körper, mit der Natur, dem Geld, den Freunden, der Familie, mit Schmerz und mit Lust, mit Gold und mit Dreck immer Gott das eigentliche Gegenüber bleibt. In jeder dieser Gaben ist der Geber so präsent, als ob er sie mir gerade persönlich überreichen würde. Das aber zu wissen und entsprechend zu leben, gehört zu unserem Glauben unbedingt dazu. Der Glaube „hat“ nichts auf unmittelbare Weise, sondern alles in der Vermittlung durch Gottes Hand, so dass er gar nichts ohne Gott, sondern alles mit ihm und durch ihn „besitzt“. Eine schöne Singstimme zu haben, ist daher für den Gläubigen ein Nebenaspekt seiner Gottesbeziehung. Und wenn er eine Motorradtour genießen darf, erfährt er dabei nichts anderes als Gottes Freundlichkeit. Das Geld, das er hat, sinnvoll einzusetzen, ist eine Verpflichtung, der er vor Gottes Angesicht nachkommt. Und wenn ihm sein Bein höllische Schmerzen bereitet, so ist auch das eine Art, mit Gott und seinem Willen in Beziehung zu stehen. Will man das Gesagte in einem Bild zusammenfassen, so kann man ans Erntedankfest denken und an den mit Erntegaben geschmückten Altar. Denn der alte Brauch, die Dinge, von denen wir leben, vor den Altar zu bringen, Gott dafür zu danken und **erst dann** von ihnen Gebrauch zu machen, veranschaulicht sehr genau, worum es hier geht. Sobald ich nämlich die Dinge des täglichen Bedarfs am Altar abgegeben und vom Altar her wiederempfangen habe, sind sie ein Teil meiner Gottesbeziehung geworden. Indem ich mit meinem Besitz den „Umweg“ über die Kirche mache, bekenne ich mich dazu, diesen Besitz nicht auf unmittelbare, sondern auf mittelbare

Weise zu „haben“. Und habe ich dann alles aus Gottes Hand, werde ich auch nicht mehr willkürlich darüber verfügen, sondern werde stets bedenken, dass es eine Leihgabe ist, für deren Verwendung ich dem Geber Rechenschaft schulde.

Dass das immer leicht wäre, will ich nicht behaupten. Denn wenn wir etwas am Altar „abgeben“, müssen wir uns innerlich davon trennen. Doch was vom Altar in unsere Hände „zurückkehrt“, ist dafür „mehr“ als es vorher war: Es ist dann ein Bestandteil unserer Gottesbeziehung geworden und ist ein sichtbares Band, das uns mit Gott verbindet. Denken wir also ruhig einmal an all die Dinge, die uns lieb sind! Denken wir an unseren Lieblingssessel zu Hause und an das Auto vor der Tür. Betrachten wir die Brille, die uns hilft, und den Kaffee, der uns schmeckt. Schauen wir auf den Hund und auf die bequemen Schuhe, auf den Baum vorm Fenster und auf die guten Bücher im Regal – und sagen wir zu jedem Stück: „Das hat mir Gott gegeben und gegönnt.“

Schauen wir das Inventar unseres Lebens einmal durch und machen wir uns klar, dass jedes Stück von Gott her kommt – mit schönen Grüßen! – und jedes Stück von seiner Fürsorge erzählt. Denn wenn wir das tun, werden wir nicht nur viel dankbarer und zufriedener leben, sondern auch bewusster und verantwortlicher. Weil Ignatius von Loyola das aber schon vor 450 Jahren wusste, will ich mit seinen Worten schließen:

„Der Mensch ist geschaffen dazu hin, Gott unseren Herrn zu loben, ihm Ehrfurcht zu erweisen und zu dienen ... Die andern Dinge auf der Oberfläche der Erde sind zum Menschen hin geschaffen, und zwar damit sie ihm bei der Verfolgung dieses Zieles helfen, ... Hieraus folgt, dass der Mensch die Dinge so weit zu gebrauchen hat, als sie ihm auf sein Ziel hin helfen, und sie so weit lassen muss, als sie ihn daran hindern...“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Freude

Aus dem Neue Testament schallt uns ein fröhlicher Appell entgegen, der lautet: „**Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: Freuet euch!**“ (Phil 4,4). Der Apostel Paulus nimmt offenbar an, dass wir Grund haben uns zu freuen. Das Evangelium selbst ist der Grund! Wenn es die Adressaten aber zweifellos kennen – warum braucht's dann noch eine Aufforderung zur Freude? Man könnte doch denken, wenn der Mensch einen Grund hat, freut er sich ganz von selbst! Ist Freude nicht ein spontanes Gefühl, das keiner Ermunterung bedarf? Und ist eine Freude nicht schon fragwürdig geworden, wenn ich mir erst vornehmen muss mich zu freuen, oder wenn's nötig ist, mich daran zu erinnern? Mancher wird stöhnen und sagen: „Ist doch egal – ich will gar nicht über Freude nachdenken, ich will sie bloß „haben“. Ich will sie nicht analysieren, sondern erleben. Also macht nicht aus allem ein Problem! Sich zu freuen kann in diesem traurigen Leben nie verkehrt sein – also, ja klar, Paulus, wir finden Freude auch gut und lassen keine Gelegenheit aus...“ Nur – ist es wirklich das, was der Apostel gemeint hat? Und stimmt die These, dass Freude immer „gut“ sei? Was ist denn „Freude“ überhaupt? Ganz allgemein könnte man sagen, Freude sei das heiter gesteigerte Lebensgefühl, das sich immer dann einstellt, wenn wir Erwünschtes erlangen oder Unerwünschtes loswerden. Denn so oder ähnlich steht's im Lexikon. Man kann lesen, Freude sei ein Affekt, der aus einer Überfüllung unseres Gemüts entspringt, wenn die Umstände unserem Leben förderlich sind. Freude entsteht aus der Betrachtung eines gegenwärtigen Gutes oder eines Erfolges, an dem wir vorher zweifeln mussten. Die Überwindung von Schwierigkeiten erfüllt uns mit Freude und äußert sich im Lachen. Wir freuen uns ganz einfach, wenn wir „unsern Willen kriegen“! Und das ist dann eine angenehme Gemütsbewegung und ein schöner Zustand, den der Erfreute gern auskostet und zeigt. Denn Freude ist kommunikativ. Sie will sich äußern und will geteilt werden. Oft erwächst aus großer Freude sogar der Wunsch, auch anderen eine Freude zu „machen“ und sie so teilhaben zu lassen. Und weil man an fremder Freude gern Anteil bekommt, streben wir zu den Fröhlichen hin. Ihr strahlendes Gesicht zeugt von einer Überfülle der Freude, und wir wenden uns ihnen zu, während ein trübsinniger Miesepeter offenbar selbst keine Freude hat, an der er anderen teilgeben könnte, und eben darum gemieden wird. So sind wir gern bereit, in der Freude allzeit etwas Gutes zu sehen. Und erst Überlegung lässt uns erkennen, welch großer Irrtum das ist. Denn es gibt ja durchaus „böse Freude“ im Sinne der Schadenfreude – und auch die Freude eines Bösen am Gelingen seiner bösen Tat. Man lacht nicht nur „mit“, sondern auch „über“ den Anderen, scherzt, spottet und belustigt sich auf seine Kosten. Der Boxer freut sich, wenn sein Gegner zu Boden geht. Und der Scharfschütze ist auch nicht traurig, wenn er trifft. Manche haben Freude daran, anderen die Freude zu vergällen. Und so gibt es eine böse Freude, wie es auch eine gute Traurigkeit gibt! Denn natürlich jubelt der Terrorist, wenn sein Anschlag gelingt und die Zahl der Opfer hoch ist. Natürlich freut sich ein Betrüger, wenn er ungestraft davonkommt. Zweifellos haben sich auch Hitler und Stalin über ihre militärischen „Erfolge“ gefreut! Seien wir also realistisch: Der Mensch freut sich nicht nur an dem, was „recht“ ist, sondern an allem, was ihm persönlich „recht“ ist. Es freut ihn nicht, was „für alle“, sondern vorwiegend, was „für ihn“ gut ist. Und so zeigt sich, dass Freude „an sich“ noch keinen Wert darstellt. Vielmehr – moralisch gesehen – ist Freude weder gut noch schlecht. Denn entscheidend ist, woran sich einer freut. Nur die Freude am Guten ist gute Freude. Und dass der Mensch das Recht hätte, jede Gelegenheit zur Freude „mitzunehmen“, erweist sich damit als Irrtum. Denn das Empfinden der Freude orientiert sich an keinem höheren Maßstab, als nur an der gegebenen Willensrichtung des Menschen, der

sich über alles ärgert, was ihm widerstrebt, und sich über alles freut, was ihm gelingt. Wann immer der Mensch Erwünschtes erlangt oder Unerwünschtes loswird, stellt sich das heitere Lebensgefühl ein. Es ist der Lohn erfolgreichen Strebens. Doch kann der Mensch nach dem Falschen streben. Und über die dabei erzielten Erfolge freut er sich auch dann, wenn sie tatsächlich für ihn und andere Unglück bedeuten. Es gibt aus den 40er Jahren Fotos von lachendem KZ-Wachpersonal, das beim „Betriebsausflug“ wandert, Musik macht, tanzt und dabei genauso fröhlich aussieht wie jeder beliebige Kegelveein. Und wer diese Bilder auf sich wirken lässt, wird hinterher über die Freude, diesen „schönen Götterfunken“, sehr viel nüchterner denken. Denn genau wie Macht, Geld und Klugheit „an und für sich“ noch nichts Gutes sind, sondern erst dazu werden, wenn sie als Mittel zu guten Zwecken dienen, so ist auch Freude „an und für sich“ noch nichts Gutes, sondern ist nur gut, wenn sie sich an Gutem freut. Und so verstehen wir schon deutlich besser, warum Paulus nicht einfach sagt: „Freut euch, liebe Leute“, sondern „freut euch in dem Herrn!“ Dass der Mensch ohne Freude nicht auskommt, dürfte klar sein. Wir alle hungern danach! Doch wer ein bisschen Verstand hat, freut sich nicht an allem und jedem und freut sich schon gar nicht „auf Teufel komm raus“. Sondern wer nachdenkt, wird im Freuen wählerisch sein, weil ja auch alles, woran er sich freut, seinen Charakter färbt. Sage mir, worüber du lachst, und ich sage dir, wer du bist! Denn das, was dich mit Freude erfüllt, verrät, worauf du aus bist, und worauf sich der innere Kompass deines Willens richtet. Freuen wir uns nicht an dem, was wir lieben? Und füllt nicht das, was wir lieben, unsere Gedanken? Woran einer seine Freude hat, das ist sein „Schatz“. Woran er Freude hat, daran hängt er „mit Herzblut“. Und wenn er mit glänzenden Augen davon erzählt, liegt offen zu Tage, was er für einen ist. Denn dem, was ihn freut, dem schenkt er Zeit und Aufmerksamkeit. Und mit der Instanz, der er sich so freudig hingibt, verwächst und verschmilzt er regelrecht. Weil er dem Gegenstand seiner Freude Priorität einräumt, bestimmt der seine Identität. Wie ich mich freue, so bin ich. Und woran ich mich freue, ist darum nicht egal. Denn wenn der Stolze sich an seiner Überlegenheit ergötzt, und der Geizige an seinem Geld, wenn der Tyrann an seiner Macht Spaß hat, und der Schläger an der Gewalt, wenn der Raser das Rasen genießt, der Trinker den Rausch und der Verführer den Ehebruch – dann ist an all dem bösen Vergnügen natürlich nichts „gut“. Doch nehmen wir ruhig mal an, dergleichen läge einem Menschen fern. Nehmen wir an, er hätte ausschließlich Freude an den guten Dingen der Schöpfung, wie an der schönen Natur und am Gedeihen seiner Kinder. Nehmen wir an, er hätte Freude an Literatur und Sport, an fleißiger Arbeit und gutem Essen, an Geselligkeit und Gespräch und an seinem Ehepartner. Ist dann alles gut, weil das doch gute Dinge sind? Man möchte es rundweg bejahen! Denn tatsächlich wär's undankbar, das Gute zu verschmähen, das Gott uns zur Freude geschaffen hat. Gott lässt den Wein ja nicht wachsen, damit wir Wasser trinken. Wenn er uns Glück gönnt, darf man es auch auskosten! Und doch – selbst wenn Gottes Gaben gut sind, dient nicht jeder Gebrauch zum Guten, und nicht jede Freude führt uns zu Gott hin, sondern manche Freude führt auch von Gott weg. Man kann sich nämlich nicht nur am Falschen freuen, sondern auch am Richtigen auf die falsche Weise. Und was da den Unterschied macht, möchte ich veranschaulichen am Beispiel von zwei jungen Männern. Der eine von ihnen liebt seine Freundin, weil sie so guten Kuchen backt. Und da er genau diesen Kuchen toll findet, würde er wahrscheinlich jede Frau lieben, die ihm solchen Kuchen backen kann. Nicht, dass seine Freundin oberflächlich wäre, dumm oder hässlich wie die Nacht – nein, durchaus nicht! Aber er liebt sie nun mal um des Kuchens willen, und tät's wahrscheinlich auch, wenn sonst nichts an ihr dran wäre. Daneben stellen wir uns aber einen zweiten jungen Mann vor, bei dem es sich gerade umgekehrt verhält. Denn dieser zweite liebt den Kuchen seiner Freundin, weil er seine Freundin so liebt, und schätzt ihren Kuchen eigentlich nur deshalb, weil er von

ihr kommt. Wenn ihre Spezialität steinharte Kekse wären oder bittere Puddings, würde er eben die um seiner Freundin willen toll finden – und würde den bitteren Pudding lieben, weil ihn nun mal die Frau mit Liebe gekocht hat, die er liebt und vergöttert. Der erste liebt also den Kuchen und nimmt dafür die Freundin in Kauf. Und der zweite liebt seine Freundin und nimmt dafür ihren Pudding in Kauf. Glückliche und fröhliche Paare! Wir aber müssen uns fragen, welchem der beiden Modelle unsere Gottesbeziehung entspricht. Denn der eine Mensch liebt Gottes Gaben, an denen er seine Freude hat, und hält sich nur deshalb zu Gott, weil der ihm solche Freuden liefert. Und der andere liebt Gott selbst, an dem er seine Freude hat, nimmt alle Gaben an, die Gottes Hand ihm gibt, und ist bereit, immer das Beste darin zu sehen, weil sie schließlich von seinem Gott kommen, den er liebt! Der eine freut sich an den Gaben, der andere am Geber. Der erste hat seine Freude an den guten Dingen und nimmt dafür ihren Schöpfer in Kauf. Und der zweite hat seine Freude am Schöpfer selbst und nimmt dafür das von ihm Geschaffene in Kauf. Nun könnte man sagen: „Was spielt das für eine Rolle, wenn doch beide auf ihre Kosten kommen? Kann's nicht auch jenen Frauen egal sein, warum sie geliebt werden? Die eine wird wegen ihrer Kochkunst geliebt, und die andere trotz ihrer Kochkunst! Was soll's? Hauptsache Freude, Hauptsache Liebe!“ Dass es dann aber doch einen Unterschied macht, tritt zu Tage, wenn wir uns vorstellen, beide Frauen büßten ihre Kochkunst ein, und dieser Teil der Beziehung fiel weg. Denn für unser erstes Paar wäre das sehr wahrscheinlich das Ende der Zweisamkeit, während das zweite Paar es leicht verschmerzen könnte. Das Interesse des ersten Mannes galt ja primär dem Kuchen – und nur um des Kuchens willen der Frau. Das, was er an ihr liebt, ist nun verschwunden, und der Rest war ihm nie wichtig. Die beiden sind also mit ihrer Beziehung am Ende! Das Interesse des zweiten Mannes galt hingegen der Frau – und ihrem Pudding eigentlich nur, weil er von ihr kam. Und bei diesem zweiten Paar wird sich durch wegfallenden Pudding nichts Wesentliches ändern, denn die Liebe ist ja noch da, die Freude ist noch da, und die Beziehung geht weiter. Übertragen wir das nun auf die Beziehung des Menschen zu Gott und auf unsere Freude an Gottes Gaben, so sind die Konsequenzen von großer Tragweite. Denn die irdischen Gaben, die uns heute erfreuen und mit Gott verbinden, werden eines Tages ganz sicher wegfallen. Das steht schon fest, es ist nur eine Frage der Zeit! Denn das Haus und der Sport, die Familie und die Gesundheit, die Musik, die Natur und alles übrige, wodurch uns Gott erfreut – all diese guten Dinge sind genauso vergänglich wie wir selbst! Früher oder später verlassen uns diese herrlichen Gaben, oder, wenn unser Stündlein schlägt, verlassen wir sie. Und da kommt's dann plötzlich sehr drauf an, ob unsere Freude dem Geber galt oder seinen Gaben! Denn wenn wir primär die Gaben lieben, und Gott nur um seiner Gaben willen, so wird die Beziehung enden, sobald der Kuchen wegfällt. Es bleibt nichts, woran wir noch Freude haben könnten. Und das wäre schlecht! Haben wir aber primär Gott geliebt und haben seinen Gaben vor allem darum geschätzt, weil sie von ihm kamen, so bleibt die Beziehung intakt, auch wenn der Pudding ausfällt. Und das ist dann sehr gut! Denn wenn nicht die Gabe, sondern Gott selbst unsere Freude ist, dann endet diese Freude nicht mit den irdischen Gaben, sondern geht ewig weiter, weil ja der ewig ist, an dem wir unsere Freude haben! Und wenn uns die ganze Welt genommen würde, und nur Gott selbst bliebe übrig, hätten wir doch immernoch die Hauptsache und empfänden an Gott ewige Freude, weil's Freude am Ewigen ist. Die schlägt alles irdische Vergnügen um Längen! Und darum sagt Paulus gerade nicht: „Freut euch drauf los, freut euch irgendwie und sooft ihr's könnt“, sondern „freut euch im Herrn!“ Denn das ist die klügere und nachhaltigere Freude! In der Auslegung der Paulusstelle bestätigt das auch Martin Luther. Er sagt, die Freude im Herrn bestehe eben nicht „in Silber noch Gold, nicht in Fressen noch Saufen, nicht in Lust noch Singen, nicht in Stärke noch Gesundheit, nicht in Kunst noch Weisheit, nicht in

Gewalt noch Ehren, nicht in Freundschaft noch Gunst, ja auch nicht in guten Werken und Heiligkeiten." Denn all dessen freut sich ein Mensch nur in guten Tagen, wenn ihm alles zum Besten steht. Die „Freude im Herrn“ dagegen braucht keine glücklichen Umstände, sondern bewährt sich gerade in der Not, weil auch Trübsal, Angst und Gefahr uns nicht von der Liebe Gottes scheiden können. Gottes Gaben sind sehr wandelbar, sie können uns bald genommen werden! Doch Gott selbst wird uns nicht einmal durch den Tod entzogen! Und wer an ihm seine wahre Freude hat, der hat auch weiterhin gut Lachen. Der Reiche muss fürchten bestohlen zu werden, und der Gesunde kann über Nacht krank werden. Wer eine allzu schöne Frau hat, kann leicht betrogen werden, und wer mächtig ist, bleibt nicht ohne Konkurrenz. Wer heute Spaß hat, kann morgen dem Trübsinn verfallen, und unversehens wird sein Lachen zum Weinen, denn es hängt ja an den äußeren Dingen. „Aber der Frommen Freude“, sagt Luther, „ist eine reine und ewige Freude. Denn der Grund dieser Freude ist der Herr.“ Und der bleibt. Die Freuden der Welt sind bloß Freuden des Bauches, wie bei einer Sau oder Kuh: die ist heute mal satt und morgen schon wieder hungrig. Die Freude des Christen ist aber der Herr selbst, der ihm gnädig und freundlich ist und ihn anlacht in Zeit und Ewigkeit. „Wer ist also wahrhaft reich?“ fragt Luther. „Der türkische Kaiser und der Papst sind wohl reich, und doch sind sie Bettler. Sie haben nur soviel Macht, als sie unser Herr Gott unter die Gottlosen wirft, und mehr haben sie nicht. Aber ein Christenmensch ist reich. Denn er besitzt nicht jenes Bettelbrot, sondern den Geber aller Güter, und also, dass er dir nicht allein die Freude erweckt, sondern er fängt hier im Glauben an und vollendet's dort. Alle Könige sind im Vergleich zu einem Christen reine Bettler, die kaum einen Bissen Brot haben. Darum sollen wir allezeit fröhlich sein, weil wir alles haben, was Gottes ist.“ Das ist die „Freude im Herrn“! Denn wie sollte einer, der Gott hat, nicht an allem genug haben und sich „reich“ vorkommen? Die Großen der Welt haben nur solche Besitztümer, die mit ihnen gemeinsam in die Grube fahren. Christen aber haben Gott und Christus! Im Glauben haben wir den Herrn selbst. Und der macht uns nicht bloß Freude, sondern ist selbst unsere Freude. Er ist in uns, wir sind in ihm. Und wie er uns nicht genommen werden kann, so auch wir ihm nicht! Die ohne Glauben sind, haben befristeten Spaß an Gottes Gaben. Doch wir Christen haben ewige Freude am Geber! Die anderen lieben ihre eigene Ehre, ihren Willen und ihren Glanz. Und weil der nicht von Dauer ist, folgt ihrer Freude bald das Weinen. Christen hingegen freut nicht ihre, sondern Gottes Ehre, Gottes Wille und Gottes Glanz! Und weil die in Gott selbst unüberwindlich sind, weinen wir nur noch kurz, um uns dann eine Ewigkeit lang an Gott zu freuen. Steht unsere Beziehung zu Gott auf gesunden Füßen, steht's überhaupt zum Besten. Und deshalb will ich, was ihre Gesundheit ausmacht, noch mal abschließend in ein Bild fassen. Stellen sie sich ein Enkelkind vor, das regelmäßig seine Großeltern besucht. Und weil die sich darüber freuen, stecken sie dem Enkel jedes Mal Süßigkeiten und ein kleines Taschengeld zu. Wird der Enkel irgendwann nur noch kommen, um sich das Taschengeld zu holen? Oder wird er die Besuche fortsetzen, weil er die Großeltern mag? Würde er wegbleiben, wenn ihm die Großeltern nichts mehr geben könnten? Oder käme er trotzdem, weil er sie gern hat? Vielleicht meint jemand, das sei egal. Doch den Großeltern wird nicht egal sein, welcher Art die Beziehung ist. Und so ist es erst recht Gott nicht egal, was uns mit ihm verbindet. Denn Gott gibt gern und reichlich! Er gibt uns die Güter dieser Erde wie ein Taschengeld und freut sich an unserer Freude. Doch von denen, die gar nicht Gott selbst suchen, sondern nur seine Gaben, wird er sich zuletzt abwenden. Und nur denen, die wirklich ihn suchen, wird er sich schenken in langfristiger Gemeinschaft! Darum – prüfen wir uns ruhig mal, zu welcher Sorte von „Enkeln“ wir gehören. Überlegen wir, was wir wohl täten, wenn wir uns zwischen dem Taschengeld und den Großeltern – oder vielmehr: zwischen Gott und seinen Gaben – entscheiden müssten. Schauen wir unserer Seele ruhig mal

auf den Grund, was ihr wirklich wichtig ist. Und freuen wir uns künftig dann nicht mehr „irgendwie“ und an „irgendwas“, sondern freuen wir uns ganz bewusst „in dem Herrn“.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Glück, Unglück und Gerechtigkeit

Geht es gerecht zu in der Welt? Wer diese Frage stellt, erntet sogleich Kopfschütteln und Verwunderung. Denn kaum jemand würde wagen, sie zu bejahen. „Gerechtigkeit“ müsste ja bedeuten, dass jeder bekommt, was er (unsrer Meinung nach) verdient. Doch um solche „Gerechtigkeit“ kümmert sich das Schicksal wenig. Oder hat nicht jeder schon erlebt, wie brave Leute ohne eigenes Verschulden ins Unglück stürzen? Und ist es nicht empörend, dass gleichzeitig viele Schurken ihr Leben in vollen Zügen genießen?

Ja, Gott scheint Glück und Unglück recht wahllos unter den Menschen zu verteilen. Eine Regel ist dabei nicht erkennbar. Und dass der Betreffende es jeweils „verdient“ hätte, erscheint sehr zweifelhaft. Die Übeltäter und Spötter, die weder nach Gott noch nach ihren Mitmenschen fragen, die scheint Gott manchmal geradezu zu belohnen. Und die Tränen geduldiger Christenmenschen, die ihr Bestes tun und Gott anrufen in ihrer Not, die scheint er oft genug zu ignorieren. Ist das nicht unfair? Ist das nicht Willkür? Und stellt es nicht überhaupt unser Christ-Sein in Frage, wenn Gott das Bemühen um ein gottgefälliges Leben in keiner Weise honoriert? **„Soll es denn umsonst sein,“** fragt der Psalmbeter, **„dass ich mein Herz rein hielt und meine Hände in Unschuld wasche?“** (Ps 73,13)

Sehr menschlich, sehr verständlich ist diese Frage. Denn wir hätten's halt gern, wenn sich unser Christ-Sein nicht erst im nächsten Leben, sondern auch schon in diesem ein wenig lohnte. Doch bevor wir uns nun sinnlos ärgern über Gottes Freiheit, mit der er es regnen lässt über Gute und Böse, sollten wir lieber noch einmal einen Schritt zurücktreten. Denn es gibt ein biblisches Wort, das unserer Empörung den Wind aus den Segeln nimmt. Paulus schreibt nämlich im Römerbrief: **„Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen, die nach seinem Ratschluss berufen sind.“** (Röm 8,28)

Harmlos klingt dieser Satz. Und doch stellt er die übliche Bewertung von Glück und Unglück völlig auf den Kopf. Denn Paulus behauptet hier, dass den Gläubigen nicht nur das Gute, Schöne und Erfreuliche „zum Besten dient“, sondern alles. Einfach alles, was dem Gläubigen widerfährt, soll ihm zum Vorteil gereichen. Alles – also auch das Schlechte! – soll ihm zum Guten verhelfen. Und diese Behauptung ist schwer zu schlucken. Der Gläubige verliert seinen Arbeitsplatz – und es dient ihm zum Besten? Der Gläubige wird schwer krank – und es gereicht ihm zum Vorteil? Der Gläubige muss einen lieben Menschen zu Grabe tragen – und es dient ihm zum Besten? Das kann doch Paulus nicht ernst meinen! Oder würde er etwa auch den Umkehrschluss zulassen: Der Ungläubige schwimmt im Geld – und es gereicht ihm zum Nachteil? Der Ungläubige findet Liebe und Anerkennung – und es gereicht ihm zum Nachteil? Der Ungläubige lebt lange und sorglos – und es gereicht ihm zum Nachteil?

Doch tatsächlich: Paulus behauptet das. Und er verlangt uns damit die Einsicht ab, dass Glück nicht einfach Glück ist, und Unglück nicht einfach Unglück, sondern, dass das eine wie das andere sich in sein Gegenteil verkehrt – je nachdem, ob es einem Gläubigen oder einem Ungläubigen widerfährt. Anders gesagt: Das vermeintliche Glück der Gottlosen, über das wir uns empören, ist in tieferem Sinne gar kein „Glück“. Und das Unglück der Frommen, das wir ungerne finden, ist in tieferem Sinne auch kein „Unglück“. Denn in der Sicht des Neuen Testaments ist keine Sache so gut oder so schlecht, dass sie dem Ungläubigen nicht schadete. Und es ist keine Sache so gut oder so schlecht, dass sie dem Gläubigen nicht nützen könnte. Warum aber das? Einfach weil der Ungläubige von allen Dingen den falschen Gebrauch macht:

Erlebt er Glück, so sieht er darin die Bestätigung dafür, dass sein falscher Lebensweg richtig sei. Er fühlt sich dann sicher, weil es ihm gut geht. Er denkt noch weniger nach, als wenn er zu

leiden hätte, und er geht um so sicherer den Weg ins Verderben. Denn wo ihm Reichtum und Ehre zuteil werden, da gibt der Ungläubige sich diesen vergänglichen Dingen ganz hin, hängt sein Herz daran und vergisst Gott um so mehr, je mehr er sich in sein irdisches Glück hinein verliert. Das ist in Wahrheit nicht „Glück“ zu nennen.

Erlebt der Ungläubige aber Unglück, so wird es keineswegs besser mit ihm. Denn auch davon macht er unseligen Gebrauch: Das Unglück verstärkt nur sein Misstrauen gegen den Gott, der ihm zumutet zu leiden. Und je härter es ihn trifft, um so mehr nimmt ihn seine egozentrische Sorge gefangen. Er versucht dann auf Kosten anderer sein Glück zu erzwingen, er vergeht sich dabei erst recht gegen Gottes Gebote, wird vom Neid zerfressen, hadert mit seinem vermeintlich unverdienten Schicksal und verhärtet sich immer mehr.

Es ist darum egal, was dem Ungläubigen widerfährt – sei es Glück oder Unglück: Es treibt ihn doch immer nur weiter voran auf dem Weg, den er eingeschlagen hat. Sei es Glück oder Unglück – es gibt beides seiner Verstocktheit neue Nahrung und drängt ihn weiter hinab auf der schiefen Bahn, die er betreten hat. Darum gilt: Es ist keine Sache so gut oder so schlecht, dass sie dem Ungläubigen nicht schadete.

Doch gilt ebenso das Umgekehrte: Es ist keine Sache so gut oder so schlecht, dass sie dem Gläubigen nicht nützen könnte. Denn egal, ob es Glück ist oder Unglück, es drängt beides den Gläubigen weiter voran auf der guten Bahn, die er eingeschlagen hat: Widerfährt ihm Glück, so dankt er dafür seinem Schöpfer und erkennt in allem Schönen eine segensvolle Gabe, die ihn in der Treue zu Gott bestärkt und bestätigt. Er sieht und schmeckt Gottes Freundlichkeit und zieht daraus neue Kraft für den guten Kampf des Glaubens. Widerfährt dem Gläubigen aber Unglück, so vermag auch dies ihm nicht wirklich zu schaden. Denn gerät er auch in Bedrängnis, so übt ihn diese Bedrängnis doch in Geduld, Geduld aber bringt Bewährung, Bewährung aber Hoffnung (Röm 5,1–5). Der Gläubige sucht deswegen nicht mutwillig irgendwelche Prüfungen. Aber wenn sie kommen, kann er gestärkt aus ihnen hervorgehen. Denn wo ihn die Welt enttäuscht, verwurzelt er sich nur umso fester in Gott. Das Unglück hilft ihm auf diese Weise, innere Distanz zu allem Irdischen zu gewinnen. Es hilft ihm, den Stolz aus seinem Herzen zu tilgen. Es lehrt ihn Demut. Und es stärkt seine Sehnsucht nach himmlischer Vollen- dung. Das Unglück schwächt also den „alten Adam“, der uns in den Knochen steckt. Es fördert unser geistliches Wachstum – und ist darum nur oberflächlich betrachtet ein „Unglück“ zu nennen.

Es gilt demnach auch für den Gläubigen, was über den Ungläubigen gesagt werden musste: Was immer ihm widerfahren mag (egal ob Glück oder Unglück), es treibt ihn doch nur weiter voran auf dem Weg, den er eingeschlagen hat. Was es auch sei: Es gibt dem Glauben neue Nahrung zum Glauben, und dem Unglauben neue Nahrung zum Unglauben. Darum ist keine Sache so gut oder so schlecht, dass sie dem Gläubigen nicht nützte. Und darum ist auch keine Sache so gut oder so schlecht, dass sie dem Ungläubigen nicht schadete.

Der Ungläubige mag einem Wanderer gleichen, der fröhlich pfeift und gut vorankommt – was aber nützt ihm das, wenn er doch in die falsche Richtung läuft? Der Gläubige hingegen mag einem Wanderer gleichen, der sich mühsam voranschleppt und dabei Tränen vergießt – was aber schadet ihm das, wenn er doch in die richtige Richtung läuft? Dürften wir denn ersten „glücklich“ nennen, nur weil er pfeift, und den zweiten „unglücklich“, nur weil er weint? Ist nicht der viel glücklicher, der mit Tränen das gute Ziel erreicht, als der, der fröhlich pfeifend in den Abgrund fällt?

Mir ist bewusst, wie schwer es ist, die Dinge auf diese Weise zu betrachten. Aber wenn wir uns daran gewöhnten, könnten wir aufhören, uns über das vermeintliche Glück der Gottlosen zu ärgern. Und wir könnten aufhören, mit dem eigenen Unglück zu hadern. Denn wenn Paulus

Recht hat, dann ist es gar nicht so entscheidend, ob unsere konkreten Hoffnungen erfüllt oder enttäuscht werden. Sondern dann kommt es nur darauf an, wie wir mit beiden Erfahrungen umgehen – und auf welcher Bahn sie uns vorantreiben. Glück und Unglück können gleichermaßen Stufen sein, die uns Gott näher bringen. Und darum sollten wir einander nicht vorrangig „Glück“ wünschen, wie es üblich ist. Sondern einen zuversichtlichen Glauben sollten wir einander wünschen, der Glück und Unglück gleichermaßen anzunehmen weiß, weil ihm ja doch das eine wie das andere „zum Besten dienen“ muss...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Schmerz, Sinn und Sinnlosigkeit

Wenn wir Leid erfahren, so nimmt es oft großen Raum in uns ein und beherrscht unsere Gedanken bei Tag und bei Nacht. Wir wälzen es hin und her. Es lässt uns nicht los. Aber wird's von all dem Grübeln und Klagen wirklich besser? Bringt es etwas, alte Wunden offen zu halten und denselben Schmerz immer wieder zu fühlen? Wäre's nicht gesünder, man würde vergessen? Tatsächlich ist es nicht gut, in bodenlosem Leid zu versinken. Es zu verdrängen wäre aber genauso gefährlich. Und so stehen wir vor der Aufgabe, uns leidend mit dem Leid zu beschäftigen – und es dabei dennoch zu bewältigen. Nur den Schmerz, den man versteht, kann man annehmen. Diese Annahme aber – erfordert sie nicht so etwas wie „Einsicht“ in die Notwendigkeit eines Verlustes? Muss man nicht, um den Schmerz akzeptieren und in sein Leben integrieren zu können, einen Grund und einen Sinn darin finden? Und ist nicht eben die scheinbare Sinnlosigkeit des Leides der Hauptgrund, weshalb wir damit hadern? Ja, sprechen wir das ruhig aus: Viele, die unter Krankheit, Tod und Einsamkeit leiden, sehen in ihrem Schicksal einfach nur eine bodenlose Gemeinheit und eine unverdiente Härte, die sie Gott nicht verzeihen können. Sie finden es ungerecht, leiden zu müssen, und sind überzeugt davon, dass sie an Gottes Stelle die Welt viel besser eingerichtet hätten! Aber ganz abgesehen von der Anmaßung, die darin liegt: Übersieht man in solcher Klage nicht die konkreten Gründe, die unser Leiden haben kann, die es erklärlich machen, notwendig – und manchmal sogar fruchtbar? Bei einem Theologen des Mittelalters habe ich eine Aufzählung verschiedener Leidensweisen gefunden, die mir in dieser Hinsicht sehr hilfreich erscheint. Jener Mönch namens Heinrich Seuse wurde von einer Ordensschwester gefragt, wozu denn Leid förderlich sein könne. Und er antwortete: **„Du sollst wissen, dass sich mancherlei Leiden finden, die auf den Menschen einwirken, und dem, der sie recht aufnimmt, einen guten Weg öffnen zu seiner Seligkeit.“** Dann aber beginnt Seuse die Möglichkeiten aufzuzählen:

(1)

Erstens kann es sein, dass Gott über einen Menschen schwere Leiden verhängt gänzlich **ohne** dessen Schuld, weil Gott ihn erproben will, sehen will, was er taugt und was an ihm dran ist – so wie er z.B. den Hiob prüfte, der ja tatsächlich nichts verbochen hatte.

(2)

Zweitens aber ist es möglich, dass jemand eine Zeit lang leidet, weil danach Gottes Werke um so herrlicher an ihm offenbart werden sollen, so wie das Evangelium von einem blindgeborenen Mann berichtet, von dem Jesus sagt, er sei nur blind gewesen, damit durch seine Heilung Gottes Macht vor aller Welt sichtbar werde.

(3)

Daneben, sagt Seuse, gibt es natürlich auch das selbstverschuldete Leid, in dem jemand gerechter Weise seine Untaten büßt, so wie z.B. das Leiden des Schächers, der mit Christus gekreuzigt wurde und der von sich selbst bekannte, er sterbe verdientermaßen diesen schändlichen Tod. So einer erntet nur, was er gesät hat, der Fluch der bösen Tat holt ihn ein – und nichts daran ist rätselhaft.

(4)

Eine vierte Gruppe bilden jene Menschen, die hinsichtlich des konkreten Leidens, das sie befallen hat, **keine** Schuld tragen, die aber sonst einen Mangel an sich haben, um dessentwillen Gott ihm Leiden schickt, so wie z.B. Gott den übermäßigen Stolz eines Menschen durch eine Krankheit niederbeugen kann, dabei den Menschen auf sich selbst verweist und seine Überheblichkeit schmerzlich durch Schmerzen vernichtet.

(5)

Fünftens ist damit zu rechnen, dass Gott etliche Leiden in der guten Absicht gibt, dem Menschen dadurch noch größere Leiden zu ersparen, so wie manche Leute sich ein Bein brechen und dadurch das Flugzeug verpassen, dass mit allen Passagieren abstürzen wird – oder wie manchem Kranken durch einen raschen Tod eine jahrelange Leideszeit erspart bleibt. Ja, manchmal ist Gott gerade darin gnädig, dass er unsere Wünsche nicht erfüllt, weil es törichte Wünsche sind, deren Folgen wir nicht überblicken.

(6)

Zum sechsten kennt Seuse Menschen, die leiden, weil sie sich für andere aufopfern oder um des Glaubens willen Verfolgung ertragen. Deren tapferes Leiden, meint Seuse, ist ein Zeugnis ihrer großen Liebe und ihrer Glaubensstärke, die sie durchaus gern beweisen. Sie **wollen** etwas bewusst auf sich nehmen, um Gottes und der Menschen willen, und tun damit viele gute Werke, die nicht tun kann, wer das Leiden scheut.

(7)

Doch gibt es daneben in einer siebten Gruppe auch wieder eitles und närrisches Leiden, das Gott gar nicht extra verhängen muss, sondern das der Mensch sich selbst zuzieht und einhandelt, indem er seinem eigenen Ehrgeiz und seiner Gier dient, sich selbst dafür prostituiert, seine Seele verkauft für kurze Lust, und durch das Böse vom Bösen selbst Leid erfährt als wohlverdienten Lohn. Wer sich an Vergängliches klammert und sich ins Vergängliche verstrickt, muss natürlich mit dem Vergänglichen vergehen – und es versteht sich von selbst, dass solcher Schmerz keine positive Perspektive hat.

(8)

Doch in der achten Gruppe, die Seuse nennt, ist das wieder ganz anders. Denn dorthin gehören Leute, die Gott gerne erreichen und retten würde, die ihm aber zu ihrem eigenen Schaden widerstreben und immer wieder in das oberflächliche Vergnügen und in die Ablenkung fliehen. Solche Leute zieht Gott zuweilen durch Leiden zu sich hin: Wohin sie sich auch wenden, um Gott zu entrinnen, verstellt er ihnen durch Unglück und Leid den Fluchtweg, hält sie zu ihrem eigenen Besten an den Haaren fest und rüttelt sie wach. Sie stellten sich gerne taub, um Gottes Wort nicht hören zu müssen, aber durch den lauten Schmerz verschafft sich Gott Gehör.

(9)

Neuntens erwähnt Seuse jene Leute, die gar keine echten Leiden haben, außer dem, dass sie sich hineinsteigern und für groß veranschlagen, was in Wahrheit nicht für groß zu halten ist. Sie weinen lauthals, weil sie eine Stecknadel verloren haben, schreien Zeter und Mordio und machen sich selbst ein schlimmes Leiden in Dingen, die gar keine Leiden sind.

(10)

In die zehnte und letzte Abteilung stellt Seuse dann aber jene Menschen, die Gott dem Vorbild Christi gleichgestaltet, indem er ihnen ein Kreuz auferlegt. Das ist das edelste und beste Leiden, meint Seuse, denn wie Christus sich im Leiden geduldig zeigte, so lässt Gott auch einige seiner liebsten Freunde großes Leid tragen in Geduld, damit die große Menge der ungeduldigen Menschen bei diesen Gesegneten lerne, geduldig zu sein und Böses durch Gutes zu überwinden. Das ist dann beispielhaftes Leiden, das anderen großen Eindruck macht und dadurch hilfreich ist, weil es ihnen vor Augen führt, was Glaube ist, Treue, Demut und Ergebung.

Ich weiß nicht, wie es ihnen damit geht. Aber mich beeindruckt die Vielzahl dieser Leidensarten, weil sie zeigt, dass Leid nicht gleich Leid ist, dass man nicht alles über einen Kamm scheeren darf und dass Leid auch keineswegs für grundlos, sinnlos oder nutzlos gehalten werden

muss. Ganz im Gegenteil! Gott, wenn er Schmerz zufügt, kann dabei mancherlei im Schilde führen. Das Leid kann mir selber nützen oder einem anderen. Es kann zum Vorbild dienen oder auch zur Abschreckung. Es kann nötig sein, um mir gewisse Fehler auszutreiben, oder um andere zur Barmherzigkeit herauszufordern. Es kann Prüfung sein **für mich** oder öffentliches Zeichen **für die anderen**. Es kann der Fluch der bösen Tat sein, der mich gerechter Weise einholt. Es kann aber auch Gottes herzliche Umarmung sein, die mich am Weglaufen hindert. Oder es liegt darin sogar die Ehre, mit Christus gemeinsam das Kreuz zu tragen.

Wahrscheinlich gibt es noch viel mehr Möglichkeiten! Wenn sie mich nun aber fragen, ob ich ein konkretes Leid immer einer Gruppe zuordnen könnte und immer wüsste, was es bedeutet, so sage ich ganz offen „nein“. Denn **was** Gott im Schilde führt, wenn er einen Menschen leiden lässt, das verrät er uns nicht immer. Und wir sollten uns hüten, es den Freunden Hiobs gleich zu tun und einem Leidenden naseweis eine bestimmte Erklärung seines Leidens aufzudrängen. Nein: Grund und Ziel des Leidens bei Gott zu erfragen, muss immer die Aufgabe des Betroffenen bleiben. **Dass** Leid aber mancherlei Sinn und Ziel haben **kann**, dass verborgene Notwendigkeit darin liegen **kann**, und sogar großer Segen für mich oder andere, **das** sollten wir allemal im Kopf behalten und nicht vergessen. Denn wenn Gott uns bittere Pillen verabreicht, dann denkt er sich etwas dabei. Wir wissen nicht unbedingt **was**, aber Gott tut nichts von ungefähr. Und diese positive Unterstellung, die wir als Christen machen dürfen, weil wir ihn kennen, die befreit uns zu einem produktiven Umgang mit unserem Schmerz und hilft ihn anzunehmen.

Um es in ein Bild zu bringen: Als Christen dürfen wir unser Leiden behandeln, wie die Austermuschel das eindringende Sandkorn behandelt. Das Sandkorn, das in die Muschel gerät, ist mit seinen scharfen Kanten natürlich ein Störfaktor – es ist hinderlich, schmerzlich und für den ganzen Organismus gefährlich. Aber was tut die Muschel? Ärgert sie sich daran zu Tode und erliegt? Nein! Sie kann das Sandkorn nicht loswerden, wie auch wir unser Leid nicht loswerden. Sie kann das Korn nicht einfach ignorieren, wie auch wir unser Leid nicht ignorieren können. **Aber** die Muschel kann das Sandkorn annehmen, kann es nach und nach mit Schichten aus Perlmutter überziehen, kann seine scharfen Kanten damit abrunden, es umbilden und umgestalten, das Sandkorn auf diese Weise unschädlich machen und den Fremdkörper in den eigenen Organismus integrieren. Am Ende ist aus dem Sandkorn eine wunderbar schimmernde Perle geworden – und die Muschel ist wertvoller, als sie ohne die Störung jemals hätte sein können.

Mein Vorschlag ist nun, dass wir es mit unseren Schmerzen genauso machen. Dass wir sie nämlich nicht verleugnen und erst recht nicht daran zugrunde gehen, sondern sie im Glauben bewältigen und umformen. Wir dürfen ihnen Sinn und Ziel unterstellen, so wie wir es bei Heinrich Seuse gesehen haben. Nichts wird uns von Gott ohne Grund zugemutet! Indem wir das aber unterstellen, umhüllen wir das Sandkorn mit Perlmutter, integrieren das Leid in unseren Glauben, nehmen ihm damit die schärfsten Kanten und wenden zum Guten, was zunächst nur böse schien. Wenn dann aber mit Gottes Hilfe aus dem Störfall des Leidens eine Perle des Glaubens geworden ist, dann hat Gott erfolgreich an uns gearbeitet und hat den Fluch zum Segen gewendet, so dass wir unterschreiben können, was Heinrich Seuse abschließend zu jener Ordensschwester sagte:

„Dies alles sollst du berücksichtigen und (darum) nicht ungern leiden, denn woher Leiden auch immer kommt, es kann dem Menschen von Nutzen sein, wenn er das Leid von Gott anzunehmen, es wieder in Gott zu tragen und mit seiner Hilfe zu überwinden versteht.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Das Leid und die Theodizeefrage

Die Ausgangsfrage des sogenannten „Theodizeeproblems“ wurde von Epikur treffend formuliert:

**Entweder will Gott die Übel beseitigen und kann es nicht:
Dann ist Gott schwach, was auf ihn nicht zutrifft,
Oder er kann es und will es nicht:
Dann ist Gott missgünstig, was ihm fremd ist,
Oder er will es nicht und kann es nicht:
Dann ist er schwach und missgünstig zugleich, also nicht Gott,
Oder er will es und kann es, was allein für Gott ziemt:
Woher kommen dann die Übel und warum nimmt er sie nicht hinweg?**

Man erkennt leicht, dass sich die Frage der Theodizee nur dort stellt, wo bestimmte Grundvoraussetzungen gelten, nämlich:

- 1. Gott ist nicht schwach, sondern besitzt ein Maximum an Macht (Allmacht)**
- 2. Gott ist nicht missgünstig, sondern besitzt ein Maximum an Güte (Allgüte)**
- 3. Die Welt enthält Übel, Böses, Leid, das der Mensch als solches klar erkennt.**
- 4. Der Mensch besitzt kritische Maßstäbe, die er auf Gottes Tun anwenden kann.**
- 5. Was über Gott gesagt wird, muss widerspruchsfrei sein, wenn es als glaubhaft gelten soll.**

Eine überzeugende Weise, an allen fünf Voraussetzungen (gleichzeitig und uneingeschränkt) festzuhalten, gibt es wohl nicht. Doch können alle Voraussetzungen einer kritischen Revision und Korrektur unterzogen werden, die dazu führt, dass sich das Theodizeeproblem nicht mehr in der geschilderten Weise stellt.

Zu 1. Allmacht

In der Bibel fehlt zwar ein abstrakter Begriff von „Omnipotenz“, doch ist dort Gottes Allmacht zweifelsfrei vorausgesetzt. Wenn Gott will, steht die Sonne still, das Meer teilt sich, Tote werden lebendig, Plagen kommen und Heere greifen an. Nie wird in Frage gestellt, dass Gott, was er will, auch kann. Eine Einschränkung gilt allerdings:

Gott will nur, was seinem Wesen entspricht. Er will nichts Widersprüchliches oder Böses, kann auch nicht lügen, sündigen oder gegen die eigene Ehre handeln. Gott kann nichts wollen, was sein eigenes Wesen aufheben würde. Und er will auch nichts, was seiner Gerechtigkeit oder der Treue zu seinem eigenen Wort zuwiderliefe.

Gott kann also immer, was er will. Aber er will nichts, wodurch er sich selbst verriete. Und daraus resultiert z.B. die innere Notwendigkeit seines strafenden Zorns: Gott könnte nur aufhören, dem Bösen zu widerstehen, wenn er aufhörte, das Gute zu lieben – d.h. aber, er kann damit **nicht** aufhören.

Die in Gottes Gesetz festgeschriebene Verknüpfung von Schuld und Strafe, durch die Gott verneint, was seine Schöpfung bedroht, kann er nicht ohne weiteres aufheben. Denn das Böse zu verneinen ist dem guten Gott eine Notwendigkeit.

Zu 2. Allgüte

Die Rede von Gottes „Eigenschaften“ erweist sich als problematisch, wenn diese wie „Eigenschaften“ einer Substanz aufgefasst werden. Ein Stoff hat in aller Regel gleichbleibende „Eigenschaften“, weil Stahl eben hart ist, und Butter weich. Wenn Butter plötzlich stahlhart würde, wäre sie keine Butter mehr. Und wenn Stahl butterweich wäre, würden wir nicht mehr von Stahl reden. Wenn Feuer nicht mehr heiß wäre, und Wasser nicht mehr nass, würden wir es nicht mehr Feuer oder Wasser nennen. Substanzen „können nicht anders“.

Doch in diesem Sinne muss Gott nicht gütig oder liebend sein. Er kann durchaus „anders“. Es ist nicht etwa seine Natur, zu vergeben! Zwar erweist sich Gott in konkreten Beziehungen als „liebend“ und wird (z.B. in den Psalmen) gepriesen, weil er sich in bestimmten Situationen als liebend erweist. Aber festgelegt ist er damit nicht. Denn Personen sind diesbezüglich nicht mit Substanzen vergleichbar.

Gott muss nicht allen Menschen gleich begegnen und muss sie auch nicht „alle gleich lieben“. Er schuldet es ihnen nicht, sie vor den Folgen ihrer Bosheit zu bewahren. Vielmehr ist seine Liebe stets eine freie und ungeschuldete Zuwendung. Wessen Gott sich erbarmt, dessen erbarmt er sich. Aber er muss sich niemandes erbarmen. Niemand hat einen Anspruch darauf. Denn genau wie die Liebe eines Menschen ist auch die Liebe Gottes nicht „einklagbar“.

Zu 3. Übel – Böses – Leid

Ein großer Teil des Übels in der Welt ist unmittelbare Folge menschlichen Fehlverhaltens, so dass dafür erst einmal der Mensch selbst haftbar zu machen ist. Tut er nicht das Gute, das Gott ihm geboten hat, so muss er sich wegen der bösen Folgen nicht wundern. Er erntet, was er gesät hat, und sollte darüber nicht klagen. Denn als Sünder unter Sündern hat er es durchaus verdient, unter solchen „hausgemachten“ Übeln zu leiden. Ein anderer großer Teil des Übels und des Leides kann als sinnvoll verstanden und sollte mit Einsicht angenommen werden, weil er zur Erziehung des Menschen nötig ist. Zuviel Glück würde den Menschen oberflächlich, stolz und selbstsicher machen, während Erfahrungen des Leides und des Scheiterns ihm Anlass geben zur Besinnung und Reifung. Insbesondere dann, wenn man es sich im Glauben „zum Besten dienen“ lässt, ist solches Übel kein wirkliches Übel, sondern eine Hilfe.

Zweifellos bleibt, wenn man die beiden o.g. Arten des Leides abzieht, ein erheblicher „Rest“ abgründigen, nicht sinnvoll zu deutenden Übels. Doch bleibt immer zu bedenken, dass sich das, was dem Menschen als „Unglück“ erscheint, in Gottes Augen ganz anders darstellen kann: **Eine Parabel aus China erzählt von einem armen Bauern, der einen kleinen Acker mit einem alten, müden Pferd bestellte und mehr schlecht als recht mit seinem einzigen Sohn davon lebte. Eines Tages lief ihm sein Pferd davon. Alle Nachbarn kamen und bedauerten ihn wegen seines Unglücks. Der Bauer blieb ruhig und sagte: „Woher wisst ihr, dass es Unglück ist?“ In der nächsten Woche kam das Pferd zurück und brachte zehn Wildpferde mit. Die Nachbarn kamen und gratulierten ihm zu seinem großen Glück. Der Bauer antwortete bedächtig: „Woher wisst ihr, dass es Glück ist?“ Der Sohn fing die Pferde ein, nahm sich das wildeste und ritt darauf los. Aber das wilde Pferd warf ihn ab, und der Sohn brach sich ein Bein. Alle Nachbarn kamen und jammerten über das Unglück. Der Bauer blieb wieder ruhig und sagte: „Woher wisst ihr, dass es ein Unglück ist?“ Bald darauf brach ein Krieg aus, und alle jungen Männer mussten zur Armee. Nur der Sohn mit seinem gebrochenen Bein durfte zu Hause bleiben.**

Zu 4. Menschliche Kritik

Die Theodizeefrage zu stellen, heißt, Gottes Handeln einer moralischen Kritik zu unterziehen. Und man muss fragen, ob das überhaupt möglich ist. Denn welchem Maßstab sollte der unter-

liegen, der selbst das Maß aller Dinge ist? Gut ist, was Gott will. Und böse ist, was Gott nicht will. Das ist schon die ganze Definition des Unterschieds. Sie ist aber nicht etwa so zu verstehen, dass Gott sich mit seinem Willen an einen moralischen Maßstab halten würde, der (von ihm unabhängig) schon bestünde, sondern so, dass Gottes Wille selbst der alleinige Maßstab des Moralischen ist.

Gut ist nur einer – nämlich Gott selbst. Und darum will er, was er will, nicht etwa, weil es „an sich“ schon gut wäre, sondern was Gott will, wird dadurch „gut“, dass er es will. Gott hält sich an keine Norm, Gott ist die Norm. Er folgt keiner Ordnung, sein Wille ist die Ordnung. Gott respektiert nicht einen vorgegebenen Unterschied von „gut“ und „böse“, sondern indem er handelt und gebietet setzt er diesen Unterschied in Kraft.

Wie aber sollte unter diesen Umständen das Handeln Gottes von Menschen kritisierbar sein? Gottes Wollen und Regieren ist keiner Kritik unterworfen, weil er – als die Norm aller Normen – an keiner Norm gemessen werden kann. Gottes Wille unterliegt keinem Gesetz, sondern er ist das Gesetz. Er ist kein Gegenstand von Kritik, sondern ist selbst der Ursprung aller Kritik. Nicht Gott hat sich demnach vor dem Menschen zu rechtfertigen, sondern der Mensch vor Gott. Der in der Theodizeefrage implizierte Rollentausch von Richter und Angeklagtem stellt das Verhältnis von Gott und Mensch in unzulässiger Weise auf den Kopf.

Zu 5. Widerspruchsfreiheit

Theologie beansprucht nicht, Gottes Handeln vollständig verstehen und erklären zu können. Vielmehr erklärt sie ausdrücklich, dass ihr Vieles rätselhaft ist und wohl auch bleiben wird, bis es im Lichte der Herrlichkeit seine Erklärung findet. Dann, wenn der Glaube ins Schauen übergeht, wird auch die Theodizeefrage ihre Antwort finden. Doch wird diese Klärung nicht von uns herbeigedacht, sondern von Gott herbeigeführt. Der bleibende Gegensatz zwischen Gottes heilvollem Willen und dem Elend dieser Welt wird also nicht durch kluge Theologie „wegerklärt“ oder rational „bewältigt“, sondern geschichtlich und tatsächlich von Gott selbst überwunden, wenn er den Moment für gekommen hält. Gott selbst übernimmt es, auf alle Vorwürfe zu antworten. Darum ist es nicht die Aufgabe der Theologie gedanklich zu harmonisieren, was nicht harmonisch ist, sondern das schmerzlich Unausgeglichene beim Namen zu nennen und im Nicht-Verstehen wahrhaftig zu bleiben. Es handelt sich letztlich um eine Frage, die wir nicht gedanklich „lösen“, sondern von der uns Gott „erlösen“ wird.

Schlussfolgerungen

Die Theodizeefrage ist und bleibt irritierend. Aber als Widerlegung des Glaubens kann sie nicht gelten, denn durch die oben skizzierte Revision der Voraussetzungen ergibt sich eine veränderte Situation. Keine der fünf Prämissen ist in dem Sinne gültig, den die Religionskritik unterstellt. Und darum sind auch andere Folgerungen zu ziehen. Man kann nämlich lernen, Gottes Souveränität, seine Unergründlichkeit, seine Strenge, seine Freiheit und sein unhinterfragbares Recht als Herr aller Geschöpfe ernster zu nehmen, als es die Theodizeefrage tut. Daraus ergibt sich dann ein Gottesbild jenseits von naiv und nett. Denn Gott ist für den Menschen nicht nur „Grund“, sondern auch „Abgrund“. Er hat es nicht nötig, von Menschen verteidigt zu werden, weil sich keiner zu Gottes Anwalt oder Richter aufschwingen kann. Gott hingegen ist beides für uns. Die Theodizeefrage als logisches Paradox löst sich auf, sobald man erkennt, dass sie auf falschen oder halbweisen Voraussetzungen beruht. Doch das Problem verlagert sich damit auf die Frage nach der Einheit von verborgenem und offenbarem Gott. Denn Gott und der Teufel sind im Weltgeschehen schwer zu unterscheiden. Sie auseinanderzuhalten gelingt nur, wenn man den Unterschied an Christus festmacht und Gott dort festhält,

wo der Ungreifbare greifbar wurde und sich an sein Wort gebunden hat. Mehr als dieses Festhalten ist zur Zeit nicht möglich. Aber mehr braucht man auch nicht, um abzuwarten und glaubend vor Gott zu Gott zu fliehen, bis Gott selbst für Aufklärung sorgt...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Theodizee (erweiterte Fassung)

Wenn Menschen den christlichen Glauben ablehnen, geben sie dafür sehr verschiedene Gründe an. Und viele der Argumente sind leicht zu entkräften. Eines aber wird sehr hartnäckig vertreten und wird als „Fels des Atheismus“ angesehen. Und das lautet in seiner populären Form, dass es Gott nicht geben könne, weil ein liebender Gott, der zugleich allmächtig ist, nie und nimmer das Leid dieser Welt zulassen würde. „Es geschehen zu viele schreckliche Dinge“, sagen die Leute, „da kann ich unmöglich an Gott glauben. Denn wenn er so gut und so mächtig wäre, wie ihr es behauptet, würde er das Leid doch verhindern.“ Ich muss das nicht weiter ausführen, denn das Argument ist hinreichend bekannt. Was aber ist dem aus christlicher Sicht entgegenzusetzen? Was kann man erwidern? Nun, zuerst sollte man zugestehen, dass das Elend dieser Welt auch Christen nicht kalt lässt. Wir sind nicht weniger betroffen und fühlen genauso mit den Leidenden wie die Glaubens-Gegner. Doch ist ihre Argumentation nicht so schlagend, wie sie meinen, sondern sie enthält eine Reihe von Fehlern und irrigen Annahmen, die ich im Folgenden korrigieren möchte:

- Sie missverstehen die zentrale Eigenschaft Gottes, auf die sie sich beziehen, weil sie Gottes Liebe für ein universales Prinzip halten. Und sie lassen demgegenüber andere Eigenschaften, wie Gerechtigkeit und Zorn, gänzlich außer Betracht.

- Sie nehmen den Menschen nicht als Täter, sondern nur als „unschuldiges“ Opfer in den Blick. Und weil sie damit den engen Zusammenhang von Leid und Schuld unterschlagen, der in der Bibel eine so große Rolle spielt, verkennen sie auch die ambivalente Lage, in die der Schöpfer schuldigen Geschöpfen gegenüber gerät.

- Sie fragen nicht, ob wirklich „gut“ ist, was sie „gut finden“, sondern verstehen unter „Übel“, „Leid“ und „Bösem“ einfach alles, was das menschliche Wohlbefinden stört. Und sie meinen darum schon vorweg zu wissen, worin sich Gottes Liebe konkretisieren müsste, um als echte Liebe zu gelten.

- Das Evangelium aber, das auf seine Weise von nichts anderem handelt als von der Aufhebung des Übels, nehmen sie als Erweis göttlicher Liebe nicht einmal zur Kenntnis. Am Ende ist keineswegs bewiesen, dass es Gott nicht gäbe, sondern nur, dass Gott nicht ist, wie die Kritiker ihn gerne hätten. Und ihr argumentatives Ziel ist damit verfehlt...

Um die Zusammenhänge näher zu erläutern und die nötigen Korrekturen anzubringen, möchte ich ihre Aufmerksamkeit zunächst auf das Missverstehen der göttlicher Liebe lenken. Denn der Vorwurf der Gegner lebt ja ganz wesentlich von der Unterstellung, dass ein liebender Gott, von dem es heißt, dass er Liebe „ist“, zwangsläufig gegen jede Kreatur „lieb“ und gegen keine „hart“ sein dürfe. Das aber ist schlicht ein Irrtum. Denn es gibt zwar Eigenschaften Gottes, die von so universaler und prinzipieller Geltung sind. Seine Liebe und sein Zorn gehören aber nicht dazu. Von Gottes Allmacht, kann man sagen, dass Gott jedem Geschöpf gegenüber gleich allmächtig ist, wie es auch keinen Gegenstand des Wissens gibt, demgegenüber Gott nicht allwissend, und keinen Raum, in dem er nicht gegenwärtig wäre. Diese Eigenschaften hat Gott in jeder denkbaren Beziehung. Doch bei Liebe und Zorn ist das anders. Denn barmherzige Liebe und gerechter Zorn sind keine abstrakten Prinzipien, die selbstverständlich unterstellt oder

gar eingefordert werden könnten. Diese Eigenschaften Gottes beziehen sich auf das konkrete Gegenüber, das sich zu Gott so oder so verhält – und dementsprechend die eine oder die andere Seite Gottes kennen lernt. Liebe und Zorn gelten darum nicht einfach „jedem“ auf die gleiche pauschale Weise, sondern sind ganz persönlicher Natur. Dass Gott aber beides kennt, ist kein Widerspruch, sondern ist nur konsequent, weil ein guter Hirte eben hart ist zu den Wölfen und mild zu den Schafen. Beides ergibt sich aus der Liebe zu seiner Herde. Und so schließt auch bei Gott die Bejahung des Guten notwendig die Verneinung des Bösen mit ein. Gott ist in beidem völlig konstant und konsequent. Denn auf Gottes Liebe darf jeder rechnen, der seine Verfehlungen bereut und sich zur Barmherzigkeit Gottes flüchtet. Und mit derselben Verlässlichkeit und Konsequenz wird jeder Gottes Zorn erfahren, der uneinsichtig am Bösen festhält. So ist Gottes Liebe zwar „universal“ in dem Sinne, dass sie allen Menschen angeboten wird. Aber sie wird deswegen nicht von allen ergriffen. Christus ist zwar für alle gestorben. Aber das kommt nicht allen zugute. Denn diejenigen, die das Evangelium ablehnen, schließen sich dadurch selbst aus, entziehen sich der Liebe Gottes und bleiben damit unter seinem Zorn. Stimmt es also, dass Gott alle Menschen „gleich“ liebt, wie man das oft hört? Nein. In der Bibel steht das nirgends. Und im Sinne eines egalitären Prinzips oder einer pauschalen Regelung stimmt es auch nicht. Denn Gottes Liebe ist nicht unterschiedslos und allgemein, sondern immer persönlich und konkret.

Gewiss ist richtig, dass Gottes Liebe sich niemandem verschließt, der sie sucht! Aber dass Gott deswegen zu allen Menschen die gleiche freundliche Beziehung hätte, das ist falsch, weil eben nicht alle seine Liebe suchen. Gottes Tür ist für alle offen! Aber das heißt nicht, dass auch alle hineingehen. Gott ist jedem gnädig, der sich nach Gottes Gnade ausstreckt! Weil das aber nicht jeder tut, ist Gott auch nicht jedem gnädig. Und darum ist die Meinung, dass Gott alle gleich liebte, eine ebenso unzulässige Verallgemeinerung, wie dass er allen zürnte. Diejenigen, die sich seiner Liebe beharrlich verschließen, liebt er ebensowenig, wie er denen zürnt, die sich seiner Liebe geöffnet haben. Denn genau so weit, wie wir Adam sind, gilt uns Gottes Zorn, und soweit wir in Christus sind, gilt uns seine Liebe...

Weil aber selbst die Besten unter uns immer noch beides sind, dürfen wir nicht erwarten, dass Gottes Verhältnis zu uns und zu dieser Welt allein durch zärtliche Liebe bestimmt sein müsste. Nein, im Gegenteil: Soll sich die Ausgangsfrage – „warum Gott das Leid in dieser Welt nicht beseitigt“ – wirklich auf den Gott der Bibel beziehen, so darf man den Blick nicht allein auf seine Liebe und Allmacht richten, sondern muss seine Gerechtigkeit mit einbeziehen, die das böse Tun mit sehr verdienten Strafen vergilt. Und dann ergibt sich ein ganz anderes Bild. Denn der Gott der Bibel verneint, was ihn verneint. Er zerstört, was seine Schöpfung zerstört. Und das Verkehrte, das nicht sein soll, befördert er ins Nicht-Sein. Was aber wäre verkehrter in dieser Welt als der sündige Mensch?

Das vermeintlich so große Rätsel, warum Menschen krank werden, leiden und sterben, ist darum leicht zu lösen. Nach biblischer Auskunft ist der Tod „der Sünde Sold“ und also die verdiente Strafe dafür, dass der Mensch nicht ist, wie er sein sollte. Das ist einerseits logisch, weil der, der sich von Gott als der Quelle des Lebens abschneidet, sich damit notwendig den Tod einhandelt. Es ist andererseits konsequent, weil Gottes Wort ja an tausend Stellen den Übertretern des Gesetzes genau solche Folgen androht. Und es ist zuletzt auch unausweichlich, weil Gott in seiner beharrlichen Liebe zum Guten gar nicht anders kann, als das Böse zu hassen. Tatsächlich hat Gottes Allmacht an diesem Punkt eine Grenze, weil Gott nicht gegen sein eigenes Wesen verstößt. Er ist allmächtig in dem Sinne, dass er jederzeit kann, was er will. Aber der gute Gott kann schlechterdings nichts Böses wollen, und kann sich darum auch mit dem Bösen in uns nie anfreunden. Niemand setzt Gott irgendwelche Schranken. Aber sein eigenes

Wesen ist ihm insofern eine Schranke, als er sich selbst nicht widerspricht und sich selbst nicht untreu wird. Und das heißt: Gott kann in dieser Hinsicht wirklich nicht anders. Er kann das Böse nicht dulden. Er widersteht notwendig der Sünde, die ihm widersteht. Und er vollzieht darum am Sünder die durch Gottes Wort öffentlich und verbindliche angedrohte Strafe. Dass der Mensch seit dem Sündenfall sterben muss, ist so gesehen hart, aber gerecht, und aus Gottes Perspektive völlig verständlich. Denn er kann ja dort nicht Glück und Ewiges Leben schenken, wo das nur auf eine Verewigung der Sünde hinausläufe. Das Leben des Sünders unbegrenzt zu verlängern, hieße, dem Bösen unbegrenzte Zeit zugestehen. Gott würde damit den Widerstand gegen seinen eigenen guten Willen unterstützen. Und das könnten, recht besehen, nicht einmal die Sünder begrüßen. Denn es ist in Wahrheit kein Glück, auf ewig das Falsche zu wollen und endlos auf einem Irrtum zu beharren. So verewigt zu werden, wäre auch für den Menschen ein Unglück. Und darum wäre es inkonsequent und gegen Gottes Wesen, die mit der Sünde verbundenen Plagen und Nöte, die er selbst als Strafen über den Menschen verhängt hat, zurückzunehmen. Warum also hebt Gott das Leid nicht auf? Vielleicht einfach, weil wir's verdient haben? Das ist gewiss nicht die ganze Antwort, die hier zu geben ist. Aber es ist doch ein Teil der Antwort, den man nicht unterschlagen darf. Und das tun jene, die das Leid als Argument gegen den Glauben benutzen. Sie tun so, als wäre der Mensch in seinem Leid das unschuldige Opfer eines grausamen Gottes. Doch einerseits gibt es nach biblischer Lehre keine „unschuldigen“ Menschen. Von Jesus abgesehen sind wir alle Sünder. Auch Kinder sind nur Sünder, denen es bisher an Gelegenheit mangelte! Und andererseits wird der größere Teil des Leides gar nicht von Gott verhängt, sondern unmittelbar von Menschen Menschen angetan. Der größte Teil des Leides geht darauf zurück, dass Menschen Kriege führen, obwohl Gott ihnen den Frieden geboten hat, dass sie die Nahrungsmittel auf Erden nicht gerecht verteilen, obwohl Gott genug davon wachsen lässt, und einander nicht helfen, obwohl sie die Mittel dazu durchaus hätten. All das ist hausgemachtes Elend, das man Gott nicht anlasten kann, weil es gegen seinen ausdrücklichen Willen geschieht. Und es wäre darum ehrlich zuzugestehen, dass der Mensch in erster Linie unter dem Menschen leidet. Wir sind keine unschuldigen Opfer, sondern sind allesamt Täter. Und abgesehen davon, dass wir krank werden und sterben, besteht unser wesentliches Leid darin, dass wir unter Menschen leben, die genauso lieblos und egozentrisch sind wie wir selbst. Man muss zugeben, dass es eine recht angemessene Strafe ist, als Sünder unter Sündern leben zu müssen! Und darum ist es nicht richtig, wenn die Gegner des Glaubens den engen Zusammenhang von Leid und Schuld, auf den die Bibel so deutlich hinweist, einfach ausblenden und unterschlagen.

Vermeidet man diesen Fehler, und bezieht den Zusammenhang von Schuld, Zorn und Leid in die Betrachtung mit ein, stellt man allerdings fest, dass es nicht bloß ein „Theodizeeproblem“ gibt, sondern zwei. Denn der Mensch, wie wir ihn kennen, ist ein höchst ambivalentes Wesen voller Glanz und Elend. Er ist von seinem liebevollen Schöpfer dazu bestimmt, Gottes Kind und Ebenbild zu sein, ist aber als Sünder unablässig dabei, diese gute Bestimmung mit Füßen zu treten und ins Böse zu verkehren. Und der Schöpfer, unter dessen Augen das geschieht, wird dadurch doppelt herausgefordert, und sein Handeln wird doppelt fraglich. Denn einerseits: Wie kann ein liebevoller Gott zulassen, dass seinen Geschöpfen unablässig Böses widerfährt? Sollte seine Allmacht sie nicht retten? Und andererseits: Wie kann ein gerechter Gott zulassen, dass seine Geschöpfe unablässig Böses tun? Sollte seine Allmacht ihnen nicht das Handwerk legen?

Man hat nicht nur einmal Grund sich zu wundern, sondern zweimal. Denn einerseits ist es ein Wunder, dass wir trotz der Liebe Gottes noch leiden. Und andererseits ist es ein Wunder, dass wir trotz seines gerechten Zorns noch leben. Wie kommt das, dass wir unter Gottes allmächtigen

ger Liebe noch sterben müssen? Und wie kommt das, dass wir unter seinem allmächtigen Drohen noch nicht gänzlich vernichtet sind? Man kann beides rätselhaft finden, und könnte Gott aus beidem einen Vorwurf machen. Denn im Namen der Liebe kann man fordern, dem Geschöpf die peinlichen Folgen seiner Sünde zu ersparen, und alle Leiden aufzuheben. Und im Namen der Gerechtigkeit kann man fordern, dieses Geschöpf, als den Ursprung des Bösen in der Welt, durch sofortige Vernichtung unschädlich zu machen. Es versteht sich, dass Menschen selten auf die Idee kommen, das Letztere zu fordern. Aber wenn man Pflanzen und Tiere danach befragen könnte – würde der Plan nicht vielleicht eine Mehrheit finden, die Sünde aus der Welt zu schaffen, indem man die Sünder aus der Welt schafft? Der Mensch ist einerseits ein Teil der guten Schöpfung, die Gott nach wie vor bejaht. Er ist andererseits ein Teil des Bösen, das Gottes gute Schöpfung bedroht und zersetzt. Daraus aber, dass beides zugleich gilt, und sich in Gottes Handeln auch beides spiegelt, eben daraus erklärt sich der bitter-süße Zustand unserer Welt...

Was aber kann geschehen, damit sich an dieser Lage etwas ändert? Und was ist von Gott zu erwarten? Das Glücksverlangen des Menschen ist ebenso verständlich wie unrealistisch und findet unmittelbaren Ausdruck in der Klage und Forderung gegen Gott, er solle uns doch bitte schön in der Weise lieben, dass er uns alle Leiden erspart – und weiter nichts von uns verlangt. Der Mensch sucht die Schuld nicht bei sich, sondern bei Gott, und fordert, Gott möge dafür sorgen, dass unsere Sünden keine schmerzlichen Folgen mehr haben, damit Sünder so unbeschwert leben können als wären sie Gerechte. Wenn Gott dem aber nicht beistimmt, beschuldigt man ihn der Grausamkeit. Denn nicht der Mensch will sich ändern, sondern nur seine Situation soll sich ändern. Nicht die Sünde will man sein lassen, sondern nur der Strafe entgehen. Nicht die Krankheit soll Gott heilen, sondern nur die Symptome beseitigen. Unsere Gottlosigkeit soll ruhig bleiben, und nur das Leid soll verschwinden. Denn dass sich uns Freuden entziehen, finden wir nicht in Ordnung. Dass wir uns Gott entziehen, aber schon. Und wenn der Allmächtige auf dieses Spiel nicht eingeht, heißt es: „Siehst du, Gott liebt uns nicht, er versagt, und darum versagen wir uns ihm...“

Es liegt wohl auf der Hand, dass wir so nicht weiterkommen. Der Wunsch, Gott möge uns glücklich machen und ansonsten so lassen, wie wir sind, ist naiv. Denn wie wir oben gesehen haben, wäre es gegen Gottes Wesen, das Böse zu tolerieren, es zu verewigen oder gar noch mit Glück zu belohnen. Es muss eine andere Lösung geben. Und die gibt es in der Tat. Denn Gott schaut nicht tatenlos zu, wenn der Mensch sich selbst zum Unglück wird. Wenn Gottes Liebe ihn aber drängt, die Person des Sünders zu retten, und zugleich seine Gerechtigkeit ihn drängt, die Sünde zu verwerfen, dann kann eine saubere Lösung nur darin bestehen, den Sünder von seiner Sünde so zu unterscheiden und zu trennen, dass die Sünde untergeht, der Sünder aber gerettet wird. Und ohne diese Trennung geht es nicht. Denn es wäre gegen Gottes Wesen, das Böse um des Geschöpfes willen zu dulden. Und es wäre genauso gegen Gottes Wesen, dem Geschöpf um des Bösen willen nicht zu helfen. Gott muss beides voneinander trennen und erklärt sich darum bereit, alle Menschen um Christi willen zu erlösen, die sich glaubend von ihrer Sünde distanzieren und sie selbst von Herzen leid sind.

Mit dem sündigen Tun kann Gott sich niemals anfreunden, mit der Person des Täters aber schon. Und er ist dazu bereit, wenn diese Unterscheidung vom Betroffenen selbst mitvollzogen und bejaht wird. Freilich: Wer Gott weder seine Strenge noch seine Güte glaubt, tut das nicht! Der rebellierte zugleich gegen Gottes Gesetz und gegen sein Evangelium, um trotzig zu bleiben, wie er ist. So einen uneinsichtigen Sünder wie einen Gerechten zu behandeln, wäre unwahrhaftig und wäre ein „Tun-als-ob“, zu dem sich Gott nicht hergibt. Wenn aber einem Gläubigen seine Sünde so leid ist, dass er sie – wenigstens der Absicht nach – gern los wäre,

wenn er also von ihr unterschieden und getrennt sein will, dann lässt dieser Mensch Gottes Gesetz gelten, lässt ebenso das Evangelium gelten, gibt Gott in beidem Recht und wird dadurch in Gottes Augen tatsächlich ein anderer, weil Gott ihm statt seiner persönlichen Schuld künftig die Gerechtigkeit Christi zurechnet. Einen solchen Menschen kann Gott annehmen, selbst wenn manche seiner Taten unannehmbar bleiben. Denn ein solcher ist tatsächlich eine neue Kreatur und wird, wenn er einmal alles Irdische hinter sich lässt, des ewigen Lebens und der Seligkeit teilhaftig, weil an ihm nichts übrig bleibt, was der gute Gott verneinen müsste.

Das ist, kurz gefasst, das wunderbare Angebot Gottes! Das ist seine Lösung für das große Problem der Menschheit! Das ist der Heilsweg, den Gott eröffnet, um uns nicht bloß für einige Zeit leidfrei und glücklich, sondern um uns langfristig und in Ewigkeit selig zu machen! Wenn es nicht das ist, wonach der Menschheit der Sinn steht, so ist es in Wahrheit viel besser. Ist es aber besser, wer dürfte dann sagen, Gott kümmere sich nicht um die Aufhebung des Übels in der Welt? Genau genommen redet die Bibel von nichts anderem! Nur dass Gott die Sache anders und viel gründlicher angeht, als der Mensch das erwartet. Denn Gottes Liebe konkretisiert sich nicht einfach in äußeren Wohltaten, sondern im Heilsweg des Evangeliums. Gott in seiner Allmacht geht massiv gegen das Böse vor! Nur dass er es auf seine Weise tut und nicht auf unsere. Wir lokalisieren das Böse außen, im bösen Geschick, in Not, Armut und Krankheit. Gott aber lokalisiert es innen, in unserer Seele. Er setzt nicht bei dem Bösen an, das den Sünder stört, sondern bei dem Bösen, der der Sünder ist. Wie jeder gute Arzt behandelt Gott nicht Symptome, sondern geht dem Übel an die Wurzel. Und die ist nun mal nicht physischer, sondern geistlicher Natur.

Die Übel, unter denen die Menschheit seufzt, entspringen nicht aus Defiziten der Schöpfung, sondern aus Defiziten des menschlichen Herzens. Unser Hauptproblem ist nicht ein Mangel an irdischem Wohlbefinden, sondern eine tief gestörte Gottesbeziehung. Und an diesem Punkt setzt darum das Evangelium an. Wenn aber empörte Menschen Gottes Therapie nicht würdigen, nicht darauf eingehen und sie nicht anwenden, so liegt es wohl daran, dass sie die Diagnose nicht verstanden haben. Sie rufen: „Warum beseitigt Gott nicht endlich das Übel?“ Dabei hat es seine Quelle in ihrem eigenen Herzen. Und Gott steht bereit, um das Übel dort zu bekämpfen. Weil es aber keinen Sinn machte, das physische Übel aufzuheben, ohne das geistliche Übel anzutasten, aus dem es entspringt, darum hebt Gott das Leiden in der Weise auf, dass er zuerst die Voraussetzungen aufhebt, unter denen das Leiden zwangsläufig ist.

Die Gläubigen erfahren das in eindrucksvoller Weise, weil das Evangelium ihr Hauptproblem löst und ihren inneren Schaden so heilt, dass sie mit Gott ins Reine kommen. Der Wunsch der Anderen aber, Gott möge sie ungebessert und unverändert bloß glücklicher machen – und sonst in Ruhe lassen –, ist kurzschlüssig. Sie dekretieren, wenn Gott sie wahrhaft liebte, müsste er doch tun, was sie sich wünschen! Gott aber lässt sich davon nicht irritieren, liebt weiterhin auf seine Weise und tut täglich und verlässlich das, was er im Neuen Testament versprochen hat: Er bietet mit dem Evangelium Erlösung an und ist bereit, den Sünder von der Sünde zu unterscheiden, sobald der diese Unterscheidung mitvollzieht. Niemand, der zu Christus kommt, wird abgewiesen! Dem Suchenden steht Gottes Reich offen! Nur, dass der Weg dorthin auch noch bequem sein müsste, das sollte man nicht erwarten. Denn Gottes zupackende Liebe hat es in erster Linie nicht auf unser Wohlbefinden abgesehen, sondern auf unser Heil. Gottes Liebe tut, was für uns gut ist, und nicht, was wir gut finden. Gottes Liebe will uns für die Gemeinschaft mit ihm tauglich machen. Und so weit zu diesem Reifungsprozess auch Leiden nötig sind, wird Gott es daran nicht fehlen lassen. Denn er liebt nicht so, dass er beliebige Güter schenkt, nach denen uns gerade der Sinn steht, sondern so, dass er Erfahrungen schenkt, die wir für unser Fortschreiten nötig haben. Gottes Liebe gibt auch den Christen nicht, was sie

sich wünschen, um auf Erden lustig zu leben, sondern, was sie brauchen, um sicher bei ihm im Himmel anzukommen. Und Leid steht zu solcher Liebe keineswegs im Widerspruch, sondern gehört regelmäßig zu der rauen Pädagogik dazu, die Gott unserem Starrsinn entgegensetzt...

Fazit:

Der Vorwurf, Gott sei dem Übel dieser Welt gegenüber untätig, ist unzutreffend und beruht nur darauf, dass der Mensch nicht einverstanden ist mit der Weise, auf die ihm Gott zu helfen gedenkt. Gott ist durchaus allmächtig und ist auch voller Liebe, entscheidet aber selbst, worin sich seine Liebe offenbart. Und das sind nicht beliebige Wohltaten, sondern es ist genau das, was Christus zur Erlösung der Sünder tat, und der Heilige Geist immer wieder an ihnen tut. Wenn im Neuen Testament von Gottes Liebe die Rede ist, dann ist das eine abgekürzte Rede dafür – und für nichts anderes. Denn nicht „irgendwie“ hat Gott die Welt geliebt, sondern „also“, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verlorengehen (Joh 3,16). Gott beseitigt nicht, was wir für unser Problem halten, sondern, was – nach seiner tieferen Einsicht – unser Problem ist. Wenn es Menschen aber nach einem anderen „Heil“ verlangt und sie Gott zum Vorwurf machen, dass er sie inmitten ihrer Verkehrtheit und Bosheit nicht glücklicher macht, dann muss das aus den dargelegten Gründen zurückgewiesen werden. Ein (theo-)logisches Paradox oder eine Widerlegung des Glaubens ergibt sich nicht, denn die Theodizeefrage argumentiert unter Voraussetzungen, die der christliche Glaube so gar nicht teilt. Der lebendige Gott hat deutlich mehr Eigenschaften als nur Allmacht und Liebe. Er ist auch streng und gerecht. Seine Liebe ist kein abstraktes Prinzip. Sie gilt nicht einfach „jedem“ und ist schon gar nicht einklagbar. Das menschliche Leiden ist kein Rätsel, sondern ein Resultat menschlicher Schuld. Und aufgehoben wird es nicht durch eine äußere Beglückung des Menschen, sondern durch seine innere Wandlung. Wer aber steht dieser gründlichen Lösung im Wege? Steht etwa Gott ihr im Wege, der selbst den Kreuzestod nicht scheute, um die nötigen Voraussetzungen zu schaffen? Steht der Lösung nicht eher der Mensch im Wege, der sein selbstverschuldetes Elend Gott zum Vorwurf macht, statt den Heilsweg zu gehen, der ihm längst eröffnet und gewiesen wurde? Die Ankläger idealisieren den Menschen und dämonisieren Gott. Er aber will uns gründlicher helfen als wir es ahnen. Er will die Voraussetzungen aufheben, unter denen unser Leiden zwangsläufig ist. Und dafür, dass er's tut, obwohl die Menschheit es ihm so schlecht dankt, dafür gebühren ihm Lob und Ehre in Ewigkeit...

Nachbemerkung:

Wie oben gezeigt beweisen die Aporien der Theodizeefrage nicht, dass es Gott nicht gäbe, sondern nur, dass der Gott, den es gibt, nicht ist, wie der Mensch ihn gern hätte. Dies aber so ausdrücklich festzustellen, ist ein religionskritisches Eigentor der Atheisten. Denn mit der Ablehnung, die sie Gott entgegenbringen, widerlegen sie ein anderes, ebenso populäres religionskritisches Argument. Ihre Ablehnung zeigt eindrucksvoll, dass der Gott, den es gibt, absolut nicht ist, wie ihn sich menschliche Phantasie zum eigenen Troste zurechtlegen und ausdenken würde. Eine Projektion menschlicher Wünsche sähe ganz anders aus! Und das heißt: Der wahre Gott, der biblische Gott, bekommt von seinen Gegnern bescheinigt, dass er kein Wunschtraum ist. Sie beteuern, dieser Gott sei kaum auszuhalten. Und als Christ muss man dem nicht einmal widersprechen. Der Verdacht aber, der christliche Glaube entspränge einem menschlichen Trost- und Harmoniebedürfnis, ist damit von ganz unverdächtiger Seite unfreiwillig widerlegt...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Inwiefern es gerecht zugeht

Kaum etwas wird lauter und regelmäßiger beklagt als ein allgemeiner Mangel an Gerechtigkeit. Und wer in dieses Klagelied einstimmt, kann der Zustimmung sicher sein. Denn darüber besteht ein breiter Konsens, dass es in der Welt nicht gerecht zugeht. Und auch darüber herrscht Einigkeit, worin Gerechtigkeit bestünde. Denn da sagt jeder: „Naja, gerecht wär's doch, wenn jeder bekäme, was er verdient!“ Der Gute hätte verdient, dass es ihm „gut“ geht, und der Böse, dass es ihm „böse“ ergeht. Der Unschuldige dürfte nicht leiden, und der Schuldige nicht ohne Strafe davonkommen. So einfach scheint das zu sein!

Wenn wir dann aber beobachten, wie die menschlichen Schicksale unserem Begriff von Fairness zuwiderlaufen, weil wir zwischen dem Tun des Menschen und seinem Ergehen keinen Zusammenhang erkennen, sondern (unserer Ansicht nach) sehr oft die Falschen glücklich sind, und die Falschen unglücklich, dann wächst die Überzeugung, diese Welt sei falsch eingerichtet. Und bei vielen regt sich sogar der Verdacht, der Gott, der diese Welt regiert, müsse ein rechter Stümper sein. Denn jeder ist überzeugt, dass er selbst Freud und Leid, Armut und Reichtum, Gesundheit und Krankheit viel gerechter unter den Menschen zu verteilen wüsste – nämlich dementsprechend, was einer „verdient“ hat!

Doch ich empfehle, diese Empörung zurückzustellen und in Ruhe nachzudenken. Denn meines Erachtens steht hinter alledem sowohl eine falsche Auffassung dessen, was wir „Verdienst“ nennen, als auch ein Missverständnis dessen, was wir als „Lohn“ erwarten...

Beginnen wir mit dem „Verdienst“ und fragen wir uns, was es denn überhaupt heißen soll, ein Mensch habe dies und das „verdient“ – oder gerade „nicht verdient“? Stellen wir uns das Verhältnis zu Gott wirklich vor, wie das zu einem Arbeitgeber, demgegenüber wir Ansprüche erwerben, so dass er den Fleißigen und Braven einen Lohn schuldet, während er den Faulen eine Abmahnung schickt? Ist denn überhaupt denkbar, dass wir Gott etwas „geben“, das er uns anschließend zu „vergelten“ hätte? Ist es nicht eher so, dass Gott uns alles unverdient in Freiheit gibt – und uns alles in derselben Freiheit auch wieder nehmen kann? Wer hätte sich etwa „verdient“, geboren zu werden? Und wer hätte einen Vertrag mit Gott geschlossen, der ihm langes Leben garantiert? Wer hätte Ansprüche erworben, die er bei Gott einklagen kann? Und wer leistet überhaupt etwas Gutes, das nicht Gott selbst ihm zu leisten ermöglicht? Wenn aber letztlich alles Gute von Gott kommt – wie würde er dann je zu unserem Schuldner?

Nehmen wir ruhig einmal an, wir gehörten zu den nützlichen Menschen, die gute Werke vollbringen und Gottes Gebote halten. Wer hat uns dann die Kraft dazu gegeben und die gesunden Arme? Wer hat uns die nötige Lebenszeit geschenkt und die Einsicht in das, was richtig ist? Wer hat uns ernährt und mit Verstand begabt? Wer pflanzte uns schließlich den guten Impuls der Nächstenliebe ins Herz, wenn nicht Gott selbst? Keiner von uns besitzt etwas, das ihm nicht Gott gegeben hätte! Es sind seine Federn, mit denen wir uns schmücken. Und im besten Fall handeln wir pflichtgemäß und erstatten ihm zurück, was er uns geliehen hat. Gott aber schuldet uns deswegen gar nichts. Und wenn er die geliehenen Kräfte zurückfordert, so dass ein guter Mensch an einer Krankheit oder bei einem Unfall stirbt – was ist dann daran ungerecht? Wohl schreien alle: „Das hat er doch nicht verdient, schon mit 30 zu sterben!“ Aber hatte dieser Mensch denn Anspruch auf die vorangegangenen 30 Jahre? Hatte er sich die „verdient“ – oder auch nur einen einzigen Tag? Wenn hingegen der umgekehrte Fall eintritt, und es jemandem lange gut geht, den wir zu den „Bösen“ rechnen, wollen wir uns darüber dann im Ernst beklagen? Können wir uns über Gottes Geduld und Langmut beschweren, von der wir selbst täglich profitieren? Tatsächlich ist der Tod der Sünde Sold (Röm 6,23)! Und wenn wir

von Gott bekämen, was wir verdienen, würde morgen früh keiner mehr aufwachen. Als Sünder versäumen wir täglich unsere Pflichten. Und wenn Gott uns das angemessen heimzahlen wollte, um „gerecht“ zu sein, würde uns diese Gerechtigkeit auf direktem Wege in die Verdammnis befördern.

Wir leben alle von Gottes Geduld! Können wir ihm also vorwerfen, dass er auch mit anderen so geduldig ist – und nicht jede Bosheit umgehend rächt? Wir empören uns, weil es Übeltätern gut geht – und gehören selbst dazu? Wahrlich, wenn Gott anfinge, die Frevler und Heuchler aus dieser Welt herauszusortieren, stünden wir in der ersten Reihe! Darum schlägt man es sich besser aus dem Kopf, Gott gegenüber mit „Verdiensten“ zu argumentieren. Denn niemand hat Leistungen erbracht, die er Gott in Rechnung stellen könnte. Verdienste erwirbt man nur, indem man mehr leistet, als man schuldet. Wir Menschen leisten Gott aber regelmäßig weniger als den geschuldeten Gehorsam. Und das Einzige, was wir damit verdienen, wäre ein Tritt, der uns ins „aus“ beförderte. Wollen wir also mit Gott darüber streiten, was dieser oder jener (oder wir selbst) verdient haben? Lassen wir's lieber!

Es gibt allerdings neben dem Missverstehen des „Verdienstes“ auch ein Missverstehen des „Lohnes“. Und dem gebührt die gleiche Aufmerksamkeit. Denn Gott zahlt in einer anderen Währung, als wir das gewöhnlich erwarten. Und nur weil wir auf das Falsche achten, entsteht der Eindruck, Gott täte Unrecht. Wir stellen uns nämlich vor, der Lohn für „gute“ Menschen müsse ein „gutes“ Leben sein. Und ohne weiter nachzudenken setzen wir dieses „gute Leben“ gleich mit einem Leben, das sich „gut“ anfühlt. Wir unterstellen, der rechte Lohn eines guten Menschen müsse aus Wohlstand, Gesundheit und Ehre bestehen, aus familiärem Glück, beruflichem Erfolg und einem langen Leben voller Freude. Wir unterstellen zugleich, die rechte Strafe für einen bösen Menschen bestünde aus dem Entzug dieser Segnungen – und dementsprechend aus Krankheit, Armut, Einsamkeit, Schimpf und Schande. Das sind die Güter, denen wir Aufmerksamkeit zollen. Das soll die Währung sein, in der vergolten wird. Durch solche Dinge soll Gott seine Anerkennung oder Ablehnung sichtbar machen! Wenn wir dann aber beobachten, wie mancher Schurke in Saus und Braus ein langes Leben genießt, während fleißige und aufrechte Menschen von einem Unglück ins andere stolpern, schreien wir „Zeter und Mordio“.

Aber wer sagt denn, dass Gottes Vergelten in der Münze irdischen Glücks oder Unglücks erfolgt? Ist irdisches Glück nicht bekanntermaßen vergänglich und trügerisch? Und sollte Gott, wenn er wirklich segnen will, das nicht viel nachhaltiger tun – und durch bessere Güter? Ist das höchste Gut nicht in Wahrheit die Gemeinschaft mit ihm, das Anteilhaben an dem Guten, das Gott selbst ist? Stellt nicht Gottes Zuwendung den denkbar höchsten Lohn dar – und der Verlust derselben die in Wahrheit härteste Strafe? Ich meine, das ist die Währung, die wirklich zählt. Auf die Nähe Gottes kommt es an! Und in dieser Währung gerechnet kann ein bitterlich Weinender durchaus sehr reich sein, während ein fröhlich Lachender vielleicht sehr arm ist.

Cicero bestätigt uns (als unverdächtigem Zeuge), dass man im Leben tiefer schauen muss als bloß auf das äußere Wohlbefinden. Er sagt: „Unbedacht redende Leute behaupten, glücklich seien alle, die lebten, wie es sie gelüste. Das ist freilich falsch. Denn Schlechtes zu begehren, ist selbst schon größtes Unglück.“

M.a.W.: dem Begehren des Schlechten folgt nicht eine nachträgliche Strafe, sondern das Schlechte zu begehren, ist selbst schon eine Strafe. Und umgekehrt folgt dem Begehren des Guten kein nachträglicher Lohn, sondern im Begehren des Guten liegt selbst der schönste Lohn. Denn dasjenige, woran wir unser Herz hängen und wonach unser Wille strebt, das, worauf wir unsere Gedanken richten – das erfüllt uns doch! Dasjenige, dem wir uns zuwenden, beherrscht uns und strömt in uns ein, es verwächst mit uns und färbt unsere Seele durch und

durch – ob es nun das Gute sei oder das Böse. Dasjenige, dem wir uns öffnen, füllt unser Leben und bestimmt unseren Weg. Und wenn man es so betrachtet, bekommt im Leben ein jeder genau das, was er verdient, weil den Guten das Gute erfüllt, und den Bösen das Böse.

Oder wird das nicht durch Erfahrung bestätigt? Durch die Abkehr vom Guten entzieht sich mir das Gute. Und die Störung der gottgewollten Ordnung zieht den Verlust dieser Ordnung nach sich. Das böse Denken rächt sich dadurch, dass es die Seele vergiftet. Und wer sich von der Sonne wendet, dessen Gesicht liegt automatisch im Schatten. Wer Gottes Leitung nicht annimmt, wird sich verlaufen. Und wer Gottes Gnade nicht will, steht bei ihm auch nicht in Gnaden. Bedient sich einer schmutziger Tricks, besudelt er damit sich selbst. Und je gieriger er ist, desto unzufriedener wird er auch sein. Seine Egozentrik macht ihn verdientermaßen einsam. Und übervorteilt er die anderen, kann er bald keinem mehr trauen. Je eitler sich ein Mensch aufgeblasen hat, umso freudiger sehen die anderen seinen Untergang. Und all seine Mühen und Investitionen macht zuletzt der Tod zunichte, weil er zwar Schätze gesammelt hat auf Erden, aber nicht reich ist bei Gott (Mt 6,19-21; Lk 12,21).

Man beachte die unerbittliche Konsequenz in alledem! Wenn man nur auf die richtige Wahrung schaut, bekommt jeder ganz von selbst, was er verdient. Der Böse verschreibt sich dem Bösen und hat damit seine Seele verkauft. Vom Guten aber gilt umgekehrt dasselbe. Denn der wird von dem Guten erfüllt, dem er sich öffnet. Der Gute wird ganz von selbst ein Teil der guten Mächte, denen er folgt. Und diese Zugehörigkeit und Teilhabe ist ein viel schönerer Lohn, als es vergänglicher Spaß jemals sein könnte. Das Gute, das ich suche, lohnt mir die Suche dadurch, dass es mein Herz erfüllt! Und am schönsten veranschaulichen das die Bitten des Vaterunsers, die sich (kaum, dass sie jemand ehrlich ausgesprochen und wirklich so gemeint hat) von selbst erfüllen. Oder stimmt es nicht?

Wenn einer bittet „Geheiligt werde dein Name“ – was tut er dann anderes, als durch betenden Gebrauch den Namen Gottes zu heiligen? Kein Gebrauch des Gottesnamens könnte dem himmlischen Vater wohlgefälliger sein, als wenn seine Kinder zu ihm rufen und ihr Herz ausschütten! Ist die Bitte also ausgesprochen, so ist sie – was den Beter betrifft – auch schon erfüllt und gereicht ihm zum Segen, weil der Beter durch das Heiligen des Heiligen selbst geheiligt wird.

Sagt er dann „Dein Reich komme“, so erfüllt sich auch diese Bitte augenblicklich selbst. Denn worin bestünde das Reich Gottes, wenn nicht in der Nähe Gottes? Ist aber der, der betend diese Nähe Gottes ersehnt, nicht sehnd schon von ihr erfüllt, weil es doch Gott ist, der ihn hört, und zugleich Gottes Geist, der ihn so beten lässt? Wer im Glauben Gottes Reich ersehnt, ist eben dadurch schon ein Teil desselben. Das Reich, das er erbittet, schließt ihn schon hier und heute ein. Denn in dem Evangelium, das er glaubt, ist Christus präsent, und wo Christus präsent ist, ereignet sich Reich Gottes.

Der Beter spricht dann weiter „Dein Wille geschehe“. Aber auch hier ist die Bitte erhört, sobald sie laut wird. Denn wenn der Beter ernsthaft den Willen Gottes zum Inhalt seines eigenen Willens macht, hat aller Widerstreit und Widerwille des Menschen gegen Gott geendet. In der Bitte sind dann Schöpfer und Geschöpf versöhnt. Und weil eben diese Versöhnung Gottes Wille ist, ist des Menschen Wunsch erfüllt, sobald er ihn geäußert hat.

Wer danach dann um Vergebung seiner Schuld bittet, distanziert sich damit vom Bösen und streckt sich nach der Gnade. Wenn er das aber ehrlich vermag – ist er dann nicht schon innerlich vom Bösen frei und der Gnade teilhaftig, ohne deren Wirken er gar keine Reue empfindet? Bittet er zuletzt aber den guten Gott, ihn vom Bösen zu erlösen, dokumentiert dann nicht die Bitte selbst die Erfüllung der Bitte, weil doch offenbar das Böse den so Bittenden nicht mehr im Griff hat?

Überall kann man es sehen: wenn der gute Wille nach dem Guten greift, wird er zwangsläufig von dem Guten ergriffen, dem er sich öffnet. Und ist nicht eben das der schönste Lohn, der weit besser ist als alles, was der Rost und die Motten fressen? Wer Erbauliches liest, gewinnt erbauliche Gedanken, und wer bei Gottes Wort bleibt, verliert weder Trost noch Orientierung. Wer die Wahrheit spricht, kann sich nicht in Lügen verstricken. Und wer Gier und Neid ablegt, findet Frieden in dem, was er hat. Wer andere nicht übervorteilt, gibt keinen Anlass zur Rache. Und wer in Demut darauf verzichtet sich hoch zu erheben, kann auch nicht gar so tief fallen. Die Liebe zum Nächsten schützt vor ungesunder Egozentrik. Und die Sehnsucht nach Gott erleichtert sogar noch den Abschied von dieser Erde. Denn wie könnte das Gesicht, das einer der Sonne zuwendet, nicht von der Sonne erleuchtet werden? Und wie sollte das Gute, nach dem er strebt, nicht auf ihn abfärben? Wer mit dem Heiligen umgeht, wird des Heiligen teilhaftig, und wer bei Christus geduldig anklopft, wird nicht abgewiesen. Wenn aber die Gemeinschaft mit ihm das höchste aller Güter ist – was braucht es da noch einen anderen „Lohn“, als dass diese Gemeinschaft zustande kommt? Es geschieht augenblicklich! Denn wer glaubt, ist nach Jesu Wort schon heute gerettet (Joh 3,18). Und was braucht der darüber hinaus noch anderen „Lohn“? Ist ihm nicht jede seiner guten Regungen schon mehr als „gelohnt“ mit der Gabe des ewigen Heils, auch wenn ihm zeitliche Güter fehlen sollten? Ist er nicht durch seinen Glauben auch bei äußerer Armut ein in Wahrheit reicher und gesegneter Mann?

Wer nicht glaubt, ist nach dem Wort Jesu schon jetzt gerichtet. Und was braucht der darüber hinaus noch eine andere „Strafe“? Ist ihm nicht jede seiner bösen Regungen schon dadurch „vergolten“, dass Gott den Stab über ihn brach, auch wenn er vielleicht noch zeitliche Freuden genießt? Ist ein von Gott Verworfener nicht auch bei äußerem Reichtum ein in Wahrheit elender und bitter armer Mann?

Tatsächlich dürfen wir Ciceros Wort in beide Richtungen wenden. Dem Begehren des Schlechten muss nicht erst „Unglück“ folgen, sondern Schlechtes zu begehren, ist selbst schon größtes Unglück. Und genauso gilt: dem Begehren des Guten muss nicht erst „Glück“ folgen, sondern Gutes zu begehren, ist selbst schon das größte Glück. Die Hinwendung zu Gott lohnt sich durch die Teilhabe an ihm. Und Gott zahlt diesen Lohn auch garantiert aus. Wer ihn entschlossen sucht, dem bleibt Gott sich nicht schuldig. Ob's dem Menschen deswegen aber nach irdischen Begriffen „gut“ geht, oder ob er's im Leben „leicht“ hat, ist eine völlig andere Frage... Um die Dinge nicht zu vermengen, muss man genau darauf achten, in welcher Währung Gott zahlt! Denn er tut's nicht mit der Münze des irdischen Wohlbefindens, des äußeren Erfolges, der guten Gesundheit oder Beliebtheit. Sondern Gott zahlt mit sich selbst, indem er uns Gemeinschaft gewährt. Soviel einer sich aber nach diesem wahren Gut ausstreckt, genau so viel bekommt er davon. Sein Lohn besteht dann nicht aus gutem Essen, guter Unterhaltung oder gutem Geld. Aber er besteht aus dem wahrhaft bleibenden Gut – nämlich dem Eins-Sein mit Gott. Und weil das böse Tun den bösen Menschen mit derselben Konsequenz in die böse Lage bringt, vom Bösen eingefärbt und damit innerlich von Gott getrennt zu sein, darum geht es in der Welt durchaus gerecht zu.

Jeder kommt unausweichlich dort an, wohin es ihn zog, und jeder landet auf der Seite, die ihm besser gefiel. Wer sich an Gott hängt, erfährt, was Gott vermag. Und wer sich an Götzen hängt, findet heraus, was ihre Zusagen wert sind. Jedem wird seine Entscheidung zum Schicksal. Aber das ist nur fair. Denn wer sein kurzes Erdenleben investiert, um Gott zu finden, und dann Gott selbst als seinen Lohn davonträgt, kann sich nicht beklagen. Und wer sein kurzes Erdenleben dem süßen Gift der Bosheit widmet, um danach die Ewigkeit mit dem Satan zu verbringen, darf auch nicht meckern: greifst du nach dem Weißen, bekommst du weiße Finger, greifst du nach dem Schwarzen, bekommst du schwarze Finger. Stellst du dich zu Gott, wirst du mit

ihm siegen, stellst du dich zu Satan, wirst du mit ihm verlieren. Im ersten Fall bekommst du das, was du brauchst, im zweiten das, was du verdienst. Aber Unrecht geschieht dabei keinem. Denn jeder wandert den Weg, der ihm gefällt, und findet heraus, wohin er führt. Die Gerechtigkeit darin entgeht aber nur dem, der nicht auf die Währung achtet. Irdisches Glück ist nicht die Münze, die langfristig zählt. Gott begleicht seine Rechnungen mit einem besseren Geld. Bilanziert man aber nach diesem, so ist die Welt erschreckend gerecht...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Engel

Das nizänische Glaubensbekenntnis spricht von Gott als dem Allmächtigen, der alles geschaffen hat, nämlich Himmel und Erde, „die sichtbare und die unsichtbare Welt“. Wenn aber jemand fragt, was den eigentlich die „unsichtbaren Welt“ sei, herrscht Ratlosigkeit, bis man schließlich darauf kommt, dass damit die Engel gemeint sind. Denn die sind, obwohl sie den Himmel bevölkern, doch keineswegs göttlicher, sondern geschaffener Natur (Kol 1,15-16; Ps. 104,4). Und sie sind – so lang es ihr Auftrag nicht erfordert – für das menschliche Auge unsichtbar. Gemessen an ihrer Kraft und Einsicht stehen sie über dem Menschen, stehen aber weit unter Christus (Hebr 1,5). Und nach Christi eigener Aussage gibt es sie in gewaltiger Zahl (Mt 26,53; vgl. auch Offb 5,11). Die Engel stehen jenseits der Geschlechterdifferenz (Mt 22,30). Und wenn sie nicht ganz ohne Leib sind, so ist es jedenfalls ein „feinstofflicher“ Leib, der sich vom menschlichen Körper sehr unterscheidet. Sofern die Engel nicht durch Ungehorsam zu „gefallenen Engeln“ wurden, leben sie ewig (Lk 20,36). Sie sind aber nicht etwa alle gleich, sondern wie die Benennung der „Erzengel“, „Engelfürsten“, „Serafim“, „Cherubim“, „Throne“ und „Herrschaften“ zeigt, gibt es da Hierarchien und Rangunterschiede (Kol 1,15-16). Engel verfügen über große Kraft (Ri 6,21; Apg 5,19). Sie sind auch oft bewaffnet (4. Mose 22,23; 1. Mose 3,24). Und je nach dem, wie es die Situation erfordert, können sie für den Menschen sichtbar oder unsichtbar sein (4. Mose 22,23; 4. Mose 22,31). Es ist nicht so, dass sie immer Flügel haben müssten (Hebr 13,2), obwohl sie Flügel haben können (Jes 6,2). Und sie eindeutig zu erkennen, wird dadurch erschwert, dass Satan die Gestalt eines Engels zu imitieren vermag (2. Kor 11,14). Von niedlich-kleinen Engeln mit pausbäckigen Kindergesichtern ist in der Bibel aber nirgends die Rede, sondern dort, wo Engel auftauchen, ist ihre Erscheinung so übermächtig, dass sie die zutiefst erschrockenen Menschen erst einmal mit einem Friedensgruß beruhigen und sie von ihrer guten Absicht überzeugen müssen. Daniel etwa verliert in der Begegnung all seine Kraft und die Farbe aus dem Gesicht, er sinkt ohnmächtig zu Boden, zittert am ganzen Leib, bekommt keine Luft mehr und muss mehrfach gestärkt, berührt, beruhigt und ermutigt werden, bevor er den Mitteilungen des Engels überhaupt folgen kann (Dan 10,7-19). Dass die Engel ansonsten aber ganz hinter ihren Botschaften und Aufträgen zurücktreten, ist sachgemäß. Denn mehr als Gesandte und „dienstbare Geister“ sollen und wollen sie nicht sein. Das deutsche Wort „Engel“ ist vom griechischen Begriff „angelos“ abgeleitet. Und der meint nichts weiter als nur den beauftragten Boten und das „ausführende Organ“ eines Herrn. Ein Engel entscheidet also nichts „von sich aus“. Seine Tat ist immer Gottes Tat. Seine Botschaft ist immer Gottes Botschaft. Und der Engel selbst steht nie im Mittelpunkt. Warum gibt es dann aber Engel? Und was ist ihr Geschäft? Ihre erste und edelste Aufgabe ist es, im Himmel ohne Unterlass Gott zu loben, ihn zu preisen und vor Gottes Thron seine Heiligkeit zu besingen (Jes. 6,3; Ps 148,2). Ansonsten zeigt aber Jakobs Traum von der Himmelsleiter, dass die Engel zwischen Himmel und Erde unterwegs sind. Sie verbinden beide Welten, um Gottes Befehle auszurichten und seine Botschaften zu übermitteln (1. Mose 28,12; Ps 103,20; Mt 1,20). Und sie wachen insbesondere über die Gläubigen, die sie begleiten und behüten und denen sie in der Funktion von Schutzengeln beistehen (Hebr 1,14; Ps 91,11; Mt 18,10; 2. Mose 23,20; Dan 6,23; Ps 34,8). Wenn sich beim Tod eines Gläubigen Leib und Seele trennen, tragen die Engel seine Seele ins ewige Leben (Luk 16,22). Sie übernehmen es aber auch, die Verworfenen ihrer höllischen Strafe zuzuführen (Mt 13,49-50) und sind ganz allgemein Vollzugsorgane göttlicher Gerichte und Strafen (1. Mose 19,1ff.; 2. Sam 24,16; Apg 12,23). Die Engel führen einen für die Menschen nicht wahrnehmbaren Kampf gegen die Mächte der Finsternis und die Feinde des

Gottesvolkes (Dan 10,13.20; 1. Mose 32,2-3; 2. Kön 6,15-17; Jos 5,13-15). Zugleich freuen sie sich aber über jeden Sünder, der Buße tut (Lk 15,10), ersehnen die Erfüllung der göttlichen Ratschlüsse (1. Petr 1,12) und können für Gottes Volk Fürsprache halten (Sach 1,12-13). Insbesondere das Wirken Jesu wird von den Engeln aufmerksam begleitet. Denn sie verkündigen nicht nur seine Empfängnis (Lk 1,31) und seine Geburt (Lk 2,9-11), sondern veranlassen auch rechtzeitig die Flucht nach Ägypten (Mt 2,13) Sie dienen Jesus in der Wüste (Mt 4,11), stärken ihn im Garten Gethsemane (Lk 22,43) und stehen ihm jederzeit in großer Zahl zur Verfügung (Mt 26,53). Engel erscheinen an Jesu leerem Grab (Mt 28,2). Sie deuten den Jüngern seine Himmelfahrt (Apg 1,10). Sie stehen später auch den Aposteln bei (Apg 5,19; 8,26; 10,3; 12,7; 27,23). Und nicht zuletzt werden sie Christus begleiten, wenn er wiederkommt, um zu richten die Lebenden und die Toten (Mt 25,31). Doch sind diese guten Engel natürlich strikt zu unterscheiden von den „gefallenen Engeln“, die dem Satan in seinem Aufbegehren gegen Gott gefolgt sind, und darum besser als „Dämonen“ bezeichnet werden. Wie die Menschen sind auch diese gefallenen Engel keineswegs böse geschaffen, sondern auch sie wurden von Gott dazu geschaffen, in aller Freiheit beim Guten zu verharren. Wie aber mit Adam die gesamte Menschheit in Sünde fiel, so tat es auch Luzifer – und mit ihm ein Teil der Engel (2. Petr 2,4), die aus freien Stücken die Seite wechselten, so dass sie nun den himmlischen Heerscharen feindlich gegenüberstehen. Der Judasbrief bezeichnet sie als „die Engel, die ihren himmlischen Rang nicht bewahrten, sondern ihre Behausung verließen“ (Judas 6). Sie wurden aus dem Himmel verbannt. Und ihr Bemühen auf Erden ist nun dem Werk der guten Engel in jeder Hinsicht entgegengesetzt: Statt Gott zu loben, lästern sie ihn. Statt Gottes Befehlen zu folgen, suchen sie seinen Willen zu hindern. Und statt das Evangelium auszubreiten, bemühen sie sich, seinen Lauf aufzuhalten. Was immer Gott gut geschaffen hat, möchten sie ins Böse verkehren. Und mit besonderem Eifer stellen sie den Gläubigen nach, um möglichst viele Menschen in ihre eigene Verdammnis mit hineinzuziehen. Der Vollmacht Jesu haben sie aber nichts entgegenzusetzen, sondern müssen ihm gehorchen und ihm weichen (Matth 8,31; Lk 11,20). Von einer Erlösung der bösen Geister ist im Neuen Testament nirgends die Rede, sondern ganz im Gegenteil von dem „ewigen Feuer“, „das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln“ (Mt 25,41; vgl. auch Weish 2,24-25). Welches Ende sie nehmen, steht damit außer Frage. Doch bis sie im feurigen Pfuhl gelandet sind (Offb 20,10), bleiben sie durchaus gefährlich, so dass Paulus die Gläubigen vor ihnen warnt und sagt: „...wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Mächtigen und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in dieser Finsternis herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel“ (Eph 6,12). Wer meint, er habe als Christ nur sichtbare Feinde, ist demnach auf dem Holzweg. Und auch bezüglich der guten Engel müssen wir manche Vorstellung korrigieren.

(1)

Zuerst ist der Volksglaube zu verabschieden, verstorbene Menschen würden in der jenseitigen Welt zu Engeln. Denn das beruht auf einem Missverständnis. Jesus sagt zwar, in der Auferstehung seien die Gläubigen „wie“ Engel (Mt 22,30). Er sagt aber nicht, sie würden „zu“ Engeln. Die seligen Menschen erfreuen sich durchaus der Gemeinschaft der Engel. Sie stehen ihnen hinsichtlich ihrer Lebendigkeit, Erkenntnis, Kraft und Vollkommenheit nicht nach. Wie die Engel sind sie auch frei von aller Furcht, Begierde und Not und loben Gott mit gleicher Hingabe. Doch bleiben Menschen auch im Himmel Menschen, und Engel bleiben Engel. Denn anders als wir, sind die Engel nie aus der Gemeinschaft Gottes herausgefallen – schon das unterscheidet uns. Und die Bibel sagt auch nirgends, dass Menschen aus dem Ewigen Leben heraus mit göttlichen Aufträgen wieder auf die Erde entsandt würden. Es ist daher Unfug, dem Enkelkind zu erzählen, die verstorbene Oma sei nun als Engel bei ihm und begleite auf Schritt und

Tritt sein weiteres Leben.

(2)

Ebenso verkehrt ist es, die Engel zu einem Gegenstand religiösen Interesses oder religiöser Hingabe zu machen, wie das einerseits im Katholizismus und andererseits in der Esoterik geschieht. Schon weil die Engel nicht eigenmächtig handeln, sondern lediglich Befehle ausführen, ist es falsch, sie mit Anrufungen und Bitten zu behelligen. Sie tun nichts auf eigene Initiative. Und am allerwenigsten wollen diese Geschöpfe verehrt oder angebetet werden, als wenn sie Götter wären. Wer etwas zu klagen oder zu fragen, zu danken oder zu bitten hat, ist also bei den Engeln an der falschen Adresse – und sollte sich lieber an den wenden, auf den die Engel verweisen. Denn denen ist nichts peinlicher, als mit Gott oder Christus ungewollt in Konkurrenz zu treten (Offb 19,10; Offb 22,8-9)! Wenn die Esoterik aber gar keinen persönlichen Gott kennt und trotzdem von Engelmächten redet, ist das aus biblischer Sicht grober Unfug. Denn Engel sind nun mal Boten. Und Boten, die von niemandem gesandt werden und keinen Herrn haben, in dessen Namen sie handeln, haben weder Auftrag noch Vollmacht.

(3)

Der verbreitete Engelskitsch ist aber auch nicht besser und sollte mitsamt den barocken Putti und allen niedlichen Engelsfigürchen unsre Ablehnung finden. Denn jene kindlich-pausbäckigen Flügelfiguren sind den heidnischen Darstellungen des Liebesgottes Eros nachempfunden und schon deshalb ohne biblischen Bezug, weil pummelige Kinder im Nachthemd einen Kampfauftrag Gottes schwerlich erfüllen können. Wer wirklich davon ausgeht, dass er einen Schutzengel nötig hat, wünscht sich als persönlichen „Bodyguard“ kein lächelndes Kleinkind. Und so muss man annehmen, dass sich an den so beliebten Engelsfigürchen kein wirklicher Glaube festmacht, sondern nur ein diffuser und sentimentaler Aberglaube.

(4)

Solcher Irreführung entgegenzutreten ist aber keine Frage des Geschmacks, sondern der schriftgemäßen Lehre und Seelsorge. Denn die Engel, deren Bild man so lächerlich verzerrt, sind in Wahrheit mächtige Streiter in unermüdlichem Dienst für das Volk Gottes. Und jenseits des Kitsches kann es großen Trost schenken, um ihre unsichtbare Gegenwart zu wissen. Denn die Kämpfe, die Christen in ihrem Leben zu bestehen haben, sind unübersichtlich. Und nicht immer scheint der Sieg der guten Seite wahrscheinlich. Oft meint man, auf verlorenem Posten zu stehen. Und dann ist es wichtig, daran zu denken, dass wir keineswegs das ganze Schlachtfeld überblicken und auch längst nicht alle Akteure sehen können, sondern immer nur jene, die menschlicher Natur sind. Gott schuf neben der sichtbaren auch eine unsichtbare Welt. Da sind viel mehr Mächte im Spiel als unser Auge sehen kann! Und nicht alle Trümpfe liegen schon auf dem Tisch. Gegen allen Augenschein gibt es da ein unsichtbares Heer guter Mächte, von dem wir umgeben sind (Ps 34,8; EG 65). Auf unserer Seite stehen viele Legionen unsichtbarer Wesen, die Gott mit großer Vollkommenheit, Kraft und Weisheit ausgestattet hat! Und wo wir nicht vermögen den Widerstand zu brechen, werden es die Engel tun. Denn Gottes Liebe ist durchaus Streitbar, bewaffnet und entschlossen. Die Legionen seiner Engel können mit dem Schwert mindestens so gut umgehen wie mit der Harfe. Und wenn wir sie am nötigsten brauchen, werden sie da sein. Denn in den Engeln gewinnt Gottes Zuwendung Gestalt. Und ringen wir mit unseren Dämonen, sind auch die Engel nicht fern. So sind wir als Christen zwar schwach in dieser Welt, haben aber starke Verbündete, die unerkannt an unsrer Seite stehen. Und weil denen unser Schicksal keineswegs egal ist, dürfen wir mutig sein. Der Prophet Elisa wurde einmal bei Nacht von einem aramäischen Heer umzingelt, das ihm nach dem Leben trachtete. Und als sein Diener am Morgen die große Übermacht der Feinde sah, bekam er's mit der Angst. Elisa aber sprach zu ihm: „Fürchte dich nicht, denn derer sind mehr, die bei uns

sind, als derer, die bei ihnen sind" (2. Kön 6,16). Elisa bittet Gott, er möge dem Diener die Augen öffnen. Und plötzlich sieht der um Elia herum eine Unmenge feuriger Rosse und Wagen. Er sieht das unsichtbare Heer der himmlischen Mächte. Und dank dieser kampfbereiten Engel geht die Sache auch gut aus. Wir aber dürfen uns dessen trösten, dass jene Engel dem Volk Gottes auch heute noch zur Seite stehen. Und wo wir meinen, wir müssten resignieren, dürfen wir das ruhig bleiben lassen – in Erinnerung an jenen schönen Satz, der auch uns gilt: Fürchtet euch nicht, denn derer sind mehr, die bei uns sind, als derer, die bei ihnen sind!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottebenbildlichkeit und Menschenwürde

Es gibt eine Frage, in der wir eigentlich alle Experten sein müssten, weil sie uns unmittelbar betrifft. Und doch bringt uns gerade diese Frage in Verlegenheit – wenn nämlich jemand fragt, was eigentlich ein „Mensch“ ist. Was ist ein Mensch? Was macht den Menschen zum Menschen? Das müssten wir eigentlich beantworten können, denn schließlich geht es um uns selbst, um das spezifisch „Menschliche“ unserer Natur, das uns von den Tieren abhebt und uns eine besondere Würde verleiht – nämlich „Menschenwürde“. Man sollte meinen, dass wir darüber Bescheid wissen. Und doch, wenn ich Konfirmanden danach frage, kommen sie schnell in Schwierigkeiten: „Was ist der Mensch?“ – „Na ja, der Mensch ist ein Lebewesen“ sagen sie. Aber das sind auch die Fliege an der Wand und der Wurm im Garten. Die biologischen Grundprozesse haben wir mit den Tieren gemein, und darum kann in ihnen das spezifisch „Menschliche“ nicht beschlossen liegen. „Hm“ – sagen die Konfirmanden dann. „Der Mensch beherrscht als einziger den aufrechten Gang“. Aber wenn uns **das** zu Menschen machte, dann wäre der Gelähmte, der im Rollstuhl sitzt, kein Mensch mehr. Und das will im Ernst keiner behaupten.

„Na, ja“ heißt es schließlich „Der Mensch kann denken, er ist klug“. Aber wenn es allein der Verstand wäre, der uns zu Menschen macht, dann würden die Säuglinge, die geistig Behinderten und die dementen Alten aus dieser Definition schnell herausfallen. Sie würden mangels geistiger Fähigkeiten den Status des „Menschen“ verlieren. Und zugleich müsste man folgern, dass die besonders Klugen aufgrund ihrer Klugheit in höherem Grade „Mensch“ wären als die anderen. Das verneinen meine Konfirmanden natürlich. Und dann macht sich Ratlosigkeit breit. Denn an dieser Stelle merkt jeder, was für gefährliche Folgen es hat, wenn man die Wesensbestimmungen des Menschen auf seine geistigen Leistungen gründet. Es ist dann nämlich ganz leicht, jemandem die menschliche Würde abzuerkennen, sobald er diese Leistungen nicht erbringt. Das kann nicht richtig sein. Aber was ist es dann? Was macht **dann** den Menschen zum Menschen – was unterscheidet ihn vom Tier?

Die biblische Schöpfungsgeschichte gibt auf diese Frage eine ganz eigene Antwort. Denn das besondere Kennzeichen des Menschen ist in der Bibel, dass er zum Ebenbild Gottes geschaffen wurde: **„Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau.“** So steht's geschrieben. Nur: Was soll es besagen? Wer unbefangen hört, der Mensch sei Gottes „Ebenbild“, der beginnt nach Ähnlichkeiten zu suchen. Denn üblicherweise sagt man ja, ein Junge sei das „Ebenbild“ seines Vaters, wenn er die gleiche Nase hat, die gleiche Augenfarbe und vielleicht die gleichen Ohren. Wir unterstellen, ein Ebenbild müsse dem Vorbild ähnlich sein und müsse ihm möglichst gleichen wie ein Ei dem anderen gleicht. Wenn wir das aber auf uns und Gott übertragen, kommen wir zu absurden Konsequenzen. Denn wenn Gott sich den Menschen zum Ebenbilde schafft, kann das ja nicht bedeuten, der Mensch sei genauso allmächtig, genauso allwissend und barmherzig, so allgegenwärtig und ewig wie Gott. Das ist ganz offenbar Unfug. Denn sollten wir Gott gleichen wie eine Briefmarke der anderen, so müssten aus Menschen Götter werden. Das kann nicht gemeint sein. Was ist aber dann ein „Ebenbild Gottes“? Ich meine, wir verstehen den biblischen Begriff besser, wenn wir an den Abdruck denken, den ein Siegel hinterlässt, wenn es in das heiße Siegelwachs gedrückt wird. Der Abdruck, der im weichen Wachs entsteht, ist nämlich ein genaues Ebenbild des metallischen Siegels, das den Abdruck erzeugt. Und dennoch entsprechen den Vertiefungen im Siegel nicht etwa Vertiefungen im Wachs, sondern Erhöhungen – und den Erhöhungen im Siegel entsprechen im Wachs nicht Erhöhungen, sondern Vertiefungen. Wir

finden im Wachs also keineswegs ein zweites Siegel, da entsteht kein identischer Zwilling, aber wir finden im Wachs ein präzises Abbild. Und genau so etwas sollen wir Menschen sein im Gegenüber zu Gott, dem wir zwar niemals gleichen werden, dem wir aber durchaus entsprechen können:

Gottes Allmacht entsprechen wir, wenn wir nicht versuchen unser selbst mächtig zu sein. Und Gottes Ewigkeit entsprechen wir, wenn wir unsere eigene Endlichkeit annehmen. Gottes Barmherzigkeit entsprechen wir, indem wir darauf vertrauen. Und Gottes Gebieten entsprechen wir, indem wir gehorchen. Wo Gott ruft, da sollen wir antworten. Wo er Zusagen gibt, sollen wir ihm glauben. Und wo er spricht, sollen wir zuhören. Das ist natürlich nicht die Art, wie eine Briefmarke der anderen gleicht. Nein! Aber es ist die Art, wie der Abdruck im Siegelwachs dem Siegel entspricht, weil es von ihm die Prägung erhält. Und genau so sollen wir uns prägen lassen von Gottes Wirken an uns: Wo er uns beschenkt mit dem täglichen Brot – da sollen wir's mit Dank empfangen. Und wo uns seine Gebote warnen – da sollen wir die Finger von lassen. Wo Gott uns Grenzen setzt – da sollen wir sie akzeptieren. Und wo er uns einlädt fröhlich zu sein – da sollen wir uns nicht bitten lassen. Seiner Liebe entsprechen wir, indem wir sie an andere weitergeben. Und sein Zorn spiegelt sich in unserer Buße. Gottes Treue entspricht unser Bekenntnis. Und aus seinen Verheißungen speist sich unsere Hoffnung.

Denn eben **dazu** hat uns Gott geschaffen, **dazu** hat er den Menschen bestimmt, dass er sein Ebenbild und Gegenüber sein soll – darin liegt der besondere Sinn unseres menschlichen Daseins. Denn die Pflanzen und die Tiere, so sehr Gott sie liebt, können ihm doch auf diese Weise **nicht** entsprechen. Die Tiere haben keine Worte zum Lobpreis, sie sprechen keine Gebete, sie können Gottes Gedanken nicht folgen, sie erzählen nicht von seinen Wundern und singen auch keine Choräle. Gottes Größe ist ihnen nicht bewusst und sie haben nicht die Freiheit, „Du“ zu ihm zu sagen. Der Mensch aber kann seinem Schöpfer ein verständiges, antwortendes Gegenüber sein – und entspricht so seiner Bestimmung zum Ebenbild Gottes.

Doch entspricht der Mensch dieser Bestimmung tatsächlich? Leben wir das ganz besondere, ganz auf Gott bezogene Mensch-Sein, das wir gerade beschrieben haben? Sind wir so? Nein. Es gilt realistisch zu sein. Und die theologische Tradition lehrt darum, dass die Ebenbildlichkeit des Menschen verloren ging, als er sich dem Bösen öffnete. Sie zerbrach im Sündenfall. Und seither steht unser Leben nicht mehr in harmonischem Verhältnis zum Wirken Gottes, sondern im Gegensatz dazu: Wo Gott uns beschenkt, sagen wir meistens **nicht** danke. Und wo er „halt“ ruft, gehen wir oft weiter. Gottes Einladungen werden vielfach ignoriert. Seine Liebe findet keine Erwidern. Und seine Warnungen verhallen ungehört. Zwischen Gott und Mensch ist ein Missverhältnis eingetreten. Wir passen zusammen wie Pizza und Schokoladensoße. Wir passen in Gottes Plan wie Sand ins Getriebe. Wir passen eigentlich gar nicht mehr zu Gott. Und das heißt: Der Abdruck, den Gottes Siegel im Wachs der menschlichen Natur hinterlassen hat, der ist zerkratzt und entstellt. Gottes Ebenbild in uns ist fast unkenntlich geworden. Und das wahre Mensch-Sein findet so gar nicht statt. Das ist gewiss keine gute Nachricht. Aber die Lage ist nicht aussichtslos. Denn wenn wir auch die Ebenbildlichkeit selbst verloren haben, so haben wir doch die **Bestimmung** zum Ebenbild Gottes nicht verloren. Da ist ein Teil unseres Erbes, den wir nicht verschleudern konnten. Und ich meine, dass wir ihn nun unbedingt festhalten sollten. Denn zum Ebenbild Gottes „bestimmt“ zu sein, das ist uns geblieben, daran hängt das Menschsein des Menschen – und das ist auch der Grund seiner menschlichen Würde! Wäre es die Vernunft, auf der diese Würde fußte, wäre es die Sprache, der aufrechte Gang oder sonst eine besondere Leistung, so wäre die Menschenwürde verlierbar. Den ungeborenen Kindern käme sie genauso wenig zu wie den geistig Behinderten und den dementen Alten. Sie fielen aus der Definition des Menschseins ganz schnell heraus! Liegt aber das Wesen

des Menschen in seiner Bestimmung zum Ebenbild Gottes, so ist diese Bestimmung unverlierbar. Sie ist nicht Leistung, sondern Gnade, und bleibt doch als gnädige Gabe zugleich eine Aufgabe, der wir uns stellen können. Denn durch den Glauben haben wir die Chance, etwas von dem entstellten Ebenbild in uns wiederzugewinnen. Derzeit bleiben wir zurück hinter dem wahren Mensch-Sein, zu dem wir berufen sind. Wir hinken unserer Bestimmung hinterher. Wir sind noch nicht, was wir sein sollen. Uns fehlt ganz viel, um Gottes Ebenbilder zu sein. Aber entmutigen muss uns das nicht. Denn Gottes große Einladung, von ihm her und auf ihn hin zu leben, wird deswegen nicht zurückgenommen. Vielmehr hat er uns auf dem Wege zum vollen Mensch-Sein das denkbar beste Vorbild vor Augen gestellt. Er hat uns Jesus Christus gesandt, der der einzige vollendet „ebenbildliche“ Mensch war. Und durch seine Gnade ermutigt und befreit, dürfen wir uns im Glauben aufmachen, auch selbst im vollen Sinne „Mensch“ zu werden. Will man das Gesagte zusammenfassen, so kann man es darum in eine Aufforderung kleiden, die albern klingt, die aber dennoch ein ganzes Lebensprogramm in sich birgt: „Mach's wie Gott – werde Mensch“.

Die Bestimmung des Menschen:

Er soll ein Ebenbild Gottes sein, das dem Schöpfer entspricht,
wie der Abdruck im Wachs dem Siegelring entspricht.

Gott ordnet den Erdkreis wunderbar und weise	↔	Der Mensch freut sich des Schönen
Gott redet	↔	Der Mensch hört Gottes Wort
Gott schenkt das tägliche Brot	↔	Der Mensch empfängt es und dankt.
Gott gibt seinen Geschöpfen gute Gebote	↔	Der Mensch gehorcht dem Willen Gottes
Gott lenkt das Menschenleben	↔	Der Mensch läßt Gott vertrauensvoll walten
Gott setzt dem Menschen Grenzen	↔	Der Mensch akzeptiert seine Grenzen
Gott segnet mit guten Gaben	↔	Der Mensch freut sich und dankt.
Gott zürnt über menschlichen Ungehorsam	↔	Der Mensch kehrt um vom falschen Weg
Gott erlöst die Sünder durch Jesus Christus	↔	Der Mensch läßt sich erlösen
Gott lädt ein, ihn anzurufen in Freud und Leid	↔	Der Mensch betet
Gott will vergeben	↔	Der Mensch läßt sich vergeben
Gott gibt Aufgaben	↔	Der Mensch übernimmt Aufgaben
Gott beruft in die Nachfolge Christi	↔	Der Mensch nimmt den Ruf an und folgt
Gott fordert, den Nächsten zu lieben	↔	Der Mensch hilft, wo er kann
Gott bekennt sich zu seinen Geschöpfen	↔	Der Mensch bekennt sich zu Gott
Gott gibt Versprechen für die Zukunft	↔	Der Mensch vertraut seinen Zusagen.

Der von Sünde entstellte Mensch:

Er entspricht nicht, sondern widerspricht
der ihm von Gott zugedachten Rolle als Ebenbild

Gott ordnet den Erdkreis wunderbar und weise	⋈	Der Mensch achtet nicht darauf
Gott redet	⋈	Der Mensch hört weg und redet lieber selbst
Gott schenkt das tägliche Brot	⋈	Der Mensch meint, er hätte es sich selbst beschafft
Gott gibt seinen Geschöpfen gute Gebote	⋈	Der Mensch will sein eigener Herr sein
Gott lenkt das Menschenleben	⋈	Der Mensch hadert mit seinem Geschick
Gott setzt dem Menschen Grenzen	⋈	Der Mensch überschreitet seine Grenzen
Gott segnet mit guten Gaben	⋈	Der Mensch nimmt es für selbstverständlich
Gott zürnt über menschlichen Ungehorsam	⋈	Der Mensch sucht Ausreden und macht weiter
Gott erlöst die Sünder durch Jesus Christus	⋈	Der Mensch will sich lieber selbst erlösen
Gott lädt ein, ihn anzurufen in Freud und Leid	⋈	Der Mensch verweigert das Gespräch
Gott will vergeben	⋈	Der Mensch meint, er hätte Vergebung nicht nötig
Gott gibt Aufgaben	⋈	Der Mensch stellt sich blind
Gott beruft in die Nachfolge Christi	⋈	Der Mensch stellt sich taub und läuft weg
Gott fordert, den Nächsten zu lieben	⋈	Der Mensch liebt nur sich selbst
Gott bekennt sich zu seinen Geschöpfen	⋈	Der Mensch verleugnet seinen Schöpfer
Gott gibt Versprechen für die Zukunft	⋈	Der Mensch mißtraut Gottes Zusagen

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Selbsterkenntnis am Gegenüber

Können sie sagen, wer das maßgebliche Gegenüber ihres Lebens ist? Wessen Urteil zählt für sie? Wer ist ihnen so wichtig, dass sein Lob sie wirklich freut – und seine Kritik sie wirklich betrübt? Vielleicht denken sie, das sei eine seltsame Frage. Doch ist sie entscheidend für unser Selbstverständnis und unsere Identität. Denn ein Mensch erkennt sich selbst auf die Weise, dass er beobachtet, wie andere auf ihn reagieren. Es ist uns wichtig, was andere von uns halten. Und wenn auch nicht die Meinung aller zählt, so gibt es doch jene, die mein maßgebliches Gegenüber sind, und von deren Wertschätzung abhängt, wie ich mich selbst bewerte. Um sich selbst ins Auge zu schauen, braucht der Mensch einen Spiegel. Der Spiegel zeigt mir das Bild, das ich nach außen hin abgebe. Und will ich nicht bloß mein Gesicht sehen, sondern mein inneres Wesen, so müssen mir andere Menschen widerspiegeln, wer ich für sie bin. Denn meine eigene Wirklichkeit erfahre ich durch meine Wirkung auf andere. Schon ein Säugling kennt sich nicht „einfach so“. Er kann aber der zärtlichen Fürsorge seiner Mutter entnehmen, dass er wohl etwas Wertvolles sein muss. Wenn das Kind später etwas zerschlägt, erfährt es nicht anders als durch die Reaktion der Eltern, dass es etwas falsch gemacht hat. Und wenn ein Mädchen heranwächst, kann sie irgendwann an den Blicken der Jungs ablesen, ob sie schön ist oder nicht. Immerzu treffen wir Menschen, die uns schätzen oder missbilligen, suchen oder meiden, bewundern oder belächeln. Manche verstummen, wenn wir den Raum betreten, und andere strahlen uns an. Eben daraus aber, was und wer wir „für die anderen“ sind, leiten wir ab, wer wir überhaupt sind. Wir brauchen zur Selbstwahrnehmung diesen Spiegel des Gegenübers. Welches Gegenüber dafür aber maßgeblich ist, verändert sich mit der Zeit. Denn der Jugendliche will bei der Clique seiner Altersgenossen gut ankommen. Der Student möchte den Professor beeindrucken. Und der ehrgeizige Angestellte seinen Chef. Was der Pförtner sagt, zählt demgegenüber wenig – denn nicht alle Meinungen fallen ins Gewicht! Ist der Mensch aber verliebt, will er seiner Herzensdame gefallen. Und spielt er Fußball, will er bei den Vereinskameraden etwas gelten. Die ich heimlich bewundere, deren Urteil wiegt schwer. Und von denen, die ich respektiere, will ich auch selbst respektiert werden. Meine Selbstachtung hängt an der Achtung derer, die mir wichtig sind. Denn wer wäre ich schon, wenn ich's nicht für jemanden wäre? So spielt sich unser Leben vor den Augen der anderen ab, als stünden wir auf einer Bühne. Doch wer ist das maßgebliche Publikum? Für wen spielen wir das Schauspiel unseres Lebens? Wen wollen wir beeindrucken und wem etwas beweisen? Es gibt Menschen, die sich ein Leben lang nach der Anerkennung eines strengen Vaters sehnen, und andere, die zeitweilig mit einem bestimmten Rivalen konkurrieren. Manche umgeben sich mit Hilfsbedürftigen, weil sie das Gefühl brauchen, von denen gebraucht zu werden. Und mancher hat nur deshalb einen Hund, damit er jemandes „Herr“ sein kann. Verliert der Mensch sein gewohntes Publikum, droht er aber zugleich seine Identität zu verlieren. Denn was bleibt von einer schönen Frau, wenn da weit und breit keine Männer sind, denen sie Eindruck macht? Ohne Schüler ist auch der beste Lehrer kein Lehrer mehr. Und ohne einen Feind kann der wildeste Krieger kein Krieger sein. Im luftleeren Raum ist keiner etwas. Man ist auch nicht vor sich selbst stolz und schämt sich nicht vor sich selbst, sondern vor den Instanzen, deren Wertmaßstäbe man anerkennt. Und so ist unser Leben auf ein Publikum berechnet, das möglichst nicht „Buh“ rufen soll. Doch welches ist das? Sind es die Nachbarn, die sehen, wie mein Garten verlottert? Ist es die eigene Ehefrau, bei der ich nicht in Ungnade fallen will? Oder ist es das Lob eines Vorgesetzten, das mir den Tag versüßt? Gewiss kann man es nicht allen recht machen – das wäre zu anstrengend! Wie wählt man dann aber die Richtigen? Oder ist es überhaupt schon

ein Fehler, auf das Urteil anderer etwas zu geben? Sind Menschen überhaupt kompetent, für andere das maßgebliche Publikum zu sein? Ist es wirklich wichtig, ob sie mich „toll“ finden – oder ich sie? Sind wir füreinander Punktrichter wie in einer Castingshow? Oder ist es am Ende Gott allein, dessen Urteil zählt? In dem Fall sollten wir uns wohl darum kümmern, ob wir Gott gefallen. Und das wäre tatsächlich klug! Denn all die Menschen, deren Meinung wir fürchten, werden bald neben uns auf irgendeinem Friedhof liegen und schweigen. All die ungefragten Kritiker, deren Kommentare wir jetzt wichtig genug nehmen, um verletzt oder geschmeichelt zu sein – die sind bald alle vergessen. Und im Jüngsten Gericht wird nicht mein Arbeitgeber über mich urteilen, nicht die Schwiegermutter oder der Schwager. Sondern wenn's drauf ankommt, werden die genauso betreten schweigen wie ich selbst, weil in letzter Instanz nur Gottes Meinung zählt. Was er von uns hält, wird gelten in Ewigkeit. Gottes Urteile sind in Stein gemeißelt. Niemand holt da noch eine zweite Meinung ein! Und darum ist Gott nicht erst am Ende, sondern schon jetzt das eigentlich relevante Publikum unseres Lebens. Wenn wir wissen wollen, wer wir wirklich sind, ist Gott der Spiegel, der über unsere Verfassung untrüglich Auskunft gibt. Denn Thomas von Kempen sagt völlig zurecht: „Was der Mensch in Gottes Auge ist, das ist er, und mehr ist er nicht.“ Gott ist die Öffentlichkeit, vor der sich unser Leben abspielt. Nur er kann uns den Applaus spenden, auf den es ankommt. Und sollte der ausbleiben, hätten wir die Bühne umsonst betreten. Wenn's aber so ist: Warum sind wir dann ständig damit beschäftigt, der Welt zu gefallen und Menschen zu beeindrucken, die doch ebenso große Narren sind wie wir selbst? Leben wir nicht unter falschen Voraussetzungen, wenn wir versuchen einander zu imponieren auf dem großen Jahrmarkt der Eitelkeiten? Die braven Schüler schauen, ob sie vom Lehrer ein Sternchen bekommen, und die frechen wollen mit Frechheit ihre Freunde beeindrucken. Männer haben Angst, sich vor Kollegen zu blamieren. Und Frauen sorgen sich um das Geschwätz der Nachbarn. Wehe, wenn uns die Welt mal nicht von unserer Schokoladenseite sieht – da fallen wir gleich in Depressionen. Aber die Missbilligung Gottes kümmert die Wenigsten! Hat einer Unkraut im Garten, Läuse auf dem Kopf oder Schulden bei der Bank, will er vor Scham im Boden versinken. Aber was ihn vor Gott blamiert, daran stört er sich gar nicht. Das ist kurzsichtig – und muss dringend korrigiert werden! Denn kein Mensch ist das maßgebliche Gegenüber unseres Lebens, sondern Gott allein. Nur er kann uns direkt ins Herz sehen. Nur sein Urteil hat ewige Konsequenzen. Und darum weiß kein Mensch, wer er wirklich ist, wenn er nicht weiß, wer er in Gottes Augen ist. Nur dann sehen wir uns realistisch, wenn wir erkennen, wie wir unter Gottes Augen von seiner Gnade leben und auf ihn hin sterben. Und so ist die Verantwortung, die zählt, die Verantwortung vor ihm. Was ich über sie denke, und sie über mich – danach fragt bald keiner mehr. Es weiß ohnehin niemand, wie es sich anfühlt, in den Schuhen des anderen zu gehen! Was aber Gott von uns hält, wird in Ewigkeit wichtig sein. Und so lebt jeder verkehrt, der sich für Seinesgleichen zum Kasper macht. Traurig ist es anzusehen, wie Menschen für ein bisschen Applaus und ein bisschen Liebe fast alles tun! Sie verkrümmen sich, um gemocht zu werden, und sind doch immer arm dran, solange sie vom schwankenden Beifall ihrer Mitmenschen leben. Wär's also nicht klüger, wenn wir Gott zu Gefallen lebten, und nur auf die Resonanz achteten, die wir bei ihm haben? Nur sein Urteil kann uns selig machen oder verdammen. Denn sein Leben zu verantworten, heißt zwar jemandem Antwort zu stehen, der mich auf meine Lebensführung hin befragt. Doch zu solcher Nachfrage berechtigt ist nur der, der mir dies Leben gab. Und das waren nicht meine Freunde, der Arbeitgeber, der Staat oder die Kirche – sondern Gott allein. Was soll also das Schaulaufen vor anderen Menschen? Und warum soll einer über das Stöckchen springen, das ihm die anderen hinhalten? Was scheren mich die Maßstäbe anderer Leute, wenn es nicht Gottes Maßstäbe sind? Er ist das Gegenüber, auf das es ankommt, und ist der wahre Bezugspunkt

unserer Existenz. Denn wir Menschen lieben es zwar, uns gegenseitig zu beneiden und einander mit Lob oder Tadel zu versehen – wir glauben so gern, unsere Meinung fiele ins Gewicht! Doch vor Gottes Thron werden die selbsternannten Punktrichter sehr stille sein. Und selig ist dann, wer in Gottes Sinne zu leben wenigstens versucht hat...

Was besagt das aber über das Wesen des Menschen, wenn der Fluchtpunkt menschlichen Lebens in der Verantwortung vor Gott liegt, wenn alles von ihm kommt und auf ihn hinausläuft? Es besagt, dass man das Wesen des Menschen ohne den Bezug zu Gott gar nicht recht in den Blick bekommt – und damit das Mensch-Sein insgesamt missversteht. Denn was Philosophen, Psychologen und Naturwissenschaftler über den Menschen sagen, ist zwar richtig. Es ist aber nie die Hauptsache, die das Mensch-Sein ausmacht. Wohl haben wir Vernunft, Bewusstsein und Sprache. Wir beherrschen den aufrechten Gang, bestehen aus Leib und Seele, haben große Erkenntnis und mancherlei Freiheit – mit alledem unterscheiden wir uns vom Tier. Doch wenn das oben Gesagte stimmt, ist für das eigentliche Wesen des Menschen gar nicht maßgeblich, was uns vom Tier unterscheidet, sondern was uns mit Gott verbindet! Und eben das übersehen Philosophen genauso wie Biologen und Soziologen, denn sie definieren den Menschen nur nach seiner Beziehung zur Welt und zu den Mitmenschen – nicht aber nach seiner Beziehung zu Gott. Martin Luther hat das heftig kritisiert und in der Disputation über den Menschen (1536) dagegen gehalten, das wahre Geheimnis des Menschen liege in seiner Bestimmung zum Ebenbild Gottes. Und dieser Bestimmung werde er nicht anders gerecht als durch das rettende Werk Christi, das ihn so reinigt, heiligt und begnadigt, dass er Gott gefallen kann. Dazu, dass der Mensch vor Gott besteht, wie er bestehen soll, dazu hilft ihm gerade nicht die Vernunft, sondern der Glaube allein, so dass nach Luthers Überzeugung alles am Menschen auf eben diesen Glauben zielt, in dem allein seine Bestimmung zur Erfüllung kommt. Das ist – christlich gesehen – die eigentliche Definition des Menschen, dass er durch Christus gerettet werden soll (Röm 3,32; Disputation über den Menschen, Th. 32). Das ist des Pudels Kern, den nur die Theologie erfasst. Denn Gott will sein durch Sünde verzerrtes Ebenbild im Menschen wiederherstellen und es – so erneuert – im Himmel vollenden. Der Mensch, der wir heute sind, ist aber nur die Vorstufe jener künftigen, viel herrlicheren Gestalt, und ist darauf angelegt, durch Gottes Gnade neu zu werden. Es ist demnach das verborgene Wesen und die wahre Definition des Menschen, dass er – von Anfang an auf Gott bezogen – sich nicht anders als in und durch Christus auf Gott hin vollendet. Und gerade so sehr, wie er in versöhnter Gemeinschaft mit Gott steht, so nah ist er auch diesem Ziel.

Wer sind wir also? Unsere Vernunft ist da überfragt. Doch Gottes klare Antwort können wir dem Evangelium entnehmen. Denn das ist der Spiegel, in dem wir uns richtig sehen. Da spricht Gott: „Du bist mein Kind, egal was die anderen sagen. Und bist du auch tief in den Dreck gefallen und mit Schuld besudelt, bist du es mir doch wert, dass ich mich in Christus ganz tief nach dir bücke. Du bist wahrlich noch weit entfernt von dem, was du sein sollst, und verstehst dich selbst nicht recht. Aber du bist es mir wert, dass ich meinen Geist sende, dich zu erleuchten. Du bist gewaltig in die Irre gelaufen, ich aber habe dein Ziel nicht vergessen. Du hast mich schwer beleidigt, aber ich will es in Ordnung bringen. Und bist du auch mit dir selbst nicht im Reinen, so habe ich doch noch Großes und Gutes mit dir vor.“ Da spiegelt sich in Gottes Wort, wer wir wirklich sind: wir sind Gegenstand seiner treuen Fürsorge! Das ist die Resonanz, die wir bei Gott haben! Und erst durch sie erfahren wir die Wahrheit über uns und schauen verwundert in diesen Spiegel. Denn wir sind momentan zwar nur das Material zu dem Menschen, der wir werden sollen – ein grober Entwurf zu etwas, das noch nicht erschienen ist (1. Joh 3,2; Röm 8,19). Doch Gott hält es der Mühe für wert, mit dem Aufwand seiner Liebe an uns zu arbeiten. Er bleibt uns zugewandt. Er zieht seine Hand nicht ab. Und das zu

wissen, ist doch recht besehen nicht wenig. Denn bei diesem Gott, der uns kennt, finden wir zu uns.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Der Sinn des Lebens

Wozu sind wir da?

Manchmal kommt einem das Leben vor wie eine lange Fahrt auf dem Karussell. Die ersten Runden, die man als Kind gedreht hat, waren aufregend, und jeder Tag brachte neue Sensationen. Aber wenn man älter wird, kennt man's langsam und fragt sich, ob noch Überraschungen zu erwarten sind. Wir sind noch ein Jahr dabei, und noch eins – und nicht alles sieht nach Fortschritt aus, denn das Jahreskarussell bringt einen ja nicht wirklich weiter, sondern immer nur im Kreis der Monate herum zum nächsten 1. Januar.

Was soll also die rasende Fahrt, wenn wir dabei nur älter werden – und nicht unbedingt besser? Bewältigen wir Tag für Tag bloß, weil uns keine Alternative einfällt? Oder halten wir uns an unserem Platz für unentbehrlich? Machen wir weiter, weil's immer wieder lustig ist – oder einfach, weil wir (wie die Tiere) darauf gepolt sind, unser Leben instinktiv zu erhalten? Geben wir uns Mühe alles am Laufen zu halten, weil auch ein sorgenvolles Leben immer noch reizvoller scheint als der Tod? Oder bleiben wir nur im Spiel, weil wir die Tür nicht finden?

Vielleicht klingt es hart: Aber manche Menschen machen nicht weiter, weil sie in ihrem Leben Sinn sehen, sondern einfach nur, weil sie nun mal da sind, weil das Weitermachen am einfachsten ist, weil es scheinbar keiner Begründung bedarf und weil die Anderen es ja auch tun. Manche gehen ihren Weg nur aus Gewohnheit weiter – und weil beim Stehenbleiben allzu offenkundig würde, dass man gar kein Ziel hat. Vorsichtshalber fragen sie nicht nach dem Sinn des Ganzen und ob sich's „lohnt“. Und doch spürt wohl jeder, dass der Mensch Ziele braucht und tief drinnen wissen will, wofür er da ist! Denn man erträgt so mancherlei, wenn man weiß wozu. Man ertrüge aber sein Leben nur schwer, wenn man nicht glauben dürfte, dass es zu etwas gut ist! Und darum versuchen viele, sich immer neu zu motivieren, indem sie den tieferen Sinn, den sie vermissen, ihrem Leben verleihen wollen, und versuchen wichtig zu werden, indem sie sich wichtig machen.

Je mehr sie daran zweifeln, umso lauter betonen sie, dass sie gebraucht werden – von der Firma, vom Verein oder von der Familie. Sie sprechen gern davon, dass es ohne sie nicht ginge, weil's das ist, was sie glauben möchten. Und dann versuchen sie, sich dem Dienst einer möglichst bedeutenden Sache zu widmen, damit auch ihr Leben dadurch Bedeutung gewinne. Ihr Dasein soll dadurch gerechtfertigt sein, dass der Betrieb sie braucht, dass die Familie von ihnen abhängt, der Hund – oder wenigstens der Garten. Ein Teil der Welt soll auf ihren Schultern ruhen! Denn wenn ich zu etwas gut bin, wie könnte ich dann nicht „gut“ sein? Es sichert mir meinen Platz in der Welt, wenn ihn kein anderer auszufüllen vermag. Und darum ist es so beruhigend, gebraucht zu werden.

Doch ich meine, dass in alledem viel Selbstbetrug enthalten ist, und dass er sogar mangelnden Glauben verrät. Denn hinter dem Versuch, die eigene Existenz durch Fleiß zu begründen und zu rechtfertigen, steht ja die Überzeugung, dass es sonst keiner täte. Es steht dahinter die Meinung, mein Leben hätte keinen Sinn, wenn ich ihm keinen gäbe. Und das ist nichts anderes als Unglaube und Gottvergessenheit. Denn wenn ein Mensch wirklich glaubt, dass Gott ihn geschaffen und gewollt hat – warum sollte der noch nach anderen Gründen suchen, die ihn zur Existenz berechtigen?

Wollen wir wirklich durch Tüchtigkeit beweisen, dass wir „verdientermaßen“ leben, obwohl Gott uns das Leben doch einfach geschenkt hat? Machen wir uns „nützlich“, um den uns drohenden Tod durch Leistung ins Unrecht zu setzen? Will der Fleißige der Welt beweisen, dass er mehr als der Faule zu leben verdient? Laden wir Lasten auf unsere Schultern, um uns und an-

deren zu zeigen, wie wichtig wir sind? Wäre es so, so gerieten wir jedenfalls auf eine ganz schiefe Bahn und würden uns mit solchen Versuchen der Sinnstiftung selbst überfordern. Denn wirklich sinnvoll ist nur das Tun, bei dem Aufwand und Ergebnis in einem vernünftigen Verhältnis stehen. Wenn der Aufwand aber mein gesamtes Leben ist – welches Ergebnis könnte ich dann zuwege bringen, das diesen Aufwand rechtfertigt?

Welcher Ertrag meines Daseins wäre so dauerhaft und so großartig, dass es sich um seinen Lohn gelohnt hätte? Ist es nicht so, dass aus dem Aufwand meines Lebens in erster Linie mein Tod resultiert? Und: Kann ich überhaupt sicher sein, dass ich der Welt aufs Ganze gesehen mehr genutzt als geschadet habe? Wer wagte denn zu behaupten, er sei auf der Welt, weil der Welt sonst etwas gefehlt hätte? Und wer wagte zu behaupten, die Fürsorge Gottes, die Liebe seiner Eltern und die Mühe seiner Lehrer habe sich gelohnt? Kein Mensch kann sicher sein, dass das, was ihm wichtig schien, auch wichtig war! Und schon darum sind menschliche Schultern prinzipiell zu schmal, als dass sie die Last der Sinnstiftung tragen könnten. Der Versuch, das eigene Dasein durch Leistungen zu rechtfertigen, scheitert bei allen, die ihn unternehmen. Denn in Wahrheit sind wir nicht nötig, sondern könnten durchaus fehlen – ohne dass dadurch in der Welt ein Widerspruch oder eine Lücke entstünde. Wo das einer aber nicht glauben mag, da erbringt sein Tod recht bald den Nachweis. Denn das Dasein des Einzelnen hinterlässt keine langfristigen Spuren. Und auch Gottes Pläne gelingen ohne unsere Mitwirkung.

Der Versuch, in aktiver Selbstbegründung das eigene Dasein durch seinen Nutzen zu rechtfertigen, scheitert darum – und soll auch scheitern. Denn in Wahrheit ist der Sinn unseres Lebens nie unsere Tat, sondern ist und bleibt eine Vorgabe des Schöpfers. Der will uns, bejaht uns und legitimiert unser Dasein nicht etwa, weil wir für ihn unersetzlich wären, sondern tut's einfach so in göttlicher Freiheit und Freundlichkeit. Und schon allein, weil's Gottes Wille ist, ist unser Dasein wertvoll und der damit verbundene Aufwand sinnvoll. All unser „wozu?“ und „wofür?“, „was bringt's?“ und „was soll's?“ findet darin seine Antwort! Denn unser Dasein geht auf einen göttlichen Wunsch und Befehl zurück, dessen Erfüllung dem Entstandenen seinen Sinn vorgibt.

Oder ist es bei den Dingen, die wir Menschen herstellen, nicht genauso? Man baut einen Stuhl, um darauf zu sitzen, und einen Kugelschreiber, um damit zu schreiben. Der Erfinder und Schöpfer einer Sache gibt ihr die Form, die sie haben muss, um eine durch seinen Willen vorgegebene Bestimmung zu erfüllen und den von ihm beabsichtigten Zweck zu erreichen. Da der Mensch nun aber nicht sein eigener Schöpfer, sondern ein Geschöpf Gottes ist, ist ihm (genau wie dem Stuhl oder dem Kugelschreiber) seine Bestimmung vorgegeben, die sich aus dem Willen Gottes ergibt. Denn der Daseinszweck des Menschen ist, als Gottes Ebenbild und geschöpfliche Entsprechung mit Gott in Gemeinschaft zu sein. Und diese Gemeinschaft mit dem Menschen will Gott nicht um eines Zweckes willen, der jenseits dieser Gemeinschaft läge, sondern will sie um ihrer selbst willen.

Diese Gemeinschaft „bringt's“, dazu sind wir „gut“, das ist unser „wofür“, darum „lohnt“ unser Leben! Und eine schlagendere Antwort, eine bessere Rechtfertigung als dass Gott uns wollte, hätte keiner jemals beibringen können. Denn keiner von uns wäre wichtig, wenn er Gott nicht wichtig wäre. Unser Dasein entspringt keiner Forderung der Vernunft, keiner Kosten-Nutzen-Rechnung und keiner höheren Notwendigkeit, sondern wir sind bloß da, weil Gott es in seiner Freiheit so will und uns zur Gemeinschaft mit ihm geschaffen hat. Wir könnten unserem Dasein keinen Sinn verleihen, wenn es nicht von Anfang an diesen Sinn hätte.

Dass diese Vorgabe aber von unseren Qualitäten und Verdiensten ganz unabhängig ist, muss uns nicht kränken, sondern ist in Wahrheit eine gute Nachricht, die uns sehr entlastet. Denn so muss unsere Existenz nicht dadurch gerechtfertigt werden, dass wir toll, tüchtig oder ein-

malig wären, sondern ist (auch bei uns Durchschnittsmenschen!) vollauf gerechtfertigt, begründet und legitimiert durch den freien Willen und Beschluss des Schöpfers. Jeder von uns ist nur ein klitzekleiner Teil seines großen göttlichen Planes! Aber das reicht. Denn wer den kleinsten Teil dieses Planes in Frage stellen wollte, müsste mit dem Allmächtigen Streit anfangen, der ihn entworfen hat. Und weil das keiner wagen darf, sind wir in der glücklichen Lage, dass ich meine Existenz nicht vor Ihnen rechtfertigen muss, und Sie müssen es nicht vor mir. Keiner von uns lebt, weil er nützlich und brauchbar wäre als Mittel für die Zwecke der Anderen, sondern jeder von uns ist Selbst-Zweck! Ohne dass wir uns anstrengen müssten, ist der Aufwand unseres Lebens schon gerechtfertigt, denn dass ein Mensch da ist, beweist, dass er von Gott vorgesehen war!

Wenn das aber feststeht, wäre es da nicht sehr überheblich, wenn einer nachträglich beweisen wollte, dass Gott gut daran tat, ihn zu erschaffen? Macht einer sich wichtig, um nachträglich zu beweisen, dass sich seine Geburt gelohnt hat? Das wäre sehr lächerlich! Denn wir sind alle bloß da, weil es Gott so gefällt und er (seltsamer Weise) Freude an uns hat! Er hat uns alle „gratis“ geschaffen und keineswegs, weil er so „tüchtige“ Leute wie uns gebraucht hätte! Er liebt uns nicht, weil „wir's bringen“, sondern obwohl wir's „nicht bringen“. Eben das aber verleiht uns besondere Würde, dass wir auf allerhöchsten Wunsch und Befehl auf Erden sind. Denn eine höhere Legitimation kann es nicht geben.

Die Frage, ob einer fürs Getriebe dieser Welt nützlich oder überflüssig sei, hat sich damit erledigt. Und auch das ganze Gerede, der Mensch müsse seinem Leben Sinn „geben“ oder Sinn „verleihen“, erweist sich als irreführend und im Wortsinne „gott-los“, weil es den Gott ignoriert, der allein Sinn zu stiften vermag. Lebenssinn ist nicht unsere Tat, sondern ist eine Gegebenheit in dem wörtlichen Sinne, dass er uns vor-gegeben ist. Für Christen bedeutet Sinnstreben darum nur, den Sinn zu entdecken, den unser Leben von Gott her schon hat. Wollte Gott aber die Gemeinschaft mit dem Menschen – was wäre dann sinnvoller, als diese Gemeinschaft zu leben und das eigene Dasein genau dafür zu nutzen?

Vielleicht lebe ich diese Gemeinschaft als fleißiger Arbeiter oder als duldsamer Kranker, vielleicht trage ich vor Gott die Lasten des Alters oder freue mich vor Gott an den Freuden der Jugend. Wie sich das konkretisiert ist so bunt-verschieden, wie wir selbst bunt und verschieden sind. Aber an seinem Lebenssinn zweifeln oder verzweifeln muss keiner. Denn wer wollte Gott unterstellen, er hätte auch nur einen einzigen Menschen „für nichts“ geschaffen, hätte es planlos oder grundlos getan? Anzunehmen, Gott habe sich bei der Erschaffung irgendeines Wesens nichts gedacht, wäre gelinde gesagt eine Frechheit. Denn solange Gott einen Menschen leben lässt, hat sein Leben Sinn. Und hätte es in Gottes Augen wirklich keinen, so lebte der Mensch nicht. Wenn damit aber feststeht, dass unser aller Leben Sinn hat, und auch worin er liegt (dass wir nämlich in die Gemeinschaft mit Gott immer weiter hineinwachsen), warum kommt uns dann im Leben so vieles sinnlos vor?

Ich meine, es liegt nur daran, dass wir bei der Bewertung der Dinge allein auf unsere menschlichen Pläne starren – und nicht auf Gottes Plan. Wir messen alles an unseren eigenen Zielen, und wenn die nicht erreichbar sind, scheint uns alles vergeblich. Wenn der Gefangene nicht fliehen kann und der Kranke nicht gesundet, wenn der Schwache nicht siegen kann und der Verliebte abgewiesen wird, dann erreichen sie ihre selbstgesetzten Ziele nicht, und mit ihren Plänen scheitert gewiss auch der Sinn, den sie ihrem Dasein zu geben gedachten!

Aber wer sagt denn, dass es auf die menschlichen Pläne und Ziele ankäme? Wirklich sinnlos wäre unser Dasein nur, wenn Gott nichts mehr mit uns vorhätte. Doch der Weg zu ihm steht immer offen. Und der Lebenssinn, der sich aus Gottes Plan ergibt, kann darum in jeder Lage ergriffen werden, weil Gott in jeder Lage erreichbar bleibt. Es gibt keine Umstände, die die

Gemeinschaft mit Gott unmöglich machen. Wenn jemand also meint, er könne nicht sinnerfüllt leben, weil er zu krank sei, zu schwach, zu gelähmt, zu deprimiert, zu arm, zu schlecht oder zu dumm – dann irrt er. Denn wenn er seine Schwäche nur herzlich vor Gott beklagt und sein Unvermögen Gott vor die Füße legt, dann hat er in dieser Sekunde mehr Sinnvolles getan als andere in zehn Jahren – und hat sein Leben aufs Beste genutzt!

Unter allen Umständen und in jeder Lage kann man sinnerfüllt leben, weil es nicht die Umstände sind, die uns dazu Gelegenheit geben müssten, sondern weil es Gott ist, der uns diese Gelegenheit jederzeit gibt. Der Arbeiter kann Gott seine Arbeit widmen, der Rentner seine Ruhe, der Sieger seinen Sieg, und der Narr sogar seine Narrheiten. Jeder kann sein Tun und Lassen auf Gott hin orientieren – und es wird eben darum sinnvoll sein. Denn auch wenn ein Mensch krank auf dem Rücken liegt und für jeden Handgriff Hilfe braucht – und er duldet das vor Gott –, so verwirklicht er darin seine menschliche Bestimmung zur Gemeinschaft mit Gott. Und vielleicht gibt es weit und breit kein sinnvolleres und wichtigeres Werk als die Geduld dieses Kranken!

Lässt Gott mich auf der Stelle treten, so ist es der Sinn meines Lebens, geduldig vor Gott auf der Stelle zu treten. Und gibt Gott mir Gelegenheit Neues zu wagen, so ist es der Sinn meines Lebens, vor Gottes Angesicht Neues zu wagen. Dass aber keine Gelegenheit wäre, etwas Sinnvolles zu tun, das ist ausgeschlossen, weil man, was auch immer, mit Bewusstsein vor Gott tun kann, es zur Ehre Gottes tun kann – und es dann garantiert sinnvoll ist, weil sich darin die Gemeinschaft mit Gott verwirklicht, zu der wir geschaffen sind.

Mag unser Alltag banal sein oder großartig, fröhlich oder schmerzvoll, langweilig oder spannend: Was immer wir tun, kann sinnerfüllt und befriedigend sein, wenn wir's nur von Gott annehmen und ihm widmen. Denn von ihm her und auf ihn hin zu leben, ist der Zweck unseres Daseins, der nicht nur unter glücklichen Umständen erreicht werden kann, sondern unter allen Umständen.

Wenn wir das nächste Jahr noch erleben, hat das keinen anderen Grund, als dass Gott die Gemeinschaft mit uns immer noch will. Und einen anderen Sinn könnten wir unseren Jahren auch gar nicht geben. Den Sinn aber, den sie von Gott her schon haben, den können wir bewusst leben – und werden am Schluss sagen: „Das hat's gebracht!“ Denn wenn unsere Jahre einmal enden, geht unsere zeitliche Gemeinschaft mit Gott ja nur in die ewige Gemeinschaft über, und der Aufwand unseres Lebens wird sich dann tausendfach gelohnt haben, weil Gott selbst unser Lohn ist.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die Stellung des Menschen in der Schöpfung

Wenn man fragt, wofür Menschen sich begeistern können, dann steht die Natur auf der Liste ganz oben. Denn ich kenne eigentlich niemand, der dieser Faszination nicht erläge. Die einen fahren immerzu in die Berge, weil sie sich an den mächtigen Felswänden und den tiefen Schluchten nicht sattsehen. Die anderen wollen ans Meer, um Sand und Wind zu spüren, das Spiel der Wellen zu sehen und den weiten Himmel darüber. Manche lieben den Wald und die Blumen im Garten. Manche sind vernarrt in Pferde oder Hunde. Einige können stundenlang den Sternenhimmel beobachten, schwärmen von Tropfsteinhöhlen, Gletschern oder Vulkanen. Und natürlich haben sie alle Recht, wenn sie davon begeistert sind, denn Gottes große Schöpfung ist staunenswert ohne Ende, ist voller Weite und Schönheit, grandioser und weit kunstvoller als alles, was Menschen je hervorgebracht haben! Doch finde ich, die vielen Wunder sollten nicht nur zum Staunen, sondern auch zum Nachdenken anregen. Denn für wen und wozu ist das alles gemacht? Wem dient es und wem nützt es, wer soll's genießen und wer kann dafür danken? Weiß das Gold denn, dass es eine schöne Farbe hat? Oder weiß das Wasser, um seine reinigende Kraft? Weiß die Erde, was sie tut, wenn sie den Weizen wachsen lässt? Ist der Wal sich seiner Größe bewusst? Oder weiß der Birnbaum um die Süße seiner Frucht? Wenn das aber nicht der Fall ist, wenn die Natur sich selbst nicht kennt und sich selbst weder genießen noch bewundern kann, für wen ist dann all die Herrlichkeit geschaffen? Der biblische Schöpfungsbericht legt uns eine überraschende Antwort nahe. Denn da laufen Gottes große Werke auf den Menschen hinaus, der allein sie begreifen kann und der allein als Gegenüber und Gesprächspartner Gottes diese Werke loben kann. Der Kosmos ist tatsächlich auf den Menschen ausgerichtet, denn die Welt ist Gottes herrlicher Garten, den er geschaffen hat, um ihn mit Menschen zu bevölkern. Und der Mensch ist darum kein „Tier“ neben anderen, sondern er hat darin eine herausgehobene und zentrale Rolle, dass ihm die übrige Natur zu treuen Händen anvertraut ist, damit er sie nutze, von ihr lebe, sie bebaue und bewahre, sie erforsche und beschreibe. Der Mensch hat eine Sonderstellung, weil er allein als „Gottes Ebenbild“ bezeichnet wird und als einzig bewusstes und sprachbegabtes Gegenüber mit seinem Schöpfer reden kann. Der Mensch ist also nicht etwa für die Tiere und Pflanzen geschaffen, die ihn ja gar nicht brauchen und ihn nicht verstehen, sondern der Mensch ist auf Gott hin geschaffen, um mit ihm in einer einzigartig-vertrauten Beziehung zu stehen und ihm das Lob der Schöpfung darzubringen, die ja ansonsten stumm bleibt. Oder weiß das Meer von seiner Größe? Sieht die Blume ihre eigene Schönheit? Würde irgendwer staunen über die endlosen Räume zwischen den Sternen, wenn wir es nicht täten? Oder würde ein anders Geschöpf den Schöpfer loben und ehren, wenn wir schwiegen? Nur wir Menschen können das Schöpfungswerk angemessen würdigen, weil nur wir es begreifen! Und daraus ergibt sich die schöne Pflicht, das stellvertretend für alle anderen Kreaturen zu tun. Johann Arndt, der das schon vor 400 Jahren erkannte, sagt:

„Alle Freude, die das Wasser haben sollte, wegen seiner Süße, Klarheit und Güte, die hat das Wasser nicht, sondern der Mensch. Alle Freude, die eine Rose haben sollte, wegen ihres Geruchs, die hat sie selbst nicht, sondern der Mensch. Und alle Freude, die die Sonne haben sollte, wegen ihrer Schönheit und ihres Lichts, die hat der Mensch. Daher ist offenbar, dass alle Freude, welche die Kreaturen an sich selbst haben sollten, die hat der Mensch...“

Und es versteht sich, dass der Mensch als Nutznießer all dessen zum Lobe Gottes geschaffen ist, denn er findet sich vor in einem Kosmos voller Wunder, in dem schon der Flügel des kleinsten Schmetterlings die Handschrift des Genialen trägt. Wer außer uns Menschen sieht

und versteht, wer bewundert und genießt das alles? Ist es nicht ein Schauspiel für unsere Augen und ein Fest für unsere Sinne, die großen Gedanken Gottes nachzudenken? Wenn aber in all der Herrlichkeit Gottes Liebe zum Ausdruck kommt, die alle Natur durchdringt und alles darin so lebendig macht, wer könnte diese Liebe Gottes dann bewusst erwidern, außer uns Menschen? Wir allein sind dazu in der Lage, weil wir als Ebenbilder Gottes dem Höchsten am nächsten stehen. Und weil nur wir die Möglichkeit haben, Gott angemessen zu danken, sind wir auch dafür verantwortlich, dass es geschieht. Denn im Universum hat nicht alles den gleichen Rang, und nicht alle Kreatur hat die gleiche Aufgabe, sondern es gibt Stufen des Seins, die vom Niedersten bis zum Höchsten reichen. Die tote Materie steht dabei ganz unten, weil sie Gott am wenigsten ähnelt, weder lebt noch empfindet, noch denkt oder handelt. Gesteine und Mineralien, Metalle, Flüssigkeiten und Gase sind trotzdem faszinierend! Sie haben ihren Glanz und großen Nutzen! Aber die Materie weiß eben nichts davon, sondern spielt stumm und dumm eine rein passive Rolle, insofern sie den Pflanzen zur Nahrung dient. Die Pflanzen stehen in der Seinsordnung höher. Sie empfangen den Dienst von Erde, Luft, Licht und Wasser und sind Gott schon etwas näher, weil sie lebendig sind. Aber auch die Pflanzen haben keine bewusste Beziehung zu Gott, sondern dienen der nächsthöheren Ebene der Tiere, die sich direkt oder indirekt von den Pflanzen ernähren. Die Tiere stehen Gott wieder näher als die Pflanzen, weil sie nicht nur leben, sondern Wahrnehmungen und Empfindungen haben, Leid und Freude kennen. Doch sind auch die Tiere nicht für sich selbst da, sondern für den Menschen, der über ihnen steht und Gott noch deutlich näher kommt, weil er neben Sein, Leben und Empfindung, auch Seele, Geist, Verstand, Bewusstsein und Sprache hat. Wenn sich aber all die anderen Kreaturen aufwärts orientieren, so dass eine der anderen dient, und alle zusammen dem Menschen – sollte dann ausgerechnet der Mensch zu nichts nütze sein und keine Aufgabe haben? Natürlich nicht! Die ganze lebendige Bewegung endet nicht beim Menschen, denn der ist seinerseits für das liebende Gespräch mit Gott geschaffen und hat darin seine wichtige Funktion, in der ihn niemand ersetzen kann. Denn all das Grandiose und Schöne, das die stummen Kreaturen nicht sehen, nicht verstehen und nicht artikulieren können, das steht dem Menschen lebendig vor Augen, und er kann's verstehend begreifen, um stellvertretend für die ganze Natur Gott zu danken, ihn zu loben, Zwiesprache mit ihm zu halten und seine Liebe zu erwidern. Allein der Mensch als Ebenbild Gottes ist dem Schöpfer nah genug, um in eine bewusste Beziehung zu ihm zu treten und auf seinen Ruf zu antworten. Diese Gottesbeziehung macht den eigentlichen Sinn des menschlichen Lebens aus! Und eine ehrenvolle Aufgabe ist es noch dazu. Denn schließlich hat Gott eine unendliche Fülle seiner eigenen Kraft und Weisheit in diese Welt hineingegossen und hat damit viel von dem Seinen an die Kreaturen verschenkt. Wie aber sollte das kein Echo finden, und wie sollte dieses Übermaß hingebender Liebe keine Erwidern finden? Es wäre ein großes Unrecht, wenn das ausbliebe, und es kann doch nur durch den Menschen geschehen! Darum ist es das Ziel des menschlichen Lebens, stellvertretend für die unbewusste und stumme Kreatur Gott zugewandt und Gott hingegeben zu leben. Denn für unsere Seinsstufe gilt dasselbe wie für alle niederen. Wir nähren uns von den unteren, wir dienen aber den oberen. Und das heißt: So wie die Mineralien für die Pflanzen da sind, die Pflanzen für die Tiere, und die Tiere für den Menschen, so ist der Mensch für Gott da und folgt dabei einer natürlichen Pflicht. Denn wenn ich bei meiner Geburt doch nichts mitgebracht habe in diese Welt, sondern das Leben selbst und alles andere vermittelt der Welt von Gott empfangen habe (wenn ich also von Gott reich beschenkt und herzlich geliebt werde, obwohl er mir doch gar nichts schuldet) – wie könnte ich mir das dann alles gefallen lassen, ohne „Danke“ zu sagen, ohne die Liebe Gottes zu erwidern und in Rede und Antwort für ihn da zu sein? Es ist die natürliche Bestimmung des Menschen das zu tun!

Und wo er der nicht genügt, wird die kosmische Ordnung ganz übel auf den Kopf gestellt. Denn was bedeutet es, wenn sich der Mensch von Gott weg- und den Dingen zuwendet? Was bedeutet es, wenn der Mensch, statt Gott zu lieben und nach oben zu schauen, nach unten schaut und das Irdische liebt? Machen wir uns klar, was „lieben“ bedeutet! Es heißt doch, mit dem Geliebten vereint sein zu wollen, es heißt sich an den Geliebten zu verschenken. Wer sich derart in Liebe verschenkt, gehört nicht mehr sich selbst, sondern eigentlich dem, dem er sich hingegen hat! Was ist das aber für eine Unordnung, wenn sich das Edlere verschenkt an das Unedle, und das Wertvolle sich verschenkt an das Minderwertige? So etwas ist ganz unsinnig! Und doch tut genau das der Mensch, der irdische Dinge liebt, der sich dem Vergnügen hingibt und sein Herz, statt an Gott, an die Welt verschenkt. So einer bringt sich selbst herunter auf die Stufe der Pflanzen und Tiere, weil er nicht nur von der Welt lebt, sondern für die Welt lebt. Er wendet sich nicht zum Höheren, zu dem er berufen ist, sondern beschränkt sich auf die niederen Lebensfunktionen und Bedürfnisse, die auch jedes Tier hat. Er lebt ein viehisches und verkehrtes Leben. Denn so ein Mensch setzt an die zentrale Stelle, die Gott bei ihm innehaben sollte, irgendein geschaffenes Ding (oder sich selbst), und dieses Ding (oder er selbst) wird ihm dann zum Götzen, der den wahren Gott aus seinem Herzen verdrängt und darin den Raum einnimmt, der nur Gott gebührt. Der Mensch zieht damit das Mindere dem Höheren vor. Er beleidigt Gott und entehrt sich selbst. Die irdischen Dinge aber – die ihm bloß dienen sollten, und die doch ihn und seine Gedanken beherrschen – werden ihm zum Schicksal und ziehen ihn weit herunter. Denn die Liebe zum Ewigen vereint uns mit dem Ewigen und vereint uns dadurch, während uns die Liebe zum Vergänglichem mit dem Vergänglichem vereint und uns damit dem Untergang weiht. Und das ist umso trauriger, als uns ja alle Kreaturen durch ihre Schönheit das Gegenteil predigen. Mit Arndts Worten gesagt:

„Die ganze Kreatur ruft dem Menschen zu: Nimm hin die Wohltaten deines Schöpfers, die er dir durch uns gibt, diene und danke ihm täglich dafür. Der Himmel spricht: Ich gebe dir mein Tageslicht zum Arbeiten und die Finsternis zum Schlaf und zur Ruhe. Ich gebe dir den lieblichen Frühling, den warmen Sommer, den fruchtbaren Herbst und den kalten Winter – alles zu deinem Besten. Die Luft spricht: Ich gebe dir den Odem und die wunderbare Art der mancherlei Vögel. Das Wasser spricht: Ich gebe dir deinen Trank, reinige dich und gebe dir mancherlei Arten der Fische. Die Erde spricht: Ich trage dich, ich nähre dich, gebe dir Brot, Wein, Fleisch. Siehe, wie lieb dich der hat, der dich erschaffen hat und mich dir zu gut gemacht. So viele Wohltaten du empfängst, so viel bist du zum Dank verpflichtet dem Schöpfer.“

Arndt hat Recht! Die Natur ist nicht so schön, damit wir uns in sie vergaffen, sondern damit wir über sie hinaus nach dem Künstler fragen, der sie gemacht hat. Und umso trauriger ist es, wenn heute viele Naturbegeisterte bei den Dingen stehen bleiben und ihre Botschaft nicht hören. „Ach, ich liebe die Berge!“ rufen sie, „ich liebe das Meer und den Sonnenschein!“ Aber den Bergen ist unsere Liebe ganz egal, das Meer kann damit nichts anfangen, und die Sonne hört uns nicht! Unser Schöpfer hingegen, der uns all die schönen Wunder gönnt und am Segen darum gar nicht spart, der würde gern von uns hören und würde sich an unserer Freude sehr freuen, wenn wir nur begriffen, dass all die Herrlichkeit Ausdruck seiner Liebe ist, und dass er selbst sich uns in seinen Gaben schenkt. Nichts weiter wäre nötig, als dass wir wieder lernten durch das Geschaffene hindurch auf den Schöpfer zu schauen. Er hat die niederen Seinsstufen gemacht, damit sie uns dienen, uns aber hat er nicht gemacht, damit wir dem Niederen dienen, sondern ihm, dem Höchsten. Nicht unter uns sollen wir starren, sondern über uns, auf dass wir Gottes Liebe erwidern und uns liebend mit dem Geliebten vereinen. Wenn wir aber unsere Liebe – als das Beste, das wir haben! – nicht Gott geben, sondern uns ins Irdische ver-

gaffen, was wird dann aus uns, und wem schenken wir uns? Ich lasse es noch einmal Johann Arndt sagen:

„Dieweil der Liebe Natur und Wesen ist, dass sie sich selbst mitteilt, austeilt und schenkt, darum lässt sich die rechte Liebe nicht halten, sie gibt sich selbst und teilt sich selbst mit. (...) Was nun einem andern gegeben ist, das ist in seiner Gewalt. Darum ist nun die Liebe dessen, dem sie gegeben wird, und wird dessen, den man liebt. Weil nun der Mensch nichts mehr eigenes hat denn seine Liebe, deshalb, wem er seine Liebe gibt, dem gibt er sich selbst, und auf diese Weise wird der Liebende mit dem Geliebten vereinigt und wird ein Ding mit ihm, und aus zweien eins ins andere verwandelt (...) also, dass die Liebe ihren Namen von dem Geliebten bekommt. Denn wenn man ein irdisches Ding liebt, so heißt es eine irdische Liebe, liebt man etwas Totes, so heißt es eine tote Liebe, liebt man viehische Dinge, so heißt es eine viehische Liebe, liebt man Menschen, so heißt es eine Menschenliebe, liebt man Gott, so heißt es eine göttliche Liebe. Also kann der Mensch verwandelt werden durch die Liebe in ein edles und unedles Ding von ihm selbst und freiwillig.“

Im Grunde heißt das: So wie seine Liebe ist, so ist der Mensch, und entsprechend seiner Hingabe, Sehnsucht und Liebe ist auch sein Charakter. Wenn wir als Sünder nichts mehr lieben als uns selbst, und die Dinge der Welt nur um unseretwillen, dann entspringen aus dieser fehlgeleiteten Liebe Neid und Gehässigkeit, Gier und Lüge, Selbstsucht und Unfriede. Wenn wir uns hingegen in Liebe Gott zuwenden, erwachsen daraus Freundlichkeit und Sanftmut, Hilfsbereitschaft und Demut, Geduld, Treue und Barmherzigkeit. Die Liebe zu den Kreaturen macht unfrei, weil sie den menschlichen Willen den Kreaturen unterwirft, über die er eigentlich herrschen sollte. Die Liebe zu Gott aber macht den Menschen frei, weil er mit seinem Herzen und mit seinem Gedanken in dem Höheren ruht, der fest und gewiss ist, treu und beständig. Wohin also wollen wir uns wenden? Die Begeisterung für die Wunder der Natur ist gut und völlig angemessen. Wer nicht staunend davor steht, muss völlig stumpf sein! Aber die Faszination der Natur kann zweierlei Wirkung haben. Sie kann uns ins Irdische hineinführen, oder darüber hinaus. Wir können die Gaben lieben, denen das herzlich egal ist, oder den Geber, der darauf wartet. Wir können als Ebenbilder Gottes nach oben schauen und damit unserem Schöpfer, seinem Willen und unserer Bestimmung entsprechen. Oder wir können nach unten schauen, um uns Niederen hinzugeben, vergängliche Dinge zu lieben und uns in deren Ebenbild zu verwandeln. Was uns aber zum Besten gereicht – liegt das nicht auf der Hand?

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Mach dich nützlich!

Zum Erntedankfest kann man die Herrlichkeit der Schöpfung feiern, die uns viel Schönes schenkt, ohne dass jemand etwas dafür tun müsste. Doch den eigentlichen Schwerpunkt hat das Erntedankfest nicht bei Gütern, die von selbst entstehen, sondern bei den Erträgen der menschlichen Arbeit. Und wenn wir gegen Erträge ohne vorhergehende Mühe auch nichts einzuwenden haben, sind die doch nicht das vorrangige Thema des Festes. Sondern das liegt in der dankbaren Feststellung, dass wir wieder ein Jahr lang auf erfolgreiche Weise arbeiten durften – dass wir also unsere Mühe nicht vergeblich investiert und unseren Schweiß nicht umsonst vergossen haben. Wir danken dafür aber, weil es durchaus anders sein könnte und – wie die Erfahrung zeigt – keineswegs garantiert ist. Ein Mensch kann sehr fleißig arbeiten und am Ende trotzdem jeden Gewinnes beraubt werden. Den Landwirt können Missernten und Hagelstürme, Dürreperioden und Viehseuchen aus der Bahn werfen. Und auch tüchtige Leute in anderen Gewerben können durch Brände und Überschwemmungen, Unfälle und Wirtschaftskrisen in Armut stürzen. Weder versteht es sich von selbst, dass wir zum Arbeiten die Kraft und die Gesundheit haben, noch ist garantiert, dass gute Arbeit angemessenen Lohn findet. Denn längst nicht jede Saat geht auf, und nicht jede Anstrengung führt zu etwas! Manch einer gibt sich viel Mühe bei der Erziehung seiner Kinder, macht scheinbar alles richtig und sieht später doch nicht, dass es gefruchtet hätte. Mancher baut lange an seinem Haus, opfert dafür jeden Urlaub, gönnt sich wenig und zieht doch nicht ein, weil er kurz vorher stirbt. Mancher gründet mit viel Liebe ein kleines Geschäft, arbeitet sich die Finger wund und geht trotzdem in Konkurs. An den Arbeitslosen sehen wir wie bitter es ist, gesellschaftlich danebenzustehen und auf staatliche Hilfe angewiesen zu sein. Und wir begegnen kranken Menschen, die viel zu früh aus dem Arbeitsprozess ausscheiden mussten und sich nutzlos vorkommen. Bei solchen Gelegenheiten begreifen wir erst so recht, wie schön es ist, eine lohnende Arbeit zu tun und darin mit gutem Ertrag tätig zu sein. Denn damit bestreiten wir nicht bloß unseren Lebensunterhalt, sondern Arbeit verleiht unserem Leben auch Sinn und macht uns stolz, weil wir sehen, wie unsere Talente anderen Menschen Nutzen bringen. Natürlich kann niemand alles. Aber jeder kann etwas, womit er das Leben der anderen ergänzt und bereichert. Denn Gott war so freundlich, uns in seiner Schöpfung nicht die Rolle passiver Zuschauer zuzuweisen, die bloß unproduktiv am Rande stehen, sondern er hat uns bestimmt, Akteure und Mitarbeiter zu sein, die mittendrin stehen und bei der Erhaltung des Lebens mit anpacken. Gott hätte das anders regeln können, denn der Allmächtige ist auf unsere Hilfe nicht angewiesen – ein Wort von ihm würde genügen, um alles bereitzustellen, was zur Erhaltung des Lebens nötig ist! Aber statt uns zur Passivität zu verurteilen, hat Gott uns geboten, an seinem großen Werk mitzuwirken, damit wir uns nützlich machen und hinterher stolz sagen dürfen, dass wir zu Gottes gutem Plan beigetragen haben. Gott hätte das anders regeln können. Aber die nächste Generation wird nicht geboren, ohne dass Männer und Frauen daran mitwirken. Ihre Kinder wachsen nicht heran, ohne dass sie jemand ernährt. Und sie gedeihen auch nicht ohne das mühsame Werk, das man Erziehung und Bildung nennt, nicht ohne einen funktionierenden Staat und ein Gesundheitswesen. Gott könnte wohl alles allein tun, so dass wir nur Publikum wären und Nutznießer. Aber nein – er lässt uns aktiv teilhaben und ehrt uns dadurch, dass wir Mitarbeiter in seinem Team sein dürfen. Denn so ist menschliche Arbeit ursprünglich gemeint! Nicht zuerst als ein Fluch, unter dem wir stöhnen müssen, sondern als ein Segen ist sie gemeint. Jeder Mensch soll wissen, dass er für dies und das begabt ist und gebraucht wird. Und wenn er fleißig schafft, soll er nicht bloß Lohn erhalten, sondern soll zugleich das gute Gefühl haben,

dass er etwas hervorbringt, was es ohne ihn nicht gäbe. Produktiv zu sein, macht einen guten Teil unserer Selbstachtung aus. Und so danken wir an „Erntedank“ gar nicht nur für die Früchte unserer Arbeit, sondern zugleich für all jene Voraussetzungen unserer Arbeit, die uns Gott in Form von Kraft und Klugheit, Lebenszeit und Bildung schenkt. Nicht dass wir arbeiten müssen, soll unser erster Gedanke sein, sondern dass wir es dürfen. Denn so müssen wir nicht als Schmarotzer auf Kosten anderer leben, sondern können einen Beitrag leisten. Und wenn wir mit Talent und Kraft gut ausgestattet sind, dürfen wir es uns als Ehre anrechnen, Schwache, Alte und Kranke mit durchzutragen. Denn eben dazu sind uns Begabungen gegeben. Und sicher nicht, damit sie brach liegen. Vielmehr sollen wir mit den uns anvertrauten Pfunden wuchern und uns nützlich machen. Denn so fordert es das Gleichnis Jesu in Matthäus 25,14-30. Jesus erzählt da von einem wohlhabenden Mann, der für längere Zeit außer Landes gehen will, der aber nicht möchte, dass sein Vermögen währenddessen brach liegt. Das Geld soll arbeiten, der Besitz soll etwas abwerfen. Und so vertraut er das Vermögen seinen drei Knechten an. Dem Tüchtigsten gibt er fünf Zentner Silber, dem weniger tüchtigen zwei und dem letzten, dem er offenbar wenig zutraut, gibt er nur einen Zentner Silber. Und als der Herr abgereist ist, bestätigt sich auch gleich, dass er seine Knechte richtig eingeschätzt hat. Denn die ersten beiden nutzen sein Geld vernünftig, um damit Handel zu treiben. Sie machen gute Geschäfte und verdoppeln das Kapital ihres Herrn. Der dritte Knecht jedoch, dem er vorsichtshalber nur einen Zentner anvertraute, ist zu ängstlich, um Handel zu treiben. Er sieht nicht die Chance, er macht nichts draus – und ist nicht mal so klug, das Geld zur Bank zu tragen, wo es Zinsen brächte, sondern vergräbt es irgendwo. Als der Herr heimkehrt, lobt er die beiden tüchtigen Knechte. Und weil sie über wenigem treu waren, verspricht er, ihnen künftig deutlich mehr anzuvertrauen. Mit dem dritten Knecht ist der Herr aber gar nicht zufrieden. Denn das Geld vergraben und ansonsten untätig sein – das hätte er auch selbst gekonnt. Der dritte Knecht hat für ihn keinerlei Gewinn erwirtschaftet. Er hat es nicht einmal versucht! Und als ein unnützer Knecht wird er denn auch behandelt. Der Herr nimmt ihm das Geld weg, mit dem er so wenig anzufangen wusste, und lässt ihn in die Finsternis hinauswerfen, wo Heulen ist und Zähneklappern. Wahrlich, das ist eine knallhart kapitalistische Geschichte! Doch kann sich jeder in diesen Herrn hineinversetzen. Denn auch wir ärgern uns, wenn eine Investition ohne Rendite bleibt, und murren, wenn das sauer verdiente Geld auf dem Sparsbuch keine Zinsen bringt. Niemand will Geschäfte machen, die nichts abwerfen. Und so verstehen wir jenen Herrn unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten recht gut. Nur ist das gar nicht die Rolle, die uns in Jesu Gleichnis zufällt. Sondern der Hausherr im Gleichnis ist Gott. Und wir gehören zu jenen Knechten, die mit dem anvertrauten Kapital einen Ertrag erwirtschaften – oder eben nicht. Gott hat uns schon bei unsrer Geburt mit Gesundheit und Verstand, mit Kraft und Zeit ausgestattet. Und ihm ist nicht egal, was wir nun mit seinen Gaben machen, sondern eines Tages will er wissen, ob wir damit etwas Sinnvolles angestellt haben. Am Ende unsres Lebens werden wir gefragt, ob wir brauchbare Knechte waren – oder solche von der unnützen Sorte. Denn je mehr uns Gott anvertraut hat, desto mehr kann er auch von uns erwarten. Was hat er investiert und uns „zu treuen Händen“ übergeben? Nun, der erste Zentner Silber besteht aus einem gesunden Körper und zwei kräftigen Armen. Denn die können schwer tragen und hart arbeiten. Der zweite Zentner Silber besteht in einem wachen Verstand, der Situationen einschätzen und Erfahrungen verarbeiten kann, der lernfähig ist und einfallsreich. Als dritten Zentner Silber können wir unsere Lebenszeit ansehen, diese 50, 70 oder 90 Jahre, die wir entweder nutzen oder vergeuden. Das sind viele tausend Tage, die Gott wie unbeschriebene Blätter vor uns legt, damit wir sie mit gutem Leben füllen! Und der vierte Zentner Silber – das sind unsere Familien und Freunde. Denn jeder hat vertraute Menschen um sich, die ihn lieben, stützen

und beraten. Der fünfte Zentner Silber aber, das ist unsere Fähigkeit zu ausdauernder Konzentration, das Vermögen Entscheidungen zu treffen und mit Hingabe Ziele zu verfolgen. Unter all diesen Gaben ist keine, die wir nicht vom Schöpfer empfangen hätten – wir sind mit Silber so gut ausgestattet wie die Knechte im Gleichnis! Und wie der Herr im Gleichnis will auch Gott nicht, dass wir die anvertrauten Schätze vergraben oder brach liegen lassen. Wir sollen sie schon gar nicht zum eigenen Vergnügen zweckentfremden. Sondern Gott möchte, dass wir jegliches Talent in seinem Sinne zum Guten nutzen – nämlich zum Schutz, zur Ernährung und zur Förderung unserer Mitmenschen. Das heißt dann „mit den anvertrauten Pfunden wuchern“ zum Vorteil unseres Herrn. Und tüchtige Knechte tun das, wenn sie ihre Nervenstärke investieren, um Kinder zu erziehen, wenn sie ihre Geschicklichkeit bei der Feuerwehr oder im Rettungsdienst einsetzen, wenn sie ihren Verstand nutzen, um technische oder soziale Probleme zu lösen – oder mit Hingabe Kranke pflegen. Wer immer sich solchen Aufgaben widmet und einem ehrbaren Beruf nachgeht, investiert sein Talent auf gottgefällige Weise und macht sich nützlich. Er beweist damit, dass der Schöpfer ihn nicht vergebens begabt und ausgestattet hat. Und er versteht Gott völlig zu Recht als seinen wahren Auftraggeber. Dem kann er am Ende des Lebens Rechenschaft geben von seiner Tätigkeit in einem anständigen Beruf – und wird als tüchtig befunden. Doch sind es etwa alle, die ihr Leben auf diese Weise nutzen – oder auch nur ahnen, dass sie es so nutzen sollten? Ich fürchte, vielen ist gar nicht klar, dass ihre Kräfte Leihgaben Gottes sind. Viele betrachten ihr Talent nicht als von Gott in sie investiertes „Kapital“, sondern meinen, es sei ihr Eigentum, mit dem sie auf eigene Rechnung wirtschaften. Einige haben einen ganzen Zentner Gesundheit empfangen. Aber es fällt ihnen nicht ein, dieses Potential in den Dienst am Nächsten zu stellen, sondern sie ruinieren ihren Körper mit schlechten Gewohnheiten. Andere haben von Gott einen ordentlichen Zentner Verstand mitbekommen. Aber statt damit ihren Mitmenschen zu helfen, nutzen sie ihre Intelligenz nur, um weniger Begabte reinzulegen und zu übervorteilen. Viele haben auch einen reichlichen Zentner Lebenszeit bekommen und sind in hohem Alter noch quietschfidel. Sie übernehmen aber trotzdem kein Ehrenamt, sondern kreisen um sich selbst und stehlen dem lieben Gott die Zeit. Viele kommen gar nicht auf die Idee, dass der Schöpfer ihnen Aufgaben zugedacht hat, auf deren Erfüllung er wartet! Sie meinen, sie hätten ihre Kräfte nur, um sich dran zu erfreuen oder damit anzugeben! Sie kennen auch keinen höheren Lebenszweck als ihr privates Glück! Doch so nehmen sie Gottes Silber – und vergeuden es. Sie lassen brach liegen, was sie bewirtschaften sollten. Sie zweckentfremden gottgegebene Stärken. Und sie merken nicht mal, dass in jeder ihrer Begabungen auch eine Verpflichtung liegt! Wenn der Herr aber von seiner Reise wiederkommt und feststellt, dass sie mit all ihren Möglichkeiten niemandem gedient haben als nur sich selbst – wird's ihnen dann nicht ergehen wie jenem dritten Knecht im Gleichnis, der für unnütz befunden wurde? Wird Gott wohl jene in den Himmel heben, die schon auf Erden zu nichts taugten? Wird er wohl denen ein ewiges Leben schenken, die schon mit dem irdischen Leben nichts Rechtes anzufangen wusste? Braucht Gott denn Knechte, die sein Kapital verplempern? Könnte er das nicht auch selbst? Jede Begabung enthält die Verpflichtung, aus dieser Begabung etwas zu machen. Denn wenn mir Gott eine herrliche Singstimme gab, wie wollte ich ihm erklären, wenn ich mein Lebtage nicht gesungen hätte? Wenn Gott mich befähigte, anderen Menschen ein Helfer zu sein, wie wollte ich ihm erklären, wenn ich ihnen nie Helfer gewesen bin? Hatte ich das Talent, Traurige zu trösten, Unerfahrene zu lehren und Hungrige zu speisen: wie wollte ich ihm erklären, wenn ich sie nicht getröstet, nicht gelehrt und nicht gespeist habe? Ich fürchte, wir könnten da im Himmel auf wenig Verständnis rechnen. Denn Gott rüstet Menschen aus, wie man Schiffe ausrüstet zur großen Fahrt. Und er will gewiss nicht, dass sie anschließend im Hafen liegen bleiben. Gott rüstet uns aus, wie man Arbei-

ter mit Werkzeugen versieht. Und er will dann nicht zusehen, wie Hacke und Schaufel Rost ansetzen. Gott pflanzt uns in den Acker seiner Welt, wie ein Bauer, der guten Samen aufs Feld wirft. Aber wie der Bauer, will Gott im Herbst nicht dieselben Samenkörner wieder einsammeln, die er gesät hat, sondern die Früchte, zu denen sich die Saat vermehrte. Gott erwartet, dass wir uns nützlich machen! Darum gibt es nichts Närrischeres, als wenn ein Mensch sich jugendlich-schön konservieren und seine Kräfte schonen will, um dann eines Tages weitgehend „unverbraucht“ zu sterben. Sondern ganz im Gegenteil sollte es unser Ziel sein, uns restlos für eine gute Sache zu verbrauchen und uns völlig abzunutzen. Denn dazu sind wir da. Wir haben auf Erden größere Aufgaben, als über unser persönliches Glück nachzudenken – wir sollen gottgefällige Werke tun! Und wir müssen dabei das Scheitern weniger fürchten als die Untätigkeit. Denn wer immerhin einiges versucht und damit Schiffbruch erleidet, muss sich am Ende weniger schämen, als wer talentiert war für große Dinge – und untätig blieb. Der hätte dann nämlich das Paket seiner großen Begabung nutzlos durchs Leben getragen, um es am Ende „ungeöffnet“ und „originalverpackt“ wieder bei Gott abzuliefern. So einer brächte Gott nur jenen Zentner Silber zurück, den er empfing, hätte ansonsten aber ganz umsonst Gottes Luft geatmet. Nun versteht es sich: Mit Gaben, die wir nicht bekamen, können wir auch nicht wuchern. In geringen Begabungen liegen dementsprechend geringere Verpflichtungen! Doch wo wir Potentiale besitzen, die noch als vergrabene Schätze in uns schlummern, sollten wir schleunigst davon Gebrauch machen. Führen wir uns vor Augen, dass wir Gott nicht nur verantwortlich sind für das Böse, das wir tun, sondern auch für das Gute, das wir unterlassen, obwohl wir es hätten tun können! Und machen wir uns dann nützlich. Denn wenn der Herr von seiner Reise wiederkommt, soll er uns bei der Arbeit antreffen. Und mit etwas Glück hören auch wir dann jenes schöne Lob: „Recht so, du tüchtiger und treuer Knecht, du bist über wenigem treu gewesen, ich will dich über viel setzen; geh hinein zu deines Herrn Freude!“ (Mt 25,21)

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die Seele

1.

Wie geht es ihrer Seele? Ist sie wohlauf? Oder macht sie Schmerzen? Die Seele ist ein komisches Ding. Denn es gebraucht zwar jeder dieses Wort. Aber wer genauer beschreiben soll, was, wie und wo seine Seele ist, kommt in Schwierigkeiten. Es beansprucht zwar jeder, eine zu haben. Es kann sie aber keiner sehen oder vorzeigen. Und woraus sie besteht, weiß auch niemand. Der Gehalt des Wortes ist so schwer zu greifen wie ein Stück nasse Seife. Und das bringt auch die Gelehrten in Not. Manche von ihnen sagen, die Seele sei jene geheimnisvolle Kraft, die unseren Leib lebendig macht. Andere meinen aber, es sei der Leib selbst, der die Seele als eine seiner Körperfunktionen hervorbringt. Manche denken, die Seele bestehe aus feinsten Seelenatomen, die sich als „ätherisches Fluidum“ im ganzen Körper verteilen. Und andere behaupten, die Seele habe ihren Sitz in der Zirbeldrüse und wiege 21 Gramm. Da lacht dann der Nächste und sagt, die Seele sei doch überhaupt kein „Ding“, sondern bloß ein Sammelbegriff für unsere vielen Gemütszustände! Dagegen stehen dann aber jene, die in den Einzelseelen Splitter einer einzigen großen Weltseele sehen (oder sogar Splitter des Göttlichen!), die nur vorübergehende in der Materie eines Leibes gefangen sind. Da protestieren alle, die Geist und Leib nicht dualistisch einander entgegensetzen wollen. Sie verstehen unter der Seele nur die innere Erscheinung dessen, was als äußere Erscheinung den Körper bildet. Aristoteles aber sieht in der Seele eine dem Organismus innewohnenden Dynamik, die nach seiner Vollenendung strebt und drängt. Für ihn ist die Seele eine immaterielle Substanz, die den vielen Stoffen, aus denen wir bestehen, erst Form, Ziel und Wesen verleiht. Andere meinen allerdings, die Seele sei bloß ein anderes Wort für das Subjekt, das wir uns als Quelle unseres geistigen Lebens zu diesem hinzudenken müssen, damit unsere wechselnden Bewusstseinszustände überhaupt einen Zusammenhang bilden. Einige beschreiben die Seele als ein Kraftzentrum, das sich im Menschen seiner selbst bewusst wird und dann als unser „Selbst“ die Herrschaft über unsere Lebensvollzüge gewinnt. Und natürlich gibt's auch Spötter, für die Seelen gar nicht existieren. Du meine Güte denkt man: Warum ist das so kompliziert? Weiß denn keiner bescheid?

2.

Immerhin lässt sich verstehen, weshalb uns die Sache schwer fällt. Denn sowohl unsere eigene wie auch die fremde Seele entzieht sich der direkten Beobachtung. Die eigene Seele ist uns zwar ganz nah, weil wir ja selbst unsere Seele sind. Aber eben das hindert uns, die Seele zum Gegenstand der Beobachtung zu machen. Denn dazu müssten wir hinter unseren eigenen Rücken treten. Als Beobachter müssen wir mit etwas Abstand dem gegenüber stehen, was wir beobachten. Doch im selben Moment ist das Objekt, das wir betrachten, nicht mehr das Subjekt, das wir betrachten wollen. Wir können uns nicht verdoppeln. Und versucht die Seele sich selbst anzuschauen, gelingt ihr das nicht. Denn man kann ja auch eine Kamera nicht auf die Kamera selbst richten, um mit dieser Kamera ein Bild von der Kamera zu machen. Man kann nicht ein Mikroskop nehmen und es zur Betrachtung unter eben dieses Mikroskop legen. Und so hat unsere Seele größte Schwierigkeiten, sich selbst zu erkennen. Die Seele eines anderen Menschen ist uns aber erst recht entzogen. Denn dessen Innenansicht kennt nur er selbst. Als sein Gegenüber kann ich nicht in ihn hineinschauen, sondern kann nur unterstellen, dass er eine Seele hat, die der meinen ähnlich ist. In Kontakt trete ich mit seiner Seele aber immer nur in der Vermittlung durch seinen Körper, der die Seele sozusagen nach außen übersetzt: Ich sehe seine Mimik, beobachte, was er tut, und höre, was sein Mund redet. Ich kann versuchen,

diese Außenwirkung richtig zu deuten und mich in den Anderen einzufühlen. Aber eine unmittelbare Begegnung mit seiner Seele habe ich nie. Und so ist sie ein ebenso schwer zu beobachtender Gegenstand wie meine eigene Seele – wenn auch aus anderen Gründen.

3.

All das erklärt, weshalb uns der Begriff der Seele Schwierigkeiten macht. Und man könnte fragen, warum wir dann auf das Wort nicht verzichten. Doch gebraucht man es nicht umsonst seit Jahrtausenden in allen Kulturen. Denn es ist die Urerfahrung des Todes, die uns dazu nötigt. Jeder steht irgendwann zum ersten Mal vor einem Leichnam und fragt sich, was mit dem so vertrauten Menschen bloß geschehen ist. Denn sein Leib ist noch da – und ist derselbe, den wir kennen. Er zeigt sich aber als entleerte Hülle. Und was für uns bisher ein „Du“ war, ist plötzlich nur noch ein kaltes „Es“. Dasjenige, was am Menschen zur Interaktion fähig war, genau das ist nicht mehr da, obwohl es sich sonst zuverlässig mit diesem Leib verkoppelt zeigte. Und das ist eine tief irritierende Erfahrung. Denn bisher war in diesem Leib immer das bewusste „Innenleben“ eingeschlossen, das Beziehungen pflegte, das Antwort gab und sich meinem eigenen „Innenleben“ als verwandt erwies. Doch nun ist es in seiner Hülle nicht mehr „drin“. In dem vertrauten Körper regte sich stets ein konkreter Wille zum Leben, der sich im Gebrauch des Körpers auch ständig zeigte. Denn da sind noch die Beine, mit denen er gewandert ist. Da sind ja noch die Augen, mit denen er sich ein Bild von der Welt machte. Da sind noch die Hände, die Klatschen und Winken konnten. Alle Werkzeuge sind noch da, aber jener fehlt, der sich der Werkzeuge bediente. Und ihn als Person unterscheiden wir deutlich von der Körpermasse, die er nutzlos zurücklässt. Denn dem Körper hat man schließlich nie etwas gedankt oder vorgeworfen. Mit dem Körper hat man auch nicht gelacht. Sondern es war da immer ein Adressat „in“ dem Körper. Und der war die Instanz, der man Gutes wie Schlechtes zurechnete. Den Körper eines toten Feindes zu bestrafen, ist darum ein hilfloser Versuch – man kommt durch seinen Körper nicht mehr an ihn heran. Und wenn man den Leichnam eines Freundes ehrenvoll bestattet, meint auch das nicht sein Fleisch und Bein, sondern den, der darin hauste. Als der Mensch lebte, hatte man keine Anschauung von seiner Seele. Man sah immer nur Wirkungen. Und doch hegte man keinen Zweifel, dass der äußeren Gestalt jemand innewohnt. Jedes Gespräch bewies es aufs Neue! Der Leichnam hingegen reagiert auf keine Ansprache mehr. Er hat keine Verbindung mehr zu dem „Du“, das ich anrede. Der Adressat ist „offline“ gegangen. Und obwohl seine Zunge noch da ist, fehlt der vertraute Sprecher. Wo ist also die Seele des toten Leibes hin? Dass die Person einfach gar nicht mehr sei, widerspricht aller Intuition. Denn auch sonst, wenn wir zu jemandem den Kontakt verlieren, ziehen wir nicht diesen Schluss. Schon als Säugling haben wir gelernt, dass die Mutter, wenn sie das Zimmer verlässt, nicht aufhört zu existieren. Sie lebt nur mal kurz jenseits meiner Wahrnehmung in einem anderen Raum – und kehrte dann wieder. Es gibt die Mutter also auch, wenn sie gerade kein Teil meiner Erfahrung ist. Und selbst die Schulkameraden, die man beim Klassentreffen wieder sieht, bestätigen, dass sie mit dem Verschwinden aus meinem Horizont nicht aufhörten zu existieren, sondern ihre Zeit bloß woanders verbrachten. Erscheint ihre Gestalt am Horizont, sind auch die Freunde wieder da. Umso paradoxer kommt's mir vor, wenn ich am Sarg stehe, und mir die Hülle ohne Inhalt begegnet. Das deswegen aber der Inhalt nicht mehr existierte, hat den Menschen quer durch die Kulturen und die Jahrtausende niemals eingeleuchtet. Denn eine Person ist „mehr“ als die Summe der unnütz gewordenen Teile, die man auf dem Friedhof verscharrt. Was die Person ausgemacht hat, ist im Sarg nicht enthalten.

4.

Wenn sie mir aber erlauben, das in ein Bild zu fassen, will ich die Seele des Menschen genau so von seinem sterblichen Leib unterscheiden, wie ich die Idee eines Buches von dem Papier

und der Druckerschwärze unterscheide. Natürlich weiß ich als Leser, dass ich ohne Papier und Druckerschwärze die Idee des Buches nie kennengelernt hätte. Kein einziger der darin enthaltenen Gedanken wäre mir zugänglich geworden! Und so geht in der Ordnung des Erkennens das Druckerzeugnis der Kenntnis des Inhalts eindeutig voran. Ohne den Körper des Freundes, der mir seine Gedanken mitteilt, hätte ich ja auch nie etwas von seiner Seele erfahren! Doch weiß ich zugleich, dass in der Ordnung des Seins die Idee des Buches (im Kopf des Schriftstellers!) der Niederschrift und dem Druck des Buches vorausging. Das sichtbare Erzeugnis des Druckers ist nur die Manifestation einer unsichtbaren geistigen Wirklichkeit, die schon viel früher existierte. Und ohne die Idee zum Buch hätte der Schriftsteller auch nie eine Zeile aufs Papier gebracht. So gelangte seine Idee zwar nicht anders zu mir als in der handgreiflichen Form des Buches. Sie teilte sich mir nicht anders mit als gebannt in Druckerschwärze auf Papier. Und doch war die Idee nie mit dem gebundenen Buch identisch, sondern war die treibende Kraft, der sich das Materielle fügen musste, um dem Gedachten Ausdruck zu verleihen! Vom ersten bis zum letzten Kapitel bestimmt die Grundidee des Buches jeden Satz und jede Seite, gerade so, wie sich das innere Wesen eines Menschen von der Körperhaltung bis zu seinen schrägen Witzen in seiner ganzen Erscheinung manifestiert. Aber jede Erscheinung braucht etwas, was darin erscheint! Und wenn ich beim Lesen des Gedruckten die Idee des Autors aufgenommen und mir seinen zentralen Gedanken angeeignet habe, könnte man mir das Buch auch getrost wegnehmen, ohne dass deswegen die Idee aufhörte zu existieren, die des Buches Seele und Ursprung war. Sie existierte schon vor dem Buch – und kann das folglich auch nach dem Buch und ohne das Buch! Wenn sich nun aber die Seele meines Freundes zu seinem Leib verhielte wie die Buchidee zu dem Buch in meiner Hand? Ich gestehe noch einmal, dass mir die Seele des Freundes nicht ohne seinen Leib begegnet wäre, denn sie verschaffte sich nie anders Ausdruck als in seinem konkreten Reden und Tun. In der Ordnung des Erkennens geht das Körperliche dem Seelischen voraus! Und doch: Wie ein Buch ohne Idee nur leeren Seiten enthielte, und die Verteilung der Tinte beliebig wäre, so muss auch die Seele des Freundes schon da sein, bevor sie sich in seinem Reden und Tun zeigen kann. Tatsächlich bringt das gebundene Buch keine Idee hervor, sondern die Idee bringen das Buch hervor. In der Ordnung des Seins geht das Unsichtbare dem Sichtbaren voraus, denn jede Erscheinung braucht etwas, was darin erscheint! Habe ich den Freund aber kennengelernt, und er verweist, höre ich dann etwa auf ihn zu kennen? Oder – wenn er sterben sollte: Ist dann (nachdem Papier und Druckerschwärze in der Erde liegen) auch die Idee des Buches verloren? Da sind doch wohl Zweifel erlaubt! Denn ob etwas „da“ ist, oder ob es sich „zeigt“, ist zweierlei. Und wenn's die Idee des Buches nachweislich schon vor dem Buch gab, weil sie im Kopf des Autors war – warum sollte sie mit der Zerstörung des Buches zerstört werden? Das muss nicht so sein. Wenn der Autor noch lebt, ist es sogar unwahrscheinlich. Und sollte der Autor ewig sein (wie Gott ewig ist), und sollte dieser Autor nie etwas von dem vergessen, was er schuf (wie Gott nie etwas vergisst), dann ist das Erlöschen der Idee völlig ausgeschlossen. Denn wie könnte die Idee zu einer Person (für die Gott das Drehbuch eines ganzen Lebens schrieb!) je aus dem Bewusstsein des Allwissenden verschwinden? Steht sie Gott aber weiterhin vor Augen, sollte er dann nicht auch im Stande sein, sein Werk in einer zweiten, deutlich verbesserten Auflage wieder erscheinen zu lassen? Wir würden das Auferstehung, Himmel und ewiges Leben nennen. Und weil Gott sich bestimmt auch der von ihm verworfenen Ideen ewig als verworfener Ideen erinnert, haben wir auch gleich eine veritable Vorstellung von der Hölle. Dem Leser eines Buches mag scheinen, als verdanke er die darin enthaltene Idee dem Drucker. Mancher denkt ja auch, ein Kind verdanke sich den Eltern, die es zeugten! Doch bringt man da Ursache, Werkzeug und Wirkung durcheinander. Denn nicht die Idee kam durch das Buch in die Welt,

sondern das Buch durch die Idee. Papier und Tinte fügten sich der Idee, zu deren Vehikel sie der Autor bestimmte. Und wenn jeder Mensch zuallererst ein Gedanke Gottes ist, verdanken wir ihn nicht seinen Eltern, sondern seinem Schöpfer, und müssen diesen Menschen, wenn sein Leib versagt, auch nicht mit dem Leib verloren geben. Denn was den belebte, war die Seele. Und mit deren vergänglichem Ausdruck muss nicht schwinden, was darin Ausdruck fand. Was sich nicht mehr zeigt, muss durchaus nicht „weg“ sein. Und wenn ich im toten Leib das nicht mehr antreffe, was doch schon im Leben über diesen Leib hinausging, so besagt das sehr wenig.

5.

Wir sind damit einer Definition der Seele kaum näher gekommen. Denn nach wie vor entzieht sie sich einer direkten Betrachtung. Und doch können wir nicht auf den Begriff verzichten. Denn in jedem von uns steckt dieses Etwas, das Leben will und alle übrigen Bestandteile der Person seinem Lebenswillen dienstbar macht. Erst dieses dynamische Etwas integriert unsere Teile zu einem Ganzen, indem es sie mit dem „Ich-Vorzeichen“ versieht und als „mein“ Arm, „mein“ Bein, „meine“ Geschichte und „mein“ Ziel anspricht. Und nur die Seele ist es, die alle schwankenden Regungen des Gemüts zusammenführt mit ihrem Aus-sein-auf-etwas und ihrem Wissen um sich selbst. Nur weil der Mensch Seele ist, kann er adressiert werden als einer, der nicht in seinem Körper, in seinen Funktionen oder in seiner Geschichte aufgeht, sondern all dies nur „hat“. Und sagen wir „Du“ zu ihm, meinen wir nicht Hände, Füße, Gedanken oder Gefühle, sondern eben jenen seelischen Kern, dem all diese Teile dienstbar sind. Dieser innerste Kern outet sich selbst als zurechnungsfähig, so oft er „ich“ und „mir“ und „mein“ sagt. Die Seele des Anderen ist der Mittelpunkt aller ankommenden und ausgehenden Wirkungen. Und wenn ich vor seinem Leichnam stehe, kommt der mir vor wie ein Auto, aus dem der Fahrer ausgestiegen ist, um abzuschließen, wegzugehen und den Zündschlüssel mitzunehmen. Nun ergibt sich daraus noch kein Gesamtbild der menschlichen Natur. Denn man kann ewig darüber nachdenken, wie Seele, Leib und Geist, Gefühl, Verstand und Wille zusammenhängen! Was sich aber unmittelbar aufdrängt, ist, dass der biblische Schöpfungsbericht sehr richtig liegt, wenn er sagt, Gott habe den Menschen aus „Erde vom Acker“ gemacht und ihm dann „den Odem des Lebens“ in die Nase geblasen (1. Mose 2,7). In großer Schlichtheit sind da nur zwei Komponenten genannt! Nämlich die fruchtbare, dunkle Erde, dieser schwere, feuchte und formbare Stoff einerseits. Und der dynamische, von Gott eingehauchte Lebensatem andererseits. Doch ist in dieser Polarität unser Wesen sehr treffend beschrieben. Da ist viel „Erdiges“ am Menschen, das ihn immer wieder herunterzieht, weil das Stoffliche von der Erde genommen ist und im Tod zur Erde zurückkehrt (1. Mose 3,19). Dass der Erdenkloß bis dahin aber lachen, springen und tanzen, lieben, beten und dichten kann – das verdankt er jenem göttlichen Atem, der ihm eingehaucht wurde, um ihn auf einmalige Weise zu beseelen, seinen Geist zu erleuchten und ihm ein hohes Ziel zu geben. Dieses Element nennt die Bibel unsere „Seele“. Sie ist die „Idee zum Buch“, die in unserem Erdenleben ihren ersten, aber nicht ihren letzten Ausdruck findet. Und das sollte uns bewegen, für den Zustand dieser Seele nicht weniger Sorge zu tragen als für den Zustand unseres Körpers. Denn während der zur Erde zurückkehrt, sucht die Seele ihren Ursprung in Gott. Und uns muss daran gelegen sein, dass sie ihn auch findet.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Der Leib

Als Gott den Menschen schuf, formte er ihn aus Erde vom Acker und hauchte ihm den Odem des Lebens ein (1. Mose 2,7). Er schuf den Menschen also, indem er Materielles und Geistiges verknüpfte – er schuf den Menschen als leib-seelische Einheit. Und über die Seele sprechen wir in der Kirche ziemlich oft. Doch welches Verhältnis hat ein Christ eigentlich zu seinem Körper? Ist das der minderwertige Teil der Person, ein „Erdenrest, zu tragen peinlich“? Ist unser Leib vor allem Sitz und Ursprung animalischer Begierden? Oder ist er ein sorgsam zu pflegender „Tempel Gottes“, weil der Heilige Geist in uns wohnt? Zunächst will ich darauf aufmerksam machen, dass unser Körper eine seltsame Doppelrolle spielt. Denn während wir alles Übrige entweder der Außenwelt oder unserer Innenwelt zuordnen, kommt unser Körper in beiden Welten vor und bildet zwischen ihnen die Schnittstelle. Die Außenwelt besteht aus allen Dingen, die um uns herum zu sehen sind: Steine, Pflanzen, Tiere, Menschen – die ganze bunte Schöpfung in ihrer Vielfalt. Die Innenwelt hingegen, das sind meine eigenen Gedanken und Gefühle, Hoffnungen, Befürchtungen, Freuden und Leiden. Und die sind insofern „innen“ und sind „mein“, als sie meinem Geist bewusst werden – und nur ich sie empfinde. Keiner anderer nimmt sie wahr, wenn ich sie nicht äußere. Zur Außenwelt haben alle denselben Zugang. Zu meiner Innenwelt habe erstmal nur ich Zugang. Was sich draußen abspielt, ist für jeden zu sehen. Was in meinem Kopf vorgeht, weiß nur ich. Der eigene Körper hat aber insofern eine Sonderstellung, als ich ihn sowohl „da draußen“ als auch „von innen“ erlebe. Meine Hand z.B. kann ich von außen ansehen. Sie ist genauso ein sichtbares Ding in der Welt wie fremde Hände auch. Aber – anders als die Hände anderer Leute – erlebe ich meine zugleich von innen. Und wenn da etwas kribbelt, brennt oder wehtut, muss ich nicht erst hinschauen, um das zu bemerken, und muss auch keinen anderen fragen, sondern fühle es unmittelbar. Denn in meinem Körper stecke ich ja drin und habe eine zuverlässige innere Wahrnehmung, wie es diesem Körper und seinen Teilen gerade geht. Der eigene Leib ist demnach ein Teil der Außenwelt – ich kann ihn von außen betrachten. Und er ist zugleich ein Teil meiner Innenwelt, weil ich drinstecke und ihn fühle. Der Leib ist aber gleichzeitig die Schnittstelle und das Bindeglied zwischen beiden Welten, weil die Außenwelt auf meine Innenwelt nur so Einfluss nehmen kann, dass sie auf meinen Körper wirkt, und umgekehrt meine geistige Innenwelt auf die Außenwelt nur Einfluss nimmt durch Vermittlung meines Körpers. Was im Kopf eines anderen vorgeht, erfahre ich nicht auf telepathischem Wege, sondern nur, wenn sein Mund Schallwellen aussendet, die mein Ohr auffängt. So ist alle Kommunikation durch den Leib und seine Sinnesorgane vermittelt. Und auch alle Handlungen bedürfen solcher „Vermittlung“, weil ich mit Gedankenkraft allein keine Türklinke niederdrücken kann. Wäre ich nur Geist und hätte dazu keinen Leib, könnte die Welt nicht auf mich wirken, und ich genauso wenig auf die Welt. Denn wenn mein Leib den Befehlen meines Geistes nicht gehorchte, und wiederum die Sinnesorgane des Leibes meinem Geist nicht rückmeldeten, was da draußen passiert, hätte meine Geist keine Verbindung zur Welt. So ist der Mensch überhaupt nicht anders „in der Welt“, als durch den konkreten Leib, in dem seine Seele „wohnt“, wie umgekehrt der Leib, von der Seele verlassen, nur ein Haufen Materie wäre. Erst die Verbindung macht das aus, was wir einen „Menschen“ nennen. Und der wird dadurch geschaffen, dass Gott beides einander zuordnet, den materiellen Leib durch eine Seele belebt und diese Seele durch einen Körper in der Welt verankert. Daraus folgt aber auch schon das erste, was wir über unser Verhältnis zum Leib sagen müssen – dass wir ihn nämlich durchaus nicht verachten, sondern hoch schätzen als eine gute Gabe unseres Schöpfers, der uns nicht anders als durch diesen konkreten Leib in

der Welt verortet. Natürlich ist nicht jeder mit seinem Körper zufrieden! Doch ist es ein Segen, diesen Körper zu haben. Und Mediziner könnten uns über seine wunderbare Einrichtung und Funktionalität viel Staunenswertes erzählen. Ein gesunder Körper ist ein raffiniertes Wunderwerk voller Möglichkeiten. Und er gehört zu den uns anvertrauten „Pfunden“, mit denen wir in Gottes Auftrag „wuchern“ sollen. In Verbindung mit dem Geist hat unser Leib große Potentiale, die im Sinne des Schöpfers zu nutzen sind. Er ist ein Geschenk, dass wir mit Dank betrachten, verantwortlich gebrauchen und gut pflegen sollen! Muss man also noch betonen, dass am Leib erst mal gar nichts verkehrt oder böse ist? Leider hört man immernoch das Gerücht, der christliche Glaube sei „leibfeindlich“. Doch das stimmt nicht. Die Bibel sieht den Körper – genau wie den menschlichen Geist – als gute Gabe des Schöpfers und nimmt dabei auch die Sexualität nicht aus. Denn die Freude an der Schönheit des Körpers, die Freude an der Bewegung, am sinnlichen Genuss und am anderen Geschlecht geht völlig in Ordnung, soweit man die guten Absichten des Schöpfers nicht außer Acht lässt, sondern mit diesen Absichten konform geht. Gott lässt den Wein nicht wachsen, damit wir Wasser trinken. Und er gönnt uns viel Freude in und an der Natur. Es wäre gar nicht „fromm“, sondern höchst undankbar, all diese Herrlichkeiten zu verschmähen! Nur, dass wir eben von Gottes leiblichen Gaben so wenig wie von den geistigen einen schlechten Gebrauch machen dürfen. An der Schönheit des Körpers dürfen wir uns freuen. Wir sollen aber keinen Körper-Kult draus machen, in dem sich die Schöneren dann dummer Eitelkeit hingeben, während die weniger Schönen beschämt daneben stehen. Was gut schmeckt, darf uns munden. Aber der gierige Konsum irgendwelcher Genussmitteln soll uns nicht korrumpieren oder süchtig machen. Sexualität dient nicht nur der Fortpflanzung – Intimität ist auch so schön. Letztlich gehört sie aber in die Ehe. Und so darf Sex weder zu einer käuflichen Dienstleistung verkommen noch der Partner zu einem Objekt, das man bloß unverbindlich „benutzt“. Generell soll nicht unser Leib den Willen steuern, sondern der Wille den Leib! Und weil das so oft nicht klappt, spricht Jesus scharfe Warnungen aus (Mt 5,27-30). Leibliches Begehren darf uns nicht zur Sünde verführen, so dass körperliche Impulse Vernunft und Gewissen überrumpeln. Da ist Vorsicht wahrlich angebracht! Doch führt sie weder im Alten noch im Neuen Testament dazu, dass man den Leib verachtet. Sondern es wird uns nur eingeschärft, mit seinen Kräften verantwortlich umzugehen. Denn so gut unser Körper seine eigenen Bedürfnisse kennt, so ignorant und blind ist er leider für die Bedürfnisse anderer. In deren Leibern steckt unser Geist eben nicht drin! Und so unmittelbar wie wir den Hunger und den Schmerz des eigenen Leibes fühlen, fühlen wir den des Mitmenschen nicht. Unser Körper kennt sein eigenes Lustempfinden sehr gut und übersieht es nicht, wenn er ein Bedürfnis hat. Doch zur Innenwelt anderer Menschen haben wir keinen so unmittelbaren Zugang, sondern in die müssen wir uns erst mühsam „einfühlen“ und müssen uns erst anhand ihrer Mimik oder ihrer Worte klar machen, dass sie vielleicht leiden. Unser Leib ist erst mal ganz „bei sich“ – und nur „bei sich“. Er spürt keinen fremden Schmerz! Die Nöte und Wünsche des anderen ernst zu nehmen, müssen wir erst lernen. Und mit der sozialen Kompetenz unseres Körpers ist es darum nicht weit her. Er ist auf Selbsterhaltung programmiert. Und vom Willen Gottes weiß unser Leib leider auch nichts. So bedürfen seine kräftigen Impulse der Kontrolle, wie das Pferd der Zügel. Doch ist deshalb weder der Leib „böse“, noch ist es seine Kraft. Sondern beides ist gut geschaffen zu gutem Gebrauch. Denn wenn die Bibel das wirklich anders sähe – wäre dann Gottes Sohn mit aller Konsequenz ein Mensch geworden, auch „physisch“, „leiblich“ und „materiell“? Das Wort ward „Fleisch“ (Joh 1,14). Und das hätte nie stattgefunden, wenn das Fleisch etwas Böses wäre! Jesus hat dann auch viel Zeit damit verbracht, Kranke zu heilen – das hätte er nicht getan, wenn unser Leib der Mühe nicht wert wäre. Jesus hat sogar die Hochzeitsgäste zu Kana mit Wein versorgt.

Und als sie heiter waren und tanzten, wird er schwerlich nur zugeschaut haben (Joh 2,1-12). Denn nicht einen Leib und entsprechende Bedürfnisse zu haben, findet Jesus schlimm. Sondern nur, dass mancher ihnen Vorrang einräumt vor dem Willen Gottes. „Im Fleisch“ zu leben, ist völlig in Ordnung, denn das hat der Schöpfer selbst so gewollt und so eingerichtet. Dass wir aber „fleischlich“ leben, indem wir unserem Bauch gehorchen, das hat er nicht gewollt. Denn unser Körper ist zwar ein hervorragender Diener. Er eignet sich aber gar nicht als Herr und Bestimmer. Und solange wir das nicht vergessen, liegt es dem Christentum völlig fern, den Leib feindselig zu betrachten oder abzuwerten. Wohl gab es in der Antike Religionen, die meinten, der Mensch müsse von seinem Leib erlöst werden. Doch der christliche Glaube will ihn nicht von, sondern mit seinem Leib erlösen! Es gab bei den Griechen diese Idee, die Seele müsse aus dem Kerker des materiellen Leibes befreit und gerettet werden. Doch als Christen erwarten wir, mitsamt unserem materiellen Leib befreit und gerettet zu werden! Und darum ist Auferstehung in der Bibel immer ganz handfest als leibliche Auferstehung gedacht. Selbstverständlich lässt Gott nichts auferstehen, was verwerflich wäre! Vielmehr wird der menschliche Leib als gute Schöpfungsgabe mitsamt seinen sinnlichen Qualitäten der Erlösung für wert befunden. Und konsequenter Weise sind auch die von Jesus gestifteten Sakramente von handfester Art und zielen bewusst auf den Leib, um ihn in das Erlösungsgeschehen mit einzubeziehen. Schließlich war es kein Fehler, dass Gott den Menschen als leib-seelische Ganzheit schuf. Das bedarf keiner Korrektur! Und darum erlöst Gott nicht etwa isolierte Seelen, so als wären der Geist unsere bessere „Hälfte“, sondern er erlöst den Menschen genauso nach seiner körperlichen Seite. Das Evangelium appelliert zwar zunächst über die Ohren an unseren verständigen Geist, um Glauben zu wecken. Doch wird der Leib spätestens in der Taufe sichtbar und greifbar in das Erlösungsgeschehen einbezogen. Genauso richten sich die Einsetzungsworte bei Abendmahl zunächst an das Gehör. Doch auch hier will Christus nicht nur verstanden, sondern auch leiblich-konkret durch Brot und Wein in unseren Körper aufgenommen werden. Wir werden also nicht von unserem Leib erlöst, sondern mit unserem Leib, nicht etwa „netto“, sondern „brutto“. Gott sieht unseren Leib nicht als eine entbehrliche „Verpackung“ der Seele, sondern als gleichrangigen Teil der Person. Und darum wird dieser Leib im Jenseits nicht fehlen, sondern wird „dabei“ sein, wenn auch gewiss in verbesserter Neuauflage. Weil das Heil aber nicht erst jenseits, sondern hier und jetzt beginnt, will Gottes Geist auch schon jetzt in uns wohnen. Und da unser Körper diesen heiligen Gast beherbergt und an den heiligen Sakramenten teilhat, ist nicht egal, was wir ansonsten mit diesem Körper machen. Er ist als Werkzeug zum Guten gedacht, nicht als Werkzeug zum Bösen! Und folglich sollen wir ihn weder mit Drogen vergiften, noch sollen wir einen Gegenstand eitlen Stolzes draus machen. Man darf den Körper nicht in Bordellen als Ware anbieten. Man soll ihn nicht achtlos verkommen lassen. Wir müssen seiner natürlichen Faulheit nicht immer nachgeben. Und seine Leidensscheu darf uns nicht feige machen. Wenn ein Mensch gestorben ist, soll man seinen Leib nicht zum Ausstellungsobjekt degradieren (wie bei „Körperwelten“) oder ihn achtlos entsorgen wie Müll, sondern man hat ihn mit Anstand zu beerdigen. Der Leib ist nicht geschaffen für Lustgewinn ohne Liebe und ebensowenig zur Ausübung von Zwang und Gewalt. Es ist frevelhaft, die Gesundheit bei allzu riskanten Sportarten mutwillig aufs Spiel zu setzen. Und auch Suizid – als gewaltsame Zerstörung des eigenen Leibes – ist verwerflich. Eine Abtreibung zerschlägt im Mutterleib Gottes Ebenbild. Und wenn weltweit für die Gesundheit armer Menschen nicht genug getan wird, ist auch das eine Schande. Der Körper als gute Gabe Gottes soll generell gepflegt und erhalten werden, damit er dem Menschen dienen kann. Aber auch das ist klar, dass er nicht dienen darf zu jedem beliebigen Zweck. Seine starken Instinkte sind ebenso wertvoll wie der menschliche Verstand – der Leib ist nicht anfälliger für das Böse als die Seele auch!

Aber beides bedarf dringend der Leitung durch Gottes Geist. Und so ist es das Vernünftigste, den Körper weder allzu hoch noch gering zu schätzen. Er ist nach Möglichkeit gesund zu erhalten. Und doch kann leibliche Gesundheit niemals unser „höchste Gut“ sein. Denn auch ein noch so gesunder Leib hat keine Zukunft, wenn eine kranke Seele darin wohnt, die von Gott entfremdet ist. Ein kranker Leib dagegen, in dem eine gesunde Seele wohnt, hat jede Menge Zukunft, weil um der gläubigen Seele willen auch der kranke Leib gerettet und erneuert wird am Jüngsten Tag. Die Hauptsache ist also durchaus nicht, dass unser Körper gesund bleibt, sondern dass unsere Seele glaubt. Und in der heutigen Zeit mit ihrem Jugendwahn muss man aufpassen, dass man für den Körper nicht viel mehr tut und besser für ihn sorgt als für die Seele! Doch der Leib ist das brave Eselchen, das unsere Seele durch dieses Erdenleben trägt. Und so einen treuen Esel soll man nicht schlagen, sondern ausreichend füttern und mit seinen Schwächen nachsichtig sein. Denn es ist ja abzusehen, dass er immer gebrechlicher wird, bis er eines Tages in die Grube fährt. Kein Fitnessstudio, keine Faltencreme und keine gesunde Ernährung wird's verhindern! Der Tod trennt erst mal Leib und Seele. Aber unser Gott, der beides geschaffen hat, ist anschließend nicht nur der Seele treu, sondern auch dem Leib. Er lässt ihn nicht einfach nur verrotten, sondern schenkt dem Körper auch eine Zukunft. Denn im Himmel werden wir keineswegs wie blasse Gespenster und Gedankenbilder leiblos herumspuken – als wäre an Gottes Schöpfung das Materielle von Übel gewesen. Sondern in Gottes Reich werden unsre auferstandenen Leiber wieder mit dabei sein – und weder kräftige Farben noch Gerüche oder Töne werden fehlen. Gar nichts, was an dieser Welt gut war, werden wir dort vermissen! Und so werden wir auch nicht von unserem Leib erlöst, sondern mit unserem Leib. Natürlich wird der anders sein, als wir ihn heute kennen. Die Ähre auf dem Feld sieht ja auch ganz anders aus als das Korn, aus dem sie wuchs (1. Kor 15,35-49). Aber Zukunft haben unsere Leiber doch und werden in Gottes Reich vollkommen sein. Unser braver Esel muss irgendwann zu Staub und Asche werden. Aber der Schöpfer hat dann immernoch viel Gutes mit ihm vor und wird uns im Himmel auch nach unserer leibliche Seite vollenden. Was ist aber aus alledem zu folgern? Es kann uns bewusst machen, dass Gott uns als ganze Menschen will – und mit der Hingabe des Herzens allein nicht zufrieden ist. Er will auch unseren Leib! Denn fromme Gedanken sind zwar gut. Aber auch unser Körper soll ein irdisches Werkzeug für himmlische Werke werden – und ist dazu durchaus geeignet. Nicht die Regungen des Leibes soll uns beherrschen mit bösen Folgen, sondern der Geist soll unseren Leib beherrschen mit guten Folgen. Widmen wir also auch Augen, Ohren, Mäuler, Hände und Füße dem Dienst Christi. „Preist Gott mit eurem Leibe“ (1. Kor 6,20), sagt das Neue Testament. Bedenkt, dass eure Leiber Glieder am Leib Christi sind (1. Kor 6,15). Und gebraucht sie als Waffen der Gerechtigkeit (Röm 6,13). Das ist „vernünftiger Gottesdienst“ (Röm 12,1). Und so wollen wir Gott bitten, zwar nicht zuerst und nicht nur, aber doch auch unseren Körper zu regieren, damit auch der mitwirke zu Gottes Ehre und zu unserem Heil.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Das Gute

Ist ihnen mal aufgefallen, dass wir über das Böse viel mehr nachdenken als über das Gute? Das Böse ängstigt und beschäftigt uns als ein Ärgernis und Rätsel. Es ist abgründig und hat eine düstere Faszination. Das Gute dagegen wirkt eher vertraut und harmlos – auch wenn's natürlich Mühe macht. „Wild sein macht Spaß," sagen die Kinder, „brav sein ist öde". Aber trifft das den Gegensatz von gut und böse? Und warum beschäftigt der uns überhaupt – in einer Zeit, die doch gar nicht so „moralisch" sein will, sondern eher auf die Kosten-Nutzen-Rechnung oder auf den Spaß-Faktor schaut? Die wenigsten könnten es begründen. Und doch wollen die Menschen nach wie vor zwischen gut und böse unterscheiden. Kein Naturwissenschaftler kann den Unterschied messen, kein Techniker kann ihn quantifizieren, die Philosophen sehen nur Konventionen, die sich ständig ändern. Und trotzdem wollen Menschen zugesichert bekommen, dass am Ende das Gute über das Böse siegt. Sie möchten keine Geschichten hören, die schlecht ausgehen. Und dementsprechend werden in Hollywood nur Filme produziert, bei denen am Ende der Täter gefasst, der Unschuldige befreit, der Schurke überwältigt und die Welt gerettet wird. Die Zuschauer akzeptieren keinen anderen Ausgang – jedenfalls keinen, bei dem die falsche Seite triumphiert. Das Böse darf sich nicht lohnen. Denn auch die Nicht-Religiösen, die angeblich an „gar nichts" glauben, glauben irgendwie ganz fest an das Gute. Und wie skeptisch sie sich auch geben – in echtem Zynismus das Gute zur Illusion erklären: das tun sie nicht. Und warum? Ich vermute, es hat damit zu tun, dass der Mensch selbst (trotz allem) gern „gut" sein möchte. Und wir könnten nicht „gut" sein, wenn's nicht die gute Seite gäbe, auf die wir uns stellen. Wer sich innerhalb eines Koordinatensystems verorten will, kann dessen Eckpunkte nicht zur Illusion erklären. Und wollte jemand einwenden, der Mensch könne doch auch „in sich selbst" gut sein, so wissen wir das leider besser. Denn wir kennen unsere böse Seite. Und wir haben dennoch (oder gerade deshalb) ein tiefes Bedürfnis, „gut" zu sein. Das gelingt uns nur so, dass wir eine gute Sache zu „unserer" Sache machen – und dann selbst „für etwas" gut sind, das unseren Einsatz lohnt. Denn wer sich selbst nicht ohne Weiteres für „gut" halten kann, will wenigstens an einer guten Sache teilhaben – und macht sie darum zu „seiner" Sache. Wenn schließlich seine Sache eine „gute" ist – wie könnte er selbst „schlecht" sein? So redet man gern davon, man wolle die Welt zu einem besseren Ort machen. Man will das Klima retten, die Eisbären oder die Wale, die Demokratie, die Vielfalt, die Kultur oder die Tradition. Niemand will Schuld haben am Bösen. Und selbst unser Zorn soll ein „gerechter" sein. Denn das hat einen offensichtlichen Mehrwert: Wer sich einer guten Sache verschreibt, gewinnt das gute Gefühl, „gut" zu sein. Und darauf kann unser psychischer Haushalt nicht verzichten. Wenn's nämlich jene Grunddifferenz von Gut und Böse, Licht und Finsternis, Recht und Unrecht gar nicht gäbe – ahnen sie, in welchen Abgrund wir fielen? Wenn es gut und böse nicht gäbe – wie sollten wir es dann schaffen, auf der guten Seite zu stehen? Wenn's aber keine gute Seite gäbe, auf der wir stehen könnten – worauf sollten wir unser Selbstwertgefühl gründen? Um morgens in den Spiegel zu schauen, muss man sich überzeugen, wenigstens unter den Schlechten noch einer von den Besseren zu sein. Kein psychisch gesunder Mensch will im Ernst „böse" sein oder sich dafür halten müssen. Wenn er aber „an sich" nicht gut ist, sondern nur, indem er die gute Sache zu seiner Sache macht – dann bräche mit dem Unterschied von gut und böse auch sein Selbstwert zusammen. Die Beteuerung, es „gut gemeint" zu haben, würde nichts mehr besagen. Es wäre egal, was er tut. Er könnte nicht mehr besser sein als irgendein anderer. Und mit dem moralischen Koordinatensystem verlöre der moderne Mensch (nach der Religion) auch noch diesen Halt. Darum wollen wir persönlich auf

der richtigen Seite stehen und wollen abends im Krimi erleben, wie das Gute nach verlustreichem Kampf siegt. Denn daran hängt der Sinn unserer täglichen Mühen. Oder meinte jemand, das Leben sei Selbstzweck? Es müsste wohl deutlich lustiger sein, um sich „von selbst zu verstehen“! So aber, wie's tatsächlich ist, lohnte es den Aufwand nicht, wenn's nur darum ginge, möglichst spät zu sterben. Das Leben kann nicht um seiner selbst willen gelebt werden. Es bedarf eines höheren Ziels als der Selbsterhaltung, die am Ende sowieso scheitert. Und was sollte jenes höhere Ziel wohl sein, wenn nicht, dass ein Mensch sein Leben in etwas Gutes investiert? Vielleicht hat es für ihn die Gestalt einer Familie oder eines Gartens, vielleicht eines Kunstwerks, eines Buches oder einer Nation. Doch was immer für den Einzelnen „sinnstiftend“ ist – damit er seine Potentiale nicht vergeudet, muss er sie einer guten Sache zur Verfügung stellen. Nur dann wird, was dem Guten dient, auch seinerseits „zu etwas gut“ sein! Aber dazu muss es die Grunddifferenz von Licht und Finsternis, Leben und Tod, Wahrheit und Lüge, Liebe und Hass, Gut und Böse natürlich geben. Und das Gute muss siegen, damit mein Leben als Beitrag zu diesem Sieg gelten kann. Indirekt lohnt sich dann mancherlei, das auf sich selbst gesehen nicht lohnend erscheint. Oder warum sonst sollte einer morgens aufstehen, wenn er nicht glauben dürfte, dass sein Beitrag in der Welt einen Unterschied macht? Schwerlich kann ein Mensch damit leben, sich ganz im Ernst als Teil des Schlechten zu betrachten, das besser nicht existierte. Denn zu der Seite, für die er kämpft, gehört er auch. Und mit dem klaren Bewusstsein, auf der falschen Seite zu stehen, kommt auf die Dauer keiner zurecht. Ja, wenn es das Gute gar nicht gäbe, drohte uns die seelische Insolvenz. Nur, um Himmels willen – was soll das „Gute“ denn eigentlich sein? Wie definieren wir das? Und wie begründen wir es? Verhält es sich mit dem Guten nicht gerade wie mit der Schönheit, die ganz „im Auge des Betrachters“ liegt? Und versteht unter dem Guten nicht jeder etwas anderes? Eindeutig erscheint es nur denen, die naiv an die Sache herangehen und meinen, „gut“ sei, was sich „gut“ anfühlt. Schlichten Gemütern reicht das tatsächlich, um den Begriff zu bestimmen. „Gut“ ist für sie, was ihr Wohlbefinden fördert, „böse“ ist, was sie darin stört. Sie verfeinern das etwas, wenn sie merken, dass manches, was sich kurzfristig gut anfühlt, langfristig üble Folgen hat. Vielleicht berücksichtigen sie auch die Interessen anderer, weil das, was der eigenen Sippe nützt, letztlich auch ihnen zum Vorteil gereicht. Doch bleibt, was sie „gut“ nennen, immer am eigenen Wohlbefinden orientiert. Und aus der Perspektive eines anderen überzeugt es keineswegs. Denn was gut ist für den Wolf, ist nun mal schlecht für das Reh, das er jagt. Und wenn das Reh entkommt, und der Wolf stattdessen ein Schaf reißt, finden Wolf und Reh das zwar „gut“, der Schäfer aber flucht. Was die verschiedenen Parteien „gut“ nennen, ist offenbar nur „gut“ im Bezug auf ihre jeweiligen Interessen. Doch wie sollen wir über diese einander widersprechenden Egoismen hinauskommen, um zu beschreiben, was „an und für sich“ gut ist? Das scheint so unmöglich, wie allgemeingültig festzulegen, wo auf einem runden Platz „links“ und wo „rechts“ ist. Denn die Richtung, in die mein linker Arm zeigt, ist immer nur „links“ von mir aus gesehen. Für mein Gegenüber ist dort „rechts“. Es ändert sich auch mit jeder Drehung des Körpers. Und darüber zu streiten wäre sinnlos, weil nie etwas „objektiv“ links oder rechts ist, sondern immer nur in Bezug auf diese oder jene Blickrichtung. Wenn sich das aber mit gut und böse genauso verhielte – und es ein „objektiv“ Gutes gar nicht gäbe? Wenn nichts „an sich“ gut wäre, sondern alles nur gerade vorteilhaft „für jemanden“? Dann müsste man bei moralischen Appellen immer erst zurückfragen: Was meinst du damit, es sei „gut“? Gut wozu? Gut für was? Gut für wen? Stellt sich aber heraus, dass das Gute des einen immer das Böse des anderen ist – auf wessen Perspektive kommt's dann an? Kann aber unter unseren vielen Perspektiven keine den Vorrang beanspruchen, weil Menschen einander doch gleichgestellt sind – ist dann nicht erwiesen, dass es das Gute „an sich“ gar nicht gibt? Wenn's aber nur „Ansichtssache“ wäre

oder die Konvention einer Gruppe, die morgen schon wieder anders denkt – wie könnte mich dieses Gute dann noch binden und zum Guten verpflichten? Wer wollte sich denn an einem Straßenschild orientieren, dass der Wind munter im Kreise dreht? Darf ich aber jedes „gut“ mit demselben Recht auch „böse“ nennen – wie kann ich dann selbst einer von den „Guten“ oder „zu etwas gut“ sein? Wie gewinnt mein Dasein dann einen Wert? Immanuel Kant nennt den Willen „gut“, der sich unbeirrt von eigennützigen Motiven auf das Gute richtet. Aber dazu muss man das Gute erst einmal kennen! Andere Philosophen meinen, es sei „gut“ gehandelt, wenn der Mensch immer dem höheren Wert gegenüber dem niederen Priorität einräumt. Aber um so zu verfahren, muss man die Stufenleiter der höheren und niederen Werte schon vor Augen haben! Eine Handlung nennen wir „gut“, wenn sie zu etwas Gutem beiträgt. Aber auch diese Ableitung funktioniert nur, wenn sie in letzter Instanz auf etwas verweist, das nicht wieder um seiner Nützlichkeit willen, sondern „an sich selbst“ gut ist. Und dieses „absolut Gute“ – was sollte das sein? Gibt's das überhaupt? Ganz ehrlich: Unsere Vernunft weiß es nicht – egal, hinter wieviel Worten sie dieses Nicht-Wissen auch verbergen mag. Das Gewissen, die Gesellschaft und unsere Intuition können täuschen. Und selbst wenn einer meint, das Überleben der Menschheit sei doch auf jeden Fall „gut“, kann man einwenden, für die übrigen Geschöpfe könne es durchaus „schlecht“ sein, und dem Planeten ginge es ohne uns besser. So bleibt es bei der bitteren Erkenntnis, dass der Mensch vom Guten keine Ahnung hat. Er weiß zwar, was er selbst gut findet, weil es sich für ihn gut anfühlt. Aber was in einem höheren Sinne gut ist, kann er nicht sagen. Und wenn wir uns diese Ratlosigkeit eingestehen, erschrecken wir. Denn einerseits ist klar, dass unser psychischer Haushalt auf die Unterscheidung von gut und böse nicht verzichten kann. Und andererseits entdecken wir, dass wir diesen Unterschied weder deutlich beschreiben noch eigenmächtig setzen können. Soll überhaupt etwas ethisch verbindlich sein, kann es nicht durch meinesgleichen in den Rang einer Pflicht erhoben werden (denn die mir gleich sind, sind ja nicht über mir). Und das ethisch Verbindliche kann auch nicht aus vermeintlich „objektiven“ Gegebenheiten hergeleitet werden (weil Tatsachen und Dinge weder etwas wollen noch etwas fordern, sondern einfach nur sind, wie sie sind). Wie geht es aber dann? Meines Erachtens geht es ohne Gott gar nicht. Denn er ist der Nagel, an dem hier alles hängt, und der einzige Garant dafür, dass es das Gute wirklich gibt. Zum Guten verpflichten und über das Gute orientieren kann uns nur der überlegene Wille dessen, der als Schöpfer das Recht hat, seiner Schöpfung eine Richtung vorzugeben – und der zugleich in eigener Person als „höchstes Gut“ das obere Ende aller Wert-Hierarchien markiert. Nur Gottes Ruf macht uns zu verantwortlichen Wesen, weil nur er ein unbedingtes Recht auf uns hat. Und ohne ihn wäre tatsächlich „alles erlaubt“. Denn wir Menschen verwechseln immerzu das, was „gut“ ist, mit dem, was gerade „für uns gut“ ist. Gott aber kennt nicht nur, sondern ist selbst das höchste Gut. Die geschaffenen Dinge, zu denen auch wir gehören, sind weder „gut“ noch „wirklich“ durch sich selbst, sondern sind es nur durch den, der sie geschaffen hat. Ihr Schöpfer hingegen ist nicht ein „seiendes“ Ding unter anderen, sondern ist Grund und Quelle allen Seins. Und im selben Sinne ist er auch nicht ein „gutes“ Ding unter vielen, sondern ist Grund und Quelle aller Güte. Alles Geschaffene ist nur in der abgeleiteten Weise gut und wirklich, dass Gott es eine Zeit lang an seiner eigenen Güte und Wirklichkeit teilhaben lässt. Gott selbst aber ist gut und wirklich auf wesenhaft-ewige Weise. Und so wird zwar mancherlei „gut“ genannt, weil dieser oder jener meint, es sei nun gerade gut für ihn. Gott aber ist der, durch den alles wirklich Gute „gut“ ist. Und was nicht um seinen Willen und Kraft dieser Beziehung „gut“ genannt werden kann, ist in Wahrheit „schlecht“ und sollte nicht sein (auch wenn's uns vielleicht toll vorkommt). Wenn etwas Geschöpfliches höheren Zwecken dient, loben wir es zu Recht. Denn es ist dann als Mittel „zu etwas gut“! Die unendliche Fort-

setzung einer Reihe, in der immer eins fürs andere gut ist, würde aber zu keiner Begründung führen, wenn nicht am Ende ein „höchstes Gut“ stünde, das „an und für sich“ gut ist und auf das alles hinausläuft. Weil für die Rolle dieses „höchsten Gutes“ aber nichts Vergängliches in Frage kommt, hängt hier alles an Gott, der nicht bloß „relativ“ gut ist (für irgendetwas), sondern gut ist „an sich“. Und alles Geschaffene ist genau in dem Maße „gut“, wie es mit Gott und seinem Willen übereinstimmt. Denn unabhängig von ihm gibt es ja gar keinen Maßstab des Guten. Entweder ist die Differenz von gut und böse völlig relativ und variabel – dann ist auch egal, was wir tun. Oder diese Differenz ist im Willen Gottes fest verankert – und dann gibt es keinen anderen Weg, auf der guten Seite zu stehen, als bei Gott zu stehen. Ja, wer Gottes unbedingten Anspruch auf seine Schöpfung nicht realisiert, handelt nicht realistisch. Denn was sein soll (und was nicht), bemisst sich allein an Gottes Intention. Er aber hat dieser Welt bestimmt, nicht anders als in Christus Gnade und Frieden zu finden. Und so kann, wie Bonhoeffer sagt, nur das „christusgemäße“ Handeln auch „wirklichkeitsgemäß“ sein. Konkret gesagt: Wie verloren ein Mensch auch sein mag, Christus ruft ihn doch aus seiner Verirrung zur Heimkehr und aus seiner Verwirrung zur Wahrheit. Was könnte also „gut“ sein in dieser Welt, als eben diese Umkehr und Heimkehr selbst zu vollziehen – und anderen dabei zu helfen? Tatsächlich sind unsere Mitmenschen nicht im Blick auf irgendwelche Ziele zu fördern, die sie sich selber setzen, sondern im Blick auf das Ziel, das Gott ihnen bestimmt. Nicht menschlicher Wille, sondern Gottes Wille soll geschehen. Und genau in dem Maße, wie wir uns da hinein investieren, stehen wir auf der richtigen Seite. Nur so sind wir ein Teil des Guten, dass mit Gott siegt. Und das ist es doch, was wir wollen – oder? Gestehen wir uns das ruhig ein. Wir möchten nicht bloß faktisch da sein, wie ein Fleck an der Wand, den niemand wollte. Sondern wir wollen zurecht da sein, wollen zu etwas gut sein, wollen uns auch nicht nur selbst bejahen, sondern wollen uns bejaht wissen von höchster Instanz. Und mit der Vorstellung, wir gehörten zu jenen Dingen, die besser nicht wären, kommen wir nicht klar. Zwar kennen wir solche Dinge. Manches ist leider wirklich, obwohl es das nicht sein sollte. Das Böse lebt zu Unrecht und stirbt zu Recht – seine Vernichtung korrigiert die gestörte Ordnung. Aber keiner von uns will im Ernst ein Teil dieser Störung sein. Sondern, da wir Gottes Geschöpfe sind, sehen wir unsere Daseinsberechtigung darin, dass Gott uns wollte. Und was Gott bejaht, soll und darf auch sein. Das Gute, das sich von seiner Güte ableitet, ist legitimer Weise in der Welt. Doch ein Teil dessen zu sein, was Gott verneint – etwas zu sein, dass nur existiert, um einmal endgültig verdammt und verworfen zu werden –, wer hielte diesen Gedanken aus? Wer könnte damit leben, etwas von dem zu sein, was besser nicht wäre? Für so böse will sich keiner halten, der noch bei Verstand ist. Darum achten wir besser darauf, mit beiden Füßen auf der richtigen Seite zu stehen. Und sollten wir nicht sicher sein, wo die Grenze verläuft, fragen wir am besten die Bibel, die darüber klar genug Auskunft gibt: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott“ (Micha 6,8). Es ist uns gesagt – wir müssen nicht erst darüber spekulieren! Da es aber deutlich gesagt ist, schenke uns Gott zu seinem Wort auch noch die passenden Ohren, die es hören, und die gehorsame Hände, die es tun.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Du sollst nicht andere Götter haben...

Das erste Gebot (1. Teil)

Beim Lesen der Zehn Gebote geht mancher über das erste rasch hinweg. Denn einerseits kommen noch neun weitere. Und andererseits scheint es leicht zu sein. Gott sagt: „Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir.“ Und was das heißt, ist leicht zu verstehen. Denn Gott will offenbar zu den Gläubigen eine exklusive Beziehung haben, so wie ein Ehemann darauf besteht, der einzige Ehemann seiner Frau zu sein. Das kann man nachvollziehen und denkt auch gleich „ist in Ordnung“. Denn dieses Problem haben wir gar nicht. Die Griechen und Römer – die kannten zu ihrer Zeit viele Götter! Mag sein, dass die sich nicht immer klar entscheiden konnten. Aber wir heute sind nicht in Gefahr, dass wir an zu viele Götter gleichzeitig glauben, sondern haben schon genug Schwierigkeiten, an den einen zu glauben! Ein Übermaß religiöser Beziehungen liegt uns fern. Denn wenn überhaupt, rechnet der moderne Mitteleuropäer nur mit einem Gott. Und entsprechend schnell könnte man hinter das erste Gebot einen Haken machen. Doch würden wir dabei übersehen, dass keines der Zehn Gebote bloß auf die Unterlassung des Falschen zielt, sondern ein jedes die aktive Erfüllung des Richtigen fordert. Anders gesagt: das erste Gebot verneint die Beziehung zu fremden Göttern nur, damit wir unsere Beziehung zu dem einen, wahren Gott umso entschlossener und intensiver leben können. Die anderen werden nicht etwa ausgeschlossen, damit Leere herrscht, sondern damit sich in dem dafür geschützten und reservierten Raum die Zweisamkeit um so freier entfaltet. Es geht darum, jene besondere Nähe möglich zu machen, die es nicht geben kann, wenn der Partner „einer unter vielen“ ist. Und so zielt das Erste Gebot auch nicht auf einen „theoretischen Monotheismus“, der bloß im Kopf stattfindet, sondern auf eine gelebte Vertrauensbeziehung zwischen Mensch und Gott, die konkurrenzlos und umfassend das gesamte Leben bestimmen soll. Der gläubige Mensch soll für alles Wesentliche, das ihn bewegt, nur eine Anlaufstelle haben, um sich mit all seinen Freuden und Nöten, Hoffnungen und Ängsten, Fragen und Sorgen immer an die Adresse Gottes zu wenden und von keiner anderen Instanz viel zu erwarten. Gott soll der Eine sein, an dem das Herz hängt und auf den man sich ganz verlässt, um in aller Bedrängnis bei ihm Zuflucht zu suchen, bei ihm unterzukriechen, von ihm Hilfe zu erwarten und ebenso alles Glück, jeden Erfolg und jeden Genuss ihm allein zu danken. Der Mensch soll nirgends als bei Gott zur Ruhe kommen und sich von niemand sonst etwas versprechen, niemand anderem anhängen, sich keinem hingeben und niemandes Urteil so wichtig nehmen wie das seines Schöpfers. Ganz in diesem Sinne ruft der Psalmbeter zu Gott: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde“ (Ps 73,25). Und genau diese innere Haltung, in der ein Mensch auf nichts so aus ist wie auf Gott, weil seine Seele nach Gott dürstet, und der ganze Mensch nach Gott verlangt (Ps 63,2) – genau diese Haltung fordert das erste Gebot, damit der Mensch um Gottes Willen alles lassen kann, wenn ihm nur Gott selbst nicht genommen wird, und er auf alles verzichten kann, wenn sich nur Gott nicht entzieht. Der Mensch soll nicht umherschweifen wie ein herrenloser Köter, der hier oder da nach seinem Glück Ausschau hält, jedem nachläuft und jede Hand schleckt, die ihn füttert, sondern er soll in unbedingter Treue auf Gott fokussiert sein, der allein alles Gute zu geben und in allen Nöten zu trösten vermag. Der geschaffenen Dinge soll der Mensch sich bedienen, soweit sie ihm helfen Gott näher zu kommen, er soll aber jederzeit bereit sein, sie um Gottes willen auch wieder fahren zu lassen, so dass weder Geld noch Gut, Macht, Ehre, Lust, Klugheit, Familie oder Freundschaft jemals zu Gott in Konkurrenz treten. Denn Gott will den Gläubigen ihr „ein und alles“ sein und duldet nichts, was ihm diesen Rang streitig macht.

Damit dürfte klar sein, was das erste Gebot fordert. Aber im selben Maße ist uns wohl auch bewusst geworden, wie fern es uns liegt. Denn viele Menschen finden Gottes darin formulierten Anspruch regelrecht empörend. Erwartet Gott wirklich, dass wir alles auf eine Karte setzen und ihn allein zu unserem Lebensinhalt machen? So ganz ohne „Plan B“, ohne Vorbehalt, ohne Absicherung und Exit-Strategie? Ist es nicht viel klüger, mehrere Eisen im Feuer zu haben und dadurch das Risiko zu streuen? Muss es denn gleich diese exklusive Hingabe sein, in der man sich mit Haut und Haar an Gott verliert? Geht's nicht etwas kleiner, da doch im Leben neben der Religion noch ein paar andere Dinge wichtig sind? Nein, sagt Gottes Wort. Und wenn der moderne Mensch deswegen große Augen macht, bleibt es doch bei diesem „Nein“. Denn das Paket, das Gott anbietet, ist nicht verhandelbar. Es genügt ihm nicht, auf der Rankingliste unserer Prioritäten Platz 7 oder 9 zu besetzen. Er nimmt den ersten – oder keinen. Und wenn wir ihm statt der Hand nur den kleinen Finger reichen, lässt er uns stehen. Denn Gott ist schließlich „absolut“. Und das Absolute nur „relativ“ wichtig zu nehmen, wäre widersinnig. Das Letztgültige wie etwas Vorläufiges, und das Notwendige wie etwas Zufälliges zu behandeln – das funktioniert schon gedanklich nicht. Und es funktioniert praktisch noch viel weniger. Denn all jene, die den Kompromiss versucht haben, viele verschiedene Leidenschaften zu pflegen und dann „unter anderem“ auch noch gläubig zu sein, sind damit gescheitert.

Jona wollte Gott – und seinem eigenen Kopf folgen. David wollte Gott – und die Frau eines anderen haben. Der reiche Jüngling wollte Gott – und seinen Reichtum behalten. Hannas und Saphira wollten Gott – und ein kleines Geheimnis hüten. Judas wollte Gott – und die dreißig Silberlinge. Pilatus wollte Gott – und den Beifall des Volkes. Doch wie ist es ihnen ergangen? Sie sind mit „sowohl als auch“ nicht weit gekommen. Denn Gott nimmt kein halbes Herz, wenn man sich scheut, ihm das ganze zu schenken. Und alle, die ihn mit einem Teil ihrer Aufmerksamkeit abspesen wollten, mussten einsehen, dass man zum Unbedingten nicht unter Bedingungen in Beziehung treten kann. Gott ist sich für die zu schade, die um seinetwillen nicht alles geben. Denn er weiß, dass man Vertrauen nicht teilen kann, ohne es zu zerstören. Oder bräuchte irgendwer einen Plan B, wenn er Plan A für ganz verlässlich hielte? Beweist nicht schon die Existenz von Plan B, dass man das Scheitern von Plan A als möglich ansieht?

Stellen sie sich nur mal einen Mann vor, der zugleich Hosenträger und einen Gürtel trägt. Manche Männer tun das ja. Was würden sie von so jemandem denken, der Hosenträger und Gürtel gleichzeitig benutzt, um seine Hose zu halten? Man wird doch sagen: Wenn er seinem Gürtel vertraute, so bräuchte er die Hosenträger nicht. Und wenn er seinen Hosenträgern traute, so bräuchte er den Gürtel nicht. Wenn er aber beides trägt, kann man daraus nur folgern, dass der Mann weder dem Gürtel noch den Hosenträgern wirklich traut! Er misstraut offenbar beiden – und versucht sich eben darum doppelt abzusichern. Genauso verhält es sich aber, wenn ein Mensch zwei Götter hat. Denn traute er dem einen wirklich zu, dass er für das Gelingen seines Lebens sorgt, wozu bräuchte er dann den anderen? Und traute er dem zweiten zu, dass er sein Leben gelingen lässt, wozu bräuchte er dann den ersten? Wenn er aber beide verehrt und sicherheitshalber zu beiden betet, kann das nur bedeuten, dass er im Grunde beiden misstraut. Und solche Vielgötterei, solch eine Hingabe an vieles, ist nicht etwa doppelter Glaube, sondern nur verdoppelter Unglaube. Es ist, wie der Prophet Elia sagt, ein „Hinken auf beiden Seiten“, das weder Gott noch den Götzen gerecht wird. Denn jeder Mensch kann nur eine letzte Instanz haben, nur einen Lebensinhalt, nur eine oberste Autorität, nur ein höchstes Ziel. Wenn er aber mehrgleisig fährt, um durch mehrfache Absicherung den Schaden zu minimieren, zeigt er nicht etwa viel Vertrauen, sondern gerade wenig.

Wie bei einem griechischen Tempel sollen möglichst viele Säulen das Dach seines Lebens tragen! Die Gesundheit ist dann eine dieser Säulen, und der Arbeitsplatz eine andere, der Ehe-

partner stützt das Dach auf seine Weise, und das Aktienpaket tut's auf eine andere. Weil's aber gar nicht genug Säulen sein können, die den Bau stabilisieren, darf sich auch Gott noch dazu stellen. Denn es kann ja nicht schaden. Und wenn alle Stricke reißen, hilft vielleicht beten. Man hofft zwar eigentlich, dass man Gott nicht braucht. Aber so für alle Fälle trägt man Hosen-träger und Gürtel zugleich! Doch meint jemand wirklich, dass Gott sich als „tragende Säule Nr. 17“ der Gesundheit, dem Arbeitsplatz und den Aktien gleichstellen lässt? Gott kennt uns viel zu gut, um sich darauf einzulassen. Denn wer mehrere Eisen im Feuer hat, ist auch immer ge-teilten Herzens.

„Niemand kann zwei Herren dienen“ sagt Jesus, „entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, oder er wird an dem einen hängen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ (Mt 6,24). Was Jesus da sagt, ist nicht „streng“, sondern nur logisch, und jeder hat es schon erlebt. Man kann nicht zwei oder drei Autoritäten gleichzeitig die oberste Priorität zubilligen, denn wenn die eine dies fordert, und die andere das, kann man sich ja doch nicht zerreißen, sondern muss einer den Vorrang einräumen und die andere zurücksetzen. Wenn's aber so ist – versteht es sich dann nicht von selbst, dass Gott die absolute Autorität zukommt, die er im ersten Gebot fordert? Das Absolute kann nie bloß „relative“ Bedeutung haben! Nichts Geschaffenes steht im Rang über dem Schöpfer!

Wenn uns das aber einleuchtet, wird unser Problem mit dem ersten Gebot nicht kleiner, sondern erst mal größer. Denn da tun sich drei Optionen auf, von denen uns keine so recht gefallen kann. Im ersten Fall verstrickt man sich in den vielen Bindungen an die Welt – und verliert darüber Gott. Im zweiten Fall wirft man sich Gott in die Arme – und verliert darüber die Welt. Und im dritten Fall versucht man durch faule Kompromisse beides zu verbinden, versucht zwei Herren zu dienen – und wird damit keinem gerecht. Man mag sich zwischen drei so schlechten Möglichkeiten gar nicht entscheiden. Aber wie soll es dann gehen? Wenn die Liebe zum Ehepartner nicht mit der Liebe zu Gott konkurrieren darf, scheint es, als ob man besser ins Kloster ginge, um ehelos zu leben. Warum preist die Bibel dann aber gerade die Ehe als eine gute Ordnung Gottes? Wenn das Vertrauen auf meinen Besitz nicht mit dem Vertrauen zu Gott konkurrieren darf, scheint es besser, den Besitz wegzugeben und arm zu leben. Aber wozu hat Gott uns Geschick, Kraft, Verstand und Fleiß gegeben, wenn wir damit nichts erwirtschaften sollen? Wenn unser Herz an nichts hängen darf als an Gott allein, scheint es besser, sich an nichts Irdischem zu freuen. Aber wozu gibt es Musik und Kunst, Sport, Literatur und Geselligkeit, wenn das alles schädliche Ablenkungen sind? Schenkt Gott uns etwa Kinder, damit wir sie nicht lieben? Und lässt er Wein wachsen, damit wir Wasser trinken? Gibt er uns Talente und Kräfte, damit wir nicht damit wuchern? Hat er uns etwa in die Bezüge der Welt hineinge-stellt, damit wir aus ihnen fliehen? Das wäre widersinnig. Die Lösung kann also nicht darin bestehen, dass der von Gott in die Welt hinein platzierte Mensch entweder der Welt oder Gott den Rücken kehrt. Und die Lösung kann erst recht nicht sein, dass der Mensch zwischen Got-tes Gaben und Gott selbst hin- und hergerissen wird, so dass die eine Beziehung immer auf Kosten der anderen geht. Sondern eine gute Lösung kann nur darin bestehen, dass die irdi-schen und zwischenmenschlichen Bezüge so restlos in die alles beherrschende Gottesbeziehung integriert werden, dass sie nicht mehr zu ihr in Alternative stehen, sondern selbst einen Teil dieser Gottesbeziehung bilden. Sinnstiftend ist dann nicht entweder der Glaube oder der Beruf, sondern der Beruf, den ich im Glauben als die mir von Gott gestellte Aufgabe erkenne. Wärme schenkt mir nicht entweder Gott oder die Familie, sondern die Familie, von der ich glaube, dass sie Gottes Mittel ist, mich zu wärmen und zu stützen. Die Frage, ob ich Gott fürchte oder doch eher den Tod, macht keinen Sinn, weil die kalte Hand, die nach mir greift, auf jeden Fall Gottes Hand ist. Und eine Wahrheit, deren Evidenz mich von Gott wegführt,

kann es auch nicht geben, weil alle Wahrheit Gottes Wahrheit ist und mich ihm durch Erkenntnis allemal näher bringt. Ganz egal, welches Gesicht mir gegenübertritt, ich habe es doch immer mit Gott zu tun! Und so wär's auch Spott und Hohn auf das erste Gebot, wenn einer neben all den Geschäften und Begegnungen, die seine Woche füllen, am Sonntag noch ein Zeitfenster offenhielte, um in dieser Lücke Gott zu begegnen! Denn entweder hat man immer und überall mit Gott zu tun – oder überhaupt nie. Die Gottesbeziehung steht mit allen anderen Beziehungen so lange im Konflikt, bis diese aufgehoben oder der Gottesbeziehung eingeordnet wurden. Dann allerdings – wenn die Gottesbeziehung alle anderen mit umfasst und alle Strebungen des Herzens in sich integriert – dann verneint sie die verbliebenen Beziehungen nicht, sondern verweist den Gläubigen in seine irdischen Bezüge hinein, die von der Gottesbeziehung her neu geordnet und mit Sinn erfüllt werden.

Sehe ich dann ein schönes Geschöpf, soll mir bewusst sein, dass ich es eigentlich mit Gottes Schönheit zu tun habe, die er diesem Geschöpf nur vorübergehend geliehen hat. Und fasst mich das Schicksal hart an, muss ich nicht zweifeln, dass es Gottes Härte ist, die er mich nicht grundlos spüren lässt. Suche ich Trost und Geborgenheit, weil ich die Nase voll habe und „nach Hause“ will, darf ich wissen, dass mein wahres „Zuhause“ bei Gott im Himmel ist. Und spüre ich Verantwortung, so ist es nicht die vor der Gesellschaft, sondern letztlich immer meine Verantwortung vor Gott. Im Glauben wird also nicht dies oder das „transparent“ für den Gott, der dahintersteht, sondern alles. Und das vereinfacht das Leben insofern als der Gläubige nicht viele Gegenüber hat, sondern in der Vielfalt des Lebens doch nur eins. Von dem einen Gott kommt sein Glück und seine Not, und sucht er Wahrheit oder Hilfe, kennt er dafür immer nur eine Adresse. Alle Mühe, die nicht letztlich Gott meint, ist verschwendet, und die Zeit, die mich ihm nicht näher bringt, ist vergeudet. Der Gewinn, der vor Gott nicht zählt, war nie wirklich ein Gewinn. Und wer in der Welt nicht Gottes Spuren sah, hat im Grunde gar nichts gesehen. Wer Gottes Wort nicht hört, hat seine Ohren umsonst bekommen. Und wer für Gott nicht lebt, ist lebend schon tot. Umgekehrt gilt aber auch, dass, wer Gott hat, in ihm alles hat und zwischen Himmel und Erde nichts mehr verpassen kann! Wer Gott findet, gewinnt mit einem Griff alles, was jemals die Suche lohnte. Und so gesehen ist das erste Gebot gar keine strenge Einschränkung, sondern eine freundliche Einladung, sich doch nicht mehr mit Nebensächlichem abzuplagen, sondern gleich die Hauptsache zu ergreifen, die alles übrige einschließt. Dass wir diese Chance aber nicht verpassen, sondern sie entschlossen nutzen, das schenke uns Gott, der barmherzig ist und treu – und unser überaus großer Lohn.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Du sollst dir kein Bildnis machen...

Das erste Gebot (2. Teil)

Werden Sie gern fotografiert und gefilmt? Fühlen Sie sich wohl, wenn ein Fremder seine Kamera auf Sie richtet? Und ist es ihnen egal, was er anschließend mit den Bildern macht? Ich vermute, dass Sie es eher ärgerlich finden, auf diese Weise abgelichtet zu werden. Denn schließlich ist unser Gesicht Teil und Ausdruck der Person. Und dieser Teil von uns ist dann der Willkür des anderen ausgeliefert. Wenn der etwas mit meinem Bild macht, macht er etwas mit mir. Und wenn er mein Gesicht ins Internet stellt oder in der Zeitung druckt, wenn er eine Karikatur daraus macht oder ein Fahndungsfoto, dann ist mir das nicht gleich. Denn ich entscheide gern selbst, wo ich zu sehen bin. Und wenn es schon Bilder gibt, dann sollen es wenigstens solche sein, die mich richtig wiedergeben, und nicht solche, auf denen ich „blöd“ aussehe. Es ist einem schließlich nicht egal, wie man von anderen wahrgenommen wird. Wir wollen die Kontrolle darüber behalten, welches Bild sich die anderen von uns machen. Es soll kein peinliches Zerrbild sein! Und auch wenn es seltsam klingt – Gott geht es genauso. Denn auch ihm ist nicht egal, welches Bild wir von ihm haben. Er hat ein Interesse, dass es kein Zerrbild sei, sondern ein treffendes. Denn welches Bild der Mensch von Gott hat, das entscheidet über seine Beziehung zu ihm. Und ist das Gottesbild falsch und irreführend, so kann die Beziehung kaum richtig sein. Wenn wir Gott nicht erkennen, sondern verkennen, hat das weitreichende Folgen. Und darum kann man in gewissem Sinne sagen, Gott sei „fotoscheu“. Denn im Unterschied zum all den anderen Gottheiten der antiken Welt, von denen es in den Tempeln immer irgendwelche Bildnisse oder Statuen gab, besteht der Gott Israels auf einer bildlosen Verehrung und sagt im ersten Gebot: „Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist: Bete sie nicht an und diene ihnen nicht!“ (2. Mose 20,4-5). Das betrifft nicht alle Bildwerke, sondern nur jene, die zur kultischen Verehrung geeignet und bestimmt sind. Die zu verbieten, ist aber dringend nötig. Denn der Mensch zeigt immer wieder den problematischen Drang, seinen Gott abzubilden, ihn in eine „Form“ zu bannen und dadurch „dingfest“ zu machen. Als Sinnenwesen hat der Mensch nun mal Schwierigkeiten, an etwas zu glauben, das er weder sehen noch vorstellen kann. Ein sichtbarer Gott dagegen, ein Gott „zum Anfassen“, der mit Schönheit und Glanz imponiert, würde uns erlauben, ihn in Raum und Zeit zu lokalisieren, zu begreifen und zu bestaunen! Zu einem „goldenen Kalb“ kann man viel leichter eine Beziehung aufbauen als zu einem gänzlich Unsichtbaren, der jenseits unseres Horizontes bleibt! Und der Wunsch, Gott ins Sichtbare hineinzuziehen, ist von daher verständlich. Man würde ihn ja gern auch den Kindern und den Zweiflern „zeigen“ können! Und doch ist einzusehen, dass jedes von Menschen gemachte Gottesbild seinen Zweck verfehlen muss. Denn auch den größten Künstlern stehen immer nur die Formen und Farben dieser Erde zur Verfügung. Sie können mit nichts anderem arbeiten als mit dem Bildmaterial dieser Welt. Und wenn sie ein daraus erstelltes Kunstwerk zum Gleichnis des Himmlischen erheben, verführen sie den Betrachter, sich das Göttliche nach dem Muster des Irdischen zu denken. Sie sagen damit mehr Falsches als Richtiges. Was Menschen nicht fassen, können Menschen auch nicht ausdrücken. Und weil Gott das weiß, verbietet er uns schon den Versuch.

Die Kirche hat sich allerdings nicht immer dran gehalten. Und sie nahm dabei Schaden. Denn im Mittelalter war der kultische Gebrauch von Bildern üblich. Und natürlich wurden sie bald zum Gegenstand abergläubischer Verehrung. Denn die Gläubigen, die vor solchen Bildern be-

ten, können nicht immer unterscheiden, ob sie der Darstellung huldigen oder dem dargestellten Gott. Verehren sie aber tatsächlich das Bildnis – und nicht den, den es meint –, so wird die Gott zustehende Ehre auf einen toten Gegenstand übertragen. Man handelt dann gegen Gottes Absicht, der das Wort zum Mittel seiner Offenbarung erhob – und nicht das Bild. Und man verkennt, dass Gott als geistiges Wesen auch in geistiger Weise verehrt werden muss. Man erlaubt sich, Gott mit Pinsel und Farbe ins Dingliche zu bannen, und ebnet damit gerade den Unterschied ein, auf den es ankommt. Man zieht das Göttliche auf die Ebene des Fleischlichen herab. Man malt den Schöpfer in den Formen und Farben des Geschöpfes. Man zeigt den Unsichtbaren sichtbar und stiftet damit nichts als Verwirrung.

Freilich: ist das nicht längst vergangen und überwunden? Für evangelische Christen, die das Bilderverbot seit der Reformation wieder beherzigen, scheint die Sache erledigt. Denn die Kunst, die wir in den Kirchen dulden, verführt niemand mehr zu abergläubischer Verehrung. Und trotzdem meine ich, dass wir das Bilderverbot noch nicht abhaken, sondern es in seiner Absicht tiefer verstehen sollten. Denn wenn wir feststellen, dass Gott nicht abgebildet werden will, haben wir erst die halbe Wahrheit erkannt. Und die andere Hälfte, die dem scheinbar widerspricht, ist, dass Gott trotzdem nicht „verborgen“ bleiben will. Er möchte durchaus in Beziehung treten! Und er weiß, dass es dazu bei uns Menschen einer (wie auch immer gearteten) Vorstellung Gottes bedarf. Dürfen wir sie uns aber nicht „machen“, so muss er sie uns „geben“. Und das heißt: Gott verbietet menschengemachte Bilder Gottes nicht nur, weil sie notwendig falsch sind, sondern auch, weil sie dem authentischen Bild Gottes im Wege stehen, das Gott selbst schenken und zeigen will. Gott möchte keineswegs unbekannt bleiben, sondern hat sich die Darstellung seiner selbst bloß vorbehalten, um sich nach eigenem Ermessen sehen zu lassen. Er will es selbst übernehmen, dem Menschen ein unverfälschtes Bild Gottes vor Augen zu stellen. Und so untersagt er uns zwar, ihn auf diese oder jene Gestalt festzulegen, tut das aber, weil er sich selbst eine für uns greifbare Gestalt gibt in seinem menschengewordenen Sohn. Die sichtbare Gestalt Gottes ist Jesus Christus! Er ist sozusagen das „Selfie“ des Allmächtigen, das autorisierte Porträt des Höchsten (Kol 1,15; Hebr 1,3)! Wer den Gekreuzigten sieht, schaut in Gottes Herz hinein! Und wenn der Blick auf Christus auch nicht alles verrät, wonach unsere Neugier fragt, so doch alles, was wir wissen müssen, um Frieden zu finden. Hier hat sich Gott sehen lassen, um mit uns in Beziehung zu treten. Er hat selbst das Bild hergestellt, dessen Fertigung uns überforderte. Und so geht es im Bilderverbot gar nicht darum, dass Worte an sich schon besser wären als Ölfarben, und weiße Wände an sich schon passender als goldene Figuren. Sondern zuletzt kommt's darauf an, wo unsere Vorstellung von Gott ihren Ursprung nimmt – ob wir uns diese Vorstellung Gottes nämlich eigenmächtig „bilden“ oder sie uns von Gott „geben lassen“. Niemand wird annehmen, dass wir ohne eine Vorstellung von Gott zurecht kämen. Denn zu einem völlig Unbekannten könnten wir keine Beziehung haben. Aber ob wir uns diese Vorstellung selbst „zurechtmachen“ oder sie von Gott empfangen, das macht einen gewaltigen Unterschied. Denn Welt-Erkennen und Gott-Erkennen sind ganz verschiedene Dinge und folgen durchaus nicht denselben Regeln.

Wo liegt die Differenz? Beim Erkennen der Welt nimmt der Mensch die aktive Rolle des Forschers ein, der sich durch Beobachten, Prüfen und Analysieren eines Gegenstandes bemächtigt. Und ob's dabei um eine chemische Reaktion geht, um die Tiefsee oder die Rückseite des Mondes, spielt keine Rolle. Denn der Mensch behält in jedem Fall die Initiative, indem er begreift und schlussfolgert, aufdeckt und enthüllt. Das zu erkennende Objekt ist dabei so passiv wie eine tote Mücke unter dem Mikroskop. Aber nach diesem Muster des Welt-Erkennens funktioniert eben kein Gott-Erkennen. Auf den Höchsten ist so eine Methode nicht anzuwenden. Denn anders als die tote Mücke lässt Gott sich das Gesetz des Handelns nicht aus der

Hand nehmen. Er will sich dem Menschen durchaus zu erkennen geben, weil anders keine Beziehung möglich würde. Aber er lässt es auf andere Weise geschehen, indem Gott als der zu erkennende „Gegenstand“ selbst aktiv wird, die Initiative ergreift, sich seinem Gegenüber erschließt und dabei im Geist des Menschen eine deutliche Spur hinterlässt, wie ein kräftiger Sonnenstrahl auf einer Fotoplatte oder ein großer Stein auf der Motorhaube. Gott wird dabei nicht „erforscht“, sondern er offenbart sich. Und der Mensch tut sehr wenig dazu, außer, dass er staunt, die Augen aufreißt und durch den empfangenen Eindruck im Innersten verwandelt wird.

Unsere Sprache ist da übrigens sehr klug und gibt es richtig wieder, wenn sie in manchen Sätzen nicht den erkennenden Menschen, sondern das Erkannte zum Subjekt macht. Man sagt ja „eine Einsicht drängt sich auf“, „ein Gedanke greift Raum“, „eine Gewissheit macht sich breit“, „eine Idee setzt sich durch“ oder „eine Theorie verschafft sich Geltung“. Auch wenn man sagt „mir geht ein Licht auf“, liegt die Initiative mehr beim Licht als bei dem Menschen, dem es aufgeht! Die Erleuchtung, die da beschrieben wird, ist nicht Tätigkeit, sondern Widerfahrnis. Und genau so ist es im Gott-Erkennen! Denn der lebendige Gott ähnelt nie dem toten Insekt unter unserem Mikroskop, sondern steht uns jederzeit souverän gegenüber. Man „erforscht“ ihn nicht, wie man eine Wüste „erforscht“, indem man in sie eindringt, sondern er schlägt uns in seinen Bann. Und das Bilderverbot verlangt, dass wir dem Genüge tun, indem wir die Deutungshoheit über göttliche Dinge vollständig Gott überlassen und unsererseits weder mit Pinseln noch mit Worten Gottesbilder entwerfen, sondern im Reden von Gott immer nur treu nachbuchstabieren, was Gott von sich selbst sagt. Wir „ergründen“ ihn schließlich nicht. Wir wissen von Gott nur, was er uns wissen lässt! Und so hat Gott sich aus gutem Grund die Darstellung Gottes selbst vorbehalten. Er weiß: wenn wir uns eigenmächtig eine Vorstellung von ihm machen, wird sie falsch sein. Und wenn unsere Vorstellung falsch ist, kann unsere Beziehung zu ihm nicht richtig sein. Darum nimmt Gott die Sache lieber selbst in die Hand. Er lässt sich sehen in Jesus Christus und lässt von sich hören durch das Wort der Hl. Schrift. Darüber hinaus aber noch weitergehend über Gott „Bescheid zu wissen“, sollten wir uns nicht mal wünschen. Denn es ist ja schon unter Menschen ungehörig, jemandem zu entlocken, was er nicht freiwillig kundtut! Schon einen Menschen, den wir respektieren, forschen wir nicht aus, sondern fühlen uns geehrt, wenn er uns von sich aus ins Vertrauen zieht. Wir lassen ihn selbst entscheiden, welchen Einblick er uns gewähren will! Das Bilderverbot aber verlangt nichts weiter, als dass wir Gott mit demselben Respekt begegnen und ihm anheimstellen, inwieweit er sich zeigt. Gotteserkenntnis geschieht nie anders als durch Gott selbst. Und zu dem, was er uns wissen lässt, haben wir dann nicht das Geringste hinzuzufügen und haben auch nicht das Geringste wegzulassen.

Wenn's aber darauf hinausläuft, kann man dann sagen, das Bilderverbot würde hinreichend beachtet? Ich fürchte, es wird gerade heute in schlimmer Form verletzt, weil viele sich Gott „zurechtenden“, wie es ihnen gerade passt, statt ihn zu nehmen, wie er ist. Und gerade Theologen gehen mit schlechtem Beispiel voran, wenn sie das biblische Bild so glätten, dass Gott möglichst „gut ankommt“ und den Geschmack des Publikums trifft. Mancher Pfarrer predigt Gott so, wie er meint, dass Gott sich klugerweise hätte offenbaren sollen. Doch tatsächlich wurde niemand autorisiert, am Evangelium „Verbesserungen“ anzubringen. Nein! Der Vater Jesu Christi hat seine eigene Vorstellung von Gerechtigkeit. Und seine Liebe hat raue Seiten. Seine Wahrheit folgt nicht unserer Logik. Und seine Pädagogik ist manchmal ruppig. Was er uns schenkt, ist oft nicht das, was wir erbeten hatten. Und manchmal bekommen wir Antworten, wo wir gar nicht gefragt haben. Gott ist nicht jedem gnädig, dem wir das gönnen. Und was er „gut findet“, ist nicht unbedingt das, was sich für uns „gut anfühlt“. Gottes Forderungen

sind nicht „maßvoll“, was wir „Toleranz“ nennen, schert ihn wenig, und seine Angebote sind auch nicht „niederschwellig“. Das biblische Bild Gottes mutet uns allerhand zu. Und je krummer wir selbst sind, umso „schwieriger“ finden wir ihn! Aber wehe dem, der sich Gott passend machen und sein Wort verfremden wollte! Denn wenn es ihm gefiel, sich so und nicht anders zu offenbaren – wer will dann hingehen, um sein Selbstzeugnis zu schönen? Wer will Gott darüber belehren, dass er sich doch weniger blutig, weniger frei und weniger störend hätte präsentieren sollen als ausgerechnet im Leben eines Gekreuzigten? Wer will dem Heiligen Israels mit dem Rotstift durch seine Schriften fahren? Wer will sein Imageberater sein, um ihn der Neuzeit gefällig anzudienen? Davon lässt man besser die Finger. Denn wir können uns keinen anderen Gott schnitzen, sondern müssen mit dem leben, den es gibt. Wir haben uns kein Gottesbild aus Silber, Gold und Elfenbein zu modellieren – und genauso wenig aus Worten, Phrasen und eigenen Ideen. Sondern genau darum geht's im Bilderverbot, dass wir Gott für seine Selbstkundgabe danken und sie in Ehrfurcht stehen lassen, nichts dazutun und nicht davon wegnehmen, um auf diese Weise treue „Haushalter über Gottes Geheimnisse“ zu sein (1. Kor 4,1). Überlassen wir's Gott, uns Gott zu erklären, denn niemand kennt ihn so, wie er sich kennt (1. Kor 2,11). Dass er uns aber freundlich begegnet und klar genug redet, dass wir ihn kennen können – das sei ihm herzlich gedankt.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Du sollst Gottes Namen nicht missbrauchen...

Das zweite Gebot

Haben Sie Humor? Und lachen Sie gern? Ich kenne niemanden, der das verneinen würde. Denn ohne Heiterkeit wäre das Leben kaum auszuhalten. Ein guter Witz lockert den Alltag auf. Gelächter löst innere Verspannungen. Und weil man bei der Arbeit überwiegend ernst bleiben muss, ist das Fernsehprogramm am Abend voller Klamauk und Komik. Manch einer hat sonst nicht viel zu lachen und ist entsprechend dankbar für eine gute Komödie, für Pannen-Videos oder sonstige Blödeleien! Allerdings (wie man an der politischen Satire und am Kabarett erkennt) ist nicht jeder Spaß harmlos, sondern Humor kann auch eine Waffe sein. Und in diesem Fall bekommt der Scherz eine wichtige Funktion. Denn Humor auf Kosten der Mächtigen holt sie ja ganz bewusst von ihrem Podest herunter. Indem der Kabarettist über Politiker spottet, deckt er auf, wie oft bei ihnen Anspruch und Wirklichkeit auseinanderklaffen. Er nutzt seine Narrenfreiheit, um zu zeigen, wie die hohen Herren Versprechungen machen, die sie nicht einhalten. Spöttisch legt er den Finger in die Wunde und offenbart, wie so mancher Politiker vollmundig startet, um bald kleinlaut zu landen. Das Gelächter ist aber um so lauter, je ernster der Betreffende sich selbst nimmt und je feierlicher er auftritt. Denn um so höher der Anspruch, um so größer ist auch die Fallhöhe und die Schadenfreude der Spottenden! Hinter erhabenen Gesten wird in lächerlichem Kontrast eine triviale Realität sichtbar. Man zieht den Herrschenden die Maske herab. Und die versagen zu sehen (die mal gründlich belachen zu können), ist dem „kleinen Mann“ schon deshalb ein Fest, weil es ihm das Gefühl der Unterlegenheit nimmt. Ganz allgemein trösten uns die Blamagen der anderen über die eigenen hinweg. Und wenn wir auf Kosten der Elite lachen dürfen, finden wir's auch nicht mehr schlimm, nicht dazuzugehören. Denn Humor nivelliert. Er holt das Erhabene von seinem Podest herab. Er zeigt, dass „die da oben“ „auch nur Menschen“ sind. Und wer über sie lachen kann, hat schon automatisch weniger Angst vor ihnen. Das ist gut so! Und es ist eine wichtige Funktion des Humors, dass er den aufgeblasenen durch treffsicheren Spott die Luft ablässt und die Überheblichen auf den Teppich holt. Denn jeder dünkelfhafte Mensch, der sich selbst zu ernst nimmt, verdient es, durch das Gelächter der anderen davon kuriert zu werden. Wie Heinrich Heine sagt „stecken wir doch alle nackt in unsern Kleidern.“ Und kein Mensch muss vor dem anderen in Ehrfurcht erstarren. Denn jeder von uns ist auf seine ganz eigene Weise lächerlich. Und wenn Humor das sichtbar macht, ist es nur heilsam. Denn Gewöhnliches sollte nicht wie Heiliges behandelt werden.

Doch gilt eben auch das Umgekehrte. Heiliges sollte nicht wie Gewöhnliches behandelt werden. Und das ist der Punkt, um den es hier geht. Denn wie steht es diesbezüglich mit Gott? Ist auch er ein geeigneter Gegenstand des Humors, über den man mal herzlich lachen kann? Darf man auch über das Heilige Späße machen? Oder ist das durch jenes zweite Gebot ausgeschlossen, das lautet „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen“ (2. Mose 20,7)? Viele unserer Zeitgenossen haben da kein Problem und machen sich auch keine Gedanken. Ihnen gilt als ausgemacht, dass der Mensch über alles lachen darf. Und sie tun's darum auch. Denn ihnen ist wirklich nichts mehr „heilig“, sondern alles lächerlich. Sie behandeln nichts mit letztem Ernst, sondern blödeln über alles hinweg – und machen eben daraus eine Strategie. Denn indem man über etwas lacht, dementiert man seinen Anspruch, ernst genommen zu werden. Und schon fühlt man sich davon befreit! Denn worüber man Witze macht, das hat keine Verbindlichkeit. Durch Ironie und Spott hält man sich's vom Leib. Und so scherzt der Mensch gern über Autoritäten, vor denen er sonst Angst bekäme. Denn was ihm lächerlich

ist, hat keine Macht über ihn. Er bringt es ironisch auf Distanz. Sein Lachen ist subversiv. Und darum witzeln viele auch gern über Gott.

Wenn man sie darauf anspricht, klopfen sie einem jovial auf die Schulter und sagen, Gott werde doch bestimmt „Spaß verstehen“, man solle doch nicht so „humorlos“ sein. Doch dann lachen sie wieder über Karikaturen, die die Kreuzigung Christi veralbern und ihn zur Witzfigur machen. Sie schauen sich Filme an, in denen Gott als alter Trottel vorgeführt wird, und amüsieren sich über Comedians, die das Heilige zur Lachnummer machen. Selbst vermeintlich „fromme“ Leute geben sich diesbezüglich „locker“ und erklären, es sei doch nur „Spaß“. Gedankenlos meinen sie, Spaß sei doch schon an sich „harmlos“. Sie sehen keinen Widerspruch darin, sich am Samstagabend auf Gottes Kosten zu amüsieren und am Sonntagmorgen wieder „Halleluja“ zu singen. Aber Schenkelklopfen hier und Ergriffenheit da – verträgt sich das wirklich? Oder muss nicht, was einem Menschen heilig ist, automatisch auch das sein, bei dem „der Spaß aufhört“? Die Antwort ergibt sich aus der guten Funktion des Humors, die wir eben beschrieben haben. Die Stärke des Gelächters liegt darin, alles Menschliche, das sich anmaßend überhöht und sich mit der Aura des „Unantastbaren“ umgibt, zu entlarven. Was mit falschem Pathos auftritt, kann der Humor auf ein natürliches Maß herunterstutzen. Und wenn sich Profanes den Anschein der Heiligkeit gibt, reißt ihm gesunder Spott die Maske herunter. Man darf das auch gern mit Pfarrern, Bischöfen und anderen Christen tun!

Aber bitte: welche Maske will man denn Gott herunterreißen, wenn er doch keine trägt? Und worüber will man bei ihm lachen, wenn an Gott doch nichts unvollkommen und nichts lächerlich ist? Humor deckt Inkonsequenzen auf, verborgene Mängel und peinliche Schwächen. Aber bei welchem Fehler will man Gott ertappen, der doch keine macht? Gott ist da ein völlig ungeeigneter Gegenstand! Denn er gibt sich keinen „Anschein“ von Heiligkeit, sondern ist heilig. Nichts an Gott ist Anmaßung, alles an ihm verdient Respekt! Und während bei Menschen stets Anspruch und Wirklichkeit auseinanderklaffen, ist das bei Gott gerade nicht der Fall. In welche Wunde will der Satiriker also seinen Finger legen? Kabarettisten decken auf, wenn Politiker den Mund zu voll nehmen. Doch Gott hält seine Versprechen, er maßt sich nichts an und macht niemandem etwas vor. Er ist der eine, dem Ehre gebührt! Wenn Spaßvögel aber meinen, ihr Humor sei grenzenlos, und sie dürften darum auch Gott „durch den Kakao ziehen“, haben sie sich den Falschen ausgesucht. Denn bezüglich seiner Ehre versteht Gott keinen Spaß. Er warnt ausdrücklich: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen“. Und auch Paulus sagt: „Irret euch nicht! Gott lässt sich nicht spotten“ (Gal 6,7). Warum ist es also wichtig, dass wir lernen, an der richtigen Stelle zu lachen?

Der tiefere Grund ist nicht, dass faule Witze Gott schaden, sondern dass sie in uns selbst profanieren, was uns heilig sein sollte. Denn Gott kann im Leben des Menschen ein Gegenstand der Verehrung sein. Oder er kann ein Gegenstand der Belustigung sein. Er kann aber nicht beides zugleich oder in stetem Wechsel sein. Wovor der Mensch wirklich Ehrfurcht hat, darüber wird er nicht lachen. Und worüber er lachen kann, davor hat er nicht wirklich Ehrfurcht. Meint aber einer, er dürfte über alles lachen (und nimmt Gott davon nicht aus), dann wird es ernst. Denn so jemand vermengt Gewöhnliches mit Heiligem, outet sich als Ignorant und offenbart die Verkehrtheit seines Herzens. Er meint, mit Gott fertig zu werden, indem er ihn nicht ernst nimmt, und macht damit einen fatalen Fehler. Denn wodurch wird jemand „lächerlich“ und wodurch „ehrwürdig“? Lächerlich wird eine Person durch Widersprüche, Fehlleistungen und dünkelfhaftes Auftreten. Ehrwürdig wird sie aber durch das Gegenteil. Denn Ehre besteht in der Übereinstimmung des Verhaltens mit allen erhobenen Ansprüchen. Ehre ist eine Form der Integrität. Und wem dementsprechend Respekt gebührt, dem kann man Respekt nicht verweigern, ohne sich ins Unrecht zu setzen. Gerecht urteilt nur, wer das Hohe

hoch, und das Geringe gering schätzt. Wenn Gott aber niemandem etwas schuldig bleibt und weder Heuchelei noch Versagen kennt (wenn's bei ihm also keine Abweichung von Sein und Schein, Pflicht und Wirklichkeit gibt), so ist Gott der Inbegriff der Ehre und Integrität. An ihm allein ist nichts „lächerlich“! Wenn's aber falsch ist, einen Scherz allzu ernst zu nehmen, ist es dann nicht auch falsch, über das wirklich Ernste zu scherzen? Wenn's falsch ist, etwas Geringes in den Himmel zu heben, ist es dann nicht auch falsch, den Himmel herabzuwürdigen und ins Geringe herunterzuziehen? Wer Gott den Respekt verweigert, verleugnet damit, was wahr ist, und beleidigt, was gut ist. Und die Ausrede, es sei doch bloß „Spaß“, zieht nicht. Denn wenn schon wir (die wir samt und sonders Spott verdienen) sehr leicht kränkbar sind – hat Gott dann nicht tausendmal mehr Grund, sich Derartiges zu verbitten? Schon uns Menschen ist es nicht egal, wenn man unseren Namen in den Schmutz zieht. Denn wer etwas mit meinem Namen macht, der macht etwas mit mir! Doch auch Gottes Name ist kein austauschbares Etikett, sondern ein Teil seines Wesens. Und wer etwas mit seinem Namen macht, der macht demzufolge etwas mit Gott.

Vielleicht vergreift er sich durch einen dummen Scherz. Es kann aber auch sein, dass er in Gottes Namen flucht und schimpft. Manche missbrauchen den Namen Gottes, indem sie sich für politische Untaten auf den Willen Gottes berufen. Und noch viel öfter hört man Menschen gedankenlos von Gott daherschwätzen. Manchen verkommt sein Name zu einer Floskel, weil sie ständig „ogottogott“ rufen, „herrgottnochmal“, „achgottchen“ oder „um Gottes willen“! Es gibt die bewusste Gotteslästerung, mit der sich einer um Kopf und Kragen redet. Und es gibt eine unbewusste Lästerung durch schlechte Theologie. Da sind Leute, die noch nie einen Blick in die Bibel geworfen haben, die sich aber nicht schämen, von Gott zu reden, als hätten sie mit ihm Schweine gehütet! Und da sind Stammtischbrüder, die nach dem dritten Bier ganz genau wissen, was der Allmächtige so alles falsch macht. Es gibt unzählige Comics und Filme, in denen Gott eine lächerliche Rolle spielt. Blasphemische „Kunstwerke“ finden interessierte Beachtung. Und leider gibt's auch Kirchenleute, die so leidenschaftslos von Gott reden, als wäre er eine mythische Gestalt vergangener Tage. Man findet Geistliche, die in Gottes Namen segnen, was eindeutig gegen seinen Willen ist. Und es existiert ein ganzes Heer schlechter „Christen“, die so lau und lieblos dahinleben, dass es ganz übel auf den „Christus“ zurückfällt, nach dem sie sich nennen. Von diesen allen gilt, was Goethe einmal sagte. Sie traktieren Gott „als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen (...). Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen.“

Tatsächlich – wir sollten den Namen Gottes nicht nennen, ohne dabei heilige Scheu zu empfinden und daran zu denken, dass Gott uns zuhört. Denn seiner Aufmerksamkeit wird durchaus nicht entgehen, wenn wir mit schmutzigem Mund von sauberen Dingen reden. Alles, was wir von Gott sagen, sagen wir in seiner Gegenwart. Wir sagen's ihm gewissermaßen „ins Gesicht“! Und es ist ihm nicht egal, ob wir dabei loben oder lästern. Denn Gott will kein Gegenstand sein für beiläufige Unterhaltungen oder faule Witze. Und er ist auch nicht für jeden Spaß zu haben, sondern ist unser Richter und Retter, der für uns einen Foltertod gestorben ist – und schon deshalb erwarten kann, dass wir auf seinen Namen nichts kommen lassen. So ist es allemal besser, von Gott zu schweigen als zu schwätzen. Das Beste aber ist, weder zu schweigen noch zu schwätzen, sondern den Namen Gottes im Gebet anzurufen. Denn eben dazu hat Gott uns seinen Namen offenbart, dass man ihn anrufen könne in Ehrfurcht und Vertrauen. Gott will nicht etwa, dass wir vor ihm verstummen! Er will durchaus mit sich reden lassen! Und er

ist dazu aus der Anonymität herausgetreten, dass wir unser Herz vor ihm ausschütten können in Lob und Dank, Klage und Bitte. Gott wimmelt uns nicht ab, sondern lässt sich sprechen. Er sucht den Kontakt, damit wir wie kleine Kinder mit all unseren Freuden und Leiden zum Vater gelaufen kommen. Solche Kinder aber wollen nirgends ein böses Wort über ihren Vater hören. Sie lachen mit dem Vater, aber nicht über ihn. Sie freuen sich am Vater, aber nicht auf seine Kosten (vgl. Ps 126, Joh 16,20-22, Phil 4,4). Und sie protestieren, wenn er von anderen verleumdet, verlästert oder verspottet wird. Wie auf alle, die man liebt, lassen sie erst recht auf Gott nichts kommen, sondern Rühmen seine Güte. Und wenn wir uns solche Loyalität zu Eigen machen, dass wir für Gottes Ehre ebenso entschlossen streiten, wie er für die unsere – dann erfüllen wir das zweite Gebot aufs Schönste. Denn so will Gott seinen Namen geheiligt wissen, und so machen wir ihm Ehre, dass wir bei ihm Zuflucht suchen, uns froh zu ihm bekennen, gern und ehrfürchtig von ihm reden, in seinem Namen Weisheit suchen und zwischen Himmel und Erde nichts mit letztem Ernst respektieren außer ihm.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Du sollst den Feiertag heiligen...

Das dritte Gebot

Was meinen Sie? Welches der Zehn Gebote wird heute wohl am seltensten verstanden und am häufigsten ignoriert? Ich würde auf das dritte Gebot tippen. Denn der Forderung, den Feiertag zu heiligen, stehen die meisten Menschen ziemlich verständnislos gegenüber. „Was geht's denn Gott an, wie ich mein Wochenende gestalte?“ würde mancher sagen. „Wenn ich arbeiten will, warum soll ich nicht arbeiten? Und wenn ich faulenzten will, warum soll ich's nicht tun? Muss man denn sonntags in die Kirche rennen, um ein guter Mensch zu sein?“ Die gebotene Ruhe, die Gott durchaus als Wohltat meint, wird als Zumutung empfunden. Und während man beim Lügen, Stehlen oder Ehebrechen immerhin ein schlechtes Gewissen hat, fällt das beim dritten Gebot schon weitgehend aus. Denn wer keine Lust auf „Besinnung“ hat, muss ja irgendwie anders die gähnende Langeweile des Sonntags bekämpfen. Wenn die Geschäfte schon nicht offen haben, besucht man eben Verwandte, erledigt Schreibkram, surft im Internet, bügelt, räumt auf, wandert, reist, liest, schaut Filme oder pflegt Hobbys. Es fällt schon jedem etwas ein, um sich nach der Arbeitswoche mit etwas Vergnügen zu entschädigen! Dass der Sonntag dafür aber nicht geschaffen wurde – wen kümmert das? Die biblische Begründung ist nicht mehr geläufig. Und wenn man darauf hinweist, dass der Sonntag laut Grundgesetz „als Tage der Arbeitsruhe“ der „seelischen Erhebung“ dienen soll, ertut man Gelächter. Denn „seelische Erhebung“ – was mag das wohl sein?

Als Christ muss man die Antwort nicht schuldig bleiben. Denn die Heiligung des Feiertags besteht wirklich darin, dass man seine Seele zu Gott „erhebt“ und sie ihm gewissermaßen „entgegen hebt“. Das aber nicht, weil Gott das bräuchte oder viel davon hätte, sondern weil unsere Seele das braucht und ohne den regelmäßigen Kontakt mit Gott verkommt. Die Seele soll sich am Sonntag aller Ablenkung durch Arbeit oder Vergnügen entziehen, damit sie ruhen kann in Gott. Und umgekehrt soll auch Gott in der Seele ruhen und dort Ruhe haben, damit er Gelegenheit bekommt, an der Seele sein gnädiges, reinigendes und heilendes Werk zu tun, durch das der Mensch zur Gemeinschaft mit Gott immer tüchtiger und in dieser Gemeinschaft gefestigt wird. Das Ruhen der Seele in Gott ist also nötig, damit Gott in der Seele wirken kann. Gott und die Seele sollen miteinander Zeit verbringen! Es kann aber keine Seele in Gott ruhen, wenn sie gleichzeitig mit Arbeit oder Vergnügen beschäftigt ist. Sondern nur dann bietet sie sich Gottes Wirken dar und „erhebt sich“ ihm entgegen, wenn sie Muße hat, Gottes Wort zu hören und es still zu bedenken, es mit anderen zu besprechen und auf sich selbst anzuwenden, auch die Konsequenz zieht, in Gesang und Gebet auf Gottes Wort zu antworten und im Lichte des Erkannten sich selbst und das tägliche Tun neu zu bewerten. Wer sich aber wundert, dass dazu ein ganzer Tag nötig sein soll, schaue hinüber in andere Lebensbereiche! Denn wie ist es da? Kann der Automechaniker etwa bei laufendem Motor einen Kolben tauschen? Muss er für solche Arbeiten nicht den Motor ausmachen? Oder kann der Arzt einen Patienten operieren, wenn der nicht stillhält, sondern im Zimmer umherläuft? Kann man wohl einem galoppierenden Pferd die Hufe reinigen? Oder repariert man ein Flugzeug, während es in der Luft ist? Kann man eine Hose gut waschen, während man sie trägt? Oder betankt man sein Auto während der Fahrt? Kann ich jemandem zuhören, während ich selbst rede? Erfordert nicht auch das eine Unterbrechung des laufenden Betriebs? Immer ist eine Pause erforderlich! Und im Grunde wissen das auch alle. Die Frauen wissen sehr gut, dass sie beim Nägellackieren nicht gleichzeitig mit etwas anderem hantieren dürfen! Und beim Friseur halten sie auch schön still, weil sonst die Frisur nicht gelingt! Jeder versteht, dass er beim Zahnarzt mit dem

Bohrer im Mund nicht herumzappeln soll! Gott aber – allein der soll für das gute Werk an unserer Seele keine Zeit beanspruchen? Der soll uns nicht für einen Tag unterbrechen und uns Stille verordnen? Der soll die Revision unserer Seele im laufenden Betrieb erledigen, während wir den Rasen mähen, telefonieren und fernsehen? Das widerspricht aller Erfahrung! Denn wenn ich mir einen Holzsplitter unter die Haut reiße, und jemand soll ihn herausziehen, dann muss ich ihm das entsprechende Körperteil auch hinhalten und überlassen! Und wenn ich dabei keine Ruhe gebe, höre ich „Halt still!“. Genau dasselbe aber tut Gottes Gebot, wenn es uns zur Heiligung des Feiertags ermahnt. Denn unser Schöpfer fordert nicht mehr und nicht weniger, als dass wir ihm unsere Seele hinhalten. Er will die schmerzhaften Splitter aus unserer Seele ziehen, die Wunde heilen und verbinden. Wenn wir dabei aber jammern und zappeln, sagt er nachdrücklich „Halt still! Gib Ruhe! Lass mich machen! Lass jetzt die Arbeit Arbeit sein und das Vergnügen Vergnügen, denn wenn du nicht ruhest in mir, und ich in dir, wird deine Seele nie gesund“.

Worum geht es also im 3. Gebot? Es geht darum, dem Licht Gottes Raum zu geben, damit es in uns leuchten kann. Und dem Wort Gottes ein offenes Ohr, das hören will. Das Samenkorn des Evangeliums soll in uns fruchtbaren Boden finden. Und die Gnade soll Zeit haben, an uns zu arbeiten. Gottes Weisheit muss unsere Aufmerksamkeit finden. Und die Fülle Gottes braucht eine Leerstelle in uns, um aufgenommen zu werden. Dem Feuer des Heiligen Geistes sollen wir unser Holz zur Nahrung geben und der Sonne seiner Liebe unser Gesicht zum Wärmen entgeghalten. Der himmlische Arzt fordert unsere Geduld, damit er uns heilen kann. Und der gute Hirte sucht einen Ort, wo er sein Schaf pflegen, versorgen und hüten kann. Halten wir aber seiner Hand nicht stille, wie soll sie uns dann berühren? Und haben wir immer alle Hände voll, wie soll er uns da etwas geben? Laufen wir vor ihm weg, wie soll er sich uns befreunden? Und wenn wir mit hörenden Ohren doch nicht hinhören, wie soll er zu uns reden? An Gott fehlt es gewiss nicht! Er ist bei uns! Aber wir sind nicht zuhause! Er will zu uns reden! Aber wir schweigen ja nie! Es fehlt nicht an Gaben, aber an der Zeit, sie zu empfangen und anzueignen! Denn das Licht ist da, die Weisheit, das Wort, das Sakrament und der Segen sind da. Aber, Mensch, wo bist du? Läufst du im Freizeitstress durch Kinos, Clubs und Einkaufsstraßen, füllst dir Kopf und Herz mit tausend Sorgen, Nöten und Begierden, fliehst vor der Stille, meidest die Besinnung und wunderst dich, dass dir Gott nicht begegnet? Du kannst nicht stillsitzen, läufst deinem Glück hinterher und erwartest, dass Gott dich einholt? Du gehst tausendmal an Gottes Haus vorüber, ignorierst seine Einladung zum Abendmahl und wunderst dich, dass du ihn im Restaurant nicht triffst? Du fliehst seinen Ruf und willst von ihm erjagt werden? Du hebst den Kopf nicht und willst dennoch den Himmel sehen? Du willst mit Gott reden, aber machst nicht mal das Radio aus? Er wäre durchaus für dich da, aber du bist nicht da! Hast weder Geduld noch Zeit, investierst keine Konzentration und keine Ausdauer, hast weder den Kopf frei noch Termine für Gott – und willst dennoch erleuchtet werden im Schnellverfahren? Nicht Gott fehlt, sondern du fehlst! Er ist bei dir, aber du bist nicht bei dir! Gott hat Raum für dich, aber du nimmst diesen Raum nicht ein! Er ruft dich mit jedem Glockenschlag seiner Kirche, aber du bist zu beschäftigt. Er befiehlt dir sogar Ruhe, weil sonst er dir entgeht! Gottes Gebot, den Feiertag zu heiligen, ist keine Bitte und kein unverbindlicher Vorschlag! Diese Wohltat ist dir ausdrücklich befohlen! Und doch willst du nicht unterbrochen sein, so als wäre das ewige Geld-verdienen und Geld-wieder-ausgeben dein ganzer Daseinszweck... Es ist seltsam, wie der Mensch vor dem flieht, was ihm nützen könnte. Denn sonst sind wir einsichtiger. Jeder versteht, dass er für seine körperliche Gesundheit etwas tun muss, und dass es nichts bringt, alle drei Wochen einmal zu trainieren. Wenn Sport mir helfen soll, muss er regelmäßig sein. Soll ein Mensch aber dasselbe für seine seelische Gesundheit tun, ist

es mit der Einsicht vorbei und die Zeit ist ihm zu schade. Jeder versteht, dass eine Freundschaft vom regelmäßigen Austausch lebt, und dass, wenn die Begegnungen zu kurz und zu selten sind, sich auch die Freundschaft verliert. Folgert man aber, dass demnach auch die Beziehung zu Gott der regelmäßigen Pflege und des intensiven Kontakts bedarf, will man davon nichts wissen. Ausgerechnet dem Allmächtigen, den sie am dringendsten brauchen, gehen die Menschen aus dem Weg. Und die Folgen sind fatal. Denn der Mensch verhält sich dabei wie eines jener armen Tiere, die sich in den Resten eines Fischernetzes verfangen haben, die sich selbst daraus nicht befreien können, die aber vor mitleidigen Helfern immerzu fliehen und die Retter nicht an sich heranlassen. Manchmal sind es Robben und manchmal Seevögel, Meeresschildkröten oder Delfine, die auf diese Weise verenden. Und wenn man es sieht ist es zum Heulen! Man könnte die Verstrickten mit wenigen Griffen aus ihren Fesseln lösen, wenn man nur an sie herankäme! Aber sie fürchten jeden, der sie zu retten versucht, missverstehen die gute Absicht und fliehen vor den Helfern in die Tiefe des Meeres. Sie erlauben keinen Zugriff, sie dulden keine Nähe, und wenn man sie nicht erwischt, gehen sie an ihren Fesseln zugrunde. Genau so steht es aber auch mit den weltlich Gesinnten und allzu Beschäftigten, die sich Gott entziehen, indem sie keine Ruhe halten, seinen Zugriff nicht dulden und sein Wort verachten. Der Schöpfer sagt „Haltet doch still, ich tue euch nichts, lasst mich mein gutes Werk in euch wirken!“ Aber der Mensch hetzt lieber davon und betäubt sich eher mit platter Belustigung, als dass er Gott an seine Seele heranließe. Er flieht die Wohltat, die er am nötigsten hätte. Denn es ist ja wahr, dass unsere Seelen ohne regelmäßigen Kontakt mit Gott verkommen und zugrunde gehen. Gott will uns immer wieder aus den Fischernetzen herausschneiden, in die wir uns verheddert haben. Er will unsere Wunden heilen und uns gestärkt dann neue Freiheit schenken! Aber dazu braucht es Muße. Dazu muss man den Motor abschalten und das Geschwätz einstellen. Dazu muss man sich von Gott unterbrechen lassen und etwas Stille aushalten. Was die Stille aber bewirkt, das erklärt eine Geschichte, mit der ich schließen will:

Ein Mönch hatte sich in die Einsamkeit einer verlassenem Gegend zurückgezogen, um sich dort fern von allem Lärm und aller Unruhe dem Gebet zu widmen. Doch eines Tages kam dort ein Wanderer vorbei und bat um etwas Wasser. Der Mönch ging mit ihm zum Brunnen, um das Wasser zu schöpfen. Und dankbar trank der Fremde. Etwas vertrauter geworden bat er den Mönch, eine Frage stellen zu dürfen, und sagte: „Warum hast du bloß diese Abgeschiedenheit gewählt? Was gibt dir das Leben in der Stille?“

Der Mönch wies mit einer Geste auf das Wasser unten im Brunnen und sprach: „Schau mal hinunter in das Wasser, aus dem wir gerade geschöpft haben. Was siehst du?“ Der Wanderer schaute tief in den Brunnen, hob dann aber den Kopf und sagte: „Ich sehe da gar nichts.“ Der Mönch lächelte, wartete eine ganze Weile und forderte seinen Gast dann erneut auf: „Schau noch mal in den Brunnen. Was siehst du jetzt?“ Noch einmal blickte der Fremde auf das Wasser hinab und antwortete: „Oh, jetzt sehe ich dort mein Spiegelbild!“

„Und damit ist deine Frage beantwortet“, erklärte der Mönch. „Denn als du zum ersten Mal in den Brunnen schautest, war das Wasser vom Schöpfen ganz unruhig und trübe von dem Schlamm, den der Eimer aufgewühlt hatte. Da konntest du gar nichts erkennen. Jetzt aber ist das Wasser wieder ruhig, die Oberfläche glatt und alle Verunreinigungen haben sich am Boden abgesetzt. Und genau das ist die Erfahrung der Stille. Das ist es, was sie mit der Seele macht. Denn durch die Stille sieht man wieder klar und erkennt sich selbst!“

Du sollst Vater und Mutter ehren...

Das vierte Gebot

Zu den Kennzeichen unserer Zeit gehört ein großer Individualismus, denn heute wird jedem das Recht zugebilligt, „speziell“ und „anders“ zu sein. Jeder will als Einzelner gesehen werden. In ein Schema zu passen, gilt als peinlich. Und wer sich über die Zugehörigkeit zu einer Gruppe definiert, dem unterstellt man einen Mangel an persönlichem Profil. Nichts ist schlimmer, als in der Masse unterzugehen oder „nichts Besonderes“ zu sein! Und erst recht will keiner auf seine Herkunft oder seine Vergangenheit festgelegt werden. Denn nur das „hier und jetzt“ soll zählen. Nötigenfalls beschließt man, sich neu zu erfinden! So wird dann jeder Fall zum Sonderfall. Und jeder steht nur noch für sich selber gerade. Selbstbestimmung hat Vorrang vor Gemeinschaft. Und Abgrenzung ist wichtiger als Zugehörigkeit. Denn der moderne Mensch will niemandem etwas schulden und auch niemandem verantwortlich sein – außer sich selbst. Er tut gern, als habe die Geschichte erst mit seiner Geburt so richtig angefangen. Und dass er kulturell und biografisch auf den Schultern früherer Generationen steht, wird dabei gern übersehen. Denn man will ja nicht abhängig, sondern autonom und niemandem zu Dank verpflichtet sein. Das große Ideal ist der „Selfmademan“! Doch – gibt's das überhaupt, dass einer sich „selber macht“? Ist Gottes Schöpfung denn so eingerichtet, dass neues Leben sich selbst erzeugt oder aus dem Nichts kommend senkrecht vom Himmel fällt? Gilt nicht ganz im Gegenteil, dass neues Leben sich organisch aus vorhergehendem heraus entwickelt und mit seinem Ursprung zeitlebens verflochten bleibt? Gewiss ist jeder Mensch ein Original! Und doch ist auch keiner ohne familiären Zusammenhang! Kein Kind wächst ohne hilfreiche Bindungen heran, ohne dass sich irgendwer kümmert und es fördert! Keiner ist eine Insel, jeder ist Teil eines Netzwerks. Und auch kulturell verfügt der Einzelne vorwiegend über das, was er von anderen empfing.

In der Bibel finden wir darum ein realistischeres Bild des Menschen. Sie verortet ihn nicht im luftleeren Raum, sondern sieht den Einzelnen als Bindeglied in einer langen Folge von Generationen, die wechselseitig aufeinander angewiesen sind. Denn so hat Gott seine Schöpfung tatsächlich eingerichtet! Als großer Freund des Lebens ist er an dessen Fortsetzung interessiert. Und er erwartet von seinen Geschöpfen, dass sie Leben nicht nur empfangen, sondern auch weitergeben und darin den Prozess bejahen, dem sie sich verdanken. Denn die Möglichkeit, in Gottes Schöpfungswerk mitzuwirken, ist ehrenvoll und verleiht dem Dasein des Einzelnen große Bedeutung, weil er als Bindeglied zwischen seinen Eltern und seinen Kindern nicht zu ersetzen ist. Ein jeder soll zwischen seinen Vorfahren und seinen Nachfahren die Brücke bilden. Und die Bibel hält das für so wesentlich, dass sie ein Ausbleiben des Kindersegens als persönliche Katastrophe wertet. Wer kinderlos bleibt, ist von der aktiven Teilnahme am Schöpfungsprozess ausgeschlossen. Und die Unfruchtbaren erleben das in der Bibel als große Schmach, weil sie sich vorkommen wie tote Äste an einem ansonsten grünen Baum. Für heutige Ohren klingt das vielleicht übertrieben. Aber in biblischer Sicht ist die Weitergabe des Lebens nichts, das ohne großen Schaden auch fehlen könnte, sondern alles gelingende Leben ehrt dort die Quelle, aus der es geflossen ist, und will auch seinerseits in neues Leben hinein münden. Denn wie anders könnte der Mensch mit dem Willen des Schöpfers im Einklang sein? Gott erwartet, dass wir an dem Prozess, dem wir uns verdanken, bereitwillig mitwirken. Und er gibt uns die nötigen Kräfte nicht etwa, damit wir sie aufsparen und behalten, sondern damit wir sie verausgaben und in die nächste Generation investieren. Hinter unserem Leben soll kein abschließender Punkt stehen, sondern ein auf Fortsetzung verweisender Doppel-

punkt. Denn menschliches Leben kann zwar nicht „konserviert“ werden. Es kann aber hinüberfließen in das Leben der Kinder und wird dadurch zum Wanderpokal! Wer den Wanderpokal aber für sich behalten und nicht mehr hergeben will (indem er sich absichtlich den Kindern versagt, für die er da sein könnte), der verneint damit den Schöpfungsplan, aus dem er selbst hervorgegangen ist. Er hat empfangen und will nicht weitergeben. Er steht biologisch und kulturell auf den Schultern der Altvorderen. Und doch soll auf seinen Schultern niemand stehen dürfen. Er unterbricht willkürlich den Rhythmus des Lebens und kann so schwerlich im Frieden sein mit dem, der dieses Leben schuf. Denn in der Geschichte sollen die Güter und Kenntnisse stets von Hand zu Hand und von Generation zu Generation gehen, wie wenn Feuerwehrleute bei einem Brand eine Eimerkette bilden. Man nimmt, man behält, man reicht weiter. Man lernt, man wendet an, man lehrt. Man wird beschenkt, freut sich und gibt dem Nächsten. Das ist wie einatmen, ausatmen und wieder einatmen! Wenn aber jemand nur einatmen will und nichts mehr hergibt (wenn er die Eimerkette mutwillig unterbricht), dann ist das gravierend und geht nicht nur ihn selber an. Denn er verhindert nicht nur jene, die nach ihm noch hätte sein können, sondern stellt auch die Mühe derer in Frage, die vor ihm waren. Bei denen, die ungewollt kinderlos bleiben, liegen die Dinge natürlich anders! Und bei manchen mag es sich aus einer besonderen Berufung ergeben. Doch für die große Mehrheit sieht Gottes Schöpfungsplan vor, dass sie nicht etwa zugunsten ihrer „Selbstverwirklichung“ auf Elternschaft verzichten, sondern gerade in und durch die Elternschaft ihr bestes „Selbst“ verwirklichen. In die Familie verflochten sollen wir Kräfte aus der einen Richtung empfangen und in die andere Richtung weiterreichen. Denn ein Mensch erlangt Bedeutung nicht durch das, was er in vornehmer Isolation „an und für sich“ ist, sondern durch das, was er „für andere“ ist. Wir dürfen daher unsere Verflechtung in den Zusammenhang der Familie als gottgewollt bejahen und auch die damit verbundene Verantwortung willig übernehmen. Denn wie anders wäre das vierte Gebot zu verstehen? Es lautet: „Du sollst Vater und Mutter ehren.“ Und es erinnert uns daran, dass Alt und Jung aufeinander angewiesen sind. Der Schöpfungsprozess käme ins Stocken, wenn jeder nur „für sich“ da sein wollte. Und wenn nicht alle Eltern „gute Eltern“ sind, ändert das wenig. Denn bevor man als Kind mit ihnen hadert, gilt es sie erst einmal in der ihnen von Gott verliehenen Funktion zu sehen – und sie zu würdigen als jene Werkzeuge, durch die uns zu erschaffen dem Allmächtigen gefallen hat. Man hat sich seine Eltern ebenso wenig ausgesucht, wie die sich ihr Kind aussuchen konnten! Und doch – indem der Schöpfer sie zur Elternschaft ausersah und ihnen ein Kind anvertraute, hat er Alt und Jung dazu bestimmt, füreinander da zu sein. Denn es entspricht der Konstitution des Menschen, dass er für lange Jahre abhängig und bedürftig ist. Schon am Anfang des Lebens sind wir so schwach, dass andere für uns sorgen müssen. Und am Ende unseres Lebens sind wir's dann wieder. Das heißt aber: Gott schuf den Einzelnen gerade nicht „autark“! Er schuf den Einzelnen nicht, damit er ohne sozialen Zusammenhang sich selbst genug sei, sondern fügt einen jeden in die lange Kette der Generationen ein, in der alle Glieder gleichermaßen nehmen und geben sollen. Eltern sind demnach Gesegnete, die Gott ehrenvoll damit beauftragt, das ihnen anvertraute Leben zu pflegen, zu nähren, zu schützen und zu erziehen. Eltern handeln stellvertretend für Gott an ihren Kindern. Und um dieses Auftrags willen sind sie als Mitarbeiter Gottes wert zu schätzen. Luther würde sagen: Väter und Mütter haben ein von Gott gegebenes „Amt“! Und es ist ein alltäglicher Gottesdienst, wenn sie darin auch nur halbwegs ihre Schuldigkeit tun. Wenn sie darüber dann aber ihre Kräfte verzehren und gebrechlich werden, weil Geist und Leib verfallen, dann sind die Kinder gefordert, die Würde der Alten zu schützen, ihre Not zu stillen und ihre Schwächen zu bedecken. Denn das ist ebenso der Kinder Pflicht, wie es vorher der Eltern Pflicht war, alles für ihre Kinder zu geben. Wie Feuerwehrleute in der Eimerkette

sollen die Generationen zu einander stehen! So nämlich, dass keiner nur gibt und keiner nur nimmt, keiner bloß Anfang und keiner bloß Ende ist, sondern jeder Einzelne ein Durchgang, eine Brücke und ein Mittler, der fröhlich nimmt und fröhlich gibt, möglichst wenig verliert und nichts für sich behält, sondern stolz ist, das ihm Anvertraute treu zu bewahren und weiterzureichen. Jede Generation soll sich dessen bewusst sein, dass sie auf den Schultern der vorangegangenen steht. Und jede soll der folgenden dasselbe gönnen. Denn so hat Gott es geordnet und so gefällt es ihm. Wir ernten vieles, das wir nicht selbst gesät haben. Warum sollten wir also nicht säen, was andere ernten werden?

Eine jüdische Geschichte erzählt von dem alten Mann, der einen Johannisbrotbaum pflanzt. Ein Wanderer, der vorbeikommt, wundert sich darüber und sagt: „Alter, weißt du eigentlich, wann dieser Baum zum ersten mal Früchte tragen wird?“ „Sicher“ erwidert der Greis, „bei einem Johannisbrotbaum kommen die Früchte erst nach 70 Jahren.“ Der Wanderer schüttelt darüber den Kopf und sagt: „Dann muss du doch ein Narr sein! In siebzig Jahren wirst du nicht mehr leben und die Früchte deiner heutigen Arbeit also niemals genießen!“ Den Alten stört der Einwand aber gar nicht, sondern er sagt: „Als ich zur Welt kam, da fand ich schon Johannisbrotbäume vor und aß von ihnen, ohne dass ich sie gepflanzt hätte, denn das hatten meine Väter getan. Habe ich nun genossen, wo ich nicht gearbeitet habe, soll ich da nicht auch arbeiten, damit andere genießen, und Bäume pflanzen für Kinder und Enkel?“

Jener Greis hat Recht. Alt und Jung können nur bestehen, wenn sie sich die Hand reichen. Leben funktioniert nicht, wenn der Einzelne nur sein eigenes Leben fördert und nicht auch das der anderen. Denn ein jeder kommt nackt auf die Welt und findet vieles vor, wofür er nicht erst arbeiten muss. Als Kind nähren wir uns ganz selbstverständlich von dem, was die Eltern erwirtschaften. Und wir lernen in der Schule, was viele Generationen vor uns an Wissen gesammelt haben. Wir bewohnen Häuser, die fleißige Hände etliche Jahre vor uns gebaut haben. Und wenn wir krank werden, heilt man uns mit Methoden, die seit Jahrhunderten immer weiter verbessert werden. Mit Selbstverständlichkeit eignen wir uns an, was wir von den Vorfahren ererben! Und ist es dann nicht auch selbstverständlich, dass man – alt geworden – das ererbte und vielleicht vermehrte Gut neidlos und fröhlich an folgende Generationen weitergibt? Solcher Zusammenhalt ist mehr als bloß ein Gebot der Vernunft. Er ist auch Gottes Wille! Denn der hat seine Welt so geordnet, dass Egoismus das Leben tötet, während Gemeinschaft das Leben fördert und mehrt. Es ist kein Unglück, dass wir aufeinander angewiesen sind, sondern ist eine Ordnung göttlicher Weisheit. Und darum sollen Jung und Alt so zusammenstehen, dass keiner geben muss, ohne dass er vorher empfangen hätte, und keiner empfängt, ohne seinerseits auch etwas zu geben. Dass aber in diesem großen Verbund ein jeder seinen Platz finde, so dass keiner einsam und keiner abgeschnitten sei – darum wollen wir unseren Schöpfer bitten, der barmherzig ist und treu in Zeit und Ewigkeit.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Du sollst nicht töten...

Das fünfte Gebot

Unter den Zehn Geboten ist wohl keines so allgemein akzeptiert wie das fünfte. Denn jeder sagt: „Na klar – du sollst nicht töten! Man darf keinen umbringen!“ Dem zuzustimmen kostet wenig. Denn im Stillen sagt sich jeder: „Ich bin kein Mörder – und also nicht betroffen.“ So freut man sich, wenigstens mit dem fünften Gebot keine Last zu haben, und ist mit der Sache schnell fertig, weil dem Gebot ja auch keiner direkt widerspricht. Es scheint darüber Konsens zu herrschen! Aber ist das wirklich so? Tatsächlich herrscht nur Einigkeit, solange man eine klassische „Kain-und-Abel-Situation“ vor Augen hat. Natürlich darf keiner im Streit, aus Zorn, Neid oder Habgier einen anderen erschlagen! Wenn aber Nato-Soldaten irgendwo auf der Welt Terroristen töten, die uns sehr konkret bedrohen, dann ist das schon ein anderer Fall. Wenn sich ein Schwerkranker einen Giftcocktail wünscht, um seine Leiden abzukürzen, denken viele, so etwas falle nicht unter das Gebot. Und wenn in Abtreibungskliniken routinemäßig Kinder auf Wunsch ihrer Eltern getötet werden, heißt es, da gälten andere Regeln. Bei der Todesstrafe scheint noch alles klar, und man empört sich dagegen. Doch wenn ein Mensch sich selbst umbringt, hört man, das sei sein gutes Recht. Das Attentat auf Kennedy beurteilt man ganz anders als die Attentate auf Hitler. Und tötet einer in Notwehr, geht das für die meisten in Ordnung. Stellt sich aber heraus, dass der Angreifer arm, hungrig und verzweifelt war, kommen schon wieder Bedenken. Und richtig kompliziert wird's, sobald man indirekte Arten des Tötens in die Betrachtung mit einbezieht. Denn wenn Armut einen Lungenkranken zwingt, in einer schimmlichen Wohnung zu leben, bringt ihn das ja auch um. Wer durch Mobbing einen anderen in den Selbstmord treibt, tötet ihn genauso wie der Minenbesitzer, der seine Arbeiter zu Tode schindet. Wer Waffen produziert, ist mit verantwortlich für das, was am anderen Ende der Welt mit diesen Waffen geschieht. Und wer mit legalen oder illegalen Drogen handelt, ist an den tödlichen Folgen auch nicht unbeteiligt. Nicht mal der Untätige ist auf der sicheren Seite! Denn sobald er irgendwo Menschen in Not weiß und nicht eingreift, wird er durch unterlassene Hilfeleistung an ihnen schuldig. Und legen wir gar den Maßstab der Bergpredigt an, beginnt das Töten schon beim Zorn. Denn wenn ich jemand hasse, wünsche ich ja, dass es ihn nicht gäbe, und habe ihn damit meiner Intention nach schon „aus der Welt geschafft“ (Mt 5,21-22).

Beziehen wir das alles ein, so greift das Tötungsverbot viel weiter als gedacht. Und mit ihm in Konflikt zu kommen, ist praktisch unvermeidbar. Denn wer immer in dieser Welt Raum für sich beansprucht, macht ihn anderen streitig. Schon das pure Dasein bringt uns in Konkurrenz mit anderem Leben. Und natürlich führt der Mensch das auch gleich zu seiner Verteidigung ins Feld. Denn – ist es nicht ein Grundgesetz der Natur, dass immer einer auf Kosten des anderen lebt? Und kann man uns wirklich vorwerfen, dass wir diesem Naturgesetz genauso wenig entrinnen wie der Schwerkraft? Haben wir das mit dem „Fressen und gefressen werden“ denn erfunden? Haben wir eine andere Wahl, als Hammer oder Amboss zu sein? Und darf man's uns verübeln, wenn wir, vor diese Alternative gestellt, lieber der Hammer sind?

Da erst kommen die heimlichen Gedanken ans Licht, und es wird interessant! Denn wie „sozial“ man sich auch gibt: Unter der Hand hängen doch viele einem schlichten Darwinismus an, der in der Natur einen Krieg „aller gegen alle“ beobachtet, und dies Faktische dann auch gleich zur Norm erhebt. „Was soll die Sozialromantik?“ sagen sie, „Stimmt's etwa nicht, dass die Natur das schwache Leben konsequent aussortiert und nur dem starken eine Zukunft gibt? Beruhen die evolutionären Prozesse, die zur höchsten Entwicklungsstufe geführt haben, nicht auf

gnadenloser Selektion? Und ist demnach nicht das „survival of the fittest“ ein Erfolgsrezept der Biologie, ohne das es uns Menschen gar nicht gäbe? Hat nach diesem Prinzip nicht der Stärkere automatisch das Recht, sich durchzusetzen? Und täten die Schwachen nicht dasselbe, wenn sie's nur könnten? Ist es da nicht naiv und verlogen, wenn man dem Raubtier seine Zähne zum Vorwurf macht? Schon in der Ernährung kommen wir nur schlecht am Töten vorbei! Und wenn man die blutigste Arbeit an den Schlachter delegiert, ändert das wenig. Man lebt trotzdem auf Kosten von anderem Leben! Wenn's aber faktisch so ist, sollte man dann nicht offen dazu stehen, dass uns die Natur zu dieser Art der Selbsterhaltung zwingt? Beruht nicht auch unser Bildungssystem auf der Auslese, und unser Wirtschaftssystem auf der Konkurrenz? Ist es nicht natürlich, notwendig und gesund, dass der Bessere den Schlechteren verdrängt?"

Wahrscheinlich kennt jeder diese Argumente. Und die meisten werden ihnen aus gutem Grund ablehnend gegenüberstehen. Denn es ist eine gefährliche Art des Denkens, die schnell zu üblen Konsequenzen führt! Nur – mit Empörung allein richtet man wenig aus. Denn dahinter steht das naturwissenschaftliche Weltbild, das heute auch das vorherrschende Bild des Menschen bestimmt. Und es fragt sich, was man entgegnen kann. Denn die Kinder lernen heute in der Schule, der Mensch sei „auch nur ein Tier“ – nämlich eine fortgeschrittene Untergruppe der Säugetiere. Und frage ich meine Konfirmanden, warum man dann Schweine schlachten und essen darf, Menschen aber nicht, können sie mir keinen Grund angeben. Ich frage sie, warum man alte Hunde einschläfert, alte Menschen aber nicht, und sie können's nicht erklären. Wenn aber jemand käme, der aus der Biologie wieder eine Weltanschauung ableitet, wie es die NS-Ideologen taten, dann weiß ich nicht, ob unsere Jugendlichen dagegen gut gewappnet wären. Denn schließlich ist Rassismus nichts anderes als eine Anwendung der darwinistischen Weltsicht auf das Miteinander der Völker. Und diese Weltsicht ist nicht schon dadurch überwunden, dass man heute das Vokabular der Nazis meidet. Denn jeder Schüler, der das Prinzip der Evolution versteht, kann folgern, dass Gemeinschaften manchmal vom Sterben ihrer schwächsten Glieder profitieren. Er kann aus dem Biologieunterricht die Erkenntnis mitnehmen, dass sich das Leben durch den Tod der Untüchtigen erneuert und kräftigt! Und was will man dem dann entgegnen, um das Lebensrecht jedes Einzelnen zu verteidigen? Natürlich kann man darauf verweisen, dass die Gesellschaft ein Interesse am Schutz ihrer Mitglieder hat. Doch das stimmt vorrangig für die sozial „Nützlichen“, die durch Arbeit einen Beitrag leisten. Und bei vielen anderen wird eine Kosten-Nutzen-Rechnung nicht aufgehen! Man kann behaupten, das Leben „an sich“ sei schützenswert, weil es doch schön ist! Doch das Argument zieht vorrangig bei denen, die gesund und daher genussfähig sind. Auf dauerhaft Leidende, tief Depressive und Komapatienten ist es nur schwer anzuwenden! Hält man die Vernunft für das eigentlich schützenswerte Gut, an dem man die Menschenwürde festmacht, wird man folgerichtig die Klugen schonen. Aber geistig Eingeschränkte und Dementen fallen hinten runter! Und will sich der Mensch einfach selbst ein Menschenrecht auf Leben bescheinigen, hält das UNO-Dekret nur so lange, bis es sich eine Mehrheit anders überlegt.

Mit anderen Worten: um den Menschen vor dem Menschen zu schützen, reichen solche Argumente nicht aus. Es bedarf dazu einer höheren Autorität als der Mensch selbst es jemals sein kann. Nur der Schöpfer des Lebens kann dem Starken verbieten, den Schwachen zu töten. Denn dessen Lebensrecht wird durch Biologie und Nützlichkeitsabwägungen eben nicht begründet, sondern gerade durch sie in Zweifel gezogen. Es ist nur in Gottes Gebot sicher zu verankern. Und dies fünfte der zehn Gebote wird man in seinem tiefsten Grund auch nur verstehen, wenn man im Menschen mehr sieht als ein spezielles „Tier“. Denn so viel auch den Menschen nach seiner leiblichen Seite mit den Tieren verbindet, ist das Entscheidende an ihm

doch nicht die Biologie, sondern jene höhere Berufung zum Ebenbild Gottes, die den Menschen über das Vieh erhebt. Es ist gar nichts dagegen zu sagen, dass der Mensch gerne isst und verdaut, dass er Nachkommen zeugt, rauft und spielt, schläft, in der Sonne liegt und sich den Rücken kraulen lässt. Aber in solchen Leidenschaften, die wir mit Affen, Kühen und Alligatoren teilen, liegt denn doch nicht der Wesenskern des Menschen. Sondern der besteht in der Berufung zu einer bewussten Gottesbeziehung, die so nur der Mensch haben kann. Er ist nämlich nicht geschaffen, um mit der Nase im Dreck dieser Erde zu wühlen und Trüffel zu suchen. Sondern er ist geschaffen, um seine Augen zum Himmel zu erheben und über das Nächstliegende hinauszuschauen. Nicht an dem, was unter ihm ist, soll der Mensch sich orientieren, sondern an dem, was über ihm ist. Nicht mit den Tieren soll er sich vergleichen, sondern die Gemeinschaft der Engel suchen. Nicht dem Gesetz des Stärkeren soll er huldigen, sondern dem Gesetz der Liebe, die Christus lehrt. Denn nicht für die Erde sind wir gemacht, sondern die Erde für uns, und wir Menschen für den Dialog mit Gott! Gesprächspartner Gottes soll der Mensch sein und mit ihm in ungetrübter Gemeinschaft stehen! Darauf zielt die ganze Schöpfung! Wer nun aber einen Menschen tötet, der durchkreuzt damit Gottes gute Absicht. Indem er Gottes Ebenbild tötet, verneint er, was Gott am höchsten bejaht. Und er zerstört dabei eine ganze Welt. Denn er macht den zu Staub, den Gott durch seine Zuwendung heiligen wollte. Er trennt genau die Verbindung, die der Schöpfer erstrebt. Und das heißt: Wer tötet, handelt weniger gegen den Menschen als gegen seinen Schöpfer, der auch mit jenem Menschen Gemeinschaft suchte! Er zerschlägt, was der Höchste sich zum Gegenüber erwählt hat. Und dadurch wird es bitter ernst mit dem fünften Gebot. Denn wer das ihm selbst geliehene Leben nutzt, um andere zu töten, spielt das Leben gegen das Leben aus und verneint damit den Schöpferwillen, dem er sich selbst verdankt. Was könnte ihn aber berechtigen, ein Leben zu nehmen, das er doch nie zu geben vermöchte? Welche Legitimation hätte er, zu zerstören, was der Allmächtige geschaffen hat? Wer Menschen tötet, vergreift sich an Gottes Eigentum und hindert damit nicht nur sich selbst am gottgefälligen Sein, sondern zugleich auch das Opfer! Er wirft in den Staub, was Gott zu sich erheben wollte. Er degradiert zum Mittel, was für Gott Ziel und Zweck war. Er nimmt zur Steigerung des eigenen Lebens den Tod eines anderen in Kauf. Und er stellt sein Opfer damit auf eine Stufe mit den Pflanzen und Tieren, deren Nutzung Gott erlaubt hat (1. Mos. 9,3-6). Schon diesen Pflanzen und Tieren schuldet der Mensch einen pfleglichen und fürsorglichen Umgang (Spr 12,10)! Doch in anderen Menschen hat er Geschwister zu erkennen und Ebenbilder Gottes, die er nicht antasten darf. Denn bei aller Gemeinsamkeit mit Flora und Fauna sind Menschen doch eine ganz eigene Größe. Niemand würde behaupten, Pflanzen seien eigentlich nur hochentwickelte Mineralien! Niemand würde sagen, Tiere seien bloß hochentwickelte Pflanzen! Warum heißt es dann aber, der Mensch sei nur ein hochentwickeltes Tier? Er ist viel mehr als das. Der Mensch ist zu Gottes Ebenbild geschaffen! Und er gehört daher genau so wenig zu den Tieren, wie die Tiere zu den Pflanzen gehören. Der Mensch soll nicht unter sich schauen, sondern über sich. Er soll sich nicht an den anderen Geschöpfen orientieren, sondern an seinem Schöpfer. Und dass der ihn gewollt und zum Dialog berufen hat, begründet das Lebensrecht und die Menschenwürde auch der Schwächsten, ohne dass es noch weiterer Gründe bedürfte. Das ungeborene Kind muss nicht erst nachweisen, dass es zum Glück seiner Eltern beitragen wird. Der demente Greis muss sein Dasein nicht durch „Nützlichkeit“ legitimieren. Und behinderte Menschen müssen sich nicht daran messen lassen, was sie zum Bruttosozialprodukt beisteuern. Denn das Lebensrecht des Einzelnen kann durch Leistungskraft nicht gesteigert und durch Schwäche nicht verringert werden. Er verdankt es einzig und allein seinem Schöpfer. Und nur dieser Schöpfer, der die Person ins Leben hinein stellte, hat auch das Recht, sie wieder daraus abzurufen. Gott allein steht die

Entscheidung zu, wann einer genug gelebt hat. Er allein ist Herr über Leben und Tod. Und so schwierig die ethischen Fragen dann im Einzelnen auch noch sein mögen, kann doch zumindest der Blickwinkel nicht strittig sein, von dem aus sie zu beurteilen und zu entscheiden sind. Mit Calvins Worten gesagt: Es ist uns „...jede Gewalttat und jeder Frevel, überhaupt alles untersagt, was dem Leben unseres Nächsten schädlich werden kann, und dagegen geboten, zur Erhaltung seines Lebens nach unserem besten Vermögen beizutragen, seine Ruhe und Zufriedenheit zu befördern, Schaden von ihm abzuwenden, in Nöten und Gefahren ihm Hilfe und Beistand zu leisten.“ Dass wir solches aber nicht versäumen, sondern alles Leben sorgsam schützen, dazu helfe uns Gott.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Du sollst nicht ehebrechen...

Das sechste Gebot

Muss man erklären, weshalb die Treue zu den Tugenden zählt? Eigentlich dürfte das überflüssig sein. Denn überall wo Treue fehlt, sehen wir Scherbenhaufen entstehen. Wo Treue fehlt, scheitern nicht nur Ehen, Familien und Freundschaften, sondern auch Firmen, Parteien und Staaten. Wir haben täglich vor Augen, welche Schäden und welche Schmerzen aus Untreue erwachsen. Und wenn man sich dann klar macht, dass ohne Treue kein Vertrauen entsteht (die Worte sind eng verwandt!), und dass ohne Vertrauen keine menschliche Gemeinschaft funktioniert, dann kann man am Wert der Treue kaum zweifeln. Sie ist unverzichtbar. Doch wie verträgt sich diese Einsicht mit den Trends unserer schnelllebigen Zeit, die nach Veränderungen geradezu süchtig ist? Es gilt heute als normal, wenn junge Paare sich schon nach ein paar Monaten miteinander langweilen. Über eine rasche Trennung wundert sich niemand. Doch wenn ein Ehepaar fünfzig Jahre zusammenbleibt, wird ihm diese Treue geradezu als Phantasielosigkeit ausgelegt. Treue gilt als spießig. Treue ist unflexibel. Sie hat den Geruch von Enge und Pflichterfüllung an sich und ist daher bei jungen Leuten etwa so populär wie Ordnung und Pünktlichkeit. Doch wenn man Treue einfach nur „altmodisch“ findet – hat man dann wirklich bedacht, was sie ihrem Wesen nach ist? Trifft man den Kern der Sache, wenn man Treue mit Stillstand gleichsetzt? Und vergisst man dabei nicht vielleicht, was man selbst der Treue anderer Menschen verdankt – z.B. der treuen Fürsorge der Eltern? Führt man sich nur vor Augen, wie oft man selbst auf die Treue anderer angewiesen war, so entdeckt man, dass Treue etwas sehr Kostbares ist. Wenn es sie nicht gäbe, wäre menschliche Gemeinschaft nicht möglich. Denn Treue ist die Bereitschaft, beständig zu sein im Denken, im Reden und im Tun. Es ist die Entschlossenheit eines Menschen, den Posten nicht zu verlassen, auf den er gestellt ist. Und das heißt zugleich: Treue ist die Bereitschaft, sich für andere Menschen berechenbar zu machen. Wer treu ist, lässt sich als stabile Größe in die Lebensplanung anderer einbauen. Er stellt sich sozusagen zur Verfügung als tragende Säule im Lebensgebäude seiner Mitmenschen. Er geht Verpflichtungen ein. Man kann auf ihn zählen. Man kann sich darauf verlassen, dass er heute noch derselbe ist, der er gestern war. Und man weiß, dass das Wort, das er heute gibt, ihn auch morgen noch bindet. Wer treu ist, strebt danach, im Wandel der Zeiten mit sich selbst identisch zu bleiben. Aber er tut das nicht etwa für sich! Er tut es nicht bloß, weil es ihm an Phantasie oder an Gelegenheit fehlte, sprunghaft zu sein. Sondern er tut es, weil er weiß, dass andere Menschen auf seine Verlässlichkeit angewiesen sind. Denn wie wäre menschliche Gemeinschaft denkbar ohne ein Mindestmaß an Verbindlichkeit? Wäre niemand dem anderen treu, könnte auch niemand dem anderen trauen. Ohne Vertrauen aber gibt es keine Gemeinschaft – und ohne Gemeinschaft keine Zukunft. Wenn wir also wollen, dass menschliches Leben von Generation zu Generation weitergegeben wird, so geht das nicht ohne Vertrauen. Und Vertrauen wächst nur, wenn wir zur Treue bereit sind. Ein Mensch muss bereit sein, sich als verlässlicher Baustein in die Lebensplanung eines anderen einbauen zu lassen. Denn wo man das nicht will oder kann, wo man Bindungen scheut und Treue belächelt, da ist die Gesellschaft ohne Zukunft. Der Mangel an Treue macht dann jede menschliche Beziehung zum unkalkulierbaren Risiko. Es gibt dann keine Zusage ohne Vorbehalt, keine Regel ohne Ausnahme, kein Versprechen ohne Hintertür. Untreue wird zur Gewohnheit, und „Flexibilität“ zum obersten Lebensprinzip. Die Grundlagen der menschlichen Gemeinschaft sind dann aber in Auflösung begriffen. Und über die zahllosen zerstörten Ehen, aus denen wenige oder keine Kinder hervorgehen, muss sich dann niemand mehr wundern. Denn ob es uns

gefällt oder nicht: Treue ist eine Grundbedingung gelingenden Lebens. Freilich: wenn man das erkennt – wie schafft man es dann, treu zu sein? Es ist ja offenbar keine Naturgegebenheit, dass der Mensch die Kraft zur Treue hat. Der Mensch als solcher neigt eher zur Haltlosigkeit. Wenn das aber so ist, wo liegt dann die Quelle der Beständigkeit? Niemand kann fest stehen, wenn der Boden unter seinen Füßen schwankt. Niemand kann andere halten, wenn er selber fällt. Niemand kann verbindlich leben, ohne selbst zuverlässig gebunden zu sein. Und da kommt der christliche Glaube ins Spiel, weil er uns teilhaben lässt an der Festigkeit und Treue Gottes. Denn auf wen kann man sich stützen, wenn man selbst schwankt? Wer hat den langen Atem, der uns oft fehlt? Wer bleibe sich gleich, während die Jahrzehnte vergehen – wenn nicht Gott? Die Umwelt, in der wir leben, die Menschen, die wir kennen, und das Haus, das wir bewohnen – das alles verändert sich im Laufe der Jahre. Auch wir selbst bleiben nicht die, die wir früher einmal waren. Mit der Zeit verlieren wir Illusionen und gewinnen Erfahrungen, wir ändern unsere Ansichten und Gewohnheiten – von den Schwankungen der Gefühle gar nicht zu reden. Die Beständigkeit, die wir so nötig brauchen, kann darum nur von Gott kommen, der als einziger unwandelbar ist und unserer menschlichen Treue das beste Vorbild gibt. Denn nie wurde eine Liebe so hart geprüft, wie die Liebe Gottes zu seinen Geschöpfen. Wir können die Bibel aufschlagen, wo immer wir wollen. Wir finden überall Belege dafür: Gottes Volk ist ungehorsam, murrte und zweifelt – doch Gott lässt sich nicht beirren. Gottes Volk dient fremden Götzen, es bricht den Bund, es missachtet die Propheten, es tanzt um das Goldene Kalb, es kreuzigt den Messias – aber Gott lässt sich nicht beirren. Gott wird tausendmal enttäuscht – und doch nimmt er seine Verheißungen nicht zurück. Er wird tausendmal gekränkt – und doch weicht er keinen Zentimeter von seiner Position. Er hält seinem Volk die Treue. Denn Gott ist der Inbegriff der Geduld und der Beharrlichkeit. Er ist sozusagen die Beständigkeit in Person. Wenn er uns nun aber hält und verankert und unsere Füße auf festen Boden gründet – sollten wir dann nicht den Mut finden, auch unsererseits in zwischenmenschlichen Beziehungen geduldig, verlässlich und beharrlich zu sein? Wohl stimmt es, dass auf Erden nur der Wandel beständig ist. Auf nichts Irdisches ist Verlass. Wenn aber Gott sich treu bleibt und uns treu bleibt – kann er dann nicht von uns dasselbe erwarten? Wenn er an seinen Zusagen festhält – können wir dann nicht den Mut haben, es unsererseits auch zu tun? Es sollte möglich sein. Es ist zumutbar. Denn Gott fordert von uns ja nur die Beständigkeit, von der wir selbst wissen, dass sie uns und unseren Familien gut tut. Gott hat nur deshalb ein so großes Interesse an der Stabilität unserer Beziehungen, weil er weiß, dass wir dieser Stabilität bedürfen. Gott weiß, dass jeder von uns Menschen braucht, auf die er sich blind verlassen kann. Und er möchte, dass wir diese Menschen finden. Ein treuer Mensch zu sein, ist darum nicht nur eine Tugend oder Gabe, sondern zugleich Gottes nachdrückliche Forderung an jeden von uns...

Gilt das aber auch noch, wenn in einer Ehe die Liebe abhanden kam? Ist dann nicht ihre „Geschäftsgrundlage“ entfallen? Und muss man Ehebrechern nicht mit Verständnis begegnen, weil kein Mensch seine Gefühle willentlich steuern kann? So verbreitet dieser Einwand ist, so falsch ist er auch. Denn es stimmt zwar, dass Gefühle unkontrolliert schwanken. Das besagt aber nichts, weil eine Ehe gar nicht auf Gefühlen beruht. Es ist ein großes Missverständnis, wenn man sie als „romantische“ Angelegenheit betrachtet! Die Ehe gründet nicht auf der gefühlten Liebe, sondern auf der versprochenen Treue. Und folglich kommt ihre Grundlage auch nicht mit der Liebe abhanden. So wahr es ist, dass sich die Liebe der willentlichen Kontrolle entzieht, gilt das doch keineswegs von der Treue. Denn zu der kann man sich durchaus entschließen! Und wo ein Ehepaar an diesem Vorsatz festhält, ist auch in Krisen nichts verloren. Denn die versprochene Treue bleibt dann als stabiler Rahmen bestehen, in den die flüchtigen Gefühle zurückkehren können. Natürlich schmerzt es, wenn sie lange ausbleiben. Aber ein

hinreichender Grund, um auseinander zu laufen, ist das keineswegs, sondern eher ein Anlass, sich neu umeinander zu bemühen. Bewahrt man nur das Fundament der Treue unverletzt, kann verlorene Liebe wiederkehren. Und das ist jedem Paar zu wünschen. Bleiben die Gefühle aber aus, berechtigt das nicht dazu, den Ehebund aufzukündigen und anderswo einen neuen „Kick“ zu suchen. Denn niemand hat Anspruch darauf, geliebt zu werden. Gefühle sind nicht einklagbar. Und bei der Hochzeit wurden auch nicht Gefühle versprochen, sondern Treue. Die unterliegt durchaus der willentlichen Steuerung. Und so kann sich, wer die Ehe bricht, nicht als Opfer seiner Gefühlslage entschuldigen. Er selbst trennt, was Gott zusammengefügt hat – und macht sich damit den Höchsten zum Feind. Mit Luthers Worten gesagt:

„Die Treue macht wesentlich das eheliche Leben aus und ist vornehmlich das ganze eheliche Leben, die Treue, die sie einander verheißen haben. So reden sie davon. Darum besteht das eheliche Leben nicht darin, dass sie einander lieb haben, sonst wären Huren und Buben auch ehelich; sondern es besteht in der Treue, dass einer zum andern sagt: Ich bin dein und du bist mein. Das ist die Ehe.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Du sollst nicht stehlen...

Das siebte Gebot

Haben Sie mal überlegt, wer das Eigentum erfunden hat, und wer als erster sagte: „das ist meins“? Jeder weiß, was der Satz bedeutet! Und doch bleibt das mit dem Eigentum eine seltsame Sache. Denn dass man bestimmte Teile der Welt „besitzen“ kann, versteht sich gar nicht von selbst. Die Natur z.B. kümmert sich wenig darum. Es gibt zwar Tiere, die Duftmarken setzen. Sie verteidigen ihr Revier als den Lebensraum, den sie brauchen. Aber nur der Mensch geht hin, schlägt Pfähle in den Boden, baut einen Zaun und behauptet dieses Grundstück sei nun „seins“. Er fragt nicht die Erde und nicht die Bäume – und meint doch, er habe nun über diesen Teil der Schöpfung ein exklusives Verfügungsrecht. Er will das Land „besitzen“, so wie man einen Stuhl „besitzt“ und durch die eigene Präsenz für andere blockiert. Dabei ist dem Stuhl völlig egal, wer heute oder morgen auf ihm sitzt. Und die aktuelle Präsenz besagt wenig. Denn die Fische schwimmen ja auch im Meer herum. Und doch folgert keiner, das Meer würde den Fischen „gehören“. Die Pferde stehen auf der Weide. Und doch sind sie nicht „Eigentümer“ der Weide. Die Spatzen fliegen am Himmel. Aber deswegen „besitzen“ sie ihn nicht. Und wenn man sagt, der Wellensittich wohne in „seinem“ Käfig, ist das fast zynisch. Denn eigentlich „hat“ nicht der Wellensittich einen Käfig, sondern der Käfig „hat“ ihn. Steht die Tür aber offen, und die Katze erwischt ihn, fragt auch die Katze nicht erst, wem der Vogel gehört. Denn der Natur ist das ziemlich egal: da bedient sich jeder, wo er kann!

Warum ist Eigentum dann aber für Menschen so wichtig? Es liegt wohl daran, dass wir in Gesellschaften leben, die nur geordnet funktionieren, wenn sie den Raub unterbinden und dem Eigentümer einer Sache das Verfügungsrecht garantieren. Wenn der Mensch angstfrei nutzen kann, was ihm gehört, trägt das zum Frieden bei. Es motiviert ihn zur Arbeit, wenn er um ihren Ertrag nicht fürchten muss. Und es ermöglicht ihm auch Vorräte anzulegen. Ohne Rücklagen könnte es schwer werden, den eigenen Lebensbedarf zu decken! Doch „habe“ ich etwas, dann „bin“ ich – und „kann“ auch etwas. Das Verfügungsrecht über mein Eigentum verleiht mir Macht. Und das erklärt dann schon die menschliche Gier, möglichst viel zu besitzen und am besten alles.

Wem aber gehört „alles“? Verteilen sich die Besitztümer dieser Erde auf eine Unzahl armer und reicher Leute? Ich bestreite das. Denn tatsächlich gehört die Welt genau so wenig den Menschen, wie den Fischen das Aquarium „gehört“. Dem Vogel „gehört“ nicht der Baum, auf dem er nistet. Und dem Pferd „gehört“ nicht die Weide, auf der es grasst. Sondern Eigentümer der Welt ist und bleibt ihr Schöpfer, der sie gewollt, hervorgebracht und seitdem erhalten hat. Der 24. Psalm spricht das auch ganz direkt aus: „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der Erdkreis und die darauf wohnen“ (Ps 24,1). Gottes Besitzanspruch steht felsenfest, weil aus dem Hervorbringen eines Werkes das Eigentum erwächst, und aus dem Eigentum auch das Verfügungsrecht. Oder ließe ein Künstler mit sich darüber diskutieren, ob das Kunstwerk, das er unter Mühen geschaffen hat, nach der Vollendung auch „seins“ ist? Welcher Handwerker baut wohl einen Wagen, schnitzt eine Figur oder schmiedet ein Eisen – und betrachtet das Erzeugte nicht hinterher als sein Eigentum? Wenn man bei Menschen aber noch Einschränkungen machen muss, weil sie Material brauchen und manchmal auf Bestellung arbeiten, fallen diese Einschränkungen bei Gott jedenfalls weg. Denn er hat die Welt ganz ohne Material oder Mitwirkung Dritter allein durch sein Wort aus „nichts“ geschaffen (vgl. 1. Mose 1). Die Welt verdankt sich gänzlich ihm und ist darum auch gänzlich „sein“. Sie ist der Garten, den er gepflanzt, und der Weinberg, um den er sich gemüht hat. Wir Menschen aber sind Gäste auf

Gottes Grund und Boden und besitzen Güter nur in dem uneigentlichen Sinne, dass Gott uns erlaubt, Nutznießer zu sein. Menschen besitzen die Welt nur so, wie die Fische ihr Aquarium „besitzen“. Sobald die Fische sterben, macht der Eigentümer das Aquarium zum Lebensraum einer neuen Generation. Und Gott verfährt mit uns nicht anders. Denn dem Menschen ist alles nur so lange geliehen, bis der Schöpfer es zurückfordert (Hiob 1,21). Schauen Sie also ruhig mal auf ihre Schuhe. Wem gehören die? Eigentlich gehören sie Gott! Wenn Sie eine Brille tragen, ist die von Gott geliehen! Ihre Hose auch! Und selbst der Mensch in der Hose gehört nicht „sich“, sondern ist mit Haut und Haar Eigentum des Höchsten, der ihn geschaffen hat. Wir alle sind Gottes Eigentum und unterstehen darum seinem Verfügungs- und Weisungsrecht, von dem er in den Zehn Geboten auch nachdrücklich Gebrauch macht. Denn ohne ihn wären wir schließlich nicht da. Wir stehen wie Kühe auf Gottes Weide. Wir nisten wie Vögel in Gottes Bäumen. Wir sind Frösche in seinem Teich. Und das hat Konsequenzen für den Sinn und das Ziel unseres Lebens. Denn wie ein Schreiner dem Holz auf seiner Werkbank die Bestimmung gibt, ein Stuhl, ein Bett oder ein Tisch zu werden – genau so gibt der Schöpfer uns Menschen die Bestimmung, sein Ebenbild und Gegenüber zu sein (1. Mose 1,27). An der übrigen Natur hat Gott sicher auch Freude und bestimmt sie uns zum Lebensraum. Die besondere Bestimmung des Menschen ist aber, Gottes Gesprächspartner zu sein. Und für dessen leiblichen Bedürfnisse sorgt Gott, indem er den Menschen in einen fruchtbaren Garten setzt, den er bebauen, bewahren (1. Mose 2,15), und von dem er sich nähren kann (1. Mose 1,29; 9,3). Gott gewährleistet die verlässlichen Zyklen der Natur (1. Mose 8,22). Und diese immer neue Segnung wird vom Psalmisten auch dankbar besungen:

„Du (Gott) feuchtest die Berge von oben her, du machst das Land voll Früchte, die du schaffest. Du lässtest Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz den Menschen, dass du Brot aus der Erde hervorbringst, dass der Wein erfreue des Menschen Herz und sein Antlitz schön werde vom Öl und das Brot des Menschen Herz stärke“ (Ps 104,13-15).

Jesus ermuntert uns, den himmlischen Vater um das tägliche Brot zu bitten (Mt 6,11) und darauf zu vertrauen, dass er's gerne gibt, weil er schließlich auch die Vögel ernährt und die Lilien auf dem Felde herrlich kleidet (Mt 6,25-34). Gott will uns die Erde keineswegs „übereignen“. Aber er stellt ihre Güter freundlich zur Verfügung, damit wir auf Gottes Grund und Boden arbeiten, wirtschaften und von den Erträgen leben können. Denn so wäre für alle gesorgt, und jeder könnte satt werden – wenn nicht des Mensch Sünde und Torheit Gottes gute Ordnung ins Gegenteil verkehrte. Denn das liegt natürlich nicht in des Schöpfers Absicht, dass uns das Streben nach Geld und Gut zum Lebensinhalt wird, und angehäufter Besitz uns derart in Sicherheit wiegt, dass wir über dem Reichtum der Gaben den Geber vergessen (Lk 12,16-21)! Keineswegs soll der Mensch dem Besitz dienen, sondern der Besitz dem Menschen, und der Mensch seinem Gott! Als vernunftbegabte Kreaturen sollen wir auf unseren Schöpfer fokussiert sein und den Gütern der Welt nicht mehr Bedeutung beimessen, als dass sie der Freundlichkeit Gottes Ausdruck verleihen! Wir dürfen sie nutzen und genießen. Aber unser Herz sollen wir nicht an die Dinge hängen, sondern an den, der sie geschaffen hat. Und wo wir das umdrehen, wird der materielle Segen sehr schnell zum Fluch. Denn die überschätzten Güter verhindern dann jenes auf Gott hin orientierte Leben, das sie eigentlich ermöglichen sollen (Mt 19,16-26). Gierige Menschen hamstern und horten mehr als sie jemals brauchen. Es kommt zu einer ungerechten Verteilung der Güter. Statt dass alle satt werden, bekommt einer zu viel und der andere zu wenig. Und über dieser Schiefelage vergessen beide ihren Schöpfer. Denn wie kann ein Mensch seine Seele zu Gott erheben, wenn seine Kinder hungern, und die blanke Not seine Gedanken beherrscht? Und wie kann der andere seine Seele zu Gott erheben, während er in Überfluss schwelgt, und Genuss und Reichtum ihn in falscher Sicherheit wie-

gen? Die Sorge des einen und der Konsum des anderen binden Aufmerksamkeit, die Gott gebührt! Und so bringen uns dann Not und Überfluss vom Ziel ab. Denn eigentlich sollen wir ja bloß „von“ den Dingen und nicht „für“ die Dinge leben. Wir dürfen sie gebrauchen, aber nicht lieben. Sie können uns dienen, sollen uns aber nicht beherrschen. Und diese untergeordnete Rolle behielten die irdischen Güter am ehesten, wenn jeder Mensch zuverlässig genug, aber auch nicht viel darüber hinaus hätte.

Nun – wie man die Weltwirtschaft ordnen muss, damit der gottgegebene Reichtum gerecht verteilt wird, ist nicht leicht zu sagen. Doch dass Gottes Zielsetzung dabei auch unsere sein muss, kann unter Christen kaum strittig sein. Denn unser Umgang mit dem anvertrauten Hab und Gut ist jederzeit an der Absicht des Eigentümers zu orientieren. Gott will, dass alle (!) Gäste seines Tisches gut versorgt werden. Und alles menschliche Wirtschaften ist so einzurichten, dass es dieser Intention des Schöpfers gerecht wird. Denn schließlich verarbeitet kein Industrieller etwas anderes als Gottes Eigentum, und kein Kaufmann handelt mit etwas anderem als mit Gottes Besitz. Wir sind alle nur Verwalter seiner Güter und schulden ihm Rechenschaft (Lk 19,11-27). Da er seinen Reichtum aber spendet, um seine Geschöpfe damit zu ernähren, fordert die Bibel sozial gerechte Verhältnisse, in denen auch Arme, Alte, Witwen und Waisen auskömmlich versorgt werden. Gottes Wort trifft Regelungen, die eine Anhäufung von Landbesitz in den Händen Einzelner verhindern! Keiner soll um seinen Anteil am gelobten Land betrogen werden! Keiner soll langfristig eine Lebensgrundlage entbehren (vgl. 3. Mose 25)! Und das heißt aktuell: eine Weltwirtschaft, in der wenige Menschen auf Kosten vieler reich werden, ist mit dem Willen Gottes nicht vereinbar. Der Schöpfer lässt genug Nahrungsmittel wachsen, um alle Menschen satt zu machen. Und er kann nicht einverstanden sein, wenn wir seine gute Absicht durch die ungerechte Verteilung seiner Güter und Gaben vereiteln.

Allerdings nützt es nichts, das als globale Forderung an die „Politik“ zu adressieren, wenn man sich nicht auch persönlich prüft. Denn auch wir verwalten Hab und Gut und werden durch das siebte Gebot ermahnt, das Raffen und Hamstern auf Kosten anderer zu unterlassen. „Du sollst nicht stehlen“ (2. Mose 20,15) heißt: Wir haben den Besitz eines anderen Menschen nicht anzutasten, sondern zu respektieren als das Mittel und Instrument, durch das Gott diesen Menschen versorgen, erhalten und schützen will. Was mein Nächster besitzt und wovon er seine Familie nährt, ist Segen, der ihm von Gott her zufließt. Und wie stünde mir zu, meinen Nächsten um einen Segen zu bringen, den Gott ihm gönnt? Ob ich's ihm gierig entreiße, beschädige oder stehle, ihn kriminell betrüge oder auf legalem Wege übervorteile, macht dabei keinen großen Unterschied. Denn so oder so bringe ich an mich, was Gott dem anderen zugedacht hat. Ich schmälere seine Lebensgrundlage, um meine zu erweitern. Und ertappt man mich nicht, bin ich dennoch ein Dieb. Denn „du sollst nicht stehlen“ schließt alles ein, wodurch ich einem anderen den Freiraum und die Mittel zum Leben nehme. Ob man ihn über den Tisch zieht, ihm ungünstige Verträge aufschwätzt, sein Vermögen verringert, sein Vertrauen missbraucht oder seine Güter veruntreut – das alles ist mitgemeint, auch wenn es „legal“ sein sollte. Denn der Arbeitgeber, der seinen Leuten zu geringen Lohn zahlt, stiehlt ihnen etwas von ihrer Arbeitskraft. Und umgekehrt ist der faule Arbeiter, der den vollen Lohn nimmt, ohne die volle Arbeit zu leisten, kein bisschen besser. Wer zu viel gezahltes Wechselgeld in die Tasche steckt oder einen Versicherungsschaden größer aussehen lässt, wer das Finanzamt beschummelt oder schwarz mit der Bahn fährt, ist allemal ein Dieb. Wenn ein Handwerker bei der Arbeit pfuscht, wenn die Bank Wucherzinsen nimmt oder eine Werkstatt Arbeiten berechnet, die nicht ausgeführt wurden – es läuft alles auf dasselbe hinaus. Wer mit so etwas aber zu Wohlstand kommt, ist nicht etwa „clever“, sondern „dumm“, denn er macht sich Gott zum Feind.

Schon wer Reichtum erbt, muss sich fragen, ob nicht irgendwo auf der Welt Menschen darben,

weil er hortet, wovon sie leben könnten! Wer aber Vermögen anhäuft, indem er andere überverteilt, muss nicht erst fragen, sondern kann sicher sein, dass er Gottes Eigentum der gottgewollten Bestimmung entzieht. Durch solchen Missbrauch kommen der Buchstabe und der Geist des siebten Gebots in Konflikt, weil dann der Schutz des Privateigentums der auskömmlichen Versorgung aller entgegensteht. Und wenn dann einem „Robin Hood“ der Geist des Gebotes wichtiger scheint als der Buchstabe, so dass er den Reichen nimmt, um den Armen zu geben, kann man ihn deswegen kaum schelten. Denn mit welchem Recht beansprucht ein Reicher, was er zum eigenen Lebensunterhalt gar nicht braucht? Ist nicht jeder Cent in seiner Tasche ein Teil von Gottes großem Vermögen – und also auch in Gottes Sinne zu verwenden? Oder könnte man im Zweifel sein, was „in Gottes Sinn“ meint? Länder und Rohstoffe, Gelder und Güter sollen die materielle Basis sein, die es allen Menschen ermöglicht, als Gottes Ebenbilder von Gott her und auf ihn hin zu leben. Der Schöpfer will die Seinen versorgt sehen, weil wir in materieller Not zu Sklaven unserer Bedürfnisse werden und den Kopf nicht frei haben für das höhere Leben, zu dem wir bestimmt sind. Wer das dazu Erforderliche aber anderen wegnimmt, um es für sich selbst zu „bunkern“, entzieht es seiner Bestimmung, und ist (wenn nicht vor der Justiz, so doch zumindest vor Gott) ein Dieb.

Nicht zuletzt verkennt so einer den Sinn seines Daseins. Denn auch er wurde auf Gott hin geschaffen und sollte sich der irdischen Güter nur so weit bedienen, wie sie ihm auf seinem Weg zu Gott nützen können. Sobald er aber mehr in ihnen sieht als dazu brauchbare Mittel, werden die Diener zu Herren und machen den Menschen zum Knecht. Gierig entleert er seine Seele, um sein Konto zu füllen, wird immer ärmer, je mehr er sich bereichert, und ist am Ende vom Besitzen besessen. Kann man aber sagen, so einer sei „unbescheiden“? Recht betrachtet ist er eher zu „bescheiden“. Denn er gibt sich mit Geld zufrieden, statt das viel bessere und höhere Gut zu begehren, das Gott selber ist. Er sammelt Schätze, die vergänglich sind, und verliert darüber jene, die ewig sind (Matth 6,19-21). Er verkauft seine Seele, um als reicher Mann innerlich arm zu sterben. Der christliche Weg ist aber der umgekehrte – dass man sich nämlich auf Erden daran genügen lässt, wenn man satt wird, und im Übrigen (den irdischen Plunder verachtend) ganz unbescheiden nach himmlischen Gütern strebt. Auf diesem Weg macht man das bessere Geschäft. Denn wie sagte Jim Elliot so schön? „Der ist kein Narr, der hingibt, was er nicht behalten kann, um zu gewinnen, was er nicht verlieren kann.“ Dass wir's aber nicht nur einsehen, sondern auch beherzigen und dann jedem das Seine neidlos gönnen, dazu helfe uns Gott.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Du sollst nicht falsch Zeugnis reden...

Das achte Gebot

Wir kennen die Zehn Gebote. Und seit wir sie als Konfirmanden lernen mussten, ist uns auch das achte Gebot geläufig, das da lautet: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.“ Doch kann zwischen bloßem Kennen und echter Aneignung ein weiter Weg liegen. Und so fällt mir auch bei den heutigen Konfirmanden auf, dass sie vom Sinn dieses Gebotes nicht spontan überzeugt sind. Natürlich lernen sie es brav und übersetzen es auch in die Sprache der Gegenwart: „falsch Zeugnis reden“ heißt lügen. Und wenn man erklärt, dass die Bibel damit zuerst das Lügen vor Gericht meint, wo falsche Anschuldigungen „wider den Nächsten“ schwere Folgen haben können, leuchtet ihnen das ein. Geht man aber tiefer und fragt, was „Wahrheit“ denn überhaupt sei, und warum sie Gott vor Verzerrung geschützt sehen will, sind die Konfirmanden eher ratlos. Denn wer kennt schon die „ganze Wahrheit“? Und wer braucht sie überhaupt? Hat heutzutage nicht jeder seine eigene Wahrheit? Und wenn sich einer etwas vormacht, warum muss man ihn dann hindern? Wer ist schon immer ehrlich? Und wenn einem etwas Dummes passiert ist, warum soll man sich dann mit der hässlichen Wahrheit selbst in Schwierigkeiten bringen, wenn man auch mit einer hübschen Ausrede durchkommt? Klar weiß jeder, dass er nicht lügen soll! Aber sind die Dummen, die jedes Märchen glauben, nicht selbst schuld? Man kann es Konfirmanden kaum verdenken, dass sie so reden. Denn sie sehen schon an ihren Eltern, dass man es mit der Wahrheit nicht immer genau nimmt, sondern sie nur dort einsetzt, wo sie nicht stört. Wenn man von der Tante ein Geburtstagsgeschenk bekommt, das total „daneben“ ist, soll man trotzdem so tun als freute man sich, damit die Tante nicht beleidigt ist. Und bevor Fehlstunden im Zeugnis stehen, weil das Kind sie geschwänzt hat, schreibt Mutter lieber eine „kreative“ Entschuldigung, erfindet große Übelkeit oder einen Arztbesuch. Die Enkel hören, dass man Opa besser nichts von jenem Unfall erzählt, denn er regt sich sonst nur unnötig auf und kriegt's am Herzen – dem Opa muss man nicht die Wahrheit sagen, denn die belastet ihn bloß! Und der Vater erzählt auch ganz stolz, wie clever er sein altes Auto verkauft hat, weil der Käufer die verborgenen Mängel übersah, die der Vater „natürlich“ verschwieg, denn er „ist ja nicht blöd“! Wenn die Freundin mit einer neuen Frisur auftaucht, die jeder geschmacklos findet – warum soll man sie dann mit einer Wahrheit behelligen, die ihr den Tag verdirbt? Das ist doch nur höflich, sagen viele. Und überhaupt: wer allzu ehrlich ist, macht sich doch angreifbar! So bleiben sie denn nur bei der Wahrheit, wenn's ihnen gerade zum Vorteil gereicht. Wenn's aber günstiger scheint, die Wahrheit ein wenig zu verdrehen, lassen sie das unter den sehr dehnbaren Begriff der „Notlüge“ fallen und kommen sich dabei clever vor. Wenn's aber wirklich so wäre, dass der gerade Weg uns Nachteile bringt, und der Ehrliche immer der Dumme ist – warum gibt Gott uns dann dieses strenge Gebot? Warum darf nicht jeder seine eigene Wahrheit haben – oder wenigstens eine geschönte Version davon?

Nun, wie alle Gebote, so ist auch dieses nicht gegeben, weil Gott selbst etwas davon hätte, sondern weil es den Menschen gut tut. Und wer sich mal fragt, warum er ungerne belogen wird, kommt auch bald drauf, warum Gott keine Lügen mag. Sie dienen der Manipulation, sie zerstören Vertrauen und erschweren die Orientierung in der Welt. Weil aber der letzte Punkt wenig bewusst ist, will ich ihn hier besonders herausstreichen. Wir alle brauchen die Wahrheit, um uns in der Welt zu orientieren, und brauchen sie so dringend wie die Luft zum Atmen! Denn schließlich besteht Wahrheit in Gedanken und Sätzen, die die Welt um uns herum richtig beschreiben. Wir reden von „Wahrheit“, wenn das, was einer behauptet, auch tatsächlich

der Fall ist, wenn also die Dinge so liegen, wie es seine Worte beschreiben, und die Vorstellung, die im Geist entsteht, die Wirklichkeit korrekt abbildet. Auf die „korrekte Abbildung“ legen wir aber deshalb großen Wert, weil nur, wer die Gegebenheiten der ihn umgebenden Welt kennt, sich auf sie einstellen und erfolversprechend handeln kann. Die erkannte Wahrheit bildet sozusagen die innere Landkarte, die wir uns von der Welt erstellen und die wir von Kindesbeinen an ständig korrigieren, ergänzen, prüfen und verfeinern! Denn unsere innere Landkarte von der Welt ist die Basis, auf deren Grundlage wir Pläne schmieden, Risiken abwägen, Schritte unternehmen und Ziele anstreben. Wenn unsere Landkarte aber voller Fehler ist, weil wir belogen wurden – wie können wir uns dann zurechtfinden und mit unseren Bemühungen erfolgreich sein? Wird nicht jemand, der über die Gegebenheiten um ihn herum schlecht informiert ist, zwangsläufig in die Irre gehen und wie blind durchs Leben stolpern? Und bringt ihn die Wahrheit, die ihm fehlt, nicht automatisch in Gefahr? Man muss da nur an einen Affen denken, der im Urwald von Baum zu Baum springt und so den Feinden entgeht, die am Boden auf ihn lauern. Auch dieser Affe kann mit seiner Strategie nur erfolgreich sein, wenn er, von Ast zu Ast springend, die Position der Äste korrekt wahrnimmt. Und denken wir uns einen schielenden Affen, der beim Springen den angepeilten Ast nicht da sieht, wo er sich tatsächlich befindet, so wird das arme Tier regelmäßig abstürzen. Mit der Lebenserwartung des schielenden Affen ist es nicht weit her. Denn lebensstüchtig ist nur die Kreatur, deren Wahrnehmung ein zutreffendes Bild der Gegebenheiten liefert. Irrtümer und Lügen sind hingegen gefährlich, weil man auf Realitäten, die man falsch sieht, auch nicht richtig reagiert. Wahrheit ist so gesehen wirklich ein „Lebensmittel“ – ein Mittel, das wir alle zum Leben und Überleben brauchen! Und wer die Wahrheit dennoch dem Mitmenschen verschweigt, nimmt ihm damit die Möglichkeit, sich angemessen zu verhalten. Denn wenn die Tante nicht erfährt, dass ihr Geschenk total „daneben“ war, kann sie es beim nächsten Mal nicht besser machen. Und wenn jene Freundin nicht mitbekommt, dass ihre Frisur lächerlich aussieht, wird sie dem Spott der Menge nicht entgehen. Verschweigt mir der Arzt, dass ich krank bin, kann ich mich nicht um Heilung bemühen. Und verschweigt mir der Arzt, dass ich sterben werde, nimmt er mir die Möglichkeit, mich darauf vorzubereiten. Wer die Regeln nicht kennt, kann das Spiel nicht gewinnen – das gilt im Straßenverkehr wie in der Wirtschaft und in tausend anderen Lebensbereichen. Darum ist es gemein und lieblos, einen schlecht informierten Mitmenschen in die Irre gehen zu lassen oder ihn gar bewusst zu täuschen. Vielmehr gebietet die Nächstenliebe, ihm das „Lebensmittel“ korrekter Orientierung nicht vorzuenthalten, sondern die erkannte Wahrheit freigiebig mit ihm zu teilen. Denn der Irrende tappt im Dunklen, wo es gefährlich ist, und wir haben es in der Hand, mit dem Licht der Wahrheit seinen Weg zu beleuchten, damit er sicher gehen kann. Was aber hindert uns, in diesem Sinne „Aufklärer“ zu sein und das große Flutlicht anzuschalten? Warum sind wir nicht uneingeschränkt Freunde des Lichtes und der Wahrhaftigkeit? Auch das ist kein Geheimnis, denn wir wissen ganz gut, was uns hemmt. Wir alle haben schon erfahren, dass man kein großes Licht anzünden kann, ohne hinterher selbst in diesem Licht zu stehen. Verschaffen wir dem Mitmenschen einen klaren Blick auf die ihn umgebende Welt, so ist das auch ein klarer Blick auf uns. Und die Einsichten, die der Andere dabei gewinnt, kann er evtl. gegen uns verwenden. Ehrlich und offen zu sein, macht uns angreifbar. Es verschafft dem Anderen einen Vorteil. Und darum zögern wir. Denn so sehr wir auch die Nachteile der Dunkelheit kennen, in der man orientierungslos herumstolpert und sich vor Anschlägen fürchtet, die man nicht kommen sieht, so kennen wir doch zugleich ihre Vorteile, weil man in der Dunkelheit manches verbergen kann, dessen man sich bei Tageslicht schämen müsste. Gnadenlose Beleuchtung stellt uns bloß! Im Dunklen kann man etwas verstecken! Und darum ist unser Verhältnis zur Wahrheit leider zwiespältig, weil wir um Gegner

wissen, die „klare Sicht“ gern zum Angriff nutzen. Wir scheuen das Scheinwerferlicht der Wahrheit, denn wir kennen die Bosheit derer, die aus der Kenntnis fremder Schwächen gerne Waffen schmieden. Wissen ist Macht. Und wer viel weiß, kann diese Macht missbrauchen. Darum können wir tatsächlich nicht uneingeschränkt Freunde des Lichts sein, sondern müssen unserer Wahrhaftigkeit dort eine Grenze setzen, wo wir wissen, dass unser Gegenüber die mitgeteilte Wahrheit als Mittel zu bösen Zwecken missbrauchen möchte.

Stellen wir uns z.B. einen Lehrer vor, der regelmäßig über Alkoholiker spottet, und einen Schüler, dessen Vater dieses Problem hat. Wenn der Lehrer nun jenen Schüler vor der ganzen Klasse fragt, ob sein Vater gestern mal wieder betrunken nach Hause gekommen ist, dann meine ich nicht, dass der Schüler das wahrheitsgemäß bejahen muss, sondern dass er zumindest das Recht hat, die Antwort zu verweigern. Denn er schuldet niemandem die Wahrheit, der sie nur zum bösen Zwecke der Demütigung und Verhöhnung einsetzen will. Und wenn die Gestapo in einem Wohnblock nach versteckten Juden sucht, ist ein Befragter auch sicher nicht verpflichtet, das ihm bekannte Versteck preiszugeben und die Verfolgten damit ans Messer zu liefern, sondern natürlich ist es in derartigen Fällen legitim, wenn man sich in Schweigen hüllt und sein Wissen für sich behält, damit es nicht als Mittel und Werkzeug des Bösen diene! Ja, wenn es der Schutz unseres Nächsten erfordert, müssen wir nicht zur Unzeit ausplaudern, was wir wissen, sondern dürfen verstummen, um nicht die Perlen der Wahrheit vor die Säue zu werfen, die sie doch nur zertreten (Mt 7,8). Und selbstverständlich sollen wir uns auch selbst davor hüten, die Wahrheit dergestalt als Waffe zu missbrauchen, dass wir Menschen damit bloßstellen, ihre Schwächen ans Licht zerren, sie durch Ausleuchten ihrer Geheimnisse der Lächerlichkeit preisgeben und durch Gehässigkeit, Lästerei und verletzenden Spott ihr Ansehen schädigen. All die Zungensünden derer, die ihren Mund nicht halten können, müssen uns fern liegen! Denn wenn wir schon unsere Glieder nicht zu Waffen der Ungerechtigkeit hergeben dürfen, dann auch nicht unsere Kenntnisse (Röm 6,13)!

Diese Kunst, aus Liebe zum Nächsten an der rechten Stelle zu schweigen, ist aber keinesfalls zu verwechseln mit dem eingangs geschilderten „pragmatischen“ Verfahren, das der Wahrheit nur dann die Ehre gibt, wenn's grad passt und dem eigenen Vorteil dient. Denn kurz gesagt: Ein Christ sollte stolz darauf sein, dass er zwar durchaus Schweigen kann, wenn's nötig ist, um den Nächsten zu schützen oder dessen Schande zu bedecken, dass er aber für die eigene Person jedes Versteckspiel verschmäht. Denn grundsätzlich ist die Wahrheit des Glaubens Freund und arbeitet immer für uns. Der Gott, an den Christen glauben, ist der Grund aller Wirklichkeit. Daher kann sich ein Mensch, indem er der Wahrheit über diese Wirklichkeit näher kommt, unmöglich von Gott entfernen, sondern näher an der Wahrheit ist er auch näher an Gott. Gott ist schließlich selbst die Wahrheit. Und wer bei Gott bleiben will, bleibt folglich auch bei der Wahrheit und bedarf nicht der Lüge, sondern verachtet sie je länger, je mehr. Mögen sich doch die Finsterlinge im Schatten aufhalten, weil ihre Schande das Licht scheuen muss! Einem Christen sollte es fremd sein! Denn – gehört es zum Christ-Sein, dass wir uns als Sünder bekennen, was gibt es dann noch zu verheimlichen? Und gehört es zum Christ-Sein, dass Gott uns begnadigt, was schert uns noch das Urteil der Schwätzer? Heißt Christ-Sein nicht, aufgedeckt zu sein und durchschaut zu sein von einem Gott, der sieht und trotzdem vergibt? Heißt Christ-Sein nicht, sich dem zu überlassen, der alle Verstellung und alles Unwahre aus unserem Leben tilgen will? Und ist es darum nicht unser schönstes Vorrecht, der Verstrickung in Lüge entronnen bei der schlichten Wahrheit bleiben zu dürfen – einfach, weil wir die Lüge als das Lieblingsspiel Satans verschmähen und ihrer zur Tarnung nicht mehr bedürfen? Wenn ich akzeptiert habe, was ich in Gottes Augen bin – wem muss ich dann noch etwas vormachen? Habe ich vor meinem Gott die Karten aufgedeckt, der mich trotzdem nicht ver-

wirft, welcher Spott kann mich da noch treffen? Bin ich mit Gott im Reinen, was müsste ich da vor Menschen verbergen? Hat er mich aber angenommen, warum soll ich mich dann noch verstellen? Wer kann den entlarven, der durch Ehrlichkeit entwaffnet? Die tiefste Wahrheit über einen Christen ist bereits enthüllt, darum muss er keine Enthüllung mehr fürchten. Und von Christus getröstet muss er sich auch nicht mehr schämen, sondern bei jener Wahrheit, die ihn so gründlich erfasst hat, kann er bleiben wie in einem freien Land, das er als seine Heimat liebt.

Worum geht es also im achten Gebot? Es geht beileibe nicht darum, dass Gott uns (während wir die Lüge lieben) die Last eines Verbotes auflegt, um uns zu gängeln! Sondern als freie Menschen, die er in Christus zur Wahrheit berufen hat, ermuntert er uns, dieser großen und schönen Berufung gemäß zu leben. Und so haben wir's viel eher mit einer Erlaubnis als mit einem Verbot zu tun. Gott erlaubt uns, den Schmutz der Lüge und der Heuchelei hinter uns zu lassen als etwas Peinliches, das wir früher mal nötig hatten, weil wir nicht aufrecht waren, das wir nun aber gewiss nicht mehr brauchen, weil Christus uns gewaschen und begnadigt hat. Er hat uns sogar berufen, Zeugen seiner Wahrheit zu sein! Er hat unseren Mund von allem Unflat gereinigt, um sein heiliges Wort und sein Evangelium hineinzulegen als Rat, Mahnung und Trost für die ganze Welt! Das ist es, was er in unseren Geist schreibt und auf unsere Zunge legt! Und das verträgt sich nicht mit Falschheit, übler Nachrede und bösem Geschwätz. Wir haben dergleichen nicht mehr nötig. Und darum ist das achte Gebot keine einengende Vorschrift, sondern eher eine Erinnerung an den uns verliehenen Adel. Zu Boten Gottes sind wir berufen, und was damit unverträglich ist, soll uns nicht mehr über die Lippen kommen, sondern Lob soll auf diesen Lippen sein, für den einen, der ohnehin alles weiß und alles sieht, weil er die Wahrheit selber ist.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Du sollst nicht begehren...

Das neunte und zehnte Gebot

Vielleicht finden Sie die Feststellung trivial. Aber mir ist klar geworden, dass der wesentliche Antrieb des menschlichen Lebens in unerfüllten Wünschen liegt, und dass sie es sind, die uns motivieren und vorantreiben, weil wir doch allezeit etwas begehren, auf etwas aus sind, etwas haben, erreichen oder erleben wollen. Natürlich wechseln die unerfüllten Wünsche im Laufe des Lebens. Aber irgendeine Sehnsucht, die uns antreibt, gibt es immer. Als Kind drückt man sich am Schaufenster eines Spielwarengeschäftes die Nase platt. Und später schleicht man beim Motorrad-Händler um glänzende Maschinen herum. Dem Schüler geht das blonde Mädchen aus der Parallelklasse nicht aus dem Sinn. Und der Student will sein Fach einmal so dermaßen „drauf haben“ wie dieser oder jener Professor. Während die Kinder groß werden, träumt man vielleicht von einem langen Segeltörn in der Südsee. Und im fortgeschrittenen Alter von einem Haus am Meer. Aber dass uns gar nichts mehr lockte und reizte, ist so selten, dass mancher sagt: „Wenn ich keine unerfüllten Wünsche mehr habe, bin ich wahrscheinlich tot...“ So natürlich scheint uns der ewige Hunger des Streben, Wollen und Sehnen, dass wir immerzu hinter irgendetwas her sind, das wir erreichen oder besitzen möchten. Und stimulierende Anreize fehlen auch nie. Denn der eine Kollege hat den schöneren Posten, und der andere sieht viel besser aus als ich. Dieser ist beneidenswert gesund, und jener wird von zahlreichen Freunden umschwärmt. Einer kann wunderbar singen, und ein anderer hat so reichlich geerbt, dass er nie mehr arbeiten muss. Da spürt man dann schon ein Ungenügen im Blick auf sich selbst und will etwas ändern, um dieses auch zu haben und jenes auch zu sein. Und so läuft und strebt man sein Leben lang, wie jener Esel, dem man als Lockmittel eine Karotte vor die Nase hält. Denn es will ja keiner zurückstehen oder zu kurz kommen.

Der Christ wird dabei allerdings von Gottes Wort unterbrochen und von dem Gebot gestört, das da lautet: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Frau, Knecht, Magd, Rind, Esel noch alles, was dein Nächster hat“ (2. Mose 20,17). Da schluckt man und ist irritiert. Denn haben wir nicht gerade gesagt, unerfüllte Wünsche seien der Motor unseres Lebens? Wenn ich aber nichts „begehren“ darf, warum soll ich dann morgens überhaupt aufstehen? Warum soll ich irgend etwas tun, wenn ich nichts erstrebe, das ich erreichen will? Natürlich darf ich nicht stehlen, um das Begehrte zu bekommen – man darf's dem anderen nicht einfach wegnehmen! Aber kann's mich denn nicht locken? Darf man nicht mal träumen? Man sieht nicht gleich ein, wem das Begehren eigentlich schaden soll! Und doch gibt es gewichtige Gründe, ihm nicht freien Lauf zu lassen:

1. Der erste Grund ist, dass unser lebenslanges Streben (selbst wenn es erfolgreich ist) nie zu dauerhafter Befriedigung führt. Denn die Freude über Erreichtes währt immer nur kurz. Bald tritt Gewöhnung ein, und ein neuer Kick wird nötig. Am Anfang ist man begeistert, als erstes Auto einen rostigen Renault zu fahren. Doch bald denkt man, dass man mit einem Golf glücklicher wäre. Und wenn der Nachbar dann einen BMW kauft, braucht man schon einen Porsche, um das zu toppen. So ist immer Luft nach oben, denn es gibt immer einen, der mehr „ist“, mehr „kann“ oder mehr „hat“. Der erreichte Status macht nur kurz glücklich, bevor er anfängt, uns zu langweilen. Und so kehrt nie innerer Friede ein, sondern das unruhige Begehren verschiebt sich nur auf das nächsthöhere Ziel. Erfolge sind dann wie Meerwasser, das den Durst nicht löscht, sondern anfacht. Sie wirken wie bei einem Süchtigen, der von derselben Droge bald eine höhere Dosis verlangt! Zu einer dauerhaften Sättigung kommt es aber nie. Und so sieht sich der Begehrende am Ende betrogen. Denn er hat ja für die Erfüllung seiner Wünsche

ganz viel geopfert. Was er unbedingt besitzen wollte, hat ihm schon beim Erwerb große Mühe gemacht. Nach kurzem Jubel hat er sich bald daran sattgesehen. Trotzdem kosten ihn Pflege und Unterhalt viel Aufmerksamkeit. Und auf das Errungene aufpassen, muss er auch. Denn wegen der vielen Neider fürchtet er den Verlust. Und wenn er es wirklich verliert, bereitet's ihm auch dadurch noch mal Schmerzen. Dass dieser Moment aber kommt, steht von vornherein fest. Denn entweder verlässt mein Besitz mich (während ich lebe) oder ich verlasse meinen Besitz (wenn ich sterbe). Und hat sich's dafür dann gelohnt? Ach, wer Irdisches begehrt, um darin Glück und Frieden zu finden, jagt ein Phantom und statt Freiheit zu finden, verliert er sie. Denn während er dies oder das zu besitzen meint, ergreift es Besitz von ihm. Und während er zu herrschen wünscht, herrschen tatsächlich seine Wünsche über ihn.

2. Ein zweiter negativer Effekt fällt weniger ins Auge, ist aber ebenso schädlich. Denn unser ständiges Begehren verhindert die dankbare Würdigung des Gegebenen und formt dadurch einen stets unzufriedenen Charakter. Wer von unerfüllten Wünschen beherrscht wird, ist schließlich auf das fokussiert, was ihm fehlt, und nicht auf das, was er hat! Er schaut nicht auf die ihm gegönnten Gaben, sondern auf seine Defizite, und wird dadurch ein mürrischer, unleidlicher und von Neid geplagter Menschen. Im Aus-Sein auf dies und das ist er unfähig, das Gegebene mit Dank zu genießen, und bleibt so ewig unzufrieden mit der ihm von Gott gegönnten Ausstattung. „Ach“ seufzt er, „hätt' ich nur solche Talente wie mein Nachbar sie besitzt! Hätt' ich die Schönheit von diesem und die Machtbefugnisse von jenem! Wär' ich bloß etwas reicher und berühmter oder hätte den und den zum Freund – ja dann könnte ich glücklich sein!“

Der Moment des Glücks kommt aber nie. Und weil der Begierige immer über das nachdenkt, was ihm fehlt, fühlt er sich von seinem Schöpfer benachteiligt, der ihn nicht größer oder toller gemacht hat. Er kann nicht würdigen, was ihm geschenkt ist, und missgönnt allen anderen, was sie ihm voraushaben. Er ist wie Ton, der mit dem Töpfer streitet, weil der ihn nicht zur prunkvollen Vase geformt hat, sondern nur zu einer Kaffeetasse. Doch die Kaffeetasse vergisst dabei, was an einer Kaffeetasse gut ist. Und sie vergisst, dass der Töpfer aus dem Ton auch einen Spucknapf hätte machen können! So ist der Begehrliche Gott gegenüber sehr undankbar. Und da er über die vermeintliche Zurücksetzung verbittert ist und ständig klagt, wirkt er auch nicht gerade sympathisch. Aber mehr noch:

3. Das ungestillte Begehren treibt ihn auch ständig in Konflikte mit den Menschen, die er beneidet. Und es bringt ihn in Versuchung, sich das Begehrte, das er anders nicht haben kann, auf unrechtmäßigem Wege zu verschaffen. Denn schließlich beginnen die meisten Sünden, bevor sie zur Tat werden, mit einem unrechten Begehren. Wer mit der Frau eines anderen Ehebruch begeht, hat sie vorher begehrt, und ohne den Impuls der Begehrlichkeit wäre es nicht zum Ehebruch gekommen. Wer seinen Nächsten bestiehlt oder betrügt, hat vorher dessen Geld begehrt, und nur weil er diesem Begehren nachgab, folgte die Tat. Überhaupt sündigen wir selten, um zu sündigen! Meist sündigen wir, weil uns ein Gut lockt, das wir begehren und um dessentwillen wir in Kauf nehmen, Unrecht zu tun. Und folglich sind es die unerfüllten Wünsche, die uns moralisch korrumpieren. Denn Ausgangspunkt der Sünde ist stets ein Gemüt, das statt seine Wünsche und Begierden zu beherrschen, von ihnen beherrscht wird. Statt den eigenen Träumen Zügel anzulegen, erkauft man ihre Erfüllung um den Preis böser Taten. Und so wird der Verstoß gegen das neunte und zehnte Gebot regelmäßig zu einer Quelle weiterer Verstöße gegen andere Gebote.

4. Zuletzt aber (und das ist der bei weitem gravierendste Einwand) beruht das Begehren auf einer Verwechslung vorrangiger und nachrangiger Güter. Und diese Verwechslung zersetzt nicht bloß unsere Moral, sondern sie gefährdet unser Heil. Denn das Begehren irdischer Güter

verdrängt das Streben nach Gott und seinem Reich, das für den Menschen langfristig viel wichtiger wäre. Dasjenige, worauf wir am meisten aus sind, gibt unserem Fühlen, Denken und Tun die Richtung vor. Denn wir fühlen die stete Sehnsucht nach dem begehrten Etwas. Wir denken unablässig darüber nach, wie wir es bekommen können. Und wir tun so ziemlich alles, um uns dem Ziel zu nähern. In Tagträumen nehmen wir die Vereinigung mit dem ersehnten Gegenstand vorweg. Das „Aus-sein-auf“ beherrscht uns also im Ganzen. Und was uns gänzlich beherrscht, das prägt unausweichlich unser Wesen und unseren Charakter. Darum sagte ein kluger Mann: wie deine Liebe, so bist du selbst. Er hat Recht damit! Denn die Liebe ist ein Band, das den Liebenden mit der geliebten Sache innerlich verknüpft und ihn mit ihr geradezu verschmelzen lässt. Wenn man das Fleischliche liebt, ist man fleischlich. Wenn man das Weltliche liebt, ist man weltlich geprägt. Und nur wenn man Gott liebt, wird man göttlich gesinnt und mit Gott vereint sein. Denn auf das, was ich begehre, blicke ich unablässig hin. Das, worauf ich fokussiert bin, füllt meine Wahrnehmung. Was ich wahrnehme, beherrscht meine Gedanken. Und schenke ich ihm entsprechend viel Zeit und Aufmerksamkeit, so erfüllt es bald mich und mein Leben! Indem ich den geliebten Gegenstand haben will, bin ich ihm hingegeben. Und diese Hingabe macht dann mein Wesen aus. Denn Jesus sagt: „Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz“ (Mt 6,21). Wenn also einer die Welt zum Schatz hat, so ist sein Herz in der Welt. Liegt sein Schatz auf der Bank, so ist sein Herz in der Bank. Und ist sein größter Schatz ein Mensch, so geht sein Herz mit diesem Menschen. Nur wenn sein Schatz Gott ist, wird sein Herz auch wirklich im Himmel sein! Denn jener Grundsatz bleibt stets in Geltung: die Kraft der Liebe vereint den Menschen mit dem, was er liebt. Und ist er damit innerlich vereint, so teilt er auch das Schicksal des geliebten Dings, weil er ja nicht anders kann, als mit seiner Liebe sich selbst zu geben. Oder hätte der Mensch noch ein höheres Gut zu verschenken als seine liebende Hingabe, die all sein Fühlen, Denken, Tun und Träumen nach sich zieht? Das innere Begehren der Liebe ist die höchste Gabe, die ein Mensch geben kann. Und diese Liebe gebührt Gott als dem höchsten Gegenstand, den wir kennen. „Deine Liebe ist dein Gott“ sagt darum Johann Gerhard, denn „Was du am höchsten liebst, das stellest du an Gottes Statt; was du am höchsten liebst, das hältst du für das Höchste“. Das höchste Wesen ist nun in Wahrheit Gott. Und so folgt, dass jeder, der etwas anderes mehr liebt als ihn, dies andere Ding an Gottes Stelle stellt und es in einen Rang erhebt, der nur Gott gebührt. Vernünftiger wär's, auf Gott aus zu sein und zu allererst nach Gottes Reich zu trachten! Doch wo der Glaube fehlt, ist auch das Begehren des Menschen fehlgeleitet. Und so schenkt er sich mit seiner liebenden Hingabe einem Ding, das weit unter Gott steht, erhebt damit etwas Geschaffenes zu seinem Gott und gibt ihm die Ehre, die nur Gott zukommt. Denn was einer am höchsten liebt, das ist für ihn das Ziel seiner Wünsche, die Prämisse seines Denkens, der Maßstab seines Handelns und der Endpunkt seiner Wege. Von der Vereinigung mit diesem „etwas“ erwartet er Glück und Erfüllung! Und eben darum kommt unausweichlich die bittere Enttäuschung. Denn alles, was nicht Gott ist, muss mit solchen Erwartungen überfordert sein. Was nicht Gott ist, kann das tiefste Verlangen der Seele nicht befriedigen. Und so kommt die irregeleitete Seele nicht nur nicht zur Ruhe, sondern zu allem Unglück kettet sie sich auch noch mit dem Band verfehlter Liebe an einen irdischen Gegenstand, dessen Schicksal sie dann teilt. Zusammen mit dem Nichtigen, dem sie sich hingibt, verfällt sie der Nichtigkeit. Und mit dem Vergänglichen, an das sie sich bindet, muss sie vergehen. An wen oder was der Mensch sich hingibt, das bestimmt darum sein Schicksal in Zeit und Ewigkeit. Wer Irdisches zu sehr begehrt, überträgt die dem Schöpfer geschuldete Zuneigung auf etwas Geschaffenes. Das, was er mehr liebt als Gott, zieht er Gott vor. Was er Gott vorzieht, stellt er dadurch an Gottes Platz. Und Gottes Platz einem anderen zu geben, ist ein Götzendienst, der ihn letztlich das Heil kostet. Denn ein Götze gibt keinen Halt,

sondern er fällt mit dem Fallenden, der sich an ihn gebunden hat. Wer bei den Kreaturen sucht, was nur Gott bieten kann, erliegt darum einer tödlichen Täuschung und sorgt selbst dafür, dass seine Sehnsucht unerfüllt bleibt. Denn der einzig unverlierbare Gewinn ist Gott selbst. Und wer etwas anderes ihm vorzieht, bringt sich damit um den Frieden, den er bei Gott haben könnte.

Eigentlich liegt das alles offen zu Tage, und wer hinschaut, dem bleibt es nicht verborgen. Dass wir's aber nicht bloß mit dem Kopf, sondern mit dem Herzen begreifen (um uns dann nicht mehr nach diesem oder jenem zu verzehren, sondern uns nur noch mit jeder Faser nach Gott auszustrecken), das schenke er uns selbst, der unser Friede ist, unser Ursprung, unser Ziel und unser überaus großer Lohn.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Sünde

Ein Freund von mir, der auch Pfarrer ist, erzählte mir einmal von seiner ersten Konfirmandenstunde zum Thema Sünde. Weil er wusste, dass das ein schwieriges Thema ist, hatte er sich mit der Vorbereitung viel Mühe gegeben. Er erläuterte den Konfirmanden, was das Wort Sünde in der Bibel bedeutet, und erklärte ihnen, dass der Mensch im Grunde seines Herzens keineswegs gut ist. Seine Erklärungen schienen sehr einleuchtend zu sein. Denn erfreut und überrascht konnte mein Kollege feststellen, dass die Kinder ihm zustimmten. Ja, sie fanden selbst viele Beispiele für die Schlechtigkeit des Menschen: Kriege und schreckliche Verbrechen, Mord und Totschlag, Lüge und Betrug, Habgier und Rücksichtslosigkeit. Jeder Konfirmand wusste ein Beispiel zu nennen, das zeigt, dass der Mensch böse ist und nicht gut. Doch die große Selbstverständlichkeit, mit der das harte Urteil über „den Menschen“ gefällt wurde, machte meinen Freund dann doch stutzig. Er fragte nach und fand am Ende heraus, dass die Konfirmanden wohl „den Menschen“ insgesamt und überhaupt für sündhaft hielten – nicht aber sich selbst. Dass „der Mensch“ als solcher nicht gut ist, hatte ihnen schnell eingeleuchtet. Aber sie bezogen dieses Urteil nicht auf sich. Sie selbst hielten die Konfirmanden für gar nicht so übel. Sie hatten also von der Sünde gesprochen wie von etwas, das nur die anderen betrifft.

Mein Freund hat aus dieser Begebenheit viel gelernt. Und auch ich finde sie bedeutsam. Denn sie ist typisch für unseren Umgang mit dem Thema Sünde. Die meisten Erwachsenen würden zwar nicht leugnen, Sünder zu sein. Sich als Sünder zu bekennen, gehört unter Christen ja gewissermaßen zum guten Ton. Doch fragt sich, ob das Herz auch fühlt, was die Lippen bekennen. Und da vermute ich, dass es den meisten so geht wie jenen Konfirmanden: Im Grunde fühlen wir uns nicht als Sünder. Im Grunde finden wir uns gar nicht so übel. Denn lügen, morden, stehlen wir etwa? Führen wir nicht in der Regel ein anständiges Leben? Beschränkt sich unsere Sündhaftigkeit nicht auf kleinere moralische Pannen? Und sind wir wegen gewissen menschlichen Schwächen etwa schlechter als andere? „Nein“ ruft es in uns – wir sind doch Menschen guten Willens! Und schon sind wir überzeugt von unserer relativen Unschuld, sind beruhigt und gehen zur Tagesordnung über. Doch leider beruht diese Beruhigung auf einem Missverstehen dessen, was Sünde ist.

1. Sünde ist kein Tun

Es ist ein Missverständnis, wenn wir meinen, Sünde sei etwas, was man tut, Sünde bestehe also in unmoralischen Handlungen. Das ist ein Missverständnis, denn Sünde ist in erster Linie kein Tun, sondern ein Zustand. Dieser innere Zustand manifestiert sich in Taten – das ist wohl wahr. Aber die **äußeren** Taten sind nicht das eigentliche Übel, sondern sind nur Folgen eines tiefer liegenden, **inneren** Schadens. Verständlich wird das vielleicht, wenn man die Sünde mit einer Krankheit vergleicht. Wenn jemand hustet und die Nase läuft, wenn er Fieber hat, wenn er brechen muss und einen Hautausschlag bekommt, folgern wir daraus, dass er krank ist. Doch wissen wir, dass Husten, erhöhte Temperatur und Übelkeit nicht die eigentliche Krankheit sind. Es sind nur die äußeren Symptome und Auswirkungen der Krankheit, es sind nur äußere Anzeichen dafür, dass innen im Menschen etwas nicht stimmt.

Darum würde auch kein Arzt bloß den Husten und die Übelkeit bekämpfen, ohne etwas gegen die Viren und Bakterien zu tun, von denen alles herrührt. Denn wenn der Arzt dem Patienten sagte „Unterdrücken sie den Hustenreiz, husten sie nicht mehr!“, würde der Patient davon nicht gesund. Wie könnte er auch? Seine Krankheit ist nun mal kein äußeres Tun, das sich unterdrücken ließe, seine Krankheit ist ein innerer Zustand. Ebenso aber verhält es sich mit

der Sünde. Denn moralisches Fehlverhalten ist nichts weiter als ein Symptom und ein äußeres Krankheitszeichen. Daran, dass wir immer wieder gegen Gottes Gebote verstoßen, wird äußerlich sichtbar, dass in uns Sünde wohnt – ja. Aber wenn ich einem Kranken sage „Huste nicht mehr!“, so wird er davon nicht gesund. Und wenn ich einem Sünder sage „Du sollst nicht mehr böse handeln!“, so wird er davon kein guter Mensch. Vielleicht kann er ein paar unmoralische Handlungen unterdrücken, wie ein Kranker das Husten unterdrücken kann. Aber sein Problem ist damit nicht gelöst. Denn die Wurzel des Problems sitzt tiefer – sie sitzt innen im Herzen. Darum muss man sagen: Sünde ist nicht zuerst Fehlverhalten. Sünde ist ein seelischer Schaden. Sie sitzt mittendrin im Zentrum unserer Person. Und von diesem Zentrum aus verteilt sie ihr Gift in alle Bereiche unseres Lebens.

2. Sünde ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel unseres Lebens

Hat man verstanden, wie Sünde unser Zentrum prägt, so klärt sich bald auch das zweite Missverständnis bezüglich der Sünde: dass man sie nämlich auf bestimmte Ausschnitte des Lebens beschränkt denkt. Viele sehen das ja so! Weil sie meinen, ihre Sünde bestünde in vielen kleineren und größeren Fehlritten, verstehen sie sie als eine Serie moralischer Pannen in ihrem ansonsten rechtschaffenen Leben. Die Sünde erscheint ihnen als Ausnahme von der Regel, als unschöne Begleiterscheinung eines ansonsten anständigen Daseins – sozusagen als ein Kratzer im Lack des Lebens. In Wahrheit ist Sünde aber ein moralischer Totalschaden. Denn wenn sie als Krankheit im Zentrum der Person sitzt und von dort ausstrahlt, dann ist klar, dass sie nicht bloß Teilaspekte unseres Daseins in Mitleidenschaft zieht. Vielmehr kommt sie von innen heraus und durchtränkt unser gesamtes Leben, wie Wasser einen Schwamm durchtränkt. Da nützt es nichts, zwischen guten und schlechten Taten, zwischen schmutzigen und sauberen Aspekten des Lebens unterscheiden zu wollen. Denn wenn Sünde das Leben durchtränkt wie Wasser den Schwamm – dann ist sie auch wirksam, wo wir meinen recht zu handeln. Ja, sie ist selbst dort präsent, wo wir nach dem Urteil der Welt gute Werke tun. Wie aber das?

Man versteht es, wenn man sich bewusst macht, dass für die Güte unseres Tuns nicht entscheidend ist, was wir mit unserem Tun ausrichten. Entscheidend ist, ob wir es mit reinem Herzen tun. Könnten wir etwas aus reiner und guter Gesinnung heraus tun, nur aus Liebe zu Gott und den Menschen, so wäre es niemals Sünde. Auch dann nicht, wenn es missglückte, auch dann nicht, wenn es sich durch widrige Umstände schädlich auswirkte und gegen unsere Absicht zum Bösen ausschlug. Für Gott zählte dann nicht der Effekt, für Gott zählte allein der gute Wille. Doch gilt das auch im umgekehrten Fall: Was immer wir aus unreiner Gesinnung heraus tun, das ist niemals gut. Auch dann nicht, wenn es dem Mitmenschen nützt. Denn die Verkehrtheit des Herzens verdirbt jede noch so gute Tat.

Da mag einer seine ganze Habe den Armen schenken und viele vor dem Hungertod retten – wenn es nicht aus Liebe geschieht, wenn es z.B. geschieht, weil er als Wohltäter dastehen will, so ist es kein gutes Werk, sondern Sünde. Denn das Neue Testament sagt: „Was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde.“ (Röm 14,23). So ist für die Bewertung unseres Tuns entscheidend, nicht was wir tun, sondern ob wir es mit reinem Herzen tun. Was aber kann man mit reinem Herzen tun, wenn man kein reines Herz hat? Nichts. Denn ist das Herz falsch und vergiftet, so sind auch alle Gedanken, Worte und Werke, die aus dem Herzen hervorgehen, ausnahmslos falsch und vergiftet.

3. Sünde setzt kein böses Wollen voraus

Das aber ist nun manchem doch zu viel und erscheint ihm übertrieben, weil wir uns selbst anders wahrnehmen. Sollte unser Herz wirklich so falsch sein? Sollte da gar nichts Gutes in

uns wohnen? Ist so viel böser Wille in mir? Soll ich mich wirklich für so ein übles Wesen halten, für ein zähnefletschendes Ungeheuer, für einen Knecht des Teufels gar? Den Schuh ziehen wir uns nicht so schnell an. Denn wir fühlen uns gar nicht „böse“ und empfinden das entsprechende Urteil als ungerecht. Doch beruht auch dies wieder auf einem Missverständnis der Sünde. Denn um ein Sünder zu sein, ist es nicht erforderlich, anderen Geschöpfen Böses zu wünschen. Es genügt völlig, für sich selbst alles Gute zu wollen. Um ein Sünder zu sein, muss ich die anderen Menschen nicht hassen. Es genügt völlig, wenn ich mich selbst uneingeschränkt liebe. Damit ist der Teufel schon völlig zufrieden.

Denn natürlich gibt es niemanden, der sich selbst in der Rolle des Bösewichtes sieht. Das gibt es nur im Fernsehen: Da setzen sich die Bösewichte schwarze Hüte auf und ziehen ein grimmes Gesicht, damit auch der letzte Zuschauer merkt, dass sie böse sind. In Wirklichkeit aber sieht sich niemand selbst in der Rolle des Bösen. Oder glauben sie, dass Stalin oder Hitler sich selbst für böse hielten und absichtsvoll böse sein wollten? Ich glaube das nicht, sondern ich vermute, dass sie sich für missverstandene Helden hielten. Ja, sie waren sicherlich überzeugt, dass sie nur das Beste wollten für die von ihnen regierten Völker. Und hätten sie in sich selbst hineingehorcht wie wir, so hätten sie wahrscheinlich auch gesagt: „Ich finde keinen bösen Willen in mir, ich wollte eigentlich immer nur Gutes.“

Unser subjektives Empfinden von Unschuld beweist also gar nichts und sollte uns auch nicht beruhigen. Lassen wir uns nicht davon täuschen, wenn wir im Keller unserer Seele nichts finden, was nach Schwefel stinkt. Lassen wir uns nicht täuschen vom subjektiven Gefühl der Unschuld. Denn um ein Sünder zu sein, muss man keinen bewussten Bund mit dem Bösen geschlossen haben – es genügt, einfach so zu sein, wie man ist.

4. Sünde ist eine Form von Egozentrik

Aber wie sind wir? Ich könnte mir vorstellen, dass nun manchem diese Frage unter den Nägeln brennt. Was soll man sich nach alledem unter „Sünde“ vorstellen? Ein Tun soll es nicht sein, sondern ein innerer Zustand. Ein Seelenschaden soll es ein, der selbst unsere guten Taten zu schlechten Taten macht. Und doch soll dieser Schaden nicht darin bestehen, dass der Mensch sich bewusst für das Böse entscheidet. Ja bitte, was soll es denn dann sein? Ich will ihnen die Antwort nicht schuldig bleiben:

Meiner Meinung nach hat die Sünde ihre Wurzel, ihren Ursprung und ihren harten Kern in der uns angeborenen Egozentrik. Sie liegt darin, dass jeder von uns sich selbst für den Mittelpunkt des Universums und für das Maß aller Dinge hält. Natürlich weisen wir das von uns, wenn jemand fragt. Aber überlegen sie einmal: Woran orientiert sich unsere Zeitrechnung? Die Zeit zerfällt doch in die Zeit vor **mir** und nach **mir**. Was ist Rechts und Links? Natürlich rechts und links von **mir**. Wo ist oben? Natürlich über **mir**. Wo ist unten? Natürlich unter **mir**. Wer ist reich? Natürlich der, der mehr hat als **ich**. Wer ist arm? Natürlich der, der weniger hat als **ich**. Gutes Wetter ist das, das **ich** jetzt haben will. Schlechtes Wetter ist das, das **ich** gerade nicht brauchen kann. Nett ist, wer **mich** mag. Unfreundlich ist, wer **mich** nicht schätzt. Nah ist nah von **mir**. Fern ist fern von **mir**. Recht hat, wer **meine** Meinung teilt, ein Lügner ist, wer **mir** widerspricht. Was immer geschieht, wird danach beurteilt, ob es **mir** nützt oder nicht. Der Bezugspunkt all dieser Bewertungen sind immer wir selbst. Und das ist verräterisch. Denn auf diese Weise hält jeder sich selbst für den Mittelpunkt des Weltgeschehens, hält das eigene Interesse für das Maß aller Dinge und seine Perspektive für die Wahrheit. Jeder ist sich da selbst der Nächste. Genau darum aber sind wir unseren Mitmenschen fern – und sind auch Gott fern. Denn Egozentrik ist Trennung von Gott. Und Trennung von Gott – das ist es, was den Kern der Sünde ausmacht. Es ist nicht böser Wille. Es ist nicht diese oder jene Tat. Es ist

auch keine Charakterschwäche. Sondern es ist dies, dass wir uns mit unseren Interessen und Bewertungen in den Mittelpunkt stellen. Das führt uns in den Konflikt mit unseren Mitmenschen, die es alle genauso machen. Es führt uns aber auch in den Konflikt mit Gott. Denn wir lassen dabei unser eigenes Ich den Platz einnehmen, der Gott zukommt. Wir machen Gott den Platz streitig, der ihm gebührt. Wir kreisen um uns selbst, obwohl wir von Rechts wegen um ihn kreisen sollten.

Denn in Wahrheit ist er der Mittelpunkt des Weltgeschehens. Er ist das Maß aller Dinge, er ist der Herr über Leben und Tod. Sein Wille entscheidet darüber, ob etwas gut oder böse ist. Er ist das Zentrum, wir sind die Peripherie. Aber statt, dass wir uns seinen Willen zu Eigen machen, erwarten wir, dass er unserem Willen folgen müsste. Statt ihn wichtig zu nehmen, nehmen wir uns selbst wichtig. Und aus alledem folgt dann unser Getrenntsein von Gott. Aus der Konkurrenz unserer vielen Egoismen folgt alles Böse dieser Welt. Denn weil wir uns selbst in den Mittelpunkt stellen, ordnen wir unser Interesse dem Interesse des Mitmenschen über. Weil wir so egozentrisch sind, nehmen wir unseren eigenen Willen wichtiger als den Willen Gottes. Und daraus resultiert dann alles andere, womit wir einander das Leben zur Hölle machen...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Anmaßung und Egozentrik

Ich möchte ihnen von einem sehr alten Buch berichten, das im 14. Jahrhundert geschrieben wurde. Über den Verfasser ist kaum mehr bekannt, als dass er nach dem Ort seines Wirkens „Der Frankfurter“ genannt wurde. Aber im Grunde ist auch gar nicht wichtig, wer das Büchlein verfasst hat. Denn was daran fasziniert, ist nicht der Autor, sondern der **große** und zugleich **einfache** Gedankengang, der in drei kurzen Kapiteln dargelegt wird, und den ich hier nachzeichnen will. Ausgangspunkt aller Überlegungen ist die Unterscheidung zwischen dem Vollkommenen und dem Unvollkommenen: dem Stückwerk. Denn alles, was existiert, muss sich wohl oder übel der einen oder der anderen Seite zuordnen lassen. Was aber **ist** das Vollkommene – und **was** das Stückwerk?

„Das Vollkommene“ schreibt der Frankfurter *„ist ein Wesen, das in sich und in seinem Sein alles einbegriffen und beschlossen hält, und ohne das und außerhalb dessen kein wahres Sein ist, und in dem alle Dinge ihr Sein haben, denn es ist aller Dinge Wesen und ist in sich selber unwandelbar und unbeweglich und wandelt und bewegt alle andern Dinge.“*

Wir würden vielleicht einfach sagen: das Vollkommene – das ist **Gott**. Was aber **nicht** Gott ist, das ist die gesamte Schöpfung. Und **die** kann, weil und insofern sie **nicht** Gott ist, auch **nicht** vollkommen sein. Der Frankfurter sagt darum: *„...das Stückwerk oder das Unvollkommene ist das, was aus diesem Vollkommenen seinen Ursprung genommen hat oder wird, genauso wie ein Glanz oder ein Schein ausfließt aus der Sonne oder einem Licht und erscheint als Etwas, dies oder das, und heißt Kreatur.“*

Keine Kreatur ist vollkommen, jede ist irgendwie beschränkt. Und es ist auch kein Geschöpf wirklich in der Lage, sich von seinem Schöpfer eine Vorstellung zu machen. Denn selbst der Mensch kann nur erkennen und begreifen, was **gleich ihm** beschränkt und unvollkommen ist. Gott aber in seiner Vollkommenheit geht weit über den menschlichen Horizont. Als Geschöpf kommt der Mensch wie alles andere von Gott **her** und fließt **aus ihm**, wie Wasser aus einer Quelle fließt. Denn alle Dinge, die in der Welt sind und in ihrer Summe die Welt ausmachen, verdanken ihr Dasein Gott als dem **Grund** des Seins. Was immer sie sind und haben, an Wirklichkeit und Lebendigkeit, Kraft und Erkenntnis, haben sie **von Gott** empfangen. Sie haben es **nie** anders als von ihm her, und sind darum **nie** etwas Anderes als ein Abglanz **seiner** Herrlichkeit und ein Widerschein **seiner** Macht. Wenn das aber so ist, fragt der Frankfurter in einer überraschenden Wendung des Gedankens – was ist dann **Sünde**?

Die Antwort fällt überraschend einfach aus. Denn Sünde ist einfach **dies**, dass ein Geschöpf den eben geschilderten Zusammenhang verkennt. Sünde, sagt der Frankfurter, ist *„...nichts anderes, als dass sich die Kreatur abkehrt von dem unwandelbaren Gut und sich zu dem Wandelbaren kehre, das heißt, dass sie sich kehre von dem Vollkommenen zu dem Teilhaften und Unvollkommenen und allermeist zu sich selber. Nun merke: Wenn die Kreatur sich etwas Gutes zumisst wie Sein, Leben, Wissen, Erkennen, Können kurz all das, was man gut nennen muss, so als ob sie das sei oder es ihr eigen sei oder ihr zugehöre oder von ihr sei, so wendet sie sich ab. [Denn] Was tat der Teufel anderes oder was war sein Fall oder seine Abkehr anderes, als dass er sich anmaßte, er sei auch etwas und es sei ihm etwas eigen und gehöre ihm zu. Diese Anmaßung und sein „Ich“ und sein „Mich“ und sein „Mir“ und sein „Mein“, das war seine Abkehr und sein Fall.“*

Es ist atemberaubend, wie rasch der Frankfurter den Bogen schlägt von der Schöpfung zur Sünde. Aber es ist auch **deshalb** faszinierend, weil er dabei den Begriff der Sünde erklärt, ohne im Geringsten zu moralisieren oder mahnend den Zeigefinger zu heben. Denn Sünde ist für

ihn in erster Linie ein tragischer Irrtum des Geschöpfes, das sein Verhältnis zu Gott völlig **missversteht** und darum meint, es könne oder solle **von sich selbst** oder von der Welt leben. Der Sünder erwartet von dem Stückwerk, zu dem er selbst gehört, was **vernünftigerweise** nur vom Vollkommenen erwartet werden kann. Und diese Überforderung der Welt und der eigenen Person führt notwendig zur Enttäuschung.

Denn alles wahre Sein und Leben, alle Erkenntnis und Kraft hat das Geschöpf ja **nur, weil, insofern** und **so lange** es an Gottes Leben und an Gottes Kraft **teilhat**. Wir Kreaturen sind bloß Funken, die aus **seinem** Feuer sprühen! Wir sind geschmückt mit **fremden** Federn, weil wir **gar nichts** haben, ohne es **von Gott** zu haben! Eben **dies** aber zu vergessen und sich anzumaßen, dass man **selbst** etwas sei und **selbst** Substanz habe und **selbst** etwas darstelle auch **abgesehen** von Gott – eben **das** wird hier Sünde genannt. Sünde ist **viel mehr** als nur die Übertretung eines göttlichen Gebotes oder ein moralischer Fehltritt. Denn sie ist in ihrem **Kern** ein Zustand tiefer Verwirrung, in dem der Mensch seine Lage **verkennt**, in der er Gott **verkennt**, falsche Erwartungen hegt – und **darum dann** auch falsche ethische Konsequenzen zieht. Den Ursprung hat das aber **darin**, dass der Sünder von Gott viel zu **gering** denkt und von sich selbst zu **groß**. **Das** ist für den Frankfurter dann auch das **Entscheidende** in der Geschichte vom Sündenfall. Denn man **sagt** zwar, Adam sei **deshalb** in Sünde gefallen, weil er von dem Apfel aß. Der Frankfurter aber meint: *„Es war wegen seiner Anmaßung und wegen seines „Ich“, „Mein“, „Mir“, „Mich“ und desgleichen. Hätte er sieben Äpfel gegessen und wäre das Anmaßen nicht gewesen, er wäre nicht gefallen. Aber als das Anmaßen geschah, da war er gefallen und hätte er [auch] nie einen Apfel gebissen.“*

Der Mensch schreibt sich **selbst** zu, was er Gott verdankt, er gibt sich **selbst** die Ehre, die Gott gebührt, und hält sich **selbst** zugute, was Gott ihm schenkt. Statt **Gott** zu lieben, verfällt er der **Welt** und denkt groß von **sich selbst**, nur um **enttäuscht** zu werden. Wenn das aber nicht bloß die **Anderen** betrifft, sondern auch **mich**, weil ich **genauso** bin wie Adam – woher kommt dann Rettung und wie kann **mein** Fall gebessert werden?

Auch hier bleibt der Frankfurter die Antwort nicht schuldig. Er sagt: Auch mein persönlicher Sündenfall *„...muss gebessert werden wie der Adams, und von demselben, von dem Adams Fall gebessert wurde, und in der selben Weise. Von wem [aber] und in welcher Weise geschah die Besserung? Der Mensch vermochte es nicht ohne Gott, und Gott wollte es nicht ohne den Menschen. Darum nahm Gott menschliche Natur oder die Menschheit an sich und wurde vermenschet, und der Mensch wurde vergottet. Allda geschah die Besserung. [Und] So muss auch mein Fall gebessert werden. Ich vermag es nicht ohne Gott, und Gott kann oder will es nicht ohne mich. Denn soll es geschehen, so muss Gott auch in mir vermenschet werden also, dass Gott sich annehme alles dessen das in mir ist von innen und außen, dass schlechterdings nichts in mir sei, das Gott widerstrebe oder seine Werke hindere.*

Ob Gott alle Menschen an sich nähme die da sind, und er in ihnen vermenschet würde, und sie in ihm vergottet, wenn es nicht in mir geschähe, mein Fall und mein Abkehren würden nimmer gebessert, es geschehe denn auch in mir. Und zu dieser Wiederbringung und Besserung kann oder mag oder darf ich schlechterdings nichts dazu tun, sondern es sei denn ein bloßes, lauterer Erleiden derart, dass Gott allein tue und wirke und ich erleide ihn und seine Werke und seinen Willen. Und darum, dass ich das nicht erleiden will, sondern bloß mein „Mein“ und „Ich“ und „Mir“ und „Mich“, das hindert Gott, dass er nicht allein und ohne Hindernis wirken kann.“

Es wird niemand wundern, dass der Frankfurter zur Überwindung der Sünde auf Christus verweist. Denn **das** ist ja christliches Allgemeinut. Gott nahm sich des Menschen an, in dem er

menschliche Natur **annahm** und in Christus ein **Mensch** wurde. Bemerkenswert ist aber, wie nah der Frankfurter der evangelischen Lehre kommt, wenn er sagt, der Sünder könne zu seiner Erlösung **keinerlei** Beitrag leisten, sondern müsse sich **ganz passiv** verhalten. Lange vor Luther redet der Frankfurter wie ein guter Lutheraner! Doch von seinem Ansatz her ist das nur konsequent. Denn wenn Sünde darin besteht, dass der Mensch sich zuviel **zutraut** und sich zuviel **zuschreibt**, **muss** der Weg zur Heilung dann nicht in die entgegengesetzte Richtung führen – **nämlich** zu einem Glauben, in dem der Mensch **nichts** mehr **von sich** und **alles** von Gottes Gnade erhofft? Ist **Gott** der Vollkommene, und **wir** das Stückwerk, ist es dann nicht **logisch**, dass die Heilung des gestörten Verhältnisses nur von der Seite des **Vollkommenen** ausgehen kann? **Wenn** das Elend damit begann, dass der Mensch sein „**Ich**“ und „**Mir**“ und „**Mein**“ und „**Mich**“ zu wichtig nahm, wird dann nicht Rettung darin bestehen, das eigene Ego zu **relativieren**? Ja, es liegt ganz in der Konsequenz des Gedankens. Und auch der Glaube, der die Anmaßung überwindet, ist **seinerseits** keine Leistung des Menschen und keine geistliche Anstrengung, sondern **lediglich** die Anerkenntnis der menschlichen Lage, zu der Gottes Geist den Sünder überführt. Glaube besteht eigentlich nur darin, der Wahrheit ins Auge zu sehen und die restlose Abhängigkeit von Gott nicht weiter zu leugnen. Und doch ist diese simple Einsicht der wichtigste Schritt zu einem gelingenden Leben. Denn die Lebenshaltung der Sünde ist nicht nur (und nicht in erster Linie) **unmoralisch**, sondern sie ist zuerst und vor allem **sinnlos**. Wer das Vollkommene und das Stückwerk verwechselt, um dann all seine Erwartungen auf das **Stückwerk** zu richten, der handelt irrational, gerade als würde er eine **Fichte** schütteln und erwarten, es müssten Birnen herunterfallen. Der Ausweg aber heißt **nicht**: „**Ich** muss das künftig anders machen, **ich, ich, ich...**“! Sondern die Lösung heißt: „**Er** hat es geändert, **er** ist mir gnädig zu Hilfe gekommen, und **ich** halte meinem Heiland **stille...**“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Eigennutz und Selbstlosigkeit

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ – sagte Goethe. Doch wer damit Ernst machen will, steht vor einem Problem. Denn er muss Klarheit darüber gewinnen, welche Handlungsweise „gut“ genannt werden kann. Und das ist nicht so einfach wie es scheint. Jede Handlung hat nämlich zwei Seiten. Da ist einerseits die (innere) Motivation des Handelnden, der mit seinem Tun eine bestimmte Absicht verfolgt. Da sind andererseits die (äußeren) Wirkungen seiner Handlung. Und wenn – wie so häufig – das eine nicht mit dem anderen übereinstimmt, fällt die ethische Bewertung schwer. Denn es kommt vor, dass jemand mit „guten“ Absichten handelt und hinterher mit Entsetzen feststellt, dass er schweren Schaden angerichtet hat. Und es kommt auch vor, dass jemand Böses im Schilde führt, und dann mitansehen muss, wie sein Tun wider Erwarten zum Guten ausschlägt. Welcher von den Beiden hat dann „gut“ gehandelt? Der Erste, der das Gute wollte, oder der Zweite, der das Gute bewirkte?

Wer länger darüber nachdenkt, wird wohl zu dem Schluss kommen, dass die Motivation des Täters in der Bewertung schwerer wiegt als sein tatsächlicher Erfolg. Wir halten einen Menschen für „gut“, der Gutes gewollt hat, selbst wenn er dabei scheitert. Und wir halten einen Menschen für „böse“, der Böses wollte, selbst wenn er dabei unfreiwillig Leben gerettet hätte. Wir nehmen in der Beurteilung die Absicht wichtiger als den Effekt. Und das ist auch fair und richtig so. Denn unser Wille bestimmt sich selbst, während die Wirkungen unseres Handelns von äußeren Faktoren mitbestimmt werden: Wer gute Entschlüsse fasst, und nur durch eine Krankheit daran gehindert wird, sie umzusetzen, bleibt ein „guter“ Mensch. Und wer Böses im Schilde führt, wird nicht besser davon, wenn seine Bombe eine Fehlfunktion hat. Die arme Witwe, die nur ein paar Groschen in den Opferkasten werfen kann, die es aber frohen Herzens tut, vollbringt ein gutes Werk – auch wenn ihre Groschen so gut wie nichts bewirken. Der reiche Mann dagegen, der in denselben Opferkasten viele große Geldscheine hineinstopft, um dafür bewundert zu werden, tut ein heuchlerisches (und darum: böses) Werk – selbst wenn sein Geld viele Hungernde satt macht.

Die Entscheidung zwischen „gut“ und „böse“ findet also im Herz des Menschen statt. Oder wie Immanuel Kant sagt: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut gehalten werden könnte, als allein ein guter Wille.“ Freilich: Wann ist ein Wille „gut“ zu nennen? Woran erkennt man ihn? Und warum verdient er gelobt und hervorgehoben zu werden? Man kann es sich an ein paar Beispielen klar machen: Stellen sie sich eine KassiererIn vor, die es gewohnt war, kleine Geldbeträge zu unterschlagen, die nun aber entdeckt, dass ihr Chef sie neuerdings überwachen lässt. Wenn diese KassiererIn künftig korrekt abrechnet – würden wir sie dann für ihre Ehrlichkeit loben? Nein. Wenn jemand sich Alkohol und Zigaretten verkneift, weil ihm der Verzicht das Gefühl gibt, stark und moralisch überlegen zu sein, wenn er zugleich über die „Unbeherrschtheit“ anderer spottet und bei jeder Gelegenheit seine eigene Disziplin zur Schau stellt – würden wir ihn für seinen Verzicht loben? Nein. Wenn ein Politiker von sexuellen Ausschweifungen träumt und seine Ehefrau nur deshalb nicht betrügt, weil öffentliche Affären seine Karriere ruinieren könnten – würden wir ihn für seine eheliche Treue loben? Nein.

Wir würden in keinem der drei Fälle von „moralischem“ Verhalten reden. Denn die KassiererIn, der Abstinenzler und der Politiker handeln ja aus ganz eigennützigen Motiven. Was sie tun, erscheint äußerlich „gut“. Aber ihr Wille ist nicht „gut“. Denn auch wenn Ehrlichkeit, Selbstbeherrschung und eheliche Treue an sich ethisch wertvoll sind, so ist doch der Wille, der dahinter steht, nicht ethisch wertvoll. Unsere drei Beispielpersonen streben nämlich nicht

nach dem Guten, sondern streben nur nach Vorteilen, die sie durch „gutes“ Verhalten zu erlangen hoffen. Die Erste will straffrei davonkommen. Der Zweite will angeben. Und der Dritte will seine Karriere retten. Man kann verstehen, dass sie so handeln. Vielleicht ist es sogar „klug“. Aber „gut“ würden wir es nicht nennen. Denn dieses moralische Prädikat verträgt sich nicht mit egoistischen Motiven. Steht das erst einmal fest, so haben wir die oben aufgeworfene Frage (was guten Willen ausmacht) schon beantwortet: Von „gutem“ Wollen kann nur die Rede sein, wenn der Mensch, indem er handelt, nicht selbst den Mittelpunkt seiner Bestrebungen bildet. Denn wenn einer eigennützig handelt und nur tut, was sich für ihn „lohnt“, will und bejaht er weder das Gute noch seinen Mitmenschen, sondern will und bejaht nur sich selbst. Es gilt darum: (1.) Ob ein Mensch „gut“ ist, bemessen wir nicht am Effekt seiner Taten, sondern an den Motiven seines Willens. Und: (2.) Wenn diese Motive eigennützig sind, können wir den Willen nicht „gut“ nennen.

Damit unser Handeln „gut“ genannt werden kann, ist es notwendig, dass der eigene Vorteil aus dem Mittelpunkt unserer Bestrebungen weicht. Und der Wille, der aufhört, sich selbst zu dienen, muss anfangen dem Guten zu dienen. Denn ein guter Mensch fragt nicht danach, ob er „etwas davon hat“, sondern er verwirklicht das Gute um seiner selbst willen. Er fragt nicht, ob sich das Tun des Guten für ihn lohnt, sondern tut es, weil es seinem Mitmenschen nützt. Der wahrhaft „gute“ Wille ist mit seinen Gedanken also nicht bei sich selbst, sondern ist mit den Gedanken ganz beim Anderen, dem er gerecht zu werden und zu helfen wünscht. Theologisch gesprochen heißt das: Des Menschen Wille wird in der Weise eins mit dem Willen Gottes, dass er bejaht, was Gott bejaht, und verneint, was Gott verneint, ohne dabei auf irgendeinen Lohn zu schießen. Denn dem wahrhaft „guten“ Willen ist es Lohn genug, wenn das Gute geschieht. Freilich: Wenn das der Maßstab ist, an dem wir unser Alltagsleben messen, dann wird das Ergebnis bestürzend sein. Denn finden wir da viele Taten, von denen wir behaupten können, sie verdanken sich nicht dem Eigennutz, sondern dem Willen zum Guten?

Ich zumindest sehe bei mir keine einzige Tat, von der ich sagen könnte, sie sei „selbstlos“ gewesen. Denn ich entscheide selten gegen das eigene Interesse. Vielmehr: wenn ich eine Handlungsoption prüfe und dabei feststelle, dass ich in gar keiner Weise etwas „davon habe“, das zu tun, dann lasse ich es sein. Natürlich tue ich Dinge, die allgemein als „gute Tat“ angesehen werden – das tun die Kassiererin, der Abstinenzler und der Politiker im obigen Beispiel ja auch. Aber über die Beweggründe darf ich mir keine Illusionen machen. Denn ich profitiere von meinen vermeintlich „guten“ Taten mindestens insofern, als sie mein Gewissen besänftigen. Schließlich gehört das „Gut-Sein“ zu dem Bild, das ich von mir selbst habe. Und dieses angenehme Bild möchte ich gerne aufrechterhalten. Ich möchte den Forderungen der Gesellschaft genügen, weil ich auf sie angewiesen bin. Und außerdem scheue ich die Mühe, die es kosten würde, mich über meine Erziehung hinwegzusetzen. Wenn ich täte, wozu ich Lust hätte, könnte ich eine Menge Ärger bekommen. Das Gefühl der moralischen Integrität wäre dahin. Und mein Ansehen wäre auch gefährdet. Wenn das aber meine Beweggründe sind, was folgt dann? Meine Selbstprüfung ergibt dann, dass ich das Gute nur tue, weil meine Umwelt es honoriert, und das Böse oft nur lasse, weil ich die Konsequenzen fürchte. So oder so handle ich aus eigennützigen Motiven und tue das Gute (wenn ich es denn überhaupt tue!) keineswegs „um seiner selbst willen“, sondern nur weil es sich in irgendeinem Sinne für mich „lohnt“. Was aber heißt das anderes, als dass ich ein „schlechter Mensch“ bin? In der Tat ist das die Folgerung, die ich ziehen muss. Und es ist nur ein geringer Trost, dass jeder andere Mensch (am selben Maßstab gemessen) demselben Urteil unterliegen würde. Denn der rechte Vergleichsmaßstab für einen Sünder kann nicht der Mitmensch sein, der natürlich „auch nicht besser“ ist. Sondern der rechte Maßstab kann nur die gottgegebene, gute Bestimmung des

Menschen sein, an die das Neue Testament immer wieder erinnert. Liebt euren Nächsten, heißt es da. Segnet, die euch fluchen. Haltet Frieden mit jedermann. Besucht Gefangene. Speist Hungrige. Kleidet die Nackten. Tröstet die Trauernden. Vergebt den Schuldigen. Wir kennen diese Mahnungen. Doch je mehr wir davon hören, desto stärker regt sich der Widerspruch. Denn warum sollte ich meine Interessen zurückstellen? Was hab ich davon? Was bringt mir das? Was nützt es mir? Wird es einem denn gedankt? Hat man irgendeinen Vorteil davon?

Kaum einer kann sich diesen Fragen entziehen. Und doch verraten sie, wie fern uns das Gute liegt. Denn gut ist eine Tat nur, wenn es uns um das Wohl unseres Mitmenschen geht. Und geht es um etwas anderes (um unser Selbstwertgefühl, um ein ruhiges Gewissen, um den Lohn im Himmel), wird man schwerlich von Nächstenliebe reden können. Nächstenliebe, wie Jesus sie fordert, heißt, ganz dem Gegenüber zugewandt zu sein – und keinem anderen. Es heißt, für den Hilfsbedürftigen da zu sein – und für nichts sonst. Nächstenliebe in Jesu Sinne betrachtet ihr Gegenüber immer als Selbstzweck – und nie als ein Mittel für irgendetwas anderes. Ihr Ziel ist, dass der Nächste gut da steht – nicht, dass der Wohltäter gut da steht. Aber wie leicht geht das durcheinander! Und wie oft erweisen wir uns als Wohltäter mit Nebenabsichten! Wehe, ich beschenke meine Enkelkinder, und sie lieben mich nicht dafür! Wehe, ich spende an meine Kirchengemeinde, und der Pfarrer vergisst, mir zu danken! Wehe, einer tut Gutes und bekommt dafür nicht den Bauch gepinselt! „Das tue ich nie wieder“ heißt es dann „Undank ist der Welt Lohn“. Der vermeintliche Wohltäter empört sich – und hat sich im selben Moment verraten. Denn ginge es ihm wirklich ums Helfen, könnte es ihm ja egal sein, wenn der Dank ausbleibt. Mit der vollendeten guten Tat hätte er sein Ziel erreicht und könnte zufrieden sein. Zieht er sich aber beleidigt zurück, weil seine Tat nicht gewürdigt wurde, so wird offenbar, dass es ihm weniger ums Helfen ging als um die erwartete Anerkennung.

Weil das aber für uns alle typisch ist, sollten wir uns kritischer nach den Motiven unserer Lebensführung fragen: Was steht wirklich hinter unseren Versuchen, ein respektables Leben zu führen? Wollen wir ein gutes Gewissen als sanftes Ruhekitzelchen? Wollen wir gemocht und gebraucht werden? Weiden wir uns an unserer moralischen Überlegenheit? Oder meiden wir das Böse bloß, weil wir Angst haben erwischt zu werden? Täten wir auch dann noch Gutes, wenn wir wüssten, dass es weder von Gott noch von den Menschen bemerkt und honoriert werden würde? Ich für meinen Teil kann bei keiner einzigen meiner Taten unlautere Motive ausschließen. Ich bezweifle, dass ich je etwas Selbstloses getan habe. Und ich finde es erschreckend, das so sagen zu müssen, weil es zeigt, wie fremd uns wahre Nächstenliebe ist. Sie ist uns so fremd und liegt so fern, dass wir erst Gründe für sie suchen müssen. Doch das Gute will gar nicht aus Gehorsam, Angst oder Berechnung getan werden. Das Gute will um seiner selbst willen getan, der Nächste um seiner selbst willen geliebt werden. Und das heißt: Solange ich Gründe brauche, um das Gute zu wollen, bin ich fern vom Guten. Solange ich für meine Nächstenliebe Argumente suchen muss, schleppt sich diese Nächstenliebe auf Krücken dahin. Wir sollten keine Gründe brauchen, um uns für das Gute zu entscheiden, denn das Gute ist es wert, um seiner selbst willen gewollt zu werden. Es sollte uns schlicht ein Bedürfnis sein, unseren Mitmenschen von himmlischer Liebe und irdischem Wohlstand umhüllt zu sehen. Es sollte nicht nötig sein, dass man unserer Moral mit Lockungen, Argumenten und Drohungen auf die Sprünge hilft. Denn ein guter Mensch hätte am Tun des Guten spontane Freude. Seine Hände würden ganz von selbst das Gute tun, nach dem sich sein Herz sehnt. Und das Gute verwirklicht zu sehen, wäre ihm Lohn genug. Selbst wenn Gott und die Welt sein gutes Tun nicht bemerkten, würde er doch die Hungernden speisen, die Traurigen trösten und die Gefangenen besuchen. Ein guter Mensch brauchte dafür nicht mal einen Grund! Dass wir aber

von diesem guten Zustand himmelweit entfernt sind – das ist die bittere Erkenntnis unserer Sünde...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Erbsünde

Wenn wir mit Außenstehenden über den christlichen Glauben reden, werden wir oft missverstanden und ärgern uns darüber. Manchmal liegt es aber an uns selbst, und an den Ausdrücken, die wir benutzen. Denn mancher Begriff ist unglücklich gewählt und provoziert dadurch Missverständnisse, die gar nicht nötig wären. Haben Sie z.B. mal überlegt, was der Begriff „Erbsünde“ sagen will, warum wir also nicht einfach von „Sünde“ reden, sondern von „Erbsünde“? Das ist ein Ausdruck, der fast zwangsläufig Widerspruch hervorruft! Denn Sünde hat immer mit Schuld zu tun. Und Schuld ist nichts, was man von seinen Eltern erben könnte, wie die Hypothek auf dem Haus. Wir halten Schuld für „individuell“, für „persönlich“, für „nicht-übertragbar“. Und darum fänden wir es ungerecht, wenn jemand zur Verantwortung gezogen würde für das, was ein Anderer getan hat. Sollte der Begriff „Erbsünde“ also besagen, dass uns heute noch die Sünde Adams und Evas angelastet wird, dann würden wir uns dagegen verwehren. Denn es ist nicht einzusehen, warum man uns vorwerfen sollte, was nicht wir, sondern Adam und Eva getan haben. Als Theologe beeilt man sich, das richtigzustellen. Denn tatsächlich erben wir nicht fremde Schuld, sondern wir erben Sünde als die fatale Neigung, uns durch eigene Schuld von Gott zu entfernen! Aber kaum hat man das gesagt, droht ein neues Missverständnis, weil der Gesprächspartner meint, Erbsünde als fatale Veranlagung müsse dann so etwas wie eine Krankheit sein, die man von Generation zu Generation weitervererbt, wie man blonde Haare oder große Nasen vererbt. Doch ist das genauso ein Irrweg, wie der erste. Denn man „erbt“ Sünde weder, wie man ein mit Hypotheken belastetes Haus erbt, noch „erbt“ man Sünde auf biologischem Wege, wie man die Augen oder die Nase des Vaters erbt. Wenn das alles aber nicht gemeint ist – was will das Wort „Erbsünde“ dann besagen? Ich denke, es ist ein unglücklich gewählter Ausdruck für die wichtige und notwendige Erkenntnis, dass Sünde nicht bloß im individuellen Versagen des Einzelnen besteht, sondern in einem alle und alles übergreifenden Verhängnis, dem keiner entrinnt. Denn diesen oder jenen Fehltritt kann man vermeiden. Aber ein Sünder zu sein – das kann keiner vermeiden! Konkrete Tatsünden sind Einzelereignisse. Doch dass wir Sünder sind, ist ein Dauerzustand. Und der kommt uns nur deshalb „normal“ vor, weil wir nie anders waren. Schon als wir auf die Welt kamen, und jeder uns unschuldig und niedlich fand, hatte Sünde uns auf verborgene Weise im Griff. Und so wie diese Welt beschaffen ist, entrinnt wir ihr auch nie. Denn Sünde beschränkt sich nicht auf punktuelle Fehltritte, die man überspielen könnte, sondern sie ist ein permanenter Gestank, der uns immer und überall anhaftet. Diesen Geruch loszuwerden ist unmöglich, weil er von innen kommt. Und das heißt: Es geht bei diesem Thema nicht um moralische Schwächeanfälle, die vorübergehen, sondern um einen permanenten Schaden, der uns tief in den Knochen steckt. Unser Leben in der gefallenen Schöpfung ist so beschaffen, dass sich das Sündigen darin gar nicht vermeiden lässt. Genauso gut könnte man ins Meer springen und dabei hoffen trocken zu bleiben! Warum aber ist das so? Wie kommt es? Ich meine es hat drei wichtige Gründe:

(1.) Der erste ist, dass wir von Geburt an egozentrisch sind, und das, was uns selbst betrifft, immer stärker empfinden und ernster nehmen als das, was die Anderen betrifft. Denken sie nur einmal an Schmerzen: Ich fühle meinen eigenen Schmerz unmittelbar. Dass aber der andere Mensch auch Schmerzen hat, muss ich erst mühsam lernen und mir bewusst machen. Wenn ich den Anderen anschau, kann ich seinen Schmerz vielleicht am Gesicht ablesen und kann mir vorstellen, wie er sich fühlen mag. Sobald ich aber wegschau, tut mir der Schmerz des

Anderen gar nicht mehr weh, und ich vergesse ihn leicht. Oder wäre das mit der Freude anders? Meine eigene Freude fühle ich unmittelbar und genieße das gute Gefühl so sehr, dass ich es immer wieder haben will. Auf mein eigenes Streben nach Glück bin ich jeden Tag konzentriert und tue alles Mögliche, damit es mir gut geht. Dass aber auch die Anderen glücklich sein möchten, das beschäftigt mich kaum, das fühle ich auch nicht, sondern muss es mir erst klar machen – und fühle mich auch dann noch nicht für deren Glück zuständig! Meinen Schmerz und meine Freude sehe ich ganz groß, wie unter einer Lupe. Doch den Schmerz und die Freude der Anderen sehe ich nur klein, wie durch ein trübes Fernglas hindurch. Denn wie es mir selbst geht, das spüre ich jederzeit, wie es aber dem Anderen geht, muss ich mir erst von ihm sagen lassen. In mir selbst bin ich immer, in die Anderen muss ich mich hineinversetzen. Und weil mir nichts so unmittelbar gegeben ist wie meine eigene kleine Gefühlswelt, darum messe ich ihr übergroße Bedeutung zu. Ich selbst bin erst mal alles was ich habe! Und um so größer ist der Schrecken, wenn ich merke, dass auch die Anderen nicht etwa um mich und meine Bedürfnisse kreisen, sondern um sich selbst. Die Anderen nehmen meine Not genau so leicht, wie ich ihre. Und von den engsten Angehörigen abgesehen, ist ihnen auch mein Hunger nach Glück egal. Nun wäre das nicht so tragisch, wenn von dem, was zum Glück beiträgt, für jeden genug da wäre. Aber dem ist nicht so. Und das ist der zweite Grund, weshalb wir der Sünde nicht entrinnen.

(2.) Viele der irdischen Güter, die ich brauche, können nur einmal verteilt werden, so dass ich sie den Anderen nicht einfach überlassen kann. Will ich einen bestimmten Arbeitsplatz, muss ich ihn den Mitbewerbern streitig machen. Und wenn ich erfolgreich bin, geht deswegen ein Anderer leer aus. Liebe ich eine Frau, so muss ich sie anderen Männern streitig machen. Und wenn ich sie für mich gewinne, ist sie für die Anderen verloren. Wo ich mein Haus baue, da ist für die Anderen kein Platz mehr. Und an dem Essen, das ich mir schmecken lasse, wird auch kein Anderer satt. Selbst im engen Fahrstuhl muss ich bereit sein, Raum in Anspruch zu nehmen und diesen Raum für mich zu besetzen, so dass ein Anderer draußen stehen bleibt. Denn die Welt ist so gestrickt, dass ich mich nicht in ihr behaupten könnte, wenn ich mich ständig den Anderen aus dem Weg räumen wollte. Die Luft, die ich atme, das Bett, in dem ich schlafe, und das Geld, das ich ausbebe, muss ich für mich beanspruchen, muss es gegebenenfalls auch verteidigen und muss billigend in Kauf nehmen, dass mein Erfolg für einen Anderen eine Niederlage bedeutet. Denn das Leben gleicht jenem Spiel, das man „Reise nach Jerusalem“ nennt. Kennen sie das? Alle Mitspieler laufen um eine Reihe von Stühlen herum, und auf Kommando versucht sich jeder schnell hinzusetzen. Weil es aber immer weniger Stühle als Teilnehmer sind, findet der Langsamste keinen Platz mehr und muss ausscheiden. In jeder Runde ist es ein Stuhl weniger. Immer fällt der Schwächste hinten runter. Und so ist das im Leben auch. Denn wer seinen Stuhl erobert und verteidigt, nimmt in Kauf, dass irgendwo ein Anderer leer ausgeht. So lebt jeder von uns auf Kosten Anderer. Und möchte er ein Schnitzel auf dem Teller haben, muss er auch wollen, dass das Schwein stirbt. Gebrauche ich meine Ellenbogen nicht, werde ich die der anderen spüren. Und wollte ich ernsthaft versuchen, keinem Mitmenschen im Weg zu stehen und mich den anderen ganz aus dem Weg zu räumen, müsste ich wohl die Welt verlassen. Will ich mich aber behaupten, scheint es unmöglich, den Nächsten dabei genauso zu lieben, wie mich selbst. Wir ahnen oder wissen, dass wir bei alledem schuldig werden. Aber welche Wahl lässt uns diese Welt, in der all die Anderen genauso egozentrisch sind, wie wir selbst?

(3.) Die Welt nimmt den Einzelnen bei weitem nicht so wichtig, wie er sich selbst. Und sie fühlt auch nicht seine Schmerzen mit ihm. Wenn ihm das aber bewusst wird, resultieren daraus Existenzangst und Misstrauen. Wir verschließen uns innerlich in uns selbst. Und das ist der dritte Grund, weshalb wir der Sünde nicht entkommen. Denn diese Welt enthält große Drohungen, und unsere menschliche Kraft ist demgegenüber gering. Es gibt zahllose Gefahren, gegen die sich der Einzelne nicht zu schützen vermag! Doch anders als das Tier hat der Mensch einen Begriff von Zukunft. Er kann die Gefahr in bewusster Vorstellung vorwegnehmen, und wenn er dabei gedanklich vorausläuft bis zu seinem Tod, dann packt ihn das Entsetzen, weil dieser Tod ihn mit seinem ganzen privaten Universum auslöschen wird. Der Mensch entdeckt, dass die Welt ihn entbehren kann! Er aber kann die Welt nicht entbehren! Und wenn er mal nicht von Lebenslust und Gier getrieben wird, dann von Angst und Sorge. Dem Schicksal älterer Mitmenschen kann er entnehmen, dass auch er den Lebenskampf früher oder später verlieren wird. Und um so mehr kränkt es ihn, dass die Anderen sich trotzdem nicht um ihn, sondern um sich selber kümmern. Keinem bedeutet er so viel, wie er sich selbst bedeutet. Darum misstraut er den Anderen – und misstraut zuletzt auch seinem Gott und Schöpfer, der ihm dieses sorgenvolle Leben zumutet. So verhärtet sich der Mensch immer mehr, schließt sich nach außen ab und verkrümmt sich in sich selbst, um am besten nur noch für sich selbst und von sich selbst zu leben. Doch eben damit überfordert er sich – und hält selbst die Hilfe fern, weil er Gott (der eigentlich in den Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit gehörte) an den Rand schiebt, um selbst mit seiner menschlichen Person den Mittelpunkt zu bilden. Der besorgt um sich kreisende Mensch würde Gott vielleicht gelten lassen, wenn Gott bereit wäre, um diesen Menschen zu kreisen, wie ein Planet um seine Sonne. Wenn Gott das aber nicht tut, misstraut der Mensch ihm umso mehr. Als Sünder hat er Gott verlassen – und fühlt sich nun verlassen. Er hat sich innerlich getrennt – und empfindet Gott als abwesend. Er will sich von Gott nichts sagen lassen – und hört ihn darum nicht reden. Er starrt auf sich selbst – und kann Gott deshalb nicht sehen. Er bekommt Gott nicht in den Griff – und meint darum, er sei nicht da. Kommt ihm aber einer mit „Moral“, so empfindet der um seine Selbstbehauptung besorgte Mensch das als Zumutung. Denn: Lehrt nicht die Natur mit ihrem „Fressen und gefressen werden“, dass es normal ist, auf Kosten anderer zu leben? Und lehrt nicht schlechte Erfahrung, dass wir zur Selbsterhaltung all die schmutzigen Tricks nötig haben, die Gott uns verbieten will? „Sorge für dich selbst“, sagt man trotzig, „sonst tut es keiner“! „Kämpfe für dich selbst, sonst verteidigt dich keiner! Sei dir selbst der Nächste, denn die anderen tun es auch! Verlass dich auf keinen, denn sonst bist du verlassen! Und zeige keine Skrupel, sonst nutzen die Anderen deine Schwäche aus!“ Wer sich mit solchen Sprüchen rechtfertigt, ahnt, dass er dauernd schuldig wird, und will es doch als Notwehr sehen. Weil er nur seine eigenen Schmerzen fühlt, nimmt er nur diesen wichtig. Und weil er sich selbst alles bedeutet, lebt er in ständiger Sorge. Er liebt das Leben und das Glück, hat aber nicht die Kraft es festzuhalten. Und die so einseitig geliebte Welt hasst er dafür, dass sie ihn nicht braucht. Er will im Mittelpunkt stehen, obwohl er weiß, dass er da von Rechts wegen nicht hingehört. Und wenn er an Gott denkt, wurmt es ihn, nicht selber Gott zu sein. Alle denken nur an sich, sagt er, nur ich denke an mich! Und so reiten ihn Angst und Lebengier immer tiefer in die Selbstabschließung hinein, bis er im gierigen Zugriff auf das Leben dieses Leben verwirkt und schließlich verdient, was ihm am Ende droht...

Ja, Sünde ist eine Abwärtsspirale, in die wir mit unserer Geburt hineingeraten, und aus der wir keinen Ausweg finden, wenn der Impuls dazu nicht von außen kommt. Denn die drei genannten Gründe (1.), dass wir vor allem unsere eigenen Nöte spüren (2.), dass wir unseren Lebens-

bedarf Anderen streitig machen müssen und (3.), dass wir, um unsere Schwäche und unsere Sterblichkeit wissend, in ständiger Sorge leben – das sind die Gründe, weshalb wir uns vor Gott und dem Nächsten verschließen. Weil das aber nicht den Charakter einer freien Entscheidung, sondern eines Verhängnisses hat, ist der Begriff der Erbsünde völlig berechtigt. Man kann zwar konkrete Schuld nicht erben. Aber die Neigung, durch eigene Sünde schuldig zu werden, bestimmt uns von Anfang an. Keiner muss sich erst entschließen, ein Sünder zu werden, sondern sobald wir Bewusstsein entwickeln, finden wir uns so vor. Sünde ist kein individuelles Versäumnis, sondern ein generationsübergreifendes Verhängnis, dessen Wurzeln tief in unsere Naturanlagen hinabreichen. Und darum ist Sünde auch kein Merkmal, das die „bösen“ von den „guten“ Menschen unterscheiden würde, sondern der Normalzustand aller Menschen, die in diese Welt geboren werden. Sie ist als gefallene Schöpfung stets eine fatale Mischung aus „Gottes Werk“ und „Teufels Beitrag“ – und wir sind es auch. Wir werden in eine Situation hinein geboren, in der wir nicht anders können, als so viel Schuld anzuhäufen, dass wir das geliehene Leben verdientermaßen wieder verlieren. Wir werden mit hineingezogen in das Verhängnis, das mit Adam und Eva begann, bis jeder ganz persönlich den Beweis erbringt, dass er von derselben Art ist, wie diese beiden. Und ertragen kann man diese Selbsteinschätzung nur, weil Gott sich die Tragödie des Menschen nicht unbegrenzt anschauen wollte, sondern ihr eine unverhoffte Wendung gegeben hat. Paulus schreibt in Römer 5:

„Wie durch einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist und der Tod durch die Sünde, so ist der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, weil sie alle gesündigt haben.“ Dem Verhängnis in Adam stellt Paulus dann aber sogleich die Rettung in Christus gegenüber und sagt: „Wenn durch die Sünde des Einen die Vielen gestorben sind, um wie viel mehr ist Gottes Gnade und Gabe den Vielen überreich zuteil geworden durch die Gnade des einen Menschen Jesus Christus (...) Denn das Urteil hat von dem Einen her zur Verdammnis geführt, die Gnade aber hilft aus vielen Sünden zur Gerechtigkeit.“

Nur weil Adam Christus gegenübersteht, treibt uns die Betrachtung der Erbsünde nicht zur Verzweiflung. Und wenn es auch wahr ist, was ich über die schicksalhafte Schuld des Menschen sagen musste, so ist es doch – Gott sei Dank! – nur die halbe Wahrheit über den Menschen. Soweit wir im Glauben stehen, sind wir nicht mehr „in Adam“, sondern sind „in Christus“ und dürfen uns der Zusage freuen, dass wir nicht mit Adam sterben, sondern mit Christus leben werden!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Verantwortung ohne Wahl

Warum Erbsünde als Schuld zugerechnet werden kann...

Die Geschichte vom Sündenfall ist allgemein bekannt. Kaum ist der Mensch geschaffen, macht er sich auch schon schuldig und greift nach der verbotenen Frucht. Er zerstört das Vertrauensverhältnis zu Gott. Und typischerweise versucht er gleich, sich aus der Sache herauszureden. Denn als Gott den Adam zur Rede stellt, gesteht der nicht etwa, dass er einen Fehler gemacht hat, sondern zeigt mit dem Finger auf Eva und sagt: „Die Frau, die du mir zugesellt hast, gab mir von dem Baum und ich aß.“ (1. Mose 3,12) Als Gott dann aber Eva fragt „Warum hast du das getan?“, will sie's auch nicht gewesen sein, sondern sagt: „Die Schlange betrog mich, so dass ich aß.“ (1. Mose 3,13) Keiner der beiden übernimmt die Verantwortung! Die Umstände sollen schuld sein, die Schlange oder vielleicht Gott selbst, der die Schlange schließlich geschaffen hat! Gott allerdings würdigt diese Ausflüchte keines Kommentars. Statt die Schuldfrage zu diskutieren, zieht er alle Beteiligten zur Verantwortung und verhängt über jeden eine angemessene Strafe. Das ist an sich schon eine klare Botschaft, dass Gott die menschlichen Ausreden mit Schweigen übergeht! Aber haben wir's deswegen aufgegeben?

Nein. Entsprechende Versuche gibt es immer wieder. Unser Bedürfnis, uns zu rechtfertigen, ist groß. Und manchmal gipfelt es in dem Satz, den ich kürzlich gehört habe: „Na ja, Gott muss uns Sündern schon gnädig sein, denn er hat uns schließlich so geschaffen. Wir können ja nicht anders!“ Hoppla, denkt man: Soll Gott am Ende selbst schuld sein, wenn er uns fehlbare Geschöpfe überfordert und zu viel von uns erwartet? Das ist eine ziemlich freche Sicht der Dinge! Und doch ist sie nicht ganz abwegig. Denn auch vor irdischen Gerichten ist es üblich, dass die Schuldfähigkeit eines Täters erst mal geprüft werden muss. Die Juristen machen jemand nur dann für seine Taten verantwortlich, wenn er „selbstbestimmt“ gehandelt hat. Wenn der Täter aber zu jung ist, wenn er aufgrund einer Krankheit oder wegen seines Alkoholpegels nicht einsehens- oder steuerungs-fähig war, dann gilt er als vermindert schuldfähig oder sogar schuldunfähig. Wer über sich selbst keine Kontrolle hat, dem rechnet man seine Tat nicht zu. Wer nicht zurechnungsfähig ist, trägt keine Schuld. Und wer keine Schuld trägt, wird auch nicht bestraft... Das ist für den Täter recht verlockend! Und so wundert es nicht, dass Menschen im Blick auf Gottes drohendes Gericht dasselbe versuchen. Denn dass wir Sünder sind, ist zwar nicht zu leugnen. Wir sind da sehr leicht zu überführen! Aber wir könnten immerhin behaupten, wir seien ungefragt und schuldlos in die Sache hineingeraten, weil wir doch schon als Sünder geboren wurden und also gar nicht anders können, als zu sündigen. Die Bibel sagt doch selbst, dass die Sünde uns von Jugend auf fest im Griff hat! Kann man da nicht sagen, Sünde sei ein Konstruktionsfehler der Schöpfung, sie käme einem Vollrausch gleich und schränkte unsere Selbstbestimmung so sehr ein, dass wir für unser Tun gar nicht verantwortlich sind? Wenn sich das bewahrheitete, hätte es weitreichende Folgen! Aber stimmt es denn? Um eine Antwort zu geben, müssen wir prüfen, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit ein Mensch zur Rechenschaft gezogen werden kann. Gewöhnlich geht man davon aus, dass nur der für etwas verantwortlich ist, der eine Wahl hatte. Und das umgekehrt der, der keine Wahl hatte, auch nicht verantwortlich sei. Das scheint nicht nur auf den ersten Blick unwidersprechlich, sondern auch auf den zweiten und dritten.

Und doch ist es ein Irrtum. Denn worin besteht der Zusammenhang von Wahl und Verantwortung? Warum fragen wir nach Wahlmöglichkeiten, bevor wir jemand für verantwortlich halten? Tun wir's, weil erst durch eine Wahl Verantwortung entstünde? Nein. Ich meine, wir achten nicht deshalb auf mögliche Alternativen, weil das Vorhandensein von Alternativen an der Tat

selbst etwas änderte, sondern wir fragen nur deshalb danach, weil eine vom Täter getroffene Wahl zweifelsfrei anzeigt, dass er sich mit der gewählten Tat identifiziert. Wenn der Täter andere Möglichkeiten ausschließt, um eine bestimmte zu wählen, wird sichtbar, dass er genau diese innerlich bejaht. Er macht einen bestimmten Weg willentlich zu „seinem“ Weg, denn stünde er diesem Weg widerwillig gegenüber hätte er ja gewiss einen anderen vorgezogen. Als Beobachter wollen wir nicht fälschlich von einer schlechten Tat auf einen schlechten Willen schließen, wenn die Tat vielleicht erzwungen war. Und darum ist es so sinnvoll, zu prüfen, ob jemand Alternativen hatte. Die vollzogene Wahl ist dann ein eindeutiger Indikator für die Willensrichtung des Täters. Und wenn er Alternativen hatte, die er nicht nutzte, wird niemand annehmen, er habe das, was er dann tatsächlich tat, gar nicht gewollt. Aber hat er es etwa gewollt, weil er eine Wahl hatte? Könnte er es nicht auch ohne Wahl gewollt haben – einfach, weil er persönliche Gründe hatte, es zu wollen?

Hier kommt es sehr darauf an, die Dinge zu unterscheiden! Denn die Identifikation des Täters mit seiner Tat besteht ganz unabhängig davon, ob sie sich in einer Wahl manifestiert – oder nicht. Gewiss tritt sie sichtbar zu Tage, wenn jemand andere Möglichkeiten hat und sie verwirft. Aber notwendig ist das nicht. Denn man kann sich mit dem Weg, den man geht, auch dann völlig identifizieren, wenn es der einzig mögliche ist. Und dass der Mensch für seinen Weg verantwortlich ist, hängt allein an dieser Identifikation. Es hängt nicht an einer vollzogenen Wahl, die für diese Identifikation lediglich ein Indikator ist. Denn entscheidend ist nicht, dass die konkrete Tat des Menschen eine von vielen möglichen ist, sondern entscheidend ist bloß, dass sie seine ist. Und seine ist sie, sobald er sie mit Bewusstsein bejaht und mit Willen vollzieht. Ich will das an einem Beispiel verdeutlichen:

Stellen wir uns zwei junge Männer vor, die als Wehrpflichtige zur Armee eingezogen wurden und beim Ausbruch eines Krieges im selben Truppenverband in dieselbe Schlacht geführt werden. Und nehmen wir an, sie kommen an der Front in eine Situation, die ihnen tatsächlich „keine andere Wahl lässt“ als voranzustürmen, zu kämpfen und Feinde zu töten. Wenn sie zu diesem Verhalten keine Alternative haben, schließt das nach gängigem Verständnis Verantwortung aus. Die beiden „können nicht anders“, und die Situation lässt auch keinen Raum für eine Wahl, die uns etwas über die Willensrichtung der beiden verraten würde. Sind darum beide Soldaten gleich „unschuldig“, weil die beiden doch keiner gefragt hat, ob sie in den Krieg wollen? Das ist noch nicht ausgemacht! Denn obwohl sie Seite an Seite kämpfen und töten, ist nicht gesagt, dass beide es widerwillig tun. Es ist sehr wohl denkbar, dass einer der beiden Soldaten – auch wenn er Alternativen gehabt hätte – gern in diesen Kampf gegangen wäre, weil er den Krieg innerlich bejaht! Vielleicht ist der Mann ideologisch verblendet und von nationalistischem Hass beseelt, so dass er sehr gern tut, wozu er keine Alternative hat, während der andere das Töten zutiefst verabscheut und sich nach einem Ausweg sehnt, den er nicht findet. Sollte der erste nun als „unschuldig“ gelten, bloß weil die Situation gerade das erzwang, was er sowieso wollte, und ohne Zwang auch freiwillig getan hätte? Das wäre doch wohl absurd! Zwar hatten beide Männer „keine Wahl“. Aber entschuldigen kann das nur den, der gerne eine Wahl gehabt hätte! Denn für die Schuldfrage ist nicht allein maßgeblich, was die beiden Soldaten taten, sondern vor allem, was sie wollen. Und wenn einer von ihnen willig und aus Überzeugung tut, was er tut, dann kann und muss es ihm auch als Schuld zugerechnet werden. Entscheidend ist nicht, dass eine Wahl unter vielen Möglichkeiten stattgefunden hat, sondern dass der Täter sich mit seiner Tat identifiziert. Und steht das fest, weil er genau das tun wollte, was er tat, ist es nur noch eine akademische Frage, ob er etwas anderes hätte tun können (da er ja nichts anderes gewollt hätte). Weil er Alternativen, wenn es sie gegeben hätte, ver-

schmäht haben würde, ist der Mann für seine Tat in demselben Maße verantwortlich, als wenn er diese Tat frei aus einer Vielzahl von möglichen Taten gewählt hätte. So wird man dem zweiten Soldaten sicher zugutehalten, dass er sich gegen seinen Willen zum Kämpfen genötigt sah. Für ihn war es eine „Zwangslage“. Für den ersten aber war dieselbe Lage keine „Zwangslage“, die ihn entschuldigen könnte.

Nun – aus alledem ist zu ersehen, dass Verantwortung nicht aus Wahlmöglichkeiten resultiert, sondern allein aus der willentlichen Identifikation, die eine Tat zu meiner Tat macht. Wenn das aber feststeht, in welches Licht rückt dann unsere Sünde, die wir nach dem Sündenfall ebenso wenig vermeiden können wie jene Soldaten das Kämpfen? Sind wir in einer „Zwangslage“, in der wir widerwillig zum Sündigen genötigt werden? Oder identifizieren wir uns mit unserem sündigen Tun? Seien wir ehrlich: Zweiteres ist der Fall! Denn zu den konkreten Sünden, die wir begehen, werden wir von niemandem gezwungen als nur von uns selbst. Und wir sind dabei auch durchaus bei klarem Verstand, so dass wir wissen, was wir tun. Oder handelt einer etwa nicht „selbstbestimmt“, wenn ihn seine ganz persönliche Lust dazu bestimmt, Ehebruch zu begehen? Könnte er nicht Anderes und Besseres tun, wenn er nur Anderes und Besseres tun wollte? Begeht er den Ehebruch aber keineswegs unwillig, sondern – wie man annehmen darf – willig und vergnügt, wie sollte ihm dann nicht als Schuld zugerechnet werden, was er willentlich und aktiv herbeiführt? Handelt einer nicht „selbstbestimmt“, wenn ihn seine ganz persönliche Faulheit dazu bestimmt, jedem Gottesdienst fern zu bleiben und so den Feiertag nicht zu heiligen? Könnte er nicht Anderes und Besseres tun, wenn er nur Anderes und Besseres tun wollte? Bleibt er sonntags aber nicht unwillig im Bett, sondern – wie wir unterstellen dürfen – willig und genussvoll, wie sollte ihm nicht als Schuld zugerechnet werden, was er bewusst und willentlich am dritten Gebot versäumt? Handelt ein Geschäftsmann nicht „selbstbestimmt“, wenn ihn seine ganz persönliche Gier dazu bestimmt, Geschäftspartner und Kunden übers Ohr zu hauen? Könnte er nicht Anderes und Besseres tun, wenn er nur Anderes und Besseres tun wollte? Beträgt er die Anderen aber nicht widerwillig, sondern willig und vergnügt, unter Einsatz von Geschick und Raffinesse, wie sollte ihm dann nicht als Schuld zugerechnet werden, was er doch mit Berechnung eingefädelt hat? Es gibt in solchen Fällen überhaupt keinen Grund, auf Schuldunfähigkeit oder auf mildernde Umstände zu plädieren. Denn nichts nötig einen Sünder zum Sündigen als allein sein eigener verkehrter Wille. Sofern er keinem anderen Gesetz folgt als allein seinem Willen, handelt er im Wortsinne „autonom“. Und da er beim Ehebrechen, Faulenzen und Betrügen durchaus tut, was er will, hat er dabei auch gar kein Gefühl der Unfreiheit, sondern ein Gefühl der Freiheit. Nun stimmt es trotzdem, dass der Sünder, während er tut, was er will, die problematische Richtung seines Willens nicht zu ändern vermag. Aber da er sie auch gar nicht ändern will, kann ihn diese „Einschränkung“ nicht entlasten. Denn was den Sünder am Gut-Sein hindert, ist nicht etwa, dass er nicht Gut-Sein „könnte“ (obwohl er es will), sondern am Gut-Sein hindert ihn nur, dass er es nicht will (obwohl er weiß, dass er es wollen sollte). Der Sünder kann sich auf keinen anderen Zwang herausreden als auf den, der in ihm selber liegt. Und eben der entlastet ihn nicht, sondern belastet ihn. Denn die Motive, die uns zum Sündigen treiben, werden uns ja nicht als fremde Motive aufgezwungen, sondern sind unsere eigenen. Unser Wille wird von Gründen bestimmt, die uns so wichtig sind, dass wir ihnen folgen. Wenn es aber unsere eigenen Motive und Gründe sind, die für unsere Entscheidungen den Ausschlag geben, warum sollten uns nicht auch die daraus folgenden Taten als unsere Taten zugerechnet werden? Vielleicht wollen wir uns damit entschuldigen, dass wir doch „nicht anders können“ und „keine Wahl“ haben. Aber das verfängt in diesem Falle nicht. Denn ein Mangel an Alternativen kann nur dort zur Ent-

schuldigung herangezogen werden, wo jemand glaubhaft macht, dass er eine bessere Möglichkeit – wenn es sie denn gäbe – gern und willig der schlechten Tat vorziehen würde. Und das ist offenbar nicht der Fall. Denn wenn wir Sünder wirklich eine große Sehnsucht hätten, gute Menschen zu sein, würde uns ja niemand hindern ab morgen das Leben eines Heiligen zu führen! Der Weg wäre offen! Jesus hat gezeigt wo's langgeht! Doch in Wahrheit sind wir auf den bösen Wegen gar nicht widerwillig unterwegs, sondern sehr willig. Wir müssen uns überhaupt nicht anstrengen, um egoistisch zu handeln, sondern genau genommen fällt uns nichts leichter und erscheint uns nichts natürlicher als gerade das! Das Böse macht uns längst nicht so viel Mühe, wie das Gute, zu dem wir uns so häufig zwingen müssen! Ist es unter diesen Umständen aber glaubhaft, dass wir gern bessere Menschen wären und es nur – leider, leider – nicht können? Nein, machen wir uns da nichts vor: Am guten Leben hindert uns niemand außer uns selbst. Und für das Böse, das wir anrichten, gibt es darum auch keine andere Ursache, als dass wir tun, was wir wollen. Wir lästern und kränken, lügen und beleidigen, gieren und grollen wie aus einer lieben alten Gewohnheit heraus. Und wir tun das auch alles in Freiheit, da wir, wenn wir ernsthaft etwas anderes wollten, auch etwas anderes tun könnten. Sündigen wir aber in Freiheit, wie sollten wir da nicht auch verantwortlich sein und haftbar? Freilich kommen wir schicksalhaft in diesen Zustand! Niemand hat uns gefragt, ob wir Sünder sein wollen! Wir wurden schon so geboren! Doch als Entschuldigung kann das nicht gelten. Denn ob einer „anders könnte“, spielt nur eine Rolle, wenn er gegebenenfalls auch anders wollte. Und davon ist uns nichts anzumerken. Wir sündigen nicht widerstrebend, sondern mit Hingabe. Und wir werden darum von Gott auch ganz selbstverständlich zur Rechenschaft gezogen. Als Sünder tut man, statt des Guten, das man soll, das Böse, das man will. Man weiß durchaus, dass es falsch ist. Und man weiß zugleich, dass man, wenn man nur etwas anderes wollte, auch etwas anderes tun könnte. Mehr Freiheit hat kein Mensch. Und mehr braucht man auch nicht, um für das Ergebnis seiner Selbstbestimmung verantwortlich zu sein. Denn sobald ich anerkenne, dass es meine eigenen Motive sind, die meinen Willen bestimmen, bin ich auch der Urheber der daraus folgenden Entscheidungen und Taten...

Freilich: Es ist trotzdem „hart“, dass wir als geborene Sünder immer weiter Schuld aufhäufen und aus dem selbstschädigenden Verhalten keinen Ausweg finden. Aber es bleibt nicht dabei. Denn als Ausweg aus der Misere ist uns das Evangelium gegeben, das die Gläubigen aus dem Würgegriff der Sünde befreit und über den jetzigen beklagenswerten Zustand hinausführt. Die kirchliche Lehre unterscheidet dabei vier Stadien, in denen sich der Mensch befunden hat – oder sich befinden kann:

(1.) Am Anfang – das bleibt immer festzuhalten! – schuf Gott die Welt und den Menschen „gut“. Er schuf Adam und Eva gewiss nicht als Sünder und auch nicht, damit sie sündigen, sondern schuf sie lediglich so, dass sie sündigen konnten (*posse peccare*). Der Mensch vor dem Sündenfall sollte diese Möglichkeit aber nicht haben, um davon Gebrauch zu machen, sondern um davon aus freien Stücken keinen Gebrauch zu machen. Er wäre dann aus der Gemeinschaft mit Gott auch nie herausgefallen!

(2.) Da der Mensch dem Bösen aber den kleinen Finger reichte, nahm es nicht nur die Hand, sondern nahm den ganzen Menschen in Besitz, so dass er der Eigendynamik der Sünde restlos und dauerhaft verfiel und heute in seiner normalen Verfassung tatsächlich „nicht nicht sündigen kann“ (*non posse non peccare*).

(3.) Er kann „nicht mehr anders“, bis er eines Tages zum Glauben findet. Dann aber wendet sich das Blatt. Denn Gottes Heilige Geist kann den inneren Schaden so weit heilen und den Gläubigen der Sünde so weit entziehen, dass er dort, wo er wirklich ganz aus dem Glauben heraus handelt, nicht sündigt (posse non peccare). Zu unserer Schande muss man allerdings gestehen, dass der Glaube nie unser ganzes Leben bestimmt. Dass wir die Sünde abschütteln, bleibt leider wenigen „lichten Momenten“ vorbehalten.

(4.) Und so steht der vierte und letzte Schritt noch aus: Erst jenseits des Grabes, in der himmlischen Vollendung, werden wir in der glücklichen Lage sein, nicht mehr sündigen zu können (non posse peccare). Dort aber werden wir es dann wirklich verlernt haben...

So weit das alte Modell der vier Stufen, das nicht nur einleuchtend ist, sondern auch tröstlich. Denn unser gegebener Zustand, das Sündigen nicht lassen zu können, gleichzeitig dafür verantwortlich zu sein, und dieser Verantwortung doch nie gerecht zu werden, ist in der Tat schrecklich. Und es ist gut, dass Gott uns einen Ausweg weist. Wenn er aber einst sein Werk an uns vollendet und wir nicht mehr sündigen können, dann wird das beileibe keine Einschränkung unserer Freiheit sein, sondern gerade ihre höchste Steigerung. Wir werden dann außer Stande sein, etwas Böses zu tun, weil unser Wille sich ausschließlich auf das Gute richtet. Wir werden das Gute wollen, das Gott will. Wir werden zugleich tun, was wir wollen. Und der leidige Konflikt, den es niemals hätte geben dürfen, der Konflikt zwischen der Selbstbestimmung des Geschöpfes und seiner Fremdbestimmung durch den Schöpfer, gehört der Vergangenheit an, weil unsere freie Selbstbestimmung dann mit der Zustimmung zum Willen Gottes schlicht zusammenfällt....

Nachbemerkung für philosophisch Interessierte

Wenn jemand meint, der oben vertretende Begriff von Freiheit (der gemäß einer tut, was er will) begründe allein noch keine Verantwortung, sofern nicht Willensfreiheit dazu kommt (der gemäß einer auch nach Belieben wollen kann, was er wollen will), so ist das entweder eine Selbstverständlichkeit oder Unsinn. Eine Selbstverständlichkeit ist es, weil, wenn dieser Mensch seinem Willen ernsthaft eine neue Richtung geben möchte, sein Wille im selben Augenblick schon diese neue Richtung hat. Da sind keine Fesseln, die ihn an der Neuausrichtung seines Willens hindern, denn indem er sie will, beweist er schon, dass er sie wollen kann – und hat sie im selben Augenblick vollzogen. Mit anderen Worten: Dass man etwas wollen will und nicht wollen kann, gibt es gar nicht! Der Fall tritt nie ein! Fordert man aber, um „frei“ zu entscheiden, müsse der Wille erst einmal ganz „frei“ sein von ihm bestimmenden Gründen, so wird es unsinnig. Denn so ein voraussetzungs- und richtungsloser, aller Motive entleerter Wille behielte ja nichts übrig, woran er die Wahl seiner Willensrichtung noch orientieren könnte. Und seine (zwangsläufig unmotivierte) Richtungswahl wäre von Willkür nicht zu unterscheiden. Ein Wählender, der nicht von Gründen bestimmt werden will, kann genauso gut würfeln! Willkür aber ist nicht Freiheit. Und sie begründet auch keine Verantwortung, sondern schließt sie faktisch aus.

M.a.W.: Willensfreiheit ist ein Ungedanke und ein philosophisches Phantom. Es hat sie nie gegeben. Es braucht sie keiner. Und „zurechnungsfähig“ sind wir auch ohne sie. Denn um meinem Schöpfer Rechenschaft zu schulden, genügt es völlig, dass ich der Urheber meiner Taten bin, dass ich sie als verwerflich erkenne und sie trotzdem nicht widerwillig, sondern willig ins Werk setze...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Das Böse

(1) EIN RÄTSEL

Eigentlich ist es seltsam, wenn Menschen Böses tun. Denn das Böse vom Guten zu unterscheiden, ist in der Regel gar nicht so schwer. Und das Gute als Gutes zu erkennen ist gleichbedeutend mit der Einsicht, dass es wert ist, getan zu werden. Denn wie anders könnte man den Begriff des „Guten“ verstehen? Das Gute ist unter den vielen Möglichkeiten stets das Gebotene. Und wenn der Mensch erst einmal festgestellt hat, was die Situation erfordert, liegt schon in dieser Feststellung der Appell zu entsprechendem Tun. Denn das Gute will ja nicht um eines nachrangigen Motivs oder um eines Vorteils willen getan werden, sondern schlicht um seiner selbst willen. Wer etwas als wahr erkennt, fragt ja auch nicht, warum er nun davon überzeugt sein soll, sondern jene Erkenntnis und diese Überzeugung sind eigentlich dasselbe. Versteht man einen guten Witz, fragt man nicht erst den Nachbarn, ob man drüber lachen soll, sondern das Erfassen der Pointe fällt mit der Heiterkeit in eins. Erkennt man an einem Kunstwerk große Schönheit, entschließt man sich nicht nachträglich sie zu bewundern, sondern dieses Erkennen und jenes Bewundern gehen Hand in Hand. Etwas als das zu erkennen, was es ist, ist also selbst schon die dem Gegenstand entsprechende Geisteshaltung. Und dieser dann keine adäquaten Taten folgen zu lassen, bringt den Erkennenden in Gegensatz zu seiner Erkenntnis. Denn das Gute nicht zu bejahen, vom Wahren nicht überzeugt zu sein, über Lustiges nicht zu Lachen und Schönheit nicht zu bewundern – ist widersinnig. Das erkannte Gute nicht zu tun, ist demnach als schwer begreifliche Störung anzusehen. Und wer sie schon einmal an sich selbst beobachtet hat, kann die Verzweiflung des Apostel Paulus nachfühlen. Er schreibt in Römer 7:

„Wollen habe ich wohl, aber das Gute vollbringen kann ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich. Wenn ich aber tue, was ich nicht will, so tue nicht ich es, sondern die Sünde, die in mir wohnt. So finde ich nun das Gesetz, dass mir, der ich das Gute tun will, das Böse anhängt. Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüt und hält mich gefangen im Gesetz der Sünde, das in meinen Gliedern ist. Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von diesem todverfallenen Leibe?“ (Röm 7,18-24)

Paulus wirft eine schwere Frage auf. Denn wie geht das zu, wenn ein geistig gesunder Mensch das Gegenteil von dem tut, was er will? Welche Macht steckt hinter dem, was der Apostel „das Gesetz der Sünde“ nennt? Was durchkreuzt immer wieder seine guten Absichten, so dass er sich „fremdgesteuert“ fühlt? Was herrscht da im Menschen, wenn er wider Vernunft und besseres Wissen das Böse tut? Ist dieses Böse eine moralische „Kategorie“, ein „Etwas“ oder eine „Macht“? Ist es ein „Phänomen“, eine „Gesetzmäßigkeit“, eine kranke „Idee“, ein geistiger „Kurzschluss“, ein „Wille“ oder gar eine „Person“?

(2) DIES ODER DAS?

Die Bedeutung dieser Frage wird kaum jemand leugnen. Denn dem Bösen, das in der Welt unendliches Leid verursacht, will man auf den Grund gehen. Es wäre wichtig, diesen Gegner zu kennen, um ihn effektiv bekämpfen zu können. Doch wie zahlreich und verwirrend sind die Antwortversuche und Beschreibungen! Fragt man nach „dem Bösen“, macht der eine sogleich die natürlichen Triebe, Gelüste und Begierden des Menschen verantwortlich, die nur unzureichend durch Kultur gebändigt werden. Der nächste aber sieht gerade in dieser ewig regle-

mentierenden Kultur das Problem, weil sie gesunde und starke Triebe an ihrer Entfaltung hindert, sie gängelt und unterdrückt. Dieser erklärt sein Fehlverhalten mit der strengen Erziehung, die er bekam. Und jener erklärt es mit der strengen Erziehung, die er nicht bekam. Für Angehörige der „Unterschicht“ kommt das Übel immer von denen „da oben“, den Mächtigen und Reichen. Feministinnen werden nicht müde, mit dem Finger auf böse Männer zu zeigen. Rassisten beschuldigen am liebsten fremde Völker. Und für die Linken sind es immer die Rechten. Für die einen entspringt alles Übel aus der westlichen Aufklärung und Technik. Und die anderen wollen mit eben dieser Aufklärung und Technik alles Übel überwinden. Ist vielleicht die Evolution schuld, weil uns der Steinzeitmensch mit seinen Ängsten und seiner Gewaltbereitschaft noch in den Genen sitzt? Oder liegt es an einer dekadenten Gesellschaft, deren kranke Strukturen das unschuldige Kind in uns verderben? Korrumpiert uns das Geld? Oder ist es die Gier nach Macht? Fehlt's an Disziplin? Oder muss man den Menschen bloß Liebe und Freiheit schenken, um sie „gut“ zu machen? Mancher Schurke denkt bis zuletzt, nur die Umstände hätten ihn am Gut-Sein gehindert, weil er nicht auf die Weise gut sein durfte, auf die er gut sein wollte! Wenn's aber jeder, den man fragt, immer „gut gemeint“ hat und schwört, er habe sein Bestes gegeben: wo kommt dann bloß das Böse her?

Der Versuch, den Ursprung des Bösen hier oder dort zu verorten, und es damit „dingfest“ zu machen, scheitert regelmäßig. Und er scheitert immer aus demselben Grund. Weil nämlich keine der in Frage kommenden Instanzen per se „böse“ ist, sondern jedes Ding, jede Personengruppe und jede Emotion, auf die man zeigt, an ihrem Ort und auf ihre Weise berechtigt ist. Der sexuelle Drang z.B., der einst so unmittelbar mit „Sünde“ verknüpft und gleichgesetzt wurde, ist an sich keineswegs böse, sondern ein durchaus sinnvoller und guter Teil der gottgewollten Schöpfung. Auch das Aggressionspotential des Menschen ist nicht schon „böse“ im eigentlichen Sinne, sondern ist evolutionär notwendig und zum Schutz des Lebens unverzichtbar. Das Gewinnstreben des Menschen ist keineswegs immer von Übel: Sparsamkeit, Fleiß und Tüchtigkeit helfen Familien zu ernähren! Und ob die Überwindung sozialer Zwänge, Regeln und Konventionen das Böse eher mindert oder vermehrt, wäre noch zu prüfen. Mit anderen Worten: der Versuch, das Böse dingfest zu machen, indem man es mit einem menschlichen Trieb, einer Herrschaftsform, einer Ideologie oder einem Volk identifiziert, scheitert regelmäßig. So einfach lässt sich das Böse nicht packen. Es ist nicht ein „Ding“ unter den vielen Dingen, die wir kennen. Denn die sind per se weder gut noch böse, sondern können allesamt sowohl zum Guten wie zum Bösen gebraucht werden. Und so ist das Böse – obwohl es täglich machtvoll in Erscheinung tritt – schwer zu greifen. Es gelingt uns nicht, mit dem Finger drauf zu zeigen. Und so hat man sich schon in der Antike gefragt, ob das Böse denn überhaupt ein „Etwas“ ist – und also ein „Seiendes“ – oder ob es vielleicht bloß in einem Mangel besteht.

(3) EIN MANGEL?

Der prominenteste Vertreter dieser Ansicht ist Kirchenvater Augustinus. Und für ihn ergab sich die These direkt aus seinem christlichen Schöpfungsglauben. Denn wenn ein guter Gott diese Welt einst gut geschaffen hat, dann muss ja alles, was darin Sein und Substanz hat, auch selber „gut“ sein. Es wäre ja nicht da, wenn Gott es nicht gewollt hätte. Wenn's der gute Gott aber will, kann es schwerlich böse sein. Darum ist für Augustinus alles Seiende erst mal gut. Und wenn sich das Böse trotzdem nicht leugnen lässt, dann kann es für ihn nicht in einem „Sein“, sondern bloß in einem Mangel und einem Defizit bestehen. Mit anderen Worten: das Böse ist dort, wo das Gute fehlt. Und eben das Vermissen des Guten ist die Erfahrung des Bösen, weil dort, wo Gutes sein sollte, eine schreckliche Lücke klafft, und wir uns dort des Guten beraubt sehen.

Man kann diesen Gedanken anhand von Licht und Finsternis veranschaulichen. Denn auch die Finsternis entbehrt ja einer eigenen Substanz. Sie „ist“ eigentlich nicht, sondern besteht lediglich in einem Mangel an Licht. Denn anderenfalls müsste sich ja der Mensch, der im dunklen Zimmer das Licht anschaltet, fragen, wohin plötzlich die ganze Dunkelheit verschwindet! Doch so denken wir nicht, sondern wissen, dass die Dunkelheit keineswegs vor dem Licht in den Keller floh, um später wieder heraufzukommen (so etwas müsste man annehmen, wenn das Dunkel „Substanz“ hätte), sondern wir erkennen, dass die Dunkelheit im Zimmer immer nur einen Mangel darstellt, der selbst nichts „ist“, sondern lediglich jene Lücke beschreibt, die das Licht hinterlässt, wenn es nicht leuchtet. Das Böse hat für Augustinus also nur soviel „Wirklichkeit“ wie ein Loch, das man sich in die Hose reißt. Es sagt zwar jeder, dort im Stoff „sei“ nun ein Loch – man redet, als wäre das Loch ein existierendes „Etwas“. Aber wenn wir den Stoff außenherum wegnehmen, bleibt natürlich kein Loch übrig. Und jeder begreift, dass diesem Loch keine eigenständige Substanz zukommt. Es existiert immer nur als Fehlstelle im Stoff, ist nur das Nichts in einem Etwas – und ist abgesehen davon nicht „wirklich“.

Zunächst scheint dieser Gedanke auf das Böse schwer anwendbar. Denn wie kann etwas, das nicht „ist“, so schrecklich reale Wirkungen haben? Doch wird jeder, der schon mal in einem dunklen Zimmer stolperte, bestätigen, dass das Licht, das dort fehlt, üble Schmerzen verursachen kann. Und schon wirkt Augustins Gedanke von der Macht des Mangels plausibler. Die Atemluft kann dadurch, dass sie fehlt, einen Menschen ersticken. Und der Zündfunke, der ausbleibt, kann einen großen Motor wertlos machen. Eine kleine Information, die am Bestimmungsort nicht ankommt, kann mächtige Heere ins Unglück stürzen. Und der Ehepartner, dem es kurz mal an Treue fehlt, kann dadurch eine große Familie zerstören. Dass aber der Mangel eines Gutes so weitreichende und böse Folgen nach sich zieht, erklärt sich daraus, dass auch kleine Teile unentbehrlich sein können für den großen Zusammenhang, in dem sie stehen. Ein Loch, das nicht von Stoff umgeben ist, erkennen wir nicht mal. Denn das Fehlen von etwas im Kontext von nichts hat keine destruktive Macht! Doch das Fehlen von etwas im Kontext der geschaffenen Welt zerstört deren Ordnung, so wie auch das Fehlen einer geringfügigen Substanz im Körper des Menschen den gesamten Organismus lahmlegen kann. Um ein großes Uhrwerk zum Stillstand zu bringen, muss man nicht viele Rädchen entfernen, sondern nur ein oder zwei. Hat Augustinus also Recht? Ist das Böse bloß ein Mangel an Gutem?

Die große Stärke seines Konzeptes liegt sicher darin, dass er das Böse als „parasitär“ beschreibt. Das Böse bringt selbst nichts hervor, es ist weder kreativ noch schöpferisch, sondern lebt (wie eine Fäulnis oder eine Krebszelle) nur von der Substanz des Guten, das es zersetzt. Es hat keine Kraft zum Bejahen, sondern nur zum Verneinen, nicht zum Ordnen, sondern nur zum Stören, existiert also nur wie die Zecke vom Blut ihres Wirts. Und so täte man dem Bösen zuviel Ehre an, wenn man meinte, es stünde als Gegenmacht zum Guten mit ihm auf Augenhöhe. Denn das ist nicht der Fall. Das Gute lässt sich durchaus ohne das Böse denken und beschreiben – es hat die positive Substanz, die Gott ihm verlieh! Das Böse aber lässt sich nicht ohne das Gute denken, das es verneint, und kann auch nicht für sich stehen, sondern wie sich die Krankheit nur beschreiben lässt als Abweichung vom gesunden Zustand und als Störung guter Ordnung, so gilt es auch vom Bösen. Wie die Krankheit nicht „für sich“ existiert, sondern immer nur an dem Leib, den sie befällt, so ist auch das Böse unselbständig. Und trotzdem bleibt zweifelhaft, ob diese Beschreibung schon ausreicht, um das Böse zu erfassen. Denn wenn Paulus tut, was er eigentlich nicht will, und dabei einer Macht erliegt, die seine guten Absichten durchkreuzt: ist die dann nicht viel dynamischer und widerständiger, als es ein substanzloser „Mangel“ jemals sein könnte?

(4) DAS FALSCH VERHÄLTNISS ZWISCHEN RICHTIGEM?

Der Philosoph Friedrich Wilhelm Joseph Schelling hat sich diese Frage gestellt. Und er hält Augustinus entgegen, dass das Böse, wenn es wirklich nur in einem Mangel bestünde, doch vorwiegend an den schwach entwickelten, den beschränkten, geistig schlichten, passiven und untüchtigen Kreaturen erscheinen müsste. Dort würde man es dann erwarten! Tatsächlich ist aber nur der Mensch – und gerade er – als das höchstentwickelte, intelligenteste und begabteste Geschöpf zum Bösen fähig! Auch die Bibel beschreibt Satan nicht etwa als ein schwächliches Mängelwesen, sondern als einen gefallenen Engel von vortrefflicher Klugheit und Kraft! Satan ist nach christlicher Ansicht „nicht die limitierteste Kreatur, sondern vielmehr die illimitierteste“ sagt Schelling. Und er meint darum, das Böse sei nicht bloß negativ zu beschreiben (als das Gute, das fehlt), sondern es müsse angesichts seiner Tücke und Gefährlichkeit etwas sehr Wirkmächtiges und Aktives enthalten. Schelling sieht im Bösen chaotisch-dunkle Urkräfte am Werk, die in unbewusstem Drang und blinder Dynamik die Schöpfung durchwalten. Er meint aber nicht, dass diese Kräfte an sich schon böse wären, sondern dass sie von Gott dazu geschaffen sind, von guter und vernünftiger Ordnung gebändigt, überformt und in Dienst genommen zu werden. Zerstörerisch wirken sie nur dort, wo ihre Unterordnung unter die geistig-idealen und lichtvollen Zwecke (noch) nicht vollzogen ist! Und so gilt Schelling keineswegs jener dumpfe und chaotische Drang als „schlecht“ (und die hellen Prinzipien des Geistes natürlich erst recht nicht!), sondern „schlecht“ ist es nur, wenn die Beziehung dieser beiden Grundkräfte durcheinanderkommt, so dass der Drang den Geist beherrscht, statt umgekehrt. Was Schelling meint, kann man am Beispiel eines Wagenlenkers veranschaulichen. Denn für den Wagenlenker ist die unbändige Kraft und das Temperament der vorgespannten Pferde ja auch nichts Schlechtes, sondern etwas sehr Gutes, solange er darüber die Kontrolle behält und seine Pferde lenken kann. Gehen sie ihm aber durch, so dass wildgewordene Pferde die Kontrolle übernehmen, herrschen plötzlich sie über den Wagen und über den Lenkenden – und das geht dann für alle Beteiligten böse aus. Sind die Pferde deswegen „böse“? Nein! Ist der Wagenlenker „böse“? Nein! Aber das Verhältnis zwischen ihnen stimmt nicht, und das Ergebnis stimmt nicht, weil nur dann, wenn der Wagenlenker die Pferde dominiert und sie an Abgründen vorbeilenkt, etwas Gutes dabei herauskommt. Und diese Einsicht, dass es auf das Verhältnis ankommt, lässt sich leicht mit dem verbinden, was wir oben feststellten. Wir sahen ja, dass kein Teil der Schöpfung an sich schon „böse“ ist. Weder der sexuelle Drang noch die Aggression, weder das Streben nach Gewinn noch die Suche nach Glück! Sondern zum Schlechten schlägt das alles nur aus, wenn diese Kräfte und Strebungen nicht konsequent dem Willen Gottes ein- und untergeordnet werden. Gottes guter Geist ist jener Wagenlenker, der durch seine Weisungen verhindert, dass sich die Pferde die Beine brechen! Unter seiner Regie erfüllen sie ihre Bestimmung! Werden sie ihm aber nicht unter-, sondern übergeordnet, so erwächst aus der falschen Verhältnisbestimmung an sich berechtigter Größen die schrecklich destruktive Macht des Bösen. Was eigentlich dienen sollte, das herrscht dann. Und was herrschen sollte, das dient. Was man nur benutzen sollte, das vergöttert man. Was man aber vergöttern sollte, das benutzt man. Das Mittel wird zum Zweck erhoben. Und der Zweck zum Mittel degradiert. Das Relative beansprucht absolut Geltung. Und dem Absoluten widerfährt nur relative Achtung. Die Peripherie sieht sich im Zentrum. Und das Zentrum erscheint peripher. Was Freiheit verdient, wird der Kontrolle unterworfen. Und was dringend kontrolliert werden müsste, erhält Autonomie. Der Unterleib steuert das Hirn, und der Bauch die Moral...

Wenn aber gute Dinge so falsch in Beziehung kommen, bringt ihr Zusammenspiel all die bösen Wirkungen hervor, die wir kennen und beklagen. Schlecht ist nämlich nicht die Sexualität an sich – aber jene Sexualität, die (von der guten Absicht ihres Schöpfers gelöst) Familien nicht

baut, sondern Familien zerstört. Schlecht ist nicht die Aggression an sich – aber jene Aggression, die (die Intention ihres Schöpfers verfehlend) Leben nicht schützt, sondern mutwillig vernichtet. Schlecht sind nicht das Gewinnstreben und das Glücksstreben an sich – sie sind es aber eben dann, wenn sie, statt dem Menschen zu dienen, über seine Seele herrschen und von ihr Besitz ergreifen. Es geht immer um Dinge, die an ihrem jeweiligen Ort durchaus berechtigt wären, die aber (zueinander in ein falsches Verhältnis gebracht) Schreckliches bewirken. Denn Sand ist zwar gut, aber nicht im Getriebe. Und auch Kraft ist gut, aber nicht ohne Kontrolle... Wenn also die Begierden nicht von Vernunft gelenkt werden, sondern die Vernunft der Begierde bloß Beihilfe leistet, wenn der Kluge gehorchen muss, während der Dumme regiert, wenn die Macht sich über das Recht setzt, und das Kapital nicht mehr Mittel, sondern Selbstzweck ist, wenn die Weisheit vor den Narren verstummen muss, das Glück mehr zählt als Ehre, und der Mensch anfängt über seinen Gott zu richten – so dass in jeder Hinsicht der Schwanz mit dem Hund wedelt: dann ist es dem Bösen gelungen, die gesunden Kräfte im großen Organismus der Schöpfung so aus ihrer Ordnung zu bringen, dass sie widereinander wirken und damit auf den eigenen Untergang hinarbeiten. Ist das Böse also erschöpfend beschrieben, wenn wir darin eine beklagenswerte Verwirrung und Unordnung sehen? Oder ist „Unordnung“ vielleicht doch noch eine zu harmlose Sicht der Dinge?

(5) EIN STILLES EINWILLIGEN?

In der Tat fehlt das Moment der willentlichen Beteiligung, das wir nicht unterschlagen dürfen, und das gerade im Bild des Wagenlenkers viel zu kurz kommt. Denn jener Wagenlenker, dem die Pferde durchgehen, ist ein Modell, das man heranziehen kann, ohne das eigene Böse als sehr ehrenrührig zu empfinden. Wer der schlechten Koordination an sich guter Kräfte „erliegt“, im „Affekt“ handelt und das nachträglich „bedauert“, erscheint durchaus nicht als „böser Mensch“, sondern nur als unfreiwilliges Opfer schwer zu bändigender Impulse. Eigentlich will er das Böse gar nicht, aber „es“ kommt über ihn! Und so ermöglicht der angebliche Kontrollverlust die Distanzierung des Bösen, weil man die treibenden Kräfte von seinem „besseren Ich“ abspaltet und ihre Zugehörigkeit zur eigenen Person verleugnet. Aber – glauben wir uns denn selbst, dass, was unsere Hände tun, nicht unser Wille sei? Und liegt das eigentlich „böse“ nicht weniger in der Durchbrechung der guten Ordnung als in dem stillen Einverständnis, mit dem der Mensch sie ermöglicht und sich „erlaubt“? Gern lassen wir andere glauben, dass wir allzeit in guter Absicht handelten und nur höchst widerwillig sündigten! Aber ist das wirklich so? Gehört zur vollständigen Beschreibung des Bösen nicht jenes Willensmoment hinzu, das wir zwar gern vor uns selbst verbergen, ohne das aber das Böse niemals wirken könnte? Natürlich geschieht die Eroberung unseres Willens nicht auf plumpe Weise. Das Böse ist nicht so ungeschickt, mit der Tür ins Haus zu fallen und durch offene Bosheit Ablehnung zu provozieren! Aber es versteht sich darauf, den Menschen Stufe für Stufe (in kaum merklichen Übergängen) in den Keller hinab zu führen. Und der Weg dieses Niedergangs lässt sich leicht in sechs Schritten skizzieren:

(1) Den Anfang macht die gewöhnliche Versuchung zum Fehltritt, die jeder kennt. Sie ist unvermeidlich und muss auch kein Anlass zu Selbstvorwürfen sein, denn Spurgeon sagt zurecht: „Es ist keine Sünde, versucht zu werden. Die Sünde liegt in dem Nachgeben.“

(2) Der nächste Schritt ist dann die Erfahrung, dass man einer Versuchung erliegen kann, auch wenn man keineswegs sein bewusstes Einverständnis gibt. Denn das Böse vermag den Menschen in einem schwachen Moment zu überrumpeln, so dass er gleich darauf über sich er-

schrickt, das Geschehene bedauert – und es als eine peinliche Demonstration mangelnder Selbstbeherrschung bereut. Der Vorrang des Guten vor dem geschehenen Bösen wird auf dieser Stufe noch nicht in Zweifel gezogen, sondern durch die empfundene Reue sogar ausdrücklich bejaht und bestätigt!

(3) Eine Stufe tiefer gelangt der Mensch, der sich einen Normverstoß in „guter Absicht“ erlaubt, weil er meint (oder sich vormacht), die kleine „Abweichung“ diene einem moralisch wertvollen Ziel – die Tat sei also legitimiert und nicht wirklich für „böse“ anzusehen, weil er ja „guten Willens“ ist, und der Zweck die Mittel heiligt. Man erkaufte einen großen Nutzen durch einen kleinen Schaden und kann vielleicht sogar auf andere Menschen verweisen, denen man damit half. Denn: war's in solchen Fällen nicht sozusagen „Notwehr“ gegen ein größeres Übel? Und kann es nicht einem guten Zweck dienen, mal „Fünfe gerade sein zu lassen“?

(4) Die nächste Stufe ist erreicht, wenn man unterstellt, man selbst sei doch schließlich auch ein „guter Zweck“, und der Schutz der eigenen Wohlfahrt könne demnach auch als eine Art von „Notwehr“ gelten – gegen diese so übergriffige und gefährliche Welt. Man will deswegen nicht das Böse als solches (Gott bewahre!), man tut es aber dennoch, um eines Gutes oder eines Gewinnes willen, den man anders nicht haben könnte. Man selbst ist nun der Zweck, der die Mittel heiligt. „Kollateralschäden“ bei anderen nimmt man bedauernd in Kauf. Und ob die eigenen Interessen nicht auch mal Vorrang haben können vor Gottes strengem Gebot, lässt man zumindest in der Schwebe. Ist das Gewissen erst mal an diese Logik gewöhnt, wird seine Stimme immer leiser. Die Ausnahme, die man sich erlaubte, verwandelt sich nach und nach in eine Regel. Der Mensch aber wird von der Welle des Bösen durchaus nicht mehr „willenlos“ mitgerissen, sondern hat begonnen lustvoll darauf zu surfen...

(5) Auf der folgenden Stufe entdeckt er dann den wahren Reiz des Bösen – dass nämlich dort, wo die gute Ordnung fehlt, endlich nach oben gelangen kann, was nach unten gehört. Sein relativer Eigenwille maßt sich absolute Geltung an und macht sich bezüglich der Motive auch nichts mehr vor. Denn das Böse fasziniert ihn nun nicht um konkreter Genüsse oder Güter willen, die er sich damit erkaufte, sondern weil es sein Selbstgefühl so ungemein steigert, Gott den Vorrang streitig zu machen. Er gefällt sich im Gestus des Rebellen und strebt danach, das, was er eigentlich nur in der Einheit mit Gott ist, auch unabhängig von Gott „für sich“ zu sein. Er schwingt sich dazu auf, im Gegenüber zu Gott mit dem Schöpfer zu konkurrieren, und nennt das in pubertärem Aufbegehren seine „Befreiung“. Er erhebt sich zum Maßstab und stellt seinen kleinen Menschenwillen über den universalen Willen Gottes – bloß um sich an dem Gefühl zu berauschen, dass er das kann. „Ihr werdet sein wie Gott“, sprach die Schlange (1. Mose 3,5), und in Momenten größter Anmaßung kommt sich der Mensch auch beinahe so vor.

(6) Dieser Verlockung zu erliegen, ist schon ziemlich „krank“. Unterhalb ist aber noch eine sechste und letzte Stufe denkbar, auf der das Böse nicht mehr zur Selbstüberhebung oder um eines „Gewinnes“ willen, sondern um seiner selbst willen getan wird. Und in den zutiefst gestörten Geist eines solchen Geschöpfes (das genau jenes Krebsgeschwür liebt, von dem es zerfressen wird) fühlt man sich besser nicht ein. Die Gewöhnung an das Böse muss da wohl zur Vertrautheit werden, und die Vertrautheit zu Identifikation. Doch solches Tun des Bösen um des Bösen willen ist dann recht besehen nicht mehr menschlich sondern satanisch.

(6) DÄMONISCHE MACHT?

Wir kommen erst jetzt auf den Satan zu sprechen, nachdem die aktive Beteiligung des menschlichen Willens unterstrichen wurde. Denn wer sich zu früh mit Satan beschäftigt, kann versucht sein, das persönliche Böse irgendwo „draußen“ zu lokalisieren, statt in sich selbst. Solcher Projektion gilt es vorzubeugen. Letzten Endes darf aber nicht verschwiegen werden, dass das Dämonische nicht nur „in uns“, sondern auch ganz eigenständig „in der Welt“ ist. Es ist nicht bloß (sächlich) „das“ Böse, sondern auch (persönlich) „der“ Böse. Und selbst die ganz „Aufgeklärten“ können sich dieses Verdachtes nicht immer erwehren, weil das Böse in der schrecklichen Vielfalt seiner Erscheinungsweisen doch keineswegs „zufällig“, sondern durchaus „koordiniert“ wirkt – und in seiner schrecklichen Effizienz auch nicht selten die Kräfte seiner bösen Protagonisten übersteigt.

Anders gesagt: das Maß des Bösen, das sich durch eine Person hindurch verwirklicht, geht manchmal über das seelische Potential hinaus, das man dieser Person zutraut. Es überschreitet das menschliche Fassungsvermögen und vermittelt damit den Eindruck, dass nicht eigentlich jene arme Gestalt, sondern durch sie ein Größerer seine Macht erweist – nämlich ganz so, wie bei den Heiligen das Übermaß des Guten, das ihren Menschegeist durchwaltet, sie als Instrumente und Werkzeuge Gottes erkennbar macht. Auch beim Heiligen herrscht zwischen dem persönlichen Format des Täters und der Dynamik seines Tuns ein auffallendes Missverhältnis. Und Mutter Theresa fand dafür ein treffendes Bild als sie sagte: „Ich bin nur ein kleines Kabel – Gott ist der Strom.“ Sie selbst erklärt damit ihr Wirken nicht aus der Kraft, die sie hat, sondern aus der Kraft, die hinter ihr steht. Und auf der Gegenseite verhält es sich genauso. Denn auch im Bösen erscheinen uns die Taten manchmal zu „groß“, als dass sie aus dem Täter allein erwachsen könnten. Auch der böse Mensch ist das „Kabel“ für einen „Strom“ und ist ausführendes Organ eines ihm überlegenen Willen. Er führt nicht nur, sondern wird geführt, treibt nicht nur, sondern wird getrieben, besitzt nicht nur, sondern ist besessen, und handelt teuflisch – ohne selbst schon jener Teufel zu sein, der sich durch ihn mächtig erweist. Der böse Mensch muss deswegen keineswegs dämonisch oder monströs erscheinen. Im Gegenteil! Er kann so überraschend „normal“ wirken wie Adolf Eichmann, den Hannah Arendt bei den Nürnberger Prozessen erlebte. Er schien ihr gar nicht die Seele eines Ungeheuers, sondern bloß die eines gewöhnlichen, kleingeistigen Bürokraten zu haben. Sein Verstand schien gar nicht tief genug, um „tief böse“ zu sein. Doch genau so (im Gewand des „Banalen“) betritt Satan die Bühne der Welt – und ist um so schwerer „dingfest“ zu machen. Denn selbst wenn man mit dem Finger auf Hitler oder Stalin zeigt, muss man immernoch die Maske vom Maskierten unterscheiden und das Geschöpf Gottes von seinem teuflischen Wahn. So ist der Böse dann schwer zu „lokalisieren“, erweist sich aber dennoch (und gerade so!) in seinem Wirken als überaus „wirklich“.

Wer Satan ist, wo seine Bosheit ihren Ursprung nimmt und woran sie einmal kläglich scheitern wird, sind eigenständige Themen. Was er will, ist aber nicht schwer zu erraten, weil es dem ähneln dürfte, was er in Menschenseelen streut. Der Böse, der so gern an Gottes Stelle träte, weiß recht gut, dass ihm dazu alle Voraussetzungen fehlen. Der Geist, der stets verneint, weil er nicht schaffen, sondern nur zersetzen kann, kommt über eine parasitäre Existenz nie hinaus. Er kann das auch weder akzeptieren noch ändern. Aber für den ihn quälenden Widerspruch von Geltungssucht und Impotenz will er sich am Schöpfer rächen. Satan ist gegen Gott, ohne wirklich ein „Gegengott“ sein zu können. Er berauscht sich aber an dem Machtgefühl, Gottes guten Plan wenigstens im Blick auf die eigene Person zu durchkreuzen. Kann der Böse nicht herrschen, soll Gott wenigstens die Kränkung erfahren, ihn nicht gut zu machen! Er rächt sich an Gott dafür, selbst nicht Gott zu sein – und versucht bis zu seinem unvermeidlichen

Untergang noch möglichst viele Menschen mit seinem Wahn zu infizieren, damit sie sein Schicksal teilen und der Schmerz Gottes größer werde...

(7) VORLÄUFIGES FAZIT

Wir sind von einer „Wesensbestimmung“ des Bösen noch weit entfernt, müssen es aber bei dem bewenden lassen, was klar genug vor Augen steht. Das Böse im Menschen ist insofern ein Mangel, als es ihm an der guten inneren Ordnung mangelt, die allein seinen (an sich guten!) Impulsen, Einsichten und Strebungen das gottgewollt gute Zusammenspiel ermöglichen würde. Wünsche, Ängste und Begierden, die Gottes Weisung klar untergeordnet werden müssten, gewinnen immer wieder die Oberhand, Sekundäres wird mit Priorität versehen und Nachrangiges verschafft sich höchste Geltung, Wertvolles wird für Wertloses geopfert, Schätziges wird geehrt und Ehrwürdiges verlacht, so dass die an sich guten Bestandteile der menschlichen Person gegeneinander wirken und damit (ihrer Bestimmung widersprechend) dem Menschen selbst und seiner Umwelt Schaden zufügen. Das Tun des Bösen ist so gesehen ein klar „selbstschädigendes“, sinnwidriges Verhalten. Und doch gibt der Mensch sein stilles Einverständnis, den erhöhten Aufwand zum Tun des Guten regelmäßig nicht zu treiben, sondern es bei einem äußeren Anschein bürgerlichen Anstands bewenden zu lassen. Der durchschnittliche Sünder ist genau so weit bereit, die Bedürfnisse seines Mitmenschen zu berücksichtigen, wie es in seinem persönlichen Interesse liegt. Und er tut genau dann den Willen des Schöpfers, wenn das mit seinem persönlichen Vorteil zusammentrifft. Er ist bereit, unter der Bedingung „gut“ zu handeln, dass es ihm in der Konsequenz „gut tut“ – ist also zum guten Tun nur unter derselben Prämisse aufgelegt, unter der er auch das Böse akzeptiert: dass es nämlich als Mittel zu seinem persönlichen Zweck dient. Und natürlich leugnet er damit (wenn nicht theoretisch, so doch praktisch) das unendliche Autoritäts- und Wertgefälle, das zwischen seinen eigenen törichten Wünschen und dem ewigen Willen des Schöpfers besteht. Darin liegt Schwäche, weil der Mensch es nicht schafft, seine Prioritäten angemessen zu klären und ihnen gemäß zu leben. Es liegt Schuld darin, weil zumindest ein Teil seiner Seele einwilligt, um irgendeines Gewinnes willen Gottes Gebote hintanzustellen. Und es liegt Fremdbestimmung darin, weil uns der Böse „außer uns“ durch das Böse „in uns“ zu ausführenden Organen seines diabolischen Werkes macht. So ist das Böse zugleich Defizit und Willensregung, Verkehrtheit, Verhängnis und überpersönliche Macht. Wenn aber jemand meint, es sei so gesehen ein großes und frustrierendes Rätsel, so will ich, ohne dem zu widersprechen, doch mit dem Hinweis schließen, dass das Gute ein noch viel größeres Rätsel ist – und sein endgültiger Sieg über das Böse (den Christen vorauswissen!) sogar ein Wunder.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die Sinnlosigkeit des Bösen

Wie ist eigentlich das Böse in Gottes gute Schöpfung hineingekommen? Wo hat es seinen Ursprung? Ich denke, jeder aufmerksame Leser der Bibel ist schon einmal über dieses Problem gestolpert. Denn es heißt ja am Ende des Schöpfungsberichtes, dass alles, was Gott schuf, sehr gut gewesen sei. Da steht: *„Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.“ (1.Mose 1,31)* Wenn aber alles so war, wie Gott es wollte, und nichts existierte, was nicht aus Gottes Hand gekommen wäre, wenn Gott in seiner Weisheit das Universum gut geordnet hatte – wie um alles in der Welt ist dann das Böse da hineingeraten? Wo kommt es her, wenn doch der gute Gott das Böse unmöglich geschaffen haben kann?

Die Bibel antwortet uns darauf mit der Erzählung vom Sündenfall. Sie verweist uns auf Adam und Eva, die im Garten Eden von der verbotenen Frucht aßen. Aber als Erklärung für den Ursprung des Bösen, will diese Geschichte nicht recht taugen. Denn natürlich fragen wir sofort weiter: Warum haben die beiden von der verbotenen Frucht gegessen? Geschah es nicht, weil die Schlange sie dazu verführte? Woher also kommt die Schlange? Dass die Schlange eine Gestalt des Teufels war, ist nicht schwer zu erraten. Aber das führt uns nur zu der weiteren Frage, woher denn bloß der Teufel kommt. Auch hier gibt uns die Bibel noch einmal einen Hinweis. Der Teufel soll ursprünglich ein Engel gewesen sein, der wie alle anderen Engel gut geschaffen war, der dann aber gegen Gott aufbegehrte und zur Strafe aus dem Himmel verstoßen wurde. Nur: Wie es überhaupt möglich war, dass sich ein Engel gegen Gott wendet – das lässt die Bibel offene. Hat Gott die Engel so wankelmütig geschaffen, dass sie sich in ihr Gegenteil verwandeln können? Und wenn ja: Muss er dann nicht die Folgen vorhergesehen haben? Wenn er sie aber vorhergesehen hat, hat er dann am Ende selbst das Böse in seiner Schöpfung eingeplant? Der Schöpfer selbst wäre dann der Ursprung jener Macht, die es auf die Zerstörung seiner Schöpfung abgesehen hat. Gott durchkreuzte seine eigenen Pläne und sabotierte sein eigenes Werk. Und das machte dann gar keinen Sinn mehr – es wäre absurd. Die Spur verläuft darum im Sande, ohne, dass uns die Bibel eine abschließende Auskunft geben hätte...

Unbefriedigend ist das für alle, die die Welt zu verstehen suchen. Besonders unbefriedigend aber ist es für die Theologen. Denn wenn das Dasein des Bösen in der Welt unerklärlich bleibt, dann wirkt es wie ein „Konstruktionsfehler“ im Schöpfungsplan – und Gott gerät in ein schiefes Licht. Um das zu verhindern, gehen manche Gelehrte über die Bibel hinaus und vertreten selbsterdachte Theorien über den Grund, den Sinn und den Ursprung des Bösen. Die klingen etwa so:

Gott dulde zwar das Böse in seiner Schöpfung, sagen sie, aber er tue es nur um eines höheren Gutes willen. Er dulde das Böse nämlich nur, damit Freiheit möglich sei. Gott wollte keine bloßen Maschinen und Marionetten schaffen, sagen sie, sondern er wollte sich im Menschen ein echtes, frei entscheidendes Gegenüber schaffen. Eine Freiheit aber, die neben dem Guten keine Alternative kennt, wäre keine echte Freiheit. Wer sich nicht auch für das Böse entscheiden kann, der muss gezwungenermaßen das Gute wählen. Wenn Gott aber Menschen wollte, die aus freiem Willen heraus das Gute tun, so musste er ihnen auch die Möglichkeit zum Bösen offen halten und in Kauf nehmen, dass sie evtl. von dieser Möglichkeit Gebrauch machen. Der Preis war nicht zu hoch, sagen die Gelehrten, denn ohne solche Freiheit wäre der Mensch immer unmündig geblieben und hätte nie zur Erkenntnis des Guten und Bösen durchdringen können. Darum ist der Sündenfall nach ihrer Meinung auch kein Unglück, sondern ein gottgewollter Fortschritt in der geistigen Höherentwicklung des Menschen. „Wer schließlich wüsste, was gut ist, wenn er das Böse nicht kennen würde?“ sagen sie. Erkennen wir nicht alles erst

aus seinem Gegensatz? Die Wärme kann nur schätzen, wer die Kälte kennt. Den Wert des Lichtes erkennt nur, wer schon mal im Finstern gegessen hat. Das Große schiene uns nicht groß, wenn es nichts Kleines gäbe. Das Schöne schiene uns nicht schön, wenn es nichts Hässliches gäbe. Na und das Gute kann eben nur gut sein, weil es sich vom Bösen absetzt. Alle Dinge, so die Argumentation, leben vom Kontrast und sind auf den Kontrast angewiesen. Und darum, so heißt es, kann Gott auch auf das Böse nicht verzichten. Er braucht es als die dunkle Folie, von der sich das Gute um so strahlender abheben kann. Denn ohne Sünde gibt's schließlich keine Erlösung, ohne Not keine Rettung, ohne Angst kein Trost. Und wenn man das verstanden hat, so die Theorie, erkennt man, dass der Sündenfall in Wahrheit ein Glücksfall war. Denn wäre die Sünde nicht in die Welt gekommen, dann hätten wir Christus gar nicht kennengelernt. Und wären wir nicht auf Abwege geraten, so hätten wir nie erlebt, wie Gott uns liebevoll nachgeht, um uns zu erlösen. Kurz gesagt: Unsere Gemeinschaft mit Gott ist nach überwundener Trennung viel inniger, als wenn diese Gemeinschaft nie in Frage gestellt worden wäre...

Ich mache hier einfach einen Schnitt. Denn es ist deutlich geworden, worauf solche Theorien hinauslaufen. Es sind gutgemeinte Versuche, dem Bösen in der Welt einen Sinn abzugewinnen. Und sie wollen uns davon überzeugen, dass eine Welt, in der das Böse nach und nach überwunden wird, irgendwie besser, reifer oder wertvoller sei als eine Welt, in der es das Böse nie gegeben hätte. Verführerisch sind diese Gedanken, weil sie logisch klingen und eine peinliche Wissenslücke schließen. Trotzdem muss ich Wasser in den Wein schütten und muss warnen vor diesen allzu geschliffenen Erklärungen. Denn – um es mit einem Wort zu sagen: Das Böse kommt dabei zu ganz unverdienten Ehren. Das Böse nämlich, das in Gottes Plänen irgendeinen Sinn macht – dieses Böse ist nicht mehr radikal böse, sondern nur relativ böse. Es wird erklärt. Es wird dabei aber zugleich verharmlost. Denn in dem Moment, wo unsere Grübeleien dem Bösen einen Sinn abgewinnt (und sei es nur als dunkle Folie des Guten), gestehen wir dem Bösen eine gewisse Berechtigung und einen Nutzen zu.

Wir müssen dann zugeben, dass etwas, das als Bedingung unserer Freiheit notwendig in den Lauf der Welt hineingehört, nicht ganz und gar verwerflich sein kann. Und unversehens haben wir damit dem Bösen eine Daseinsberechtigung zugestanden. Wir beginnen für das Böse Verständnis aufzubringen, wir beginnen am Bösen etwas Gutes zu finden – und täuschen uns damit über die wahre Natur des Bösen hinweg. Denn in Wahrheit besteht die Natur des Bösen eben darin, für **nichts** gut zu sein. Es hat keine Daseinsberechtigung. Und am wenigsten eine, die sich aus Gottes Plänen ergäbe. Nein: Das Böse ist zutiefst sinnlos. Und an dieser anstößigen, ärgerlichen, tiefen Sinnlosigkeit dürfen wir nichts abrechnen. Wenn wir uns nämlich damit abfänden, dass das Böse einen notwendigen Platz in der Welt hat, wenn unser Verstand mit dem Bösen Frieden schliesse – warum sollten wir ihm dann noch tagtäglich widerstehen? Ja, ich fürchte, jene gelehrten Männer, die redeten, wo die Bibel es für klüger hielt zu schweigen, jene Schlauköpfe, die den Ursprung des Bösen so schön „erklärten“, haben damit (entgegen ihrer Absicht) dem Teufel zugearbeitet. Eigentlich wollen sie angesichts des Bösen in der Schöpfung den Schöpfer rechtfertigen. Faktisch liefern sie aber eine Rechtfertigung des Bösen. Und das ist so ziemlich das Letzte, worauf Christen sich einlassen sollten. Ich möchte darum vor solchen Grübeleien warnen. Denn als Christen müssen wir das Böse nicht „verstehen“. Es reicht völlig, wenn wir es verabscheuen. Wollen wir aber unbedingt etwas verstehen, dann doch bitte dies, dass die einzig angemessene Geisteshaltung gegenüber dem Bösen Verständnislosigkeit ist. Es ist und bleibt sinnwidrig. Es ist und bleibt ein Fremdkörper im Organismus der Schöpfung. Und so sollten wir es auch behandeln. Denn die eigentliche Herausforderung liegt nicht darin, das Böse plausibel in unser Weltbild zu integrieren. Die eigentliche Herausforderung besteht darin, das Böse aus unseren Herzen zu vertreiben. Lassen wir uns also nicht

täuschen! In Wahrheit ist das Böse kein Gegenstand für eine geistreiche Unterhaltung – in Wahrheit ist es der Feind, der uns im Nacken sitzt. Wir müssen ihm widerstehen – ja! Aber wir müssen uns nicht den Kopf über ihn zerbrechen. Denn mag auch dunkel bleiben, wo das Böse seinen Anfang nahm, so ist doch nicht ungewiss, wie es enden wird. Christus kommt nämlich wieder. Er gibt ihm den Rest. Und das sei Gott gedankt in Ewigkeit...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Das Böse in Person

Der Teufel ist kein schönes, aber ein wichtiges Thema, weil er in unauffälliger und alltäglicher Weise unser Leben mitbestimmt. Ja, Satan ist kein Fabelwesen und keine mythologische Figur. Er ist nicht identisch mit den albernen Klischees, die man pflegt, sondern er ist machtvolle Wirklichkeit. Denn wäre es anders, so würde ja das Neue Testament nicht so häufig und so nachdrücklich vom Teufel reden. Wollen wir also nicht annehmen, Jesus habe sich bei seiner Versuchung mit einer Phantasiegestalt herumgeschlagen, wollen wir nicht unterstellen, er habe Dämonen ausgetrieben, die es gar nicht gibt, so müssen wir den Teufel ernst nehmen und müssen begreifen, dass er auch für uns ein gefährlicher Gegner ist. Weil man seinen Gegner aber kennen muss, und sich nur wehren kann, wenn man über ihn Bescheid weiß, darum will ich heute die Lebensgeschichte des Teufels erzählen...

Freilich: Hat der so etwas überhaupt? „Hat der Teufel eine Biographie?“, werden sie fragen, „So mit Anfang und Ende?“ Es ist wichtig, dass wir diese Frage bejahen können! Denn das bedeutet ja immerhin, dass der Teufel nicht ewig ist. Er ist zum Glück nicht von göttlicher Art, wie manche denken, und er ist auch kein Gegengott, der unserem Schöpfer auf Augenhöhe begegnen könnte, sondern er ist **nur** ein Geschöpf. Er wurde zu einem Zeitpunkt, den wir nicht kennen, von Gott geschaffen – wurde aber nicht etwa als Inbegriff der Bosheit geschaffen, sondern war ganz im Gegenteil ein hoher und herrlicher Engel, ausgestattet mit großer Macht und bestimmt zum Guten. Ja, ein hoher Engel war Luzifer, ein privilegierter Diener des Allmächtigen – das erklärt sowohl seine Klugheit als auch die Faszination, die bis heute von ihm ausgeht! Aber eben das, was er war, ein privilegierter Diener des Allmächtigen, wollte Luzifer um keinen Preis sein. Denn er konnte nicht ertragen, dass da noch einer über ihm stand.

Er war zwar an Gottes Vollkommenheit viel näher dran, als wir das sind – von seinen Kräften und Begabungen können wir nur träumen! Aber die letzte Grenze, die auch das vollkommenste Geschöpf noch von Gott unterscheidet, die wollte Luzifer nicht gelten lassen, wollte nämlich Gott nicht Gott sein lassen, sondern wollte selber Gott sein. Der hochgestellte Engel wollte noch höher hinauf – und stürzte dabei ganz tief. Denn indem er seine Macht, die ihm von Gott verliehen war, **gegen** Gott einsetzte, verkehrte er all sein Gutes zum Bösen und fiel aus der Gemeinschaft Gottes heraus – aus dem Himmel auf die Erde. Er wurde von Gott verstoßen und ist seither dazu verdammt, an seiner eigenen Bosheit zu leiden, Gott verzweifelt zu hassen und ihn doch niemals los zu werden.

Womit aber rächt sich so einer? Was tut er? Nun, Luzifer denkt genau so, wie Neid und Zorn es auch uns manchmal eingeben: „Was ich nicht haben kann, soll auch kein anderer haben!“ sagt er sich. „Und wenn ich nicht an Gottes Stelle die Welt regieren kann, so will ich diese Welt zerstören und will verbrannte Erde hinterlassen.“ Denn der Teufel weiß, wie sehr Gott seine Schöpfung liebt. Seine Rache soll Gott weh tun! Weil er aber an Gott nicht herankommt und gegen Gott nichts vermag, darum greift der Teufel nach den Geschöpfen, an denen Gott seine Freude hat, und greift vor allem nach dem Menschen. Was aber ist der denkbar schwerste Schaden, den er einem Menschen zufügen kann? Womit kann er ihn am wirksamsten und am nachhaltigsten treffen? Damit, dass er diesen Menschen von Gott trennt und ihn mit hineinzieht in sein eigenes elendes Geschick! Luzifer wollte Gott gleichen und konnte es nicht. Nun aber will er die Menschen auf denselben Irrweg führen, damit Gott auch die Menschen verdammen und verwerfen muss, und hinterher an dieser Trennung und Verwerfung selber leidet. Von daher ist zu verstehen, dass der Teufel drei Lieblingsbeschäftigungen hat, denen er nachgeht, wo immer er kann: Nämlich das Versuchen, das Verklagen und das Verderben. Zu-

erst führt er die Menschen in **Versuchung**, so wie die Schlange im Paradies, damit Menschen gegen Gottes Wort und Gebot verstoßen. Genau wie Satan selbst sollen auch sie gegen die Grenzen aufbegehren, die Gott ihnen gesetzt hat. Auch sie sollen die Gemeinschaft mit Gott aufkündigen durch törichte und stolze Gedanken, Worte und Werke. Wenn der Teufel das aber erreicht hat, wenn er unsere schwachen Punkte gefunden und genutzt hat, dann verschafft er sich Gehör bei Gott, um die, die er selbst verführt hat, **anzuklagen und zu denunzieren**.

„Schau her!“, sagt er zu Gott, „der da und der und der, – die sind alle so wie ich! Die gehören alle zu mir!“ Er breitet vor Gott unsere Sünden aus, er schwärzt uns an. Und weil er weiß, dass Gott gerecht ist und mit seinen Geboten keine Scherze treibt, kann er sicher sein, dass die Übeltäter verurteilt werden. Sind die Menschen aber erst einmal von höchster Instanz schuldig gesprochen, so reibt sich der Teufel die Hände. Denn er ist nicht nur Versucher und Ankläger, sondern ist mit großer Freude auch der Kerkermeister, der die **Bestrafung** übernimmt. Die Strafe aber besteht darin, dass die Seelen, die sich auf die Seite des Teufels haben ziehen lassen, mit ihm zusammen die Ewigkeit verbringen müssen – fern von Gott, und damit fern von allem Trost.

Ja, versuchen, verklagen und verderben, das ist das dreifache Geschäft des Teufels. Und sein Geschäft läuft gut! Der Teufel ist darin so schrecklich erfolgreich, dass er von Adam und Eva an die gesamte Menschheit in den Griff bekommen hat. Es ist ihm gelungen, zwischen Gott und die Menschheit einen Keil zu treiben. Er hat es geschafft, die Menschheit in sein eigenes Geschick mit hineinzuziehen. Und die Entfremdung, die dabei zwischen uns und unserem Schöpfer entstand, ist so groß, dass in der Perspektive vieler Menschen Gott als ein Teufel erscheint, und in der Perspektive Gottes wohl auch viele Menschen wie Teufel wirken. Kann jemand ermessen, wieviel Schmerz das bedeutet – nicht nur für uns, sondern auch für Gott?

Doch die Lebensgeschichte des Teufels ist nur am Anfang eine Erfolgsgeschichte. Sie nahm vor 2000 Jahren eine unerwartete Wende. Denn als Jesus von Nazareth geboren wurde, geriet der Teufel in eine schwere Krise, von der er sich nicht mehr erholt **hat** – und sich nie mehr erholen **wird**. Bis dahin waren alle Menschen Sünder gewesen. Dieser Jesus aber war es nicht. Bis dahin waren alle mehr oder weniger ungehorsam gegen Gott. Dieser aber war's nie. Alle waren verstrickt in den Teufelskreis von Eigensucht, Misstrauen, Schuld und Strafe. Aber Jesus war von alledem eigentümlich frei.

Und dass, obwohl der Teufel es sehr wohl bei ihm versucht hat! Im Neuen Testament lesen wir, wie er Jesus in Versuchung führte. Der Teufel hat ihm mehr als eine Falle gestellt. Als er aber merkte, dass er diesen einen Menschen nicht auf seine Seite ziehen und nicht korrumpieren konnte – als er merkte, dass Jesus drauf und dran war, die Distanz zwischen Gott und Mensch zu überbrücken – da beschloss der Teufel, ihn zu töten. Er schürte den Zorn der Pharisäer und der Schriftgelehrten, er fuhr in Judas hinein und bediente sich des Pilatus, er nutzte seine Macht über die Menschen, um Jesus ein schreckliches Ende zu bereiten. Wahrscheinlich hat er vor Freude getanzt, als Jesus ans Kreuz geschlagen wurde. Denn der Teufel meinte, er hätte Jesus mundtot gemacht und hätte ihn zur Hölle geschickt – ja, er meinte wohl, er hätte da eine besonders fette Beute verschlungen. Aber dieser Bissen sollte ihm im Halse stecken bleiben. Denn Satan begriff nicht wirklich, mit wem er es da zu tun hatte. Er hatte mit seinen schmutzigen Händen nicht bloß nach einem Menschen, sondern nach Gott selbst gegriffen. Gott selbst war der Mensch, über den sich der Teufel hergemacht hatte. Gott selbst hatte er angetastet. Und das sollte dem Teufel übel bekommen. Denn nun hatte Gott selbst am Kreuz für die Sünden der Menschheit gebüßt.

Ein Unschuldiger hatte für alle Schuldigen die Rechnung beglichen. Gottes Sohn war durch die Hölle gegangen und hatte von dort mitgenommen, wen er wollte. Das heißt aber: Seit Luzifer

mit dem Gekreuzigten zu tun bekam, war er nicht mehr Herr im eigenen Haus. Er war einem Stärkeren begegnet. Er hatte sich mit dem Falschen angelegt. Und als Christus am Ostermorgen auferstand, da war des Teufels Schicksal besiegelt. Denn von da an stand fest, dass er der ewige Verlierer sein würde. Christus hatte einen Weg gefunden, wie auch dem größten Sünder Vergebung zuteil werden kann. Und seitdem hat der Teufel, wo man sich auf Christus beruft, alle Rechte verwirkt. Seine Schlingen binden nicht länger und seine Trümpfe stechen nicht mehr. Der Tod ist überwunden, die Hölle zerstört, die Schuld vergeben, die Strafe getragen, das Himmelstor steht offen.

Und der Teufel? Ist der überhaupt noch da? Täuschen wir uns nicht, er ist noch da. Trotz seiner großen Niederlage, von der er sich nicht mehr erholen wird, wäre es doch falsch, ihn jetzt schon für ungefährlich zu halten. Denn wir dürfen nicht vergessen, dass gerade eine angeschossene und schwer verwundete Bestie besonders gefährlich sein kann. Der Teufel ist zweifellos tödlich getroffen. Er weiß selbst, dass ihm nicht mehr viel Zeit bleibt. Aber gerade darum wütet er umso heftiger und versucht noch möglichst viele von uns in seinen Untergang mit hineinzuziehen. Er kann das Blatt nicht mehr wenden, aber er nutzt dennoch den Bewegungsspielraum, den Gott ihm noch lässt.

Warum aber duldet ihn Gott? Warum hat er ihm nicht längst das Licht ausgeblasen? Nun, ich meine, dass Gott sich des Teufels bedient, wie man sich eines bösen Kettenhundes bedient. Wenn die Gläubigen ihm begegnen, werden sie dadurch geprüft, gerüttelt und geschüttelt – sie bewähren sich im Widerstehen, werden gefestigt und geläutert. Wenn aber die Ungläubigen ihm begegnen, können sie immerhin erschrecken, wachen auf, und haben dann Gelegenheit, von dem Weg umzukehren, der in die Arme des Teufels führt. Solche Gründe müssen es wohl sein, die Gott bewegen, den Satan noch zu dulden. Für den Teufel selbst aber muss es bitter sein, für solch gute Zwecke herzuhalten. Denn wenn ihn Gott in Dienst nimmt, ist er am Ende ja genau das geworden, was er auf keinen Fall sein wollte: Er ist dann zu Gottes Werkzeug geworden – und ist es wider Willen. Denn Gott sorgt dafür, dass seine Bosheit zum Guten ausschlägt, so dass selbst der Teufel zum Gelingen göttlicher Pläne beitragen muss, und miterlebt, wie diese heilvollen Pläne über ihn hinwegrollen.

Am Ende freilich, wenn Gott einen neuen Himmel und eine neue Erde schafft, hat für den Teufel die Stunde geschlagen. Denn in Gottes neuer Welt wird kein Platz mehr für ihn sein, und seine Lebensgeschichte, das darf man ganz ohne Sentimentalität sagen, wird dann beendet. Denn der Teufel wollte zwar Gott sein. Aber Gott will kein Teufel sein – und will auf die Dauer auch keinen Teufel dulden. Er lässt darum den bösen Engel, den er einst als einen guten schuf, in dem Nichts versinken, aus dem er ihn gerufen hat – und das ist für alle Beteiligten das Beste.

Was folgt aus alledem? Es folgt, dass wir den Teufel weder **unterschätzen** noch **überschätzen** sollten – denn beides wäre ihm willkommen. Wo man ihn **nicht** ernst nimmt, weil man den Teufel für ein Fabelwesen hält, da hat er leichtes Spiel. Wo man ihn aber **zu** ernst nehmen wollte, da täte man ihm zu große Ehre an, die der ewige Verlierer nicht verdient. Darum halten wir uns besser in der Mitte – und halten uns vor allem ganz nahe bei Christus. Denn eine Gefahr ist der Teufel nur, wo wir uns von Christus entfernen. Sind wir nicht bei Christus, so sind wir leichte Beute und haben allen Grund vor dem Teufel zu zittern. Sind wir aber dicht bei Christus, wie das Kind am Hosenbein des Vaters, so dürfen wir den Teufel fröhlich verspotten. Da „**mag der Teufel mit seinem großem Ungestüm gegen den Gläubigen anrennen,**“ sagt Martin Luther, „...**so fasst der Gläubige doch mitten in den Schreckensfluten Hoffnung und spricht: Herr Teufel, wolle nicht so wüten, sondern mäßigt euch, denn es ist einer, der Christus genannt wird; an den glaube ich. Der hat das Gesetz abgetan, die Sünde verdammt, den**

Tod abgetan und die Hölle zerstört. Der ist Teufel dein Teufel; denn dich hat er gefangen genommen und besiegt, so dass du mir und allen Gläubigen nicht weiter schaden kannst." „Diesen Glauben kann der Teufel nicht besiegen" sagt Luther, sondern „er wird durch diesen Glauben besiegt." Darum gebe Gott, dass wir uns alle von solchem Glauben eine Scheibe abschneiden.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Gericht in der Zeit

Dass Gott Gericht hält und straft, ist ein zentrales Thema der Bibel. Man denke nur an die Vertreibung aus dem Paradies, die Sintflut oder Sodom und Gomorrha. Von den ägyptischen Plagen reicht der Bogen bis zum babylonischen Exil, von Belsazars Gastmahl bis zu Hananias und Saphira. Und er endet erst beim Jüngsten Gericht. Es ist für die Bibel also eine Selbstverständlichkeit, dass Gott straft. Wenn das aber so ist, tut er es dann vielleicht auch heute noch – bei uns? Straft Gott noch? Oder hat er es irgendwann aufgegeben? Straft er nicht mehr? Oder merken wir es bloß nicht?

Viele Menschen meinen in der Tat, Gott habe sich seit der biblischen Zeit geändert und sei „milde“ geworden. Doch das ist ein Irrtum. Denn Gott hält auch heute noch Gericht. Er tut es tagtäglich – mitten in unserem Leben. Nur sind wir blind dafür geworden, so dass wir sein Gericht nicht erkennen. Freilich: Wenn Gott Feuer und Schwefel herabregnen ließe, wenn sich Erdspalten auftäten, um Übeltäter zu verschlingen, wenn Engelheere zu den Waffen griffen – dann würde jeder Gottes Strafgericht erkennen. Doch solche übernatürlichen Eingriffe, bei denen Gott uns spektakulär in den Weg tritt, erleben wir nicht. Und wir folgern daraus, er strafe nicht mehr. Doch ist das ein voreiliger Schluss. Denn Gottes Strafe besteht manchmal gerade darin, dass er einen Menschen gewähren lässt – und ihn nicht aufhält. Gott kann dadurch strafen, dass er einem Sünder nicht entgegentritt, sondern ihn den heillosen Weg, den er eingeschlagen hat, zu Ende gehen lässt. Er tut ihm damit eigentlich nichts zu Leide. Aber er „gibt ihn dahin“ in seinen „verkehrten Sinn“ (vgl. Röm 1, 24–28!). Und ich meine, dass das heute Gottes bevorzugte Art des Strafens ist. Er überlässt Menschen ihrer eigenen Bosheit, durch die sie sich selbst zu Grunde richten. Er braucht dazu nicht Blitz und Donner vom Himmel herabzusenden. Dramatische Aktionen sind nicht nötig. Vielmehr genügt es, wenn Gott uns den Konsequenzen unseres Tuns überlässt. Dummheit, Bosheit, Gewalt, Gier und Falschheit gebären dann schon aus sich selbst heraus das Übel, das sie verdienen. Denn es sind verbotene Früchte, vor denen uns Gott nicht umsonst gewarnt hat. Er hat sie verboten, weil sie uns schaden. Greifen wir aber trotzdem danach und verschlingen, was nicht bekömmlich sein kann, dann ist es kein Wunder, dass wir uns den Magen verderben. Das „Strafgericht“ vollzieht sich ganz automatisch. Und Gott tut dabei nichts weiter, als dass er uns unseren Willen lässt und uns vor den Konsequenzen unserer törichten Wünsche nicht bewahrt. Erleben wir das nicht täglich?

Da ist einer jähzornig und gewalttätig. Aber eines Tages trifft er einen Stärkeren, der ihm mit gleicher Münze heimzahlt. Er jammert natürlich. Aber geschieht ihm etwa Unrecht? Da betrügt einer seine Frau, belügt sie, wird von ihr verlassen und bleibt allein zurück. Er mag über seine Einsamkeit klagen. Aber geschieht ihm etwa Unrecht? Da ruiniert einer seinen Körper mit Zucker, Nikotin und Alkohol. Er schlägt die Warnungen des Arztes in den Wind und endet in Krankheit und Siechtum. Aber geschieht ihm etwa Unrecht? Da vernachlässigt einer seine Kinder und überlässt sie sich selbst, weil Erziehung Mühe macht. Später missraten sie und machen ihm nichts als Sorgen. Aber geschieht ihm Unrecht? Da berauscht sich einer an der Schnelligkeit seines Autos, lebt auf der Straße seine Aggressionen aus und sucht dabei den „Kick“. Später verbringt er traurige Jahrzehnte im Rollstuhl. Aber geschieht ihm etwa Unrecht? Man verstehe mich nicht falsch: Natürlich sind diese Menschen zu bedauern. Wir alle sind zu bedauern, weil sich jeder auf seine Weise in Sünde verstrickt und so oder so an den Folgen leidet. Wir schneiden uns damit ins eigene Fleisch, wir spüren den Schmerz – und sind auch noch selbst schuld. Das ist hart! Dass solches Strafgericht aber ungerecht sei, wird niemand

sagen können. Denn es besteht lediglich darin, dass wir auslöffeln, was wir uns selbst eingebrockt haben. Wir ernten, was wir gesät haben. Gäbe es eine angemessenere Strafe?

Freilich kann man an dieser Stelle einen Einwand erheben: Was ist, wenn die Folgen meines Fehlverhaltens einen anderen treffen, oder – umgekehrt – ich die Fehler eines anderen „ausbaden“ muss? Ist das dann immer noch „gerecht“? In der Tat scheint das Unglück häufig den „Falschen“ zu treffen. Rücksichtslose Autofahrer bringen oft genug andere Verkehrsteilnehmer ins Grab. Und Eltern, die ihren Nachwuchs schlecht erziehen, schaden den Kindern mehr als sich selbst. Die Kosten für die Rehabilitation eines Süchtigen muss die Gesellschaft tragen. Und der untreue Ehemann zerstört das Glück seiner Frau genauso wie sein eigenes. Sollte auch das noch mit dem „Gericht Gottes“ zu tun haben? Nun: Bestimmt nicht immer. Aber manchmal schon. Denn Martin Luther sagt, Gott strafe manchmal „einen Buben durch den anderen“. Das soll heißen: Die Folgen **meiner** Sünde treffen zwar oft meine Mitmenschen. Zugleich aber treffen mich die Folgen **ihrer** Sünden. Und nicht selten kommt dadurch so etwas wie „ausgleichende Gerechtigkeit“ zustande. Denn es trifft ja so oder so keinen Unschuldigen. Jeder von uns ist Täter und Opfer zugleich. Und so gesehen ist dann einer die Strafe des anderen. Unsere Strafe besteht darin, dass wir unter Menschen leben müssen, die so sind wie wir. Sünder unter Sündern zu sein, das ist unsere Schuld und unsere Strafe zugleich. Und was andere uns zufügen, trifft uns durchaus verdient, weil wir die anderen ja auf andere Weise ebenso plagen und enttäuschen. Die Menschheit ist so gesehen eine große Gemeinschaft betrogener Betrüger, belogener Lügner, verspotteter Spötter und bestohlener Diebe...

Wenn das aber so ist – was folgt dann daraus? Sind wir dann berechtigt, alles über einen Kamm zu scheren, so als sei jeder Schicksalsschlag, der einen Menschen trifft, automatisch eine Strafe Gottes? Keineswegs! Es wäre sehr unangebracht, es Hiobs Freunden gleichzutun und jedem Leidenden zu unterstellen, er habe sein Leiden irgendwie selbst verschuldet. Nein: Wir haben nicht „alles“ irgendwie „verdient“. Aber manches, was uns widerfährt, haben wir durchaus „verdient“. Und vielleicht ist es mehr, als wir meinen. Gewiss bleibt manches Leid auf dieser Welt ein Rätsel. Und dennoch sollten wir, wenn uns etwas Schweres auferlegt wird, nicht gleich jammern und lamentieren, sondern erst einmal in Ruhe darüber nachdenken, ob uns nicht vielleicht Recht geschieht. Denn empören dürfte sich ja nur der, der von sich sagen könnte, er sei „unschuldig“. Und ich kenne niemanden, der das ernsthaft von sich behaupten kann. Darum sollten wir schlicht der Wahrheit die Ehre geben: Viele Gruben, in die der Mensch fällt, hat er sich selbst gegraben. Wir gieren nach gesteigertem Lebensgenuss – und leiden an unserer eigenen Unersättlichkeit. Wir befreien uns von Normen und Autoritäten – und bezahlen es mit Orientierungslosigkeit. Wir beuten die Schöpfung aus – und erleben, wie die Natur aus dem Gleichgewicht gerät. Wir zerstören die Grundlagen der Familie – und spüren wachsende Vereinsamung. Wir idealisieren die Jugend – und kommen mit dem Alter nicht mehr zurecht. Wir manipulieren an den Genen herum – und wundern uns über die Monster, die dabei entstehen. Doch in alledem vollzieht sich (unbemerkt, aber sehr konsequent) Gottes Gericht. Noch einmal sei es gesagt: Das Gericht besteht nicht darin, dass Gott uns die Erfüllung unserer törichten Wünsche verweigern und uns seinen Willen gewaltsam aufzwingen würde. Sondern es besteht im Gegenteil darin, dass er uns unsere törichten Wünsche erfüllt und unseren Willen gewähren lässt. Denn da wir ohne ihn sein wollen, lässt er uns erfahren, wohin wir ohne ihn kommen. Das ist nun keine harmlose Sache. Und nichts daran ist erfreulich. Glauben aber heißt, die Konsequenzen trotzdem anzunehmen und die eigene Verantwortung nicht zu leugnen. Der Gläubige erkennt, dass er den Karren selbst in den Dreck gefahren hat. Und darum fasst er sich an die eigene Nase. Statt Gott für hausgemachte Katastrophen anzuklagen, beugt sich der Glaube seinem Gericht. Und dieses „Sich-Beugen“ fällt ihm umso leicht-

ter, als er weiß, dass das Gericht ihn nicht zerstören, sondern bessern soll.

Gottes Motiv ist nämlich keineswegs Vergeltung. Nein! Diesen Teil hat Christus durch seinen Sühnetod am Kreuz ein für alle Mal erledigt. Christus hat den vernichtenden Teil der Strafe getragen, damit er den Christen erspart bliebe. Es gibt darum keine Verdammnis für die, die in Christus sind. Was aber bleibt, und was der Gläubige zu spüren bekommt, das hat pädagogischen Sinn: Gott rüttelt uns und schüttelt uns, damit wir zur Besinnung kommen. Er verstellt uns Wege, die wir besser nicht gehen sollten. Und wenn wir auf seine Warnungen nicht „hören“, dann lässt er uns manchmal „fühlen“. Zweifellos kann das sehr bitter sein. Aber es geschieht nicht, weil Gott uns schaden wollte, sondern damit wir aus solchen Prüfungen gereift und geläutert hervorgehen. Der Allmächtige betreibt manchmal eine raue Pädagogik – eine harte Form der Gnade. Und doch ist auch das eine Form von Fürsorge. Darum heißt „glauben“, vor Gottes Gerechtigkeit den Hut zu ziehen, und (wenn überhaupt) nur mit sich selbst zu hadern. Das ist natürlich nicht leicht. Wir würden die Schuld lieber bei Gott oder bei anderen Menschen suchen. Aber wenn ich mir mit einer verfehlten Lebensplanung selbst die Grube gegraben habe und hineingefallen bin, wenn ich im Schlamm gewühlt habe und dabei dreckig geworden bin, dann macht es wenig Sinn, gegen den Himmel zu grollen. Besser wär's, die Lektion zu lernen, bleiben zu lassen, was mir und anderen zum Schaden gereicht, und endlich zu wollen, was gewollt zu werden wert ist.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Gebote

Es ist schon eine Weile her, da hatte ich einen Besuch zu machen und kam dabei ins Gespräch mit einem rüstigen Rentner. Der lebte in geordneten Verhältnissen, in einem hübschen Haus mit einem gepflegten Vorgarten, und erzählte mir von seinem Lebenslauf, der ebenso ordentlich und vorzeigbar schien wie der Garten und das Wohnzimmer. Der Mann war stolz auf seine funktionierende Ehe und auf seine beruflichen Verdienste. Er ließ durchblicken, dass er mit Klugheit und Courage schon allerhand durchgefochten hat. Und ich glaubte ihm das gern, denn er war nicht auf den Mund gefallen. Als wir aber später auf kirchliche Dinge zu sprechen kamen – auf Gottesdienst und Bibel, Gemeinschaft und Glaube – da zeigte sich der Mann ziemlich desinteressiert, wischte das alles mit einer Handbewegung beiseite und sagte: „Ach, Herr Pfarrer, ich brauche das nicht, denn ich lebe ja nach den Zehn Geboten. Und das ist schließlich die Hauptsache.“ Sie können sich vorstellen, dass mich dieser Satz irritierte. Ich kenne nämlich kein einziges Gebot, mit dem ich nicht im Konflikt wäre. Und da saß einer vor mir, der wirklich meinte, alle Zehn Gebote zu halten! Auf meine erstaunte Nachfrage gestand der Mann zwar, dass auch ihm manchmal moralische Pannen unterliefen – das sei ja nur menschlich, er sei auch nicht vollkommen. Im Großen und Ganzen blieb er aber bei seiner Ansicht, dass er sich nichts Schwerwiegendes vorzuwerfen habe, und dass darum auch sein Verhältnis zu Gott völlig in Ordnung sei. Er meinte wohl wirklich, das Gemeindeleben und der Gottesdienst seien für Menschen bestimmt, die Belehrung, Trost und Vergebung nötiger hätten als er.

Als ich aber nach einer Weile gehen musste und den Mann mit dem geordneten Leben durch seinen geordneten Vorgarten verließ, da war mir klar geworden, dass er stellvertretend gesprochen hatte für viele Menschen, die tatsächlich meinen, sie wären weitgehend „in Ordnung“. Tief drinnen sind sie überzeugt, der „liebe Gott“ könne mit ihnen zufrieden sein. Und ich fürchte, genau darum bekommen sie keinen echten Bezug zum Glauben und verstehen auch nicht, was Christen in der Passionszeit beschäftigt. Denn wenn sich einer „in Ordnung“ findet – was soll der mit dieser merkwürdigen Botschaft anfangen, Jesus habe die Last seiner Strafe am Kreuz getragen? Wer sich der Erlösung nicht bedürftig fühlt, weiß sie auch nicht zu schätzen. Vielmehr schaut er mit Unverständnis auf den Gekreuzigten, schüttelt den Kopf und sagt: „Tja, also für mich hätte er nicht sterben müssen...“

Und woran liegt's? Ich meine, ein wesentlicher Grund dürfte sein, dass die Menschen eine allzu harmlose Vorstellung von den Zehn Geboten haben – und sie in ihrer tatsächlichen Tragweite nicht verstehen. Denn, bitte, was heißt denn **„Du sollst nicht töten“**? Das schließt doch viel mehr ein als bloß, dass ich nicht morden darf. Es schließt mit ein, dass ich meinem Nächsten versöhnlich und friedfertig begegnen und, soviel ich vermag, Gefahren und Übel von ihm abwenden soll. Auch im Verborgenen soll ich keine Hass- und Rachedgedanken gegen meinen Feind hegen, soll ihm böse Worte nicht mit bösen Worten vergelten, sondern soll ihn lieben, wie mich selbst, soll ihn schützen, wo er an Leib und Leben bedroht ist, und soll ihm helfen, wo ich kann. So lange ich das aber nicht tue, ist auch dem 5. Gebot nicht Genüge getan!

Und was heißt **„Du sollst nicht ehebrechen“**? Manch einer scheint zu glauben, er erfüllte diese Forderung schon, wenn er nicht fremdgeht. Doch in Wahrheit geht's ja nicht darum, sich einen Seitensprung zu verkneifen, sondern es geht darum, die verkehrte Lust zu überwinden – und mit ihr alle unreinen Gedanken. Wir sollen die eheliche Treue nicht gezwungenermaßen bewahren, sondern freudig, sollen unseren Leib zu einem Tempel des Heiligen Geistes machen, sollen unseren Partner von Herzen lieben, seine Fehler mit Geduld tragen und seine Fürsorge

dankbar erwidern. So lange wir das aber nicht tun, kann keine Rede davon sein, wir hielten das 6. Gebot!

Wollen wir's da vielleicht mit etwas Einfacherem versuchen – und das zweite Gebot betrachten? **„Du sollst den Namen Gottes nicht missbrauchen“** Das besagt anscheinend nur, dass ich von Gott nicht leichtfertig oder lästerlich reden soll. Und das trauen wir uns zu. Doch mit der bloßen Unterlassung ist es auch hier nicht getan, denn tatsächlich meint dieses Gebot, dass ich Gott Ehrfurcht erweisen soll. Ich soll für die Ehre seines Namens eintreten gegenüber Spott und Unglauben, ich soll den Namen Gottes im Gebet anrufen, um ihn zu bitten und um ihm zu danken, ich soll auch nicht faul darin sein, das Gespräch mit ihm zu suchen, und soll mich öffentlich zu Gott bekennen. So lange ich das aber nicht tue, und dem Namen Gottes nicht Ehre mache durch mein ganzes Leben, habe ich auch dem 2. Gebot nicht Genüge getan!

Wollen wir da lieber unser Glück versuchen mit dem achten Gebot: **„Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.“**? Vielleicht hoffen wir ja hier zu bestehen, weil wir gewöhnlich keine Lügen erzählen. Aber heißt das denn schon, dass wir unsere Zunge im Zaum hätten? Haben wir nie jemand Böses nachgeredet und Klatsch weitergetragen? Haben wir immer erst zugehört, ehe wir urteilten? Haben wir zum Frieden geredet und alles zum Besten gewendet? Reden wir stets Gutes von unserem Nächsten – auch in seiner Abwesenheit! – und schützen wir seine Ehre im Kleinen wie im Großen? Oder haben wir Freude am Spott über andere? Reden wir nicht allzu oft Menschen nach dem Munde und biegen uns die Wahrheit zu recht, wie wir sie gerade brauchen? Ist dann aber nicht Klarheit und Wahrhaftigkeit in unserer Rede – wie können wir dann vor dem 8. Gebot bestehen?

Selbst wenn wir's könnten und uns auch an den anderen Geboten erfolgreich prüften, so bliebe doch immer noch das erste und gewichtigste, das da lautet: **„Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.“** Natürlich gibt es auch hier die schlichten Gemüter, die meinen, das sei doch nicht schwer, solange man nicht an Wotan, Shiva oder Jupiter glaubt. Aber auch in diesem Fall zählt nicht das Unterlassen des Falschen, sondern das Tun des Richtigen. Denn das erste Gebot fordert von uns, Gott die letzte und maßgebliche Instanz in allen Fragen sein zu lassen. Wir werden aufgefordert, Gott mehr zu vertrauen als uns selbst, unserem Verstand, unserer Kunst und Macht. Der Friede mit Gott soll uns höher stehen als jeder irdische Gewinn und seinen Zorn sollen wir mehr fürchten als den Ärger irgendeines Menschen. Wir sollen bereit sein, unseren Willen komplett dem Willen Gottes unterzuordnen, sollen uns Gott als Werkzeug zur Verfügung stellen und dann ohne Murren die Rolle spielen, die er uns zuweist. Wenn wir das aber nicht schaffen – und ich behaupte, dass es keiner von uns schafft! – wenn wir immer wieder anderen Dingen Priorität einräumen, wie könnten wir da je dem 1. Gebot Genüge tun?

Wenn das aber nicht in Ordnung ist, wie können wir uns dann einreden, irgendetwas anderes in unserem Leben könnte noch in Ordnung sein? Wir bleiben Gott die Hauptsache schuldig, und dann setzt sich jemand hin, schlürft seinen Kaffee und meint, Vergebung bräuchten die Anderen – weil er ja nach den Zehn Geboten lebt? Kann man Jesus schlimmer verspotten, als wenn man unterstellt, er sei – was mich betrifft – unnötigerweise am Kreuz gestorben? Der 1. Johannesbrief fällt über solche Anmaßung ein klares Urteil:

„Wenn wir sagen, dass wir Gemeinschaft mit Gott haben, und wandeln in der Finsternis, so lügen wir und tun nicht die Wahrheit. Wenn wir aber im Licht wandeln, wie er im Licht ist, so haben wir Gemeinschaft untereinander, und das Blut Jesu, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde. Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Wenn wir aber unsre Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Ungerechtigkeit.“

„Wenn“ sagt Johannes. Und alles hängt daran, dass uns der konditionale Sinn dieses Wörtchens bewusst wird. **Wenn** wir unsere Sünden bekennen, wird Gott sie uns vergeben: „Wenn“! Wenn wir unsere Sünde aber **nicht** bekennen, weil wir sie uns gar nicht eingestehen, sie nicht bereuen und nicht verabscheuen, wie sollte dann Vergebung möglich sein? Es gibt keine Vergebung ohne Reue – und es gibt keine Reue ohne Einsicht. Wenn Selbstzufriedenheit aber die Einsicht verhindert, dann ist sie dem Menschen zum Verhängnis geworden, indem nämlich Christus tatsächlich vergeblich gestorben ist **für die**, die meinen, ihn nicht nötig zu haben. Bittet einer nicht um Vergebung, so kann sie ihm auch nicht zu Teil werden. Nimmt er Jesu Opfer nicht an, so kommt es ihm auch nicht zugute. Schlägt er Jesu Angebot aus, dass Jesus für ihn einstehen will, so muss er auf eigene Rechnung leben und sterben. Weil das aber keine gute Idee ist, darum nutze jeder die Zehn Gebote als Checkliste für seinen moralischen Zustand! Das aber nicht, damit ihm die Strenge dieser Maßstäbe zur Belastung werde, sondern mit dem Ziel, seine Schuld zu entlarven, sie dann schleunigst an Christus abzugeben und damit zu überwinden.

Denn das Versagen, das ich mir nicht eingestehe und das ich nicht wage beim Namen zu nennen – **das** hat weiter Macht über mich. Das erkannte Versagen aber, **das** kann ich loswerden, indem ich es Gott zu Füßen lege. Die verschwiegene Sünde kann mich immer weiter vergiften, weil ich sie weiter mit mir schleppe. Die Sünde aber, die ich Gott bekenne, **die** ist eben damit schon besiegt. Der Ballast, der an mir hängt, kann mich nur so lange herunterziehen, bis ich ihn erkannt, benannt und Jesus überlassen habe. Erlauben wir also Christus, die Zuständigkeit für unsere Fehler zu übernehmen, und hindern wir ihn nicht bei seiner Arbeit!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Desillusionierung, Selbsterkenntnis und Buße

Der erste Psalm enthält einen irritierenden Vers – einen, über den man stolpern kann. Da heißt es nämlich: „*Wohl dem, der ... Lust hat am Gesetz des Herrn.*“ Der Satz ist leicht gesagt. Schwierig wird es aber, wenn man sich fragt, ob man selbst so einer ist. Bin ich einer, der Lust hat am Gesetz des Herrn? Bereiten mir die 10 Gebote Freude? Es würde mich wundern, wenn darauf jemand spontan „Ja“ sagte. Wir neigen wohl eher dazu, diese Frage befremdlich zu finden. Denn reicht es nicht, dass man sich an Gottes Gebote halten soll – ist das nicht schwierig genug? Müssen wir auch noch jubeln über die Vorschriften, die Gott uns macht?

Setzen wir nicht zu hoch an. Der erste Schritt zur Lust am Gesetz des Herrn, ist wohl die Einsicht in die Berechtigung und in die Notwendigkeit dieses Gesetzes. Und solche Einsicht ist auch schon viel wert. Es ist viel wert, wenn Menschen einsehen, dass sie sich auf Gottes Grund und Boden befinden. Wir sind in dieser Welt Gäste, und er ist der Hausherr. Darum ist es sein gutes Recht, eine Hausordnung zu verkünden. Er hat das Recht, seinen Gästen Verhaltensregeln aufzuerlegen. Und dass er von diesem Recht Gebrauch macht, ist nur zu verständlich. Denn da Gott seine Erde liebt, will er sie vor Zerstörung schützen. Er will nicht, dass seine Gäste übereinander herfallen. Und er will nicht, dass sie die Einrichtung seines Hauses ruinieren. Weil wir aber nicht aus eigenem Instinkt heraus das Gute tun, hat er uns seine Hausordnung schriftlich gegeben: Die 10 Gebote.

Es sind weise Gebote, die dem Leben dienen. Das geben sogar Nichtchristen zu! Es sind gute Regeln, die uns davor bewahren, uns selbst und anderen zu schaden. Trotzdem aber ist die „Unlust“ am Gesetz des Herrn meist größer als die „Lust“. Und warum? Liegt es daran, dass wir eigentlich lieber gesetzlos wären? Liegt es daran, dass uns das Böse oft so verlockend und schön erscheint? Zumindest bei den reiferen Charakteren vermute ich, dass etwas anderes im Vordergrund steht. Bei ihnen rührt der Widerwille gegen Gottes Gesetz eher daher, dass sie an der Erfüllung der Maßstäbe, deren Berechtigung sie einsehen (!), so oft scheitern. Ja, unser Scheitern am Gesetz des Herrn verdirbt uns die Lust daran. Denn es ist ja nicht so, dass man es nicht versuchte. Gerade dann aber, wenn man ernstlich Gottes Willen zu tun versucht, merkt man, wie unendlich schwer das ist. Es ist ja bei weitem nicht damit getan, dass man nur das Stehlen, das Morden und Ehebrechen unterlässt. Dergleichen zu lassen – das würden wir uns vielleicht noch zutrauen. Aber in Wahrheit sind die Zehn Gebote nicht bloß Verbote, sondern zugleich Gebote positiver Aktivität: „Du sollst nicht töten“ heißt auch: Du sollst das Leben des anderen fördern. „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden“ heißt auch: Du sollst die Wahrheit ausbreiten. „Du sollst nicht ehebrechen“ heißt auch: Du sollst deinen Ehepartner lieben und ehren. Nimmt man diese positiven Forderungen in den Verboten wahr, so wird es schon viel schwerer, dem Gesetz zu folgen. Und selbst wenn es jemandem gelänge, wäre das noch nicht genug. Denn Jesus hat die Latte in der Bergpredigt noch höher gelegt. Da fordert er nicht bloß reine Hände, die das Gute tun, sondern fordert dazu auch noch reine Herzen, die nichts als nur Gutes wollen und wünschen.

Er sagt: Wenn du in deinem Herzen und in Gedanken Ehebruch begangen hast, so ist es als hättest du ihn wirklich begangen. Und wenn du im Herzen deinem Feind den Tod wünschst, so ist es, als hättest du ihn schon umgebracht. Folgerichtig verlangt Jesus von uns, dass wir nicht nur auf böses Tun verzichten, sondern dass auch die Lust auf dieses böse Tun aus unserem Herzen verschwindet. Jesus fordert, nicht bloß äußerlich das Gute zu tun, sondern auch innerlich immer uneingeschränkt das Gute zu wollen. Wer aber könnte vor diesem Maßstab bestehen und diesem Anspruch gerecht werden – außer Jesus selbst?

Wer das zu Ende denkt, wird finden, dass es auf jene erschreckende Forderung des 1. Petrusbriefes hinausläuft: *„...wie der, der euch berufen hat, heilig ist, sollt auch ihr heilig sein in eurem ganzen Wandel. Denn es steht geschrieben: »Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.« (1.Petr 1,15–16)* Und an diesem Punkt ist es dann wohl vorbei mit der Einsicht. Denn wer sollte sich da nicht überfordert fühlen und die Lust verlieren am Gesetz des Herrn? Läuft es darauf hinaus, dass wir heilig sein sollen, wie Gott heilig ist, so **können** wir nur scheitern. Und damit wird unser Psalmwort vollends unverständlich. Denn wie soll man Lust haben am Gesetz des Herrn, wenn es keine Hilfe ist auf dem Weg zu Gott, sondern eher ein großer Stolperstein? Das Gesetz scheint für nichts anderes zu taugen, als dass es unser Versagen aufdeckt. Es zwingt uns, zu gestehen, dass wir uns mit aller Willensanstrengung nicht zu guten Menschen machen können. Es blamiert uns, weil es zeigt, wie wenig wir uns im Griff haben. Und das ist doch kein Gewinn! Oder vielleicht doch? Ja, ich meine tatsächlich, dass es gut ist, wenn das Gesetz uns ins Stolpern bringt. Es bringt unser moralisches Selbstbewusstsein zu Fall und lässt die Illusion „freier“ Selbstbestimmung platzen. Wir entdecken, wie viel Macht das Böse über uns hat. Und erschrocken erkennen wir uns wieder in den Worten des Paulus: *„Wollen habe ich wohl, aber das Gute vollbringen kann ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.“ (Röm 7,18–19).*

Das zu erkennen, ist schmerzhaft, aber heilsam. Denn in jedem von uns steckt die Neigung, das Gelingen unseres Lebens zu erzwingen. Wir würden uns erfülltes Leben lieber erkämpfen oder verdienen, statt es aus der Hand Gottes „gratis“ zu empfangen. Und selbst den Himmel würden wir am liebsten erobern durch eine „Lebensleistung“, die Gott anerkennen und honorieren muss. Wir verlassen uns eben lieber auf unsere eigenen Verdienste als auf Gottes Gnade. Doch je früher und je gründlicher diese Illusion scheitert, umso besser ist es. Denn je eher man aus dieser falschen Bahn geworfen wird, umso eher wird man die richtige finden. Eben dafür aber sorgt das Gesetz selbst. Es tritt uns nämlich mit erbarmungsloser Strenge entgegen und lehrt uns dadurch, das Erbarmen Jesu Christi zu suchen. Es ist ein „Erzieher“ ein „Zuchtmeister“ auf Christus hin, sagt Paulus (Gal 3,24). Es ist der Eisberg, an dem die „Titanic“ menschlicher Selbstsicherheit zerschellt.

Das klingt vielleicht „destruktiv“. Aber was zerbricht, ist nur die Illusion, die den Menschen daran gehindert hat, seinen Erlöser kennenzulernen. Erreicht der Schiffbrüchige jenes Rettungsboot, das man „Kirche“ nennt, schlüpft er also bei Christus unter, so erreicht er unter Jesu Führung das Ziel, zu dem ihn seine „Titanic“ (sein stolzes Bemühen um Vervollkommnung) niemals hätte bringen können. Er wird die Nase nun tiefer tragen. Aber das macht nichts. Denn er verdankt dem „Eisberg“ eine neue, realistische Selbsteinschätzung. Und er beginnt zugleich, das Gesetz anders wahrzunehmen.

Als Christ weiß er, dass das Gesetz ihn nicht erlösen kann, denn er ist ein Sünder. Und er weiß zugleich, dass es ihn nicht verdammen kann, denn er ist gerechtfertigt durch Christus. Eines aber kann das Gesetz. Für den, der durch Christus gerechtfertigt ist, kann es sich zurückverwandeln in das, was es vom Anbeginn der Schöpfung eigentlich sein sollte: Nicht Überforderung, nicht strenger Zuchtmeister und nicht Ankläger, sondern Gottes gute Hausordnung für das Haus seiner Schöpfung. Wer das erkennt, der empfindet Gottes Gebote am Ende nicht mehr als „Einschränkung“, sondern als Orientierungshilfe. Die Gebote leisten ihm dann gute Dienste als Warnschilder an Gefahrenstellen des Daseins und als Geländer, an dem man sich halten kann auf abschüssigen Wegen. Der Einsichtige übt sich darin, nur noch zu wollen, was Gott will, und gewinnt am Ende das, was unser Psalm so lobt: Er gewinnt tatsächlich „Lust am Gesetz des Herrn“.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Verborgenheit, Offenbarung und Menschwerdung

Jesus Christus ist die Mitte des Glaubens, der Schlüssel aller Erkenntnis, der Weg zum Heil und die zentrale Offenbarung Gottes. Martin Luther hat das in geradezu schroffen Worten zum Ausdruck gebracht, als er sagte: *„Ich kenne noch verehere keinen andern Gott, als den Menschgewordenen, außer diesem will ich keinen andern haben, denn es gibt keinen andern, der retten kann.“*

Doch so selbstverständlich wie für Luther ist die zentrale Stellung Jesu Christi nicht für jeden. Und in unserer kulturell veränderten Gesellschaft werden die Einwände immer lauter: Ist Gott nicht noch viel mehr als bloß dieser Jesus von Nazareth? Ist er nicht auch der Schöpfer, der den Kosmos werden ließ? Ist er nicht auch der Gesetzgeber, der am Sinai seine Gebote gab? Ist er nicht auch der Heilige Geist, der weht, wo er will? Ist es nicht die Hauptsache, dass man überhaupt an Gott glaubt? Warum muss es gerade dieser sein, der in Christus Mensch wurde? Schließlich wird Gott auch in anderen Religionen verehrt, die ohne Jesus auskommen. Es gibt doch auch Buddha und Konfuzius, Mohammed und den Dalai Lama. Das sind doch auch alles fromme Leute. Warum also ist Luther so engstirnig? Warum will er ausschließlich mit dem Gott zu tun haben, der Mensch wurde? Mancher würde Luther empfehlen, seinen Horizont zu erweitern und Christus mal beiseite zu lassen! Würde das nicht gehen?

Machen wir ruhig einmal dieses gedankliche Experiment. Nehmen wir an, Gott wäre nicht in Jesus Christus Mensch geworden. Denken wir uns alles weg, was das Neue Testament berichtet, und versetzen wir uns in die Lage eines Menschen, der von Christus nie etwas gehört hat. Was wüssten wir dann von Gott? Zum Ersten wüssten wir, dass Gott Himmel und Erde geschaffen hat. Denn das wissen auch viele nichtchristliche Religionen. Gott lässt in der Natur die Dinge wachsen und wieder verdorren, er lässt die Sonne auf und wieder untergehen, er macht Sommer und er macht Winter, er lässt Völker zu großer Macht kommen und wieder untergehen. Gott erwählt und verwirft, er segnet und flucht, er macht reich und macht arm. Das wissen wir auch dann noch, wenn wir uns Christus wegdenken.

Nur ist das ein ziemlich zwiespältiges Wissen. Gott schenkt uns das Leben. Und das ist freundlich von ihm. Aber er nimmt uns das Leben auch wieder. Früher oder später lässt er uns sterben. Und darin erscheint er eher feindlich. Ja, wie ist er denn nun wirklich – freundlich oder feindlich? Gott lässt uns die Schönheit der Natur und viel Freude erfahren. Das spricht wiederum für seine Freundlichkeit. Er schickt aber auch Schmerzen und manches übergroße Leid, als wäre er unser Feind. Mal scheint er uns zu segnen mit Freunden, mit Kindern, mit Erfolg und Wohlstand. Und das andere Mal scheint er uns verderben zu wollen, umgibt uns mit Gegnern und Neidern, nimmt uns die liebsten Menschen, lässt uns scheitern und verzweifeln.

Was für einen Reim soll man sich darauf machen? Wie ist er denn nun wirklich: Freundlich oder feindlich? Auch wenn wir an Gottes Gebote denken, geraten wir in diesen Zwiespalt. Denn einerseits sind sie eine nützliche Gebrauchsanleitung für die Welt. Wenn wir uns daran halten, kommen wir mit unseren Mitmenschen gut aus. Andererseits aber drohen uns Strafen, weil wir Gottes Gebote immer wieder übertreten. So werden uns die Gebote, die wir eben noch nützlich fanden, zum Fallstrick. Sie brechen uns den Hals, weil wir an ihnen schuldig werden. Was also sollen wir denken? Ist dieser Gott, der Gebote gibt, Freund oder Feind? Die Natur, die Gott geschaffen hat, ist voller Herrlichkeit und voller Grausamkeit. Unser Schicksal, das er lenkt, ist eine süß-saure Mischung aus Höhen und Tiefen. Und die große Weltgeschichte zeigt sich randvoll mit Faszinierendem und auch mit Erbärmlichem. Wenn wir nun aber an

Natur, Schicksal und Geschichte ablesen wollten, wie der Gott ist, der dahintersteht, und alles daran ist ambivalent und zweideutig – bleibt dann nicht auch Gott ambivalent und doppelgesichtig?

Wir könnten nie wissen, wie er zu uns steht und was er mit uns vorhat. Und bei diesem Nicht-Wissen würde es bleiben, wie lange wir auch unser gedankliches Experiment fortsetzten. Denn solange wir ohne Jesus auszukommen versuchen, bleibt immer Zweideutigkeit. Wer von Christus nichts weiß, kommt nicht dahinter, wie Gott wirklich ist. Er sieht zwar, was Gott tut. Denn Gott begegnet überall. Aber er erschließt sich dabei nicht, sondern bleibt inmitten der Begegnung verborgen und unverständlich. Diese Unverständlichkeit muss uns Angst machen, denn der unbegreifliche Gott hat große Macht über uns. Selbst wenn wir versuchen gottlos zu leben, werden wir Gott nicht los. Er begegnet uns auf Schritt und Tritt. Wie sollen wir uns da verhalten? Uns fehlt die entscheidende Information. Wir wissen nicht, ob Gott es gut mit uns meint. Und das ist eine schreckliche Ungewissheit...

Luther hat das natürlich gewusst. Anfangs wollten wir ihm eine Horizonterweiterung empfehlen. Aber er kannte das Ergebnis unseres Gedankenexperiments schon. Wenn man sich Jesus wegdenkt, wird der Horizont nicht weit, sondern dunkel und rätselhaft. Und genau deshalb sagt Luther jenen kompromisslosen Satz: *„Ich kenne noch verehere keinen andern Gott, als den Menschgewordenen, außer diesem will ich keinen andern haben.“* Luther kann das sagen, weil durch Christus alles eindeutig wird, was vorher zweideutig war. In Christus (und nur in ihm!) nimmt Gott eine Gestalt an, die wir erfassen und verstehen können. Gott wird unseresgleichen und spricht die Sprache, die wir verstehen. Gott erklärt sich uns. Er tritt an unsere Seite und lässt uns nicht allein. Er begegnet uns so, dass wir erkennen, was er im Schilde führt. Denn Jesus Christus hat allen Menschen Gottes Barmherzigkeit verkündigt und hat am Ende den Beweis dieser Barmherzigkeit erbracht. Der menschgewordene Gott ging für uns ans Kreuz. Er ging durch die Hölle, damit wir es nicht müssen. Und eindeutiger geht's nicht mehr. Denn wenn Gott das für uns tut, dann ist in seinem Herz die Liebe mächtiger als der Zorn. Da gibt's kein Zweifeln mehr. Gott will unser Leben und nicht unseren Tod, sein letztes Wort ist Segen und nicht Fluch.

Freilich: Auch wenn wir das wissen, erscheint uns Gottes Tun manchmal rätselhaft. Aber wir betrachten das Werk seiner Hände dann nicht mehr wie das Werk eines Fremden, sondern wie das Werk eines Freundes, von dem wir wissen, dass er Gutes im Schilde führt. Und das macht einen großen Unterschied. Denn wenn ich in einem Flugzeug sitze, ist mir ja auch nicht egal, wer der Pilot ist. Sitze ich in einem Boot, ist mir nicht egal, wer der Kapitän ist. Und sitze ich im Reisebus, ist mir nicht egal, wer ihn fährt. In all diesen Fällen ist es höchst unangenehm, wenn der, in dessen Händen mein Leben liegt, ein rätselhafter Fremder ist, der widersprüchlich handelt und dessen Absichten ich nicht kenne. Ist es aber ein guter Freund, dem ich vertraue, so bin ich beruhigt. In seinem Flugzeug, auf seinem Schiff, in seinem Reisebus fühle ich mich gut aufgehoben. Und mit Gott ist es nicht anders. Solange ich ihn nicht kenne befinde ich mich in der Hand eines rätselhaften Unbekannten. Habe ich ihn aber durch Jesus Christus kennen und ihm vertrauen gelernt, so weiß ich mich in der Hand eines liebevollen Vaters. Der Herr der Welt ist mein Freund, nicht mein Feind. Und das ist ein Unterschied wie Tag und Nacht.

Seien wir also froh, dass es nur ein gedankliches Experiment war, als wir uns Christus „wegdachten“. Denn unser Glaube kommt nicht ohne ihn aus: Glaube ist eine Beziehung zu Gott. Diese Beziehung kann man nur haben, wenn man Gott kennt. Und niemand kennt Gott wirklich, wenn er ihn nicht aus dem Neuen Testament kennt. Denn das einzig wahre Ebenbild Gottes auf Erden ist sein Sohn Jesus Christus. Und von dem wüssten wir nichts, wenn wir das

Neue Testament nicht hätten. Wer da aber nicht hineinschaut – wie will der Gott verstehen? Wer aber Gott nicht versteht – wie will der eine Beziehung zu ihm haben? Wer zu Gott aber keine Beziehung hat – wie kann der gerettet werden? Weil das unmöglich ist, sollte man Gott suchen, wo er gefunden werden will. Hat man aber in Christus den Zugang gefunden, kann man sich Luthers Worten nur anschließen: *„Wir kennen noch verehren keinen andern Gott, als den Menschgewordenen, außer diesem wollen wir keinen andern haben, denn es gibt keinen andern, der retten kann.“*

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Das Wunder der Jungfrauengeburt

Die Jungfräulichkeit Mariens gehört zu den Glaubenthemen, die am häufigsten missverstanden werden. Dabei ist gar nicht schwer zu verstehen, was der Sache nach gemeint ist: Wir können den Evangelien entnehmen, dass Josef nicht der leibliche Vater Jesu ist, sondern dass Gott an Maria das Wunder einer vaterlosen Zeugung vollbracht hat. Das Kind von Bethlehem ist nicht Josefs Kind, es ist überhaupt keines Mannes Kind, sondern Gottes Kind, das Maria lediglich austrug. Das ist es, was wir bekennen, wenn wir im Glaubensbekenntnis sagen „empfangen durch den heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria“. Aber wer kann mit dieser Aussage wirklich etwas anfangen? Viele Menschen beginnen verständnislos zu grinsen, wenn man sie auf die Jungfrauengeburt anspricht – sie haben keine Meinung dazu. Und bei denen, die eine haben, gerät man leicht zwischen die Fronten, weil von der einen Seite die Jungfräulichkeit Mariens mit schlechten Argumenten behauptet und von der anderen Seite mit ebenso schlechten Argumenten bestritten wird.

Zu dem Plumpsten, was man von Seiten der Bestreiter zu hören bekommt, gehört das Argument, so etwas wie eine jungfräuliche Geburt könne es gar nicht geben. Die so reden, sind offenbar stolz, zu wissen, wie Kinder normalerweise entstehen. Und ihre Aufgeklärtheit gipfelt in der Einsicht, dass es gewöhnlich ohne einen Mann nicht geht. Mit unbefangener Naivität setzen sie voraus, dass das, was bei uns nicht geht, selbstverständlich auch für Gott unmöglich sei. Sie unterstellen, dass Gott in derselben Weise den Naturgesetzen unterworfen sei wie wir, und folgern messerscharf, dass er dann in all seiner Weisheit nicht in der Lage gewesen sein kann, Maria ohne Zutun des Josef schwanger werden zu lassen. „Das geht doch gar nicht!“ sagt man, freut sich, über die vermeintliche Naivität der biblischen Autoren hinausgewachsen zu sein – und hält die Sache für erledigt.

Dass darin freilich ein gewaltiger Denkfehler steckt, macht man sich nicht klar. Denn offenbar hat, wer die Möglichkeit einer jungfräulichen Geburt von vornherein ausschließt, keinen rechten Begriff von Gott. Wüsste er, wer Gott ist, so müsste ihm auch klar sein, dass Gott kein Gefangener der Naturgesetze ist, die er selbst geschaffen hat. Und es müsste ihm einleuchten, dass ein allmächtiger Schöpfer, der aus nichts Himmel und Erde werden ließ, mit einem so kleinen biologischen Kunstgriff kaum Probleme haben dürfte. Wer also darauf beharrt, eine Jungfrauengeburt sei unmöglich, ist bei der Sache, um die es geht, noch gar nicht angekommen. Allerdings: Die Argumente der Gegenseite sind nicht viel besser, wenn die Verteidiger des Glaubenssatzes nur stur auf den biblischen Buchstaben pochen und verkünden, man müsse blind glauben, weil es geschrieben steht. Wer darauf beharrt, verstehen zu wollen, was er glauben soll, wird von den übereifrig Bibeltreuen schnell zum Abtrünnigen gestempelt. Und gewonnen ist natürlich nichts, wenn sich Behaupter und Bestreiter der Jungfrauengeburt weiterhin im Streit über biologisch Mögliches oder Unmögliches verlieren. Solange man über diese Gesprächsebene nicht hinauskommt, haben auch die Verteidiger des Glaubenssatzes eine schwache Position. Denn das biblische Zeugnis ist, was die Jungfrauengeburt betrifft, keineswegs einheitlich. Das Markusevangelium weiß nichts von einer jungfräulichen Geburt. Paulus erwähnt sie nicht. Und auch das Johannesevangelium schweigt zu diesem Thema. Das biblische Fundament ist vergleichsweise schmal. Warum also halten wir fest an einem Satz, der weder zu beweisen noch zu widerlegen ist?

Ich meine, wir tun es, weil das Bekenntnis zur jungfräulichen Geburt Christi einen tieferen Sinn hat, der bisher noch gar nicht angesprochen wurde. Es schützt unsere Sicht Jesu Christi nämlich gegen jeden Versuch, Christus aus seinem Volk oder seiner Familie abzuleiten und

ihn damit als Produkt einer religiösen Entwicklungsgeschichte zu begreifen. Gewöhnliche Menschen sind das Resultat von Erbanlagen, von Erziehung, von gesellschaftlichen Einflüssen und prägenden Erfahrungen. Jesus aber nicht. Josef hat ihn nicht hervorgebracht, und auch das Judentum als Ganzes hat ihn nicht hervorgebracht, sondern Gott hat ihn gesandt. Und das ist es, was der Satz von der Jungfrauengeburt eigentlich festhalten und aussagen will: Dass nämlich das Dasein des Erlösers nicht zu erklären ist aus menschlichen Genen, aus menschlichem Höherstreben oder Fortschreiten. Jesu Botschaft ist nicht herzuleiten aus menschlichem Nachdenken, und sein Werk ist nicht zu verstehen als Gipfelpunkt menschlichen Heldenmutes. Denn in diesem Falle hätte die Menschheit ihren Erlöser selbst hervorgebracht – und hätte sich damit selbst erlöst. Eben das aber stellte das Evangelium gänzlich auf den Kopf. Denn das Evangelium besagt gerade nicht, dass die Menschheit sich in Christus auf ihre höchste Höhe hinaufgeschwungen habe, sondern dass Gott sich in Christus in die tiefste Tiefe hinab gebeugt hat. Christus ist nicht der erste Mensch, dem es gelang, Adams Sünde abzuschütteln und sich aus der Barbarei des Unglaubens emporzuarbeiten. Er ist kein „Spitzenprodukt“ menschlicher Religionsgeschichte, das Gelehrsamkeit und Erziehungskunst eines schönen Tages hervorgebracht haben, sondern er ist Gottes Wunder allein.

Und weil das die eigentliche Pointe unseres Bekenntnisses zur Jungfrauengeburt ist, darum ist dieses Bekenntnis hochaktuell. Denn es setzt allen Versuchen eine Grenze, Christus aus den religiösen Strömungen seiner Zeit zu „erklären“. Viele stoßen sich ja daran, dass Christen ihn „Gottes Sohn“ nennen. Viele möchten ihn lieber einreihen in die lange Liste der jüdischen Propheten, Lehrer und Sektengründer – und möchten ihn damit relativieren. Sie möchten uns Christus präsentieren als einen Menschen, der Gott besonders nahe kam. Unser Bekenntnis lautet aber, dass er Gott war und den Menschen besonders nahe kam. Das ist ein gravierender Unterschied! Denn wäre der Erlöser ein Produkt der Menschheit, so müsste in der Bibel stehen, in Christus habe sich die Menschheit mit Gott versöhnt. Es heißt dort aber, dass Gott sich in Christus mit den Menschen versöhnte.

Das eine wäre der triumphale Aufstieg der Menschheit zu Gott. Das andere ist das barmherzige Herabsteigen Gottes zu den Menschen. Und nur dies letztere ist Grundsatz des Glaubens. Zu Recht wird also in den Weihnachtsliedern die Jungfrauengeburt besungen und verkündigt. Zu Recht halten wir an ihr als einem Bestandteil unseres Glaubensbekenntnisses fest. Nur, dass man sich dabei nicht aufs Glatteis begeben sollte, so als ob es um gynäkologische Besonderheiten Marias ginge. Nein. Das eigentliche Wunder ist nicht die Jungfrauengeburt als solche, sondern das eigentliche Wunder ist Gottes Entschlossenheit, sich mit der Menschheit zu verbinden. Sein Motiv war Liebe, sein Weg führte durch den Schoß der Maria, sein Ziel aber waren wir, die wir seine Nähe nötig haben...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Maria

Für evangelische Christen ist Maria kein Gegenstand religiöser Verehrung. Und viele finden es befremdlich, dass die katholische Frömmigkeit ihr so viel Aufmerksamkeit schenkt. Denn wir Evangelischen haben eine Glaubensbeziehung zu Christus – haben aber keine zu seiner Mutter. Und das Neue Testament sagt auch nirgends, dass wir eine haben sollten. Denn als Christen glauben wir an Gott, den Schöpfer. Maria aber ist eines seiner Geschöpfe. Und es kann nicht gut sein, diesen Unterschied zu verwischen, indem man dem Geschöpf Altäre errichtet, vor Bildern der Maria niederkniet und die Hände faltet. Doch jenseits der Vorbehalte: was wissen wir von dieser Frau? Wir wissen von ihrer sehr überraschenden Erwählung zur Mutter des Heilands, von der Verkündigung des Engels und von der Bereitwilligkeit, mit der sich Maria für Gottes Pläne zur Verfügung stellt. Es kommt ihr denkbar ungelegen, dass sie Gottes Kind austragen soll. Und da sie Jungfrau ist, versteht sie auch nicht, wie es möglich sein kann. Aber statt zu klagen oder sich dagegen zu sperren antwortet sie dem Engel voller Demut: „Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast“ (Lk 1,38). Darüber hinaus wissen wir, dass Marias Verlobter Joseph der plötzlichen Schwangerschaft mit verständlichem Misstrauen begegnet, bis ihn ein Engel über die wahren Zusammenhänge aufklärt. Und natürlich kennen wir die Begleitumstände der Geburt: den beschwerlichen Weg nach Bethlehem, die vergebliche Herbergssuche und die armselig-improvisierte Niederkunft im Stall. Maria erlebt gleich dort, wie sehr sich Menschen für ihren Sohn begeistern. Denn da kommen Hirten vom Feld. Und es kommen Weise aus dem Morgenland, um Geschenke zu bringen. Zugleich erlebt Maria aber, wie sehr ihr Sohn von Anfang an gehasst wird. Denn kaum sind die Weisen weg, trachten Soldaten des Herodes ihrem Kind nach dem Leben. So unfreundlich wird Gottes Sohn in der Welt willkommen geheißen! Josef und Maria müssen mit ihm nach Ägypten fliehen, während hinter ihnen der Kindermord zu Bethlehem geschieht. Und es dauert dann eine Weile, bis die Familie ins heimatliche Nazareth zurückkehren kann. Dort aber entspannt sich die Lage. Und Maria wird froh gewesen sein, dass Normalität einkehrt. Denn über viele Jahre wächst Jesus heran, wie ein gewöhnlicher Junge – und Maria dürfte sich an ihm gefreut haben, wie sich eben eine Mutter an ihrem Erstgeborenen freut. Vielleicht dachte sie gar nicht mehr viel an die ungewöhnliche Vorgeschichte und schob diese Erinnerung beiseite, um ein möglichst „normales“ Familienleben zu führen. Wir hören nur einmal etwas aus der Jugend Jesu, weil er zwölfjährig in Jerusalem verlorengelht und in den Tempel läuft, den er als das Haus seines wahren Vaters erkennt. Ansonsten vergehen aber dreißig Jahre, in denen nichts Besonderes geschieht, weil Jesus von Joseph das Handwerk eines Zimmermanns erlernt. Und Maria wird wenig Zeit gehabt haben, über die Umstände seiner Geburt nachzudenken. Denn schließlich kamen nach Jesus noch vier weitere Jungen zur Welt – und auch einige Mädchen. Die Brüder und Schwestern Jesu werden Maria gut beschäftigt haben! Jesus aber muss ihr als ältester Sohn umso mehr eine Stütze gewesen sein, als ihr Ehemann Joseph anscheinend früh verstarb. Wir hören jedenfalls nichts mehr von Joseph. Und wenn das tatsächlich bedeutet, dass Maria bald verwitwet war, ist Jesus danach „der Mann im Haus“ gewesen. Er war dann der Stammhalter, Rechtsbeistand und Versorger seiner Mutter. Und es scheint, als hätte sie ihn nur ungern für Gottes Werk hergegeben. Doch Jesus war nicht vorrangig für seine Familie da, sondern für die ganze Menschheit. Und so kam es in der „heiligen Familie“ durchaus zu Konflikten. Die idyllischen Krippenbilder lassen das nicht erahnen. Aber zwischen Jesus, seiner Mutter und seinen Brüdern gab es richtig „Stress“. Denn mag Maria auch stolz gewesen sein auf die Wundertaten ihres Sohnes und auf seine öffentlichen Reden, die immer mehr Hörer anzogen – der Rummel

um Jesus nahm doch solche Formen an, dass seine Familie ihn tatsächlich für verrückt hielt. Im Markusevangelium steht, das Gedränge um Jesus sei manchmal so groß gewesen, dass er nicht mal essen konnte. Und als die Familie das hört, machen sie sich auf, wollen ihn festhalten und sagen: „Er ist von Sinnen“ (Mk 3,21). Jesus versteht natürlich besser, worauf alles hinausläuft. Er weiß, dass er seinen Weg weiter gehen muss. Er muss predigen und lehren, muss Jünger sammeln und mit Pharisäern streiten, muss Dämonen austreiben und Sünden vergeben. Das Evangelium ist zweifellos wichtiger, als was aus Josephs Werkstatt in Nazareth wird! Aber wie das so ist – die universale Bedeutung Jesu kann gerade das engere familiäre Umfeld am wenigsten begreifen. Und wenn Jesus in Nazareth ist, wundern sich die Leute, weil sie ihn doch von Kindesbeinen an kennen. Sie sagen: „Ist er nicht der Zimmermann, Marias Sohn, und der Bruder des Jakobus und Joses und Judas und Simon? Sind nicht auch seine Schwestern hier bei uns? Und sie ärgerten sich an ihm“ (Mk 6,3). Den Einwohnern von Nazareth scheint es, als sei dem Nachbarsjungen der Erfolg zu Kopf gestiegen! Er tritt mit einem Anspruch auf, der zu seiner bescheidenen Herkunft nicht passen will. Jesus aber möchte nicht auf seinen irdischen Familienzusammenhang reduziert werden und sagt mit gewisser Bitterkeit: „Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterland und bei seinen Verwandten und in seinem Hause“ (Mk 6,4). Tatsächlich findet Jesus überall Anhänger. Doch zuhause in Nazareth versteht man ihn nicht. Und das Johannesevangelium vermerkt ganz offen, dass auch seine Brüder nicht an ihn glaubten (Joh 7,5). Hätte es da nicht wenigsten Maria besser wissen müssen – wo sie doch mehr als jeder andere Mensch über seine Herkunft informiert war? Die Erwartung wird aber enttäuscht. Und zeitweise herrscht zwischen Maria und Jesus ein ziemlich rauher Ton. Bei der Hochzeit zu Kana trifft die Mutter auf ihren Sohn. Und als sie ihn darauf hinweist, dass der Wein ausgeht, gibt er ziemlich grob zur Antwort: „Was geht's dich an, Frau, was ich tue?“ (Joh 2,4). Das sind nicht gerade liebevolle Worte. Es ist eher eine schroffe Distanzierung. Und es klingt, als habe Jesus seine Mutter in diesem Moment als Belastung empfunden. Lukas berichtet auch von einem Zwischenfall, bei dem die Mutter mit den Brüdern zu Jesus möchte, wegen der Menschenmenge aber nicht zu ihm durchkommt. Jesus wird davon unterrichtet. Jemand sagt: „Deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen dich sehen.“ Jesus aber antwortet mit Blick auf die ihm Lauschenden: „Meine Mutter und meine Brüder sind diese, die Gottes Wort hören und tun“ (Lk 8,20-21). Die familiären Bande sind ihm in diesem Moment ziemlich egal. Er lässt seine Mutter ungerührt vor der Tür stehen. Denn schließlich lehrt er auch seine Jünger, der Sache Gottes unbedingten Vorrang zu gewähren: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert,“ sagt Jesus, „und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert“ (Mt 10,37). Für den starken Familiensinn der damaligen Zeit müssen solche Aussagen empörend gewesen sein. Aber für Jesus ist Blut eben nicht dicker als Wasser, sondern das Reich Gottes hat Vorrang vor allem anderen. Jesu wahre Verwandte sind die, die Gottes Willen tun. Und seine Mutter bringt er auf Distanz. In Lukas 11 erhebt eine Frau ihre Stimme zum Lobpreis der Maria und ruft Jesus zu: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, an denen du gesogen hast.“ Jesus aber bricht dem Lob seiner Mutter sofort die Spitze ab und antwortet: „Ja, selig sind, die das Wort Gottes hören und bewahren“ (Lk 11,27-28). Das klingt nicht, als wäre zwischen Jesus und Maria immer alles „rund gelaufen“. Vielleicht hat die Mutter ihn nicht besser verstanden als viele seiner Jünger. Aber wer könnte das nicht nachvollziehen? Ist's nicht für die leibliche Mutter besonders schwer, in ihrem irdischen Sohn den überirdischen Herrn zu erkennen? Und ist's verwunderlich, wenn sie das nicht zusammenbringt, dass jener, den sie gewickelt und in den Schlaf gesungen hat, der Herr des Himmels sein soll? Mütterlicher Stolz ist eine Sache – Glaube noch etwas ganz Anderes! Und vielleicht sind Maria diese Empfindungen durcheinanderge-

raten. Verständlich wär's auch, wenn sie sich als verwitwete Frau an den ältesten Sohn geklammert hat. Jesus aber durfte sich nicht zurückhalten lassen, sondern musste den Weg gehen, der keiner Mutter recht sein kann, weil er direkt ans Kreuz führt. Als Jesus nach Jerusalem wandert, und die Katastrophe sich abzeichnet – musste Maria sich da nicht in ihrer Sorge bestätigt fühlen? Hatten ihn nicht schon die eigenen Brüder für verrückt erklärt? Und tritt er nicht förmlich den Beweis an, wenn er sich in die Höhle des Löwen begibt, im Jerusalemer Tempel die höchsten Autoritäten provoziert und damit sein Unglück heraufbeschwört? O, was muss Maria durchgemacht haben in dieser Zeit! Unter dem Kreuz erfüllt sich, was Simeon vorausgesagt hatte, dass nämlich ein Schwert durch Marias Seele dringen würde (Lk 2,35). Ihr ältester Sohn wird ihr genommen und hingerichtet. Doch bevor er stirbt, beweist Jesus noch einmal die Liebe des Sohnes zu seiner Mutter, indem er sie dem Jünger Johannes anvertraut. Sterbend sorgt Jesus dafür, dass seine Mutter im Alter versorgt ist (Joh 19,26-27). Und wenig später muss mit Maria und den Brüdern Jesu eine Wandlung vorgegangen sein. Denn nach dem Ostermorgen gehören sie wie selbstverständlich zur christlichen Gemeinde in Jerusalem (Apg 1,14). An die Stelle privater Vertrautheit tritt Glaube. Der Familiensinn weicht dem Heiligen Geist. Und der früheren Konflikte wird zu Recht nicht mehr gedacht. Denn welche Mutter wäre nicht überfordert gewesen mit diesem Sohn? Viel wichtiger ist Marias bleibender Ruhm, dass sie bereit war, dieses Kind zu empfangen, als Gott ihrer bedurfte. Als der Erzengel Gabriel ihr zumutet, den Sohn des Höchsten auszutragen, fügt sie sich in Gottes seltsamen Plan und spricht: „Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast“ (Lk 1,38). In noch jungen Jahren bringt Maria den spontanen Mut und auch die Demut auf, ihre eigenen Interessen dem Willen Gottes unterzuordnen. Und dafür verdient sie wahrlich, als strahlendes Vorbild des Glaubens in Erinnerung zu bleiben! Doch mit Verlaub – dazu muss man ihr kein „Ave-Maria“ singen und muss die gehorsame Magd Gottes nicht zur Himmelskönigin stilisieren. Denn ich fürchte, dass es der bescheidenen Frau gar nicht recht ist, wenn man sie in den Himmel hebt, als stünde sie mit Vater, Sohn und Heiligem Geist auf einer Ebene. Man weiht ihr Kirchen, faltet vor ihren Bildern die Hände und erfleht ihre Hilfe. Aber darf man denn zu Menschen beten? Maria selbst dürfte das sehr peinlich sein. Denn vieles, was der Katholizismus von ihr lehrt, ist ohne jeden Anhalt im Neuen Testament. Dass sie bis zur Geburt Jesu Jungfrau war, meine ich damit nicht. Denn das kann man den Evangelien unmittelbar entnehmen (Mt 1,24-25; Lk 1,34). Und um der wahren Gottheit Jesu willen, darf man Maria auch „Mutter Gottes“ oder „Gottesgebäerin“ nennen. Doch zu den Mariendogmen der römischen Kirche gehört weiterhin, Maria sei auch nach Jesu Geburt noch Jungfrau gewesen und es zeit lebens geblieben – obwohl das Markusevangelium ausdrücklich Brüder und Schwestern Jesu erwähnt. Man lehrt, Maria sei vom ersten Augenblick ihrer eigenen Zeugung an vor der Befleckung durch die Erbsünde bewahrt worden und während ihres ganzen Lebens ohne jede persönliche Sünde geblieben. Die römische Kirche lehrt zudem, Maria sei nicht (wie sonst ein Mensch) gestorben und begraben worden, sondern Gott habe sie am Ende ihres Lebens unmittelbar mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen. Und als wäre diese „Himmelfahrt“ nicht genug, hat man Maria auch noch zur „Miterlöserin“ erklärt. Denn nach katholischer Lehre verdanken Christen ihr Heil nicht Christus allein, sondern mittelbar auch Maria, weil sie bereit war, Gottes Sohn zur Welt zu bringen. Dadurch, so heißt es, habe sie zum Heil der Menschheit mitgewirkt und sei auch bis heute eine himmlische Fürsprecherin, die um Vermittlung der Gnade Gottes angerufen werden kann. Doch steht von alledem keine Silbe im Neuen Testament. Diese Mariendogmen sind menschliche Erdichtung. Sie haben keinen Grund in Gottes Wort. Und so meine ich, dass wir als evangelische Christen Maria vor ihren römischen Verehrern in Schutz nehmen müssen. Wir sollten sie als unsere liebe christliche

Schwester auf den irdischen Boden zurückholen, auf den sie gehört, und unsere Bewunderung auf das beschränken, was sie nach biblischem Zeugnis wirklich getan hat. Denn das ist durchaus nicht wenig. Die Mutter dieses Sohnes zu sein, war von Anfang an kein leichtes Ding. Maria wird als junge Frau von ihrer Schwangerschaft überrumpelt. Gott bringt sie in große Schwierigkeiten. Nicht nur Marias guter Ruf ist gefährdet, sondern hochschwanger muss sie auch noch eine beschwerliche Reise auf sich nehmen. In einem dreckigen Stall bringt sie ihren Sohn zur Welt. Und kaum ist er da, muss die Familie nach Ägypten fliehen. Später beruhigen sich die Dinge. Aber eben nur, bis Jesus anfängt öffentlich aufzutreten. Von da an muss Maria mit ansehen, wie sich ihr Sohn mehr und mehr Feinde macht. Sie muss erleben, wie er sich mit allen anlegt, die Macht und Einfluss haben. Und vermutlich hat sie um seinetwillen viele schlaflose Nächte gehabt. Denn warum lässt Gott sie dieses Kind austragen und großziehen, wenn sie dann mit ansehen muss, wie Jesus in sein Unglück rennt? Am Ende steht Maria unter dem Kreuz und muss erleben, wie ihr Sohn kaum 30-jährig auf qualvolle Weise hingerichtet wird. Das war gewiss ihre schwärzeste Stunde. Und vielleicht hat sie für einen Moment gemeint, Gott habe ein böses Spiel mit ihr gespielt. Doch hat Maria ihrem Gott nicht abgesagt, sondern ist der Gemeinschaft der Gläubigen treu geblieben. Und darin liegt ihre wahre Größe – dass sie nämlich Gottes seltsame Wege geduldig mitgegangen ist. Dafür verdient sie unsere Bewunderung. Und darin kann sie als Vorbild dienen. Doch sie beinahe zur vierten Person des dreieinigen Gottes zu stilisieren – das ist ein Irrweg. Die Größe Marias liegt nicht in ewiger Jungfräulichkeit. Die wäre bloß ein seltsames Mirakel. Sie liegt nicht in ewiger Sündlosigkeit. Denn die gab es nur bei Jesus. Maria ist auch nicht ungestorben gen Himmel gefahren. Sie hat uns nicht (mit-)erlöst. Und sie kann uns keine Gnade vermitteln. Von alledem findet sich kein Wort in der Bibel! Doch eine liebe Schwester und ein Vorbild im Glauben ist sie allemal. Und als solches wollen wir ihrer dankbar gedenken.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gott und Mensch in einer Person?

Immer wenn es auf Weihnachten zugeht, steht man als Pfarrer vor dem Problem, dass man, was da zu sagen wäre, eigentlich nicht sagen kann. Denn wie Gott Mensch wurde und wie sich in der Person Jesu Himmlisches und Irdisches miteinander verbinden – wer könnte das beschreiben oder erklären, wo doch eigentlich Göttliches und Menschliches so weit auseinander liegen? Gott ist unendlich und vollkommen, allwissend, allmächtig und heilig. Wir Menschen sind es aber nicht. Gott ist jederzeit überall gegenwärtig auf unsichtbare Weise. Wir sind immer nur hier oder da – und immer an einen materiellen Leib gebunden. Unterscheiden und trennen können wir das recht gut! Aber die Menschwerdung Gottes zwingt uns ja gerade, Göttliches und Menschliches in einer einzigen Person zusammenzudenken. Beides soll in dem Kind von Bethlehem voll und ganz enthalten sein! Und das ist fast unmöglich. Denn wenn Jesus ein richtiger Mensch ist, der Hunger und Zorn kennt, Freude, Trauer und auch körperlichen Schmerz: wie kann er dann zugleich Gott sein, der doch absolut souverän, unveränderlich und vollkommen ist? Wie kann sich der Herr des Himmels so klein zusammenfalten, dass er – als Menschenkind in die Welt hineingeboren – diesen engen Rahmen nicht sofort wieder sprengt? Davon müssten wir reden, wenn wir von Jesus reden, das ist klar. Doch wir können es kaum sagen – oder, wenn wir's sagen, können wir uns nichts Rechtes dabei denken. Denn immer scheint es, als müsse das Göttliche das Menschliche verdrängen oder das Menschliche seinerseits das Göttliche ausschließen. Entweder denkt man sich Jesus als „wahren Gott“, der nur äußerlich wirkt, als wäre er ein Mensch. Oder man denkt ihn als einen „wahren Menschen“, der nur so tut, als wäre er Gott. Trifft man aber das Richtige, dass er nämlich beides ganz ist, ohne dass eins das andere aufhebt, kann man sich's kaum noch vorstellen. Denn es scheint, als ob Göttliches und Menschliches wie Feuer und Wasser wären, die sich nicht einfach verbinden oder mischen lassen. Und so haben Theologen dann rund um dieses Wunder tausend Fragen aufgeworfen und sie mühsam zu beantworten versucht. Sie haben sich gefragt, ob die göttliche Natur Jesu sich in ihm auch mit einer richtigen menschlichen Seele verbindet – oder ob sie die Seele bei Jesus vielleicht ersetzt. Sie haben gefragt, ob der Mensch Jesus alle Eigenschaften Gottes besitzt – oder ob er einige Eigenschaften für die Zeit seines Erdenlebens vielleicht „ablegt“, sich ihrer „entäußert“ und sie vorübergehend „ruhen lässt“. Sie betonen, dass in Jesus keinesfalls zwei verschiedene Personen „enthalten“ sind, die dann abwechselnd hervortreten, sondern nur eine „ungespaltene“ Person, in der Göttliches und Menschliches weder vermischt noch getrennt sind. Und so ist dann Göttliches und Menschliches in Jesus so verbunden zu denken, dass die beiden Naturen einander ihre Eigenschaften „mitteilen“, ohne dass sich dabei das Göttliche in Menschliches verwandelt oder umgekehrt. Auch in der wechselseitigen Durchdringung bleibt ein jedes, was es ist. Und doch sind Gottheit und Menschheit nicht nur äußerlich zusammen, wie zwei Bretter, die man miteinander verleimt hat, sondern sie sind in Christus wirklich „eins“. Er ist weder ein Gott, der bloß zum Schein in den Kleidern eines Menschen herumläuft, noch ist er ein Mensch, der in den Kleidern Gottes unterwegs wäre. Und folglich kann man auch seine Werke nicht „aufteilen“, so als gingen die leibliche Geburt und das körperliche Leiden nur die menschliche Natur Christi an, während man seine Wundertaten, Lehren und Verheißungen nur der göttlichen Natur zuschreibt. Sondern, woher die jeweilige Eigenheit oder Kraft auch stammen mag, tut doch die göttliche Natur nichts ohne das Zutun der menschlichen oder umgekehrt, so dass letztlich alles Tun und Erleiden Christi seiner ganzen Person zuzuordnen ist und nichts davon bloß einem „Teil“ derselben. Gelehrte Männer der Kirche haben unendliche Mühe drauf verwandt, das möglichst präzise auszudrü-

cken. Und an den Büchern zu diesem Thema hätte man ein Leben lang zu studieren. Doch – wird's davon wirklich anschaulich? Oder hilft es dem Glauben? Bleibt es nicht trotzdem ein Geheimnis, wie Gott Mensch wurde? Ich empfinde Hochachtung für die theologischen Lehrer, die es so klar wie möglich durchdenken wollten. Aber so recht einleuchtend beschreiben können sie's doch nicht. Und ich für meinen Teil kann mit einem unerklärlichen Rest ganz gut leben. Denn ich lege zwar größten Wert darauf, dass Gott durch Christus verbindlich handelt und redet – daran lasse ich nicht wackeln! Doch „wie“ er das genau anstellt, dass er Mensch wird und dabei nicht aufhört, Gott zu sein – dieses Geheimnis muss ich nicht ergründen. Denn es ist ja nicht der einzige Fall, in dem die menschliche Sprache (die sonst für alles treffende Worte findet) vor Gottes Tun verstummt. Man wird das der Sprache nicht vorwerfen – und Gott noch viel weniger. Aber dass unser Vorstellungsvermögen mit der Beschreibung des Göttlichen überfordert ist: muss uns das wundern? Vielleicht scheint es ihnen ein gedanklicher Sprung zu sein. Aber mir fällt bei solchen Gelegenheiten immer die Sache mit den Windrichtungen ein. Überlegen sie mal: Gibt es einen Ort auf der Welt, wo der Wind immer von Norden kommt? Vielleicht würden sie das nicht ganz ausschließen. Ich behaupte aber zugleich, dass an diesem Ort der Wind auch immer in Richtung Norden weht! Na, das ist aber doch Unfug, werden sie sagen. Wenn der Wind aus dem Norden kommt, weht er zwangsläufig nach Süden – das kann nicht anders sein! Derselbe Wind, der aus Norden kommt, weht gewiss nicht nach Norden! Doch ich behaupte, dass an jenem Ort der Nordwind, selbst wenn er sich dreht, immernoch aus dem Norden weht, und – wie weit er sich auch drehen mag – doch niemals nach Süden weht. Denn der Ort, von dem ich spreche, und an dem es sich wirklich so verhält, ist der Südpol. Wenn man am Südpol steht, kann man sich um die eigene Achse drehen so viel man will: da ist in jeder Richtung Norden! Darum kommt auch jeder Wind, der den Südpol erreicht, aus dem Norden. Und jeder Wind, der über den Südpol hinweggestrichen ist, geht auch nach Norden – wie übrigens auch jeder Wind, der den Nordpol erreicht, aus dem Süden kommt und vom Nordpol aus nach Süden weht. So paradox es aber klingen mag, bedeutet das doch nicht, dass mit dem Wind etwas nicht stimmte, dass er irgendwie „anders“ wäre als anderswo oder dass es diesen Wind gar nicht gäbe. Sondern es besagt nur, dass unser übliches System, wie wir Windrichtungen beschreiben, an diesen beiden Standorten nicht zu gebrauchen ist. Überall sonst funktioniert es wunderbar und macht eindeutige Angaben, weil ein Wind, der von Westen kommt, garantiert nach Osten bläst. Nur an den beiden Polen gilt das nicht – und da versagt das Beschreibungssystem, weil es anscheinend behauptet, der Wind wehe dorthin, woher er kommt. Am Nordpol ist in jeder Richtung Süden, und am Südpol ist in jeder Richtung Norden. Der Kompass bestätigt das und zwingt damit den Nutzer zu scheinbar widersprüchlichen Aussagen. Doch was besagt das schon? Dürfte ich folgern, dass ein Nordwind, der nach Norden weht, ein logischer Widerspruch ist und es ihn daher gar nicht gibt? Oder dürfte ich folgern, das übliche System zur Beschreibung von Windrichtungen taue generell nichts und sei zu verwerfen, nur weil es an den Polkappen nicht taugt? Beides wäre falsch und überzogen! Denn der Wind am Südpol ist ganz normaler Wind. Er weht nicht wirklich in die Richtung, aus der er kommt. Und auch unser übliches Beschreibungssystem für Windrichtungen ist prima. Überall sonst auf der Welt macht es eindeutige Angaben. Nur an den Polen darf man nicht erwarten, dass es funktioniert. Und wenn sie mir erlauben, wieder zurückzuspringen: ich meine, dass es sich mit Gott und den Begriffen unserer Sprache ganz ähnlich verhält, dass nämlich unsere Art des Verstehens und Beschreibens völlig in Ordnung ist und nur im Falle Gottes (bei diesem besonderen Gegenstand) versagt, so dass man Dinge widersprüchlich ausdrückt, die für Gott keineswegs widersprüchlich sind. Dass Gott Mensch werden und dabei Gott bleiben kann, klingt erst mal genauso unsinnig, wie dass ein Südwind von Sü-

den kommend nach Süden weht – und nach einer Drehung um 90 Grad immer noch von Süd nach Süden weht. Doch was absurd klingt und sonst nirgends auf der Welt vorkommen kann, ist am Nordpol real. Und was unser Alltagsverstand sich nicht denken kann, vermag Gott trotzdem zu tun. Wir bekommen das zwar im Kopf nicht sortiert. Da scheinen uns Göttliches und Menschliches unvereinbar wie Feuer und Wasser. Und wenn wir erklären sollen, wie Gottes Wort „Fleisch“ wird in einer Krippe zu Bethlehem, stottern wir hilflos herum. Doch besagt das weder etwas gegen die Menschwerdung Gottes, noch besagt es viel gegen unseren Verstand, sondern besagt eben nur, dass die zwei nicht gut zusammenpassen. Menschliche Begriffe und Vorstellungen sind normalerweise ein verlässlicher Kompass. Aber wenn Gott Verblüffendes tut, versagen sie. Und das Versagen in solch einem Sonderfall werfe ich auch meinem Kompass nicht vor. Auf der ganzen Welt ist er zuverlässig. Nur am Südpol behauptet er, überall sei Norden, und am Nordpol sagt er, überall sei Süden. Er lügt ja auch nicht! Und wenn er an diesen speziellen Standorten trotzdem nutzlos wird, ist es nicht seine Schuld. Dasselbe lasse ich aber gelten für die menschliche Logik in Bezug auf Jesus Christus. Denn da steht unser Verstand „wie der Ochs vorm Scheunentor“ und wird nie verstehen, wie das Unendliche im Endlichen enthalten sein kann. Doch muss ich das auch nicht verstehen – und halte trotzdem daran fest, dass ich es in Jesu Worten mit Gottes Worten und in Jesu Taten mit Gottes Taten zu tun haben. „Wie“ Himmel und Erde in einer Person zusammengehen, mag ein Betriebsgeheimnis Gottes bleiben. Denn als Mensch kann ich damit leben, dass meine Vorstellungskraft Grenzen hat. Wenn Gott es für nötig hielte, würde er uns das Innenleben Jesu sicher restlos erklären. Hält er's aber nicht für nötig, können wir uns damit begnügen, das Wunder der Menschwerdung fröhlich zu bezeugen. Denn dessen Pointe liegt ganz woanders: Gott hat es geschafft, auf wunderliche Weise unser irdischer Bruder zu werden, und hat in Jesus Christus Gegensätze überbrückt, die wir nicht mal gedanklich verbinden können. Gott steht uns nun menschlich zur Seite! Und das ist genug, um uns Frieden zu schenken. Wenn aber der Versuch, die himmlischen Wege mit irdischen Gedanken nachzuvollziehen, nur dazu führt, dass wir uns in den eigenen Begriffen verheddern, dürfen wir herzlich drüber lachen und dürfen sagen: Gott sei Dank! Was für ein Glück, dass unsere Erlösung nicht davon abhängt, dass wir sie restlos verstehen. Und Gott sei Dank, dass die Grenzen unserer Vorstellung nicht die Grenzen seines Erbarmens sind! Gottes Gnade reicht weiter als unsere Gedanken. Seine Gedanken sind auch viel höher. Aber es sind Gedanken des Friedens. Und das ist gut zu wissen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gotteserkenntnis und Dreifaltigkeit

„Jesus Christus ist Gottes Sohn“ – so lautet das grundlegende Bekenntnis der Christenheit. Und niemand, der für einen Christen gehalten werden will, wird diesen Satz leugnen. Denn er ist gut biblisch. Und er ist uns vertraut. Nur: Wer näher erläutern soll, was Jesu „Sohnschaft“ bedeutet – der kommt in Schwierigkeiten. Denn im gewöhnlichen Sprachgebrauch bezeichnen wir damit ein Verwandtschaftsverhältnis. Der Sohn ist das Kind seines Vaters, und beide gemeinsam sind Teil einer Familie, die mindestens noch eine Mutter mit umfasst. Da beginnen aber schon die Probleme. Denn Gott ist schließlich nicht verheiratet. Es gibt keine Mehrzahl von Göttern, die miteinander Familien gründen könnten. Es gibt nur einen Gott. Und der ist nicht in demselben Sinne „männlich“ oder „weiblich“ wie Menschen es sind. Oder wollte jemand behaupten, Gott unterläge denselben biologischen Regeln wie wir? Dürfte man unterstellen, er beteilige sich an den Prozessen, aus denen für gewöhnlich Vater-Sohn-Beziehungen entstehen? Nein. In der griechischen Mythologie mag es so etwas geben. Da paaren sich Götter mit Menschen und bringen Halbgötter und Heroen hervor. Doch ist das von Gott allzu menschlich gedacht. Solche Vorstellungen sind geschmacklos und mit biblischem Denken unvereinbar. Wenn es aber bei der „Sohnschaft“ Jesu Christi nicht um biologische „Verwandtschaft“ geht – was ist dann damit gemeint? Und warum ist sie so wichtig?

Nun: Um der Antwort näher zu kommen, müssen wir uns klar machen, dass es in biblischer Zeit keine engere menschliche Bindung gab als die Vater-Sohn-Beziehung. „Sohnschaft“ war viel mehr als nur eine Frage der Abstammung. Und ein Vater war viel mehr als bloß ein „Erzeuger“. Denn der Vater und der (erstgeborene) Sohn bildeten rechtlich und sozial eine Einheit: Der Sohn ist der Vertraute des Vaters und sein Repräsentant nach außen. Er ist der Träger des Namens und der familiären Tradition. Der Sohn garantiert den Fortbestand der Familie und empfängt den väterlichen Segen. Er ist Erbe, Rechtsnachfolger und Sachwalter des Vaters. Er ist bevollmächtigt, an Stelle des Vaters zu handeln. Er kennt den Vater, wie ihn ein Außenstehender niemals kennen könnte. Er steht unter des Vaters Schutz, wird von ihm geliebt und führt seinen Willen aus. Mit anderen Worten: Im biblischen Denken gehören Vater und Sohn so eng zusammen, dass, wer mit dem Sohn zu tun hat, immer zugleich mit dem Vater zu tun hat. Der Sohn repräsentiert den Vater, denn er ist des Vaters „eigen Fleisch und Blut“.

Wenn das aber so ist, was bedeutet es dann im Blick auf das Gottesverhältnis Jesu? Bedeutet es, dass Jesus ein Mensch ist – und trotzdem Gottes „eigen Fleisch und Blut“? Begegnen wir in Jesus immer zugleich auch seinem himmlischen Vater? Ja – genau das will die Bibel sagen, wenn sie das Verhältnis Jesu zu Gott als „Sohnschaft“ beschreibt. Und sie hebt damit Jesus ganz bewusst aus der Reihe der Lehrer und Propheten heraus. Denn wir begegnen in ihm nicht bloß einem Boten, einem Beauftragten oder einem Werkzeug Gottes, sondern wir begegnen Gott „höchstpersönlich“. Vater und Sohn sind gleichen Wesens, gleicher Würde und gleichen Willens. Oder, wie es das Nizänische Glaubensbekenntnis sagt: *„[Wir glauben] an den einen Herrn Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, aus dem Vater geboren vor aller Zeit; Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater...“*

Jesus Christus und Gott der Vater werden hier so eng zusammengestellt, dass „kein Blatt Papier“ zwischen sie passt. Denn Vater und Sohn sind nicht nur „einig“, sondern sind „eins“. Warum aber ist das für den christlichen Glauben so wichtig? Nun, weil es Folgen hat: Es folgt daraus nämlich, dass das Wort des Sohnes auch den Vater bindet. Und es folgt, dass Jesu Taten immer auch Gottes Taten sind. Gottes Wille ist zugleich Jesu Wille. Und wo wir Jesus verste-

hen, haben wir zugleich Gott verstanden. Das aber ist eine einmalige Chance! Die Sohnschaft Jesu Christi gibt uns die Möglichkeit, vom Vater auf den Sohn und vom Sohn auf den Vater Rückschlüsse zu ziehen. Und wer von dieser Möglichkeit Gebrauch macht, der glaubt. Denn Glaube besteht in nichts anderem, als dass wir von Christus denken wie von Gott – und von Gott denken wie von Christus.

Glauben heißt: das Gleichheitszeichen zu entdecken, das zwischen beiden steht – und von dieser Gleichung aus Gott, die Welt und sich selbst neu zu deuten. Ohne das Gleichheitszeichen könnte man weder den Vater noch den Sohn noch sich selbst verstehen: Würden wir Jesus isoliert betrachten und davon absehen, dass er der Sohn Gottes ist, müssten wir annehmen, er sei ein gescheiterter Prophet. Er wäre für uns nicht mehr als ein religiös und moralisch vorbildlicher Mann mit tragischem Lebensausgang. Entsprechendes gilt aber auch von Gott, dem allmächtigen Schöpfer. Würden wir ihn isoliert betrachten und davon absehen, dass er der Vater Jesu Christi ist, so müsste er uns ein Rätsel bleiben. Sein Handeln in Natur und Geschichte ist nämlich schön und schrecklich zugleich. Und sähen wir nicht mehr als diese Zweideutigkeit, so wüssten wir nicht, woran wir mit Gott sind.

Wodurch aber kommt Licht in die Sache? Nur durch Gottes Geist, der uns lehrt, den Vater nicht ohne den Sohn und den Sohn nicht ohne den Vater zu betrachten. Den Zusammenhang beider erkennen heißt nämlich Gott erkennen. Und wer sich dieser Erkenntnis öffnet, dem geht ein Licht auf. Er begreift plötzlich, dass hinter Jesu Worten Gottes Autorität steht. Er versteht, dass Jesu Leben nicht von relativer, sondern von absoluter Bedeutung war. Und er erkennt zugleich, dass Jesu liebevolle Zuwendung zu den Gescheiterten und Schuldigen Gottes eigene Zuwendung ist. Eben das aber heißt „glauben“. Denn der Glaube hört den Sohn mit der Vollmacht des Vaters reden. Der Glaube sieht, wie der Wille des Vaters im Handeln des Sohnes Eindeutigkeit gewinnt. Und indem er stetig vom einem auf den anderen schließt, erschließt der Glaube das rechte Verständnis beider.

Wer aber Gott „versteht“ – sollte der nicht auch sich selbst verstehen können? Wird der nicht auch das eigene Leben in einem neuen, viel klareren und tröstlicheren Licht sehen? Ja! Dem Nicht-Christen kann das nicht gelingen. Indem er den Sohn vom Vater und den Vater vom Sohn trennt, versteht er weder den einen noch den anderen. Wer aber seinen Schöpfer missversteht – wie sollte der sich selbst verstehen? Begreift er Gottes Willen nicht, so muss ihm auch die Welt ein Rätsel bleiben. Ist ihm aber das Weltganze rätselhaft, das den Kontext seines Daseins bildet, wird er dann wohl seine eigene Existenz richtig deuten? Schwerlich.

Spätestens hier wird uns bewusst, dass es bei der „Sohnschaft“ Jesu nicht um eine abstrakte Lehre, sondern um das eigene Leben geht. Denn glauben wir, dass Jesus Gottes Sohn ist, sehen wir auch das eigene Dasein auf eine neue und tröstliche Weise: Der Gott, der unser Leben in Händen hält, ist dann kein großer Unbekannter mehr. Sondern er ist der Vater Jesu Christi. Und das heißt: Seine Macht ist niemals ohne Liebe. Seine Liebe ist niemals ohnmächtig. Und wer sich auf ihn verlässt, darf fröhlich sein. Denn das ist der Glaube, „der die Welt überwunden hat“ (1. Joh 5,4).

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Christi zwei Naturen

„Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit.“ Dieser Satz steht im Johannesevangelium. Und er geht einem leicht von den Lippen. Er ist ja auch nicht kompliziert und enthält kein Fremdwort. „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns“ – jedes Kind kann das sagen. Doch muss ich bei solchen Sätzen immer an einen meiner Professoren denken, der mich einst ermahnte: „**Junger Mann, es genügt nicht, wenn man etwas mit Worten sagen kann, es muss sich bei den Worten auch etwas denken lassen.**“ Und da wird es freilich schwierig, mit unserem so einfachen Sätzchen „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns“.

Denn: Lässt sich dabei etwas denken? Das Wort ward Fleisch, Gott wurde Mensch, haben wir eine klare Vorstellung davon, was das bedeutet? Ich fürchte nein. Wie sollten wir auch? Denn diese Sätze beschreiben die Menschwerdung Gottes. Und die sprengt unser Vorstellungsvermögen. Wir erkennen das schon daran, dass das Kind von Bethlehem in kein Raster passt und sich in keiner Schublade unterbringen lässt. Für den gesunden Menschenverstand gibt es da nämlich klare Alternativen:

Entweder göttliches Wort – oder menschliches Fleisch. Entweder Schöpfer – oder Geschöpf. Entweder Gott – oder Mensch. Weiß nicht jeder, dass zwischen Ewigem und Endlichem ein großer Abstand ist – so groß wie der Abstand zwischen Himmel und Erde? Doch Jesus Christus fügt sich nicht in diese Alternativen. Er gibt unserer Vernunft Rätsel auf, weil er weder in die Schublade „Mensch“ noch in die Schublade „Gott“ passt. Die Kirche versucht dem gerecht zu werden. Sie räumt Christus eine Sonderstellung ein und lehrt, dass er wahrer Mensch und wahrer Gott zugleich ist. Aber gegen diese Zumutung sträubt sich unsere Vernunft aus verständlichen Gründen. Denn was soll das auch heißen: „Das Wort ward Fleisch“, „der Schöpfer erscheint als Geschöpf“, „Gott wird Mensch“? Gibt es denn hölzernes Eisen, gibt es warme Kälte, gibt es trockenes Wasser und helle Finsternis? Die Kritiker riefen laut: „Das ist Unsinn, das geht gar nicht. Es kann niemand wahrer Gott **und** wahrer Mensch zugleich sein, denn der wäre wie ein eckiger Kreis. Entweder hat etwas Ecken, dann ist es kein Kreis, oder es ist ein Kreis, dann hat es keine Ecken. Entweder ist einer ein Mensch, oder er ist Gott – aber einen Gott, der Mensch ist, gibt es so wenig wie einen eckigen Kreis!“

Die Theologen der frühen Christenheit mussten solcher Kritik gegenüber oft mit den Schultern zucken. Sie gaben unumwunden zu, dass Gott in Bethlehem etwas getan hatte, was über unseren Verstand geht. Niemand wusste das besser als die christlichen Theologen. Sie fanden ja selbst kaum passende Worte, um das Geheimnis der Person Christi angemessen zu umschreiben. Aber was sollten sie tun? Sie waren nun einmal gebunden an das Zeugnis der Evangelien. Und die zeigen an Jesus zugleich menschliche und göttliche Züge. Gehen wir einige Lebensstationen Jesu durch!

Denken sie nur einmal an die Geburtsgeschichte. Christus liegt in Windeln gewickelt in der Krippe – das ist eindeutig menschlich. Aber er ist einer Jungfrau Kind – und das ist gewiss göttlich. Denken sie an die Versuchung Jesu durch den Teufel. Dass Christus wirklich und ernstlich in Versuchung geführt werden kann – ist das nicht eindeutig ein menschlicher Wesenszug? Ja. Aber dass er der dreifachen Versuchung des Teufels widerstand – ist das nicht ein Zeichen göttlicher Kraft? Ja. Christus konnte zornig werden, wie bei der Vertreibung der Händler aus dem Tempel. Emotionen zu haben und zornig zu werden – das verbindet ihn mit uns Menschen. Doch Christus konnte sich frei machen von berechtigtem Zorn und konnte später für seine Feinde beten „**Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun**“. Soviel Liebe

zu Feinden, das überschreitet menschliches Maß – das ist göttlich. Hunger und Durst hat Jesus empfunden. Er hatte einen Leib wie wir und Bedürfnisse wie wir – das macht ihn menschlich, damit steht er auf unserer Seite. Doch konnte er Wunder tun, über Wasser gehen, Kranke heilen, Tote auferwecken und Sünden vergeben – und mit alledem gehört er klar auf Gottes Seite. Christus hatte Angst vor dem Tod. Im Garten Gethsemane schwitzte er Blut und Wasser und bat seinen Vater, dass ihm das Kreuz erspart bleiben möge. Das war sehr menschlich. Aber er sagte am Schluss: **„Nicht mein, sondern dein Wille geschehe“**. Und das war göttlich. Schließlich starb Christus. Er fühlte alle Qualen des Todes und rief **„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen...?“** Gibt es einen klareren Beweis, dass er Mensch war? Nach drei Tagen aber stand er auf von den Toten. Gibt es einen klareren Beweis, dass er Gott war?

Wir könnten noch lange so fortfahren. Wir würden noch viele Belege finden, dass Christus einer von uns war, ein Mensch, einer „von unten her“. Und ebensoviele Beweise könnten wir dagegenstellen, dass Christus ganz anders war als wir, eben Gottes Sohn, eben einer „von oben her“. Was also sollte die Kirche anderes lehren, als dass Christus wahrer Mensch **und** wahrer Gott ist? Es blieb ihr gar nichts übrig, als den Evangelien zu folgen und dies Geheimnis zu bezeugen, dass Gottes Wort Fleisch wurde und dabei doch Gottes Wort blieb. Der gesunde Menschenverstand freilich empörte sich und nahm Anstoß an jenem hölzernen Eisen – an jener seltsamen Verquickung von Göttlichem und Menschlichem in Jesus. Und so war es kein Zufall, dass die Kirche in den ersten vier Jahrhunderten immer wieder mit Strömungen zu kämpfen hatte, die das spannungsvolle Geheimnis zu einer Seite hin auflösen wollten. Die einen wollten Jesus ganz auf die kreatürliche Seite ziehen. Sie gestanden Jesus wohl zu, dass er der edelste aller Menschen, der größte Prophet und beinahe ein Engel gewesen sei. Als das höchste der Geschöpfe wollten sie ihn ansehen. Aber eben nicht als Gott. Das klang vernünftig und kam gut an, bis man merkte, dass damit zugleich die Erlösung zweifelhaft wurde. War Christus nicht Gott, so ist Gott gar nicht unser Bruder geworden. Dann ist Christi Wort nicht Gottes Wort gewesen, und Christi Passion war nicht Gottes Passion – dann ist überhaupt zweifelhaft, ob dieser Christus uns erlösen und mit Gott versöhnen konnte. War Christus nur einer von uns, so kann er uns nicht mehr nützen als irgend ein anderer frommer Lehrer auch.

So machte man den Versuch, das Geheimnis Jesu zur entgegengesetzten Seite hin aufzulösen, Jesus also ganz der göttlichen Seite zuzuordnen. Da musste man freilich alle menschlichen Wesenszüge Jesu leugnen, von denen uns die Evangelien berichten, und alles bestreiten, was nicht zu Gott zu passen schien. So lehrte man dann, Christus habe nur zum Schein einen menschlichen Leib gehabt, er habe auch nur zum Schein Zorn, Trauer, Hunger und Verzweiflung gezeigt – und vor allem habe er am Kreuz nicht wirklich gelitten und sei nicht wirklich gestorben, sondern nur scheinbar, weil Gott von Natur aus gar nicht leiden und sterben könne. Auch das klang vernünftig und ging den Leuten zunächst gut ein. Doch wieder kamen Zweifel auf. Denn wenn Gott nur zum Schein Mensch geworden ist, wenn er nur so tat, als wolle er unser Bruder sein, ohne sich wirklich die Finger schmutzig zu machen – stellt das dann nicht unsere Erlösung in Frage? Ja. Denn wenn Gott nur scheinbar leidet und nur scheinbar für uns stirbt, dann hat er uns auch nur scheinbar erlöst – nicht wahr? Wenn Gott den Weg vom Himmel bis zur Erde nur halb gegangen wäre, und sich gescheut hätte, den Fuß in unseren irdischen Schlamm zu stellen, dann wäre er nicht wirklich bei uns angekommen, und wir wären immer noch allein in Gottverlassenheit und Schuld.

Nun, das alles war jahrhundertlang umstritten, bis sich die Kirche entschloss, mit ihrer Lehre von der Person Jesu Christi weder links noch rechts vom Pferd zu fallen. Man hat irgendwann begriffen, dass ein Mensch, der nicht wirklich Gott war, uns ebensowenig erlösen konnte wie ein Gott, der nicht wirklich Mensch wurde. Und man fand schließlich den richtigen Weg darin,

die Menschheit und die Gottheit Christi gleichermaßen festzuhalten, und hat dies in der sogenannten „Zwei–Naturen–Lehre“ dogmatisch festgeschrieben. Das ist freilich schon lange her. Und das Verständnis für die alten dogmatischen Formeln ist so sehr geschwunden, dass viele Christen sie als Belastung empfinden, als etwas Verstaubtes, Lebensfremdes und Entbehrliches. Doch ist das ein großer Irrtum. Denn Christus ist unsere Brücke zu Gott – und wie das bei Brücken so ist: Sie nützen nur, wenn der Brückenbogen, der sich auf einem Flussufer erhebt, auch auf dem anderen Ufer wieder niederführt. Eine halbe Brücke, eine unvollständige Brücke, die in der Mitte des Flusses zu Ende ist, ist nicht zu gebrauchen, weil sie die Ufer nicht verbindet. Und genauso wäre Christus zu nichts zu gebrauchen, wenn er nur Mensch oder nur Gott wäre. Er stünde dann **nur** auf der Seite der Geschöpfe, oder **nur** auf der Seite des Schöpfers, er würde aber keine Verbindung herstellen, könnte also auch nicht unsere Brücke zu Gott sein. Und das wäre tragisch für uns. Denn eine andere Brücke, die Himmel und Erde verbindet, gibt es nicht. Wir sind darauf angewiesen, dass an einer Stelle in unserer Welt Himmel und Erde sich verbinden. Darum hat der Glaube vitales Interesse am Geheimnis Christi und freut sich der Einheit von Göttlichem und Menschlichem in seiner Person – selbst, wenn diese Einheit nicht in Lehrsätzen einzufangen ist. Entscheidend ist nämlich nicht, dass wir das Wunder der Menschwerdung bis ins Letzte verstehen. Entscheidend ist, dass es geschah. Verlieren wir uns also nicht in Spekulationen über das Geheimnis der Person Christi. Denn schließlich hat Gott die Brücke zwischen Himmel und Erde nicht geschlagen, damit wir sie als Bauwerk bestaunen, sondern damit wir hinübergehen...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Der „historische“ Jesus

Oft wird unterstellt, das im Neuen Testament gezeichnete Bild Jesu sei dem Glauben der Autoren entsprungen und zeige darum nur den „geglaubten“ Christus – und nicht den „wirklichen“ Jesus. Es heißt, der historische Jesus, wie er wirklich war, müsse erst aus dem Christuszeugnis der frühen Gemeinde herauspräpariert werden, wie man von einem vielfach übermalten Bild erst die Schichten der Übermalung abheben muss, um das Original freizulegen. Immer wieder versuchen sich Theologen daran. Es fällt aber auf, dass der „echte“ Jesus, den sie dann als Ergebnis ihrer Forschungen präsentieren, regelmäßig der Theologie und dem Wunschbild des Forschers entspricht. Man muss darum fragen, ob es überhaupt möglich ist, an einen verborgenen, historischen Jesus heranzukommen – oder ob man sich besser an den Jesus Christus hält, den das Neue Testament offen bezeugt.

– A –

Die Autoren des Neuen Testamentes sind keine „neutralen“ Berichterstatter, sondern Glaubenszeugen, die aus der Tendenz und Absicht ihrer Schriften kein Geheimnis machen: Sie erzählen uns von Jesus Christus als von dem gekreuzigten und auferstandenen Herrn, zu dem sie sich bekennen, und fordern den Leser auf, auch seinerseits in Jesus Christus seinen Herrn zu finden.

– B –

Quellen, die eine andere Perspektive einnehmen und ein grundlegend anderes Bild Jesu zeichnen, stehen uns nicht zur Verfügung. Es gibt keine jüdische oder heidnische Darstellung des Lebens und der Lehre Jesu. Bei den zeitgenössischen Historikern finden sich über Jesus nur kurze Notizen. Und es gibt auch keine Schriften, die er selbst hinterlassen hätte, und mit denen man den Bericht der Evangelien vergleichen könnte.

Entscheidend ist nun, was man aus A und B folgert. Meines Erachtens folgt:

– C –

Wir haben durch die Evangelien zwar einen Zugang zu Jesu Leben und Lehre, besitzen darüber hinaus aber keinen zweiten Maßstab, der zur Bestätigung oder zur Kritik der neutestamentlichen Darstellung herangezogen werden könnte. Es kann sein, dass der „wirkliche“ und „historische“ Jesus anders war als der biblische Christus, den uns die Evangelien bezeugen. Aber er muss nicht anders gewesen sein. Wir haben keine Möglichkeit, das zu prüfen. Es kann auch sein, dass der „wirkliche“ und „historische“ Jesus genau so war, wie der biblische Christus, den uns die Evangelien bezeugen. Aber er muss nicht so gewesen sein. Wir haben keine Möglichkeit, das zu prüfen.

Wenn trotzdem immer wieder der Versuch gemacht wird, „hinter“ die Darstellung der Evangelien zurückzugehen und dort einen „historischen Jesus“ zu suchen oder zu rekonstruieren, den man anschließend mit dem „biblischen Christus“ vergleichen kann, liegt das daran, dass einem Teil der Forschenden an der Übereinstimmung beider gelegen ist, und einem anderen Teil an der Nicht-Übereinstimmung:

Die Einen versuchen das kirchlich–dogmatische Bild des „biblischen Christus“ zu stützen und zu stabilisieren, indem sie beweisen, dass es dem „historischen Jesus“ weitgehend entspricht.

Und die Anderen versuchen dasselbe kirchlich–dogmatische Bild Christi aufzulösen und zu relativieren, indem sie zeigen, dass der „historische Jesus“ ganz anders war.

Beide Strategien haben ihre Anhänger. Doch ignorieren beide die oben dargestellte Lage. Denn wie kann jemand anhand der einzigen Quelle, die er hat, beweisen, dass genau diese Quelle das Bild des geschilderten Gegenstandes verzerrt? Oder wie kann jemand anhand der einzigen Quelle, die er hat, beweisen, dass diese Quelle den geschilderten Gegenstand korrekt beschreibt? Ohne Kontrollmöglichkeit ist beides absurd:

Weder kann man den Evangelisten aus ihren eigenen Schriften (!) beweisen, dass sie sich mit ihrer nachösterlichen Christologie zu Unrecht auf den vorösterlichen Jesus berufen, noch kann man aus ihren eigenen Schriften (!) beweisen, dass sie es zu Recht tun. Man kann den „gepredigten“ Christus nicht am „historischen“ überprüfen, weil man den „historischen“ nicht anders hat als eben „gepredigt“. Und das heißt:

So wie die Quellenlage sich darstellt, ist es sinnlos, hinter dem „biblischen Christus“ einen (vielleicht ganz anderen) „historischen Jesus“ zu suchen. Selbst wenn es ihn gäbe, hätten wir keinen Zugang zu ihm. Wir brauchen ihn aber auch gar nicht. Denn **der** Jesus Christus, den die Christenheit seit Jahrhunderten kennt und braucht, ist der biblische Christus, der uns im Neuen Testament begegnet. Und der bedarf keiner historischen Beglaubigung. Er beglaubigt seine Vollmacht selbst, indem er Glauben weckt.

(Man vgl. zu dieser Thematik die Schrift von Martin Kähler: „Der sogenannte historische Jesus und der geschichtliche, biblische Christus“ 1892).

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Jesu Art, mit Menschen umzugehen

Der Apostel Paulus gibt uns eine Weisung, die erstmal harmlos, nett und einfach daherkommt, die aber bei näherer Betrachtung abgründig wird, anspruchsvoll und tief. Denn er sagt: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob.“ (Röm 15,7). Wir sollen einander annehmen, heißt das – und da annehmen das Gegenteil ist von ablehnen und hassen, scheint es hier nur um eine Variante des Liebesgebotes zu gehen. Jesus war freundlich zu euch, sagt dieser Vers, also seid auch freundlich untereinander. Jesus hat euch geliebt, also tut es ihm nach und liebt auch eure Mitmenschen. Nur – wenn man genau liest, steht da ja ein „wie“: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat.“ Und wenn man da stutzig wird und das Wörtchen ernst nimmt, muss man fragen, worauf es uns verweist. Wie nimmt Jesus denn an – und auf welche Weise? Ist es Jesu Art, Menschen „bedingungslos“ anzunehmen, „nett“ und „offen“, „freundlich“ und „liebervoll“, „ohne jeden Vorbehalt“? Ist er lächelnd mit offenen Armen auf jeden zugegangen – und ist es das, was wir uns zu Eigen machen sollen? Ich fürchte, viele fassen den Text genau so auf, als sei er nur eine Variante von „seid nett zueinander“. Aber wenn wir diese Lesart am Neuen Testament überprüfen, bewährt sie sich nicht. Denn Jesus war längst nicht zu allen Menschen nett und freundlich. Und wenn Jesus das unter Nächstenliebe verstanden hätte, „nett und freundlich“ zu sein, dann hätte er gegen diesen Grundsatz selbst recht häufig verstoßen.

Denken wir nur mal an den reichen Jüngling, der Jesus nachfolgen wollte und an der Forderung Jesu scheitert, er müsse vorher seinen gesamten Besitz abgeben. Oder denken wir an den anderen, dem Jesus nicht erlaubte seinen toten Vater zu beerdigen. War das nicht hart? Wenn die Familie Jesus beanspruchen wollte, hat er manchmal seine eigene Mutter ziemlich grob abgewiesen. Und die kanaanäische Frau, die sich verzweifelt an ihn wandte, hat er wegen ihrer heidnischen Herkunft als „Hund“ bezeichnet. Die Schriftgelehrten und Pharisäern hat er mehrfach vor den Kopf gestoßen und hat ihnen entgegengerufen: „Ihr Schlangen, ihr Otternbrut! Wie wollt ihr der höllischen Verdammnis entrinnen?“ Und die Samariterin am Brunnen spricht er ganz offen auf ihre vielen Männergeschichten an und stellt sie damit bloß. Seinen getreuen Petrus blafft er einmal heftig an und sagt: „Geh weg von mir, Satan! Du bist mir ein Ärgernis!“ Gegen die Händler im Tempel wird Jesus sogar offen gewalttätig! Die Städte Chorazin, Betsaida und Kapernaum werden von Jesus regelrecht verflucht. Und von Judas sagt er, es wäre besser für ihn, nie geboren zu sein. Nein, wirklich: Wenn es Jesu Grundsatz gewesen wäre, zu allen „lieb“ zu sein und ohne Vorbehalt jeden zu umarmen, so hätte er gegen diesen Grundsatz sehr häufig verstoßen. Er wäre dann ein sehr inkonsequenter und schlechter Lehrer. Und weil er das nicht ist, wird uns klar, dass die Sache komplizierter liegt. Die Art, wie Jesus Menschen annimmt, ist nicht einfach die „freundliche“ Art. Er ist nicht mit dem unterschiedslosen Lächeln des Dalai-Lama herumgelaufen. Sondern Jesus begegnet verschiedenen Menschen auf sehr verschiedene Weise. Aber Jesu Art, Menschen zu begegnen, hat immer mit dem Reich Gottes zu tun, dem zentralen Thema seiner Verkündigung. Und wenn wir sein Verhalten unter diesem Blickwinkel betrachten, kommen wir dem Kern der Sache näher. Denn Jesus lebt in der Überzeugung, dass das Reich Gottes nah herbei gekommen ist, dass mit ihm eine völlig neue Zeit anbricht, und darum für jeden Menschen nur noch wichtig ist, ob er sich dem kommenden Reich öffnet – oder sich davor verschließt.

Jesu Lebensthema ist die Gottesherrschaft, die mit ungeheurer Dynamik von der jenseitigen Welt in die diesseitige hineindrängt, die mit großen Schritten auf uns zukommt und jeden Menschen vor eine Entscheidung stellt, die für ihn Heil oder Unheil bedeutet. An Jesu eigener

Person scheiden sich die Geister! Am Verhältnis zu ihm entscheidet sich, ob einer verloren geht oder den großen Aufbruch mitmacht! Denn durch das Kommen des Reiches werden die Karten völlig neu verteilt, die alte Welt vergeht, und es zählt nur noch das Künftige. Da ist jeder gefragt, ob er sein altes Leben hinter sich lässt, um frei zu sein für den Neubeginn mit Jesus! Und eben darum ist es Jesus so völlig egal, was ein Mensch früher war oder was er bis heute erreicht hat. Nicht wo einer herkommt, interessiert Jesus, sondern wohin er unterwegs ist! Und er legt darum niemand auf das fest, was er bisher gewesen ist. Jesus fragt nicht nach dem Bildungsgrad, dem Geschlecht, dem Ansehen oder dem Strafregister. Er fragt selten, was einer will, und kümmert sich auch kaum darum, was Leute von ihm erwarten. Jesus hält sich nicht damit auf, was einer war oder was er vorgibt zu sein, sondern Jesus konzentriert sich auf das, was der Mensch werden kann und werden soll, weil ein jeder dazu bestimmt ist, ein Kind und Ebenbild Gottes zu sein. Nicht woher der Mensch kommt, interessiert Jesus, sondern ob er mitgeht und unterwegs ist zum Reich Gottes. Auf genau diesem Weg will Jesus sein Gegenüber voranbringen – und eben das heißt für ihn einen Menschen „annehmen“, dass er wegnimmt und beiseite räumt, was den Fortschritt dieses Menschen hemmt, und gleichzeitig schenkt, was der andere zu seinem Fortschritt braucht.

Jesus ist restlos an der Zukunft orientiert. Und das erklärt, weshalb er sich über die gesellschaftlichen Schranken seiner Zeit und auch über religiöse Ordnungen des Alten Testaments so locker hinwegsetzen kann. Es ist Jesus relativ egal, dass Zachäus bisher ein Zöllner und ein Betrüger war. Er ermöglicht der Ehebrecherin einen neuen Anfang. Und er scheut nicht mal den Umgang mit Prostituierten. Jesus lässt viele fromme Leute links liegen und geht dafür auf Heiden und Ausländer zu. Er redet mit Samaritern, die man damals zu einer üblen Sekte rechnete. Er lässt sich von einer stadtbekanntem Sünderin berühren und salben. Er nimmt sehr fragwürdige Leute in Schutz. Und mit dem Schwächer am Kreuz befördert er sogar einen Schwerverbrecher direkt ins Paradies hinein, während er angesehenen und frommen Leuten mit der Hölle droht. Ich meine aber, dass auch dies Letztere dem entspricht, was Jesus unter „Liebe“ versteht. Denn wahre „Liebe“ ist nicht, wenn ich einem gebe, was er wünscht oder was ihm angenehm ist, sondern wenn ich ihm gebe, was er braucht, um Gott näher zu kommen. Liebe kann auch darin bestehen, dass ich dem Anderen auf einem falschen Weg massiv widerstehe und mir damit seinen Zorn zuziehe! Denn nicht das irdische Wohlergehen zählt, nicht die konfliktfreie Harmonie heute, sondern viel wichtiger ist das ewige Heil von morgen, das mit Gottes Reich kommt, und das einer leicht verpasst, wenn er nicht wachgerüttelt wird. Durch Gottes Zugriff auf diese Welt werden die Karten neu gemischt. Und darum hat jeder Jesus gegenüber dieselbe Chance. Da wird niemand auf seine Defizite festgelegt oder auf seine alte Rolle, aber jeder wird herausgefordert, nach den neuen Regeln des Reiches Gottes zu leben. Alle Klassenschranken und Unterschiede fallen bei Jesus weg: Jude und Heide, Mann und Frau, reich und arm, klug und dumm spielen keine Rolle für ihn. Aber an die Stelle der alten Unterscheidungen tritt nicht milde Indifferenz, sondern eine neue Unterscheidung, weil Jesus nur noch zwei Gruppen kennt, in die die Menschheit zerfällt: Jesus unterscheidet die, die sich dem in Jesus erschienenen Reich jetzt öffnen, von denen, die sich ihm verschließen. Und nur dieser Unterschied zählt für ihn.

Es interessiert ihn nicht, worin wir bisher versagt haben, aber er will, dass wir endlich die Menschen werden, die wir von Gott her sein sollen. Was uns daran hindert an Krankheit, Schuld, Abhängigkeit und Unverstand, das will Jesus radikal wegnehmen, und was uns zu diesem Aufbruch fehlt an Kraft, Vergebung, Segen, Gnade und Zuversicht, das will Jesus uns schenken. Zur Heilung der Sünder bedarf es gleichermaßen scharfer Schnitte und milder Salben! Und Jesus als unser Arzt hat beides im Gepäck, so dass die Begegnung mit ihm stets einer

Operation am offenen Herzen gleicht. Aber Jesus scheut bei seinem Eingriff vor nichts zurück, was das Gegenüber auf dem Weg zu Gott voranbringt. Er führt dabei keine rückwärtsgewandten Debatten! Nur die Entwicklung vorwärts zählt – und die alten Festlegungen, Verstrickungen und Bequemlichkeiten, die uns behindern, wischt Jesus beiseite. Aber es ist darum auch keiner, der sich nach dem Heil ausstreckt, wegen „schlechter Voraussetzungen“ chancenlos. Wo Menschen selbstzufrieden verharren, ist Jesus keine Provokation zu scharf, um sie in Bewegung zu bringen. Wo Menschen aber für Gott frei werden wollen, da ist ihm keiner zu schuldig oder zu schmutzig, als das Jesus ihm nicht freudig mit Milde und Barmherzigkeit entgegenkäme. Jesus weiß, dass (nicht für ihn, sondern für sein Gegenüber) alles auf dem Spiel steht. Er will Menschen in das kommende Reich Gottes einbinden. Aber dazu muss sich eben nicht nur das Reich für die Menschen öffnen, sondern auch der Mensch für das Reich. Braucht's dafür Strenge, so ist Jesus streng. Und braucht's dafür Milde, so ist Jesus mild. Hilft Konfrontation, so kann Jesus heftig streiten. Hilft aber Trost, so verblüfft uns Jesu große Nachsicht. Und in alledem erweist er sich als ein wahrer Seelsorger, dass er um nichts anderes als um die Seelen sorgt und für sie sorgt, indem er ihnen genau das gibt, was sie brauchen, um auf dem Weg zu Gott, voranzukommen. Was also war Jesu Art, Menschen „anzunehmen“?

Seine „Annahme“ ist insofern bedingungslos, als er jederzeit bereit ist, die Person des Sünders von der Sünde zu unterscheiden. Wer sich zu ihm flüchtet, ist willkommen und muss keine Vorleistungen bringen, um kommen zu dürfen. Die ganze Qualifikation besteht darin, dass einer sich mühselig und beladen weiß und bei Christus seine Last loswerden will. Doch ohne das – ohne, dass einer sich nach der Gnade ausstreckt – geht es nicht. Denn wer an seinem alten Leben festhält, weil er stolz und mit sich zufrieden ist, wer sich von seiner Sünde gar nicht unterscheiden will, weil er sie nicht als Problem ansieht, der bleibt verstrickt, der beharrt im Falschen – und gelangt auch nicht zu Christus. Das dann aber nicht, weil er nicht kommen „dürfte“, sondern weil er das, was bei Christus zu finden wäre, gar nicht will. Der Zugang zu Christus ist offen, aber er verlangt von mir das Eingeständnis, dass ich nötig habe, was Christus für mich tun will. Und darum finden gerade die Stolzen, die Überfrommen und Anständigen diesen Zugang nicht. Die hingegen, die sich bedürftig wissen, denen kommt Christus zuvor und empfängt sie nicht nur herzlich, er erträgt sie nicht bloß, sondern trägt sie voran, dient ihnen, wäscht ihnen sogar die Füße und gibt sein Leben für sie. Ja, Christus will unsere Not zu seiner Not machen. Als unser Arzt hält er bittere und süße Medizin bereit, macht sich die Hände schmutzig an unseren Wunden und erträgt das Gejammer um unserer Heilung willen. Das ist Jesu Art, einen Menschen „anzunehmen“, das ist der Dienst, den er leistet, und das ist die Therapie, auf die wir uns einlassen, wenn wir ihn an uns heranlassen. Was bedeutet dann aber jener Vers: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob.“?

Es ist ein Appell, den Paulus an die Christen in Rom richtet, und der sich darum primär auf das Miteinander innerhalb der christlichen Gemeinde bezieht. Denn es wird vorausgesetzt, dass die, die einander annehmen sollen, bereits von Christus – als dem Dritten im Bunde – angenommen wurden. Sind sie aber durch Christus zur Gemeinschaft verbunden, so soll ihr Verhältnis untereinander bestimmt werden durch das Vorbild Christi. Und das heißt konkret, dass die wechselseitige Annahme vorbehaltlos sein soll, wie sie das bei Christus war, dass sie die Bereitschaft zum Dienst einschließt, dass sie Kritik aber auch keineswegs ausschließt:

D.H. (1.) Wo Christen zusammenkommen, dürfen Herkunft, Vergangenheit, Bildungsstand und sozialer Rang der Gemeinschaft nicht im Wege stehen. Und wo einer belastet dasteht, weil er sich falsch verhält und selbst daran leidet, da darf es keine Vorbehalte geben und keine Überheblichkeit, sondern die christlichen Geschwister sollen jederzeit und immer wieder bereit

sein, die Person von ihrer Sünde zu unterscheiden, und die Person anzunehmen trotz unannehmbarem Verhalten.

Zum (2.) verpflichtet uns aber das Vorbild Christi, einander nicht nur mit mürrischem Gesicht zu ertragen und irgendwie zu dulden, sondern einander zu dienen. Einer ist dem anderen seinen Beistand schuldig, so dass er ihm auf seinem Weg zu Gott nach Kräften voran hilft, bedenkt, was der andere zu Heil und Heilung nötig hat, und ihn auch in weltlichen, ganz praktischen Dingen als Bruder und Schwester behandelt. Denn wenn ich weiß, dass Christus mich erträgt, soll ich auch meine Mitchristen ertragen und soll die Liebe, die mir von Christus widerfährt, an sie weitergeben.

(3.) aber scheint mir wichtig, dass Kritik nicht durch Liebe ausgeschlossen wird, sondern gerade um der Liebe willen nötig ist. Christi Liebe besteht ja auch nicht darin, dass er das Falsche an uns tolerieren, übersehen oder gutheißen würde! Sondern wo es falsch lief, hat Jesus mit seinen Jüngern heftig gestritten, hat den Finger in die Wunden gelegt und war überaus streng – war es aber nicht etwa, um Recht zu haben, sondern war streng, um des Anderen willen. Den Anderen annehmen, heißt darum auch für Christen nicht, jedem Konflikt aus dem Weg zu gehen oder in allem nachgiebig zu sein, sondern in allem möglichst hilfreich zu sein. „Annahme“ bedeutet nicht, christliche Liebe wie eine süße Puddingsoße über alles auszugießen, bis jeder Missstand und jedes Krebsgeschwür unter der süßen Soße, verschwunden ist. Und darum heißt Nächstenliebe auch für uns, nicht jedem das Angenehme zu geben, das er vielleicht will, um sich wohlzufühlen, sondern das Hilfreiche, das er braucht, um Gott näher zu kommen. Nicht dass es ihm äußerlich gut geht, sondern dass er innerlich heil wird, soll uns interessieren. Das aber geht uns wirklich an – und das sollen wir uns auch etwas kosten lassen. Denn wenn Christus sich nicht zu schade war, diesem Menschen zu dienen, wie könnte ich mir dann zu schade sein? Und wenn ich verdammen wollte, was Christus annimmt, käme ich da nicht in Konflikt mit ihm? Weiß ich, dass Jesus über seinen Schatten gesprungen ist, um mich anzunehmen, der ich doch eigentlich unannehmbar war und bin, darf ich mich dann zieren den anderen anzunehmen, der doch auch nicht schlimmer ist als ich – sondern bloß anders?

Zur Sünde müssen wir nicht ja sagen, zum Sünder aber schon. Darum gebe Gott uns den nötigen Verstand, das eine vom anderen zu unterscheiden und einander dann anzunehmen, wie – und weil – Christus uns angenommen hat...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Das Heilswerk Christi im Überblick

Philipp Melanchthon, der Freund Martin Luthers, hat sich einmal die Frage gestellt, wie man eigentlich Jesus Christus erkennen und verstehen kann. Und er schrieb dann den berühmten Satz: „Christus zu erkennen bedeutet, seine Wohltaten zu erkennen.“ Melanchthon will damit sagen, dass wir nicht allzu lange über Christi Person nachgrübeln sollten, in der Gottheit und Menschheit auf so geheimnisvolle Weise verbunden sind. Sondern wir sollen unser Augenmerk auf das richten, was Christus für uns tat. Denn Christus zu erkennen bedeutet nicht über seine zwei Naturen zu spekulieren, sondern auf seine konkreten Wohltaten zu schauen. Wer Christus ist, entnehmen wir am leichtesten dem, was er tut. Das Werk verrät den Meister! Worin aber bestehen die Wohltaten Christi, welches Werk vollbringt er an uns und für uns? Das Neue Testament gibt darauf nicht nur eine Antwort, sondern gleich mehrere, und manch einer ist durch diese Fülle schon in Verwirrung geraten. Darum will ich das große, mehrdimensionale Heilswerk Jesu in 7 Schritten darstellen:

1.

Die erste Wohltat Christi, die dabei erwähnt werden muss, ist die, die wir an Weihnachten feiern. Denn die Menschwerdung Jesu Christi ist nicht bloß die äußere Voraussetzung eines dann erst folgenden Heilswerkes, sondern, dass Gottes Sohn einer von uns wurde und rettend an unsere Seite trat, das ist selbst schon heilvoll. Wäre Gott uns fern geblieben, hätte er sich gescheut unser Schicksal mit uns zu teilen und in unsere Situation hineinzutreten, so wären wir verloren gewesen! Doch „das Licht schien in die Finsternis“, wie Johannes sagt, und „das Wort ward Fleisch“. Jesus kam zur Welt und machte unsere Not zu seiner Not. Er durchlief unser ganzes Leben und ersparte sich weder Schweiß noch Blut noch Tränen. Wenn Gott aber in unseren Schuhen läuft und sich unsere Situation aneignet, kann sie dann noch dieselbe bleiben? Muss nicht unser korrumpiertes Menschenleben durch die Berührung mit dem Heiligen geheilt werden? Ja! Indem Gottes Sohn in unser Menschenleben eingeht, verwandelt er es. Dass er unser Bruder wird, das ändert alles, denn so ist Gott plötzlich bei uns, ist mit uns und ist für uns. Es ist, wie wenn einer einen dunklen Kerker betritt mit einer hell leuchtenden Fackel in der Hand und die dort Gefangenen schauen auf!

2.

Aber der Sohn Gottes (das ist schon die zweite große Wohltat) bleibt nicht etwa stumm, sondern er redet von der großen Barmherzigkeit des himmlischen Vaters und öffnet uns damit die Augen. Christus bringt wahrlich eine „Gute Nachricht“, wenn er Gottes Liebe verkündet. Denn von Gott geliebt zu werden, war so ziemlich das Letzte, was wir als Sünder hätten erwarten dürfen. Wir sind schließlich von Adams und von Evas Art! Durch unseren Hang zum Bösen sind wir Gott entfremdet. Und weil wir genau wissen, was unser Tun verdient, verschließen wir uns vor Gott in Misstrauen, Angst und Argwohn. Als Sünder verstehen wir Gott nicht und fühlen uns auch unverstanden, sind trotzig, bockig und verstockt. Christi gute Botschaft aber überwindet diese seelischen Blockaden, sie wärmt die kalten Herzen und erleuchtet die trüben Gedanken, weil Gott Gnade walten lässt, die wir nicht verdienen. Die verlorenen Söhne und Töchter lädt er ein, in das Haus des himmlischen Vaters zurückzukehren. Und wenn sich daraufhin unsere ganze Gesinnung wandelt, weil Gottes Liebe bei uns Dankbarkeit, Reue und Gegenliebe weckt, dann sind dadurch Blinde sehend und Seelen frei geworden. Niemand kennt den Vater als nur der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will. Ohne ihn hätten wir

nie erfahren, wie Gott wirklich zu uns steht. Darum ist es eine große Wohltat Christi, dass er uns ein Licht aufgehen lässt, unser Misstrauen aufricht und Glauben in uns weckt.

3.

Doch lässt er's dabei nicht bewenden, sondern lässt dem Weckruf weitere Taten folgen, insofern er mit den Menschen, die er aufrüttelt und gewinnt, die denkbar engste Verbindung eingeht, so dass er in den Gläubigen, und die Gläubigen in ihm sind. Diese dritte große Wohltat beschreibt das Neue Testament durch das Bild vom Weinstock und den Reben, vom Leib Christi und vom Haupt dieses Leibes, oder auch vom Bräutigam und seiner Braut. Die Bilder der innigen Gemeinschaft variieren, sagen aber immer dasselbe: dass nämlich Christus alles, was er ist und hat, mit seinen Jüngern teilt, und sie an allem partizipieren lässt, was ihm gehört. Christus und die Seinen werden durch den Glauben so sehr miteinander verbacken und verschweißt, dass ihn niemand mehr von uns zu trennen vermag, und wir in engster Gütergemeinschaft und Schicksalsgemeinschaft seinen ganzen Weg mitgehen und von ihm mitgezogen und durchgeschleppt werden bis ins Reich Gottes. Paulus verdeutlicht das anhand der Taufe, und schreibt an die Römer: **„Wisst ihr nicht, dass alle, die wir auf Christus Jesus getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? So sind wir ja mit ihm begraben, durch die Taufe in den Tod, damit, wie Christus auferweckt ist von den Toten, durch die Herrlichkeit des Vaters, auch wir in einem neuen Leben wandeln. Denn wenn wir mit ihm verbunden und ihm gleich geworden sind in seinem Tod, so werden wir ihm auch in der Auferstehung gleich sein.“** (Röm 6). Im Galaterbrief sagt Paulus, dass wir Christus „angezogen“ haben wie ein Kleidungsstück, und Luther spricht später davon, dass Christus mit den Gläubigen „zusammengebacken“ wird wie Milch und Mehl in einem Kuchen. Einen „fröhlichen Wechsel und Tausch“ nennt Luther das, denn Christus nimmt an sich unsere ganze Armseligkeit und Last und schenkt uns dafür seine Herrlichkeit, sein Leben und seine Gerechtigkeit! Wer hätte je einen besseren Tausch gemacht?

4.

Mit diesem Gedanken des Austauschs nähern wir uns schon der vierten großen Wohltat Christi, dem Zentrum seines Werkes, das er am Kreuz vollbringt. Denn Christus macht unsere Not so sehr zu der seinen, dass er auch unseren Tod auf seine Schultern lädt, den Fluch, den wir auf uns geladen haben, den Berg unserer Schuld und die dafür angemessene, elende Strafe. Gott will lieber selber leiden als uns leiden zu sehen, und teilt darum sich selbst die Verdammnis zu und uns die Freiheit. Stellvertretend für alle Sünder geht Christus ans Kreuz, und erleidet als Unschuldiger, was unsere Schuld verdient. Er fängt mit seinem eigenen Leib den Schlag ab, der von Rechts wegen uns treffen müsste, und hält den Kopf für uns hin. Denn er ist nach den Worten des Neuen Testaments „das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt“ (Joh 1,29). Und die ganze Christenheit findet die Erklärung für seinen schrecklichen Kreuzestod in den prophetischen Worten Jesajas:

„Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt, und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unsrer Missetat willen verwundet, und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“ (Jes 53,4-5)

5.

Ganz ähnlich (und doch etwas anders) beschreibt es der Hebräerbrief, wenn er sagt, dass Christus sich „für uns“ geopfert hat. Denn während das stellvertretende Leiden in die Gedanken

welt des Strafrechts gehört, meint der Hebräerbrief tatsächlich ein Sühnopfer, wie es im Jerusalemer Tempel dargebracht wurde. Man opferte dort täglich zahllose Tiere, um damit so etwas wie sühnende Wiedergutmachung zu leisten. Die Gott dargebrachten Gaben sollten Veröhnung erwirken und das durch menschliche Schuld gestörte Gottesverhältnis heilen. Doch nun, sagt der Hebräerbrief, ist durch den Kreuzestod Christi alles anders geworden. Denn hier ist es Gott selbst, der die Schuld seines Volkes tilgt und sühnt, indem Christus als Hohepriester ein Sühnopfer darbringt, das er selber ist. Gott opfert am Kreuz keinen anderen, Gott opfert sich selbst! Und durch diese unglaubliche Tat macht Gott allem weiteren Opferdienst ein für allemal ein Ende. Denn wer wollte künftig noch irgendetwas geben, nachdem Gottes Sohn sich selbst gegeben hat? Wer wollte das überbieten? Wer wollte dem noch etwas hinzufügen? Wer müsste da noch etwas ergänzen?

6.

Gott selbst hat den denkbar höchsten Preis bezahlt, um sich mit uns versöhnen zu können. Er hat es sich das Blut seines Sohnes kosten lassen. Und so wundert es nicht, dass das Neue Testament Christi Heilswerk auch in die Sprache des Besitzrechts beschreiben kann. Das sechste große Bild für das Werk Christi, ist nämlich das des „Loskaufes“, das auch Jesus selbst benutzte, als er sagte: **„Der Menschensohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für viele.“ (Mk 10,45)** In unseren Ohren, klingt es vielleicht seltsam, wenn es heißt, Christus habe uns „freigekauft“. Doch zur Zeit des Neuen Testaments war Sklaverei etwas Alltägliches, das jeden treffen konnte, denn wer finanzielle Probleme hatte, geriet leicht in „Schuld knechtschaft“. Wenn ein Schuldner nichts hatte, um sich frei zu kaufen, und auch keiner für ihn einsprang, führte die Insolvenz direkt ins Gefängnis oder in die Sklaverei. Christus aber hat es sich sein Leben kosten lassen, uns freizukaufen aus unserer Schuld knechtschaft. Er hat den Preis bezahlt, der nötig war. Denn wir hatten kein Besitzrecht mehr an uns selbst, sondern hatten unsere Seelen verkauft und verpfändet. Wer der Sünde dient, der ist automatisch der Sünde Knecht. Wer dem Vergänglichen dient, der ist dem Tod verfallen. Und wer dem Satan nicht widersteht, der ist sein Gefangener. Doch Christus, sagt der Kolosserbrief, **„hat den Schuldbrief getilgt, der mit seinen Forderungen gegen uns war, und hat ihn weggetan und an das Kreuz geheftet.“ (Kol 2,14)**. Christus hat die Seinen teuer erkauf mit seinem Blut, hat unsere Seelen für Gott erkauf und war sich nicht zu schade, als Lösegeld dafür sich selbst zu geben.

7.

Oder kann man die Passion Jesu anders verstehen, als dass Sünde, Tod und Teufel sich der Person Jesu bemächtigten? Haben sie sich etwa nicht an ihm ausgetobt? Sie haben ihn überwältigt und gefoltert, und während er sich nicht wehrte, haben sie ihn wie eine Beute weggeschleppt bis in den Tod und in den Abgrund der Hölle hinein, um ihn dort zu verderben. Wie sich einer gegen Geiseln austauschen lässt, hat Christus sich gegen uns austauschen lassen, und die Mächte der Finsternis haben ihn wie einen Köder gefressen und verschlungen. Bekommen ist ihnen diese Beute aber schlecht. Denn Gottes Sohn, der wie ein Opfer zur Hölle fuhr, hat dort die Türen eingetreten und hat die Gefangenen befreit, ist zurückgekehrt, um von den Toten aufzuerstehen – und hat dabei mächtig über Sünde, Tod und Teufel triumphiert. Denn unsere Gläubiger, aus deren Schuld knechtschaft Christus uns herauskauft, diese Sklaventreiber und Menschenverderber, werden von ihm nicht nur ausbezahlt, sondern anschließend auch erschlagen. Dies ist die siebte und letzte der großen Wohltaten Christi. Und sie darf nicht verschwiegen werden. Denn wenn die kriegerischen Bilder auch irritieren, so

sind sie doch gut neutestamentlich. Schließlich war schon Jesu Lebensweg geprägt vom Kampf mit den dämonischen Mächten, die er austrieb, und die seinem Befehl weichen mussten. Johannes sagt: *„Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, dass er die Werke des Teufels zerstöre.“ (1. Joh 3,8)* Und der Kolosserbrief jubelt: *„(Gott) hat die Mächte und Gewalten ihrer Macht entkleidet, und sie öffentlich zur Schau gestellt, und hat einen Triumph aus ihnen gemacht, in Christus.“ (Kol 2,15)* Christus hat sich den Mächten der Finsternis nicht ausgeliefert, ohne sie hinterher unter seine Füße zu treten, denn er, der sich erniedrigte und gehorsam ward bis zum Tode, ist derselbe, dem sich beugen sollen *„aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind.“ (Phil 2,8-11)*

Wahrlich: „Christus zu erkennen bedeutet, seine Wohltaten zu erkennen.“ Melanchthon sagte das ganz zu Recht. Denn wer nicht weiß, was Christus für ihn tut, der kennt ihn überhaupt nicht. Wenn wir aber im Neuen Testament gleich sieben Grundmotive der Erlösung und Versöhnung gefunden haben, stehen die dann etwa in Konkurrenz zueinander? Man könnte durchaus fragen, ob die Menschwerdung das Wichtigste ist, mit der Christus an unsere Seite tritt, oder ob es eher auf die Offenbarung der Liebe Gottes ankommt, die unser Misstrauen überwindet. Ist die Schicksalsgemeinschaft das Entscheidende, weil Christus die Seinen teilhaben lässt an seinem Weg und seinen Gütern? Oder steht das Kreuz mit dem stellvertretenden Erleiden unserer Strafe beherrschend über allem? Christus ist der Hohepriester, der sich selber opfert, er gibt sein Leben als Lösegeld, das uns freikauf, und schließlich siegt er an Ostern groß und herrlich über all die Mächte, die uns bedrängten! Doch wer dürfte eines dieser Werke gegen das andere ausspielen, oder eins davon ignorieren? Sind es nicht nur verschiedene Dimensionen eines einzigen Werkes, und einer einzigen großen Lebensaufgabe, die den ganzen Weg Jesu umfasste? Es wäre ganz unsinnig, Weihnachten gegen Karfreitag auszuspielen oder Ostern gegen beide. Denn offensichtlich sind die sieben Wohltaten Christi untereinander eng verknüpft.

Christus könnte unser subjektives Misstrauen nicht ausräumen, wenn er die Mächte des Verderbens nicht ganz objektiv besiegt hätte. Und er hätte jene Mächte nicht überwinden können, ohne vorher die Schuld zu tilgen, die uns ihren Händen auslieferte. Wäre Christus im Tod geblieben, was würde es uns dann nützen, durch die Taufe mit ihm verbunden zu sein? Und wie hätte er unsere Strafe am Kreuz tragen können, wenn er nicht zu Bethlehem ein Mensch geworden wäre – mit aller Konsequenz?

Das alles bildet einen großen, unlöslichen Zusammenhang. Und wenn sich das eine mehr auf der Ebene der Erkenntnis abzuspielen scheint, das andere auf der Ebene konkreter Macht und das dritte auf der Ebene von Schuld und Sühne, so spiegelt es nur wider, dass auch unsere Not diese verschiedenen Ebenen der Erkenntnis, der Macht und der Schuld gehabt hat. Das Heilswerk Jesu Christi ist genauso vielgestaltig wie der menschliche Notstand, den es behebt. Und doch ist es ein und derselbe Heiland, der sich all dieser Mühen unterzieht, um dem Menschen auf mehrfache Weise aus der einen, großen Misere herauszuhelfen. Wahrlich: „Christus zu erkennen bedeutet, seine Wohltaten zu erkennen.“ Wer aber diese Wohltaten erkennt, wird zugleich einsehen, dass er sie nötig hatte. Und dem ist dann zur Erkenntnis Christi zugleich Selbsterkenntnis geschenkt, so dass er um so mehr Anlass hat, zu staunen und zu danken...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Menschwerdung und Liebe Gottes

Wenn Christen Weihnachten feiern, denken sie an Geschehnisse, die sich zeitlich und räumlich weit entfernt in Bethlehem ereignet haben. Wir überbrücken dann innerlich 2000 Jahre – und erwarten trotz der großen Entfernung, dass uns das Geschehen nahe kommt. Doch **was** diese Geburt mit uns zu tun hat – ist das so leicht zu sagen? Das Weihnachtsthema scheint durch gedankenlose Verwendung völlig abgegriffen und banalisiert zu sein. Jeder verbindet damit, was er gerade will. Das Fest wird überlagert von sentimental Klischees und Missverständnissen. Und trotzdem meinen viele, sie wüssten ganz genau, was es mit Weihnachten auf sich hat! „Ist doch klar“, sagen sie. „Jesus hat eben Geburtstag. Und was weiter? Gott wurde Mensch? Und was habe ich davon? Er bringt mir Frieden? Und warum merke ich nichts davon? Er kommt aus Liebe zu mir? Und warum erfüllt er dann nicht meine Wünsche?“

Da rauft man sich die Haare – und fragt sich doch vergeblich, wie so viel Unverstand zurechtzurücken wäre. Denn tatsächlich wurde Gottes Sohn ein Mensch, um Probleme zu lösen, von denen die meisten gar nicht mehr wissen, dass sie sie haben. Jesus kommt, um den Kindern Adams und Evas unter Einsatz seines Lebens aus einer verzweiferten Lage zu helfen. Und wäre es einfacher möglich gewesen, so hätte er sich den Weg von der Krippe bis zum Kreuz gewiss erspart. Aber wenn der Mensch meint, er sei doch ganz „o.k.“, und nur die Welt sei schlecht, wenn er meint, sein Hauptproblem sei die Wirtschaftskrise oder die schmerzende Bandscheibe, wenn seine Gedanken nur um die Heizölpreise kreisen oder um das Fernsehprogramm – wird **er** dann mit dem Kind von Bethlehem viel anfangen können? Das ist sehr unwahrscheinlich! Denn Jesu Geburt ist Gottes Antwort auf eine Frage, die wir gar nicht mehr stellen. Und um sie recht zu verstehen und ihr Gewicht von ferne zu ermessen, müsste der Mensch sich erst einmal über seine Situation klar werden. Die weihnachtliche Feierlaune müsste ihm vergehen, und er müsste seine Verlorenheit spüren. Die Fassade seines Lebens müsste zerbrechen, so dass er seiner Not angesichtig würde, seiner Schuld, seiner Angst und seiner Vergänglichkeit. Der Mensch müsste erkennen, welch bodenloser Abgrund, welche tiefe Schlucht ihn von Gott trennt. Und erst angesichts dieser Entfernung, angesichts des Höllenschlunds unter seinen Füßen, könnte er dann ermessen, was da an Weihnachten geschieht, wenn Gott über den tiefen Abgrund hinübergreift, um den Verlorenen auf der anderen Seite hilfreich nahe zu sein.

Gott tut, was **wir** niemals könnten, und was wir auch dann nicht täten, **wenn** wir es könnten. Denn Gott tut, was **er** nicht nötig hat, verbindet sich mit der Menschheit auf's innigste – und macht damit **unsere** Probleme zu **seinem**. Gott ergreift **unsere** Partei und teilt **unser** Schicksal, er wird einer von **uns**, er tritt an **unsere** Seite und beugt **mit uns** den Rücken unter die Last, die **wir uns** aufgeladen haben. Gott sieht die Menschheit in ihrer ewigen Gier nach Lust, in ihrer Gleichgültigkeit und Schuld, in ihrer Oberflächlichkeit und Brutalität – und er hätte hundert Gründe, sich angeekelt abzuwenden. Er hätte tausend Gründe, uns einen Tritt zu geben, der uns endgültig ins „Aus“ befördert! Doch stattdessen tut er etwas wunderbar Verblüffendes und antwortet auf die Ablehnung durch seine Geschöpfe mit einer geradezu **zärtlichen** Geste. Denn Gott schlüpft in unsere Haut, um an unserer ausweglosen Situation teilzuhaben. Er sieht uns auf verlorenem Posten und könnte sich angewidert umdrehen. Er hätte es nicht nötig, sich länger mit uns zu beschäftigen. Er könnte uns einfach den Folgen unseres Eigensinns überlassen. Aber er entschließt sich, unser Bruder zu werden. Statt sich zu distanzieren, will er an unserem Schicksal teilhaben. Er umgeht unsere Abwehr und wechselt überraschend die Seite. Er stellt sich vor die, die für sich selbst nicht geradestehen **können**. Und er tut das

alles in dem vollen Bewusstsein, dass er wenig später auf Golgatha den Kopf für uns hinhalten wird. Denn vor der Krippe gähnt schon das Grab. „Mitgefangen – mitgehungen“ werden bald die Spötter rufen. „Das hat er nun davon, dass er Mensch wurde!“ Das hat **Gott** davon, dass er nicht mehr unterscheiden wollte zwischen unserer Not und seiner Not. Das hat er davon, dass er unser Bruder wurde! **Er aber** wusste das von Anfang an – und wollte es trotzdem. Denn was ihn trieb, war herzliche Liebe und großes Erbarmen.

Aber versteht das ein jeder? Wird es nicht immer mehr zum **Geheimnis** in dieser materialistischen und selbstgefälligen Welt? Vermutlich lässt sich Weihnachten noch am ehesten begreifen, wenn man für das himmlisch-große Geschehen irdisch-kleine Gleichnissen findet. Und darum bin ich froh, dass mir bei Meister Eckhart, einem Mystiker des Mittelalters, eine Geschichte begegnet ist, die den Kern der Sache trifft.

Meister Eckhart erzählt von einem Ehepaar, das sich von Herzen liebt. Und wie es sein **soll**, ist der Mann sehr stolz auf seine schöne Frau, und die Frau ist stolz auf ihren stattlichen Mann. Doch eines Tages geschieht der Frau ein Unfall, bei dem sie ein Auge verliert. Und darüber ist sie sehr traurig. Der Mann kommt zu ihr und sagt: „Meine Liebe, warum bist du so schrecklich traurig? Mit etwas Hilfe kommen wir doch zurecht. Du sollst nicht **so** traurig und verzweifelt sein, weil du ein Auge verloren hast!“ Doch die Frau spricht: „Mein lieber Mann, ich bin nicht traurig, weil ich das Auge verloren habe. Aber ich bin verzweifelt, weil ich dir so einäugig nicht mehr gefallen kann, und du mich nun gewiss weniger lieb hast als früher.“

Er widerspricht und ruft: „Aber, nein! Ich habe dich deswegen doch nicht weniger lieb!“ Sie hört das auch gern, lächelt aber traurig. Denn tief in ihrem Herzen kann sie es **nicht** glauben, und so oft er auch seine Liebe beteuert, verbirgt sie sich doch vor ihm, schließt sich ein, schämt sich ihr Gesicht zu zeigen und versinkt immer mehr in ihrem Kummer. Ihr Mann jedoch, der das irgendwann nicht mehr ertragen kann, denkt nach, fasst sich eines Tages ein Herz, und **sticht sich selbst** ein Auge aus. Er geht zu seiner Frau und sagt: „Meine Liebe, damit du nun glaubst, dass ich dich liebe, habe ich **mich dir gleich** gemacht. Schau her, ich bin jetzt **ganz wie du** und habe auch nur noch **ein** Auge, und es ist kein Unterschied mehr, der uns trennen könnte.“

„**So ist der Mensch**“ schließt Meister Eckhart seine Geschichte. „Denn auch der Mensch konnte **nicht** glauben, dass Gott ihn lieb habe, bis dass Gott sich selbst ein Auge austach und menschliche Natur annahm zu Bethlehem...“

Ob es jenes Ehepaar wirklich gegeben hat, weiß niemand – und es ist auch ganz egal. Denn so oder so ist die Geschichte ein treffendes Gleichnis für das Wunder von Bethlehem. Auch **wir** sind nämlich entstellt und sind einäugig. Je besser wir uns selbst **kennen**, um so weniger können wir glauben, dass Gott uns liebt. Nichts spräche dafür, dass Gott, dem **wir** die Treue brauchen, **uns** die Treue halten sollte, **wenn** Gott sich uns nicht ganz gleich gemacht und sich durch die Menschwerdung unser klägliches Leben angeeignet hätte. Wie in Eckharts Geschichte, konnte das niemand erwarten. Aber jener **Ehemann** brachte ein großes Opfer, um seiner Frau wieder nahe zu sein. Und auch **Gott** brachte ein solches Opfer, als er sich mit uns auf eine Ebene begab. Es war ihm lieber, unsere Not mit uns zu teilen, als getrennt von uns in Herrlichkeit zu leben. Denn eine andere, eine schmerzfreie Lösung, hätte es nicht gegeben. Wir Kinder Adams und Evas hatten unser Leben verwirkt. Wir waren ausgegrenzt und verächtlich, waren nicht, wie wir sein sollten, und trugen das Kainsmal an der Stirn. Gott hätte sich mit Fug und Recht abwenden können – und Satan, der nur darauf wartete, rieb sich die Hände! Doch unter dem Stern von Bethlehem geschah das Wunderbare, das seine Pläne durchkreuzt. Denn Gott selbst wurde Mensch, überwand den tiefen Graben, wurde einer von uns und zeigte damit ein Maß an Liebe und Opferbereitschaft, mit dem niemand gerechnet hätte.

Gott wollte nicht von uns unterschieden werden, sondern wollte unser Schicksal teilen – und indem er es mit uns teilte, hat er das Schicksal gewendet. Denn wenn Gott die Gestalt eines Menschen annimmt und sich bewusst unter die Menschen mischt, ist dann das Menschsein noch wie zuvor ein Zeichen der Verlorenheit? Wenn unter den **Verdammten** plötzlich der **Allmächtige** steht, wenn er mit seiner **Gerechtigkeit** unser **Unrecht** aufwiegt, wenn er für uns **kämpft**, der doch **unüberwindlich** ist, wenn unsere **Finsternis** überstrahlt wird von seinem **Licht**, wenn er das **Seine** und das **Unsere** einfach zusammenwirft – wird uns die Hölle dann weiterhin für sich reklamieren können? Wird der Feind noch Rechte **an uns** haben, wenn da einer **unter uns** ist und für uns einsteht, an dem er definitiv **kein** Recht hat?

Weil das nicht sein kann, darum ist alles anders geworden, seit Christus an unserer Seite geht. Gott selbst ist den Entstellten ein Entstellter, und den Mühseligen ein Mühseliger geworden. Und unser Leben ist nicht mehr dasselbe, seit er es mit uns teilt. Denn Gott atmet nun **unsere** Luft. Er fühlt, was **wir** fühlen, und sieht, was **wir** sehen. Er geht in **unseren** Schuhen und leidet **unser** Leiden. Gott ist mittendrin in **unserem** Leben – und er spürt wenn's eng wird. Aber er lässt uns **gerade dann** nicht allein, sondern führt uns an der Hand. Ja, Christus kam hinein in unsere verfahrenere Situation, und man hätte denken können, das sei tragisch **für ihn** – in Wahrheit aber war's tragisch **für die Situation**. Denn **sie** konnte nun nicht bleiben, wie sie war. Als Christus **unsere Not** auf sich nahm, da war es das Ende dieser Not. Als er **unsere Angst** auf sich nahm, da war es das Ende dieser Angst. Und als er für uns durch die Hölle ging, da war das zwar schlimm **für ihn**, war aber noch viel schlimmer **für die Hölle**, denn für **sie** war es recht eigentlich das Ende ihrer Macht. Christus geht dort jetzt ein und aus wie es ihm gefällt, geht ein und geht aus, lässt gern die Türen hinter sich offen und nimmt mit, wen immer er will.

Freilich: Der Versuch zu erklären, was letztlich nicht erklärt werden kann, gerät an Grenzen. Doch das Kind in der Krippe lächelt auch **darüber** und freut sich vielleicht sogar, wenn wir mit ihm **nicht** fertig werden, sondern immer wieder neu anfangen müssen, nach ihm zu fragen und zu stammeln von dem Wunder seiner Liebe, das so unergründlich ist, **unerschöpflich**, **herrlich**, **bestürzend** und **beseligend**...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Unser Schmutz und Jesu Reinheit

Manchmal fehlen mir die guten Ideen, die man braucht, um eine Predigt zu schreiben. Und ich denke dann, es wäre besser, wenn Jesus selber käme, um zu erklären, was ich nicht erklären kann. Ich sitze am Schreibtisch und komme ins Träumen. Einmal aber träumte ich mir zu recht, wie das wohl wäre, wenn er wirklich käme. Ich stellte mir vor, wie Jesus bei mir im Arbeitszimmer erschiene und wie strahlend schön seine Gestalt sein müsste. Schon die Engel werden in der Bibel so beschrieben, dass sie strahlend weiß gewandet sind. Und ebenso licht erfüllt, so rein weiß, glänzend und heilig stellte ich mir Jesus vor. Er aber ließ mir nicht viel Zeit zu schauen, sondern verlangte, durch meine Gemeinde geführt zu werden. Und so nahm meine Träumerei eine unerwartete Wendung. Denn Jesus wollte vor allem dorthin, wo etwas **nicht** in Ordnung war. Ich wandte ein, ich könnte ihm doch in dieser Stadt auch etwas Schönes zeigen. Aber er ließ sich darauf nicht ein, und so zogen wir los – und machten eine wirklich greuliche Runde.

Zuerst kamen wir in eine Küche, wo Mann und Frau sich anschrien und unter vielen verletzenden Worten ihre Liebe begruben. Ohne dass sie es merkten, legt Jesus ihnen die Hand auf die Schultern. Als wir aber hinausgingen, schien es, als habe er etwas von der Traurigkeit dieses Paares mitgenommen. Gleich darauf betraten wir das Schlafzimmer eines alten, kranken Mannes, der sich in bösen Träumen auf seiner Matratze wälzte und stöhnte. Jesus trocknete ihm den Schweiß von der Stirn, und als wir gingen, haftete an Jesu Gewand noch der Schweiß dieses Unglücklichen. Wir kamen in einen Partykeller, wo Jugendliche sich sinnlos betranken, weil sie meinten, **das** sei das wahre Leben. Jesus weinte um diese Kinder. Und als wir austraten, hing in seinem Mantel noch der Geruch von Alkohol und Erbrochenem.

Mir hätte das längst gereicht. Schließlich hatte ich eine Predigt zu schreiben – und dies war nichts als ein Traum. Aber Jesus wollte noch mehr und verlangte sogar das Bordell zu sehen, wo einsame Männer ihr Geld und ihre Würde eintauschen gegen ein bisschen verzweifelten Spaß. Als Jesus wieder auf die Straße trat, umwehte ihn der Geruch von billigem Parfüm. Wir waren dann noch im Hinterzimmer eines gescheiterten Geschäftsmannes, dem nur noch eine Fassade aus großen Sprüchen geblieben war. Die Angst vor dem Ruin stand ihm ins Gesicht geschrieben, und auch Jesu Angesicht wurde immer düsterer. Ich fragte mich, wie das alles enden sollte. Aber Jesus bestand darauf, in ein Altenheim zu gehen, wo die Vergessenen auf ihre Kinder schimpfen und niemanden finden, der etwas über ihr Leben hören will. Jesus ging mit mir in ein Schulzimmer, wo die Lehrerin genauso verzweifelt war wie die überforderten Kinder, die hier für den Ehrgeiz ihrer Eltern büßten. Jesus besuchte mit mir einen Landwirt, der seinen Hof aufgeben muss, obwohl sich schon fünf Generationen dafür kaputtgeschuftet haben. Und sogar die Abtreibungsklinik wollte Jesus sehen, wo man täglich Kinder tötet. Hier blieb er am längsten – und weinte. Ich konnte ihn dort einfach nicht wegbekommen. Wie ich ihn aber so ansah, erschrak ich fürchterlich. Denn von seiner anfangs so herrlichen Erscheinung war fast gar nichts mehr übrig. Es war, als habe sich der ganze Schmutz dieser Welt an ihn gehängt, und auf seinem ehemals so weißen Gewand war kaum mehr eine weiße Stelle zu entdecken. In all diese Löcher des menschlichen Elends war er hineingekrochen ohne Scheu vor Schmutz und Blut und Tränen. Sein Gewand stank nach Rauch und billigem Schnaps, es roch gleichzeitig nach Krankenhaus und Schweinestall. Und was Jesus gesehen hatte, das hatte in seinem Gesicht so tiefe Falten hinterlassen, als hätten ihn die paar Stunden um viele Jahre altern lassen. Ehrlich gesagt sah er nun schlimmer aus und armseliger als all die unglücklichen Menschen, die wir besucht hatten. Es schien fast, als habe der ganze Dreck dieser Welt auf ihn

abgefärbt. Er sah jetzt aus wie einer von uns – und blutete sogar an den Händen, an den Füßen, und an der Seite. Aber, das war das Merkwürdige: Er schien trotzdem irgendwie zufrieden. Ich rief: Um Himmels willen, Herr, lass uns diesen Schmutz von dir abwaschen! Er aber lächelte mich an, es blitzte Etwas in seinen traurigen Augen, und er fragte mich: „Was meinst du wohl, was sich am Ende durchsetzen wird – euer Schmutz oder meine Reinheit?“ Ich war verwirrt und schwieg, wie einer, der seinen eigenen Traum nicht mehr versteht. Er aber erklärte mir, dass es für das, was er wollte, keinen anderen Weg gegeben habe. „Wohl ist es schlimm, wie ihr lebt“, sagte er. „Da sind Gier und Geiz, Hass und Feigheit, Lüge und Schamlosigkeit. Ihr schändet und missbraucht das Gute, das mein Vater in euch gelegt hat, und ihr merkt es noch nicht einmal. Aber wenn ich mich deshalb von euch abwenden wollte und euch fern bliebe, würdet ihr doch nur immer tiefer sinken. Darum bin ich in eure Haut geschlüpft und habe eure Kleider getragen, bin durch eure Häuser gegangen und habe von euren Tellern gegessen. Eure Not ist dadurch meine Not geworden, und eure Verzagtheit habe ich mit euch getragen.“

Ich habe mit euch geschwitzt und mit euch geblutet und habe mir euren Schmutz zu eigen gemacht. Ich habe euer Leben von Anfang bis Ende durchlaufen, um es mit euch zu teilen. Wenn **ich** aber eure Lage mit euch teile, meinst du, dass sie dann noch aussichtslos ist? Nein, mein Lieber! Wo Gott zu Gast ist, da wird über kurz oder lang der Himmel sein – und alle, die mich heute beherbergt haben, werden das erfahren. Ich bin in euren Schuhen gelaufen und habe auf euren Stühlen gesessen, ich bin durch eure Paläste gegangen und durch die einsamen Kammern. Und die Berührung mit mir, hat jeden dieser Orte geheiligt, so dass euer Weg nun mit meinem Weg zu **einem** verschmilzt. Ich wurde Mensch, damit ihr einmal himmlisch werdet, und ohne mich an euch schmutzig zu machen, wäre das nicht gegangen. So hast du richtig gesehen, dass in jedem dieser Zimmer etwas von euch an mir haften blieb. Euren Schweiß, euer Blut und eure Tränen nehme ich mit mir. Aber was du nicht gesehen hast, das ist viel wichtiger. Denn ich habe auch in jedem Raum etwas von mir dagelassen. Spuren sind geblieben, von Hoffnung, Glaube und Liebe. Und diese Saat wird aufgehen.“

Jesus ging. Mein Traum war zu Ende. Ich saß immer noch vor dem Computer und ärgerte mich, dass ich, statt zu arbeiten, solchen Phantasien nachgegangen war. Aber immerhin wusste ich wieder, was die Menschwerdung Christi bedeutet: Jesus eignet sich unser Leben an, geht durch unsere Wohnungen, erträgt unsere Nähe, nimmt unser Elend in sich auf – und versenkt unsere Not tief hinein in seine Liebe...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die Nähe des Reiches Gottes

Die Gestalt Jesu Christi ist in unserer Gesellschaft sehr präsent, und Jesu „Bekanntheitsgrad“ lässt nichts zu wünschen übrig. Denn jeder, den man fragt, hat irgendeine Vorstellung von Jesus, und viele können sich auch an zwei oder drei Geschichten aus dem Neuen Testament erinnern. Doch fragt man nach, was denn eigentlich Jesu **Botschaft** gewesen sei, was er gelehrt und gepredigt hat, sieht man ratlose Gesichter oder bekommt falsche Auskünfte. Frage ich die Konfirmanden, was Jesu Botschaft war, sagen sie manchmal: „Na, Jesus wollte, dass alle an Gott glauben!“ Aber **das** kann es nicht sein, denn zur Zeit Jesu gab es gar keine Atheisten. Alle Menschen glaubten an Gott. „Na dann“ sagen die Konfirmanden, „war's vielleicht die Nächstenliebe. Jesus wollte, dass sich alle Menschen **lieben**.“ Doch von Nächstenliebe lesen wir schon so viel im Alten Testament, dass Jesus **damit** gewiss kein Aufsehen erregt hätte. Was also war es, was den erbitterten Widerstand der Pharisäer und der Schriftgelehrten hervorrief? Was war so **anders** an der Verkündigung Jesu, dass man seine Lehre für **skandalös** und den ganzen Mann für **gefährlich** hielt? Eine **schnelle** Antwort fällt schwer, weil Jesu Wirken so vielfältig ist. Jesus **wanderte** nicht nur umher, **berief** unterwegs Jünger und **stritt** mit Pharisäern, sondern er **heilte** auch Kranke und **trieb** Dämonen **aus**. Er **erzählte** nicht nur Gleichnisse und **erteilte** strenge ethische Anweisungen, sondern er **gab** sich gleichzeitig mit Prostituierten und mit Zöllnern ab, **redete** prophetisch und **tat** Wunder. Das scheinen sehr **verschiedene** und sogar **gegensätzliche** Dinge zu sein. **Und doch** gibt es in der Verkündigung Jesu ein zentrales Thema, das alle seine Aktivitäten miteinander verbindet, weil nämlich alles was Jesus sagte und tat, unmittelbar zu tun hatte mit dem **Reich Gottes**.

(1) Schon gleich zu Beginn seines öffentlichen Auftretens nimmt Jesus die Botschaft Johannes des Täufers auf und ruft den Menschen zu: *„Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!“* (Mt 4,17) Für Jesus ist das Himmelreich keine statische Größe, die irgendwo weit weg auf uns wartet, wenn wir mal gestorben sind, **sondern** er versteht das Reich Gottes als eine dynamische Größe, die sich unaufhaltsam auf uns zu bewegt. Denn Gott bleibt nicht untätig im „Jenseits“, wenn seine Geschöpfe auf Abwege geraten, sondern Gott **kommt**, um **beanspruchend** und **heilend** zugleich seine Hand auf diese Welt zu legen. „Gott ist im Kommen“, das ist die Zeitansage mit der Jesus seine Mitmenschen aufschreckt. Gottes Reich ist nahe herbeigekommen! Und wer nicht überrumpelt werden will, muss sich **jetzt** für Gottes Reich bereit machen, muss Buße tun und sein altes Leben hinter sich lassen, um offen und bereit zu sein für das Neue, das Gott geschehen lässt. Alles wird jetzt anders!

(2) Und diesen radikalen Aufbruch mit Jesus gemeinsam zu vollziehen, eben **dazu** werden seine Jünger berufen. Jesus ruft seine Leute heraus aus dem Trott ihrer familiär und beruflich festgelegten Situation, damit sie frei werden **von** allen weltlichen Bindungen, und dadurch frei werden **für** das Reich Gottes. Die in die Nachfolge Jesu eintreten, sollen sich nicht mehr um Alltägliches sorgen, indem sie fragen: *„Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?“* Sondern sie sollen dem Reiches Gottes absolute Priorität einräumen: *„Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes“*, ruft Jesus ihnen zu, *„und nach seiner Gerechtigkeit.“* (Mt 6,31-33) Woran aber haben die Jünger erkannt, dass das Reich Gottes wirklich nah ist?

(3) Der Umbruch war für sie ganz offenkundig und sichtbar in den **Zeichen und Wundern**, die

Jesus tat. Denn wenn Menschen krank sind, gelähmt, blind oder aussätzig – und Jesus **heilt sie** –, wird dann nicht die Macht ihres **bösen Schicksals** durchbrochen? Wenn Menschen besessen sind von bösen Geistern und Dämonen, und Jesus **befreit sie** aus dieser Umklammerung, indem er die Dämonen austreibt und bannt, ist dann nicht die Macht **Satans** gebrochen? Wenn Menschen tief in Schuld verstrickt sind, in Egoismus, Misstrauen, Resignation und lasterhafte Gewohnheiten, und Jesus **holt sie da heraus**, indem er sie annimmt und ihnen vergibt, ist dann nicht die Macht der **Sünde** gebrochen? Ja, Krankenheilung, Exorzismus und Vergebung zeigen, dass Jesus Fesseln löst, die vorher keiner lösen konnte. So wie die ersten Knospen an den Bäumen den Frühling ankündigen, so kündeten Jesu Wunder vom kommenden Reich! Wo Jesus auftritt, gelten die gnadenlosen Regeln plötzlich nicht mehr, Satan gerät in die Defensive und verliert zusehends an Boden. Denn in der Person Jesu ist eine Segenskraft erschienen, gegen die er nicht anstinken kann, und in den mächtigen Taten Jesu manifestiert sich das Reich Gottes eben nicht als **jenseitige**, sondern als **gegenwärtige, hier und jetzt** erfahrbare Größe. Jesus selbst deutet seine Wunder als den Beginn einer Revolution, in deren Verlauf das Böse auf Erden entmachtet werden wird. Er sagt: *„Wenn ich ... durch Gottes Finger die bösen Geister austreibe, so ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“* (Lk 11,20)

(4) Wenn das Reich Gottes aber nicht bloß **kommt**, sondern in und mit der Person Jesu **schon da** ist, ist es dann verwunderlich, dass er von sich selbst als von dem „**Menschensohn**“ spricht – und damit einen Titel wählt der unmittelbar mit der Erwartung des Reiches verbunden ist? Der „**Menschensohn**“ ist eine Gestalt, die der Prophet Daniel schon viele Jahrhunderte **vor** Jesus angekündigt hat (Daniel 7,13–14), und von der Daniel sagt, dass ihr Erscheinen unmittelbar mit dem Reich Gottes verknüpft sein wird. Jesus aber wendet **genau diesen** Begriff häufig auf sich an und dokumentiert damit, wie er seine Sendung versteht. **Er ist es**, den die Propheten angekündigt haben. **Er ist es, mit dem und durch den** das Reich Gottes kommt.

(5) Und so wundert es auch gar nicht, dass ein besonders großer und typischer Teil der Lehre Jesu aus **Gleichnissen** besteht, die das Reich Gottes veranschaulichen. Jesus redet in seinen Gleichnissen vom Reich Gottes als einem **großen Abendmahl** oder einer **königlichen Hochzeit**. Er vergleicht es mit einem **Schatz im Acker** oder mit einer **kostbaren Perle**, für die man alles hingibt. Und von der verborgenen Dynamik des Reiches spricht Jesus in den Gleichnissen **vom Sauerteig**, von der **selbstwachsenden Saat**, vom **Senfkorn** und vom **Unkraut unter dem Weizen**. Nichts ist Jesus wichtiger, als seine Jünger **darin** zu unterweisen. **Das** will er seine Schüler lehren! Denn sie sollen ihre ganze Aufmerksamkeit auf das kommende Reich richten, das **klein und verborgen** beginnt, wo Jesus Glauben findet, das aber einst **groß und revolutionär** vor aller Augen sichtbar werden wird. Jesus arbeitet daran, den Satan zu entmachten! *„Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, dass er die Werke des Teufels zerstöre.“* (1.Joh 3,8) Denn diese **alte** Welt, in der sich der Böse breit gemacht hat, und die er beherrscht durch die Angst und Gier der Menschen, diese **bleierne** Zeit wird enden!

(6) Und alle ethischen Weisungen Jesu laufen lediglich darauf hinaus, dass wir den großen Herrschaftswechsel **vorwegnehmen** und dem Verderber unseren Gehorsam mit sofortiger Wirkung aufkündigen. Denn die Jünger Jesu sollen **schon heute** leben im Licht des kommenden Tages und sollen **schon heute** den Regeln folgen, die im Reich Gottes gelten. **Dort** wird Barmherzigkeit herrschen, darum sollen wir **schon hier** Barmherzigkeit üben. **Dort** werden wir reinen Herzens sein, darum sollen wir **schon hier** den Schmutz aus uns tilgen. **Dort** wird Gerechtigkeit herrschen, darum sollen wir **schon hier** nach Gerechtigkeit hungern und dürsten. Ja, die

gesamte **Ethik Jesu** läuft darauf hinaus, dass ein Mensch die Fesseln abwirft, mit denen er gebunden war, und anfängt, nach den neuen Spielregeln zu spielen, die da heißen Sanftmut, Friede, Demut, Liebe und Wahrhaftigkeit. Die Bergpredigt ist nichts anderes als Jesu Regierungserklärung für das Reich Gottes, das mit ihm und in seiner Person anbricht!

(7) Wer aber ist zu diesem Reich eingeladen? Wer darf schon auf Erden ein Bürger des Himmels sein? Überraschender Weise richtet Jesus seine Einladung **nicht** in erster Linie an die Gerechten und Klugen, an die Frommen und Anständigen, **sondern** ruft zuerst und mit besonderem Nachdruck die moralisch und sozial Gescheiterten. Denn Jesus wendet sich den Sündern zu, den Zöllnern und Prostituierten! Die Pharisäer und die Schriftgelehrten finden das natürlich höchst anstößig, dass Jesus sich mit solchen Leuten abgibt. Sie können sich nicht vorstellen, wie einem Menschen Heil widerfahren soll, der Gottes Gesetz fern steht. Aber Jesus sagt: „**Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.**“ (Lk 19,10) Jesus unterteilt die Menschen nicht in brave Bürger und sozialen Abschaum. Er unterscheidet nicht mehr Erfolgreiche und Versager, Reiche und Arme, Angesehene und Verachtete, Schlaue und Dumme. Sondern **weil mit dem Reich Gottes** etwas völlig Neues beginnt, unterscheidet Jesus nur noch zwischen Menschen, die sich dem Reich Gottes **vorbehaltlos öffnen**, und solchen, die sich ihm **verschließen**.

Ob einer Zugang findet zu Gottes Reich, das entscheidet sich **nicht mehr** an seinem Verhältnis zu den religiösen Riten und Vorschriften des Alten Testaments, **sondern** es entscheidet sich an seinem Verhältnis zu Jesus selbst. Denn wer Jesus im Glauben **annimmt**, der **hat** in ihm das Reich Gottes – auch wenn er ansonsten komplett scheiterte. Wer aber Jesus **ablehnt**, der **hat** damit zugleich das Reich Gottes **abgelehnt** und **verloren** – auch wenn er ansonsten das Leben eines Heiligen führte. Mit welchem Recht aber stößt Jesus die alten Maßstäbe über den Haufen, wenn es doch um Gottes Gebote geht, die Jesus wahrlich nicht gleichgültig sind? Wie kann Jesus den Sündern helfen und ihnen Heil zusprechen, wo sie doch **krank** sind an sich selbst, wo sie doch **unwürdig** sind, in Gottes Gemeinschaft einzugehen, und **unfähig**, sich zu Höherem aufzuschwingen?

(8) Wir erreichen damit den entscheidenden Punkt, an dem uns bewusst wird, wie eng Jesu Botschaft vom Reich Gottes zusammenhängt mit seinem Tod am Kreuz. Denn wenn sein ganzes **Leben** der Botschaft vom Reich gewidmet war – wäre es da nicht seltsam, wenn dasselbe **nicht auch** von seinem Tod gelten würde? Tatsächlich ist der Kreuzestod Jesu der Schlüssel zum Verständnis des Ganzen. Denn erst dieser stellvertretende Tod macht es möglich, dass Sünder wie sie und ich zum Reich Gottes Zugang erlangen. **Wir**, auf uns gestellt, hätten den Preis für die Eintrittskarte nämlich **nie** aufgebracht. **Wir** würden beschämt vor verschlossenen Türen stehen, weil wir die Rechnungen nicht begleichen können, die wir bei Gott offen haben. Aber Jesus hat sterbend unsere Schuld gebüßt, und hat uns damit durch Tod und Auferstehung hindurch den Weg gebahnt in Gottes Reich hinein. Das Lebensthema Jesu hat sich also am Ende nicht im Geringsten geändert. Es bleibt bis zuletzt **das Reich Gottes**. Denn alles im **Leben** Jesu hatte mit dem Reich zu tun – von den Wundern über die Ethik bis zu den Gleichnissen. Am **allermeisten** aber hat das **Sterben** Jesu mit dem Reich Gottes zu tun, weil er darin alles, was uns vom Reich Gottes hätte trennen können, erleidet und büßt und erträgt und **überwindet**. Jesus geht nach Jerusalem, um dort den Fluch unserer Schuld **auf sich** zu ziehen und **uns dafür** den Segen seiner Gerechtigkeit zu schenken. Und am Ostermorgen geht er aus dem Grab hervor, um für uns einen Weg zu bahnen, auf dem wir ihm folgen können. Kein Mensch hätte Zugang zu Gottes Reich, wenn er diesen Zugang nicht hätte **in und durch** Jesus. Wer aber Jesus

hat, der **hat** auch das Reich Gottes, und ist ein Bürger der kommenden Welt. Wo aber **ist** nun dieses Reich? Und wo erfahren wir es? Kommt es erst noch? Oder ist es schon da?

Nach allem, was wir gesagt haben, dürfte klar sein, dass **beide** Antworten richtig sind. Denn obwohl Gottes Reich **noch** im Kommen ist, ist es doch auch **schon** gegenwärtig. Das Reich Gottes ist eine himmlische Wirklichkeit, die durch Jesu Person und Werk in unsere irdische Gegenwart **hineindrängt**. Und es ist darum **nicht bloß** Zukunft, sondern beginnt **schon** überall, wo das Verhältnis zwischen Gott und Mensch durch Jesus Christus bestimmt wird. Das Reich ist **nicht** auf eine entfernte Zukunft beschränkt, so dass es jetzt noch „unwirklich“ wäre. Es ist aber auch **nichts**, was in der Gegenwart schon aufginge, ohne einer künftigen Steigerung fähig zu sein. Sondern am ehesten sollte man an eine große **Flutwelle** denken oder an eine heranbrausende **Lawine**, denn dann versteht man, warum sich das Reich Gottes nicht in das Schema von Diesseits und Jenseits einfügen **kann**. Das Reich Gottes lässt sich **weder** dem Himmel **noch** der Erde zuordnen, weil sein Wesen gerade in der Grenzüberschreitung liegt. Es ist nicht hier oder da. Sondern es ist die Bewegung von hier nach da. Und in dieser Bewegung geschieht nichts Geringeres, als dass der Himmel zur Erde kommt. Gott **selbst** kommt in die Welt und bekräftigt seinen Anspruch auf jede lebende Seele. In Jesus Christus erschien er auf dem irdischen Schauplatz. Und um Christus herum wächst seither Gottes Reich. Denn Gottes Sohn **selbst** ist der Sauerteig, der die Welt nach und nach durchdringt.

Wenn wir getauft sind auf den Namen Jesu, **wenn** wir in seiner Gegenwart Abendmahl feiern, **wenn** wir uns seiner Wahrheit beugen und uns seiner Barmherzigkeit überlassen, **dann** ist damit der Himmel schon tief hineingedrungen in unser Erdenleben. Ja, haben wir durch den Glauben Anteil an Christus, so stehen wir schon jetzt mit einem Bein im Reich Gottes. Mitten im irdischen Leben **sind** wir schon Bürger des Himmels. Mitten in unserer Schuld **sind** wir schon begnadigt. Und mitten im Gericht **sind** wir schon durch das Gericht hindurchgedrungen. Denn Christus sagt eben **nicht**, irgendwann werde das Reich Gottes wirklich **werden**, sondern er spricht von der **aktuellen** Gegenwart des Reiches, die nichts anderes ist als seine, als **Jesu** Gegenwart bei uns. Ja: Wo man Jesu Botschaft im Glauben **annimmt**, dort wird vom Reich Gottes nicht nur **geredet**, sondern dort wird es **Wirklichkeit**. Denn das Reich Gottes ist eine Saat, die Jesus in unsere Herzen gesät hat. Dass diese Saat aber bald aufgehe und viele Früchte trage, innerlich wie äußerlich, das dürfen wir uns von Herzen wünschen und zuversichtlich erwarten.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die Seligpreisungen

Die Seligpreisungen Jesu (Mt 5,1-12) sind auf einen jubelnden Ton gestimmt, weil sie so gute Nachricht enthalten: Die als „selig“ Gepriesenen dürfen sich glücklich schätzen, denn „ihrer ist das Himmelreich“! Wer die Zusage hört, fragt sich allerdings, ob sie auch ihm selbst gilt. Und er findet darauf nicht gleich eine Antwort. Denn Jesus spricht nicht jedem zu, dass er „selig“ sei, sondern sagt das nur von den geistlich Armen, Leid Tragenden, Sanftmütigen und Barmherzigen, von denen, die reinen Herzens und friedfertig sind, die nach Gerechtigkeit dürsten und um Jesu willen verfolgt werden. Jesu Evangelium gilt offenbar nicht jenen anderen, die mit Härte und Cleverness gut für sich selbst sorgen, die sich nehmen, was sie brauchen, und auf diese Weise klarkommen, ohne viel nach Gott zu fragen. Die muss Jesus nicht „selig“ preisen, denn in den Augen der Welt sind sie's schon. Die Ausgebufften und Abgebrühten wissen ihr Spiel zu spielen und werden dabei glücklich genug! Wenn Jesus sie aber nicht meint – wen meint er stattdessen? Warum sind die „selig“? Und gehöre ich wohl selbst dazu?

1.

Zunächst erwähnt Jesus die „geistlich Armen“. Das sind Menschen, die von sich selbst gering denken, die also nicht annehmen, dass sie etwas darstellten, dass sie schlau wären oder viel zu bieten hätten. In ungekünstelter Demut erwarten sie wenig von sich selbst – und dafür umso mehr von Gott. Gemeint sind also nicht geistig Minderbegabte, denen es an Bildung fehlte, sondern bescheidene, vielleicht sogar gebrochene Menschen, die wissen, dass sie Gott gegenüber keine Ansprüche haben. Wenn er nicht beide Augen zudrückt, sind sie verloren, weil sie nichts Gutes vorweisen können, sondern wie Bettler vor ihm stehen. Sie sind ganz auf Gnade angewiesen – das macht sie „geistlich arm“. Dass sie aber nach Jesu Wort „glücklich“ und „selig“ sein sollen, leuchtet gar nicht ein. Denn in unserer Welt setzen sich eher die Selbstbewussten durch, die von sich überzeugt sind. Die „geistlich Armen“ hingegen mit ihren vielen Selbstzweifeln zählen nach den Maßstäben der Welt zu den Verlierern...

2.

Wer sind die „Leid Tragenden“, die Jesus an zweiter Stelle nennt? Gemeint sind nicht einfach alle, die irgendetwas beklagen. Nicht jeder Unzufriedene, der laut jammert, wird hier selig gepriesen! Sondern die sind gemeint, die über eigene und fremde Bosheit tief erschrocken sind und darüber trauern, wie sehr die Welt in Gottlosigkeit und Unheil versunken ist. Sie können sich über den bösen Lauf der Welt nicht beruhigen – und sind auch traurig und beschämt, dass sie mit eigenen Fehlern dazu beitragen. Sie fühlen sich fremd in einer Welt, in der so oft Gemeinheit und Lüge siegen. Und sie verstehen diese Welt genau so wenig, wie sie von der Welt verstanden werden. Dass die aber nach Jesu Wort „glücklich“ und „selig“ sein sollen, ist schwer zu begreifen. Denn wer sich mit den geltenden Regeln nicht arrangiert, nicht mit den Wölfen heult und sich nicht anpasst, wird in dieser Welt als Idealist verspottet und verlacht...

3.

Ganz ähnlich steht es mit den „Sanftmütigen“ der dritten Seligpreisung. Das sind Menschen, die mit Wohlwollen und Güte auf andere schauen und sich selbst gern zurücknehmen, um anderen Raum zu geben. Sie möchten sich nicht auf Kosten ihrer Mitmenschen durchsetzen, pochen auf keinerlei „Ansprüche“ und verteidigen auch kein „Revier“. Sie bestehen nicht trotzig auf ihren Forderungen. Und wenn ihr Leben anders verläuft als erhofft, nehmen sie das als Fügung Gottes, auf dass sein Wille geschehe und Vorrang habe vor ihrem eigenen. Dass aber ausgerechnet diese Leute nach Jesu Wort „glücklich“ sein sollen, ist schwer zu glauben. Denn wer in Bedrängnis nicht zurückschlägt, ist offenbar „zu gut für diese Welt“. Seine Sanftmut

wird ihm als Schwäche ausgelegt, und seine Zurückhaltung als Feigheit. Die Anderen haben weniger Skrupel! Und darum kommen die Sanftmütigen schnell unter die Räder...

4.

Die „hungern und dürsten nach Gerechtigkeit“ bilden in den Seligpreisungen die vierte Gruppe. Es sind Menschen, die nicht hinnehmen wollen, dass Gottes heilige Ordnungen und Weisungen durch immer neues Unrecht verkehrt, gestört und durchbrochen werden. Die Abgestumpften sagen: „Das ist halt so, du musst dich dran gewöhnen!“ Doch sie können sich eben mit der Normalität des Verkehrten nicht abfinden – und suchen darum das Rechte und Richtige mit Fairness und Anstand wieder herzustellen. Die Gerechtigkeit, die sie ersehnen, ist dabei viel mehr als nur eine Frage der sozialen Ordnung. Sie meint ganz umfassend den Zustand, in dem ein Mensch ist, wie er sein sollte – in dem er also weder Gott noch Menschen oder Tieren etwas schuldig bleibt, sondern bereitwillig jedem gibt, was ihm an Respekt und Liebe zukommt. Doch wer damit ernst macht: kann man den wohl „glücklich“ nennen? Wird man ihn nicht eher belächeln, wenn er zum eigenen Vorteil nicht mal ein klein wenig schummeln oder lügen will? Und wird ihm sein Gerechtigkeitssinn, wenn er andere damit konfrontiert, nicht manche Freundschaft kosten, so dass er einsam endet und gar nicht „selig“?

5.

An fünfter Stelle nennt Jesus die „Barmherzigen“, die sich der Gescheiterten und Notleidenden erbarmen und den Gefallenen wieder auf die Füße helfen. Diese Barmherzigen sind mitfühlend und hilfsbereit. Sie halten keinen sicheren Abstand, wenn einer unter die Räuber gefallen ist, sondern packen an und machen sich an dem Verwundeten die Finger schmutzig. Sie erbarmen sich aber umso bereitwilliger, als sie ja selbst von Gottes Erbarmen leben – und zögern nicht, die von ihm erfahrene Liebe an andere Menschen weiterzugeben. Sie handeln sehr ähnlich wie Jesus. Denn auch der machte unsere Not zu seiner Not, beugte seinen Rücken unter unsere Last, teilte unser Leben und löste unser Problem. Aber eben diese Barmherzigkeit brachte Jesus ans Kreuz. Er wurde für uns zum Opfer. Und so bleibt einem die Seligpreisung leicht im Halse stecken. Denn wenn Erbarmen solche Folgen haben kann – bis hin zum Tod am Kreuz –, wenn das das Ende vom Lied ist: sind die Barmherzigen dann glücklich zu preisen?

6.

Man fragt sich das auch bei jenen, die „reinen Herzens“ sind. Die gehen aufrichtig, ehrlich und redlich durchs Leben, wahrhaftig, lauter, gradlinig und offen. Berechnung, Intrige und Verstellung sind ihnen so fremd wie Arglist, Tücke oder Heuchelei. Und Ziele, die sich nur auf krummen Wegen erreichen lassen, streben sie gar nicht erst an. Jesus wird da zwar kaum an „kindliche Unschuld“ denken. Aber mit dem „reinen Herz“ meint er schon den ehrlichen Willen, vor Gott und den Menschen auf alle Tricks und Ausreden zu verzichten, sich nicht korrumpieren zu lassen und sich boshafte, zynische oder gemeine Gedanken auch „im Stillen“ nicht zu erlauben. Wer das aber versucht – wird der wohl glücklich? Wird er für die Verschlagenen nicht allzu durchschaubar und berechenbar sein? In einer Welt voller Lügen ist der Ehrliche schnell der Dumme. Sein „reines Herz“ macht es leicht, ihn zu übervorteilen. Und wieso er dann „selig“ sein soll, ist schwer zu verstehen...

7.

An siebter Stelle nennt Jesus die „Friedfertigen“, die im Konfliktfall nicht auf Spaltung, sondern auf Versöhnung hinwirken, und gerne schlichten, was geschlichtet werden kann. Gemeint sind nicht Konfliktscheue, die schon aus Müdigkeit allem Streit aus dem Wege gehen. Vielmehr denkt Jesus an Leute, die aktiv Frieden „stiften“ und hartnäckig nach Wegen suchen, um Gewalt nicht mit Gewalt und Böses nicht mit Bösem, sondern Böses mit Gutem zu überwinden. Solche Menschen wahren den Frieden, wo immer es möglich ist. Und wenn sie wäh-

len müssen, ziehen sie es vor, lieber Unrecht zu leiden als Unrecht zu tun. Aber werden sie auf diesem Wege glücklich? Die nicht Täter sein wollen, werden bald zu Opfern gemacht. Oft gibt der Klügere so lange nach, bis er der Dumme ist. Und er fühlt sich dann kaum so „selig“, wie er von Jesus genannt wird...

8.

Die achte Gruppe wird „um der Gerechtigkeit willen verfolgt“ und teilt damit das Schicksal der Propheten. Sie machen den Mund auf, erinnern ihre Zeitgenossen an den Willen Gottes – und nerven damit. Sie kritisieren jede Beugung des Rechts, nennen das Falsche öffentlich „falsch“ – und werden dadurch allen Übeltätern zum Ärgernis. Besonders schwer trifft es Christen, die solche Feindseligkeit um Jesu willen erleiden. Denn sie tun ja nur, was er auch tat: Sie proklamieren Gottes Anspruch auf diese Welt, die von ihrem Schöpfer abgefallen ist, um eigenen Gesetzen zu folgen. Und genau wie man Jesus dafür verfolgte, will man auch seine Jünger mundtot machen. Weil sie – wie Jesus – die Werke Satans stören, bekommen sie auch Anteil am Widerstand gegen Jesus. Sie bekommen Anteil an seinem Kreuz. Und je treuer sie ihm folgen, desto mehr werden sie von der Welt gehasst. Können sie also sehr glücklich sein, während sie gehasst werden? Sind sie „selig“? Eher scheint ihr offenes Bekenntnis ein sicherer Weg, um unglücklich zu werden...

Alle Seliggepriesenen haben gemein, dass sie sich mit einer von Gott entfremdeten Welt nicht anfreunden können, dass sie in ihr nicht wirklich heimisch sind – und darum (umgekehrt) auch von den Kindern der Welt mit Misstrauen betrachtet werden. Die von Jesus Gepriesenen können sich den „Jahrmarkt der Eitelkeiten“ nicht ansehen, ohne das Treiben verwirrend „unrichtig“ zu finden. Sie verweigern dem „Lauf der Welt“ ihre Zustimmung. Und sie leiden schon deshalb, weil sie in ihrer Selbstdurchsetzung nicht so ungehemmt sind wie andere. Sie möchten Unrecht nicht mit Unrecht und Härte nicht mit Härte beantworten – und kommen darum zu kurz. Sie gehen mit fremden Schwächen barmherzig um – und werden darum ausgenutzt. Weil sie offen reden, sind sie allzu berechenbar. Weil sie nicht heucheln, hält man sie für einfältig. Und da sie den Frieden mehr lieben als den Streit, bringt man sie leicht in Bedrängnis. Lieber lassen sie sich verfolgen, als dass sie ihren Glauben verleugnen. Sie verschmähen die schmutzigen Tricks, mit denen sie erfolgreich wären. Statt aufzutrumpfen, üben sie Demut. Und entsprechend schlecht passen sie in eine Welt, in der die Frechheit siegt. Es scheint ganz widersinnig, sie selig oder glücklich zu preisen. Denn in gewöhnlicher Betrachtung sind sie Verlierer.

Doch eben das wollen Jesu Seligpreisungen sagen, dass es sich bei Gott anders darstellt und anders bewertet wird. Denn Jesu Gemeinde, sein neu zu sammelndes Gottesvolk, soll nicht siegen durch Macht, Gewalt und schlaue Intrigen, sondern durch Sanftmut und Barmherzigkeit, Herzensreinheit und festen Glauben. Durch geduldiges Leiden soll Jesu Gemeinde zur wahren Freude finden und durch Armut zum wahren Reichtum. Denn was die Welt für ein glänzendes Leben hält, ist für Jesus der direkte Weg in den Tod. Und was nach den Maßstäben der Welt „Sterben und Verlieren“ heißt, das nennt Jesus „Leben und Glückseligkeit“. Warum aber? Wie kommt er zu seiner paradoxen, so ganz anderen Perspektive? Des Rätsels Lösung ist, dass Jesus die Zukunft in seine Betrachtung mit einbezieht und das kommende Reich Gottes mit auf dem Schirm hat. Er kündigt dieses Reich nicht bloß an, sondern bringt es mit. Jesus sieht es bereits vor sich – in ihm ist es schon da! Darum verquickt er die Gegenwart mit der Zukunft und bewertet das Gegebene aus der Perspektive des Künftigen. Er schätzt die Dinge nicht nach dem, was sie bisher waren und sind, sondern nach dem, was sie morgen sein werden. Und so kann er denen, die morgen das Himmelreich erben, schon heute die Seligkeit als etwas Gegenwärtiges zusprechen. Jesus sagt nicht, die und die würden irgendwann „selig“

werden (wenn bessere Zeiten kommen), sondern sie sind es schon heute. Zugleich weiß Jesus aber, dass sie momentan weder in ihrer eigenen noch in fremder Wahrnehmung „Seligkeit“ erleben, sondern ganz im Gegenteil Unglück und Verfolgung leiden. Die von ihm Gepriesenen sind „selig“ auf eine Weise, die im Moment noch sehr verborgen ist – sonst wär’s auch gar nicht nötig, ihre Seligkeit zu verkünden! Jesus muss sie gerade darum verkünden, weil sie nicht zu sehen ist. Und sie ist nicht zu sehen, weil der Grund der von Jesus vorgenommenen Neubewertung noch überwiegend in der Zukunft liegt. Alles wird anders durch das Reich Gottes, das in verborgener Weise bereits da ist: Sobald ein Mensch an Christus glaubt, bricht in seinem Leben das Reich Gottes schon an. Die Gemeinschaft Jesu bezieht ihn in das Reich ein. Und wenn sich dann zwei oder drei in Jesu Namen versammeln, beginnt, was so utopisch klingt – dass nämlich die Leidenden getröstet werden und die Sanftmütigen regieren, dass man Wahrheit liebt und Demut hoch im Kurs steht. Die weltgeschichtliche Wende, die mit Jesus anhebt, ist von außen kaum zu erkennen. Aber in Jesu Gemeinde beginnt sie bereits. Und um Jesus herum wächst Gottes Reich nun unaufhaltsam. Denn der Schöpfer lässt nicht locker, bis er seine Schöpfung ganz zurückgewonnen und von aller Bosheit gereinigt hat. Die dunklen Mächte, die aktuell noch regieren, haben keine Zukunft mehr. Das bisher unterdrückte Gute hat aber jede Menge Zukunft – und mit ihm die Menschen, die ihm anhängen! Als Jesu Freunde haben sie lang genug dumm dagestanden und waren schlimm im Nachteil. Sie werden es künftig aber nicht mehr sein – und dürfen sich darum schon heute glücklich schätzen. Als Verlierer von heute sind sie die Gewinner von morgen. Das Erbe, das Gott ihnen zufallen lässt, wird ihre leeren Hände füllen. Jene anderen aber, die sich heute noch für clever halten und sich rücksichtslos durchsetzen, ahnen gar nicht, wieviel Unglück ihnen das morgen bescheren wird. Im Blick auf Vergangenheit und Gegenwart scheint ihr Leben gelungen, denn sie stehen breitbeinig als Sieger in der Welt. Doch Jesus bezieht ihre Zukunft in seine Rechnung mit ein, denkt vom Ende her und sagt: „Weh euch, die ihr jetzt satt seid! Denn ihr werdet hungern. Weh euch, die ihr jetzt lacht! Denn ihr werdet weinen und klagen“ (Lk 6,25). Ja, arm dran sind, die heute das Recht beugen und das Heilige verlästern, denn Gott wird ihnen die Rechnung präsentieren. Bedauernswert sind sie nicht ihrer Erfahrung nach, denn aktuell lachen sie noch. Bedauernswert sind sie aber, wenn man ihre Zukunft mit in Betracht zieht, denn da werden sie ewig weinen. Für Jesu Gemeinde gilt genau das Umgekehrte. Denn Gottes Kinder sind jetzt nicht sehr glücklich – der Erfahrung nach. Sie sind aber glücklich zu schätzen, wenn man ihre Zukunft bedenkt. Im Moment haben sie das Nachsehen. Doch die Zeit bricht schon an, da sie getröstet werden. Und weil der Trost ewig währt, werden ihre vergangenen Leiden bald nicht mehr ins Gewicht fallen. Wie könnte also ein Christ, der morgen in den Himmel einzieht, heute noch ohne Zuversicht sein? Das Gegenteil ist zu erwarten: Die Trübnis der vergehenden Welt ist der Christ herzlich leid und – von freudiger Ungeduld erfasst – beginnt er schon heute nach den Regeln der kommenden Welt zu handeln. Denn das Kommen des Reiches macht eine neue Lebensweise nötig – und macht sie zugleich möglich: In Demut und Sanftmut, Reinheit und Gerechtigkeit zu leben, ist nötiger denn je, weil nur solches Leben noch Zukunft hat. Es ist zugleich aber möglich, weil Jesus alle Voraussetzungen dafür geschaffen hat und die Seinen begnadet, befreit, erleuchtet, stärkt und führt. Ohne mit ihm innig verbunden zu sein, könnte niemand die notwendige Wandlung vollziehen – im Glauben kann es aber jeder, der sich von Jesus helfen lässt. Denn die Herzensreinheit, die Jesus fordert, will er auch schenken. Die Barmherzigkeit, die er verlangt, erweist er uns auch. Und an seiner Gerechtigkeit gibt er uns teil. So wird der schwere Weg dann leicht, weil wir alles, was wir sollen, mit Gottes Hilfe auch können. Wie ist es also? Gehen wir Jesu Weg mit, so dass er auch uns seligpreisen kann? Wer das will, macht es am besten wie Jesus – und betrachtet alles in sei-

nem Leben vom Ende her. Fragen wir also nicht, was sich heute gut anfühlt, sondern was morgen gute Folgen hat. Betrachten wir alle Dinge im Lichte des kommenden Tages. Tun wir nur noch das, woran wir uns im Reich Gottes gern erinnern werden. Erstreben wir, was Jesus erstrebt. Und nehmen wir heute schon etwas von Gottes Reich vorweg, indem wir friedfertig und barmherzig, gerecht und aufrichtig, demütig und sanftmütig leben. Denn das ist Jesu Weg. Und wer ihm folgt, kann sein Ziel nicht verfehlen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Naturgesetz, Wunder und Freiheit Gottes

Mögen sie Wundergeschichten? Das Neue Testament ist voll davon. Wunder über Wunder. Wir kennen sie – aber bedeuten sie uns etwas? Goethe meint, das Wunder sei „des Glaubens liebste Kind“. Aber mir scheint, er hat nicht Recht damit. Denn für viele Menschen (auch für viele Christen!) sind sie eher eine Last und eine Zumutung. Sie hören von biblischen Wundern und stöhnen: Muss man das alles glauben? Muss ich dutzende von völlig unwahrscheinlich klingenden, aller Erfahrung widersprechenden Erzählungen für wahr halten, um zur Kirche zu gehören? Muss ich mich dem Spott aussetzen: Was, du glaubst an Wunder? An den Weihnachtsmann und den Osterhasen glaubst du wohl auch? Sich verspotten zu lassen, ist ein hoher Preis. Und wofür? Was habe ich davon, wenn ich glaube, dass vor zweitausend Jahren in Israel Gelähmte, Blinde und Aussätzig geheilt wurden? Sicher war das für die Betroffenen eine erfreuliche Sache. Aber mit mir hat das Ganze nichts zu tun! Was soll ich also mit solchen Geschichten anfangen?

Es liegt nahe, so zu denken und die Wundergeschichten links liegen zu lassen. Unklar bleibt dann aber, warum sie überhaupt in der Bibel stehen. Man muss ja annehmen, dass die Wunder den Autoren des Neuen Testaments etwas bedeutet haben. Sonst hätten sie sie nicht gesammelt und überliefert. Versuchen wir also, ihre Beweggründe zu verstehen – mit Hilfe eines Vergleiches: Stellen sie sich vor, es sei März oder April. Und nehmen wir an, es sei ein besonders scheußlicher, nasskalter Winter gewesen. Wochenlang nur trüber Himmel, Schneematsch auf den Straßen, Kälte und Feuchtigkeit überall. Und nun entdecken sie plötzlich im Garten, dass der erste Baum auszuschlagen beginnt und ein paar unscheinbare Knospen treibt. Werden sie sich nicht freuen und anderen von diesen ersten Frühlingsboten erzählen? „Seht her, dieser scheußliche Winter geht zu Ende – jetzt können wir uns auf den Frühling freuen!“ Ich denke, die Autoren des Neuen Testaments tun etwas ganz Ähnliches, wenn sie uns von Wundern erzählen. Nicht anders als wir lebten sie in einer Welt, die nicht von Schnee und Kälte, aber von Zwängen und Gesetzmäßigkeiten beherrscht wird. Starke Völker unterdrücken schwächere Völker, Reiche werden immer reicher, Arme immer ärmer, es geht eben nicht gerecht zu. Den einen trifft es so, den anderen so – und wer versucht, den Lauf der Welt zu ändern, macht sich meist zum Narren. Am Ende kommt es doch, wie es kommen muss. Vieles in der Geschichte wiederholt sich, und, wie der Prediger Salomo schon sagte, geschieht nichts wirklich Neues unter der Sonne. Krumm bleibt krumm, gerade bleibt gerade. Diese Ordnung hat Gott über die Welt verhängt, und wer klug ist, fügt sich. So zu denken, ist realistisch. Es ist aber zugleich deprimierend wie ein scheußlicher nasskalter Winter.

Und wenn nun etwas Überraschendes passiert, das man als Zeichen des kommenden Frühlings verstehen muss? Nehmen wir an, ein Mensch, der viele Jahre seines Lebens krumm und lahm war, wird durch Jesu Wort plötzlich gerade und kräftig. Die Leute wundern sich und stellen fest, dass das nur eines bedeuten kann: Gott nimmt sich offenbar die Freiheit, alte Ordnungen außer Kraft zu setzen. Gott lässt sich durch die Naturgesetze nicht die Hände binden. Er erweist sich als frei. Und es sieht aus, als mache er sich daran, dem Lauf der Welt eine neue Richtung zu geben. Der alte Salomo hat sich also geirrt! Wo der Name Jesu Christi ins Spiel kommt, geschieht doch mal etwas Neues unter der Sonne. Der Krumme muss nicht krumm bleiben. Denn mit diesem Jesus kommt Gott. Und er kommt uns ganz anders als bisher! Die Wunder Jesu lassen sich also mit den ersten Knospen nach dem Winter vergleichen. Sie sind Indizien dafür, dass die Dinge in Bewegung geraten sind, dass sich Großes anbahnt. Und die Zeugen solcher Wunder haben darum fröhlich weitererzählt, was sie sahen. Andere haben ihre

Berichte bis in unsere Zeit überliefert. Das geschah aber nicht, weil die Schicksale jener Kranken an sich wichtig wären, sondern weil sie Indizien für Gottes Aufbruch sind. Darum geht es in dieser Sache nicht um Einzelschicksale von Menschen, die längst tot sind und nie etwas mit uns zu tun hatten. Sondern es geht um Gottes Frühling, der in Christus anbricht. Entscheidend sind dabei nicht zwei oder drei Knospen, sondern entscheidend ist der kommende Frühling. Will sagen: Es kommt nicht auf dieses oder jenes Wunder an, sondern auf Gottes Neubeginn mit den Menschen. Und wer das weiß, kann auch jene Frage beantworten: „Muss man das alles glauben?“ Nein, man muss nicht „das alles“, aber man darf Gott seine Freiheit glauben. Christen glauben nicht an bestimmte Wunder. Sie glauben an den Gott, der Wunder tun kann. Deshalb sollte niemand mit dem Wunderglauben das Gewissen derer belasten, die zweifeln. Man kann durchaus überlegen, ob Gott die Naturgesetze in seinen Wundern aufgehoben oder sie nur auf eine für uns undurchschaubare Weise benutzt hat. Das ist legitim. Denn man kann über die Knospen streiten und sich dennoch gemeinsam auf den Frühling freuen. Aber freilich: wer gar keine Knospen sieht – wird der wohl wirklich mit dem Frühling rechnen? Ohne Bild gesagt: Wer Gott gar keine Wunder zutraut – hat der wohl Hoffnung für sich und diese Welt? Das ist eine ernste Anfrage. Denn wenn ich die Gesetzmäßigkeiten dieser Welt für so stark und Gott für so schwach halte, dass ich an die überlieferten Wunder der Vergangenheit nicht glauben kann, werde ich auch in Gegenwart und Zukunft nicht mit Wundern rechnen. Ich stelle mir Gottes Hände dann gebunden vor – nicht frei, mein persönliches Geschick oder den Lauf der Welt zum Guten zu wenden. Und das ist schlimm. Nicht nur, weil ich dabei Gott verkenne. Sondern vor allem um meinetwillen.

Denn wer an die Knospen nicht glauben kann, der glaubt ja wohl an die Ewigkeit des Winters. Dass der Lauf der Welt aber ewig der uns bekannte bleiben müsste – das ist ein tieftrauriger Gedanke. Denn dann wäre auch die Ungerechtigkeit, das Leiden der Kreaturen, die Schuld, der Irrtum, die Lüge und der Tod, eben das ganze über uns Sünder verhängte Elend gleichermaßen ewig. Glücklicherweise, wer nicht an diesen ewigen Winter, sondern mit dem Neuen Testament an Gottes Freiheit glaubt! Ich gebe zu, dass das nicht einfach ist. Unsere Gegenwart ist arm an Zeichen und Wundern. Viel Winter ist um uns her. Und Frühlingsboten sind rar. Da gibt es nichts zu beschönigen. Aber gerade für den, der friert, ist es wichtig, zu entscheiden, ob er an die Ewigkeit des Winters glauben oder auf den Frühling hoffen will. Denn letztlich geht es nicht darum, was Gott damals an diesem oder jenem Gelähmten bewerkstelligen konnte, sondern darum, was er **an uns** heute und morgen bewerkstelligen kann. Krumm und lahm ist ja jeder von uns auf die eine oder andere Weise – sei es körperlich oder seelisch. An jedem Herzen nagt ein Wurm – mag er Eifersucht oder Melancholie heißen, Gier oder Selbstverachtung. Und stelle ich die Wunderfrage so, im Blick auf meinen eigenen Defekt, hat sie nichts skurriles oder abstraktes mehr, sondern wird zur konkreten und wichtigen Frage an mich selbst: Traue ich Gott das Wunder zu, mich aufzurichten und zu heilen, traue ich ihm zu, dass er mich gerecht spricht und einmal durch den Tod hindurch vollendet – oder traue ich ihm das alles nicht zu? Damit ist die Frage nach dem Wunder nicht beantwortet (das muss jeder für sich tun), aber sie ist richtig gestellt. Denn es geht dabei nicht um Mirakel der Vergangenheit, sondern um unsere eigene Zukunft. Gott gebe uns das Zutrauen, dass wir ihm seine Freiheit glauben dürfen, denn sie ist der Grund der Hoffnung, ohne die Christen nicht sein können...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Das konsequente Vertrauen Christi

Die Medien kümmern sich normalerweise nicht viel um Glaubensfragen. Doch wenn es auf Karfreitag zugeht, fühlt man sich doch in mancher Zeitung und in mancher Talkshow bemüht, über das Kreuz Jesu Christi zu diskutieren. Da geht es manchmal um einen neuen Jesus-Film, manchmal auch um ein Buch oder einen archäologischen Fund. Oft aber debattiert man über die Frage, wer denn eigentlich am Tode Jesu schuld sei. Waren es die Römer? Oder waren es doch vorwiegend die Juden? Hat der Verräter Judas allein die Verantwortung zu tragen? War es eine große Verschwörung? Oder war es einfach ein Justizirrtum, dem Jesus zum Opfer fiel? Interessante Fragen sind das an sich. Um so ärgerlicher aber ist es, dass man sie behandelt, ohne den inneren Zusammenhang zwischen Jesu Leben und Jesu Sterben zu berücksichtigen. Das Todesurteil sei ein schrecklicher Fehler gewesen, kann man hören. Diese oder jene Partei sei schuld. Von einer Tragödie ist die Rede. Von einer Verkettung unglücklicher Umstände. Und am Ende entsteht der Eindruck, die Menschen damals hätten Jesus bloß missverstanden – und nur deshalb hätte dieser „gute“ Mensch ein so „böses“ Ende genommen. Doch ist das großer Unsinn. Und es stellt die Wirklichkeit auf den Kopf. Denn Jesu Leben ist genauso wenig wie das unsere ein Lotteriespiel gewesen. Und es sind auch nicht Zufälle gewesen, die seinem Leben die Richtung gaben. Sondern es war eine innere Notwendigkeit, dass dieser Mann in der Wahrnehmung seiner Lebensaufgabe bewusst und willentlich auf dieses Ende zugehen **musste**. Es war bei Jesus nicht anders als bei allen, die wahrhaft von etwas überzeugt sind und wirklich etwas glauben: Dass ihm nämlich seine Überzeugung und sein Glaube selbst zum Schicksal wurden. Jeder Mensch, der überhaupt wahrhaft zu leben begonnen hat, hat seine Sicht der Welt. Diese Sicht bestimmt sein Wesen. Sie bestimmt aber auch seine Entscheidungen. Und aus denen erwächst sein Lebensweg, sein Erfolg und sein Scheitern. Wer in dieser Welt ernstlich Position bezieht, der steht und fällt mit dieser Position. Und wenn er um ihretwillen gekreuzigt wird, dann ist das kein Missverständnis, sondern es ist der Preis, den er dafür zahlt, der zu sein, der er ist.

Ein Arzt, der ein neues Medikament entwickelt und von diesem Medikament überzeugt ist, muss auch bereit sein, es als Erster zu schlucken. Er macht den Selbstversuch – und das, wovon er überzeugt ist, wird ihm zum Schicksal. Ein Offizier, der seine Soldaten durch ein Minenfeld führen will und überzeugt ist, dass er den Weg kennt, geht als erster voran. Er macht den Selbstversuch – und das, wovon er überzeugt ist, wird ihm zum Schicksal. Ein Seefahrer wie Kolumbus, der annimmt, dass hinter dem Ozean Land erreicht werden kann, nimmt sein Schiff und fährt los. Er macht den Selbstversuch – und das, wovon er überzeugt ist, wird ihm zum Schicksal. Mit anderen Worten: Alles bewusste Leben ist ein Wagnis. Und jeder der wirklich für etwas eintritt, schließt damit eine Wette ab, von der sein weiteres Schicksal abhängt. Der Wetteinsatz ist das Leben selbst, das jeder von uns nur einmal zu leben hat! Wenn das aber so stimmt – und wenn es auch für Jesus stimmte –, was war dann Jesu Lebenswette? Was war seine Grundüberzeugung, mit der er lebte und starb?

Es war die radikale Überzeugung, dass der, der sich Gott in die Arme wirft, von Gott aufgefangen wird, dass der, der auf Gottes Reich hin lebt, in Gottes Reich ankommt, und dass der, der den Weg der Liebe geht, von der Liebe getragen wird. Nicht auf Moral und Sitte hat Jesus gesetzt, wie die Pharisäer. Nicht rückwärts gewandt hat er gelebt, wie die Schriftgelehrten und die Wächter der Tradition. Nicht nach irdischer Macht hat er gegriffen, wie die Römer und die jüdischen Nationalisten seiner Zeit. Vielmehr hat er die Menschen gelehrt, überhaupt nichts von sich selbst und nichts von der Welt zu erwarten, sich auch nicht an das zu hängen, was die

Welt für groß und wichtig hält, sondern in vorbehaltlosem Vertrauen alles von Gott zu erwarten. Ohne Netz und doppelten Boden soll der Mensch auf Gott hin leben. Demütig und in kindlicher Zuversicht soll er sich dem Urteil Gottes beugen. Statt sich mit religiösen Übungen und guten Werken gegen Gott abzusichern, soll er sich ihm ausliefern, soll nichts mehr fürchten als Gottes Zorn, und nichts mehr begehren als Gottes Nähe. Eine radikale Lehre ist das – ein kompromissloses Programm mit hohem Anspruch. Doch was hätte es bedeutet, wenn Jesus das nur verkündet und nicht auch gelebt hätte? Nichts natürlich!

Ein Arzt, der ein Medikament empfiehlt, es aber selbst nicht nimmt, ist unglaubwürdig. Ein Entdecker, der von fernen Ländern schwärmt, sich aber nicht auf den Weg macht, ist eine lächerliche Figur. Ein Offizier, der im Minenfeld nicht vorangeht, ist ein schlechter Führer. Und so einer war Jesus **nicht**. Er ging den Weg, den er empfahl. Er lebte das Programm, das er verkündete. Er hat es nicht verwässert, um den Halbherzigen entgegenzukommen. Er hat **sie** nicht geschont – und er hat **sich** nicht geschont. Er hat die Trägen träge genannt und die Heuchler Heuchler. Er hat uns allen die unbequeme Wahrheit zugemutet, die allein uns retten kann. Und eben **deshalb** führte sein Weg ans Kreuz. Nicht etwa, weil man ihn missverstanden hätte, sondern weil ihn die religiösen Führer seiner Zeit **nur zu gut** verstanden. Nicht weil die Welt ihn **verkannte** wollte sie ihn loswerden, sondern weil sie ihn **erkannte**. Denn Jesus war geradlinig. Er war eindeutig. Und er war gerade darum schwer zu ertragen. Für die, die im Dunkel bleiben wollten, war er ein zu helles Licht. Für die Unentschlossenen war er zu entschieden. Und den religiös Distanzierten kam er viel zu nah. Wäre er in Galiläa geblieben, in der Provinz – da hätte man ihn gewähren lassen. Aber Jesus zog nach Jerusalem. Er ging in die Höhle des Löwen. Er legte sich mit dem Teufel selber an. Er konnte nicht anders. Er wollte es so. Die Reaktion aber war absehbar. Und sie hat Jesus gewiss nicht überrascht.

Warum aber hat er sie dann nicht vermieden? Warum ist er dem nicht ausgewichen, was er kommen sah? Nun, der Offizier, der seine Leute retten will, muss ihnen zeigen, dass der Weg durchs Minenfeld gegangen werden kann. Der Arzt, der die Patienten heilen will, muss sie von der Verträglichkeit des Medikamentes überzeugen. Der Entdecker, der Neuland besiedeln will, muss beweisen, dass es das Land hinter dem Ozean gibt. Und auch Jesus, der seine Jünger lehrte, vorbehaltlos auf Gott zu vertrauen, tat genau das, was er von ihnen forderte. Er lebte seine Überzeugung, er machte den Selbstversuch, ob ihn die Brücke seines Gottvertrauens tragen würde. Und er erprobte das dort, wo es am schwersten war. Nämlich in der Finsternis des Karfreitages, im Leid, im Tod und in der Gottverlassenheit. Seine Jünger sahen es mit Schauern. Denn Jesus ging bewusst auf diesen Abgrund zu. Der Weg, den er im Namen Gottes ging, führte direkt in die Katastrophe. Doch obwohl Jesus hundert mal hätte ausweichen können, blieb er auf Kurs. Er ging nicht rechts und nicht links, sondern geradewegs in seinen Untergang. Und als auch die treuesten Jünger nicht mehr mitgehen wollten, ging er allein weiter und warf sich Gott in die Arme. Die Jünger sahen ihn leiden, sie sahen ihn sterben – und es schien, als sei er ins Bodenlose gefallen. Sein schmachvoller und qualvoller Tod schien das Programm seines Lebens zu widerlegen. Das Kreuz schien zu beweisen, dass Jesu Gottvertrauen ein schrecklicher Irrtum war. Und die, die es schon immer gewusst hatten, konnten sich bestätigt fühlen: „Da sieht man, wohin so etwas führt! Wir haben's ja gleich gesagt. Selbst schuld. Zuviel Glaube schadet nur. Das hat er nun davon...“

Doch es wurde Ostern. Jesus stand auf. Er kam zurück. Sein Vertrauen wurde belohnt. Sein Glaube wurde bestätigt. Und Gott stellte sich unübersehbar auf seine Seite. Deutlicher konnte nicht demonstriert werden, **wer** hier die Wette seines Lebens gewonnen, und wer sie verloren hatte. Denn durch die Auferstehung wurde Christus all seinen Spöttern und Kritikern gegenüber ins Recht gesetzt. Er trat ihnen gegenüber als der lebende Beweis für das Recht seiner

Überzeugung. Und in welche Situation kamen dadurch seine Zeitgenossen? In welche Situation kommen wir? Ganz einfach: Der Offizier, der lebend durch das Minenfeld geschritten ist, hat den Beweis erbracht, dass es möglich ist. Und er kann von seinen Soldaten erwarten, dass sie seinen Fußspuren folgen. Der Arzt, der sein Medikament im Selbstversuch erprobt hat, hat den Beweis erbracht, dass es heilsam wirkt. Und er kann von den Patienten erwarten, dass nun auch sie das Mittel nehmen. Der Seefahrer, der hinter dem Ozean neues Land entdeckt und mit greifbaren Beweisen zurückkehrt, kann erwarten, dass man seinen Karten und Wegweisungen glaubt. Und Jesus sollte nicht von uns das Gleiche erwarten dürfen?

Ja. Da gilt nun keine Ausrede mehr. Denn der Weg ist gebahnt, und der Beweis erbracht. Auf Gott hin leben, sich ihm ganz überlassen und seiner Führung trauen – das geht. Das ist nicht Wahnsinn. Es ist Weisheit. Es führt nicht nur in den Tod. Es führt auch durch den Tod hindurch. Die Brücke, über die Jesus gegangen ist, trägt. Und Jesus, der längst auf der anderen Seite angekommen ist, winkt uns, ihm zu folgen. Sehen wir ihn nicht? Doch wir sehen ihn. Können wir nicht folgen? Doch wir können. Aber wollen wir vielleicht nicht? Das ist die einzige Frage, die noch bleibt. Und **sie** ist es, die wir beantworten müssen. Sie ist es, die über **unser** Leben entscheidet. Und darum sollten wir nicht länger zögern. Denn Jesu Hand ist ausgestreckt. Und an seinem Tisch ist ein Platz für uns bereitet. Ergreifen wir also die Hand des Gekreuzigten. Gehen wir mit ihm seinen Weg – durch das Kreuz ins Leben. Treten wir herzu, um sein Geschick teilend auch seine Freude zu teilen. Und danken wir ihm von Herzen, dass wir das dürfen. Denn er hat uns einen Weg gewiesen, den wir allein niemals gefunden hätten...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Das Kreuz Christi

In fast jeder Kirche findet sich ein Kruzifix, ein Bild des Gekreuzigten: Blutüberströmt, geschunden, gefoltert, ermordet. Da ist einer unter die Räder gekommen – das sieht man. Aber was für Räder waren das eigentlich? Und was bedeutet es, dass Gottes Sohn dieses Ende fand? Eins unserer Kirchenlieder stellt die Frage so: *„Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen, dass man ein solch scharf Urteil hat gesprochen?“* War Christi Kreuzigung vielleicht eine Art Justizirrtum, Resultat einer unglücklichen Verkettung von Umständen? War es ein tragisches Missverständnis, dass man diesen friedfertigen Menschen für gefährlich hielt und aus dem Weg räumte? Dann wäre Christus so eine Art Unfallopfer gewesen...

Aber nein, ein Unfallopfer, das war er am allerwenigsten. Es war kein Zufall, dass dieser Mann unter die Räder der Justiz geriet. Dass er an Karfreitag dieses Ende fand, ist vielmehr die logische, die zwingende, die unausweichliche Konsequenz des Lebens, das er bis zu diesem Tag geführt hat. Denn dieses Leben war ein Generalangriff auf alles, was seinen Zeitgenossen heilig war. Christus war ja als Gesandter Gottes unter die Menschen getreten. Er redete und handelte im Namen Gottes. Er sprach mit der Vollmacht des Messias. Aber er tat nicht, was man von Gottes Gesandtem erwartete. Er klopfte den Frommen und Wohlanständigen nicht anerkennend auf die Schultern, sondern nannte sie Heuchler. Er sagt ihnen auf den Kopf zu, dass sie mit ihrer ganzen Moralität, Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit nur versuchen, sich und Gott etwas vorzumachen. Dass sie nicht Freunde Gottes sind, sondern Feinde Gottes. Dass sie sich in ihrer ganzen Religiosität nicht wirklich Gott ausliefern und öffnen, sondern sich durch vorbildliche Lebensweise gegen Gott abzusichern versuchen. Leuten wie uns sagt er das. Und so wird sein ganzes Leben zu einem Generalangriff auf den Common Sense seiner Zeit.

Denn die Angesprochenen waren verständlicherweise verärgert. Als sei das Leben nicht schon schwer genug, rückte ihnen nun Gott mit diesem Messias auf den Leib. Er stellt provozierende Fragen und erhebt Forderungen, die kein Mensch erfüllen kann. Der Mann hat also alles getan, um sich unbeliebt zu machen. Er war ein Ärgernis – und deswegen ist sein Tod die logische Konsequenz seines Lebens. Denn wir Menschen sind nicht so dumm, dass wir nicht merken würden, wenn man uns den Krieg erklärt. Wenn uns Gott so kommt, dann wehren wir uns. Dann finden wir einen Weg, Gottes Gesandten aus der Welt zu schaffen. Und so ist Christus gewissermaßen das Opfer einer kriegerischen Handlung geworden: Die Menschen wehrten sich gegen Gottes Angriff auf ihre religiösen Gewohnheiten. Darum kreuzigten sie Christus, den Repräsentanten Gottes auf Erden.

Allerdings hat das Kreuz zwei Seiten. Man kann es auch andersherum sehen: Denn schließlich hat nach dem Zeugnis des Neuen Testaments Gott selbst seinen Sohn in diesen Tod „dahingegeben“. Christus hat in Gethsemane am Ende gesagt: Dein Wille geschehe. Wurde er also nach dem Willen Gottes gekreuzigt, so war er nicht zuerst ein Opfer der Menschen, sondern das Opfer des Gottes, der diesen Tod über ihn verhängt hat! Tatsächlich: Gott hätte ihm das ersparen können. Er hätte ihn ohne weiteres vor seinen Verfolgern bewahren und sein Leben erhalten können. Aber Gott wollte nicht. Und damit fällt ein düsteres Licht auf diesen Gott. Denn warum gab er diesem Menschen einen Auftrag und eine Botschaft, mit der er zum Ärgernis werden musste? Hatte Christus auf seinem Weg nicht schon manches erduldet, war er nicht immer gehorsam gewesen? Alle anderen waren Sünder, dieser nicht! Alle anderen hätten dieses Ende eher verdient als er. Warum also? Gott wusste doch, was die Pharisäer und Schriftgelehrten im Schilde führten, er wusste genau, was seinen Sohn in Jerusalem erwartet. Und doch ließ er ihn dorthin ziehen – mitten hinein in die Höhle des Löwen. Warum? Hat Gott seine

Freude daran, wenn so ein Mensch unter die Räder kommt?

Wer schon immer an der Gerechtigkeit Gottes zweifelte, bekommt hier scheinbar seine Bestätigung. Denn nicht Judas der Verräter wird gekreuzigt, nicht Petrus der Feigling, nicht Barrabas der Schwerverbrecher, nicht Pilatus der Opportunist. Sondern ausgerechnet den, der sich nichts hat zu Schulden kommen lassen, den lässt Gott in die Falle tappen, den lässt er foltern und hinrichten, für den macht Gott keinen Finger krumm. Und so müssen wir nun die umgekehrte Folgerung ziehen: Wenn Christus nicht Opfer eines Unfalles, sondern einer Kampfhandlung wurde, dann war es auch der Kampf dieses rätselhaften Gottes gegen uns Menschen. Christus war dann Repräsentant der Menschheit – einer von uns – und fiel dem Zorn Gottes zum Opfer. Ist Christus also zwischen die Fronten geraten?

Es ist kein Wunder, dass die Jünger die Welt nicht mehr verstanden. Sie verstanden auch Gott nicht mehr, als der Mann aus Nazareth unter die Räder kam. Sie hatten erwartet, dass er als der Messias Gottes Triumphe feiern und eine herrliche Zeit heraufführen würde. Gott schien ganz auf seiner Seite zu sein. Aber nun das. Nun hatte es ein böses Ende genommen. Was sollten die Jünger jetzt denken? Zunächst dachten sie, was alle dachten: Wenn Gott auf der Seite Jesu gewesen wäre, hätte er ihn nicht der Justiz ausgeliefert. Er hätte nicht zugeschaut, wie sein Beauftragter geschlagen und verhöhnt wird. Also muss Gott sich von Christus losgesagt haben. Er hat ihn anscheinend fallen lassen, hat ihn aufgegeben und ließ ihn darum zum Spielball menschlicher Willkür werden. Das Kreuz schien zu beweisen, dass sich Gott von jenem Nazarener distanziert hatte. Drei Tage lang war das die einzig plausible Deutung der Kreuzigung. Die Jünger mussten denken, Christus sei ein von Gott Verlassener und Verworfenner, ein tragisch Gescheiterter. Dann aber wurde es Ostern.

Christus tritt seinen Jüngern als Lebendiger gegenüber. Und die Jünger müssen noch einmal total umdenken. Denn wenn Gott den Gekreuzigten auferweckt, dann ist er weiterhin auf seiner Seite, dann hat er ihn gar nicht aufgegeben. Hat er ihn aber nicht aufgegeben, sondern zu ihm gehalten, dann kann auch die Kreuzigung nicht das Zeichen eines tragischen Scheiterns gewesen sein – sie muss irgendeinen Sinn gehabt haben. Sie muss Teil des Planes Gottes gewesen sein. Wenn Gott weiterhin zu seinem Sohn steht, dann muss der Kreuzestod irgendwie mit seiner Sendung und seinem Auftrag zu tun haben. Es muss ein verborgener Sinn darin stecken. Aber welcher? Auf der Suche nach dem verborgenen Sinn der Kreuzigung blätterten die Jünger Jesu im Alten Testament. Und sie fanden dort den Text, der alles erklärt. Sie lasen bei Jesaja im 53. Kapitel Worte, die wie eine Weissagung auf Karfreitag klangen:

„Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt. Wir gingen alle in die Irre wie Schafe, ein jeder sah auf seinen Weg. Aber der HERR warf unser aller Sünde auf ihn.“ (Jes 53,4-6)

Könnte jemand so taub sein, dass er nicht hört, wie hier von Christus die Rede ist? Als die Jünger diesen Text im Alten Testament entdeckten, ging ihnen ein Licht auf: Christus ist nicht zufällig zwischen die Fronten geraten, sein Tod war kein tragischer Unfall, dieser Tod hatte einen besonderen Sinn. Und Jesaja sagt, worin der Sinn bestand: Christus trug nicht eine Strafe, die er selbst verdient hätte, sondern die Strafe, die wir verdient haben. Er beglich unsere Rechnung. Welche Rechnung? ***„Wir gingen alle in die Irre, wie Schafe“***, sagt Jesaja. Wir Menschen sind alle blind in unserer Sünde und entfernen uns immer weiter von Gott. Unsere Verfahren, das sind die ach so anständigen Pharisäer und Schriftgelehrten, der Verräter Judas, der Feigling Petrus, der Opportunist Pilatus, der Verbrecher Barrabas – wir sind von ihrer Art, wir

sind aus diesem Holz geschnitzt. Und darum hätte Gott reichlich Anlass, uns zu richten. Aber er erbarmt sich. Gott selbst wird Mensch und trägt die Strafe, die wir verdienen. **„Er ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen.“** Gott hat einen Weg gefunden, unsere Feindseligkeit und unsere Schuld durch Liebe zu überwinden. Er kehrt unsere Schuld nicht unter den Teppich, er sieht nicht einfach darüber hinweg, als wäre nichts gewesen. Schuld muss gesühnt werden. Aber Gott nimmt auf sich, was wir angerichtet haben. Er lässt sich unsere Erlösung etwas kosten. **„Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt“** sagt Jesaja. Christus geht also für uns durch die Hölle, damit wir es nicht müssen. Er löffelt die Suppe aus, die wir uns eingebrockt haben. Denn eigentlich – von Rechts wegen – müssten wir dort am Kreuz hängen. Aber Gott lässt Gnade vor Recht ergehen. Er tritt in Christus an unsere Stelle. Er fängt mit seinem eigenen Leib den Schlag ab, der uns treffen müsste. Und wir dürfen hinter ihm in Deckung gehen. Dieses Angebot gilt auch heute. Und es stellt jeden vor die Entscheidung. Denn jeder hat die Möglichkeit, das Angebot abzulehnen oder anzunehmen. Wenn ich es ablehne, sage ich: „Nein, ich will nicht, dass Christus für mich den Kopf hält. Nein, ich habe es nicht nötig, dass jemand für mich stirbt. Ich will für mich selber geradestehen und brauche diesen Gekreuzigten nicht.“ Das zu sagen, steht jedem frei. Denn wenn einer ohne diesen Fürsprecher in Gottes Gericht gehen und seine Strafe unbedingt selber tragen will, wird Gott ihm das bestimmt nicht verwehren. Doch kann man zu Gottes Angebot auch ja sagen: „Ja, ich habe einen Erlöser nötig. Ja, ich brauche einen Fürsprecher im Gericht – einen, der mir den Hals rettet. Ja, du barmherziger Gott, ich lasse mir gefallen, was Christus für mich tat.“ Dann ist das Bild des Gekreuzigten voller Trost für mich. Denn um seinetwillen bekomme ich nicht, was ich verdiene, sondern bekomme stattdessen das ewige Leben...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Zorn, unsere Schuld und Christi Kreuz

In einem Land, nicht weit von hier, regierte einst ein weiser und gerechter König namens Theophan. Die Leute waren froh, dass sie diesen König hatten, denn er regierte das Land sehr gut. Andere Könige jener Zeit stürzten ihre Völker in sinnlose Kriege, weil sie machtgerig waren. Aber nicht so Theophan – er liebte den Frieden. Andere Könige waren bestechlich. Sie beugten das Recht und begünstigten ihre Freunde und Verwandten. Doch nicht so Theophan – er urteilte gerecht und ohne Ansehen der Person. Viele andere Herrscher dieser Zeit beuteten ihre Völker aus und verlangten hohe Steuern, damit sie ihre Paläste mit allem Luxus ausstatten konnten. Aber auch daran hatte König Theophan kein Interesse. Er arbeitete viel und widmete sich ganz den Staatsgeschäften. Nur für eines nahm er sich daneben noch Zeit: Wenn er es irgend einrichten konnte, ging er mit seiner Mutter im Garten des Schlosses spazieren. Er liebte seine Mutter nämlich sehr. Sie war alt und schon sehr gebrechlich. Er musste sie beim Gehen stützen. Doch tat er nichts lieber, als sie durch den Schlossgarten zu führen und mit ihr zu plaudern. Denn dabei vergaß seine Mutter alle Schmerzen und Beschwerden, die ihr das Alter bereitete.

Allerdings – in letzter Zeit wurden diese Spaziergänge seltener. Die Staatsgeschäfte hielten König Theophan zu sehr in Atem. Denn der König des Nachbarlandes – er hieß Beliar – war ein machthungriger Diktator. Und Theophan hatte schon lange geahnt, dass sein Volk in Gefahr war. Nun aber hatte Beliar tatsächlich einen Krieg angezettelt und mit seinen Truppen die Grenze überschritten. König Theophan liebte den Frieden. Aber er wusste, dass seinem Volk schlimme Unterdrückung bevorstand, wenn Beliar siegen würde. Darum schickte Theophan dem Feind alle seine Truppen entgegen. Und Theophans Feldherren waren lange erfolgreich. Sie verfügten zwar über weniger Soldaten als der Gegner, aber sie taktierten geschickt und konnten Beliar's Angriffe oft zurückschlagen. Theophan war schon voller Hoffnung, dass Beliar seine Eroberungspläne aufgeben würde. Doch eines Tages kam ein berittener Bote von der Front. Er stürzte in den Thronsaal und berichtete Theophan von einer vernichtenden Niederlage. Theophans Feldherren hatten eine große Schlacht verloren, weil Theophans Schlachtpläne an den Feind verraten worden waren. Der König war entsetzt: Unter seinen engsten Beratern musste es einen Spion geben! Theophan gab sich sofort große Mühe, die undichte Stelle in seinem militärischen Führungsstab zu finden. Doch es waren noch keine drei Tage vergangen, da kam der nächste Bote mit schlimmen Nachrichten. Wieder war eine Schlacht verloren, wieder waren hunderte von Soldaten gefallen, weil der Feind über die Aufstellung und die Strategie des königlichen Heeres genau Bescheid wusste. Theophan war entsetzt und zornig, denn nun stand alles auf dem Spiel. Er musste den Verräter im eigenen Lager schleunigst finden. Theophan dachte nach und sandte dann Boten in sein ganzes Königreich aus, die Folgendes öffentlich verkündeten:

„Im Namen König Theophans: Wer den Verräter unserer militärischen Geheimnisse enttarnt oder einen Hinweis gibt, der zur Enttarnung des Verräters führt, wird mit 100.000 Golddukaten belohnt. Der Verräter aber wird mit 100 Peitschenhieben auf den nackten Rücken bestraft.“

Wieder vergingen einige Tage. Beliar's Truppen hatten schon einen Teil des Landes erobert. Doch dann tat der Erlass des Königs seine Wirkung. Im Schutze der Nacht kam ein Hauptmann der Schlosswache zu Theophan und sprach: „Herr, ich bin gekommen, um mir die Belohnung von 100.000 Golddukaten zu verdienen. Ich kenne den Verräter und kann dir Beweise vorlegen.“ Theophan sprang freudig auf. „Raus mit der Sprache, red' schon Hauptmann, du sollst

die Belohnung haben. Wer ist es?" Der Hauptmann zögerte. Er schluckte und sprach: „Verzeih mir, Herr. Es wird dir wehtun, das zu hören. Aber der Verräter, der Verräter... – es ist deine Mutter.“ Theophans Gesicht versteinerte. Er sank auf seinem Thron zusammen. Und er schwieg lange. Dann verlangte er die Beweise zu sehen. Denn er wollte nicht glauben, dass seine alte Mutter ihm das angetan hatte. Aber der Hauptmann konnte einen Brief an Beliar vorweisen, der abgefangen worden war. Es war eindeutig die Handschrift von Theophans Mutter. Wortlos händigte der König dem Hauptmann seine Belohnung aus und schickte ihn weg. Theophan schloss sich in seinen Gemächern ein, um nachzudenken. Es zerriss ihm das Herz. War jetzt die Gerechtigkeit wichtiger oder die Liebe? Der Gerechtigkeit nach musste er seine Mutter öffentlich auspeitschen lassen. So hatte er es dem Verräter schließlich öffentlich angedroht. Und es wäre nicht gerecht, für die eigene Familie eine Ausnahme zu machen. Das einmal gegebene Wort des Königs muss gelten. Aber würde seine Mutter 100 Peitschenhiebe überleben? Könnte er der Gerechtigkeit zuliebe zuschauen, wie seine Mutter öffentlich zu Tode gepeitscht würde? Verrat hin oder her – sie war schließlich seine Mutter. Er liebte sie wie nichts auf der Welt. Konnte man von ihm verlangen, im Namen der Gerechtigkeit die Liebe zu vergessen? Drei Tage lang dachte der König darüber nach, was zu tun sei, schlief nicht und aß nicht. Gerechtigkeit und Liebe stritten in seinem Herzen. Unmöglich konnte er seine öffentliche Drohung zurücknehmen. Unmöglich konnte er seine Mutter peitschen lassen. Endlich aber kam Theophan zu einem Entschluss...

Am nächsten Morgen zogen wieder königliche Boten durch das Land. Sie verkündeten, der Verräter sei gefasst worden, und jedermann sei eingeladen, der öffentlichen Auspeitschung auf dem Schlossplatz beizuwohnen. Natürlich war der Andrang groß. Die Schaulustigen und Neugierigen drängten in Massen auf den Platz. Auf einer Tribüne hatte König Theophan mit dem Hofstaat Platz genommen, während sich in der Mitte des Platzes neben einem Holzpfehl ein Knecht mit der Peitsche bereithielt. Schließlich kam der Moment, auf den die Menge so gespannt gewartet hatte. Eine Eskorte von Soldaten trat aus dem Schlosshof und führte den Delinquenten in die Mitte des Platzes. Welch ein Raunen ging durch die Menge, als man erkannte, dass es die Mutter des Königs war! Die Soldaten lösten der alten Frau die Fesseln, banden sie an den Holzpfehl und entblößten ihren Rücken. Der Knecht mit der Peitsche schaute noch einmal fragend zur Tribüne des Königs hinüber, hob dann aber den Arm und...

„Halt“ schallte es herüber. Der Knecht ließ die Peitsche sinken. König Theophan hatte „Halt“ gerufen. Die Menge hielt die Luft an. Der König aber sprang von der Tribüne und sagte laut, so dass alle ihn hören konnten: „Halt. Meine Mutter hat ein Verbrechen begangen, das gesühnt werden muss. Aber ich trete an ihre Stelle. Schlagt mich. Ich trage ihre Strafe.“ Theophan band seine Mutter los, legte Mantel und Hemd ab und stellte sich selbst an den Pfehl. Der Knecht war entsetzt. Doch Theophan befahl ihm, seine Arbeit zu tun. Und dann empfing der König 100 Peitschenhiebe. Der Schmerz war schrecklich. Und doch war König Theophan glücklich. Denn es war ihm gelungen, Gerechtigkeit und Liebe zu vereinbaren.

Muss man lang erklären, was diese Geschichte mit dem Leiden und Sterben Christi zu tun hat? Ich glaube kaum. Wer die Geschichte verstanden hat, hat zugleich verstanden, warum Gott Mensch wurde und sich ans Kreuz schlagen ließ. Denn auch Gott hatte das Problem, das König Theophan hatte. Auch Gott hatte sich durch das Wort seines Gesetzes festgelegt. Um seine Schöpfung vor dem Einbruch des Bösen zu schützen, hat er den Menschen klare Regeln gegeben: Er ließ durch Mose die Zehn Gebote verkünden. Und er sagte dazu: Wenn ihr euch daran haltet, will ich euch segnen und will euch lange und glücklich leben lassen auf Erden. Wer aber meine Gebote übertritt, der soll verflucht sein und soll ausgerottet werden von der Erde. Das ist bis heute unmissverständlich. Gott hat von Anfang an für klare Verhältnisse gesorgt

und kein Geheimnis daraus gemacht, dass böses Tun seinen Zorn erregt und dass es Strafe nach sich ziehen wird. Aber was muss er erleben?

So weit das Auge reicht wird gelogen, gestohlen und betrogen, Ehebruch gilt als Kavaliersdelikt und um die Sonntagsheiligung kümmert sich fast keiner mehr. Der Name Gottes wird nicht in Ehren gehalten, vielmehr wird rund um den Globus Blut vergossen. Jeder ist nur auf seinen Vorteil aus – kein einziger steht mit reinen Händen da. Und was soll Gott in dieser Situation tun? Folgte er dem Grundsatz der Gerechtigkeit, so müsste er seinem Wort Geltung verschaffen und uns die Konsequenzen unseres Tuns spüren lassen. Von Rechts wegen müsste Gott uns Menschen ausrotten und mit uns zugleich das Böse, von dem wir nicht die Finger lassen wollen. Das wäre nur gerecht. Er hat ja vorher gesagt, dass es ihm ernst ist mit den Geboten.

Aber es geht Gott mit uns wie Theophan mit seiner Mutter. Ließe er uns die schrecklichen Folgen unseres Fehlverhaltens tragen, so bräche es ihm das Herz. Es wäre das Ende der Menschheit, die Gott doch mit viel Liebe geschaffen und erhalten hat. Dass wir so enden, will Gott nicht. Er liebt auch seine missratenen Kinder. Was aber kann er tun? Kann er etwa die Drohung seines Gesetzes zurücknehmen? Nein. Kann er die Liebe und Barmherzigkeit vergessen? Nein. Kann er einen faulen Kompromiss eingehen? Nein. All das ist unmöglich, denn Gott ist nicht wie wir: Sein Wort gilt auf ewig, seine Liebe ist unüberwindlich, und Halbheiten macht er schon gar nicht. Darum konnte Gott den Konflikt zwischen Gerechtigkeit und Liebe nicht überspielen und nicht unter den Teppich kehren, wie wir das wahrscheinlich getan hätten. Gott musste den Konflikt austragen. Und er tat es so, wie König Theophan in unserer Geschichte: Wie Theophan für seine Mutter, so sprang Gott für uns in die Bresche. Er wurde Mensch in Jesus Christus. Und er nahm die Strafe auf sich, die wir verdient haben. Er löffelte die Suppe aus, die wir uns eingebrockt haben. Er ließ das Gewitter des Zorns über sich selbst niedergehen. Er lud auf sich den Hass der Menschen, litt unsere Schmerzen, starb unseren Tod. Der Fluch unserer bösen Taten traf ihn, damit er uns nicht treffe; ja Gott ließ sich verwerfen, damit wir nicht verworfen würden. Er mutete sich selbst die Gottverlassenheit des Kreuzes zu, damit sie uns erspart bliebe. Denn so, und nur so – um diesen hohen Preis! – konnte es ihm gelingen, Gerechtigkeit und Liebe zu vereinen. Die Gerechtigkeit verlangte, dass die Sünde der Menschheit nicht ungesühnt bleiben durfte. Das Gewitter des Gerichtes musste sich entladen, sonst hätte das, was zwischen uns und Gott stand, nie bereinigt werden können. Die Liebe Gottes aber sorgte dafür, dass der Blitz nicht uns traf, sondern den, der uns liebt. Gott hielt den Kopf hin für seine missratenen Kinder. Und das ist die ganze Botschaft der Passion Jesu. Denn wer verstanden hat, warum Christus für uns sterben musste, der hat das Kreuz verstanden. Und wer das Kreuz Christi verstanden hat, hat damit einen tiefen Blick in Gottes Herz getan und wird künftig wissen, was er gesehen hat: In Gottes Herz wohnt nicht ein bisschen Gerechtigkeit unklar vermischt mit ein bisschen Liebe. Sondern in Gottes Herz ist seine absolute Gerechtigkeit versöhnt mit seiner unendlichen Liebe.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Christi Sühnetod und unsere Erlösung

(Es handelt sich hier um eine freie Bearbeitung des berühmten Werkes „Cur deus homo“ des Anselm von Canterbury (gest. 1109). Die Bearbeitung zitiert an vielen Stellen das Original, der Gedankengang wurde aber erheblich gekürzt und vereinfacht. Wer sich eingehender mit Anselms Theologie beschäftigen will, muss also das Original lesen!)

BOSO: Hallo Anselm.

ANSELM: Grüß dich, Boso. Warum schaust du denn so traurig?

BOSO: Ach, Anselm, ich bin traurig, weil so viele Menschen unseren Glauben nicht verstehen. Sie spotten darüber, dass Gott Mensch wurde und am Kreuz starb. Sie finden das ganz lächerlich und meinen, es passe schlecht zur Würde und zur Größe eines allmächtigen Gottes, als Säugling geboren zu werden, Milch zu trinken und Windeln zu brauchen. Was ist das für ein armseliger Gott, sagen sie, der Erschöpfung und Versuchung kennt, Hunger, Durst und Leid, der sich foltern lässt – und am Ende auch noch zwischen Verbrechern gekreuzigt wird?

ANSELM: Aber, Boso, wissen die denn nicht, dass eben **dieser** Weg der Menschwerdung **notwendig** war, um die Menschheit zu erlösen?

BOSO: Nein, nein. Sie sagen, ein allmächtiger Gott hätte das Problem mit der Sünde auch anders lösen können. Er hätte z.B. einen Engel damit beauftragen können oder irgendeinen Propheten, statt selbst in der Gestalt Christi diesen mühseligen Weg zu gehen.

ANSELM: Aber begreifst du denn nicht, dass in diesem Falle, wenn irgendeine andere Person den Menschen losgekauft und erlöst hätte, alle Menschen **dieser** Person ihr Leben verdankten und künftig **dieser** Person ihre Hingabe schuldeten? Rettete sie nicht Gott, sondern ein anderer, so wären die Menschen **diesem anderen** Gefolgschaft schuldig und wären **ihm** verpflichtet. Jenes Geschöpf hätte dann mehr Anspruch auf den Menschen als der Schöpfer. Und das kann Gott nicht wollen.

BOSO: Aber warum muss es denn überhaupt einen Erlöser geben? Würde es nicht genügen, wenn Gott einfach bei sich beschlösse, die Sünde der Menschen nicht zu strafen, und die Menschheit dann von Sünden frei wäre mit einem Federstrich? Warum spricht Gott nicht einfach ein Machtwort, um uns von Hölle, Tod und Teufel loszumachen? Ihm ist doch alles unterworfen! Warum **entscheidet** er nicht ein für allemal, dass **allen alles** vergeben ist? Das wäre doch für ihn – und für uns – viel einfacher!

ANSELM: Ach, Boso – mir scheint, dass wir mit diesem Thema ganz von vorne beginnen müssen, damit du einsiehst, dass es nicht nur tatsächlich so **geschah**, wie es die Evangelien berichten, sondern dass es auch nach Einsicht der Vernunft **so und nicht anders** geschehen **musste**. Beginnen wir also ganz am Anfang: Bist du mit mir einer Meinung, dass der Mensch von Gott zur Seligkeit geschaffen wurde – nämlich zur ewigen Gemeinschaft mit Gott in Gottes Reich?

BOSO: Aber ja.

ANSELM: Und weißt du auch, dass zu dieser seligen Gemeinschaft mit Gott niemand taugt, der sich durch Sünde von Gott entfernt hat?

BOSO: Ja, leider ist das so. Ich kenne auch keinen einzigen Menschen, der von Sünde frei wäre.

ANSELM: Die Vergebung der Sünden ist somit für den Menschen **notwendig**, wenn er zur Se-

ligkeit gelangen und das Ziel seines Daseins erreichen will?

BOSO: Daran halten alle Christen fest.

ANSELM: Die Frage ist also nun, auf **welche Weise** Gott den Menschen die Sünde nachlässt. Um dabei aber sicher zu gehen, wollen wir zuerst klären, was es heißt zu sündigen, und was es heißt, für die Sünden Genugtuung zu leisten. Sag', Boso: Wenn der Mensch Gott stets gäbe, was ihm gebührt an Ehrerbietung, Liebe und Gehorsam, so würde er doch niemals sündigen?

BOSO: Da hast du Recht.

ANSELM: Dann ist also Sündigen nichts anderes, als Gott das Schuldige vorenthalten?

BOSO: Ja gewiss. Was aber ist das Schuldige, das wir Gott schulden?

ANSELM: Na – was wir eben genannt haben: Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam! Eigentlich sollte der gesamte Wille des Menschen mit dem guten Willen Gottes einig sein und ihm folgen. Das ist sozusagen der gebührende Dank, den wir Gott schulden, weil er uns geschaffen hat, und durch den alle Sünde vermieden würde. Doch ein jeder, der den schuldigen Gehorsam **verweigert**, sündigt, weil er Gott nicht ehrt und nicht das Gute tut, das Gott gefällt. Er raubt Gott, was Gott zusteht, und solange er das Geraubte nicht erstattet, lastet Schuld auf ihm.

BOSO: Das ist wohl leider so.

ANSELM: Wenn der Mensch sich aber eines Tages eines Besseren besinnt, meinst du dann, dass er einfach nur zum Gehorsam und zum Tun des Guten zurückkehren muss? Meinst du nicht, dass er Gott eine Art Wiedergutmachung schuldet für die zurückliegenden Verfehlungen – eine Art Schmerzensgeld und Sühne?

BOSO: Aber sicher: Wer fremde Ehre angegriffen und verletzt hat, muss sie nicht nur wieder herstellen, sondern zugleich Genugtuung hinzufügen. Um die Sache wieder in Ordnung zu bringen, muss man dem Geschädigten **mehr** erstatten als nur das Normale, das ihm ohnehin zusteht. Man muss versuchen, seine Respektlosigkeit wieder gut zu machen.

ANSELM: So muss demnach jeder, der sündigt, die geraubte Ehre Gott zurückgeben; und hierin besteht die Genugtuung, die ein Sünder Gott zu leisten hat, wenn er sich mit Gott aussöhnen will.

BOSO: Du hast Recht, Anselm. Aber könnte Gott nicht einfach darauf verzichten und sagen „Schwamm drüber!“?

ANSELM: Stell dir vor, was das bedeuten würde, lieber Boso! Auf diese Weise Sünden nachzulassen, ohne Sühne oder Wiedergutmachung, hieße doch einfach nur, die Sünde **nicht zu strafen** und das geschehene Böse zu **ignorieren** – gerade als wäre nichts gewesen. Wo aber bliebe da die Gerechtigkeit Gottes? Es geht doch nicht an, dass er über eine schwere Rechtsverletzung ohne Strafe hinweggeht. Denn dann würde die Sünde **gegen alle Ordnung** erlassen – so als hätte Gott zur Sünde nachträglich sein Einverständnis gegeben. Es würde so aussehen, als hätte Gott seine Gebote gar nicht ernst gemeint!

BOSO: Da kann ich dir nicht widersprechen.

ANSELM: Würde es aber zu einem gerechten Gott passen, dem Bösen freien Lauf zu lassen, seine Rechtsordnung preiszugeben, über zahllose Opfer hinwegzusehen, und den Tätern damit sein Einverständnis zu geben?

BOSO: Auf gar keinen Fall! Wenn Gott Sünder genauso behandelte wie Sündlose, würde ja er selbst den Unterschied zwischen Recht und Unrecht einebnen. Er würde außer Kraft setzen,

was er durch die Schrift und die Propheten gesagt hat – und damit sein gegebenes Wort zurücknehmen.

ANSELM: Also sind wir darin einig, dass Gott Unrecht nicht dulden darf. Und Unrecht wäre es zweifellos, wenn das Geschöpf Gott nicht erstattete, was es ihm genommen hat. Gott muss seine Weltordnung wahren, indem er ihre Verletzung ahndet.

BOSO: Das sehe ich jetzt ein, Anselm: Keiner kann selig werden und sich mit Gott versöhnen, wenn er nicht zurückerstattet, was er durch die Sünde widerrechtlich an sich gerissen hat. Eine Wiedergutmachung muss sein. Aber meinst du nicht, dass der Mensch das durch Frömmigkeit und gute Werke schaffen kann?

ANSELM: Was für Werke sollten das sein, Boso? Lass hören, was du als Wiedergutmachung für deine Sünden an Gott entrichten willst!

BOSO: Nun, ich dachte an Nächstenliebe und Reue, an Entsagungen und fleißige Gebete, an Fastentage und Pilgerwege, an ein gutes Herz und wohlthätige Spenden – und überhaupt an den Gehorsam gegen alle Gebote.

ANSELM: Das sind alles gute Vorsätze, Boso. Aber wenn du Gott bloß gibst, was du ihm ohnehin schuldest, darfst du das nicht anrechnen für jene Schuld, der du durch die Sünde verfallen bist. Alles, was du angeführt hast, bist du Gott sowieso schuldig. Und wenn du deinen Vorsätzen nachkommst, tust du damit nur deine ganz normale Pflicht. Was aber wirst du Gott zahlen und erstatten für die vielen Tage, die du im Ungehorsam verbracht hast?

BOSO: Na, wenn ich mich selbst und all mein Können Gott schulde allezeit, wie soll mir da noch etwas übrig bleiben, womit ich meine Sündenschuld erstatten könnte? Ich schaffe doch nicht einmal, was meine Pflicht ist!

ANSELM: Wenn du aber über deine Pflicht hinaus nichts tun kannst, wie willst du dann jemals Wiedergutmachung leisten? Und wenn du die nicht leistest, was wird dann dein Los sein?

BOSO: Ich kann nicht sehen, wie ich da jemals herauskommen soll.

ANSELM: Und ich muss dir darin zustimmen. Bedenke nur, dass auch vor irdischen Gerichten die Strafe für ein Vergehen nach der Größe des entstandenen Schadens bemessen wird: Wer eine Kleinigkeit stiehlt oder zerstört, wird **weniger** schwer bestraft als der, der eine große Kostbarkeit gestohlen oder zerstört hat. Wenn du nun aber schon durch deine kleinste Sünde **die Ehre Gottes** antastest, die doch unendlich kostbar ist, ist dann nicht deine Schuld von **entsprechendem** Gewicht, und erfordert sie nicht eine entsprechend große – **unendlich große!** – Wiedergutmachung?

BOSO: Mir wird ganz flau, Anselm. Aber du hast Recht: Tatsächlich ist unsere Schuld von unendlicher Schwere. Und zur Sühnung steht uns nichts zur Verfügung, als bloß die wenigen guten Werke, die wir Gott ohnehin schulden.

Wir schweben in großer Gefahr, Anselm. Und würde mich nicht der Glaube trösten, so könnten mich deine Worte zur Verzweiflung treiben. Denn wie es aussieht, hat überhaupt kein Mensch Aussicht, die Seligkeit und das ewige Leben zu erlangen. Wahrlich: Wenn Gott Gerechtigkeit walten lässt, gibt es keinen Ausweg für uns arme Menschen – und es scheint, als ob Gottes Barmherzigkeit verschwände.

ANSELM: Ich leugne bestimmt nicht, dass Gott barmherzig ist! Doch soviel müsste uns nun klar sein, dass die Seligkeit keinem verliehen werden darf, dem nicht die Sünden vollends vergeben sind, **und** dass diese Vergebung nur erfolgen kann **nach** Abtragung der Schuld.

BOSO: So ist es. Nur – wie um alles in der Welt – soll der Mensch gerettet werden, wenn er selbst seine Schuld nicht abträgt, **ohne** Schuldabtragung aber nicht gerettet werden kann? Ich frage mich wirklich, warum Gott die Menschheit nicht einfach vernichtet, um sich andere und bessere Geschöpfe zuzulegen!

ANSELM: Aber Boso – **auch das** würde schlecht zu Gott passen! Denn es verträgt sich zwar nicht mit seiner Würde, seine eigenen Gebote umzustoßen und zur Sünde sein Einverständnis zu geben. Es vertrüge sich aber **ebensowenig** mit Gottes Treue, wenn er seinen guten Schöpfungsplan aufgeben würde wie ein gescheitertes Experiment. Es entspricht nicht seinem Wesen, das Böse ungesühnt zu lassen. Aber es entspräche **ebensowenig** seinem Wesen, seine großen Verheißungen unerfüllt und den Himmel leer zu lassen. Nein, Boso: Wenn Gott den Menschen für die ewige Seligkeit geschaffen und bestimmt hat, so ist es undenkbar, dass nicht wenigstens **einige** Menschen diese Seligkeit erlangen! Hat Gott vernunftbegabte Kreaturen gemacht, um sich an ihnen zu erfreuen, so lässt er sie nicht samt und sonders zu Grunde gehen!

BOSO: Daraus folgt dann aber, dass es einen Weg zur Erlösung geben **muss**.

ANSELM: Genau. Und du wirst es gleich verstehen, wie der aussieht, wenn wir die Dinge zusammenfassen: Wir haben festgestellt, dass Gott hinsichtlich der Menschen **vollenden wird**, was er angefangen hat. Und wir haben auch gesagt, dass das nur geschehen kann durch eine **vollständige** Sühnung der Sünden, die der Sünder selbst **nicht** leisten kann. Wenn also geschehen muss, was die Geschöpfe überfordert, liegt dann nicht auf der Hand, dass es **der Schöpfer selbst** tun muss?

BOSO: Es bleibt nichts anderes übrig.

ANSELM: Also kann **nur Gott** solche Sühne leisten.

BOSO: Das folgt mit Notwendigkeit.

ANSELM: Und doch sollte diese Sühne niemand leisten als der **Mensch**, der den Schaden verursacht hat.

BOSO: Auch das stimmt.

ANSELM:

Besteht also die Notwendigkeit der Erlösung, um Gottes Plan zum Ziel zu führen, und kann Erlösung nicht stattfinden, ohne dass eine entsprechende Sühne vorausgeht, die niemand leisten **kann**, außer Gott, und die niemand leisten **soll** außer der Mensch: So muss der, welcher sie wirklich leistet, offenbar **Gott und Mensch zugleich** sein.

BOSO: Äh, kannst du das noch mal langsam sagen, Anselm?

ANSELM: Na klar: (1.) besteht die Notwendigkeit der Erlösung, um Gottes Plan zum Ziel zu führen. Und (2.) kann die Erlösung nicht stattfinden, ohne dass eine entsprechende Sühne vorausgeht. (3.) vermag niemand diese Sühne zu leisten außer Gott. Und (4.) soll niemand die Sühne leisten außer dem Menschen, der den Schaden verursacht hat. Daraus folgt aber unausweichlich (5.), dass derjenige, der die Sühne wirklich leistet, **Gott und Mensch zugleich** sein muss.

BOSO: Gott sei Dank für deine Einsichten, lieber Anselm! Jetzt verstehe ich, warum Gott diesen beschwerlichen Weg gehen musste, ein Mensch zu werden – und warum es gar nicht anders ging! Es gab hier ein Werk zu tun, das niemand tun **konnte** als nur Gott selbst – und das

keiner tun **durfte**, außer einem Menschen. Unsere Erlösung bedurfte Gottes in Menschengestalt! Nun erkläre mir aber noch das eine Anselm: Warum **konnte** Jesus Christus leisten, was doch sonst kein Mensch vermochte?

ANSELM: Nun, Boso: Das ist einfach. Du erinnerst dich doch daran, dass eine Wiedergutmachung nicht in **dem** bestehen kann, was ich dem Geschädigten sowieso schuldig bin, sondern nur in etwas, was darüber hinausgeht. Wir Sünder verfügen über nichts Derartiges, denn wir schulden Gott den Gehorsam unseres Lebens und schulden – um der Sünde willen – auch den Tod. Jesus Christus aber war als einziger Mensch **ohne** Sünde. Er allein war **nicht** unter dem Verhängnis, das Adam über uns gebracht hat. Als **einzigster** Unschuldiger hätte Jesus **nicht** sterben müssen. **Er** hatte das **nicht** verdient. Eben deshalb aber konnte Jesus sein Leben aus freien Stücken zum Opfer bringen, und konnte zu Gunsten der Sünder etwas geben, was er für seine eigene Person niemandem schuldete.

BOSO: Du hast Recht, Anselm. Der Tod ist Folge der Sünde. Und ohne Sünde hätten Adam und Eva nicht sterben müssen. Wenn also Gottes Sohn unschuldig ist, und **dennoch** sein Leben hergibt zur Erlösung der Menschen und zur Verherrlichung Gottes, dann gibt er es **freiwillig** und über alle Pflicht hinaus.

ANSELM: Richtig. Nun kann man aber nichts Beschwerlicheres zu Gottes Ehre freiwillig und ungeschuldet erleiden als den **Tod**. Auf keine Weise vermag der Mensch **mehr** hinzugeben. Und weil es zudem Gottes eigener Sohn war, der sein Leben gab, darum wiegt sein Opfer die Schuld der ganzen Welt auf. So viele Sünden auch geschehen auf Erden, so wird doch **diese** Wiedergutmachung stets das Übergewicht behalten.

BOSO: Lieber Anselm, ich danke dir! Du hast mir gezeigt, dass die Erlösung der Menschheit nicht unterbleiben sollte, und dass sie nicht anders erfolgen konnte, als indem der Mensch seine Sündenschuld abtrug – eine Schuld allerdings, die so groß war, dass nur Gott sie abtragen **konnte**, weswegen der, der die Last trug **Gott und Mensch zugleich** sein musste. Es gab keinen anderen Weg. Das ist der Grund, weshalb Gott Mensch wurde. Und ich danke dir für diese Einsicht. Denn nun hat auch meine Vernunft erkannt, dass es **genau nur so** geschehen **konnte**, wie es nach dem Zeugnis der Schrift **tatsächlich** geschehen **ist**. Dass aber Vernunft und Glaube darin so herrlich übereinstimmen – das finde ich toll!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Jesus Christus als Mittler

Was Jesus Christus für uns getan hat, lässt sich nicht mit einem Satz erschöpfend beschreiben. Denn er ist uns Bruder und Prophet, Priester und König, Lehrer und Arzt, Tröster und Herr. Sein erlösendes Werk hat mehrere Dimensionen! Und doch fehlen in der Aufzählung noch zwei Funktionen, die man leicht vergisst, denn Christus ist auch unser „Mittler“ und unser „Fürsprecher“ beim Vater. Christus ist nämlich „dazwischengegangen“, als Gott und Mensch aufeinanderprallten. Er hat sich als Vermittler in die Mitte gestellt. Und er hört bis heute nicht auf, Gott gegenüber unser Fürsprecher zu sein. Was das bedeutet, kann aber am besten nachvollziehen, wer selbst schon einmal bei einem heftigen Streit „dazwischengegangen“ ist. Muss-ten sie das mal tun? Haben sie einmal zwei Parteien getrennt und sind dazu „eingeschritten“ – in dem konkreten Sinn von „dazwischen-gehen“ und „sich-in-die-Schussbahn-bringen“? Bei einer Prügelei auf dem Schulhof ist das gelegentlich nötig. Vielleicht auch bei Konflikten im Beruf, wenn Kollegen aneinandergeraten. Und manchmal bei einem Spaziergang, wenn zwei Hunde streiten. Will man Schlimmeres verhindern, muss man da ganz konkret „dazwischen-gehen“, indem man sich zwischen beide Parteien in die Mitte stellt und sie dadurch zueinander auf Distanz bringt. Doch ist das eine undankbare und gefährliche Sache. Denn wenn zwei aufeinander losgehen, und ich mich als Puffer dazwischen positioniere, stecke ich eventuell von beiden Seiten Schläge ein. Die Aggression, die einer der Kontrahenten für seinen Gegner bestimmt hat, trifft dann erst mal den Vermittler. Und der Zorn der Streitenden überträgt sich auch schnell auf den „Friedensstifter“, weil der ja den Gegner meiner Reichweite entzieht. Wer kämpfende Hunde trennen will, muss damit rechnen gebissen zu werden. Und bei streitenden Menschen kann's ähnlich gehen, wenn ein Außenstehender zu schlichten versucht. Denn was tut der, wenn er „dazwischengeht“? Er stellt sich doch schützend vor meinen Gegner! Er nimmt ihn aus meiner Reichweite und macht sich selbst zum Prellbock, so dass meine Schläge den Gegner nicht erreichen. Der Vermittler stört zwei Parteien, die ihren Streit austragen wollen, und riskiert selbst zwischen die Fronten und unter die Räder zu kommen. Genau das tat aber Jesus. Und wir müssen es uns vor Augen führen, um seinen Kreuzestod zu verstehen. Denn in dem großen Streit von Gott und Mensch ist Jesus mit voller Absicht zwischen die Fronten getreten. Er wollte zum Mittler werden, um die streitenden Parteien zu versöhnen. Und das Feuer von beiden Seiten wurde erst eingestellt, als Jesus tot war. Denn jede der Konfliktparteien hat in Jesus den Repräsentanten der Gegenseite gesehen. Er war's ja auch wirklich! Jesus Christus war tatsächlich Gott und Mensch zugleich. Und jede Partei rechnete ihn zur Gegenseite. Als ewiger Sohn Gottes war er Mensch geworden, um den sündigen Menschen ihren himmlischen Vater nahe zu bringen. Aber eben dessen Nähe ertrugen die Menschen schlecht – und wollte ihn nicht haben. Jesus störte sie in ihrer Selbstgerechtigkeit, weil er Gottes Strenge und Güte zur Geltung brachte. Und so nervte dieser Repräsentant Gottes. Denn in Jesus kam uns Gott viel zu nah. Gott rückte uns kompromisslos auf den Leib. Und die Menschheit, die lieber „gott-los“ bleiben wollte, hat sich heftig dagegen gewehrt. Sie hat den Repräsentanten Gottes ans Kreuz geschlagen, um ihn aus der Welt zu schaffen, und damit Gott wieder auf Distanz zu bringen. Wenn wir die Perspektive aber umdrehen und das Kreuz von der anderen Seite betrachten, nämlich von Gott her: Stirbt dann der Mensch Jesus nicht auch als Repräsentant der sündigen Menschheit? Hat ihn der Vater nicht genau dazu „dahingegeben“, dass Jesus – als Mensch die Menschheit repräsentierend – die Strafe aller Sünder tragen sollte? Nicht allein Judas und Pilatus brachten Jesus ans Kreuz! Es war auch der Wille Gottes, den sich Jesus im Garten Gethsemane zu eigen machte. Was am Kreuz über Christus nieder-

ging, war nicht nur der gegen Gott gerichtete Zorn der Menschheit, sondern zugleich der gegen die Sünder gerichtete Zorn Gottes. Die Menschheit verneinte den gerechten Gott, Gott aber verneint die ungerechte Menschheit. Sie prallten genau dort aufeinander, wo Jesu Kreuz in der Mitte stand. Der aber ist ganz bewusst „dazwischengegangen“. Ihn trifft die tödliche Ablehnung, die eine sündige Menschheit gegen Gott richtet. Von der anderen Seite trifft ihn zugleich die tödliche Ablehnung, die Gott gegen uns Sünder richtet. Und beides zieht Christus mit voller Absicht auf sich. Der Zorn der Menschen ist dabei völlig unberechtigt, während der Zorn Gottes gute Gründe hat – den Unterschied darf man keinesfalls vergessen! Doch Jesus will der Blitzableiter für beides sein. Weil er „dazwischengeht“, trifft es ihn ganz fürchterlich. Aber danach ist tatsächlich eine neue Situation entstanden. Denn zweimal Minus ergibt Plus. Der Mann aus Nazareth wurde zwischen den Fronten zerrieben. Aber indem sich die wechselseitige Verneinung an seiner Person entlud, hat sie sich auch verausgabt. Jesus hat sich schützend vor beide Seiten gestellt und das mit seinem Leben bezahlt. Aber das hat die Lage dann auch dauerhaft verändert. Denn Gott (in seiner Perspektive) sieht die Menschheit nun immer zusammen mit dem schuldlosen Jesus, der ihre Schuld getragen hat. Und die Menschheit (so weit sie glaubt) sieht Gott immer zusammen mit seinem Sohn, dessen Hingabe ihr die Liebe des Vaters offenbart. Wollte Gott noch die Hand erheben gegen die Gläubigen, die „in Christus“ sind, würde er immer seinen Sohn treffen. Wollte ein Christ noch feindselig sein gegen Gott, würde er damit zuallererst Christus verletzen. Und so ist eine Fortsetzung des Konfliktes undenkbar geworden. Gott kann keinem Christen mehr Feind sein, weil er kein Feind Christi sein kann. Und umgekehrt gilt dasselbe. Denn wir können dem Gott nicht misstrauen, der uns in seinem Sohn so liebevoll begegnet ist. Folglich legen wir alle Waffen nieder, denn der Streit ist geschlichtet, und Versöhnung vollzogen. Christus hat die Beziehung von Gott und Mensch auf eine neue Basis gestellt. Und die ehemaligen Kontrahenten sehen sich nun mit anderen Augen. Denn seit Christus „dazwischengeht“, sehen wir Gott nur noch im Verbund mit Christus. Und Gott sieht auch uns nur noch im Verbund mit Christus. Wenn Gott auf die Menschheit schaut, kann er nicht anders als Christus „mitzusehen“, der da als Mensch unter den Menschen steht. Wenn aber die Menschheit auf Gott schaut, kann auch sie nicht anders als Christus „mitzusehen“, der da als Sohn ganz nah bei seinem Vater steht. Christus hat sich beiden Seiten so eng verbunden, dass sie in der Beurteilung des Gegenübers nicht an ihm vorbeikommen. Gott kann nicht mehr davon absehen, dass wir die Sünder sind, für die sein Sohn starb – Christus ist immer „mit im Bild“. Und wir Sündern können nicht mehr ausblenden, dass Gott-Vater aus Liebe zu uns seinen Sohn dahingegeben hat – auch da ist Christus nun immer „mit im Bild“. Wollte Gott gegen uns die Hand erheben, würde der Schlag zuerst Christus treffen – darum verdammt er die nicht mehr, die „in Christus“ sind. Wollten wir aber Gott weiter beleidigen und weiter seine Gebote verletzen, ginge auch das auf Christi Kosten und vermehrte seine Schmerzen – weshalb wir so etwas nun unterlassen. In Gottes Perspektive steht Christus an unserer Seite. In unserer Perspektive steht er an Gottes Seite. Und so ist gar kein Kontakt mehr denkbar, der nicht durch Christus vermittelt wäre. „An Christus vorbei“ geht da gar nichts! Und das ist wahrlich gut so. Denn abgesehen vom Evangelium Jesu, in dem sich Gott uns zugute gebunden hat, ist er durchaus frei, ist unberechenbar und für jeden Sünder ein verzehrendes Feuer. Wo Christus fehlte, da wäre auch keine Gnade, und wir dürften es nicht wagen, Gott zu begegnen! Doch eben das wird niemals passieren, weil Christus nicht aufhört, fürbittend für seine Gemeinde einzustehen und Gott gegenüber ihr „Mittler“ zu sein. Wer im Johannesevangelium das „hohepriesterliche Gebet“ liest, mit dem Jesus seine Jünger Gott ans Herz legt, könnte vielleicht meinen, das sei ein einmaliges Beten und Bitten gewesen (Joh 17,1ff.). Doch tatsächlich hat es seither nicht geendet – und wird auch nie enden –, weil

Christi Himmelfahrt und sein „Sitzen zur Rechten Gottes“ eben diesen Sinn haben, dass Christus die Seinen unablässig vor dem Vater vertritt. Er ist quasi unser Advokat und Verteidiger, der sich vor Gott für uns einsetzt, der stets unsere Partei ergreift und „ein gutes Wort für uns einlegt“. Denn so wird es uns im Neuen Testament zugesagt. Christi Priestertum ist unvergänglich, sagt der Hebräerbrief, darum bittet er ohne Unterlass für seine Gemeinde (Hebr 7,24-25). „Wer will verdammen?“ ruft Paulus voller Zuversicht, da doch Christus zur Rechten Gottes ist „und uns vertritt“ (Röm 8,34). Und auch Johannes tröstet seine Gemeinde mit diesem Hinweis: „Wenn jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesus Christus, der gerecht ist“ (1. Joh 2,1). Seine Fürsprache wird nie enden und kann auch nicht versagen, weil allein Christus der eine, wahre Mittler zwischen Gott und den Menschen ist (1. Tim 2,5; Hebr 8,6; 9,15; 12,24). Kein anderer konnte die gestörte Verbindung heilen und Frieden stiften als Christus allein. Er aber tat's erfolgreich und nachhaltig. Denn was am Kreuz geschah, war ja Gottes eigener Plan. Er wollte den Sündern eine Gerechtigkeit schaffen, die sonst immer außer ihrer Reichweite gelegen hätte. Gott „versöhnte die Welt mit sich selber“ (2. Kor 5,19). Da Christus nun aber zur Rechten Gottes sitzt, um den Blick Gottes beständig von unserer Sünde wegzulenken hin zu Christi eigener Gerechtigkeit, die unseren Mangel ersetzt – wie könnte seine Fürbitte jemals abgewiesen werden? Christus als unser Beistand verschafft uns freien Zugang zum Vater. Und wer in seinem Namen kommt, hat im Himmel nichts zu fürchten. Komme ich mit Christus an meiner Seite, lässt mich der Vater gelten und ist mir genauso freundlich gesinnt wie seinem Sohn. Ja, der Vater schließt mich in das positive Urteil ein, das über Christus ergeht. Komme ich aber ohne ihn, in meinem eigenen Namen, und erscheine vor Gottes Thron ohne diesen Fürsprecher, werde ich es bitter bereuen. Denn ich für mich habe ja nichts vorzubringen, was mich entschuldigen könnte. Und gewiss gibt es auch keinen anderen, der sich schützend vor mich stellen wollte. Darum haben die Reformatoren sehr davor gewarnt, sich etwa mit Gebeten an die Engel zu wenden, irgendeine Hoffnung auf die Vermittlung der Heiligen zu setzen oder die Fürsprache der Maria zu erbitten. Denn die haben dazu keinen Auftrag und können mir Christus nicht ersetzen. Kein Engel ist für meine Sünden gestorben, kein Heiliger hält für mich den Kopf hin – und auch Maria erklärt sich für unzuständig. Niemand kann vor Gott ein gutes Wort für mich einlegen, wenn es Christus nicht tut. Denn Recht und Befugnis, zwischen Gott und den Menschen zu vermitteln, hat nur er. Kein anderer stellt sich freiwillig zwischen Gottes Zorn und einen elenden Sünder! Christus aber tat es auf Golgatha und tut's immer wieder, um uns den Hals zu retten. Hinter keinem anderen finden wir Deckung. Denn alles fegt Gott beiseite, außer seinem Sohn. Nur der kann wirklich etwas für uns tun. Und so ist es nach wie vor falsch, wenn katholische Christen die Engel, Maria oder die Heiligen anrufen und bitten, die mögen ein gutes Wort für sie einlegen. Denn die sind ja nicht „dazwischengegangen“. Jesus Christus aber hat genau das zu seiner Aufgabe gemacht. Er will für uns geradestehen. Er kann es auch. Und so ist es das Klügste, ihn für uns sprechen zu lassen. Denn wir sollten nicht meinen, wir könnten uns vor Gottes Gericht selbst verteidigen. Und wir sollten uns unseren Rechtsbeistand auch nicht selbst suchen. Wie steht's also? Haben wir Christus schon ganz persönlich das Mandat erteilt und ihm die Vollmacht unterschrieben, dass er als Verteidiger für uns sprechen soll? Wir werden keinen finden, der unsere Nöte besser kennt als Christus, der ja selbst als Mensch geboren wurde. Wir werden keinen finden, der uns mehr liebt und entschlossener für uns eintritt! Christus aber kann Gott gegenüber jederzeit darauf verweisen, dass er unsere Strafe bereits am Kreuz gebüßt und dadurch unsere Schuld beglichen hat. Seine Wundmale beweisen, dass er die Sache für uns erledigt hat. Der Vater aber wird das Bitten seines lieben Sohnes gerne erhören und wird die Anklage gegen uns fallen lassen, weil die Argumentation ja zwingend ist: Bereits gesühnte Ta-

ten können nicht erneut zum Gegenstand eines Prozesses werden. Und den Freunden seines Sohnes steht der Vater sowieso nicht feindselig gegenüber. Er hat ja Freude daran, gnädig zu sein! Er bricht nicht den Frieden, den sich Christus so viel hat Kosten lassen! Wir aber müssten verrückt sein, diesen Frieden zu gefährden, oder unserem Mittler bei seiner Arbeit im Wege zu stehen. Denn einen anderen Fürsprecher, der uns den Kopf retten könnte, haben wir nicht. Lassen wir ihn also tun, was er für uns tun will. Pfuschen wir ihm nicht ins Handwerk. Seien wir ihm aber ewig dafür dankbar, dass er uns vor Gott vertritt.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die Selbstdurchsetzung der Liebe

Die Christenheit gedenkt am Karfreitag des Kreuzestodes Jesu und versteht ihn dabei als ein sinnvolles und zur Erlösung der Sünder notwendiges Opfer: Jesus trug am Kreuz nicht **seine** Strafe, sondern **unsere**, er litt, was wir verdient hatten, er trat als Unschuldiger an die Stelle der Schuldigen und opferte sein Leben, erwirkte damit aber für uns vollkommene Vergebung, löste den Konflikt, den wir mit Gott hatten, und schenkte uns die Freiheit, trotz all unserer Fehler doch Kinder Gottes sein zu dürfen. Allerdings werden oft Stimmen laut, die eben diese Botschaft in Zweifel ziehen und damit nicht wenige Christen verwirren, weil sie behaupten, der Tod Jesu sei zur Erlösung gar nicht nötig gewesen. Man kann dann hören, Gott sei kein blutrünstiger Despot und er brauche darum auch kein Menschenopfer, um Sündern ihre Sünden vergeben zu können. Vielmehr sei Gott schon immer ein Gott der Liebe gewesen, der „einfach so“ aus Freundlichkeit vergeben kann – und die Vorstellung, Gottes Sohn habe durch das blutige Opfer der Kreuzigung die Liebe Gottes erst erkaufen und herbeiführen müssen, sei darum ganz abwegig. Denn eigentlich, sagen diese Stimmen, gäbe es in dieser Sache nur zwei Möglichkeiten: **Entweder** glaubt man an einen tyrannischen Gott, der zornig und hasserfüllt auf seine Geschöpfe schaut, und durch ein blutiges Opfer umgestimmt und besänftigt werden muss. Jesus muss ihm die Vergebungsbereitschaft dann quasi um den Preis seines Lebens abkaufen und damit bei Gott eine Liebe erwirken, die vorher nicht da war. **Oder** man glaubt an einen liebevollen Gott, der von Anfang an barmherzig und gnädig ist, und der eben darum – weil er nichts als Liebe ist und jedem einfach so vergibt – auch die Kreuzigung seines Sohnes nicht gebraucht und nicht gewollt hat. Im ersten Fall würde der Zorn unser Bild von Gott beherrschen. Im zweiten Fall eine selbstverständliche Liebe. Und weil wir das Letztere viel sympathischer finden, neigen wir dazu, die Lehre vom stellvertretenden Sühnetod Jesu als ein Relikt düsterer, mittelalterlicher Theologie abzulehnen. Selbst hochrangige Kirchenvertreter tun das heute!

Doch wenn diese Stimmen Recht hätten, was wollten wir dann mit dem Neuen Testament machen? Wollen wir etwa annehmen, Johannes der Täufer habe sich geirrt, als er Jesus traf und sagte: *„Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt!“* (Joh 1,29) Oder hat Jesus etwa selbst geirrt, als er beim Abendmahl sprach: *„Das ist mein Blut..., das vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden.“* (Mt 26,27–28) Nein. Natürlich hat Jesus sich **nicht** geirrt. Und es wäre eine Lästerung, anzunehmen, der Tod, den Jesus bewusst auf sich nahm, sei überflüssig gewesen. Darum lassen wir uns besser nicht auf's Glatteis führen, sondern machen uns klar, wie die Liebe Gottes mit dem Sühnetod Jesu **tatsächlich** zusammenhängt. Es ist nämlich **weder** so, dass ein liebloser und zorniger Gott durch das Kreuz erst Liebe lernen musste, **noch** verhält es sich so, dass Vergebung und Erlösung ohne das Kreuz möglich gewesen wären. Sondern nur so können wir den Zusammenhang begreifen, dass Gottes Liebe – die **natürlich** von Anfang an da war! – im stellvertretenden Tod Jesu den einzig möglichen Weg gefunden hat, um Gottes liebevollen Willen zur Versöhnung gegen seinen sehr berechtigten und sehr realen Zorn durchzusetzen. Dabei ist unbedingt festzuhalten, dass die Liebe Gottes von Anfang an da war! Denn was hätte Gottes Motiv sein sollen, Mensch zu werden und für die Sünder zu sterben, wenn nicht die Liebe zu diesen Sündern? Was hätte wohl Gott zu diesem Schritt bewegen können, wenn in ihm nichts als Zorn gewesen wäre?

Natürlich war die Liebe schon **vor** dem Kreuz da. Sie verdankt sich nicht dem Kreuz. Sie ist nicht das **Ergebnis**, sondern die **Voraussetzung** des Heilswerkes. Nur, wie hätte diese Liebe zum Zuge kommen können – ohne das Kreuz? Wie hätte Gottes Liebe den verlorenen Men-

schen erreichen sollen, wenn sie keine Lösung gefunden hätte für das Problem der menschlichen Sünde und des göttlichen Zornes? Gottes Liebe war natürlich **da**! Sie war nicht aus Gott verschwunden – wie auch wir einen Menschen sehr wohl lieben können, während wir mit ihm zerstritten sind. Aber was nützt diese Liebe, wenn ihr ein wahrhaft abgründiger und berechtigter Zorn unbewältigt gegenübersteht? Was nützt so eine Liebe „aus der Distanz“, wenn sie ein bloßes Gefühl bleibt, wenn sie keinen Ausdruck findet und die zerbrochene Beziehung nicht heilen kann?

So war auch Gottes Liebe längst vorhanden **vor** dem Kreuzesgeschehen. Aber durch den Konflikt, den der menschliche Ungehorsam heraufbeschworen hatte, kam sie nicht zum Zuge und hätte uns rein gar nichts genützt, wenn das Gefühl nicht zur Tat geworden wäre: Gottes Liebe **musste** erst in Christus den Weg des Kreuzes gehen, um den Fluch zu brechen, der auf uns lag. Gottes Liebe **musste** erst unsere Schuld sühnen und unsere Rechnung begleichen, bevor sie sich als Liebe gegen alle Hindernisse durchsetzen konnte. Und einfacher wäre es nicht gegangen. Denn die Schuld Adams wog viel zu schwer, als dass man mit einem Federstrich hätte darüber hinweggehen können. Bei aller Liebe musste auch Gottes Gerechtigkeit Genüge geschehen. Doch war's kein anderer als Gott selbst, der den Preis dafür bezahlte.

Gott verhängte über sich selbst die Strafe, die wir verdient hatten, und litt lieber selbst, als uns leiden zu sehen. Weil aber nur so – und nicht anders – seine Liebe zum Zuge kommen konnte, **darum** war das Kreuz Christi notwendig als ein Akt der Selbstdurchsetzung der Liebe. Und **darum** hat Gott das Kreuz auch gewollt. Nicht weil er es **für sich selbst** gebraucht hätte, sondern weil er es **für uns** brauchte, um uns Frieden zu schenken, Vergebung und Versöhnung. Kurz gesagt: Gottes Wille zur Vergebung machte das Kreuz nicht **überflüssig**, sondern gerade der Wille zur Vergebung machte das Kreuz **nötig**. Jene Theologen aber, die heute den stellvertretenden Tod Jesu in seiner Heilsnotwendigkeit leugnen, verwirren damit die Gläubigen und leisten ihrem Herrn einen schlechten Dienst...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Jesus Christus am Tiefpunkt

Nicht nur Menschen haben seltsame Schicksale – auch Begriffe haben manchmal seltsame Schicksale. Zu gewissen Zeiten sind diese Worte in aller Munde. Und zu anderen Zeiten verschwinden sie aus dem allgemeinen Sprachgebrauch. Mal haben sie Konjunktur, so dass man sie überall hört und liest. Und dann werden sie wieder unüblich, ja werden geradezu gemieden. Ein solches Wort mit seltsamem Schicksal ist das Wort „Hölle“. Für Jesus war die Existenz der Hölle eine Selbstverständlichkeit. Der Bibel folgend sprach die Kirche des Mittelalters viel von der Hölle. Und die Reformatoren taten es auch. In den alten Liedern unseres Gesangbuches stoßen wir häufig auf dieses Thema. Nur in der Theologie der Gegenwart wird die „Hölle“ schamhaft verschwiegen. Und in den Predigten der Gegenwart hört man höchst selten davon. Denn das Wort „Hölle“ ist dabei, aus der Kirchensprache der Gegenwart zu verschwinden. Es hat bei modernen Pfarrern keine Konjunktur, weil es zu oft missbraucht worden ist, um Menschen Angst einzujagen. Aber komischerweise – das von den Theologen gemiedene Wort verschwindet nicht einfach, sondern macht in der Alltagswelt Karriere. Jenseits der Kirchenmauern hat man sich nämlich des Wortes angenommen. Da werden in der Werbung Autos angepriesen mit dem Hinweis, sie seien „höllisch schnell“ oder sogar „teuflich gut“. Und oft genug sieht man dabei lustige kleine Teufel mit roten Hörnern auf dem Kopf und dreigezackten Speißen in der Hand. Motorradfahrer schreiben sich auf die Jacke, sie seien „Hells Angels“ – „Höllengel“. Actionfilme tragen den Titel „Die durch die Hölle gehen...“. Und wenn Jugendliche sich streiten, hört man schon mal den Fluch „Fahr' zur Hölle...“.

Dabei ist natürlich viel Gedankenlosigkeit im Spiel. Und doch hat das Ganze einen ernsten Hintergrund. Denn es hat heute den Anschein, als sei die Hölle aus der Vorstellungswelt der Religion ausgewandert und sei eingewandert in den Erfahrungshorizont des Alltags. Es scheint, als werde sie nicht erst jenseits erwartet, sondern schon diesseits erfahren. Denn mancher, der gar nicht besonders religiös ist, spricht heute von der Hölle wie von etwas, das er aus eigener Erfahrung kennt. Von Kriegsteilnehmern, die den Russlandfeldzug mitgemacht haben, kann man den Satz hören: „Das war die Hölle damals“. Und von Entführungsopfern liest man in der Zeitung, sie hätten in der Hand ihrer Entführer „Höllqualen“ durchgemacht. Ist so etwas dann nur eine unangemessen-übertriebene Ausdrucksweise?

Nein. Ich meine, bei mancher Schreckensnachricht, die uns erreicht, kann man wirklich auf den Gedanken kommen, die alten Grenzen hätten sich verwischt, und die Hölle rage an vielen Stellen schon in unsere Welt hinein. Es scheint, dass sie uns nicht erst jenseits erwartet, sondern uns schon in diesem Leben sehr konkret auf den Leib rücken will. Das biblische Zeugnis wird dadurch nicht einmal in Frage gestellt! Es gibt jene Hölle, von der Jesus spricht. Es gibt die Hölle als Ort der Verwerfung und der Gottferne. Es gibt die Unterwelt, die uns nach dem Tod erwarten könnte. Aber im Grunde hat unsere politische Gegenwart die jenseitige Hölle verblassen lassen, und hat sie durch menschliche Grausamkeiten in den Schatten gestellt. Denn die diesseitige Hölle, die Menschen einander bereiten, übertrifft alle Vorstellungen, die die Gläubigen sich einst von der jenseitigen Hölle machten. Wir brauchen heute gar keine Teufel mit Hörnern, mit Dreizack, mit Bratrost und Feuer mehr. Wir haben Geheimdienste, die über feinere Folterwerkzeuge verfügen. Wir haben Folterkeller und Arbeitslager auf der ganzen Welt, wir haben die chinesischen Gefängnisse und die afrikanischen Hungergebiete. Es gibt die Slums von Südamerika und die Kinderbordelle in Thailand. Wir haben Auschwitz hervorgebracht und Hiroshima, wir haben Napalmbomben auf Vietnam geworfen, haben die Welt mit Minen übersät und haben den Giftgaskrieg erfunden. Ja du liebe Zeit, könnte man denken,

was brauchen wir da noch eine Hölle: Wir haben doch uns!

Wir haben es geschafft, dass die Hölle nur noch ein paar Flugstunden entfernt ist. Aber man muss nicht einmal reisen. Gehen sie nur mal in die Psychiatrie – da hat mancher die Hölle im Kopf. Gehen sie auf die Krebsstation – da hat mancher die Hölle in den Knochen. Gehen sie nur zwei Häuser weiter, da hat mancher die Hölle in der Familie, weil Eheleute sich gegenseitig zerfleischen. Und wenn man sich das lang genug anschaut, ist man geneigt, Jean Paul Sartre recht zu geben, der sagte: **„Kein Rost ist erforderlich, die Hölle, das sind die anderen.“**

Wenn das aber schon die Philosophen gemerkt haben, was sagen wir dann als Christen dazu? Mir persönlich ist an diesem Punkt eine alte, halbvergessene christliche Lehre wichtig. Nämlich die Lehre von der Höllenfahrt Christi. „Davon habe ich noch nie gehört“ werden viele sagen. Aber sie täuschen sich. Denn da, wo es im modernisierten Text unseres Glaubensbekenntnisses heißt, Christus sei **„gekreuzigt, gestorben und begraben, hinabgestiegen in das Reich des Todes...“**, da hieß es früher: Christus ist **„niedergefahren zur Höllen...“**. Gemeint ist, dass Jesus Christus nach der Kreuzigung nicht einfach tot im Grab gelegen hat. Sondern in der Zeit zwischen Karfreitag und dem Ostermorgen ist Christus hinabgefahren an den Ort der Toten und der Verdammten. Er ist in der Hölle gewesen. Er ist durch die Hölle gegangen. Nach dem Zeugnis des 1. Petrusbriefes hat er **„gepredigt den Geistern im Gefängnis“** und hat **„auch den Toten das Evangelium verkündigt“**. Und erst dann – als diese unterste Talsohle der Passion durchschritten war – ist Christus auferstanden von den Toten und ist aufgefahren zum Himmel, um zur Rechten des Vaters zu sitzen. Von dieser Höllenfahrt Christi wissen die meisten Christen nichts mehr, obwohl unser Glaubensbekenntnis davon spricht. Ich halte das aber für einen großen Verlust.

Denn erst die Höllenfahrt Christi macht ganz deutlich, dass Christus den Weg seiner Passion wirklich bis in die tiefste Tiefe gegangen ist. Er ist nicht nur ein bisschen gestorben, nicht nur zum Schein, sondern richtig. Aus großer Liebe zu uns hat er auch diese Konsequenz seiner Menschwerdung auf sich genommen. Und als Juden und Römer ihn zur Hölle schicken wollten, hat er sich nicht verweigert, sondern ist zur Hölle gegangen, um auch unsere Verdammnis stellvertretend für uns zu tragen und auch hier den Fluch zu brechen, der auf uns lastete. Er wollte auch diese Plage zu seiner Plage machen, um die Fackel seines Lichtes noch in die äußerste Finsternis hineinzutragen. Er ist heruntergekommen bis an den Ort der Verdammten, damit selbst sie ihn als Bruder an ihrer Seite erfahren könnten. Und das ist besonders tröstlich im Blick auf die Toten, die zu ihren Lebzeiten nichts von Gottes Gnade erfahren haben. Denn das hat sich sicher jeder schon einmal gefragt: Was ist mit den abertausend Menschen, die vor Christus lebten und darum keine Chance hatten, ihn kennenzulernen? Was ist mit denen, die auch heute nicht das Evangelium hören, weil sie irgendwo leben, wo die Mission nicht hinkommt? Sind die alle verloren?

„Nein!“ können wir sagen, wenn wir von der Höllenfahrt Christi wissen. Sie sind nicht zwangsläufig verloren, denn Christus hat im Reich des Todes auch denen gepredigt, die vor seiner Zeit starben. Und wenn er die nicht vergaß, so wird er wohl auch jene nicht ohne Chance lassen, die zeitlebens nichts anderes kennenlernten als heidnische Religionen. Denn auch für sie hat er das Licht des Evangeliums hinuntergetragen in die Unterwelt. Wer das aber zu Ende denkt, dem geht dabei etwas sehr Schönes auf: Dass nämlich die Höllenfahrt Christi gleichbedeutend ist mit der Zerstörung der Hölle. Gott hat keinen Deal mit dem Teufel – so nach dem Motto: „Du Teufel, kriegst die bösen Menschen für die Hölle – und ich behalte die guten, um mit ihnen den Himmel zu füllen.“ Nein! Sondern als Christus das Tor der Hölle aufbrach und seinen Fuß hineinsetzte, da war klar, dass Gott dem Teufel **kein** Stückchen dieser Welt überlässt – auch nicht die Unterwelt. Es gibt hier keine abgesteckten Territorien. Und

wenn der Teufel auch gemeint haben sollte, dies sei **sein** Reich, so konnte er den Einbruch in seinen Machtbereich doch nicht verhindern. Christus respektierte die gezogene Grenze nicht, sondern ging mitten hinein in die Höhle des Löwen, um ihm seine Beute wieder zu nehmen. Er nahm alle für sich in Anspruch, die da gefangen lagen – auch die ganz Üblen. Er kam, um alle zu suchen, die verloren sind. Und er machte dem Teufel die Seelen streitig, die er zu besitzen meinte. Als Christus für uns gestorben war, da reichten Gottes Arm und Gottes Liebe plötzlich bis ins unterste Verlies der Hölle. Was aber wird aus der Hölle, wenn da plötzlich Gottes Liebe drinnen wohnt? Was ist das für eine Hölle, in der die Barmherzigkeit Christi erscheint? Wen kann sie noch gefangen halten, wenn Christus die Tür eingetreten hat?

Tatsächlich dürfen wir folgern: Ist Gott selbst in der Hölle, so kann die Hölle nicht mehr Hölle sein. Denn wo Gott ist, ist der Himmel. Und nur wo Gott fern ist, ist die Hölle. Ist Gott aber auch in der Hölle nicht mehr fern, so ist die Hölle nicht mehr, was sie war. Sie ist eine von Christus gestürmte Festung. Die Mauern wackeln, die Feuer verlöschen, der Ofen ist aus – der Teufel ist nicht mehr Herr in seinem Haus. Und ein jeder von uns, der die Hölle vielleicht schon auf Erden erlebt – der die Hölle im Kopf oder die Hölle in den Knochen hat – kann sich damit trösten, dass Christus auch in der Hölle bei uns ist. Leben wir, so ist er da – sterben wir, so ist er da. Fahr' ich zum Himmel, so ist er da – fahr' ich zur Hölle, so ist er auch da. Ich muss also niemals ohne ihn sein. Denn er, der vom Himmel kam, auf Erden lebte, zur Hölle hinabfuhr, der auferstand und gen Himmel fuhr, hat auf diesem weiten Weg überall die Fahne seiner Herrschaft aufgerichtet. Auch ganz unten an der Talsohle des Weges.

Kein Himmel ist ihm zu hoch und keine Hölle zu tief, als dass er die Seinen dort nicht fände. Was soll also der Kleinmut, was soll das Zittern? Wenn nun aber einer sagt: „Ich sehe ihn doch nicht, ich spür doch nicht Christus bei mir“ – dann muss man ihm das zugestehen. Christi Gegenwart inmitten der irdischen Höllenfeuer will geglaubt sein. Aber man bedenke, dass es uns dabei nicht anders geht als Christus auch. Auch er ging durch die Hölle, ohne den Beistand seines himmlischen Vaters immer sehen zu können. Er wurde von seinen Gegnern verleumdet und von seinen Jüngern verlassen, er wurde zu Unrecht verurteilt und gefoltert, angespuckt, geschlagen und ermordet. Christus ging wahrhaft durch die Hölle. Und auch er musste glauben, dass der Vater bei ihm war, ohne dass er ihn immer hätte sehen oder spüren können. Auch er musste sein Gottvertrauen gegen den äußeren Augenschein durchhalten. Seien wir also nicht wehleidig, wenn uns Ähnliches zugemutet wird, sondern seien wir froh, dass wir einen Herrn haben, der sich im Himmel, auf der Erde und sogar im Reich des Todes auskennt. Denn mit Christus in der Hölle zu sein, wäre immernoch besser, als mit dem Teufel die Welt zu regieren. Wir werden die Macht Christi erfahren! Sie wird eines Tages sichtbar werden vor aller Augen! Dass wir uns bis dahin aber wappnen mit Geduld und Zuversicht und Treue – dazu helfe uns Gott...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Christi Kampf und Sieg

Haben sie manchmal das Gefühl, das Leben sei ein Kampf? Mir jedenfalls geht es manchmal so. Man kämpft gegen widrige Umstände und gegen Missverständnisse, man kämpft gegen einen Berg von Arbeit an, man kämpft manchmal gegen Müdigkeit und manchmal gegen die Trägheit anderer Menschen. Es ist nicht immer dramatischer Kampf, es ist nicht immer Daseins-Kampf. Aber es ist doch ernst genug, um uns den Eindruck zu vermitteln, das ganze Menschenleben sei von Anbeginn ein Kampf. Schon die kleinen Kinder konkurrieren um die Aufmerksamkeit der Eltern und streiten um das schönste Spielzeug. Später kämpfen sie sich durch die Schule und kämpfen um einen guten Abschluss. Sie erkämpfen sich irgendwann die Achtung der Älteren und erkämpfen sich eine Stellung im Betrieb. Sie müssen einen Lebenspartner für sich gewinnen. Und später muss mancher um den Erhalt seiner Ehe kämpfen. Wir kämpfen um die Verwirklichung unserer Pläne und gegen Enttäuschungen. Wir kämpfen gegen Widrigkeiten des Schicksals und gegen die eigenen Schwächen. Wir erkämpfen uns einen Platz in der Gesellschaft. Und kaum ist uns das gelungen, müssen wir beginnen, gegen den Alterungsprozess zu kämpfen. Wir kämpfen gegen überzählige Pfunde und gegen die ersten grauen Haare. Wir haben mit dem Nachlassen unserer Kräfte zu kämpfen und müssen uns verteidigen gegen Jüngere, die nach oben streben. Wir kämpfen im Alter mit mancherlei Zipperlein und Krankheiten. Und schließlich kämpft ein jeder gegen den Tod, den wir hinauszuschieben versuchen, der uns aber am Ende doch eine Niederlage zufügt. Ja – das Leben ist Kampf. An dem Satz ist schon was dran.

Nur, genau besehen wirft der Satz mehr Fragen auf, als er beantwortet. Denn wenn das Leben Kampf ist, dann fragt es sich ja, wer diesen Kampf gewinnt. Wer siegt da am Ende? Siegt mein Wille zum Leben, oder siegt zuletzt doch die Macht, die mir entgegensteht und meine Träume platzen lässt? Und wie ist das aufs Ganze gesehen? Was ist mit den vielen tausend Menschen, die neben mir im selben Kampf stehen? Wird der Tod am Ende über sie alle triumphieren, weil er alle Sterblichen überwindet und zum Schweigen bringt? Oder haben am Ende wir gewonnen, weil wir dem Schicksal doch etliche Jahrzehnte des Lebens abgetrotzt haben? Ist im Blick auf die Weltgeschichte der Tod der universale Sieger, weil es noch kein lebendiges Wesen gegeben hat, das er nicht zuletzt vernichtet hätte? Oder ist das Leben der universale Sieger, weil auf Bergen von Gebeinen immer wieder neues Leben keimt?

Vielleicht meinen sie, diese globalen Fragen könnten dem Einzelnen gleichgültig sein. Vielleicht denken sie, man könne diese großen Fragen beiseite lassen und sich nur auf den eigenen kleinen Lebenskampf konzentrieren. Aber so einfach ist es nicht. Denn bedenken sie, dass es auch einem Soldaten nicht egal sein kann, wie der Krieg am Ende ausgeht: Die kleinen Schlachten, die der Einzelne schlägt, die vielen kleineren Scharmützel sind zwar nur winzige Ausschnitte des großen Krieges. Aber vom Ausgang des Krieges hängt es ab, ob die kleinen Gefechte sich gelohnt haben oder ob sie nur unnötige Opfer forderten. Am militärischen Beispiel lässt sich das leicht verdeutlichen: Wenn da ein Offizier mit einer Handvoll Männer auf gegnerische Truppen stößt, steht er vor der Wahl, ob er angreifen oder ausweichen will. Beides kann sinnvoll und beides kann falsch sein – je nachdem, wie der Krieg endet. Geht der Offizier davon aus, dass seine Seite dabei ist den Krieg zu gewinnen, macht es Sinn, für dieses Ziel auch Risiken einzugehen. Entschlossenes Vorgehen kann dann den Sieg beschleunigen. Der Offizier muss also angreifen, denn auch ein kleines Gefecht kann ein entscheidender Beitrag zum großen Sieg sein.

Wenn aber der Krieg im Großen schon verloren ist (wie etwa in Deutschland Anfang 1945),

stellt sich die Sache auch im Kleinen anders dar. Denn wenn der Krieg nicht mehr zu gewinnen ist, wozu sollen sich die Soldaten dann noch Risiken aussetzen? Lohnt es sich etwa, zu leiden und zu sterben für eine verlorene Sache? Nein. So ist also die Bedeutung einer kleinen Sache abhängig von dem großen Zusammenhang, in dem sie steht. Es ist nicht tragisch, eine Schlacht zu verlieren, wenn man hinterher den Krieg gewinnt. Und es ist nichts nütze, dieselbe Schlacht zu gewinnen, wenn man hinterher den Krieg verliert. Gilt das aber von unserem alltäglichen Lebenskampf nicht auch?

Ich denke da an manche Frau, die ihren kranken Mann pflegt und um sein Leben ringt. Ich denke an psychisch labile Menschen, die immer wieder gegen ihre Depressionen kämpfen müssen, um den Lebensmut nicht ganz zu verlieren. Ich denke an Eltern, deren Kinder auf die schiefe Bahn geraten sind und die ihre Kinder doch nicht aufgeben. Sie alle stehen im Kampf um das Leben, das Gott uns anvertraut hat. Wir alle schlagen täglich kleine Schlachten gegen die Angst, gegen die Müdigkeit und gegen die drohende Verzweiflung. Und manchmal ist die Versuchung groß, im Kampf die Arme sinken zu lassen. Darum wäre es für uns alle ungeheuer wichtig zu wissen, in welchem Kontext unsere Bemühungen stehen. Kämpfen wir in einem Kampf, der gewonnen werden kann und der zum Sieg des Lebens führen wird? Oder zögern wir nur die Niederlage qualvoll hinaus? Lohnt es sich noch, das Gute zu tun – oder ist der tägliche Einsatz vergebliche Liebesmüh? Es wäre wichtig, das zu wissen. Denn im einen Fall würde uns Siegesgewissheit beflügeln und ermutigen. Und im anderen Fall könnten wir immerhin Kräfte sparen.

Doch das Problem im alltäglichen Lebenskampf ist dasselbe wie im Krieg: In der Regel weiß der einzelne Kämpfer an seinem kleinen Frontabschnitt nicht, wie der Krieg eines Tages ausgeht. In der Regel fehlt uns im Hin- und Herwogen des Gefechtes der Überblick, um zu beurteilen, ob wir auf verlorenem Posten stehen oder nicht. Es sei denn, uns erreichte die Nachricht, dass eine Entscheidungsschlacht stattgefunden hat. Denn eine Entscheidungsschlacht unterscheidet sich von anderen Gefechten dadurch, dass ihr Ausgang den Ausgang des Krieges vorwegnimmt. Nach einer Entscheidungsschlacht kann man sagen: Der, der hier gewonnen hat, wird letztlich nicht mehr zu schlagen sein. Und der, der hier verloren hat, wird sich von dieser Niederlage nicht mehr wirklich erholen. Eine Entscheidungsschlacht nimmt den Ausgang des Krieges schon vorweg. Denn es ist zwar möglich, dass der Unterlegene danach noch dieses oder jenes Gefecht gewinnt. Und es ist möglich, dass der Sieger noch etliche Niederlagen einstecken muss. Aber am Ergebnis ändert das alles nichts mehr: Nach einer Entscheidungsschlacht ist der Krieg entschieden – und die Soldaten beider Seiten können ihre Konsequenzen daraus ziehen.

Erst damit kommen wir zur Kernfrage unseres alltäglichen Kampfes: Zu der Frage nämlich, ob es im großen und universalen Kampf von Leben und Tod, von Gut und Böse, von Gott und dem Teufel bereits eine Entscheidungsschlacht gegeben hat. Sind die stärksten Truppen beider Seiten schon einmal so aufeinander getroffen, dass der Ausgang des Gefechtes auf den Ausgang des Krieges schließen lässt?

Die Antwort des christlichen Glaubens lautet: „Ja!“ Es ist schon einmal zu einer solchen Konfrontation gekommen. Denn es gab jenen Tag, als der Sohn Gottes die Grenze des Feindeslandes überschritt und Mensch wurde. Er war gekommen, um für alle Menschen das Leben zu erstreiten – und er wusste, dass dies eine große Provokation war. Christus drang in das Gebiet ein, dass der Teufel für sich beanspruchte. Er kam allen in die Quere, die Gottes Reich auf den Himmel beschränken, auf Erden aber ein eigenes Reich errichten wollten. Die Lage, die durch Gottes Überraschungsangriff entstand, war von Anfang an unübersichtlich. An Karfreitag aber spitzte sie sich dramatisch zu. Christus begab sich in den Nahkampf mit der Sünde, dem Tod

und dem Teufel. Und am Abend nach der Kreuzigung schien es als hätten Sünde, Tod und Teufel Christus überwunden und vernichtet. Christus wurde vom Felde getragen und begraben. Am Ostermorgen aber erhob er sich aus dem Grab und triumphierte über die Mächte, die ihn in das Reich der Toten hatten verbannen wollen. Er bewies, dass er mit seinem Evangelium von der Barmherzigkeit Gottes nicht aus der Welt zu schaffen war. Er räumte das Feld nicht, er wich nicht der Gewalt seiner Gegner, sondern bekräftigte seinen Anspruch auf diese Welt und setzte ihn durch. Und damit war eine Entscheidungsschlacht gewonnen, wie wir sie oben beschrieben haben. Denn der, der am Ostermorgen gewonnen hat, der wird danach nicht mehr zu überwinden sein. Und die düstere Koalition, die am Ostermorgen verloren hat, wird sich von ihrer Niederlage nicht mehr erholen.

Gewiss: Die Mächte der Finsternis sind nicht einfach von der Bildfläche verschwunden. Sie treiben noch ihr Unwesen, sie fügen vielen von uns noch Leid zu und gewinnen immer wieder die eine oder andere Schlacht. Aber – das ist entscheidend: Sie gewinnen nicht mehr den Krieg. Sondern das Ende des großen Kampfes ist vorweggenommen worden am Ostertag. Sehen wir Christus aus dem Grabe hervorgehen, so sehen wir, was einmal mit allen Gräbern geschehen wird. Denn Christus ist nur der Erste von vielen Brüdern und Schwestern. Er hat nur den Anfang der allgemeinen Totenauferstehung gemacht. Er hat in unwegsamem Gelände den Weg gebahnt, der viele aus dem Gefängnis des Todes herausführen wird. Und wir alle, die wir Christus auf diesem Weg folgen, werden erleben, wie auch unsere Fesseln gesprengt werden und wir in dieselbe lichte Freiheit hinaustreten, in die er uns vorausgegangen ist.

Ostern wäre also völlig missverstanden, wenn wir meinten, es ginge da um das Privatschicksal Jesu Christi. Nein! Die Auferstehung Jesu Christi war vielmehr ein Dambruch. Da begann etwas ganz klein. Aber als Christus durch die Mauer des Todes ging, war das der Anfang vom Ende dieser Mauer. Der Damm war gebrochen, die Verteidigungslinie des Teufels war überannt – und nun ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis die Front ganz aufgerollt wird. Mag sein, dass es noch dauert. Und doch ist das Wissen um den Sieg Christi schon heute von größter Bedeutung für unseren täglichen Lebenskampf. Denn bei allen Rückschlägen wissen wir doch, dass unser Kampf keine „vergebliche Liebesmüh“ sein wird. Die Frau, die ihren kranken Mann pflegt und um sein Leben ringt, darf wissen, dass der Tod nur noch Rückzugsgefechte gewinnt. Und selbst wenn er ihr den Mann nimmt, kann Gott ihn ihr doch wiedergeben am jüngsten Tag. Die psychisch Labilen, die immer wieder gegen ihre Depressionen kämpfen, dürfen wissen, dass da ein Licht ist am Ende des Tunnels, das nicht mehr verlöschen wird. Und auch die Eltern, deren Kinder auf die schiefe Bahn geraten sind, dürfen sich freuen. Denn so wie sie ihre Kinder nicht aufgeben, so gibt auch Gott seine Kinder nicht auf, sondern schenkt ihnen eine Hoffnung, die groß genug ist, um sie aller Verzweiflung entgegenzusetzen. Der Roman der Weltgeschichte ist noch nicht zu Ende – wir sind noch mittendrin und leben unser Leben auf einer von vielen tausend Seiten. Aber seit Ostern wissen wir, was auf der letzten Seite des großen Romans steht. In der Auferstehung Christi hat sich das große Finale vorwegereignet. Wir können schon heute einen Blick auf das glückliche Ende werfen – und dürfen dann ermutigt darauf zugehen.

Denn die Tage der Dunkelheit sind gezählt. Gott hat sein Licht scheinen lassen in die Finsternis. Und er lässt die Sonne seiner Barmherzigkeit nicht mehr untergehen, bis ihre Strahlen auch den ärmsten Tropf erreicht, erleuchtet und gewärmt haben. Denn nicht dazu ist Christus ans Kreuz gegangen, um dort zu hängen als eine Jammergestalt, die man bemitleidet. Sondern er hat am Kreuz die unmittelbare Begegnung mit dem Fürsten der Finsternis gesucht, um ihm eigenhändig das Genick zu brechen. Er ging in den Tod, um den Gegner auf seinem eigenen Territorium zu stellen. Er ist zur Hölle gefahren, um die Hölle niederzureißen. Und dass es

ihm gelang – das gilt es an Ostern zu feiern. Darum vergessen sie die Hasen und die Eier und den Frühling. Hören sie aber, was Luther so fröhlich von der österlichen Entscheidungsschlacht gedichtet hat:

„Es war ein wunderbarlich Krieg, da Tod und Leben 'rungen; das Leben behielt den Sieg, es hat den Tod verschlungen. Die Schrift hat verkündet das, wie ein Tod den andern fraß, ein Spott aus dem Tod ist worden.“ (EG 101,4)

Lassen sie uns dieses Lied immer wieder singen – fröhlich, beharrlich und mit Lust: Denn Christenmenschen, die Osterlieder singen, sind wie ein Schwarm lästiger Mücken, die dem Teufel um den Kopf schwirren. Wir summen ihm die Botschaft von seiner Niederlage in die Ohren – und treiben ihn damit zum Wahnsinn...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ostern unverkürzt

Als ich ein junger Vikar war, bekam ich einmal den Auftrag, in einer Grundschule der vierten Klasse Religionsunterricht zu erteilen. Bis dahin hatte die Klassenlehrerin Religion unterrichtet. Und weil das Thema „Ostern“ dran war, wollte ich erst einmal herausfinden, was die Kinder schon über Ostern wussten. Ich fragte sie darum, was das denn bedeute, wenn wir sagen, dass Jesus „auferstanden“ ist. Prompt gingen die Finger hoch und das erste Mädchen, das ich drannahm, sagte: „Dass Jesus auferstanden ist, heißt, dass er in uns weiterlebt!“ Ich war etwas überrascht von dieser Antwort. Aber das zweite Kind gab dieselbe Auskunft, und das dritte ebenfalls: „Auferstehung heißt, dass Jesus in uns weiterlebt, wenn wir fest an ihn glauben.“ Als ich das von vier Kindern übereinstimmend so gehört hatte, war mir klar, dass die Klassenlehrerin es ihnen eingepflichtet haben musste.

Sie hatte sich die Osterbotschaft so zurechtgelegt, wie sie meinte, dass Kinder sie verstehen könnten. Und ein leeres Grab, ein auf übernatürliche Weise neu belebter Leichnam, eine leibliche Auferstehung hätte dabei nur gestört. Wunder sind schließlich schwer zu vermitteln in unserer Zeit. Die gestutzte Osterbotschaft dagegen – dass die Sache Jesu weitergeht, wo Menschen im Geiste Jesu handeln – die geht jedem leicht ein. Denn schließlich geht auch die Sache Maos weiter, wo man in seinem Geiste handelt. In diesem Sinne ist natürlich auch Nietzsche nicht tot. Und Mozart auch nicht. Man kann durchaus sagen: Der „Geist“ solcher Menschen lebt weiter in denen, die sich für ihr Werk begeistern und es in der einen oder anderen Weise fortführen. Es fragt sich nur, ob sich dieses Denkmodell auf die Osterereignisse übertragen lässt. Denn: „Jesus lebt!“ – heißt das nicht mehr, als dass Jesus eine bis heute lebendige Wirkungsgeschichte hat? „Jesus lebt!“ – heißt das nicht mehr, als dass etwas von seinem Geist in den Christen weiterlebt? Wird er etwa nur dadurch „am Leben erhalten“, dass wir an ihn glauben? Wäre's aus mit ihm, wenn wir ihn nicht „in uns“ leben ließen? Oder hat ihn Gott vielleicht doch durch die Auferstehung eingesetzt **„zu seiner Rechten im Himmel über alle Reiche, Gewalt, Macht und Herrschaft“**, wie es das Neue Testament sagt?

Ich hatte damals eine heftige Auseinandersetzung mit der Klassenlehrerin. Doch ist mir heute klar, dass sie nur vertrat, was auch viele Pfarrer vertreten. Denn es ist normal geworden, das Zeugnis des Neuen Testaments dem modernen Denken anzupassen und das Sperrige darin auf gefällige Weise zu interpretieren. „Das mit der Auferstehung Jesu,“ heißt es, „muss man nicht so wörtlich nehmen, sondern mehr symbolisch.“ Und dass Jesus lebt, will man nur in „übertragenem Sinne“ gelten lassen. „Auferstehung“ heißt dann: Die Sache Jesu geht weiter, wo Menschen sich im Namen Jesu engagieren. Und die Frage, ob das Grab Jesu am Ostermorgen leer war, erscheint demgegenüber zweitrangig. Doch ich glaube, dass wir damit auf dem Holzweg sind. Und ich widerspreche diesem Trend, weil ich überzeugt bin, dass wir uns die Zumutung, die Ostern darstellt, nicht ersparen dürfen. Machen wir es uns nicht zu leicht. Denn Ostern ist in Wahrheit nichts Einleuchtendes – nichts, was uns leicht einginge. Und es kann auch nicht zu etwas Eingängigem gemacht werden. Denn an Ostern geschah etwas höchst Paradoxes, das den Rahmen unseres Vorstellungsvermögens sprengt. Ostern mutet uns zu, inmitten des Todes an das Leben zu glauben, inmitten der Absurdität an den Sinn, inmitten der Finsternis an das Licht, inmitten der Lüge an die Wahrheit. Ostern ist eine Wirklichkeit, mit der wir zu rechnen haben, obwohl wir sie nicht sehen können.

Und diese Spannung, den Widerspruch darin, sollten wir nicht umgehen, sondern aushalten. Denn das Paradoxe auszuhalten und das Unglaubliche zu glauben – mit nichts in der Hand als bloß mit Gottes Wort! – das ist nach biblischem Maßstab ganz normal. Denken sie nur einmal

an **Abraham**. Der hatte Gottes Zusage, dass sein Sohn Isaak ihm reiche Nachkommenschaft schenken würde. Und dann befahl ihm Gott, eben diesen Sohn in die Wüste zu führen und dort zu töten. Oder denken sie an **Noah**. Gott befahl ihm, ein riesiges Schiff zu bauen, mitten auf dem trockenen Land. Noah machte sich damit lächerlich und wurde verspottet. Oder denken sie an **Hiob**. Er bemühte sich ein gottgefälliges Leben zu führen. Zum Dank nahm ihm Gott alle seine Kinder, seinen Besitz und seine Gesundheit. Und trotzdem sollte Hiob an der Güte Gottes festhalten. Absurde Zumutungen sind das! Und trotzdem ist keiner dieser Männer auf die Idee gekommen, Gottes Wort nicht wörtlich zu nehmen. Stellen sie sich vor, Abraham hätte gesagt: „Isaak zu töten erscheint mir unsinnig – Gott meint das bestimmt irgendwie symbolisch.“ Stellen sie sich vor, Noah hätte gesagt: „Das mit dem Schiff auf trockenem Land leuchtet mir nicht ein – Gottes Befehl hat sicherlich einen übertragenen Sinn.“ Nein! Hätten diese Männer es sich so leicht gemacht, hätten sie nie erfahren, was Gott vermag. Und darum meine ich, sollten auch wir es uns mit Ostern nicht zu leicht machen. Denn die Osterbotschaft ist von der selben paradoxen Art! In Anlehnung an ein Wort H. F. Kohlbrüggens gesagt:

Wir wissen, dass man uns einmal mit viel Erde bedeckt, wenn wir tot sind – und sollen doch glauben, dass wir im Himmel tanzen werden. Wir wissen, dass uns die Würmer fressen – und sollen doch glauben, dass wir dem Herrn gegenüber treten. Wir haben dann keine Augen mehr – und werden doch den Herrn schauen. Wir haben keine Lippen mehr – und werden ihn doch küssen. Wir haben keine Zunge mehr – und werden doch mit den Engeln singen. Wir liegen dann auf dem Friedhof – und sind doch mitten im Paradiese. Ist daran etwa irgendetwas einleuchtend? Nein. Nur wenn uns das verwirrt, haben wir es verstanden. Und wenn wir es verständen, ohne davon verwirrt zu werden, so hätten wir es gar nicht erfasst. Denn wo wir uns die Osterbotschaft so zurechtlegen, dass nichts Bestürzendes mehr daran ist, da haben wir ihr die Spitze abgebrochen. Man kann das natürlich machen. Man kann diese Botschaft reduzieren auf ein harmloses Sätzchen wie „Der Geist Jesu lebt in uns weiter“. Die Vernunft wird sich daran nicht stören. Aber der Glaube verkommt dabei zur Schöngestei, und der Auferstehungstag zum Frühlingsfest. Domestizierung des Evangeliums nenne ich das, Kastration der frohen Botschaft, Zerstörung großen Trostes und armselige Theologie.

Denn in Wahrheit ist Ostern viel mehr als nur die dröge Feststellung, dass Jesus nicht vergessen ist. Nein! Ostern ist Sprengstoff und Geheimnis, es ist Tanz auf dem Grab des Todes, Emanzipation von der Macht des Faktischen und Umwertung aller Werte. Ostern ist der Tag, da Gott die Welt vom Kopf auf die Füße stellt. Und darum möchte ich damit schließen, dass ich den Glaubenssatz jener Grundschullehrerin umdrehe. Denn Auferstehung heißt gerade nicht, dass „Jesus in uns weiterlebt“ – so als wäre unser Herz sein letzter Zufluchtsort. Sondern Auferstehung heißt umgekehrt, dass wir in **ihm** weiterleben. Nicht er lebt davon, dass wir seiner gedenken, sondern wir leben davon, dass er unser gedenkt. Nicht wir halten ihn am Leben, indem wir in seinem Sinne handeln, sondern er hält uns am Leben, indem er sein erlösendes Werk an uns tut. Er ist nicht darauf angewiesen, „in uns“ weiterleben zu dürfen, denn er herrscht über Himmel und Erde. Wir aber sind darauf angewiesen „in ihm“ leben zu dürfen und Glieder seines Leibes zu sein, denn nichts hat Zukunft, was nicht geborgen wäre in ihm.

Wir bekommen es am Ende nämlich nicht mit einem „symbolischen“ Tod zu tun, sondern mit einem sehr wirklichen. Und darum bin ich froh, dass die Bibel uns keine bloß „symbolische“, sondern eine sehr reale Auferstehung verheißt. Wir dürfen die Bibel darin wörtlich nehmen. Wem dabei schwindelig wird, weil er sich dergleichen nicht vorstellen kann oder weil er Gott das nicht zutraut, der mag an Ostern ein Hasen-, Eier- oder Frühlingsfest feiern. Ich aber bin gewiss, dass Gottes Macht weiter reicht als mein Vorstellungsvermögen, und freue mich daran. Denn was er tut, ist bestürzend, verstörend und herrlich, herrlich, herrlich!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Von gebrochener Resignation

Über Ostern zu reden, scheint leicht zu sein, weil eine gute Nachricht ja überall dankbar aufgenommen wird. Und wenn wir den Sieg des Lebens verkünden, dann gibt es weit und breit keinen, der etwas dagegen haben könnte. Keiner mag den Winter, keiner mag den Tod – und so lässt sich Einigkeit schnell erzielen. Doch dürfen wir annehmen, damit sei Ostern schon verstanden? Ich denke nicht. Denn ein tieferes Verständnis der Auferstehung gewinnt nur, wer auch das Kreuz kennt, wer es persönlich fühlt (auf dem eigenen Rücken) und weiß, dass diese Welt ein Friedhof ist. Für sonnige Gemüter, die schon aus Naivität positiv denken, ist Ostern eher nicht gemacht, sondern für die Gebeugten, die mit blutigen Händen aus dem Schlachthaus kommen und tausend Tränen vergießen über das große Würgen und Erwürgt-werden, das wir Geschichte nennen. Wer sich mit dem Lauf der Welt schon deshalb versöhnt, weil's mal wieder Frühling wird und weil frisches Gras wächst über den Gräbern des vergangenen Jahres, dem hat Ostern eher nichts zu sagen – und den geht's eigentlich auch nicht an. Aber für die Opfer, die nicht mehr lachen, für die hat Christus etwas tun wollen und wollte ihnen das Bleigewicht der Vergänglichkeit und Vergeblichkeit von den Schultern nehmen. Denn diese Welt ist ein Friedhof, auch wenn überall schöne Blumen wachsen, und die quicklebendig herumlaufen sind trotzdem dem Tod geweiht. Sie singen und springen und laufen munter ihrem Grab entgegen. Wer sich damit aber abfinden kann und daran nicht leidet, weil er's gar nicht begreift, was hat Jesus mit dem zu schaffen? Jesus kam zu den Mühseligen und Beladenen, die nicht erst am Ende des Lebens etwas begraben, sondern die täglich ihre Träume begraben, ihre Würde und ihre Liebe. Und deren Problem ist gar nicht zuerst und nicht nur der leibliche Tod am Ende, sondern der tägliche Tod, der innen stattfindet und Herzen mordet.

Ich denke an Eltern, die ihre Kinder scheitern sehen und nichts dagegen tun können. Ich denke an junge Frauen, die sich in Bordellen erniedrigen. Und ich denke an Menschen, die ein Leben lang verspottet werden, weil sie weder klug sind noch stark. Ich denke an viele Prediger, die es nicht so gut haben wie ich, weil sie für das Evangelium angespuckt und verhöhnt werden – und trotzdem weitermachen. Mir fallen Jugendliche ein, an denen so gar nichts hübsch ist, und die doch auch von irgendwem geliebt werden wollen. Und ich denke an all die anderen, die sich nicht verzeihen können, so zu sein, wie sie sind. Ja, Menschen müssen mit ansehen, wie ihr Bestes unter die Räder kommt, und müssen oft auch noch gute Miene machen zum bösen Spiel. Wer aber freut sich, wenn dabei das Gute und das Hoffnungsvolle im Menschen stirbt? Wer ist es, der die Herzen bluten macht, bis sie sich selbst hassen und aufgeben? Wenn wir ihn nicht aus der Bibel kennen, dann zumindest aus Goethes Faust, wo er Mephisto heißt und sich selbst treffend beschreibt, indem er sagt: „Ich bin der Geist, der stets verneint! Und das mit Recht; denn alles, was entsteht, ist wert, dass es zugrunde geht; Drum besser wär's, dass nichts entstünde. So ist denn alles, was ihr Sünde, Zerstörung, kurz, das Böse nennt, mein eigentliches Element.“

Ja, das innere Bluten und Sterben kommt von diesem Geist, der stets verneint und der sich darauf berufen kann, auf eine schreckliche Weise auch noch Recht zu haben. Denn was unter den Bedingungen dieser Welt entsteht, ist samt und sonders mit Sünde behaftet und darum wirklich „wert, dass es zugrunde geht“. Dem Neuen Testament zufolge ist der Tod der Sünde Sold und ihr verdienter Lohn, so dass sich Mephisto dafür auf Gottes eigenes Gesetz berufen kann. Doch verborgen unter alledem, was an uns notwendig verneint werden muss – tief verschüttet unter Schmutz und Müll –, sind wir eben nicht nur von Adams und Evas Natur, sondern sind auch noch dazu bestimmt, Ebenbilder Gottes zu sein. Und das übersieht Mephisto!

Nicht alles an uns ist wert, dass es zugrunde geht, denn unser Schöpfer meint es nach wie vor gut mit uns. Trotz allem hält er daran fest, dass wir Gefäße der Gnade sein sollen! Trotz allem will er mit uns seinen Himmel bevölkern! Und er zieht darum auch nicht die Konsequenz Mephistos, dass, weil das Leben nicht lohnt, es besser wäre, wenn's gar nicht erst entstünde, sondern ganz im Gegenteil erweist sich Gott als ein leidenschaftlicher und treuer Freund des Lebens. Gott sagt lauter „Ja“, als der Feind jemals „Nein“ rufen könnte! Und das nicht nur in dem alltäglichen Sinne, dass Gott die Zyklen der Natur aufrecht erhält, dass er den Frühling kommen lässt und immer neue Generationen von Menschen, sondern auch im Sinne jenes qualitativen Sprungs, den wir Auferstehung nennen. Denn Ostern bedeutet ja nicht, dass der gegenwärtig so erbärmliche Lauf der Welt eine ewige Fortsetzung fände, so dass wir auferstehend bloß zurückkehrten in unsere schäbige alte Haut, sondern Ostern bedeutet, dass alles bewahrt wird, was gut war, und sich zudem alles entfaltet, was wir noch gar nicht geahnt und noch nicht gelebt haben. Weil das aber nicht bloß unser leibliches Sterben betrifft, sondern ebenso unser alltäglich inneres Sterben, darum will Ostern nicht bloß einmal im Jahr gefeiert werden, sondern tagtäglich, so dass wir nicht nur mit einer realistisch gebrochenen Hoffnung herumlaufen, sondern zugleich mit einer österlich gebrochenen Resignation. Und so eine gebrochene Resignation äußert sich dann darin, dass wir bei jeder Niederlage des Guten, bei jedem Abschied und bei jedem Versagen draufschreiben „unverloren“.

Etwas Gutes scheitert, und eine Zuversicht versandet, ein Christ aber sagt: „unverloren“. Treue wird enttäuscht, und Wahrheit verleugnet, ein Christ aber sagt: „unverloren“. Ein Lachen gefriert, und ein Lächeln erstirbt, ein Christ aber sagt: „unverloren“. Denn österlich leben heißt ja nicht bloß, auf allen Dingen den Schatten des Todes zu sehen, sondern auch auf allen die Morgensonne Christi. Christus ist der, der von allen Seiten mit Dreck beworfen wurde, und der doch mit noch soviel Hass und noch soviel Erde nicht zu begraben war. Ostern ist der Trotz Gottes gegen alles, was ihn verneint, es ist die Renitenz des Allmächtigen, der seine gute Schöpfung nicht preisgibt. Und die herrliche Ironie des leeren Grabes besteht darin, dass einzig und allein der Geist, der stets verneint, durch dieses Grab verneint und darin begraben wird. Der Einzige, der wirklich stirbt und aus diesem Grab nicht mehr herausfindet, ist Mephisto, der große Freund des Sterbens! Gottes guter Wille hingegen lässt sich nicht beerdigen und ist darum mit all dem Guten, das er einschließt, „unverloren“. Gottes Wahrheit kann man vernebeln, aber der erbittertste Feind kann sie nicht ändern. Und alles, was man uns hier auf Erden wegnimmt, kann Gott uns im Himmel zurückerstatten. Solang der Allmächtige für uns ist, kann keiner gegen uns sein. Und gegen jeden Einwand behält Christus das letzte Wort. Kein Schaden ist so groß, dass er es nicht richten könnte. Und in keinem Schädel ist es so finster, dass Gottes Geist ihn nicht erleuchten könnte. Mephisto mag toben, aber er kann nicht mehr siegen. Denn gegen Ostern ist kein Kraut gewachsen. Es ist eine Bewegung, die niemand mehr aufhält. Und Christus, der da auferstanden ist, wird auch nicht ruhen, bis er dem ärmsten Tropf und der letzten vergessenen Seele seine helfende Hand gereicht hat.

Warum also zittern und zagen wir? Warum jammern und streiten wir? Warum sind wir nicht völlig gelassen? Wer Ostern verstanden hat, wird nicht mehr mit einer gebrochenen Hoffnung herumlaufen, sondern mit einer gebrochenen Resignation. Denn selbst das, was „für die Katz“ war, ist bei Gott „unverloren“. Und selbst in völliger Finsternis geht sein Licht niemals aus. Seit Ostern ist Gottes Güte unüberwindlich und kann auch durch noch so viele schlechte Nachrichten nicht widerlegt werden, weil unser Trost notorisch größer ist als unser Elend. Oder könnte einer von uns so arm werden, dass Christi Reichtum es nicht kompensiert? Könnte einer so dumm sein, dass Gottes Weisheit zum Ausgleich nicht genüge? Wäre jemand so restlos tot, dass Gott ihn nicht beleben könnte? Oder wäre vorstellbar, dass Gottes Ge-

dächtnis irgendeine Seele vergäße? Nein! Gott ist von unbedingter Treue! Was er am Ostermorgen entschieden hat, macht niemand rückgängig! Darum ist das große Spiel gewonnen, und wir haben bloß noch nicht realisiert, dass wir auf der Siegerseite stehen. Die Tür ist offen, und die Gefangenen zögern bloß hinauszugehen, weil sie das helle Tageslicht nicht gewöhnt sind...

Wenn aber einer kritisch sein will und fragt, warum wir denn von dem neuen Leben so wenig fühlen, warum wir's nicht stärker merken und spüren, so ist die Antwort ganz einfach: Wir spüren das neue Leben so wenig, weil wir noch zu sehr auf das alte fixiert sind. Wir erkennen nicht, was wir in Christus sind, weil wir gebannt auf das starren, was wir in Adam waren. Wir hinken dem Fortschritt Gottes gedanklich hinterher, weil wir immernoch viel zu viel von dieser Welt erwarten – und zu wenig von Gott. Wir hegen noch die törichte Hoffnung, wir könnten ungestorben auferstehen. Wir klammern uns an das, was wir kennen – nämlich an die eigene Kraft! Und diese Fixierung auf das Menschenmögliche, das keine Verheißung in sich trägt, die führt zu ständiger Frustration. Kleingläubig, wie wir sind, versuchen wir immer noch, uns selbst das Leben zu verschaffen, versuchen uns selbst zu rechtfertigen und uns selbst zu verewigen. Doch das hat noch nie funktioniert. Und auf diese Weise ist auch noch für niemanden Ostern geworden. Denn Gottes Wunder knüpfen nicht an die Vorlagen an, die der Mensch ihm eigenmächtig geben will. Gott wählt nie das zum Werkzeug, was aus sich selbst heraus schon groß ist, sondern er wählt, was klein ist. Gott füllt überhaupt nur leere Hände. Das ist seine Handschrift und sein ganz persönlicher Stil! Und darum knüpft Gott auch bei uns nicht an, wo wir uns stark fühlen, sondern dort, wo wir nichts erwarten, weil wir da nichts können. Gott hat Freude daran, nicht aus den von uns gepflegten Beeten, sondern gerade aus unserem Misthaufen unverhofft Großes wachsen zu lassen! Dreck in Gold zu verwandeln macht ihm den größten Spaß! Und die Folgerung, die wir ganz persönlich daraus ziehen sollten, ist, dass wir ihm einfach unsere gesamte Existenz zur Verfügung stellen – und ihn machen lassen.

Wir werden dann gewiss nicht auferweckt, bevor das Menschliche an uns vollständig gestorben ist. Wir werden nicht siegen, ohne vorher auf ganzer Linie gescheitert zu sein. Wir werden das andere Ufer nicht erreichen, wenn wir dieses hier nicht verlassen. Aber das macht nichts, denn Ostern bedeutete auch für Christus nicht, den Tod zu umgehen, sondern durch den Tod hindurchzudringen. Und wir sollten nicht erwarten, dass es uns anders ergeht als dem Herrn, dem wir folgen. Der Lauf der Zeit wird uns nach und nach entziehen, woran wir uns heute noch klammern. Was an uns „alter Adam“ ist, wird irgendwann untergehen, und unsere ganze persönliche Welt kommt unter die Räder. Unsere gesamte Menschen-Herrlichkeit wird schwinden wie eine Sandburg am Meer, wenn die Flut kommt und der Regen einsetzt. Aber das macht nichts. Denn wenn dann Mephisto kommt, lacht und zufrieden sagt „nun ist er tot“, dann ist auch Christus zur Stelle und ruft: „unverloren“! Ja, Mephisto bricht vielleicht unsere Hoffnung, doch Christus bricht unsere Resignation! Und wer beides weiß, kann damit leben, kann dankbar sein – und fröhlich noch dazu. Denn – komme, was da wolle! – wer im großen Durcheinander das letzte Wort behält, das ist seit Ostern kein Geheimnis mehr...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Leeres Grab und historische Kritik

Alle Jahre wieder, wenn es auf Ostern zugeht, machen Magazine wie „Spiegel“, „Stern“ oder „Focus“ die Auferstehung Jesu Christi zum Thema. Da ergreifen dann „kritische Wissenschaftler“ das Wort, die mit aufklärerischer Geste die Auferstehung Jesu in Zweifel ziehen. Und es werden Theologen zitiert, die mehr oder weniger entschlossen dagegenhalten. Weil die Diskussion aber auf vielen verschiedenen Ebenen zugleich geführt wird, ist für den Laien nur schwer nachzuvollziehen, wer hier was vertritt – und warum. Um dem ein wenig abzuhelpen, gebe ich hier ein imaginäres Interview wieder, in dem sich drei „Theologen-Grundtypen“ mit ihren verschiedenen „Osterbotschaften“ gegenüberreten. Es handelt sich um den konservativen Pastor Bernhard Bibeltreu, seinen kritischen Kollegen Heinrich Hochmodern, und den jungen Amtsbruder Ferdinand Friedlieb, der gerne zwischen den beiden älteren Herren vermitteln möchte.

MODERATOR: Meine Herren, wenn wir uns dem Thema Ostern nähern, ist die erste und naheliegendste Frage die nach dem konkreten Ostergeschehen. Denn „Christ ist erstanden“ – das ist ja eine Aussage mit historischem Bezugspunkt. Meine erste Frage ist daher, was damals am dritten Tage nach der Kreuzigung geschehen ist:

Was erlebten ihrer Meinung nach die, denen der auferstandene Christus erschien? Was haben die gesehen, von denen das Neue Testament sagt, sie seien Christus nach der Auferstehung begegnet?

PFR. H. HOCHMODERN: Nun, wenn ich beginnen darf: Für mich ist das ganz klar. Diese sogenannten „Zeugen der Auferstehung“ hatten subjektive Visionen, die als pathologische Trauerreaktionen oder Halluzinationen zu erklären sind. Sie wollten einfach nicht wahrhaben, dass Jesus gestorben war. Sie haben diesen schrecklichen Verlust nicht verarbeiten können. Und so sahen sie ihn, weil sie ihn unbedingt sehen wollten. Das ist menschlich und psychologisch verständlich, wenn man bedenkt, wie sehr die Jünger unter Schock standen. Dass Jesus aber tatsächlich leiblich auferstanden wäre, wird man daraus nicht folgern dürfen.

MODERATOR: Sehen sie das auch so, Herr Pfr. Friedlieb?

PFR. F. FRIEDLIEB: Nun, nicht ganz. Ich gebe meinem Kollegen darin Recht, dass die sogenannten Zeugen der Auferstehung Visionen hatten. Aber was sie sahen, sollte man nicht einfach als Hirngespinnst bewerten. Meines Erachtens sahen diese Leute Jesus nicht bloß, weil sie ihn unbedingt sehen wollten, sondern weil Gott sie ihn tatsächlich sehen ließ. M.a.W.: Ich führe jene visionären Erlebnisse nicht bloß auf innerpsychische Vorgänge, sondern auf Gottes Offenbaren zurück. Und insofern handelt es sich für mich auch nicht um „Wunschträume“, sondern durchaus um „Wirklichkeit“ – wenn auch nicht um Wirklichkeit „zum Anfassen“.

PFR. B. BIBELTREU: Lieber Bruder, entschuldigen sie, wenn ich sie unterbreche. Aber vergessen sie dabei nicht jene Berichte, nach denen die Jünger den Auferstandenen berührt und angefasst, ja sogar Mahlzeiten mit ihm eingenommen haben? Mir scheinen diese Berichte doch sehr dafür zu sprechen, dass die Zeugen der Auferstehung nicht nur Visionen hatten, sondern reale Begegnungen mit dem leiblich auferstandenen Herrn. Oder kann man daran zweifeln, dass genau darin die Aussageintention vieler biblischer Berichte liegt? Die Jünger sahen Christus nicht bloß, weil sie ihn sehen wollten, oder weil Gott ihnen die Gegenwart Christi vorgau-

kelte. Sie sahen ihn einfach, weil er da war.

MODERATOR: Wenn ich Herrn Pfr. Bibeltreu recht verstehe, ist Auferstehung ein durchaus handfest-leiblicher Vorgang. Teilen die Anderen diese Ansicht? **War das Grab Christi demnach am Ostermorgen „leer“?**

PFR. H. HOCHMODERN:

Aber nein! Den unkritischen Biblizismus des Kollegen vertritt heute nur noch eine Minderheit. Für mich gehört es zur intellektuellen Redlichkeit, dass ich unumwunden sage: Das Grab war voll.

PFR. B. BIBELTREU: Aber wie erklären sie dann, dass die Jünger mit ihrer Osterbotschaft öffentlich in Jerusalem auftreten konnten? Hätten ihre Gegner sie nicht durch Vorweisen des vollen Grabes sofort widerlegt und der Lächerlichkeit preisgegeben? Warum geschah das nicht?

PFR. H. HOCHMODERN: Hm. Vielleicht war das Grab leer aufgrund eines Leichenraubes. Oder aufgrund einer Verwechslung. Es gibt viele Gründe, weshalb ein Grab leer sein kann. Und die Auferstehung eines Toten ist jedenfalls die am wenigsten wahrscheinliche Erklärung. Vielleicht war die wahre Grabstelle auch einfach unbekannt! Was meinen sie, Bruder Friedlieb?

PFR. F. FRIEDLIEB: Tja, ich möchte mich da nicht festlegen. Es könnte ja auch sein, dass die Jünger, als sie Visionen des Auferstandenen hatten, einfach daraus folgerten, das Grab müsse leer sein. Für jüdisch-ganzheitliches Denken ist es ein notwendiger Rückschluss, dass der, der mir erscheint, nicht gleichzeitig anderswo im Grab liegen kann. Das muss nicht unbedingt auf die Beobachtung eines leeren Grabes zurückgehen. Aber wie dem auch sei – ich finde diese Frage gar nicht so wichtig.

MODERATOR: Das überrascht mich nun aber, Herr Friedlieb. Wie kann das denn unwichtig sein? Ich dachte die zentrale Frage sei gerade, **was mit dem Leichnam Christi geschehen ist?**

PFR. F. FRIEDLIEB: Nein, durchaus nicht. Meine Osterbotschaft z.B. wird davon gar nicht berührt. Denn ich bin überzeugt, dass die neue Lebendigkeit des Auferstandenen nichts mit der Wiederbelebung eines toten Körpers zu tun hat. Ich bekenne mich zwar dazu, dass Jesus „lebt“. Da dieses neue Leben aber für mich keine „Wiederbelebung“ der alten, sterblichen Hülle einschließen muss, ja, weil ich es mir ganz immateriell vorstelle, kann mir das Schicksal der Gebeine Jesu gleichgültig sein. Überhaupt zählt nicht das „Wie“, sondern das „Dass“ der Auferstehung.

PFR. H. HOCHMODERN: Sehr richtig. Nur finde ich es schade, lieber Kollege, dass ihnen der Mut fehlt, ihre Einsichten offen auszusprechen. Sagen wir es doch geradeheraus: Der Leichnam Jesu ist verwest wie jeder andere! Etwas anderes zu behaupten, wäre ein Verstoß gegen das neuzeitliche Wahrheitsbewusstsein. Und außerdem brauchen wir gar keine „Reanimation“ eines Leichnams anzunehmen, um fröhlich Ostern feiern zu können. Was „lebt“ ist die Botschaft Jesu Christi – und nur darauf kommt es an. So lange nämlich diese Botschaft in uns lebt, so lange lebt auch Jesus darin weiter. Er lebt in der Verkündigung und im Engagement der Gemeinde, die seinen Geist weiterträgt und danach handelt.

PFR. B. BIBELTREU: Oh, nun hat der Wolf seinen Schafspelz abgelegt. Sie werden wohl zugeben, Herr Kollege Hochmodern, dass das Neue Testament unter „Auferstehung“ etwas ganz anderes versteht als sie gerade beschrieben haben. Auferstehung ist dort viel mehr als bloß das Fortleben bestimmter Ideale in den Schülern eines verstorbenen Meisters.

Das Neue Testament kennt keine solche Trennung von Person und Botschaft Jesu, der gemäß seiner Botschaft auferstehen könnte, während sein Leib verwest. Nein! Wenn Jesus auferstand, dann der ganze Jesus. Dann schloss die Auferweckung Christi auch eine Belebung, Erneuerung und Verwandlung seines Leibes ein. Und dann muss das Grab auch leer gewesen sein. Wenn ihre „intellektuelle Redlichkeit“ sie daran hindert, Gott dieses Wunder zuzutrauen, Herr Kollege, dann seien sie bitte auch so redlich zuzugeben, dass sie sich von der biblischen Osterbotschaft verabschiedet haben!

MODERATOR: Äh, bitte meine Herren, mäßigen sie sich. Und erlauben sie mir, einen Schritt weiter zu gehen. Die theologische Literatur erweckt in weiten Teilen den Eindruck, dies alles seien Fragen, die durch sorgfältige Erforschung der Heiligen Schrift zu klären seien. Ich stelle aber fest, dass da auf allen Seiten hochgelehrte Menschen sind, die trotz beharrlichem Forschen zu gegensätzlichen Ergebnissen kommen. Ich habe daher den Verdacht, dass in diesen Fragen weniger vom fleißigen Studium der Schrift abhängt, als von den Denkvoraussetzungen, mit denen man an die Schrift herantritt. M.a.W.: Ich habe den Verdacht, dass mancher Theologe, der so tut, als frage er ganz vorbehaltlos danach, wie es damals gewesen ist, längst eine Meinung darüber mitbringt, was gewesen sein kann – oder nicht gewesen sein kann. Ein jeder hat seine Ansichten darüber, dass bestimmte Dinge möglich sind und andere nicht. Und kein noch so intensives Schriftstudium wird ihn davon überzeugen, dass am Ostermorgen etwas wirklich gewesen sei, was nicht im Bereich des Möglichen liegt. Tue ich ihnen damit Unrecht, meine Herren? **Oder könnte es sein, dass ihre so unterschiedlichen „Osterbotschaften“ auf unterschiedlichen weltanschaulichen Voraussetzungen fußen?**

PFR. H. HOCHMODERN: Ja, das haben sie durchaus richtig beobachtet. Ich jedenfalls mache kein Geheimnis daraus, dass ich das naturwissenschaftliche Weltbild als bindende Voraussetzung auch allen theologischen Denkens ansehe. Dieses Weltbild lässt keinen Dualismus von „Diesseits“ und „Jenseits“ zu, sondern kennt nur **eine** Wirklichkeit, die überall den **gleichen** Gesetzen folgt. Und unter Voraussetzung dieser Einheit der Wirklichkeit kann natürlich nicht sinnvoll von „Wundern“ gesprochen werden. Jedenfalls nicht, wenn damit unbegreifliche Einbrüche einer göttlichen Welt in die menschliche Welt gemeint sind. Die Naturgesetze lassen sich nicht so einfach außer Kraft setzen. Darum ist heute der Glaube an „übernatürliche“ Ereignisse, wie etwa die Auferstehung eines Toten, nicht mehr zumutbar. Will die Theologie den Menschen der Gegenwart erreichen, muss sie auf Aussagen, die der aufgeklärten Vernunft Anstoß bereiten, verzichten. Darum vertrete ich den Grundsatz: Wenn Gott handelt, dann nur in, mit und durch die natürlichen Kausalzusammenhänge – niemals gegen sie.

PFR. B. BIBELTREU: Ich freue mich, Herr Kollege, dass sie ihre weltanschaulichen Vorurteile so offen aussprechen. Es wundert mich allerdings, mit welcher Selbstverständlichkeit sie sie dem Wort der Bibel überordnen. Und es erschreckt mich, wie wenig sie Gott zutrauen. Denn wenn Gottes Wirklichkeit alle kreatürliche Wirklichkeit transzendiert, sollten dann nicht auch Gottes Möglichkeiten den Rahmen dessen überschreiten, was wir „vorstellen“, „erklären“ oder „begreifen“ können? Gott ist doch kein Gefangener der Naturgesetze, die er selbst geschaffen hat! Darum, meine ich, ist er jederzeit frei, in den Zusammenhang weltlichen Geschehens einzugreifen.

Dass er von dieser Freiheit Gebrauch macht, belegen die Wunder, von denen die Heilige Schrift berichtet. Aber selbst wenn wir von wirklichen Wundern nichts wüssten, müsste uns doch die Möglichkeit des Wunders gewiss sein, weil der Gedanken eines allmächtigen Schöpfers seine Freiheit gegenüber den inneren Gesetzmäßigkeiten seiner Schöpfung schon immer einschließt. Was wäre das auch für ein seltsamer Gott, der Himmel und Erde erschaffen kann, den dann aber die Auferweckung eines einzigen Toten überforderte? Würden wir den nicht zu Unrecht „den Allmächtigen“ nennen? Ich meine darum: Wenn das Wunder der Auferstehung dem modernen Menschen Anstoß bereitet, so ist dieser Anstoß schon im Gedanken des souveränen Schöpfergottes enthalten und kann nicht beseitigt werden, ohne dass man den biblischen Gottesbegriff überhaupt aufgibt. Meinen sie nicht auch, Herr Friedlieb?

PFR. F. FRIEDLIEB: Hm, ja. Ich habe Schwierigkeiten, das eine Weltbild „richtig“ und das andere „falsch“ zu nennen. Aber zweifellos ist die Entfernung zwischen dem neutestamentlichen und dem modernen Weltbild so groß geworden, dass „Wunder“ heute als bloße „Mirakel“ erscheinen. Dem naturwissenschaftlich gebildeten Menschen bereiten sie so großes Ärgernis, dass er hinter dem Wunder nicht mehr der Wirklichkeit gewahr wird, auf die das Wunder verweisen will. Und das finde ich fatal. Denn das Ärgernis, ein veraltetes Weltbild aufgezwungen zu bekommen, ist nicht identisch mit dem Ärgernis des Kreuzes. Wunderglaube ist nicht identisch mit Christusglauben. Ich meine deshalb, dass es Aufgabe der Theologie ist, unnötige Ärgernisse zu beseitigen, damit der Mensch der Gegenwart überhaupt des Evangeliums angesichtig werden kann. Und damit das gelingt, muss man die Frage nach der Wirklichkeit der Wunder überhaupt beiseite stellen, statt die neutestamentlichen Texte immer wieder als „Geschichtsschreibung“ misszuverstehen. Wichtiger als die unpersönliche Frage nach dem „Historischen“ ist doch, ob und wie die Osterbotschaft heute unsere Existenz trifft und verwandelt!

MODERATOR: Ich danke ihnen, dass sie das Stichwort des „Historischen“ ins Spiel gebracht haben. Dazu wollte ich sie ohnehin noch näher befragen. Mir scheint nämlich keine Einigkeit darüber zu bestehen, ob die Geschichtswissenschaft in Sachen „Auferstehung“ überhaupt zuständig ist. Gibt es einen Zusammenhang von historischen Urteilen und Glaubensurteilen? **Haben sie auch historisch–methodische Voraussetzungen, die ihre „Osterbotschaft“ beeinflussen?** Ich würde sie bitten, auch diese offenzulegen, damit wir den Ursprung ihrer Differenzen noch besser verstehen!

PFR. H. HOCHMODERN: Ja, ich kann ihnen diesen Zusammenhang gern erklären. Bekanntermaßen vollzieht sich alle wissenschaftliche Geschichtsschreibung so, dass sie gesicherte Daten der Vergangenheit verknüpft und aus ihnen Rückschlüsse zieht auf diejenigen Teile der Geschichte, von denen keine direkten Nachrichten erhalten sind. Solch eine Rekonstruktion des Geschichtsverlaufes ist aber nur unter der Voraussetzung möglich, dass Geschichte ein prinzipiell gleichartiger Geschehenszusammenhang ist, der Analogieschlüsse von Prozessen der Gegenwart auf gleichartige Prozesse der Vergangenheit zulässt.

M.a.W.: Als historisch wahrscheinlich kann nur gelten, was analogisch verständlich ist. Analogieloses, wie z.B. die Auferstehung Jesu Christi, muss der unvoreingenommene Historiker als höchst unwahrscheinlich einstufen, weil es aus dem Rahmen der bekannten geschichtlichen Prozesse herausfällt. Es mag sein, dass dieses negative Urteil manche Christen verunsichert. Doch eine methodische saubere Geschichtswissenschaft kann darauf keine Rücksicht nehmen.

PFR. B. BIBELTREU: Ich muss ihnen noch einmal widersprechen, Herr Hochmodern. Wenn die

Geschichtswissenschaft alles für „unhistorisch“ hält, wofür es in unserer Gegenwart keine Analogien gibt, so erliegt sie damit doch einem Vorurteil. Denn wer sagt denn, dass alle Geschichte im Prinzip gleichförmig verlaufen müsse? Wird dieses Vorurteil zur Methode erhoben, so macht es den Historiker blind für alles Einmalige und Unableitbare in der Geschichte. Ohne ernsthafte Prüfung der Zeugnisse muss er der Osterbotschaft von vorneherein misstrauen – einfach, weil es der Gegenwart an analogen Erfahrungen fehlt.

Dabei ist das gar nicht verwunderlich. Das Ostergeschehen ist ja gerade deshalb erzählenswert, **weil** es so einmalig und analogielos ist. Es wird uns von den neutestamentlichen Zeugen berichtet, nicht obwohl, sondern **weil** hier die übliche Regel geschichtlicher Verläufe in beglückender Weise durchbrochen wurde. Wer ihre Berichte schon allein deshalb als unglaubwürdig hinstellt, arbeitet keineswegs wissenschaftlich sauber, sondern erliegt lediglich dem Systemzwang seiner Methode.

PFR. F. FRIEDLIEB: Ach, werte Kollegen, nun haben sie sich wieder am „Historischen“ festgebissen und falsche Alternativen aufgeworfen. Das führt doch nicht weiter! Ich gebe ihnen, Herr Hochmodern, zwar zu, dass die historische Wissenschaft in ihrer Arbeit die prinzipielle Gleichartigkeit aller historischen Gegenstände unterstellen muss, weil ohne analogische Rückschlüsse keine Rekonstruktion von Geschichte möglich wäre. Sie begehen aber denselben Fehler, den ihre Gegner auch begehen, wenn sie meinen, mit ihrer historischen Methode positive oder negative Urteile über Gottes Handeln fällen zu können, die dann den Glauben stützen oder ins Wanken bringen.

Demgegenüber muss festgestellt werden, dass das Instrumentarium des Historikers schlicht ungeeignet ist, die Wirklichkeit Gottes zu erreichen. Denn Osterglaube ist nicht Glaube an die „Tatsächlichkeit“ oder „Passiertheit“ eines Mirakels in der Vergangenheit. Osterglaube ist das hier und heute gesprochene „Ja“ zum Anspruch des lebendigen Herrn, der mir im Evangelium begegnet. Das Wagnis aber, ihm zu glauben und seinen Anspruch zu bejahen, kann uns niemand abnehmen – auch kein Historiker.

MODERATOR: Ich danke ihnen, Herr Pfr. Friedlieb, dass sie unsere Aufmerksamkeit wieder auf den Bereich des persönlichen Glaubens zurücklenken. Denn ich meine: Erst wenn die Theologen auf die Kanzeln steigen, stellt sich heraus, was die Substanz ihres Osterglaubens ist. Ich wäre darum dankbar, wenn die Herren zum Abschluss unserer Gesprächsrunde den Kern ihrer Osterbotschaft auf den Punkt bringen würden. **Was ist – bezogen auf die Verkündigung – die Konsequenz ihrer so unterschiedlichen Ansätze?**

PFR. H. HOCHMODERN: Nun, ich kann das in einem Satz sagen, was ich an Ostern in meiner Predigt entfalte: Die Sache Jesu geht weiter, wo Jesu Lebendigkeit in uns und durch uns sozial und politisch wirksam wird – und nur dort.

PFR. F. FRIEDLIEB: Hm. Ich setze den Akzent etwas anders. Meine These lautet: Auferstehung ereignet sich hier und heute, nämlich überall da, wo Menschen sich von der Botschaft betreffen lassen, in die hinein Christus auferstanden ist.

PFR. B. BIBELTREU: Entschuldigen sie, wenn ich nicht so knapp antworten kann, wie meine Vordr. Aber für mich hat das biblische Zeugnis mindestens drei wichtige Pointen. **Erstens:** In der Auferweckung identifiziert sich Gott unwiderruflich mit Jesus Christus und seiner Botschaft. Das Ostergeschehen manifestiert daher vor aller Welt, dass die Einheit Christi mit dem

Vater auch durch das Kreuz nicht aufgehoben wurde. Es bringt Jesu bis dahin verborgene Messianität ans Licht und lässt uns den stellvertretenden Kreuzestod Christi als Offenbarung der Liebe Gottes begreifen. **Zweitens:** Indem Gott den Gekreuzigten auferweckt, setzt er ihn seinen Feinden gegenüber ins Recht, macht damit den von der Welt verworfenen Stein zum Eckstein und setzt ihn ein zum Herrn der Welt. Auferweckung, Verherrlichung und Erhöhung Christi zur Rechten Gottes sind dabei ein einziger Vorgang. **Und drittens:** Wenn Jesu Auferstehung die Macht des Todes durchbricht, dann hat das Konsequenzen im Blick auf unseren Tod. Denn sie ist zu verstehen als Vorwegnahme der allgemeinen Totenaufstehung. Christus als der „Erstgeborene von den Toten“ gibt die Antwort auf die Frage, was aus mir und der Welt wird. Er ist darum der Grund aller individuellen und kollektiven Hoffnung im Angesicht des Todes.

MODERATOR: Ich danke ihnen, meine Herren, für ihre erhellenden Ausführungen. Mir scheint, es ist deutlich geworden, dass sie nicht zufällig predigen, was sie predigen, sondern dass es sich fast zwangsläufig aus ihren Denkvoraussetzungen ergibt. Unseren Hörern wird es jetzt wohl etwas leichter fallen, ihren eigenen Standpunkt in der Debatte zu bestimmen...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Auferstehung als Aufhebung

Bei der Auferstehung Jesu hat es keine unmittelbaren Zuschauer gegeben, die anschaulich schildern könnten, wie Auferstehung vor sich geht. Doch lassen die Berichte des Neuen Testaments keinen Zweifel daran, dass Auferstehung mehr meint als nur die Wiederbelebung eines Leichnams. Auferstehung hat mindestens dreifachen Sinn. Und dieser Sinn deckt sich ziemlich genau mit dem des Wortes „aufheben“, so dass man sich an dessen dreifacher Bedeutung gut klar machen kann, was unter der Auferstehung Jesu Christi (und dann auch ganz entsprechend unter der Auferstehung eines Christen) zu verstehen ist:

Der dreifache Sinn des Wortes „aufheben“

1. Das lästige Verbot wurde endlich **aufgehoben**...
(= etwas ist abgeschlossen und beendet, es wird nicht fortgesetzt)
2. Sie hat in ihrem Schrank alles **aufgehoben**, was noch brauchbar schien...
(= etwas wird bewahrt, geschützt und nicht preisgegeben)
3. Er bückte sich hinab, um **aufzuheben**, was heruntergefallen war...
(= etwas wird hinaufgehoben auf ein anderes Niveau)

Der dreifache Sinn der Auferstehung Jesu

1. Das Leben Jesu wird „aufgehoben“ im Sinne von: „abgeschlossen, beendet, nicht fortgesetzt“.

Die irdisch-leibhaftige Gemeinschaft mit den Jüngern endet. Die Wanderschaft und das Predigen, das Ringen mit dem Unverständnis der Jünger, der Streit mit den Pharisäern und Schriftgelehrten und der Leidensweg Jesu enden. Was bis dahin galt, wird außer Kraft gesetzt. Etwas radikal Neues beginnt.

2. Das Leben Jesu wird „aufgehoben“ im Sinne von: „bewahrt, geschützt, nicht preisgegeben“.

Was die Gegner Jesu auslöschen und vernichten wollten, wird von Gott wiederhergestellt. Was sie aus der Welt schaffen wollten, kehrt überraschend zurück. Was Jesus sagte, wird dadurch bestätigt; was er angekündigt hat, wird erfüllt; was er gesammelt hat, bleibt bewahrt. Denn indem Gott seinen Sohn auferweckt, bekennt er sich zu ihm, stellt sich ihm zur Seite, bekräftigt Jesu Anspruch und lässt nichts von dem verlorengelassenen, was das Leben Jesu ausgemacht hat.

3. Das Leben Jesu wird „aufgehoben“ im Sinne von: „hinaufgehoben auf ein anderes Niveau“.

Die Auferstehung ist für Jesus nicht die Rückkehr in das alte Leben, sondern ist der Beginn eines neuen Lebens von anderer, von gesteigerter Qualität: Der Auferstandene ist nämlich nicht mehr in menschlicher Schwäche den Händen seiner Feinde ausgeliefert, sondern ist von Gott erhöht worden über alle Mächte und Gewalten. Den, den Menschen in den Dreck traten,

hat Gott hoch erhoben und über uns zum König eingesetzt. Er „sitzt zur Rechten Gottes“. Und von dort wird er einst wiederkehren in Herrlichkeit, „um zu richten die Lebenden und die Toten.“

Der dreifache Sinn unserer Auferstehung

1. Unser Leben wird „aufgehoben“ im Sinne von:

„abgeschlossen, beendet, nicht fortgesetzt“.

Das menschliche Leben ist für gewöhnlich keine „Erfolgsstory“. Es ist geprägt von mancherlei Versäumnissen und Fehlentscheidungen. Denn der gute Wille des Menschen (auch des Christen) stößt immer wieder an Grenzen. Der „alte Adam“, die Sündernatur, klebt förmlich an uns. Sie kann nie ganz abgeschüttelt werden, wie lange wir auch leben. Und darum ist es gut, dass wir irgendwann sterben. Denn durch den Tod und die Auferstehung wird endlich von uns abgestreift, was nicht richtig war. Unser Leben, soweit es falsch und verkehrt war, wird dabei „aufgehoben“ im Sinne von „außer Kraft gesetzt“. Es kann und soll nicht verewigt werden. Es muss und darf ein Ende haben.

2. Unser Leben wird „aufgehoben“ im Sinne von:

„bewahrt, geschützt, nicht preisgegeben“.

Unser Erdenleben endet. Aber damit ist noch längst nicht „alles aus“. Denn wozu sonst hätte sich Jesus die Mühe gemacht, für uns zu sterben? Er hat uns freigekauft, damit wir nicht verlorengehen. Er liebt uns. Und das heißt: Er wird uns durch den Tod hindurch bewahren und wird uns ein neues Leben geben. Wie dieses neue Leben aussieht, wissen wir nicht genau. Aber was gut war an unserem alten Leben, und was uns als Person ausgemacht hat, das wird auch im neuen Leben enthalten sein. Mit allen Christen gemeinsam sind wir in Gottes Hand gut und sicher „aufgehoben“.

3. Unser Leben wird „aufgehoben“ im Sinne von:

„hinaufgehoben auf ein anderes Niveau“.

Das Leben nach der Auferstehung wird nicht einfach eine „Neuaufgabe“ des alten sein. Denn wozu sollte diese Geschichte voller Blut, Schweiß und Tränen noch mal beginnen? Nein! Die Auferstehung wird uns nicht wiederherstellen, wie wir einst waren. Sondern sie wird uns in den Menschen verwandeln, der wir schon immer sein sollten. In unserem Erdenleben verfehlen wir unsere Bestimmung, Gottes Ebenbilder zu sein. Die Auferstehung aber vollendet uns und verwirklicht dieses höchste Ziel, indem sie uns reinigt und erneuert: Wir werden dann ganz ohne Schuld und ohne Scham Gott von Angesicht zu Angesicht gegenüberreten können und werden in einer frohen Gemeinschaft mit ihm leben, die keine Störung und kein Ende kennt.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Himmelfahrt und Herrschaft Christi

An Himmelfahrt feiern wir traditionell fröhliche Gottesdienste. Aber man wird schon mal fragen dürfen, ob das eigentlich richtig ist. Scheint Himmelfahrt für die Jünger Jesu nicht ein trauriger Tag zu sein, ein Tag des Abschieds? Die Jünger hätten Jesus doch gewiss gern weiterhin bei sich gehabt. Er konnte sie führen, er konnte sie trösten, er konnte ihre Fragen beantworten. Um bei ihm zu sein, hatten sie ihre Familien und ihre Berufe hinter sich gelassen. Sie waren ihm nachgefolgt, weil seine Nähe ihnen mehr bedeutete als alles andere. Aber gerade mit dieser Nähe ist an Himmelfahrt endgültig Schluss. Wir lesen es ja in der Schrift: Vierzig Tage war der Auferstandene bei seinen Jüngern, doch dann wird er von der Erde aufgehoben, eine Wolke hüllt ihn ein, er wird vor ihren Augen weggenommen und fährt gen Himmel. Er verschwindet in der Ferne. Dorthin kann ihm keiner folgen. Das ist Abschied, das ist Trennung, das ist ein Verlust für die Jünger. Ich denke, sie standen einigermaßen ratlos da und starrten in den Himmel, wie eine Herde, der man den Hirten weggenommen hatte. Sollten sie sich darüber freuen?

Über Himmelfahrt können anscheinend nur die jubeln, die Jesus von Anfang an loswerden wollten. Die Herren dieser Welt, König Herodes, Hannas und Kaiphas, Pilatus, die Pharisäer und Schriftgelehrten – die hatte Jesus ja gestört. Die hatte er durch seine Verkündigung nervös gemacht und geärgert. Sie hatten ihn gekreuzigt, um ihn aus der Welt zu schaffen. Und Himmelfahrt scheint zu zeigen, dass es ihnen am Ende gelungen ist. Der Störenfried räumt das Feld und zieht sich in den fernen Himmel zurück. Da mag er bleiben, haben sie vielleicht gedacht, da gehört er hin. Nun haben die Mächtigen auf Erden wieder allein das Sagen. Ist es so? Wenn das so wäre, müssten Christi Jünger an Himmelfahrt trauern und Christi Feinde müssten Feste feiern. So ist es aber nicht. Der Epheserbrief sagt jedenfalls etwas ganz anderes. Und er deutet das Himmelfahrtsgeschehen auch anders. Denn da steht, Gott habe Christus *„...von den Toten auferweckt und eingesetzt zu seiner Rechten im Himmel über alle Reiche, Gewalt, Macht, Herrschaft und alles, was sonst einen Namen hat, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen. Und alles hat er unter seine Füße getan...“* (Eph 1,20-22)

Eines muss gleich klargestellt werden: Wenn der Epheserbrief sagt, dass Christus eingesetzt wird „zur Rechten Gottes“, dann soll das keine Angabe über seinen Aufenthaltsort sein. Denn Gott ist nicht lokalisierbar. Er ist allgegenwärtig. Und darum wäre es Unsinn zu sagen: Dort ist Gott und rechts davon ist Christus. So kann man nicht von Gott reden. Und so meint es der Epheserbrief auch nicht. Denn wenn in der Bibel von der Rechten Gottes die Rede ist, dann ist damit die allmächtige Kraft und Gewalt gemeint, mit der Gott alles im Himmel und auf Erden regiert. Die Rechte Gottes ist sozusagen sein rechter Arm, seine rechte Hand, mit der er alles wirkt und ausführt, was er sich vornimmt. Wir finden das häufig in den Psalmen, dass gesagt wird: Die Rechte Gottes hat die Erde gegründet und den Himmel ausgespannt, die Rechte Gottes herrscht über Meere und Ströme, die Rechte Gottes tut Wunder und hilft mit Macht, die Rechte Gottes schlägt Gottes Feinde, die Rechte Gottes rettet aus der Not. Wo die Bibel so redet, ist mit der Rechten Gottes kein bestimmter Ort bezeichnet, sondern Gottes allmächtige Wirksamkeit, sein Arm, der überall hinreicht und dem nichts widersteht.

In **diesem Sinne** müssen wir es auch verstehen, wenn es heißt, Christus sei erhöht zur Rechten Gottes. Denn das bedeutet nicht, Christus habe sich in den Himmel zurückgezogen, um dort untätig zu sein und die Welt sich selbst zu überlassen, sondern im Gegenteil: Er tritt die Herrschaft an, die Gott ihm übertragen hat. Gottes allmächtiges Weltregiment liegt nun in seiner, in Christi Hand, denn Gott hat den Gekreuzigten zum König der Welt eingesetzt, er hat ihm

die Herrschaft über alles gegeben, hat ihn erhöht „*über alle Reiche, Gewalt, Macht, Herrschaft und alles, was sonst einen Namen hat*“ – alles hat er unter seine Füße getan. Alles ist unter ihm, niemand ist über ihm. Wenn das aber stimmt, dann ist Himmelfahrt nicht Christi Rückzug aus der Welt, sondern der Antritt seiner Herrschaft in der Welt. Und dann müssen wir umdenken. Denn nur auf den ersten Blick schien Himmelfahrt ein trauriger Tag für die Christen zu sein, ein Abschied von Christus. Da lag es nahe, ihn zurückzuwünschen, weil vieles einfacher scheint mit einem „Jesus zum Anfassen“. Aber wenn wir verstehen, was Himmelfahrt bedeutet, können wir so nicht mehr denken. Denn wenn Christus zur Rechten Gottes sitzt, ist er uns **näher**, als wenn er noch heute durch Palästina wanderte. Vorher war er nur hier **oder** da, in Jerusalem **oder** in Nazareth. Heute aber ist er bei allen Christen dieser Welt zugleich, denn die Rechte Gottes ist überall. Es klingt paradox – aber gerade **weil** Christus in den vermeintlich fernen Himmel fuhr, kann er jedem von uns nah sein – und zwar näher als der, der neben uns sitzt oder steht.

Das Umdenken betrifft übrigens auch die Feinde Christi. Anfangs schien es, als sei Himmelfahrt für sie ein Freudentag. Es schien, als räumte Christus das Feld und überließe es wieder den Mächtigen, die Welt zu regieren. Aber das war ein Irrtum. Denn der Versuch, Christus durch die Gewalttat der Kreuzigung aus der Welt zu schaffen, ist gründlich gescheitert. Die Feinde Christi sind ihn nicht losgeworden. Ganz im Gegenteil: Früher, als er noch durch Palästina wanderte, war er immer nur an **einem** Ort. Jetzt aber ist er allgegenwärtig, in jedem Baum, in jedem Stein und in jedem Sonnenstrahl – einfach, weil Gottes Rechte allgegenwärtig ist. Welch schrecklicher Gedanke für die, die Christus hassen und nun auf der ganzen Erde keinen Winkel mehr finden, wo sie sich vor ihm verstecken könnten! Wie herrlich aber für die, die zu ihm gehören!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Jüngerschaft und Nachfolge

Wären sie gern ein Jünger Jesu gewesen? Ich meine damals, als er durch Galiläa wanderte? Das muss ein aufregendes Leben gewesen sein! Denn jederzeit konnte ein neues Wunder geschehen! Jesus heilte Kranke, und die Jünger waren dabei. Jesus trieb Dämonen aus, und die Jünger erlebten es mit. Jesus predigte mit Vollmacht, und die Jünger saßen in der ersten Reihe. Sie waren nicht nur Zaungäste, sondern mitten im Geschehen. Sie waren nicht nur Bewunderer, sondern auch Freunde Jesu. Und noch mehr: Sie waren sogar Schüler dieses Meisters! Jesus hatte sie ausgewählt, um ihnen etwas weiterzugeben von seinem Wissen und seiner Kraft. Er hatte sie berufen ihm zu folgen, und sie hatten dafür alles stehen und liegen lassen. Sie gingen seinen Weg mit, um nichts zu verpassen. Und sicher empfanden sie es als Privileg, ihn auf Schritt und Tritt begleiten zu dürfen. Denn wer an Jesus dranblieb konnte erwarten, immer neue Erweise seines Geistes und seiner Kraft zu sehen.

Dann allerdings entschied Jesus, die Provinz zu verlassen und nach Jerusalem zu gehen. Mitten hinein in das Zentrum der religiösen und politischen Macht. Und schon unterwegs dorthin erschreckte er seine Jünger mit düsteren Voraussagen über sein Leiden und Sterben. Das hörten die Jünger nicht gern! Nämlich nicht um Jesu willen, dem sie nur Gutes wünschten. Und auch nicht um ihrer selbst willen, weil an Jesus doch all ihre Hoffnungen hingen! Als Jünger haben sie ihr Schicksal mit dem des Meisters verknüpft. Und Jesu Weg nach Jerusalem ließ nichts Gutes erwarten. Es hieß, den Konflikt mit den religiösen Autoritäten – den Pharisäern, Schriftgelehrten und Priestern – auf die Spitze zu treiben. Es hieß, die Wahrheit dorthin zu tragen, wo man sie am wenigsten hören wollte. Und selbst wenn Jesus sein Leiden nicht ausdrücklich vorausgesagt hätte, wären die Jünger vielleicht selbst darauf gekommen, dass das in Jerusalem übel ausgehen kann. Aber Jesus lässt nicht mit sich reden. Er folgt einem Plan, den die Jünger noch nicht verstehen. Sie können nicht begreifen, dass Jesu Leiden gerade ihretwegen notwendig ist. Sie sehen nur, dass Jesus sich von seinem Weg nicht abbringen lässt. Und dieser Weg wird von nun an immer enger, düsterer und trauriger. Es war der Preis, den Jesus dafür zahlte, unter bösen Menschen gut zu bleiben. Es war die Konsequenz dessen, was Jesus gelehrt und gelebt hatte. Und gerade diese Konsequenz im Guten trug ihm den Hass derer ein, die solche Konsequenz nicht aufbringen. Denn die Gegenwart des Richtigen im Falschen führt dazu, dass die Falschheit des Falschen sichtbar wird. Und so eine Bloßstellung lassen sich Menschen nicht gern gefallen. Wenn Jesus das aber in Kauf nahm und entschlossen war, den guten Weg dennoch ohne Rücksicht auf Verluste zu Ende zu gehen – was bedeutete das für seine Jünger, die doch seine Nachfolger und Schüler sein wollten? Sollten die ihm nun eisern nachfolgen – auch auf dem Weg in den Tod? Sollten sie als gute Schüler jetzt von Jesus lernen, wie man sich der Folter ausliefert? Nachahmung eines Vorbildes ist ja schön und gut! Aber etwa auch Nachahmung dieser Kunst, wie man sich für andere opfert und sich für die Wahrheit totschlagen lässt?

Die Jünger müssen sehr erschrocken sein, als ihnen klar wurde, was Nachfolge in dieser Situation bedeuten würde. Denn der Weg, der in Galiläa als ein fröhlicher Aufbruch begann, führte in Jerusalem ans Kreuz. Und jeder Lehrling, der seinen Meister so enden sieht, wird sich fragen, ob er dessen Kunst wirklich noch erlernen und ausüben will. Worauf hatten sich die Jünger da eingelassen? Sie schreckten zurück und flohen. Und – was tun wir?

Wir stehen vor einer wichtigen Frage, an der sich entscheidet, worin das Christ-Sein überhaupt besteht. Ging Jesus seinen Weg ans Kreuz, damit wir ihn auch gehen? Oder ging Jesus ans Kreuz, damit wir genau das nicht müssen? Wollte Jesus uns im Leiden ein Vorbild sein, indem

er das zu Erlernende „vormacht“ und uns damit ein Beispiel gibt? Oder wollte er unser Stellvertreter sein, der am Kreuz unsere Stelle einnahm, um uns dieses Kreuz zu ersparen?

Die Frage ist nicht leicht zu beantworten, weil sich im Neuen Testament beide Gedanken nebeneinander finden. Für Jesu Vorbildfunktion lässt sich anführen, dass er seine Jünger allezeit die Konsequenz im Guten gelehrt hat. Zweifellos will er, dass die Seinen mit ihm einschwenken auf den schmalen Pfad, der zum Himmel führt. Und dass damit notwendig Leiden verbunden sind, hat er keineswegs verschwiegen, sondern ausdrücklich offengelegt. Jesus sprach: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir.“ (Mt 16,24) Jesus sieht sich als Vorbild, dem die Jünger nacheifern sollen, auch wenn es sie viel kostet – oder sogar das Leben kostet...

Und doch finden wir daneben auch den Gedanken der Stellvertretung im Neuen Testament. Denn Jesus kannte die Schwäche seiner Jünger und hat bestimmt nicht angenommen, dass jeder von ihnen ein „kleiner Jesus“ werden könnte! Es machte ja auch keinen Sinn, stellvertretend sein Leben hinzugeben, wenn man denen, für die man es tut, dasselbe zutraut, sondern es macht nur Sinn, wenn man es ihnen gerade nicht zutraut! Ein stellvertretendes Opfer bringt man, um einem anderen dieses Opfer zu ersparen. Und wenn der Betreffende anschließend dasselbe noch einmal leisten müsste, wäre das Opfer umsonst gewesen! Unser Christ-Sein in der Nachfolge Jesu kann also nicht darin bestehen, dass wir Jesus in seiner Funktion als Erlöser kopieren. Denn könnten wir so gehorsam sein wie er, hätten wir ihn gar nicht gebraucht. Hätten wir selbst die Kraft zum gerechten Leben, hätten wir keinen Gerechten nötig, der für uns stirbt. Aber hebt das etwa den ersten Gedanken auf, dass wir als Christen Jesus nachstreben und seinen Weg mitgehen sollen? Starb Jesus denn, damit wir bleiben, wie wir sind? Nahm er die Last des guten Lebens auf sich, damit wir im bösen verharren? Das kann's doch auch nicht sein! Damit aber beide Gedanken zusammenfinden, will ich ein Gleichnis einführen, das uns helfen kann, Jüngerschaft und Nachfolge recht zu verstehen:

Stellen sie sich bitte einen dichten tropischen Dschungel vor, und eine Expeditionsgruppe, die sich da hindurch ihren Weg bahnen muss. Was verbindet dabei und was unterscheidet den an der Spitze Vorangehenden und die Nachfolgenden? Es dürfte klar sein, dass man nicht zu dritt nebeneinander durch den Dschungel marschiert, sondern im Gänsemarsch hintereinander. Es spart ja viel Kraft, wenn man mit der Machete nur den Weg in der Breite einer Person freimachen muss! Es gehen also alle hintereinander denselben schmalen Weg. Und darin sind sie gleich. Sie sind aber darin ungleich, dass der Erste in der Reihe die ganze Arbeit hat und den gefährlicheren Job. Denn der Vorangehende ist nicht nur der, von dessen Orientierungsgabe das Schicksal der ganzen Gruppe abhängt, sondern der Vorangehende muss den Weg auch mühevoll bahnen, muss die Schlingpflanzen zu Seite schieben und das Dickicht mit der Machete lichten, während die anderen in seinem Windschatten sehr viel bequemer gehen. Und sicherer dürfen sich die Nachfolgenden auch fühlen, weil ja der Vorangehende allen Gefahren zuerst begegnet. In jede Stolperfalle und in jedes Sumpfloch tritt der Vorderste zuerst hinein, jede giftige Schlange hängt zuerst in seinem Weg, und auch mit einem aufgeschreckten Raubtier bekommt er es als erster zu tun. So können zwar am Ende des Marsches alle Teilnehmer sagen, dass sie den gleichen Weg bewältigt und die gleiche Strecke zurückgelegt haben. Aber wer wollte deswegen behaupten, sie hätten dasselbe geleistet oder wären gleich? Nein, der große Unterschied liegt auf der Hand: Dass nämlich der Vorangehende den Weg genausogut bewältigt hätte, wenn niemand hinter ihm hergelaufen wäre, während die Nachfolgenden den Weg keineswegs bewältigt hätten, wenn der ortskundige Anführer und Scout nicht vorangegangen wäre. So sind sie zwar alle am Ziel angekommen und freuen sich alle gleichermaßen, aber der Dank gilt gerechterweise dem Einen, der die richtige Richtung kannte, der die Risiken auf sich

nahm und stellvertretend für die ganze Gruppe die Hindernisse beseitigte. Wenden wir das nun auf Christus und die Christenheit an (weil doch auch Jesus seinen Jüngern vorangeht und wir ihm nachfolgen), so fügt sich zusammen, was vorhin widersprüchlich erschien. Denn auch der Scout im Dschungel erwartet und verlangt, dass ihm die ganze Gruppe folgt. Er erwartet aber nicht, dass jeder Teilnehmer der Gruppe selbst zum Scout wird und vorangeht, sondern er erspart den Schwachen das Vorangehen, das sie überfordern würde, und verlangt von ihnen nur das Hinterherlaufen auf der von ihm geebneten Bahn. Ebenso erwartet Jesus von seinen Jüngern nicht, dass wir alles könnten, was er kann. Wir Christen werden nicht zu Christus, wie der Lehrling eines Tages zum Meister wird! Wir Erlösten müssen nicht das Format des Erlösers haben! Aber dort, wo Jesus den Weg durch sein Vorangehen gebahnt und geebnet hat, erwartet er schon, dass wir ihm folgen. Und wenn wir's nicht täten, würde uns Jesu Vorarbeit auch nichts nützen. Er räumt die Hindernisse weg, die uns zu schwer wären. Aber auf dem geräumten Weg sollen wir dann auch nachkommen und sollen nicht meinen, dass der Vorangehende auch noch stellvertretend für uns das Nachfolgen und Laufen übernehme. Wohl weiß Jesus und verschweigt nicht, dass es strenggenommen jedes Menschen Pflicht wäre, das Gesetz Gottes selbst zu erfüllen, kompromisslos das Gute zu tun und jeden erdenklichen Preis dafür zu zahlen! Doch weil er unser Scheitern voraussieht und sich erbarmt, darum erlaubt er uns in seinem Windschatten zu reisen, wo es viel leichter voran geht. Er erlaubt uns als Anhängsel seinem Weg zu folgen und mit ihm ins Reich Gottes zu gelangen, wo wir allein nie hingekommen wären. Er selbst sorgt dafür, dass es auch die Fußlahmen schaffen können. Die Feinde, die uns zu stark wären, hat Jesus erfolgreich aus dem Feld geschlagen! Nachdem aber Sünde, Tod und Teufel überwunden sind, erwartet Jesus schon, dass wir den freigeräumten Weg auch gehen. Der König mit der Dornenkrone geht voran, und wir dürfen uns dranhängen, um sein Gefolge zu bilden. Wenn wir dabei aber auch selbst noch ein wenig abbekommen vom Hass dieser Welt und ein paar Narben davontragen, dann sollten wir nicht weinerlich sein. Denn es gilt trotzdem, dass der Döbel nicht so hart sein muss wie der Bohrer.

Natürlich ist es die Aufgabe des Döbels, seinen Platz in der Wand zu finden. Das ist seine Pflicht und Schuldigkeit, und wenn er die nicht erfüllen kann, ist er wertlos. Aber haben sie mal versucht, einen Döbel mit dem Hammer in die Wand zu schlagen? Er versagt dabei kläglich! Und ebenso versagen wir, wenn wir unter den Hammerschlägen des Gesetzes versuchen gerechte Menschen zu werden. Da wird nie etwas draus, denn die Wand ist zu hart, und der Döbel zu weich. Doch wenn sie den Vergleich entschuldigen: Jesus ist der Schlagbohrer mit der gehärteten Spitze, die auch in Beton eindringt. Und wenn der Bohrer unter Lärm und schrecklichen Schmerzen den Widerstand der Wand gebrochen hat, dann muss der weiche Döbel nur noch seinem Weg folgen. So findet der Döbel den Ort in der Wand, den einzunehmen er schuldig ist, ja, dem Bohrer „nachfolgend“ ist er exakt denselben Weg gegangen! Doch wird der Döbel nicht vergessen, wer ihm den Weg bahnte, und der weiche Döbel wird auch nicht so tun, als könnte er jemals zum Bohrer werden. Wenn aber in diesem Sinne Jesus der Bohrer ist, und wir die Döbel – was wäre dann absurder, als wenn der Döbel das Loch nicht nutzte, das der Bohrer für ihn gemacht hat? Wäre das nicht schrecklich, wenn der Döbel auf dem Tisch läge und spräche: „Nun, da das Loch in der Wand ist, werde ich nicht mehr gebraucht und muss da nicht mehr hin?“ So wäre ein Christ, wenn er sich sagte: „Jesus ist für mich vorangegangen und hat stellvertretend meine Aufgabe erfüllt, deshalb muss ich seinem guten Weg nicht mehr nachfolgen, sondern kann bleiben, wie ich bin!“ Das wäre zuviel der Gemütlichkeit! Und so ist die Sache einfach zu verstehen. Ein Döbel, der ohne Bohrer versucht in die Wand zu kommen, muss scheitern. Und ein Döbel, der in der Werkzeugkiste bleibt, obwohl das Loch für ihn gemacht ist, der verfehlt seine Bestimmung. Ebenso scheitert ein Sün-

der, der ohne Jesu Hilfe versucht in Gottes Reich zu gelangen. Und ein Sünder, der die Bahn nicht geht, die Jesus ihm geebnet hat, verfehlt die Erlösung. Es gibt demnach kein Christ-Sein, das nicht Nachfolge wäre! Aber ein Nachfolger Christi ist ebensowenig ein „Selbstgänger“ wie ein „Stehenbleiber“, sondern ist ein „Windschattenfahrer“. Als Nachfolger Christi können wir den Weg nicht aus eigener Kraft gehen. Und noch weniger dürfen wir uns bei diesem Unvermögen beruhigen. Aber wenn der uns vorangeht, der stellvertretend allen Hass auf sich zieht, die tödlichen Schläge abfängt, den ganzen Gegenwind abbekommt, die Dornen zerteilt, die Hindernisse wegräumt und mit dem eigenen Leib den Seinen Deckung bietet – dann können und sollen wir uns als Nachfolger dranhängen und in den Spuren Christi zum Ziel gelangen. Wenn wir dort als Sieger ankommen, ist das beinahe geschummelt, denn Jesus zieht uns ja mehr, als dass wir voran laufen. Das bisschen Kreuz, das wir tragen, ist mit seinem auch überhaupt nicht zu vergleichen! Unser Erfolg geht ganz auf seine Rechnung! Aber eben so wollte Gottes Sohn es haben und genau dazu hat er sich all die Mühe gemacht. Bleiben wir also dran, versuchen wir mit Christus Schritt zu halten und bemühen wir uns um die Fußlahmen und Verwirrten, damit keiner zurückbleibt, und sich keiner verläuft. Denn das ist sicherlich Jesu Wunsch an uns, dass sein Leiden für keinen vergeblich sei, sondern ein jeder die Chance nutzt, die er uns so teuer erkaufte hat...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ein Evangelium der Selbstannahme?

Überall wo Christen sind, wird Evangelium gepredigt. Und keiner, der's verkündet, lässt Zweifel daran aufkommen, dass es eine „gute Nachricht“ ist. Denn „Evangelium“ heißt ja übersetzt „gute Nachricht“. Und weil es alle Prediger demselben Neuen Testament entnehmen, unterstellt man auch gern, dass sie alle dasselbe meinen: Jesus ist gekommen, um unsere Not zu überwinden, um Versöhnung zu schaffen und Frieden zu schenken. Darin scheinen alle einig zu sein! Und doch haben sich die Akzente in letzter Zeit seltsam verschoben. Denn das Neue Testament setzt voraus, dass Jesus ein Problem löst, das wir mit Gott haben. In modernen Predigten klingt es aber oft, als ginge es um ein Problem, das wir mit uns selbst haben. Und obwohl Jesus in beiden Fällen zentrale Bedeutung zukommt, ist es doch nicht mehr dasselbe Evangelium. Denn in der neuen Lesart scheint Jesu Sendung nicht darin zu bestehen, dass er uns mit Gott, sondern dass er uns mit uns selbst versöhnt. Und darüber würden sich sämtliche Apostel (und auch die Reformatoren) sehr verwundert die Augen reiben. Die meinten nämlich, des Menschen Not bestünde darin, dass er als Sünder Gottes Gebot nicht folgt, dass er Gottes Maßstäben nicht genügt und darum Gottes Zorn verdient. Die gute Nachricht ihres Evangeliums ist dementsprechend, dass Christus für uns den Kopf hinhält und uns durch sein stellvertretendes Leiden vor Gottes Gericht bewahrt. Seit Adam und Eva sind wir auf Kollisionskurs mit dem Allmächtigen, aber Christus verhindert, dass uns diese Dummheit zum Verhängnis wird. Das neutestamentliche Evangelium besteht also darin, dass wir um Christi willen einen gnädigen Gott haben, der uns annimmt, und bei dem wir Frieden finden. In vielen modernen Predigten hört man aber gar nichts mehr von einem Konflikt mit Gott. Sondern es klingt, als sollten wir in erster Linie uns selbst gnädig sein und mit uns selbst Frieden schließen – während Gottes Gnade ganz selbstverständlich vorausgesetzt wird. Was macht also neuerdings die Not des Menschen aus? Offenbar nicht, dass er Gott, sondern dass er sich selbst etwas schuldig bleibt! Dass er nämlich seinen eigenen Ansprüchen nicht genügt, oder dass er von anderen Menschen abgelehnt wird, die überhöhte Forderungen an ihn stellen und es ihm damit unmöglich machen, sich selbst anzunehmen und glücklich zu sein. Nicht Gott, sondern die anderen Menschen scheinen die Richter zu sein, vor deren Urteil man sich fürchtet! Nicht mit Gott, sondern mit sich selbst will man „im Einklang“ sein! Und die gute Nachricht des Evangeliums soll nun lauten, dass Gott den unverständenen, unter Selbstzweifeln leidenden Menschen bedingungslos „toll“ findet und ihn genau so liebt, wie er ist – einschließlich all seiner Sünden und seiner Lauheit im Glauben. Nun gönnt man jedem von der Welt „gedissten“ Menschen, dass er Bestätigung erfährt. Aber ist Jesus wirklich in die Welt gekommen, um unsere Selbstwert-Probleme zu lösen? Ist das wirklich das Thema des Neuen Testaments, dass wir uns selbst unsere Fehler verzeihen, uns selbst annehmen und uns mit uns selbst versöhnen? Geht's da um Balsam für gekränkte Seelen – oder geht's um den Frieden mit Gott? Dass die Welt gemein ist, gebe ich zu! Aber will das Evangelium eine Krücke sein für mein verletztes Ego? Auch ich leide darunter, dass ich nicht so toll bin, wie ich's gern wäre, und hätte gern mehr Bestätigung! Aber ob ich als Sünder Gott nicht genüge, oder bloß meinen eigenen Ansprüchen nicht genüge, macht einen Unterschied. Und ob ich mir selbst verzeihe, oder ob Gott mir verzeiht, ist nicht dasselbe. Denn was kümmert's Jesus, ob ich mich „gut finde“? Ihn kümmert, ob ich in Gottes Gnade stehe oder unter Gottes Fluch! Jesus will sicherstellen, dass ich dem Zorn und dem Gericht entgehe – das ist die Tat seiner Liebe! Aber Jesus fordert nirgends, dass ich mich selbst gut finden oder lieben sollte. Er lehrt mich in Gott zu ruhen – aber keineswegs in mir selbst zu ruhen. Und wenn ich mich wegen meiner Fehler selbst verachte,

sagt Jesus bestimmt nicht, das sei unbegründet, sondern steht mir trotzdem bei. Jesus ruft mir nicht zu „Hey, du bist ok, ich finde dich toll!“ – nur damit ich mich besser fühle. Sondern er sagt „Auweh, du bist wirklich ein krummer Hund, aber komm trotzdem zu mir, wir kriegen das hin!“ Jesu Evangelium hilft mir nicht, vor meinem eigenen Urteil zu bestehen, sondern vor Gottes Urteil zu bestehen. Und nur darauf kommt es an. Denn schließlich bin ich nicht mein eigener Richter, sondern Gott ist es. Es würde gar nichts nützen, wenn ich mit mir selbst „im Reinen“ wäre – und nicht mit ihm! Darum lobt Jesus auch nicht, wo es nichts zu loben gibt, und versöhnt mich nicht mit mir selbst, sondern versöhnt mich mit Gott und lobt Gottes Freundlichkeit. Denn wichtiger, als dass ich mir meine Fehler verzeihe, ist, dass der Allmächtige es tut. Nicht, dass der Mensch mit sich selbst hadert, ist sein Hauptproblem, sondern dass er Gott erzürnt. Nicht, dass er sich schlecht fühlt, sollte ihm Sorgen machen, sondern dass er immer wieder dem Bösen erliegt. Denn wenn ein Sünder den fatalen Konflikt mit Gott bis zuletzt nicht beilegen kann, dann ist „mangelndes Selbstwertgefühl“ in der Ewigkeit sein geringstes Problem. Wird aber neuerdings der Konflikt mit Gott verschwiegen, der im Neuen Testament die Hauptsache ist (und der alleinige Grund, weshalb Gottes Sohn sich den Weg ans Kreuz nicht ersparen kann) – was ist das dann für ein seltsames neues „Evangelium der Selbstannahme“? In der Bibel findet man's nicht. Darum kennen's auch die Reformatoren nicht. Und doch wird es heute auf so vielen Kanälen verbreitet, dass uns die Dramaturgie schon vertraut ist:

Da erzählt jemand, dass er früher in der Schule gemobbt wurde, oder dass seine Eltern viel zu streng waren, dass er sich selbst dumm und hässlich fand, von den Anderen abgelehnt wurde, und sich selbst darum umso mehr unter Druck setzte. Er berichtet, wie er in Beziehungen scheiterte, Süchten verfiel und sein Leben zu hassen begann. An sich selbst verzweifelnd hört er dann aber, dass Jesus ihn unendlich wertschätzt, ihn schön und gut und toll findet, ihn liebt und bedingungslos annimmt. Er übernimmt dieses positive Selbstbild. Und die eigentliche Erlösung besteht dann darin, dass der Betreffende (durch die Wertschätzung Jesu aufgebaut) sich mit sich selbst versöhnt, sich seine Schwächen verzeiht und triumphierend ruft: „Ich darf so bleiben, wie ich bin, und darf mich gut finden, weil auch Jesus mich genau so gut findet, wie ich bin, und mich liebt!“ Der Mensch bekehrt sich sozusagen zur Selbstliebe. Alle Selbstzweifel lässt er hinter sich, als wären sie unbegründet gewesen. Er ist erlöst zum Wohlgefühl der Selbstannahme. Und – oh Wunder – plötzlich finden ihn auch die anderen großartig, und er ist erfolgreich im Beruf und im Privatleben! Bei so viel positiver Ausstrahlung ruft dann jeder Motivationstrainer: „Genau! Man muss nur an sich selbst glauben!“ Aber ist das wirklich das Ziel des Evangeliums, dass wir an uns selbst glauben? War Jesus „Motivationstrainer“? Oder wird hier die Botschaft des Neuen Testaments in eine Psychomasche verkehrt? Ich fürchte, das Evangelium wird zweckentfremdet, um angeknackstes Selbstwertgefühl zu heilen. Und um Gott geht's dabei gar nicht. Denn das Ziel ist die Selbstannahme, in der sich einer endlich selbst gefällt. Aber ging Jesus wirklich ans Kreuz, damit wir lernten, mit uns zufriedener zu sein, ausgeglichener oder erfolgreicher? Ich habe jede Menge Verständnis für entsprechende Wünsche, denn auch ich liebe es, bestätigt und bestärkt zu werden! Da ich bei weitem nicht der bin, der ich in meinen Träumen gern wäre, bin ich für jeden dankbar, der mich über meine Defizite hinwegtröstet, mich lobt und mich großartig findet! Doch darf man trotzdem nicht Wellness mit Religion vermengen. Denn unsere Selbstzufriedenheit zu fördern, ist nicht wirklich das, was Jesus wollte. Und wenn sich jemand für einen elenden Sünder hielt, wüsste ich nicht, dass Jesus ihm widersprochen hätte. Natürlich ist er trotzdem bei diesen Menschen eingekehrt – ja, gewiss! Aber Jesus leugnet damit nicht, dass sein Gastgeber ein Problem hat, sondern er bestätigt die Diagnose, indem er unverzüglich zur Therapie schreitet. Jesus kommt

nicht in die Welt, um eingebildete Kranke darüber aufzuklären, dass sie kerngesund sind. Sondern er kommt, um wirklich Todkranke zu heilen! Jesus liebt uns auch gar nicht, weil wir unschuldig wären, sondern obwohl wir schuldig sind. Er kennt unseren Hang zum Bösen. Und weil er den durchaus nicht liebt und nicht toleriert, will er auch nicht, dass wir bleiben, wie wir sind! Jesus stirbt nicht für uns, weil wir seine Gnade verdienten, sondern bloß, weil wir sie nötig haben. Er rettet uns nicht vor überhöhten Ansprüchen der Gesellschaft oder dem Unge-nügen an uns selbst, sondern vor dem berechtigten Zorn Gottes. Und am Ende sollen wir uns auch nicht dessen trösten, dass wir trotz allem gut wären, sondern sollen bloß wissen, dass Jesus gut ist – und uns daran genügen lassen. Gottgefällig sollen wir werden – nicht selbstge-fällig! Denn es ist und bleibt ein Unterschied, ob ich mich annehme – oder ob Gott mich an-nimmt. Weil das aber viele nicht auseinanderhalten und auf Grundlage dieser Verwechslung „Seelsorge“ betreiben, muss man heute neu betonen und hervorheben, dass Selbstliebe keine christliche Tugend ist, sondern eine klassische Definition von Sünde („amor sui“). Viele wol-len davon nichts wissen, schwenken ihre Bibel und verkünden, Selbstliebe sei sogar die Vo-raussetzung dafür, dass ein Mensch Gott und seinen Nächsten lieben könne. Doch steht davon kein Wort im Neuen Testament. Die These stammt aus der humanistischen Psychologie. Und wenn die sich auf Jesu Gebot beruft „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ (Mt 22,39), dann tut sie's zu Unrecht. Denn da steht nicht, „Liebe deinen Nächsten und dich selbst“, sondern „wie dich selbst“. Jesus gebietet also nicht, dass der Mensch sich selbst lieben soll, sondern er setzt voraus, dass wir das sowieso alle tun, und nimmt unsere egozentrische Selbstliebe zum Maßstab, bei dem er uns behaftet. Sein Gebot sagt: so aufmerksam, wie du für dich selbst sorgst, sollst du auch für deinen Nächsten sorgen. Genauso fleißig, wie du auf dein eigenes Wohl bedacht bist, sollst du auch darüber nachdenken, was deinem Mitmenschen nützt. Wer's aber nicht glauben will und dennoch meint, er solle sich in Jesu Namen selber lieben, möge bitte das Neue Testament aufschlagen und zur Kenntnis nehmen, dass Jesus sogar das Gegen-teil empfiehlt und ausdrücklich fordert, dass wir uns selbst hassen sollen. Im Lukasevangeli-um sagt er das nämlich ganz unmissverständlich: „Wenn jemand zu mir kommt und hasst nicht seinen Vater, Mutter, Frau, Kinder, Brüder, Schwestern und dazu sich selbst, der kann nicht mein Jünger sein“ (Lk 14,26). Manche finden den Vers so bestürzend, dass sie steif und fest behaupten, er müsse falsch übersetzt sein, denn so etwas könne Jesus unmöglich gesagt haben. Aber es steht wirklich da – und ist auch durchaus kein Versehen. Jesus sagt, niemand könne sein Jünger sein, wenn er sich nicht hasst. Und er meint damit, dass der Mensch sich innerlich wie äußerlich von dem distanzieren muss, was an ihm selbst verkehrt ist und gegen Gott streitet. Denn eben das nennt man doch „Buße“, dass einer seiner alten Adamsnatur täg-lich den Untergang wünscht und sich mit Abscheu von ihr wendet, um in Christus ein neuer Mensch zu werden. Alles andere wäre auch unlogisch. Denn man kann den guten Gott nicht lieben, ohne das Böse in sich selbst zu hassen. Und Gott Recht geben, heißt darum immer, die eigene Sünde zu verdammen – und auch den Rest der Welt in seiner Gottlosigkeit radikal abzulehnen! Diese Umkehr muss mit Leidenschaft geschehen, darum ist „Hass“ das richtige Wort. Statt sein altes Ego zu streicheln, will ein Christ es lieber heute als morgen überwunden sehen! Und schon daraus ist zu entnehmen, dass Selbstliebe nicht ins Evangeli-um gehört. Denn solange wir leben wohnen immer zwei Herzen in unserer Brust. Wir sind immer noch Gerechte und Sünder zugleich und liegen im Streit mit uns selbst, weil Gut und Böse in uns ringen. Gott verspricht uns zu vollenden, so dass das Gute in uns siegt – aber das steht noch aus. Im Moment klebt uns noch allerhand Falsches an. Und eine pauschale Selbst-annahme in der aktuellen Verfassung schliesse darum die Annahme dieses Falschen mit ein. Zur vollen Selbstliebe müssten wir auch das Inakzeptable an uns akzeptieren und Frieden

schließen mit der teuflischen Seite, die wir alle noch in uns haben. Und das kann nicht im Sinne Jesu sein. Denn es gibt bei ihm kein Evangelium, das Sünde „ok“ fände und damit schwarz für weiß erklärte. Sondern es gibt bei Jesus nur eine Rettung der Person bei gleichzeitiger Verwerfung ihrer Sünde. Jesu Evangelium kennt eine Rechtfertigung des Sünders, aber keine Rechtfertigung der Sünde. Was also nützt es dem Menschen, sich mit der eigenen Verkehrtheit anzufreunden, wenn sich doch Gott nicht mit ihr anfreundet? Er wird mich einmal von meinem Fehlern befreien – aber er findet sie nicht „ok“! Was nützt es also, dass sich einer selbst akzeptiert, wenn Gott mit ihm noch gar nicht fertig ist? Wollen wir uns Erlösung nicht bloß einreden, sondern sie erleben, so müssen wir nicht vor uns selbst bestehen, sondern vor unserem Schöpfer. Nicht mit uns selbst müssen wir versöhnt werden, sondern mit ihm. Machen wir also aus dem christlichen Glauben keine „Psychomasche“, die uns bloß „innere Ausgeglichenheit“ verschafft, sondern bleiben wir bei dem Thema, das uns das Neue Testament vorgibt. Denn das ist tröstlich genug. Wir sind zwar heute durchaus noch nicht richtig und nicht akzeptabel – aber mit Gottes Hilfe werden wir's einmal sein. Wir tragen noch manchen Schmutz an uns – aber Christus hat versprochen, uns zu reinigen. Wir sind nicht vollkommen – aber Gott wird dafür sorgen. Was an uns heute noch krumm ist, wird er spätestens in der Ewigkeit gerade richten. Und wenn sein Werk an uns vollendet ist, werden wir allen Grund haben, uns bedingungslos anzunehmen. Wenn wir dann restlos Gott gefallen, dürfen wir auch uns gefallen. Doch heute schon vorwegzunehmen, was erst im Himmel dran ist, wäre verfrüht. Und es ist auch gar nicht nötig. Denn zum Verhängnis kann uns unsere Schwäche nicht mehr werden. Wir wissen, dass Christus schon heute mehr in uns sieht, als wir selbst sehen. Er kann annehmen, was unannehmbar ist. Er kann verzeihen, wo wir uns verdammen. Gott ist größer als unser Herz (1. Joh 3,20). Und an seiner Gnade, die in den Schwachen mächtig ist, können wir uns bis auf Weiteres genügen lassen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Der eingeborene Sohn

Mitten im Glaubensbekenntnis steht ein Wort, das meist unverstanden bleibt, obwohl man es jedesmal mitspricht. Und nur die lange Gewohnheit erklärt, dass wir nicht darüber stolpern. Weil's schon immer da stand, löst es nicht mal Fragen aus. Aber was besagt das eigentlich, wenn wir bekennen, Jesus sei Gottes „eingeborener“ Sohn? „Eingeboren“ – was heißt denn das? Ist Jesus „nur einmal geboren“ statt zweimal? Oder wurde er in irgendetwas „hineingeboren“? Ist er von mehreren Söhnen der eine, der „geboren“ wurde? Oder ist er gar ein „Eingeborener“, wie es auf Südsee-Inseln „Eingeborene“ gibt? Man kann lange herumrätseln und wird doch nicht annehmen, der Begriff sei unwichtig, da er direkt aus dem Neuen Testament ins Glaubensbekenntnis übernommen wurde. Wir lesen bei Johannes im ersten Kapitel: „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit“ (Joh 1,14). Und wenig später heißt es: „Niemand hat Gott je gesehen; der Eingeborene, der Gott ist und in des Vaters Schoß ist, der hat ihn uns verkündigt“ (Joh 1,18). Im dritten Kapitel folgt es noch einmal: „Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“ (Joh 3,16). Was ist also gemeint? „Eingeboren“ ist die nicht sehr glückliche Übersetzung des griechischen Wortes „monogenetos“ und meint den „einzig“ oder „allein“ Geborenen, der also nicht etwa einer unter vielen Söhnen, sondern Gottes „einziger“ Sohn ist. Der Ausdruck will besagen, dass es so ein Verhältnis wie zwischen Gott dem Vater und dem Sohn kein zweites Mal gibt. Die Stellung Jesu Christi ist einzigartig und unvergleichlich, weil der Sohn mit dem Vater „eines Wesens“ ist. Er steht nicht irgendwie „unter“ Gott, sondern ist selbst Gott. Und von keinem Engel oder Menschen kann Ähnliches gesagt werden. Denn die Sohnschaft des „Ein(zig)geborenen“ ist weder „biologisch“ zu verstehen noch so, dass der Vater den Sohn „geschaffen“ hätte, sondern sie meint seine volle Einheit mit dem Vater im Wesen, im Willen und in der Würde. Christus ist nicht in dem allgemeinen Sinn „Sohn Gottes“, wie man alle Geschöpfe als „Kinder Gottes“ bezeichnen kann. Sondern er ist so mit dem Vater „eins“, wie es sonst nur noch Gottes eigener Geist ist. Und da der Heilige Geist nicht als Mensch „geboren“ wurde, ist Jesus Christus Gottes einziger Sohn. Er ist nicht weniger „Gott“ als der Vater. Und beide miteinander lassen sich vom Hl. Geist so wenig trennen, dass der Vater alles, was er tut, mit und durch den Sohn und den Geist tut. Das gilt insbesondere für das Werk der Erlösung. Darum ist in Christus (und in keinem anderen) die Welt mit Gott versöhnt. Und niemand wird des Heils anders teilhaftig als durch den Heiligen Geist. In Gottes Sohn dürfen alle Sünder Vergebung finden, vollen Trost und tiefen Frieden. Aber ohne ihn gelangt keiner an dieses Ziel, weil allein Christus durch sein Leben, Sterben und Auferstehen den Weg in den Himmel gebahnt hat. Nur in ihm ist das Heil. Und so ist uns kein anderer Name gegeben, durch den wir sollen selig werden (Apg 4,12). Wenn das aber sowohl im Neuen Testament als auch im Glaubensbekenntnis ausdrücklich betont wird, ist es kein dekorativer Schnörkel, der fehlen könnte. Sondern die Benennung als „eingeborener“ Sohn dient der kritischen Abgrenzung gegen alle anderen, die sich vor oder nach Christus als Heilsbringer ausgegeben haben – oder als solche missverstanden wurden. Natürlich gab es vor und nach Christus viele herausragend fromme Menschen: Wanderprediger und Wunderheiler, Propheten und Weise, Gottsucher und Glaubenshelden, Heilige und Wohltäter, moralische Vorbilder und religiöse Genies. Aber das Wort von dem „einzigen“, dem „eingeborenen“ Sohn Gottes hindert uns, Jesus Christus unter sie einzureihen, als wäre sein Name nur eine Ergänzung zu der langen Liste imposanter Menschen. Denn Jesus Christus war kein

Mensch, der Gott nahe kam, sondern er war Gott, der in Menschengestalt den Menschen nahe kam. Gott beugte sich nur einmal so unendlich tief herab! Und genau darum ist der Sohn „einzig“. Er ist kein Vertreter einer „Gattung“, die noch weitere Exemplare derselben Sorte enthielte – weshalb sich das Neue Testament auch dagegen wehrt, Jesus einer schon bekannten Kategorie zuzuordnen. Denn welcher Prophet wäre selbst das Wort Gottes, das er redet? Welcher Priester wäre selbst das versöhnende Opfer, das er darbringt? Und welcher König legte jemals die Krone beiseite, um seinen Dienern zu dienen? Johannes der Täufer (der letzte und größte Prophet) stellt klar, dass Jesus nicht ein weiterer Prophet ist, sondern viel mehr als das (Joh 1,26-27). Und im Hebräerbrief wird betont, dass auch die herrlichsten Engel nicht mit Jesus zu vergleichen sind (Hebr 1,1-14). Jesus steht weit über Mose, dem Übermittler des Gesetzes (Mt 5,21-48). Und so, wie er über Naturgewalten, Dämonen und sogar über den Tod gebietet, hat es vor und nach ihm niemand getan (Mt 8,23-34; Joh 11,1ff.). Nur der eingeborene Sohn kann tun, was er tut, weil einem Geschöpf dazu alle Voraussetzungen fehlen. Nur weil Jesus Gott selbst ist, kann er Gottes Werke wirken und mit göttlicher Vollmacht über Heil und Unheil entscheiden. Nur darum ist Gott durch Jesu Wort gebunden, weil es sein eigenes ist. Nur darum ist Jesu Opfer von unendlichem Gewicht, weil Gottes Sohn zu sterben nicht schuldig war. Und nur darum kann er die Macht der Hölle brechen, weil er mit dem Allmächtigen „eins“ ist. Kein Geschöpf hätte das vermocht! Wenn uns das Neue Testament also anleitet, von Gott zu denken wie von Jesus, und von Jesus wie von Gott, dann nicht etwa, weil Jesus der „fleißigste“ Sohn Gottes wäre, der „freundlichste“ oder der „stärkste“, sondern weil er der „eingeborene“ und einzige Sohn ist, neben dem es keinen anderen gibt. Bedeutenden Menschen wird damit nichts von ihrer Größe genommen. Denn Buddha war ein interessanter Mann, und Sokrates überaus weise, Mohammed war immerhin eifrig, und Konfuzius höchst ehrenwert. Es mangelt auch der Gegenwart nicht an eindrucksvollen Persönlichkeiten! Doch mehr als begabte Menschen sind sie eben nicht. Man kann sie hoch schätzen und viel von ihnen lernen. Aber der Unterschied bleibt doch ewig bestehen, dass sie von unten nach oben unterwegs sind, während Christus von oben nach unten geht. Jene bewunderten Menschen strecken sich dem Himmel entgegen und kommen dabei weiter als der Durchschnitt. Doch Jesus war im Himmel und stieg zur Erde herab. Das ist ein ganz anderer Vorgang! Denn jene sind Menschen, die sich der Wahrheit Gottes nähern. Jesus aber war die Wahrheit Gottes, die in Menschengestalt geboren wurde. So eine Menschwerdung der Wahrheit geschah genau einmal! Und sie ist nichts, das wiederholt werden müsste. Denn ein Erlöser ist das, was die Welt gebraucht hat. Und mehr als den Einen braucht sie nicht, weil sich das Problem, das Christus auf endgültige Weise löste, kein zweites Mal stellt. Eine Überbietung seines Werkes ist gar nicht denkbar. Und darum vertritt der christliche Glaube denselben exklusiven Anspruch, den wir im Neuen Testament finden, weil es Jesu eigener Anspruch ist. Er sagt bei Matthäus: „Alles ist mir übergeben von meinem Vater; und niemand kennt den Sohn als nur der Vater; und niemand kennt den Vater als nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will“ (Mt 11,27). Denselben Anspruch erhebt Jesus, wenn er (jeweils im Singular!) sagt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich“ (Joh 14,6). Die Apostelgeschichte bestätigt das und sagt: „In keinem andern ist das Heil, auch ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den wir sollen selig werden“ (Apg 4,12). Und Paulus warnt ausdrücklich davor, auf andere Menschen oder Mächte zu vertrauen, denn in Christus „wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig“ (Kol 2,8-9). Gibt sich Gott in seinem Sohn aber „ganz“ – wer bräuchte noch weitere Offenbarungen? Welcher Ergänzung wäre fähig, was vollständig ist? Oder was sollte einer, der in Christus „alles“ hat, dieser Fülle noch hinzufügen? Was die Erlösung betrifft, lässt Christus keine Frage offen. Wer ihm glaubt, braucht also keine anderen

Heilsbringer. Und wer meint, noch andere zu brauchen, der glaubt ihm offenbar nicht. Denn wenn Christus sein rettendes Werk nicht nur halb, sondern ganz erledigt hat, bleibt anderen „Rettern“ nichts mehr zu tun übrig. Wer sie dennoch ins Spiel bringt, raubt Christus seine Ehre, um sie anderen zu geben. Und dem haben die Reformatoren völlig zu Recht ihr kompromissloses „solus Christus“ („Christus allein“) entgegengesetzt. Sie unterstrichen damit, was auch das Neue Testament schon völlig klar bekennt: „Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung...“ (1. Tim 2,5-6). Ihm verdanken wir unser Heil. Und keinem anderen soll nachgerühmt werden, er habe daran mitgewirkt. Denn weder Maria noch die Heiligen oder die Engel sind für die Sünde der Welt ans Kreuz gegangen. Anders als Christus sind sie allesamt Geschöpfe. Und so ist es grundfalsch, sie mit religiöser Hingabe anzurufen, sie zu verehren oder Hoffnungen auf sie zu setzen. Denn was Christus als Mittler des Heils für uns tut, vermag kein anderer. Hätte es ein anderer gekonnt – und wäre somit ein anderer Weg zur Erlösung der Menschheit gangbar gewesen – würde Gott seinem Sohn den qualvollen Tod am Kreuz sicher erspart haben! Wäre Erlösung durch das Gesetz des Mose möglich gewesen, durch einen der vielen antiken Kulte, durch eine fernöstliche Religion, durch Aufklärung, Moral oder Esoterik, so hätte es des Kreuzes nicht bedurft. Und Gott hätte gewiss nicht seinen Sohn geopfert, um zu vollbringen, was auch anders zu bewerkstelligen war! Hätte es einen leichteren Weg gegeben, wäre Gott nicht diesen schweren gegangen! Ging er ihn aber, dann weil keine anderer Glaubensweg zum Ziel führt. Natürlich gab es zu jeder Zeit religiöse Menschen, die sich mit menschlicher Weisheit, Inbrunst, Willenskraft und Tugend das Heil verschaffen wollten! Aber keiner, der das versprach, konnte jemals Wort halten. Und so musste Christus kommen, um sein schweres Werk zu tun. Das Versagen aller anderen Heilswege ist der Grund seines Kommens! Und wär's „billiger“ gegangen, hätte Christus bestimmt nicht so „teuer“ dafür bezahlt! Tat er's aber, dann gewiss, weil unsere Erlösung anders nicht möglich war. Und war sie anders nicht möglich, so ist Christus nicht einer von mehreren Rettern und Vermittlern des Heils, sondern der alleinige und einzige: „Einen andern Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus“ (1 Kor 3,11). Niemand kommt zum Vater denn durch ihn. Kein anderer ist das „Lamm Gottes“, das der Welt Sünde trägt (Joh 1,29). Und wenn's für die Menschen auf der anderen Seite der Welt einen anderen Erlöser gäbe, hätte Jesus sich nicht für sie zuständig gefühlt. Er befiehlt aber ausdrücklich, „alle Völker“ zu Jüngern zu machen und sein Evangelium bis an das Ende der Erde zu tragen, weil außer ihm keiner da ist, der helfen kann (Mt 28,19; Apg 1,8; Apg 11,1-18). Die Sendung Christi ist so „universal“, weil er so „einzig“ ist. Kein Mensch wird anders erlöst als durch ihn. Und wer auf einen anderen Heiland wettet, wird dabei den Einsatz seiner Seele verlieren. Martin Luther schreibt darum: „Von diesem Artikel kann man nicht weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erde oder was nicht bleiben will; denn es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, dadurch wir können selig werden“. Auch die anderen Reformatoren stimmen dem „solus Christus“ zu. Und keiner erlaubt sich in diesem Punkt Vorbehalte. Denn fragt ein Mensch nach Reinheit und Gnade, so ist Christus die Antwort. Und geht es um Erlösung, Vergebung, Segen oder Befreiung, so gilt dasselbe. In Christus haben wir Versöhnung und ewiges Leben, Heiligkeit und Gerechtigkeit, Zuversicht und Barmherzigkeit, Liebe und Hoffnung. Wir haben das alles um Christi willen. Aber anders als durch ihn, hat es keiner. Denn nur in ihm wohnt die Fülle der Gottheit leibhaftig. Ist er aber die helle Sonne, wer braucht dann noch eine Lampe? Ist er die klare Quelle, wer trinkt dann noch aus Pfützen? Ist er das offenbare Wort des Vaters, wer befragt noch menschliche Orakel? Andere Religionen mögen noch so bunt sein – wenn sie Christus nicht haben, führen sie ihre Anhänger nicht zum Ziel. Philosophen mögen noch so tief sinnig und

klug sein – solange sie von Christus nicht wissen, kennen sie die Wahrheit nicht. Und wenn uns die Esoterik noch so schöne Gefühle beschert – ohne Christus wird sie nicht mal eine tote Fliege erlösen. Nun ist mir klar, wie empörend das klingt. Denn wie kann einer so intolerant sein, allen Nicht-Christen das Heil abzusprechen? Wie ist das so unzeitgemäß, für einen einzigen Glauben die alleinige Wahrheit zu beanspruchen! Woher will der wissen, dass nicht auch buddhistische, muslimische und esoterische Wege in den Himmel führen? Doch habe ich lediglich Konsequenzen aus dem Neuen Testament gezogen. Und wenn die jemandem nicht gefallen, muss er darüber nicht mit mir, sondern mit Jesus streiten. Denn es ist Jesu Anspruch, der so provozierend alle anderen ausschließt. Er verlangt, dass wer ihm folgen will, jedem anderen Weg abschwört. Er ist es, der keine halbherzigen Nachfolger akzeptiert. Er ist kompromisslos und stellt uns vor die Entscheidung, ob wir uns ihm ganz verschreiben, oder keinen Anteil an ihm haben. Denn dazwischen gibt es nichts. Christus ruft alle. Aber wer ihm nicht folgt, lernt ihn nicht kennen. Wer ihn nicht kennt, gehört nicht zu ihm. Und wer nicht zu ihm gehört, wird auch nicht gerettet. Christus ruft alle. Aber wer andere Heilswege und Götter nicht um seinetwillen verlässt, ist seiner nicht wert. Christus ruft alle. Aber er ruft sie auf, eine Wahl zu treffen. Und halbe Sachen macht er nicht. Christus ruft alle. Und wer ihn mit der Hand des Glaubens ergreift, der hat in ihm das Heil. Doch ist das nicht eine Chance unter vielen, sondern die einzige. Denn mehr als den einen Erlöser gibt es nicht. Mehr als einen Erlöser braucht auch keiner. Wer aber an diesem vorbeigeht, muss auf einen anderen nicht mehr warten. Gewiss gab es beeindruckende Menschen, die Gott eifrig suchten und ihm dabei näher kamen als andere. Christus aber war Gott, der in Menschengestalt den Menschen nahe kam! Das ist ein ganz anderer Vorgang. Es ist die umgekehrte Bewegung, die nicht von unten nach oben führt, sondern von oben nach unten! Und diesen Weg ging Gott nicht mehrfach. Nur einmal hat er sich so tief herab gebeugt. Darum ist sein „eingeborener“ Sohn auch „einzig“. Und zu dem, was „einzig“ ist, gibt es keine Alternative. An Christus vorbei führt kein Weg in den Himmel. Lassen wir uns also nicht einreden, dass alle Religionen „irgendwie“ Recht hätten oder alle im Grunde dasselbe sagten. Sondern bleiben wir mit heilsamer Klarheit und Schärfe bei dem, was die Barmer theologische Erklärung so deutlich bekennt: „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Christus der Herr

Gott ist „der Herr“. Und das klingt so selbstverständlich, dass es kaum der Mitteilung wert erscheint. Denn wer oder was sollte Gott sonst sein, wenn nicht „der Herr“? Die Bibel nennt ihn ständig so. Er ist der „Herrgott“, wie auch Jesus der „Herr Jesus“ ist. Und das besagt umso weniger, als wir ja auch sonst jeden erwachsenen Mann als „Herrn“ anreden und ihn „Herr Müller“ oder „Herr Meier“ nennen. Nach heutigem Sprachgebrauch bedeutet der Titel fast nichts! Nimmt man das Wort aber so, wie es in biblischer Zeit geklungen hat, muss man im Herr-Sein eine konkrete Herrschaft mitdenken. Denn nur der ist ja wirklich „Herr“, der regiert und verfügt, bestimmt und besitzt. Ein „Herr“ kann von seinen Knechten Gehorsam erwarten und über ihren eventuellen Ungehorsam richten. Zwischen ihm und seinen Untergebenen herrscht ein Gefälle von Macht und Autorität. Der „Herr“ hat Gewalt über sie, hat Vorrechte und Vollmachten, kann Anordnungen treffen und über deren Ausführung Rechenschaft verlangen. Einem „Herrn“ kommt Ehre zu, die man ihm nicht ungestraft verweigert. Umgekehrt darf man von einem „guten Herrn“ aber auch erwarten, dass er die Seinen schützt und beschirmt, führt und versorgt. Denn ein „guter Herr“ übernimmt für seine Leute Verantwortung wie ein Vater für seine Kinder oder ein guter König für sein Volk. Wie aber wurde Gott zum „Herrn“? Eigentlich versteht es sich von selbst. Da wir aber gewohnt sind, Macht demokratisch zu legitimieren, sei ausdrücklich vermerkt, dass Gottes Macht ihm natürlich nicht vom Volk „verliehen“ wird. Er hat es nicht nötig, zum „Herrn“ gewählt zu werden, sondern ist es einfach deshalb, weil er alles, was ist, geschaffen hat, weil folglich die Welt sein Eigentum ist, weil er alles, was existiert, im Dasein erhält, alles Lebendige nährt und durch seine Vorsehung und Regierung Natur und Geschichte vollständig überblickt, lenkt und bestimmt. Gott muss nicht erst fordern, dass man ihn Herr sein lässt, sondern ist es von Anfang an durch sein faktisches Verfügen über alle Bedingungen des Seins. Gott wird zum „Herrn“ nicht erst berufen und braucht dazu von uns Menschen keine Erlaubnis, sondern herrscht auch über die, die das leugnen und schrecklich finden. Gottes Herr-Sein ist eine Gegebenheit, auch wenn wir's nicht glauben. Denn Gott ist kein Herr von „unseren Gnaden“. Er will uns aber durchaus ein „gnädiger Herr“ sein. Und das gilt besonders dort, wo er sich durch rettende Taten ein Gottesvolk erwählt und zu Eigen macht. Denn als Schöpfer ist er zwar Herr über alle Völker. Doch indem er Israel aus Ägypten führt, macht er sich in spezieller Weise zum Herrn dieses von ihm erwählten Volkes. Und ganz entsprechend wird er durch das Heilswerk Christi zum Herrn der Christenheit als des neuen Gottesvolkes. Über den Rest der Welt ist er natürlich auch Herr. Aber seinem Volk macht er sich bekannt. Zu ihm stellt er besondere Nähe her. Und als Christ hat man ihn sogar dreifach zum „Herrn“, weil der Vater uns geschaffen hat und erhält, weil der Sohn uns erlöst und begnadigt, und der Hl. Geist uns erfüllt und erleuchtet. Diese Beziehung kam aber nicht zustande, weil wir das wünschten, sondern weil Gott sie – uns erwählend, erleuchtend und zum Glauben überwindend – hergestellt hat. Wir waren anfangs gar nicht dafür! Denn im Zustand der Gottesferne, in dem wir geboren werden, stimmt das verstockte Herz niemals zu, Gott „Herr“ sein zu lassen. Der Sünder in uns will durchaus keine Autorität über sich haben, sondern will (pubertär und bockig) sein eigener Herr sein! Und so bedarf es von Gottes Seite eines großen Aufwands, unseren törichten Widerstand zu brechen und unser „Herr zu werden“. Das gesamte Lebenswerk Christi ist dazu nötig – und obendrein das Wirken des Hl. Geistes, das in unsere Biografie eingreift und nur darauf abzielt, eines uneinsichtigen und verirrten Schafes auf heilvolle Weise „Herr“ zu werden. Denn als Sünder sind wir erst mal alle in der Hand des Feindes, dessen Versuchung wir in Adam erlagen, und in dessen Macht

uns Gott gerechterweise „dahingeben“ hat (Röm 1,24.26.28). Wir sind – wie Luther sagen würde – unter des Teufels Gewalt, in Blindheit verstrickt und in Schuld gefangen. Wir schlagen wild um uns, ohne das Geringste zu erreichen! Und Christus kann unser nur in der Weise „Herr werden“, dass er uns durch seinen Kreuzestod loskauft und aus der Hölle Rachen reißt, dass er die Tyrannen vertreibt und als ein Herr des Lebens und der Gerechtigkeit an ihre Stelle tritt. Christus führt uns zurück in die Gemeinschaft mit Gott, begnadigt und heilt uns, um uns künftig auf die denkbar beste Weise zu regieren und zu führen. Denn darauf zielt seine gesamte Sendung und all seine Mühe: „Dazu ist Christus gestorben und wieder lebendig geworden, dass er über Tote und Lebende Herr sei“ (Röm 14,9; vgl. 1. Kor 15,22-28). Das „Herr-Sein“ Christi ist demnach kein Nebenaspekt, sondern das Zentrum des göttlichen Heilsplans. Christus muss unser törichtes Herz unter Kontrolle bringen, um es der grausamen Herrschaft Satans zu entziehen und seiner eigenen gnädigen Herrschaft zu unterstellen. Dieser „Herrschaftswechsel“ wird aber nicht nur im Evangelium proklamiert und im Neuen Testament beschrieben, sondern auch am Einzelnen durch die Taufe vollzogen. Er wird durch die Gabe des Hl. Geistes besiegelt – und begründet dann wechselseitige Erwartungen. Denn Christus als Herr kann erwarten, dass sich die Seinen vertrauensvoll von ihm führen lassen, während der Christ erwarten darf, von seinem Herrn sicher geleitet in Gottes Reich einzugehen. Der Herrschaftswechsel, der durch die Taufe am Einzelnen geschieht, soll aber letztlich an der Welt im Ganzen vollzogen werden. Denn der himmlische Vater will alles der Herrschaft des Sohnes unterwerfen. Er hat den Sohn „von den Toten auferweckt und eingesetzt zu seiner Rechten im Himmel über alle Reiche, Gewalt, Macht, Herrschaft und alles, was sonst einen Namen hat, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen“ (Eph 1,20-21). Das Ziel des Sohnes ist folglich, dass er keinen von denen verliert, die der Vater ihm anvertraut hat (Joh 6,39; 17,12; 18,9). Und das Ziel der Gläubigen muss sein, Christus als ihrem überaus gütigen Herrn die Gefolgschaft nicht zu kündigen, sondern ihm Ehre zu machen. Das beste Beispiel für solche Gefolgschaft und für unbegrenztes Vertrauen gibt uns der Hauptmann von Kapernaum (Mt 8,5-13). Denn der weiß als römischer Soldat sehr gut, was Herrschaft bedeutet. Von Berufs wegen kennt er sich mit Hierarchien und Befehlsketten aus. Und so geht er, als sein Knecht schwer krank daniederliegt, zu Jesus, dem er die höchste Vollmacht zutraut, Kranke zu heilen und vor dem Tod zu bewahren. Als Jesus aber einwilligt, in sein Haus zu kommen, lehnt der Hauptmann das ab, weil er sich (1.) unwürdig fühlt und es (2.) auch gar nicht für nötig hält. Er ist sich des Herr-Seins Jesu und seiner Befehlsgewalt so gewiss, dass ihm das Wort Jesu völlig genügt. Er sagt: „Auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit untertan, und habe Soldaten unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh hin!, so geht er; und zu einem andern: Komm her!, so kommt er; und zu meinem Knecht: Tu das!, so tut er's“ (Mt 8,9). Der Hauptmann weiß, dass Jesus nicht einer unter vielen Herren ist, sondern der Herr, der über allen Herren steht (Offb 1,5; 1. Tim 6,15; Dan 2,47). Jesus aber lobt seinen Glauben und heilt den Knecht aus der Ferne. Von diesem wie von jedem anderen Wunder kann man sagen, dass Jesus sich darin als „Herr“ erweist. Und doch muss man zugeben, dass er ein ganz untypischer „Herr“ ist. Denn mit all seiner Macht strebt Christus nicht nach oben, sondern nach unten. Indem Gottes Sohn Mensch wird, entäußert er sich seiner göttlichen Herrlichkeit und wird seinen Eltern „untertan“ (Lk 2,51). Er will überhaupt nicht „herrschen“, sondern „dienen“ (Mt 20,28). Und dementsprechend kommt er nicht hoch zu Ross nach Jerusalem, sondern reitet auf einem Esel hinein (Mt 21,5). Jesus als Herr zeigt sich gerade nicht stolz und „herrisch“, sondern demütig und sanftmütig (Mt 11,29). Er wäscht seinen Jüngern sogar die Füße (Joh 13,1-20)! Er macht sich den ärmsten Menschen gleich und wird gehorsam bis hin zum Tod am Kreuz (Phil 2,7-8). Und doch bleibt er bei alledem „der Herr“. Denn wenn sich ein König unter das Volk mischt, hört er

deswegen ja nicht auf, der König zu sein. Und wenn Gott Mensch wird, hört er dabei nicht auf, Gott zu sein. Christus wird unser Bruder, wird aber keineswegs zum „Kumpel“: Der sich unendlich tief zu uns herabbeugt, ist immernoch der Herr des Himmels! Nur dass das zwischen uns bestehende Gefälle nichts Bedrückendes mehr hat, sondern im Gegenteil etwas Erhebendes und Schönes ist: Jünger eines solchen Herrn zu sein, darf jeden Christen mit Stolz und Freude erfüllen. Und ihm die Treue zu halten, versteht sich dann von selbst. Denn schließlich haben wir in der Taufe allen anderen Herren abgeschworen und sind nur noch diesem einen verpflichtet, der mit seinem Leben für unsere Erlösung bezahlt hat. Christus steht für uns gerade! Er erwartet im Gegenzug aber nicht nur Lippenbekenntnisse, sondern wirkliche Gefolgschaft – dass wir ihn nämlich nicht bloß „Herrn“ nennen, sondern ihn auch faktisch Herr sein lassen über unsere gesamte Lebensführung (Mt 7,21). Seinem Beispiel folgend sollen wir einander in Liebe und Barmherzigkeit dienen (Mt 20,25-28). Er aber wird einst von uns Rechenschaft fordern, ob wir das uns Anvertraute treu verwaltet haben (Mt 24,45-51; Mt 25,14-30). Denn das mit dem „Herrschaftswechsel“ darf keine fromme Phrase sein. Der 2. Petrusbrief sagt: „von wem jemand überwunden ist, dessen Knecht ist er geworden“ (2. Petr 2,19). Wer von der Sünde überwunden wird, ist demnach der Sünde Knecht – zu seinem Nachteil. Und wer von Christus überwunden wird, ist Christi Knecht – zu seinem Vorteil. Eine dritte Möglichkeit gibt es aber nicht. Denn dass ein Mensch (jenseits dieser Alternative stehend) sein eigener Herr sein könnte: das ist die große Illusion, der heute ganz viele erliegen. Wo Christus nicht regiert, herrscht kein Vakuum, sondern da herrscht der Feind. Und wer vor Christus flieht, läuft ihm sehr bald in die Arme. Das, und nur das, ist „safe“ und „sicher“, worauf Christus seine Hand gelegt hat! Und folglich ist es in unserem eigenen Interesse, dass Christus Herr wird über unser ganzes Leben, zu jeder Stunde und in jeder Hinsicht. Denn jeder Aspekt unseres Daseins, den wir ihm anvertrauen, ruht sicher in Gottes Hand. Und jeder Aspekt, in dem wir uns vorbehalten selbst zu herrschen, bleibt gefährdet und bedroht. Wie könnte es auch anders sein? Der Herr selbst ist unser Schutz! Und so liegt es in unserem Interesse, möglichst vollständig von Christus umgeben zu sein. Nur sind wir leider überaus geschickt darin, uns Nischen des Ungehorsams offen zu halten. „Klar ist Jesus der Herr“, sagen wir, „aber in manchen Punkten scheinen mir seine Weisungen nicht zeitgemäß“. „Klar höre ich auf Jesus! Aber was die Klugheit erfordert, muss ich doch auch berücksichtigen.“ „Ich will ihm ja gehorchen! Aber was hat das mit meiner Arbeit zu tun, mit meiner Ehe oder mit meinem Geld?“ Die Gefahr ist groß, dass wir Christus Herr sein lassen so „ganz im Allgemeinen“ – aber eben nirgends im Konkreten. Wir beten dann am Sonntag, dass sein Wille geschehe, und folgen am Montag doch wieder unserm eigenen! Betrogen haben wir damit aber vor allem uns selbst. Denn wie sollten jene Teile unseres Lebens, die wir Christus streitig machen, unter seinem Schutz stehen? Wenn unser Gehorsam nicht ehrlich ist, können wir lange „Halleluja“ rufen – Christus merkt, wenn wir uns nur zum Schein vor ihm beugen! Und halbe Sachen mag er nicht. Es genügt ihm nicht, Herr über die schönen Seiten unseres Lebens zu sein, nur über manche Tage oder nur über einige Aspekte. Christus teilt seinen Anspruch auch nicht mit anderen Instanzen. Sondern wie er sich ganz für uns gegeben hat, will er auch, dass wir uns ihm ganz geben und dabei nichts zurückhalten. Mit weniger ist er nicht zufrieden – und mit weniger wäre uns auch nicht geholfen. Denn tatsächlich ist es eine Wohltat, wenn Christus über uns herrscht: je vollständiger, je besser! Doch wie soll es dahin kommen, wenn ich mich insgeheim für autonom halte und meine, Christus dürfe nur so weit Herr sein, wie ich es ihm erlaube? Wie soll Christi Herrschaft denen nutzen, die sich nichts sagen lassen, weil sie gar keine Autorität über sich ertragen? Da wird nichts draus! Denn wer nicht in Christi Hand sein will, gerät bald wieder dem Feind in die Finger. Und eine neutrale Zone gibt es nicht. Wir sollten darum immer

mal wieder prüfen, wer in uns eigentlich das Regiment führt. Denn in der Schwebelage bleiben kann das nicht. Keine Antwort ist in diesem Fall auch eine Antwort. Und wenn ich unschlüssig dastehe und grübele, in welchem Bereich ich Christus „Herr“ sein lasse, habe ich schon entschieden, dass ich der „Herr“ bin, der über Christi Reichweite bestimmt. Selbst wenn ich Christus treuherzig zugestehe, er dürfe über alles Herr sein, liegt doch schon diesem Zugestehen die Meinung zugrunde, Christus brauche zum Herr-Sein meine Erlaubnis. Doch, wer bin ich denn? Muss sich Gottes Sohn bei mir um sein Herrenamt bewerben, auf dass ich ihn prüfe – und ihn dann anderen Herren freundlich vorziehe? Die Vorstellung, ich sei Herr in meinem Haus, ist dabei gerade nicht aufgegeben. Und selbst meine „Glaubensentscheidung“ wird dann noch den Irrtum enthalten, der von mir erwählte Gott sei ein „Herr“ von meinen Gnaden. Denn wo ich sage „ja, Christus, du darfst mein Herr sein“, habe ich sein Herr-Sein durch eben diese Erlaubnis schon wieder bestritten. Richtig wird's aber erst, wenn ich eingestehe, dass Christus sich die Herrschaft über mich gegen meinen Widerstand erstritten hat – und jedes Recht dazu besaß. Denn ihm gegenüber ist nicht Wahl angezeigt, sondern Kapitulation. Und in Wahrheit gibt's da auch nichts zu „entscheiden“, sondern bloß etwas Gegebenes einzusehen. Man lässt Christus nur in der Art „Herr“ sein, wie man aufhört, gegen eine offenkundige Wahrheit anzulügen. Man gibt einen sinnlosen Widerstand auf und streckt die Waffen! Eben das aber hat uns Christus denkbar leicht gemacht. Denn jeder kann verstehen, dass der Widerstand gegen das Herr-Sein Christi ein Widerstand gegen die eigene Rettung ist. Ein solcher Widerstand ist nicht nur zwecklos, sondern vor allem dumm – er schadet uns selbst! Denn es ist widersinnig, sich einer Herrschaft zu entziehen, ohne die wir nicht bestehen können. Und antiautoritäre Affekte können wir uns da sparen. Denn einen besseren Herrn als Christus kann sich keiner wünschen. Und darum sollten wir uns dem fröhlich beugen, der kommt, um uns zu erheben. Ihm ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden (Mt 28,18). Ihm sind untertan die Engel und die Mächte (1. Petrus 3,22). Durch ihn sind alle Dinge (1. Kor 8,6). Jedes Knie wird sich ihm beugen (Phil 2,10). Und niemand, der bei Verstand ist, kann sich wünschen, dass es anders sei.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Hingabe

Sind sie ein „hingebungsvoller“ Mensch? Gibt es Dinge, die sie „voller Hingabe“ tun – also unter freudigem Einsatz all ihrer Kräfte? Gibt es Tätigkeiten, in die sie ihre ganze Leidenschaft hineinlegen? Haben sie ein Ziel, für das sie gern Zeit und Mühe opfern, weil's ihnen eine „Herzensangelegenheit“ ist? Etwas mit Hingabe zu tun heißt, es nicht mit halber Aufmerksamkeit notdürftig zu erledigen, sondern sich selbst ganz „hineinzugeben“ und von der Sache „absorbiert“ zu werden. Der Hingegebene investiert nicht bloß „etwas“, sondern sich selbst. Er ist selbstvergessen „voll dabei“ ohne lang zu fragen, was er davon hat. Er „brennt“ für seine Sache und verzehrt sich dafür, macht „sein Ding“, geht ganz darin auf. Und doch, obwohl das so positiv nach „Enthusiasmus“ klingt, gibt es Menschen, die im Alter recht bitter von ihrer einstigen Hingabe reden, weil sie in jungen Jahren alles gaben, was sie hatten, und es ihnen heute keiner mehr dankt. „Ach,“ sagen sie, „was habe ich nicht alles für meine Firma getan – und heute kennt mich da keiner mehr.“ „Was habe ich nicht alles für meine Kinder getan – und nun besuchen sie mich nicht.“ „Was habe ich nicht alles dem Verein geopfert – und was ist der Dank?“ Mancher, der Zeit und Kraft gibt, erwartet offenbar, später etwas zurückzubekommen. Wenn das aber ausbleibt, ist er bitter enttäuscht und wünscht, er hätte einst weniger Mühe investiert und besser für sich selbst gesorgt. So kann man Hingabe dann bereuen. Aber die hingeebene Kraft holt man damit nicht zurück. Und wer wirklich an der falschen Stelle Lebenszeit vergeudet, kann einem leidtun. Doch andererseits: Hat nicht jeder selbst entschieden, was er mit Herzblut und vollem Einsatz betreiben wollte? Hätte es nicht Alternativen gegeben? Und liegt die Verantwortung für verschwendete Lebenszeit dann nicht bei jedem selbst? Dass einer seine Kraft investieren muss, liegt in der Natur des Lebens. In dem Punkt haben wir keine Wahl. Und wer sich dem Leben verweigern wollte, würde darüber trotzdem alt. Die Jahre mit „nichts“ zuzubringen, ist also keine Option. Man kann sich nicht für später „aufsparen“, man muss sich „ausgeben“ und „verausgaben“, solange das Zeitfenster offen ist! Aber mit welchem Streben wir unsere Zeit füllen und wofür wir uns hergeben – entscheiden wir das nicht selbst, indem wir dies oder das lieben, schätzen und der Mühe wert erachten? In der Jugend wollen wir so und so werden, dies und jenes haben, wollen vielleicht eine Familie, den Wunschberuf oder eine Weltreise. Der Preis dafür ist aber immer Hingabe. Die erstrebten Dinge scheinen uns der Hingabe wert zu sein. Und so prägt die Richtung unsres Strebens dann unsere Identität, formt unser Denken und dokumentiert durch unsere Handlungen, wer wir sind. Denn, bitte – was wäre ein Mensch ohne seinen persönlichen Traum und ohne „auf etwas aus zu sein“? Will man ein Vater sein, ein Handwerksmeister, ein erfolgreicher Sportler, ein toller Musiker oder ein guter Freund, so kostet das immer Hingabe. Und zu solcher Hingabe gibt es keine Alternative. Denn nur, wer sich einsetzt und handelt, hinterlässt auch Spuren. Und nur wer bereit ist, eine Rolle zu übernehmen, kann auch für andere eine Rolle spielen. Niemand wird je „Vater“ sein, wenn er's nur auf dem Papier ist. Und keiner soll sich „Feuerwehrmann“ nennen, der nie einen Brand gerochen hat. Zum Seemann wird man durch überstandenen Stürme. Und zum Politiker durch Verantwortung in einem Amt. Den Wissenschaftler formt sein jahrelanges akribisches und geduldiges Forschen. Und ohne sich mit Patienten herumzuschlagen, wird auch keiner zum Arzt. Denn nichts von alledem wird man ohne Hingabe. Man investiert dafür Lebenszeit, die man nur einmal opfern kann – und dann nicht wieder. Wer seine Zeit aber für „nichts“ hingeben will, stellt infolgedessen auch „nichts“ dar und bleibt ein unbeschriebenes Blatt. Man muss sein Leben verlieren, um es zu behalten, muss es für etwas hergeben, um etwas draus zu machen, denn ohne sich hinzugeben kann man nichts

sein. Wer nie für etwas brennt, verpasst sein Leben. Wer seine Kraft investiert hat, weiß später aber wenigstens, wo sie geblieben ist. Und wenn sein Leben endet, wissen auch die anderen, wofür dieser Mensch gestanden hat. Denn darin liegt das Geheimnis der Hingabe, dass wir an dem Anteil gewinnen, wofür wir uns hingeben, und nie anders daran teilhaben können als durch Hingabe, Opfer und Schmerz. Erst durch harte Arbeit wird der Erfolg einer Sache zu meinem Erfolg. Und gleichzeitig werde ich zu dem, der sich diese Sache alles hat kosten lassen. Denn worauf einer aus ist, das liebt er. Was er liebt, das ist sein höchstes Gut, sein eigentlicher Schatz. Und da, wo sein Schatz ist, wird immer auch sein Herz sein und der Fokus seiner Aufmerksamkeit. Dahin wandern seine Gedanken, da ist er zuhause, da vergisst er alles um sich herum und finde zu sich. Das Ziel des Menschen bestimmt seine Identität. Und wenn er bereit ist, einem Ideal mit ganzer Kraft zu dienen, macht dieses Engagement sein Wesen aus. An dem Ideal, dem er sich verschreibt, gewinnt der Mensch Anteil und wird somit ein Teil des Guten, für das er kämpft. Doch erfolgt diese Aneignung nicht anders als durch Hingabe und Leiden. Denn eben darin zeigt sich Hingabe, dass einer die Sache höher achtet als die Mühen, die Zeit und die Schmerzen, die sie ihn kostet. Er gibt sich in das hinein und geht in dem auf, was ihm wichtiger erscheint als er selbst. Das ist zweifellos riskant. Doch gewinnt sein Dasein so an Bedeutung. Und ohne Hingabe könnte es keine Bedeutung haben. Ist es also wirklich ein Unglück, wenn wir „hingegen“ leben? Ist es nicht vor allem die Chance, unserem Dasein Inhalt und Tiefe zu verleihen? Können wir nicht sogar froh sein, wenn Hingabe uns teilhaben lässt an den wirklich großen Dingen, für die wir bereit sind, uns zu verbrauchen? Ist es nicht ein Privileg, wenn wir Gelegenheit haben, in dieser Welt zu etwas gut zu sein? Nicht die scheinen mir bedauernswert, die leidenschaftlich gelebt haben, sondern die, die es versäumten. Und nicht die tun mir leid, die Opfer gebracht haben, sondern die, die nie etwas kannten, das ihnen eines großen Opfers wert erschien. Doch – warum gehört das hierher? Es ist schnell erklärt. Denn niemand hat sich so restlos für etwas hingegen wie Jesus Christus, der sich nicht nur im Leben, sondern auch im Sterben ganz für seine Jünger gab – und dabei von seiner Kraft und seinem Segen nicht das Geringste zurückbehielt, dass er nicht bereitwillig für unsre Erlösung hergegeben und geopfert hätte. Christus hat wirklich alles „gegeben“ – es wurde ihm nicht etwa „genommen“. Und ich hielte es für einen Fehler, ihn wegen seiner Leiden zu bedauern. Denn es ist ihm kein „Unfall“ zugestoßen. Sondern er wählte seinen Weg der Hingabe ganz bewusst und ließ es sich am Kreuz alles kosten, uns Nichtswürdigen eine neue Würde und ein neues Leben zu schenken. Kein Judas, kein Pilatus, kein römischer Soldat hätte Christus etwas nehmen können, wenn er's nicht aus freien Stücken zu geben bereit gewesen wäre. Ihm unterlief kein Fehler als er gefangen, geschlagen und angespuckt wurde, sondern es war die vorhersehbare Folge seiner Entscheidungen. Und in der Kreuzigung erfüllte sich auch viel eher Christi Plan als der seiner Feinde. Denn das hatte er bei sich beschlossen, Gottes Zorn und den Hass der Welt in einem einzigen großen Gewitter über sich niedergehen zu lassen, auf dass beides entkräftet würde und uns keins mehr zum Verhängnis gereichte. Christus nahm den Kreuzestod auf sich, damit wir neues Leben empfangen, ließ sich verneinen, um uns zu bejahen, lieferte sich aus, um uns zu schützen, litt lieber selbst als uns leiden zu sehen und gab dafür alles hin, was er hatte. Er entäußerte sich seiner Kraft, Macht und Herrlichkeit und verließ den sicheren Himmel, um Mensch zu werden (Phil 2,6-8). Obwohl er der Herr aller Herren war, erschien er niedrig wie ein Knecht und lieferte sich voller Demut der menschlichen Gemeinschaft aus, von der er schon vorher wusste, dass sie ihn töten würde. Er allein war niemandem etwas schuldig und trug doch unsere Strafe, er hätte befehlen können und ward doch gehorsam, er bezahlte mit seiner Demut für unseren dummen Stolz und gab buchstäblich alles, um unsre verdammten Seelen doch noch für den Himmel zu gewinnen. In dieses Projekt

legte Christus seinen ganzen Ehrgeiz, nur um uns Verlorenen auf seine Kosten die Gemeinschaft mit Gott zurückzugewinnen. Dieses Engagement machte er zur Signatur seines Lebens und zum Inhalt seiner Sendung, dass er sich hergab, um uns freizukaufen. Er gab sich hin aus unbegreiflicher Liebe zu denen, die keine Liebe verdienten, war dabei jeweils Geber und Gabe zugleich – und sagte noch beim letzten Abendmahl: „Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird“ (Lk 22,19-20; vgl. Joh 3,16; Joh 4,10; Gal 1,4; 1 Tim 2,6; Mk 10,45). Sich hingebend und hergebend wusste Jesus aber genau, was er tat. Denn das hatte er seine Jünger zuvor gelehrt. Wer sein Leben unbedingt erhalten möchte, der verliert es. Wer es aber um des guten Zieles willen verliert, der findet und bewahrt es (Mt 16,25). Der Bauer, der sich vom Saatgut nicht trennen mag, legt es in den Schrank, wo es niemandem nützt. Doch wenn er's hergibt, auf den Acker streut und dort in der Erde begräbt, bringt es Frucht (Joh 12,24). Eben so ist der Mensch nicht dazu geschaffen, seine Kräfte zu konservieren, sondern um sich für gute Ziele zu verausgaben und mit den anvertrauten Pfunden zu wuchern (Lk 19,11-27). Der Mensch erlangt Bedeutung, indem er anderen etwas bedeutet, indem er also gerade nicht sich, sondern andere im Fokus hat. Und dementsprechend hat Jesus mit voller Hingabe gewirkt, hat sein Leben verloren, um uns den Himmel zu gewinnen – und war sich dafür nicht zu schade. In ihm zeigte sich eine Liebe, die sich selbst nicht schont. Weil der Sohn aber „eines Wesens“ mit dem Vater ist, erlaubt uns die Hingabe Christi einen unverstellten Blick in Gottes Herz hinein. Christus ist der Abglanz der göttlichen Herrlichkeit und das Ebenbild des unsichtbaren Gottes – das wird im Neuen Testament mehrfach betont (Hebr 1,3; Kol 1,15; 2. Kor 4,4). Und darum dürfen wir direkt vom Sohn auf den Vater schließen. Den Sohn aber kennzeichnet jene Hingabe, die bereit ist, das eigene Leben zu verlieren, um das Heil der Sünder zu gewinnen. Ihn kennzeichnet jene Liebe, die sich die Rettung des Geliebten alles kosten lässt. Und da wir vom Sohn auf den Vater schließen dürfen (Joh 10,30), muss der genauso empfinden. Gott ist also keineswegs starr und kalt, sondern warmherzig und engagiert in seiner Leidenschaft für uns. Der Heilige und Höchste sucht nach uns mitten im irdischen Dreck – und hat kein Problem, sich dabei um unsertwillen schmutzig zu machen. Er mutet sich Blut, Schweiß und Tränen zu, um uns Schlimmeres zu ersparen. Er schwebt nicht „über den Dingen“, sondern ist leidenschaftlich unterwegs. Gottes Liebe ist Tat, und im Zupacken offenbart sich sein Wesen – wir sind für ihn wirklich eine „Herzensangelegenheit“! Wenn das aber stimmt: Wär's dann nicht angemessen, Gottes Hingabe mit gleicher Hingabe zu beantworten? Ist das nicht die einzig sinnvolle Reaktion? Ja, und genau darin besteht unser Christentum, dass wir Gottes Hingabe an uns freudig beantworten durch unserer Hingabe an ihn. Denn wir haben allen Grund, Gott zu lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt (Mt 22,37-39; 5. Mose 6,5). Und es ist die angemessenste Reaktion auf Gottes große Hingabe, dass wir unsererseits seinen Namen heiligen, seinen Willen tun und für sein Reich alles drangeben. Als Christen verlieren wir unser Leben durch die Hingabe an Gott, um unser Leben gerade so zu gewinnen. Wie Paulus sagt, geben wir unsre Leiber hin als Gott wohlgefällige Opfer und unsre Glieder als Waffen der Gerechtigkeit (Röm 12,1; 6,13). Die Hingabe an den Höchsten lohnt aber unsere höchste Hingabe. Denn in ihr vollendet sich die Gottesgemeinschaft, zu der wir als Menschen geschaffen sind. In dieser Gottesgemeinschaft liegt des Menschen Bestimmung – und der Glaube kann sie verwirklichen! Doch, herrje, was tun die Leute stattdessen? Wofür verschwenden sie ihre Fähigkeit zur Hingabe? Einer zerrt seinen Nachbarn vor Gericht, um Recht zu behalten in Kleinigkeiten. Und der andere hat keinen besseren Traum als seine Konkurrenten auszustechen. Dieser zeigt überhaupt nur Leidenschaft, wenn's um Frauen oder Autos geht. Und jener will in seinem Sport allen anderen überlegen sein. Der eine ist stolz auf sein Aquarium. Und der andere will's immer seiner Mutter recht machen. Dieser jagt dem Glück hinterher, und jener einer

verpassten Karriere. Da sind sie mit Herzblut dabei! Aber, ist es das wert? Gott fragt nach uns – und wir sammeln Bierdeckel? Der Allmächtige will uns die Hand reichen – und wir sortieren Gartenzwerge? Er will uns Weisheit lehren – wir aber spielen Lotto? Werden wir's nicht mal bitter bereuen, das eigene Dasein banalisiert zu haben, indem wir Banales ins Zentrum stellen? „Ich konnte mich nicht Gott hingeben, ich musste das Haus abbezahlen, das mir nun gepfändet wird!“ „Ich hatte keine Zeit, ich musste Körperkult betreiben und meine Schönheit pflegen, die nun leider doch verfallen ist!“ Ja, herzlichen Glückwunsch! So gewinnt man Anteil am Nichtigen und verplempert seine Leidenschaft an das, was doch nur Leiden schafft. Der Eifer für das falsche Ziel bleibt aber nicht ohne Folgen. Denn wie einer liebt, so lebt er. Wie er lebt, so stirbt er. Wie er stirbt, so fährt er. Und wohin er fährt, da bleibt er. Worauf der Mensch aus ist, das bestimmt bis zuletzt seinen Weg. Das Ziel seiner Hingabe wird auch dann zur Signatur seines Daseins, wenn's ein kindisches und dummes Ziel ist. Und die Reue im Alter kommt regelmäßig zu spät. Doch immerhin – wer's bei anderen erlebt, kann vorbeugen und kann für sich selbst beschließen, künftig nur noch auf das Beste und Lohnendste aus zu sein. Er kann Gottes Hingabe an den Menschen beantworten mit seiner Hingabe an Gott. Und diese Chance sollte jeder nutzen. Denn ohne uns hinzugeben, werden wir gar nichts sein. Wer sein Leben festhält, wird's trotzdem verlieren. Wer es aber an Gott verliert, hat es damit auf ewig gewonnen. Es gibt tausend Wege, sich unter Wert zu verkaufen. Es gibt aber auch den Weg des Glaubens, sich durch Hingabe in Gott hinein zu investieren – und damit Anteil zu gewinnen an seinem Reich. Warum sollten wir uns also behalten, wenn wir uns Gott schenken können? Ist es nicht Gnade, wenn wir Vergängliches eintauschen dürfen gegen Ewiges – und somit Glasperlen tauschen dürfen gegen Diamanten? Wir gewinnen uns nicht anders, als indem wir uns an etwas verlieren. Seien wir also froh, dass wir uns verlieren dürfen an Gott! Denn das ist große Gnade, die uns widerfährt, wenn wir uns ebenso entschlossen hingeben an ihn, wie er sich hingab für uns.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Geist und andere Geister

Können sie sich an die Pfingstfeste ihrer Kindheit erinnern? Haben sie noch vor Augen, wie es an Pfingsten war, und wie ihre Familie Pfingsten gefeiert hat? Wenn sie sich daran nicht erinnern können, geht es ihnen wie mir. An die Weihnachtsfeiern unter dem Tannenbaum erinnere ich mich selbstverständlich. Viele, viele Bilder steigen in der Erinnerung auf. Auch Ostern hat sich mir als Kind tief eingepägt. Ich sehe das geschmückte Haus, die Ostersträucher und die bunten Eier vor mir. Und auch die Erntedankfeste sind mir noch ganz gegenwärtig. Ich denke an die Brote, Weintrauben und Maiskolben auf dem Altar. Nur an Pfingsten erinnere ich mich nicht – so als hätte man Pfingsten in meiner Kindheit nicht gefeiert. Da ist kein Schmuck, kein besonderer Geruch, keine Stimmungen oder Bilder, die in mir aufsteigen würden. Und ich denke, das hat mit dem Inhalt des jeweiligen Festes zu tun. Denn die Geburt Christi ist etwas Anschauliches. Sie kann an einer Weihnachtskrippe sichtbar gemacht werden. Auch die Osterereignisse sind anschaulich. Den Engel neben dem leeren Grab konnte ich in der Kinderbibel betrachten, ebenso den auferstandenen Christus mit der Siegesfahne. Nur an Pfingsten – und daran muss es wohl liegen – gibt es wenig anzuschauen. Denn den Heiligen Geist kann man schlecht abbilden. Was der allmächtige Vater geschaffen hat sehen wir überall um uns her. Was Christus tat, als er auf Erden wandelte, können wir nachlesen, wir können es uns vorstellen und Bilder davon malen. Aber der Heilige Geist? Weder ihn selbst noch das, was er tut, kann ein Gemälde so recht wiedergeben. Da fehlen uns die Bilder. Und das ist ein Problem. Denn wie soll der Heilige Geist einen festen Platz im Leben des Christen haben, wenn er so wenig greifbar ist? Wie soll etwas in meinem Leben eine Rolle spielen, das ich mir nicht einmal vorstellen kann? Da mag der Heilige Geist etwas für Dichter und für Träumer sein – in der harten Realität des Alltags kommt er anscheinend nicht vor. Oder vielleicht doch?

Es ist schon ein paar Jahre her, da hat mich ein ganz nebensächliches Erlebnis ins Grübeln gebracht. Ich fuhr auf der Autobahn hinter einem LKW her. Es war ein Baustellenfahrzeug, über und über mit rotem Lehm beschmiert. Aber am Heck war ein großer Werbeaufkleber noch gut sichtbar. Und darauf stand: **„Beton – es kommt drauf an, was man draus' macht!“**. Offenbar handelte es sich um einen Werbeslogan der Beton erzeugenden Industrie, die das Image ihres Werkstoffes verbessern wollte. Betonbauten gelten als hässlich, lieblos, kalt, und ungemütlich. Und nun will die Betonindustrie darauf hinweisen, dass es auch anders geht: **„Beton – es kommt drauf an, was man draus' macht!“**. Auch aus Beton lässt sich mit Phantasie und Geschick etwas Schönes und Ansprechendes bauen, soll das heißen, denn entscheidend ist nicht das Material, sondern der kreative Geist des Architekten, der dem Material die Form verleiht. Nun ja, werden sie sagen: „Es ist doch bloß ein Werbeslogan!“ Trotzdem meine ich, dass er uns helfen kann, Pfingsten zu verstehen. Denn jener Spruch erinnert uns an die Macht des Geistes, die viel wichtiger ist, als das Rohmaterial, dessen er sich bedient, weil erst der Geist über die Gestalt und die Verwendung der Dinge entscheidet.

Nehmen sie z.B. einen Klumpen Stahl. Der ist an sich weder gefährlich noch nützlich. Kommt aber eines Menschen Geist dazu, der aus dem Stahl entweder Schwerter oder Pflugscharen macht, so wird der Stahl plötzlich gefährlich oder nützlich. Nehmen sie die Hand eines Menschen. Die ist an sich weder recht noch unrecht. Je nach dem aber, welcher Geist diesen Menschen beseelt, kann seine Hand einen anderen in den Abgrund stoßen – oder kann einen Stürzenden auffangen. Nehmen sie eine große Summe Geldes. Auch die ist an sich nicht gut und nicht schlecht. Aber je nach dem, ob ein konstruktiver oder ein destruktiver Geist darüber verfügt, kann das Geld auf hilfreiche oder auf verderbliche Weise verwendet werden. So ist es mit

alles, was die Menschen schätzen und erstreben. Sei es Gesundheit oder Intelligenz, sei es rhetorische oder mathematische Begabung, sei es ein Besitz oder eine Fähigkeit, Jugend oder Erfahrung, Wissen oder Macht, Schönheit oder Ansehen: Nichts von alledem ist an sich schon gut oder schlecht! Aber alles kann zum Guten oder zum Schlechten gebraucht werden, wenn uns der entsprechende Geist beseelt. Denn erst der Geist gibt dem Rohmaterial unseres Lebens eine Form und eine Richtung. Erst der Geist gibt den Dingen Sinn und Ziel. Erst der Geist, der uns treibt, lässt unsere Potentiale zum Segen oder zum Fluch ausschlagen. Darum ist die zentrale Frage des Lebens nicht, welche Potentiale ich habe, sondern was ich mit denen mache, die ich habe, und welchem Geist sie dienstbar werden.

Ist es Gottes Heiliger Geist, der mich treibt – oder ist es der Geist dieser Welt? Diene ich mit meinen Gaben mir selbst und meinem Stolz – oder diene und helfe ich anderen? Folge ich meinem Gutdünken – oder folge ich dem Willen Gottes? Was ist der Grundimpuls, der mein Denken und Handeln bestimmt? Wessen Geistes Kind bin ich also? Das ist die Frage, die über mein Leben entscheidet. Und doch – das ist das erschreckende – fragen die meisten Menschen gerade danach **nicht**. Sie fragen, ob sie viel haben, viel können, viel dürfen. Sie fragen sozusagen nach dem Rohmaterial ihres Lebens. Und wenn sie mehr haben als ihr Nachbar, fühlen sie sich schon reich. Doch dieser Reichtum allein besagt gar nichts. Denn es kommt darauf an, was mit den vorhandenen Potentialen geschieht. Was ich habe, was ich kann und was ich bin – das ist erst mal nur Beton. Ob aber aus dem Beton ein hässlicher Bunker entsteht, ein Denkmal meines Egoismus, oder ob daraus eine schöne Brücke entsteht, die vielen Menschen nützlich wird, darüber entscheidet allein der Geist. Der Geist, der in mir waltet, gibt meinem Leben das Gepräge. Und es ist nicht automatisch Gottes Geist – o nein! Wenn es ein stolzer oder ein gieriger Geist ist, wenn es Neid ist oder Eitelkeit, wenn ein Geist der Schwermut und des Selbstmitleids mich beherrscht, dann wird er auch von meinen besten Gaben einen unseligen Gebrauch machen. Ja, auf die Dauer gräbt sich ein verkehrter Geist sogar in die Gesichtszüge des Menschen ein! Er formt den ganzen Menschen zu einem Abbild seiner Laster und entstellt dadurch das Ebenbild Gottes, das dieser Mensch eigentlich hätte sein sollen. Der Geist dieser Welt lässt uns überheblich werden oder er treibt uns in die Depression, er macht uns zum Spielball unserer Ängste oder lässt uns von Gier zerfressen, er reitet uns über Stock und Stein, bis dem Pferd die Beine brechen, er missbraucht Körper und Seele. Wenn aber der Heilige Geist an seine Stelle tritt? Was geschieht, wenn der Geist Gottes in Körper und Seele zu wohnen beginnt, wie in einem Tempel? Zuerst macht der Heilige Geist uns nüchtern, selbstkritisch und in einem guten Sinne demütig. Denn er öffnet uns die Augen über uns selbst und zerstört viele Illusionen. Der Heilige Geist deckt unsere Lebenslügen auf, zerstört falsche Selbstzufriedenheit und weckt uns damit aus dem Schlaf des Unglaubens. Doch will Gott nicht, dass wir bei der kritischen Betrachtung seines Daseins mutlos werden. Darum führt er uns zugleich den Lebensweg Jesu vor Augen, von der Geburt bis zum Kreuz und zur Auferstehung. Und er lässt uns erkennen, dass Jesus diesen Weg **für uns** gegangen ist, um unsere Gottlosigkeit in Glauben zu verwandeln und unsere Schuld in Gerechtigkeit. Gottes Geist tröstet uns also, er vergewissert uns seiner Barmherzigkeit. Und dadurch erfüllt er uns mit Hoffnung, Freude, Geduld und Liebe.

Wessen Geistes Kinder sind wir also? Ich hoffe, es ist deutlich geworden, wieviel von dieser Frage abhängt. Denn die Sache, um die es an Pfingsten geht, ist gar nicht „nebulös“. Die Sache mit dem Geist ist keine Angelegenheit für Träumer, Dichter und Phantasten, sondern sie entscheidet über das ganze Gepräge, den Wert und das Gelingen meines Lebens. Darum sollten wir uns immer mal wieder prüfen. Und wenn wir dabei feststellen, dass wir viel zu oft von unheiligen Geistern getrieben werden – von Sorgegeistern, Neid- und Trübsinnsgeistern –

dann sollten wir nicht zögern: Bitten wir Gott, dass er mit einem großen Besen durch unsere Seele fährt, sie von allem Unrat reinigt, und selbst darin Wohnung nimmt. Denn etwas besseres können wir uns gar nicht wünschen und nichts haben wir nötiger als diese Reinigung...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Der Heilige Geist

Der Heilige Geist ist schwer zu fassen

Alle Christen verdanken ihr Christ-Sein dem Wirken des Heiligen Geistes – und doch tun sich die meisten schwer, wenn sie näher beschreiben sollen, wer der Heilige Geist ist und was er tut. Das mag zunächst verwundern. Beim näheren Hinsehen aber wird es verständlich. Denn das Wirken des Heiligen Geistes ist in besonderem Maße „unanschaulich“. Er ist so schwer zu greifen und darzustellen, dass er selbst die christliche Kunst in Verlegenheit bringt: Die Maler müssen auf das Symbol der Taube oder auf Feuerzungen zurückgreifen (vgl. Mt 3,16 und Apg 2,3). Ist der Heilige Geist also etwas ganz Nebulöses? Ist er überhaupt „etwas“ (eine Sache)? Oder ist er „jemand“ (eine Person)?

Der Heilige Geist ist kein anderer als Gott selbst

Der Heilige Geist ist eine „Person“ innerhalb der Dreieinigkeit Gottes. Er steht darum keineswegs unter Gott dem Vater oder unter Gott dem Sohn, sondern steht ihnen gleich. Er ist „eines Wesens“ mit dem Vater und dem Sohn, d.h. der Geist ist nicht etwas „neben“ Gott, auch kein bloßer Bote Gottes – der Geist ist Gott selbst. Man muss ihn darum deutlich unterscheiden von menschlichen Geisteszuständen und Gefühlsregungen. Der Heilige Geist ist kein psychischer Zustand wie Begeisterung oder Mutlosigkeit, Frohsinn oder Nachdenklichkeit. Denn solche Geisteszustände und Gefühlsregungen sind Bestandteil unserer Natur. Der Heilige Geist dagegen ist nicht Bestandteil der geschaffenen Natur – er ist überhaupt nicht geschaffen, sondern ist Schöpfer, er ist nicht Teil der Welt, sondern ist Gott. Und das gilt auch dann noch, wenn der Heilige Geist im Menschen und am Menschen wirkt. Der Heilige Geist kann im Herzen eines Menschen wohnen und auf den menschlichen Geist wirken, aber auch dann wird er nicht zum Bestandteil des Menschen, sondern bleibt Gott (wie auch Christus Mensch wurde und dabei Gott blieb). Wozu aber ist das überhaupt nötig, dass der Heilige Geist in uns wirkt?

Der Heilige Geist ist für den Glauben unentbehrlich

Das Wirken des Heiligen Geistes ist notwendig, weil wir Menschen blind sind in allen Dingen, die Gott betreffen. Wir haben zwar Augen im Kopf und können alles „Diesseitige“ sehen. Wir haben Hände, mit denen wir Irdisches „begreifen“. Und wir haben unsere Vernunft, mit der wir die Welt erforschen. Aber für alles, was mit Gott zusammenhängt, sind unsere Augen blind – das geht weit über unsere Vernunft. Denn wir können zwar erkennen, dass wir uns nicht selbst geschaffen haben und dass unser Schicksal nicht in unseren eigenen Händen liegt. Unsere menschliche Weisheit reicht vielleicht bis zu der Einsicht, dass es einen Gott geben muss. Alles Weitere aber (z.B. ob Gott es gut oder böse mit uns meint) würden wir ohne die Hilfe des Geistes nie herausfinden. Darum heißt es in einem unserer Gesangbuchlieder:

*„Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis verhüllet,
wo nicht deines Geistes Hand uns mit hellem Licht erfüllet;
Gutes denken, tun und dichten musst du selbst in uns verrichten.“ (EG 161, 2)*

Damit ist im Grunde schon gesagt, was die „Hauptbeschäftigungen“ des Heiligen Geistes sind:

Der Heilige Geist ist ein großer Aufklärer und Befreier

Der Heilige Geist öffnet uns die Augen, d.h. er lässt uns Gott erkennen, wie er wirklich ist, und lässt uns uns selbst erkennen, wie wir wirklich sind. Das schließt vier Einsichten ein:

1 – Dass wir Sünder sind

(Wir sind nicht, wie wir nach Gottes Willen sein sollten, denn das Böse hat Macht über uns);

2 – Dass Gott zornig ist

(Gott hätte guten Grund, uns samt dem Bösen in uns zu verwerfen, wie man einen wurmstichigen Apfel wegwirft);

3 – Dass Gott barmherzig ist

(Trotz seines berechtigten Zorns ist Gott bereit, uns zugute zu halten, was Christus am Kreuz für alle Sünder getan hat);

4 – Dass uns der Glaube rettet

(Wer sich an Christus hält und mehr auf ihn vertraut als auf sich selbst, der ist Gott recht und steht in seiner Gnade).

Indem der Heilige Geist uns diese vier Einsichten vermittelt, öffnet er unsere blinden Augen sowohl für das Elend, in dem wir stecken, als auch für die Hoffnung, die wir haben dürfen. Und das ist weit mehr als ein bloß „verstandesmäßiger“ Vorgang. Der Geist lässt uns Gottes Angebot nicht nur mit dem Kopf „begreifen“, er lässt es uns auch mit dem Herzen „ergreifen“. Er informiert also nicht nur über die mögliche Versöhnung mit Gott, sondern er verwirklicht sie zugleich. Und wie macht er das? Der Heilige Geist weckt in uns den Wunsch, Gottes Gnadenangebot zu ergreifen, wie man mit der Hand eine kostbare Perle ergreift. Solches „Sich-Sehnen“ und „nach-der-Gnade-greifen“ ist Glaube. Durch den Glauben aber gehören wir zu Christus und werden um seinetwillen von Gott angenommen. Wir werden dabei frei „von“ allem, was uns von Gott trennte (vgl. Röm 8,14–16). Wir werden aber zugleich frei „für“ ein neues, besseres Leben.

Der Heilige Geist ist ein Erneuerer und Verwandler

Wenn der Heilige Geist in unser Leben einzieht, will er es verändern: Er greift nach dem Bösen, um aus unserem Herzen alles hinauszufegen, was sich mit der Gegenwart Gottes nicht verträgt. Darum kann man ihn mit einem stürmischen Wind vergleichen. Er weht durch uns hindurch und reinigt uns, wie der Sturm durch einen Baum weht, totes Geäst herausbricht und Herbstlaub davonbläst, so dass Platz wird für neues Grün. Böse Gedanken verfliegen, schlechte Gewohnheiten werden abgelegt, Verhärtungen des Herzens aufgebrochen. Und dann zieht mit dem Heiligen Geist auch Neues ein: Er verbreitet Licht und Wärme in uns, wie ein großes Feuer. Er lässt Liebe wachsen zu Gott und zu den Menschen. Er treibt uns zu guten Taten und beschenkt uns mit mancherlei (Geistes-)Gaben (1.Kor 12,4–11).

Das Ziel dieser Wandlung ist nicht, durch gottgefälliges Leben Gottes Gnade zu „verdienen“ – unsere Begnadigung hat nie einen anderen Grund als Gottes Liebe allein. Aber es gilt, aus der Erfahrung dieser Liebe Konsequenzen zu ziehen und sie auf unser tägliches Leben abfärben zu lassen. Wenn wir in Gottes Gnade stehen, wäre es schließlich widersinnig, nicht auch gemäß der Gnade Gottes zu wandeln und zu handeln. Der Heilige Geist hilft uns dabei, damit wir (unserer Lebensführung nach) so „gerecht“ und „heilig“ werden, wie wir es (nach Gottes barmherzigem Urteil) schon sind. Er kann dabei spektakuläre, plötzliche Wandlungen bewirken. Er kann aber auch ganz langsam und unauffällig zu Werke gehen.

Der Heilige Geist ist ein Ausleger der biblischen Schriften

Es ist nicht die Art des Heiligen Geistes, irgendwie und irgendwo über einen Menschen zu kommen. Er überfällt Menschen nicht wie ein plötzlicher Einfall oder eine unerklärliche Lau-

ne. Vielmehr wirkt der Heilige Geist durch Gottes Wort. Es kann sein, dass ein Freund dem anderen von seinem Glauben erzählt oder dass jemand das „Wort zum Sonntag“ sieht. Vielleicht schlägt jemand eine alte Familienbibel auf, vielleicht stößt er in der Zeitung auf ein biblisches Wort oder er nimmt an einer Beerdigung teil. Das alles können Ansatzpunkte für das Wirken des Heiligen Geistes sein, weil es Wege sind, dem Wort Gottes zu begegnen. Doch das „äußere“ Wort, das bloß in die Ohren dringt, reicht noch nicht aus, um Glauben zu wecken. Der Heilige Geist muss auch ein „inneres Wort“ dazugeben, d.h. er muss im Geist eines Menschen bewirken, dass ihn auch berührt, was er hört. Das äußere Wort kann zu einem Ohr rein, zum andern wieder raus gehen – das innerliche Wirken des Geistes aber sorgt dafür, dass das Wort den Menschen ins Herz trifft, ihn nicht mehr loslässt, ihn überzeugt und im Innersten verwandelt. Die Wirkweise des Geistes ist also eine doppelte: Er sorgt dafür, dass das Wort Gottes „äußerlich“ in der Welt gepredigt, gedruckt und diskutiert wird. Er sorgt aber auch dafür, dass es die Menschen „innerlich“ trifft. Nur wo beides zusammenkommt, entsteht Glaube, und der Mensch verändert sich. Kann man das zweifelsfrei feststellen – bei sich selbst und bei anderen?

Der Heilige Geist ist leicht zu erkennen

Natürlich kann man das Wirken des Heiligen Geistes in einem Menschen nicht im strikten Sinne „beweisen“. Denn niemand von uns kann in einen anderen hineinschauen. Trotzdem gibt es, wenn nicht „Beweise“, so doch deutliche „Hinweise“ auf das Wirken des Geistes. Ein solcher Hinweis liegt nicht schon darin, dass jemand ganz allgemein „an ein höheres Wesen“ oder an „etwas Göttliches“ glaubt. Auch wenn er Jesus als ethisches Vorbild anerkennt, beweist er damit nur gesunden Menschenverstand. Doch ist Gottes Geist gewiss dort am Werk, wo man Jesus als Sohn Gottes bekennt und Vertrauen zu ihm fasst. Anders gesagt: Wo Menschen sich stolz auf sich selbst verlassen, ist der Geist ihnen gewiss fern, wo sie sich auf Gottes Barmherzigkeit verlassen, da ist er ihnen gewiss nah. Freilich: Wer sich selbst anhand dieses Maßstabes prüft, wird feststellen, dass die Kraft seines Glaubens größer sein könnte. Auch gefestigte Christen haben es nötig, dass der Heilige Geist weiterhin an ihnen arbeitet. Aber wie erreicht man das?

Der Heilige Geist ist ein Geschenk, um das man bitten kann

Weil der Heilige Geist Gott ist, können wir ihn uns nicht einfach „nehmen“, können ihn nicht herbeizwingen und uns nicht selber gläubig machen. Keiner kann einfach beschließen, dass er nun Christ sein will, denn der Glaube ist nicht unser Geschenk an Gott, sondern Gottes Geschenk an uns. Geschenke aber kann man nicht erzwingen, sondern nur erbitten. Darum gilt es zweierlei zu tun: Zum einen können wir uns für das Wirken des Heiligen Geistes öffnen, indem wir uns mit der Heiligen Schrift beschäftigen und das Gespräch mit Christen suchen, die sie uns auslegen. Und zum anderen können wir Gott bitten, dass er uns Verständnis schenkt für das, was wir da hören, damit es nicht zum einen Ohr hinein und zum andern hinaus geht, sondern tief in unser Herz hineinfällt und uns verwandelt. Wem für solches Bitten die Worte fehlen, der kann sich Martin Luthers Gebet zu Eigen machen:

„Gib uns, Herr, nicht Gold und Silber, sondern einen starken, festen Glauben. Wir suchen nicht Lust oder Freude der Welt, sondern Trost und Erquickung durch dein heiliges Wort. Nichts begehren wir, das die Welt groß achtet, denn wir sind dadurch vor dir nicht um ein Haarbret gebessert; sondern deinen Geist gib uns, der unsere Herzen erleuchte, uns in unserer Angst und Not stärke und tröste, und uns im rechten Glauben und Vertrauen auf deine Gnade erhalte bis an unser Ende.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die Einwohnung des Heiligen Geistes

Das Neue Testament mutet seinen Lesern viele schwierige Gedanken zu. Einer der merkwürdigsten dürfte aber sein, dass wir als Christen bewohnt werden wie eine Mietswohnung – dass da nämlich in uns drin außer uns selbst noch ein anderer haust: *„Ihr seid nicht fleischlich, sondern geistlich“* sagt Paulus, *„wenn Gottes Geist in euch wohnt. Wenn aber Christus in euch ist, so ist der Leib zwar tot um der Sünde willen, der Geist aber ist Leben um der Gerechtigkeit willen. Wenn nun der Geist dessen, der Jesus von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird er, der Christus von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen durch seinen Geist, der in euch wohnt.“*

Du meine Güte denkt man – wie soll das gehen? Ist die menschliche Person denn wie ein Vogelhäuschen oder ein Nistkasten, wo der Geist nach Belieben ein- und ausfliegen kann wie die Meisen, die im Frühjahr darin brüten und es dann wieder verlassen? Ist mein Kopf eine freistehende Wohnung, in die der Geist Gottes mal so eben einziehen kann? Und wenn er bei mir einziehen will – wie verhält er sich dann zu meinem eigenen Geist, der doch auch noch da ist? Wird es nicht ein bisschen eng in meinem Kopf, wenn Menscheng Geist und Gottesgeist eine Wohngemeinschaft bilden? Will ich das überhaupt? Und wenn: Vertragen sich meine Gedanken mit Gottes Gedanken – werden sie nicht streiten? Kann Gottes Geist meinen Menschenverstand erfüllen, ohne mein altes „Ich“ zu verdrängen? Und **wenn** Gottes Geist sich als dominant erweise mitten in meiner Psyche, wäre ich dann quasi fremdgesteuert, ferngesteuert, nicht mehr autonom? Es ist kein Wunder, wenn bei solchen Gedanken unsere Alarmglocken schrillen. Denn der moderne Mensch legt größten Wert darauf, selbstbestimmt zu handeln. In der eigenen Person den Geist eines anderen zu beherbergen, oder gar die Kontrolle abzugeben an solch einen Gast, davor graut es uns. Wir sind schließlich keine leerstehenden Altbauten, die von autonomen Gruppen okkupiert und in „besetzte Häuser“ verwandelt werden wollen. Wir sind gern Herr im eigenen Leben. Wenn wir ehrlich sind, suchen wir gar keine Mitbewohner!

Und doch scheint Paulus genau so einen Mitbewohnen vorauszusetzen. Er sagt, dass der Geist Gottes in uns wohnt – und dass das auch notwendig ist. Denn nur durch den Heiligen Geist wird menschlicher Geist in den Stand versetzt, glauben zu können. Und nur durch diesen Glauben kann auch Christus in uns sein. Nur mit Hilfe des Geistes kommen in unser armes Mensch-Sein das Heil, die Wahrheit die Gerechtigkeit und das Leben. Anders als durch den Heiligen Geist würde Gottes rettender Arm uns nicht erreichen. Und darum haben wir das Heilswerk nötig, das Gott nicht nur auf Golgatha vollbrachte vor langer Zeit, und auch nicht nur „äußerlich“ an uns tut, sondern tatsächlich **in** uns tut. So sehr Christus einen Raum der Gnade eröffnet hat, in dem wir Schutz finden können, so sehr bedarf es doch des Heiligen Geistes, der uns **einholt** in diesen Raum der Gnade, der uns zu Christus führt und uns dauerhaft anschließt an die Quelle des Heils.

Wohnte Gott nicht in uns, so blieben wir immer fern von ihm! **Wenn** wir vor dieser Vorstellung aber zurückschrecken, weil es scheint, Gott träte uns damit zu nahe, **wenn** wir uns sperren, weil wir in uns gern mit uns allein sein wollen, **dann** sollten wir uns dringend die Strukturen unseres Bewusstseins vor Augen führen, damit die Sache ihre Schrecken verliert. In Wahrheit ist nämlich keiner von uns in seinem Kopf allein.

Ja, ich gestehe ganz freimütig, dass **ich** immer mindestens zu dritt bin. Das erste ICH handelt, geht, steht, redet und tut. Aber indem ich mir dessen bewusst bin und mich bei meiner aktuellen Beschäftigung beobachte, sind wir schon zwei. Denn hinter dem, der beobachtet wird (ICH

1), steht der, der ihn beobachtet (ICH 2). ICH (2) denke über das nach, was ICH (1) gerade tut. Und fast immer meldet sich noch ICH (3) zu Wort, das irgendwelche Kommentare zu dem hat, was ICH (2) ICH (1) gerade tun sieht. Die Stimme der **Vernunft** widerspricht gern den Forderungen meiner **Bedürfnisse**, die **Gefühle** äußern sich ängstlich, während der **Stolz** Zuversicht verbreitet, das **Gewissen** erhebt Einspruch gegen die Vorschläge aus dem **Bauch**, und das **Gedächtnis** bringt warnend Erinnerungen ins Spiel. Oft ist in mir ein regelrechtes Stimmengewirr! Einer fällt dem anderen ins Wort. Doch ist es wirklich „ein Anderer“ der da redet? Bin es nicht immer ICH? Ja: Auch wenn der Mensch sich psychisch ganz gesund fühlt, finden in seinem Kopf Streitgespräche statt. Und es ist normal, wenn er „mehrere Seelen“ in seiner Brust fühlt. Denn Vernunft, Gemüt, Gedächtnis, Gewissen, Wille, Stolz, Trieb und Gefühl interagieren heftig. Sie alle sind ICH! Und gerade wenn es um Gott geht oder um Moral, kann es große innere Debatten geben, in denen sich Argumente und Gegenargumente gegenseitig aufheben, ohne dass eine Entscheidung möglich würde. Der Mensch ist mit sich selbst nicht einig. Doch mitten hinein sagt dann eine Stimme „ICH glaube!“, „ICH weiß, was Gott von mir erwartet!“ Und genau das ist es, was Paulus die Einwohnung des Heiligen Geistes nennt. Mitten in den inneren Streit ruft einer „ICH glaube!“ Und die anderen Stimmen in meinem Kopf schweigen verblüfft.

„Warst du das?“ fragt dann das Gefühl die Vernunft. „Nein“, antwortet die Vernunft, „das muss der Willen gewesen sein“. Doch der Wille sagt „Ich war's auch nicht“ und fragt das Gewissen: „Kannst du plötzlich glauben?“ Jeder verneint. Alle Bestandteile des Bewusstseins werden verhört. Aber keiner will es gewesen sein. Denn die Instanzen unseres inneren Lebens sind tatsächlich weder einzeln noch gemeinsam in der Lage, glauben zu können. Die Stimme aber, die sagt „ICH glaube!“, kehrt im inneren Gespräch immer wieder. Und manchmal ist sie sogar lauter als alle anderen. Der Mensch meint vielleicht, gute Gründe zu haben, weshalb er ihr nicht vertrauen kann, vertrauen will oder darf. Und doch vermag er auf die Dauer nicht zu leugnen, dass da „Etwas“ in ihm glaubt. Er macht die irritierende Erfahrung einer Instanz, die ICH bin, und die doch zugleich mehr ist als ICH. Diese Erfahrung ist schwer einzuordnen, weil man sie nicht hat kommen sehen. Doch das Neue Testament bietet eine Erklärung an. Denn was sich da im inneren Stimmengewirr als fröhliche Gewissheit bemerkbar macht, ist in Wahrheit nicht des Menschen **eigener** Geist, sondern es ist **Gottes** Geist, der stellvertretend für den menschlichen Geist tut, was dieser nicht vermag. Gott selbst ersetzt die Zuversicht, die der Mensch aus sich heraus niemals aufbringen könnte. Gott gibt die Beständigkeit und Klarheit, über die menschlicher Geist nicht verfügt. Und weil er weiß, wie schwer der Mensch von Begriff ist – und wie träge –, vertritt der Heilige Geist ihn selbst noch im Gebet mit unaussprechlichen Seufzern. Wenn der Christ nicht zu reden weiß, wird ihm zugesagt, dass der Heilige Geist durch ihn reden wird. Und wo er vergisst und verzagt, da übernimmt es der Heilige Geist ihn zu erinnern und zu trösten. Bei alledem „wohnt“ der Heilige Geist im Menschen und wirkt auf den menschlichen Geist ein, ohne ihm dabei Gewalt anzutun. Er wird keineswegs identisch mit ihm. Und er setzt die normalen psychischen Funktionen auch nicht außer Kraft. Aber der Heilige Geist gibt dem menschlichen Geist Zeugnis davon, dass dieser Mensch Gottes Kind ist. Er klärt ihn über alles auf, was ihm von Gott geschenkt wird. Und aus diesem inneren Bezeugen des Heiligen Geistes erwachsen Glaubensgewissheit, christliches Leben und mancherlei Gaben wie Glaube, Liebe, Hoffnung, Treue, Barmherzigkeit, Wahrhaftigkeit und Demut. Streng genommen glaube gar nicht „**ich**“, sondern „**es**“ glaubt in mir, denn „**ich**“ als Mensch und Sünder bin gar nicht in der Lage dazu. Der Heilige Geist tut, was getan werden muss, um den Menschen in eine vertrauensvolle Beziehung zu Gott zu bringen. Und genau genommen ist es dabei Gott selbst, der in mir an sich glaubt. Gott macht den Glaubenden zu seiner Wohn-

statt und zu seinem Tempel. Und anders ginge es nicht. Anders käme kein Licht in unsere Schädel. Denn des Menschen Geist ist zwar clever in allen Dingen, die die **Welt** betreffen, in allem aber, was **Gott** betrifft, ist er spröde, dumm und kraftlos. Menschlicher Geist kommt sich zwar klug vor, würde aber von sich aus in Glaubensdingen nie Gewissheit erlangen. Und weil Gott das weiß, nimmt er in uns Wohnung und lässt unseren Geist dadurch teilhaben an der Gewissheit, mit der Gott um sich selbst weiß. Was der Mensch durch noch so viel Forschen, Prüfen und Kontrollieren niemals sicherstellen kann, wird ihm gewiss, wenn der Heilige Geist seinem Geist Einblick gewährt in das Wissen Gottes um sich selbst. Und obwohl dies immer eine „fremde“ Gewissheit bleibt, an der der Mensch nur partizipiert, und eine fremde Weisheit, von der er profitiert, reicht sie doch völlig aus, um ihm Frieden zu schenken.

Durch die Einwohnung göttlichen Geistes kann der Mensch akzeptieren, nicht klug zu sein „aus sich selbst“ und „für sich selbst“, sondern nur klug zu sein „in Gott“ und „durch Gott“. Und zu einer Konkurrenz oder einer Überfremdung kommt es dabei keineswegs. Denn der Gläubige besteht nicht mehr darauf, die Kontrolle über sein Leben zu haben. Er ist damit einverstanden, dass Gott sie hat. Er gründet seinen Glauben von Anfang an nicht auf **seine eigene** Prüfung, sondern auf **Gottes** Zusage. Und er ist gerade deshalb **ohne** Sorge, weil ein „anderer“ für die Wahrheit seines Glaubens bürgt, ihn im Gebet vertritt und in Entscheidungen führt. Es klingt paradox. Aber es ist tatsächlich Gott selbst, der in uns an sich glaubt. Denn wenn Gott uns einholen will in den Schutzraum der Gnade und uns anschließen will an die Quelle des Heils, dann ist Gottes Heiliger Geist dabei sowohl der Geber als auch die Gabe und der Empfangende. Er steht auf Seiten Gottes, weil der Heilige Geist ja kein anderer ist als Gott **selbst**. Er ist das Medium und das Mittel der Erlösung, weil uns alle Gnade geschenkt wird **durch** den Heiligen Geist. Der Heilige Geist ist die **Gnadengabe** selbst, weil er uns geschenkt und verliehen wird als Unterpand des Heils. Und er ist auch noch der **Empfänger**, der auf Seiten des Menschen die Gabe entgegennimmt, denn es ist der geistgewirkte Glaube, der das Heil ergreift, empfängt und festhält. Das ist verwirrend genug! Wo aber bleibt die menschliche Autonomie?

Die mag bleiben, wo sie will. Sie wird an diesem Punkt nicht gebraucht und wäre in Glaubensdingen auch nur schädlich. Denn des Menschen Versuch, Gott gegenüber autonom zu sein, ist ja die Quelle allen Unheils und der harte Kern der Sünde. Selbstbestimmung in Alternative zu setzen zur Bestimmung durch Gott – **eben das** ist der Ursprung allen Elends. Das ist es, was uns von Gott und von unserer eigenen Bestimmung entfremdet! Und darum ist es gut, dass es diese Alternative im Glauben nicht gibt. Hier ist die Bestimmung durch Gott identisch mit der rechten Selbstbestimmung, weil erst Gottes Geist in mir mich zu dem Menschen macht, der ich sein soll. Erst durch ihn kommt der Mensch wieder ins Lot. Nur durch ihn wird der verkehrte Mensch geheilt und vom Kopf auf die Füße gestellt. Darum ist es wahrlich **gut** und zu begrüßen, dass wir als Christen nicht mit uns **allein** sind, sondern Gottes Geist in unserem Geist beherbergen. Ihn bei sich zu haben, ist ein großer Trost und birgt große Verheißungen, an die uns Paulus erinnern will:

„Wenn der Geist dessen, der Jesus von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird er, der Christus von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen durch seinen Geist, der in euch wohnt..“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gotteserkenntnis, Zweifel und Bekehrung

Was der Heilige Geist im Menschen bewirkt, ist erstaunlich. Denn das Instrumentarium menschlichen Erkennens reicht nicht aus, um Erkenntnis Gottes und Gewissheit des Glaubens zu begründen. Wenn Gewissheit trotzdem für viele Menschen eine Gegebenheit ist, muss irgendetwas im Glaubenden klüger sein als sein Kopf. Doch wie ist mit diesem paradoxen Befund umzugehen? Und wie geht das zu? Tatsächlich verdankt sich Glaubensgewissheit nicht dem Beobachten, Argumentieren, Fühlen und Experimentieren des Menschen, sondern dem freien Entschluss dessen, auf den sich der Glaube richtet. Sie ist ein Werk, das Gottes Geist am menschlichen Geist vollbringt, so dass der Mensch nicht durch sein eigenes Tun und Wollen, sondern durch Gottes Tun und Wollen Gottes gewiss wird. Es ist eine Gewissheit ohne rationalen Beweis. Doch, Gewissheit ohne Beweis – ist das nicht ein Widerspruch in sich?

Man muss sich an diesem Punkt bewusst machen, dass Gewissheit nicht nur dann entsteht, wenn Beweise auftauchen, sondern auch, wenn Zweifel verschwinden. Denn was nennen wir „Gewissheit“? Als „ungewiss“ bezeichnen wir den Teil unserer Ansichten und Überzeugungen, den wir bewusst unter den Vorbehalt des Vorläufigen und Prüfungsbedürftigen stellen. Den anderen Teil aber – diejenigen Überzeugungen an denen wir nicht (oder nicht mehr) zweifeln – bezeichnen wir als „gewiss“. Doch wenn sich das Empfinden von Gewissheit der Abwesenheit der Zweifel verdankt, muss die Ursache nicht unbedingt darin liegen, dass „Beweise“ aufgetaucht sind. Es kann auch einfach der Grund des Zweifels entfallen sein. Denn durch das Wirken des Heiligen Geistes verliert der Mensch:

- Die Angst, von Gott getäuscht zu werden
- Der Wunsch, in der Beziehung zu ihm unbedingt die Kontrolle zu behalten
- Die Illusion, man könne oder müsse sich ihm gegenüber behaupten
- Die Vorstellung, Gott müsse sich dem Menschen beweisen
- Der Zwang, Gott durch Zweifel auf Distanz zu halten
- Die Neugier auf weltanschauliche Alternativen
- Die Überzeugung, man könne nur dem eigenen Denken vertrauen

Aus der Begegnung mit Gott geht der Mensch demnach nicht bloß mit einer anderen Meinung hervor – sondern als ein anderer Mensch. Es ändern sich nicht nur Urteile. Es ändert sich der Urteilende. Und eine Kettenreaktion ist die Folge, in der der Mensch nicht nur die oben genannten Ängste, Wünsche und Illusionen einbüßt, sondern ganz allgemein die Deutungshoheit über sein Leben zurückgibt an den Schöpfer, dem sie zusteht.

Dem Skeptiker mag das unerträglich scheinen, weil die menschliche Vernunft dabei nicht das letzte Wort behält. Es wird ihr zugemutet, sich selbst zu relativieren. Doch für den Glaubenden ist genau das „vernünftig“ – und ist der Anfang eines neuen geistigen Lebens. Denn Irrtumsangst, Misstrauen und Kontrollzwang lässt er gern hinter sich und verliert sie, wie man Ballast verliert. Wer sich aber nicht erklären kann, wie aus diesen „Verlusten“ ein neuer Mensch hervorgehen soll, stelle sich einen unförmigen Marmorblock vor, der unter den präzisen Schlägen des Bildhauers nach und nach zur Statue wird. Auch so ein Marmorblock erleidet nichts als „Verluste“. Es geht ihm viel Material verloren, das ursprünglich zu ihm gehörte. Und doch wird er – einzig und allein durch den Verlust des Störenden! – zum Kunstwerk. Ängste, Zweifel, Illusionen und Zwänge fallen von ihm ab, und er macht neue Erfahrungen, weil er mit unverstelltem Blick die Welt anders zu sehen vermag.

Zum Glauben zu kommen, ist insofern wie Lesen-Lernen. Denn auch beim Lesen-Lernen kommt die Veränderung nicht durch eine Veränderung des Buches zustande, sondern durch die des Lesers: Ist ein Mensch des Lesens nicht kundig, so wird sich ihm bei der Betrachtung eines Buches die darin enthaltene Botschaft nicht erschließen. Und wenn es ihm nicht gesagt wird, kann er nicht einmal wissen, dass das Buch eine Botschaft hat. Ein Kind könnte inmitten einer Bibliothek aufwachsen und die Bücher allein würden es doch nicht lesen lehren. Denn die Bücher zwingen ihre Botschaft nicht auf. Sie sagen nicht, dass und wie sie gelesen werden müssen. Und wer „naiv“ an sie herangeht, kann sie als Bauklötze benutzen, als Wurfgeschosse oder als Brennmaterial. Denn zum Lesen bedarf es der Kenntnis von Verknüpfungsregeln, die sich nicht aus der Betrachtung des Textes ergeben. Nur wer diese Regeln vermittelt bekam, und sich mit Hilfe dieser Regeln der Lektüre nähert – dem erschließt sich der Sinn des Textes. Und je mehr er lesend versteht, umso mehr findet er die Leseregeln bestätigt. Sie bewähren sich im Vollzug. Und der Mensch kann dann nicht mehr daran zweifeln, dass das Buch genau auf diese Weise gelesen und verstanden werden will.

Die Welt ist diesem Buch zu vergleichen. Und der Glaube entspricht den Verknüpfungsregeln. Ein Skeptiker kann darauf verweisen, dass sich die Verknüpfungsregeln nicht aus der Welt ergeben. Und er hat Recht. Er kann die Verknüpfungsregeln des Glaubens als „unwissenschaftlich“ und als „unbeweisbar“ ablehnen, weil sie ihm wie ein weltanschauliches Vorurteil von außen an die Welt herangetragen scheinen. Tatsächlich zwingt die Welt den Zweifler nicht zum Glauben, so wie das Buch den Analphabeten nicht zum Lesen zwingt. Und trotzdem erlebt der Gläubige seinen Glauben als völlig evident. Denn sobald er die Welt vom Glauben her zu lesen beginnt, erschließt sich ihr Sinn. Er sieht sie nun mit anderen Augen. Aber verändert hat sich nicht die Welt, sondern das Auge des Betrachters. Sobald der Glaube Raum greift, macht der Mensch viele neue Erfahrungen, die seinen Glauben bestätigen. Doch muss man festhalten, dass nicht die religiösen Erfahrungen den Glauben hervorbringen, sondern der Glaube die religiösen Erfahrungen. Denn der neue Blick auf die Welt ist nicht Ursache, sondern Wirkung der Glaubensgewissheit, die Gottes Geist unserem Geist schenkt!

Und wo bleiben nun die nachvollziehbaren Gründe, die auch einen Skeptiker überzeugen könnten? Ja, wo bleiben sie? Geht man auch zu einer jungen Mutter und fragt sie, ob sie ausreichenden Grund hat, ihr Kind zu lieben? Fragt man sie nach den Motiven und den Argumenten ihrer Liebe? Wer so fragen wollte, würde zu Recht verständnislose Blicke ernten. Denn die Liebe zum Kind ist zwar der Grund für tausend Dinge, die die Mutter tut. Die Liebe selbst aber bedarf keiner Begründung, sondern ist unmittelbar erlebte Wirklichkeit. Ja: wollte sich ein Mensch auf die Suche machen nach guten Gründen, um damit seine Liebe zu einem anderen Menschen zu stützen, so wäre das ein sicheres Indiz dafür, dass ihm die Liebe abhanden kam. Und mit Glaubensgewissheit verhält es sich ganz ähnlich: Wo sie stark ist, bedarf sie keiner argumentativen Krücken. Denn was bedeutet es, einen Impuls, ein Verhalten oder eine Überzeugung zu „begründen“? Es heißt doch immer, das zu Begründende abzuleiten von einem Anderen, das seinerseits entweder hinreichend begründet, oder aus sich selbst heraus evident sein muss. Was begründet wird, ist dabei immer abhängig von der Verlässlichkeit dessen, worauf man es zurückführt. Die Schlussfolgerung ist immer nur so stabil, wie die Voraussetzung, auf deren Stabilität die Folgerung ruht. Und weil es in der Ableitung Fehler geben kann, wird man das Abgeleitete in der Regel für weniger sicher halten als das Vorausgesetzte.

Den Glauben zu begründen, hieße demnach, ihn auf etwas zurückzuführen, was sicherer und grundlegender ist als der Glaube – und das ist ein großes Missverständnis. Denn Glaubensgewissheit ist nicht das Ergebnis religiösen Fühlens, Erfahrens und Schlussfolgerns, sondern die Voraussetzung all dessen. Glaube ist kein Impuls, den der Mensch erdenkt, sondern einer,

dem er erliegt. Wer aber braucht für solches „Erliegen“ Gründe? Begründet der Surfer die Welle, die ihn mitreißt? Begründet die Mutter die Liebe zu ihrem Kind? *„Gott hat die Unverschämtheit der Tatsache, nicht die Evidenz des Vernunftschlusses“*, sagt N. G. Dávila. Und darum ist auch die Gewissheit des Glaubenden, nicht „begründet“ (weder schlecht noch gut), sondern ist begründend. Sie beruht nicht auf konkreten Erfahrungen, sondern liegt allem religiösen Erfahren voraus, als das, was solches Erfahren ermöglicht. Glaubensgewissheit steht also nicht als Ergebnis am Ende einer Argumentation, sondern als Voraussetzung an ihrem Anfang. Und wenn der Glaubende diese Denkvoraussetzung auch täglich bestätigt findet, weil sie sich in seinem Leben bewährt, so wird er doch aus dieser Bewährung keine „Beweise“ dreheln. Denn den Zweifler überzeugen sie nicht. Und der Glaubende braucht sie nicht.

Gewissheit entsteht also nicht, wie Suchende und Zweifelnde sich das häufig vorstellen. Sie entsteht nicht dadurch, dass der Hunger nach Beweisen eines Tages durch immer mehr Argumente, Gründe und Indizien gestillt wird. Sondern sie entsteht, wenn dieser Hunger einfach aufhört. Denn was Glaubensgewissheit ausmacht ist nicht, viele Gründe zu haben, sondern keine zu brauchen. Und eben das ist ein schöner Zustand, über den sich niemand beklagen wird. Denn was ist das Quälende und Beunruhigende an der Situation des Zweiflers? Es ist doch die Angst, man könnte nicht rechtzeitig die weltanschauliche Seite wechseln. Es ist die Furcht, man müsse vielleicht doch umschwenken, um bei denen zu sein, die Recht haben. Es ist die Sorge des Überläufers, sich falsch entschieden zu haben, und am Ende bei den Verlierern zu stehen. Ja, es handelt sich eigentlich um die Not des jungen Bräutigams, der sich vorstellt, er könnte nach seiner Hochzeit einer noch tolleren Frau begegnen und die eingegangene Bindung bereuen.

Wann aber hört das auf? Es hört auf, wenn die Wahrheit, die sich ihm aufdrängt, so sehr ein Teil seiner Identität geworden ist, dass er auch noch daran festhielte, wenn alles dagegen spräche. Und der Zweifel verliert dann ganz von selbst an Relevanz. Er ist nicht weg und wird auch weder verboten noch von Argumenten erdrückt. Der Zweifel bleibt immer möglich. Nur interessiert er nicht mehr. Denn wenn eine Gewissheit Teil der eigenen Identität geworden ist, warum sollte man dann über einen Wechsel nachdenken? Ist ein Wechsel aber faktisch ausgeschlossen, weil man mit einer bestimmten Überzeugung sich selbst aufgab, warum soll man dann noch unruhig sein? Wer seine Braut liebt, muss sie nicht ständig mit den anderen vergleichen, um sicher zu sein, dass er die Richtige liebt. Er tut es einfach.

Auf den Glauben bezogen heißt das, dass der Mensch sich irgendwann im Glauben vorfindet und feststellt, dass er nicht mehr anders kann – und auch nicht mehr anders will. Vielleicht wundert er sich selbst darüber, weil die argumentative Gemengelage gar nicht verändert scheint. Aber die vielen Gründe, die er im Stadium der Suche und der Unsicherheit brauchte, um sich zu beruhigen, braucht er plötzlich nicht mehr. Obwohl er immer noch weiß, dass er theoretisch irren könnte, lässt ihn dieses Wissen kalt. Denn mit dem Abwägen von „pro“ und „contra“ beschäftigt sich nur der, der bereit ist, bei einem ungünstigen Ergebnis den Kurs zu ändern. Wer seinen persönlichen Kurs aber so oder so beibehalten wird – was interessiert den noch das Geschäft des „Abwägens“? Vielleicht hatte er sich früher schon vielfach in diese und in andere Weltsichten „hineingedacht“, um sie danach problemlos wieder abzulegen. Eines Tages aber dachte er sich in eine hinein, und vergaß, sich wieder „hinauszudenken“. Er blieb „drin“ und sie wurde ihm zur zweiten Haut, so dass er dieser Überzeugung gemäß zu sehen, zu reden und zu handeln begann. Er verwächst so sehr mit ihr, dass Überzeugung und Identität, Weltverständnis und Selbstverständnis eine untrennbare Einheit bilden. Wer aber braucht dann noch Gründe, um er selbst zu sein? Hat einer wirklich Gewissheit erlangt, so unterliegt seine Überzeugung nicht mehr der Bedingung, sie müsse ihm das „Rechthaben“ garantieren

oder auch nur wahrscheinlich machen, sondern sie ist zur bedingungslosen Überzeugung geworden, an der er festzuhalten entschlossen ist, selbst wenn dieses Festhalten zur Folge hätte, dass sein Lebensentwurf mit seiner Überzeugung widerlegt würde. „Right or wrong – my country“, sagen manche Patrioten, denn gegen das eigene Land zu stehen, würde für sie bedeuten, ihre Identität aufzugeben. Und in ähnlichem Sinne kann ein Christ zu seinem Gott sagen „Ich glaube, ich werde dir nachfolgen, selbst wenn du nicht existierst.“ (Adrian Plass).

Wo solche Gewissheit herrscht, kommt es weniger darauf an, ob man „Recht hat“, sondern auf wessen Seite man steht. Der Gläubige würde an Gott festhalten, auch wenn noch viel mehr gegen ihn spräche. Und wenn er am Ende die Wahl hätte, ob er lieber mit dem Teufel triumphieren oder mit Christus unterliegen wollte, würde er es gewiss vorziehen, mit Christus gemeinsam widerlegt zu werden. Wer sich aber nicht mehr davor fürchtet, Unrecht zu haben und zu irren, weil es ihm wichtiger ist, auf einer bestimmten Seite zu stehen – braucht der noch ein Heer guter Gründe, um seine Überzeugung zu stützen? Oder wird ihn ein ebenso großes Heer möglicher Zweifel beunruhigen? Nein. Denn das Geheimnis solcher Gewissheit ist nicht, viele Gründe zu haben, sondern keine mehr zu brauchen. Für den Glaubenden ist sein Glaube keine Meinung, die er „hat“, sondern die Mitte dessen, was er „ist“. Der Glaube ist Teil seiner Identität, so dass er ihn nicht ablegen oder aufgeben könnte, ohne damit sich selbst abzulegen und aufzugeben. Es ist ein Glaube, der sich nicht einmal von Gott selbst irritieren lässt (vgl. Hiob 19,25!).

Es stimmt also, was H. F. Amiel gesagt hat: „Glaube ist Gewissheit ohne Beweis“. Doch lässt sich zeigen, dass die Gewissheit des Glaubens deswegen nicht grundlos ist. „Gewiss“ ist dem Menschen, woran er nicht zweifelt. Dies Nicht-Zweifeln aber muss seinen Grund nicht darin haben, dass der Zweifel auf dem Wege des Beweises ausgeräumt wurde. Das Nicht-Zweifeln kann auch darauf beruhen, dass die Voraussetzungen des Zweifelns hinfällig werden. Und eben das geschieht im Glauben: Der Skeptiker zweifelt, weil er fürchtet, von Gott getäuscht zu werden. Dem Gläubigen aber kommt diese Furcht schlicht abhanden. Der Skeptiker traut seinem Verstand zu, ihm mit Hilfe des Zweifels die nötige Klarheit zu schaffen. Der Gläubige hingegen erkennt die geistliche Inkompetenz seiner Erkenntnisorgane. Der Skeptiker erwartet, dass sich Gewissheit aus einer erweiterten Kenntnis der äußeren Welt ergeben müsste. Doch der Gläubige erlebt, dass Gott seine Fragen durch die innere Umwandlung des Fragenden beantwortet. Der Skeptiker macht sein Selbstverständnis von dem abhängig, was Zweifel, Kritik und Vernunft für wahrscheinlich erklären. Dem Gläubigen hingegen wäre es egal, Unrecht zu haben, wenn er nur Unrecht hätte gemeinsam mit Christus. Der Skeptiker will sich durch seinen Zweifel selbst vergewissern. Der Gläubige aber überlässt es Gottes Geist, stellvertretend für ihn zu tun, was Menschengest nicht vermag. Die Skepsis des einen ist durch Argumente bedingt und will durch Argumente geheilt werden. Die Gewissheit des anderen ist seltsam „unbedingt“. Der Skeptiker muss die Frage seiner Identität vorläufig offen lassen. Dem Glaubenden verschmilzt seine Identität mit der von Gott gegebenen Antwort. Der Skeptiker will Gott erkennend ergreifen. Der Glaubende weiß sich ergriffen. Für den Skeptiker bleibt Gott das Objekt seines Forschens. Für den Gläubigen ist er das Subjekt seines Glaubens. Der Skeptiker stellt alles unter Vorbehalt, um seine Ansichten jederzeit korrigieren zu können. Der Glaubende vertraut vorbehaltlos dem, der ihn korrigiert hat. Dem Einen gilt die Weisheit dieser Welt als letzte Instanz. Und der Andere gibt einer höheren Autorität Rechenschaft.

Ist ein Gespräch unter so verschiedenen Voraussetzungen überhaupt möglich? Es ist deshalb so schwer, weil die Glaubensfrage sich anders klärt, als der Skeptiker es wünscht und plant. Er erwartet, dass die Klärung auf den gewohnten Wegen menschlicher Vergewisserung zu erfolgen hat – oder gar nicht. Doch Gott erlaubt sich, einfach da zu sein, und verwandelt den Men-

schen, ohne dass dieser dabei die Kontrolle behielte. Gott verleiht eine Gewissheit, die evident ist, ohne begründet zu werden. Das ist eindeutig nicht der Weg des Erkennens, den der Mensch sich vorgestellt hat. Denn hier bringt nicht Erkenntnis Bekehrung hervor, sondern Bekehrung Erkenntnis. Die Vernunft muss im Nachhinein feststellen, dass das Entscheidende ohne ihr Zutun geschah. Aber darf sie es übel nehmen? Darf der Mensch gebannt in eine bestimmte Richtung starren, aus der er die Wahrheit erwartet, und gekränkt sein, wenn sie von der anderen Seite angeschlendert kommt?

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Volk und Prädestination

Wenn der Bundestag gewählt wird, haben wir eine große Auswahl an Politikern und Parteien. Und wenn wir einkaufen gehen, haben wir auch die Wahl. Wir genießen es, dass die Angebote vielfältig sind. Und wenn wir uns entspannen wollen und den Fernseher anmachen, um zwischen 70 verschiedenen Programmen zu wählen, finden wir das angenehm. Denn wer wählen kann, ist frei und verfügt wählend über die Macht der Entscheidung. Die freie Auswahl zu haben, ist ein Vorteil, der vom Gefühl der Souveränität begleitet wird. Und es ist von daher kein Wunder, dass der Mensch gern auch die Wahl haben möchte, was seine Religion betrifft, und auch in diesem Bereich umworben werden will, wie ihn die politischen Parteien umwerben, die Kaufhäuser und die Fernsehsender. Am besten sollen sich auch die konkurrierenden Götter zur Wahl stellen, damit der Mensch souverän entscheiden kann zwischen Jahwe und Buddha, Allah und Krishna. Das würde uns gefallen! Denn wir sehen uns gern als Einkäufer auf dem weltanschaulichen Markt – und erwarten, dass auch dort der Kunde König sei. Doch schaut man mit solchen Erwartungen in die Bibel hinein, erlebt man eine Überraschung. Denn bei Gott funktioniert Demokratie offenbar andersherum: Der Gott der Bibel ist ein König, der sich sein Volk wählt.

Es verhält sich also nicht der Mensch Gott gegenüber sichtigend, prüfend und entscheidend – sondern Gott verhält sich dem Menschen gegenüber sichtigend, prüfend und entscheidend. Gott **wählt** sich sein Volk – er **wird** nicht gewählt. Und wenn jemandem nicht klar ist, dass darin die Souveränität Gottes zum Ausdruck kommt, dann bekommt er es von Mose unmissverständlich erklärt: *„Mose sprach zum Volk Israel: Du bist ein heiliges Volk dem HERRN, deinem Gott. Dich hat der HERR, dein Gott, erwählt zum Volk des Eigentums aus allen Völkern, die auf Erden sind. Nicht hat euch der HERR angenommen und euch erwählt, weil ihr größer wäret als alle Völker – denn du bist das kleinste unter allen Völkern –, sondern weil er euch geliebt hat und damit er seinen Eid hielte, den er euren Vätern geschworen hat. Darum hat er euch herausgeführt mit mächtiger Hand und hat dich erlöst von der Knechtschaft, aus der Hand des Pharao, des Königs von Ägypten.“*

Es ist nicht zu überhören, dass da von Gottes Liebe die Rede ist. Erwählung hat mit Liebe zu tun! Und doch wird den von Gott Geliebten recht unverblümt gesagt, dass sie diese Liebe nicht etwa auf ihre herausragenden Qualitäten zurückführen dürfen. Nein! Gott hat sich zwar aus den vielen großen und kleinen Völkern, die er zur Wahl hatte, das Volk Israel erwählt, dass es „sein“ Volk sei. Er wollte nicht die Inder oder die Azteken, er wollte nicht die Eskimos oder die Madagassen in dieser Weise auszeichnen. Damit sich die Israeliten aber nichts darauf einbilden, wird ihnen ausdrücklich bescheinigt, dass sie diese Erwählung keiner besonderen Qualität verdanken.

Nein, sagt Mose: Glaubt nur nicht, ihr würdet den anderen Völkern vorgezogen, weil ihr klüger oder größer, tapferer oder edler wärt. Tatsächlich seid ihr ein unbedeutendes Volk. Sondern macht euch bewusst, dass es sich genau umgekehrt verhält: Ihr wurdet von Gott nicht zu seinem Volk erwählt, weil ihr etwas Besonderes seid, sondern **nur deshalb**, weil Gott euch erwählt hat, seid ihr nun etwas Besonderes. Gott ist es, der euch aus der Masse der Völker hervorgehoben hat. Aber für diese unverdiente Wahl gibt es keinen anderen Grund als eben nur, dass Gott sich euer erbarmte, und eurem Vater Abraham diesen Bund versprochen hat. Gottes Erwählen gründet in nichts anderem als in Gottes Freiheit, heißt das, darum glaubt bitte nicht, „erwählt zu sein“ sei ein Verdienst, dessen ihr euch rühmen dürft. Denn wenn Gott sich jemandem zuwendet, um ihm besondere Aufmerksamkeit zu schenken, dann ist das Gottes freie

Entscheidung, auf die der Mensch keinerlei Einfluss hat. Nun gut, könnte man sagen. Wir nehmen das zur Kenntnis. Es ist wichtig für die Israeliten, was da gesagt ist. Sie haben nicht gewählt, sondern wurden erwählt. Aber geht das **uns** etwas an? Betrifft es uns, da wir doch keine Juden sind, und uns dem Gefühl nach auch nicht „erwählt“ vorkommen? Oder sind wir etwa doch „erwählt“?

Ja, alle Christen sind's! Ohne dass uns Gott zu seinem Volk berufen hätte durch die Taufe und den Glauben, wären wir nicht Kirche. Denn wenn wir auch dem „Alten Gottesvolk“ der Juden **nicht** angehören, so bilden wir doch mit der ganzen Christenheit das „Neue Gottesvolk“ der Kirche. Wir stehen nicht im „Alten Bund“ durch Mose, aber wir stehen im „Neuen Bund“ durch Christus. Und wir sind dadurch in einem ganz ähnlichen Sinne „erwählt“ wie Israel. Denn auch als Christen sind wir aus der Masse der Heiden herausgerufen und sollen uns der Welt nicht gleichstellen, sondern sind vielmehr berufen, im Kontrast zu dieser Welt und in besonders enger Beziehung zu Gott zu leben. Diese Berufung haben wir uns ebensowenig selbst ausgesucht wie Israel. Wir haben nicht gewählt, sondern wurden gewählt. Und wenn wir trotzdem mit der Vorstellung leben, im Warenhaus der Religionen freie Auswahl zu haben, dann ist das ein großer Irrtum. Denn an Gottes persönlichem Stil, in souveräner Freiheit die zu wählen, mit denen er näher zu tun haben will, hat sich seit Moses Zeit nichts geändert. Auch wir sind, was wir sind, nicht etwa, weil wir uns für Gott, sondern weil Gott sich für uns entschieden hat. Auch wir verdanken unseren Glaubenstand seiner Zuwendung zu uns. Nur, dass dieser Gedanke dem neuzeitlichen Bewusstsein viel schwerer eingeht und viel schwerer zu vermitteln ist, weil wir in demokratischen Gesellschaften gern unterstellen, auch das Verhältnis zwischen Gott und Mensch müsse demokratisch geordnet sein. Doch Demokratie heißt: Herrschaft des Volkes. Und eine solche kann es Gott gegenüber nicht geben.

Vielen Menschen widerstrebt das! Sie meinen, sie seien Christen aus eigenem Entschluss – und das Christentum stehe auch jedem offen, der sich dazu entschließen will. Die Möglichkeit zu glauben, scheint ihnen so allgemein wie das allgemeine Wahlrecht. Sie haben den Eindruck, es stünde ihnen frei, ihren Glauben nach eigenem Geschmack zu wählen, wie die Farbe ihrer Hemden. Doch die Bibel zeichnet ein ganz anderes Bild, das weniger demokratisch als autoritär erscheint. Denn in biblischer Sicht ist nicht das Volk souverän, sondern Gott ist souverän, sich das Volk zu wählen, das er haben will. Nicht wir prüfen Gottes Angebot, um ihm großzügig den Zuschlag zu geben, wenn die Konditionen gefallen. Sondern er prüft uns. Er trifft seine Entscheidung. Und Einsprüche gegen seine Entscheidung haben keine Aussicht auf Erfolg. Denn wenn wir im Neue Testament nachlesen, wie Jesus seine Jünger beruft, dann wartet auch er nicht auf ihre Bewerbung, sondern verfährt wie ein Monarch, der sich Soldaten rekrutiert, indem er mit dem Finger auf irgendwelche junge Burschen zeigt und sagt: „Den will ich, den und den. Nehmt sie und steckt sie in eine Uniform.“ Nun gut, könnte man sagen – er ist schließlich Gott. Vielleicht könnte man ihm das autoritäre Verfahren zugestehen, wenn er sein Erwählen wenigstens einleuchtend begründete. Es könnte den Gläubigen immerhin schmeicheln, zu erfahren, warum Gott sie anderen vorzog. Und wenn Gott sich außerdem verpflichtete, alle gleich zu behandeln (und möglichst keinen zu verwerfen), dann könnte man seine Freiheit vielleicht akzeptieren. Aber nichts von alledem findet statt. Und das ist durchaus hart. Denn weder fühlt Gott sich bemüßigt, uns seine Entscheidungen zu erklären, noch unterwirft er sich unseren Vorstellungen von Fairness und Gleichbehandlung. Sondern Gott erwählt und verwirft, wie es ihm gefällt. Manchen braven Mann, der „Hier“ schreit, lässt er achtlos stehen. Und manchen krummen Hund, der mit Gott nichts zu tun haben will, pickt er sich liebevoll heraus. Gott nimmt sich die Freiheit, willkürlich zu verfahren – und nichts zu erklären. Und genau so wenig wie bei Israel kümmert er sich bei uns um die Vorzüge und Talente, auf die wir

so stolz sind. Darum stellt ein Christ zwar irgendwann fest, dass Gott sich ihm zugewandt hat – er findet sich beschenkt und durch sein Christ-Sein quasi geadelt. Der Grund ist aber weder, dass er sich klug dazu entschlossen hätte, noch dass er sich dazu besonders eignete, sondern er ist „Gottes Kind“ einfach nur, weil Gott es in seiner Barmherzigkeit so gewollt hat. Und das ist – bei aller Freude – doch auch ernüchternd. Denn damit ist die ganze Sache sowohl unserem Verstehen als auch unserer willentlichen Einflussnahme entzogen. Und man kann unter diesen Umständen auf seinen Christenstand auch kaum stolz sein, sondern muss sich über die unverdiente Gnade unablässig wundern. Wir meinen, es müsse in unserem Belieben stehen, ob wir Gottes Geist in uns wirken lassen. Wir meinen, er müsse um Erlaubnis fragen. Und fair erschiene es uns, wenn Gott es dann jedem selbst überließe, ob er erlöst werden will oder nicht. Doch so einen schüchtern anfragenden Gott, kennt weder das Alte noch das Neue Testament. Auch Jesus verfährt bei der Wahl seiner Jünger nach Gutsherrenart. Und er sagt ihnen das auch einmal auf den Kopf zu: **„Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt“ (Joh 15,16)** Nicht die Jünger haben einen religiösen Verein gegründet, um anschließend Jesus zum Vorsitzenden zu wählen. Sondern Jesus trat unter sie als unstrittige Autorität und erklärte sie zu seinen Schülern. Ohne lange zu fragen sagte er: „Du, du und du – lasst alles stehen und liegen und folgt mir nach.“ Und manch einen, der ihm als Jünger folgen wollte, hat Jesus ohne weitere Begründung nach Hause geschickt. Jesus hat es nicht den Jüngern überlassen, ob sie zu ihm gehören wollten. Sondern er hat ihnen die Hand auf die Schulter gelegt und hat sie für Gottes Sache in Anspruch genommen. Wenn das aber so ist, dass nicht **wir** Gott erwählen, sondern Gott **uns**, wenn Gott sein Verfahren auch heute nicht geändert hat – was folgt dann daraus? Ist das für uns dann bloß eine Erinnerung an Gottes große Freiheit, die uns einen Schauer über den Rücken jagt, weil Gott nun einmal der Töpfer ist, und wir bloß der Ton in seinen Händen?

Nein, es steckt noch mehr darin. Und es steckt vor allem viel **Tröstliches** darin. Denn wenn man die gewisse Kränkung, die in Gottes Fremdbestimmung liegt, verwunden hat, kann man entdecken, dass Gottes erwählendes Handeln auch ungemein beruhigend ist. Denn bedenken sie: Wie verlässlich könnte unser Bund mit Gott sein, wenn er darauf beruhte, dass **wir** nach Gott Hand greifen und uns an ihm festhalten würden? Meinen sie nicht, unsere Willens- und Glaubenskraft, mit der wir uns an ihn klammern, wäre sehr begrenzt? Könnte das Gewicht von Schuld und Angst, das uns von Gott wegzieht, nicht schnell zu groß werden? Unser Wille unterliegt bekanntlich großen Schwankungen. Unser Glaube ist schwach. Und entsprechend unsicher wäre unsere Bindung an Gott, wenn wir **ihn** erwählten. Der Bruch dieser Bindung wäre nur eine Frage der Zeit, und der Absturz wäre absehbar, weil es allein auf die Festigkeit **unseres** Griffes ankäme. Wenn es aber tatsächlich umgekehrt ist, wenn der Bund des Glaubens zustande kommt durch Gottes Zugriff **auf uns**, ist die Verbindung dann nicht viel verlässlicher? Ist es nicht besser, der Starke trägt den Schwachen auf starken Armen, als dass der Schwache sich mit seinen schwachen Armen am Starken festzuhalten versucht? Und ist es so gesehen nicht gut und weise, dass Gott die Entscheidung über unser Heil **nicht** uns überlässt? Nicht wir haben uns für Gott entschieden, sondern er hat sich für uns entschieden. Nicht wir halten uns an ihm, sondern er hält uns. Und das ist in der Tat viel besser so. Denn Gottes Arme werden niemals müde. Und was immer auch an uns klebt und auf uns lastet: Wir werden ihm doch niemals zu schwer. Gottes Griff lockert sich nicht. An Gottes Ratschluss beißt keine Maus einen Faden ab. Und das ist ungeheuer tröstlich. Denn es bedeutet, dass unsere Erwählung so fest steht wie Gottes Wille selbst. Da wackelt nichts, weil Gott nicht wackelt! Und das zu wissen, ist wahrhaft befreiend. Denn was ich nicht in meiner Macht habe, das kann auch meine Dummheit nicht verderben. Was meine zitterigen Hände nicht halten, das können sie auch

nicht fallenlassen. Und wenn Gott mich grundlos liebt, dann kann ihm der Grund dieser Liebe auch nicht verlorengehen. Es ist darum gut so, dass alles an Gottes freiem Erwählen hängt. Und bei Lichte besehen kann niemand wünschen, dass es anders wäre...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Wer glaubt, ist erwählt

Wenn ein Mensch zum Glauben findet und sich nach einer Phase des Zweifelns und Ringens als Christ bekennt, ist das eine schöne Erfahrung von gewonnener Klarheit und innerem „Ankommen“. Manche können eindrücklich davon berichten, wie das bei ihnen war – und was vorausging. Denn ein Mensch kommt ja nicht schon als Christ auf die Welt, sondern muss es erst werden. Und dass ein Übergang vom Nicht-Glauben zum Glauben möglich ist, steht damit außer Frage. Aber gibt es auch das Umgekehrte? Kann ein Christ seinen Glauben wieder gänzlich verlieren? Mancher wird sagen: „Das ist einfach zu beantworten. Denn ich kenne doch diesen oder jenen, der früher mal gläubig war und es heute nicht mehr ist. Also kann man den Glauben verlieren!“ Doch so schnell wird man damit nicht fertig. Denn es gibt eine Reihe guter Theologen, die dem mit Hinweis auf die Treue Gottes widersprechen. „Natürlich gibt es Glaubenskrisen!“ sagen sie. „Aber diejenigen, die Gott zum Heil erwählt hat, lässt er auch in solchen Krisen nicht im Stich.“ Und die reformierte Kirche hat das sogar in ihren Bekenntnissen festgehalten, wo man liest, dass Gott selbst bei traurigsten Sündenfällen doch nicht zulässt, dass sich die Erwählten ins ewige Verderben stürzen, sondern sie barmherzig davor bewahrt (Syn. v. Dordrecht, 5. Lehrst., Art. 6 u. 8). Nun wird niemand bestreiten, dass dies eine sehr tröstliche und sympathische Lehre ist: Gott passt auf diejenigen, die er dazu erwählt hat, durch den Glauben gerettet zu werden, so gut auf, dass sein Vorhaben auch gelingt. Er erspart ihnen nicht Zweifel und Krisen, sorgt aber dafür, dass sie nie gänzlich vom Glauben abfallen. Denn schließlich hat er von Ewigkeit her beschlossen, sie zu erlösen! Und folgerichtig tut der Heilige Geist alles Nötige, damit die menschliche Schwäche Gottes Absicht nicht durchkreuzt. Das Beste daran: Man kann dann schließen, dass, wer einmal wirklich im Glauben stand, auch später nicht mehr verloren geht. Und seit Kirchenvater Augustin dies vertrat, nennt man es das „donum perseverantiae“ – also die Gabe der Bewahrung oder Beharrung im Glauben. Das Problem ist nur, dass dem manche Erfahrung zu widersprechen scheint, weil man nun mal von einstigen Mitchristen weiß, die sich vom Glauben abgewandt haben. Und erschwerend kommt hinzu, dass viele Texte des Neuen Testaments nachdrücklich vor dem Verlust des Glaubens warnen. Solche Warnungen aber machen nur Sinn, wenn die Gefahr auch wirklich besteht. Jesu Gleichnis vom Sämann scheint z.B. deutlich zu sagen, dass die Saat des Glaubens bei vielen Menschen nur kurz aufgeht und bald wieder verdorrt (Mt 13,1-23). Jesus warnt nachdrücklich davor, vom Glauben abzufallen oder andere zu solchem Abfall zu verführen (Mt 18,6-9). Und auch der Hebräerbrief setzt voraus, dass die, „die einmal erleuchtet worden sind und geschmeckt haben die himmlische Gabe und Anteil bekommen haben am Heiligen Geist“ trotzdem abfallen können (Hebr 6,4-6; vgl. auch Lk 22,31-32; Mt 24,10-13; Mt 25,1-13; 1. Petr 5,8). Das ist verwirrend. Und natürlich fragt man sich, wie es wirklich ist. Bewahrt der Herr die Seinen so wie ein guter Hirte, der seine Schafe nicht dem Wolf überlässt? Oder ist Gottes Ratsschluss zur Erwählung doch eine so wackelige Sache, dass der Mensch ihm einen Strich durch die Rechnung machen kann – und seinem Retter dann aus den Händen rutscht, wie dem Angler ein allzu glitschiger Fisch? Ist es denkbar, dass ein wirklich gläubiger Mensch wieder ganz und endgültig zum Unglauben übergeht? Oder sollte man eher annehmen, dass jene, die tatsächlich verloren gehen, von Anfang an nie wahrhaft Gläubige gewesen sind? Es ist eine vertrackte Frage! Aber mit etwas Geduld kann man sie doch klären.

Fest steht, dass Gott diejenigen, die er retten will, schon von Ewigkeit her dazu erwählt und vorherbestimmt hat. Denn so sagen es der Epheserbrief und andere biblische Schriften über-

deutlich (Eph 1,3-12). Da Gott aber allmächtig ist, gibt es im Himmel und auf Erden niemanden, der die Ausführung seines ewigen Ratschlusses verhindern könnte. Die Menschen, die er haben will, bekommt er also. Und da Gott in seiner Weisheit alle Zukunft kennt, bedarf sein ewiger Ratschluss auch keiner Korrekturen, durch die nachträglich noch Erwählte zu Verworfenen würden oder umgekehrt. Auch die größte menschliche Glaubensschwäche kann Gott nicht nötigen, seine positive Entscheidung zu ändern. Denn die Auserwählten werden ohnehin nicht durch eigene Willkür selig, sondern werden durch Gottes Geist zum Glauben überwunden und im Glauben erhalten. Christen verdanken ihr Christ-Sein nicht dem eigenen Willen, sondern dem Willen Gottes. Und weil der nicht so flatterhaft ist wie der unsere, ist zu erwarten, dass Gottes Geist zuende bringt, was er in einem Menschen angefangen hat. „Die er aber vorherbestimmt hat,“ sagt Paulus, „die hat er auch berufen; die er aber berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht; die er aber gerecht gemacht hat, die hat er auch verherrlicht“ (Röm 8,30). Gott lässt sich dabei nichts aus der Hand nehmen. Denn es wird keiner deshalb erwählt, weil er schon vorher tapfer geglaubt hätte, sondern umgekehrt gilt, dass wer erwählt ist, eben darum (und nur darum!) das Geschenk des Glaubens empfängt, das ihn dann rettet. Gottes Erwählen ist der alleinige Grund des Glaubens, wie der Glaube an Christus der alleinige Grund der Erlösung ist! Und natürlich gehört auch keiner anders zu Christus als eben durch den Glauben, den Gottes Geist in ihm wirkt. Die ganze Sache liegt nicht in des Menschen, sondern in Gottes Hand. Und so ist auch nicht schwer zu erraten, wem der Glaube zuteil wird. Denn Gott hat zwar allen Grund, die von ihm Erwählten in dem Sinne zu bekehren, dass sie wiedergeboren werden „aus Wasser und Geist“ (Joh 3,5) und alle Verheißungen empfangen, die damit verbunden sind. Gott hat aber überhaupt keinen Grund, an den Nicht-Erwählten dasselbe zu tun, denn sie würden dann Verheißungen empfangen, die sich an ihnen gar nicht erfüllen sollen, und sähen sich getäuscht. Gott aber täuscht niemanden. Sondern – im Gegenteil – hält er immer Wort und ist Willens, durch Wort und Sakrament augenblicklich zu geben, was Wort und Sakrament verheißen. Wer Gottes Zusagen glaubt, ist durch das Gericht hindurchgedrungen (Joh 5,24). Und das nicht etwa „zum Schein“, sondern wahrhaftig und wirklich, weil Gott sonst zum Lügner würde. Steht das aber fest, so erlaubt es uns, aus dem wahren Glauben einer Person umstandslos auf ihre Erwählung zu schließen. Wer tatsächlich glaubt, muss erwählt sein, denn sonst könnte er's nicht. Niemand vermag zu glauben, als nur der, den Gott dazu vorherbestimmt und mit der nötigen Fülle des Heiligen Geistes ausgestattet hat! Und wenn ein Mensch dann glaubt, zeigt sich darin nicht seine Entscheidung für Gott, sondern zuallererst Gottes Entscheidung für ihn. Nicht wir erwählen Christus, sondern er uns (Joh 15,16). Haben wir dann aber durch den Glauben Zugang zu Christus, so haben wir in ihm auch Gewissheit unserer Erwählung. Und gibt's an dieser Erwählung keine nachträglichen Korrekturen, weil Gottes Ratschlüsse von Ewigkeit her feststehen, so ist die Sache damit klar. Mag es auch Schwankungen des Glaubens geben, so gibt es doch keine Schwankungen der Erwählung. Und so muss ein Mensch, der einmal wirklich geglaubt hat, letztendlich auch gerettet werden. Tatsächlich mag es vorkommen, dass er zwischendurch noch einmal den Glauben verliert! Doch wird er ihn spätestens auf dem Sterbebett wiederfinden. Denn erlöst wird ein Erwählter gewiss – und erlöst wird keiner anders als durch den Glauben. Das bedeutet sicher nicht, dass wir die Füße hochlegen dürften. Denn Paulus mahnt: „Wer meint, er stehe, mag zusehen, dass er nicht falle.“ (1. Kor 10,12; vgl. auch Phil 2,12; Phil 3,12-14; Offb 3,11). Jesus erzählt nicht umsonst von der Saat des Glaubens, die so oft vom Teufel gestohlen wird, in Anfechtungen zugrunde geht oder unter den Sorgen und Freuden des Lebens erstickt (Lk 8,12-14). Der Glaube kann tatsächlich verloren gehen. Und das ist eine bitter-ernste und furchtbare Erfahrung. Aber es bedeutet eben nicht, dass mit dem Glauben auch die Erwählung ver-

schwände, sondern: hat sie sich einmal in wahren Glauben gezeigt, wird sie den Menschen früher oder später in diesen Glauben zurückführen. Denn Gottes Gaben und Berufungen können ihn nicht gereuen (Röm 11,29). Und so wie dieser Grundsatz im großen Maßstab ausschließt, dass Gottes altes Bundesvolk gänzlich und endgültig verlorengelht (vgl. Röm 9-11), genauso und mit dem selben Recht gilt das auch von jedem Einzelnen, der das Evangelium einmal in gottgewirktem „guten Glauben“ angenommen hat. So einer kann den Glauben vorübergehend verlieren, aber nicht endgültig. Denn Gott ist treu. Und Christus spricht: „Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie und sie folgen mir; und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie aus meiner Hand reißen. Mein Vater, der mir sie gegeben hat, ist größer als alles, und niemand kann sie aus des Vaters Hand reißen“ (Joh 10,27-29).

Was ist dann aber mit denen, die tatsächlich im Unglauben sterben? Es geht nicht an, ihnen allen ein „verborgenes“ Christ-Sein zu unterstellen, wenn sie selbst in Worten und Taten das Gegenteil bekundet haben. Darum müssen wir nüchtern feststellen, dass manche Menschen wirklich ohne den Trost des Evangeliums sterben. Traten sie aber für eine längere oder kürzere Zeit als Christen auf, bleibt nur die Folgerung übrig, dass sie wohl niemals wirklich, sondern nur auf angemessene und illusorische Weise geglaubt haben. Und wenn das auch tief traurig ist, bleibt es doch logisch zwingend. Wer ungläubig stirbt, war offenbar nicht erwählt. Und anzunehmen, dass Gott in Nicht-Erwählten vorübergehend einen wahren Glauben weckte, wäre ganz widersinnig. Die, die verloren gehen, haben demnach nie wirklich geglaubt. Wenn sie selbst das aber meinten, kann es nur ein illusorischer Scheinglaube gewesen sein, mit dem sie nicht etwa Gott täuschte (!), sondern mit dem sie sich selbst und andere täuschten (vgl. z.B. Lk 18,9-14; Mt 23,1-36). Es gibt also auf der einen Seite erwählte Gläubige, die durch Glaubenskrisen geprüft werden, die zeitweise wohl wirklich den Glauben verlieren und sich dann für verworfen halten – die aber, weil Gott treu ist, nicht im Unglauben versterben, sondern rechtzeitig zu Christus zurückfinden. Und auf der anderen Seite gibt es Nicht-Erwählte, die sich den Glauben zwar zeitweise anmaßen, die in falscher Sicherheit darin zu leben meinen und für Christen gelten wollen, die aber dennoch ungläubig sterben und verloren gehen. Wenn jemand wirklich „wiedergeboren wurde durch Wasser und durch Geist“, kann er aus dem Glaubensstand zwar zeitweilig wieder herausfallen, aber nicht endgültig. Denn Gott, der ihm das Heil so zusagte, dass der Mensch es guten Glaubens annehmen und sich darauf verlassen durfte, täuscht niemanden. Wenn aber jemand, der einmal als gläubig galt und sich auch selbst dafür hielt, diesen Glauben nicht nur zeitweilig, sondern endgültig verliert, ist daraus zu schließen, dass er nie wirklich im Glauben stand, sondern das nur sich und anderen vorge-macht hat. Das ist so weit klar!

Aber weiß ich davon, auf welche Seite ich gehöre? Und wenn man sich einbilden kann zu glauben – woher weiß ich dann, dass ich selbst das nicht tue? Die Eintragung im Melderegister der Kirchengemeinde garantiert offenbar noch nicht die Erwählung durch Gott. Und trotzdem wär's ungemein beruhigend, der Erwählung sicher zu sein. Wie finde ich also heraus, was Gott über mich entschieden hat? Man kann ohne Übertreibung sagen, dass diese Frage schon manchen in den Wahnsinn trieb. Denn wer kann schon sich selbst ergründen? Gott allein vermag in die Herzen zu sehen (1. Sam 16,7). Wir aber stehen diesbezüglich vor einer Schranke des Nicht-Wissens, weil wir dem Neuen Testament zwar entnehmen können, was als Lebensäußerung wahren Glaubens zu erwarten wäre, mit letzter Sicherheit aber weder den Glauben der Anderen noch den eigene beurteilen können. Wer wüsste schon vom anderen, dass er garan-

tiert ein Heuchler – oder garantiert kein Heuchler ist? Und wer wüsste das von sich selbst? So plagen sich einige mit guten Werken, um sich selbst zu beweisen, dass sie „echte“ Christen sind. Und andere pflegen zum selben Zweck ihre frommen Stimmungen und Gefühle. Manche meinen sogar, wenn Gott ihren Wohlstand mehrt, sei dieser Segen ein Beweis ihrer Erwählung! Doch sind das Irrwege. Denn tatsächlich verhält es sich mit dem Glauben wie mit anderen Künsten: Ob's einer kann, erweist sich nicht anders als dadurch, dass er's tut. Ob der Gewichtheber eine Hantel stemmen kann, stellt sich heraus, wenn er's probiert. Und um zu erfahren, ob einer schwimmen kann, wirft man ihn am besten ins Wasser. Man kann lang darüber diskutieren, ob eine Tür verschlossen ist. Letzte Sicherheit hat man aber erst, wenn man die Klinke drückt. Und so ist es mit dem Glauben auch. Denn ob einer zum Glauben erwählt ist, erfährt er nicht im Voraus durch Grübeleien, sondern nur durch den praktischen Versuch. Wer Zweifel hat, ob er gerettet wird, gehe darum zum Abendmahl. Und wenn er sich dabei im Wissen um seine Bedürftigkeit Christus anvertrauen kann, dann muss er nicht mehr rätseln, ob er das auch darf und soll, sondern er tut's – und empfängt dabei alle Gnade, die Christus in das Sakrament eingeschlossen hat. Wenn es ihn dahin zieht und er keine Hintergedanken hat, sondern die Gemeinschaft Christi sucht, die ihm angeboten wird, muss er nicht mehr an sich selbst zweifeln und kann aufhören, sich den religiösen Puls zu fühlen. Denn wenn's ihm nicht der Heilige Geist selbst ermöglichte, dann könnte er's nicht – und wollte es auch gar nicht. Wenn er aber Wort und Sakrament dankbaren Herzens empfängt, beweist das zur Genüge, dass er's empfangen soll. Und ist er am nächsten Tag wieder verunsichert, kehre er postwendend zurück zur Gottes Wort und Gottes Altar, falte die Hände, suche den Segen und wiederhole den Vorgang solange bis er Ruhe findet. Ob Gott ihn bei sich duldet, erfährt er immer nur, wenn er zu ihm geht. Und je mehr er daran zweifelt, desto öfter sollte er gehen. Denn – mit Verlaub – es verhält sich hier ganz wie mit dem Schwert Excalibur.

Kennen Sie die Legende? Merlin soll dieses Schwert in einen Stein hinein gestoßen haben. Und es hieß, nur der rechtmäßige künftige Herrscher könne es dort wieder herausziehen. Nachdem es aber viele Ritter vergeblich versucht hatten, kam Artus und zog das Schwert mühelos heraus. Artus hätte das Schwert natürlich auch von allen Seiten betrachten und tagelang draufstarren können. Es wäre möglich gewesen, erst mal Erkundigungen über das Schwert einzuholen und weise Ratgeber zu befragen. Es hätte Artus frei gestanden, zunächst seine Kraft an Büschen und Bäumen zu erproben, sein Horoskop zu lesen oder bis nächste Woche zu warten. Doch ob er berufen war, das Schwert herauszuziehen, konnte sich nur im Versuch erweisen. Und so ist es auch mit der Erwählung. Auch da kann keiner heimlich in den Himmel steigen, um es vorab zu klären! Aber jeder ist eingeladen, hier auf Erden den Selbstversuch zu starten, ob er wohl Zugang zu Christus findet, sich ihm entschlossen anvertrauen und sich an ihn klammern kann. Gelingt ihm das, so bedarf es weiter keines Beweises seiner Erwählung. Denn Glauben kann nur, wer's können soll. Und wer's nicht soll, der wird's auch nicht können. Es gibt hier Gewissheit nur im Vollzug. Im Vollzug gibt es sie dann aber wirklich – und dort kann sie auch immer und immer wieder gesucht werden. So einfach ist das zuletzt – und ist dann eine zutiefst tröstliche Erfahrung. Denn wer in der Zeit glaubt, der war schon von Ewigkeit her dazu bestimmt und darf in Anfechtung und Zweifel gelassen bleiben, denn er gehört zu den Schafen der Herde, die der himmlische Vater Christus anvertraut hat, und die sich der gute Hirte ganz gewiss nicht wieder nehmen lässt.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Berufung

In der Bibel ist oft von „Berufung“ die Rede. Und wenn wir davon hören, denken wir zuerst an die sehr speziellen „Berufungen“, durch die ein Mensch zum Propheten oder zum Apostel berufen wird. Wir halten das dann für einen Sonderfall und nehmen an, es müsse sehr selten sein – so dass sich die Frage bei „normalen“ Menschen wie uns gar nicht stellte. Doch ist das ein Irrtum. Denn bei der Berufung geht es gar nicht darum, ob der Mensch etwas „Besonderes“ ist oder tut, sondern ob er zu seinem Tun beauftragt und durch diesen Auftrag auch legitimiert ist. Es steht nicht in Frage, ob ich außergewöhnlich, sondern ob ich autorisiert bin. Und eben das versteht sich bei niemandem von selbst. Denn ob Gott mich beruft ein Jünger Jesu zu sein, liegt gar nicht in meinem, sondern in seinem Ermessen. Nicht wir wählen ihn, sondern er uns (Joh 15,16). Und es wäre gewiss keine gute Idee, sich ungerufen zu Gott hinzudrängen, wenn er das nicht wünschte. Man geht zu keiner Party, wenn man nicht eingeladen ist. Und so wird auch keiner Christ, indem er sich selbst dazu ernennt. Wie ist das also? Haben wir zu unserem Christ-Sein eine Berufung? Oder war das am Ende bloß unsere eigene Idee? Das Neue Testament gibt zum Glück Auskunft und stellt klar, wer wen wodurch und zu was beruft. Die erste Frage, „wer“ beruft, ist schnell beantwortet. Denn kein Mensch kann sich selbst zu einem vertrauten Umgang mit Gott berufen, sondern der Berufende ist immer Gott. Die Beziehung zwischen ihm und uns kommt nicht dadurch zustande, dass wir sie wünschen. Sondern wir haben zu Gott nur die Nähe, die er selbst erlaubt und herstellt. Warum Gott aber jemand dazu beruft, ihm eng verbunden zu sein, darüber gibt er keine Rechenschaft – und man errät's auch nicht. Oder könnte jemand erklären, warum gerade Noah die Sintflut überlebte, und warum ausgerechnet Abraham so großen Segen empfing? Wodurch qualifizierte sich Mose für sein Amt, der doch nicht mal flüssig reden konnte? Und warum fiel Gottes Wahl gerade auf David, der doch unter vielen Brüdern der kleinste war? Keine dieser biblischen Gestalten „bewirbt“ sich um ihren Auftrag. Vielmehr werden sie von ihrer Berufung überrascht. Und nicht bloß Jona, sondern recht viele versuchen sich zu drücken. Doch auch wenn sie glaubhaft versichern, dass ihnen jegliche Eignung fehlt, lässt Gott darum nicht locker. Denn wie Paulus bemerkt, sind unter den Berufenen sowieso nicht viele „Weise“, „Mächtige“ oder „Angesehene“, sondern allerhand gewöhnliche und schwache Menschen (1. Kor 1,26-27). Gott stört sich an ihren Fehlern aber nicht, weil das, was sie in seinem Auftrag tun sollen, ohnehin nicht durch ihre eigene Kraft und Autorität gelingt, sondern durch seine. Was sie an Begabung „mitbringen“, ist ziemlich egal. Und so erklärt sich auch, dass Gott zuletzt nicht nur die Wenigen beruft, die uns eventuell geeignet schienen, sondern alle Menschen in Bausch und Bogen beruft, obwohl sie auf sich gesehen alle untauglich sind. Damit ist die Frage, „wen“ Gott beruft, auch schon auf überraschend einfache Weise beantwortet. Denn dem Neuen Testament zufolge sind es einfach „alle“. Gottes Ruf, der zur Zeit der Erzväter nur Einzelnen galt und ihnen eine Sonderstellung verlieh – dieser Ruf weitete sich mit Christus ins Universale. Und die schmale Segenslinie, die bei Abraham nur den einen Mann umfasste, verbreitert sich über die zwölf Söhne Jakobs bis zum auserwählten Volk, um dann durch Jesus, den Messias dieses Volkes, und die Heidenmission in seinem Namen auf „alle Völker“ auszustrahlen. Seither gibt es weit und breit niemanden mehr, dem das Evangelium Jesu Christi nicht ausgerichtet werden soll – und also auch niemanden, der nicht zur versöhnten Gemeinschaft mit Gott berufen wäre. In Christus kann jeder seinen Frieden finden, wenn er ihn denn sucht. Und wer zu ihm kommt, den wird er nicht hinausstoßen (Joh 6,37). Wer anklopft, dem wird aufgetan. Und wenn einer um Gnade bittet, wird sie ihm nicht verweigert. Freilich weiß Christus, dass nicht alle darum bit-

ten. Seinem Ruf folgen nur die, denen es bestimmt ist (Apg 13,48). Und nicht alle Berufenen sind auserwählt (Mt 22,14). An Christus scheiden sich die Geister. Und viele schlagen seine Einladung aus (Lk 14,15-24). Das Evangelium wird dadurch den einen „ein Geruch des Todes zum Tode“ und den anderen „ein Geruch des Lebens zum Leben“ (2. Kor 2,16). Manchen wird Christus zu dem Eckstein, auf den sie ihr Leben bauen, und anderen zum Stein des Anstoßes, über den sie stürzen, und der sie zermalmt (Mt 21,42-44). Doch liegt's nicht etwa an der Berufung. Denn die wird jedem ganz persönlich auf den Kopf zugesagt. Und wer die Einladung ausschlägt, bleibt nur darum außen vor, weil er nicht herein will. Dass einer aber herein wollte und nicht dürfte, kommt nicht vor. Denn wer sich den rettenden Zugriff Jesu gefallen lässt, ist schon im selben Augenblick gerettet. Die anderen aber finden nur deshalb keine Erlösung, weil sie sich weigern sie anzunehmen. Und die dürfen hinterher nicht klagen. Denn durch Jesu Ruf war ihnen ja bekannt, was Gott zu ihrem eigenen Vorteil von ihnen fordert. Der Fall, dass einer in, mit, von und für Gott leben wollte – und das nicht dürfte, kommt nicht vor. Denn wer das will, den hat Gott längst zu sich gezogen und durch seinen Hl. Geist mit solchem Wollen begnadet. Diejenigen aber, die von Gott abgeschlossen von und für sich selbst leben, wollen das auch so. In und mit Adam haben sie diesen Weg beschritten. Den Impuls, die eigene Willensrichtung zu ändern, haben sie nicht. Und Gott ist es ihnen nicht schuldig, diese Willensänderung zu wirken. Wollten sie umkehren und den Weg zu Gott gehen, würde er ihnen offen stehen. Da sie ihn aber gar nicht gehen wollen – wie dürften sie darüber klagen, dass er ihnen verschlossen ist? Sie gehen weiter und tragen die Konsequenzen. Es steht aber keiner weinend vor dem Himmelstor, der Gottes Gemeinschaft suchte und abgewiesen würde, sondern nur die bleiben draußen, die zu Gottes Bedingungen keine Gemeinschaft möchten. Einge-laden waren sie aber durchaus. Denn Gott hat keinen Gefallen am Tod des Gottlosen (Hes 18,23 u. 33,11). Er sendet Jesus Christus in die Welt, um zu suchen und selig zu machen, was verloren ist (Lk 19,10). Und Jesus seinerseits beauftragt die Jünger, indem er sagt: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur“ (Mk 16,15). Gottes Einladung geht unmissverständlich an „alle“. Wer dürfte also denken, er sei nicht gemeint? Da gelten keine Ausreden! Denn jeder, der Ohren hat, um das Evangelium zu hören, gehört auch zum Adressatenkreis. Das Evangelium selbst ist seine Berufung! Und für alle, die jemals auf ein „Zeichen“ Gottes gewartet haben, ist das Evangelium auch genau dieses „Zeichen“. Gehören wir also allesamt zu dem bunten Haufen, der von Jesu allgemeiner Einberufung erfasst wird, kann unsere Frage nur noch lauten, wozu wir denn konkret berufen sind, welche Rolle uns Gott zuweist und für welches Ziel er uns bestimmt. Das Neue Testament gibt darauf mehrere Antworten. Doch merkt man bald, dass es nur verschiedene Ausdrücke für ein und dieselbe Sache benutzt. Mal heißt es, das Evangelium berufe den Menschen zu Gottes Reich und Herrlichkeit (1. Thess 2,12) und zu einem himmlischen Hochzeitsmahl (Mt 22,1-14; Offb 19,9). Dann aber liest man, wir seien berufen zur Seligkeit, zur Heiligung und zum Glauben (2. Thess 2,13-14). Wir sind berufen in die Gemeinschaft Jesu Christi (1. Kor 1,9) und in seine Gnade (Gal 1,6), sind aber ebenso zur Freiheit berufen (Gal 5,13), zur Hoffnung (Eph 1,18), zum Frieden Christi (Kol 3,15), zum ewigen Leben (1. Tim 6,12), zur ewigen Herrlichkeit in Christus (1. Petr 5,10) und zu Gottes wunderbarem Licht (1. Petr 2,9). Wir sind berufen „Gefäße der Barmherzigkeit“ zu sein (Röm 9,23-24), den Segen zu erben (1. Petr 3,9) und teilzunehmen am großen Abendmahl im Reich Gottes (Lk 14,15-24). Doch sind das natürlich nicht verschiedene Berufungen, sondern immer ein und dieselbe: Gemeinsam mit allen anderen sind wir aufgefordert, in der Nachfolge Christi den schmalen Weg zu gehen, der – zeitlich und ewig – in die Gemeinschaft mit Gott führt. Wir dürfen aber nicht denken, diese Gemeinschaft sei eine „neue Idee“ Gottes. Sondern der Zustand, in den wir berufen werden, ist genau der, in dem wir schon von Anbeginn der

Schöpfung an hätten sein sollen. Gleich zu Anfang bestimmte Gott uns dazu, seine Ebenbilder und seine vertrauten Gesprächspartner zu sein. Darum ist es für einen Menschen keineswegs „normal“, ungläubig und von Gott getrennt zu sein. Sondern eigentlich ist genau das unserem Wesen fremd. Das ganz gewöhnliche Sünderleben, das uns so vertraut vorkommt, entspricht nicht etwa unserer Natur, sondern ist gegen unsere wahre Natur. Es ist eine furchtbare Entstellung unseres Wesens! Und darum beruft uns das Evangelium, mit Christi Hilfe das zu werden, was wir von Anfang an hätten sein sollen. Es ist der Ruf des himmlischen Vaters, dem seine unvernünftigen Kinder davongelaufen sind, und der sie nun bittet und mahnt, von den gefährlichen Wegen umzukehren und nach Hause zu kommen. Denn mit Gott eins zu sein, ist unsere wahre Bestimmung, die wir bisher zum eigenen Nachteil verfehlen. Das soll sich durch das Evangelium ändern! Die Erfüllung unserer Bestimmung soll uns geschenkt werden. Und dazu beruft Gott jeden Einzelnen. Er tut's aber nicht bei jedem durch eine Himmelsstimme, durch eine dramatische Bekehrung oder durch sensationelle Offenbarungen – darauf muss man nicht warten! Sondern Gott beruft in aller Regel durch das sehr irdische Mittel der Verkündigung in Schrift und Wort. Denn die ersten Jünger, die den Ruf hörten, wurden von Jesus autorisiert, sein Wort auch ihrerseits in jeder erdenklichen Form weiterzugeben. Und seither sind Christen nicht nur berufen, Empfänger des Wortes, sondern auch Werkzeug des Wortes zu sein. Diejenigen, die schon „dabei“ sind, sollen weitere Menschen zur Gemeinschaft Christi hinzurufen. Denn in diesem Sinne ist jeder von uns ein von Gott bevollmächtigter Apostel und Priester, dass er als „Botschafter an Christi statt“ andere zur Versöhnung mit Gott aufrufen und einladen – und ihnen das Heil sogar zusagen darf (2. Kor 5,20). Natürlich tut man das nicht im eigenen, sondern in Gottes Namen, nicht durch den eigenen, sondern durch Gottes Geist: Wir leihen dem Evangelium bloß unsere Stimme. Und doch ist dieser Einsatz unerhört wichtig. Denn wenn Christus noch so viel Gnade erwirkt hätte, und niemand würde herbeigerufen, um an diesem Schatz teilzuhaben, wäre es vergeblich. Und wenn das Heil „da“ wäre, es sich aber keiner aneignete, weil keiner davon erfuhr, würde es niemandem nützen. So haben nicht wir, sondern Christus hat die Tore der Hölle aufgebrochen! Aber wenn den Gefangenen tief drinnen keiner sagt, dass die Türen nun offen stehen, und sie nicht aufgefordert werden, ihr Gefängnis zu verlassen, ist es umsonst. Nicht wir, sondern Christus bahnt den Weg in den Himmel! Aber wenn's keine Boten, Lotsen und Treiber gäbe, die den Verirrten zeigen, wo dieser Weg verläuft, könnte kaum jemand diese Chance nutzen. Darum sind wir als Christen berufen, andere zu dem großen Fest einzuladen, zu dem wir selbst unterwegs sind. Und wir sollen von den Straßen und Gassen auch Blinde und Lahme herbeiholen zu Gottes großem Abendmahl, damit das Haus unseres Vaters voll werde (Lk 14,15-24). Niemand muss dabei in Sorge sein, dass er an die Falschen appelliert. Denn der Missionsauftrag Jesu ist so universal wie das Evangelium selbst. Die darin enthaltene Berufung gilt jedem noch so schrägen Vogel. Und das ist überaus freundlich! Doch wäre Gottes Berufen missverstanden, wenn man darin ein unverbindliches Angebot sähe, zu dem man sich nicht verhalten muss. Denn Gott beruft durchaus mit Nachdruck und dringlichem Ernst. Er macht uns im Evangelium keinen bloßen Vorschlag, sondern macht den Sündern die Umkehr zur Pflicht. Er spricht eine Einladung aus, die der Empfänger nicht ausschlagen kann, ohne den Einladenden damit vor den Kopf zu stoßen und sich selbst vom Heil auszuschließen. Denn der von Gott entfremdete Mensch hat sich aus eigenem Antrieb auf sehr gefährliche Wege begeben. Und wenn er sich von den Boten Gottes nicht zurückrufen lässt, wird er den Gefahren des selberwählten Weges erliegen. Gottes Berufen gleicht darum weniger einer zögerlichen Bitte als einem Einberufungsbefehl in Gottes Heer und in Gottes Reich. Das Evangelium ist eine gebieterische Einladung und eine strikte Anweisung, sich umgehend in den Gnadenstand zu begeben. Es ist die gut gemeinte Aufforde-

rung, sich retten zu lassen, solange noch Zeit ist! Und wo dieser Aufruf wirklich gehört wird, muss das Hören recht bald ins „Gehorchen“ übergehen. Denn wer seiner Berufung nicht folgt, verweigert sich der Gnade, die allein ihn retten kann – und bekommt diese Gnade dann auch nicht hinterhergeworfen. Mit der Verkündigung ist es darum viel ernster, als die meisten Menschen denken. Sie schafft eine Situation, in der sich das Schicksal des Hörers entscheidet. Denn die übermittelte Botschaft berechtigt ihn nicht bloß, sondern verpflichtet ihn auch, seiner Berufung zu folgen. Natürlich ist jene Berechtigung eine feine Sache und die allerbeste Nachricht überhaupt. Denn wenn Gott selbst mich in seine Gemeinschaft beruft, kann er mich ja – wenn ich komme und bei ihm anklopfe – nicht abweisen. Hat er mich selbst gerufen, so verschafft mir das garantierten Zugang zum Vater, und die Himmeltür muss sich vor mir öffnen, weil ich ja eine Einladung von höchster Stelle bekam! Neben der Berechtigung enthält Gottes Ruf aber auch eine Verpflichtung. Denn mein Schöpfer gebietet mir mit Nachdruck, mich retten zu lassen. Und wenn ich nicht folge, bin ich für die Konsequenzen selbst verantwortlich. Der Ruf Gottes berechtigt und verpflichtet mich, ihm zu folgen – immer beides zugleich! Ich darf meine Berufung nicht nur annehmen, sondern soll es auch. Eben dies aber, dass Gott meine Berufung nicht von mir diskutiert oder hinterfragt haben will, ist sehr tröstlich. Denn wo sich ein Mensch der Berufung zum Heil unwürdig fühlt, enthebt ihn Gottes Befehl all seiner Zweifel und verbietet ihm alles schüchterne Zaudern. Es kann keine Frage sein, dass ein Mensch tun darf, was Gott ihm zur Pflicht macht! Und wo ihm ausdrücklich befohlen ist, das Geschenk der Gnade anzunehmen, bleibt für falsche Bescheidenheit kein Platz. Denn wenn der Sünder meint, er habe keine Gnade verdient, ist das zwar richtig. Die Autorität Gottes macht es ihm aber trotzdem zur Pflicht, sich begnadigen zu lassen. Und ob einer anzunehmen berechtigt ist, was ihm anzunehmen befohlen wurde, ist keine sinnvolle Frage. Gott weiß doch längst, dass wir der Berufung zum Heil unwürdig sind – und weiß es viel besser als wir selbst! Er stellt's aber auch gar nicht zur Diskussion, sondern verpflichtet uns. Er bittet nicht bloß, sondern fordert, dass wir zu ihm kommen. Und wer Gott in seiner entschiedenen Freundlichkeit nicht beleidigen will, hat da nicht wirklich eine Wahl. Wer seine Berufung annimmt, den überführt der Glaube nicht bloß in die versöhnte Gemeinschaft mit Gott, sondern zugleich in die irdische Gemeinschaft der Glaubensgeschwister, die künftig seine Weggenossen sind. Und die bilden hier auf Erden die Kirche, die (nach der Bedeutung des griechischen Wortes „Ekklesia“) eine Gemeinschaft der „Herausgerufenen“ und der „Zusammenberufenen“ ist. Kirche entsteht also nicht wie ein Interessenverband, den ein paar Gleichgesinnte gründen, um gemeinsam ihre religiösen Bedürfnisse zu pflegen. Sondern Kirche wird durch Gottes Wort geschaffen, das Menschen aus falschen Abhängigkeiten heraus- und in ein neues Leben hineinberuft. Die Teilhabe an Christus verbindet sie zum geheiligten „Volk des Eigentums“ (1. Petr 2,9-10) und versetzt sie schon hier auf Erden in das Reich Gottes (Kol 1,13-14). Gemeinsam aber staunen alle Schwestern und Brüder über den, der sie berief. Denn tatsächlich hat Gott ein so brennendes Verlangen nach uns, als ob von unserer Rettung seine eigene Seligkeit abhinge! Er tut alles Erdenkliche, um uns in unseren Ursprung zurückzuführen, nämlich in die Gemeinschaft mit ihm. Und wer bei Verstand ist, wird finden, wir seien den Aufwand nicht wert. Wenn Gott aber trotzdem einen Stuhl für uns frei hält – dürfen wir ihn dann kränken, indem wir unseren Stuhl nicht besetzen? Nehmen wir lieber die Beine in die Hand, solange Gottes Tür noch offen ist. Freuen wir uns seiner Gnade. Und danken wir ihm. Denn unser Gott ist in vielem wunderbar – ist aber in nichts so wunderbar, wie in seiner Zuneigung zu uns.

Buße

Das Neue Testament kennt viele Begriffe, die uns fremd geworden sind, und die mit ihrem altertümlichen Klang entweder gar nicht verstanden oder regelmäßig missverstanden werden. Und ganz oben auf der Liste der befremdlich-frommen Ausdrücke steht das Wort „Buße“. Denn wir wissen zwar noch, dass uns Buße in der Bibel des Öfteren empfohlen wird, und dass der Bußruf sogar die Botschaft Jesu zusammenfasst: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!“ (Mt 4,17). Aber es sind nur wenige, die sich dabei etwas Positives denken können. Denn was fällt einem zur „Buße“ schon ein? Jenseits des christlichen Sprachgebrauchs ist es am ehesten das Bußgeld, das ich zahlen muss, wenn ich „geblitzt“ wurde. Wenn sich jemand rächen will, sagt er vielleicht: „Das sollst du mir büßen!“ Und wenn sich einer im Frühling mit einer Diät quält, dann „büßt“ er darin den guten Appetit, den er in den Wintermonaten hatte. Aber in jedem Fall muss ich etwas ausbaden, was ich angestellt habe, und wofür mir andere (oder auch ich selbst) eine „Buße“ auferlegen. Ich werde bestraft oder bestrafe mich selbst, ich bekomme etwas „heimgezahlt“ – und soll auch noch einsehen, dass ich es verdient habe, weil ich mit dem Auto zu schnell fuhr oder weil's mir zu gut geschmeckt hat. Ist es da ein Wunder, dass niemand „Buße“ mag, und keinem etwas Positives dazu einfällt? Ein Verbrecher muss seine Gefängnisstrafe „abbüßen“ – ihm werden schmerzliche Einschränkungen aufgezwungen! Und da sollten wir fröhlich den Ruf Jesu hören „Tut Buße?“

Die natürliche Reaktion ist erst mal Abwehr. Und darum bin ich froh, dass jenes Wort, das wir mit „Buße“ übersetzen, im Griechischen etwas anderes meint und eine viel positivere Bedeutung hat. Denn „Metanoia“ – „Buße“ – bedeutet gar nicht, etwas „auszubaden“, sondern viel eher ist der Begriff mit „Umkehr“ zu übersetzen. Man fordert uns nicht auf, mit saurer Miene eine verdiente Strafe zu erleiden, sondern einen dringend nötigen Richtungswechsel zu vollziehen, der uns diese Strafe erspart! Jemand sieht, wie wir auf einen Abgrund zulaufen und blind in unser Unglück rennen – und der ruft uns zur „Umkehr“, damit wir den gefährlichen Weg nicht einfach weitergehen, sondern kehrtmachen und vor Unheil bewahrt bleiben. Und genau in diesem freundlichen Sinne ist auch Jesu Bußruf zu verstehen. Er sieht, wie wir dabei sind uns selbst zu schaden! Er sieht, dass es ein böses Ende nehmen muss, wenn wir so weitermachen! Und darum ruft er ganz fürsorglich „Halt – keinen Schritt weiter! Diese Richtung ist euer sicherer Untergang, darum macht auf dem Absatz kehrt, dreht euch um 180 Grad und rettet damit eure Haut!“ Jesus sagt das nicht, damit wir uns schlecht fühlen, sondern damit es uns langfristig besser geht! Und er muss es uns sagen, weil er Zusammenhänge sieht, die uns offenbar nicht klar sind. Jesus sieht, dass wir ohne Kurskorrektur, ohne Sinneswandel und Neuorientierung garantiert untergehen! Denn wenn wir einfach nur tun, was alle tun, bewegen wir uns in einer Abwärtsspirale. Wo nämlich keine Buße ist, da denkt man nicht viel an Gott. Und denkt man nicht an ihn, so auch nicht an seine Gebote. Wo man nicht an Gottes Gebote denkt, merkt man nicht, wie sehr man von ihnen abweicht. Und wenn man das nicht merkt, kann einem die Abweichung auch nicht leid tun. Tut mir meine Sünde aber gar nicht leid, wie kann ich sie dann bereuen? Wenn ich sie aber nicht bereue, wie kann sie mir dann vergeben werden? Macht mir meine Sünde keine Gedanken, so treibt mich meine Not auch nicht zu Christus hin. Und treibt mich nichts zu Christus, vertraue ich mich ihm auch nicht an. Sich Christus anvertrauen – das wäre Glaube! Wenn mir der aber fehlt, wird mich nichts mit Christus verbinden. Und bin ich unverbunden – wie könnte mir dann nützen, was Christus am Kreuz für die Seinen tat? Mit Christus unverbunden kann ich meine Schuld nicht an ihn abgeben und von ihm seine Gerechtigkeit nicht empfangen! Ich habe dann also weder Frieden mit

Gott noch Vergebung oder ein ruhiges Gewissen. Ich kreise weiterhin in Sorge um mich selbst. Ich versuche vergeblich, an der Welt meinen Hunger zu stillen. Und weil ich dabei Gott den Rücken zukehre, bleibt mir auch Gottes Geist fern. Ohne Gottes Geist habe ich aber keinen Anteil an Gott. Und ohne Anteil an Gott natürlich auch kein ewiges Leben und kein Heimatrecht im Himmel! Wo landet also der Unbußfertige? Die Fortsetzung seines Weges führt ihn immer nur weiter der Verdammnis entgegen! Und wenn er die Richtung nicht ändert und eine Kehrtwendung vollzieht, bleibt er in der Abwärtsspirale gefangen! Jesus aber sieht das böse Ende, von dem der Mensch noch nichts ahnt, und weil Jesus Mitleid hat, will er's verhindern. Er will die Verirrten stoppen und befiehlt ihnen nachdrücklich umzudrehen. Denn in der anderen Richtung kommt der Mensch zuverlässig in eine Aufwärtsspirale hinein.

Wo ich Jesu Bußruf höre, werde ich an Gott erinnert und an seine guten Gebote. Denke ich an die Gebote, wird mir bewusst, wie oft ich von ihnen abweiche. Und merke ich erst, was ich damit mir und anderen antue, werde ich darüber erschrecken und Reue empfinden. Damit ist meine Wunde dann aufgedeckt, der Schaden liegt offen zu Tage, und ich spüre, dass ich jemanden brauche, der so etwas heilen kann. Meine Not treibt mich also zu Christus, dem ich sie anvertraue. Ich zeige ihm meine Wunde und gestehe, wie sehr ich seiner Hilfe bedarf. Vertraue ich mich damit aber Christus an, so ist das schon Glaube! Und durch solchen Glauben bin ich dann auch gleich mit Christus verbunden. Denn in seiner großen Barmherzigkeit kann er gar nicht anders – er nimmt sich meiner an! Und sogleich vollzieht sich jener selige Austausch, dass Christus meine Sünde auf sich nimmt und sie ans Kreuz trägt, um sie zu tilgen, und mir im Gegenzug dafür seine Gerechtigkeit schenkt. Habe ich aber Christi Gerechtigkeit, wie sollte mir da nicht vergeben sein? Ist mir aber vergeben – bin ich dann meine größte Sorge nicht los und habe Frieden mit Gott? Habe ich aber Frieden, bin ich dann meiner Verstrickung in die Welt nicht entkommen, weil ich ihres faulen Trostes nicht mehr bedarf? Ist mein Gesicht erst einmal zu Christus gewandt, nimmt er sich meiner an und beschenkt mich mit seinem Geist! Durch den Heiligen Geist habe ich dauerhafte Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott. Und wer den hat, der hat in ihm auch Seligkeit und Liebe, Gnade und ewiges Leben. Das ist ganz zwangsläufig – darauf läuft es notwendig hinaus! Und das bedeutet, dass jener Weg, der mit dem kleinen Schritt der Buße beginnt, direkt in den Himmel führt! So scheint Buße zwar nur eine kleine Wendung zu sein: man ändert mal eben die Marschrichtung! Doch langfristig verändert diese Kurskorrektur dann alles. Denn wenn uns der Ruf Christi aufschreckt, wenn wir vor uns den Abgrund sehen und die Richtung wechseln, bringt uns das in jene Aufwärtsspirale hinein, die erst bei Gott selbst endet. Solche „Metanoia“ ist die lohnendste Neuorientierung, die man sich denken kann, und für unser Leiden die einzig wahre Therapie. Denn wer Jesu Weisung folgt, dem ist Heilung garantiert. Wer sich und Gott eingesteht, dass er in erbärmlichem Zustand ist und darum des göttlichen Erbarmens bedürftig, befindet sich damit schon auf dem Wege der Genesung. Und so wäre es ganz falsch, wenn wir den Ruf zur Buße als Drohung hörten oder als Aufforderung, sich schlecht zu fühlen. Denn dass wir dazu Grund haben, setzt Jesus schon voraus. Und er will lediglich, dass wir uns dessen bewusst werden und uns nichts mehr vormachen, um den unerlösten Zustand dann von Herzen Leid zu sein und ihn entschlossen hinter uns zu lassen. Jesus will nicht, dass wir wegen unserer Versäumnisse Trübsal blasen, sondern dass wir uns aufrufen und ihm nachfolgen. Diese Nachfolge Jesu aber ist die Heimkehr zum himmlischen Vater, der seine Kinder schon lange vermisst und ihre Rückkehr herbeisehnt. Mit dem Bußruf Jesu werden wir also gar nicht gescholten, sondern eingeladen – er will uns nichts „heimzahlen“, sondern will reinen Tisch machen. Und für jene, die zögern und zaudern, weil sie viel auf dem Kerbholz haben und sich der Gnade unwürdig fühlen, eigens für die erzählt Jesus die Geschichte vom verlorenen Sohn.

Denn dieser verlorene Sohn ähnelt ihnen ja sehr. Der bildete sich auch nicht bloß ein, er sei unwürdig, sondern war es wirklich und wurde doch nicht verstoßen. Noch zu Lebzeiten des Vaters hatte er sein Erbe verlangt, als könnte er's nicht abwarten, bis der „Alte“ tot ist. Und er bekam sein Erbe tatsächlich ausbezahlt. Statt es aber klug und vorsorglich anzulegen, verplempert er das Vermögen im Ausland und verprasst es in kürzester Zeit mit käuflichen Frauen, falschen Freunden und rauschenden Festen. Bald ist er pleite, und als eine Hungersnot kommt, muss er dort in der Fremde als Schweinehirt arbeiten. Er hungert und darf sich nicht mal an dem Schweinefutter satt essen, das er den Tieren gibt! Ganz unten angekommen kann er dann aber sein dummes Scheitern nicht mehr verleugnen – und dass ist der Moment der ganz konkreten „Metanoia“ und „Buße“! Denn der verlorene Sohn entschließt sich, reumütig umzukehren und zum Vater zurückzugehen, damit der ihn wenigsten als Tagelöhner beschäftigt und so vor dem Hungertod rettet. Der Sohn sieht seine Fehler ein und erwartet mit gutem Grund, dass ihm zuhause erst mal „der Kopf gewaschen wird“. Der Vater aber, als er die abgerissene Gestalt kommen sieht, freut sich unbändig, läuft seinem Sohn entgegen und sagt kein einziges Wort über dessen dummes Verhalten, sondern nimmt ihn freudig wieder als seinen Sohn auf und lädt auch den (wenig begeisterten) älteren Bruder ein, diese Heimkehr zu feiern. Denn, so sagt der Vater: „...dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden“ (Lk 15,32). Nun – Jesus erzählt dies Gleichnis gewiss nicht als pädagogisches Lehrstück. Sondern er tut's, damit wir uns darin wiederfinden und zur Buße ermutigt werden. Denn der Vater im Gleichnis steht natürlich für Gott, und wir dürfen uns in jenem Schweinehirten wiedererkennen. Wir alle hatten ja mal Geburtsrecht im Hause des Vaters! Aber diese erste Kindschaft haben wir durch den Sündenfall verwirkt und sind auf Abwege gekommen. Wir waren einst mit Gott im Frieden und ehrenvoll berufen, als seine Ebenbilder zu leben. Aber dieses reiche Erbe haben wir nicht bewahrt, sondern haben's in der Fremde verplempert und die himmlische Seligkeit gegen ein bisschen irdische Freude eingetauscht. So sind wir bei den Schweinen gelandet, sind der Sünde Knechte geworden und wegen dieser Torheit hätte der himmlische Vater allen Grund, uns die Tür des Elternhauses vor der Nase zuzuschlagen! Aber genau dieser naheliegenden Erwartung widerspricht Jesus und bestätigt durch sein Gleichnis einen Satz des Alten Testaments: Gott hat kein Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern dass der Gottlose umkehre von seinem Wege und lebe! (Hes 33,11). Wer zu Gott zurückkehrt, wird nicht abgewiesen, sondern findet die Tür weit offen! Eine freundlichere Einladung ist kaum denkbar! Und damit keiner meint, sie gelte ihm vielleicht nicht, redet Jesus noch öfter von der Freude, die im Himmel herrscht, über jeden Sünder, der Buße tut. Jeder, der den Schweinestall satt hat und ihm den Rücken kehrt, um zuhause anzuklopfen, soll wissen, dass ihn die Engel im Himmel nicht schief anschauen werden, sondern ihn mit fröhlichem Applaus empfangen und in ihre Reihen aufnehmen (Lk 15,7 und 15,10). Ja, für jeden, der Satan durch die Lappen geht, feiert der Himmel eine Party! Und alles, was dazu nötig ist, ist Buße. Denn die ist der erste Schritt in die richtige Richtung, dem die weiteren dann wie von selbst folgen. Wo einer Buße tut und sich selbst realistisch sieht, wird er bald Abscheu und Reue empfinden. Und ist er dann nicht mehr stolz auf seine vermeintlichen Verdienste, wird er sich nach Gnade ausstrecken. Ihm bleibt gar nichts anderes übrig, als vor Gottes Strenge zu Gottes Liebe zu fliehen! Jesus Christus aber ist Gottes Liebe in Person. Und wer sich Christus anvertraut, der wird nicht abgewiesen, sondern dem wird durch seinen Glauben alles zu Teil, was Christus geben kann. Wo Buße ist, wird darum Glaube folgen, der Glaube empfängt Vergebung – und wer die hat, ist schon gerettet! So wird uns in der Buße unsere Not bewusst, die Not treibt uns zu dem, der allein helfen kann, und finden wir Jesus Christus, so finden wir in ihm Erlösung, Heil und Leben. Es sind dies Glieder einer festen Ket-

te, und wer am ersten Kettenglied zieht, bekommt notwendig das zweite und das dritte in die Hand. Und zieht er nur konsequent weiter, gelangt er ganz sicher ans andere Ende der Kette, wo die Seligkeit auf ihn wartet. Lässt sich einer auf die Buße ein, weckt sie seinen Hunger nach geistlicher Nahrung. Der Hunger aber lässt ihn nicht ruhen, bis er Christus findet. Und hat er den gefunden, ist er schon auf der sicheren Seite. Sollte also das Wort „Buße“ nicht süß klingen in unseren Ohren? Buße ist der Anfang des Weges, der im Paradies endet! Und ausgerechnet das Wort „Buße“ sollte uns bitter schmecken? Natürlich ist Buße nicht schmeichelhaft. Denn ich finde ja nichts Gutes in mir. Aber eben darum suche ich es dann in Gott! Und was ich bei ihm finde, ist überaus tröstlich. Denn sind meine Fehler auch groß, ist Gottes Güte doch größer. Meine Kraft ist gering, aber seine ist unwiderstehlich. Meine Gedanken irren, aber seine sind voller Weisheit. Was ich tue, macht mir Not und Angst, aber was er tut, schafft Sicherheit und Frieden. Mein Gewissen verklagt mich, aber Christus ist ein Rechtsanwalt, der mich erfolgreich verteidigt. Bringt mich also die Buße auf direktem Wege in seine Obhut – was kann mir dann Besseres passieren? Der Weg, der mit der Buße beginnt, endet mit meinem Freispruch! Und wir sollten ihn hoch schätzen, weil kein anderer Weg mit einem Freispruch endet, als nur dieser. Denn das hat Johann Gerhard völlig zu Recht festgehalten. Er sagt: „Gott verbindet deine Wunden nicht eher, als bis du sie erkennst und beweinst; er deckt nicht eher zu, als bis du deine Blöße offenbarst; er verzeiht nicht eher, als bis du anerkennst; er rechtfertigt nicht eher, als bis du dich verdammst; er tröstet nicht eher, als bis du alles Trostes dich entledigst.“ Umgehen oder vermeiden lässt sich die Buße also nicht. Sie ist zu unserem Heil durchaus nötig. Wird sie uns aber zu unserem eigenen Vorteil ans Herz gelegt, wollen wir uns nicht lange zieren, sondern wollen vielmehr Gott bitten, dass er in uns wahre und kräftige Buße wirke, durch seinen heiligen Geist.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Glaube als entschlossenes Zugreifen

Ich habe schon erschreckend viel über den Glauben gesagt und geschrieben. Und immer wieder entdecke ich neue Aspekte, die auch zum Glauben gehören. Denn wenn man sagt, er sei eine Weise des Erkennens, ist das richtig. Und wenn man ergänzt, es sei auch viel Gefühl dabei, stimmt das ebenso. Zum Glauben gehört so etwas wie Ergebung in Gottes Plan und auch tätiger Gehorsam gegen sein Gebot. Glaube ist Wagnis und Vertrauen, ist ein Fliehen zur Gnade und eine Sehnsucht nach Ewigkeit. Er ist Gott-Erleiden und Geistbegabung, Schöpfungsjubel und stille Verehrung. Das alles hängt auch miteinander zusammen und bildet ein organisches Ganzes. Wenn aber jemand sagt „das ist mir zu bunt und zu verwickelt: was ist der Glaube denn nun in seinem Kern?“ – dann kann ich das auf einen einzigen Punkt konzentrieren und antworten: Im Zentrum geht es um den Glauben, der Gott bei seinem Wort behaftet und mit einer Art von frommer Frechheit alles auf die eine Karte setzt – dass nämlich Gottes Verheißung der Gnade für bekennende Sünder auch ihm gilt, und dass Gott um seiner Ehre willen hinter dieses Evangelium nicht mehr zurück kann.

Gott amnestiert Sünder? Der Christ ruft „Hier“! Gott verteilt Gnade? Der Christ schreit „Für mich auch“! Gott reicht ihm einen Finger? Der Christ greift nach der ganzen Hand! Denn das gehört zum Glauben unbedingt dazu, dass ich mich bedürftig weiß, dass ich mich als „krummen Hund“ erkenne, als einen Heuchler vor dem Herrn – und eben darum auch einsehe, dass ich auf keinem anderen Wege als durch eine Amnestie der Verdammnis entgehen kann. Diese Chance hat einen Namen, weil sie allein in Christus gegeben ist. Sie zeigt uns Christi Kreuz als Fluchtpunkt und sicheren Hafen. Und wir müssten dumm sein, uns nicht dahin zu retten. Denn Gott hat sich wahrlich nicht überall gebunden. Er rettet nicht jeden auf jede erdenkliche Weise, sondern genau die, die sich an Christus hängen. Es führen nicht 20 Wege in den Himmel, sondern genau der eine, den das Neue Testament beschreibt. Und weil diese Tür nicht ewig offen steht, sondern das Leben sehr plötzlich enden kann, hat man auch nicht alle Zeit der Welt um seinen Hals zu retten, sondern vielleicht nur noch diese Stunde. Gott hat nicht versprochen, auf beliebige Weise für jeden Geduld aufzubringen. Er schuldet uns rein gar nichts! Aber in Christus – da hat der Allmächtige seine Freiheit eingeschränkt und hat sich verpflichtet. In Christus hat er Zusagen gemacht, hinter die er nicht zurück kann. Und im Namen des Vaters hat der Sohn versprochen niemand hinauszustoßen, der in Reue zu ihm kommt! Gott hat bei seiner Ehre versprochen, dass des Himmels Fluch keinen trifft, der sich hinter Christus in Deckung bringt! Und auch den schäbigsten Sünder will er begnadigen, wenn der nur eindeutig zu Christus gehört. Darauf hat Gott sein Wort gegeben, als er das Evangelium verkünden ließ. Um das zu ermöglichen, gab der Sohn sein Leben. Und der Heilige Geist beglaubigt es täglich neu. Zur Vergewisserung des Angebotes haben wir nicht nur das Wort der Heiligen Schrift in die Hand bekommen, sondern obendrein Brief und Siegel in der Taufe und im Abendmahl. Selbst der Allmächtige könnte das nicht widerrufen, ohne gegen seine Treue zu handeln. Er hat sich hier ganz weit aus dem Fenster gelehnt, um uns Sündern entgegen zu kommen! Und so ist diese Verheißung das einzige, worauf ein Mensch sich Gott gegenüber berufen kann! Das dann aber auch zu tun – das macht jene fromme Frechheit aus, von der ich sprach. Und Schüchternheit wäre hier ganz fehl am Platz. Denn wenn einer nur die eine Karte hat, die er ausspielen kann, wenn er nur an die Gnade appellieren kann, die ihm Christus gewährt – wer würde dann nicht entschlossen zugreifen und festhalten, drauf insistieren und beharren, pochen und drängen und das geschenkte Heil für sich reklamieren? Eben dieser „Zugriff“ macht den Kern des Glaubens aus. Und ohne ihn würde uns nicht nützen, was sonst

noch zum Glauben gehört. Denn all die anderen Gefühle und Willensregungen hängen davon ab, dass an diesem Punkt Klarheit besteht und wir Gott beim Wort nehmen. Nun sagen Sie vielleicht: „Was betont er das so? Versteht es sich nicht von selbst?“ Doch seltsamer Weise ist das nicht der Fall. Sondern – wie schon Spurgeon feststellte –: Das Evangelium ist für viele wie ein Scheck, von dem sie zwar wissen, den sie aber zeitlebens nicht abholen und nicht einlösen. Der Scheck liegt für sie bereit! Gott persönlich hat ihn unterschrieben! Und Sonntag für Sonntag stehen auch Prediger auf den Kanzeln, um daran zu erinnern, dass doch bitte ein jeder seinen Scheck abholen und einlösen möge, damit seinem Konto das ewige Leben gutgeschrieben wird! Die Menschen freuen sich sogar drüber und sagen „Gut zu wissen – es liegt ein Scheck für mich bereit! Das ist beruhigend!“ Doch dann gehen sie heim und kümmern sich nicht mehr drum. Vielleicht denken sie „Ich kann den Scheck noch einlösen, wenn ich älter bin und dafür Zeit habe...“ Vielleicht denken sie „Gnade ist ja schön, aber so nötig habe ich sie gar nicht...“ Vielleicht denken manche auch „Diese Schecks gibt's bestimmt nur für gute Menschen, die nicht so sind wie ich...“ Doch keiner von denen wird um einen Cent reicher durch einen Scheck, den er nicht abholt! Keiner kommt in den Himmel durch ein Evangelium, das er nicht persönlich nimmt. Und Gottes Friedensangebot wird auch niemandem nützen, der nicht eindeutig darauf eingeht. Denn das hohe Gut wird nicht mein Besitz, wenn ich es nicht aneigne. Und ein verbrieftes Recht hilft dem nicht, der es nicht geltend macht. Denn der Schalter bei der Himmelsbank ist nicht ewig geöffnet. Und für einen Scheck, den ich nicht abgeholt habe, wird man mir auch nichts auszahlen. Dass Christus damals am Kreuz starb, wird mir nichts nützen, wenn ich nicht erkennbar zu ihm gehöre. Und wenn ich es versäume, das Gut einzufordern, das Christus für mich erwarb, wird später keiner was drauf geben, dass ich ja „hätte können, wenn...“ Dass Gottes Schecks gedeckt sind, steht zum Glück außer Frage. An ihm wird's gewiss nicht scheitern! Aber bitte – was nützt mir ein Geschenk, von dem ich nur gehört habe, ohne es je entgegenzunehmen? Gott weiß, dass ich es dringend nötig habe – aber weiß ich es vielleicht selbst nicht? Die Saumseligen und Schüchternen erliegen mit ihrem Zaudern einem tragischen Missverständnis. Denn das Heil, das man nicht mit der Hand des Glaubens ergreift und festhält, das „hat“ man auch nicht. Man kann hundert Jahre in die Kirche gehen und sich etwas vom Evangelium erzählen lassen – wenn man sich's nicht aneignet und seinen Teil beansprucht, bleibt es bloße Theorie! Sie können zehnmal getauft sein – wenn sie nicht vor Gott darauf pochen, durch ihre Taufe wirklich sein Kind zu sein, ist es vergeblich. Und selbst das Abendmahl bleibt äußerlich, wenn sie es nicht ganz und gar persönlich nehmen als „für Sie“ gegeben. Allgemeine Erklärungen über die Menschenfreundlichkeit Gottes bringen überhaupt nichts, wenn man sie auf „die anderen“ bezieht, auf „manche“ oder „die meisten“, aber nicht auf sich selbst! Darum muss ein jeder seinen Mut zusammennehmen, muss selbst bei Gott vorstellig werden und ernstlich darauf dringen, dass bitte auch sein Name ins Buch der Lebenden und ins Register der um Christi willen Amnestierten eingetragen wird. Und sollte er sich dessen noch nicht sicher sein, falte er täglich die Hände und gehe Gott damit so lange auf die Nerven, bis er Gewissheit hat. Delegieren sie das bloß nicht an ihren Ehepartner, an die Kirche oder den Pfarrer, sondern sorgen sie selbst dafür, dass Gott sie kennt! Schicken sie keinen anderen, um ihren Scheck abzuholen, sondern tun sie's persönlich! Denn es ist ein offenes Geheimnis, dass Gott an nichts so sehr Freude hat, als wenn wir bei ihm vorstellig werden, um entschlossen die Chancen zu nutzen, die er uns eröffnet. Wer aber davor zurückschreckt, weil's ihm aufdringlich erscheint, wie ein lästiges Kind am Hosenbein des Vaters zu ziehen und nach Aufmerksamkeit zu verlangen – der werfe einen Blick in die Bibel und staune, was sich Gott von seinen Kindern so alles gefallen lässt! Schauen wir nur auf Abraham, wie er so beharrlich Fürbitte tat für Sodom (1. Mose 18,16ff.). Hat er Gott nicht erfolgreich an seine

Gerechtigkeit erinnert, der es schlecht zu Gesicht stünde, Gerechte in das Schicksal von Gottlosen mit hineinzuziehen? Abraham feilscht mit Gott wie ein Teppichhändler, weil er weiß, dass man an Gottes Gerechtigkeit nicht vergeblich appelliert! Und legt nicht Mose eine ähnliche Frechheit an den Tag? Nach der Sache mit dem goldenen Kalb ist Gott voller Zorn und drauf und dran sein Volk zu vertilgen. Er hat genug von ihnen! Aber Mose hält ihm vor, dass er den Erzvätern etwas anderes versprach, und das es auf Gottes Ehre zurückfiele, wenn seine Zusagen am Ungehorsam des Volkes scheiterten (2. Mose 32, 7-14). Das ist ziemlich dreist! Aber Mose hat Erfolg. Und bei Hiob steht es ähnlich. Auch der fordert Gott heraus, dass einem der Atem stockt: Hiob streitet mit seinem Schöpfer. Und obwohl er auf verlorenem Posten steht, wagt er, sich gegen Gott auf Gott selbst zu berufen, schleudert dem Schicksal seinen verzweifelten Glauben ins Gesicht und ruft: „...ich weiß, dass mein Erlöser lebt, und als der Letzte wird er über dem Staub sich erheben“ (Hiob 19,25). Hiob wird daraufhin nicht von einem Blitz niedergestreckt, wie man meinen könnte, sondern seine wütende Anhänglichkeit scheint Gott sogar zu imponieren. Er wird am Ende rehabilitiert! Jesus erzählt von einer Witwe, die vom faulen Richter verlangt, er solle ihr Recht schaffen. Sie nervt, und der Richter tut's nur, weil er fürchtet, dass die Alte am Ende noch handgreiflich wird. Aber für Jesus ist sie damit ein Vorbild des nachdrücklichen Gebets, das nicht locker lässt und nicht aufhört Gott zuversichtlich in den Ohren zu liegen (Lk 18,1-8). Ein vehementer Zugriff auf Gottes Verheißungen ist demnach nicht nur erlaubt, sondern dringend geboten. Und soll Glaube wirklich Glaube sein, darf der Nachdruck auch gar nicht fehlen. Denn was wäre die Alternative? Schon Luther kannte einen anderen, einen lauen bloß „angelernten“ Glauben, der Glaubenslehren herunterleiert und biblischen Historien aufsagt wie alte Geschichten, die ihn nichts angehen. Und Luther betont, dass solcher Glaube – so korrekt er auch scheinen mag – den Menschen doch seinem Heil kein bisschen näher bringt. Ohne eine leidenschaftliche Beteiligung des Herzens ist es umsonst! Der wahre Glaube aber ist von Lippenbekenntnissen dadurch unterschieden, dass er Jesu Evangelium auf sich selbst bezieht und Gottes Wort persönlich nimmt. Wirklicher Glaube hört sich nicht bloß an, was bei der Kreuzigung und bei der Auferstehung geschah, sondern spürt, dass es ihn betrifft, und merkt, dass dabei nicht ein fremdes, sondern sein eigenes Leben auf dem Spiel steht. Der wahrhaft Gläubige begafft Christus nicht wie eine historische Gestalt mit interessanten Lehren, sondern fällt ihm dankbar um den Hals! Er referiert nicht, Christus habe dies und das getan – und hört dann auf. Sondern er bekennt, dass es alles „für ihn“ geschah und jubelt! So einer kann nicht vom Evangelium reden, ohne zugleich von sich selbst zu reden, sondern Jesu Geschichte ist für ihn immer auch seine eigene Geschichte. Er weiß nicht nur, was Gottes Gericht „an sich“ bedeutet, sondern er weiß, was es für ihn bedeutet. Er weiß nicht nur, was Gottes Gnade „an sich“ wert ist, sondern was sie ihm wert ist. Und er kennt Jesus nicht als einen Herrn unter vielen, sondern als seinen Herrn, dem seine Liebe und Treue gehört. Wahrer Glaube steht nicht bloß da und nimmt etwas zur Kenntnis, sondern er ergreift das Heil mit jeder Faser seines Willens. Und auf diese Aneignung kommt alles an. Luther sagt: „Also macht das „für mich“ oder „für uns“, wenn man es glaubt, den wahren Glauben aus, und unterscheidet diesen von jedem andern Glauben, der nur die Historien hört.“ (Walch, 2. Ausg. Bd. 19, Sp. 1439) Erst dieser „zugreifende“ Glaube, der sich Christus aneignet, macht gerecht und rettet! Denn ein Evangelium, das ich nicht persönlich aneigne, ist so viel wert wie ein Scheck, den ich nicht einlöse, wie ein Geschenk, das ich nicht auspacke, oder ein Medikament, das ich nicht nehme. Und darum sollten wir uns die Frage durchaus mal stellen: Sind wir am Ende solche Leute, die krank sind, sich ein Medikament verschreiben lassen – und es dann in der Schublade vergessen? Legen wir uns die Tabletten unters Kopfkissen oder stecken wir sie in die Jacke, statt sie einzunehmen? Und wundern wir uns dann, dass die

Schmerzen nicht nachlassen – wo wir doch so gute Tabletten besorgt haben? „Du Schaf“ würde man sagen, „du musst deine Medizin nicht nur aus der Apotheke holen und zufrieden sein – du musst sie auch nehmen!“ Darum prüfe sich bitte ein jeder selbst, ob er nicht etwa so mit dem Evangelium verfährt. Denn das kann ich mir zwar jeden Sonntag in der Kirche abholen – die ist eine zuverlässige Apotheke! Aber wenn ich das Mittel dann nicht anwende und einnehme, werde ich auch nicht geistlich gesunden. Ein Evangelium, das bloß den anderen gilt, kann mir nichts nützen! Und darum sollte sich jeder in einem Vier-Augen-Gespräch mit Gott dessen vergewissern, dass ihm das Wort der Gnade auch persönlich gilt, ihm angerechnet und gutgeschrieben wird. Falsche Scheu, Zögern und Zaudern sind dabei aber nicht angebracht. Denn wenn wir hartnäckig seine Nähe suchen, uns nicht abwimmeln lassen und Gott ein bisschen „stalken“, hat er sogar Freude dran. Gott wird herzlich gern beim Wort genommen! Und wenn einer den Mut dazu aufbringt, erweist er sich dem auch gern als treu. Was Gott nicht versprochen hat, soll keiner wagen von ihm zu fordern – das ist ein ganz anderes Ding! Wo Gott sich aber durch sein Wort gebunden hat, da bleibt er's auch niemandem schuldig, und keiner kann ihn einer Lüge zeihen. So einen Gott zu haben, ist eine einmalige Chance. Seine Verheißungen zu kennen, ist der Hauptgewinn. Und Glaube besteht einfach nur darin, sich den nicht entgehen zu lassen...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Rechtfertigung, Gerechtigkeit und Gnade

Der Begriff „Rechtfertigung“ beschreibt das Zentrum des evangelischen Glaubens. Darum ist es gerade hier höchst wichtig, klar und verständlich zu reden. Doch leider gibt schon das Wort Anlass zu Missverständnissen. Denn unter einer „Rechtfertigung“ verstehen wir gewöhnlich den Versuch eines Menschen, kritische Stimmen zurückzuweisen und die eigene Unschuld zu beteuern. Und das ist es gerade nicht, was der evangelische Glaube mit „Rechtfertigung“ meint. Dem Gläubigen geht es nicht darum, Recht zu haben, sondern recht zu sein – nämlich Gott recht zu sein. Und die große Frage ist, wie ein Mensch dahin kommt. Wie kann es geschehen, dass Gott, statt zu zürnen und zu verdammen, zu einem schuldbeladenen Menschen sagt: „Du gehörst zu mir, und ich meine es gut mit dir. Ich zähle dich zu meinen Freunden. Für dich ist ein Stuhl frei an meinem Tisch. Du bist in Ordnung. Du bist mir recht.“ In dieser Weise von Gott angenommen zu werden, ist wahrscheinlich der Wunsch aller Menschen. Wir wünschen uns, dass Gott ein positives Urteil über uns fällt. Aber wie kann es dazu kommen? Die evangelische Antwort auf diese Frage ist nicht schmeichelhaft, aber sehr klar: Wenn Gott zu einem Menschen sagt „Du bist mir recht“, dann geschieht das nie, weil Gott diesem Menschen seine menschlichen Qualitäten oder Verdienste zu Gute hielte (davon haben wir einfach zu wenig), sondern es geschieht **immer nur**, weil Gott dem Menschen die Qualitäten und Verdienste Jesu Christi zu Gute hält. Der Grund für Gottes positives Urteil liegt nie im Menschen, sondern immer in Gott. Es ergibt sich aus seinem – und gerade nicht aus unserem Wesen. „Rechtfertigung“ meint daher einen positiven Richterspruch, einen Freispruch, der nicht aus der Unschuld des Angeklagten, sondern nur aus der Barmherzigkeit des Richters zu erklären ist.

Heißt das dann aber, dass Gott „so tut als ob“? Handelt er unwahrhaftig, wenn er Sünder „gerecht“ nennt und wie „Gerechte“ behandelt? Nein. Denn man muss hier zwei Arten des Urteilens unterscheiden. Es gibt Urteile, durch die man feststellt, was etwas ist. Und es gibt Urteile, durch die etwas erst zu etwas wird. Im ersten Fall nimmt das Urteil Fakten zur Kenntnis. Und im zweiten Fall schafft das Urteil Fakten. Am Beispiel der Vater-Sohn Beziehung kann man sich klar machen, wieso dieser Unterschied wichtig ist. Denn dass einer Vater ist und einer Sohn – das kann auf zweierlei Weise „festgestellt“ werden. Entweder durch einen Gentest. Oder durch eine Adoption. Der Gentest ist ein Urteil der erstgenannten Art. Es ist ein Urteil, durch das man feststellt, was einer ist. Er ist das leibliche Kind seines Vaters, selbst wenn der Vater das nicht weiß oder es bestreitet. Denn die Kindschaft ist durch den Gentest nachweisbar. Wer das Testergebnis vorliegen hat und daraufhin urteilt „A ist der Sohn von B“, stellt nur ein Faktum fest. Es liegt in der Person des Sohnes selbst begründet, dass man ihn als solchen anerkennen muss. Jede einzelne seiner Zellen beweist es. Denn die Sohnschaft ist eine ihm innewohnende Qualität.

Ganz anders verhält es sich aber im Falle der Adoption. Wenn da ein Mann sagt „Ich will diesen Jungen an Kindesstatt annehmen, er soll von heute an mein Sohn sein“, dann ist das ein Urteil, das nicht ein bestehendes Faktum zur Kenntnis nimmt, sondern dieses Faktum erst schafft. Würde der Vater nicht seinen Willen zur Adoption erklären, so gäbe es keine Kindschaft. Denn in der Person des Sohnes ist nichts enthalten, woraus sich ein entsprechender Anspruch ableiten ließe. Das Sohn-Sein ist keine ihm innewohnende Qualität, sondern es wird ihm erst im Vorgang der Adoption zugesprochen. Die Kindschaft wird hier durch das positive Urteil des Vaters nicht bloß anerkannt, sondern allererst geschaffen. Welcher Art ist nun das positive Urteil, das Gott über einen Christen fällt? Darauf kommt nun alles an! Wäre es ein

Urteil der ersten Art, so liefe es darauf hinaus, dass Gott lediglich die in uns liegenden Qualitäten festzustellen hätte – und auch nichts anderes tun könnte, ohne „unwahrhaftig“ zu urteilen. Im besten Fall nähme er dann zur Kenntnis, dass ein Mensch ein gerechtes Leben führt. Er würde als vorgegebenes Faktum erkennen: „Das ist ein Gerechter“. Und er müsste daraufhin urteilen „Er soll mir recht sein. Ich anerkenne, dass er für den Himmel taugt.“ Der Grund der Erlösung läge dann weniger in Gott, als im Menschen selbst und müsste bloß zu Tage gefördert werden, wie der Gentest ein Kindschaftsverhältnis zu Tage fördert.

Doch so verhält es sich nach dem Zeugnis des Neuen Testaments gerade nicht. Das positive Urteil Gottes über den Christen ist von der anderen Art. Es ist ein Urteil, das Fakten nicht feststellt, sondern Fakten erst schafft. Denn in der Person eines Sünders ist ja nichts enthalten, was Gott zu dem Urteil nötigte „Das ist ein Gerechter“. Ganz im Gegenteil! Darum gilt: Wie ein Adoptivsohn erst durch den Willen des Vaters zum Sohn wird, so wird der Christ erst durch das positive Urteil Gottes zu einem „Gerechten“. Das positive Verhältnis zwischen Gott und uns wird dabei nicht **festgestellt**, sondern durch das Urteil **hergestellt**. Und der Grund dafür liegt in keiner Weise im Menschen. Sondern der Grund liegt einzig in Gott, der um Christi willen sagt: „Ihr, für die Christus gestorben ist, sollt mir recht sein“. Das nämlich ist Gottes barmherzige Art, an seinen gefallenen Geschöpfen festzuhalten. Er betrachtet ihre Schuld als getilgt, weil Christus ihre Strafe getragen hat, und lässt sie als rein und heilig gelten, als wären sie so rein und heilig wie Christus selbst. Als Christen werden sie von Gott in das positive Urteil mit eingeschlossen, dass er über Christus fällt. Und darum ist jeder echte Christ ein „Gerechter“. Er ist es aber nicht auf Grund seiner fortgeschrittenen Moralität, sondern ist es allein durch die Gerechtigkeit Christi, an der er teilhat und partizipiert.

Spätestens hier wird uns bewusst, dass es nicht nur zwei Arten von Urteilen, sondern auch zwei Arten von Gerechtigkeit gibt. Weltliche Gerechtigkeit ist eine Tugend, gemäß der man jedem gibt, was ihm zukommt und niemandem etwas schuldig bleibt. Geistliche Gerechtigkeit aber ist keine Charaktereigenschaft, sondern eine Beziehung, in der „gerecht“ ist, wer Gott recht ist (und sonst keiner). Nach weltlicher Gerechtigkeit bekommt jeder, was er verdient. Nach geistlicher Gerechtigkeit bekommt der Sünder, was er braucht. Die beiden Arten von „Gerechtigkeit“ haben also nicht viel mehr gemeinsam als den Namen! Die weltliche Gerechtigkeit ist eine Eigenschaft, die geistliche ist eine Beziehung. Die weltliche kann man erwerben, die geistliche muss man geschenkt bekommen. Die weltliche haben nur die Anständigen, die geistliche wird auch Verbrechern zugesagt. Die weltliche gehört uns selbst, die geistliche bleibt immer eine Leihgabe Christi. Die weltliche basiert auf guten Werken, die geistliche basiert auf dem Glauben. Die weltliche gilt etwas vor der Welt, die geistliche gilt etwas vor Gott. Die weltliche kommt aus dem Gesetz, die geistliche aus dem Evangelium. Auf welche aber kommt es an? Welche ist wichtiger? Nach welcher wollen wir streben? Mit welcher gedenken wir, vor Gott zu treten und vor ihm zu bestehen? Eigentlich dürfte das keine Frage mehr sein. Denn unsere selbstgestrickte weltliche Gerechtigkeit – unser kleines bisschen Disziplin und Moralität – bleibt allemal ein löchriges Gewand: Wollten wir uns dahinein hüllen, so guckte immer noch aus tausend Löchern der nackte Sünder hervor. Die geistliche Gerechtigkeit dagegen, die Christus uns erworben hat und die er uns leiht, ist ein dicker, warmer Mantel, der die Blöße des Sünders vollständig zu bedecken vermag. Wie also wäre es ihnen lieber, vor Gott zu treten: Im Netzhemd ihrer eigenen Tugend, oder im warmen Mantel der Gnade Christi? Ich zumindest weiß, welche Art von Gerechtigkeit mir lieber ist...

Gütergemeinschaft mit Christus

Dem aufmerksamen Leser kann nicht entgehen, dass die Bibel dem Glauben überaus große Bedeutung beimisst. Denn ob ein Mensch Gott „recht“ ist, das entscheidet sich nach biblischem Zeugnis nicht an seinen Leistungen oder Tugenden, auch nicht an seinem Fleiß oder seinem Erfolg, sondern allein an seinem Glauben. Jesus sagt es überdeutlich: **„Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden“ (Mk 16,16)** Auf den Glauben kommt es also an. Nur: Warum ist das so? Warum entscheidet von den vielen Aspekten menschlichen Verhaltens gerade dieser eine über Heil und Unheil? Warum hängt das Schicksal eines Menschen ausgerechnet von seinem Glauben ab? Warum nicht von seiner Intelligenz, von seiner Hautfarbe oder seinem Charakter? Was gibt gerade dem Glauben solche Macht und Bedeutung?

Wir müssen einen Umweg gehen, um diese Frage zu beantworten. Erinnern sie sich an das Märchen vom „Aschenputtel“, an das Musical „My Fair Lady“ und den Film „Pretty Woman“? Das Grundmotiv dieser drei Geschichten ist sehr ähnlich. Ja, im Grunde wird dreimal dieselbe Begebenheit erzählt: Das arme „Aschenputtel“ muss für seine böse Stiefmutter schwer arbeiten. Doch irgendwann kommt der Königssohn, der Aschenputtel auf sein Pferd hebt und mit ihr zum Schloss reitet, um sie zu heiraten. Die ungebildete Blumenverkäuferin Eliza Doolittle hat keine Ahnung von der Kultur der „besseren Gesellschaft“. Doch Professor Higgins nimmt sich ihrer an, bis sie eine echte „Lady“ geworden ist. Julia Roberts geht im Film der Prostitution nach, um ihre Miete bezahlen zu können. Aber der reiche Geschäftsmann Richard Gere führt sie in das Leben der High Society ein und überschüttet sie mit Luxus und Liebe.

Das ist – mit gewissen Abweichungen – immer dieselbe Geschichte. Und doch hören die Menschen sie immer wieder gern und träumen diesen schönen Traum: Da kommt jemand, der mir an Reichtum und Glanz, an Macht und Wissen haushoch überlegen ist. Und der hat nichts anderes im Sinn, als seine ganze Pracht und Herrlichkeit mit mir zu teilen! Er sagt: „Was mein ist, soll künftig auch dein sein!“. Er öffnet die Tür zu einem besseren Leben. Er entführt mich in eine wunderbare Welt. Ich fühle mich geschmeichelt und beglückt, und die staunenden Beobachter sprechen von einer „gute Partie“. Denn wenn ich sehr wenig einbringe und der andere unendlich viel, dann ist „Gütergemeinschaft“ eine feine Sache.

Und was hat das nun mit dem Glauben zu tun? Sind wir vom Thema abgekommen? Es scheint nur so. Denn die oben aufgeworfene Frage, warum ausgerechnet der Glaube über Heil und Unheil eines Menschen entscheidet, lässt sich nun recht einfach beantworten: Das Besondere am Glauben ist nämlich, dass er uns mit Christus vereint. Und die in dieser Vereinigung begründete „Gütergemeinschaft“ ist vergleichbar mit dem, was Aschenputtel, Eliza Doolittle und Julia Roberts widerfährt. Ja, was die Begegnung mit Christus bewirkt, ist sogar noch besser. Denn hier ist die menschliche Seele das arme „Aschenputtel“, das nichts zu bieten hat als Schuld, Vergänglichkeit und Angst. Christus aber ist der „Prinz“, der seine Gottheit, Gerechtigkeit und Ewigkeit in die Ehe einbringt. Christus wendet sich dem Sünder zu, obwohl der ihm gar nichts zu bieten hat. Er sagt trotzdem: „Was mein ist, soll künftig auch dein sein!“. Und wenn der Mensch diese Chance ergreift, wenn er sich im Glauben mit Christus vereint, gewinnt er Anteil an allem, was Christus hat. Der Mensch ist dann (durch den Glauben) „in Christus“, und Christus ist (durch den Heiligen Geist) „in ihm“. Das Ergebnis der Verschmelzung ist aber für den Sünder höchst vorteilhaft. Denn alles, was der Gläubige begangen hat, wird Christus zu Eigen, so als hätte es Christus begangen (er trägt unsere Schuld, er büßt unsere Strafe, er geht für uns durch die Hölle). Alles aber, was Christus besitzt und vollbringt, wird

uns zu Eigen, so als hätten wir es erworben und vollbracht (seine Ewigkeit und Gerechtigkeit, seine Heiligkeit und sein Gehorsam werden uns zugerechnet). Wenn's aber das ist, was der Glaube vollbringt, ist es dann ein Wunder, dass die Bibel den Glauben über alles andere stellt? Um es mit Worten Martin Luthers zu sagen:

„Man muss richtig von dem Glauben lehren, durch den du so mit Christus zusammenschweißt wirst, dass aus dir und ihm gleichsam eine Person wird, die man von ihm nicht losreißen kann, sondern beständig ihm anhängt und spricht: Ich bin Christus; und Christus wiederum spricht: Ich bin jener Sünder, der an mir hängt und an dem ich hänge. Denn wir sind durch den Glauben zu einem Fleisch und Bein verbunden, wie Eph. 5,30 steht: „Wir sind Glieder des Leibes Christi, von seinem Fleisch und Gebein.“ So, dass dieser Glaube Christus und mich enger verbindet als Gatte und Gattin verbunden sind.“

Luther wird nicht müde, diesen wunderbaren Vorgang in vielfältigen Begriffen und Bildern zu beschreiben: Wie ein Ring den Edelstein fasst und festhält, so fasst der Glaube Christus. Wie ein Bäcker verschiedene Zutaten vermengt, so dass sie untrennbar werden, so werden der Christ und Christus durch den Glauben „ein Kuchen“. Wie die Glieder des Leibes eins sind mit dem Haupt, so sind die Gläubigen eins mit ihrem Herrn. Es geht dabei zu, wie wenn ein Bettler und ein Edelmann die Kleider tauschen: Christus nimmt unsere alten Lumpen, er schlüpft in das Fellgewand Adams, das von Schuld besudelt und beschmutzt ist. Wir aber hüllen uns in den strahlenden Mantel seiner Gerechtigkeit und werden bekleidet mit der Herrlichkeit Christi. Wer hätte jemals einen besseren Tausch gemacht? Das Ziel dieses „Kleidertausches“ ist aber nicht, dass wir uns, sondern dass wir Gott gefallen und vor ihm bestehen können als solche, die „in Christus“ sind. Denn Gottes Sohn wurde Mensch, damit wir Menschen göttlich würden. Er schlüpft in unsere Haut, er tauscht die Rollen, er verwischt bewusst die Grenzen zwischen ihm und uns – damit wir bei ihm geborgen sind, umfassen von seiner Gnade und eingehüllt in seine Barmherzigkeit.

Glaube ist demnach viel mehr als die religiöse „Meinung“ eines Menschen. Er ist mehr als eine anerzogene „Gewohnheit“ oder eine „Ansicht“ über Gott. Denn er ist das Band, das den Menschen mit Christus verbindet, ja das ihn mit Christus so vereint, dass die beiden vor Gott und der Welt ununterscheidbar werden. Auf diese Weise in Christus einzugehen, in ihm aufzugehen und dadurch erlöst zu werden – das ist es, was der Glaube schenkt, und was niemand ohne den Glauben haben kann. Denn nur der Gläubige versteht, was Paulus mit jenem herrlichen Wort beschreibt:

„Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ (Gal 2,20)

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gefühle zum Glauben

Warum es auch ohne geht...

(in enger Anlehnung an einen Text von C.H. Spurgeon)

Das Thema dieses Abschnittes wird manchen überraschen. Denn ich habe mir vorgenommen, über Gefühle zu sprechen. Und das ist bei Männern eher selten. Mit Gefühlen kennen sich Frauen scheinbar besser aus, während Männer sich an handfeste Dinge halten und an die Logik, die sie verstehen. Ich als Pfarrer komme aber am Thema nicht vorbei, weil ja Gefühle im Sinne von „religiösen Gefühlen“ sehr wichtig genommen werden: „Der Glaube kommt nicht aus dem Verstand!“ sagen viele Leute, „das ist mehr so ein Gefühl.“ „Gott kann man nicht beweisen“ sagen sie, „Gott muss man spüren.“ Und weil viele Pfarrer, und vor allem Pfarrerrinnen (!), das genauso sehen, gibt es einen starken Trend, Emotionen, Erfahrungen und innere Erlebnisse in den Vordergrund zu stellen. Das hat natürlich viel für sich und lässt sich solide begründen, weil Glaube ein ganzheitliches Geschehen ist, das am Gemüt nicht spurlos vorübergeht.

Schon Luther betonte immer wieder, dass Glaube mehr ist als ein bloßes „Für-wahr-halten“ dogmatischer Sätze. Glaube ist eine ehrfürchtige und vertrauensvolle Hingabe der ganzen Person, die ihr Schicksal mit Herz und Verstand in Gottes Hände legt! Das geht natürlich nicht ohne Gefühle ab, weil Gottesfurcht und Gottvertrauen, Buße und innere Umkehr, Glaube, Liebe und Hoffnung unser ganzes Wesen einbeziehen. Und dennoch entstehen aus der Betonung des religiösen Gefühls immer wieder Probleme bei Menschen, die nach Gott suchen und eigentlich glauben wollen und die Erfahrung machen, dass sie leider nichts Besonderes „fühlen“. Denn die gehen dann in beschwingte Gottesdienste und erleben die Enttäuschung, dass es sie nicht mitreißt. Die erleben missionarische Veranstaltungen mit Gläubigen, die ganz außer sich geraten vor Freude, Liebe und heiliger Begeisterung, und stehen doch selber stumpf und kalt daneben, weil der emotionale Funke nicht überspringt.

Tut mir leid, sagen die dann, ich kann wohl irgendwie nicht glauben, denn ich fühle da nichts. Diese Leute haben dann den Eindruck, dass Gott ihnen die kalte Schulter zeigt, weil er ihr Herz nicht berührt und sie nicht erleben lässt, was die anderen doch offenbar erleben. Sie stehen daneben wie blind und dumm – und entwickeln so etwas wie Neid auf die tollen religiösen Gefühle der anderen. Die sagen: Du musst die öffnen! Du musst es an dich ranlassen! Du musst dich drauf einlassen! Bitte Gott darum – dann fühlst du ihn auch!

Wenn der Neuling es aber versucht und trotzdem nichts spürt oder erlebt, sieht er sich ausgeschlossen. Und er folgert natürlich, dass der Grund des Glaubens in jenen religiösen Gefühlen liegen muss, zu denen er keinen Zugang hat. Die anderen scheinen Gott unmittelbar zu spüren – und sie reden auch dauernd davon. Ihm aber fehlt das Gespür und damit, so meint er, auch die Grundlage zum Glauben. Doch stimmt das so? Geht es beim Christ-Sein darum, dass ein Mensch seinen religiösen Gefühlen glaubt? Oder geht es darum, dass er dem Evangelium glaubt? Baut der Glaube auf die eigene Stimmung, Rührung und Begeisterung? Oder baut er auf Gottes Wort? Vielleicht scheint es ihnen spitzfindig, so zu fragen. Denn wo Gottes Wort Glauben findet, bleiben Emotionen selten ganz aus. Und doch kommt es sehr darauf an, Ursache und Wirkung nicht zu verwechseln. Denn als Christen glauben wir nicht an unsere eigene fromme Stimmung, sondern glauben an den dreieinigen Gott. Und wir dürfen beides auch nicht verwechseln oder vermengen, weil sonst die frommen Stimmungen und die religiösen Gefühle zu einer Art Zugangsbedingung werden, die Menschen von Christus fernhalten kann. Christus hat nämlich nicht die zu sich gerufen, die irgendwas Tolles fühlten, sondern die, die

mühselig und beladen sind. Und genauso wenig, wie Jesus „gute Werke“ zur Voraussetzung der Nachfolge macht, macht er „religiöse Gefühle“ zur Voraussetzung. Nein! Christus ruft die, die ihm gerade nichts zu bieten haben. Nicht die Gerechten, sondern die Sünder, nicht die fromm Gestimmten, sondern die religiösen Versager, nicht die, die Gott immerzu spüren und fühlen, sondern auch die, die das Gefühl seiner Nähe schmerzlich entbehren! Und darum wäre es zutiefst unevangelisch, irgendeine Form von Sensibilität oder Emotion, irgendwelche Gebetserfahrungen oder Geistesgaben zur Vorbedingung des Glaubens zu erheben.

In der Esoterik redet man viel von spirituellen Begabungen und von göttlichen Kräften, die man spüren kann. Es wird da viel von inneren Erfahrungen erzählt, von Berührungen Gottes, von Erleuchtung und Beseligung, von innerer Wärme und innerem Licht. Es ist aber gewiss viel Einbildung und Prahlerei dabei, und es ist vor allem Unrecht denen gegenüber, die von den sensationellen Gefühlen anderer hören und folgern, sie selbst seien religiös unmusikalisch. Die spüren nichts, die fühlen nichts, die sehen ihre eigene Leere, ihre Kälte und ihre geistliche Armut. Aber ist Christus für die etwa nicht gestorben? Sollen die etwa ausgeschlossen sein, nur weil sie nüchtern bleiben und nicht von ihrer eigenen Begeisterung besoffen sind? Ich kann dem Jesu eigene Worte entgegenhalten, weil er sagte: „Selig sind, die da geistlich arm sind; denn ihrer ist das Himmelreich.“

„Geistlich arm“ sind auch die, die nicht von ihren religiösen Gefühlen erzählen und schwärmen können, weil sie vielleicht emotional stumpf sind. Und doch gilt ihnen die Verheißung des Himmelreiches! Denn unser Glaube verlässt sich nicht darauf, dass wir so fest und so gefühlvoll glauben, nicht darauf, dass wir gute Menschen wären, nicht darauf, dass wir reinen Herzens wären, nicht auf Innerlichkeit oder Tiefsinn – sondern der Glaube verlässt sich auf den Herrn, der jenseits von uns und über uns ist. Der Grund und Inhalt unseres Glaubens ist nicht in uns zu suchen, sondern außerhalb von uns, weil der Glaube keinen anderen Grund hat als Christus selbst. Und die Anweisung an einen Suchenden und Zweifelnden kann darum gerade nicht lauten, er solle tief in sich schauen auf irgendeine Befindlichkeit seines Gemüts, sondern er soll gerade von sich weg schauen auf Christus. In Christus liegt das Heil, nicht in unseren Gefühlen, und Christus verdient auch das Vertrauen, das unsere Gefühle definitiv nicht verdienen. Denn Christus ist verlässlich, und unsere religiösen Gefühle sind es nicht. Christus macht uns gerecht, und unsere Gefühle können das nicht. Wenn also jemand verzweifelt, weil ihm religiöse Erfahrungen abgehen, dann sollten wir ihm sagen, dass er sie nicht braucht.

„Ich würde ja gern glauben“ sagen diese Leute, „aber ich spüre doch nichts!“ Unsere Antwort muss aber sein „das brauchst du auch nicht!“. Denn wenn einer Gott spürte und daraufhin glaubte, würde er ja auf sein Gespür vertrauen und nicht eigentlich auf Gott. Glauben heißt nicht, dass ich etwas Gutes in mir entdecke und daraus schließe, dass ich gerettet bin, sondern Glaube bedeutet gerade, dass ich in mir nichts Gutes entdecke und darum meine Rettung bei Christus suche. Denn wer das tut, findet in Christus sein Heil, und wer es nicht tut, kann auch mit noch so viel religiösem Gefühl zur Hölle fahren. Man glaubt nicht an Christus, weil man fühlt, dass man ihn braucht, sondern weil man ihn tatsächlich braucht. Und man kommt dann auch nicht als besonders empfindsamer Sünder zu ihm, sondern nur als Sünder. Mit den Worten C. H. Spurgeons gesagt: „Die Erkenntnis der eigenen Not ist ein wertvolles Gefühl, aber wenn ich am Fuß des Kreuzes stehe, glaube ich nicht an Christus, weil ich so ein wertvolles Gefühl habe, sondern ich glaube an ihn, ob ich wertvolle Gefühle habe oder nicht.“

Christus ist nämlich gekommen, um die Sünder zu retten. Und er meint dabei nicht die „erweckten“ Sünder oder die „spirituell begabten“ Sünder, nicht die „reumütigen“ Sünder oder die „gefühlvollen“, sondern schlicht „die Sünder“, die mit leeren Händen zu ihm kommen, die

keine guten Taten, keine Verdienste, und auch keine seelischen Befindlichkeiten vorweisen können. Kein Gefühl ist für uns gestorben und kein Gefühl macht uns gerecht, nicht durch Gefühle werden wir geheiligt, nicht durch gute Gedanken oder Werke, sondern allein durch Christus, den wir nicht in uns finden, sondern über uns.

Jesus Christus spricht: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“ (Joh 6,37) Und er nennt dazu weiter keine Bedingungen, denn alles, dessen es sonst noch bedarf, werden wir bei Christus finden. Was macht es also für einen Sinn, dem Glauben fern zu bleiben, weil man meint, es fehle einem das Talent? Stellen sie sich ein Badezimmer vor und einen Menschen, der vor der Tür steht, und sagt: „Ich kann da nicht rein gehen, um mich zu waschen, denn ich bin so schmutzig!“ Würde uns das einleuchten? Nein. Der Schmutz eines Menschen spricht nicht dagegen, dass er gewaschen wird, sondern ist ein klarer Grund dafür. Stellen sie sich ein Sozialamt vor und einen Menschen, der vor der Tür steht und sagt: „Ich bin so arm, ich bin gar nicht darauf vorbereitet, Unterstützung zu bekommen.“ Würden wir nicht antworten: „Deine Armut ist deine Vorbereitung! Genau deine Bedürftigkeit qualifiziert dich, dort einzutreten!“? Nicht anders ist es, wenn einer an der Schwelle Jesu Christi steht und glaubt, er müsse religiöse Gefühle haben, um dort Aufnahme zu finden. Denn gerade sein Mangel ist die allerbeste Vorbereitung und sein Defizit ist die beste Qualifikation. Gerade die mit den leeren Händen sind berufen, sich von Christus beschenken zu lassen. Und wenn sie erst mal bei ihm angekommen sind, und Christus ist der Meinung, dass sie religiöse Gefühle haben sollten, dann wird er sie ihnen verschaffen. Wenn aber nicht, dann geht's gewiss auch ohne. Wer also darf zu Christus kommen? Wer darf es wagen? Schon diese Frage ist verkehrt, weil Jesus Christus uns selbst zu ihm befohlen hat, und es darum keine Frage des Dürfens ist, sondern eine Frage der Pflicht: Das Evangelium sagt „Glaube an den Herrn Jesus und du wirst errettet werden“ (Apg 16, 31) und „Wer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet“ (Joh 3,18) Der Glaube an Christus ist also gleichzeitig Auftrag und Vorrecht. Und es ist wirklich eine Gnade, dass der Glaube Pflicht ist, denn so kann die Frage nie aufkommen, ob ein Mensch das Recht hat, seine Pflicht zu tun. Auf dieser Basis, dass Gott mir befiehlt zu glauben, habe ich das Recht zu glauben, egal wer ich bin, und habe überhaupt kein Recht, es zu unterlassen. Denn das Evangelium gilt allen – und zu allen gehöre nun einmal auch ich. Was also könnte einer falsch machen, wenn er dem Befehl Gottes gehorcht? Es ist ein Gebot Gottes für alle Menschen, an Jesus Christus zu glauben, den Gott gesandt hat. Und dass es geboten ist, ist eine Garantie für alle Sünder, dass sie es auch dürfen. Eine gesegnete Garantie ist das! Denn die Hölle kann sie nicht anfechten, und der Himmel wird sie nicht zurücknehmen! Es braucht darum keiner auf Erfahrungen zu starren, die er hat oder die ihm fehlen, nicht auf Gefühle und nicht auf Werke, sondern auf Christus allein sollen wir schauen. Denn an uns selbst ist eh nichts Gutes, worauf wir vertrauen dürften, sondern in ihm ist alles Gut, dessen wir bedürfen.

„Oh“ schreibt Spurgeon, „ich wünschte, ich könnte dir diesen Gedanken begreiflich machen. Wenn Gott dich rettet, dann liegt das überhaupt nicht an dir, sondern einzig an ihm selbst. Gottes Grund, warum er einen Sünder begnadigt, liegt in seinem eigenen Herzen begründet und nicht in dem des Sünders. Für deine Rettung sprechen genauso viele Gründe, wie für irgend jemanden sonst, nämlich keine. Du lieferst keinen Grund, warum Gott dir gnädig sein müsste, aber er erwartet keinen Grund, denn der Grund dafür liegt in Gott allein.“

Wahrlich: Das ist eine gute Nachricht. Denn wer von uns ehrlich in den Spiegel schaut, wird finden, dass Gott wenig Anlass hat, ihn zu erlösen. Aber Gott braucht dazu auch keinen anderen Anlass, als nur den, der in Gott selbst liegt, weil der barmherzige Gott sich grundlos erbarmt. Wir sind's durchaus nicht wert – aber das stört ihn nicht! Und für diese Großmut können wir ihm gar nicht oft genug danken...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Heilsgewissheit

Wie schätzen sie ihre Chancen ein, in den Himmel zu kommen? „Ganz gut“ oder „eher schlecht“? Haben sie bloß eine vage Hoffnung, dass Gott sie freundlich aufnehmen wird? Oder haben sie feste Gewissheit? Viele versuchen sich in dieser Frage Klarheit zu verschaffen, indem sie sich selbst und ihren moralischen Zustand kritisch beobachten. An „guten Tagen“ sind sie dann optimistisch und denken „Ich bin mit mir zufrieden, warum soll nicht auch Gott mit mir zufrieden sein?“. Aber an „schlechten Tagen“ – wenn sie mal wieder lieblos mit ihren Mitmenschen umgegangen sind – sind sie pessimistisch: „So wie ich bin, kann Gott mich unmöglich lieben“ heißt es dann: „Ich bin kein guter Mensch“. Und weil solche Selbsteinschätzungen immer Schwankungen unterliegen, kommen die Betroffenen nicht zur Ruhe. Woran aber liegt's? Bestimmt nicht daran, dass diese Menschen wirklich „schlechtere Christen“ wären als andere. Vielmehr vermute ich, dass ihre Angst, religiös zu „versagen“ und von Gott abgelehnt zu werden, auf einem Missverständnis beruht: Sie nehmen an, Gottes Wohlwollen sei daran gebunden, dass sie sich seines Wohlwollens würdig erweisen. Und sie folgern, sie könnten nur in Gottes Reich aufgenommen werden, wenn sie zu ihrer Erlösung einen gewissen „Eigenbeitrag“ leisten. Sie geben durchaus zu, dass die Erlösung Gottes Geschenk ist. Vielleicht sogar zu 99%. Aber das verbleibende 1%, das sie selbst meinen beisteuern zu müssen, genügt als „Unsicherheitsfaktor“. Denn mag auch Gottes Gnade außer Zweifel stehen, so bleibt doch immer fraglich, ob auch der Mensch „seinen Teil“ getan und sich ausreichend bemüht hat. Man kann schließlich immer noch mehr tun. Man wird nie sagen können, man habe nun genug geliebt, genug gebetet, genug vergeben, genug geglaubt, genug gegeben. Was aber folgt daraus? Müssen wir bis zuletzt zittern und zagen? Erfahren wir erst im Himmel, ob Gott uns wohlgesonnen ist? Die evangelische Kirche bestreitet das, weil der Gedankengang, der zu solcher Besorgnis führt, auf falschen Voraussetzungen beruht. In Wahrheit gibt es nämlich gar keinen „Eigenbeitrag“, den wir zu unserer Erlösung leisten müssten. Und darum gibt es auch keinen „Unsicherheitsfaktor“. Alles, was nötig war, hat Jesus Christus aus Liebe zu uns getan, als er am Kreuz für uns starb. Und weil seine Tat keiner „Ergänzung“ oder „Vervollständigung“ durch menschliche Anstrengungen bedarf, darum können wir als Christen gewiss sein, dass Gott uns nicht ablehnen und verwerfen wird. Das gilt auch, wenn wir uns wie religiös-moralische Versager vorkommen. Dass Gott uns liebt und in sein Reich aufnehmen will, ist trotzdem gewiss, weil das, was nicht auf unseren Leistungen gründet, auch nicht durch unser Versagen gefährdet werden kann. Ich will das an einem Beispiel aus der Tierwelt verdeutlichen: Wenn eine Affenmutter eine Gefahr wahrnimmt und mit ihrem Jungen auf den Baum fliehen will – wie trägt sie dann ihr Kind? Die Affenmutter trägt ihr Kind am Bauch. Das Kind krallt sich mit Händen und Füßen fest in das Fell der Mutter. Die Mutter aber hat Arme und Beine frei, um in die Bäume zu steigen. Katzen dagegen tragen ihre Jungen anders. Wenn in der Umgebung der Katzen eine Gefahr auftaucht und die Katzenmutter ihr Junges in Sicherheit bringen muss, packt sie es mit den Zähnen im Genick. Das Katzenjunge macht sich dann steif und tut gar nichts, die Mutter aber hat das Nackenfell fest im Maul und kann das Kleine davontragen.

So merkwürdig es auch klingt: Dieser Unterschied zwischen Affen und Katzen ist dem eben beschriebenen ganz ähnlich. Es ist der Unterschied zwischen 99 und 100 Prozent. Ob das Affenjunge gerettet wird, hängt zwar zu 99% von der Schnelligkeit der Mutter ab. Es hängt aber wenigstens zu 1% auch davon ab, ob sich das Junge fest genug in das Fell der Mutter krallt. Indem es sich festhält, muss das Affenjunge einen Beitrag zu seiner Rettung leisten, denn wenn es nicht zupackt, fällt es herunter. Genau so missverstehen von Selbstzweifeln geplagte

Christen ihr Verhältnis zu Gott. Sie meinen, sie müssten sich unermüdlich um persönliche Verdienste bemühen, weil sie anderenfalls das Wohlwollen Gottes verspielen und verlören. Ihre Rettung erscheint ihnen bis ans Ende ungewiss, weil sie nie wissen, ob sie „genug“ getan haben. Doch diese Sorge beruht auf falschen Voraussetzungen. Denn in Wahrheit gleichen Christen den Katzenkindern. Und ob ein Katzenjunges gerettet wird, hängt in keiner Weise von ihm selbst ab. Es tut nichts zu seiner Rettung und kann insofern auch nichts falsch machen. Es wird am Nackenfell aus der Gefahrenzone herausgetragen und könnte nur dann herunterfallen, wenn die Katzenmutter ihren Biss lockerte. Hier hängt alles zu 100% von der Mutter ab. Und ebenso hängt für den Christen alles zu 100% von Gott ab. Er kann und muss zu seiner Rettung keinen Beitrag leisten, sondern wird von Gottes Gnade getragen. Und gerade das macht ihm die Rettung gewiss. Denn was nicht auf meiner Leistung gründet, kann auch nicht durch mein Versagen gefährdet werden. Ist das nicht ungeheuer tröstlich für alle, die um ihre Schwäche wissen?

Einem von Selbstzweifeln geplagten Christen kann man nur raten, statt der eigenen Schwäche lieber Gottes Stärke in den Blick zu nehmen. Auch einem Kätzchen, das an seiner Rettung zweifelt, würde man ja sagen: „Spürst du nicht den festen Griff deiner Mutter im Nacken? So fest dieser Griff und so stark deine Mutter ist, so gewiss ist deine Rettung!“ Dem Christen aber, der an Gottes Wohlwollen zweifelt, muss man dasselbe sagen: „Spürst du nicht, dass Gott nach dir gegriffen hat? Bist du nicht getauft? Gehst du nicht zum Abendmahl? Ist dir nicht zugesagt, dass Gott es gut mit dir meint? Na also! So verlässlich wie Gottes Zusage, so gewiss ist auch deine Erlösung! Grüble nicht darüber nach, ob du wohl gut genug und fromm genug bist. Du bist es gewiss nicht! Und trotzdem wird dein Versagen Gottes guten Plan nicht zu Fall bringen. Er hat dich nie wegen deiner Leistungen geliebt – warum also soll er dich wegen deiner Fehlleistungen verwerfen? Er hat zwar keinen Grund, aber er braucht auch keinen Grund, um dich zu lieben. Seine Liebe hat ihren Grund in sich selbst. Darum finde dich einfach damit ab, dass du unverdient in den Himmel kommen wirst (wie alle anderen Christen auch). Du sollst zwar vieles tun zum Wohle deiner Mitmenschen – aber nichts sollst du tun zu deiner eigenen Rettung. Denn was Christus für dich tat, war keine halbe Sache. Er hat die Entscheidung über deine Seele wohlweislich nicht deinen eigenen Händen überlassen. Sie liegt allein in seiner Hand – und dort liegt sie gut. Sei dessen gewiss und freue dich!“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die Knechtschaft des menschlichen Willens

1. Gefragt wird nicht nach „Handlungs–“ sondern nach „Willensfreiheit“

Es steht außer Frage, dass der Mensch im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten **tun** kann, was er **will**. Strittig ist allein, ob der menschliche Wille dergestalt über sich selbst verfügt, dass er **wollen** kann, was er (nach Gottes Gebot) **wollen soll**. Dazu müsste er nämlich „frei“ sein, nicht nur (seiner Prägung und Richtung gemäß) zwischen Handlungsalternativen zu wählen, sondern er müsste „frei“ sein, sich selbst eine neue Prägung und Richtung zu geben.

2. „Willensfreiheit“ ist philosophisch ein Ungedanke

Die Behauptung, der menschliche Wille verfüge über sich selbst, muss schon allein aus philosophischen Gründen angezweifelt werden. Denn es fragt sich ja, ob der Wille im Gebrauch seiner angeblichen „Freiheit“ von Motiven abhängig ist oder nicht. Folgt er den jeweils stärksten Motiven des Menschen (seinen Wünschen, Bedürfnissen, Ängsten und Gründen), so kann von „Freiheit“ des Willens keine Rede sein, weil dann das Kräfteverhältnis der Motive die Entscheidungen determiniert. Sollte der Wille aber in der Lage sein, unabhängig von solchen Motiven zu entscheiden, so bestünde seine „Freiheit“ lediglich in dem Vorrecht, unmotiviert und grundlos zu handeln. Im ersten Falle herrscht Zwang. Im zweiten Willkür. Was aber „Willensfreiheit“ sein soll, bleibt im Dunkeln.

3. „Willensfreiheit“ ist unvereinbar mit Gottes Vorsehung

Gott hat sich nach der Schöpfung nicht aus der Welt zurückgezogen, um sie menschlicher Willkür zu überlassen. Vielmehr ist er in Natur und Geschichte wirksam gegenwärtig, um seine Geschöpfe zu erhalten und zu regieren. In seiner Allwissenheit sieht er voraus, was sie tun werden. Und in seiner Allmacht kann er es nach Belieben verhindern oder zulassen. Es ist darum undenkbar, dass sich jemand der Vorsehung entzöge, um Gott mit unvorhergesehenen „freien“ Entscheidungen zu überraschen. Es tut zwar jeder Mensch, „was er will“. Aber die Geschichte Josephs (Gen 37 – 45) zeigt, dass der Mensch dadurch Gottes Pläne nicht etwa verwirrt und zu Fall bringt, sondern sie (wissend oder unwissend) in die Tat umsetzt.

4. „Willensfreiheit“ ist unvereinbar mit der Realität der Sünde

Wenn „Willensfreiheit“ meint, der Mensch könne sich aus eigener Kraft dem Guten oder dem Bösen zuwenden, dann kann diese Willensfreiheit Adam und Eva zugebilligt werden. Dem gefallen Menschen muss sie aber abgesprochen werden, wenn man seine Sünde nicht relativieren und verharmlosen will: Ein Sünder, der noch genug Kraft hätte, um sich freiwillig dem Guten zuzuwenden, könnte ja nur sehr eingeschränkt als Sünder gelten. Der entscheidende Teil seiner Person – nämlich sein zum Guten freier Wille – unterläge **nicht** der Macht der Sünde. Und dieser unverdorbene, „bessere“ Teil des Menschen bedürfte dann auch keiner Erlösung. Christus würde nur zur Erlösung des „schlechteren“ Teils gebraucht! Doch die Wirklichkeit sieht anders aus: Sünde ist kein **partieller**, sondern ein **totaler** Schaden. Der Sünder ist ganz und gar der „Sünde Knecht“ – und für einen „freien Willen“ bleibt darum kein Raum.

5. Durch „Willensfreiheit“ würde der Glaube zum Werk

Wird dem Menschen hinsichtlich des Glaubens (und damit hinsichtlich des Heils) „Freiheit“ zugeschrieben, so ist der Glaube kein Geschenk Gottes mehr, sondern eine vom Menschen zu

erbringende Leistung. Der Glaube wäre dann keine **Folge** der Erwählung, sondern eine vom Menschen zu erfüllende **Bedingung** der Erwählung. Der Christ würde sich durch kluge Betätigung seiner Freiheit das Heil „verdienen“. Und die Geretteten hätten sich durch die Entscheidung zum Glauben selbst zum Heil erwählt. Doch von alledem weiß die Bibel nichts: Die Vorstellung, Gott überließe es den Sündern, ob sie erwählt werden wollen oder nicht, ist ihr völlig fremd.

6. Kraft seiner „Willensfreiheit“ wäre der Sünder sein eigener Erlöser

Soll „Willensfreiheit“ bedeuten, dass das Werk Christi nur **eine** notwendige Bedingung des Heils ist, zu der noch der freie Willensentschluss des Menschen als **zweite**, ebenfalls notwendige Bedingung des Heils hinzutreten muss, so ist der Mensch letztlich sein eigener Erlöser. Er verdankt sein Heil dann zwar einerseits Christus. Er verdankt es andererseits aber auch der klugen Betätigung seiner Freiheit. Dergleichen zu behaupten, ist „Raub an der Ehre Christi“ (M. Luther), weil Christus dabei nicht mehr zugestanden wird, als nur, eine Vorlage zur Erlösung gegeben und sie ermöglicht zu haben. Dass aus der Möglichkeit Wirklichkeit wird, wäre dann **nicht** der Gnade Gottes zu verdanken, sondern der Entscheidung des sich selbst erlösenden Sünders.

7. „Willensfreiheit“ würde Heilsgewissheit unmöglich machen

Hätte der Sünder dank seiner „Freiheit“ das Heil seiner Seele in den eigenen zitterigen und fehlbaren Händen, so könnte er dieses Heils nie gewiss sein und wäre der verzweifeltten Sorge um sich selbst nie enthoben. Die Lehre vom freien Willen zerstört darum den Trost und den Frieden, den das Evangelium den Christen schenken möchte. Luther sagt daher zu Recht:

„Wenn es irgend geschehen könnte, wollte ich nicht, dass mir der freie Wille gegeben wird, oder dass etwas in meiner Hand gelassen würde, wodurch ich mich um das Heil bemühen könnte, nicht allein deswegen, weil ich in soviel Anfechtungen und Gefahren, gegenüber soviel anstürmenden Dämonen nicht zu bestehen und jenes nicht festzuhalten vermöchte ... sondern weil ich, auch wenn keine Gefahren, keine Anfechtungen, keine Dämonen da wären, dennoch gezwungen sein würde, beständig aufs Ungewisse hin mich abzumühen und Lufthiebe zu machen; denn mein Gewissen wird, wenn ich auch ewig leben und Werke tun würde, niemals gewiss und sicher sein, wie viel es tun müsste, um Gott genug zu tun. ... Aber nun, da Gott mein Heil meinem Willen entzogen und in seinen Willen aufgenommen hat und nicht auf mein Werk oder Laufen hin, sondern aus seiner Gnade und Barmherzigkeit verheißen hat, mich zu erretten, bin ich sicher und gewiss, dass er treu ist und mir nicht lügen wird, außerdem mächtig und gewaltig ist, dass keine Dämonen und keine Widerwärtigkeiten imstande sein werden, ihn zu überwältigen oder mich ihm zu entreißen.“

8. Schlussfolgerung

Die Illusion der Freiheit taugt zu nichts, als nur dazu, das Evangelium zu verdunkeln. Ich mache mir darum die Position der Reformatoren zu eigen: Der Mensch, der unter der Herrschaft der Sünde steht, vermag nichts anderes zu wollen, als was der Sünde gemäß ist. Wie ein Wagenrad, das unaufhaltsam einen Hang hinunterrollt, ist er in der Dynamik seiner sündigen Willensbewegung gefangen und kann seinem Willen von sich aus keine andere Richtung geben. Wird der Mensch aber durch das Evangelium zum Glauben überwunden, so geschieht das „sola gratia“, ohne jeden verdienstlichen Beitrag des Menschen, allein durch das erwählende Handeln Gottes. Die Entscheidung Gottes, einen Menschen zum Heil zu erwählen, ist nicht

eine notwendige Bedingung seiner Erlösung (zu der die „freie“ Entscheidung des Menschen noch hinzutreten müsste), sondern sie ist **die** völlig hinreichende, keiner Ergänzung bedürftige Bedingung der Erlösung (aus der Kraft des Heiligen Geistes die positive Willensbewegung und die Veränderung des Menschen resultiert). Unser Glaube ist keine Voraussetzung der Erwählung, sondern als gnädiges Geschenk Gottes ihre erste und schönste Folge!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Christliche Freiheit

Das zentrale Stichwort in Joh 8,31-36 ist die „Freiheit“. Denn Jesus sagt: **„Wenn ihr bleiben werdet an meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“** Die Umstehenden, die Jesu Wort hören, wundern sich, weil sie eigentlich meinen, sie seien längst frei. Sie sind ja nie jemandes Knecht gewesen. Jesus aber beharrt darauf, dass sie „frei“ erst noch werden müssen, denn er sagt: **„Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht.“** Und erst, **„wenn euch ... der Sohn frei macht, so seid ihr wirklich frei.“** Jesus erklärt seinen Hörern also, dass sie nicht so frei sind, wie sie sich vorstellen. Er behauptet, dass echte Freiheit aus der Wahrheit kommt, die Wahrheit aber aus seinem (aus Jesu) eigenem Wort. Er beansprucht die Freiheit zu bringen, auf die es ankommt. Ob das aber die Hörer gleich verstanden haben?

Ich fürchte, es erschließt sich nicht ohne weiteres, was Jesus meint. Denn damals wie heute sind es Menschen nicht gewöhnt, den christlichen Glauben gerade mit Freiheit in Zusammenhang zu bringen. Im Gegenteil! Vielen scheint es, als bringe der Glaube vor allem Zwänge mit sich. Und wenn man fragt, wie das kommt, dann werden manchmal schlechte Erinnerungen aus der Konfirmandenzeit angeführt. In der Kirche, da musste man stillsitzen, man durfte nicht laut sein oder fluchen, man musste zuhören und die Zehn Gebote auswendig lernen, musste sich benehmen, durfte nicht lachen und nicht toben. In der Kirche lernte man, was man glauben soll, und was ein anständiger Mensch keinesfalls tun darf. Das fühlte sich nicht wie Freiheit an, sondern eher wie Enge und Strenge – bis hin zur Kleidung. Denn bei der Konfirmation musste man zum ersten Mal einen Anzug tragen. Der war eng um die Schultern, und der Hals wurde mit einer Krawatte zugeschnürt. So konnte man nicht rennen und nicht raufen, sondern war gefangen in der Zwangsjacke des guten Benehmens, das die Erwachsenen nun erwarteten. Kein Wunder also, dass viele die Kirche nicht als einen Ort der Freiheit erlebten. Vielmehr – die Freiheit, die suchte man anderswo, wenn man den engen Konfirmationsanzug endlich abgestreift hatte.

Ich erinnere mich noch ganz gut daran. Denn mein Symbol der Freiheit war damals mein Mo-fa. Unabhängig von den Eltern durch Feld und Wald überall hinfahren zu können, zu jeder Zeit und bei jedem Wetter – das war für mich damals große Freiheit. Und die hatte mit dem Glauben doch nichts zu tun – oder? So gesehen ist es verständlich, wenn jemand die Botschaft von Joh 8,31-36 erst einmal nicht versteht: **„Wenn euch der Sohn frei macht, so seid ihr wirklich frei“**. Das leuchtet nicht gleich ein. Und es passt auch nicht zu dem, was wir uns gewöhnlich unter Freiheit vorstellen. Denn Freiheit, denkt man, das heißt doch, dass ich tun kann, was ich will! Und in welcher Weise mir Christus dabei helfen sollte, ist überhaupt nicht klar, weil für diese Art von Freiheit ganz andere Instanzen hilfreich sind. Wenn wir nicht tun können, was wir wollen, dann kann es z.B. daran liegen, dass uns Geld fehlt, um Träume zu verwirklichen. Befreiend wirkt dann ein Kredit von der Bank, oder noch besser eine Erbschaft – aber doch nicht Christus! Wenn wir nicht tun können, was wir wollen, liegt es oft daran, dass wir Verantwortung übernommen haben, z.B. für eine Familie. Und aus solcher Verantwortung befreit uns vielleicht, der Scheidungsanwalt – aber doch nicht Christus! Wenn wir in einer Diktatur lebten, wenn wir Meinungsfreiheit oder Reisefreiheit entbehrten, dann würde uns ein politischer Umsturz befreien – aber doch nicht Christus! Was soll das also bedeuten: **„Wenn euch Christus frei macht, so seid ihr wirklich frei“**? Geht es da um eine ganz andere Art von Freiheit, von der bisher noch gar nicht die Rede war? Tatsächlich merkt der Mensch mit zunehmendem Alter, dass Freiheit nicht einfach eine Frage der Motorisierung ist. Und irgendwann

durchschauen wir auch das Klischee von Freiheit, das uns die Zigarettenwerbung präsentiert. Denn der einsame Cowboy, der sich seine Zigarette anzündet und in die Weite der Prärie hinausreitet, steht ja nur für eine Illusion von Freiheit. In Wahrheit unterliegt auch er zahlreichen Zwängen. Und eine echte Lösung hat er nicht zu bieten. Denn wer vor seiner Verantwortung immer davonreiten will, ist ja in Wirklichkeit nicht frei zu nennen, sondern eher feige. Sein Lebenskonzept mag auf den ersten Blick etwas Verlockendes haben. Denn wer sich nicht bindet, keine Verpflichtungen eingeht und so durchs Leben vagabundiert, scheint dabei jung zu bleiben. Aber am Ende überzeugt das dann doch nicht. Denn eine Freiheit, die nur im Fehlen von Bindungen besteht – wie unterscheidet die sich, von Haltlosigkeit? Eine Freiheit, die im beständigen Richtungswechsel besteht – wie unterscheidet die sich von Ziellosigkeit? Und die große Weite, die sich vor dem einsamen Cowboy ausbreitet – ist die nicht auch eine große Leere?

Eine bloß negativ bestimmte Freiheit, eine Freiheit von allen Bindungen, erweist sich als ungenügend, weil der, der sich von allem Möglichen befreit, am Ende nicht mehr weiß, wofür er eigentlich frei sein wollte. Oder ist das etwa Freiheit, wenn man zwischen 90 Fernsehkanälen wählen kann? Ist das Freiheit, wenn man jede Nacht in einem anderen Bett schläft? Ist das Freiheit, wenn keiner nach mir fragt, weil keiner mich braucht? Nein. Das ist in Wahrheit nicht Freiheit, sondern freier Fall. Denn ein Mensch, der alle Bindungen scheut, befindet sich ewig auf der Flucht – und merkt gar nicht, dass er sein Hauptproblem immer mitnimmt, das er selber ist. Er kann so weit laufen wie er will, er wird sich doch selbst nicht los – und bleibt darum in sich gefangen. Die Familie, die ihn einengt, kann er verlassen. Den Arbeitsplatz kann er kündigen. Und aus dem Land, das ihm keine Freiheit gewährt, kann er auswandern. Aber wieviel äußere Freiheit er sich damit auch verschaffen mag, so wird er doch nicht frei von der inneren Fessel, dass er der ist, der er ist.

Der Cowboy aus der Zigarettenwerbung mag alles hinter sich lassen, wenn er in die Prärie reitet, sein Pferd mag noch so schnell laufen – wenn der Mann seine Fesseln im Kopf und sein Gefängnis im Herzen trägt, so nützt ihm das alles nichts. Denn er hat dann zwar Handlungsfreiheit im Sinne der äußeren Freiheit, zu tun was er will. Und er hat insofern Wahlfreiheit, als er sich, inneren Impulsen folgend, zwischen verschiedenen Möglichkeiten entscheiden kann. Aber eine Willensfreiheit in dem Sinne, dass er seinen inneren Impulsen, Ängsten und Begierden eine neue Richtung geben könnte, die hat er deswegen noch lange nicht. Er kann vor sich selbst nicht weglaufen, sondern bleibt überall ein Gefangener seiner selbst, weil er sein eigenes Wesen nicht ändern kann. Diesbezüglich kann keiner aus seiner Haut. Denn wenn das wirklich anders wäre – würden dann nicht die jähzornigen Menschen schnell beschließen, sich in friedfertige zu verwandeln? Würden die Ängstlichen nicht sehr bald durch freien Entschluss zu Mutigen werden, die Lasterhaften zu Tugendsamen und die Zweifler zu Gläubigen? Wenn's möglich wäre, würden sie's nur zu gern! Doch eben das ist unsere eigentliche Unfreiheit, dass wir, unter der Macht der Sünde stehend, in uns selbst gefangen sind und uns nicht selbst zum Guten verändern können. Wir können zwar äußerlich tun, was wir wollen, aber wir bringen es nicht fertig, zu wollen, was wir wollen sollen. Wir sind wie Steine, die einen Abhang hinunterrollen und aus sich selbst heraus nie die Richtung wechseln, sondern immer nur weiter der Schwerkraft folgen. Als Sünder streben wir immer nur weiter dem Abgrund zu. Die uns inwohnende Dynamik, die unseren Willen beherrscht, führt uns immer weiter weg von Gott – direkt hinein ins Scheitern, in Schuld und Tod. Wir können nicht aus unserer Haut, sondern sind gefangen in uns selbst. Wovon redet dann aber Jesus, wenn er sagt, seine Wahrheit würde uns frei machen?

Man muss es kaum noch sagen. Denn natürlich redet Jesus genau von den inneren Fesseln, die

wir gerade beschrieben haben, und redet von der inneren Freiheit, die der Mensch durch den Glauben gewinnt, sobald Gottes Geist die negative Dynamik seines Willens durchbricht und seinem Wesen eine neue, heilvolle Richtung gibt. Mit politischer oder finanzieller Freiheit hat das nichts zu tun. Mit äußerer Freiheit hat Jesus sich nicht befasst. Aber er ermöglicht uns eine viel nachhaltigere innere Freiheit, die darin besteht, ein neuer Mensch zu werden, dessen innerer Krampf sich gelöst hat, der sich Gott überlässt und darum gelassen ist, der den Willen Gottes bejahend sich selbst annehmen kann und die Angst verliert, weil er nicht mehr auf sich selbst, sondern auf Gott vertraut. Mit anderen Worten: Die Freiheit, die Christus schenkt, besteht darin, dass er uns auf eine tiefe und endgültige Weise von der Sorge um uns selbst und um das Gelingen unseres Lebens befreit.

Dadurch dass Christus für uns starb und auferstand, hat er sichergestellt, dass uns unsere Schwäche nicht zum Verhängnis wird. Er steht für uns ein und bindet uns durch den Glauben fest an seine Person. Eben diese Bindung aber, macht unsere Freiheit aus. Denn durch Christus sind wir aus der unheilvollen Dynamik der abwärts rollenden Steine gelöst. Der große Richtungswechsel, der aus uns nicht kommen konnte, ist von Christus gekommen. Und damit sind wir aus dem Schneider, die Kuh ist vom Eis und der Zwang durchbrochen. Denn nun haben wir die Gewissheit, um Christi willen begnadigt und vollendet zu werden. Da fällt eine tonnenschwere Last von uns – und erst das, macht uns wirklich so „frei“, wie wir es anders nicht hätten werden können. Denn solange wir selbst für das Gelingen unseres Lebens zu sorgen versuchten, war uns nicht zu helfen. Es gelingt dem Menschen nicht, sein eigener Erlöser zu sein. Er ist damit völlig überfordert. Und wenn er nicht weiß, an wen er diese Aufgabe abgeben könnte, ist er in einer schrecklichen Lage. Er kennt sein Ungenügen und kann doch nicht davor weglaufen. Er wird sich selbst nicht los und ist sich doch selbst das größte Problem. Er kann dieses Problem nicht selbst lösen – und doch muss ihn der Gedanke, es könnte ungelöst bleiben, in Panik versetzen. Eben das macht seine große Unfreiheit aus, dass er nicht leisten kann, was er leisten müsste. Er will um keinen Preis scheitern und versucht verzweifelt, aus dem Gefängnis auszubrechen, das er selber ist. Er will unbedingt etwas aus sich machen und will für sich selbst gerade stehen, macht es in Wahrheit aber nur schlimmer damit. Der Christ hingegen hat das zentrale Lebensproblem des Scheiterns und des Gelingens in Christi Hände abgegeben, hat damit auch die Angst und die Sorge mit abgegeben – und erfreut sich der inneren Freiheit, sich nun selbst in seinen Beschränkungen und Bindungen annehmen und bejahen zu können. Viele alltägliche Probleme, bleiben dem Christen erhalten. Doch das Grundproblem seines Lebens hat Christus für ihn gelöst. Und wenn es für den Christen auch noch genug zu tun gibt, so kann und muss er doch für das Heil seiner Seele nichts mehr tun. Da ist er gänzlich frei – und aller Beklemmung enthoben. Denn er muss niemandem mehr etwas beweisen, und muss auch vor den eigenen Dummheiten nicht mehr bange sein, weil ihm das, was Christus ihm schenkt, niemand mehr nehmen kann. Die Wechselfälle des Lebens können ihn nicht trennen von der Liebe Gottes! Und in dieser Weise, nicht von allen, aber von den letzten und tiefsten Sorgen frei zu sein – das gibt dem Christen ein fröhlich–freches Selbstbewusstsein und macht ihn wirklich „frei“ gegenüber aller Welt. Ist Christus sein Herr, so haben andere „Herren“ nur noch sehr begrenzte Macht über ihn. Alles was er braucht, kann Christus ihm geben. Und alles, was die Welt ihm nimmt, kann Christus zurück erstatten. So ist der Christ von der Sorge um sich selbst befreit, weil Christus für ihn gesorgt hat. Er ist von dem Fluch befreit, ungenügend zu sein, weil Christus in ihm ist, der allem genügt. Und das ist die schönste Freiheit, die man sich denken kann. Denn erst, *„wenn uns der Sohn frei macht, so sind wir wirklich frei“...*

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Sein Kreuz auf sich nehmen

Der Appell Jesus an seine Jünger ist weithin bekannt: „**Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir**“ (Mt 16,24). Wir haben das schon oft gehört. Die Nachfolge Jesu Christi ist „Kreuzesnachfolge“, und jeder Christ bekommt sein Kreuz zu tragen. Aber was soll das eigentlich besagen? Das Kreuz scheint für Schmerzen und Nöte zu stehen, für Unglück aller Art. Und davon hat jeder genug. Bei dem einen mag es Krankheit sein, Einsamkeit oder Angst, bei dem anderen ein Suchtproblem, Ehestreit oder Überforderung im Beruf. Jeder hat „sein Päckchen“ zu tragen! Aber ist das auch schon jenes „Kreuz“, das wir auf uns nehmen sollen? Eigentlich kann's das nicht sein, wovon Jesus redet. Denn solche Nöte und Bedrängnisse treffen ja alle Menschen gleich. Man muss kein Jünger Jesu sein, um in dieser Welt zu leiden. Wenn er aber doch speziell seine Jünger anspricht – wovon redet er dann? „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir.“ Zunächst ist dem Satz zu entnehmen, dass wir nicht das Kreuz Jesu tragen sollen und auch nicht das eines anderen Menschen, sondern unser eigenes. Denn es heißt ausdrücklich, jeder solle „sein“ Kreuz tragen. Und folglich ist nicht vom Kreuz Christi die Rede, das von sehr spezieller und einmaliger Bedeutung war. Nur Christus starb stellvertretend für die Sünde der Welt – das kann und muss keiner wiederholen. Sondern jeder wird auf sein eigenes Kreuz verwiesen, das ganz persönlicher Art ist – und nicht für jeden dasselbe. Dieses Kreuz muss aber nicht etwa „gesucht“ werden, sondern es ist schon da oder kommt von selbst. Denn Jesus fordert seine Jünger nicht auf, nach ihrem persönlichen Kreuz zu „fahnden“ oder sich selbst eins zu „schaffen“, sondern fordert nur, das vorhandene Kreuz in einer bewussten Entscheidung anzunehmen und auf sich zunehmen. Und das ist etwas anderes, als bloß widerwillig murrend ein Unglück zu ertragen, das man sowieso nicht ändern kann. Es geht Jesus nicht um beliebiges Leid, das zufällig über uns kommt, während wir innerlich drüber fluchen. Sondern er redet von einem Leid, das wir bewusst auf uns nehmen, weil wir uns für den Weg der Nachfolge entschieden haben – und alles in Kauf nehmen, was dieser Weg beinhaltet und erfordert. Das Kreuz-Tragen ist demnach kein passives Widerfahrnis, um das wir bloß nicht herumkommen, sondern eine aktive Tat, zu der man sich entschließt: man nimmt sein Kreuz auf und schultert es. Wenn Jesus das aber mit dem Begriff der „Nachfolge“ verbindet, muss es irgendwie dem entsprechen, was er selbst tat. Denn offenbar sollen wir etwas nachmachen, was er vorgemacht und wofür er uns ein Beispiel gegeben hat. Was wäre das aber, worin wir ihm gleichen könnten? Wie kam er selbst zu seinem Kreuz? Wozu hat er sich im Garten Gethsemane durchgerungen? Jesus betete darum, dass – wenn's möglich ist –, der Kelch des Leides an ihm vorübergehe. Wenn aber nicht (das war sein Entschluss), ist er bereit, den bitteren Kelch aus des Vaters Hand zu nehmen und bis zur Neige zu leeren (vgl. Mt 26,39-42). Denn Gottes Sohn hat der unbedingten Willen, die Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater zu bewahren, ganz gleich wie hoch der Preis sein möge. Er kennt kein höheres Ziel als die vollen Gemeinschaft mit dem Vater. Und um ihretwillen nimmt Jesus all die Konsequenzen in Kauf, die seiner menschlichen Natur so schmerzhaft sind. Er willigt ein, alles zu verlieren, was der Gemeinschaft mit Gott entgegensteht. Und er willigt ein in jeden Schmerz, den diese Gemeinschaft mit sich bringt. Er will den vollen Konsens mit dem Vater. Und um seinetwillen nimmt er alles auf sich, was ihm die Welt um Gottes willen antut –und zugleich alles, was Gott selbst ihm an Lasten auferlegt. Was immer es kostet, mit dem himmlischen Vater einig zu sein und ihm nahe zu bleiben: Jesus sagt „ja“ dazu. Und selbst die Hingabe des Lebens ist ihm dafür kein zu großes Opfer. Genau darin liegt aber die Entsprechung zur Kreu-

zesnachfolge der Jünger, weil auch die alles hingeben müssen, um mit Gott volle Gemeinschaft zu haben, und den Menschen preisgeben müssen, der sie bisher waren. Denn sobald sie ganz auf Gottes Seite treten, ziehen sie sich die Feindschaft der Welt zu. Und auch Gott seinerseits mutet ihnen Prüfungen zu, die ihre alte Sündernatur nicht überlebt. Die Hingabe der alte Identität erlöst niemanden in der Weise, wie es Jesu Hingabe tat. Aber sie löst die Jünger aus dem alten Dasein, dem sie bisher verhaftet waren. Ihre Hingabe löst sie von dem, was an ihnen verkehrt ist und keine Zukunft hat. Denn was ist es, das uns gewöhnlich bestimmt? Es ist doch der törichte und eitle Traum, etwas „darzustellen“ und etwas „gelten“ zu wollen. Die Kinder dieser Welt beherrscht der egozentrische Wunsch, bestätigt und bewundert zu werden. Es treibt uns der kindische Trotz, auf niemand zu hören und alles selbst zu bestimmen. Und dieser stolze Eigensinn, diese Selbstverliebtheit, muss in der Gemeinschaft mit Gott untergehen. Unsre alte Adamsnatur soll unter unserem ganz persönlichen Kreuz zunichtewerden. Denn das ist ja ihr Hauptmerkmal, dass sie von Gott verliehene Kräfte gegen Gott wendet, um sich gegen Gott zu behaupten, um sich von ihm abzugrenzen und aus eigener Herrlichkeit „etwas“ zu sein. Dieser dumme Wunsch, dieser Widerstand, muss durch Kreuz und Leid gebrochen werden, wenn ein Jünger seinen Weg zu Ende gehen will. Und jeder versteht, wie notwendig das ist. Denn natürlich wird nichts „neu“, wenn wir darauf bestehen, die Alten zu bleiben. So folgen dann die Jünger der von Jesus vorgezeichneten Spur, die auch für sie nicht anders als durch Kreuz und Tod hindurch ins Leben führt. Indem Christen ihr Kreuz auf sich nehmen, bejahen sie den Untergang des Sünders, der sie bisher waren. Und wenn dieser Sünder nach und nach zugrunde geht, weil durch Schmerzen und Verluste sein Starrsinn gebrochen, und sein Stolz gebeugt wird, dann bejahen sie diesen Vorgang als notwendig und reinigend. Denn nur der ist wirklich frei für die Gemeinschaft mit Gott, der sich innerlich von der Welt und allem Eigendünkel getrennt hat. Das ist die Selbstverleugnung, von der Jesus spricht. Und in diesem Sinne ist ein Christ für die Welt „gekreuzigt“ und „gestorben“ – und die Welt für ihn (Gal 6,14). Um volle Gemeinschaft mit Gott zu erlangen, verschmäht er die weltlichen Wertmaßstäbe des Erfolgs und des Glücks. Die verschmähte Welt zahlt es ihm aber heim, indem sie ihn ausgrenzt, verlacht und verspottet. Entscheidet er sich dafür, Gottes Freund zu sein, lässt ihn die Welt dieselbe Feindschaft spüren, die schon Christus zu spüren bekam. Und so muss der Jünger, der Christus auf den Fersen bleiben will, nicht nur von Freunden Abschied nehmen, die seinen Weg nicht mitgehen. Sondern er muss sich auch von dem Eigensinn trennen, mit dem er sich früher gegen Gottes Willen zu behaupten versuchte. Er hat die Welt zum Feind. Der Satan brächte ihn gern zu Fall. Und zudem muss er sich den harten Prüfungen und Schwitzkuren aussetzen, die Gott zu seiner vollen Gesundung für nötig hält. Das sind Zumutungen, gegen die wir tiefen Widerwillen empfinden! Denn der Sünder in uns möchte durchaus nicht „untergehen“! Er muss es aber. Denn anders gelangt man nicht in den vollen Konsens mit Gott. Und das heißt: Niemand kann den Weg der Nachfolge wählen, ohne zugleich seine bisherige, eigensinnige Existenz zu verwerfen. Was an ihm verkehrt ist, soll keine Zukunft haben. Und erst wenn er's preisgibt, geht er den Weg Jesu wirklich mit, der ja in eigener Person auch nicht anders als durch den Karfreitag zum Ostermorgen gelangte. Das ganze Christenleben ist ein Mitgehen mit Christus durch das Dunkel hindurch ins Licht hinein (vgl. Röm 6,3-4). Wenn Erneuerung aber nicht anders zu haben ist – was nützte es, zu widerstreben? Wer nicht aussät, kann nicht ernten. Wer sauber werden will, darf das Bad nicht scheuen. Wer das alte Kleid nicht auszieht, kann kein neues anziehen. Und wer nicht stirbt, kann nicht auferstehen (vgl. Joh 12,24-25). Will ich also mit Gott einig werden – wie dürfte ich an dem festhalten, was Gott zuwider ist? Eigentlich sollte ich's nicht nur preisgeben, sondern entschlossen von mir werfen! Weil das unserer Natur aber so schwer fällt, schickt Gott uns das Kreuz zu

Hilfe, das den alten Menschen entkräftet und niederlegt, um dadurch Platz zu schaffen für den neuen. Unser Stolz muss sterben, damit die Demut Raum gewinnt. Und unser Zorn muss sterben, damit Sanftmut ihn ersetzt. Unsere Gier muss sterben, damit wir teilen können. Und unsere Anmaßung muss sterben, damit wir Gott die Ehre geben. Alles, was uns von Adam her angeboren ist, muss in und an Christus sterben. Was heißt das aber für die vielen Widerstände, die unseren Lebensweg hemmen? Muss ich als Christ etwa jedes Unglück willkommen heißen, um im Sinne Jesu „mein Kreuz auf mich zu nehmen“? Soll ich es etwa „gut“ finden, wenn's mir „schlecht“ geht? Ist all das „Kreuz“, was meinen Eigensinn abbaut und mir die Kraft raubt? Oder gibt's auch „gewöhnliches“ Leid, dem ich aus dem Weg gehen darf? Was ist denn überhaupt mein „Kreuz“? Bezieht sich Jesu Aufforderung nur auf Nöte, die ihre Ursache im Glauben haben, wie etwa die Christenverfolgung in einem atheistischen Staat? Oder ist in dem „Kreuz“ eines Christen alles mit eingeschlossen, was auch den Heiden Not bereitet? Wenn ein Haus brennt, eine Firma pleitegeht, eine Ehe zerbricht oder ein Kind stirbt, scheint die Not zwischen Gläubigen und Ungläubigen keinen Unterschied zu machen! Sind solche Widerfahrnisse also kein „Kreuz“? Oder sind sie's nur für jene, die das Erlebte so auffassen und verstehen? Es gibt da eine engere Auslegung des Begriffs – und eine weitere. Und die engere vertritt Bonhoeffer. Der will unter dem „Kreuz“ nicht jedes beliebige Ungemach verstehen, sondern nur das, was erkennbar aus der Bindung an Christus erwächst. Er rechnet also die Nöte des natürlichen Lebens nicht dazu, weil sie nicht „um Christi willen“ erlitten werden, sondern uns scheinbar zufällig treffen. Und Anteil am Kreuz Christi haben dann nur die, die um des Bekenntnisses oder um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden (vgl. Mt 5,10-12). Was ist aber, wenn ein Christ das Glück hat, unter Glaubensgeschwistern zu leben, die ihn partout nicht verfolgen wollen? Soll der sich etwa ärgern, dass er nicht angefeindet wird – und darum keine Gelegenheit hat, „sein Kreuz auf sich zu nehmen“? Luther und Calvin scheinen mir richtiger zu liegen, weil sie den Begriff des „Kreuzes“ weit fassen und alles mit hineinnehmen, was einem Christen an Unbill begegnet. Entscheidend ist für sie nur, dass er es – als von Gott kommend – um Gottes willen auf sich nimmt. Denn so war's ja auch bei Jesus. Auch er wusste, dass es (ganz unabhängig von den äußeren Umständen) letztlich sein himmlischer Vater ist, der ihm das Kreuz auferlegt. Jesus liefert sich eigentlich nicht dem Willen der Menschen aus, sondern dem Willen Gottes. Er wäre ja gar nicht in der Gewalt seiner Feinde, wenn Gott es nicht so wollte (Joh 19,11). Er nimmt sein Kreuz nicht auf sich, weil es von Judas oder Pilatus, sondern weil es vom Vater kommt. Um mit ihm im Konsens zu bleiben, bejaht Christus sein Kreuz. Und diese Sicht dürfen wir uns zu Eigen machen, weil wir als Christen ja gar nichts kennen, was in unserem Leben nicht Vorsehung, sondern „bloßer Zufall“ wäre. Jegliches Geschick ist uns von Gott gegönnt oder zugemutet. Also ist auch kein Widerfahrnis denkbar, das nicht irgendwie mit unserem Glauben zusammenhinge. Und so verstehen die Reformatoren alles als „Kreuz“, was ein Christ als sein „Kreuz“ auffasst, wenn er's denn nur von Gott annimmt, als zum Abbau seines alten Menschen dienlich. Mag die Not direkt durch unser Christ-Sein verursacht sein oder nicht – wir dürfen alles als „Kreuz“ ansehen, was geeignet ist, unsere Vermessenheit zu dämpfen, unseren Stolz zu brechen und unser Rühmen zu unterbinden. Und wenn es uns weiter zu Christus hin treibt, ist dieses Kreuz allemal ein Segen. Denn es waltet darin Gottes Hand, die einen Christen durchaus nicht verderben will, sondern ihn nur aus Fürsorge und mit guter Absicht prüft und anficht, demütigt und erzieht, um nach und nach all sein verkehrtes Selbstvertrauen niederzuschlagen und durch Gottvertrauen zu ersetzen. Gott lässt falsche Stützen zerbrechen, damit wir umso entschlossener nach den richtigen greifen. Er demonstriert uns im Leid unsere Schwäche, damit wir uns umso fester gründen in der Stärke Jesu Christi. Und je mehr uns die Welt mit ihren Gütern und Freuden entgleitet, desto leichter

wird es uns einmal fallen, von ihr Abschied zu nehmen. All die dummen Versuche, uns selbst Geltung zu verschaffen, uns selbst zu rechtfertigen und uns selbst zu behaupten, müssen und sollen scheitern, damit wir uns ganz und gar auf die Gnade werfen. Unbesiegt würden wir niemals klug! Und weil Gott das weiß, legt er gerade den Christen schwerste Trübsale auf, die äußerlich ganz nach „Strafen“ aussehen, die aber in Wahrheit Hilfen sind und Schwitzkuren, die beseitigen, was an Selbstvertrauen und Eigenmächtigkeit in uns zurückgeblieben ist. Wo wir uns noch selbst die Ehre geben, da hängt uns Gott das Kreuz an den Hals mit Schmach und Drangsal, damit wir kleiner und klüger werden. Ja, Gott „schickt uns das heilige Kreuz auf den Rücken, dass er uns Stärke und den Glauben in uns kräftig mache“ sagt Luther (zu 1. Petr 4,12). Und er unterscheidet dabei nicht, woher die konkreten Heimsuchungen und Nöte kommen. Denn was Gott betrifft, ist sowieso alle Bedrängnis eines Christen auf jenes Heil bezogen, das Gott durch Trübsale fördern will. Soweit es aber die Welt und den Teufel angeht, ist alle Bedrängnis ein feindlicher Akt gegen Menschen, die Christus angehören. So oder so liegt das erlittene „Kreuz“ in der Konsequenz des Weges, den der Christ gewählt hat. Und er nimmt es in Kauf, weil's ihm die Gemeinschaft mit Gott wert ist. Fasst er's aber so auf – wie sollte ihm sein Schmerz nicht zum Besten dienen (Röm 8,28; 5,3-5)? Er versteht ja, welchen Sinn es hat! All unser Stolz auf Besitztümer und Leistungen, auf Gesundheit und Klugheit, Moral, Mut und Beliebtheit – der ganze Plunder, womit wir Anerkennung erheischen und uns aufblasen, ist preiszugeben, damit in unserem Leben zuletzt nur noch einer gut ist und geehrt wird, der Christus heißt. Alles, was dazu beiträgt, uns von unserem Dünkel zu entleeren, ist „Kreuz“ und bringt uns voran. Und das unterscheidet uns von den Nicht-Gläubigen, die zwar auch ihre Leiden und Mühen auf sich nehmen, die das aber nicht um Gottes willen tun, sondern nur, um sich gegen ein blindes Schicksal zu behaupten. Sie tun es trotzig und ärgerlich, um ihren Platz zu verteidigen, tun's vielleicht auch für Geld und Ruhm, dulden aber gewiss nichts um Gottes willen! Für den Christen hingegen kommt all seine Bedrängnis aus Gottes Hand – und ist gut gemeint. Denn eines Christen Leben wird nun mal geboren aus dem Tod des „alten Adams“. Und in der Kreuzesnachfolge versteht er auch recht gut, warum sein Leben beschnitten wird. Denn nimmt Gott mir meine Freunde, werde ich mich umso enger an ihn dranhängen. Und nimmt er mir meinen Besitz, muss künftig Gott allein mein Reichtum sein. Nimmt er mir mein Ansehen, werde ich mich umso rückhaltloser auf seine Gnade werfen. Und macht Gott mich schwach, muss er künftig allein meine Stärke sein. Der Plan des „natürlichen Menschen“, aus sich selbst zu leben, wird von Gott „durchkreuzt“, damit sich kein Mensch vor ihm rühme (vgl. 1. Kor 1,26-29). Wer aber die gute Absicht sieht, gibt in der Übernahme des Kreuzes sein bisheriges Selbstverständnis preis – und lässt damit ein neues Ich an die Stelle des alten treten. Denn das ist der seltsame Weg Gottes mit dem Menschen, dass er ihm ein Kreuz zumutet, das ihm unter dem Anschein des Gegenteils zum Leben verhilft. Christen müssen ihr Sterben bejahen, um ihr Leben zu gewinnen. Doch heißt das durchaus nicht, dass sie etwa das Leiden liebten. Und das muss ich zum Abschluss betonen. Denn mit Kreuzesnachfolge ist nicht gemeint, dass einer mutwillig sich selber kreuzigt, um damit „geistlichen Fortschritt“ zu erzwingen. So ist es nicht gemeint, dass ein Christ unnötiges Kreuz sucht und in törichter Leidensverliebtheit sich selbst blutig schlägt, um Christus zu „imitieren“! Davon hat uns der Katholizismus leider schon zu viele widerliche Beispiele gegeben! Darum sei ausdrücklich vermerkt, dass wir Leiden, die wir vermeiden können, durchaus fröhlich vermeiden dürfen. Das Leid um des Leides willen zu suchen, ist keine fromme, sondern eine echt kranke Idee! Wo das Kreuz aber von selbst kommt oder als Konsequenz christlicher Lebensführung nicht zu vermeiden ist – da will es dann auch bejaht sein. Denn das ist Kreuzesnachfolge, wenn wir, um der vollen Gemeinschaft mit Gott willen, dem Verlust all dessen zustimmen, was diese Ge-

meinschaft stört. Selbstverleugnung macht uns von dem los, was wir bisher waren. Und das Kreuz ist uns dabei die denkbar beste Hilfe, weil es unter dem Anschein des Gegenteils zum Leben hilft. Gott spare also nicht mit dem, was ihm nötig scheint. Er gebe uns aber bitte – als Beigabe zum Kreuz – auch die nötige Geduld, um es zu tragen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Glaube und Werke

Es gibt in der Bibel nur wenige Widersprüche. Und was widersprüchlich wirkt, lässt sich meist auflösen, wenn man beachtet, dass verschiedene biblische Autoren für dieselbe Sache verschiedene Begriffe verwenden und ihrer persönlichen Perspektive entsprechend verschiedene Akzente setzen. An einem Punkt ist es aber komplizierter, und die Irritation größer, weil sich das Neue Testament wirklich zu widersprechen scheint. Und das betrifft das Verhältnis von Glaube und Werken, wie es einerseits Paulus und andererseits Jakobus beschreiben.

Paulus sagt sehr deutlich, dass der Mensch nicht wegen seiner guten Werke gerettet wird, sondern einzig und allein durch den Glauben an Jesus Christus. Jakobus hingegen lehrt, dass der Glaube allein ohne gute Werke tot ist und nicht selig macht (Jak 2,17). Paulus betont, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben (Röm 3,28). Und Jakobus hält dagegen, dass der Mensch durch Werke gerecht wird und nicht durch Glauben allein (Jak 2,24). Als Bibelleser reibt man sich da die Augen und staunt. Denn das sind nicht bloß unterschiedliche Akzente, sondern allem Anschein nach unvereinbare Positionen. Nach den Worten des Paulus scheinen gute Werke nicht nötig zu sein, weil man auch ohne sie in den Himmel kommt. Und nach Jakobus scheint genau das unmöglich zu sein, weil der Glaube allein nicht reicht. Welcher Apostel hat nun Recht, wenn doch beide nicht gleichzeitig Recht haben können?

Um in der Sache weiterzukommen, müssen wir sehen, gegen wen die beiden sich wenden. Denn ihre Situation ist sehr verschieden. Paulus schlägt sich mit Christen herum, die auf das Gesetz pochen, die sich fromme Werke zugutehalten und damit durch eigene Verdienste gerecht und selig werden wollen. Denen schärft Paulus ein, dass sie entweder durch das Verdienst Christi die Seligkeit erlangen – oder gar nicht. Nicht das, was der Mensch tut, bringt ihn in den Himmel, sondern das, was Christus für den Menschen tut. Und weil „glauben“ heißt, sich dieses Tun Christi gefallen zu lassen und das Geschenk der Gnade aus seinen Händen anzunehmen, darum hängt das Heil allein am Glauben. Die guten Werke tragen zu unserer Rettung nichts bei, sondern sie kommen, wenn der Glaube uns gerettet hat, ganz automatisch hinterher. Sie sind ein Effekt des Gnadenstandes, der nicht fehlen sollte, sind aber keine Bedingung – und von daher auch nicht nötig, um das Heil zu erlangen. Diese klare paulinische Position muss festgehalten werden, damit Christen nicht etwa auf sich selbst vertrauen, sondern allein auf Christus. Jakobus aber macht nicht Front gegen Paulus selbst, sondern er hat es in seiner Gemeinde mit Gegnern zu tun, die aus der richtigen Lehre des Paulus falsche Konsequenzen ziehen. Jakobus streitet gegen Menschen, die sich auf Paulus berufen, ohne Paulus wirklich verstanden zu haben. Denn die hören, dass nur der Glaube selig macht, und folgern, dass die guten Werke dann ja überflüssig sind, und man leben kann, wie es einem gerade gefällt. Diese Leute nehmen die Gnade Jesu Christi als einen Freibrief, um munter drauflos zu sündigen! Sie pfeifen auf die Gebote und auf die Nächstenliebe, folgen ihren Gelüsten und fragen nicht, was Gott gefällt, nennen sich aber trotzdem „Christen“, denn Paulus hat ja gesagt, man bräuchte keine guten Werke! Natürlich hat Paulus das **so** weder gesagt noch gemeint. Aber Jakobus hat es mit Leuten zu tun, die Paulus so verstehen wollen. Und Jakobus will dem entgegenwirken durch seine These, die Werke seien durchaus nötig, und der Glaube allein sei ohne Werke tot. Man kann den Jakobus an diesem Punkt gut verstehen! Auch er hat ein wichtiges und richtiges Anliegen! Denn wer mit Gott versöhnt ist, wird selbstverständlich Gottes Willen folgen und in seinem Sinne leben. Von Gottes Liebe umfassen wird er die erfahrene

Liebe an andere weitergeben, statt mutwillig auf Vergebung hin immer weiter zu sündigen!
Das Anliegen des Jakobus ist völlig berechtigt!

Wenn wir aber beide Seiten verstehen, und jeder auf seine Weise Recht hat – wie kann es dann sein, dass sich Paulus und Jakobus widersprechen? Ich meine der verwirrende Eindruck entsteht, weil die guten Werke, die aus dem Glauben hervorgehen, in einer Hinsicht **nicht notwendig** und in einer anderen Hinsicht **notwendig** sind:

(1. Satz)

Nicht notwendig sind die Werke im Blick auf das Heil des Menschen, denn dafür sorgt Jesus Christus ganz allein.

(2. Satz)

Notwendig sind sie aber, insofern der Glaube gar nicht anders kann, als auf die eine oder andere Weise die Frucht guter Werke hervorzubringen.

Beide Sätze sind richtig und wichtig! Denn der erste muss feststehen, um alles „Rühmen“ aufgrund von Werken auszuschließen. Und der zweite muss feststehen, damit die erfahrene Gnade nicht folgenlos bleibt, sondern wirklich in Nachfolge mündet. Das eine ist der Indikativ der Heilszusage (= du bist mit Gott versöhnt!), das andere der Imperativ der Heiligung (= also lebe auch entsprechend!). In Spannung tritt beides aber nur, wenn man eins davon missversteht. Jakobus tritt Christen entgegen, die den 2. Satz ignorieren. Sie ziehen aus dem 1. Satz libertinistische Konsequenzen. Sie halten gute Werke für überflüssig. Und gegen diesen missverstandenen Paulinismus will Jakobus den 2. Satz verteidigen. Er tut es aber leider in der ungeschickten Weise, dass er dabei den 1. Satz angreift und relativiert. Er streitet gegen etwas, das Paulus so nie gesagt hat, schießt dabei über das Ziel hinaus und behauptet, die Werke seien zum Heil notwendig. Wenn Jakobus aber in gutem Eifer eine falsche These vertritt (oder eine richtige These auf sehr ungeschickte Weise), wie kann dann so etwas ins Neue Testament gelangen? Hat da der Heilige Geist „nicht aufgepasst“? Nein, ich denke der Jakobusbrief hat im Neuen Testament eine wichtige warnende Funktion, indem er uns (wie ein altes Schiffswrack) auf die Klippe aufmerksam macht, an der er gescheitert ist. Man kann an dieser Klippe in doppelter Weise scheitern. Einmal nämlich so wie die Gegner, gegen die Jakobus streitet, weil sie Satz 1 auf Kosten von Satz 2 groß machen: unter Berufung auf die vergebende Gnade Christi vernachlässigen sie die guten Werke. Und zum anderen kann man an dieser Klippe scheitern wie Jakobus selbst, der den 2. Satz auf Kosten des 1. retten will: um das Gewicht der Werke zu betonen, behauptet er, sie könnten uns in den Himmel bringen. Beides ist falsch und beides entfernt uns vom Evangelium! Weil uns das Neue Testament aber so deutlich auf die gefährliche Klippe aufmerksam macht, sind wir gewarnt und können beide Irrwege vermeiden. Es ist nämlich gar nicht nötig, eine der beiden Wahrheit gegen die andere auszuspielen. Man kann durchaus an beiden Sätzen festhalten, ohne dass ein Widerspruch entstünde. Das ist kein logisches Problem, denn die Notwendigkeit der Werke wird durch die Sätze 1 und 2 nicht in derselben Hinsicht bejaht und bestritten, sondern in zwei verschiedenen Hinsichten. Und es liegt darin auch kein existentielles Problem, denn man kann die Frage seines persönlichen Heils völlig von den eigenen Werken lösen, sie ganz und gar in Christi Hände legen – und trotzdem entschlossen nach guten Werken streben. Es bleibt dabei unbestritten, dass ich als Christ ganz viel Gutes tun soll! Aber zu meiner Erlösung muss ich – Gott sei Dank! – nicht das Geringste tun. Denn als Christus für mich starb, hat er keine halben Sachen gemacht. Er hat am Kreuz den ganzen Preis gezahlt, den meine Erlösung kostet. Und ich würde ihn beleidigen, wenn ich

daran mit eigenen Leistungen noch etwas „ergänzen“ wollte! Bin ich aber das drückende Problem meiner Rettung los, weil ich es Christus überlassen darf, habe ich den Kopf umso freier, um nicht aus Zwang, sondern aus reiner Dankbarkeit die erfahrene Liebe an meinen Nächsten weiterzugeben.

Wie verhalten sich demnach Glaube und Werke zueinander? Ich will es mit Bildern beschreiben. Wenn jemand ein schönes Holzfeuer anzündet, um sich daran zu wärmen, dann entsteht dabei notwendig auch Rauch. Und zu Recht sagt man: wo Rauch ist, ist auch Feuer. Doch was wärmt, ist natürlich nicht der Rauch, sondern das Feuer. So sind die guten Werke eine Begleiterscheinung des Glaubens, mit der man sicher rechnen kann. Wo Glaube ist, werden gute Werke nicht ausbleiben! Doch was uns in den Himmel bringt, ist trotzdem nicht der Rauch der Werke, sondern das Feuer des Glaubens. Und einfach nur viel Rauch zu erzeugen, um ein Feuer vorzutäuschen, wäre zu gar nichts nütze.

Ganz entsprechend gilt, dass man Sport treibt, um gesund zu bleiben, und davon nebenbei auch eine gute Figur bekommt. Der Zusammenhang ist sehr eng! Man kann ziemlich sicher sein, dass jemand mit einer muskulösen Figur sie nicht ohne Sport bekommen hat. Und doch verdankt niemand seine körperliche Gesundheit dem guten Aussehen, das er hat, sondern er verdankt seine Gesundheit dem gesunden Sport, der ihn als Begleiterscheinung auch noch schöner gemacht hat. Was aber würde es nützen gesund auszusehen, wenn man es in Wahrheit gar nicht ist? So sind auch gute Werke die schöne Begleiterscheinung einer geheilten Seele, der Glaube aber ist es, durch den die Seele dieses Heil erlangt.

Drittes Beispiel: Wenn ein Mann eine Frau liebt, die in einer anderen Stadt wohnt, dann äußert sich das in Telefonaten, in Briefen, in Blumen und anderen Geschenken. Der Zusammenhang ist so eng, dass, wenn lange Zeit keine Telefonate, Briefe oder Grüße kämen, die Frau Grund hätte, an den Gefühlen des Mannes zu zweifeln. Sie nimmt die Briefe entsprechend wichtig und wartet darauf. Ihr eigentliches Interesse gilt aber nicht dem Besitz von Briefen oder Blumen, sondern ihr Interesse gilt der Liebe, die in diesen Dingen Ausdruck findet. Ebenso können wir sagen, dass der Glaube sich in Werken manifestiert, und es höchst verdächtig ist, wenn sie ausbleiben. Doch viel wichtiger als der Ausdruck des Glaubens ist der Glaube selbst. Und Werke ohne Glauben wären darum genauso wertlos wie Liebesbriefe ohne Liebe.

Der Rauch ist ein Nebeneffekt des Feuers, und die gute Figur ein Nebeneffekt des gesunden Sports, Blumengeschenke sind ein Nebeneffekt der Liebe, und gute Werke ein Nebeneffekt des Glaubens. All diese Dinge sind mit der jeweiligen Hauptsache so regelmäßig verbunden, dass ihr Fehlen unnatürlich erscheint und irritiert. Wenn das Feuer keinen Rauch erzeugt, der Liebende nicht anruft, und der Christ nichts Gutes tut, sind das deutliche Indizien, dass etwas nicht stimmt! Und trotzdem sind die Begleiterscheinungen nicht das, worauf es ankommt. Sie können die Hauptsache weder ersetzen noch herbeiführen. Denn wenn da noch so viel Rauch wäre, ohne Feuer, würde er doch nicht wärmen. Und wenn ich noch so gesund aussähe, ohne es zu sein, hätte ich wenig davon. Da würde nur simuliert, was in Wahrheit nicht ist. Und darum nützt es wenig, sich zu guten Werken zu zwingen, die man nur tut, um der Verdammnis zu entgehen und sich den Himmel zu verdienen. Was Gott von uns will, ist kein verkrampfter Gehorsam, der seinen Vorteil sucht und sich durch Wohlverhalten die Seligkeit erkauft, sondern Gott will ein gläubiges Herz, das leicht, fröhlich und selbstvergessen das Gute bloß um des Guten willen tut. Nur solche Werke sind wirklich „gute Werke“! Und sie werden erst möglich, wenn der Mensch durch den Glauben innerlich geheilt und mit Gott versöhnt ist. Denn ein schlechtes Herz wird – von den schlechten Motiven der Angst und des Eigennutzes getrieben – immer schlechte Werke hervorbringen, während ein geheiltes und befreites Herz – von guten Motiven getrieben – zu guten Werken fähig ist. Die Werke sind immer so wie der

Mensch, der sie tut! Sie sind so gut oder schlecht wie das Herz, aus dem sie hervorgehen! Und schon daraus ist zu ersehen, dass sich das Verhältnis von Glaube und Werken nicht umkehren lässt. Denn zuerst muss der Mensch gut sein – und erst dann können gute Werke folgen. Mit den Worten Martin Luthers gesagt:

„Gute fromme Werke machen nimmermehr einen guten frommen Mann; sondern ein guter frommer Mann macht gute fromme Werke. Böse Werke machen nimmermehr einen bösen Mann; sondern ein böser Mann macht böse Werke. Also, dass allewege die Person zuvor muss gut und fromm sein vor allen guten Werken, und gute Werke folgen und ausgehen von der frommen guten Person. Gleichwie Christus sagt Matth. 7,18: „Ein böser Baum trägt keine guten Früchte. Ein guter Baum trägt keine bösen Früchte.“ Nun ist's offenbar, dass die Früchte tragen nicht den Baum, so wachsen auch die Bäume nicht auf den Früchten, sondern wiederum, die Bäume tragen die Frucht und die Früchte wachsen auf den Bäumen. Wie nun die Bäume müssen ehe sein denn die Früchte, und die Früchte machen nicht die Bäume weder gut noch böse, sondern die Bäume machen die Früchte; also muss der Mensch in der Person zuvor fromm oder böse sein, ehe er gute oder böse Werke tut, und seine Werke machen ihn nicht gut oder böse, sondern er macht gute oder böse Werke. (...) Wer gute Früchte haben will, muss zuvor an dem Baum anheben, und denselben gut setzen. Also, wer da will gute Werke tun, muss nicht an den Werken anheben, sondern an der Person, die die Werke tun soll. Die Person aber macht niemand gut, denn allein der Glaube, und niemand macht sie böse, denn allein der Unglaube.“

Eigentlich ist damit alles gesagt. Und wir müssen uns nur noch selbst fragen, was für Bäume wir denn sind. Bringen wir gute Früchte hervor? Tun wir, was Gott von uns erwartet? Nennen wir uns bloß Kinder Gottes – oder leben wir auch so? Treibt uns Gottes guter Geist, so dass ein Fremder schon von den sichtbaren Früchten unseres Lebens auf unseren Glauben schließen könnte? Wenn es daran aber hapert, nehmen wir's besser nicht auf die leichte Schulter. Denn Christus kam nicht und starb nicht, um uns den Gehorsam gegen Gottes Gebot zu ersparen, sondern um uns zu eben diesem Gehorsam zu befreien, zu stärken und zu befähigen. Christus ist nicht angetreten, um Gottes Gebot aufzuheben, sondern um es in Liebe zu erfüllen. Und an seinen Jüngern sollte man das sehen können!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Wie man sich der Gnade Gottes vergewissert

Es gibt Bücher, die tragen die Widmung „für alle und für keinen“. Und sie geben damit zu verstehen, dass der Autor die Zielgruppe seines Werkes offen lässt. Er erklärt, dies sei ein Buch „für alle und für keinen“, damit sich jeder Leser selbst fragt, ob es ihn anspricht. Und so ähnelt das Werk dann einer Flaschenpost, die der Schriftsteller ins Meer der Öffentlichkeit wirft, ohne wirklich zu wissen, für wen die Botschaft bestimmt ist. Es wird sich schon zeigen, an welchem Strand sie angespült wird und bei verwandten Seelen Verständnis findet. Es soll einfach zugreifen, wer will und kann. Und wer möchte, darf sich dann einbilden, jenes Buch sei just für ihn geschrieben worden. Das kann man so machen! Wenn's allerdings nicht um einen Roman geht, sondern um eine persönliche Botschaft, sieht die Sache anders aus. Denn da darf die Frage nach dem Adressaten nicht offen bleiben. Wenn sich der konkrete Mensch, den ich erreichen will, nicht angesprochen fühlt und nicht versteht, dass die Botschaft ihm gilt, wird er sie ignorieren. Vielleicht liest oder hört er sie, denkt aber, sie richte sich an jemand anderen. Und damit verfehlt die Botschaft dann ihr Ziel. Sie ist zwar „da“, kommt aber trotzdem nicht an. Und diese Gefahr besteht in besonderem Maße, wenn es um die Botschaft des Evangeliums geht. Denn wo einer das Neue Testament so liest, als gälte es in seiner ganzen Strenge und Milde nur anderen Leuten – ginge ihn aber nichts an –, wird er sich seine Botschaft nicht zu Herzen nehmen. Er denkt vielleicht, in der Bibel stünden wichtige Mahnungen für leichtsinnige Leute. Er hält sich aber nicht für leichtsinnig. Er denkt, es sei eine tröstliche Nachricht für schuldbeladene Menschen. Er hält sich aber nicht für schuldig. Er meint, das sei eine gute Lektüre für Kinder und Alte. Er ist aber weder kindlich noch alt. Und so kann er dem Evangelium dann ganz allgemein zustimmen, ohne es wirklich auf sich zu beziehen. Er missversteht das Neue Testament als ein Buch „für alle“ oder auch „keinen“ – aber jedenfalls nicht „für ihn“. Er nimmt die Botschaft nicht persönlich. Und das ist fatal. Denn so kann sie ihn weder aufrütteln noch retten. Er merkt gar nicht, dass Gott ihn anspricht, und zeigt keine Reaktion. Denn Ähnliches geschieht oft. Wenn im Einkaufszentrum eine Durchsage ertönt, die den Halter des Wagens XY bittet, zu seinem Fahrzeug zu kommen, höre ich gar nicht richtig hin. Wird aber in der Durchsage das Kennzeichen meines Autos genannt, bin ich plötzlich hellwach und laufe zum Parkplatz. Wenn einer sagt „da drüben brennt ein Haus“, klingt es ganz anders, als wenn er sagt „da drüben brennt dein Haus“. Hört ein junger Mann „Klarissa behauptet, sie sei schwanger“, so ist das bloß eine Nachricht. Hört er dagegen „Klarissa behauptet, sie sei schwanger von dir“, dann ist das heftig. Und jeder versteht den Unterschied. Denn aus einer Flut von Nachrichten filtern wir immer die heraus, die uns angehen. Wie wird aber das Evangelium zu so einer Nachricht, von der man weiß, dass sie einen persönlich angeht? Die Frage beschäftigt nicht zuletzt die Pfarrer. Denn auch die beste Predigt bleibt Schall und Rauch, wenn der Hörer sich nicht gemeint weiß. Wenn sich eine öffentliche Predigt aber an alle richtet, die gerade in der Kirche sitzen, und nicht an einen speziell – wie merkt der Einzelne dann, dass die Botschaft ihn betrifft? Wenn mir die Post einen Brief zustellt, steht mein Name drauf – und damit ist die Sache klar. Aber das Evangelium geht in die Welt hinaus wie ein Rundschreiben „an alle“. Und bloß, weil ich auch einer von „allen“ bin, fühle ich mich noch nicht angesprochen. Nun könnte man annehmen, das Neue Testament formulierte „allgemeingültige Regeln“, die der Einzelne auf sich bezieht, weil er solchen Regeln automatisch unterliegt. Er wäre dann ein Anwendungsfall pauschaler Grundsätze und könnte sagen: „Ok, wenn Gottes Gnade allen Menschen gilt, und ich ein Mensch bin, gilt sie auch mir.“ Das wäre logisch unanfechtbar. Wenn aber die Voraussetzung nicht stimmt, weil Gottes Gnade gar nicht so pauschal

gilt wie da unterstellt wird, sondern nur denen gilt, die Gott zum Heil erwählt und mit seinem Geist beschenkt – dann wird's schwierig. Denn wie kann einer wissen, dass er zu den Erwählten gehört? Vielleicht gilt Jesu Evangelium ja nur den guten Menschen – und ich bin einer von den schlechten? Vielleicht ist die Erlösung nur denen bestimmt, die einen starken Glauben haben – und gar nicht solchen Zweiflern wie mir? Ich würde dann Jesu Verheißungen hören, ohne überhaupt gemeint zu sein. Und schon die kleinste Unsicherheit in diesem Punkt hätte weitreichende Folgen. Denn wie soll man sich auf eine Botschaft verlassen, die einem vielleicht gar nicht gilt? Die Reformatoren kannten das Problem und haben darum stets betont, wie wichtig der persönlichen Bezug ist. Denn das ist noch kein echter Glaube, wenn einer die Heilstatsachen der Geschichte Jesu bloß aufzählt wie Lehrsätze aus der Schule. Sondern dem echten und lebendigen Glauben verschmilzt die Geschichte Jesu mit seiner eigenen. Er kann sagen: Gottes Sohn ist Mensch geworden, um mir persönlich nahe zu sein. Jesus hat gepredigt, damit der Wille Gottes mir nicht verborgen sei. Und er hat die Taufe gestiftet, um mich reinzuwaschen von all meiner Schuld. Jesus hat das Abendmahl eingesetzt, um mit mir Gemeinschaft zu haben. Und er ist am Kreuz gestorben, um den Fluch zu brechen, der auf mir lag. Jesus ist am dritten Tage auferstanden, um meinen Tod zu überwinden. Und er ist gen Himmel gefahren, um dort mein Fürsprecher zu sein. So persönlich muss man das sagen können! Denn wenn einer meinte, die Taten Jesu wären bloß für andere Leute getan – wie kämen sie ihm da zugute? Luther sagt: „Der wahre Glaube ergreift mit ausgebreiteten Armen freudig den Sohn Gottes, der für ihn dahingegeben ist, und spricht: Das ist mein Geliebter, und ich bin sein (...). Also macht das „für mich“ oder „für uns“, wenn man es glaubt, den wahren Glauben aus, und unterscheidet diesen von jedem andern Glauben, der nur die Historien hört“ (Walch 2, Bd. 19, Sp.1439). Alles hängt daran, dass sich ein Mensch gemeint weiß. Aber gerade da meldet sich der Zweifel. Denn wenn Gott manche erwählt und andere verwirft – woher nehme ich dann die Gewissheit, dass er ausgerechnet mich nicht missen will? Darüber kann man sehr in Angst geraten! Denn gerade die Besten unter uns fühlen sich der Gnade nicht würdig. Könnte man die dann aber mit dem Hinweis beruhigen, das mit der Erlösung sei eine pauschale Regelung, unter die sie automatisch fallen – sie würden also zwangsläufig gerettet, weil jeder gerettet wird? Das ginge direkt gegen das Neue Testament, das durchaus die Möglichkeit der Verwerfung kennt! Wenn die aber nicht zu leugnen ist – wie kommt ein Mensch dann zu der Gewissheit, dass Gott ihn angenommen hat? Kann er etwa in den Himmel steigen, um Gott in die Karten zu schauen und seinen verborgenen Ratschluss zu ergründen? Das ist weder möglich noch erlaubt! Weil uns die Frage aber nicht loslässt, geraten viele auf Irrwege. Manche möchten sich ihres Gnadenstandes vergewissern, indem sie auf ihre beruflichen, familiären und gesellschaftlichen Erfolge schauen. Und wenn dann ihr Wohlstand wächst, das Geschäft floriert, und die Kinder gedeihen, sehen sie darin Anzeichen, dass Gott ihnen wohlgesonnen sei. Doch dieser Logik folgend müsste man auch den umgekehrten Schluss ziehen, dass Gott Arme, Kranke und Kinderlose nicht leiden kann. Und schon daran ist der Irrtum zu erkennen. Andere versuchen sich ihrer Erwählung zu vergewissern, indem sie viele gute Werke tun. Sie sagen: „Ein schlechter Baum bringt keine guten Früchte. Wenn ich also meine Laster ablege, tugendhaft lebe und anderen helfe, kann Gott mich nicht verworfen haben!“ Aber auch das ist ein Fehlschluss. Denn genau auf diesem Wege wird man zu einem scheinheiligen Pharisäer, der sich freut, nicht zu den Zöllnern und Sündern zu gehören – während echter Glaube sich gerade nicht auf die eigene, sondern auf die Gerechtigkeit Christi verlässt. Ein dritter Irrweg ist heute noch populärer. Da vergewissert sich der Mensch, dass er bei Gott in Gnade steht, indem er auf seine religiösen Gefühle achtet und sich in sie „hineinsteigert“. Fühlt er dann innige Gottesnähe, Euphorie und Beseligung im Singen, Loben und Beten, schließt er auch gleich von der

Intensität seines Erlebens auf die Intensität seines Glaubens. Und weil er meint, den Heiligen Geist ganz deutlich zu spüren, ist er sich auch seines Heils gewiss. Aber vertraut so einer nicht mehr auf sein frommes Gefühl als auf den Gott, dem sein Gefühl gelten sollte? Wer am lautesten „Halleluja“ ruft, muss nicht der Frömmste sein. Und wenn er sich an der eigenen Ergriffenheit berauscht, ist er auch damit mehr „bei sich selbst“ als „bei Gott“. So kann man den Wunsch gut verstehen – man möchte als Christ die Gewissheit haben, dass man auch wirklich zu Christus gehört! Doch muss dabei alles, was auf „Selbstbeobachtung“ hinausläuft, in die Irre führen. Denn in der Gottesbeziehung sind nicht wir der stabile Pol, sondern Gott ist es. Und weil er unsere ängstlichen Fragen voraussah, hat er auch längst vorgesorgt – und hat Mittel des Heils bereitgestellt, auf deren verlässliche Wirkung man bauen darf. Das biblische Wort ist das erste dieser Mittel, weil es genauso fest steht, wie die Tatsache, dass wir getauft sind – und dass uns ein Seelsorger im Namen Jesu Vergebung zusagen kann. Allem voran ist aber das Abendmahl zu nennen, als die beste Kur für verunsicherte Christen. Denn wenn's um die persönliche Zugehörigkeit zu Christus geht, hat dieses Sakrament Vorrang vor allem anderen. Bei der sonntäglichen Predigt kann man immer denken, ihr Zuspruch sei vielleicht nur für die bestimmt, die in der Kirchenbank neben uns sitzen! Doch wenn einer – um seine Bedürftigkeit wissend – das Abendmahl empfängt: wie könnte der noch zweifeln, dass die mitgeteilte Gnade ihm auch gehören soll? Seine Hände sind es schließlich, die das Brot nehmen! Seine Lippen sind es, die den Wein trinken! Und sollte er die Gaben des Heils nicht haben, wäre er gar nicht zugelassen. Zöge ihn Gott nicht zu sich, stünde er nicht am Altar und ersehnte keine Gnade. Steht er aber dort und wird weder vom Blitz erschlagen noch von Engeln vertrieben, so empfängt er auch das, was Christus ihm durch die Hand des Pfarrers geben will. Er müsste schon Christus selbst für einen Lügner halten, wenn er ihm seine Zuwendung da nicht glauben wollte! Darum kann es zwar sein, dass einer auch am Altar noch Skrupel hat. Aber die beweisen dann nur, dass er sich selbst als Sünder durchschaut. Und genau für solche Sünder ist das Abendmahl bestimmt, denn Gerechte hätten's ja nicht nötig. Wie schlecht sich einer auch vor kommt: was ihm als Leib Christi in die Hand gelegt wird, kann weder einen anderen meinen als ihn – noch kann die Verheißung Christi gelogen sein. Alle, die am Leib Christi Anteil haben, haben auch an seiner Gerechtigkeit Anteil! Und so hat ein Christ, wenn er nur ohne Hintergedanken zum Altar kommt, seinen Zweifel besiegt. In der Gemeinschaft des Sakraments stehend kann er nicht mehr fragen, ob er da auch stehen soll. Denn so sicher wie ihm das Brot gegeben wird, so sicher gilt ihm auch das Evangelium. Und anschließend steht Gott im Wort, dass er jene, die sich ihm anvertraut haben, nicht enttäuschen wird. Schließlich hat er uns nicht bloß erlaubt, seine Nähe zu suchen, sondern hat es uns sogar zur Pflicht gemacht! Ist es aber eines Christen Pflicht, Gottes Einladung zu folgen, wie kann er da noch zweifeln, ob er berechtigt sei? Umgekehrt wird viel eher ein Schuh draus! Wenn ein mächtiger Herr seinen Diener herbeiruft, um ihm ein großes Geschenk zu machen, ist der Diener gar nicht berechtigt, fern zu bleiben oder das Geschenk abzulehnen. Sollte der Diener aber vorher gezweifelt haben, ob er in seines Herren Gunst steht, wird sich die Frage spätestens mit dem Empfang des Geschenks erledigt haben. Denn welcher Gunstbeweis wäre deutlicher als die Einladung an den Tisch seines Herrn? Nicht in der Natur oder in Träumen will Gott von uns gefunden werden, nicht in Spekulationen oder euphorischen Gefühlen, sondern am Altar! Und seinem Ruf gehorchend finden wir dort die Gewissheit, die es anderswo nicht gibt, weil es nun mal Gott selbst ist, der im Sakrament handelt – und an der Wirksamkeit seines Handelns nicht sinnvoll gezweifelt werden kann. Wer die von Gott gestifteten Heilmittel ehrlichen Herzens gebraucht, der empfängt auch das, was sie schenken. Die Mittel sind dann nicht „für alle und für keinen“, sondern speziell für ihn. Und was sie ihm schenken, empfängt er nicht, weil er gut wäre, son-

dern weil die Mittel gut sind. Das enthebt uns dann aber jedes weiteren Zweifels. Denn wer wollte annehmen, dass Gott sich stumpfer Werkzeuge bediente? Nein! Menschen passiert es, dass sie Messer machen, die nicht schneiden, dass sie Gerüste bauen, die nicht tragen, und stumpfe Bohrer fertigen, die abbrechen. Doch Gottes sakramentale Mittel wirken, wozu sie bestimmt sind, und machen dabei keinem etwas vor, sondern die Absolution ist Absolution, das Brot ist Christi Leib und die Taufe ein hartes Faktum, der Segen ist mächtig und jedes Gebet wird gehört. Gott kann, was er will, und tut, was er sagt – es wäre frech, daran zu zweifeln! Und wenn einer das Sakrament nutzt, das Gott ihm zur Nutzung bereitstellt – wie sollte Gott dem nicht geben, was er auf diese Weise zu geben versprach? Das mit dem Abendmahl war doch nicht unsere, sondern seine Idee! Wenn wir sein Sakrament aber in gutem Glauben nutzen – wird er dann wohl etwas anderes geben als das erhoffte Heil? Das ist undenkbar. Und je argloser sich ein Mensch auf Gottes Zusagen verlässt, um so mehr hängt Gottes Ehre daran, dieses Vertrauen nicht zu enttäuschen. Ja, je blinder sich der Mensch auf Gottes Heilmittel verlässt, umso unmöglicher ist es für Gott, diesen Menschen abzuweisen. Denn im Zugriff auf Wort und Sakrament bauen wir ausschließlich auf den, der es geredet und gestiftet hat. Und der kann sich dann nicht verleugnen und kann gar nicht anders, als treu zu sein – so dass er dem Bittenden statt eines Fisches garantiert keine Schlange und statt eines Eies garantiert keinen Skorpion in die Hand drückt (Lk 11,11-12). Nicht wir, sondern Gott hat beschlossen, durch Wort und Sakrament seine Gnade mitzuteilen. Und so dürfen wir folgern, „dass, wenn Gott die zum Heil Bestimmten durch gewisse Mittel zum Heil hinführen will, diejenigen, die von diesen Mitteln innerlich ergriffen werden, eben auch zum Heil bestimmt sind“ (R. Seeberg). Wer Gott seine Güte glaubt und darum eifrig zu den Mitteln der Gnade greift, der ist auch erwählt. Und hat er freudigen Zugang zu den Gnadenmitteln gewonnen – wie sollte ihm dann die Gnade selbst noch fehlen? Gottes Erwählen vollzieht sich nicht jenseits dieser Mittel, sondern durch sie. Und darum finden wir im Empfang des Sakraments genau die Gewissheit, die wir anderswo vergeblich suchen. Sich selbst den religiösen Puls zu fühlen, führt garantiert nicht zum Ziel. Denn heute fühlt man sich Gott ganz nah – und morgen wieder fern. Nie sind wir im Glauben so fortgeschritten, dass wir uns selbst bescheinigen könnten, nun sei's genug und „reiche“! Jenes andere aber, was Gott im Sakrament an uns tut – wird das etwa nicht reichen? Und wenn Gott selbst darin handelt – wird er dann wohl zu wenig tun oder sich überfordert zeigen? Schon der Gedanke wäre eine Frechheit – wir lassen ihn uns verboten sein. Doch eben damit ist dann auch der Zweifel an unserer Erwählung verboten und unterbunden. Er zerschellt an Gottes Kraft. Und sich darauf zu verlassen, ist schon die ganze Kunst, wie ein Christ zur Gewissheit kommt. Denn Gott will den Seinen Zuversicht schenken. Und er hat dazu konkrete und greifbare Mittel bereitgestellt. Sind die aber in Reichweite, warum soll man noch Angst haben? Wer sich wirklich ernsthaft um seine Erwählung sorgt, ist im Glauben schon weiter als die vielen anderen, die nicht mal sein Problem verstehen. Dieser Mensch nehme nur Gottes sakramentale Verheißungen genauso ernst wie sein Drohen – und er wird bald Frieden finden in Christus. Denn Gottes Gnade ist weder „für alle“ noch „für keinen“. Für den aber, der sie ersehnt, ist sie zum Greifen nah.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Das Hohelied der Liebe

Das „Hohelied der Liebe“ gehört zu den bekanntesten Texten des Neuen Testaments. Denn es ist schön zu lieben – und geliebt zu werden. Für viele Menschen ist genau das der Inbegriff des Glücks. Und weil es ihrer Gemütslage so sehr entspricht, schätzen sie auch das „Hohelied der Liebe“ und hören die Worte mit Rührung:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich prophetisch reden könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, sodass ich Berge versetzen könnte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib verbrennen und hätte die Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze“ (1. Kor 13,1-3).

Dem Apostel Paulus geht anscheinend nichts über die Liebe! Und alle romantischen Gemüter stimmen ihm zu. Denn was ohne Liebe geschieht, hat für sie weder Wert noch Sinn. Und mag es die Welt auch noch so hoch schätzen, bleibt es doch ohne Bedeutung, wenn keine Liebe drin ist. Solch einem Loblied auf die Liebe können viele herzenswarme Mensch zustimmen. Aber hat es der Apostel auch so gemeint? Schwärmt er hier von der zwischenmenschlichen Liebe und verkündet, ohne sie sei doch alles „nichts“? So ganz überzeugend klingt es nicht. Denn ohne Liebe ist zwar alles weniger schön. Aber es ist doch nicht gleich sinnlos und wertlos. Ein gutes Essen – ohne Liebe gekocht – macht trotzdem satt. Der Arzt, der mich „lieblos“ aber medizinisch korrekt behandelt, ist trotzdem eine große Hilfe. Und fehlt es im Haus an menschlicher Wärme, muss ich darum den warmen Ofen nicht verachten. Er ist gewiss kein Ersatz für „Liebe“. Aber er ist auch nicht „nichts“. Und so scheint es doch übertrieben, wenn Paulus alle menschliche Rede verwirft, die nicht von Liebe begleitet wird: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“ Meint er das ernst? Eine kluge und verständliche Rede, die mich über wichtige und heilige Dinge aufklärt, sollte nutzlos sein, bloß weil's dem Vortragenden an Liebe fehlt? Ein wissenschaftlicher Streit, ein politischer Diskurs oder eine Rechtsbelehrung – das alles soll überflüssiges Geschwätz sein, bloß weil irgendwem die Liebe fehlt? Paulus setzt aber noch einen obendrauf: „Wenn ich prophetisch reden könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, sodass ich Berge versetzen könnte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts.“ Im Ernst? Obwohl die Welt durcheinander ist und ihren Schöpfer weitgehend vergessen hat, wirft der Apostel alle prophetische und geistliche Erkenntnis auf den Misthaufen? Er lässt nicht mal den Glauben etwas gelten, obwohl der doch ein Geschenk des Hl. Geistes ist? Paulus missachtet sogar großen humanitären Einsatz und ruft: „Wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib verbrennen und hätte die Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.“ Ist das nicht weit überzogen? Da gibt ein Mensch seinen ganzen Besitz für die Armen – und es soll nichts bedeuten! Ein anderer opfert für den guten Zweck sogar sein Leben! Doch Paulus respektiert das nicht, sondern erklärt es für wertlos, wenn's dem Betreffenden an Liebe fehlt. Er scheint in maßloser Übertreibung diese eine Gottesgabe gegen alle anderen auszuspielen – gerade, als hätten neben der Liebe nicht auch der Glaube und die Erkenntnis ihr Recht. Es scheint, als wollte er die eine Tugend auf Kosten aller anderen loben. Und man möchte ihm spontan widersprechen. Denn Gerechtigkeit, Treue, Demut, Hoffnung und Geduld sind schließlich auch etwas!

Allerdings – so irritiert und ratlos bleiben wir nur, bis wir entdecken, dass Paulus in diesem Text gar nicht von der zwischenmenschlichen Liebe redet, die unsereiner empfindet, sondern

von der göttlichen Liebe, deren Gegenstand wir sind. Es geht da gar nicht um die Liebe, die wir üben, sondern um die, die wir empfangen! Das Hohelied des Paulus kontrastiert nicht Menschliches mit Menschlichem, sondern stellt allen menschlichen Qualitäten die göttliche Liebe gegenüber. Und die eigentliche Pointe ist, dass ein Mensch auch in seiner „Bestform“ nichts ist und nichts gilt, wenn Gott ihn nicht liebt. Vielleicht ist er superschlau und rhetorisch begabt, so dass er Menschen überzeugen kann! Doch wenn er mit Engelszungen redet, und Gott liebt ihn nicht, ist er nur ein tönendes Erz. Wenn er über alle Erkenntnis der Welt verfügt und unüberwindlichen Glauben hat, und Gott liebt ihn nicht, so ist er nichts. Wenn er ein großer Wohltäter ist, der ganze Völker aus der Armut rettet, oder ein Superheld, der für andere sein Leben opfert, und Gott liebt ihn nicht, so ist es umsonst. Denn letzten Endes – worauf zielen die großartigen Leistungen? Wozu treiben Menschen den Aufwand, vorbildlich, tüchtig und erfolgreich zu sein? Ist der tiefste Antrieb nicht, dass wir um solcher Qualitäten willen anerkannt, wertgeschätzt und geliebt werden wollen? Ist es nicht das, worauf wir aus sind von Kindesbeinen an – seit die Eltern auf unsere ersten Gehversuche mit Begeisterung, Stolz und Zuwendung reagierten? Menschen möchten angelächelt, bewundert und geliebt werden. Jemand soll uns „toll“ finden! Wenn's aber das ist, was uns antreibt – läuft unser Bemühen dann nicht ins Leere, wo die Liebe ausbleibt? Was nützt es großartig zu sein, wenn's keinem imponiert – und niemand es wertschätzt? Wozu war's gut, wenn der Beobachter, auf den es ankommt, nicht richtig hinsieht – oder nicht beeindruckt ist? Wenn Gott (als das maßgebliche Gegenüber aller Geschöpfe) die dargebotenen Leistungen nicht würdigt, ist aller Aufwand vergeblich. Umgekehrt aber: Wenn Gott einen Menschen liebt – und das sogar unabhängig von irgendwelchen Leistungen tut –, was schadet es dem, „durchschnittlich“ oder auch „schwach“ zu sein? Wenn Gott mich liebt, was macht's dann schon, dass ich nicht glänze, nicht viel darstelle und meinen Nachbarn nicht übertreffe? Wenn Gottes Liebe bleibt, kann ich mir sogar mein Versagen eingestehen. Und wenn ich, um Gottes Liebe zu erlangen, ihm nicht mal imponieren muss, habe ich tiefen Frieden und echte Freiheit. Denn da verliere ich meine Versagens-Angst – und muss auch mit niemandem mehr konkurrieren. Die Liebe Gottes ist dann keine Gunst, die ich „erwerben“ müsste, sondern ist der Fels, auf dem ich stehen darf. Und nur sie zählt dann noch. Denn hat man sie, so hat man alles, was man braucht. Hat man sie aber nicht, so ist auch der Rest vergeblich und „für die Katz“. Paulus meint also keineswegs, dass ein Mensch durch die von ihm selbst geübte Liebe zu „etwas“ würde, sondern dass ihm die Liebe Gottes Wert verleiht, deren Gegenstand er ist. Der Apostel hebt nicht eine der menschlichen Tugenden über alle anderen hinaus, sondern stellt allem Menschlichen Gottes Liebe gegenüber. Er behauptet, dass im Himmel und auf Erden überhaupt nichts einen Wert hat, wenn ihm nicht Gottes Liebe diesen Wert zuerkennt. Denn alles, worauf Gott nicht gnädig schaut, ist nichtig. Kein Ding hat Geltung, wenn Gott es nicht gelten lässt. Und alles ist überhaupt nur das, was es in Gottes Augen ist. Denn das Wohlgefallen, das Gott an seinen Kreaturen hat, ist der einzig relevante Maßstab der Bewertung. Ein Geschöpf, das Gott nichts bedeutet, ist ganz ohne Bedeutung. Und damit wir die entsprechende Demut lernen, führt uns Paulus vor Augen, dass auch der begabteste Mensch nichts darstellt, wenn Gott sich ihm nicht in Liebe zuwendet.

Er mag in den Augen der Welt ein Genie sein, so dass er reich und berühmt wird. Er mag so weise reden, dass alle gebannt an seinen Lippen hängen. Er mag das Idol einer Generation sein, dem alle Herzen zufliegen. Doch wenn er in Gottes Herz keinen Raum findet, nützt ihm die tolle „Performance“ nicht das Geringste. Denn nur Gottes Urteil zählt. Und nur, was er liebt, besitzt (dank dieser Liebe) bleibenden Wert. Eine andere Daseinsberechtigung hat überhaupt kein Mensch. Darum meine ich, dass es im „Hohelied der Liebe“ nicht um ethische Ap-

pelle geht, sondern dass es wie folgt zu lesen ist: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte (Gottes) Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich prophetisch reden könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, sodass ich Berge versetzen könnte, und hätte (Gottes) Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib verbrennen und hätte (Gottes) Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.“

Man kann einwenden, diese Lesart sei ganz unüblich. Aber was besagt das schon? Auch was Paulus über die „Gerechtigkeit Gottes“ ausführt, wurde jahrhundertlang missverstanden, weil man nicht an ein Geschenk, sondern an eine Forderung dachte. Man kam nicht drauf, dass Paulus im Römerbrief von einer Gerechtigkeit redet, die dem Menschen nicht abverlangt, sondern zugesprochen wird! Und ein entsprechendes Umdenken scheint mir auch im Blick auf das Hohelied der Liebe nötig. Denn auch da redet Paulus nicht von einer dem Menschen abverlangten Tugend, sondern von Gottes eigener Liebe, die er dem Sünder schenkt. Und anhand der Verse, die Paulus folgen lässt, kann man das leicht prüfen. Die bilden nämlich wiederum ein Lobgesang der schönsten Art. Und man hat sie stets als ethische Ermahnung auf die menschliche Liebe bezogen, die der Leser üben soll. Doch nehmen wir sie als ethische Anweisung ernst und fügen versuchsweise dort, wo „Liebe“ steht, unser „Ich“ ein, so klingt es unerträglich und anmaßend:

„Ich bin langmütig und freundlich, ich eifere nicht, ich treibt nicht Mutwillen, ich blähe mich nicht auf, ich verhalte mich nicht ungehörig, ich suche nicht das Meine, ich lasse mich nicht erbittern, ich rechne das Böse nicht zu, ich freue mich nicht über die Ungerechtigkeit, ich freue mich aber an der Wahrheit; ich ertrage alles, ich glaube alles, ich hoffe alles, ich dulde alles.“

Ich? O, je! Wer könnte das sagen, ohne dabei rot zu werden? Ethisch aufgefasst – auf uns bezogen – will es gar nicht passen. Denn unser bisschen Menschenliebe hindert uns keineswegs, immer wieder schadenfroh, gehässig und egozentrisch zu sein. Die Besten unter uns dulden vielleicht vieles. Aber keiner von uns duldet alles, erträgt und hofft alles! Wenn das also eine Bedingung unseres Heils sein soll, dann wird sie nie erfüllt. Wenn das die Voraussetzung ist, wird nie etwas draus. Denn auf „selbstlose“ Liebe verstehen sich Sünder nicht. Und müssten wir solche Liebe üben, um im Sinne der Verse 1-3 vor Gott etwas zu gelten, so wären Hopfen und Malz verloren. Dieses Evangelium wäre für Sünder keine gute Nachricht mehr! Doch wieder darf man sich klar machen, dass es hier nicht um die Liebe geht, mit der wir andere Menschen lieben, sondern um die Liebe, mit der wir von Gott geliebt werden. Und er ist gerade in der Kunst, an der wir scheitern, ein großer Meister. Gott liebt genau dort, wo nicht er, sondern nur wir etwas davon haben. Ihm passt der Schuh der „selbstlosen Liebe“! Und wir merken das sofort, wenn wir im Text für die Liebe den Namen Jesu Christi einsetzen. Er lautet dann:

„Christus ist langmütig und freundlich, Christus eifert nicht, Christus treibt nicht Mutwillen, Christus bläht sich nicht auf, Christus verhält sich nicht ungehörig, Christus sucht nicht das Seine, Christus lässt sich nicht erbittern, Christus rechnet das Böse nicht zu, Christus freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, Christus freut sich aber an der Wahrheit; er erträgt alles, glaubt alles, hofft alles, duldet alles.“

So passt es in der Tat – und wir finden jede dieser Aussagen im Evangelium bestätigt. Denn Jesus Christus ist Gottes Liebe in Person. Und dieses ganze Kapitel handelt mehr von ihm als von uns. Denn da steht kein Loblied auf unsere Menschenliebe, das wir bei Hochzeiten mit sentimentaler Rührung und innerer Zufriedenheit hören dürften, sondern im Gegenteil: Das ist eine messerscharfe Kritik all der menschlichen Tugenden, die vor Gott rein gar nichts bedeuten! Paulus lässt sein Urteil dreimal wie ein Fallbeil herabsausen: Du redest mit Engels-

zungen, so dass alle gebannt an deinen Lippen hängen? Es ist umsonst und vergeblich! Du bist superschlau und meinst, du wüsstest auch über Gott Bescheid? Es hilft dir rein gar nichts! Man hält dich für einen großen Wohltäter und Helden? Es gilt einen Dreck! Paulus lässt sein Fallbeil sausen – es trifft wie ein Blitz und schlägt alles nieder, womit wir Gott und den anderen so gern imponieren würden. Der Apostel lässt nichts übrig, dessen sich ein Mensch rühmen könnte. Und wer sich damit trösten wollte, dass er doch wenigsten seine Kinder, den Hund und guten Wein liebt, hätte rein gar nichts verstanden. Denn er wird hier gänzlich wegverwiesen von seiner eigenen Liebe – hin zu der höheren Liebe, mit der er geliebt wird. Mach dir doch nichts vor, ruft Paulus! Als sündige Menschen suchen wir sehr wohl das „Unsere“ – auch und gerade in der Liebe! Wir blähen uns auf – und tun's nicht zuletzt im Namen der Liebe! Wir treiben Mutwillen – und im Bereich der Liebe oft am schlimmsten! Doch Gott sei Dank ist Christus anders. Er rechnet uns das Böse nicht zu und lässt sich nicht erbittern. Er erträgt alles, was an uns verkehrt ist, sieht uns ganz nüchtern und stellt sich doch nicht gegen uns, sondern (stellvertretend für uns) erträgt er alles, glaubt, hofft und duldet alles.

Was will also dieser berühmte und beliebte Bibeltext? Will er alle stolz machen, die ein wenig von unsrer begehrlischen und besitzergreifenden, allzu menschlichen Liebe in sich fühlen? Ich meine ganz im Gegenteil, dass er uns alles nimmt, worauf wir stolz sein könnten, und uns zurückwirft auf die eine Antwort, die uns bleibt: Was rechtfertigt unser Dasein in der Welt? Nur Gottes Liebe! Was verleiht uns irgendeinen Wert? Nur Gottes Liebe! Was steht unserer Verdammung im Wege? Nur Gottes Liebe! Sie ist der eine Trumpf, der sticht. Und suchen wir andere Gründe zu unserer Verteidigung, so schlägt sie uns Paulus aus der Hand. Denn es gilt ernst zu nehmen, dass wir in jeder Hinsicht arm dastehen und zur Legitimation unseres Daseins nichts vorweisen können als nur die Liebe Gottes. Mehr haben – und mehr brauchen wir nicht. Denn selbst wenn wir eines Tages im Himmel sind, könnte es noch passieren, dass die Engel tuscheln, mit den Fingern auf uns zeigen und sagen: „Uhh, schaut euch die an! Waren die nicht auf Erden tönendes Erz und klingende Schellen, schräge Vögel, krumme Hunde und schlechte Christen?“ Doch die Antwort wird sein: „Schweigt, denn Gott liebt diese Leute – und dagegen kann keiner was machen!“ Mehr muss dann nicht gesagt werden. Denn Gottes Liebe hat das letzte Wort – und sie bleibt in Ewigkeit.

Paulus betont in den Versen 8 – 13, dass alles andere endet. Alle Prophetie wird sich im Himmel erfüllt haben. Alles nur stückweises Erkennen ist dort in die Schau Gottes übergegangen. Und sogar Glaube und Hoffnung enden, weil wir dann vor uns sehen, was wir auf Erden nur glauben und hoffen konnten. Die Liebe aber bleibt. Und wenn sie auch im Reich Gottes nicht aufhört, kann damit schwerlich unsre schmuddelige und wankelmütige Menschenliebe gemeint sein. Denn jenes allzu irdische Begehren, mit dem sich einer an den anderen hängt, um von dessen Vorzügen zu profitieren und sich ein wenig an ihm zu wärmen – passte das wohl in den Himmel hinein? Natürlich endet auch unsere Menschenliebe, in deren Namen so viel Unsinniges geredet und so viel Verbrecherisches begangen wurde. Sie wird enden, wie alles andere, das unrein und unvollkommen war. Jene Liebe aber, die den Himmel erfüllt, die nach dem Wort des Apostels in Ewigkeit „bleibt“ – und darum sogar über dem Glauben und der Hoffnung steht – ist Gottes Liebe. Es ist nicht die, die wir üben, sondern die, die uns gilt. Es ist nicht die Liebe, die wir geben, sondern die, die wir empfangen. Und wenn sie uns bleibt, mag ansonsten aufhören, was will. Denn in und mit der Liebe Gottes ist uns Gott selbst geschenkt. Und mehr als ihn braucht keiner.

Nachfolge, Schicksalsgemeinschaft und Jüngerschaft

Wer getauft ist, gehört kraft seiner Taufe zur Gemeinschaft der „einen, heiligen christlichen Kirche“ und darf sich „Christ“ nennen. Das ist allgemein bekannt. Was aber „Christ-Sein“ bedeutet, davon haben viele Menschen nur noch eine vage Vorstellung. Manche meinen, das Christentum sei ein Verein zur Pflege religiösen Brauchtums und zur Steigerung der Volksmoral. Und andere verstehen sich als Förderer eines Interessenverbandes genannt „Kirche“, dem sie gern als „passive Mitglieder“ angehören wollen, wie sie auch „passive Mitglieder“ im Gesangsverein sind. Doch ist das natürlich Unsinn und ist viel zu harmlos gedacht. Denn aus unserer Taufe folgt nicht nur, dass unser Name in der Gemeindegliederkartei des Pfarramtes auftaucht. Sondern in Wahrheit wurden wir durch die Taufe Teil einer Schicksalsgemeinschaft. Ja durch die Taufe wurde unser persönliches Geschick verknüpft mit dem Geschick der Kirche, und es wurde vor allem verknüpft mit dem Herrn der Kirche – mit Jesus Christus, auf dessen Namen wir getauft sind. Wir sind Glieder des Leibes Christi (1.Kor 12,27) und sind an Christus dauerhaft gebunden, weil (in der Regel) unsere Eltern uns diesem Herrn anvertraut, uns unter seinen Schutz gestellt und uns ihm zu Eigen gegeben haben. Was für eine ernste Sache das aber ist, gilt es zu bedenken: Denn sein Schicksal mit dem Schicksal eines anderen verknüpft zu wissen – auf Gedeih und Verderb, wie man so sagt – das ist eine zweischneidige Sache. Auch und gerade dann, wenn dieser andere Jesus Christus heißt. Schicksalsgemeinschaften können nämlich etwas Fatales sein:

Denken sie nur an einen Urlaubsflug. Sie besteigen das Flugzeug, und schon bilden sie mit den anderen Passagieren eine Schicksalsgemeinschaft. Sie sind dem Vermögen oder Unvermögen des Piloten ausgeliefert. Oder bauen sie irgendwo ein Haus. Schon gehören sie zur Schicksalsgemeinschaft ihres neuen Wohnortes. Wenn plötzlich daneben eine Autobahn oder eine Müllkippe gebaut wird, heißt es „mitgefangen – mitgehangen“. Oder heiraten sie in eine Familie ein. Auch da geraten sie in eine Schicksalsgemeinschaft. Der schlechte oder gute Ruf dieser Familie wird plötzlich auf sie übertragen. Die Feinde dieser Familie sind plötzlich ihre Feinde und die Freunde sind ihre Freunde.

In allen diesen Fällen, kann uns die Zugehörigkeit zu einer Gruppe großes Glück oder großes Unglück bescheren, denn in allen diesen Fällen bringt Zugehörigkeit Verbindlichkeit mit sich. Und weil wir das wissen, sind wir vorsichtig mit solchen Dingen. Nur: Welche Art von Verbindlichkeit muten wir eigentlich Kindern zu, wenn wir sie in die Schicksalsgemeinschaft unserer Kirche einbinden? Und in welcher Verbindlichkeit stehen wir da selbst? Kennen wir überhaupt die Risiken und Chancen des Weges, auf den wir durch unsere Taufe geraten sind? Schlagen wir die Bibel auf, so beantwortet sie alle diese Fragen mit einem einzigen Wort. „Nachfolge“ heißt nämlich der Weg, der mit der Taufe beginnt. Und worin „Nachfolge“ besteht, das war jedenfalls zur Zeit Jesu eine anschauliche, leicht verständliche Sache: Denn Jesus zog über die Dörfer Galiläas. Er blieb mal hier und mal da. Bald aber wanderte er weiter. Und wer den Kontakt nicht verlieren wollte, der musste eben „nachfolgen“. Hatte ihn die Botschaft Jesu so sehr gepackt, dass er unbedingt in der Nähe dieses Mannes bleiben wollte, so musste er Haus und Hof zurücklassen und mit Jesus auf Wanderschaft gehen. Es war gewiss faszinierend, Jesu Taten zu sehen und immer mehr von seiner Lehre zu hören. Der Preis aber war, dass man das unstete Leben des Meisters teilen musste. „Nachfolge“ hieß darum: Ruhem, wenn Jesus ruht, und wandern, wenn Jesus wandert. Hinter sich lassen, was Jesus hinter sich lässt, und suchen, was er sucht. Ein Nachfolger zu sein, das hieß: mit Jesus lachen und mit Jesus weinen, mit ihm essen und mit ihm hungern, mit ihm reden und mit ihm schweigen. Es

ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie das damals aussah. Inzwischen allerdings trennen uns 2000 Jahre vom Erdenleben Jesu. Der Herr ist nicht mehr in Menschengestalt unter uns, so dass wir ihm zu Fuß folgen könnten. Und das wirft natürlich die Frage auf, worin Nachfolge heute besteht. Worauf lassen wir uns heute ein, wenn wir unsere Taufe bejahen und auch unsere Kinder taufen lassen? Begründen wir damit auch heute noch eine enge Schicksalsgemeinschaft mit Christus?

Ja, im Grundsatz hat sich nichts geändert: Nachfolge besteht auch heute noch darin, den Weg Jesu mitzugehen und Freude und Leid mit ihm zu teilen. Nur: Was wir teilen, sind nicht mehr die staubigen Straßen Galiläas, sondern etwas anderes. Wer heute durch die Taufe in die Schicksalsgemeinschaft eintritt mit dem Gekreuzigten und Auferstandenen, für den bedeutet das, dass er teilhaben wird am Kreuz Christi und teilhaben wird an der Auferstehung Christi. Anders gesagt: Wer Christus nachfolgt, bekommt etwas zu leiden, wie sein Herr zu leiden hatte. Und er bekommt am Ende etwas zu jubeln, wie Christus am Ende zu jubeln hatte. Nicht mehr und nicht weniger werden wir kriegen als das Kreuz und den Sieg. Und eines werden wir nie ohne das andere kriegen. Denn wie könnte es unter Weggefährten anders sein?

Wenn ein Jünger dem Herrn nachfolgt, gehen schließlich beide in dieselbe Richtung, auf demselben Weg, Seite an Seite. Wo dem Herrn kalter Regen ins Gesicht klatscht, da wird auch der Jünger nass und friert. Und wenn dem Herrn strahlende Sonne den Rücken wärmt, dann wird auch der Jünger warm und froh. Was aber ist der Regen, den Christus erduldet, und was ist die Sonne, die ihn wärmte? Nun, der hässliche Regen, das war der Widerstand, den Jesus erfuhr. Das Neue Testament berichtet ja ausführlich, wie ihm Pharisäer und Schriftgelehrte das Leben schwer machten. Sie erkannten im Gesandten Gottes immer mehr einen Störenfried. Und sie beschlossen, ihn schließlich zu beseitigen. Die Kreuzigung Christi war kein tragisches Missverständnis. Sie war der äußerste Widerstand des Bösen gegen Gottes Sohn.

Es glaube aber keiner, dieser Widerstand sei heute erlahmt. Auch heute müssen wir damit rechnen, dass wir als Jünger Jesu etwas von diesem Widerstand zu spüren bekommen. Gerade dann, wenn wir gute Nachfolger sind und dicht dranbleiben an dem, was der Herr will, kann das gar nicht ausbleiben. Als Christ darf man sich darum nicht wundern, wenn man seine persönliche, moderne Passion erlebt und sein persönliches, modernes Kreuz zu tragen bekommt. Jeder, der die Fronten wechselt und sich auf die Seite des Guten stellt, macht sich damit das Böse zum Feind. Und wer mit dem Teufel keine Kompromisse mehr schließt, dem ist auch der Teufel ein kompromissloser Gegner. So wenig sich nämlich der Christ mit dem gottlosen Treiben dieser Welt abfinden kann, so wenig können sich die, die „Gott - los - sein“ wollen, mit dem Dasein der Christen abfinden. Und wo sie können, werden sie es uns spüren lassen. Nicht unbedingt mit der Deutlichkeit der Hammerschläge, die Christus am Kreuz spürte. Aber doch so, dass es wehtut. So, dass wir merken: Die Schicksalsgemeinschaft mit Jesus Christus ist immer auch Leidensgemeinschaft.

Doch Gott sei Dank ist sie nicht nur das. Sind wir Weggefährten und Nachfolger Christi, gehen wir an seiner Seite, so wärmt uns auch, was ihn wärmt – und wir werden gekräftigt durch die Kraft, die in ihm wohnt. Denn haben wir Anteil an seinem Kreuz, wie sollten wir nicht auch Anteil bekommen an seiner Auferstehung? Wenn wir den Weg gehen, den er geht, wie sollte da nicht auch unser Weg durch Leiden hindurch zur Seligkeit führen, so wie seiner? Gewiss verliert, wer in dieser Welt ein Nachfolger Christi sein will, die Freundschaft derer, die im alten Fahrwasser der Sünde und des Unglaubens bleiben. Aber dieser Verlust kann aufgewogen werden durch die Glaubensgeschwister an unserer Seite, und durch die Freundschaft Gottes, die der Christ gewinnt. Bekennen wir uns zu Gottes Sohn, so bekennt er sich auch zu uns und gewährt uns seinen Schutz und seine Hilfe. Tragen wir sein Kreuz mit ihm, so erweist sich

inmitten aller Schwäche seine Gnade als mächtig und gibt uns am Ende seine Siegesfahne in die Hand. Denn schließlich hat er nicht im eigenen Interesse mit den Mächten der Finsternis gerungen, sondern für seine Jünger hat er es getan. Und nicht für sich ist er durch die Mauer des Todes hindurchgebrochen, sondern für die, die ihm nachfolgen. Er zahlte den hohen Preis, der nötig war, um uns den Weg ins Reich Gottes zu bahnen – wir aber haben den Vorteil davon, dass wir uns schon heute „Kinder Gottes“ nennen dürfen. Bleiben wir dicht an Christus dran und wandern wir in seinen Fußstapfen, dann dürfen wir eines Tages auch mit ihm einziehen in sein Reich. Bleiben wir im Windschatten unseres Herrn, so kann uns keiner mehr was – Gott sei's gedankt. Ich denke, damit ist deutlich geworden, welche Risiken und welche Chancen es birgt, wenn jemand sich bewusst in die Schicksalsgemeinschaft der Kirche stellt. Dass die Nachfolge Christi kein Spaziergang ist, hat Christus selbst oft genug gesagt. Sie ist auch nicht billiger zu haben. Und doch ist die Schicksalsgemeinschaft mit Christus das Beste unter den guten Dingen dieser Welt. Denn Christus verspricht uns zwar keine sanfte Reise – aber er verspricht uns eine sichere Landung. Und darauf kommt es an...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Fröhliche Selbstvergessenheit

Es gibt Fragen, die klingen harmlos – und bringen uns doch in Verlegenheit, weil wir nicht wissen, ob wir „ja“ oder „nein“ sagen sollen. Und ganz oben auf der Liste steht da die Frage nach dem „Fromm-Sein“. „Ach, sie sind Pfarrer?“ sagen manche Leute. „Da sind sie wohl sehr fromm?“. Ich aber weiß darauf nichts Rechtes zu antworten. Denn das Wort „fromm“ hat heutzutage einen doppeldeutigen Klang – eine gute und eine schlechte Bedeutung. Im guten Sinne, so wie es eigentlich gemeint ist, heißt „fromm sein“, dass ein Mensch vom Glauben durchdrungen ist und alle Bereiche seines Lebens vom Glauben bestimmen lässt. In diesem Sinne ist es eine hohe Auszeichnung, wenn man jemanden „fromm“ nennt. Und eben deshalb wäre es sehr hochmütig, von sich selbst zu sagen: „Ja, ich bin fromm“. Da müsste man wohl eher den Kopf schütteln und sagen: „Nein, ich bin längst nicht so fromm, wie ich sein sollte.“

Auf der anderen Seite hat der Begriff „fromm“ aber auch den negativen Klang von „Frömmelei“ und „Bigotterie“, von übertriebener und verbohrter Religiosität. Und in diesem Sinne ist er fast ein Schimpfwort geworden. Denn man meint damit Leute, die aus lauter Moralismus sich und anderen den Spaß am Leben verderben, die verklemmt und engherzig sind, weltfremd, altmodisch in ihren Ansichten – und dazu noch schrecklich langweilig. In diesem negativen Sinne will wohl keiner „fromm“ genannt werden, und man müsste darum „nein“ sagen. Wenn aber die Frage „Bist du fromm?“ nur bedeutet „Bist du Christ? Glaubst du an Gott?“, dann sieht die Sache schon wieder anders aus. Kurz gesagt: Frömmigkeit ist heute ein schillernder, mit vielen Missverständnissen belasteter Begriff. Weil uns aber in Wahrheit nichts mehr fehlt als eine echte, tiefe und lebendige Frömmigkeit, will ich versuchen, die ursprüngliche, überaus positive Bedeutung dieses Wortes darzustellen. Und ich will das tun anhand eines im besten Sinne „frommen“ Gedichtes, das der Liederdichter Gerhard Tersteegen geschrieben hat:

Du aller Geister Ruh, / Erhöre mein Verlangen; / Wann wird mein Geist in dir / Zu deiner Ruh gelangen? / Ich bin ein treibend Rad; / In dir ist Stille nur; / Ach zeuch mich aus mir selbst / Und aller Kreatur!

Jehova, wann wirst du, / Und nicht ich in mir leben? / Nimm hin, ich bin für dich, / Ich will mich dir ergeben. / Wann wird die Eigenheit / Einst ganz ertötet sein? / Wann wird die Seele sein / In deiner Liebe rein?

Ach wer nur einen Strahl / Von dir, mein Gott, erblicket, / In Ehrfurcht billig wird / Von deinem Glanz entzückt; / Wer einen Funken nur / Von deiner Liebe spürt, / Sich selbst ganz willig ganz / In solchem Meer verliert.

Ach ja, mein Gott, in dir / Verlieren alles Eigen! / Lass, was du selbst nicht bist, / In mir vergehn und schweigen. / Ach alles ist gar nichts, / Du bist es all allein; / Wann wirst du auch in mir / Auf ewig alles sein?

O dass ich möchte gar / Aus meinem Aug verschwinden / Und dich allein in mir, / Du höchstes Wesen finden! / Ich hab schon allzuviel / Durch Sünd entehret dich; / Verklär dich wiederum / In mir fort ewiglich.

Ich gebe zu, dass dieses Gedicht schwer zu verstehen ist. Es ist fern von der heutigen Art des Denkens und Redens. Und doch sollte man sich hüten, darin bloß frommen „Schmus“ zu se-

hen. Nein! Auf seine Weise sagt Tersteegen hier sehr klar und präzise, was wahre Frömmigkeit ist. Denn in den vielen Wendungen seines Gedichtes wiederholt er immer nur den einen Gedanken: Dass er nämlich sein kleines, ängstlich umklammertes Ich in Gott hinein verlieren will, dass er aufhören will, sich selbst wichtig zu nehmen, um Gott immer mehr Raum zu geben und ihn schließlich Alles in Allem sein zu lassen. Dass das unserer Natur widerstrebt, weiß der Dichter sehr wohl. Denn er spürt an sich selbst, was wir alle erfahren: Normalerweise ist unsere ganze Aufmerksamkeit gefesselt durch unsere eigenen kleinen Nöte und Freuden. Wir starren tagtäglich auf uns selbst, wir träumen unsere Träume und verfolgen unsere Pläne so verbissen, als hinge von ihrer Erfüllung das Heil der Welt ab. Unser Herz ist randvoll mit unseren kleinen, persönlichen Anliegen und Nöten: Mein Wille und meine Gesundheit. Mein Spaß und mein Leiden. Mein Ansehen, meine Pläne und meine Sorgen. Um diese Dinge kreisen die Gedanken, auf sie sind wir fixiert, von ihnen lassen wir uns beherrschen, ihnen dient unser Denken und Tun. Frömmigkeit aber beginnt genau dort, wo dieser Krampf sich löst – und wo die Gegenwart Gottes im Herzen alles andere zurücktreten und verblassen lässt. „Ich, ich, ich“ – das ist dann plötzlich nicht mehr das Ein und Alles. Sondern wo einer fromm wird, da gibt er dieses „ich“ preis, damit es in Gott eingeht und in ihm aufgeht, bis nicht mehr „ich“ in mir lebe, sondern Gott in mir lebt. Der eigene Wille weicht, damit Gottes Wille geschehe. Das eigene Wort verstummt, damit Gottes Wort laut werde. Die eigenen Gedanken schweigen, damit Raum werde für Gottes Gedanken – und nichts mehr die Stille stört vor seinem Thron. Damit das aber möglich wird, und das Herz Frieden findet in Gott, müssen alle kleinlichen Sorgen hinaus aus dem Herzen: Das ewige Recht-haben-wollen muss hinaus. Das Etwas-gelten-wollen muss hinaus. Eitelkeit und Gier, Selbstmitleid und Stolz, Egoismus und Neid – das alles muss hinaus, weil es in uns zu viel Platz einnimmt und unsere Aufmerksamkeit zu sehr bindet. Erst dann nämlich hören wir auf, uns vorwiegend für uns selbst zu interessieren. Erst dann geht unser nervöser Blick weg von uns selbst und richtet sich unverwandt auf Gott und die göttlichen Dinge. Was ich „bin“, was ich „habe“ und was ich „kann“ – das verschwindet dabei nicht einfach, aber es erscheint plötzlich viel, viel kleiner. Es steht hintenan. Und es hat überhaupt nur noch Bedeutung, sofern ich durch Gott „bin“ und „habe“ und „kann“. Denn der Glaube will nicht mehr sein, als was er durch Gott ist. Er will nichts wissen, als was Gott ihn wissen lässt. Und er will auch kein Werk vollbringen, außer wenn Gott es ihn vollbringen heißt. Denn der Gläubige hat keine eigenen Pläne mehr, die mit Gottes Plänen in Konkurrenz treten könnten, sondern er hat nur den einen Plan, die ihm in Gottes Plan zugeordnete Rolle willig zu spielen – sei sie auch klein und unbedeutend.

Ja: Fromm-Sein, das heißt, sein aufgeblähtes, ängstlich behauptetes „Ich“ fröhlich preiszugeben und es in Gott hinein zu verlieren. Es heißt klein werden, damit Gott in meinem Leben groß werde. Es heißt, ein Blatt sein, das von Gottes Wind fortgetragen wird, ein Tropfen in seinem weiten Meer, ein kleiner Funke in seiner hellen Flamme. Es heißt so nah an Gott heranrücken, dass ich zwar von Gott noch unterschieden, aber nicht mehr von ihm getrennt bin. Darum ist echte Frömmigkeit das größte Geschenk, das Gott einer Seele machen kann: Dass er nämlich ihr Denken, Tun und Wollen immer mehr verschmelzen lässt mit seinem eigenen göttlichen Denken, Tun und Wollen – bis zwischen ihm und der Seele nichts mehr steht...

Ich denke, wer das begriffen hat, wird über Frömmigkeit nicht mehr spotten, sondern wird erkennen, dass echte Frömmigkeit ein Vorgriff auf die Erlösung ist, nach der sich Christen sehnen. Denn entgegen allen Klischees macht wahre Frömmigkeit nicht engherzig, sondern froh und offen. Sie hat gerade nichts Zwanghaftes an sich, sondern sie verleiht dem Menschen die beneidenswerte Freiheit und die Stabilität dessen, der nicht in sich, sondern in Gott ruht. Solche Menschen bewirken oft im Stillen Großes und sind ein Segen für die Gemeinde, die sie

beherbergt, denn sie streben danach, Gott immer mehr und mehr Raum zu geben – in ihrem eigenen Leben und im Leben ihrer Stadt...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottesfurcht

Kennen sie George Fox? Nein? George Fox lebte im 17. Jahrhundert in England. Und er war ein religiöser Sonderling, der sich viel Ärger einhandelte, weil er immer und überall seinen großen schwarzen Hut aufbehielt. Man bedenke: England im 17. Jahrhundert! Das war eine Zeit, in der die gesellschaftlichen Schichten noch sehr streng unterschieden wurden. Da war es selbstverständlich, dass der einfache Mann den Hut zog, das Knie beugte und den Kopf neigte, wenn er einem Adligen, einem Vertreter der Obrigkeit oder einem Geistlichen begegnete. Doch George Fox tat das nicht. Die Etikette verlangte auch, dass man die „Herrschaften“ mit ihren korrekten Titeln anredete. George Fox aber sagte zu allen einfach „Du“. Er verneigte sich vor niemandem und nahm auch vor niemandem seinen Hut ab.

Warum aber tat er das? War es einfach schlechte Erziehung, Unkenntnis oder Respektlosigkeit? Nein: Es war der Glaube, der George Fox trieb, gegen die gesellschaftlichen Konventionen zu verstoßen. Denn zum Gebet nahm George Fox seinen Hut ab! Es war für ihn selbstverständlich, vor Gott das Haupt zu neigen und das Knie zu beugen. Es war ein natürlicher Ausdruck seines Glaubens, Gott durch solche Gesten Ehre zu erweisen. Warum aber sollte er dasselbe auch vor Menschen tun, die doch Seinesgleichen waren? Fox bezweifelte nicht, dass man Ehre geben muss, wem Ehre gebührt. Wem aber gebührt Ehre, außer Gott allein? Wer außer Gott wäre „gut“ zu nennen? Wer außer Gott ist „Herr“? Keiner. Und darum zog George Fox auch vor keinem den Hut – außer vor Gott.

Vielleicht lächeln wir heute über diesen Mann. Denn die gesellschaftlichen Konventionen, über die er sich hinwegsetzte, gelten längst nicht mehr. Was Umgangsformen betrifft, gibt man sich heute betont „locker“. Doch damals spürten die Menschen, dass der starrsinnige und fromme Mann viel mehr in Frage stellte als bloße „Äußerlichkeiten“. Die „Lords“, denen er die Ehrerbietung verweigerte, empörten sich so sehr, dass sie ihn mehrfach prügeln, peitschen und einsperren ließen. Man hielt George Fox zeitweise sogar für geisteskrank. Doch der rebellische Prophet hielt an dem fest, was er als Glaubenswahrheit erkannt hatte: Dass nämlich alle Menschen gleicher Würde sind, und dass sie – statt einander Ehre zu erweisen und voneinander Ehrerweisungen zu empfangen – lieber Gott die Ehre geben sollten. Wer schließlich dürfte sich rühmen und sich erhaben fühlen? Wer hätte etwas vorzuweisen, das er nicht von Gott empfangen hat? Welcher Mensch wäre ohne Schuld, so dass er auf andere herabschauen dürfte? Keiner. Alle Menschen sind Sünder. Alle sind gleichermaßen der Gnade bedürftig. Und darum sollten sie auch nicht voreinander die Knie beugen, sondern sie miteinander beugen vor ihrem Schöpfer.

Das Problem mit dem Hut ist inzwischen Vergangenheit. Es betrifft uns nicht mehr. Und doch hat das, was George Fox tat, bleibende Bedeutung. Denn im Starrsinn dieses Mannes manifestiert sich etwas, das wesentlich zum Glauben dazugehört – und das seine Aktualität auch niemals verliert: Der Glaube lässt nämlich Gott Gott sein. Und indem er das tut, beschränkt er den Menschen darauf, Mensch zu sein. Der Glaube relativiert damit alle zwischenmenschlichen Hierarchien. Er unterscheidet strikt zwischen Göttlichem und Irdischem. Und er duldet keinesfalls, dass Irdisches in göttlichen Rang erhoben wird. Der Glaube widerspricht, wenn Geschaffenes übermäßige Verehrung empfängt oder mit dem Nimbus des „Ewigen“ und „Letztgültigen“ umgeben wird. Und wo Menschen oder Dinge über die Maßen geschätzt oder gefürchtet werden, da übt der Glaube scharfe Kritik. Denn er akzeptiert nichts Geschöpfliches in göttlichem Rang: Keine Nation, keine Rasse, keine Ideologie und keine Person. Der Glaube entzaubert die Welt, und wo um irgendwen oder irgendwas ein „Kult“ entsteht, da erhebt er

Protest. Denn wenn ein Mensch beansprucht, für andere „letzte Instanz“ oder „oberste Autorität“ zu sein, dann will er einen Platz einnehmen, der nur Gott zusteht. Solche Anmaßung kann nicht geduldet werden. Es ist in Wahrheit nur einer, dem der Mensch „unbedingten Gehorsam“ schuldet. Es ist nur einer, zu dem wir aufschauen müssen. Das ist Gott selbst. Und wo der Glaube es nicht mit Gott zu tun hat, da behält er (innerlich) den Hut auf. Denn alles, was nicht Gott ist, ist zu Gottes Dienst bestimmt, und sollte darum, statt für sich selbst Ehre einzufordern, lieber Gott die Ehre geben.

Man könnte nun meinen, das alles sei in demokratischen Gesellschaften selbstverständlich. Doch ich fürchte, die Geisteshaltung, mit der George Fox zu kämpfen hatte, ist keineswegs ausgestorben. Auch heute fühlen sich Menschen über andere erhaben. Auch heute gibt es die Hochmütigen und Mächtigen, die von anderen einen (inneren) Kniefall erwarten. Auch heute gieren Menschen nach Ehre und Bewunderung. Und oft genug verlangen sie von anderen Signale der Unterwürfigkeit. Man denke nur einmal an das Verhältnis, das mancher Erfolgstrainer zu jungen Nachwuchssportlern hat. Oder man betrachte die Beziehung zwischen Professoren und studentischen Hilfskräften. Wie gehen Firmenchefs mit kleinen Angestellten um? Wie reden Bankdirektoren mit Kreditnehmern? Was spielt sich tagtäglich zwischen Ärzten und Patienten ab? Werden da nicht Abhängigkeitsverhältnisse missbraucht, um Menschen zu demütigen? Ja, seit dem 17. Jahrhundert hat sich da gar nicht so viel verändert. Und darum verdienen die Überheblichen auch heute noch die Antwort, die George Fox ihnen gegeben hat: Die Schönen wollen bewundert werden, und die Brutalen wollen gefürchtet werden. Doch der Glaube behält den Hut auf. Die Mächtigen fordern Gehorsam und die Erfolgreichen fordern Anerkennung. Doch der Glaube behält den Hut auf. Zu den „Stars“ soll man aufschauen und den „Experten“ soll man blind vertrauen. Doch der Glaube behält den Hut auf. Die Reichen wollen mit ihrem Reichtum glänzen, die Künstler mit ihrer Kunst, und die Weisen mit ihrer Weisheit. Aber der Glaube behält den Hut auf.

Wohlgemerkt: Es liegt dem Glauben fern, die Unterschiede zwischen den Menschen zu leugnen. Er respektiert durchaus Begabungen und Ämter, Leistungen und Ordnungen. Der Glaube freut sich an dem, was der andere ist und hat und kann. Doch sieht er in den Vorzügen des anderen (wie in seinen eigenen!) Leihgaben Gottes. Und der Glanz, auf den mancher so stolz ist, ist für den Glauben immer nur ein Abglanz göttlicher Herrlichkeit. Warum also sollte er sich vor denen, die Gott beschenkt hat, allzutief verneigen? Das Lob gebührt doch nicht dem Bild, sondern dem Maler! Nicht der Topf ist zu ehren, sondern der Töpfer! Darum bewundert ein Christ auch weniger das Geschöpf als den Schöpfer. Das hindert ihn natürlich nicht, jedem Menschen freundlich und zuvorkommend zu begegnen. Christlicher Glaube hat nichts gemein mit der Frechheit derer, die alles herabwürdigen, was ihr eigenes Maß überschreitet! Aber mit Unterwürfigkeit, Kriecherei oder Hörigkeit verträgt er sich auch nicht. Außer beim Beten behält er den Hut auf – und beherzigt dadurch einen Ratschlag, der altbacken klingen mag, der aber der Sache nach keineswegs veraltet ist: „Fürchte Gott – und scheue niemand!“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottvertrauen

Ich möchte ihnen eine Frage stellen, die sie vielleicht befremden wird. Denn ich möchte sie fragen, ob sie „cool“ sind. Sind sie „cool“? Wären sie's gerne? Oder wissen sie vielleicht gar nicht genau, was das ist? Nun, Jugendliche und Kinder jeden Alters gehen heute sehr selbstverständlich mit dem Wort um. Schon denen im Kindergarten ist der Begriff geläufig: sie finden alles „cool“, was ihnen gefällt. Und obwohl es schon eine Weile her ist, erinnere ich mich gut, dass auch ich als Jugendlicher unbedingt „cool“ sein wollte. Das Wort stand für etwas, das mich und meine Altersgenossen sehr faszinierte, nämlich für Gelassenheit, Souveränität und Distanziertheit. Wer cool ist, den bringt nichts aus der Fassung, er zeigt sich unbeeindruckt und desinteressiert. Wer cool ist, hat die Ruhe weg, er schwebt über den Dingen und zeigt keine Emotionen. Wer cool ist, hat nur ein müdes Lächeln für das, was andere aufregt. Und genau dies ist für viele Jugendliche ein Ideal. Oder vielleicht nicht nur für Jugendliche? Ja, ich vermutete, diese besondere Form der Gemütsruhe hat auch für Ältere eine große Anziehungskraft. Sie würden vielleicht nicht von „Coolness“ sprechen, sondern von „Gelassenheit“, von „Uner-schütterlichkeit“ oder „Nervenstärke“. Aber die Begriffe macht keinen Unterschied, wenn der Traum derselbe ist – nämlich der Traum, etwas mehr „über“ den Dingen zu stehen. Freilich, oft gelingt uns das nicht. Sondern im Gegenteil: An einem Tag verwöhnt uns das Schicksal und baut uns auf – und am nächsten schlägt es uns wieder zu Boden. Mal sind wir himmelhochjauchzend und mal zu Tode betrübt. Wir haben Glück und haben Pech, wir hoffen und bangen, wir zittern und zagen, wir lassen uns von Wünschen vorantreiben, von Sorgen zerfressen und von Misserfolgen niederdrücken. Wir stünden viel lieber wie ein Fels in der Brandung! In Wahrheit sind wir aber eher ein Blatt im Wind und ein schwankendes Schilfrohr, das fremden Kräften ausgeliefert ist und vom Wind mal hierhin und mal dorthin gebogen wird. Statt souverän über den Dingen zu stehen, haben wir den Eindruck, dass das Schicksal mit unserer Seele Ping-Pong spielt. Denn jederzeit kann etwas geschehen, das uns aus dem inneren Gleichgewicht bringt. Und ich weiß nicht, wie sie es empfinden – ich jedenfalls finde diesen Mangel an Stabilität sehr ärgerlich. Cool müsste man sein! „Drüber stehen“ müsste man! Aber wie schafft man das? Als ich ein nach „Coolness“ strebender Jugendlicher war, bekam ich ein Büchlein des römischen Philosophen Seneca in die Hände, das den Anspruch erhob, dem Leser zur großen Gelassenheit zu verhelfen. Und natürlich habe ich es mit Neugier gelesen. Seneca war ein sogenannter Stoiker, also ein Vertreter jener Philosophenschule, nach der die „stoische Ruhe“ benannt ist. Und dementsprechend bestand seine Anleitung zur Coolness hauptsächlich darin, dass er diese „stoische Ruhe“ empfiehlt. Die Wurzel allen Übels, las ich bei Seneca, liege darin, dass der Mensch von Lust und Schmerz, von Freud und Leid als von zwei schwankenden und maßlosen Gebietern beherrscht und hin- und hergeworfen werde. Der gewöhnliche Mensch sei ein Spielball zufälliger Dinge, die ihn abwechselnd stolz und niederschlagen machen. Die stoische Philosophie aber befreie von dieser Knechtschaft, indem sie den Menschen lehre, seinem Schicksal mit Gleichgültigkeit zu begegnen. Seneca empfiehlt dementsprechend, nichts zu sehr zu lieben und nichts zu hassen, sondern alles, was geschieht, als unabänderlich hinzunehmen. Dann nämlich, wenn man gelernt habe, den Schmerz ebenso zu verachten wie die Freude und das Leben ebenso zu verachten wie den Tod – dann werde die Seele gleichgültig gegen ihr Schicksal und fände dadurch zur Ruhe, zur inneren Ausgeglichenheit und Stabilität. Nachdem ich Senecas Buch gelesen hatte, habe ich seine Ratschläge erprobt, so weit ich sie verstand – und hatte guten Erfolg. Denn manche meiner Freunde und Mitschüler waren tief beeindruckt von der philosophischen Variante der „Coolness“, die ich zur Schau trug. Ich übte mich erfolg-

reich in der Kunst, alles „egal“ zu finden. Doch leider musste ich feststellen, dass die Kunst, über den Dingen zu stehen, einen Haken hat. Man zahlt dafür einen hohen Preis. Denn die große Ruhe des Gemüts erwächst ja nur daraus, dass man nichts allzu sehr liebt – weder Menschen noch Güter oder Ideale. Der Trick ist einfach: wer nichts liebt, dem kann auch nicht genommen werden, was er liebt. Er ist vor den größten Schmerzen sicher. Denn wer nichts liebt, dem ist alles entbehrlich. Und er kann jederzeit ungerührt bleiben, denn er bietet dem Schicksal keine Angriffsfläche. Das klingt toll. Und das Rezept funktioniert. Aber bei Lichte besehen ist der Preis für die Gemütsruhe doch recht hoch. Denn wenn man nichts liebt, wenn nichts unser Herz höherschlagen lässt, was macht das Leben dann lebenswert? Der coole Rückzug aus den emotionalen Bindungen ist in Wirklichkeit ein Rückzug aus dem Leben – er ist eine Flucht. Denn Coolness bedeutet oft nichts anderes, als dass jemand aus Angst, seine Gefühle könnten verletzt werden, diese Gefühle gar nicht erst zulässt. Um den Wechselfällen des Lebens nicht ausgeliefert zu sein, versteckt er sich hinter einer Mauer aus Gleichgültigkeit. Aus Angst vor der Trennung nimmt er die Trennung innerlich vorweg. Doch das ist eine Art vorzeitiger Abschied aus dem Leben. Es ist ein Rückzug in das Schneckenhaus emotionaler Kälte. Und um es hart zu sagen: Der höchste Grad dieser Coolness sieht der Leichenstarre zum Verwechseln ähnlich. Die wird wohl niemand erstrebenswert finden. Es fragt sich nur, ob es eine Alternative gibt. Denn was kann man tun, wenn man weder ein schwankendes Rohr im Wind des Lebens noch ein stoisch-ruhiger Eisblock sein will? Bleibt nur der laue Mittelweg? Nein. Es gibt eine echte Alternative. Und zwar eine, mit der uns die Bibel bekannt macht hat. Wir müssen nur an Jesus denken, wie er mit seinen Jüngern über den See Genezareth fährt und in den Sturm gerät (Mt 8,23-27). War das nicht unendlich „cool“, wie er inmitten dieser hochdramatischen Situation schlief? War das nicht der Inbegriff souveräner Gelassenheit, wie er seinen panischen Jüngern gegenübertrat? Vielleicht hat er sich erst noch mal gestreckt und gegähnt, als sie ihn weckten. Dann befiehlt er dem Sturm, sich zu beruhigen. Er schüttelt den Kopf über den Kleinglauben seiner Jünger und mahnt sie, doch etwas mehr Gottvertrauen zu haben. Und wer weiß – vielleicht hat er sich danach wieder hingelegt und sein Nickerchen fortgesetzt. Na, wenn das nicht Coolness ist! Tatsächlich steht Jesu abgeklärte Gelassenheit in so krassem Gegensatz zur Dramatik der Situation, dass die Szene etwas Groteskes hat. Doch zeigt sie in der Überspitzung, dass es einen dritten Weg gibt. Denn einerseits ist Jesus nicht so aus dem Häuschen wie seine Jünger, die um ihr Leben fürchten. Jesus zeigt keine Hysterie, ja nicht einmal Nervosität. Andererseits aber ist seine Ruhe nicht die des Stoikers, der versuchen würde, die Anschläge des Schicksals mit Verachtung zu strafen. Sondern Jesus geht einen dritten Weg, den man nur als „Gottvertrauen“ bezeichnen kann. Dieses Gottvertrauen ist von anderen Formen der Gemütsruhe deutlich zu unterscheiden. Denn es hat nichts zu tun mit einer Ruhe, die aus Resignation erwächst. Es ist nicht die Gelassenheit der Naiven, die meinen, es könne ihnen nichts passieren. Und es ist auch nicht die Unerschütterlichkeit der Kalten, die alles kalt lässt, weil sie nichts lieben. Sondern jenes Gottvertrauen, das Jesus auf dem See demonstriert, resultiert einfach daraus, dass er alles in Gottes Hand weiß – und an dessen Treue nicht zweifelt. Das ist etwas ganz anderes als vulgäre „Coolness“, die oft nur auf seelischer Abstumpfung beruht. Und es ist auch etwas ganz anderes als der Zweckoptimismus, den man sich selbst einredet. Vielmehr – im Gegensatz zu alledem ist Gottvertrauen die Kunst, Freud und Leid gleichmütig in Empfang zu nehmen, weil der Absender in jedem Falle Gott ist. Es ist das Vertrauen, dass Gott auch dann, wenn er uns wenig Freude und viel Leid zukommen lässt, es doch nicht böse mit uns meint. Es ist eine Schlussfolgerung, die in zwei schlichten Sätzen besteht, nämlich: 1. Gott hat uns wissen lassen, dass er unser barmherziger Vater ist. Und: 2. Es widerfährt uns im Leben nichts, als nur, was dieser barmherzige Vater uns zgedacht hat. Ste-

hen diese beiden Sätze fest, so setzt das allen anderen Mächten, die unser Leben bestimmen möchten, enge Grenzen. Denn es bedeutet einerseits, dass wir mit all unserer Sorge das uns zgedachte Leid nicht mindern und das uns zgedachte Glück nicht vermehren. Und es bedeutet andererseits, dass keine Kreatur Hand an uns legen kann, ohne dass Gott es will. Wenn's aber unausweichlich so kommt, wie's der barmherzige Vater mir schickt – warum soll ich's dann nicht in Ruhe und Geduld erwarten und annehmen? Sollten Christen nicht die allergelesensten Menschen sein? Wer vermag etwas gegen uns, wenn Gott für uns ist? (Röm 8,31; Ps 118,6). Natürlich bleibt es dabei, dass wir verletzlich sind. Solange wir auf Erden überhaupt etwas lieben und hoffen, werden wir auch sorgen und bangen um dies und jenes. Aber verzehren kann uns die Sorge nicht. Denn wenn wir Gottvertrauen haben, ist alle Sorge umfangen von einer großen Sorglosigkeit, und alle Furcht begrenzt von einer tiefen Furchtlosigkeit. Zu unserem ewigen Heil tut keiner mehr ein Quäntchen hinzu und keiner ein Quäntchen davon. Denn dafür hat Christus gesorgt. Was aber unser zeitliches Hab und Gut betrifft (samt Leib und Leben), sind wir auch nicht im Unklaren. Denn wir haben nichts, das uns nicht von Gott geliehen und ihm eines Tages wieder zu erstatten wäre. Unter dem Geliehenen ist nichts, das wir sterbend nicht zurücklassen müssten. Und zugleich ist nichts darunter, das uns Gott nicht im ewigen Leben wiedergeben könnte, wenn er das für gut hält. Was soll's also? Hat unser gütiger Vater über alle Dinge volle Kontrolle, was soll dann das unchristliche Hasten und Zappeln? Was soll die heidnische Angst? Unsere Lebensgeschichte ist bereits geschrieben. Gott kennt all ihre Wendungen. Und wenn wir auch nicht wissen, welche düsteren Kapitel sie noch enthalten mag, wissen wir doch, dass Gott für ein „Happy End“ sorgt. Wir können ihm vertrauen und sollten das bedenken, wenn unser Herz mal wieder flattert wie ein aufgeschrecktes Huhn. Beruhigen wir uns um Gottes willen. Und üben wir uns in Gottvertrauen. Denn das ist besser als alle Coolness der Welt.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Eros und Agape (von wahrer Liebe)

Wenn man in unserer Gesellschaft nach Werten sucht, auf die sich alle einigen können, und nach Idealen, über die Konsens besteht, dann findet man nicht gerade viele. Doch immerhin stößt man auf den Begriff der „Liebe“, der allgemeine Anerkennung findet und keine direkten Gegner hat. Denn wer könnte schon gegen die Liebe sein, dieses schöne Gefühl und diese hohe Tugend, die Familien zusammenhält, die von der Bibel gefordert, von Philosophen geschätzt, von Dichtern besungen und von Moralisten verherrlicht wird? Es kann auch keiner sagen, Liebe ginge ihn nichts an! Denn wenn wir nichts liebten, würden wir nach nichts streben. Hätten sich unsere Eltern nicht geliebt, wären wir gar nicht da. Und würden wir aktuell von niemandem geliebt, könnten wir das kaum aushalten. Die Liebe zum eigenen Kind bleibt eine lebenslang treibende Kraft. Und ohne die Liebe zu Gott und zum Nächsten ließe sich auch der christliche Glaube nicht verstehen. So scheint die Liebe eine Währung zu sein, die überall gilt, ein Schlüssel für jedes Schloss und ein Argument, das immer sticht. Denn Liebe gilt als so ehrenwertes Motiv, dass viele meinen, was „aus Liebe“ geschieht, könne niemals falsch sein. Man fragt nur rhetorisch „Kann denn Liebe Sünde sein?“ Und mit einem treuherzigen Augenaufschlag verbunden duldet das keine Widerrede. Denn man tut, als sei noch nie ein Verbrechen „aus Liebe“ begangen worden! Alles scheint geadelt und entschuldigt, wenn's denn nur „aus Liebe“ geschieht! Doch ist die Liebe wirklich eine so edle „Himmelsmacht“? Und wissen wir auch genau, was das Wort bezeichnet? Wird das Etikett „Liebe“ nicht auf sehr Verschiedenes angewandt? Soviel muss uns zumindest klar sein, dass man seine Kinder anders „liebt“ als z.B. gute Musik oder eine Sportart. Man liebt den Ehepartner anders als seine Lieblings Speise oder „die schöne Natur“. Und man liebt Gott in einem anderen Sinn als den Mitmenschen in Not! Nicht immer lässt sich trennen, ob man jemand nur „braucht“ oder wirklich „liebt“. Und ebenso oft wird Liebe mit Begehren verwechselt, mit Besitz und Kontrolle. So liebt man jedenfalls sein Hobby anders als die eigenen Eltern, und den Hund wieder nicht so, wie man sich selbst liebt. Liebe hat durchaus nicht immer mit Romantik zu tun. Und wenn wir Paulus nach der Liebe fragen, bekommen wir eine ganz andere Antwort, als wenn wir uns bei Platon erkundigen. So müssen wir denn, um Ordnung zu schaffen, zunächst zwei Arten von Liebe unterscheiden, für die es in der Sprache des Neuen Testaments verschiedene Worte gibt. Nämlich (griechisch) „Eros“ einerseits – und „Agape“ andererseits...

Das Wesen der „Agape“ erklärt man am besten anhand der Liebe, mit der Gott sich dem Menschen zuwendet. Denn diese Liebe ist ausgesprochen „selbstlos“ und wirkt im Blick auf ihren Gegenstand regelrecht „unmotiviert“, weil sie ihren Grund gerade nicht in einer positiven Beschaffenheit des geliebten Menschen hat. Agape erklärt sich nicht aus den Qualitäten des Geliebten – und sie fragt auch gar nicht, ob er die ihm zugewandte Liebe „verdient“. Sondern selbst, wenn man das klar verneinen muss, hört die Liebe deshalb nicht auf. Denn sie entspringt einzig und allein dem Wesen und dem Willen dessen, der da liebt! Agape-Liebe wird also nicht durch die „Attraktivität“ ihres Gegenstandes hervorgerufen. Und gerade die Liebe Gottes zu uns Menschen ist in diesem Sinne „grundlos“, weil für sie kein anderer Grund angegeben werden kann als Gott selbst. Warum Gott Sünder liebt, die doch viel eher seinen Zorn verdienen, weiß nur er allein. Es ist erstaunlich! Und so bleibt das Evangelium (als Kundgabe göttlicher Liebe an nichtswürdige Kreaturen) ein Mysterium. Gott liebt, was keine Liebe verdient! Und das zu wissen, ist überaus tröstlich für alle, die Gott nichts vorzuweisen haben. Denn das Erbarmen, das sie brauchen, ohne einen Anspruch darauf zu haben, findet seine Begründung jenseits der eigenen Person in Gott. Und gerade durch diese unableitbare „externe“

Begründung steht solch liebendes Erbarmen dann unerschütterlich fest, weil es (von menschlichen Leistungen unabhängig) auch durch menschliche Fehlleistungen nicht ins Wanken gerät. Natürlich ist diese Eigenart der Liebe Gottes eine schwere Kränkung für alle, die mit eigener Weisheit und Tugend die Anerkennung Gottes gewinnen und dann um ihrer Tüchtigkeit willen geliebt, gelobt und belohnt werden wollen. Die kommen mit seiner Agape gar nicht klar! Denn so wenig menschliches Versagen die Liebe Gottes abschrecken kann, genauso wenig vermag menschliche Leistung seine Liebe zu gewinnen. Es lässt sich da kein Anspruch sichern, denn Agape bleibt stets Gottes freie und ungeschuldete Zuwendung! Es kümmert ihn nicht, ob wir seiner Liebe wert sind, sondern umgekehrt legt Gott uns liebend einen Wert bei, den wir erst durch diese Zuwendung bekommen. Mit den Worten von Anders Nygren gesagt: „Agape ist schöpferische Liebe. Die göttliche Liebe liebt nicht das, was schon an sich der Liebe wert ist, sondern im Gegenteil: Was an sich keinen Wert hat, erhält einen solchen gerade dadurch, dass es Gegenstand der göttlichen Liebe wird. Agape hat nichts mit der Liebe zu tun, die sich auf die Feststellung einer wertvollen Beschaffenheit ihres Gegenstandes gründet. Agape konstatiert nicht Werte, sondern schafft Werte. Agape liebt und verleiht dadurch Wert. Der von Gott geliebte Mensch hat keinen Wert an sich; was ihm einen Wert gibt, ist gerade dies, dass Gott ihn liebt. Agape ist ein wertschaffendes Prinzip.“ (Eros und Agape, 1930, Teil 1, S. 61) Indem Gott sich dem Menschen liebend zuwendet, setzt er sich positiv zu ihm in Beziehung und stiftet eine Gemeinschaft, die der Mensch von sich aus nie hätte herstellen können. Gottes Liebe will dann aber nicht haltmachen, sondern will durch jene Menschen, die sie erfasst hat, weitergegeben werden. Die sich von Gott geliebt wissen, sollen die erfahrene Barmherzigkeit wiederum anderen erweisen – und dabei auch ihrerseits nicht fragen, ob diese anderen es wohl „wert“ sind. Denn das Wesen der Agape als Nächstenliebe zeigt sich gerade dort, wo mit einer Erwidern nicht zu rechnen ist, weil man die Liebe nicht dem Freund, sondern dem Feind erweist...

Doch sprachen wir davon, dass es im Griechischen zwei Worte für „Liebe“ gibt. Und so müssen wir nun zu dem anderen kommen, das „Eros“ heißt. Im Unterschied zur Agape wird die Eros-Liebe durch den Wert und die positiven Eigenschaften des geliebten Gegenstandes hervorgerufen. Denn dieser Gegenstand (den der Liebende kennt, ohne ihn schon zu besitzen) wird um seiner Qualitäten willen begehrt – eben weil er als „begehrenswert“ oder „liebenswert“ erkannt wurde. Anders als bei der Agape liegt damit das Motiv der Eros-Liebe ganz offen zu Tage – und niemand muss darüber rätseln, was sie antreibt. Denn der geliebte Gegenstand hat etwas Positives an sich, das der Liebende entbehrt und das er erlangen möchte, um durch die Vereinigung damit sein Leben gelingen zu lassen, es abzurunden und zu verschönern. Manche Menschen hoffen dahin zu kommen, indem sie Besitz, Macht und Wissen erwerben. Manche lieben eher Schönheit und Ruhm. Und andere erkennen in Gott das noch viel lohnendere Ziel! Die Struktur der Liebesbeziehung ist aber durchaus die gleiche, denn der Liebende begehrt, was ihm fehlt, weil er dessen Wert erkennt. Und liebend wünscht er sich damit zu vereinigen, weil ihm das geliebte Gegenüber etwas „bringt“, das er anders nicht haben kann. Da so ein Liebender seinem Mangel abhelfen möchte, ist der egoistische Grundzug dieser Liebe nicht zu übersehen. Das geliebte Gegenüber wird ja nicht „um seiner selbst willen“ geliebt, sondern weil es zur Steigerung des eigenen Lebensgefühls beiträgt. Diese Steigerung ist das eigentliche Ziel – und der geliebte Gegenstand nur Mittel dazu. Denn man liebt den Erdbeerkuchen um des Genusses willen, den er verschafft... Doch muss man das nicht verwerflich finden. Und wenn sich solche Liebe auf Gott richtet, zeugt sie auch von Einsicht. Denn tatsächlich ist das Himmlische dem Irdischen vorzuziehen, das Ewige dem Vergänglichen und das Vollkommene dem Unvollkommenen. Erfülltes Leben gibt es überhaupt nur in der Gemeinschaft mit Gott!

Warum sollte es der Weise woanders suchen? Und doch bleibt, wer auf diese Weise sein Heil erstrebt, an sich selbst gebunden. Denn anders als Agape sucht Eros den eigenen Vorteil. Und anders als Agape kann Eros-Liebe ihrem Gegenstand auch kein „Wert“ verleihen, weil sie ja nur auf schon vorhandenen Wert reagiert, an dem sie teilhaben will. Dass Gottes Liebe zum Menschen nicht „Eros“ sein kann, versteht sich damit von selbst. Denn Eros setzt auf Seiten des Liebenden Defizite voraus. Und – was sollte Gott schon „begehren“, der doch in jeder Hinsicht vollkommen ist? Er bedarf des Menschen nicht zu seinem Glück! Der Mensch hingegen wird von Gott angezogen, weil er in Gott jenes höchsten Wertes teilhaftig wird, den er auf Erden entbehrt und auch in sich selbst nicht finden kann. Das Gute liebend eint sich der Mensch mit dem Guten: Gott selbst ist sein Lohn! Doch die menschliche Egozentrik wird dabei nicht überwunden. Denn Eros erstrebt das Reizvolle, weil die Gemeinschaft mit ihm ein Gewinn ist. Und diesen schalen Beigeschmack behält Eros-Liebe auch im Verhältnis von Mensch zu Mensch. Denn auch da wird der Geliebte nicht „an sich“ geschätzt, sondern wegen dem, was er den anderen „bringt“. Und für den weniger „attraktiven“ und weniger „wertvollen“ Menschen, der's nicht „bringt“, hat diese Art der Liebe weder Verheißung noch Trost, sondern gerade sie wird ihm zum erbarmungslosen Gesetz. Wer der Eros-Logik verhaftet bleibt, muss sich stets hervortun, um seinen Wert für andere zu unterstreichen. Er muss versuchen fremden Maßstäben zu genügen, um für dieses Genügen geliebt zu werden. Er muss Liebe oft mit Wohlverhalten erkaufen. Und wenn er daran gewöhnt ist, wird er das Evangelium auch nicht verstehen, solange er nicht die ganz andere Art von Liebe versteht, die ihm das Evangelium bezeugt – jene menschengewordene Agape nämlich, die an den stolzen Pharisäern vorbei zu den Sündern geht, um denen, die nicht liebenswert sind, durch Liebe Wert zu verleihen.

Wir können nun Eros und Agape gegenüberstellen. Und im direkten Vergleich zeigt sich, wie missverständlich es ist, beide Begriffe unterschiedslos mit dem deutschen Wort „Liebe“ zu übersetzen. Denn Eros sucht die Gemeinschaft, um selbst glücklich zu werden. Und Agape sucht die Gemeinschaft, um den anderen glücklich zu machen. Eros wird von egozentrischem Interesse getrieben. Agape hingegen verschenkt sich selbstlos. Eros-Liebe erlischt, sobald ihr Gegenstand seine Attraktivität verliert. Agape hingegen bleibt davon unberührt, weil sie nach Attraktivität gar nicht fragt. Eros hat ein Interesse am Wohlergehen des Geliebten – aber nur so, wie der Bauer an der Gesundheit der Kuh, die er melken will. Agape dagegen nimmt das Wohlergehen des Geliebten wichtiger als das eigene – und ist darum zu Opfern bereit (Joh 15,13). Eros ist eine Fortsetzung der Selbstliebe mit anderen Mitteln. Agape hingegen macht ihren Gegenstand zu dem Zweck, dem sie dient. Wer der Eros-Liebe nichts bieten kann, hat sie schon verloren. Wer hingegen selbst nichts ist, kann durch Agape etwas werden. Der Gegensatz könnte größer kaum sein! Wenn wir nun aber in uns hineinhorchen und uns daraufhin prüfen, welche Art von Liebe uns selbst bestimmt, beherrscht und bewegt: Was stellen wir dann fest? Vermutlich, dass unsere eigene Liebe ziemlich viel mit Eros, und erschreckend wenig mit Agape zu tun hat. Denn ich zumindest muss sagen, dass mein Interesse an den Dingen, die ich liebe, nicht „uneigennützig“ ist. Schließlich liebt man die Familie, weil sie einem Wärme gibt, und das Essen, weil es schmeckt. Man liebt die Freunde, weil sie die Zuneigung erwidern, und man liebt Gott wegen seiner Barmherzigkeit. Wenn aber das geliebte Gegenüber nicht mehr nett ist, sondern plötzlich „nervt“ und Ansprüche stellt, wenn's mehr Mühe macht als Freude und mehr kostet als es bringt – erkaltet unsere Liebe dann nicht recht schnell? Und wenn sie nicht erwidert wird – lässt sie dann nicht rapide nach? Halte ich etwa an einer Freundschaft fest, wenn sie ganz einseitig ist? Wende ich mich da nicht „lohnenderen“ Zielen zu? Und verrät sich darin nicht meine Eros-Liebe, die auch in der Zuwendung zum anderen eigentlich sich selbst sucht – nämlich den Vorteil, zu dem mir die Gemeinschaft mit dem an-

deren verhilft? Es ist ernüchternd! Aber welche Liebe fühlen wir denn, die sich nicht zurückführen ließe auf Selbstliebe? Beim Partner sucht man die glückliche Ergänzung der eigenen Person. Und bei Gott die Erlösung und Verewigung der Seele. Die Kinder liebt man als ausgelagerte Repräsentanz seiner selbst. Und Konsumgüter liebt man, weil sie unser Lebensgefühl steigern. Selbst an den guten Taten der Nächstenliebe schätzen wir, dass sie uns mit einem wohligen Gefühl moralischer Überlegenheit belohnen! Und so ist all unsere Liebe eng verquickt mit Selbstliebe (amor sui). Die aber ist keineswegs eine edle Tugend, sondern ganz im Gegenteil eine klassische Definition der Sünde. Darum muss ich mir nicht einbilden, die gewöhnliche Liebe zur Familie und zu den Freunden sei ethisch besonders „wertvoll“, machte mich zum „guten Menschen“ oder gar schon zum Christen (vgl. Lk 6,32-35). Vielmehr fällt jene Liebe, die sich „auszahlt“, unter das Verdikt Meister Eckharts, der sagt: „Jeder, der durch oder in etwas sein Glücksgefühl sucht, liebt nicht dieses andere, sondern sich selbst. Diese Liebe bewirkt kein Außer-sich-Sein und ist keine Liebe.“ Eckhart weiß natürlich auch, wie Eros funktioniert. Eros ist die Klugheit der Tiere, die sich im Winter dicht aneinanderdrängen, weil die Nähe des einen den andern wärmt! Doch dem gegenüber steht als „wahre Liebe“ die Agape, die Paulus im Hohelied besingt (1. Kor 13,1-13) – die sich nämlich selbst vergisst und sich verschenkt, um für andere da zu sein, die nicht „das Ihre“ sucht, sondern das, was dem Geliebten nützt, die nicht glücklich werden, sondern glücklich machen will. Und nur diese verdient in Wahrheit den Namen der Liebe.

Denn Begehren ist keine Tugend. Die Agape-Liebe hingegen die ist uns von Christus geboten. Und als seltene Blume erblüht sie erst dann, wenn wir die Selbstliebe hinter uns lassen. Sie hat nichts zu tun mit der bauernschlaun Erkenntnis, dass „eine Hand die andere wäscht“. Sondern dort wird Agape sichtbar, wo sich unsere Zuwendung eben nicht „lohnt“, weil sie sich an Menschen verschenkt, die nichts für uns tun können oder wollen – nämlich an Machtlosen Fremde und Feinde. In der Familie findet sich Agape nicht etwa, wo man sich an „sein eigen Fleisch und Blut“ klammert, sondern viel eher dort, wo man's loslässt. Denn größer als das „Haben- und Behaltenwollen“ ist die Liebe, die im Interesse des Geliebten auf den Geliebten verzichten kann (1. Kön 3,16-28). Zwischen Mann und Frau ist ein „Egoismus zu zweit“, der beim anderen bloß die Erfüllung der eigenen Träume sucht, gerade keine „wahre“ Liebe. Sondern erst, wenn das Schicksal die Lasten ungleich verteilt, so dass der eine nur noch „gibt“, und der andere nur noch „nimmt“ – und man dennoch zusammenbleibt – dann kann man von „Liebe“ reden. Und die Liebe zu Gott beginnt auch erst da, wo man Himmel und Hölle vergessend den „Heilsegoismus“ überwindet, um Gott nicht wegen seiner Wohltaten, sondern um seiner selbst willen zu bejahen – selbst, wenn er sich gegen uns stellen und uns verwerfen wollte. Ja, erst uneigennützig Liebe ist „wahre“ Liebe! Und ich für meinen Teil rühme mich nicht, dass ich viel davon verstehe oder sie gar übe. Sondern allein dessen will ich mich rühmen und freuen, dass ich Gegenstand einer solchen Liebe bin! Denn das Evangelium vergewissert uns jener Liebe Gottes, die uns einen Wert verleiht, den wir selbst nicht haben. Was Christus am Kreuz für uns tat, das war Liebe! Dass aber jeder hormongesteuerte Jüngling seine ungewaschenen Gefühle mit demselben hohen Namen bezeichnet, und jede übergriffige Mutter ihrem Brutpflegeverhalten denselben Titel verleiht – das finde ich schwer erträglich. Denn es steht zwar im Neuen Testament, dass Gott Liebe ist. Aber der Umkehrschluss, dass alles, was wir so „Liebe“ nennen, darum auch schon „göttlich“ sei – der ist falsch. Unser Bündel von Begehrlichkeiten ist durchaus nicht „himmlisch geadelt“ und gehört in die Trias von Glaube, Liebe und Hoffnung nicht mit hinein. Was aber ein jeder mit dieser Einsicht ganz persönlich macht und welche Konsequenzen er zieht, das bleibt ihm überlassen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Liebe zu Gott

Stellen Sie sich vor, sie wären Teilnehmer in einer Fernseh-Quiz-Show. Sie haben schon etliche Fragen richtig beantwortet – aus den Bereichen Kunst und Biologie, Geschichte und Technik. Und nun kommt die 60.000-Euro-Frage aus der Kategorie Bibelwissen. Sie lautet: „Welches der vielen biblischen Gebote hat Jesus als das „höchste“ und „größte“ bezeichnet? Welches ist also nach Jesu Aussage das wichtigste Gebot?“

Nun – wüssten sie's? Oder würden sie die Frage lieber gegen eine andere tauschen? Müssten sie das Publikum befragen oder einen Experten anrufen? Nun, ich fürchte, viele Menschen würden an dieser Frage scheitern. Dabei ist der biblische Bericht, der die Antwort enthält, ziemlich bekannt. Da kommt ein Schriftgelehrter zu Jesus, um ihn auf die Probe zu stellen. Und er fragt „Meister, welches ist das höchste Gebot im Gesetz?“

Jesus aber antwortete ihm: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt«. Dies ist das höchste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst«. In diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten.“ (Mt 22,34-40)

Die Liebe zu Gott ist also das wichtigste und höchste Gebot, und nur die Liebe zum Nächsten ist von vergleichbarer Bedeutung. Wenn's aber so ist, warum wird dann über „Nächstenliebe“ so oft gesprochen – und über „Gottesliebe“ so selten? Liegt es vielleicht daran, dass die Nächstenliebe anschaulicher und konkreter ist?

Ja: Bei allen Schwierigkeiten, die wir mit der Nächstenliebe haben, ist sie uns doch immer noch näher und verständlicher als die Liebe zu Gott. Denn offen gesagt: Wie soll man eigentlich jemanden lieben, den man nicht sehen kann? Wie soll man jemanden lieben, der unsere Vorstellungskraft übersteigt? Setzt Liebe nicht ein Mindestmaß an Nähe und Vertrautheit voraus? Wie aber kann es Nähe und Vertrautheit geben im Verhältnis zu Gott, der so total anders ist als wir?

„Gott lieben“, das klingt als sollte man den Mond küssen oder den Himalaya umarmen. Denn Gott ist für uns ja „überdimensional“. Man kann staunend zu ihm aufschauen, kann ihn verehren, fürchten und anbeten – aber „lieben“? Muss man nicht ein Gesicht vor Augen haben, um lieben zu können? Wie also soll man den lieben, von dem wir uns kein Bild machen dürfen?

Trotzdem sagt Jesus, gerade das sei wichtiger als alles andere. Und ich will darum versuchen, annäherungsweise zu beschreiben, wie „Liebe zu Gott“ aussehen könnte. Ich muss dazu allerdings einen Umweg gehen, indem ich sie bitte, sich innerlich an den Meeresstrand zu versetzen – genauer gesagt an die Ostsee nach Heiligendamm. Kennen sie Heiligendamm?

Das ist ein altes Seebad in Mecklenburg-Vorpommern, das eine besonders beeindruckende Kulisse bietet, weil dort eine Reihe alter, herrschaftlicher Villen stehen, die sich am Ostseestrand entlangziehen wie Perlen an einer Schnur. Jedes dieser Gebäude ist auf seine Weise „schön“. Jedes ist eine Huldigung an die Natur, die es umgibt. Und wer von der Seebrücke aufs Land schaut, der erkennt, dass die Bauten ganz akkurat zum Meer hin ausgerichtet sind. Kaum fünfzig Meter vor den Häusern rollen die Wellen der Ostsee auf den Strand. Und die lange Reihe der alten Villen schaut gerade so aufs Meer, wie die Sitzreihen in einem Theater zur Bühne hin orientiert sind.

Wie Schaulustige hinter einer Absperrung – so stehen die Häuser dem Meer gegenüber. Und ihre gemeinsame Ausrichtung auf das Meer verbindet sie zu einer Einheit. Es ist nicht die Einheit des Uniformen und Stereotypen – nein: Jedes dieser Häuser ist individuell, keins ist wie

das andere. Und dennoch sind sie ganz einig, sind sozusagen diszipliniert in ihrer Ausrichtung auf das Meer, und sind alle gleichermaßen fixiert auf das Naturschauspiel, dem sie gegenüberstehen. Ja, diese Häuser bilden gerade dadurch eine Einheit, dass sie nicht einander, sondern das Meer anschauen.

Schulter an Schulter stehen sie da, in der Solidarität derer, die sich das große Schauspiel nicht entgehen lassen wollen. Denn die hohen Fenster und Türen, was sind sie anderes als weit aufgerissene Augen und Münder? Ja, diese Häuser haben Gesichter, die sie erwartungsvoll der See zuwenden, um alle Eindrücke aufzunehmen, die von dort her kommen. Die Fassaden sind der schönen und rauen Natur hingegeben, vor der sie einerseits schützen, von der sie aber andererseits alles empfangen möchten: Die salzige Luft, den heftigen Wind und den Meeresregen, die wärmende Sonne und die Abendkühle, das sanfte Rauschen der Wellen und das Brüllen des Sturms.

Wie Verehrer stehen diese Häuser dem Meer gegenüber, voller Zuneigung und Bewunderung – aber ohne plumpe Vertraulichkeit. Denn sie halten respektvollen Abstand zum Strand und zeigen damit Achtung vor den Fluten, die gefährlich werden, wenn man ihnen zu nahe tritt. So spiegeln diese Häuser die Schönheit und die Macht der Naturgewalt, der sie gegenüberstehen, wider. Und eben in dieser Spiegelung liegt ihr ganzes Wesen. Denn diese Häuser sind, was sie sind, nur in der Beziehung zum Meer.

Anderswo würden sie protzig wirken und deplatziert. Würde man sie in eine öde Landschaft versetzen, an einen Ort, wo ihre Gesichter ins Leere schauten, so wären sie fehl am Platze, denn diese Häuser tragen gewissermaßen Sonntagskleider. Sie stehen da in „würdevoller Sammlung“. Sie sind gebaut, um „andächtig“ aufs Meer zu blicken. Doch ohne das Meer – ohne das Gegenüber seiner Ehrfurcht gebietenden Größe und Schönheit – was bliebe von ihnen? Wer bräuchte ihre großen Fenster und Balkone, wenn es von dort nichts zu sehen gäbe?

Insofern sind diese Häuser darauf angewiesen, am Meer zu stehen. Sie brauchen das Meer – und übermitteln dem Betrachter damit eine Botschaft. Ihre Fassaden sind Gesichter, die gebannt hinausstarren in eine faszinierende Ferne, und die den Betrachter einladen, ihrer Blickrichtung zu folgen. Ja, diese Strandvillen appellieren an uns, es ihnen gleichzutun und ebenfalls unser Gesicht dem Meer zuzuwenden. Und wenn man sie lang genug betrachtet, bekommt man Lust, dort auf einem der Balkone seinen Liegestuhl aufzustellen und einfach nur ganz lange und ganz andächtig auf die See hinauszuschauen...

Nun, sind wir jetzt vom Thema abgekommen? Wollten wir nicht über „Gottesliebe“ reden? Haben wir uns darum gedrückt? Nein – ich meine, wir sind durchaus bei der Sache geblieben. Denn für mich sind solche Häuser ein Sinnbild dessen, was „Liebe zu Gott“ bedeuten könnte. Gott lieben – das heißt zuerst: Ihm volle Aufmerksamkeit zu schenken, auf ihn fixiert und auf ihn ausgerichtet zu sein – so wie jene Häuser auf das Meer ausgerichtet sind. Wer Gott von ganzem Herzen liebt, der ist auf ihn konzentriert und ist ihm zugewandt. Er dreht sich nicht ständig hierhin und dahin, um tausend Dinge wichtig zu nehmen – darunter vielleicht auch Gott. Sondern allein Gott gehören seine Gedanken, an ihm hängt er und auf ihn schaut er wie jene Häuser auf das Meer. Was schließlich könnte einen Liebenden ablenken vom Gegenstand seiner Liebe? Gott zu lieben, das heißt mit allen Fasern des eigenen Seins die Größe und Herrlichkeit Gottes in sich aufzunehmen und ihm hingegeben zu sein. Es heißt, die Fenster weit aufzureißen, damit Gottes Wort hereinschallt. Es heißt, die Balkontüren öffnen, damit Gottes Geist zu uns hereinweht. Es heißt, das Gesicht Gott entgegenstrecken, damit seine Sonne es wärmt. Und daraus ergibt sich dann von selbst, dass der, der sich hineingibt in die Liebe zu Gott, darin ganz aufgeht, auf sein Gegenüber angewiesen ist und von ihm geprägt wird.

Denn so wie jene Häuser dem Meer, so ist der Gläubige Gott zugewandt. Er ist, was er ist, nur

in der Beziehung zu Gott, und will abgesehen davon auch gar nichts sein. Gott ehrfurchtsvoll und freudig gegenüberzustehen, mit großem Respekt, aber ohne Angst, das macht das Wesen und die Bestimmung des Gläubigen aus. Und das verbindet ihn dann auch mit den Glaubensgeschwistern, die Schulter an Schulter neben ihm stehen – wie jene Häuser nebeneinander stehen.

Natürlich: So wie Häuser verschieden sind, so sind es auch die Christen. Aber diese Verschiedenheit trennt sie nicht, denn die gemeinsame Ausrichtung, die gemeinsame Offenheit für Gott, verbindet sie über alle kulturellen und konfessionellen Schranken hinweg. Sie sind die Gemeinschaft derer, die ohne Gott nicht sein wollen. Sie sind aus Liebe an ihn gebunden, empfinden diese Bindung aber nicht etwa als lästige Abhängigkeit, sondern als ein großes Glück. Denn etwas anderes als die Gemeinschaft mit dem Geliebten begehrt die Liebe ja nicht. Die ganze fröhliche Hinwendung zu Gott, das Sich-ausstrecken nach Gott, hat kein anderes Ziel als die Gemeinschaft mit ihm. Und trotzdem – sozusagen absichtslos – hat die liebende Zuwendung zu Gott auch eine Außenwirkung. Denn sie lädt andere Menschen ein, die Bewegung mitzuvollziehen. So wie jene Häuser, die aufs Meer hinausblicken und uns damit einladen, es ihnen gleichzutun, so sind auch Menschen, die in der Hinwendung zu Gott Frieden finden. Sie spiegeln etwas wider von der Größe und Schönheit Gottes. Sie reflektieren etwas von seinem Glanz, weil sie sich diesem Glanz entgegenstrecken. Man spürt, dass sie bei Gott etwas finden, was man in der Welt nicht finden kann. Und sie reizen dadurch andere zur Nachahmung. Jene Häuser in Heiligendamm sind erwartungsvoll und respektvoll dem Meer zugewandt, sie bejahen das Meer, sie leben vom Meer, sie öffnen sich dem Meer – und genau das scheint mir die Haltung zu sein, die wir Menschen Gott gegenüber einnehmen sollten...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gewöhnliche Hoffnung - Christliche Hoffnung

Die Hoffnung scheint kein „schweres“ Thema zu sein. Denn der Begriff ist jedem geläufig, jeder versteht ihn – und jeder hofft auch, solange er lebt. Hoffnung ist die freudige Erwartung eines zukünftigen Vergnügens oder eines anderen positiven Ereignisses, nach dem es uns verlangt. Sie ist eine Art „Vorfreude“, die uns motiviert, auf das Erhoffte zuzugehen oder es voller Ungeduld zu erwarten. Die Hoffnung stärkt, beflügelt und ermutigt uns. Sie ist sozusagen die Sogwirkung der besseren Zukunft, die uns anzieht: „ein Bewegtwerden vom Ziel her“. Denn hoffend greift man auf das vor, was noch nicht ist und doch durch die mentale Vorwegnahme schon heute diese Wirkung hat, dass man es aktiv herbeiführen möchte oder zumindest sehnsüchtig darauf harrt. Was ist also Hoffnung? Kann man sie definieren? Ganz allgemein besteht Hoffnung in dem Wunsch, etwas Positives, aber Ungewisses, möge aus dem Bereich des bloß Möglichen in den des Wirklichen übergehen. Um etwas Positives muss es sich handeln, denn was der Mensch nicht positiv bewertet, wird schwerlich Gegenstand seiner Hoffnung sein. Und ungewiss muss es sein, weil man ja weder auf etwas hoffen kann, das schon als Faktum feststeht, noch auf etwas, das völlig undenkbar und darum ausgeschlossen ist. Ein Ereignis, von dem ich weiß, dass es schon wirklich oder definitiv nicht möglich ist, kann kein Gegenstand meiner Hoffnung sein. Und der Begriff lässt sich auch nicht auf Dinge anwenden, über die ich volle Kontrolle habe. Denn auf die Erfüllung eines Wunsches, den ich mir jederzeit selbst erfüllen kann, muss ich nicht „hoffen“. Auch Ereignisse, die man so verlässlich erwarten darf wie etwa die Wirkung der Schwerkraft auf einen Stein, liegen nicht im Bereich der Hoffnung. Denn was sicher passiert oder ganz sicher nicht passiert, lässt der Hoffnung keinen Spielraum. Und so lebt sie stets nur im Bereich der Wahrscheinlichkeit, mag die nun sehr groß oder sehr gering sein. Hoffnung ist dabei nicht mit einer „Prognose“ zu verwechseln. Denn was man für wahrscheinlich hält, muss nicht dasselbe sein, was man hofft. Hoffnung und realistische Erwartung können weit auseinanderfallen, ohne dass die Hoffnung deshalb unmöglich würde. Und es kommt auch nicht darauf an, ob der Hoffende auf das Eintreten des Erhofften irgendeinen Einfluss oder auch nur Kenntnis hat. Denn selbst wenn er von der Erfüllung seiner Hoffnung nie erfahren oder nie von ihr profitieren wird, kann er diese Hoffnung dennoch hegen. Seltsamerweise muss das Erhoffte nicht einmal in der Zukunft liegen. Es muss nur ungewiss sein! Denn wer von einem tödlichen Unfall erfährt, der schon vor Wochen geschah, kann durchaus sagen: „Ich hoffe, das Opfer hat nicht lange leiden müssen!“ Er hofft dann auf Vergangenes. Und wer beim Knobeln den Würfelbecher auf den Tisch gestürzt und noch nicht aufgehoben hat, kann sagen: „Ich hoffe, da liegt jetzt die Augenzahl, die ich brauche!“ Und der hofft damit auf Gegenwärtiges, das schon gegeben, aber noch verborgen ist. Hoffnung ist der Wunsch, etwas möge aus dem Bereich des bloß Möglichen in den des Wirklichen übergehen (oder dahin übergegangen sein). Wird die Hoffnung geäußert, ist sie aber immer zugleich eine Aussage der hoffenden Person über sich selbst und ein Werturteil über das von ihr Erhoffte, so dass, wer meine Hoffnung kennt, auch schon weiß, worauf ich aus bin, und damit, wer ich bin. Hoffnung beschreibt das innere Verhältnis einer Person zu dem Erhofften. Und sie erfordert daher neben der Person und ihrer inneren Haltung auch noch einen Gegenstand, dem die Hoffnung gilt. Genau wie der Glaube immer etwas braucht, an „das“ er glaubt, und die Liebe immer jemanden braucht, „den“ sie liebt. So wenig man „ziellos“ glaubt oder liebt, so wenig hofft man „blindlings“, ohne etwas zu haben, „worauf“ man hofft. Und wie die Hoffnung ein Ziel braucht, braucht sie auch einen Grund, der die Hoffnung erst „weckt“ und sie dann „trägt“, weil Hoffnung sich immer auf etwas „stützen“ muss. Sprachliche Wendungen verraten,

dass Hoffnung sozusagen ein „Gewicht“ hat. Denn man „setzt seine Hoffnung“ auf etwas, worauf sie dann „beruht“. Und man „stützt“ seine Hoffnung auf Gründe, um sie „aufrecht zu erhalten“. Hoffnung will zumindest auf den Nachweis fundiert werden, dass das Erhoffte möglich ist – und besser noch auf Indizien einer nicht zu geringen Wahrscheinlichkeit. Eine Hoffnung dagegen, die man bloß hegt, um der Resignation zu entgehen, eine „freischwebende“ Hoffnung „hängt in der Luft“ und fällt rasch dahin. Denn Hoffnung muss sich an etwas „festmachen“ – oder sie schwindet. Und so einen Schwund fürchten wir sehr. Denn einerseits sind wir zur Hoffnung gezwungen. Wir können nicht leben, ohne ständig irgendetwas zu hoffen. Und andererseits wissen wir, wie leicht Hoffnung trügt. Wenn nämlich nicht eintrifft, was unsere Hoffnung war, oder die Erfüllung des Wunsches zur Enttäuschung wird. „Auf der Wiese der Hoffnung weiden viele Narren“ sagt ein Sprichwort. Und weil das jeder schon erfahren hat, wird unser Hoffen jederzeit von Besorgnis begleitet. Die Verwirklichung des erhofften Möglichen ist ja nie schon sicher, sondern höchstens „wahrscheinlich“. Und so wird der Mensch durch seine Hoffnung verwundbar. Er ist auf etwas aus, worüber er nicht oder nur zum Teil verfügt – und ist somit abhängig von der Erfüllung eines Wunsches, den er sich nicht selbst erfüllen kann. Rochefoucauld sagt darum, keine Furcht sei ohne Hoffnung, es sei aber auch keine Hoffnung ohne Furcht. Und in Spinozas Definition erscheinen Hoffnung und Furcht sogar als zwei Seiten derselben Medaille. Er sagt: „Die Hoffnung ist eine unbeständige Fröhlichkeit, welche aus der Vorstellung einer kommenden oder vergangenen Sache entsteht, über deren Ausgang wir zweifeln.“ Und gleich danach: „Die Furcht ist eine unbeständige Traurigkeit, welche aus der Vorstellung einer kommenden oder vergangenen Sache entspringt, über deren Ausgang wir noch zweifeln.“ Je nach Mentalität und Situation wird der Mensch zwischen Furcht und Hoffnung schwanken. Doch entrinnen kann er diesem Zwiespalt kaum. Denn wollte er auf Hoffnungen verzichten, verlöre er jeden Antrieb, in die Zukunft einzutreten, und wüsste bald nicht mehr, warum er morgens aufstehen soll. Zwar führt nicht jede Hoffnung direkt zu einer Handlung. Aber jede Handlung setzt irgendeine Hoffnung voraus, ohne die sie nicht zustande käme. Und so gibt es kein Leben ohne Hoffnung. Ohne Hoffnung lässt sich nicht denken, weil das Denken stets auf den Gewinn einer Erkenntnis hofft. Und selbst ein Suizid würde nicht begangen, wenn man sich nichts davon verspräche. So kann der Mensch eine gescheiterte Hoffnung zwar rasch durch eine neue ersetzen. Doch kann er nie ohne eine Hoffnung sein, der er sich hingibt und in die er sich investiert. Ja, notfalls denkt er sich schlechte Gründe für falsche Hoffnungen aus, hält sich mit Illusionen selbst zum Narren und wird dadurch zur traurigen Figur. Nun, mancher wird denken, mit solch allgemeinen Überlegungen zur Hoffnung sei auch schon das Wesentliche über die christliche Hoffnung gesagt – die sei doch nur eine Variante davon! Aber das ist ein großer Irrtum. Und beinahe muss ich sagen, dass christliche Hoffnung mit dem gewöhnlichen Begriff der Sache nichts zu tun hat. Denn was ihren Grund (1.) und ihre Reichweite (2.), ihre Gewissheit (3.), ihr Ziel (4.) und die Präsenz dieses Zieles betrifft (5.), weicht sie völlig ab.

(1.)

Wohl stimmt es, dass auch die christliche Hoffnung auf etwas beruhen muss. Doch beruht sie nicht wie üblich auf einer Mischung von Beobachtungen, Wünschen und optimistischen Überlegungen. Sie ist keine Hochrechnung auf Grund verfügbarer Kräfte, Ressourcen, Mittel und Wege. Sondern Gott allein weckt und begründet die christliche Hoffnung durch sein Wort. Sie stützt sich ausschließlich auf die Zusagen des Evangeliums, die sich mit menschlicher Vernunft und Prognostik nicht überprüfen lassen. Und für den, der an Gott oder an seine Treue nicht glaubt, erscheint die christliche Hoffnung darum unbegründet – während sie dem Gläubigen volle Gewissheit schenkt.

(2.)

Weil Gott nicht nur treu, sondern zugleich allmächtig ist, kann ein Christ auch ganz andere Dinge für möglich halten als ein Atheist. Denn der hält nur für möglich, was im Rahmen der Naturgesetze durch ihr Zusammenspiel realisiert werden kann. Und das begrenzt seine Hoffnung erheblich. Ein Christ dagegen hält alles für möglich, was Gott will. Und das entgrenzt seine Hoffnung ungemein. Denn der Bereich des Möglichen, dessen Verwirklichung erhofft werden kann, schließt dann alles ein, was Gott für gut und richtig hält.

(3.)

Weil Gott aber tun kann, was immer er will, ist die Umsetzung des im Evangelium Zugesagten nicht bloß „wahrscheinlich“, sondern unter den Denkvoraussetzungen des Glaubens vollkommen gewiss. Was Gott in seiner Güte will und kraft seiner Allmacht auch vermag, das kann nicht bloß, sondern wird unfehlbar geschehen. Und der christlichen Hoffnung fehlt somit nicht die Gewissheit, sondern nur die Anschauung des Erhofften. Sie kann nicht sinnvoll fragen, „ob“ denn wohl geschehen wird, was Gott versprochen hat, sondern nur „wann“ und „wie“. Und so fällt die christliche Hoffnung aus der obigen Definition heraus, nach der man überhaupt nur auf Ungewisses und Zweifelhaftes zu hoffen vermag. In ihrem Fall trifft das nicht zu, weil Gott weder lügen noch versagen kann. Und so liegt das Ziel der christlichen Hoffnung nicht im Feld der Wahrscheinlichkeit, sondern der Gewissheit – dass nämlich Gottes Reich kommt, dass zuletzt überall und in jeder Hinsicht sein Wille geschieht, dass sein Name geheiligt wird, und alle Knie sich vor ihm beugen (Phil 2,10). Gott selbst sorgt dafür!

(4.)

Und so ist nicht nur der Grund der christlichen Hoffnung ein einziger, sondern auch ihr Ziel ist nur eines – und ist von den mancherlei Hoffnungen des Alltags weit unterschieden. Denn die christliche Hoffnung zielt nicht auf irdisches Wohlbefinden, nicht auf Sicherheit und Gesundheit, Lebensfreude, Liebesglück und Erfolg. Sondern sie zielt allein auf die Rückführung der gefallenen Welt in die versöhnte Gemeinschaft mit Gott und erbittet für einzelne Seelen wie für die Schöpfung im Ganzen, dass bald alle Kreatur ihrer gottgegebenen Bestimmung voll auf entspreche. Christliche Hoffnung sehnt sich danach, dass Gottes Wille auf Erden genauso geschehe wie jetzt schon im Himmel. Und darum schließt sie nicht all das Dumme mit ein, wonach gierigen Menschen der Sinn steht, sondern nur das von Gott Verheißene, um das man im Namen Jesu bitten kann. Ihre Erwartung ist keineswegs, dass sich unsere Wünsche, sondern dass sich Gottes Zusagen erfüllen. Und natürlich kann so eine Hoffnung nie bloß eigen nützig sein, sondern sie ersehnt das Heil für die anderen nicht weniger als für sich selbst.

(5.)

Das Heil des Einzelnen und der Welt besteht in nichts anderem als in der versöhnten Gemeinschaft mit Gott. Weil die aber nicht „Zukunftsmusik“, sondern im Glauben schon Gegenwart ist, ergibt sich merkwürdigerweise, dass der Christ auf etwas hofft, was er im Glauben schon „hat“. Denn er wartet nicht auf Rechtfertigung und Erlösung, als ob diese Heilsgüter in ferner Zukunft lägen, sondern er ist schon hier und jetzt gerechtfertigt und erlöst. Mit Christus ist das Reich Gottes bereits angebrochen! Ein gläubiger Mensch hat soviel Teil daran, wie er an Christus Anteil hat! Er wartet nicht auf Begnadigung, sondern steht schon in der Gnade! Und damit ist erneut der Begriff der gewöhnlichen Hoffnung gesprengt, weil die ja auf „Gegebenes“ gar nicht zu hoffen vermag. Einem gläubigen Menschen fehlt nicht das Heil, das ihm in verborgener Weise schon zuteil wurde. Sondern es fehlt ihm bloß noch, dass dieses Heil in Erscheinung tritt, dass es ihn und alle Welt restlos durchdringt und damit vor aller Augen sichtbar wird. Diese Vollendung kommt erst mit dem jüngsten Tag. Doch kann sie nicht ausbleiben.

Und darum steht schon heute fest, dass sich der gute Wille Gottes einmal restlos durchsetzen wird.

Wenn das aber so ist – wo bleibt dann Platz für die Furcht und die Besorgnis, von der gewöhnliche Hoffnung immer begleitet wird? Können Christen etwa daran zweifeln, dass Gott Wort hält, ohne mit ihrem eigenen Glauben in Widerspruch zu geraten? Nein, nichts kann Gottes Willen hindern. Alle Bedingungen der Verwirklichung liegen in seiner Hand. Und kein fehlbares Geschöpf ist so daran beteiligt, dass der Erfolg dadurch fraglich würde. Wozu der Mensch nichts beiträgt, das kann an menschlichem Versagen auch nicht scheitern. Und so enthält die christliche Hoffnung keinerlei Beimischung von Furcht oder Sorge. Mit Calvins Worten gesagt:

„Da der Glaube eine feste Überzeugung von der Wahrheit Gottes ist, so fehlt es nicht, dass diejenigen, welche die Verheißungen Gottes für wahr halten, auch erwarten, dass er dieselben in Erfüllung bringen werde, so, dass also die Hoffnung nichts anders ist als eine Erwartung der Dinge, von denen der Glaube wahrhaft glaubt, dass sie von Gott verheißten sind. Der Glaube glaubt, dass Gott wahrhaftig sei; die Hoffnung erwartet, dass er zur rechten Zeit seine Wahrheit in Erfüllung gehen lassen werde. Der Glaube glaubt, dass Gott unser Vater sei; die Hoffnung erwartet, dass er sich allezeit als ein Vater gegen uns erweisen werde. Der Glaube glaubt, dass uns ewiges Leben von Gott geschenkt sei; die Hoffnung erwartet, dass dasselbe einst offenbar werde.“

Und so hat die christliche Hoffnung mit dem gewöhnlichen Begriff der Hoffnung herzlich wenig zu tun. Die beiden sind nicht „Schwestern“, sondern man muss zweifeln, ob auch nur entfernte Verwandtschaft besteht! Denn die gewöhnliche Hoffnung ist die andere Seite der Furcht – und wird aufgrund ihrer Ungewissheit immer von Furcht begleitet. Die christliche Hoffnung dagegen hat dieselbe Gewissheit wie der Glaube, aus dem sie entspringt, und hält das Erhoffte eigentlich schon in der Hand. Es ist keine Furcht und keine Mühe dabei. Denn so wenig unserem Gott Grenzen gesetzt sind, so wenig auch der Hoffnung, die sich auf sein Wort stützt. Passt also der gewöhnliche Begriff der „Hoffnung“, den wir in der Alltagssprache verwenden? Auch „Glaube“ ist umgangssprachlich nur eine Vermutung und ein unzureichendes Wissen („Ich glaube morgen wird's regnen!“). Aber das Neue Testament meint mit „Glaube“ etwas völlig anderes. „Liebe“ ist umgangssprachlich nur eine Form des Begehrens, ein Haben- und Genießen-Wollen („Ich liebe sie, weil sie mich glücklich macht!“). Aber das Neue Testament versteht unter „Liebe“ etwas völlig anderes. Und ebenso verhält es sich hier mit der „Hoffnung“. Denn was unsere Alltagssprache damit meint, lebt bloß von der Wahrscheinlichkeit eines ungewiss Künftigen, um das der Hoffende stets in Sorge sein muss. Das Neue Testament hingegen redet von einer Zuversicht, die ebenso fest steht wie der Allmächtige, dessen Wort unsere Erwartung weckt. Warum aber sollten wir uns diesen Unterschied bewusst halten? Etwa nur, weil es schöner ist, mit Gewissheit Großes zu hoffen als ungewisses Kleines? Nein, sondern weil uns die christliche Hoffnung resistent macht und „handlungsfähig“ erhält unter widrigsten Umständen. Wir bemerkten den Zusammenhang schon vorhin: Jede Handlung setzt eine Hoffnung voraus, ohne die sie nicht zustande käme. Und wenn einer nur die Hoffnungen hegt, die im Blick auf irdische und menschliche Ressourcen berechtigt erscheinen, ist damit auch sein Handeln limitiert. Die Hoffnung eines Materialisten fliegt nun mal nicht höher als seine Augen sehen. Und seine Erwartung reicht nicht weiter als die nüchterne Berechnung. Was in diesem engen Horizont nicht möglich erscheint, wird er schwerlich anstreben! Ein Christ dagegen weiß, dass bei Gott nichts unmöglich ist. Und dieser deutlich weitere Horizont erlaubt

ihm, auch dort unverdrossen zu handeln, wo nach menschlichem Ermessen nichts mehr zu erwarten ist. Wer Gott nicht auf der Rechnung hat, muss in solchen Situationen immer fürchten, Kraft und Lebenszeit vergeblich zu investieren, weil ihn seine Hoffnung allzu leicht trügt. Nur wenn's „gut ausgeht“, hat sich seine Mühe gelohnt, anderenfalls sieht er sich „betrogen“. Und diese Sorge lässt ihn zaudern. Die christliche Hoffnung dagegen stützt sich auf die Pläne des Allmächtigen, dessen Absichten gar nicht scheitern können. Und so wird letztlich alles, was ein Christ im Konsens mit Gott unternimmt, „von Erfolg gekrönt“ sein, weil es auf jene Durchsetzung des göttlich-guten Willens zielt, die nicht ausbleiben kann. Wer auf dieser Seite kämpft, hat Anteil an Gottes Sieg – auch wenn er dazu wenig oder nichts beiträgt. Und wenn sein Handeln „nichts gebracht“ hat, war's dennoch keine „vergebliche Liebesmüh“. Denn was einer im Sinne Gottes zum Guten versucht, ist nie „für die Katz“ – sondern ein tapferes Werk (auf Gottes Reich hin getan) trägt seinen Sinn in sich selbst, und eine liebevolle Tat (auf Gottes Wort hin gewagt) bleibt auch im Scheitern umfassen von Gottes sinnstiftendem Plan. Wenn sie nicht „wertvoll“ erscheint ihrer Wirkung nach, bleibt sie doch wertvoll ihrer Absicht nach – und fließt auch so mit ein in die Summe der guten Bemühungen, die Gott zum Ziel führt. Infolgedessen ist nichts wirklich „vergeblich“, was wir in Gottes Ziel investieren. Und weil die Hoffnung, aus der heraus wir handeln, gar nicht trügen kann, bleibt auch kein Platz für Besorgnis. Gott wird die Hoffnung nicht enttäuschen, die er selbst in uns geweckt hat. Die Blöße gibt er sich nicht, dass jemand sagen dürfte, Gott hätte nicht Wort gehalten! Und so können wir uns gratulieren. Denn wir haben keine gewöhnliche Hoffnung – keine von der ängstlichen, diffusen, trügerischen Sorte. Sondern viel besser – wir haben eine Zuversicht, mit der wir nicht zuschanden werden, weil sie genauso fest steht wie der Allmächtige, auf dessen Wort sie beruht.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Von mühe- und sorglosem Gehorsam

Wenn sich jemand vorstellt und etwas über sich erzählen soll, wird er manchmal nach seinen „Vorbildern“ gefragt. Denn die sich danach erkundigen, möchten auf diese Weise etwas über seine Persönlichkeit erfahren – über seine Ideale und Wunschträume und sein Selbstverständnis. Einem Vorbild nacheifern heißt ja, ihm entsprechen zu wollen, weil man gut findet, wofür dieses Vorbild steht. Haben sie also Vorbilder? Wären sie gern wie dieser oder jener? Ich habe mich das nicht nur gefragt, sondern auch eine etwas ungewöhnliche Antwort gefunden. Denn mein Vorbild ist eine Pflanze. Hmm, werden sie sagen – eine Pflanze? Im Ernst? Das soll ein Vorbild sein? Ich kann aber erklären, was ich an einer Pflanze bewundere. Denn sie ist in vollkommener Übereinstimmung mit dem Willen Gottes und weicht nirgendwo auch nur im Geringsten davon ab, sondern ist mit größter Selbstverständlichkeit das, wozu Gott sie gemacht hat. Und das hat die Pflanze ihnen und mir voraus! Denn sie hadert mit nichts und hat keinen Widerwillen gegen irgendetwas, das Gott ihr zumutet und schickt. Sie tut aber klaglos alles, was ihrem von Gott gegebenen Pflanzenwesen und ihrer Natur entspricht. Ein Unterschied zwischen dem, was die Pflanze tut und will, und dem Willen Gottes ist nicht einmal denkbar – und sie wird sich mit ihrem Schöpfer auch nie entzweien. Vielmehr: Wenn ihr Wasser gegeben ist, guter Boden und Sonnenlicht, dann wächst sie mit aller Kraft, und jede Zelle ist voller Leben. Wenn ihr aber kein Wasser gegeben ist, kümmert sie vor sich hin und wirft Blätter ab, beklagt sich aber nicht. Denn da ist keine Anspruchshaltung, wie sie für uns Menschen typisch ist, dass wir immer meinen, Gott würde uns dies oder das schulden. Da ist kein Groll gegen den Schöpfer, keine heimliche Kritik, kein Besserwissen und Jammern, sondern vollkommener Gehorsam. Und dieser Gehorsam Gott gegenüber ist für die Pflanze noch nicht einmal anstrengend, es ist nichts Erzwungenes darin oder Krampfes, sondern größte Selbstverständlichkeit. Pflanzen wir so ein Gewächs in den Schatten, so wird es das Beste draus machen, die Blätter nach dem Licht strecken so gut es geht und klaglos klein bleiben. Pflanzen wir das Gewächs aber unter idealen Bedingungen in guten Boden, wird es sich nicht lumpen lassen, sondern drauflos wachsen was das Zeug hält. Wenn es der Pflanze gut geht, wird sie deswegen nicht faul und bequem. Und wenn es ihr schlecht geht, wird sie nicht nörgelig und wehleidig. Sondern sie nimmt alles, wie es kommt, tut, was getan werden muss, und ist mit jeder lebendigen Zelle ihrer Aufgabe hingegeben. So eine Pflanze wird immer die beste Pflanze sein, die sie unter den gegebenen Umständen sein kann. Sie wird sich ihrer Bestimmung zum Pflanze-Sein nie verweigern. Sie träumt auch von nichts anderem! Und wenn neben ihr hundert tollere und schönere Pflanzen wachsen, wird sie trotzdem nie neidisch sein! Bei uns Menschen ist das ganz anders. Bei uns fangen schon die Kinder an, sich unablässig zu vergleichen, sich gegenseitig zu übertrumpfen und sich zu beschweren: „Der hat aber mehr bekommen, ich war eher dran, mach' Platz da, ich bin besser als du!“

Die Pflanze aber lässt es sich gar nicht einfallen missgünstig zu sein oder zu konkurrieren, sondern hat völligen Frieden mit sich und ihrem Schöpfer. Sie pocht nicht auf Rechte und verlangt nicht nach Aufmerksamkeit, sie giert nicht nach Lob – und wenn sie keiner beachtet, wächst sie trotzdem so gut sie kann. Gleichzeitig verschmäht sie aber nichts, was ihr geboten wird, saugt jeden Wassertropfen auf, den sie kriegen kann, tut alles, was ihrer Natur gemäß ist, und tut nicht das Geringste, was dagegen verstieße. Sie ist, was sie ist, begehrt nichts Größeres zu sein und wenn sie einmal stirbt, tut sie sogar das in Stille und ohne sich darüber zu empören...

Könnten wir das? Könnten wir auch nur einen Tag im Frieden sein mit den Gesetzen und den Grenzen, die uns auferlegt sind? Sind wir nicht allzeit rebellisch und innerlich zerrissen im ewigen Widerspruch unserer Wünsche und der Gegebenheiten? Entbehren wir nicht jenes stille Einvernehmen mit Gott, so dass wir ihm ständig mit Bitten und Klagen in den Ohren liegen? Haben wir den Konsens mit Gott nicht aufgekündigt, da doch die Dicken immer dünner sein wollen, die Kleinen größer, die Armen reicher, die Dummen klüger, die Jungen etwas älter, und die Alten wieder jünger? Kaum einer ist damit zufrieden den Platz auszufüllen, der ihm angewiesen wurde, sondern die Hohen wollen stets noch höher hinauf, die Mächtigen wollen stets noch mächtiger werden, und an allen nagt das Ungenügen, das schon die Schulkinder zeigen. Die mit den guten Noten beneiden die, die besser aussehen. Die Schönen beneiden die mit den reichen Eltern. Und die mit den reichen Eltern beneiden wieder die mit den guten Noten! Hat aber einer mal alles gleichzeitig, werden die anderen ihn genau dafür hassen, dass das Schicksal ihn so bevorzugt hat! Nicht mal Gott kann es allen recht machen – und er vielleicht am wenigsten, weil man ihm seine Überlegenheit verübelt! So verrückt ist der Mensch, dass er meint, Gott sollte ihn besser mal um Rat fragen! Und die Pflanzen, die in Demut vor sich hin wachsen, sind uns darin weit voraus.

Vielleicht sagen sie: Der ist ja verrückt! Sollen wir uns ernsthaft eine Pflanze zum Vorbild nehmen? Sollten Menschen wirklich von einer Pflanze lernen können? Nun gut – geschenkt! Ich bestehe nicht darauf. Wenn ihnen die Pflanze zu stumm und zu unbeweglich ist, können wir uns genauso gut den Spatzen zuwenden! Denn die finde ich ebenso vorbildlich. Spatzen sind klein und unscheinbar, und obwohl sie von der Hand in den Mund leben, sind sie doch augenscheinlich munter und ohne Sorge. Finden sie etwas zu fressen, zögern sie nicht lang, sondern stürzen sich drauf und genießen, was Gott ihnen beschert. Finden sie aber nichts, hört man sie nicht etwa klagen oder jammern, sondern sie setzen einfach auf den nächsten Tag. Spatzen horten keine Vorräte und haben keine Wertpapiere, sie haben keine Lebensversicherung und keine Goldreserven, sie können weder Rechte einklagen noch Pensionsansprüche – und seltsam: Sie scheinen doch ganz ohne Sorgen zu sein! Sie können nicht wissen, ob sie morgen noch satt werden – und zeigen doch keine Angst! Ein Spatz ist für die Welt höchst entbehrlich, niemand nimmt ihn wichtig und niemand bewundert sein Federkleid. Aber meinen sie, er würde sich deshalb grämen? Adler fliegen bestimmt höher hinauf, aber meinen sie, der Spatz würde es ihnen neiden? Die Nachtigall singt schöner, aber meinen sie, dass der Spatz deswegen schweigen und sich seiner Stimme schämen würde? Kein Spatz vergleicht sich mit anderen, um hinterher mit dem zu hadern, was er ist, sondern er ist, wozu ihn Gott gemacht hat, er entspricht genau dem Wesen, das Gott ihm verlieh, er hat keine Hemmung zu 100% Spatz zu sein, und wenn er tut, was ein Spatz tun muss, ist er darin mit seinem Schöpfer völlig einig und mit sich selbst völlig im Reinen. Doch wer von uns könnte das von sich sagen? Wir Menschen nehmen uns wichtig und machen uns wichtig und verübeln's der Welt, wenn sie sich trotzdem nicht für uns interessiert. Wir horten Sparbücher und Aktien und machen uns trotzdem Sorgen. Wir haben Häuser mit festen Türen und fühlen uns trotzdem nicht sicher. Wir wissen, dass wir morgen sattwerden und übermorgen auch – und sind doch nicht halb so fröhlich wie die Spatzen. Statt willig zu sein, was wir sind, und wozu uns Gott gemacht hat, grübeln wir über das, was wir lieber wären, oder hätten sein können, wenn doch nur...

Und da sollten wir nicht von den Spatzen lernen können und uns ihre Leichtigkeit zum Vorbild nehmen? Kein Spatz macht sich Sorgen um den nächsten Winter und keiner grämt sich, weil er lieber ein Rabe wäre. Fliegt er aber unruhig hin und her nach Spatzenart – ist er nicht immer genau dort, wo Gott ihn gerade haben will? Der Spatz folgt mit jeder Faser seines Körpers seiner Spatzennatur und es fällt ihm nicht ein, davon im Geringsten abzuweichen. Er ist

völlig einverstanden mit dem Wesen, das Gott ihm gab, lebt, solange er soll, und stirbt, wenn Gott es so fügt. Einen inneren Zwiespalt aber, oder ein unwilliges Aufbegehren gegen Gottes Fügung, hat der Vogel nie gekannt....

Nun werden sie sagen: Jaja – für so einen Vogel ist es ja auch leicht. Der Spatz ist nicht viel klüger als jene Pflanze. Er ist sich seiner selbst nicht bewusst. Sein kleines Hirn kennt keine Freiheiten und keine Konflikte, sondern bloß Instinkte. Der Spatz folgt Gottes Ordnung nur so, wie auch ein Stein den Naturgesetzen folgt und zu Boden fällt, wenn man ihn loslässt. Mit so wenig Verstand mag das Gehorchen leicht sein! Und ich gebe das zu. Tatsächlich steht uns Menschen nicht der Weg offen, in den naiv-unschuldigen Zustand der Pflanzen und Tiere zurückkehren, nachdem wir geistig über sie hinausgewachsen sind. Aber ich meine, dass jenes große und beneidenswerte Einverständnis mit Gottes Ordnung und Fügung deswegen für uns nicht unerreichbar ist, sondern dass es auf anderem Wege wieder erlangt werden kann. Nämlich in der Tat nicht durch einen Rückschritt auf die Stufe der Pflanzen und Tiere, sondern durch einen Fortschritt über unseren innerlich zerrissenen Zustand hinaus – hin zum wahren Christentum. Der verlorene Konsens mit Gott kann wiedergewonnen werden, und der innere Frieden ist greifbar nahe, wenn wir nur mit dem Evangelium ernst machen, Jesus den Gott glauben, den er uns bezeugt hat, und daraus dann die logischen Folgerungen ziehen. Glaube ich Jesus nämlich den Gott, den er mir bezeugt, dann habe ich einen barmherzigen Vater im Himmel, dem nicht das Geringste entgeht, ohne dessen Willen nichts geschehen kann, und der es gut mit mir meint. Darum, wenn mich etwas stört, mich ängstigt oder quält, wird Gott mir entweder die Kraft geben, es zu ändern – oder die Kraft, es auszuhalten. Und wenn Gott, der es doch sieht und ändern kann, es nicht ändern will, dann bestimmt nur, weil es für mich besser ist. Ist es aber nach Gottes Urteil besser – sollte ich dann seiner höheren Weisheit nicht trauen und die Gegebenheiten annehmen, weil sie von ihm gegeben sind? Glaube ich Jesus den Gott, den er mir bezeugt, dann gibt es keinen Zufall, sondern alles, was mir „zufällt“, lässt Gottes Hand mir „zu-fallen"! Von ihm kommt dann auch das scheinbar so Ärgerliche, dass ich kleiner bin, als ich es mir erträume, gefährdeter oder weniger beliebt, kränker, ärmer oder hässlicher! Ist mir dies aber von Gottes Weisheit zugemutet, was hätte ich dann gewonnen, wenn ich mich wegen irdischer Güter mit Gott entzweien wollte und dadurch den inneren Frieden ganz verlöre? Soll ich mich an Grenzen wundreiben, die ein barmherziger Vater mir setzt? Sollte ich nicht eher annehmen, dass er es auch in diesen Grenzsetzungen gut mit mir meint? Das ist keine Frage des frommen Gefühls, sondern der nüchternen Logik! Wäre es wichtig, dass ich meinen Willen bekäme, würde Gott mir dazu verhelfen. Tut er's aber nicht, obwohl er die Mittel hätte, dann soll es offenbar nicht sein, und ich werde mit Gott nur so einig bleiben, dass ich mir an seiner Gnade genügen lasse. Will Gott mich groß haben, nun denn, so will ich groß sein und weder Glanz noch Freude verschmähen! Soll ich ein Baum sein, der in den Himmel wächst, so möge Gottes Willen geschehen! Bin ich aber bloß ein Busch am Wegesrand – dann auch! Hebt Gott mich hoch hinauf, so weiß er warum und hat alles Recht dazu! Stößt er mich aber tief hinunter – dann auch! Und seiner Weisheit widerstehen zu wollen, würde mir sehr schaden. Denn den Konsens mit Gott zu wahren ist ungleich wichtiger als irdische Eitelkeit und Wohlergehen! Nichts kann mir begegnen, das Gott nicht vorgesehen hat, und wenn er mir nicht die Kraft gibt, das Missliche zu ändern, wird er mir die Kraft geben, es zu ertragen. Glaube ich aber Jesus den Gott, den er mir bezeugt, so darf ich sicher sein, dass er auch dort, wo ich ihn nicht verstehe, zu meinem Besten entscheidet. Ja, wenn nicht geschieht, was ich will, dann wird geschehen, was Gott für besser erachtet! Ihm aber schon im Voraus mein Einverständnis zu geben – das enthebt mich der Zerrissenheit und der Sorge. Denn dann kann sich in meinem Leben noch mancherlei ändern. Aber mein Verhältnis zum Vater wird

unverändert bleiben, das wichtiger ist als der Rest! Und das gibt mir die Freiheit, so vertrauensvoll zu leben, wie der Spatz: Gibt Gott viel Futter, lasse ich's mir schmecken, und gibt er wenig, so leide ich Hunger. Will Gott mich reich und fröhlich machen, erhebe ich keine Einwände! Will er mich aber arm und traurig sehen, so wird er dafür gute Gründe haben. Denn das ist ja das ganze Geheimnis dieser Sache, dass der Glaube unsere Aufmerksamkeit von dem Schwankenden und Unzuverlässigen weg, auf das Verlässliche und Ewige verschiebt. Da zählt dann nicht mehr, was ich auf Erden Hohes oder Niedriges bin, sondern dass ich eben dies ganz willig bin – und damit mein Einverständnis mit dem bekunde, der mich genau dazu gemacht hat. Denn auf diese Weise ist uns die Sorglosigkeit der Pflanzen und Tiere dann tatsächlich erreichbar. Und zwar nicht durch eine Rückkehr in die Blindheit und Naivität des Tieres. Sondern durch einen Fortschritt aus Eigensinn, Neid und Sorge heraus in den Glauben hinein. Wer Jesus seinen Gott nicht glaubt, wird dazu natürlich keinen Zugang finden! Wir aber können das und sollen es auch, weil es uns von höchster Stelle nahegelegt und empfohlen wird. Jesus sagt:

„Sorgt nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung? Seht die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie? Wer ist unter euch, der seines Lebens Länge eine Spanne zusetzen könnte, wie sehr er sich auch darum sorgt? Und warum sorgt ihr euch um die Kleidung? Schaut die Lilien auf dem Feld an, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, dass auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Feld so kleidet, das doch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird: sollte er das nicht viel mehr für euch tun, ihr Kleingläubigen? Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach dem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, dass ihr all dessen bedürft. Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen... (Mt 6,25-33)

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ent-täuschung, Schwermut, Weltschmerz

Mir ist ein Gedicht begegnet, das kurz und nicht sehr „poetisch“ ist. Man kennt nicht einmal den Verfasser. Und wenn Johannes Brahms es nicht vertont hätte, wäre es wahrscheinlich längst vergessen. Mir aber macht es Eindruck, weil es so offen von Enttäuschung spricht. Gerade in unserer Zeit, die nur den Erfolg respektiert und alles Scheitern als peinlich empfindet, erscheint mir das bemerkenswert. Denn hier spricht einer seine Enttäuschung offen aus. Er ist enttäuscht von dieser Welt, weil sie nicht hält, was sie verspricht:

*Ach, arme Welt, du trügest mich,
ja, das bekenn ich eigentlich,
und kann dich doch nicht meiden.*

*Du falsche Welt, du bist nicht wahr,
dein Schein vergeht, das weiß ich zwar,
mit Weh und großem Leiden.*

*Dein Ehr, dein Gut, du arme Welt,
im Tod, in rechten Nöten fehlt,
dein Schatz ist eitel falsches Geld,
dess' hilf mir, Herr, zum Frieden.*

Unsere erste Reaktion ist vielleicht, dass wir über die große Traurigkeit dieser Zeilen erschrecken und uns spontan dagegen wehren: Ist das nicht zu schwermütig und zu melancholisch als dass man es als Beschreibung unseres Lebens akzeptieren könnte? Der Verfasser scheint in tiefe Depressionen geraten zu sein. Er sieht nur noch schwarz in schwarz. Und üblicherweise wehren wir uns dagegen mit aufmunternden Parolen. „Kopf hoch!“, pflegt man solchen Leuten zuzurufen: „Morgen kann alles schon wieder ganz anders aussehen!“ Ich fürchte aber, dass solche schnellen Tröstungen am Kern der Sache vorbeigehen würden. Denn unser Gedicht will nicht Ausdruck einer bloß vorübergehenden, subjektiven Stimmung sein, sondern will ganz nüchtern eine Wahrheit zusammenfassen, der sich jedermann jederzeit zu stellen hat: Dass nämlich unser Leben – wie der Prediger Salomo sagt – in weiten Teilen ein „Haschen nach Wind“ ist (Pred 1,14). Es ist ein vergebliches Jagen nach vergänglichen Gütern von zweifelhaftem Wert.

Oder stimmt das etwa nicht? Wir Menschen, insbesondere wenn wir jung sind, stürmen mit hochgespannten Erwartungen in das Leben hinein. Die Welt scheint uns wie ein Garten voller süßer Früchte, der nur dazu bestimmt ist, von uns erobert zu werden. Die Welt kommt uns vor wie eine Bühne, die nur auf unseren Auftritt wartet. Die Welt erscheint uns wie eine Heimat, in der wir uns auf ewig geborgen fühlen werden. Aber hält dann die Welt, was wir uns von ihr versprechen? Werden wir jemals satt an ihr? Bekommen wir je genug? Bietet uns dieses Erdenleben wirklich Sicherheit? Ist unser Glück von Dauer? Und gelingt es uns, in dieser Welt bleibende Spuren zu hinterlassen? „Nein“, sagt dazu die Bibel: **„Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.“** (Ps 103,15–16)

„Nein“, sagt die Bibel – und holt uns auf den Boden der Tatsachen zurück. Denn was jenes Gedicht zum Ausdruck bringt, das ist nicht Depression, sondern lediglich Realismus. Wer von dieser Welt dauerhaftes Glück erwartet, Erfüllung seiner Träume, Vollendung und Seligkeit, den muss die Welt tatsächlich „trügen“. Dem muss zuletzt als „falsches Geld“ erscheinen, was

die Welt ihm zu bieten hat. Denn die Ehren, Güter und Schätze dieser „armen Welt“ mögen noch so glänzen, sie erweisen sich doch als wertlos, wenn es am meisten darauf ankommt – nämlich in der Todesnot. Spätestens hier kommt es zu der „Enttäuschung“, von der unser Gedicht spricht. Denn woran wir uns hängen und worauf wir bauen, das bleibt an der letzten Grenze zurück – und wir finden uns von aller Welt verlassen... Nur fragt sich, wer dafür die Verantwortung trägt. Ist es wirklich der Fehler der Welt, dass sie uns am Ende enttäuscht? Ist es ein Mangel der Schöpfung, den man dem Schöpfer ankreiden müsste? Oder könnte es vielleicht daran liegen, dass wir zu viel von der Welt fordern und etwas von ihr erwarten, was sie gar nicht leisten **kann**? Tatsächlich ist das der Punkt, auf den es ankommt, und an dem sich biblischer Realismus von allgemeinem Weltschmerz unterscheidet. Denn der Weltschmerz bleibt in seiner Enttäuschung stecken und schimpft auf die Welt, die ihm nicht bietet, was er sich von ihr versprach. Er meint, es sei ein Mangel der Schöpfung, dass sie seine Sehnsucht nicht befriedigt. Der biblische Realismus dagegen erkennt die Ursache der Enttäuschung darin, dass wir von der Welt erwartet haben, was nur Gott zu geben vermag.

Anders gesagt: Es ist nicht die Schuld dieser Welt, wenn wir in ihr vergeblich suchen, was nur bei Gott zu finden ist. Und es ist auch nicht Gottes Schuld, sondern es ist unsere eigene. Oder geht man in ein Schuhgeschäft, um Brötchen zu kaufen? Geht man in die Bäckerei und empört sich darüber, dass dort keine Schuhe angeboten werden? Nein. Es wäre Unrecht, dem Bäcker daraus einen Vorwurf zu machen. Und ebenso ist es Unrecht, der armen Welt vorzuwerfen, dass sie unseren Hunger nach Vollkommenheit, Verlässlichkeit und Glück nicht stillt. Denn ungetrübte Freude, Vollendung, Wahrheit und Gerechtigkeit – das hat diese Welt nun einmal nicht zu bieten. Wie sollte sie auch? Sie ist schließlich nur der Weg – und nicht das Ziel. Sie ist bloß eine Durchgangsstation auf unserer Reise zu Gott. Wer daher von der Durchgangsstation erwartet, dass sie schon so schön sein müsste wie der große Endbahnhof, wer den Weg mit dem Ziel verwechselt, der wird der Frustration nicht entkommen, bis er seinen Irrtum erkennt. Er wird sich selbst und die Welt überfordern, bis er merkt, dass man auf mehr hoffen kann als nur auf sich selbst und die Welt. Bis dahin aber wird er unnötig leiden. Und darum ist an unserem kleinen Gedicht auch die letzte Zeile die wichtigste, die sich vom Vorangegangenen abhebt.

Der ganze Text ist bis dahin eine Anrede an die „arme Welt“. Dann aber – in der letzten Zeile – wird plötzlich Gott angesprochen. Der Dichter wendet sich in der letzten Zeile weg von der enttäuschenden Welt und wendet sich hin zu Gott. Die Anklage gegen die Welt verwandelt sich unvermittelt in einen Gebetsruf. Denn der Schluss der Rede wendet sich an einen neuen Adressaten. Und eben damit nimmt uns das Gedicht in die Bewegung des Glaubens hinein. Es pocht nicht darauf, dass die Welt geben möge, was sie nicht geben kann. Das wäre sinnloser Trotz – das führte wirklich zum trüben Pessimismus. Vielmehr erkennt der Dichter den Irrtum, der ihn leiden macht, und wendet sich entschlossen an Gott, um **von ihm** den Frieden zu erbitten, den die Welt ihm nicht zu geben vermag. Er findet in Gott einen neuen, lohnenderen Gesprächspartner. Er findet in ihm das Gegenüber, das er mit seiner Sehnsucht nicht überfordert und findet damit zugleich den Weg heraus aus der Melancholie. Denn das ist der Weg zur Heilung des Weltschmerzes. Das ist der Weg heraus aus der selbstverschuldeten Frustration. Und es ist Einübung in eine Lebenshaltung mit neuen Vorzeichen. Denn der Glaube lehrt uns, wenig von uns selbst zu erwarten (und noch viel weniger von dieser „armen Welt“), alles im Übermaß aber zu erwarten von unserem Gott. Was die Welt uns nämlich nicht geben **kann**, nicht geben **will** und auch gar nicht geben **soll** – das hält der barmherzige Gott für uns bereit. Das aber zu erkennen, sich von der Welt frei zu machen für Gott, und dann den Frieden nirgendwo anders zu suchen als bei ihm – das ist Glaube...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Glauben als Blickrichtung

Jochen Klepper hat ein Gedicht geschrieben, das sich aus der großen Masse der Weihnachtsgedichte wohltuend heraushebt. Denn es beschränkt sich nicht darauf, irgendwelche winterlichen Stimmungen zu schildern, wie die meisten Weihnachtsgedichte das tun. Sondern es will so etwas wie eine „Anleitung“ geben zur rechten Feier der Weihnacht. Man könnte es geradezu eine „Gebrauchsanweisung“ für das Weihnachtsfest nennen. Jedoch – in Kleppers Anleitung zum Weihnachtsfest steht nicht das, was wir hineinschreiben würden: 1. Man besorge sich einen Tannenbaum. 2. Man singe Lieder. 3. Man esse gut und reichlich. 4. Man lasse ein Gefühl von Frieden und Freude in sich aufsteigen. Nein! Kleppers Anleitung zum Weihnachtsfest schweigt von all diesen Dingen. Und stattdessen erklärt er ausführlich, wohin wir an Weihnachten unseren Blick richten sollen.

„Merkwürdig“, wird vielleicht jemand sagen, „ist denn Weihnachten eine Frage der Augenstellung, der Optik und des Blickwinkels?“ Doch wie Klepper es meint, werden sie verstehen, wenn sie sein Gedicht gelesen haben:

Sieh nicht an, was du selber bist in deiner Schuld und Schwäche.
Sieh den an, der gekommen ist, damit er für dich spreche.
Sieh an, was dir heut widerfährt, heut, da dein Heiland eingekehrt,
dich wieder heimzubringen auf adlerstarken Schwingen.

Sieh nicht, wie arm du Sünder bist, der du dich selbst beraubtest.
Sieh auf den Helfer Jesus Christ! Und wenn du ihm nur glaubtest,
dass nichts als sein Erbarmen frommt und dass er dich zu retten kommt,
darfst du der Schuld vergessen, sei sie auch unermessen.

Glaubst du auch nicht, bleibt er doch treu. Er hält, was er verkündet.
Er wird Geschöpf und schafft dich neu, den er in Unheil findet.
Weil er sich nicht verleugnen kann, sieh ihn, nicht deine Schuld mehr an.
Er hat sich selbst gebunden. Er sucht: du wirst gefunden!

Sieh nicht mehr an, was du auch seiest. Du bist dir schon entnommen.
Nichts fehlt dir jetzt, als dass du weißt: Gott selber ist gekommen!
Und er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, ein Fürst, der ewgen Frieden schafft.
Dem Anblick deiner Sünden will er dich selbst entwinden.

Wie schlecht auch seine Windeln sind, sei dennoch unverdrossen.
Der Gottessohn, das Menschenkind liegt doch darin umschlossen.
Hier harret er, dass er dich befreit. Welch' Schuld ihm auch entgegenschreit –
er hat sie aufgehoben. Nicht klagen sollst du: loben!

Nun, ich habe gesagt, Kleppers „Anleitung“ zur Feier der Weihnacht beschrieb vor allem die dazu notwendige Blickrichtung. Und sie verstehen jetzt sicher, wie das gemeint war. Denn Klepper spricht in seinem Gedicht ja zu Menschen, deren besorgter Blick beständig auf sie selbst gerichtet ist. Und er kennzeichnet damit eine innere Haltung, zu der wir alle neigen: Je mehr wir in alltäglicher Betriebsamkeit Gott aus dem Blick verlieren, desto mehr sind wir fixiert auf uns selbst, auf unseren Erfolg und unser Scheitern. Und hat uns das erst einmal ge-

packt, so können wir gar nicht mehr anders, als gewissermaßen beständig in den Spiegel zu schauen. Wir starren gebannt auf die eigene Befindlichkeit, weil wir meinen, von uns selbst hinge all unser Wohl und Wehe ab. Wir erwarten von niemandem viel, außer von uns selbst, und können darum den Blick nicht von uns lassen. Wir versuchen krampfhaft, unser Schicksal in den Griff zu bekommen. Und je öfter wir dabei scheitern, umso verbissener versuchen wir es. Wir starren auf uns selbst, als müsste aus uns selbst Befreiung kommen. Wir starren auf uns selbst, als lägen auf dem Grund unserer Seelen die Antworten auf alle Fragen. Weil wir dort aber nichts finden als Angst und Schuld, steigert sich unsere Sorge nur noch mehr. Wir scheitern bei dem Versuch, unser Dasein dauerhaft zu sichern, und wir versuchen es doch immer aufs Neue. Denn wir haben den vergessen, dem wir diese Sorge überlassen könnten. Wir meinen, wir müssten alles selber tun. Wir vermögen es aber nicht. Und wenn uns unsere Selbstbeobachtung dieses schreckliche Dilemma dann offenbart, starren wir darauf, wie das Kaninchen auf die Schlange. Wir sehen dann nicht die Hände, in die wir unser Schicksal legen könnten. Denn um sie zu sehen, müssten wir ja einen Moment von uns selbst wegblicken. Wir müssten dazu den Blick wegwenden von all dem „Ich“ und „Mir“ und „Mein“ und „Mich“ – hin zu Christus. Und eben das, dieser Wechsel der Blickrichtung, ist Kleppers Rezept. Das ist es, wozu er uns anleiten will. Denn dem in sich verkrümmten Menschen, dem Sünder in uns allen, gilt sein befreiender Ruf: „Sieh nicht an, was du selber bist in deiner Schuld und Schwäche. Sieh den an, der gekommen ist, damit er für dich spreche.“

Man könnte sagen: Klepper empfiehlt uns den Glauben als ein krampflösendes Mittel. Denn er will uns befreien von dem Wahn, Dinge selbst tun zu müssen, die Christus längst für uns getan hat. Was mühst du dich, ruft er uns zu: Was mühst du dich, deine Schuld zu tilgen? Hier ist Christus, der das längst für dich getan hat! Was mühst du dich, deinem Tod zu entrinnen? Hier ist Christus, der den Tod längst für dich überwunden hat! Was mühst du dich, Anerkennung und Liebe zu erringen? Hier ist Christus, der dich längst über alle Maßen liebt! Was mühst du dich, durch Leistung zu beeindrucken? Hier ist Christus, den auch dein Scheitern nicht abschrecken kann! Darum sieh nun endlich weg von dir selbst. Denn alle Nabelschau ist vergeblich. Du kannst dich nicht in dir selbst gründen, kannst nicht von dir selbst leben, kannst dich nicht selbst freisprechen. Und du musst es auch nicht. Denn Christus kann und will das alles für dich tun. Überlässt du dich ihm, so entnimmt er dich dir selbst und gründet dich jenseits deiner selbst auf ein Fundament, das besser ist, als du es jemals legen könntest. Du darfst dich also loslassen, weil seine Hand dich hält. Du darfst dich selbst vergessen, weil er dich kennt. Du darfst frei werden von dir selbst. Denn er war so frei, sich an dich zu binden im Wort seiner Treue. Darum: „Sieh nicht an, was du selber bist in deiner Schuld und Schwäche. Sieh den an, der gekommen ist, damit er für dich spreche.“ Ich denke, es ist längst deutlich geworden, dass es in Kleppers Gedicht um mehr geht als bloß um die rechte Feier der Weihnacht. Es geht um den christlichen Glauben überhaupt. Denn christlicher Glaube, das ist nichts anderes als die große Gnade, die einem Menschen zuteil wird, wenn er lernt, von sich selbst abzusehen, und alle seine Aufmerksamkeit auf Christus zu richten. Der Glaube befreit uns von der nutzlosen Fixierung auf uns selbst. Er ist fröhliche Selbstvergessenheit und zugleich Konzentration auf Christus. Eben darum aber ist der Glaube das größte Geschenk, das man sich wünschen kann. Denn wer Christus im Auge behält, der wird nie mehr ohne Trost sein.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Glaube als Bund mit Gott

Wir leben in verwirrten Zeiten. Und Missverständnisse häufen sich, weil auch die einfachsten Begriffe nicht mehr klar sind. Zwar reden alle von „Gerechtigkeit“, aber jeder meint damit etwas anderes. Alle wollen „Freiheit“, aber jeder sucht sie in einer anderen Richtung. Alle wünschen sich „Frieden“, und ziehen doch ganz verschiedene Konsequenzen. Die großen Worte sind keine gültige Währung mehr. Was sie wirklich bedeuten, scheint immer strittig und bedarf der Nachfrage. Was mich daran aber am meisten stört ist, dass auch das Christentum von der großen Verwirrung erfasst wurde, und man selbst unter Gutwilligen kaum mehr Einigkeit darüber erzielt, was das Christ-Sein ausmacht und worin es besteht. Manch einer meint, er sei doch schon als Christ auf die Welt gekommen, weil seine Eltern Christen waren. Und ein anderer hält dagegen, Christ-Sein sei doch nicht erblich, sondern mehr so eine Sache des Gefühls. Der Dritte pfeift auf Gefühle und behauptet, man müsse nur getauft sein – und nichts weiter. Und der Vierte beharrt darauf, für einen richtig „echten“ Christ reiche der Taufschein keinesfalls, sondern man müsse auch regelmäßig zur Kirche gehen. Manche finden das ganz egal, denn sie meinen, Christentum sei dasselbe wie hilfsbereit, human und freundlich zu sein. Und andere wenden wieder ein, mit ein bisschen Menschlichkeit sei's nicht getan, sondern man müsse schon fest von der Existenz eines höchsten Wesens überzeugt sein...

Du meine Güte denkt man – ist uns das Christentum so fremd, dass es derartige Rätsel aufgibt? Sind die Deutschen seit mehr als 1000 Jahren Christen und haben doch keine Klarheit darüber, was das Christ-Sein ausmacht? Ist der Begriff denn eine leere Hülse, die jeder nach Belieben mit Inhalt füllen kann? Ich meine wir müssen da dringend für Klarheit sorgen. Und am einfachsten gelingt das, wenn wir auf die Bibel zurückgreifen, in der das Verhältnis Gottes zu seinem Volk oft als ein „Bund“ beschrieben wird. Sie wissen bestimmt, wie häufig das Alte Testament an diesen „Bund“ erinnert und darauf pocht, dass er zu halten ist! Es gibt da Gottes Bund mit Abraham, den Bund mit Noah und den Bundesschluss am Sinai, es gibt auch eine Erneuerung des Bundes bei der Landnahme durch Josua. Und immer geht es dabei um das Bündnis zweier Partner, die sich etwas versprechen und dann durch diesen Bund aneinander und an ihre wechselseitigen Zusagen „gebunden“ sind. Nun ist der Bund zwischen Gott und seinem Volk in mancher Hinsicht verschieden von einem „Vertrag“ im heutigen Sinne. Denn die Inhalte und Bedingungen des Bundes werden nicht frei ausgehandelt. Die Partner sind nicht auf gleicher Augenhöhe, sondern der Bund hat ein starkes „Gefälle“. Die Initiative geht einseitig von Gott aus, der sich (als klar überlegener Partner) Menschen zum Bund mit ihm erwählt und ihnen diesen Bund gnadenhaft gewährt. Wenn man diesen Unterschied berücksichtigt, ist es aber nicht falsch von einem „Vertrag“ oder einem „Abkommen“ zu reden. Denn es werden die Bedingungen beschrieben, unter denen sich die Partner „verbünden“, und ebenso die Pflichten, die daraus resultieren. Gott spricht am Berg Sinai:

„Ihr habt gesehen, was ich mit den Ägyptern getan habe und wie ich euch getragen habe auf Adlerflügeln und euch zu mir gebracht. Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern; denn die ganze Erde ist mein. Und ihr sollt mir ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk sein.“ (2. Mose 19,4ff)

Nachdem Mose dem Volk alles vorgelegt hat, was Gott redet und gebietet, antwortet das Volk einmütig zustimmend: „Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir tun.“ Damit ist ein Vertrag geschlossen, und ein Abkommen tritt in Geltung, das künftig beide Seiten bindet und zur Treue verpflichtet. Solange nämlich Israel seinem Gott hingegeben lebt und seinen guten Willen tut, solange wird Gott seine Hand über das Volk halten und wird sich mächtig erweisen,

indem er es auf der rechten Spur leitet, es schützt und segnet. Wenn Israel den Bund aber bricht, indem es anderen Göttern nachläuft, untreu wird und böse handelt, zieht es sich Gottes Zorn zu und gerät unter seinen Fluch. Die heilvolle Gemeinschaft beruht allein auf Gottes freier und gnadenhafter Zuwendung. Nichts daran ist verdient, alles ist Geschenk! Aber der Mensch soll wissen, dass er die Gemeinschaft mit Gott verspielen und zerstören kann – und dann mit den Folgen leben muss. Die Bedingungen des Bundes könnten klarer nicht sein, als sie in der Bibel formuliert werden. Und was Gott betrifft, gibt es keinerlei Unsicherheiten, denn er hält immer Wort und vergisst keines seiner Versprechen. Er meint, was er sagt, und kann, was er will. Weil's auf der menschlichen Seite aber anders aussieht, kennt das Alte Testament Wege, um Verletzungen des Bundes und Störungen der Gottesbeziehung durch Buße, Gebet und sühnende Opfer zu heilen. Und es kennt dann über den alten Bund hinaus die Verheißung eines neuen Bundes, von der wir bei Jeremia lesen:

„Siehe, es kommt die Zeit, spricht der HERR, da will ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund schließen, nicht wie der Bund gewesen ist, den ich mit ihren Vätern schloss, als ich sie bei der Hand nahm, um sie aus Ägyptenland zu führen, ein Bund den sie nicht gehalten haben, ob ich gleich ihr Herr war, spricht der HERR; sondern das soll der Bund sein, den ich mit dem Hause Israel schließen will nach dieser Zeit, spricht der HERR: Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben, und sie sollen mein Volk sein und ich will ihr Gott sein. Und es wird keiner den andern noch ein Bruder den andern lehren und sagen: »Erkenne den HERRN«, sondern sie sollen mich alle erkennen, beide, Klein und Groß, spricht der HERR; denn ich will ihnen ihre Missetat vergeben und ihrer Sünde nimmermehr gedenken.“ (Jeremia 31,31ff.) Der Hebräerbrief des Neuen Testaments zitiert in Kap 8 und 9 diese Worte Jeremias und bestätigt, dass es genau so kam, wie es der Prophet angekündigt hat. Denn der Mittler jenes Neuen Bundes ist Jesus Christus, der durch sein Blut alle Übertretung ein für allemal gesühnt und damit das Verhältnis von Gott und Mensch auf eine neue heilvolle Grundlage gestellt hat. Was also sollte Christentum bedeuten, und was sollte unser Christ-Sein ausmachen, wenn nicht die Teilhabe an diesem neuen Bund? Jesus selbst stößt uns darauf, denn er sagt bei der Einsetzung des Abendmahls: „Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird!“ (Lk 22,20) Und dementsprechend besteht Christ-Sein in der Zugehörigkeit zu diesem neuen Bund und ist demnach eine Art von Vertragsverhältnis zwischen Gott und Mensch, das beide Seiten zur Wahrung der Gemeinschaft und zu wechselseitiger Treue verpflichtet. Das ist etwas anderes, als bloß ab und zu religiöse Gefühle zu haben! Das ist mehr, als das Dasein eines höheren Wesens zu vermuten! Das ist viel mehr als Moral und Mitmenschlichkeit! Es ist nämlich eine gnadenhaft gewährtes Vertragsverhältnis und eine durch Bundesschluss bekräftigte Gemeinschaft, die wechselseitige Loyalität und unbedingtes Vertrauen einschließt, die aber durch unsere Neigung zum Bösen auch gefährdet werden kann und darum bewusst gepflegt werden will. Denn es unterliegt zwar keinem Zweifel, dass Gott mit unbedingter Verlässlichkeit seinen Teil des Bundes einhält und erfüllt, was er versprochen hat. Wir aber vergessen immer wieder, wozu uns das Christ-Sein verpflichtet, drohen dann aus Gottes Schutz herauszufallen und können durchaus die Vorteile verlieren, die Gottes Gemeinschaft uns gewährt...

Weil es die Sache anschaulicher macht, will ich hier ein kurzes „Formular“ wiedergeben, in dem Christ-Sein als ein Angebot begriffen wird, das der Mensch durch seine Taufe und seinen Glauben annimmt und „unterzeichnet“. Der Urheber, der das Angebot macht und die Bedingungen setzt, ist aber Gott selbst, der überaus freundlich zu uns spricht:

„Ich, der ewige und allmächtige Gott, verbinde, verschwöre und verschreibe mich dir durch die Hingabe meines Sohnes am Kreuz, dass ich dir (und allen Menschen, die in Erkenntnis ihrer Sünden auf Jesus Christus ihren Glauben setzen) alle deine Sünden vergeben und deiner Fehler nie mehr gedenken will, sondern dich losspreche vom Fluch des Gesetzes und von der Gewalt des Teufels. Du sollst vor meinem Zorn sicher sein und mir als so gerecht und selig gelten, als wenn du alle meine Gebote erfüllt und nie Böses getan hättest. Und das will ich tun einzig und allein um meines Sohnes willen, der stellvertretend für dich das Gesetz erfüllte, deine Strafe trug, den Zorn versöhnte, Teufel, Hölle, Welt und Tod überwand und den vollen Preis deiner Erlösung zahlte. Verlasse dich künftig ganz auf ihn – und nicht mehr auf dich selbst. Denn dann sollst du durch solchen Glauben unauflösliche Gemeinschaft mit mir haben, so dass ich ewig dein lieber Vater bin, und du ewig mein lieber Sohn, Tochter und Erbe. Zur Stärkung deines Glaubens gebe ich dir neben meinem biblischen Wort und dem Heiligen Geist die Sakramente des neuen Bundes, nämlich die heilige Taufe als Sakrament der Wiedergeburt und das heilige Abendmahl als Sakrament der Gemeinschaft, die du mit mir hast. Ich, der Herr dein Gott, gelobe das alles fest und ewig zu halten und zu erfüllen, verbinde es aber mit der Weisung und der Erwartung, dass du mir künftig in Gerechtigkeit dienen, gottgefällig leben, Christus nachfolgen, die Sakramente gebrauchen und im Bemühen um Heiligung fortfahren wirst. Den Geist der Kraft und der Weisheit will ich dir dazu geben. Sofern du aber aus Schwachheit sündigst, soll dir das nicht zum Verhängnis werden, sondern, wenn es dir herzlich Leid tut und du auf den guten Weg zurückkehrst, soll dich meine Gnade wieder aufrichten und trösten. Widerstrebe mir künftig nicht mehr, sondern bleibe fest in dem Bund, den wir schließen, denn dann will ich dir nach diesem irdischen Leben das ewige schenken, deinen ganzen Schaden heilen und alle deine Tränen trocknen.“

Nun – kann man dazu „nein“ sagen, wenn man klaren Verstandes ist? Natürlich ist das kein biblischer Text. Die Vorlage stammt von einem frommen Autor des 17. Jahrhunderts. Ich meine aber, dass hier Gottes Angebot im neuen Bund angemessen zusammengefasst wird. Das ist es, worauf das Neue Testament hinauswill! Und wenn jemand wissen möchte, worauf er sich im Christentum einlässt, findet er hier eine treffende Antwort. Denn der ist Christ, der bewusst in der hier beschriebenen Beziehung zu Gott steht, oder jedenfalls versucht in ihr zu stehen. Die Taufe allein, ohne diese Beziehung, kann uns nicht helfen. Und ein moralisches Leben, ohne diese Beziehung, bringt uns nicht in den Himmel. Diffuse religiöse Gefühle werden niemanden retten. Und ein allgemeiner Glaube an die Existenz Gottes tut's auch noch nicht. Denn so verbindlich wie das Bundesverhältnis für Gott ist, so verbindlich, so eindeutig und persönlich soll es auch für uns sein...

Das heißt nun nicht, dass jemand dieses kleine Formular unterschreiben sollte, so als ob es auf diese Formulierung ankäme – nein! Aber ein Denkanstoß kann es schon sein, wenn wir nämlich prüfend in uns hineinhorchen, ob wir dies wohl im Herzen durch unseren Glauben schon unterzeichnet haben, oder unterzeichnen können. Sind wir da unbefangen? Oder wird uns doch etwas mulmig? Ist uns die Sache in dieser Vertragsform unbehaglich, weil alles so verbindlich klingt – und auch so gemeint ist? Haben wir den Impuls, erst mal das Kleingedruckte zu lesen? Oder hätten wir den Wunsch, ein paar Klauseln hinzuzufügen? Vermissen wir Hinweise zum Kündigungsrecht? Suchen wir nach versteckten Kosten, Risiken und Nebenwirkungen? Würden wir lieber erst mal in Verhandlungen eintreten und Vorbehalte machen? Schrecken wir zurück, weil wir Gott misstrauen, oder weil wir uns selbst misstrauen? Ärgert uns irgendeine Unklarheit – oder ärgert es uns gerade, dass das Angebot so klar ist, und unsere Hemmung so verräterisch? Stellen wir unsere Gottesbeziehung ruhig noch einmal auf

den Prüfstand und führen wir uns vor Augen, wieviel es Gott gekostet hat, uns dieses großzügige Angebot machen zu können. Es hat Christus sein Leben gekostet! Gott hat für den neuen Bund alles gegeben, um uns möglichst weit entgegen zu kommen. Er wartet darauf, dass wir seine ausgestreckte Hand ergreifen – und die Engel im Himmel applaudieren jedem, der sich nun Gottes Güte gefallen lässt!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Glaube als unaufhörliche Bewegung

Wer nach dem Sinn des Wortes „Glaube“ fragt, bekommt manchmal die Auskunft, „Glaube“ sei ein anderes Wort für die religiösen „Ansichten“ eines Menschen. Das klingt einleuchtend und scheint das Verständnis der Sache zu erleichtern. Denn man kann den Glauben eines Menschen dann einsortieren in das weite Spektrum seiner „Meinungen“: Über moderne Kunst denkt er so. Über Leistungssport denkt er anders. Er hat eine politische Meinung. Und sein „Glaube“ – na, ja – das sind eben seine Ansichten zum Thema „Gott“. Aber stimmt das so? Nein. Und es ist wichtig, das schwere Missverständnis zu bemerken, das hier vorliegt. Denn wirklicher Glaube – das sind nicht bloß Gedanken über Gott. Vielmehr ist Glaube eine Beziehung zu Gott. Glaube ist keine „Ansicht“, die man haben kann, oder auch nicht. Sondern er ist eine Erfahrung, die den Menschen im Innersten erschüttert und ihn prägt, wie das eine „Meinung“ niemals könnte. Denn „Meinungen“ kann der Mensch wechseln wie Hemden – er bleibt dabei derselbe, der er war. Gott aber kann kein Mensch begegnen, ohne dadurch ein anderer zu werden.

Und warum ist das so? Zum Teil liegt es an Gottes schierer Größe und Heiligkeit, deren wir uns nicht bewusst werden können, ohne dass dadurch unser bisheriges Weltbild aus den Fugen gerät. Aber das ist es nicht allein. Was wirklich schockiert, ist das krasse Missverhältnis, das zwischen Gott und uns besteht: Seine Gerechtigkeit und meine Schuld, seine Wahrheit und meine Lüge, seine Dynamik und meine Trägheit – das passt einfach nicht zusammen. Es verträgt sich nicht. Denn als der, der ich bin, bin ich ein Missklang in Gottes Symphonie. Mein egozentrisches Denken und Fühlen kann nicht vor ihm bestehen. Die Schwäche meines Willens steht der Durchsetzung seines Willens im Wege. Das weiß ich. Und vor allem: Ich weiß, dass er es auch weiß. Darum hätte ich allen Grund zu fliehen. Aber wohin fliehen? In welchem Boden soll ich versinken, um Gottes Blick zu entgehen? Wo versteckt man sich vor dem, der allgegenwärtig ist? Vor wilden Tieren könnte man hinter dicke Mauern flüchten. Gegen feindliche Menschen könnte man sich mit anderen Menschen verbünden. Einen irdischen Richter könnte man mit geschickten Lügen täuschen. Aber wenn es Gott ist, der mich angreift, dann bin ich verloren. Denn wohin ich auch fliehen wollte – Gott wäre immer schon da. Mit wem ich mich verbünden wollte – Gott wäre meinem Verbündeten immer überlegen. Und was ich zu meiner Verteidigung auch vorbrächte – es wäre immer schon widerlegt, bevor ich es ausspreche.

Was also kann man tun? Wer kann für uns sein, wenn Gott gegen uns ist? Niemand! Jedenfalls niemand – außer ihm selbst. Und in dieser kleinen Einschränkung liegt die Chance verborgen, die zu ergreifen man „Glauben“ nennt. Denn gegen Gott hilft zwar nur Gott. Wenn Gott uns aber gegen Gott hilft, dann ist uns wirklich geholfen. Denn wer könnte vor Gott schützen – außer Gott? Wer könnte Gottes Zorn Einhalt gebieten – wenn nicht Gottes Liebe? Es ist ein sehr seltsamer Gedanke. Und doch stimmt es, was an der Tür der Friedhofskapelle in Bad Arolsen geschrieben steht: **„Vor Gott ist keine Flucht als nur zu ihm.“** Eine solche Fluchtbewegung, wenn sie sich im Herzen eines Menschen vollzieht, ist Glaube. Denn Glaube besteht eben darin, vor Gottes Gericht an Gottes Gnade zu appellieren. Wer bemerkt, dass er im Krieg zwischen Gott und dem Bösen bisher auf der falschen Seite stand, wer bemerkt, dass er in einen Kampf verwickelt wurde, der sinnlos und aussichtslos ist, der darf sich Gott ergeben und darf „überlaufen“. Wie ein Soldat, der die Waffe wegwirft und mit einer weißen Fahne in der Hand auf die feindlichen Linien zugeht, so dürfen wir uns Gott „ergeben“ – und dürfen gewiss sein, dass er uns freundlich aufnimmt. Denn in Wahrheit kämpft Gott nicht „gegen“ seine Ge-

schöpfe, sondern er kämpft „um“ seine Geschöpfe. Und er empfängt darum die „Überläufer“ nicht, um Kriegsgefangene und Knechte aus ihnen zu machen. Sondern er schenkt ihnen die Freiheit der Kinder Gottes, weil er sich über jeden Einzelnen freut.

Er weiß – und wir wissen –, dass wir etwas anderes verdient hätten. Wir können auch keine Bedingungen stellen, wenn wir vor Gott kapitulieren. Aber Christus ist für uns gestorben, um den Fluch, der auf uns lastet, in Segen zu verwandeln. Gott selbst hat dafür gesorgt, dass wir bei ihm Asyl finden können. Darum heißt „glauben“, sich bei Christus in Sicherheit zu bringen. Wer glaubt, der bringt sich hinter dem Kreuz Christi in Deckung. Er kriecht bei Christus unter. Und er findet bei ihm Schutz. Denn Christus hat unsere Strafe getragen. Er hat damit einen Raum der Gnade eröffnet. Und „glauben“ heißt nichts anderes, als sich mit einem beherzten Sprung in diesen schützenden Raum hinein zu retten. Die Glaubenshaltung, in der das geschieht, hat Martin Luther einmal sehr prägnant zum Ausdruck gebracht:

„Mir ist es bisher wegen angeborener Bosheit und Schwachheit unmöglich gewesen, den Forderungen Gottes zu genügen. Wenn ich nicht glauben darf, dass Gott mir um Christi willen dies täglich beweinte Zurückbleiben vergebe, so ist's aus mit mir. Ich muss verzweifeln. Aber das lass' ich bleiben. Wie Judas an den Baum hängen, das tu' ich nicht. Ich hänge mich an den Hals oder Fuß Christi wie die Sünderin. Ob ich auch schlechter bin als diese, ich halte meinen Herrn fest. Dann spricht er zum Vater: Dieses Anhängsel muss auch durch. Es hat zwar nichts gehalten und alle deine Gebote übertreten. Vater, aber er hängt sich an mich. Was will's! Ich starb auch für ihn. Lass ihn durchschlüpfen. Das soll mein Glaube sein.“

Ein stolzer Mensch wird hier die Nase rümpfen. Denn dieser Weg ist weder „männlich“ noch „heldenhaft“. Der Glaube, den Luther beschreibt, erinnert eher an ein Kind, das sich an den Rockzipfel der Mutter hängt. Der Mensch, der sich hier an Christus klammert, um sozusagen als „blinder Passagier“ in Gottes Reich mit hineinzuschlüpfen, ist kein Siegertyp. Er ist einer, der vor Gott zu Gott flieht. Er ist bloß ein „Anhängsel“ Christi. Er steht nicht für sich selber gerade. Sondern er versteckt sich hinter einem anderen. Er reist nicht auf eigene Rechnung, sondern auf Christi Rechnung. Er empfängt keinen verdienten Lohn. Sondern er rettet seine Haut. Er pocht nicht auf vermeintliches Recht. Sondern er schwenkt die weiße Fahne und bittet um Asyl. Einem stolzen Menschen kann dieser Weg nicht gefallen. Und doch ist es der einzige, der zum Ziel führt. Denn vor Gott ist keine Flucht als nur zu ihm. Nur Gottes Liebe vermag uns vor Gottes Zorn zu schützen. Und Jesus Christus ist Gottes Liebe in Person. Darum hängt sich der Glaube an Christus mit Haut und Haar. Er geht in Christus ein. Er geht in Christus auf. Und er verbindet sich dabei so eng mit ihm, dass beide vor Gott und der Welt „eins“ sind. Den Eigensinn, mit dem der Mensch sich zu behaupten strebt, muss er dabei aufgeben. Aber eben dadurch wird er gerettet. Denn bin ich eins mit Christus – wer könnte mich dann von Gottes Liebe trennen? Bin ich eins mit dem Auferstandenen – was kann mir der Tod dann noch tun? Bin ich eins mit Christi Gerechtigkeit – wie sollte mir meine Schuld da noch zum Verhängnis werden? Nein – da gibt es kein Vertun: Wer durch seine Taufe und seinen Glauben ein „Anhängsel“ Christi geworden ist, wird dorthin gelangen, wo auch Christus ist. Er wird das Kreuz Christi mit ihm teilen und sterben. Aber er wird am Ende auch Christi Auferstehung mit ihm teilen und in Gottes Reich eingehen. Darum heißt „glauben“ eben dies: Sich Gott „ergeben“, die weiße Fahne schwenken, sich mit aller Kraft an Christus klammern – und „durchschlüpfen“...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottesbeziehung und Autonomiestreben

Ich möchte sie einladen, über den Mond nachzudenken – und über die merkwürdigen Umstände seines Daseins. Denn der Mond ist uns zwar ebenso vertraut wie die Sonne. Seit wir denken können ist der Mond zuständig für die Nacht, und die Sonne für den Tag. Wenn wir die beiden aber ernsthaft vergleichen, dann sind sie doch ein sehr ungleiches Paar. Natürlich haben sie es gemeinsam, dass sie beide über den Himmel wandern, beide rund sind und beide leuchten. Vordergründig betrachtet, scheinen sie sich darin ähnlich zu sein. Und dass der Mond nicht so hell ist, stört uns wenig, weil wir sonst nicht schlafen könnten. Aber haben sie sich einmal gefragt, ob der Mond nicht in Wahrheit zu bedauern ist, weil er ja aus sich selbst heraus gar nicht zu leuchten vermag? Tatsächlich ist es doch nicht **sein eigener** Glanz, in dem er leuchtet, sondern es ist bloß das Sonnenlicht, das er reflektierend weitergibt! Und immer, wenn der Schatten der Erde auf ihn fällt, wird es auf's Peinlichste sichtbar, dass der gute Mond, wenn er nicht von außen angestrahlt wird, aus sich selbst heraus gar nichts kann und vermag.

Wie anders ist da die stolze Sonne – dieses gigantische Kraftwerk! **Sie** leuchtet aus eigener Kraft wie ein riesiger himmlischer Ofen, und das Licht ihrer Feuersglut erhellt das ganze Universum! Die Sonne leuchtet immer, sie scheint unerschöpflich, und sie ist dazu auch auf keinen anderen Himmelskörper angewiesen. Der Mond hingegen wäre ohne die Sonne bloß ein grauer Klumpen aus Stein und Staub. Er trägt keine eigene Energie in sich und glänzt nur, weil ihn der mächtige Schweinwerfer der Sonne anstrahlt. Selbst wenn unten auf der Erde jemand sagt: „Schau, wie schön der Mond leuchtet“ – selbst dann ist diese Schönheit immer nur geliehen und ist nicht seine eigene, sondern allein der Widerschein der Sonne. Das Beste, was unser staubiger Mond vermag, ist die Herrlichkeit eines anderen Himmelskörpers zu reflektieren – zu mehr taugt er nicht. Und als sollte er an dies schmerzliche Unvermögen stets erinnert werden, muss er auch noch ständig abnehmen und zunehmen, abnehmen und zunehmen. Es ist immer nur sein beleuchteter Teil zu sehen, die größere oder kleinere Sichel des Mondes, und manchmal ist auch gar nichts von ihm zu sehen. Die Sonne aber, **die** muss keine Pausen machen, sondern steht immer unverrückt und strahlend in der Mitte. Sie wird um ihrer selbst willen bewundert, während alles andere sich um sie herum dreht. Ist der Mond da nicht zu bedauern?

Oder sollten wir versuchen, sein so unselbständiges Dasein positiver zu sehen? Der Mond kann selbst nicht leuchten – das ist und bleibt wahr. Aber andererseits **muss** er es auch nicht! Wenn er scheint, ist sein Glanz von der Sonne geliehen – aber dennoch finden ihn die Menschen schön! Und wenn er auch nicht besonders hell ist, so reicht es doch allemal, um den Liebespaaren den Weg zu beleuchten. Wohl ist der Mond abhängig vom Leuchten der Sonne. Aber was macht das schon, wenn doch auf die Sonne und ihr freigiebiges Strahlen Verlass ist? Und wenn der Mond unaufhörlich abnimmt und zunimmt, dann muss ihn das eigentlich auch nicht stören, weil es ja doch immer wieder Vollmond wird, und ihm die Bewunderung dann sicher ist. Genau genommen ist der Mond sogar in einer recht komfortablen Lage, denn **er** muss sich nicht anstrengen, aus sich selbst heraus schön zu sein, und muss sich keinerlei Mühe geben, sondern wird von der Sonne in ihren Glanz getaucht – und wird ganz umsonst mit Licht bekleidet, wie mit einem strahlenden Gewand. Der Mond ist absolut passiv dabei, es kostet ihn weder Kraft noch Arbeit, und trotzdem darf er sich als Himmelskörper besonders nützlich vorkommen, weil er all den Menschen auf der Erde, die gerade keine Sonne sehen, ein wenig vom Sonnenlicht hinunterspiegelt. Als ein Klumpen aus Staub und Steinen kommt

er auf diese Weise zu nicht geringen Ehren und gibt in mancher lauen Nacht einen herrlichen Anblick ab. Hat er also Grund, sich zu beschweren?

Nein. Nur dann müsste der Mond unglücklich sein, wenn er aus irgendeinem Grund lieber die Sonne wäre. Nur dann, wenn er den dummen Ehrgeiz hätte, der Sonne ebenbürtig zu werden und seinerseits die Sonne beleuchten wollte – **dann** müsste er mit seinem Schicksal hadern. **Solch** ein Mond, der sich von der Sonne emanzipieren wollte, der wäre in der Tat eine unglückliche Figur. Doch so töricht ist er bestimmt nicht, sondern freut sich wahrscheinlich des geliehenen Lichtes, für das er sich nicht anstrengen muss. Obwohl die Sonne ihm nichts schuldet, verleiht sie ihm Schönheit. Obwohl er nur ein Haufen Staub ist, gibt sie ihm ab von ihrem Glanz. Und in dieser Weise beschenkt und geadelt zu werden – das ist recht besehen ein großes und unverdientes Glück...

Warum aber erzähle ich das? Was hat das hier zu suchen? Sie können sich denken, dass es nicht eigentlich der Mond ist, der mich beschäftigt, und dass ich ihm nicht ernstlich Gefühle zuschreibe. Sondern natürlich ist es der Mensch, der mich interessiert, weil er Gott gegenüber genau so zu stehen kommt, wie der Mond gegenüber der Sonne. Auch der Mensch ist auf sich selbst gesehen nur Staub und Asche, wie der Mond. Und er empfängt alles Leben, allen Glanz und alles Gute von außen her – allein von Gott: „Was hast du, Mensch, was dir nicht Gott gegeben hätte?“ – fragt Paulus einmal. Und die Antwort lautet natürlich: „Nichts!“ Denn alles, was an einem Menschen herrlich sein kann, sei es Schönheit, Klugheit, Kraft, Tapferkeit, Herzlichkeit oder Humor – das alles ist ihm ja gerade so geliehen, wie dem Mond sein Glanz geliehen ist von der Sonne. Auch der Mensch ist ein Klumpen aus Staub, der uns dann am schönsten erscheint, wenn er Gottes Licht widerspiegelt, wenn er Gottes Macht und Güte reflektiert, und wenn Gottes Weisheit an ihm sichtbar wird. Dass es aber Leihgaben sind, die da sichtbar werden, dass es fremde Federn sind, die uns schmücken – das zeigt der Zyklus des Zunehmens und Abnehmens, den wir wiederum mit dem Mond gemeinsam haben, weil wir in der Jugend an Kräften und Fähigkeiten beständig zunehmen, um diese Kräfte und Fähigkeiten im Alter nach und nach wieder zu verlieren. Freilich – wir hören das nicht so gern. Wir wären lieber auf ewig Eigentümer unseres Leibes und Herren unseres Lebens – wir täten's gern der Sonne gleich und leuchteten aus eigener Kraft! Doch das ist ein törichter Traum, weil ja alles, was an uns schön oder brauchbar ist, nicht **uns** zugehört, sondern Gott.

Oder ist irgendetwas Brauchbares an mir, von dem ich sagen könnte: **Das** habe ich mir selbst verschafft – **ohne** Gottes Hilfe? Nein. Und am allerwenigsten „sind“ und „haben“ wir auf dem Gebiet des Glaubens, denn auch der Glaube ist Gottes Geschenk, und die Gerechtigkeit, mit der wir vor Gott bestehen können, ist eigentlich Jesu Gerechtigkeit, an der wir nur in **der** Weise teilhaben, wie der Mond teilhat am Licht der Sonne. Von Anbeginn der Welt ist kein Geschöpf „mehr“ oder „Besseres“ gewesen als ein Reflektor und eine Projektionsfläche für Gottes Licht. Was einer von uns am anderen toll und bewundernswert findet, das haftet an dieser Person nur so flüchtig, wie das Licht eines Diaprojektors für kurze Zeit an der Leinwand haftet. Diese Abhängigkeit nun aber nicht als Kränkung zu nehmen, sondern sie gelassen zu bejahen – **das** macht den Glauben aus.

Der Gläubige hat nicht den Stress, vor anderen die Rolle einer Sonne spielen zu müssen. Er muss nicht aus sich selbst heraus heller oder toller werden, sondern darf sich mit dem Glanz bescheiden, den Gott ihm verliehen hat. Und wenn Christus ihm **seine** Gerechtigkeit schenkt, weil der Mensch mit **seiner eigenen** nicht bestehen könnte, muss ihn seine Passivität dabei nicht stören. Denn der Klumpen Staub, der wir sind, kommt dabei zu nicht geringen Ehren. Der Erdenkloß darf zwischendurch immer mal wieder leuchten, als wäre er aus blankem Marmor. Und der Sünder darf im Licht der Gnade glänzen, als wäre er ein großer Heiliger. In dieser

Weise aber ein Mond zu sein unter Gottes Sonne, das ist eine durchaus annehmbare Lage. Denn der Mensch, der sie akzeptiert, wird von außen her in Gottes Glanz getaucht und mit Gottes Licht bekleidet, wie mit einem strahlenden Gewand. Sollten wir uns da beklagen, bloß weil wir Monde und nicht selber Sonnen sind? Nein! Denn das Gute war ja **immer** Gottes – und **niemals** unser. Es sind immer fremde Federn, die uns schmücken. Gott gebührt die Ehre. Aber das macht nichts. Denn ein Leben lang unter seinem Glanz zu liegen, und immer ein bisschen davon widerzuspiegeln, das ist schön und gar nicht übel – und ist für einen Haufen Staub auch durchaus genug...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Sich zur Christenheit beitragen

Das Neue Testament ist reich an Bildern und Gleichnissen. Denn die geistlichen und göttlichen Dinge, von denen es redet, sind nicht sehr anschaulich. Sie erschließen sich eher durch bildhafte Vergleiche als durch direkte Beschreibung. Und so wundert es nicht, dass auch die Christenheit selbst als Gemeinschaft der Gläubigen metaphorisch umschrieben wird – nämlich (unter anderem) als Haus Gottes, als Tempel oder überhaupt als Gebäude. Die Gemeinde wird im 1. Petrusbrief als „geistliches Haus“ bezeichnet, erbaut aus „lebendigen Steinen“ (1. Petr 2,5). Und ebenso nennt der 1. Timotheusbrief die Gemeinde das „Haus Gottes“ (1. Tim 3,15). Der Epheserbrief sagt, die Gemeinde sei „erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau ineinander gefügt wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn“ (Eph 2,20-21). Und an die Korinther schreibt Paulus, er habe zu ihrer Gemeinde als zu „Gottes Bau“ den Grund gelegt, andere Apostel aber hätten dann auf diesem Grund weitergebaut (1. Kor 3,9-11). Der Vergleich mit einem Gebäude legt sich nahe, weil zu einem Haus oder Tempel viele Steine zusammenkommen, wie sich zur Gemeinde viele Christen versammeln. Dass darin aber noch tieferer Sinn steckt, ist mir bewusst geworden, als ich bei dem französischen Schriftsteller Saint-Exupéry Gedanken über den Dom und seine Steine fand. Und wenn sie erlauben, möchte ich das ein wenig ausführen. Stellen sie sich bitte eine Landschaft vor, in der irgendwo auf Feld und Wiese viele Steine herumliegen. Wie die Natur es so will, haben diese Steine weder Ordnung noch Zusammenhang. Sie sind alle verschieden groß und ohne Beziehung zueinander. Wollte sie aber jemand zusammentragen und auf einen Haufen werfen, wäre dieser Steinhaufen lediglich die Summe seiner Teile. Wie eng das Gewicht die Steine auch zusammendrängte – im Grunde bliebe doch jeder „für sich“ und „bei sich“. Sie bildeten zwar eine Ansammlung, aber keine Einheit. Und könnten die Steine denken, wären sie sich wahrscheinlich selbst ein Rätsel. Denn was wissen Steine schon von ihrem Potential? Allerdings wird alles anders, wenn einer dazukommt, der „in Domen denkt“. Denn der sieht nicht nur Steine herumliegen, sondern er sieht (sozusagen „durch die Steine hindurch“) den Dom, den sie miteinander bilden könnten. Und wenn er ihnen diese Vision vermittelt, ändert das die Lage. Denn die Steine entdecken dann, dass sie „mehr“ sein könnten als nur „hier ein Stein“ und „dort ein Stein“. Ihr Dasein kann in dem Maße an Bedeutung gewinnen, wie sie aus der Vereinzelung zueinander finden! Es erscheint plötzlich in einem neuen Licht! Denn so ein Dom ist ja viel mehr als nur die Summe der Steine, aus denen er sich zusammensetzt. Das Sinnstiftende am Dom liegt genau in dem, was sich nicht aus den Steinen erklärt. Und seine Bedeutung geht weit über sie hinaus. Denn der Dom übertrifft einen Steinhaufen nicht quantitativ, sondern qualitativ. Er ergänzt das Materielle durch eine geistige Dimension. Er verbindet die Erde mit dem Himmel. Er vermittelt Zeit mit Ewigkeit. Und es adelt die Steine, dass der Dom ihrer bedarf, um zu sein. Der Dom aber dankt es ihnen dadurch, dass er sie an seinem höheren Sinn und Wesen teilhaben lässt. Natürlich wird nur der Stein zu einem Teil des Ganzen, der sich in den Bau einfügt. Doch aus Liebe zum Dom gibt der Stein sich dazu her, opfert seine gewohnte Form und lässt sich mit dem Meißel bearbeiten, um nicht bloß „etwas“ zum Dom beizutragen, sondern „sich“ beizutragen. Der Stein lässt hinter sich, was er bisher war, tut's aber durchaus freudig, denn dieses Opfer ist das Geschenk seiner selbst an das Wesen, an dem er teilhaben bzw. das er werden will. Und anders ginge es nicht. Denn die höhere Einheit des Doms kann nur entstehen, wenn der einzelne Stein den Dom wichtiger nimmt als sich selbst. Der Stein verliert dadurch sich selbst aus dem Blick, findet aber gerade so zu seiner Bestimmung. Denn um das eigene Potential zu nutzen, muss man lie-

ben können, was noch nicht da ist.

Natürlich dauert es dann, bis der Dom Gestalt annimmt! Doch die beteiligten Steine bilden von Anfang an eine Gemeinschaft, weil jeder einzelne an seiner Stelle für das Gelingen des Ganzen nötig ist. Die Steine haben im Dom verschiedene Funktionen und haben doch den gleichen Rang und Wert, denn keiner für sich reichte aus, um den Dom zu bilden. Die Schmucksteine an Turm und Fassade können dort nur glänzen, weil verborgenen Steine tief unten im Fundament sie tragen. Und was alle Steine verbindet, ist die Bereitschaft, ein Mittel zum gemeinsamen Zweck zu sein. Jeder fügt sich ein, wo er gebraucht wird, und ordnet sich damit dem gemeinsamen Ziel unter. Und ist das auch ein „Dienst“, so ist er doch von jener besonderen Art, die nicht erniedrigt, sondern erhöht. Sich für den Dombau gebrauchen zu lassen, setzt die Bereitschaft voraus, den Zielpunkt des eigenen Daseins jenseits seiner selbst zu verorten. Und es setzt auch Treue voraus. Denn kein Stein kann im Dom eine tragende Rolle spielen und zugleich „flexibel“ bleiben. Wer das aber schmerzlich fände, hätte nicht verstanden, was den Antrieb bildet. Die liebende Hingabe an den Dom erwächst ja aus der Einsicht in seinen überragenden Wert! Und es ist eine Ehre, zu ihm beizutragen. Denn wie nur Weniges ist er es wert, um seiner selbst willen gewollt zu werden. Fehlt einem dafür der Sinn, kann's ihm ein anderer ebenso wenig „beweisen“ wie irgendein anderes Werturteil. Wer nicht „in Domen denkt“ und nicht von dem ergriffen ist, was da über die Summe der Steine hinausgeht, wird zum Dom weder beitragen noch daran teilhaben. Wer die Liebe zum Dom nicht hat, häuft vergeblich Steine aufeinander. Doch wohnt dem Dom selbst die Kraft inne, jene „lebendigen Steine“ zu erwecken, die ihn bauen. Und wenn so einer erst mal „in Domen denkt“, taugt er auch für nichts anderes mehr. Denn was vom Dom ablenkt oder mit dem Dom konkurriert, scheint ihm weder Zeit noch Mühe wert. So einen geht eigentlich nur noch an, was mit dem Dom in Beziehung steht. Und wenn man ihn zwingt, seine Aufmerksamkeit auf anderes zu lenken, leidet er darunter. Denn der beherrschende Gesichtspunkt und Maßstab seines Urteils ist, ob etwas den Dombau fördert oder hemmt. Die mit ihm „in Domen denken“, sind ihm darum nah – was sie auch sonst von ihm trennen mag. Und die nicht „in Domen denken“, werden ihm aus demselben Grund immer fremder – was sie auch sonst mit ihm verbinden mag.

Nun, ich muss das Bild nicht weiter ausführen. Denn sie wissen längst, dass wir hier von der Christenheit als von „Gottes Bau“ und „Gottes Tempel“ reden. Wahrscheinlich wissen wir auch alle, wie ein gemeinsames Ziel Menschen beseelt, sie verbindet und Kräfte freisetzt. Wenn aber jemand meint, das sei nichts speziell „Christliches“, so gebe ich ihm Recht. Denn in der Tat kann vieles andere die Stelle des „Doms“ einnehmen – eine Familie kann es sein oder eine Nation, ein künstlerisches Ideal oder eine wissenschaftliche Disziplin. Auch Wölfe, die einen Hasen jagen, verbinden sich zum Rudel. Selbst eine schlechte Ideologie kann die Rolle des „Doms“ übernehmen. Und nichts ist dann trauriger, als wenn sich gute Steine vergeuden für den Bau eines Gefängnisses oder eines schmutzigen Kanals. Der Wunsch, in etwas Größerem aufzugehen als wir selber sind, kann missbraucht werden. Und das hat dann schlimme Folgen. Denn wofür wir uns als „Steine“ hergeben und zu welchem Bau wir uns verbünden, das bestimmt unser Schicksal. Nur an dem Ziel, dem wir uns hingeben, gewinnen wir auch Anteil. Werden wir also geboren als „unbehauene Feldsteine“, ist keine Frage wichtiger als: Wozu lassen wir uns sammeln? Wofür lassen wir uns begeistern? Und in welchen Bau fügen wir uns ein?

Unserem Schöpfer ist das zum Glück nicht egal. Er hat von Anfang an einen guten Plan mit uns. Und sein Heiliger Geist stellt uns darum die Kirche als den christlichen „Dom“ vor Augen, in dem wir unseren Platz finden sollen. Dieser wahrhaft würdige „Dom“ ist die Zeit und Raum

übergreifende Gemeinschaft derer, die durch ihren Glauben mit Gott (und durch Gott miteinander) verbunden sind. Und so verschiedene die Steine auch sein mögen, die miteinander den christlichen „Dom“ bilden, so eint sie doch der Wunsch, sich Gott ganz zu überlassen und sich auf ihn auszurichten, in seiner Treue zu ruhen und ihm entsprechend zu leben, von ihm durchdrungen zu sein und seiner Ehre zu dienen, seinen Willen zu tun, seine Gedanken nachzudenken und sein Wort weiterzutragen. Sie sind als Christen zwar nicht mit Gott „eins“, sind aber mit ihm einig. Man kann sie noch von Gott unterscheiden, kann sie aber nicht mehr von ihm trennen. Denn Gott selbst bildet den Mittelpunkt ihrer Bestrebungen. Ihm dienen sie mit all ihren Stärken. Und ihm überlassen sie sogar ihre Schwächen, damit er selbst das Krumme an ihnen gerade richte und nutze. Durch ihre Teilhabe am Heiligen werden Christen geheiligt. Und in der Entsprechung zu Gott erfüllt sich ihre Bestimmung, Ebenbilder Gottes zu sein, die zu ihm passen wie der Handschuh zur Hand. Christen sind die „lebendigen Steine“, aus denen sich Gott sein geistliches Haus und seinen heiligen Tempel erbaut. Und so kann die Beschreibung der christlichen Gemeinde nahtlos an das Bild vom Dom anknüpfen. Denn eben so, wie die Steine eines Domes das Haus Gottes bilden, ohne deswegen selbst Gott zu sein (so wie sie das Heilige umhüllen, ohne sich selbst mit dem Heiligen zu verwechseln), so dürfen Christen in der gemeinsamen Ausrichtung auf Gott bei ihm, in ihm und um ihn sein.

Warum aber wollen wir das? Einfach, weil es sich unendlich „richtig“ anfühlt. Und weil sich für den, der es erfahren hat, nichts anderes mehr „richtig“ anfühlt. Der Stein, der seinen Platz im Dom gefunden hat, spürt, dass es dieser Platz war, den er schon immer suchte, ohne ihn zu kennen. Er ist nach langer Irrfahrt zu Hause angekommen. Und plötzlich passt alles zusammen, wie das letzte Teil eines Puzzles in die letzte Lücke passt. Nur so stimmt es dann und macht Sinn! Es fällt einem „wie Schuppen von den Augen“. Und wer erfährt, wo er im Puzzle hingehört, der strebt natürlich dorthin. Der Stein will seinen Platz im Dom ausfüllen. Und anders kann es nicht sein. Denn was wäre das für ein Fluss, der nicht zum Meer strebte? Was wäre das für ein Same, der nicht zum Baum werden wollte? Was wäre das für ein Christ, der nicht die Nähe Gottes suchte? Gibt's denn einen Fisch, der nicht schwimmen möchte, wenn er den Ozean sieht? Was sollte ein Christ also noch anderes mit sich anfangen, wenn er doch spürt, dass er zur Gemeinschaft mit Gott geschaffen ist? Sobald er's begreift, ist er wie ein Pfeil abgeschossen auf eben dieses Ziel – und will davon auch nicht mehr abgelenkt werden. Der Stein hat angefangen „in Domen zu denken“ und will nun ein Teil dessen werden, was ihn fasziniert. Er will kein Stolperstein mehr sein, der nutzlos auf dem Feld herumliegt, sondern will sich in die Gottesgemeinschaft einfügen, um am Heiligen teilzuhaben. Und wenn er dann mit zwei oder drei Gleichgesinnten in Christi Namen zusammenkommt, sind sie schon mehr als nur die Summe der versammelten Menschen. Denn Jesus Christus, der sie vereint, ist mitten unter ihnen. Natürlich kann ein Außenstehender das Sinnstiftende und Beglückende daran nicht sehen. Denn der Außenstehende denkt nicht in Domen. Die Beteiligten aber schon. Und aus Liebe zur Gottesgemeinschaft fügen sie sich als „lebendige Steine“ in das „geistliche Haus“ der Kirche. Sie lassen hinter sich, was sie einmal waren, tun's aber durchaus freudig. Denn ihre Hingabe ist das Geschenk ihrer selbst an das, wozu sie beitragen und was sie werden wollen. Die Gottesgemeinschaft ist ihnen wichtiger, als sie sich selber sind. Und wenn sie sich dabei selbst vergessen, finden sie doch gerade so zu ihrer Bestimmung. Sie treffen Glaubensgeschwister, die derselbe Geist beseelt. Und sie achten einander, weil jeder an seiner Stelle für das Gelingen des Ganzen nötig ist. Jeder fügt sich ein, wo er gebraucht wird, und weiß sich durch diese Unterordnung doch erhöht. Denn der Dienst Gottes als „Gottesdienst“ nützt dem Dienenden weit mehr als Gott. Wer hingegeben lebt, kreist nicht mehr um sich selbst, sondern verortet das Ziel seines Daseins in Gott. Und mit der Egozentrik verliert er das, was

seine guten Potentiale bisher blockierte. Als einen „Verlust“ wird das aber keiner ansehen. Denn die liebende Hingabe an Gott erwächst aus der Einsicht in den überragenden Wert der Gemeinschaft mit ihm. Freilich versteht das nicht jeder. Wer diesen Wert nicht erkennt und spürt, dem kann es auch keiner demonstrieren. Fehlt einem die Liebe zum Dom, sieht er immer nur Steine. Der andere aber, der die Gottesgemeinschaft gekostet hat, dem genügt künftig nichts anders mehr. Was davon ablenkt, scheint ihm weder Zeit noch Mühe wert. Und eigentlich geht ihn nur noch an, was mit diesem Ziel in Beziehung steht. Denn der beherrschende Gesichtspunkt und Maßstab seines Urteils ist, ob ihn etwas Gott näher bringt oder von Gott entfernt. Die mit ihm zu Gott streben, sind ihm darum nah. Die es aber nicht tun, werden ihm aus demselben Grund immer fremder.

Nun, wir haben hier vom Wirken des Heiligen Geistes geredet und von der Einheit, zu der er uns verbinden will. Doch Worte richten wenig aus, wo Gott nur durch Gott selbst zur Erfahrung wird. Man kann's sagen, aber davon fühlt's noch keiner. Man kann's erklären, aber davon spürt's noch keiner. Den Heiligen Geist aber, der sich selbst am besten bezeugt und uns zur Kirche formt, den kann man immerhin darum bitten – und muss nicht zweifeln, dass er's dann auch tut und den guten Willen Gottes an uns vollzieht. Denn die Christenheit soll gar nicht in erster Linie Tempel in die Landschaft bauen, sondern soll in erster Linie selber Gottes Tempel sein, wie es Luther einmal so schön gesagt hat: **„Das steinerne oder hölzerne Haus (Gottes) ist nicht sein Haus, er will ein geistliches Haus haben, das ist die christliche Versammlung, darin wir alle gleich sind in einem Glauben...“** (zu 1. Petr 2,5). Dass wir aber in diesem Sinne nicht Kirche von außen diskutieren, bekritteln, beloben oder beklagen, sondern zuallererst lernen, selbst wahrhaft Kirche zu sein – das schenke uns Gott.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Der vierfache Gottesdienst

Einen Gottesdienst zu besuchen, versteht sich heute nicht von selbst. Denn – warum tun wir das? Könnten wir unsere Zeit nicht besser verbringen? Kommen wir aus Pflichtgefühl in die Kirche, weil Gott sonst enttäuscht wäre? Macht es uns Spaß? Oder ist das eine Gewohnheit, die man nicht ablegt, weil man so erzogen wurde? Sind die Kirchenbänke bequemer als unsre Sessel zuhause? Lieben wir Orgelmusik? Oder erzählt der Pfarrer große Neuigkeiten? Das alles klingt nicht überzeugend. Und tatsächlich können Gottesdienste ziemlich furchtbar sein! Denn manchmal verkommen sie zu einer Mischung aus lustlos vollzogenen Ritualen, schlechter Musik und überflüssigem Gerede. Da kommt es vor, dass nicht nur die Besucher leiden, sondern auch der Pfarrer selbst! Aber ist das dann „Gottesdienst“? Und braucht den irgendwer? Martin Luther musste sich diese Frage auch schon stellen. Denn obwohl die Gottesdienste seiner Zeit ganz anders waren, konnte er wenig Gutes daran finden. Die katholische Messfeier wurde damals komplett in lateinischer Sprache gehalten, so dass die Gemeinde kein Wort verstand. Die Gebete hat man heruntergeleiert. Und niemand fragte, ob einer meint, was er da betet. Beim Abendmahl bekam nur der Priester den Wein. Und das gewöhnliche Volk blieb auch sonst außen vor. Gewiss haben die goldenen Gefäße, die wundertätigen Heiligenbilder und die kostbaren Priestergewänder Eindruck gemacht! Aber da die Leute wenig verstanden, verbanden sie mit Weihwasser, Weihrauch und Reliquien eine Menge abergläubischer Vorstellungen. Man nötigte sie zur Beichte und redete ihnen ein, der lateinische Hokusfokus, das Fasten, Pilgern, Beten und Almosengeben sei „verdienstlich“ – und auch unbedingt nötig, um der Hölle zu entgehen. Beim Kirchgang drehte sich alles darum, religiöse „Fleißpunkte“ zu sammeln und sich mit dem Himmel gut zu stellen. Doch Luther konnte sich nicht vorstellen, dass Gott an so etwas Freude hätte. Und er fand im Neuen Testament auch nichts davon geschrieben. Denn da geht's weniger um „Opfer“, die der Mensch bringen soll, als um das einmalige Opfer, das Christus gebracht hat zu unserer Erlösung. Das Evangelium handelt weniger von dem, was wir für Gott, als von dem, was er für uns tut. Im Mittelpunkt stehen nicht unsere „Verdienste“, sondern seine Gnade! Und dennoch hatte die römische Kirche aus dem Gottesdienst ein einziges „Werk“ gemacht, eine Übung, um Gott milde zu stimmen – je mühsamer, desto besser – etwa so, wie man einem Tyrannen Geschenke bringt, weil man sich sonst vor seinen Zorn fürchten muss. Doch das war ein Missverständnis und großer Unsinn. Denn was soll Gott schon davon haben, wenn wir Glocken läuten und dasitzen, singen, beten, beichten und knien? Würde er ohne unsre Lieder etwa die Musik vermissen? Muss er unsre Gebete hören, um gut informiert zu sein? Oder braucht er Prediger, die ihm sein biblisches Wort erklären? Können Menschen ihm etwas schenken, das nicht sowieso Gott gehört? Oder hätte er sonst einen Gewinn davon, wenn wir uns mit religiösen Pflichten quälen? Will Gott sich prächtig feiern lassen, so werden die Engel das sicher schöner hinbekommen als wir! Und so ist es in Wahrheit nicht Gott, der vom Gottesdienst profitiert, sondern die Gemeinde soll daraus den Gewinn ziehen, dass sie in Wort und Sakrament ihrem Gott begegnet. Und in diesem Sinne wurde der evangelische Gottesdienst neu geordnet. In der katholischen Messe war Gottes Wort weitgehend verschwiegen worden – und wenn einer drüber predigte, dann nicht richtig und nicht verständlich. Darum besteht Luther darauf, dass Gottes Wort wieder ins Zentrum rückt und für jeden verständlich in deutscher Sprache ausgelegt wird. Fauler Zauber ohne biblische Grundlage (wie etwa die Marienverehrung) muss aus dem Gottesdienst verschwinden. Und weil man das Abendmahl als Darbringung eines Opfers missverstand (so als sollte der Mensch damit Gottes Wohlwollen erwerben), legt Luther den Fokus ganz auf die Gnade. Gottes Barm-

herzigkeit will nicht mühsam „erworben“, sondern im Glauben empfangen werden! Und so lenkt Luther den Blick weg von den äußeren Formen auf das hin, was man den „inneren Gottesdienst“ nennen kann, der im Glauben selbst besteht – nämlich in allem, was der Glaube einschließt, und allem, was aus dem Glauben hervorgeht. Das ist rechter Gottesdienst, wenn wir Christus zu Füßen sitzen, um sein Wort dankbar aufzunehmen. Darum sagt Luther: „Der Glaube ist der rechte Gottesdienst, der Gott am meisten gefällt.“ Auf Christus hören und seine Nähe suchen, das ist Gottesdienst – und wo es daran fehlt, taugt auch alles Übrige nichts. Denn was will Gott von uns? Er braucht doch keine prunkvolles Spektakel, sondern will lediglich, dass wir ihm die Ehre geben, die ihm gebührt! Und genau das tut der Glaube, der Gott für so wahrhaftig und weise, für so gerecht und barmherzig hält, wie er's tatsächlich ist. Der Glaube ist mit Gott ganz im Einklang. Er maßt sich nichts an, sondern gibt Gott die Ehre. Etwas Höheres kann der Mensch Gott nicht geben. Und darum ist der Glaube der höchste Gottesdienst. Er räumt Gott in unserem Denken und Fühlen den Platz ein, der keinem anderen gebührt. Im Glauben beugt sich das Herz vor Gottes Majestät, erwartet von ihm alles Gute und verlässt sich auf seine Treue. Glaubend geben wir Gott, was ihm zusteht an Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen. Wir geben aber allen Widerstand gegen seine Wahrheit auf. Und daran hat Gott dann viel mehr Freude als an Posaunenschall und Weihrauchschwaden, Chorgesang und vergoldeten Altären. Denn der Mensch harmoniert am schönsten mit Gott, der sich gefallen lässt, was sein Schöpfer an ihm und für ihn tun will – der seine Gnade dankbar annimmt und sich anschließend von all dem Guten nicht das Geringste selbst zuschreibt, sondern alles Gott zuschreibt. Das ist „innerer Gottesdienst“, wenn ein demütiger Mensch seinem Schöpfer gleichermaßen Recht gibt in seinem strengen wie in seinem barmherzigen Urteil. Das ist „innerer Gottesdienst“, wenn wir den Heiligen Geist in uns wirken lassen, wie er's für richtig hält. Und das hat mit einem äußeren Aufwand an Kirchenschmuck, Kerzen, Lichtern, Glocken, Kreuzen, Messgewändern, Kelchen und Monstranzen erst mal gar nichts zu tun. Denn der „innere Gottesdienst“ findet überall statt, wo man Gott uneingeschränkt Gott sein lässt. Wo das aber nicht geschieht, kann man ihm die schönsten Kathedralen bauen, kann tausend Rosenkränze beten und sich zu Tode singen – ohne dass Gott daran Gefallen hätte. Denn er braucht keine Tempel aus Marmor und Gold, um darin zu wohnen. Sondern des Menschen Herz soll Gott ein Tempel sein. In unserem Gemüt, in unserem Denken und Handeln will er geehrt werden! Und so zielt der ganze „äußere Gottesdienst“ mit Kerzenglanz und Orgelspiel, Schriftauslegung und Gesang auf den „inneren Gottesdienst“ des Glaubens, ohne den wir aus tausend Kehlen vergeblich beten. Denn Gott will nichts anderes, als dass wir ihn „durch sein heiliges Wort erkennen, ihn von Herzen fürchten und ehren, glauben und vertrauen, lieben, in der Not anrufen, preisen und bekennen, darnach dem Nächsten dienen“ („Ratschlag der Kulmbacher Geistlichkeit“ 1530). Das ist „innerer“ Gottesdienst, dass wir freudig empfangen, was uns der gnädige Gott anbietet – dass wir nämlich in eigener Person ein Tempel werden, in dem man ihn ehrt und liebt. Andere religiöse Praktiken mögen imposanter, moderner und attraktiver erscheinen – wenn sie nicht auf den Glauben zielen, bleibt's bei einer Selbstinszenierung des Menschen. Umgekehrt kann aber ein scheinbar „profanes“ Tun weitab jeder Kirche dennoch „Gottesdienst“ sein, wenn es aus dem Glauben entspringt. Denn Luther betont, dass eine schlichte Magd, die kocht, wäscht und Kühe melkt, darin einen alltäglichen Gottesdienst verrichtet, wenn sie diese Arbeit als ihr von Gott aufgetragen zu seiner Ehre gerne tut. Und wenn sie's um Gottes Willen als ihren Dienst am Nächsten ansieht, ist das mehr wert als der Gesang vieler Mönche. Wo ein Mann mit harter Arbeit für seine Familie sorgt, in der Absicht, seine Rolle in Gottes Plan gut und ehrlich auszufüllen, ist das eher ein „Gottesdienst“ zu nennen, als wenn derselbe Mann vor der Last des Familienlebens in ein Kloster flüchten wollte. Und wo einer

aus christlicher Liebe seinem Nächsten hilft, gilt das genauso. Da ist Gerechtigkeit Gott lieber als Opfer (Am 5,21-24; Hos 6,6; 1. Sam 15,22; Jes 1,11-17). Und Luther versichert, man könne Gott sogar durch Nichtstun dienen. Denn wenn man die Ruhe hält, die Gott am Sabbat geboten hat, dann ehrt man ihn durch Nichtstun. Wir sehen also, wie Luther der katholischen Messe einen tieferen und zugleich weiteren Begriff des „Gottesdienstes“ entgegengesetzt – nämlich den „inneren Gottesdienst“ des Glaubens, der auch die tägliche Arbeit, die Werke der Nächstenliebe und das Nichtstun mit einschließt. Alles, wozu uns der Glaube treibt, kann „Gottesdienst“ heißen – im Idealfall das gesamte Leben! Und doch ist der Kirchengang deswegen nicht überflüssig und soll keineswegs vernachlässigt werden. Denn Jesus hat seinen Jüngern nicht umsonst geboten zusammen zu bleiben, zu beten, die Heilige Schrift zu lesen und die Sakramente zu feiern. Jesus hat uns das nicht freigestellt. Denn das Wort, von dem der Glaube lebt, kann sich keiner selber sagen. Keiner kann sich selbst segnen, sich selbst vergeben, sich selbst ermahnen, sich selbst trösten oder sich das Abendmahl reichen. Dazu braucht immer einer den anderen. Und so behält auch der „äußere Gottesdienst“ seinen Wert und bleibt unverzichtbar – als die Versammlung der Gläubigen, in der wir den Feiertag gemeinsam heiligen und ihn nutzen, um mit Christus in Dialog zu treten. Im evangelischen Gottesdienst passiert nichts Geringeres als eben dies, „dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort, und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang“ (Luther). Die Gemeinde hört Gottes Wort als Mahnung, Zuspruch und Segen. Und sie antwortet darauf in Lied, Gebet und Bekenntnis. Der „äußere“ Gottesdienst ist also ein Zwiegespräch, in dem die Gemeinde Trost, Korrektur und Stärkung erfährt. Sie bespricht ihr Dasein mit Gott. Sie hat Gemeinschaft mit ihrem Herrn. Sie übt sich, die Dinge mit seinen Augen zu sehen. Und so führt dann alles, was im „äußeren“ Gottesdienst passiert, auf den „inneren“ Gottesdienst des Glaubens hin oder verleiht ihm Ausdruck. Die sonntägliche Feier ist keine menschliche Performance, die das kirchliche Personal erst mühsam mit Atmosphäre und Tiefsinn aufladen müsste, sondern unser Gottesdienst ist göttliches Heilshandeln am Menschen. Er lebt nicht von der musikalischen, rhetorischen oder darstellerischen Kunst der „Mitwirkenden“, sondern ist, was er ist, durch Gottes Verheißung, in der Mitte seiner Gläubigen gegenwärtig zu sein. Und so kommt neben dem „inneren“ Gottesdienst des Glaubens, neben dem „alltäglichen“ Gottesdienst des christlichen Lebens und dem „äußeren“ Gottesdienst der versammelten Gemeinde noch eine vierte Dimension in den Blick, die nicht fehlen darf. Denn ganz unabhängig von uns, gibt es auch einen Gottesdienst der jenseitigen Welt, der allzeit gefeiert wird von den Engeln im Himmel. Die loben und preisen Gott in Ewigkeit, ob wir Menschen nun gerade mittun oder nicht! Wenn wir uns aber in ihre himmlische Feier einklinken und sie hier auf Erden mitfeiern, dann tun wir's in Gemeinschaft mit den höheren Mächten – und unser zeitlicher Gottesdienst ist ein kleiner Beitrag zu ihrem ewigen Gottesdienst. Uns Protestanten ist das leider nicht so bewusst wie der orthodoxen Kirche. Wir machen aus dem Gottesdienst gern eine Art Lehrveranstaltung – eine pädagogisch wertvolle „Übungsstunde“. Doch die Orthodoxen haben Recht, wenn sie mehr darin sehen. Denn neben dem „äußeren“, dem „inneren“ und dem „alltäglichen“ Gottesdienst gibt es auch jenen „himmlischen“. Und was wir in der Kirche erleben, ist nur ein kleiner Vorgeschmack der herrlichen Liturgie, die vor Gottes Thron gefeiert wird. Die ist unabhängig davon, was Pfarrer und Organisten mit guter Vorbereitung „hinbekommen“, oder wieviel „Andacht“ die Kirchenbesucher gerade aufbringen. Denn der himmlische Gottesdienst ist die heilvolle Wirklichkeit des Gottesreiches, in die uns Gott schon hier und heute gnädig einbezieht. Wort und Sakrament dienen ihm als Werkzeug, um die versammelten Gläubigen in den Leib Christi zu integrieren. Wort und Sakrament sind seine Mittel, durch die er uns im Stande der Erlösung befestigt und stärkt. Gott nutzt den Gottesdienst, um uns (erst

zeitlich und dann ewig) an seiner Gemeinschaft teilhaben zu lassen. Rund um den Altar berühren sich Himmel und Erde! Das aber ist keine irdische Dynamik, die wir erst mühsam erzeugen müssten, sondern eine himmlische Dynamik, die uns mitnimmt. Es ist die Art und Weise, wie der Gottesdienst vor Gottes Thron bis zu uns herabreicht und uns in das Heilsgeschehen einbezieht, damit unser unbeholfener irdischer Gottesdienst (zunächst auf vorläufige und dann auf endgültige Weise) einmünden kann in den Gottesdienst der Engel. Dem fügen wir nichts hinzu und dem nehmen wir auch nichts weg. Aber wir lassen uns mitnehmen und steigen ein, wie in die Gondel am Riesenrad. So ein Riesenrad dreht sich nicht, weil wir da sind, und es stoppt nicht, wenn wir fehlen, sondern es folgt seinem eigenen Antrieb. Das tonnenschwere Gerät wird nicht langsamer, wenn ich einsteige, und nicht schneller, wenn ich aussteige. Aber sobald ich mich in seine Bewegung hineinnehmen lasse, hebt seine Kraft mich hoch hinaus und schenkt mir Perspektiven, die ich sonst nicht haben könnte. So ähnlich darf man sich den Gottesdienst der himmlischen Heerscharen denken, der mit den vergangenen und den künftigen Generationen der Kirche auch uns einschließt. Und bei jedem Kirchengang fügen wir unsere Stimmen recht und schlecht mit ein in den ewigen Chor der himmlischen Liturgie. Nicht wir drehen dieses Rad, das Rad dreht uns. Wir könnten diesen Gottesdienst nicht mal stören! Aber wir dürfen uns „einklinken“ und an dem Unsichtbarem teilhaben, das unser Herz erhebt, erbaut und mit Freiheit erfüllt. Das ist dann wahrlich keine Veranstaltung unserer Ortsgemeinde – es ist Gottes eigene Veranstaltung! Doch einbezogen in den Gottesdienst der jenseitigen Welt verankern wir uns in Gott, oder, richtiger gesagt – er verankert uns in sich. Und damit ist dann nicht in erster Linie Gott „gedient“, sondern uns. Denn wenn der Säugling an der Brust seiner Mutter liegt und trinkt – dient dann das Kind der Mutter, oder die Mutter dem Kind? Wer den Nutzen hat, dient doch wohl nicht, sondern ihm wird gedient! Und so ist rechter Gottesdienst auch viel eher Gottes Dienst an uns, als umgekehrt. Habe ich sie nun aber restlos verwirrt? Vielleicht schimpft einer und sagt: „Der soll sich mal entscheiden, was er unter einem Gottesdienst versteht! Ist das jetzt die sichtbare Versammlung der Ortsgemeinde am Sonntag um Zehn? Ist es die innere Wirklichkeit des Glaubens, der Gott die Ehre gibt? Findet der Gottesdienst in der alltäglichen Arbeit statt? Oder ist es die Feier der Engel vor Gottes Thron? Der soll sich mal entscheiden!“ Und, ja – ich verstehe den Protest sehr gut, weil ich scheinbar von vier verschiedenen Dingen sprach. Aber eben das wollte ich zeigen, dass der Gottesdienst tatsächlich viel mehr ist und weiter reicht, als wir gewöhnlich sehen. Wir nehmen nur wahr, was Küster, Organisten und Pfarrer zuwege bringen – und das ist oft genug enttäuschend. Doch in Wahrheit ist der Gottesdienst wie ein Eisberg. Er reicht weit in verborgene Tiefen hinab. Und immer verbergen sich neun Zehntel seiner Masse unter dem Wasserspiegel. Der weit größere Teil des Eisbergs liegt im Verborgenen – nur zehn Prozent seiner Masse schauen oben heraus! Und so ist das leider auch bei unserem Gottesdienst, der oft so kläglich erscheint. Doch wenn uns der verborgene Rest nur bewusst wäre, würde wir ihn wahrscheinlich ganz herrlich finden und im eigenen Interesse keinen Sonntag mehr versäumen. Was wollen wir also tun? Lassen sie uns Gott bitten, dass er uns die Augen öffne für die Herrlichkeit seines Gottesdienstes. Der ist in Wahrheit tausendmal mehr, als wir gewöhnlich darin finden. Und wenn wir ihn recht würdigen, kann er ein Vorgeschmack des Himmels auf Erden sein. Dass wir's aber auch so erleben – und zuletzt in allen vier Dimensionen des Gottesdienstes gleichermaßen heimisch werden – dazu helfe uns Gott.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Strafen

Wenn schlimme Dinge geschehen wie Erdbeben, Überschwemmungen, Kriege und Seuchen, taucht immer wieder die Frage auf, ob das wohl Strafen Gottes sind. Und auch wenn's nur einen Einzelnen betrifft, weil er Krebs bekommt, weil seine Familie zerbricht oder er finanziell ruiniert ist, wird bald zum Thema, ob Gott ihn damit vielleicht straft. Denn wir haben das Bedürfnis, uns diese Dinge zu erklären. Und wenn einer sein Unglück wirklich „verdient“ hätte, würde uns das einleuchten. Dass wir dabei aber die große Not mit Gott in Beziehung bringen, ist nur naheliegend. Denn wenn Gott allwissend und allmächtig ist, kann kein Unheil geschehen, ohne dass er es zulässt. Nach biblischem Zeugnis lenkt Gott die Geschicke aller Menschen. Und wenn's ihnen dabei übel ergeht, liegt es nahe, das schon deshalb als Strafe Gottes zu deuten, weil die Bibel das Elend dieser Welt ganz allgemein auf den Sündenfall des Menschen zurückführt. Gott straft ja auch nicht ohne Grund: Der Bosheit gibt's genug! Man kann's gar nicht übersehen! Und betrachtet man das aus Gottes Perspektive, so ist ihm eine zornige Reaktion nicht zu verdenken. Denn schließlich liegt ihm seine Schöpfung am Herzen! Sie lebt von den guten Ordnungen, die Gott ihr eingestiftet hat. Das Gute in der Welt ist überhaupt nur deshalb „gut“, weil es mit der gottgewollten Ordnung übereinstimmt. Und dass der Schöpfer das Böse als Störung seiner Ordnung tolerieren könnte, ist gar nicht denkbar. Denn in demselben Maße, wie Gott das Gute bejaht, verneint er das Böse. Und weil er nie untätig ist, folgt aus dieser Verneinung ein aktiv strafendes Widerstreben, so dass in der Bibel immer zwei Linien nebeneinander her laufen: Gott fördert das von ihm bejahte Gute durch sein Erwählen und Retten, Segnen, Erhalten und Führen. Und Gott hemmt das von ihm verneinte Böse durch sein Verwerfen und Richten, Strafen und Zürnen. Die Mittel und Wege des göttlichen Strafens sind aber zahllos, individuell und verschieden. Denn dass der Mensch infolge des Sündenfalls nicht mehr ewig lebt, sondern sterben muss, ist ja nur der Anfang (1. Mose 2,17). Gott straft den Adam mit schwerer Arbeit, die Eva mit körperlichen Schmerzen (1. Mose 3,16-17) und Kain mit einem ruhelosen Leben (1. Mose 4,12). Noahs Zeitgenossen ertrinken kläglich (1. Mose 7,21), und die Menschen in Babel bezahlen für ihren Turmbau mit scheiternder Kommunikation (1. Mose 11,7). Über Sodom regnet es Pech und Schwefel (1. Mose 19,24). Lots Frau erstarrt zur Salzsäule (1. Mose 19,26). Der Betrüger Jakob (1. Mose 27,24) wird mit einem ebenso betrügerischen Schwiegervater gestraft (1. Mose 29,25), die Ägypter mit den zehn Plagen (2. Mose 7,14ff.) und der Pharao mit dem Tod seines Erstgeborenen (2. Mose 12,29). Den Tanz um das Goldene Kalb bezahlen 3000 Israeliten mit dem Leben (2. Mose 32,28). Aarons Söhne werden vom Altarfeuer gefressen (3. Mose 10,2). Die aufmüpfige Mirjam schlägt Gott mit Aussatz (4. Mose 12,10). Und das murrende Volk muss wegen seines Kleinglaubens weitere 40 Jahre durch die Wüste wandern (4. Mose 14,34). Die Rotte Korach verschwindet in dem Erdboden, der sich unter ihr auftut (4. Mose 16,31-33). Mose darf das gelobte Land nicht betreten (5. Mose 32,51-52). Und die Philister, die Gottes Lade rauben, werden mit schweren Seuchen geplagt (1. Sam 5). Saul verliert wegen seines Ungehorsams die Königswürde (1. Sam 15,26), und der Ehebrecher David verliert sein Kind (2. Sam 12,14). Weil aber König Salomo zu fremden Göttern betet, lässt Gott sein Reich auseinanderbrechen (1. Kön 11,1-13). 450 Baals-Propheten finden durch Elia den Tod (1. Kön 18,40), und 42 spottende Kinder werden von Elisa verflucht (2. Kön 2,24). Zuletzt ruft Gott die Babylonier herbei, um seinem Volk die Heimat, den Tempel und die Freiheit zu nehmen (2. Kön 24,18ff.). Es meine aber niemand, Gott haben das Strafen zur Zeit des Neuen Testaments aufgegeben! Denn da kündigt schon Johannes der Täufer von Gottes kommendem Strafgericht (Mt 3,7-12). Und auch Jesus redet viel von der Hölle und von

ihren Strafen (Mt 5,22.29; Mt 13,41-42; Mt 18,8-9; Mt 25,41), vom kommenden Gericht (Mt 11,22-24; Mt 12,36-37), und der drohenden Verdammnis (Mt 7,13; Mt 22,13; Mt 23,33; Mt 24,51; Mt 25,30). Jesus lässt einen Feigenbaum verdorren, weil er keine Früchte trägt (Mt 21,19). Zacharias verliert wegen seiner Zweifel vorübergehend die Sprache (Lk 1,20). Und bei Lukas lesen wir von einem reichen Mann, der im höllischen Feuer brennt (Lk 16,23-24). Hana-nias und Saphira fallen tot um, weil sie die Gemeinde belügen (Apg 5,1-11). Herodes Agrippa wird von Würmern zerfressen, weil er Gott nicht die Ehre gibt (Apg 12,23). Und den blutigen Rest von den Schalen des Zorns, den apokalyptischen Reitern und dem Jüngsten Gericht kann man in der Offenbarung des Johannes nachlesen. Spätestens da wird dann klar, dass Gottes Gericht im Neuen Testament ebenso vielgestaltig ist wie im Alten. Und es beschränkt sich keineswegs auf Einzelaktionen oder seltene Katastrophen. Sondern – wie Paulus sagt – straft Gott viele Sünder einfach dadurch, dass er sie gewähren lässt und nichts weiter tut, als dass er sie in ihre Sünde „dahingibt“, die dann ganz von selbst das Unheil gebärt, das sie verdienen (Röm 1,24-32). Gott überlässt diese Sünder dem Bösen, das sie gewählt haben, und schaut zu, wie sie an den Folgen ihres Tuns zugrunde gehen. So straft Gott viele, die seine Warnungen in den Wind schlagen. Und nirgends steht, er habe diese Praxis seither aufgegeben. Denn Gott hat nun mal eine große Leidenschaft für das Gute, das es zu bewahren und zu schützen gilt – und einen entsprechend großen Wider-Willen gegen das Böse. Allerdings ist es wichtig, sich bewusst zu machen, dass die Bibel längst nicht alles Leid, das von Gott ausgeht, als Strafe versteht. Denn da gibt's auch allerhand Not, die mit Schuld nichts zu tun hat. So muss Abraham, als er Isaak opfern soll, eine schreckliche Prüfung bestehen, ohne dass er sich zuvor etwas hätte zuschulden kommen lassen (1. Mose 22,1-19). Und auch Hiobs Leiden haben ihren Grund nicht in irgendeiner Verfehlung, sondern gehen darauf zurück, dass Gott mit dem Satan eine Wette schloss (Hiob 1,8-12; 2,3-6). Der Prophet Jeremia trägt so bitteres Unglück, dass er den Tag seiner Geburt verflucht. Doch ist das keine „Strafe“, sondern lediglich eine Konsequenz seines Auftrags (Jer 15,10). Und auch Daniel leidet nicht wegen einer Schuld unter Verfolgung, sondern gerade wegen seiner Frömmigkeit und Treue (Dan 6). Von dem Blindgeborenen sagt Jesus ausdrücklich, sein Leiden gehe nicht auf irgendeine Sünde zurück, sondern es sollten an ihm bloß die Werke Gottes offenbar werden (Joh 9,1-3). Und wenn Paulus von der schmerzhaften Krankheit spricht, die Gott trotz mehrfacher Bitten nicht von ihm nahm, so hält er die auch nicht für eine Folge irgendwelcher Sünden, sondern nimmt umgekehrt an, dass sie der Sünde der Überhebung vorbeugen soll (2. Kor 12,7-9). Aus diesen Beispielen ist zu folgern, dass die Bibel zwar sehr oft einen Zusammenhang von Tun und Ergehen, Schuld und Strafe annimmt, dass es ihr aber fern liegt, dies schematisch auf alles und jeden anzuwenden. Nein! Auch wenn jede göttliche Strafe mit Leid einhergeht, dürfen wir nicht alles Leid auf göttliches Strafen zurückführen. Denn dieser Umkehrschluss ist falsch: Das Gericht Gottes bringt zwar Leid mit sich. Aber das bedeutet nicht, dass alles Leid auch Gericht sein muss. Es kann dafür ganz andere Gründe geben! Denn wenn Ahab, Judas und Herodes sterben, sieht das zwar äußerlich genauso aus, als wenn Johannes der Täufer, Stephanus oder Jakobus sterben – Gott scheint ihnen allen denselben Tod zu geben. Doch gibt ihn Gott unter so verschiedenen Voraussetzungen und mit so anderen Konsequenzen, dass der Tod nur seinen Feinden zum Verderben gereicht, seine Freunde aber zu ihrem Heil vollendet. Und dieser Unterschied ist unbedingt festzuhalten. Denn wenn die schmerzvollen Hemmungen auch allesamt von Gott kommen (und gewiss nicht ohne ihn), sind sie doch je nach Adressat sehr unterschiedlich gemeint und müssen nach ihrem jeweiligen Ziel unterschieden werden. Nicht immer, wenn's weh tut, muss Schuld im Spiel sein. Und auch wenn sie's ist, kann der Schmerz immer noch einen konstruktiven Sinn haben! Denn wie Martin Luther in einer Tischrede betont, straft Gott völlig

anders als der Teufel. Gott straft seine Kinder nicht in blindem Zorn, sondern tut's nur in Mäßen, wie ein Vater seinen Sohn straft, wenn er's für nötig hält. Er verwundet dann, um zu heilen, und zeigt Härte, um zu bessern. Er ist nur streng, um zu korrigieren und vor größerem Schaden zu bewahren. Er ruft die Seinen zur Ordnung, weil er's gut mit ihnen meint, und verpasst ihnen Dämpfer, wenn's unumgänglich ist. Das stellt seine Liebe aber durchaus nicht in Frage – und ein verständiges Kind weiß das auch. Doch ist es nach Luthers Ansicht etwas völlig Anderes, wenn Gott seine Feinde straft und zu diesem Zweck den Teufel von der Kette lässt. Denn der betrübt und erschreckt, verwundet und bestraft ohne positiven Hintersinn, sondern tut's in der alleinigen Absicht, die Sünder verzweifeln zu lassen und ins Verderben zu führen. Wo immer Gott ihm dazu freie Hand lässt, betätigt sich der Teufel als Henker, peinigt und mordet, führt in die Hölle und nicht wieder heraus. Nun kann der betroffene Mensch das nicht gleich unterscheiden – allzu leicht verwechselt er Gott und den Teufel, denn zunächst tut die Strafe nur weh! Und doch sind es ganz verschiedene Dinge, ob Gott einem zu seiner Besserung den Kopf zurechtrückt – oder ob er ihn zu seinem Verderben dem Henker überlässt. Was der himmlische Vater seinen Kindern zumutet, dient allemal zum Leben, während das, was durch den Teufel den Gottlosen widerfährt, einzig ihrem Untergang dient. Und als Christen müssen wir das unbedingt auseinanderhalten, damit uns das Leid nicht etwa von Gott weg, sondern zu ihm hin treibt. Auch wenn uns Gott bittere Medizin verabreicht, ist es doch eben Medizin – und kein Gift! Das von Gott kommende Leid korrigiert unsere Fehler und bricht unseren Eigensinn. Es baut den alten Menschen aber nur ab, damit der neue umso besser in uns wachsen könne! Die Schläge, die uns da treffen, rütteln uns auf, wo wir nicht schlafen dürfen. Aber sie nehmen uns die falsche Sicherheit nur, damit wir bei Gott bessere Sicherheit suchen und finden! Wir sollen uns nicht so blindlings auf Gottes Vergebung verlassen, dass wir darüber einschlafen und in völliger Beruhigung unsere Fehler nicht mal mehr zu bessern versuchen! Wir dürfen nicht träge werden und im Glauben nachlassen, sondern sollen diesen Glauben üben und betätigen wie einen Muskel, der nur stärker wird, wenn man ihn fordert und gebraucht! Damit wir vorankommen, muss Gott uns manchmal Beine machen! Er betrübt uns, damit wir nach ihm fragen, und erschreckt uns, damit wir bei Christus Schutz suchen. Er durchkreuzt unsere Pläne, damit wir uns weniger auf diese Pläne als auf ihn verlassen. Er prüft, ob wir „Schönwetterchristen“ sind, oder ob wir's ernst meinen. Doch ist der harte Zugriff nie böse gemeint, sagt Luther, sondern ist in Wahrheit Gnade und Wohltat, weil uns Gott nicht zur Verdammnis straft, sondern zur Seligkeit. Er setzt seinen Gläubigen nur so weit zu, wie's nötig ist, um sie munter zu machen. Er verstört und jagt sie, damit sie nie aufhören, seine Gnade zu suchen. Aber Gott ist ihnen gegenüber nur ungerne streng. Er kämpft in Wahrheit nicht gegen die Seinen, sondern kämpft um sie! Was hingegen der Teufel – als von Gott beauftragte Henker – an den anderen tut, das ist wirklich Strafe zum Verderben und hat keinen freundlichen Hintersinn, sondern es dient nur dem Zweck, das Böse, das nicht sein soll, ins Nicht-Sein zu befördern, wie es nun mal das Geschäft eines Henkers ist. Da muss sich keiner Illusionen machen! Mit denen, die Gottes Feinde sind und es bleiben wollen, hat er keine weiteren Pläne als mit den Einwohnern Sodoms. Hier schafft Gott das Unheil aus der Welt, indem er die Person aus der Welt schafft, die es verursacht. Er greift dem Übel an die Wurzel, indem er die Quelle verstopft. Er tritt das Feuer aus, damit es nicht um sich greift. Er beseitigt die Störung und stellt seine Ordnung wieder her. Gott sorgt dafür, dass sich Böses auf lange Sicht nie lohnt! Wir aber müssen uns jenen Unterschied bewusst halten, um den Vater nicht misszuverstehen. Denn er kennt Strafen zur Seligkeit und Strafen zur Verdammnis, gnädige Heimsuchungen zur Besserung und ungnädige zum Verderben. Die ersten treffen nur die Christen und jene, die Gott dazu erwählt hat, dass sie Christen werden sollen. Und die zweiten

treffen nur Nicht-Christen, die ihrerseits Gottes Gnade verwerfen und darum verworfen sind. Warum sich ein Christ aber sicher sein kann, dass er nicht zum Verderben gestraft wird, ist leicht zu sehen. Denn für all jene, die Gott zum Heil erwählt hat, ist ja schon Jesus Christus ans Kreuz gegangen. Gottes eigener Sohn hat stellvertretend für sie ihre Strafe getragen und ihre Schuld auf sich genommen. Und so ist es ganz undenkbar, dass Gott sie für die bereits beglichene Schuld nochmals büßen liebe. Denn jede Straftat wird nur einmal gesühnt. Und da dies an Christus schon vollzogen ist, wird's an den Christen nicht wiederholt. So sind zwar alle Menschen vor Gott schuldig – und die Christen sind's nicht weniger als die Heiden! Doch die Schuld der einen ist durch Christus getragen, beglichen und erledigt. Und die Schuld der anderen ist weiterhin eine offene Rechnung, weil sie Christus nicht glauben und die angebotene Gnade ablehnen. Einem Christen ist es regelrecht verboten, in Gottes väterlichen Strafen etwas Destruktives zu sehen. Denn damit würde er die ihm zugesagte Gnade nicht ernst nehmen! Den Christen wird darum im Neuen Testament ausdrücklich versichert, dass ihnen alle Dinge zum Besten dienen – gerade auch die schmerzhaften (Röm 8,28; Hebr 12,4-11). Die anderen hingegen, die Christi Angebot ablehnen, haben keinen Grund in ihren Leiden etwas Konstruktives zu sehen. Denn ihnen gegenüber ist, was feindlich aussieht, auch feindlich gemeint. Und wenn sie den Wider-Willen Gottes noch nicht in diesem Leben zu spüren bekommen, dann im nächsten. Das erklärt nun auch, warum die Frage, ob ein Erdbeben oder eine Krankheit „Strafe Gottes“ sei, nicht pauschal beantwortet werden kann. Denn keiner von uns schaut dem anderen so tief ins Herz, dass er sagen könnte, wie Gott zu ihm steht. Und darum darf sich auch keiner anmaßen, er wüsste darüber Bescheid, was Gott mit diesem oder jenem Menschen vorhat. Wie oben gezeigt, kann von Gott kommendes Leid mancherlei bedeuten. Und wenn's bei einem großen Unglück Hunderte oder Tausende zugleich betrifft, lässt sich noch viel weniger eine Aussage treffen. Denn Gott schießt nicht mit Schrot in die Menge, als wenn's ihm nicht drauf ankäme, sondern wenn, dann trifft er präzise und ist sehr darauf bedacht, keinen Gerechten in das Schicksal der Ungerechten mit hineinzuziehen (vgl. 1. Mose 18,16ff.). Wenn's auch so aussehen mag, als seien viele miteinander in dieselbe Not geraten, kann dasselbe Unglück doch für den Einen die letzte Warnung sein und für den Anderen eine Lektion in Geduld. Für den Dritten mag es eine Prüfung sein, den Vierten heilt der Schreck von seiner Überheblichkeit und für den Fünften ist es vielleicht wirklich der verdiente Untergang. Bei diesem kann's Strafe sein und mit Schuld in Verbindung stehen – und bei jenem hat's wieder ganz andere Gründe. Darum unterlasse man als Außenstehender jede Zuschreibung! Der Betroffene selbst muss sich fragen, was Gott ihm durch dies Leid sagen will. Ihm kann auch eine Antwort geschenkt werden. Doch wenn neugierige Zaungäste darüber spekulieren, warum's jenen so böse getroffen hat, wird das von Jesus mit klaren Worten abgewehrt (Lk 13,1-5). Man fragte ihn einst nach einigen Galiläern, die Pilatus ermorden ließ, ob sie wohl sündiger waren als andere. Und Jesus sagt „Nein; sondern wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle auch so umkommen“. Er fragt sie nach 18 Menschen, die ein einstürzender Turm in Jerusalem erschlug, ob die wohl schuldiger waren als andere. Und Jesus sagt nochmal „Nein; sondern wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle auch so umkommen“. Jesus erlaubt uns also nicht, im Gerichtsgeschehen die Rolle des Zuschauers einzunehmen, der mit wohligem Schaudern erwägt, was die anderen „verdient“ haben. Sondern Jesus spricht uns als Beteiligte an, denen ganz Ähnliches droht. Er wendet unseren Blick auf uns selbst zurück. Er will nicht, dass uns irgendein Strafgericht mit bitterer Befriedigung erfüllt (vgl. Jona 4; Lk 9,54-55). Wir sollen lieber darüber nachdenken, was wir selbst „verdienen“. Und nur so macht es dann Sinn, sich mit der Frage zu beschäftigen. Denn – was werde ich wohl selbst tun, wenn Gott mir nimmt, was ich liebe, wenn er mich in Angst versetzt und mir Schmerzen zufügt? Vertraue ich dann auch noch

seiner Güte und halte fest daran, dass er's um Christi willen nicht böse mit mir meint? Oder ist mein Herz dann voller Groll und Furcht und lästerlicher Gedanken? Luther würde sagen: Pass auf was du denkst! Denn glaubst du Gott jene Gnade, die er dir in Christus anbietet, so ist er dir auch gnädig. Hältst du ihn aber für einen Feind, dem man nicht trauen kann, wird er dir genau so gegenüberreten. Die Gedanken verraten uns – und Gott kennt sie alle! Ist ein Betroffener aber unsicher, so gibt's einen einfachen Weg, um Klarheit zu gewinnen. Denn wenn Gottes Strafe dich von Gott weg treibt, ist sie dazu bestimmt, dich von ihm weg zu treiben. Und wenn sie dich zu ihm hin treibt, ist sie dazu bestimmt, dich zu ihm hin zu treiben. Dass es dieselbe Not ist, die für den einen „dies“ und für den anderen „das“ bedeutet, muss uns nicht wundern. Denn an einem heißen Sommertag ist es ja auch ein und dieselbe Sonne, die einen Klumpen Wachs weich und einen Klumpen Ton hart macht. Und Ähnliches bewirkt das von Gott kommende Leid. Denn es offenbart weniger, wer Gott ist, als wer du bist. Stehst du im Glauben, so fördert und vertieft es deinen Glauben. Stehst du aber im Unglauben, verhärtet und verstockt es dich in deinem Unglauben. So oder so kommt ans Licht, wer der Mensch ist. Und vielleicht liegt darin auch die tiefere Absicht... Was sagen wir also? Hat Gott aufgehört zu strafen? Keineswegs! So wenig er aufhört, das Gute zu fördern, so wenig hört er auf, dem Bösen zu widerstehen. Und es ist ganz falsch, bloß anlässlich großer Katastrophen daran zu denken. Denn in Wahrheit ist hier kein Unterschied zwischen einem plötzlichen Tod durch Unfall, Gewalt oder Seuche – und dem „friedvollen Entschlafen“ eines wohlversorgten Greises. Dem Gläubigen wird weder das eine noch das andere zum Verderben, denn ihn holt Gott nur nach Hause. Für den Nicht-Gläubigen hingegen ist auch das scheinbar friedvolle und sanfte Sterben eine Strafe. Denn ihm entzieht Gott das Leben, von dem er nicht im Sinne des Spenders Gebrauch machen wollte. Gottes Gericht kommt nicht bloß „manchmal“, sondern ergeht jederzeit. Nur dass es eben viele nicht sehen und darum lange denken, Gott machte Scherze, während andere sich hinter Christus in Deckung bringen, wo die Gnade sie schützt. Lassen sie uns klug sein – halten wir uns zu den Letzteren. Denn das ist auch Gott viel lieber: „So wahr ich lebe, spricht Gott der Herr: Ich habe kein Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern dass der Gottlose umkehre von seinem Wege und lebe“ (Hes 33,11).

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Sterben können (Ars moriendi)

A:

Ach, es ist zu dumm! Gerade jetzt – wo es aussieht, als ob ich sterben müsste – fällt mir alles ein, was ich noch gerne machen wollte, und wie das Leben doch schön ist, und ich die Welt so lieb habe, dass ich sie nicht verlassen will.

B:

Aber wusstest du nicht längst, dass dieser Tag kommen würde? Und ist dir nicht klar, dass du gar nicht für diese Welt allein geschaffen bist? So wie jeder Mensch bist du geschaffen zu jener ewigen Gemeinschaft mit Gott, die man in der Welt nur auf anfängliche und unvollkommene Weise haben kann. Darum lag das Ziel deiner Reise schon immer jenseits dieser Welt in Gottes Reich! Und wenn du sterbend dahin gelangst, ist das kein Unglück. Denn verglichen mit dem Reich Gottes ist diese Welt ein armseliger Ort, voller Not, Bedrängnis und Gefahr!

A:

Ja, ich glaubte das wohl gern. Aber ist das Reich Gottes nicht den guten Menschen vorbehalten? Ich gehöre bestimmt nicht zu den Guten! Viel eher kommt mir der Tod wie eine Strafe vor, für all das, was ich falsch gemacht habe.

B:

Ich bestreite nicht, dass du im Laufe deines Lebens schwer gesündigt hast. Diese Last liegt auf uns allen. Aber wie wir nicht wegen unserer Verdienste in den Himmel kommen, werden wir auch nicht wegen unsrer Fehler davon ausgeschlossen. Oder was denkst du, warum Christus für dich und mich gestorben ist? Genau dazu hat er deine Schuld auf sich genommen und dir vergeben, damit du nicht als Belasteter, sondern als Erlöster dem Tod entgegen gehst. Befasse dich also nicht mehr mit dem, was du getan hast, sondern mit dem, was Christus für dich tat. Dann wird deine Angst schwinden.

A:

Ja, wenn ich ein rechter Christ gewesen wäre, würde mich beruhigen, was du da sagst: Die wirklich Gläubigen wird Christus bestimmt retten! Aber so einer war ich doch nicht. Wie oft bin ich bloß meinen Wünschen gefolgt und nicht Gottes Geboten. Wie oft hätte ich Gottes Wort hören können und bin zu faul gewesen. Wie oft war ich zum Abendmahl eingeladen und bin nicht hingegangen. Tausend Dinge waren mir wichtiger. Mein Leben war alles andere als ein klares Bekenntnis zu Christus! Warum sollte er sich nun zu mir bekennen? Er hat wirklich keinen Grund mir gnädig zu sein!

B:

Das stimmt, und ich verstehe, dass es dich in Angst versetzt, solange du auf dich selber schaut. Du solltest deinen Blick aber auf Gott wenden. Denn der ist nicht so unentschlossen wie du. Und war dein Glaube auch nur schwach, so ist doch der nicht schwach, an den du glaubst. Gott macht keine halben Sachen. Und du weißt sehr gut, was er im Neuen Testament zusagt: Gott will den Seinen das Ewige Leben schenken. Er verwandelt ihren Tod in einen neuen Anfang. Oder willst du leugnen, was das Evangelium so deutlich sagt? Denkst du, Gott würde lügen?

A:

Nein, nein – das natürlich nicht. Und die, die wirklich Christi Jünger sind, wird er bestimmt retten. Aber wie soll ich wissen, dass ich dazu gehöre? Sicher gibt es den Himmel und das ewige Leben! Aber wahrscheinlich nicht für mich. Denn ich fürchte, ich habe keinen Anteil dran.

B:

Aber hast du etwa keine Sehnsucht, ein Kind Gottes zu sein? Und beweist nicht diese Seh-

sucht, dass der Heilige Geist in dir wirkt? Vielleicht fühlst du ihn nicht immer – und gerade jetzt am wenigsten. Aber du bereust doch, ein so halbherziger Christ gewesen zu sein. Es quält dich, wieviel du Gott schuldig geblieben bist. Du erkennst deine Versäumnisse und sehnst dich nach der Gnade, deren du bedürftig bist. Würdest du von alledem auch nur das Geringste empfinden, wenn Gottes Geist dich wirklich verlassen hätte? Du wünschst dir, bei Gott geborgen zu sein! Du streckst dich nach ihm aus! Und das ist ein sicheres Zeichen, dass dein Glaube vielleicht schwach – aber jedenfalls nicht tot ist. Auch der schwächste Glaube kann nach Christus greifen wie nach einem Rettungsanker und sich an ihn dranhängen. Hast du aber Christus mit deinem Glauben wie mit einer Hand gefasst, so hast du mit Christus zugleich auch die Vergebung und die Gnade des Vaters. Stehst du aber in Gottes Gnade – was wird dir der Tod noch groß schaden können? Allen, die sich an Christus halten, will Gott um seinetwillen die ewige Seligkeit schenken. Er hat's versprochen und steht zu seinem Wort, so dass du den Tod nicht mehr fürchten musst. Oder willst du Gott beleidigen, indem du sein Wort in Zweifel ziehst?

A:

Nicht doch, nein! Ich kann mir nur nicht vorstellen, dass es ausgerechnet mir gilt, weil ich's doch so gar nicht wert bin, verewigt zu werden, und auch keinen starken Glauben in mir fühle, sondern nur die schiere Angst! Als es mir noch gut ging, habe ich kaum einmal nach Gott gefragt. Und nun, da mir das Lachen vergangen ist und die blanke Not mich zu ihm treibt – da sollte Gott sich erbarmen und mir helfen?

B:

Du hast schon Recht. Wäre Gott ein Mensch, würde er dir einiges heimzahlen. Aber zum Glück ist Gott anders! Er weiß genau, was dir so peinlich ist. Aber weil er dich kennt, hat er ja auch vorgebeugt. Oder meinst du, wenn viel Gutes in dir wäre, wär's nötig gewesen, dass Christus für dich stirbt? Nein. Wenn viel Gutes in dir wäre, hätte Gottes Sohn im Himmel bleiben können. Als „gute Menschen“ wären wir allein klargekommen – und Christus hätte sich das mit dem Kreuz ersparen können. Weil er aber genau wusste, wie wir sind, darum hat er sich die Mühe gemacht und den hohen Preis gezahlt, der nun die Rettung unserer Seelen möglich macht. Gerade für so fragwürdige Gestalten wie dich und mich ist er diesen Weg gegangen. Denn zu den Gesunden muss ja kein Arzt kommen. Christus kam ganz bewusst zu uns Kranken.

A:

Es ist lieb, dass du mich so trösten willst. Aber ich fühle mich noch nicht bereit, meinem Schöpfer gegenüber zu treten. Er hat mir so viel anvertraut, und ich habe so wenig draus gemacht. Wieviel Zeit und Kraft habe ich vergeudet! Fordert er jetzt Rechenschaft von mir, habe ich wenig vorzuweisen – und fürchte seinen Zorn!

B:

Das ist nicht unbegründet. Aber je mehr du Gottes Strenge fürchtest, umso entschlossener solltest du zu seiner Barmherzigkeit hin flüchten und Christus bitten, im Jüngsten Gericht dein Fürsprecher zu sein. Denn einen anderen gibt es da nicht. Christus ist dort dein einziger Schutz, dein einziger Verteidiger und Rechtsanwalt. Und kannst du dich in der Tat nicht auf ein gutes Leben berufen, so berufe dich um so entschiedener auf ihn und auf sein Werk, damit am Ende nicht den Ausschlag gibt, was du getan hast, sondern was Christus für dich tat. Einen anderen Freispruch als um seinetwillen, wird es nicht geben. Darum ziehe daraus den einzig klugen Schluss: Dein Gewissen klagt dich an, Gottes Gesetz klagt dich an und der Satan tut es mit besonderer Freude. Wenn du aber zu deiner Verteidigung wirklich nichts vorbringen kannst, dann lass Christus für dich sprechen, bring dich hinter ihm in Deckung, und du wirst

sehen, dass Gottes Güte mächtiger ist als all dein Versagen. Oder traust du ihm nicht zu, dass sein Erbarmen größer ist als unsere Schwäche?

A:

Doch, klar, natürlich kann Gott alles, was er will. Und zu gern würde ich mich auf Christus berufen. Aber darf ich das überhaupt? Ich glaub' die Frommen dürfen das – aber ich doch nicht.

B:

Das ist seltsam. Denn als du getauft wurdest auf den Namen Jesu Christi, warst du da etwa nicht gemeint? Oder war damals irgendwie zweifelhaft, wem das Sakrament gespendet wurde? Wurde nicht am Taufbecken dein Name genannt? Und floss das Wasser nicht eindeutig über deinen Kopf? Noch bevor du etwas wusstest, hat sich Christus mit dir verbunden! Und nun sollte er dich nicht mehr kennen? Er hat dich doch nicht verwechselt. Die Taufe damals galt dir persönlich. Wie solltest du also nicht berechtigt sein, dich heute drauf zu berufen? Die Taufe hat dich von allen Sünden gewaschen – war das etwa nichts? Die Taufe hat dich in den Gnadenbund aufgenommen – hat der etwa seine Gültigkeit verloren? Oder meinst du, Gott hätte seine Zusagen inzwischen vergessen? Christus sagt: Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden (Mk 16,16). Wie also: Bist du etwa nicht getauft? Wirst also nicht auch du durch den Tod hindurch selig werden?

A:

Aber meine Taufe liegt so weit zurück, dass ich mich nicht mal erinnere! Und ich habe schrecklich wenig draus gemacht! Woher soll ich wissen, dass Gott noch dazu steht? Viel-leicht bin ich längst aus dem Gnadenbund herausgefallen und wurde aus dem Buch des Lebens gestrichen?

B:

Selbst wenn dem so wäre, könntest du es noch hier und heute ändern. Denn die Taufe ist wie ein Schiff. Auch wenn wir über Bord springen in das Meer des Unglaubens, geht davon das Schiff nicht unter und entfernt sich auch nicht. Wir können wieder zurückschwimmen und ins Schiff klettern, das uns dann wohlbehalten in den Hafen der ewigen Seligkeit trägt.

A:

Du sagst das sehr schön. Aber woran sehe ich, dass es auch wirklich so ist? Ist es nicht bloß eine vage Hoffnung?

B:

Nein, mit deiner Taufe wurden Fakten geschaffen. Und dass Gott dich annimmt, ist eine Erfahrung, die du immer wieder machen und sogar schmecken und sehen kannst, wenn du das Abendmahl empfängst. Liegt deine Taufe auch weit zurück, kannst du das Abendmahl doch heute noch haben und bekommst mit dem Brot das ewige Leben selbst in die Hand gedrückt. Du empfängst den Leib und das Blut des Auferstandenen, der den Tod überwunden hat, und bist dadurch selbst ein Glied an seinem Leib. Hat der Tod aber keine Macht über den Auferstandenen, der sich dir schenkt und sich dir so eng verbindet – wie sollte der Tod noch Macht haben über dich? Du bist noch nicht gestorben, und doch steht schon fest, dass Christus dich fröhlich auferwecken wird am Jüngsten Tag. So einem Freund kannst du doch beruhigt entgegen gehen!

A:

Ach, das ist eine schöne Hoffnung – und sicherlich ein Trost für alle, die's verdient haben. Ich aber habe nichts vorzuweisen, wofür mich Gott so reich belohnen müsste. Ich bin anderen oft genug eine Plage gewesen. Ich habe die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Jetzt zahlt Gott es mir heim und lässt mich zugrunde gehen, wie ich's auch nicht besser verdiene.

B:

Aber denkst du denn, irgend ein anderer Mensch hätte das ewige Leben „verdient“, so dass Gott es ihm schuldig wäre? Keiner von uns ist wert oder würdig, in den Himmel zu kommen! Keiner hat's so verdient, wie man sich durch fleißige Arbeit eine Prämie „verdient“. Unser aller Leben ist ein Scherbenhaufen voll verpasster Chancen, und im Gericht wird zu Tage treten, dass wir eigentlich alle in die Hölle gehören. Das wäre das einzige, worauf wir einen berechtigten Anspruch hätten! Aber – davon rede ich doch die ganze Zeit – dass man seinen Scherbenhaufen mit Bedauern Gott zu Füßen legen kann, und dass man, wenn man ihm sein Versagen gesteht, statt der Verdammnis um Christi willen Gottes Gnade empfängt. Christus selbst lädt dazu ein! Fehlt's dir also an Gerechtigkeit, so verweise auf Christi Gerechtigkeit. Schämst du dich deines Namens, so benutze einfach seinen Namen. Und fehlt's dir an Heiligkeit, so bedecke deine Blöße mit Christi Heiligkeit. Er will dir den Hals retten. Eben dazu ist er Mensch geworden. Also steh' ihm nicht durch dein Zaudern im Weg, sondern lass ihn tun, was er für dich tun will!

A:

Du hast wohl Recht. Aber ist es nicht zu spät? Als ich jünger war, hätte ich darauf hören sollen. Aber nun ist es schon bald zu ende mit mir. Ich kann nicht noch mal von vorn anfangen, um es besser zu machen. Mein Lebenslicht flackert gewaltig. Gott wird es bald ausblasen. So habe ich meine Chance wohl verpasst – und Gottes Tür ist zu.

B:

Noch atmest du! Oder etwa nicht? Noch bist du bei Verstand und kannst eine Entscheidung treffen. Denn dazu reichen fünf Minuten. Die Bibel erzählt von einem üblen Kerl, der neben Christus gekreuzigt wurde und sein verpfushtes Leben noch in den letzten Minuten Christus anvertraute. Und ein paar Worte genügten! Christus sagt diesem Schwerverbrecher zu, dass er mit ihm zusammen ins Paradies kommt (Lk 23,39-43)! Außerdem erzählt Jesus das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg. Von denen werden einige erst spät am Abend ein-gestellt. Und obwohl sie so verspätet hinzustoßen, erhalten sie den vollen Lohn für die Arbeit eines ganzen Tages (Mt 20,1-16)! Täusche dich also nicht. Solange du lebst, ist Gottes Tür noch offen, und wenn du bei ihm anklopfst, wird er dich nicht abweisen. Seine Geduld ist groß! Umso entschlossener nutze aber die Zeit, die dir bleibt!

A:

Ich verstehe schon, wie gut du es meinst. Aber zu neuen Entschlüssen fehlt mir inzwischen die Kraft. Und wenn ich auch kurz meine, ich hätte durch deine Worte Zuversicht gewonnen, kann ich's doch nicht festhalten und sinke bald wieder zurück in die trübe Finsternis, die mich bald ganz umgeben wird. Denn mein Wille ist kraftlos und mein Verstand getrübt. Ich bin unendlich müde und wie gelähmt...

B:

Das glaub' ich – und sehe deine Schwäche. Aber du sollst auch gar nichts Großes mehr tun, sondern – im Gegenteil – alles unserem Gott überlassen. Der ist nämlich weder schwach noch müde, sondern ist allzeit beharrlich genug, um dein Schwanken auszugleichen. Wenn dir alles entgleitet, wird er für dich stark sein. Und wenn du einschläfst, wird er für dich hellwach sein. Er ist verlässlich, wo du versagst, und aufrecht, wo du fällst. Wie sollte also deine Schwäche seine Treue aufheben, oder ihr gegenüber das letzte Wort behalten? Was Gott am Tag deiner Geburt begonnen hat, das kann er auch zu einem guten Ende führen. Und deine Seele, die Christus so teuer erkaufte hat, lässt er sich bestimmt nicht wieder nehmen.

A:

Ich weiß schon wie du's meinst, und wollte mich auch gerne Gott in die Arme werfen, wie du

es mir rätst. Aber ich sehe ihn nun mal nicht und spüre ihn nicht. Den Tod dagegen mit seinen Schmerzen – den habe ich deutlich vor Augen! Ich fühle täglich mehr, wie er nach mir greift. Und so bin ich dann doch voller Angst und klammere mich verzweifelt an den kläglichen Rest meines irdischen Lebens.

B:

Es ist normal, dass wir im Sterben keine Helden sind. Es gehört zur menschlichen Schwäche, dass wir jenes Vergängliche, das uns genommen wird, höher schätzen als das Ewige, das Gott uns schenken will. Doch wie viel wir auch jammern – festhalten können wir das irdische Leben trotzdem nicht. Denn es ist uns nur geliehen auf Zeit. Und wenn nach gebotener Frist der Eigentümer kommt, um das Seine zurückzufordern, ist das nur recht und billig. Du kannst ihm nicht vorenthalten, was ihm gehört – und hast auch gar keinen Grund dazu. Denn er kommt ja nicht, um dich zu verderben, sondern legt dich nur in einen kurzen Schlaf, aus dem er dich bald wieder auferwecken will. Stell dir vor: selbst dein so kranker Leib, der dir den Dienst versagt, soll auferstehen, um herrlicher und schöner zu werden, als er hier auf Erden jemals war! Ein Christ wird durch den Tod nicht vernichtet, sondern durch den Tod hindurch vollendet! Und davor fürchtest du dich nur so sehr, weil es deine Vorstellungskraft übersteigt. Natürlich klebt der Mensch an dem, was er kennt und gewohnt ist. Doch was du durch Gottes Gnade gewinnen wirst, ist viel besser, als was du an diesem Leben verlierst. Sterben heißt für Gottes Kinder, zum Frieden zu kommen und in die Freiheit zu gelangen. Es heißt Ruhe finden und nach Hause kommen, erleichtert werden und dann ungestörte Gemeinschaft mit Christus genießen.

A:

Aber was ist mit dem Übergang dorthin – und mit den Schmerzen, die ich so sehr fürchte? Es ist gar nicht so sehr das Ziel, das mir Sorgen macht. Aber der qualvolle Weg dorthin – der schreckt mich doch sehr.

B:

Ich will nicht leugnen, dass Sterben schrecklich sein kann. Und auch wenn wir ihn von Herzen darum bitten, können wir nicht wissen, ob Gott dir die letzte Not verkürzt. Doch will ich dir sagen, dass es Geburtsschmerzen sind, wie du sie schon einmal erlebt hast, als deine Mutter dich zur Welt brachte. Und wie ein Säugling nicht verstehen kann, warum's bei seiner Geburt so unruhig, so bedrängend und notvoll zugeht, so verstehen wir auch unser Sterben nicht. Denn die alte Welt, aus der wir hinaus müssen, ist uns viel vertrauter als die neue Welt, in die hinein wir geboren werden. Doch können wir hier so wenig bleiben, wie der Säugling im Bauch der Mutter bleiben kann. Wir müssen hinaus. Und so geht auch diese Geburt nicht ohne Angst und Not vorüber, denn die Pforte, die durch den Tod ins Leben führt, ist nun mal eng. Denke aber dran: So wie die Geburt im Kreißsaal, wärt auch das Sterben nicht ewig. Der Schmerz ist befristet, und der Weg schon längst gebahnt. Denn Christus ist uns vorangegangen. Er ist bereits auferstanden und zieht nun die Seinen nach! Er erwartet uns auf der anderen Seite, damit wir in Gottes Reich kommen und dort ewig bei ihm sind.

A:

Wenn ich aber lieber noch ein bisschen hier bliebe, in dieser schönen Welt? Ich hatte mir doch noch viel vorgenommen – und könnte noch viel Nützliches tun, das nun unerledigt bleibt!

B:

Ach, quäle dich doch nicht damit! Wir alle nehmen uns furchtbar wichtig und denken, die Welt könne sich ohne uns nicht weiterdrehen. Aber ich vermute, was dich hier festhält, ist die ungesunde Liebe, mit der du an der Welt hängst. Und die ist gefährlich. Denn du solltest dein Leben nicht mehr lieben als den, der es dir gegeben hat. Du solltest das Geschaffene nicht hö-

her schätzen als den Schöpfer. Oder gefällt dir eine Erde voller Bosheit am Ende besser als ein Himmel voller Güte? Willst du weiter streben nach dem trügerischen Glück dieser Welt, statt loszulassen? Lass dich warnen! Liebst du das Vergängliche, so wirst du mit ihm vergehen, liebst du den Ewigen, wirst du mit ihm verewigt. Das, woran dein Herz hängt, dessen Schicksal wirst du teilen! Also wähle, wonach dich mehr verlangt. Und wenn du dich nicht Gott, sondern dieser Welt verschreibst, die dich doch bald im Stich lässt, so sei dir der Konsequenzen bewusst.

A:

Ach, so ist es ja gar nicht! Nur schreckt mich eben das dunkle Grab. Ich fürchte die Verwesung und was da mit meinem Körper passiert. Wie soll ich denn gelassen auf das zugehen, was doch so widerlich und grausam ist, und den ganzen Menschen zu Staub und Asche macht?

B:

Natürlich scheuen wir den Verfall unseres Leibes und das jämmerliche Bild, das wir dann abgeben. Doch zeigt schon die Natur, dass man ein Samenkorn in der Erde begraben muss, damit neues Leben daraus entsteht. Auch so ein Weizenkorn scheint der Verwesung preisgegeben, wenn's der Bauer in die Erde wirft. Und doch ist genau das der einzige Weg, wie es grünen, sprießen und Frucht tragen kann. Wenn uns das aber schon die Natur vormacht, um wieviel mehr wird Gott in der Lage sein, unsere toten Leiber aufzuerwecken zu neuem Leben? Natürlich weiß unsere Vernunft nicht, wie das zugehen soll. Und natürlich kommt es dir schrecklich vor, zu „nichts“ zu werden! Aber warst du nicht schon in der Zeit vor deiner Geburt so ein „nichts“? Und wird nicht der Schöpfer, der deine Person damals aus dem „nichts“ ins Leben rief, das unschwer auch ein zweites Mal können? Was immer du verlierst, kann Gottes Hand dir wiedergeben, und was in der Vergangenheit verschwindet, kann er in der Zukunft wieder hervorziehen. Ein Wort von ihm genügt! Was fürchtest du also? Kannst du dich davor fürchten, erneuert, vollendet und erlöst zu werden? Kannst du dich fürchten, zu Christus zu gehen? Er gab sein Leben, um dich zu retten. Meinst du, er würde dich nun fallen lassen? Er ist auferstanden, um dir den Weg zu bahnen. Meinst du, er würde dich jetzt zu-rücklassen? Er hat deine Schuld im tiefsten Meer versenkt. Meinst du, er erlaubte irgend-wem, sie von dort wieder heraufzuholen und gegen dich zu verwenden? Was an dir irdisch und vergänglich ist, das zittert und bangt. Es kann nicht anders sein. Doch befiehl nur deine Seele in Gottes Hand und überlass dich ganz ihm, so wirst du sehen, dass er treu ist und Wort hält – im Leben, im Tod und darüber hinaus.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Mut und Trotz

Ich habe kürzlich einen Menschen kennengelernt, der den ziemlich gewöhnlichen Namen „Heinrich Müller“ trägt. Er ist aber trotzdem ein ungewöhnlicher Mann, weil er sich auch in schwierigen Zeiten einen ungebrochenen Mut und fröhlichen Trotz bewahrt. Viele würden an seiner Stelle Verluste beklagen, vergebliche Mühen und verpasste Chancen. Heinrich Müller aber jammert gar nicht, sondern sagt: „Was sind denn schon die Güter dieses Lebens? Sie sind doch nur eine Hand voll Sand, der uns durch die Finger rinnt! Und wenn sie dir einer wegnimmt, was hat er schon gewonnen? Wird er sie etwa mitnehmen, wenn man ihn auf den Friedhof trägt? Du sagst, dein Freund hat dich hintergangen? Nichts verloren. Der allerbeste Freund ist sowieso im Himmel. Üble Nachrede hat dein Ansehen beschädigt? Nichts verloren. Unsere Namen sind doch in Gottes Bücher eingeschrieben – wer will sie dort heraus kratzen? Dein Leben ist bald vorbei und dahin? Nichts verloren als nur Mühe und Arbeit. Und bei Gott erwartet dich sowieso etwas Besseres.“ Aber Heinrich, denkt man – meinst du das ernst? Du sagst das so locker dahin, aber bist du denn nie traurig, deprimiert, furchtsam und in Sorge? „Klar,“ sagt er. „Aber kaum lege ich meine Stirn in Sorgenfalten, wird mir schon wieder bewusst, wie schlecht das zu einem Christen passt. Denn was haben wir als geliebte Kinder unseres himmlischen Vaters zu fürchten? Verliere ich materielle Güter, so ist eben Jesus mein Reichtum. Verliere ich Genüsse und Freuden, so ist künftig Jesus meine Freude. Und verlassen mich alle Freunde, so wird doch Jesus bleiben und für mich sorgen.“

Da merkt man schon, was der Heinrich für ein frommer Mensch ist. Man staunt darüber, bewundert ihn wohl auch, fragt sich dann aber doch, ob nicht ein bisschen Naivität dabei ist. Denn, guter Heinrich, die Welt ist doch voller Gefahren! Nicht jeder meint es gut mit dir! Und bis du zuletzt im Himmel ankommst, kann dir noch viel Übles zustoßen! Er aber lässt sich davon nicht bange machen. Denn an den zeitlichen Dingen, die man verlieren kann, hängt er sowieso nicht. Und die ewigen Dinge, an denen er wirklich hängt, die müssen ihm ja bleiben. „Nimm Geld und Gold,“ sagt er, „nimm Ruhm und Ehre, Schönheit und Gesundheit – was ist das schon im Vergleich zu unserem Gott, der solche Dinge mit einem Fingerschnippen entstehen und wieder vergehen lässt? Nicht seine Werke liebe ich, sondern ihn selbst! Und weil Gott seinerseits auch mich liebt, kann uns nichts trennen. Die Welt bedeutet mir nichts, Gott bedeutet mir alles. Und habe ich ihn, den ich doch auf keine Weise verlieren kann, was soll mir da fehlen, das er mir nicht ersetzen könnte? Er hat alles, kann alles und gibt alles! Bin ich da nicht reich genug, wenn ich Gott habe?“

Dass einer so denkt, ist ungewohnt – aber andererseits auch nicht ohne Logik. Und so fragt man sich, ob man denn selbst als gläubiger Mensch nicht ebenso empfinden müsste. Schließlich heißt es im Neuen Testament: „Alle eure Sorge werft auf Gott, denn er sorgt für euch“ (1. Petr 5,7). Nichts anderes tut dieser Heinrich! Und doch findet man's empörend, dass er es sich anscheinend so leicht macht. Ist das Leben denn nicht schwer? Oder kommt es uns etwa nur so vor, weil wir's uns selbst schwer machen – durch einen Mangel an Gottvertrauen? Man runzelt die Stirn und kann sich doch nicht verkneifen, den fröhlichen Heinrich zu mahnen: Täusche dich bloß nicht! Du kannst keinen Frieden finden, wenn der böse Nachbar dir keinen Frieden gönnt! Man will diesem sonnigen Gemüt alle Abgründe menschlicher Gemeinheit und Tragik vor Augen malen, damit er spürt, was uns beklommen macht. Heinrich aber fürchtet sich nicht, sondern sagt: „Lass den Feind nur kommen, und das Unglück mich umzingeln. In mir drin wird trotzdem Frieden sein, denn Christus ist mein Frieden. Und niemand kann mir ein Haar krümmen, wenn Gott es ihm nicht erlaubt. Da mögen sich alle Menschen und Teufel

zusammenrotten: Bin ich in Christus geborgen, so haben sie's doch zuerst nicht mit mir, sondern mit ihm zu tun. Und ist Christus bei mir, so hab ich Sicherheit mitten in der Gefahr, habe Reichtum mitten in der Armut und Kraft inmitten meiner Schwäche."

Ja, Heinrich, denkt man – schon recht: deine Zuversicht in allen Ehren! Aber wirst du auch noch so reden, wenn dich böse Krankheiten plagen, wenn man dir Gewalt antut, dich verspottet und verleumdet? „Und wenn sie's noch so übel treiben," sagt er, „ist mein Helfer doch dabei. Durch den Glauben ist ein Christ schließlich in Christus eingewickelt wie in einen Mantel. So habe ich Christus angezogen wie ein Kleidungsstück," sagt Heinrich, „wir sind nicht voneinander zu trennen. Und ob sie mich nun jagen, plagen oder schlagen: wer meinen Leib anrühren will, muss zuerst die Kleidung berühren, die ihn bedeckt. Wer mich treffen will, muss zugleich auch meinen Jesus treffen. Und weil der's genauso fühlt wie ich, wird er schon zur rechten Zeit Abhilfe schaffen." Aber Heinrich, will man da rufen, meinst du denn, der Himmel ersparte den Christen alles Leid? Gibt's nicht Beispiele genug, dass man gerade den Besten und Treuesten am übelsten mitspielt – so wie dem Gekreuzigten selbst? „Ich weiß das," sagt Heinrich. „Aber bedenke doch, dass mir so oder so alles zum Besten dienen und zum Vorteil werden muss. Denn unter Gottes Vorsehung gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder trifft mich ein Unglück, weil es Gott in seiner Weisheit für gut befunden und dazu genickt hat – in diesem Fall wär's sehr töricht, wenn ich meinem himmlischen Vater widerstreben wollte. Oder im anderen Fall, wenn Gott gar nicht will, dass mich das Unglück trifft, dann wird's mich auch nicht treffen – und alle Sorge ist überflüssig! So oder so wird sich Gutes ergeben. Darum mag mir die Welt noch so viel drohen. Geschehen kann immer nur, was Gott erlaubt. Und weil der's nicht böse mit mir meint, erlaubt er zwar Schweres, erlaubt aber nichts, was mir wirklich schaden würde."

Guter Heinrich, will man da sagen, du bist mit deiner großen Zuversicht schon ein sonderliches Exemplar von einem Christen! Er aber dreht den Spieß herum und fragt mich, warum mir denn als Ausnahme erscheint, was doch eigentlich unter Christen die Regel sein müsste. „Kennt ihr denn einen anderen Gott als ich?“, fragt Heinrich. „Oder glaubt ihr ihm etwa seine Treue nicht? Was stimmt nicht mit euch, dass ihr so oft bedrückt und ängstlich seid? Ich kenne meinen Gott und weiß, dass er all meinen Jammer mit mir fühlt. Ich kenne Gottes Augen und weiß, dass sie alle meine Nöte sehen. Ich kenne Gottes Ohren und weiß, dass sie all meine Gebete hören. Ich kenne Gottes Mund und weiß, dass er alles hält, was er jemals zugesagt hat. Ich kenne Gottes Fuß und weiß, dass er in Angst und Leid nicht von meiner Seite weicht. Ich kenne auch Gottes Hand, und wenn die mir etwas Bitteres zu trinken gibt, weiß ich, dass es Medizin ist und ganz sicher kein Gift. Mein himmlischer Vater ist immer wach und jedem Feind gewachsen. Bin ich also im Glauben mit ihm vereint, wen oder was soll ich fürchten? Kann man etwa ein Kind im Mutterleib verwunden, ohne dass es die Mutter merkt? Gott trägt mich in seiner Liebe, wie eine Mutter das Kind in sich trägt! Ich liege ihm am Herzen! Und wenn einer wagt, Gottes Kinder anzutasten, dann läuft er mit dem Kopf gegen eine Mauer und hat selbst den größten Schaden davon. Warum soll ich also verzagt sein? Ich verstehe euren Trübsinn nicht," sagt Heinrich. „Wer unseren Gott kennt, der muss ihn lieben. Und wer ihn nicht liebt, naja, der kennt ihn wohl noch nicht..."

Wenn man Heinrich so reden hört, beginnt man sich für die eigene Verzagtheit zu schämen. Denn was ihn so tapfer macht, sollte das nicht jeder Christ genauso empfinden? Sind es nicht unmittelbare Konsequenzen des Evangeliums, die ihn so mutig machen? Und wenn sie es sind, warum ist dann so viel Kleinmut in unserer Kirche, soviel Beklommenheit, Zaudern und ängstliches Sorgen? Stehen wir da nicht im Gegensatz zu unserer eigenen Botschaft? Auch

Heinrich ist kein naiver Schuljunge! Er hat selbst genug Schlimmes gesehen und weiß, dass auf Menschen kein Verlass ist. Aber er baut ja auch nicht auf Menschen, sondern zieht seine Schlüsse aus dem, was das Neue Testament von Gott sagt. Dazu gehört nun mal, dass Gott sich unwiderruflich an sein gnädiges Wort gebunden hat. Und wenn ein gläubiger Mensch ihn bei seinen Zusagen behaftet, dann muss Gott halten, was er verheißen, und muss erfüllen, was er versprochen hat. Gottes Ehre lässt nicht zu, dass er je etwas zurücknähme! Da darf jeder von uns so sicher sein wie Heinrich, denn hat Gott im Neuen Testament zugesagt, für die Seinen zu sorgen, so ist es unmöglich, dass er zum Lügner würde! Und indem Heinrich daran eisern festhält, gewinnt er eine unüberwindliche Position. Denn verleugnete Gott sein Wort, so verleugnete er seine Wahrheit. Verleugnete er aber seine Wahrheit, so verleugnete er sich selbst – und könnte nicht mehr Gott sein. „Darauf lasse ich es getrost ankommen“, sagt Heinrich. „Erst wenn Gott aufhört Gott zu sein, wird er aufhören sein Wort zu halten. Das wird in Ewigkeit nicht geschehen. Und wer auf dieses Wissen baut, hat folglich keinen Grund mehr zu zittern, zu zagen, zu sorgen oder zu klagen, sondern wenn er 1 und 1 zusammenzählt, wird ihn das Ergebnis mutig, trotzig und munter machen. Gott ist gütig,“ sagt Heinrich, „das erfreut mich. Gott ist wahrhaftig, das erhält mich. Gott ist allmächtig, das stärkt mich. Gottes Herz ist voller Erbarmen, sein Mund spricht die Wahrheit und seine Hand kann alles ändern. Die Welt flucht und droht, aber mein Gott segnet mich. Die Welt verwundet, aber mein Gott heilt mich wieder. Die Welt verstört und raubt, aber Gott kann alles erstatten. Die Welt hasst mich, aber Gott ist mir gnädig. Und wer von beiden das letzte Wort behält – liegt das nicht auf der Hand?“

Man ärgert sich beinahe, dass diesen Mann so gar nichts aus der Ruhe bringt. Man sucht ein Haar in seiner Suppe und sagt: Heinrich, wie kannst du dir der Gnade Gottes überhaupt so sicher sein? Vielleicht verdienst du sie ja gar nicht! Oder bist du etwa frei von jener Schuld, die der Himmel verdammen muss? „Ach, keineswegs!“ ruft Heinrich – und bekennt sich gleich als einen großen Sünder. „Aber als Christ bin ich doch sozusagen mit Christus verheiratet. Und wenn jemand Vorwürfe erhebt gegen die Ehefrau, dann wird der Mann sie verteidigen und mit allem, was er hat, für seine Frau einstehen. So bin ich im Glauben mit Christus verheiratet,“ sagt Heinrich, „und wenn jemand Klage gegen mich erhebt, wird Christus für mich antworten und meine Schuld begleichen. Denn als Ehepaar haben wir ja sowieso alles gemeinsam. Christi Gerechtigkeit gilt als meine Gerechtigkeit, und sein Gehorsam als mein Gehorsam. Kann man ihn nicht verdammen, kann man also auch mich nicht verdammen. Christus stellt sich vor mich und bedeckt meine Blöße, damit ich mich vor niemandem schämen muss. Er tut das übrigens für jeden Christen,“ sagt Heinrich – und schaut mich wieder fragend an: „wisst ihr das etwa nicht? Wenn ihr's aber wisst, warum wundert ihr euch über meine Zuversicht, die ihr doch selbst ganz genauso haben solltet? Wie vertragen sich eure Sorgenfalten mit dem Evangelium? Wie passt euer Kleinmut zur Größe unseres Gottes? Und warum resigniert ihr, wenn Christus doch euer Trost sein will? Was seid ihr denn für traurige Boten einer fröhlichen Botschaft? Warum stammelt und zaudert ihr, wo Gott euch Gewissheit schenkt? Und warum ist Glaubensmut unter euch die Ausnahme, wo er doch die Regel sein sollte?“

Zum Glück wartet Heinrich keine Antwort ab, sondern ruft: „Was kann die Welt denn tun? Sie droht euch vielleicht. Aber davon sterbt ihr nicht. Sie nimmt euch Gut und Ehre. Aber das bringt euch nicht um. Sie spottet und hasst euch. Aber das ging Jesus nicht anders. Die Feinde jagen euch im Kreis herum. Aber das entfernt euch nicht von Gott. Und wenn ihr sterbt, ist's auch nicht tragisch, denn dann steht euch augenblicklich der Himmel offen, und das Leben fängt erst richtig an. Nichts trennt euch von der Liebe Gottes. Und habe ihr die, was soll euch da noch fehlen? Gibt's denn einen größeren Reichtum oder eine höhere Ehre, als Gottes Kind und Erbe zu sein? Gibt's einen besseren Schutz, als der Allmächtige euch bietet? Wenn ihr an

ihm festhält, so wird er euch segnen. Warum also wollt ihr nicht mutig sein? Wird ein Christ krank, so wird das zu Gottes Ehre oder zu seinem eigenen Nutzen nötig sein. Und ist er elend, wird der himmlische Vater doch irgendwie für ihn sorgen. Wollen Menschen ihn stürzen, lässt Gott ihn nicht fallen. Und nimmt man ihm das Erdenleben, schenkt Gott ihm zum Ausgleich den Himmel. Irdische Väter können böse sein und ihre Kinder im Stich lassen. Doch unser himmlischer Vater kann so etwas nicht tun, weil er die Liebe selber ist. Irdische Väter können manchmal nicht helfen, weil sie zu schwach sind. Doch unser himmlischer Vater ist allmächtig, so dass ihm niemand widersteht. Irdische Väter wissen manchmal gar nicht, wenn ihre Kinder in Not sind. Doch unser himmlischer Vater ist allwissend und kennt all unseren Kummer. Sollten wir da noch kleinlaut sein und verzagt? Im Gegenteil!" ruft Heinrich, „ich für meinen Teil trotz dem Teufel, denn in der Taufe habe ich Christus angezogen, und außer ihm hat nun niemand mehr ein Recht an mir. Ich trotz der Welt, denn sie kann mir nichts geben, das ich in Christus nicht schon herrlicher hätte. Ich trotz der Sünde, denn wenn Christus mich verteidigt, kann mich kein Ankläger verdammen. Ich trotz dem Leid, denn Christus bleibt bei mir und trocknet meine Tränen. Und ich trotz dem Tod, denn Christus ist mein Leben und wird mich fröhlich auferwecken. Was ist also dran gelegen, ob ich der Welt gefalle, wenn doch Gott Gefallen hat an mir? Vielleicht muss ich leiden," sagt Heinrich, „denn keine Rose ist ohne Dornen, kein Himmel ohne Wolken und kein Christ ohne Kreuz. Doch wenn ich mit Christus verbunden bleibe, so ist seine Stärke meine Stärke. Nichts kann mir geschehen, wenn es Gott nicht gefällt. Was Gott aber für gut befindet, will ich nicht böse nennen. Denn letztlich zählt nur, dass ich an Jesus hängen bleibe wie eine Klette am Kleid – und mich nicht abschütteln lasse. Bleibe ich an ihm, kann mich der Tod nicht schrecken, und der Teufel nicht beißen, meine Schuld kann mich nicht binden, und die Hölle mich nicht fangen. Weil Jesus gesagt hat, ich soll zu ihm kommen, kann er mich nicht abweisen. Und weil er gesagt hat, ich soll anklopfen, wird er mir seine Tür nicht verschließen."

Nun – man merkt sicher, worauf das hinausläuft. Heinrich Müller hat nicht bloß ein fröhliches Naturell, sondern er zieht aus dem Evangelium Folgerungen, die logisch unabweisbar sind. Und es tritt zu Tage, dass ein resignierender Christ mit sich selbst im Widerspruch steht. Denn ein Christ darf wissen, dass er am Sieg Jesu Christi teilhat, und soll darum nicht herumlaufen wie ein Verlierer, sondern darf aufrecht gehen und unbeirrt mutig sein. Falls Sie nun Lust bekamen, diesen Heinrich Müller einmal kennenzulernen, so muss ich ihnen leider mitteilen, dass er schon vor 345 Jahren starb. Er lebte seinerzeit in Rostock und war später Pfarrer und Theologieprofessor in Hamburg. Auch ich hätte ihn gern mal getroffen! Doch immerhin hat er ein schönes Buch voller Andachten hinterlassen. Und wenn sich jemand von Heinrichs Zuversicht anstecken lassen will, kann ich ihm nur empfehlen, in dieses Buch mal hineinzusehen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Wie du glaubst, so hast du

Wenn sie jemand fragte, wie Gott so ist und was man von ihm zu erwarten hat – was würden sie dem antworten? Würden sie sagen „ach, mach dir keine Sorgen, denn Gott ist total nett“. Oder „pass lieber auf, denn Gott ist streng“? Würden sie sagen „naja, er ist schon hart, aber gerecht“? Oder würden sie sagen, „er ist ganz geduldig und lieb“? Ich vermute, wir könnten die Frage, „wie Gott denn so ist“, nicht mit einem Wort beantworten. Wir müssten schon ein bisschen ausholen. Und trotzdem könnte bei dem, der so fragt, immer noch das Missverständnis bestehen bleiben, dass Gott, so wie er ist, für alle ist. Denn viele denken, dass Gott, wenn er ihnen als „gütig“ beschrieben wird, automatisch zu allen gleich „gütig“ sei. „Wieso auch nicht,“ sagen sie, „es haben doch alle denselben Gott! Wenn der seinem Wesen nach boshaft wäre, hätten alle einen boshaften Gott. Und wenn er lieb ist, haben alle einen lieben Gott. Sag mir also, wie Gott „darauf ist“, dann weiß ich auch, wie er zu mir ist und was ich zu erwarten habe.“ Sie meinen, das ließe sich mit einer pauschalen Auskunft klären, so wie alle, die an einem Ort wohnen, vom selben Wetter betroffen sind. Wenn die Sonne scheint, scheint sie für alle. Und wenn's hagelt, trifft auch alle der Hagel! Doch so einfach ist das nicht. Denn die Frage, wie Gott zu einem Menschen steht, ist unlöslich damit verbunden, wie dieser Mensch zu Gott steht. Habe ich einen gnädigen Gott, muss mein Nachbar noch lange keinen gnädigen Gott haben. Und zürnt Gott über ihn, muss er noch lange nicht zürnen über mich. „Ja, aber wieso?“ heißt es dann. „Ist es nicht derselbe Gott, weil's doch nur einen gibt? Und muss der nicht so, wie er für mich ist, für alle sein? Oder sollte Gott etwa unbeständig sein wie eine „schillernde Persönlichkeit?“ Nein, das gewiss nicht. Gott ist mit sich ganz einig und bleibt in sich immer derselbe. Nur lassen sich eben die beiden Fragen – wie er zu mir steht, und wie ich zu ihm stehe – nicht voneinander trennen, sondern Luther sagt ausdrücklich: „wie du glaubst, so hast du“. Glaubst du Gott seine Gnade, so stehst du auch in seiner Gnade. Doch glaubst du ihm seine Gnade nicht, so hast du sie auch nicht. Denn sie gilt nur dem, der nach ihr greift und damit anerkennt, dass er sie nötig hat. Das ist aber bloß darum ein wenig verwirrend, weil sich Gottes Evangelium in diesem Punkt von seinem Gesetz unterscheidet. Dass der Mensch nämlich unter Gottes Geboten steht und großen Zorn auf sich zieht, wenn er gegen Gottes Gesetz sündigt – das ist bei allen gleich, weil alle von Geburt an ihrem Schöpfer Gehorsam schulden. Und wenn's einer nicht wahrhaben will, gilt's ihm natürlich trotzdem! Das andere aber, jenes Evangelium, das uns um Christi willen Vergebung zusagt, das gilt nicht einfach für jeden, sondern nur für die, die es sich im Glauben aneignen. Denn schließlich wird keiner gegen seinen Willen oder ohne sein Wissen gerettet, sondern: wer Gottes Gnade ergreift, der hat sie auch – wer aber nicht zugreift, der hat sie nicht. Gott sieht, in welchem Verhängnis wir als Sünder stecken, verweist uns auf das Kreuz Christi und sagt: „...siehe da, glaube an Christum, in welchem ich dir zusage alle Gnade, Gerechtigkeit, Frieden und Freiheit; glaubst du, so hast du, glaubst du nicht, so hast du nicht; (...) denn ich habe kurz in den Glauben gestellt alle Dinge, dass, wer ihn hat, soll alle Dinge haben und selig sein, wer ihn nicht hat, soll nichts haben.“ (Martin Luther)

Wer Christus annimmt und ihn ergreift, wie er zugleich von ihm ergriffen wird, der hat in und mit Christus einen gnädigen Gott, all seinen Segen, das ganze Heil und das ewige Leben. Wer's aber nicht tut, hat weiterhin einen zornigen Gott und bleibt umso mehr seinem Fluch verhaftet, als er ja das Angebot der Versöhnung ausschlug. Misstraut er Gottes Milde, so übt Gott auch keine Milde, sondern den unversöhnlichen Gott, an den er glaubt, den hat er dann auch auf dem Hals. Das aber natürlich nicht, weil menschliches Verhalten etwas an Gottes Wesen

ändern könnte, sondern weil Gott unsere Stellung zu ihm und seine Stellung zu uns so eng miteinander verknüpft. Jene, die ihn für einen Tyrannen halten, enttäuscht er nicht, sondern denen begegnet er auch wie ein Tyrann. Jene aber, die zu ihm flüchten als zu ihrem barmherzigen Vater, die enttäuscht er noch viel weniger, sondern denen erweist er sich als barmherziger Vater. Denn so, wie sie ihn glauben, haben sie ihn dann auch. Gegen die Treuen ist Gott treu – und gegen die Verkehrten ist er verkehrt. Seinen Freunden ist er ein Freund – und seinen Feinden ein Feind. In beider Hinsicht hält er aber unverbrüchlich sein Wort. Denn dass Gott sich so verhält, wird uns in der Bibel ja vorausgesagt und erklärt. Wer da hineinschaut, kann nicht überrascht sein. Und so hart es auch scheint für die Unbelehrbaren und Verstockten, so tröstlich ist es für die Gläubigen. Denn die erfahren genau das, was ihnen Jesus im Evangelium zugesagt hat, und erleben, dass jedes seiner guten Worte auf sie persönlich Anwendung findet, gemäß einer unausweichlichen göttlichen Logik: Du glaubst an deinen himmlischen Vater, darum wird er sich dir auch als guter Vater erweisen. Du glaubst, dass er dich geschaffen hat, darum wird dein Schöpfer dich auch nicht vergessen. Du glaubst, dass Jesus in die Welt kam, um die Sünder selig zu machen, darum wird er nicht versäumen, das auch an dir zu tun. Du glaubst, dass er am Kreuz sein Blut für dich vergossen hat, darum wird sein Blut dich reinwaschen von aller Schuld. Du glaubst, dass Christus auferstanden ist, darum wird auch dein Tod nur ein Übergang sein ins ewige Leben. Du glaubst, dass Christus zur Rechten Gottes sitzt, um unser Fürsprecher zu sein, darum wird er dich auch gegen jede Anklage verteidigen. Du vertraust auf Gottes Treue, darum wirst du sie auch erfahren. Du bekennst dich zu ihm, darum bekennt er sich zu dir. Ja, mit dieser Gewissheit dürfen wir leben und sterben, dass wir an dem, was wir glauben, schon heute Anteil haben. Unser Glaube versetzt uns in die Wirklichkeit, von der das Evangelium redet. Jene anderen aber, die drüber lachen, weil sie von Gott sowieso nichts halten – dürfen die sich wundern, wenn er auch von ihnen nichts hält? Dürfen die sich beklagen, wenn sie von alledem, woran sie nicht glauben, auch nichts abbekommen? Dürfen sie jammern, dass im Himmel kein Platz für sie ist, wo sie den Himmel doch für ein Märchen halten? Sie bezweifeln ein Leben lang Gottes Güte, darum profitieren sie auch nicht von Gottes Güte. Und so wie sie sich zu Christus verhalten in der Zeit, so verhält er sich zu ihnen in der Ewigkeit. Denn das ist logisch und gerecht zugleich. Glaubst du nichts, so hast du auch nichts – außer einem kurzen Sünderleben und der Last einer Verantwortung, die du nicht tragen kannst. Glaubst du aber Gott die herrliche Gnade, die er dir in Christus anbietet, so hast du diese Gnade auch – und bist aus dem Schneider. Will aber jemand dran zweifeln oder denkt er, das sei bloß meine Idee, so findet er's bewiesen an unzähligen Stellen des Neuen Testaments. Denn wenn da die Blinden und Lahmen Jesus hinterherschreien und sich hilfeschend an ihn wenden, bekunden sie damit ja ihren Glauben. Sie trauen ihm zu, dass er mächtig ist zu heilen und zu retten, sie erkennen ihn als Gottes Sohn. Und diesen Glauben enttäuscht Jesus dann nie, sondern, nachdem er den Leuten in ihrer Not geholfen hat, sagt er ausdrücklich, ihr Glaube sei der eigentliche Grund ihrer Rettung gewesen. Jesus sagt: „Geh hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast“ (Mt 8,13). Oder: „Sei getrost, dein Glaube hat dir geholfen“ (Mt 9,22; vgl. Mk 10,52; Lk 7,50; Lk 8,48; Lk 17,19; Lk 18,42). Er sagt: „Dein Glaube ist groß. Dir geschehe, wie du willst!“ (Mt 15,28; vgl. Mt 9,29). Oder: „Dein Glaube hat dich gesund gemacht“ (Mk 5,34). Jesus traut dem Glauben zu, Berge zu versetzen (Mt 17,20; Mt 21,21). Wo aber der Glaube des Bittstellers fraglich ist, da ist es auch die erbetene Heilung (Mk 9,23-24). Und wo der Glaube wirklich fehlt, geschehen auch keine Zeichen und Wunder (Mk 6,1-6). Denn wer Gott seine Gnade nicht zutraut und nicht abnimmt, der erfährt auch nichts von dieser Gnade, sondern erfährt von Gott dieselbe Ablehnung, die er ihm entgegenbringt. Es ist daher ein großer Fehler, Glaubensfragen auf die leichte Schulter zu nehmen – so als ginge es bloß

um diskutabile religiöse Ansichten, die man haben kann oder auch nicht. Viele meinen ja wirklich, es hätte keine Folgen, was sie über Gott denken! Doch tatsächlich ist genau das die entscheidende Weichenstellung im Leben eines Menschen – und steht wie ein Vorzeichen vor seiner gesamten Rechnung. Ein alter Sinnspruch bringt das gut auf den Punkt:

„Wie du glaubst, so liebst du;
wie du liebst, so lebst du;
wie du lebst, so stirbst du;
wie du stirbst, so fährst du;
und wohin du fährst, da bleibst du!“

(Wilhelm Thieß 1834)

Die erste der fünf Thesen ist wohl am schwersten zu verstehen. Denn: „wie du glaubst, so liebst du“ – wo ist da die Verbindung? Nun, wenn ich glaube, dass mein Leben durch viel Geld gelingt, werde ich das Geld lieben. Und wenn ich glaube, dass mein Leben durch hohe Bildung gelingt, werde ich Bildung lieben. Glaube ich, das Höchste, was ein Mensch erreichen kann, sei große Macht, so werde ich die Macht mehr lieben als alles andere. Und glaube ich, das Höchste sei Ruhm oder Ansehen, stilles Glück oder wilder Spaß, so träume ich eben davon. Was dem Leben Erfüllung schenkt, wodurch es meiner Ansicht nach gelingt und wertvoll wird – darauf bin ich aus! Was das aber nun sei, steht nicht im Lexikon und lässt sich auch nicht errechnen, sondern: das ist eine Glaubensfrage! Und meine ganz persönliche Antwort bestimmt darüber, welchem Ziel ich mich hingeebe und worin ich Sinn sehe. Diesem Ideal, diesem Besitz oder Zustand gehört meine Liebe, daran hängt mein Herz, und dafür lasse ich alles andere sausen. So bestimmt mein Glaube darüber, was ich liebe. Und natürlich folgt: „wie du liebst, so lebst du“. Denn was wir lieben, bestimmt unsere Entscheidungen. Dem, was wir lieben, widmen wir gern unsere Zeit, Aufmerksamkeit und Kraft. Nur das erscheint uns wichtig, es formt unseren Charakter und beherrscht unser Denken. Denn wofür wir „brennen“, dem bringen wir auch Opfer. Wir sind dieser Sache hingeeben – der Nation oder der Familie, einem vermeintlichen Glück oder eben Gott. Die Liebe, die uns bewegt, färbt unser Dasein. Und so wie sie es eingefärbt hat, so steht's am Ende auch da. Denn: „wie du lebst, so stirbst du“. Durch sein alltägliches Leben gibt der Mensch zu Protokoll, wer er sein will. Und der Tod setzt hinter diese Niederschrift nur noch den abschließenden Punkt. Denn wie ein Baum fällt, so liegt er dann. Und der Mensch, der wir in der Zeit waren, der werden wir auch in der Ewigkeit sein. Denn eine Revision des gelebten Lebens ist nicht mehr möglich. Darum: „wie du lebst, so stirbst du“. Und: „wie du stirbst, so fährst du“. Denn je nachdem, was wir zu unserem Lebensinhalt gemacht haben, wird Gott uns beurteilen. Haben wir uns dem Vergänglichen verschrieben, gehen wir mit dem Vergänglichen unter. Und haben wir nach dem Ewigen gestrebt, werden wir mit ihm verewigt. Die Böses geliebt haben, werden dem Bösen anheimgegeben. Und die mit Hingabe das Reich Gottes suchten, werden dort aufgenommen. Das alles aber nicht vorübergehend, sondern auf Dauer. Denn: „wohin du fährst, da bleibst du“. Zwischen Himmel und Hölle gibt es später keine Brücke und keinen Austausch mehr. Denn der ganze Verlauf war ja folgerichtig und zwingend. Was wir für unser höchstes Ziel halten, das lieben wir. Was wir lieben, daran denken wir. Und aus den Gedanken erwachsen dann unsere Worte und Taten. Aus der Summe der Worte und Taten ergibt sich die Geschichte unseres Lebens. Und diese Geschichte ist der Ausweis unserer Identität, die sich nachträglich nicht mehr ändert. Denn wenn der Tod kommt, bestimmt sie unser ewiges Schicksal. Das ist genauso zwangsläufig wie gerecht! Die

alles entscheidende Weichenstellung aber geschieht dort, wo es um unseren Glauben geht. Der bestimmt unsere Marschrichtung. Er bestimmt das Ziel, bei dem wir anlangen, und damit auch, von welcher Seite wir Gott kennenlernen. Denn der ist nicht einfach (wie das Wetter) für alle gleich – und schert auch nicht alle Menschen über einen Kamm. Sondern er stellt sich zu mir, wie ich mich zu ihm stelle. Bekenne ich mich zu ihm, bekennt er sich auch zu mir. Schenke ich ihm aber kein Vertrauen, schenkt er mir auch keine Gnade. Sondern wie ich ihn glaube, so habe ich ihn dann. Für Christen gibt's aber keine fröhlichere Gewissheit als eben diese. Denn sie werden in Gott den barmherzigen Vater finden, den sie ein Leben lang geglaubt und gesucht haben, und werden am Ende ihrer Tage das freundliche Wort Jesu hören: „Sei getrost, dein Glaube hat dir geholfen.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Lauterkeit vor Gott

Manchmal ist das Leben eine verwirrende Sache und ein seltsames Getümmel. Freunde werden plötzlich zu Feinden, und Feinde zu Freunden. Das Unwahrscheinliche tritt ein, das Wahrscheinliche aber nicht. Was gestern noch sicher schien, ist heute ungewiss. Und oft findet man nicht mal heraus, ob man getäuscht wurde oder sich selbst getäuscht hat. Man gewinnt nicht nur, sondern verliert auch vieles. Und nicht mal das ist klar, ob man jeden Verlust tragisch nehmen muss. Man fragt sich: „Ist das jetzt schlimm? Ich hab's mir mit diesem und jenem verdorben – war das dumm? Ich fühle mich plötzlich überfordert – habe ich mich gehen lassen? Ich zweifle an vertrauten Menschen – darf ich das überhaupt? Versage ich gerade – oder sind das nur die Nerven? Mache ich mich zum Narren – oder komme ich gerade erst zur Vernunft? Ist das im Spiegel überhaupt noch mein Gesicht? Ist es vielleicht nur eine oft genutzte Maske, die inzwischen festgewachsen ist?“ Wenige geben zu, dass sie solche Verunsicherung kennen. Und sie gestehen es schon gar nicht vor fremden Ohren. Doch solange unser Geist wach ist, kann er auch verunsichert werden. Und so stößt man schließlich auf die Frage, ob's denn etwas gibt, was man bei all den Wandlungen und Verlusten um keinen Preis verlieren darf. Ist da etwas tief Verborgenes, das wir nicht loslassen können, ohne uns selbst zu verlieren? Verdient etwas unbedingten Schutz, so dass wir's uns nicht nehmen lassen – auch wenn sonst alles den Bach runter geht? Die Arbeit wird es wohl nicht sein, denn schließlich gibt es ein Leben nach dem Renteneintritt. Die Heimat wird es auch kaum sein, denn anderswo auf der Welt ist es ebenso schön. Die liebe Familie kann im Streit auseinanderfallen, lang bevor „der Tod uns scheidet“. Und über die Illusion, dass wir „gute Menschen“ wären, sind wir hoffentlich längst hinaus. Wer über 50 ist, hat genug Dummheiten gemacht, um sich nicht mehr klug vorzukommen. Er hat wohl auch erfahren, dass er sich auf andere Menschen nur bedingt verlassen kann. Und ist es mit uns selbst denn wirklich anders? Auch der eigene Kopf wird vergesslich, die Knochen werden morsch – und vor dem Rest unsrer Herrlichkeit wird das Alter nicht haltmachen. Der Lack ist irgendwann ab, die Konzentration lässt nach. Die meisten Felle sind schon davongeschwommen. Und das übrige holt sich der Tod. Wenn aber so vieles durch unsere Finger rinnt – gibt's dann trotzdem etwas, das wir nicht zur Disposition stellen dürfen? Etwas, was man auf jeden Fall aus dem brennenden Haus retten muss? Etwas, was man nicht verlieren darf, auch wenn man sonst alles verliert? Ja, ich denke, es gibt das. Und ich will es mit einem altertümlichen Wort unsere „Lauterkeit vor Gott“ nennen. Denn wer alles verlöre, und nur dies nicht – der wäre immernoch ein glücklicher Mensch. Was meint aber der Begriff „Lauterkeit“? Ich verstehe darunter den Willen, Gott gegenüber redlich und wahrhaftig zu bleiben – und auch auf einem Scherbenhaufen sitzend ihm noch Ehre zu erweisen und ihm nach Kräften Genüge zu tun, sodass wir tief im Herzen wenigstens mit Gott keine Tricks versuchen und ihm gegenüber keine Maske tragen. Man denke nun nicht, das sei eine große Leistung oder Tugend. Denn es ist gerade der Verzicht darauf, Tugendhaftes vorzutäuschen. Man versucht gerade nichts „vorzuweisen“ oder zu beschönigen. Man verzichtet darauf, etwas zu simulieren, was man nicht ist. Man besteht aber darauf, bei aller Schwäche doch jedenfalls nichts anderes zu wollen, als dass man vor Gottes prüfendem Auge (wenn schon nicht besteht, so doch) um Christi willen Gnade findet. Man ist deswegen längst nicht „gut“, bewahrt sich aber wenigstens den Willen, in diesem Punkt nicht falsch zu sein. Man schreibt sich keinen großen Glauben zu, hätte ihn aber gern. Man steht vor Gott in schmutzigen Kleidern, hofft aber auf die reinigende Kraft seine Barmherzigkeit. Und wenn man auch schon viele Menschen (und dazu sich selbst) getäuscht haben mag, will man's doch mit Gott ehrlich meinen. Nicht

so, als ob man jemals eine der Wahrheit Gottes entsprechende Haltung einnehmen könnte und ihm damit gerecht würde! Aber doch so, dass man diese Haltung einzunehmen wüsste, wenn man's denn könnte – damit, wenn von der eigenen Person auch sonst nichts bliebe, doch immerhin dieser Wunsch übrig bliebe, nicht aus der Gemeinschaft mit Gott herauszufallen. Lauterkeit weigert sich, den Wunsch nach Gottes Gemeinschaft mit anderen Motiven zu vermischen. Und sie stellt ihn auch nicht hintenan. Sondern sie ist entschlossen, sich wenigstens Gott gegenüber keines Verrats schuldig zu machen. So kann der Mensch dann offen gestehen, schändlich, schwach und dumm zu sein, gierig, stolz, überfordert und aller Verwerfung wert – Gott weiß das alles ja sowieso! Aber man lässt darüber keinen Zweifel aufkommen, dass man trotzdem auf Gottes Seite zu stehen wünscht und die faktische Entfernung von ihm, dies tägliche Zuwiderhandeln, für das denkbar größte Unglück seines Lebens hält. Redlichkeit in diesem Punkt ist das Eine, was man nicht verlieren darf, ohne damit alles zu verlieren. Für den aber, der die Redlichkeit bewahrt, ist jeder andere Schaden durch Gottes Gnade heilbar. Und das ist die gute Nachricht! Denn wer sich dies Eine bewahrt, kann aufs Ganze gesehen nicht mehr scheitern. Versuchen wir nämlich an Gott festzuhalten, so hält er an uns fest. Und die entstehende Bindung ist dann nicht etwa so schwach wie unsere Kraft, sondern so unfehlbar stark wie seine. Was sich Gott preisgibt, das lässt er nicht fallen, sondern erhält es um seiner Ehre willen. Und keiner, der bittend gelaufen kommt, ist ihm zu schäbig, als dass er sein Wort nicht hielte, dass er den Mühseligen und Beladenen gab. Sie dürfen sich in Gott hinein verlieren – und machen dabei den größten Gewinn! Nur müssen wir uns dafür ganz im Ernst abgewöhnen, Gott gegenüber die taktischen Spielchen zu spielen, mit denen wir uns sonst behelfen. Denn wem begegneten wir sonst schon restlos offen und unverstellt? Höchstens mit seinem Kind meint es der Mensch ganz ehrlich! Doch mehr als gegen das eigene Kind muss man vor Gott aufrichtig sein und sich vor ihm so ehrlich machen, dass man ihm sozusagen in die Augen schauen kann, ohne noch anderswohin zu schielen oder nervös zu zwinkern. Ohne Ironie und innere Reserve müssen wir vor ihm stehen, ohne einen Hauch von Raffinesse, Verstellung, Hintersinn oder Strategie. Gott gegenüber darf es keine Berechnung geben und keinen heimlichen Vorbehalt – auch nicht das Hintertürchen, dass man sich später ja noch ument-scheiden könnte! Lauterkeit kennt keine Ausflüchte, kein Versteckspiel und keinen Flirt mit dem Gegner, als Vorbereitung für einen „Plan B“. Vielmehr muss ein Mensch tief im Herzen vor Gott aufrecht stehen, damit keine Unklarheit aufkommt in der Hauptsache, dass er nämlich – wenn er auch einer der schlechtesten Jünger sein mag – doch jedenfalls auf Gottes Seite steht und sich nichts anderes zu wollen einfallen lässt. Mit Schuld besudelt sind wir allemal und erröten zu Recht! Wir können aber wenigstens darin redlich sein, dass wir nicht anders zu erscheinen suchen, sondern (ohne beschönigende Absicht und doppelten Boden) das Innere und das Äußere übereinstimmen lassen in dem ehrlichen Wunsch, nur so bei uns selbst zu sein, dass wir ganz bei Gott sind – ja, damit an unserem Leben, wenn schon sonst nichts, so doch wenigstens dieses „richtig“ und „gut“ sei, dass wir es unserem Schöpfer zu Füßen legen und seinem Urteil darüber unbesehen Recht geben. Wir sollten da lieber einfältig sein als schlau, lieber schlicht als verschlagen. Und keinen anderen Vorteil sollten wir bei Gott suchen, als den Vorteil, ganz bei ihm zu sein. Denn wer das mehr will als alles andere, dem wird es nicht verwehrt. Und wenn er lauterem Sinnes beim himmlischen Vater anklopft, wird er garantiert nicht weggeschickt. „Lauter“ ist, wer dem Blick Gottes nicht ausweichen muss, weil er keine Hintergedanken verbirgt. Es gibt dafür auch den Ausdruck „Geradheit“, der krumme Wege ausschließt. Und es gibt den Begriff der „Integrität“, der alles bezeichnet, was nicht korrumpiert wurde. „Rechtschaffenheit“ und „Redlichkeit“ meinen ganz Ähnliches – wie auch „Aufrichtigkeit“, „Wahrhaftigkeit“ und „Loyalität“. All diese Begriffe sind in der Hauptsache negativ

bestimmt durch die Täuschungsabsicht, die fehlt. Man muss bloß alles Verschlagene unterlassen! Weil uns in der Umsetzung aber selbst das misslingt, und wir unsere Unschuld so gründlich verloren haben, zählt vor Gott auch schon die ehrliche Absicht, die Philipp Spittas Lied so deutlich auf den Punkt bringt: „Ich steh in meines Herren Hand und will drin stehen bleiben; nicht Erdennot, nicht Erdentand soll mich daraus vertreiben“ (EG 374). Dies zu wollen, ist beileibe nichts Großes oder Selbstloses. Nicht aus Gottes Hand vertrieben zu werden, liegt ja im eigenen Interesse. Wer das aber begriffen hat, wird künftig alles unterlassen, was ihn zu Gott in einen inneren Abstand versetzen könnte. Und durch Gottes Geist geläutert wird er sich nicht erlauben, mit anderen Möglichkeiten zu spielen, sondern wird – sobald lästerliche Gedanken auftauchen – Gott bitten, davon befreit zu werden. Denn mit gedanklichen Spielen ist es eine ernste Sache. Wie die Bergpredigt lehrt, ist das Zürnen bereits ein inneres Töten, und das Begehren bereits ein innerer Ehebruch. Es genügt daher nicht, sich das Verkehrte äußerlich zu „verkneifen“, sondern man soll es sich innerlich schon gar nicht wünschen. Und bezogen auf die Lauterkeit des Glaubens muss das bedeuten, sich innere Reserven Gott gegenüber nicht etwa mühsam zu „verbieten“, sondern sie als großes Übel von vornherein zu verabscheuen. Mit dem, was uns ekelt, spielen wir auch nicht gedanklich herum. Und in diesem Sinne sollte uns jede Falschheit Gott gegenüber Widerwillen erregen. Denn der gesunde Zustand der Lauterkeit kennt keine Spannung zwischen dem, was man heimlich wünscht, und dem, was man außen zeigt. Lauterkeit will in aller Einfachheit nichts anderes, als von Gott geduldet und bei ihm gut aufgehoben zu sein. Und sie toleriert daher nichts, was die Beziehung stören könnte. Denn in Lauterkeit weiß der Sünder, dass er Gottes Zorn verdient – und dennoch Gottes Gnade braucht. Er weiß natürlich, dass auch Gott das weiß. Und so macht er nicht mal den Versuch, das Offensichtliche zu verbergen. Seine Schuld ist vor Gott restlos aufgedeckt, sein Glaube ist es aber auch! Und derart durchschaut, kann, will und muss der Mensch nichts mehr verhehlen. Nicht nur Gott ist ihm offenbar geworden, sondern auch er seinerseits ist vor Gott ein aufgeschlagenes Buch. Alles Versteckspiel ist zu Ende. Die Seele hat Frieden mit ihrem Gott. Und gerade so ist es dann auch gut, und so soll es bleiben. Denn wer die Gemeinschaft Gottes gewonnen hat, kann es sich leisten, im Laufe seines Lebens alles andere zu verlieren – und muss aus dem brennenden Haus nichts anderes heraustragen als eben dies. Seine Unschuld mag längst dahin sein, die Schönheit und die Gesundheit gleichermaßen. Sein guter Ruf ist vielleicht zerstört, das Konto geplündert und der beste Freund gestorben. Vielleicht hat er die meisten seiner Ideale selbst verraten, sitzt wie Hiob in der Asche und wird von aller Welt mit Spott geplagt. Manches Leben ist eine lange Geschichte von Verlusten! Und doch bleibe diesem Menschen ja das eine, das er sich nicht nehmen lässt, weil es ihn für alles übrige entschädigt – dass er nämlich den Wunsch nicht verliert, vor Gott zu bestehen und bei aller Verkehrtheit doch wenigstens ihm gegenüber aufrichtig zu sein. Gelingt das aber bis zuletzt, so muss man sich um solche Menschen keine Sorgen machen. Denn für die hat Gott längst gesorgt. Und wenn sie – von sich selbst enttäuscht, aber auf seine Gnade hoffend – die Augen schließen, stehen die Engel bereit, um sie heimzuholen. Andere erscheinen in den Augen der Welt vielleicht „fitter“ und „erfolgreicher“. Andere mögen bis ins hohe Alter blitzgescheit sein, willensstark und lustig. Doch was nützt es ihnen? Die Hölle ist voll von dieser Sorte! Manche von ihnen sind allseits beliebt und bekommen in der Zeitung einen langen, lobhudelnden Nachruf. Aber wird Gott sie deshalb bei sich willkommen heißen? Je mehr die Welt sie liebt, umso weniger fragen die Stolzen nach Gott. Und um diese, ihrer selbst allzu Gewissen, muss man wahrlich Angst haben. Denn kein Bundesverdienstkreuz wird ihnen den Himmel aufschließen. Jene anderen aber, die kein weiteres Anliegen hatten, als bei Gott anzukommen, und die ihm auch in Nöten noch auf ihre schlichte Weise treu sein wollten – jene, die nie an Gottes Güte

zweifeln, sondern immer nur an der eigenen Kraft, und die Gott darum inständig baten, ihnen durchzuhelfen: um deren Heil fürchte ich keine Sekunde, und ihre Beerdigungen sind recht verstandene Freudenfeste des Glaubens. Nun sterben auch diese Lauteren noch elend genug. Auch diesen Redlichen nimmt der Tod alle Reste ihrer einstigen Kraft, Schönheit und Weisheit. Aber was macht das schon, wenn er sie doch nicht von Gott trennen und ihnen den Siegespreis nicht nehmen kann? Was macht's, wenn sie bis zuletzt aufrichtig bemüht sind, vor Gott zu bestehen und seine Hand nicht loslassen? Wer das mit Gottes Hilfe hinbekommt, dem mag ansonsten alles genommen werden – er bleibt doch reich genug. Wer hingegen dies Eine verlor, dem wird's aller Reichtum dieser Welt nicht ersetzen können. Man verwechsle nur nicht die Lauterkeit vor Gott mit ihrer entfernten Verwandten, der Ehrlichkeit gegen sich selbst! Denn mit Gott, oder mit sich selbst „im Reinen zu sein“, ist durchaus nicht dasselbe. Vielen scheint es einerlei, ob der Bezugspunkt ihrer Rechenschaft Gott ist oder das eigene „Ich“. Sie sagen „Hauptsache, ich verliere nie die Selbstachtung. Hauptsache, ich bleibe mir treu. Hauptsache, ich kann mein Tun vor mir selbst verantworten.“ Das scheint eine der Lauterkeit ähnliche Haltung zu sein! Und doch ist es etwas völlig anderes. Denn wer meint, er habe sein Leben „vor sich selbst“ zu verantworten, erhebt eigene Maßstäbe zu der Norm, an der er sich misst. Er rückt Gott beiseite, um Richter in eigener Sache zu sein. Doch was nützt ihm die Treue zum selbstgewählten Weg, wenn er ihn von Gott wegführt? Und was nützt ihm seine Selbstachtung, wenn doch sein Schöpfer nichts von ihm hält? Nicht mit uns selbst müssen wir im Reinen sein, sondern mit Gott – er ist unser maßgebliches Gegenüber! Und darum werfe man das nicht durcheinander, ob einer versucht, sich selbst treu zu bleiben, oder sich aufrichtig der Gnade Gottes anbefiehlt. Es ist fatal, wenn er sich treu bleibt in dem, was verkehrt ist – genau diese „Treue“ besiegelt dann seinen Untergang! Doch bleibt zugleich die gute Nachricht bestehen, dass alles, was ein Mensch lauterem Sinnes in Gottes Hand legt, von dieser Hand weder verdorben noch verworfen wird. Vielmehr gilt umgekehrt: all jenes, was wir Gott vorhalten, ist im höchsten Grade gefährdet. Was wir ihm dagegen in Demut anvertrauen, findet seine Gnade. Und was wir ihm überlassen, damit er es reinige und bewahre, ist gut aufgehoben und kann nicht mehr verloren gehen – denn wir haben es in Gott „hineingerettet“. Weil wir aber nichts Wertvolleres besitzen als die eigene Seele, machen wir mit der am besten den Anfang – und bleiben dann ganz undialektisch, humorlos und stur bei jenem guten Vorsatz: „Ich stehe in meines Herren Hand und will drin stehen bleiben“. Erlaubt Gott uns aber dies Eine, so mag ansonsten fallen, was nicht bleiben will. Da mögen Berge weichen und Hügel hinfallen – wir werden doch durch Gottes Gnade immernoch reich genug sein!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Auf dass Gott mein Alles sei

Es liegt in der menschlichen Natur, dass wir uns in den Unwägbarkeiten des Lebens behaupten wollen. Und so sammeln wir Ressourcen, Waffen und Werkzeuge, die uns bei der Selbstbehauptung helfen sollen, wie z.B. Freunde und Verwandte, Besitz und Bildung, Rang und Einfluss, Gesundheit und Humor, ein „dickes Fell“, ein flottes Mundwerk und vorzeigbare Leistungen. Das alles taugt zur Verteidigung gegen die Anschläge des Schicksals. Es verschafft uns Geltung. Und so können wir von den hilfreichen Mitteln gar nicht genug bekommen. Denn im Verhältnis zu den Kräften, die unser Glück bedrohen, sind wir immer noch ziemlich zerbrechlich. Wir bleiben verwundbar und sind darum stets in Sorge – wie ein Burgherr, der immer wieder seine Mauern verstärkt, Gräben zieht und Kanonen kauft. „Schaut her“, heißt das: „ich bin nicht wehrlos, sondern tüchtig, ich bin was, hab was, kann was!“ Und diese Art der Selbstbehauptung funktioniert unter Menschen ziemlich gut. Nur, wenn wir von geistlichen Dingen reden – gelingt Selbstschutz dann auf die gleiche Weise? Wenn's um unsere Seele geht – hilft dann Imponieren, Schlau-sein, Stark-sein, Ansprüche erheben? Viele meinen, es sei im Prinzip dasselbe, und man käme auch in Glaubensdingen am besten durch, wenn man entschlossen auftritt. Sie sagen: „Schaut her, ich habe die Verdienste einer rechtschaffenen Seele, ich stelle was dar, bin einer von den Guten und mache die Welt besser!“ Doch sie ahnen vielleicht, dass dies nicht der Weg des Glaubens ist, wenn sich ein Mensch in dieser Weise Geltung verschafft. Vielmehr tut der Gläubige genau das Gegenteil. Er verweist von seiner eigenen Person weg auf Gott und spricht nicht „ich habe Macht“, sondern: **„der Herr ist meine Macht und mein Psalm und ist mein Heil“** (Ps 118,14). Nun ja, könnte man denken, so redet die Bibel eben. Der Herr ist mein „Fels“ und meine „Burg“, mein „Schutz“ und mein „Schirm“, meine „Stärke“, mein „Licht“ und mein „Trost“, meine „Freude“ und meine „Zuversicht“. Man kennt das. Nur ist es nicht bloß obenhin gesagt, sondern ernst gemeint. Der Herr ist meine Macht, heißt nicht, dass er freundlich ergänzt, was ich selbst schon an Macht habe, sondern dass er sie ersetzt. Gott unterstützt nicht meine Verteidigung, sondern ist meine Verteidigung. Und er ist dann in geistlicher Hinsicht alles, was ich habe! Gott schützt nicht etwa den ganzen Plunder, den ich besitze und vorweisen kann. Sondern er selbst wird im Glauben mein wichtigster Besitz, so dass ich nicht etwa durch Gott reich bin an irgendetwas Irdischem, sondern reich bin an Gott. Und in diesem Sinne lobt auch Martin Luther den Beter des 118. Psalms, **„...dass er rein und fein auf Gott trauet, dass Gott alles und alles in ihm wirke, rede und lebe, und er nicht auf eigene Kraft, Vermögen, Vernunft, Weisheit, Heiligkeit, oder Werk poche; er will nichts sein, auf dass Gott in ihm alles sei, und alles tue. O das ist ein hohes Lied, und ein seltsamer Gesang auf Erden, dazu auf keinen Menschen oder Fürsten, auf keine Macht der Welt, Reichtum, Freunde, Bündnis, Beistand, Weisheit, Werk, Trost oder Hilfe trotz noch sich verlässt, sondern bloß und lauter auf Gott...“** Das ist eindeutig nicht die Art von „Selbstdurchsetzung“, die im irdischen Gerangel üblich ist, sondern eine ganz andere Sache, denn Gott verhilft uns nicht zu Macht – er ist unsere Macht. Er schenkt uns nicht Leben – er ist unser Leben. Er macht uns nicht weise, sondern seine Wort ist unsere Weisheit. Er lässt uns nicht Lohn verdienen, sondern ist selbst unser Lohn. Er zeigt uns keinen Weg, sondern ist selbst der Weg. Die Burg des Glaubens besteht mit all ihren Mauern, Zinnen, Gräben und Kanonen nur aus Gott selbst – und sonst aus nichts. Eben dadurch aber (das ist das Tolle!) ist die Festung uneinnehmbar. Wieso aber das? Warum ist sie uneinnehmbar? Wird die Burg des Glaubens etwa nicht angegriffen? Doch. Wir nennen das „Anfechtung“ und müssen uns damit herumschlagen, denn wir haben einen Feind aus der Tiefe, der uns nur zu gern bedrängt! Wo der Glaube aber so in Gott

geborgen ist, wie eben beschrieben, da findet der Feind wenig Angriffsfläche. Denn der gläubige Mensch hat dann ja nur noch, was er in und mit Gott besitzt. Und so geht's wie in jener Geschichte, wo ein Dieb bei Nacht in das Haus des armen Mannes einsteigt: Während der Dieb in Schubladen und Schränken nach Wertgegenständen sucht, erwacht der arme Mann und ertappt den Einbrecher. Er geht aber nicht etwa auf ihn los, sondern lacht den Räuber aus. Er sagt: „Du armer Kerl! Was suchst du hier im Dunklen nach Geld, wo ich doch schon bei Tageslicht keins finden kann? Komm, ich helfe dir gerne suchen, ob da etwas ist, das sich zu rauben lohnt! Doch vergeblich wirst du einem nackten Mann in die Tasche greifen. Nimm ruhig alles – ich schenke dir all die Reichtümer, die ich nicht habe! Und wenn du unter meinen alten Socken doch noch eine Truhe voller Gold findest, helfe ich dir gern, sie rauszutragen.“ Nun – ist der Überfallene so stark, dass er sich den Spott erlauben kann? Nein, aber seine Stärke ist, dass er nichts besitzt. Und ich hoffe, sie denken noch daran, dass wir hier von geistlichen Dingen reden. Denn der da die Burg unseres Glaubens überfällt, ist ja kein Mensch, sondern jener Feind, der uns an die Seele will. Der will uns verklagen, verderben und zugrunde richten.

(1) Er dringt gewaltsam bei uns ein und ruft: **„Wo sind deine guten Taten, Mensch? Heraus damit! Wo sind deine Werke der Nächstenliebe? Was hast du für Verdienste vorzuweisen? Und worin besteht deine Daseinsberechtigung?“** Wenn wir uns aber darauf einlassen, uns zu rechtfertigen, und anfangen aufzuzählen, was wir Gutes getan haben, dann schlägt er uns das aus der Hand und sagt: **„Ha, du Heuchler, hast das Böse nur aus Angst vor der Strafe unterlassen. Und das Gute hast du bloß getan, um als Wohltäter dazustehen. Du hast nur gegeben, wo du hoffen konntest, etwas zurückzubekommen. Du bist ein unnützer Mensch!“** Wer darüber mit dem Teufel diskutieren will, hat schon verloren. Darum macht es der Glaube ganz anders und antwortet dem Eindringling: **„Wie denn? Gute Taten, Verdienste, Werke der Liebe suchst du? Dinge, deren ich mich rühmen könnte? Aber so etwas habe ich doch gar nicht! Ich weiß nur von den guten Taten, die Christus für mich tat, von seinem Werk der Liebe und seiner Gerechtigkeit. Durch die bin ich gerechtfertigt und lasse mir dran genügen. Die Verdienste, von denen ich lebe, sind nicht meine, sondern sind Verdienste Christi. Und die kannst du mir nicht rauben, weil sie mir gar nicht gehören. Ich profitiere zwar davon, aber Jesu Name steht drauf. Dass er mich gelten lässt, ist schon meine ganze Daseinsberechtigung. Und eine andere brauche ich nicht.“** Sehen sie, was passiert? Wo wir uns keiner Qualitäten rühmen, da ist keine Angriffsfläche für den Feind – und folglich gibt's auch keinen Kampf, kein Geschrei, keinen Verlust, sondern der Räuber läuft ins Leere.

(2) Aber natürlich nimmt er neu Anlauf und sagt: **„Nun denn, wenn du schon keine guten Taten hast, dann doch mindestens ein paar schmutzige Sünden. Du hast bestimmt ein paar Leichen im Keller, die du vor aller Welt versteckst! Die wollen wir jetzt mal ausgraben und sehen, ob du angesichts deiner Schuld auch weiterhin gelassen bleibst!“** Wer sich dann darauf einlässt, seine Taten zu beschönigen und seine Fehler zu entschuldigen, hat schon verloren. Denn rabenschwarze Sünder sind wir alle – und Ausreden lässt dieser Feind nicht gelten! Doch damit versucht's der Glaube auch gar nicht. Sondern er gibt alles zu, gesteht sogleich und sagt: **„Ja, da ist ein tiefer Keller unter meinem Haus mit viel Schändlichem und Schäbigem, das ich früher verleugnet habe und keinem zeigen wollte. Aber weißt du was? Christus hat diesen Keller schon vor dir entdeckt, ich habe ihm alles gezeigt, dessen ich mich schäme, und stell dir vor: Christus wollte, dass ich ihm alle meine Sünden übereigne! Ich musste ihm jede einzelne Untat schenken, den ganzen stinkigen Haufen meines menschlichen Mülls, wie ein Gerichtsvollzieher hat er seinen Kuckuck draufgeklebt und gesagt, das alles gehöre von nun an ihm, er**

wolle am Kreuz für diese meine Schuld bezahlen. Also schau genau hin, du böser Feind. Auf jeder meiner Untaten steht Jesu Name drauf: „von J. C. übernommen und bezahlt!“ Er hat meine Probleme zu seinen gemacht, und ich bin damit aus dem Schneider. Denn nun sind es nicht mehr meine Sünden, sondern seine. Und was nicht mir gehört, kannst du auch nicht gegen mich verwenden.“ Damit ist dem Räuber zum zweiten Mal der Wind aus den Segeln genommen.

(3) Aber deswegen gibt er nicht auf, sondern erwidert: **„Du kommst dir wohl schlau vor, meinst du hättest auf alles eine Antwort und wärst clever genug, mich auszutricksen?“** Dann fängt er an, mit uns über Theologie zu diskutieren – und woher wir denn überhaupt wissen können, dass alles wahr sei, was in der Bibel steht, ob man dafür auch genügend Beweise habe, oder ob vielleicht doch ein paar Zweifel angebracht wären! Und wer da zu argumentieren anfängt, dass sein Glaube sehr wohl kritisch sei – er könne seine Skepsis auch beweisen! –, dem schwirrt bald der Kopf und er hat verloren. Denn dieser Gegner ist überaus gescheit. Und alles, was wir mühsam mit Vernunft begründen, kann er mit der gleichen Vernunft auch wieder zerlegen. Darum bekennt man sich besser gleich zu einfältigem Vertrauen und sagt: **„Nein, mein Lieber, ich bin überhaupt nicht klug. Um Gottes Gedanken nachzuprüfen, herzuleiten und zu erklären, bin ich in jedem Fall zu dumm. Aber das muss ich auch gar nicht, weil Christus schlau genug ist für uns beide. Sein Wort ist meine Weisheit – so schlicht ist mein Denken! Und wenn Christus mir etwas zusagt, dann bin ich mir dessen auch ohne Beweis gewiss. Es reicht mir, wenn Gottes Sohn etwas sagt – so naiv bin ich! Und weiter brauche ich niemandes Bestätigung, weil Gottes Sohn nicht lügt. Du, mein raffinierter Feind, wärest sicher schlau genug, all meine Argumente aus dem Feld zu schlagen. Aber du vergisst, dass mein Heil gar nicht auf Argumenten beruht, sondern auf persönlichen Zusagen. Die Wahrheit Gottes ist eine freie Setzung des Höchsten. Und Gottes Wort steht jederzeit so fest wie der, der's geredet hat. Folglich ist auch die Wahrheit, von der ich lebe, nicht meine Wahrheit, sondern seine – mein Verstand fügt ihr nichts hinzu und bricht ihr nichts ab. Und so müsstest du schon Gott selbst dazu bringen, sein gnädiges Wort zurückzunehmen, wenn du's denn könntest. Weil du's aber nicht vermagst, muss ich dir auch nichts beweisen, sondern darf in aller Einfalt auf Gottes Treue bauen. Streite mit Gott, wenn du es wagst, aber zanke nicht mit mir. Denn wenn du sein Evangelium nicht aus der Welt schaffen kannst, wirst du's mir wohl lassen müssen.“**

(4) **„Ja, Donnerschlag“**, sagt der Feind und zieht seinen letzten Trumpf: **„Deine Frechheiten werden dir schon noch vergehen, wenn du nämlich sterben musst. Und wenn der Tod das letzte Quäntchen Lebens aus dir herauspresst, wollen wir sehen, ob du noch so munter redest! Wirst du dann weiter Spielchen spielen? Werde ich dir mit deinem armseligen Leben nicht alles nehmen?“** Sie ahnen es schon: Wer da dem Tod auf eigene Faust etwas entgegensetzen will, hat schlechte Karten. Aber wie die bessere Antwort lautet, ist auch schon klar. Ein Christ darf erwidern: **„Spar dir deine Drohungen! Denn das Leben, das du mir rauben willst, gehört mir gar nicht mehr. Es wurde schon in meiner Taufe Christus übereignet. Und so wird der Tod zwar meinen Erdentagen ein Ende setzen, wann immer es Gott gefällt. Aber mein Leben wird er mir keineswegs rauben und meine Seele nicht in die Hölle führen. Denn Christus ist mein Leben. Und wie du den nicht in der Hand hast, so kannst du ihm auch keine Seele nehmen, die ihm gehört. Wohl zerbricht meine Gesundheit, meine Kraft wird enden, alle Freunde bleiben zurück und mein Leib zerfällt. Dagegen kann ich nichts tun. Aber das bisschen Haut und Knochen – das ist doch nicht mein Leben! Sondern Christus ist mein Leben. Und wenn ich alles andere verliere, wird er mir doch bleiben. Er selbst ist mir Stärke und Burg, ist mir Weg**

und Leben, Wahrheit und Trost. All das für mich zu sein, ist auch gar nicht meine, sondern seine souveräne Entscheidung! Und die muss ich nicht mal ganz verstehen, um sie gelten zu lassen. Denn: Will Christus mein Reichtum sein, wie könnte ich da arm werden? Will er mich retten, wer kann's ihm verwehren? Und steht er mir zur Seite, wer wird ihn vertreiben? Ich allein wäre leichte Beute. Und was Christus an mir findet, weiß ich selbst nicht. Doch bin ich alles, was ich bin, durch ihn. Und so kannst du ruhig versuchen, mir etwas zu rauben – greife dem nackten Mann ruhig tief in die Taschen! Denn an meinem Leben ist gar nichts mehr dran, das mir gehörte. Was mich aber dennoch reich macht, ist die Teilhabe am Höchsten. Und die kann mir keiner geben oder nehmen, als nur der Höchste selbst. Der aber ist barmherzig und treu, er steht zu seinem Wort. Und so kläffst du armer Teufel ganz vergebens – und musst un- verrichteter Dinge deiner Wege ziehen. Denn bei mir ist für dich nichts zu holen. Ich lebe von Verdiensten, die nicht meine sind. Und ich bekenne Sünden, die auch nicht mehr meine sind. Ich baue auf eine mir zugesagte Wahrheit, die ich nicht herleiten, sondern bloß hören muss. Und ich kann mein irdisches Leben nicht verlieren, ohne im Tausch dafür ein ewiges Leben zu gewinnen.“

Nun – das alles sind plumpe Bilder für hohe, geistliche Dinge. Aber sie zeigen immerhin, wie weit unser Glaube entfernt ist von den üblichen Strategien der Selbstbehauptung. Denn in Glaubensdingen geht's gerade nicht darum, Macht mit Macht zu beantworten, Kritik mit Kritik und Klugheit mit Klugheit. Mit Imponiergehabe und breitbeinigem Auftreten kommen wir da nicht weit. Sondern eben darum geht's, sich auf einen aussichtslosen Wettbewerb der Selbstdurchsetzung gar nicht erst einzulassen, um stattdessen durch den Glauben so in Christus einzugehen und in ihm aufzugehen, ja hinter ihm und in ihm so zu verschwinden, dass der Feind, wo immer er angreift und hinfasst, immer auf Christus trifft, an dem er kein Recht und über den er keine Macht hat. Der Feind stürmt meine Burg mit Gebrüll und böser Absicht. Aber wenn ich gewissermaßen „in Christus verschwunden“ bin, stürmt er an mir vorbei. Und habe ich alles nur in der Weise, dass ich es in und durch Christus habe, kann mich keiner seiner Schläge treffen. Denn ist mein Wille mit dem Willen Gottes „eins“ geworden, so ist er unüberwindlich. Und besteht meine Gerechtigkeit allein in Christi Gerechtigkeit, muss ich auch keine Anklage fürchten. Ist mein wahrer Schatz im Himmel, kann mir kein Dieb auf Erden etwas Wesentliches rauben. Und ist Christus mein Leben, so darf meine irdische Hülle ruhig verrotten. Die Kraft des Gegners läuft dann ins Leere. Und wenn er mein Haus nach Beute durchsucht, trifft er in jedem Zimmer immer nur auf Christus. Er muss dann mit leeren Händen wieder abziehen. Und das nicht, weil ich ihm zu stark gewesen wäre, sondern weil bei mir nichts zu holen war – außer einem geistlichen Reichtum, bestehend aus Gnade, Trost und Zuversicht. Solche Beute ist nicht nach des Teufels Geschmack – darauf kann und will er nicht zugreifen. Denn auf allem klebt schon der Kuckuck, der es zum Eigentum des Himmels erklärt. Einem gläubigen Sünder gehören nicht mal mehr seine Sünden! Seine Gerechtigkeit ist ihm geliehen wie ein fremder Anzug! Und wenn man ihn umbringt, stehen gleich Engel bereit, die seine Seele in den Himmel tragen! An so einem Menschen hat der Feind nichts zu gewinnen und greift immer daneben. Denn es geht zu wie beim Stierkampf, wo der Torero ja auch der Kraft des Stieres nicht eigene Kraft entgegensetzt, sondern die überlegene Kraft des Stieres an sich vorbei ins Leere laufen lässt. Wenn nun aber jemand denkt, das sei ein leicht zu erlernender „Trick“, so muss ich ihn enttäuschen. Denn jene eigenartige Kunst des kampfflosen Sieges lehrt nur der Heilige Geist. Und wir lernen sie nur langsam und widerstrebend. Denn dazu muss sich der Mensch bereitwillig an Gott verschenken. Und das geht uns gegen die Natur. Beschrieben ist die Sache schnell: **„Werde zu nichts, damit Gott dein Alles sei – und schon**

kannst du der Diebe spotten!" Aber „Werde zu nichts, damit Gott dein Alles sei“, das ist nicht mal eben getan. Wir haben da ein Leben lang zu tun. Doch wenn's mit Gottes Hilfe gelingt, ist es dann umso herrlicher. Denn so wird der Mensch durch keinen Raub mehr ärmer und durch keine Schande mehr geschändet, sondern dieser Mensch fällt künftig, ohne zu brechen, und stirbt, ohne zu sterben.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Führung

Gottes Führung ist in der Bibel ein zentrales Thema. Denn Gott hat Pläne. Und den Menschen, die darin eine Rolle spielen, fehlt der nötigen Überblick. Sie bedürfen der Führung – Gott muss sie leiten. Und er tut das auf sehr verschiedene Weise. Manchmal redet er sie einfach an, so wie er mit Abraham und Mose sprach. Oder er führt sie durch die Wüste, indem er eine Feuer säule vorangehen lässt. Gott lenkt und leitet durch die Proklamation seiner Gebote. Er tut es durch Propheten, die sein Wort übermitteln. Manchmal geschieht Führung durch ein Losverfahren (2. Mose 28,30; 1. Sam 10,20ff). Und oft durch Träume oder Visionen. So oder so – das Verhältnis Gottes zu den Seinen entspricht dem Verhältnis eines Hirten zu seiner Herde (Ps 23). Ohne vom Hirten geführt zu werden und seine Stimme zu hören, könnten die Tiere nicht zusammenbleiben, sondern würden sich zerstreuen und – jedes für sich – irgendwo zugrunde gehen. Darum verspricht Jesus auch, seinen Jüngern ein guter Hirte zu sein (Joh 10,1-30). Er will keine einzige Seele verlieren, die ihm der Vater anvertraut hat (Joh 17,12; 18,9). Seine Jünger sollen sicher in Gottes Reich ankommen. Und so lässt er sie bei der Himmelfahrt nicht orientierungslos zurück, sondern verspricht ganz fürsorglich, ihnen den Heiligen Geist zu senden, der sie weiter in seinem Sinne führen wird (Joh 16,13; 14,26). Das ist gut und ist nötig. Denn die christliche Gemeinde kann sich nicht selbst leiten. Sie ist kein demokratisches Gebilde, das über sich selbst bestimmt. Sie hat einen Herrn und kann seinem Ruf nur folgen, wenn er vorangeht und entsprechende Signale gibt. Verschwände der Hirte im Nebel, könnte ihm niemand mehr folgen. Er muss durch sein Vorbild führen, durch seine Stimme, durch Pfiffe, Rufe oder Gesten, durch Träume und Zeichen – oder durch seinen Geist. Vieles wäre denkbar. Aber nur das Letzte, nur die Führung durch Gottes Geist, hat Christus versprochen. Und die Frage ist nun, wie das konkret vor sich geht, dass wir seine Signale empfangen und unter vielen möglichen Wegen den richtigen erkennen. „Herr, zeige mir deine Wege und lehre mich deine Steige!“ So bitten schon die Psalmen (Ps 25,4; vgl. Ps 27,11; 86,11; 139,24; 143,10). Und wir können es nachvollziehen. Denn unser Leben nimmt oft einen seltsamen Verlauf, so dass wir nicht mehr wissen, was Gott von uns will. Wir müssen ihn bitten, dass er uns darüber aufklärt. Nur – welche Reaktion erwarten wir dann? Und wie bekommen wir Antwort? Rechnen wir mit Träumen und Visionen, mit Himmelsstimmen oder wegweisenden Engeln, mit eindeutigen „Gefühlen“ oder einer „höheren Eingebung“? In der Bibel scheint das oft ganz einfach zu sein. Gideon etwa erbittet von Gott ein wunderbares Zeichen – und bekommt es prompt. Und weil es ihm nicht genügt, erbittet er zur Bestätigung noch ein zweites Zeichen – und erhält auch das (Ri 6,36-40). Propheten und Apostel stellen Gott direkte Fragen und empfangen klare Anweisungen (vgl. z.B. Apg 9,10-19). Und auch Paulus auf seinen Missionsreisen weiß zuverlässig, was von ihm erwartet wird. Da heißt es einmal, der Heilige Geist habe ihm verwehrt, in der Provinz Asien zu predigen. Der Heilige Geist habe auch nicht zugelassen, dass er nach Bithynien reist. Paulus sei dann aber durch eine nächtliche Erscheinung nach Mazedonien gerufen worden (Apg 16,6-8). Und zu gern würde man ihn fragen, wie er das konkret erlebte. Hat der Apostel einfach „gespürt“, dass er nicht nach Bithynien gehen soll? Gab es ungünstige „Vorzeichen“? War's eine plötzliche „Eingebung“? Oder hat er sich mit anderen beraten, so dass auch ganz normale Vernunftgründe eine Rolle spielten? In der Bibel scheint es so einfach, den Willen Gottes zu erfahren! Bei der Nachwahl des 12. Apostels hat man zwei Kandidaten ausgesucht, die Judas, den Verräter, ersetzen konnten. Dann hat man zwischen den beiden gelost – und das Ergebnis als Gottes Entscheidung angesehen (Apg 1,23-26). Aber kann ein Christ das heute nachmachen, wenn er nicht weiß, ob er Petra oder Monika heiraten soll – dass er dann

ein Gebet spricht, eine Münze wirft und das Ergebnis als Gottes Entscheidung akzeptiert? Die Apostel hatten einen direkten „Draht nach oben“! Ich aber weiß längst nicht immer, was Gott von mir will. „Führung durch den Heiligen Geist“ wurde der Christenheit zugesagt. Und trotzdem ist die Kirche in ihrer Geschichte auf schreckliche Weise fehlgegangen. Führung ist dem einzelnen Christen versprochen. Doch gibt es neben der Führung auch die Verführung. Und der Frömmste ist nicht sicher davor, eins mit dem andern zu verwechseln. Führung ist zugesagt. Doch in nichts ist der Mensch so geschickt wie im Selbstbetrug. Führung ist versprochen. Aber weil unser Verstand eine Gabe Gottes ist, soll Führung gewiss nicht alles Nachdenken ersetzen. Wie ist das also? Wovon reden wir? Wir reden nicht davon, dass Gottes Vorsehung unser Schicksal lenkt. Denn das tut er bei allen Menschen – mögen sie nun Gläubige sein oder Heiden. Wir reden auch nicht davon, dass Gott Menschen zum Glauben erwählt – Prädestination ist ein eigenes Thema. Sondern wir reden von denen, die bereits im Glauben stehen, und denen der Heilige Geist hilft, ihr Leben so zu führen, dass sie in der Nachfolge Christi an ihrem Hirten „dranbleiben“ und von seinen Wegen nicht abirren. „Führung ist ununterbrochene Liebesleitung Gottes dem Ziel der herrlichsten Bestimmung entgegen“ (Krummacher). Und sie hat es einzig darauf abgesehen, den alten Menschen abzubauen und den neuen Menschen aufzubauen, damit er das Ziel der Erlösung sicher erreicht. Menschen, die zum Heil bestimmt sind, werden vom Heiligen Geist zum Glauben erweckt, werden mit Christus eng verbunden und in dieser rettenden Beziehung so erhalten, dass sie durch alle Höhen und Tiefen des Lebens stets ihrer Vollendung in Gottes Reich entgegengehen. Wenn sie das Schicksal dabei aber ordentlich durchrüttelt, dürfen sie wissen, dass auch das Harte und Schwere zu Gottes Plan gehört – und keinesfalls böse gemeint ist. Ein alter Theologe sagt: „Wenn er dich demütigen wird (...), so geschieht es sicher, weil du zum Hochmut neigst. Wenn er dich arm macht, so zweifle nicht, dass Reichtum dir zu Strick und Falle geworden wäre. Wenn er dir Krankheit sendet, so ist sie nur ein ärztlicher Messerschnitt, der dein Herz von der Welt lösen soll (...). Ja, sei versichert, dass hinter alledem nur der treueste Wille, nur die mütterlichste Fürsorge um dich verborgen ist“ (Krummacher). Wenn's aber gar nicht um das „äußere“ Schicksal geht, sondern um Entscheidungen, die wir erst noch treffen müssen – wie steht es dann mit der „inneren“ Führung? Wie hilft uns Gott bei der Wahl des richtigen Weges, wenn wir die Option haben, links oder rechts zu gehen – einen Beruf zu wählen oder einen Lebenspartner, einen neuen Wohnort, einen Job, eine Partei oder eine Therapie? Sollten wir da auf ein „Zeichen“ Gottes warten? Berühmt ist der Fall Augustins, der in einer tiefen Lebenskrise steckte und eines Tages aus dem Nachbarsgarten eine Kinderstimme hörte, die rief „Nimm und lies!“. Augustin verstand das als ein Zeichen des Himmels, lief zu seiner Bibel, schlug eine beliebige Seite auf, tippte mit dem Finger hinein – und fand genau den Vers, der all seine Fragen beantwortete. So etwas kommt vor! Manchen Menschen gibt Gott einen unerwarteten „Schubs“ in die richtige Richtung. Manchmal brennt ein Dornbusch! Und trotzdem würde ich niemandem raten, passiv herumzusitzen und auf ein solches „Zeichen“ zu warten. Denn in der Regel geschieht „Führung durch den Heiligen Geist“ auf weniger spektakuläre Weise. Nämlich, wie? Ich meine, dass uns der Heilige Geist mit Gott tief innerlich vertraut macht und uns nach und nach dahin führt, dass wir uns den Willen Gottes willig aneignen. Wir lesen Gottes Wort und verstehen immer besser, was er möchte. Wir hören Gottes Gesetz und entnehmen daraus, was er verabscheut. Wir begreifen Gottes Evangelium und merken, worauf er es in seiner Güte abgesehen hat. Gott redet mit uns durch das biblische Wort und auch durch unser Gewissen. Wir bewegen das im Herzen und antworten mit Gebeten. Und aus dem inneren Dialog entsteht mit der Zeit die Vertrautheit eines vom Heiligen Geist vermittelten „Gott-Kennen“ – und der Wunsch, mit Gott ganz einig zu sein. Was für ihn vorrangig und was nachrangig ist, „begreifen“ wir

nicht bloß auf theoretische Weise, sondern „verinnerlichen“ es. Wir gewinnen Einsicht, worüber Gott sich freut und worüber er die Stirn runzelt, was für ihn Priorität hat – und was nicht. Wir lernen, die Dinge mit seinen Augen anzusehen und an seinen Maßstäben zu messen. Wir besprechen mit Gott unser Leben und wünschen, dass durch unser Reden und Tun sein Wille geschehe. Der heilige Geist formt – je länger je mehr – unser Empfinden. Und wenn wir dann verschiedene Wege betrachten, die uns offenstehen, wissen wir auch bald, welcher Gott gefallen kann, und welcher nicht. Dass wir uns dabei in Gott „hineinversetzen“ sollten, wäre ein zu hoher Anspruch. Aber anders als der kleine Menscheng Geist kennt Gottes eigener Geist Gottes tiefste Gedanken (1. Kor 2,10). Und wenn er uns an seiner Perspektive teilhaben lässt, bekommen wir ein Gefühl dafür, auf welchen Wegen Gott uns gern sieht – und auf welchen eher nicht. Wenn aber jemand fragt, ob das dann „höhere Eingebung“ ist oder bloß ein „gewöhnlicher Denkprozess“, ob es dabei „übernatürlich“ zugeht oder „natürlich“, so scheint mir das eine falsche Alternative zu sein. Denn sowohl der göttliche als auch der menschliche Geist sind beteiligt. Und niemand könnte eine Linie ziehen, wo der eine aufhört und der andere beginnt. Sehr deutlich ist das z.B. bei Luthers reformatorischer Entdeckung. Die kam sicher nicht ohne göttliche „Führung“ zustande. Und doch erwuchs sie aus ganz normaler Arbeit, nämlich aus der mühsamen Vorbereitung einer Vorlesung, die Luther halten sollte. Er hat dazu betend die Bibel studiert – und hat, sie studierend, auch immer gebetet. Er hat sich gleichermaßen seinen menschlichen Kopf zerbrochen wie er sich dem göttlichen Geist öffnete. Und am Ende tat sich die befreiende Wahrheit diesem Menschen auf, der gleichermaßen hartnäckig durch sein Nachdenken wie durch sein Beten an Gottes Türen pochte. Natürliches und Übernatürliches waren da untrennbar verwoben. Denn der Durchbruch kam nicht ohne geistige Anstrengung – und kam doch ganz durch Gnade. Die menschliche Psyche war ebenso tätig wie der göttliche Geist – und eins half nicht ohne das andere zum Ziel. Doch am Ende waren Luther die nötigen Lichter aufgegangen. Und mit geklärtem Blick konnte er dann auch gar nicht mehr anders, als der neuen Einsicht entsprechend zu handeln. Genau das scheint mir aber der normale Weg zu sein, wie Gottes Geist uns innerlich führt. Und Zeichen, Mirakel oder Träume spielen dabei eher keine Rolle. Sondern wenn ich – vor eine Entscheidung gestellt – ins Grübeln komme und versuche, meine Optionen mit Gottes Augen zu betrachten, dann entdecke ich, dass mir manche Möglichkeit nur darum lockend erscheint, weil sie mir Ansehen verschafft, Macht oder Geld. Und zugleich entdecke ich, dass andere Optionen zwar weniger schmeichelhaft sind, dass sie mir aber Gelegenheit geben, anderen Menschen hilfreich zu sein. Und das ist dann schon ein deutlicher Hinweis. Denn sobald ich die Dinge mit Gottes Augen sehe, lerne ich meine höheren und niederen Beweggründe zu unterscheiden. Ich lege nicht meinen, sondern Gottes Plan zugrunde, nicht meine, sondern seine Ziele. Und je vertrauter ich mit Gott und seinem Wort bin, umso leichter kann ich sagen, was er wohl von dieser oder jener Entscheidung hält. Ja, wenn sie den profanen Vergleich erlauben: Es geht so ähnlich zu, wie bei sehr vertrauten Menschen, bei denen wir oft gut einschätzen können, wie ihr Urteil lauten würde – auch wenn wir keine Möglichkeiten haben, sie zu fragen. Denken sie nur mal an einen lieben verstorbenen Menschen, einen langjährigen guten Freund oder die eigene Mutter. Wüssten wir nicht in vielen Dingen recht genau, was sie uns raten, was sie wollen und an unsrer Stelle tun würden? Wir wissen, welche Entscheidung „in ihrem Sinne“ wäre – und bei welcher sie sich „im Grabe rumdrehen“. Etwas Ähnliches geschieht aber auf höherer Ebene, wenn der Geist Gottes mit dem Geist eines Menschen Umgang pflegt und ihm dabei seinen Stempel aufdrückt. Denn da wird dieser Mensch bald selbst nicht mehr mögen, was Gott zuwider ist. Er wird sich aber an allem freuen, was Gott gefällt, weil das inzwischen auch seinem Empfinden entspricht. So einer hat sich Gottes Ziele, Prioritäten und Maßstäbe zu Eigen

gemacht. Und weil die eigennützigen Motive zurücktreten, findet er nur noch wichtig, was auch Gott wichtig ist. Steht der Mensch aber auf diese Weise mit Gott in Einklang – wird er da nicht auch im Sinne Gottes entscheiden? Und ist das nicht schon „Führung durch Gottes Geist“? Den Geist „haben“ und „vom Geist geleitet entscheiden“ ist dann im Grunde dasselbe. Denn da kommt nicht erst der Glaube – und hinterher als „Zugabe“ auch noch die Führung, sondern mit dem Glauben ist Führung schon gegeben. Da wird einer nicht erst in Gott gegründet – und später auch noch geleitet, sondern die Eingründung in Gott bringt das mit sich, dass er auch neu orientiert ist. Der Heilige Geist führt schon allein dadurch, dass er uns mit Gott vertraut macht. Und einmal mit ihm in Gleichklang gebracht, werden wir die Dinge auch annähernd so sehen wie Gott und im seinem Sinne handeln. Wir wissen dann nicht bloß, was wir von Rechtswegen wollen sollten (das wäre reine „Kopfsache“). Sondern wir beginnen tatsächlich von Herzen zu wollen, was wir (von Gott her) wollen sollen. Der Heilige Geist lässt uns das Gute um seiner selbst willen begehren. Und im verständigen Begehren des von Gott Gewollten liegt dann die Führung, die Christus versprach. Denn echter Glaube bewirkt so etwas wie eine „seelische Verwandtschaft“ mit Gott. Glaube ist die wirksame Gegenwart des Hl. Geistes in unsren psychischen Prozessen. Er lässt uns in jeder Entscheidung Gottes Nähe suchen und vor allem zurückschrecken, was uns von Gott trennen könnte. So bedarf göttliche Führung nicht dessen, dass wir eine Münze werfen, dass wir Engeln begegnen, einem Stern folgen oder Kinderstimmen aus Nachbars Garten hören. Sondern nur das ist nötig, dass wir die Verwirrungen unseres Lebens vor Gott ausbreiten, Gottes Wort zu Rate ziehen und – geduldig mit Gottes Augen draufschauend – all das Für und Wider hin- und herbewegen, bis uns Klarheit darüber geschenkt wird, was Gottes Gefallen, und was sein Missfallen erregt. Freilich wird das nicht gelingen, wenn man Gottes Führung unter dem Vorbehalt erbittet, sie müsse mit anderen Zielen vereinbar sein. Wer mit der Bedingung an Gott herantritt, die Nachfolge Jesu Christi dürfe ihn nicht zu viel kosten, kann lange drauf warten, „geführt“ zu werden. Und wenn einer in naiver Schwärmerei das eigene „Bauchgefühl“ mit der Stimme des Heiligen Geistes gleichsetzt, wird es auch nicht klappen. Man muss seinen „inneren Stimmen“ misstrauen, denn sie können aus sehr trüben Quellen aufsteigen! Und man darf den Aufwand nicht scheuen, dass man nachdenklich betet und betend auch nachdenkt, dass man geduldig die Bibel befragt und vielleicht auch glaubenserfahrene Schwestern und Brüder. Doch wer sich darum ehrlich und selbstkritisch bemüht, so dass er Gott immer wieder bittet, im Falle eines Irrtums deutlich korrigiert zu werden – der muss dann auch nicht mehr zweifeln, dass der Geist ihn bereitwillig lenken und führen wird. Denn Christus hat es versprochen. Und sein Wort täuscht ganz sicher niemanden: „Ich bin der gute Hirte“, sagt er. „Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie und sie folgen mir; und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie aus meiner Hand reißen“ (Joh 10,11.27-28).

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Beten ist, wenn man's trotzdem tut

Das Neue Testament fordert uns auf, ohne Unterlass zu beten, mit Geduld zu beten, mit Hingabe und Zuversicht (Lk 11,5-13; 18,1-8; 21,36; 1. Thess 5,17; Röm 12,12). Und offensichtlich sieht es ein großes Vorrecht darin, dass wir beten dürfen. Das Gebet soll uns ein Anliegen sein und eine Quelle der Kraft. Aber – wie das so ist – gerade das Beste, das wir haben, wird uns zum Problem. Denn obwohl es eigentlich ein Kennzeichen lebendigen Christ-Seins wäre, gern und fleißig zu beten, macht uns kaum etwas solche Schwierigkeiten wie gerade das Gebet. Viele haben ihre Not damit oder lassen's einfach bleiben. Denn dieses Unternehmen, mal eben mit Gott zu reden, wirkt irgendwie naiv und widersinnig. Es geht schon damit los, dass der Beter Gott anredet wie einen Menschen und dabei spricht wie zu seinesgleichen – obwohl Gott doch völlig anders ist und viel mehr, als wir uns vorstellen können. In Anbetracht dieses Unterschiedes scheint es absurd, einfach so das Wort an Gott zu richten, als wär's ein Nachbar, mit dem wir auf Augenhöhe sind. Aber mal unterstellt, wir dürften das – was wollen wir ihm eigentlich mitteilen? Ist Gott nicht allwissend? Weiß er nicht, was wir zu sagen haben, noch bevor wir den Mund aufmachen? Es scheint lächerlich, dass wir ihn über etwas informieren sollten, da er doch alles Vergangene und Künftige längst kennt und weiß! Wenn wir ihm aber nichts mitteilen, sondern uns stattdessen aufs Bitten verlegen, wird es davon nicht besser. Denn wenn ich im Vergleich mit Gott doch ein Staubkorn bin und dumm wie ein Stein – wie kann ich mir da einbilden, ich könnte auf ihn einwirken, an ihn appellieren, ihn mit Bitten zu etwas überreden, ihn drängen und beeinflussen? Hat Gott in seiner Weisheit wohl meine Vorschläge nötig, um das Richtige zu tun? Weiß er nicht viel besser, was für mich und die Welt gut ist? Oder bilde ich mir ein, dass er seine Vorsehung nach meinen Ideen spontan ändern sollte? Wie könnte Gott je zum Objekt meiner Einwirkung werden, da er mir doch jederzeit als Subjekt gegenübersteht, dessen Wirkung ich selbst bin – samt meinem Gebet? Ein Kind kann seine Eltern unter Druck setzen, indem es quengelt und nervt. Aber ist das nicht eine absurde Idee, dass wir auf diese Weise bei Gott etwas erreichen sollten? Verrät es nicht schon, dass der Beter sich Gott allzu menschlich denkt? Man redet wie zu einer anderen Person – und es ist fast unmöglich, sich das Gegenüber ohne Gesicht zu denken. Wir können nicht zu einem „Du“ sprechen, ohne dass dabei menschenähnliche Bilder in uns aufsteigen. Und wenn wir die auch sofort als falsch erkennen, brauchen wir sie dann irgendwie doch, um „Du“ sagen zu können. Wir äußern tausend Wünsche. Dabei sollten wir viel wichtiger nehmen, dass Gottes, und nicht unser Wille geschieht! Wir erzählen ihm Dinge, die er längst weiß. Und wir unterstellen, dass unsre Stimme bei Gott Gewicht hätte, obwohl das bei einer Stimme unter Milliarden nicht sehr wahrscheinlich wirkt. Wir rufen Gott Stichworte zu, als ob er drauf gewartet hätte oder unseren Rat bräuchte. Und dann erwarten wir ernsthaft, dass der Allmächtige den langfristigen Plan seiner Vorsehung um unseretwillen korrigiert? Das klingt, als ob der Beter seine Rolle naiv überschätzte. Und wenn er dann betend sich selbst zuhört, fallen ihm noch hundert Einwände ein, die sein Gebet ins Stocken bringen. Ja, schlimmstenfalls steht der Mensch als Theologe neben sich und stört das eigene Gebet mit seinen kritischen Bedenken. Denn der Beter sucht Unmittelbarkeit zu Gott, der Theologe aber verharrt in reflexiver Distanz zum eigenen Tun. Und da geht dann bald gar nichts mehr und das Gebet bricht ab, obwohl es dem Christen so natürlich sein sollte wie das Atmen. Ärgerlich ist das – und ist zugleich ein Alarmsignal. Denn die gesamte Tradition versichert uns, dass lebendiger Glaube nicht ohne Gebet sein kann. Luther sagt: „Wer nicht betet noch Gott anruft in seiner Not, der hält ihn gewisslich nicht für einen Gott, gibt ihm auch nicht seine göttliche Ehre.“ Und Johann Arndt stimmt zu:

„Ohne Gebet findet man Gott nicht; das Gebet ist ein solches Mittel, dadurch man Gott sucht und findet.“ Schleiermacher meint: „Fromm sein und Beten, das ist eigentlich ein und dasselbe.“ Und Fechner warnt: „Nimm das Gebet aus der Welt, und es ist, als hättest du das Band der Menschheit mit Gott zerrissen.“ Girgensohn bestätigt es: „Das Gebet ist ein völlig zutreffender Gradmesser für das religiöse Leben der Seele.“ Und Schlatter meint: „Da das Gebet derjenige Akt ist, durch den wir unser Wollen zu Gott wenden, besteht die Religion vor allem im Gebet.“ Zuletzt schlägt noch Joseph Zahn in dieselbe Kerbe und sagt: „So wenig es eine echte Religion gibt ohne die Gottesidee und ohne den Ewigkeitsgedanken, so wenig gibt es ein echtes religiöses Leben ohne Gebetsleben.“ Beteuerungen dieser Art finden sich ohne Zahl. Aber das Beten wird davon nicht leichter. Denn – haben wir nicht viele Gründe genannt, weshalb das Gebet einem nachdenklichen Menschen Probleme macht, warum es ihm unangemessen, naiv und anmaßend erscheint? Hilft es da irgendwie weiter, wenn man versichert, ein Christ müsse aber trotzdem beten – um jeden Preis? Weil viel auf dem Spiel steht, will ich noch einmal genauer betrachten, was einer tut, wenn er sein Herz vor Gott ausschüttet. Was will der Betende – und was bewegt ihn, Gott sein Elend und sein Glück, sein Bangen und sein Sehnen zu enthüllen? Am Anfang steht ein Impuls, der sehr vertraut, und noch gar nicht „religiös“ ist – nämlich das dringende Gefühl, dass wir mit einem inneren Erleben nicht allein bleiben möchten. Wir wollen etwas loswerden oder können uns selbst nicht helfen. Es drängt uns nach einem Gegenüber, um mitzuteilen oder Mitteilung zu empfangen. Wir wollen jedenfalls nicht bei uns selbst bleiben, sondern suchen Kontakt. Das „Ich“ sucht ein „Du“, um an dieser Adresse Negatives loszuwerden oder Positives zu empfangen, um mit Hilfe des anderen Gutes zu gewinnen oder Schlechtes zu verlieren, d.h. am Anfang steht derselbe Wunsch, der uns auch in die Welt und zu anderen Menschen treibt – nämlich der Wunsch nach einem gesteigerten Leben, das erfüllender ist und gelingender als das, was wir schon haben. Und der andere soll uns dazu verhelfen. Das „Ich“ sucht ein „Du“, um beim ihm Glück zu finden, Schutz oder Trost, Stärkung oder Vergebung, Rat oder Weisung, Lob oder Liebe. Und das Gebet ist eigentlich nur darin originell, dass sich der Beter mit diesem Bedürfnis an die Adresse Gottes wendet. Das Kind sucht die Mutterbrust und der Jäger die Beute, der Genießer sucht Unterhaltung und der Jüngling eine Geliebte. Der Beter aber sucht Gott, weil er begriffen hat, dass kein anderes „Du“ ihm geben kann, wonach er verlangt. Er sucht wahrhaft gelingendes Leben – und hat begriffen, dass er's bei Seinesgleichen nicht finden wird. In seiner Wendung zu Gott ist der Beter damit originell und klüger als der Rest. Sonst tut er aber gar nichts Besonderes. Denn sein Antrieb ist durchaus eigennützig. Der Plan ist, sich Kräfte zu nutze zu machen, die weiter reichen als die eigenen. Betend will man Gott zum Mittel machen für den eigenen Zweck. Das ist überaus menschlich – und schon im Ansatz verkehrt! Aber in der Regel geht es weniger um Gott, als um das, was der Beter sich mit Gottes Hilfe zu verschaffen gedenkt. Und erst später wird dieses Ansinnen korrigiert, wenn wir durch die Begegnung mit Gott tiefere Einsicht gewinnen. Das Gebet ist „eine Anrede des Menschen an den Willen, den er über sich weiß“ (van der Leeuw). Und diese Anrede setzt als Gegenüber einen lebendigen und persönlichen Gott voraus, der auch zu hören vermag. Ein Gebet ist also etwas anderes als die plumpe Magie, die mit Zaubersprüchen unpersönliche Mächte zu beschwören oder zu bannen versucht. Es ist auch etwas anderes, als wenn ein Philosoph in wortloser Ergriffenheit sein abstraktes „höchstes Gut“ verehrt. Denn ein Beter wendet sich an kein „Ding“ und an keine „Macht“, sondern an ein Subjekt, das angeredet werden kann. Er unterstellt, dass der Schöpfer aller Personen selbst jedenfalls nicht weniger ist als eine „Person“. Gott mag viel „mehr“ sein als nur „Person“, er ist aber gewiss keine abstrakte Größe und kein Ding. Der Beter denkt sich Gott derart, dass er mit sich reden lässt und selbst auch nicht stumm bleibt. Er denkt sich Gott als gegenwärtig, hörfähig

und handlungsfähig. Und betend nimmt er sich selbst wichtig genug, um Gott „anzuquatschen“ und mit seinen menschlichen Bedürfnissen zu behelligen. Er weiß natürlich um Gottes Überlegenheit, unterstellt sonst aber, dass er im Prinzip so denkt, redet und fühlt wie der Beter selbst. Das ist nicht besonders reflektiert. Aber es muss den Beter nicht hindern. Denn schließlich drängt ihn irgendein Anliegen – sei es nun Klage, Bitte, Lob oder Dank. Betend öffnet er sein Herz und traut Gottes Freundlichkeit wenigstens so weit, dass er sich ihm zu öffnen wagt. Der Beter glaubt nicht bloß, dass Gott da ist, sondern auch, dass man mit ihm in Kontakt treten und sich mit ihm austauschen kann. Daher beschreibt man das Gebet zutreffend als „lebendigen Verkehr des Frommen mit dem persönlich gedachten und als gegenwärtig erlebten Gott“ (F. Heiler). Und dieses Gebet steht in Parallele zu den sozialen Beziehungen des Menschen, denn „Beten heißt mit Gott reden und verkehren, wie der Schutzflehende mit dem Richter, wie der Diener mit dem Herrn, wie das Kind mit dem Vater, wie die Braut mit dem Bräutigam“ (F. Heiler). Insofern ist das Gebet wirklich die Nagelprobe, ob einer die Denkvoraussetzungen des Glaubens ernst genug nimmt, um nicht nur „über“ Gott zu reden, sondern „mit“ ihm. Was ist aber die Rechtsgrundlage des Gebets, wenn wir doch vorhin so viel Probleme sahen? Haben wir unsere vernünftigen Einwände einfach bei Seite gewischt? Nein. Aber die Rechtsgrundlage des Gebets ist auch gar nicht, dass es vom Menschen her „möglich“ erscheint, sondern dass Gott es fordert. Und wenn einer fragt, wie ich wagen kann mit Gott zu reden, muss ich antworten: „Der hat angefangen!“ Denn tatsächlich ist es Gott, der sich mit seinem biblischen Wort zuerst an den Menschen wendet, und dessen Wort dann von uns eine Antwort verlangt. Auf Gottes Anrede nicht zu reagieren, wäre an sich schon unhöflich! Doch wird uns das Gebet in der Bibel so ausdrücklich nahegelegt und aufgetragen, dass wir sozusagen „auf Gottes Verantwortung“ den Mund aufmachen. Es bleibt dabei, dass unser armer Verstand das Gegenüber des Gebets in allzu menschliche Bilder kleidet. Das müssen wir uns bewusst halten – und dürfen das Beten doch nicht unterlassen. Es bleibt eine seltsame Vorstellung, dass wir mit unseren Bitten auf Gottes Vorsehung „einwirken“ könnten. Und doch macht Jesus weitreichende Zusagen der Erhörung. Es bleibt dabei, dass die Stimme eines Sünders vor Gott eigentlich kein Gewicht hat. Aber unter der Gnade ist nichts unmöglich. Menschliches Gerede ist der Wirklichkeit Gottes garantiert nicht angemessen. Aber auch ein lallendes Kleinkind darf damit rechnen, dass sich die Eltern aus seinem Gebrabbel das Richtige zusammenreimen. Gott weiß alles im Voraus und improvisiert bestimmt nicht auf die Stichworte hin, die ich ihm zurufe. Er will aber trotzdem von mir und meinen Nöten hören. Eigentlich sollte ein Christ gar nichts anderes begehren als nur Gott selbst. Aber den Rest darf man ihm auch sagen. Denn er hat ja angefangen – Gott hat dieses Gespräch angefangen. Und wir können uns nicht entziehen! Von uns aus gesehen ist es völlig unmöglich, mit Gott zu reden. Aber ist es ihm deswegen unmöglich zuzuhören? Gewiss werden wir alles, was wir vorbringen, nach Form und Inhalt falsch ausdrücken. Aber muss das Gott hindern, uns richtig zu verstehen? Und wenn er den Menschen doch genau dazu schuf, sein Gesprächspartner zu sein – wird er's uns verdenken, wenn wir auf unbeholfene Weise versuchen genau das zu sein? Wir kennen all die klugen Einwände gegen das Gebet. Und wo es nach unserem Verstand ginge, würden wir wohl den Mund halten! Aber wenn es der Vater doch erlaubt und sogar verlangt, wenn dem Kind etwas auf der Seele brennt, darf es dann nicht an der Vorzimmerdame vorbei ins Zimmer des Vaters huschen, eben weil es nun mal mit ihm reden muss – mag es der Vernunft gerade passen oder nicht? Beten ist, wenn man's trotzdem tut. Denn Gott hat angefangen. Sein Wort ruft uns, und es wäre unverschämt, nicht zu reagieren. Ob es aber den theologischen und rationalistischen Bedenkenträgern angemessen scheint, lassen wir Gottes Sorge sein. Denn wer weiß mehr über die Möglichkeiten und Grenzen der Kommunikation mit Gott als Gott selbst? Er aber will ge-

sprächsweise mit den Gläubigen verkehren. Er will Kontakt halten. Er will nicht, dass wir ratlos verstummen. Und so dürfen wir ihm zutrauen, dass er selbst für gelingende Verständigung sorgt. Denn wenn wir nicht wissen, wie wir beten sollen, ist uns versprochen, dass der Heilige Geist uns mit seinem Seufzen vertritt (Röm 8,26-27). Und das ist der eigentliche Grund, weshalb wir zu beten wagen – dass Gott nämlich nicht nur der Empfänger der Botschaft ist (auf seiner Seite), sondern zugleich der Sender der Botschaft (auf unserer Seite). Paul Tillich sagt es überdeutlich: „Es ist Gott selbst, der durch uns betet, wenn wir zu ihm beten.“ Und an einer anderen Stelle: „Der, der durch uns spricht, ist der, zu dem wir sprechen.“ Folglich erheben nicht wir uns kontemplativ zu Gott, was eine Unverschämtheit wäre, sondern Gottes eigener Geist trägt Gott vor, was im Menschen vor sich geht. Das Gebet ist gar nicht unser Tun, sondern Gottes Tun in uns. Es entspricht völlig dem Glauben, zu dem wir ja von uns aus auch nicht „fähig“ sind. Und in Anbetracht dessen muss uns das eigene Unvermögen nicht länger hindern. Denn Gott ist ja selbst schuld, wenn er aus unserem Mund viel Unsinn hört. Er hat uns aufgetragen, dass wir mit ihm reden sollen! Seltsamerweise nimmt er wichtig, was uns durch den Kopf geht! Vielleicht soll das Gebet unseren Herzen ein Ventil verschaffen! Vielleicht war es auch unvorsichtig, dass Gott uns zum Gebet ermuntert hat: Das hat er jetzt davon, dass er viel Gerede ertragen muss! Wir aber dürfen auf seine Weisung hin beten ohne Unterlass. Denn Gottes Wort will kein Monolog sein. Er wartet auf unsere Antwort. Sollten wir sonst nichts erreichen, erreichen wir doch ihn! Und so bleibe ich denn gern bei meiner These: Beten ist, wenn man's trotzdem tut.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gemeinschaft durch Teilhabe

Wurden sie schon mal abgewiesen, weil sie nicht dazugehörten? Standen sie vor der Tür eines Lokals und wurden nicht hereingelassen? Hat man ihnen bedeutet, es sei eine „geschlossene Gesellschaft“ – und sie darum fehl am Platz? Oh, es kann bitter sein, so etwas zu hören: „Zutritt nur für Mitglieder, wir kennen dich nicht, du kommst hier nicht rein!“ Man sucht Gemeinschaft, aber die drinnen halten uns draußen. Sie wollen uns nicht dabei haben. Sie lassen uns nicht als ihresgleichen gelten. Und wir spüren dann, dass wir Gemeinschaft nur schlecht entbehren können. Natürlich muss der Mensch nicht überall „dazugehören“ – aber irgendwo doch schon! Irgendwo soll es eine Gemeinschaft geben, wo man uns erwartet, wo also unser Da-Sein nicht begründet werden muss, sondern immer ein Platz für uns frei ist. „Gemeinschaft“ heißt, bei anderen zuhause sein und teilhaben, weil jeder am Leben des anderen Anteil nimmt. „Gemeinschaft“ ist, wo man uns den Raum gibt, den wir brauchen. Da muss ich mich nicht verstellen, muss mich nicht rechtfertigen oder etwas beweisen. Da bin ich mit den anderen genauso einverstanden wie sie mit mir. Und nicht mein Da-Sein bedarf der Erklärung, sondern im Gegenteil – wenn ich fehlte, würde man nach mir fragen! Solche Gemeinschaft brauchen und wollen wir. Und wer sie nicht wenigstens als Kind in der Familie erlebte, ist arm dran. Fragt man aber, was so eine gute Gemeinschaft erfordert und was dazu nötig ist, dann zeigt sich, dass es zwar einer wechselseitigen Anziehung bedarf (das ist klar), dass es aber allein mit dem Streben nach Einheit noch nicht getan ist. Denn neben Zusammenhalt und verbindlicher Nähe braucht gute Gemeinschaft auch das rechte Maß an Distanz. Gemeinschaft hebt Trennung auf. Sie ist darum aber noch kein Prozess der „Verschmelzung“ (der alle Grenzen verwischen würde), sondern die Beteiligten bleiben auch in der Gemeinschaft unterscheidbar. Sie verlieren keineswegs ihre Individualität und ihr persönliches Profil. Sondern das Schöne an guter Gemeinschaft ist gerade, dass einer den anderen mit seinen Eigenheiten gelten lässt. Gerade dann ist Gemeinschaft angenehm, wenn die anderen nicht verlangen, ich müsste ihnen gleichen! Gerade darin liegt das Geheimnis, dass man sich um der Nähe willen nicht aufgeben muss. Und so erwächst gute Gemeinschaft nicht bloß aus dem Wunsch, beieinander „Nestwärme“ zu finden. Sondern ebenso wichtig ist, dass man (bei aller Nähe) doch nicht „übergriffig“ wird und den anderen nicht in plumper Vertraulichkeit vereinnahmt. Vielmehr ist die Grundbedingung guter Gemeinschaft, dass ich dem anderen gönne, was ich mir selbst wünsche – dass er nämlich der sein und bleiben darf, der er ist. Und das ist dann keine klebrige Umarmung, in der das Gegenüber erstickt, keine Luft mehr bekommt und zur Anpassung gedrängt wird, sondern es ist Nähe bei gleichzeitigem Respekt. Jeder darf weiter er selbst sein, darf trotzdem mittendrin dabei sein – und billigt den anderen dasselbe zu. Denn nur so wird es dem Menschen gerecht. Und nur so bleibt auch der Friede erhalten, ohne den die Gemeinschaft nicht von Dauer wäre. Ihre Basis ist also keineswegs, dass alle gleich sein müssten, sondern dass sie sich in ihrer Verschiedenheit gelten lassen. Doch warum reden wir davon? Geht's etwa nur um das Miteinander von Menschen? Nein. Noch viel nötiger brauchen wir Gemeinschaft mit Gott. Denn was uns mit Freunden und Verwandten verbindet, ist ja immer befristet. Es trägt nur, bis sich unsere Wege wieder trennen, bis man sich aus den Augen verliert, sich entfremdet, sich zerstreitet oder einer stirbt. Die langfristige Gemeinschaft aber, zu der wir geschaffen wurden – das ist die Gemeinschaft mit Gott. Mit unserem Schöpfer im Dialog zu stehen – das ist die eigentliche Bestimmung unsers Lebens! Und nur diese Gemeinschaft reicht über den Tod hinaus. Denn hier auf Erden sind wir stets „auf Abruf“. Bei Gott aber sollen wir dauerhaft Heimat finden. Und so ist die zentrale Lebensfrage des Menschen,

wie er die Gemeinschaft mit Gott verfehlt – und wie er sie erlangt. Bei Gott willkommen sein oder draußen stehen, dazugehören oder ausgeschlossen sein, Zugang haben oder abgewiesen werden – mit dieser Alternative beschäftigt sich die Bibel auf jeder Seite. Denn seit der Mensch sich im Sündenfall von Gott getrennt hat und ihm fremd wurde, seit der Vertreibung aus dem Paradies stehen die Türen des Himmels nicht mehr offen, und Gott ist auch nicht jedermanns Freund, sondern ganz bewusst steht er mit manchen Menschen im Bunde – und mit anderen nicht. Die Bibel aber befasst sich genau mit der Frage, auf die es nun ankommt: Wie nämlich ein von Gott getrennter Mensch neue Gemeinschaft mit ihm erlangen kann. Und das Evangelium gibt darauf die klare Antwort, dass wir neue Gemeinschaft mit Gott nur erlangen durch die Vermittlung Christi und durch die Teilhabe an Christus im Glauben. Das Evangelium selbst ist nichts anderes als eine von Christus ausgehende Einladung zur Gemeinschaft mit ihm. Die aber ist zugleich die erneuerte Gemeinschaft mit Gott dem Vater im Heiligen Geist. Und wir erlangen sie durch den Glauben, die Taufe und das Abendmahl. Denn nicht jeder Mensch gehört automatisch zu Gottes vertrautem Freundeskreis. Nein! Seit die ursprüngliche Harmonie zerbrach, gibt es ein „Draußen“ und ein „Drinnein“. Es gibt getrennte Welten des Unheils und des Heils. Und das Evangelium tut uns kund, wie man von einer Sphäre in die andere hinübergelngt. Denn eben dazu hat Gottes Sohn den Himmel verlassen und sich auf den Weg gemacht, um hier in der Welt all die Verlorenen zu suchen, die mit Gott gebrochen haben, sie wieder heimzubringen und mit dem Vater zu versöhnen. All die Abgeschnittenen und Verlaufenen, die Christus findet, integriert er in den „Leib Christi“, den wir „Kirche“ nennen. Er holt sie herein. Er beansprucht sie für sich. Und die sich nicht entziehen, haben dann nicht bloß an Christus teil, sondern haben in ihm und durch ihn auch das Heil, die Seligkeit und das ewige Leben. Denn Gott nicht kennen zu wollen, das ist recht eigentlich der Tod. Wahres Leben aber besteht in der versöhnten Gemeinschaft mit ihm. Und Christus ist der Lotse und Türöffner, der die Verlaufenen und Zerstreuten bei Gott wieder einführt und den Kontakt wieder herstellt. Als Sünder sind wir erst mal alle Ausgestoßene, die sich unmöglich gemacht haben, sind mit dem himmlischen Vater nicht mehr kompatibel und zu Recht aus seiner Nähe verbannt. Da stehen wir vor verschlossenen Türen und finden aus eigener Kraft keinen Zugang mehr. Doch Christus hat uns an den Straßen und Zäunen aufgelesen und in das Haus des Vaters zurückgerufen zu neuer Gemeinschaft. Durch die Taufe auf seinen Namen hat er uns in den Leib Christi einbezogen. Und dieser Zugehörigkeit dürfen wir uns bei jedem Abendmahl neu vergewissern. Denn der Kelch ist „die Gemeinschaft des Blutes Christi“. Und wer am Brot teilhat, steht in der „Gemeinschaft des Leibes Christi“ (1. Kor 10,16-17). Als Christen haben wir „Gemeinschaft in Christus“ und „in einem Geist den Zugang zum Vater“ (Phil 2,5; Eph 2,18). Gottes Sohn ist das Haupt des Leibes, zu dem er uns zusammenfügt (Kol 1,18-20; Röm 12,5). Und er tut es, damit alle, die mit ihm Gemeinschaft haben, auch wieder Gemeinschaft haben mit seinem himmlischen Vater (1. Joh 1,3). Jesu Jünger sollen „eins“ sein, wie er selbst mit dem Vater „eins“ ist (Joh 17,11). Denn eben dazu ist er in die Welt gekommen und hat seinen Jüngern die Herrlichkeit gegeben, damit sie in Christus sind, wie der Vater in Christus ist, und durch ihn als „Bindeglied“ der göttlichen Liebe teilhaftig werden, die dann nicht bloß den Vater und den Sohn im Geist zusammenschließt, sondern auch alle, die durch ihren Glauben im Sohn inbegriffen sind (Joh 17,20-23). In Christus „wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig“. Und „in ihm“ haben wir an dieser Fülle teil (Kol 2,9-10; Hebr 3,14; 2. Petr 1,4). Darum kann man das ganze Evangelium auf diesen einen Nenner bringen, dass es „Koinonia“ anbietet und herstellt – nämlich Gemeinschaft mit Gott durch die Teilhabe an Christus. Und natürlich ist dies neue Miteinander von wechselseitiger Liebe geprägt. Es zieht uns mächtig zu Gott hin, wie es ihn auch zu uns gezogen hat. Doch, wenn die Bindung von

Dauer sein soll, gehört noch etwas anderes dazu. Denn – erinnern sie sich, was wir eingangs über „gute Gemeinschaft“ sagten? Sie lebt nicht bloß von inniger Nähe, sondern ebenso davon, dass man nicht übergriffig wird. Sie braucht Respekt. Und darum besteht die in Christus erneuerte Gemeinschaft mit Gott nicht darin, dass wir mit Gott „verschmelzen“, dass wir die Grenzen verwischen, aufdringlich werden oder gar anfangen, uns mit Gott zu verwechseln, sondern gerade darin, dass wir auch in der innigsten Gemeinschaft von Gott verschieden bleiben – und uns eben darin mit ihm ganz einig sind. Denn war's nicht Distanzlosigkeit, war's nicht ein freches Verwischen der Grenzen, was Gott und Mensch im Sündenfall auseinanderbrachte? Die anfangs harmonische Gemeinschaft zerbrach, als Adam und Eva „übergriffig“ wurden und zugleich mit Gottes Gebot den missachteten, der es gegeben hatte. Sie sind damit Gott „zu nahe getreten“. Sie taten einfach so, als wären seine Vorgaben nicht bindend. Sie missbrauchten sein Vertrauen, dispensierten sich von dem geschuldeten Respekt und nahmen sich Freiheiten, die nur Gott zustehen. Eben das zerstörte die Gemeinschaft. Und es hat Gott viel gekostet, die Sache zu bereinigen! Was wird nun also das oberste Prinzip der neuen Gemeinschaft sein? Was werden wir tunlichst vermeiden? Natürlich den alten Fehler, der die Gemeinschaft zerstörte – den gilt es zu vermeiden! Nachdem der Streit beigelegt ist, werden wir uns hüten, erneut in Gottes Recht einzugreifen. Und so lassen wir es (bei aller innigen Nähe zu Gott) doch nicht an Respekt fehlen. Sondern wir sind mit Gott genau darin einig, dass Gott und Mensch – ohne getrennt zu sein – doch unterschieden bleiben und sich nicht auf Augenhöhe befinden. Als wir das Gefälle zwischen Gott und uns nicht achten wollten, wurde uns das zum Verhängnis. Und der Glaube, der draus gelernt hat, sagt darum: „Ist in Ordnung, kommt nicht wieder vor. Gottes Gottheit soll nun ewig unbestritten sein! Er herrsche über alles, was meine Person innerlich oder äußerlich, jetzt oder künftig angeht. Denn in meinem Leben soll keiner mehr zu Gott in Konkurrenz treten – und am allerwenigsten ich selbst. Er ist Gott, und ich bin's nicht. Er hat zu bestimmen, ich habe zu folgen. Und dieser Wahrheit will ich nicht mehr zuwiderhandeln, sondern will Gott die Ehre geben und mich selbst überhaupt keines Dinges rühmen, außer, dass er mich in seiner Barmherzigkeit duldet und mir gnädig ist“. Ja, an solcher Zurückhaltung erkennt man den Glauben. Wir sind mit Gott darin einig, dass wir uns von Gott grundlegend unterscheiden. Und eben dieser Konsens ist es, der uns aufs Schönste mit Gott verbindet. Denn so entgehen wir der Anmaßung, greifen nicht mehr frech nach Gottes Krone und setzen uns auch nicht mehr selbstherrlich auf seinen Thron. Nun klingt das, als wär's das Natürlichste von der Welt. Und mancher wundert sich wohl, dass ich es für nötig halte, auf das Offensichtliche hinzuweisen. Das scheint keine große Erkenntnis zu sein, wenn man bloß gelten lässt, was sowieso nicht zu leugnen ist! Und doch bekommen wir's ohne den Heiligen Geist nicht hin. Und Luther hält es für so wichtig, dass er einmal sogar sagt, der Glaube sei „der Schöpfer der Gottheit“. Er meint natürlich nicht, der Glaube sei „der Schöpfer der Gottheit“, was Gott selbst betrifft – denn Gott ist von niemandem abhängig. Aber der Glaube ist sozusagen „der Schöpfer der Gottheit“ in unserem Denken, Reden, Leben und Tun. Denn was den Bereich unsrer persönlichen Empfindungen, Urteile und Wertungen betrifft, setzt erst der Glaube Gott wieder an die rechte Stelle. Was unsren persönlichen Horizont betrifft, schafft erst der Glaube wieder klare Verhältnisse, gibt Gott die Ehre und beugt sich seiner Wahrheit. Der Sünder in uns bringt das nie fertig. Der ist mit seiner Rolle immer unzufrieden. Der Glaube aber, voller Demut und Vertrauen, wahrt den Frieden und zankt nicht mehr mit Gott. Denn wer im Glauben steht, bekennt rundheraus, nicht sein eigener Herr zu sein. Er sagt „Gott ist Gott, und ich bin's nicht“. So schlicht ist die Erkenntnis! Doch ohne sie gibt es keine Gemeinschaft. Und obwohl es selbstverständlich klingt, haben wir ein Leben lang dran zu lernen. Denn wenn's im Alltag mal wieder um prekäre Entscheidungen geht: wer

macht dann die Regeln, wer setzt die Ziele? Da ruft der kleine Mensch doch wieder „Ich! Hier! Ich will der Bestimmer sein! Ich weiß es besser!“ Anmaßend versuchen wir, dem Vater ins Steuer zu greifen, weil wir uns klug vorkommen. Doch eben das gilt es zu überwinden. Denn die Gemeinschaft mit Gott können wir nur wahren, indem wir uns sorgsam von ihm unterscheiden. Und wer's nicht lassen kann, mit Gott um das Herr-Sein zu konkurrieren, wird auf Dauer keine Gemeinschaft mit ihm haben. Die Rollen zwischen ihm und uns sind klar verteilt! Das aber nicht nur grummelnd zuzugestehen, sondern fröhlich zu bejahen – das ist ebenso schwer, wie es nötig ist. Denn wie sonst würden wir Gott gerecht? „Gerecht“ ist doch, wer dem anderen gibt, was ihm zusteht und gebührt! Also lassen wir Gott erst dann „Gerechtigkeit widerfahren“, wenn wir uns vor ihm beugen und ihm das Vertrauen schenken, das er verdient. Eben das aber tut der Glaube. Und er ist damit die einzige menschliche Haltung, die Gott gerecht wird. Der Glaube wahrt die Gemeinschaft, in der die Bestimmung des Menschen liegt. Und er verbindet uns als Christen zur Gemeinschaft derer, die mit Gott Gemeinschaft haben. Der Glaube ist somit der Schlüssel zu der „koinonia“, auf die es ankommt. Und ohne den Glauben lässt sich auch keine kirchliche Gemeinschaft denken. Denn Christen untereinander bilden nur dadurch eine Gemeinschaft, dass sie alle demselben Herrn verbunden sind. Alles andere, was uns kulturell, biografisch, sozial oder mental verbindet, ist zufälliger Natur. Die Teilhabe an Christus aber erwächst nicht aus der menschlichen Gemeinschaft, sondern unsere Gemeinschaft erwächst aus dieser Teilhabe. Nicht die Kirche als Institution hält uns zusammen, sondern der Herr der Kirche, der alle, die ihm verbunden sind, auch miteinander verbindet. Kirche ist definiert als die Gemeinschaft derer, die mit Gott Gemeinschaft haben. Diese Gemeinschaft gibt es nur in und durch Christus. Und wo dieser Bezugspunkt verloren geht, ist es kein Wunder, dass Kirche auseinanderfällt. Das liegt in der Natur der Sache und kann nicht anders sein. Weil der Zerfall aber gleichbedeutend wäre mit dem Verlust der „Koinonia“ (die wir brauchen, weil sie das Ziel unseres Lebens bildet!) – darum wollen wir Gott herzlich bitten, dass er uns weiterhin im Glauben zusammenhält und uns durch den Glauben weiter bei sich beheimatet in der Zugehörigkeit, ohne die wir Gott selbst verfehlen müssten.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die Kirche als Braut Christi

Es wird sie vielleicht überraschen. Aber eine Hochzeit steht bevor. Und wenn sie's noch gar nicht wussten – als Christ sind sie nicht nur eingeladen. Sondern sie sind die Braut! Wir als Kirche sind die Braut. Und wir erwarten demnächst die Ankunft des Bräutigams, der Jesus Christus heißt. Denn das ist im Neuen Testament ein geläufiges Bild für das Reich Gottes, dass der Bräutigam (Jesus Christus) kommt, um seine Braut (die Kirche) zur Hochzeit zu führen. Vielleicht wundert man sich über den romantischen Vergleich – so mit Hochzeitsjubel und Glockenklang. Aber die Bibel findet die Analogie passend. Denn so wie die Liebe Mann und Frau zueinander treibt, so wie sie das Getrenntsein schmerzt, weil Liebende eben nur beieinander Glück und Erfüllung finden – eben so verhält es sich zwischen Christus und seiner Kirche, dass sie es kaum erwarten können, sich in der Hochzeit endgültig zu finden, sich in Treue zu verbinden und dann ewig zusammen zu sein. Genau darum geht es bei Jesu Ankunft in der Welt – und ebenso bei seiner Wiederkunft. Darum geht es sowohl in der Erwartung des Advents wie in der Erwartung des Reiches Gottes. Der Bräutigam sucht seine Braut, und Vorfriede liegt in der Luft. Denn bei einer rechten Hochzeit findet zusammen, was zusammengehört und seelisch längst eine Einheit bildet. All das quälende Warten dient nur der Vorbereitung auf die glückliche Vereinigung. Und Braut und Bräutigam nehmen sie gedanklich vorweg. Sie träumen davon, vereint zu sein – darauf leben sie hin. Denn sie wissen sich füreinander bestimmt und zählen die Tage bis zur Hochzeit, nach der sie dann nichts mehr trennt. Ja, Christus und seine Gemeinde wollen sich zärtlich in den Armen liegen. Und bis es soweit ist, sind sie voller Ungeduld und Sehnsucht. Davon redet das Gleichnis von den klugen und den törichten Jungfrauen, die gemeinsam auf die Ankunft des Bräutigams warten (Mt 25,1-13). Und darum geht es auch im Gleichnis von dem König, der seinem Sohn die Hochzeit ausrichtet und dazu viele Gäste lädt (Mt 22,1-14). Jesus bezeichnet sich einmal selbst als „Bräutigam“ (Mt 9,15). Er wird von Johannes dem Täufer so genannt (Joh 3,29). Und besonders das Buch der Offenbarung spricht des Öfteren von der Hochzeit des Lammes mit seiner herrlich geschmückten Braut, dem neuen Jerusalem (Offb 19,7; 21,2.9-10; 22,17). Schon im Alten Testament werden Mann und Frau als Gleichnis herangezogen für Gott und sein Volk. Und im Hohelied Salomos geschieht das sogar in Form von Liebesliedern, die unübersehbar erotische Anspielungen enthalten. Wir finden den Vergleich bei Jesaja, Hosea und Jeremia (Jes 61,10; 62,5; Hos 2,21-22; Jer 3,1). Am eindrücklichsten sagt es aber Paulus im Brief an die Epheser, weil er dort alle Ehemänner auffordert, ihre Frauen so zu lieben, wie Christus seine Gemeinde geliebt hat. Christus hat sich nämlich „selbst für sie dahingegeben, um sie zu heiligen. Er hat sie gereinigt durch das Wasserbad im Wort, damit er sie vor sich stelle als eine Gemeinde, die herrlich sei und keinen Flecken oder Runzel oder etwas dergleichen habe, sondern die heilig und untadelig sei“ (Eph 5,25-27). Durch die Heirat werden Mann und Frau „ein Fleisch“, sagt Paulus, sie verschmelzen geradezu. Und er deutet dieses Geheimnis auf Christus und seine Gemeinde (Eph. 5,31-32; vgl. 2. Kor 11,2). Christus ist also unterwegs zu seiner Braut, für deren Erlösung er am Kreuz sein Leben gegeben hat. Und als stolzer Bräutigam will er sie heimführen, um sich dann nie wieder von ihr zu trennen. Die Kirche aber möchte sich für ihren Bräutigam schön machen, um ihm zu gefallen, um ihn treu zu lieben und nie mehr einen anderen anzusehen. Ging alledem ein Heiratsantrag voraus? Ja! Überall, wo Christus sich durch Wort und Sakrament seine Gemeinde sammelt, ruft er Menschen dazu auf, mit ihm diese eheliche Verbindung einzugehen. Das ist sein Heiratsantrag, den die Prediger der Gemeinde übermitteln dürfen. Und folgt dann ein Verlöbnis? Ja! Durch den Kuss des Glaubens gibt die Gemeinde ihre

Zustimmung, durch denselben Glauben ergreift sie die Hand, die Christus ihr bietet, nimmt seinen Antrag an und verspricht ihm die Ehe. Gibt dann auch Christus als Bräutigam ein Eheversprechen? Ja! Er steckt der Kirche schon mal einen Ring an den Finger – das ist die Taufe. Er macht ihr das Abendmahl zum Brautgeschenk. Und er gibt ihr den Heiligen Geist als Unterpfand seiner Liebe. Wer ist es dann, der die Hochzeit ausrichtet und die Gäste lädt? Das ist natürlich Gott selbst, der Vater Jesu Christi. Denn Gottes Sohn handelt im Einverständnis mit dem Vater, so dass die Verbindung mit der Kirche auch den väterlichen Segen hat. Und wo findet die Hochzeit letztlich statt? Na, im Himmel natürlich, in Gottes Reich, wo diese Verbindung niemals enden wird. Wann soll das aber geschehen, wann beginnt das Fest? Die Vorbereitungen laufen längst, aber die Hochzeit beginnt erst, wenn in dieser Welt der letzte Vorhang fällt. Wenn wir aber keinen genauen Termin kennen, was soll die Braut solange tun? Die Kirche als Braut soll sich für ihren Bräutigam jederzeit bereithalten und währenddessen nicht etwa nachlässig verlottern, sondern soll immer frisch und vorbereitet sein, den Bräutigam guten Mutes zu empfangen. Sie soll nach Christus Ausschau halten, den Horizont nach ihm absuchen und darüber alles andere vergessen! Wenn sich aber Christus und die Kirche vermählen, was werden sie sich vor Gott versprechen? Sie versprechen, in Liebe und Treue füreinander da zu sein. Christus schützt seine Gemeinde, er leitet, ernährt und erhält sie, er steht ihr jederzeit bei und wacht eifersüchtig darüber, dass sie nicht mit anderen Männern flirtet. Die Kirche dagegen soll (ganz im Geiste Christi lebend) ihm allein hingegeben sein. Sie darf sich aber keinesfalls zu sehr mit der Welt einlassen. Denn Christus duldet keine Nebenbuhler. Er will für seine Braut der Einzige sein. Er überschüttet sie dafür aber auch mit Gaben des Heiligen Geistes – macht sie also reich an Glaube, Liebe und Hoffnung. Wie ein verliebter junger Mann bringt Christus seiner Braut Blumen und schmückt sie mit kostbaren Juwelen, die da heißen Güte und Gehorsam, Barmherzigkeit und Treue, Demut, Weisheit und Wahrhaftigkeit. Die Kirche aber, von ihrem Bräutigam so reich beschenkt, trägt den Schmuck dieser Tugenden herzlich gern und oft, denn sie will ihrem Bräutigam gefallen und hat die größte Freude daran, sich von ihm geliebt zu wissen. Wie mit den Liebesbriefen ihres Verlobten, so geht die Kirche mit der Bibel um, trägt sie an ihrem Herzen und liest die Worte des Bräutigams immer und immer wieder. Sie hält den Verlobungsring der Taufe in höchsten Ehren. Sie feiert das Abendmahl als sichtbares Zeichen seiner Zuneigung. Und andere Männer würdigt sie keines Blickes. Denn die Kirche will genauso exklusiv für Christus da sein, wie er für sie. Er ist ihr ganzer Stolz – sie sein ganzes Glück. Wie steht's aber um eine Mitgift? Bringt die Kirche etwas mit in die Ehe? Nein, leider ist die Kirche sehr arm. Und so kommt die Mitgift in diesem Fall vom Bräutigam. Denn Gottes Sohn bringt alles mit in die Ehe, was er an Gerechtigkeit und Heiligkeit, Macht und Herrlichkeit besitzt. Von Gütertrennung will er aber gar nichts wissen, sondern alles, was ihm gehört, soll künftig auch seiner Frau der Kirche gehören. Er überreicht ihr gern die Schlüssel für Haus und Hof und lässt sie in Freiheit darüber walten, damit ihre arme Herkunft bald vergessen sei. Wer wird aber bei der Hochzeit dabei sein? Da ist nicht jeder geladen – das versteht sich. Denn wer den Brautleuten ihr Glück nicht gönnt oder ihre Verbindung stören möchte, wird schon an der Tür zum Festsaal abgewiesen. Und wer sich nicht dem Anlass entsprechend festlich kleiden mag, kommt am Türsteher nicht vorbei (Mt 22,11-14). Wer den Bräutigam nicht ehrt, wird zur Party gar nicht erst geladen. Und wer kein Freund der Braut ist, muss draußen bleiben. Denn sobald das Reich Gottes gekommen ist, werden hinter dem Brautpaar die Türen zugemacht. Und dann feiert im Himmel eine geschlossene Gesellschaft, zu der man verspätete Gäste nicht mehr einlässt. Nun, vielleicht haben sie Kirche noch nie so gesehen. Und vielleicht fällt es auch schwer, sie so zu sehen. Denn die Kirche unserer Tage ähnelt gar nicht einer bildhübschen, jugendfrischen Braut, die auf ihren Liebsten wartet.

Nein, sie erscheint uns eher wie ein altes Weib mit zwielichtiger Vergangenheit. Statt Christi reine Braut zu sein, hat die Kirche eine Menge „Flecken“ und „Runzeln“ im Gesicht. Und sie wartet auch gar nicht mit leuchtenden Augen auf ihren Bräutigam, sondern hat sich schon mehr als einmal mit Fremden eingelassen. Über ihre Untreue könnte man viele böse Worte verlieren! Doch so traurig das auch ist, verstehen wir das Wesen der Kirche nicht, wenn wir in ihr nicht zuerst und zuletzt die geliebte Braut Christi sehen. Und erst wenn wir sie so zu sehen gelernt haben, begreifen wir, warum man Kirche nicht aufgeben darf, sondern um sie kämpfen muss. Denn Christus will nun mal keine andere als eben diese Braut, die er sich erwählt hat. Es ist seine Gemeinde, sie ist ihm versprochen. Und wer wegen ihres jämmerlichen Zustands auf die Kirche spuckt, sollte auf eine heftige Reaktion ihres Verlobten gefasst sein. Wohl stimmt es, dass die Braut Christi tief gesunken ist. Seine Liebesbriefe im Neuen Testament liest sie kaum noch. Den Verlobungsring hat sie irgendwo verschlampt. Und in ihr schönes Brautkleid passt sie längst nicht mehr hinein! Aber über all dem Schändlichen dürfen wir doch nicht vergessen, mit welch liebevollen Augen Christus seine Kirche sieht – und wie eifersüchtig er über sie wacht. Er hat sich „selbst für sie dahingegeben, um sie zu heiligen. Er hat sie gereinigt durch das Wasserbad im Wort, damit er sie vor sich stelle als eine Gemeinde, die herrlich sei und keinen Flecken oder Runzel oder etwas dergleichen habe, sondern die heilig und untadelig sei“ (Eph 5,25-27). Von uns ist da die Rede! Man kann es kaum glauben! Und Christi Gefühle sind durchaus nicht erkaltet. Darum kann ich nur sagen: Lassen sie uns versuchen, dass wir zu unserer Hochzeit mit Christus nicht ungewaschen und in Lumpen erscheinen. Der Bräutigam soll's ja nicht bereuen, wenn er die Kirche zum Altar führt und dort ihren Schleier lüftet! Er selbst ist ein so strahlender Held wie eh und je. Und mit seiner Ankunft ist täglich zu rechnen. Er freut sich schon auf seine geschmückte Braut! Wollen wir ihn also enttäuschen? Das darf nicht sein. Denn die Hochzeit lässt sich nicht mehr absagen. Im Himmel sind die Tische schon gedeckt. Gott Sohn will seine schöne Frau heimführen, während die Engel dazu singen. Es sollte der denkbar schönste Tag werden! Die Braut aber – unsere Kirche – ist sie bereit, ihrem Bräutigam Ehre zu machen? Oder ist sie völlig auf den Hund gekommen? Hat sie ihre Schönheit samt allem Schmuck verloren und sitzt nun heulend in der Ecke? Wenn der Bräutigam aber trotzdem kommt, wenn er plötzlich in der Tür steht und nach der Kirche fragt, nach seiner geliebten „Gemeinschaft der Heiligen“? Fragen sie mich nicht, wie das ausgeht. Ich habe keine Ahnung. Aber dass Christus kommt – das steht fest. Und sollten wir unseren Bräutigam nicht erwarten, so erwartet er doch ganz sicher etwas von uns.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Gegenwart und unser Greifen

Die gefährlichsten Illusionen sind jene, die einen großen Teil von Wahrheit enthalten. Denn man erkennt sie so schlecht. Wenn etwas direkt und dreist gelogen ist, merkt jeder gleich, dass es nicht stimmen kann. Es hat ja nicht mal den Anschein des Wahren! Wo sich aber Richtiges und Falsches mischen und verflechten, da passiert es leicht, dass man einem Irrtum Glauben schenkt, um der Wahrheit willen, mit der er verbunden ist. Und um so einen Fall schillernder Halbwahrheit soll es hier gehen. Denn in letzter Zeit höre ich immer wieder den Satz, man könne Gott überall begegnen und müsse dazu nicht in die Kirche, weil die Spuren Gottes doch im ganzen Universum, in allen Menschen und auch in den verschiedensten Kulturen zu finden seien.

Stimmt das wohl? Stimmt es zur Hälfte? Oder gar nicht? Am häufigsten hört man diese Meinung von Naturliebhabern. Denn viele begeistern sich fürs Wandern, verbringen ihre Zeit am liebsten draußen, fahren in die Berge oder ans Meer und sagen mir, dort wären sie Gott am nächsten und dort spürten sie ihn ganz deutlich, denn schließlich habe er das ja alles geschaffen.

Dasselbe hört man auch von geselligen Menschen, die Ähnliches behaupten von ihrer Hilfsbereitschaft und der praktischen Nächstenliebe. „Ist Gott nicht in jedem Menschen?“ sagen sie. „Und wenn ich so einem Menschen, der meine Unterstützung braucht, durch Worte und Taten helfe – bin ich Gott dann nicht näher, als wenn ich bloß für mich alleine in der Kirche sitze und bete?“

Eine dritte Gruppe wendet sich nach innen. Ihr Argument ist aber dasselbe. Denn sie sagen, Glaube sei für sie ein Gefühl. Und wenn sie meditierten und still in sich hineinhorchten, dann würden sie Gott tief drinnen spüren – ja, wenn sie sich ganz in sich versenkten, wäre ihnen auf dem Grunde ihrer Seele Gott ganz nahe und gegenwärtig. Sie meinen, als spirituell-begabte Menschen bräuchten sie keine Bibel, denn sie fühlten Gott doch in sich drin!

Eine vierte Gruppe kenne ich auch noch, die demselben Muster folgt. Das sind nämlich jene, die meinen dem Göttlichen in der Kunst zu begegnen, die z.B. der Ansicht sind, Gott offenbare sich ihnen in der Musik, und ein entsprechendes Konzert sei für sie darum ein tief religiöses Erlebnis, wie sie es im gewöhnlichen Sonntagsgottesdienst bestimmt nicht hätten.

Wohlgemerkt – diese Menschen wollen keine Atheisten sein! Sie meinen durchaus, dass sie Gott in ihrem Leben brauchen und auf ihre Weise gläubig sind! Aber sie suchen Gott eben auf Wegen, die für sie persönlich passen, und suchen ihn darum nicht in der Kirche, nicht in der Bibel, nicht in den Sakramenten, im Gebet, bei Jesus Christus oder in der Gemeinde, sondern – da Gott für sie größer ist als jedes Gotteshaus und umfassender als jede Religion – folgen sie seinen Spuren lieber anderswo. Sie ergötzen sich an der Natur, tun gute Taten, versenken sich in Meditation, begeistern sich für Kunst und haben das Gefühl, Gott auf diese Weise näher zu sein als die traditionellen „Kirchenchristen“, die sonntags immer „in die Kirche rennen“, weil ihrer Religiosität die „Weite“ fehlt.

Nun: Haben diese Leute Unrecht? Muss man ihnen ein klein wenig Recht geben, weil Gottes Spuren doch wirklich überall zu finden sind? Oder erliegen sie einer jener Illusionen, die besonders gefährlich sind, weil sie der Wahrheit zum Verwechseln ähnlich sehen? Stimmt es nicht, dass Gottes Schöpfung seine Größe offenbart, und auch die Schönheit der Musik auf Gott verweist? Stimmt es nicht, dass Gott die Liebe ist, und Liebe in der Mitmenschlichkeit gelebt werden kann? Stimmt es nicht, dass der Glaube seinen Ort in tieferen Schichten der Seele hat, wo man nicht nach außen schaut, sondern nach innen? Wenn das aber alles richtig

ist, warum soll dann die Schlussfolgerung falsch sein, dass man die Bibel getrost zur Seite legen kann, um am Sonntag zu wandern, am Montag zu meditieren und am Dienstag seinem Nachbarn zu helfen? Wer braucht da noch Gottesdienst und Gebet, Abendmahl und Predigt, wenn er Gott auch anders haben kann?

Für viele ist das ein verlockender Gedanke – und wenige bemerken den Fehler. Denn es ist zwar richtig, dass Gott auch außerhalb der Kirchenmauern da ist und wirkt. Falsch ist aber die Annahme, dass man ihm dort auch überall auf heilvolle Weise begegnen könne. Denn Gott ist zwar „da“. Aber das heißt keineswegs, dass er auch „für mich da“ ist, mir zugänglich wird und sich öffnet! „Etwas“ von Gott zu erfahren ist eine Sache – und ist überall möglich. Aber zu ihm in Beziehung zu treten und mit ihm Frieden zu schließen, ist etwas ganz Anderes! Seine Werke zu sehen, ist eine Sache. Seinen Willen zu begreifen, ist etwas ganz Anderes! Nur weil Gottes Arm mich streift, bedeutet das noch nicht, dass er mir sein Herz öffnet. Und nicht jede plumpe Annäherung meinerseits endet mit einer Freundschaft. Denn Gott ist zwar präsent in allem und jedem. Er ist von uns aber nur dort zu begreifen, wo er begriffen werden will. Er ist nur zu packen, wo er sich freiwillig bindet, um für uns da zu sein. Und das tut er beileibe nicht überall, sondern nur in Jesus Christus, in seinem Wort und Sakrament. Entweder haben wir ihn da – oder wir haben ihn gar nicht. Und es wird darum nichts nützen, sich an der Natur zu begeistern oder ein netter Mensch zu sein, mystische Gefühle zu haben oder sich an Musik zu berauschen. Denn die Musik versöhnt uns nicht, die Natur erbarmt sich nicht, und die Gefühle retten uns nicht.

Warum aber ist das so? Warum bringen uns Gottes Werke nicht automatisch mit ihm in Kontakt? Es liegt einfach daran, dass er ein verborgener Gott ist, der mitten in seinem überwältigenden Tun doch unbegreiflich bleibt. Er ist zwar überall, aber er erschließt sich nicht überall. Er wirkt in seiner gesamten Schöpfung, ist aber deswegen nicht überall offenbar und zugänglich. Und dass er sich überhaupt an bestimmten Punkten erschließen und binden will, ist ein großes Wunder, das wir meist gar nicht angemessen würdigen. Denn der Gott der Bibel ist ein verzehrendes Feuer und bleibt in seiner unumschränkten Freiheit stets erschreckend und bedrängend! Nichts versteht sich weniger, als dass der heilige Gott mit sich reden lässt! Und wer das recht bedächte, würde sich sehr fürchten, ihm zu begegnen. Denn er ist ein Gott, der uns den Atem raubt. Einer, der uns gegenüber alle Freiheiten hat, weil er niemandem etwas schuldet, und niemand ihm widerstehen kann. Einer der unsere verborgensten Gedanken kennt, der nach Belieben erwählt und verwirft, der macht, was er will, und nichts erklären muss. Dieser rätselhafte Gott schenkt nicht nur das Leben, sondern verhängt auch den Tod. Und er ist uns näher, als wir uns selber sind. Er ist in seinen Werken herrlich und schrecklich zugleich, ist Grund und Abgrund, ist Richter und Retter – und wenn er uns ins Verhör nähme, könnten wir ihm kein Wort antworten. Gott in seiner unumschränkten Freiheit hebt in den Himmel hinauf und stößt in die Hölle hinab, er erwartet viel und teilt seine Ehre mit niemandem. Gott in seiner Majestät ist vieles – ist aber ganz sicher nicht „umgänglich“, „nett“ oder „berechenbar“. Und das ist der eigentliche Grund, weshalb unsere Zeitgenossen irren, wenn sie meinen, sie könnten Gott auf beliebigen Wegen suchen. Denn sie denken zu harmlos von ihm.

Es naiv, durch die Natur zu wandern und zu meinen, davon verstünde ich den Schöpfer. Es ist naiv, im eigenen Familienkreis ein bisschen hilfsbereit zu sein und zu meinen, Gott sei deswegen mein Freund. Es ist naiv, im eigenen Herzen ein paar religiöse Gefühle zu kultivieren und zu meinen, Gott müsse mich dafür lieben. Es ist naiv, ins Konzert zu gehen und zu meinen, nach ein paar wohligen Schauern hätte man Gott selbst erlebt und stünde mit ihm auf vertrautem Fuß. Denn in alledem begegnet uns Gott auf unverbindliche Weise, macht dabei keine Zusagen, behält sich alle Freiheiten vor und begründet auch keine Gemeinschaft. In

Christus hingegen sieht die Sache anders aus, denn da wird uns Gottes Gemeinschaft ausdrücklich angeboten. Gott weiß, wie sehr seine Heiligkeit und Majestät das menschliche Fassungsvermögen übersteigt. Er weiß, dass er uns den Atem nimmt, wenn er sich nicht kleiner und berechenbarer macht. Darum gibt er sich an bestimmten Punkten eine Gestalt, die wir verkraften können, und bindet sich dabei an die Person Jesu Christi, an sein Evangelium und an die Sakramente. Gott weiß, dass er uns nicht unmittelbar begegnen kann, ohne uns durch seine schiere Präsenz zu erschlagen. Darum hat er die Gestalt eines Menschen angenommen und hat sich auf Jesu Wort so verpflichtet, dass wir ihn dabei behaften können. Gott hat sein Wort niederschreiben lassen, hat die Taufe und das Abendmahl gestiftet, hat Vergebung zugesagt und zu alledem auch noch seinen Heiligen Geist gesandt, damit er für uns an diesen Punkten berechenbar und zugänglich werde. Er hat sozusagen Treffpunkte festgelegt, an denen wir ihm gefahrlos begegnen können. Er hat zugesagt, dass wir ihn dort nicht verfehlen. Und an diesen Punkten zieht er Samthandschuhe an, um uns kleinen Menschen nicht weh zu tun. An diesen Punkten hat er sich auf ein Format reduziert, das unsere Köpfe fassen können, und bietet uns eine vorteilhafte Beziehung an. Geradezu zärtlich geht er mit uns um, damit wir schadlos mit ihm in Kontakt kommen – an den besagten Punkten. Aber eben nur da! Und wer ihn anderswo sucht, außerhalb seiner Offenbarung, fern der christlichen Gemeinschaft, ohne Gottes Wort und Sakrament, der bekommt es dort nach wie vor mit einem verborgenen Gott zu tun.

Luther hat das auf den Punkt gebracht als er sagte, es sei ein großer Unterschied zwischen Gottes Gegenwart und unserem Greifen. Gott ist überall frei und ungebunden, sagt Luther. Gott steht nirgends angekettet wie ein Verbrecher am Pranger. Sondern seine Gegenwart ist etwa so wie die Gegenwart der Sonnenstrahlen. Sonnenstrahlen sind uns ja auch ganz nah! So nah, dass sie uns in die Augen stechen, und wir ihre Wärme auf der Haut fühlen! Und doch könnten wir die Sonnenstrahlen nicht greifen und in einen Kasten einschließen, auch wenn wir noch so lange danach haschen wollten. Wir können die Sonnenstrahlen vielleicht draußen halten, wenn wir am Fenster die Gardinen zuziehen. Aber anfassen oder greifen, besitzen, behalten, einschließen oder festbinden können wir diese Strahlen nicht. Es bleibt da immer ein großer Unterschied zwischen ihrer Gegenwart und unserem Greifen! Und genau so, sagt Luther, ist es auch mit Gott. Denn wenn der auch überall gegenwärtig ist, lässt er sich doch nicht überall packen, sondern gerade, wenn wir meinen ihn zu greifen, entschlüpft er uns, so dass wir nur die Schale behalten und den Kern doch nicht erwischen. Warum aber ist das so? Einfach weil es einen Unterschied macht, ob Gott „da“ ist, oder ob er „für uns da“ ist. Dann aber ist er „für uns da“, wenn er sein Wort dazutut, sich damit „anbindet“ und sagt: Hier sollt ihr mich finden. Haben wir Gottes Wort darauf, so können wir ihn dabei behaften, dürfen seine Gnade ergreifen und sagen: Hier habe ich dich, wie du es versprochen hast.

Im biblischen Wort, in der Taufe und im Abendmahl bekommen wir Gott so zu fassen, weil er es angeordnet hat und da gefasst werden will. Aber anderswo? Natürlich ist Gott auch anderswo, ist allgegenwärtig, überall und nirgends. Doch nur dort kann man heilvoll mit ihm in Beziehung treten, wo er sich durch sein Wort selbst bindet, Zusagen gibt und den Menschen an einen Ort bescheidet, wo er sich finden lässt, sich mitteilt und erschließt. Gott tut das nicht immer und überall, tut's aber zuverlässig in der Person Jesu Christi, in der Taufe und im Abendmahl, im Gebet, im biblischen Wort und in der Gemeinschaft der Gläubigen. Das sind die wenigen Punkte, an die Gott sich gebunden und wo er versprochen hat, auf menschenfreundliche Weise für uns erreichbar zu sein. Da finden wir denn auch keinen verborgenen Gott, sondern einen barmherzigen Vater, der uns mit offenen Armen empfängt. Anderswo aber können wir vergeblich von einem Geschöpf zum andern laufen, können die Natur begaffen

und unsere Mitmenschen beglücken, können Räucherstäbchen anzünden, meditieren oder sonst was anstellen – ohne Gottes Angesicht auch nur von ferne zu sehen. Denn an den Orten, die wir selbst bestimmen, ist er zwar „da“, ist aber nicht „für uns da“ und will auch nichts von uns wissen. Es ist also nicht beliebig, wie man sich Gott nähert. Denn er selbst hat bestimmt, auf welche Weise das geschehen soll. Er selbst hat die Treffpunkte festgelegt, an denen er sich mit uns verabredet. Und wer die ignoriert, wird ihn nicht zum Freund haben.

Wie ist es also? Kann man einen großen Bogen um die Kirche machen und Gott anderswo suchen, weil seine Spuren doch im ganzen Universum zu finden sind? Wir müssen das nun verneinen. Und der Irrtum ist gerade deshalb so gefährlich, weil er der Wahrheit so ähnlich sieht. Wir haben es zwar überall mit Gott zu tun, und alles Gute und Schöne in dieser Welt zeugt irgendwie von ihm. Aber davon, dass ich das weiß, habe ich noch lange keinen Frieden mit Gott, bin nicht mit ihm versöhnt und nicht mit ihm im Reinen. Ich kann also nicht Wandern gehen und dafür das Abendmahl weglassen. Ich kann nicht durch Mitmenschlichkeit das Bibellesen ersetzen. Weder Kunst noch Kultur oder Musik offenbaren den Geist Gottes. Und esoterische Gefühle nützen rein gar nichts, wenn mir Jesus Christus fehlt. Denn Gott hat es nicht den Menschen überlassen, auf welchen Wegen sie ihn finden sollen. Es sind nur wenige Punkte, an denen er mit uns kompatibel ist und seine Türen geöffnet hat. Und wer an denen vorübergeht, wird zu Gottes Haus keinen anderen Zugang finden, sondern wird draußen bleiben. Wer das aber „hart“ findet, der mache sich klar, dass Gottes Liebe kein allgemeines Prinzip ist, sondern in Christus sehr konkrete Gestalt gewann. Gott ist nicht irgendwie „lieb“ und nicht pauschal „barmherzig“, sondern hat sehr konkret festgelegt, auf welche Weise und auf welchen Wegen er barmherzig zu sein gedenkt. Das Neue Testament sagt klar genug, wie und worin uns Gottes Liebe erreichen soll! Sie hat die Gestalt des Glaubens und der Nachfolge, die sich an Jesus Christus bindet und mit Christus gemeinsam durch den Tod ins Leben geht. Darum ist nicht alles ein Gnadenmittel oder Sakrament, was wir dafür halten möchten. Die Taufe aber, das Abendmahl und das biblische Wort – das sind nach Gottes Willen die Kanäle, durch die uns seine Liebe zufließt. Wer sich an diese Kanäle nicht anschließt, darf nicht klagen, wenn ihn Gottes Liebe nicht erreicht. Denn Gott überlässt es nicht uns, auf welchem Wege wir gerettet werden möchten. Er sagt: Wollt ihr mich so nicht, bekommt ihr mich gar nicht. Und wer das nicht recht und billig fände, der hätte wohl nicht verstanden, mit wem er es zu tun hat...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Wort

Gottes Wort Wer von Berufs wegen auf die Kanzel steigt und redet, erfährt dabei viel von der Ohnmacht des menschlichen Wortes. Und manchmal denkt er, es sei doch vieles „in den Wind geredet“, weil noch so viele Worte die nicht verändern, die nicht verändert werden wollen. Die Gedanken sind bekanntlich frei, jeder von uns kann seinen Kopf auf Durchzug stellen, und wer nicht hören mag, wird in der Regel auch nichts fühlen. Denn aus der Not heraus haben wir alle Mechanismen entwickelt, um uns vor dem Gerede der anderen zu schützen. Und wenn uns nicht gefällt, was wir hören, lassen wir Worte an uns abperlen wie Tropfen an einem Regenmantel. Wir filtern die vielen Informationen, die auf uns einströmen, und nehmen uns bei Weitem nicht alles zu Herzen, sondern sagen: „Na ja, der redet ja bloß, das tut uns nicht weh, da kommt viel heiße Luft, aber ich denk mir meinen Teil und befasse mich innerlich mit etwas anderem.“ Worte sind rasch verklungen – und selbst wenn man sie aufschreibt, ist das Papier sehr geduldig. Gesagtes kann man ignorieren und kann es vergessen, man kann es anzweifeln und kann behaupten, man habe es sowieso nicht verstanden. Man kann Worte mit Schweigen übergehen oder sie mit noch mehr Worten zurückweisen – und ist so oder so nicht gezwungen, sie an sich heran zu lassen. Selbst wenn man uns nötigt, etwas anzuhören, entscheiden wir immernoch selbst, ob wir es zu Herzen nehmen. Und wenn wir das nicht wollen, läuft auch der größte Redeschwall ins Leere. Ist das nicht große Ohnmacht, die wir alle schon erlitten haben, weil unsere Worte nicht das Gewicht hatten, das wir ihnen geben wollten? Als Eltern können wir unseren Kindern mit Ermahnungen in den Ohren liegen, aber wir können sie nicht zwingen, unseren Rat zu beherzigen. Bei der Arbeit, im Verein oder in der Politik können wir viel Warnen und Werben, ohne dass man auf uns hört. Und wenn ein Gesprächspartner so richtig verboht ist, schütten wir auch die größte Weisheit in ein Fass ohne Boden. „Red' du nur!“ – sagt der andere. Und weil menschliche Worte dagegen machtlos sind, schätzt man sie geringer als Taten. Mit Worten stellen wir bloß etwas zur Diskussion. Taten hingegen lassen sich nicht ignorieren! Und so wünscht man sich vielleicht, die eigenen Worte hätten die Durchschlagkraft von Taten. Aber es gibt nur einen, bei dem das klappt, weil seine Worte wirklich Taten sind. Und das ist Gott. Denn wenn uns die Bibel Gottes „Wort“ übermittelt und uns als Gottes Wort begegnet, dann ist das nicht zu vergleichen mit dem ohnmächtigen Gerede von Menschen. Gottes Wort ist kein „Diskussionsbeitrag“, den er uns zu erwägen bittet. Und Gottes Wort steht auch nicht in Alternative zu „richtigen Taten“, sondern Gottes Wort ist Tat. Im Unterschied zum menschlichen Palaver gibt es bei Gott keine Worte, aus denen nichts folgte, und keine, die ihre Wirkung verfehlten. Im Unterschied zu uns bringt Gott nicht bloß Worte hervor, sondern sein Wort schafft selbst die Ohren, die es dann hören sollen. Und Gottes Wort ist auch mächtig, diese Ohren zu öffnen oder zu verschließen. Bei uns ist das natürlich ganz anders: Ein Mensch, der gehört werden will, muss die anderen bitten, ihm „das Ohr zu leihen“ und ihm „Gehör zu schenken“. Gottes Wort aber kann die Ohren schaffen, die das Gegenüber haben muss, um Gottes Wort zu hören, es schafft auch den Verstand, durch den Gottes Wort verstanden wird, und das Herz, in dem es Raum findet. Gottes Wort ist auf diese besondere Weise „schöpferisch“, dass es nicht bloß Fakten beschreibt, die unabhängig von diesem Wort schon gegeben sind, sondern Fakten schafft, die erst durch dieses Wort und mit diesem Wort entstehen. Und was noch seltsamer ist: Gottes Wort richtet sich nicht an Empfänger, die unabhängig von seinem Wort existierten, sondern an Empfänger, die überhaupt nur da sind, weil Gott zu ihnen reden möchte. Bei Menschenworten ist das völlig anders, denn wenn sie und ich nicht kommunizierten, bliebe doch jeder von uns, was er ist. Wenn Gott aber nicht

mit uns kommunizierte durch sein schöpferisches Wort, gäbe es uns gar nicht! Gott schuf uns Menschen, damit wir seine Gesprächspartner sind. Und er schuf uns durch sein allmächtiges Wort, das zu hören und dem zu antworten unsere Bestimmung ist. Gottes Wort schenkt dem, mit dem es reden will, überhaupt erst die Existenz! Und wie sehr es sich in dieser unmittelbaren Wirkmacht von Menschengerede unterscheidet, sehen wir schon im ersten Kapitel der Bibel. Denn dort im Schöpfungsbericht benutzt Gott kein anderes Werkzeug oder Instrument als nur sein Wort allein. Gott sprach: „Es werde Licht!“ Und es ward Licht. Gott sprach: „Es werde eine Feste zwischen den Wassern...“ Und es geschah so. Im ganzen Schöpfungsbericht geht das so weiter! Gott braucht weder Material (denn er schafft aus „nichts“), noch braucht er Werkzeug (weil sein Wort genügt). Es reicht, dass er einen Befehl ausspricht, und schon steht fertig da, was er gewünscht hat, denn Gottes Wort wirkt unwiderstehlich. Ihm wohnt die seltsame Macht inne, zu schaffen, wovon es redet. Und die Bibel bestätigt das auch, wenn wir von der Schöpfung zu Jesus Christus springen, der ja in eigener Person Gottes Wort ist und Gottes Wort redet. Denn in ihm begegnet uns genau dieselbe unmittelbar wirkende Macht wie im Schöpfungswort des Anfangs. Wenn Jesus einen Besessenen trifft, macht er keine langen Zeremonien, sondern befiehlt dem Dämon, aus dem Menschen auszufahren – und der tut's auf der Stelle. Wenn Jesus einen Gelähmten trifft, verschreibt er ihm keine Medikamente, sondern sagt „Steh auf, nimm dein Bett und geh“ – und der Gelähmte tut's unverzüglich. Jesus beruft Jünger durch sein Wort, und sie sind berufen. Er vergibt Sünden durch sein Wort, und sie sind vergeben. Und wenn er Tote auffordert lebendig zu werden, dann sind sie es kraft seines Wortes noch im selben Moment. Denn Jesus Christus ist Gottes Wort in Person, und alle Kreatur muss der Stimme gehorchen, die sie ins Dasein gerufen hat. Das lebensspendende Wort des Schöpfers wirkt, was es sagt. Es beschreibt Dinge nicht bloß, sondern verwandelt sie und hat damit die durchschlagende Wirkung, von der schon der Prophet Jeremia zeugt: „Ist mein Wort nicht wie ein Feuer, spricht der HERR, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?“ (Jer 23,29) Solche Verse machen deutlich, dass Gottes Wort nicht mit menschlichem Gerede auf einer Stufe steht. Denn bei Gott gibt es kein hilfloses Lamentieren. Und wenn er redet, dann sind das auch keine Vorschläge. Wenn Gott spricht, ist das nicht als Diskussionsbeitrag gemeint. Und er fragt auch nicht, ob es dem Publikum beliebt, ihm Gehör zu schenken. Nein! Gottes Wort gilt bedingungslos, es wird niemals widerrufen, und sobald er es ausspricht, hat er damit Fakten geschaffen. Denn Gottes Statements beschreiben keine Taten, sondern sind Taten. Und was er ankündigt, ist schon so gut wie passiert. Wenn Gott eine Absicht erklärt, geht eher die Welt unter, als das er seine Absicht nicht umsetzte. Für uns ganz konkret und persönlich heißt das aber: Gottes Anrede an uns schafft eine Situation, der wir uns, wenn wir gehört haben, nicht mehr entziehen können. Denn Gottes Wort an uns ver klingt nicht mehr, es veraltet und vergeht nicht, sondern ist eine dynamische Macht, die uns trägt, wenn wir mit ihr gehen, und die uns überrollt, wenn wir uns entgegenstellen. Es wird uns entweder zum Schöpfungswort, das uns heilt und uns neues Leben schenkt, indem es Leben und Gerechtigkeit zusagt, oder es wird zu dem Hammer, der unseren Felsen zerschmeißt, uns das Urteil spricht und uns verdammt. Eine dritte Möglichkeit gibt es aber nicht, weil Gott, der mit uns spricht, auf Antwort wartet und Ausreden nicht gelten lässt. Er weiß, dass wir seinen Ruf gehört haben, und wir wissen, dass er es weiß! Wer von Gott angesprochen wird, kann ihn darum nicht ignorieren, sondern muss sich so oder so zu Gott in Beziehung setzen. Und wenn er sich taub stellen will und verlegen unter den Tisch schaut, wird auch diese Verweigerung einer Antwort eine deutliche Antwort sein. Auch die verweigerte Kommunikation ist dann Kommunikation. Denn Gottes Wort bringt uns in Zugzwang – und soll es auch. Den einen wird das Evangelium dann ein Geruch zum Leben, und den anderen ein Geruch zum Tode

(2. Kor. 14-16). Aber Bedenkzeit fordern und sich Optionen offen halten – das geht nicht. Denn zu dem, was Gottes Wort in Christus getan hat, muss sich der Mensch verhalten. Wird das Wort von der Gnade dankbar aufgenommen, wird eben damit die Gnade zum Ereignis, und der, der an sie glaubt, hat sie dann auch. Wird das Wort von der Gnade aber stolz abgelehnt, ist damit die Gnade abgelehnt, und der, der sie meint nicht nötig zu haben, wird auch keine Gnade erfahren. Das eine ist mit dem anderen unmittelbar gegeben! Denn da ist nicht einerseits die Gnade, und andererseits das Wort, das von ihr redet, sondern die Gnade ist im Wort enthalten, und das Wort in der Gnade. Da ist nicht einerseits Jesus, und andererseits das Wort, das von ihm erzählt, sondern Jesus ist im Wort, das Wort ist Jesus, und er wird mit dem Wort zugleich angenommen oder abgewiesen. Da ist nicht einerseits das Reich Gottes, und andererseits die Botschaft vom Reich, sondern das Reich ist in der Botschaft enthalten, und wenn die einen Menschen erreicht, erreicht und ergreift ihn Gottes Reich und wird im Hören und Glauben zum Ereignis. Gottes Wort erzwingt auf diese Weise eine Entscheidung, die so oder so unser ganzes Leben bestimmt. Und darum sagt der Hebräerbrief: „Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer als jedes zweischneidige Schwert und dringt durch, bis es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens.“ (Hebr. 4,12) Warum ist das aber so? Warum ist Gottes Wort nie harmlos, sondern immer eine so scharfe Klinge? Es liegt einfach daran, dass die biblischen Berichte in Appelle einmünden, in Aufforderungen, oder noch klarer gesagt: in Befehle. Denn Gott macht uns in der Bibel nicht nur Mitteilung von alten Geschichten, die einst in Palästina geschahen, sondern er weist uns zugleich an, den Weg zum Heil zu gehen, den Christus damals eröffnet hat. Und diese Anweisung ist nicht als unverbindlicher Vorschlag gemeint. Jesus sagt: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!“ (Mt 4,17), „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit“ (Mt 6,33), „Geht hinein durch die enge Pforte.“ (Mt 7,13), „Glaubt an Gott und glaubt an mich!“ (Joh 14,1), „Lasst euch versöhnen mit Gott!“ (2. Kor 5,20). Das Evangelium ist nirgends nur Bericht – es ist immer zugleich Appell, weil Gottes uns nicht nur freundlich mitteilt, dass ein Weg zum Heil existiert, und nicht nur erklärt, wie dieser Weg zu beschreiten ist, sondern uns ausdrücklich und ernst aufruft und ermahnt, diesen Weg auch schleunigst zu gehen. Und wer sich daraufhin nicht in Bewegung setzt, muss wissen, dass er damit einen Befehl Gottes missachtet und seine Seele verloren gibt. Denn das Evangelium zu hören, ist zwar ein Vorrecht. Es ist zugleich aber auch ein Auftrag. Und für den Sünder, der das einmal begriffen hat, wird Gottes Befehl zur Pflicht. Wenn er schließlich seinen Sohn hingibt und diesen höchsten Preis bezahlt, um uns den Weg zum Heil zu öffnen, wäre es da nicht ein Schlag in Gottes Gesicht, diesen Weg nicht unverzüglich zu gehen? Gott hat es uns nicht etwa freigestellt, uns seinem Wort zu beugen und gerettet zu werden, sondern er hat uns geboten, seine ausgestreckte Hand zu ergreifen! Er weiß, dass wir gehört haben, und wir wissen, dass er es weiß! Kann man da noch lange diskutieren, ob man wohl auch Lust hat, sich erlösen zu lassen? Kann man es abweisen, wenn man mit so viel Liebe und Autorität aufgefordert wird, sich den Hals retten zu lassen? Kann man zweifeln, ob man das Recht zum Glauben hat, wenn Gott selbst uns den Glauben zur Pflicht macht? Es kann nie fraglich sein, ob einer das Recht hat, seine Pflicht zu tun! Es kann niemals ein Fehler sein, dem Schöpfer zu gehorchen! Und wenn er uns in sein Reich einlädt, haben wir kein Recht wegzubleiben. Solange wir überhaupt anerkennen, dass Gott Gott ist, gibt es da wenig zu überlegen! Wer solche Einladungen ausschlägt, beleidigt den Gastgeber! Und darum ist Gottes Wort keine belanglose Mitteilung, sondern ein Eingriff in unser Leben, der es auf Messers Schneide stellt und seine Wirkung so oder so nicht verfehlt. Gottes Wort wird tun, was es verspricht, und niemand wird den Vollzug aufhalten. Gottes Wort hat die Dynamik einer riesigen Meereswoge, die alles, was mit ihr

schwimmt, bis zum Horizont davon trägt, und alles, was sich entgegenstellt, auf den Grund hinunterdrückt und unterpflügt. Wenn ich Gott seine Gnade glaube, wird sie mir auch gelten und wird mich tragen bis in Gottes Reich hinein. Wenn ich Gott aber misstraue, habe ich mich seiner Gnade entzogen und mache Bekanntschaft mit seinem gerechten Zorn. Das Evangelium kommt zu mir, damit sich durch seine Botschaft bei mir ereigne, wovon die Botschaft berichtet. Gottes Selbstmitteilung kommt einer Neuschöpfung gleich, weil sie den Menschen umdreht, überwindet und neu erschafft. Doch wo wir uns die Ohren verstopfen, da klopfen die Boten den Staub von ihren Füßen, nehmen den Segen wieder mit und lassen uns friedlos zurück. Darum verwechsle bitte niemand Menschenwort und Gotteswort! Denn das eine ist heiße Luft – und das andere eine scharfe Klinge! Durch menschliches Gerede wird die Wirklichkeit bloß beschrieben oder interpretiert. Doch durch Gottes Wort wird sie umgestaltet und verwandelt. Menschliches Stottern und Lallen bewegt sehr wenig. Gottes Wort aber hat durchschlagende Kraft. Und wo es einmal laut geworden ist, kann hinterher keiner mehr sagen, er hätte nichts gehört. Denn Gottes Wort erhebt Anspruch auf unser Leben, und wir müssen ihm gegenüber Farbe bekennen. Hat Gott gerufen, so ist keine Antwort auch eine Antwort. Und darum ist der Umgang mit Gottes Wort alles andere als harmlos. Für die einen ist es das Beste überhaupt, weil sie's gerne hören, dem Wort folgen, getröstet, begnadigt und gerettet werden. Für die anderen aber ist es furchtbar ärgerlich, weil sie's ungern hören, vergeblich gegen Gottes Wort anrennen und letztlich daran scheitern. Für die einen wird es zum Eckstein und zum Fundament, auf das sie fröhlich bauen, für die anderen aber zum Stolperstein, über den sie stürzen und an dem sie zerschellen. Darum ist es mit dem Predigen auch eine viel ernstere Sache, als man gewöhnlich denkt. Denn es ist nicht Auftrag des Pfarrers, seine subjektiven Ansichten zu verbreiten, sondern Gottes Wort weiterzugeben. Und gelingt das, so hat er der Gemeinde nicht bloß etwas gesagt, sondern etwas getan. Wenn's wirklich Gottes Wort war, sind die Angeredeten unter Zugzwang, dem Herrn zu gehorchen, der in seinem Wort zu ihnen kam. Dass dies für uns aber nicht nur eine kritische, sondern vor allem eine heilsame Situation sei, die uns hellwach macht und auf die Füße bringt, das schenke uns der, der taube Ohren öffnen und träge Herzen bewegen kann!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Kann Predigen vergeblich sein?

Als Pfarrer hat man die Aufgabe, in Wort und Schrift den Glauben zu fördern. Man überbringt dabei ein freundliches Angebot Gottes und tut das auf möglichst verständliche Weise. Denn man bezeugt, was Gott in der Bibel von sich hat wissen lassen, und lädt Menschen ein, mit ihrem himmlischen Vater Frieden zu schließen. Ohne diesen Frieden gibt es kein gelingendes Leben. Wer das Evangelium ignoriert, schadet also sich selbst. Und eben das zu verhüten, ist als Werk der Nächstenliebe zugleich der Hauptinhalt des kirchlichen Amtes. Denn wir reden in Gottes Auftrag mit den vor Gott Verschlussenen, damit sie sich ihm öffnen. Es wäre zu ihrem Besten, wenn sie ihn hörten! Doch bekanntlich kann man Menschen zu ihrem Glück nicht zwingen. Und in Fällen, wo Gottes Wort so gar nicht auf fruchtbaren Boden fällt, denke ich manchmal: „Glaubt doch, was ihr wollt!“ Ja, als Pfarrer redet und schreibt man, unterrichtet und erklärt, mahnt und lockt, bittet und drängt. Aber die Kirchentreuen, die es hören, haben's gar nicht so nötig. Und die Kirchenfernen, die es nötig haben, hören's nicht, weil sie dem Gottesdienst fernbleiben. Sie ignorieren Gottes Ruf, auch wenn er ihnen in anderer Form übermittelt wird. Und im Blick auf diese Verächter des Wortes denke ich dann: „Glaubt doch, was ihr wollt!“ Denn was soll man auf Menschen einreden, die um keinen Preis überzeugt werden möchten? Viele von ihnen sind getauft. Aber es genügt ihnen, vom Inhalt der Bibel nur ein Klischee zu kennen. Und selbst wenn sie das Gemeindeleben über ihre Kirchensteuer mitfinanzieren, wollen sie doch keinesfalls daran teilhaben. Sie bleiben auf Distanz. Und wenn man's Leid ist, bei ihnen ins Leere zu laufen, sagt man schließlich: „Glaubt doch, was ihr wollt!“ Aber – darf man das? Darf einem Christen egal sein, ob seine Mitmenschen zur Wahrheit finden? Es wäre lieblos, sie einem Irrtum zu überlassen, der ihnen zum Verhängnis wird. Denn ohne den Glauben hat der Mensch keine Gemeinschaft mit Christus. Ohne Christus empfängt er keine Vergebung. Und ohne Vergebung fährt er zur Hölle. Daran will man nicht schuld sein! Und jenes ärgerliche „Glaubt doch, was ihr wollt!“ kann auch darum nicht das letzte Wort sein, weil unsere Zeitgenossen ja leider genau das tun. Sie glauben lieber nicht an Gott, sondern an sich selbst. Sie schlagen tausend Haken, damit Gott sie nicht doch noch fängt. Und gleich haben sie gewichtige Gründe parat, weshalb es ihnen unmöglich ist, zu glauben. Gelingt es aber, ihr erstes Argument zu entkräften, bringen sie gleich ein anders herbei. Und wenn das nicht hilft, das nächste. Sie fangen beim Urknall an, springen zu den Kreuzzügen, stellen die Theodizeefrage und empören sich über den Papst. Sie argumentieren marxistisch oder freudianisch, philosophisch oder darwinistisch. Sie bieten ein ganzes Arsenal religionskritischer Klischees auf, um sich Gott vom Leib zu halten. Kann man ihnen darauf aber antworten, erntet man nicht den geringsten Dank. Denn sie wollen ja nicht überzeugt werden. Wenn sie Gottes Dasein zugäben, könnten sie sich auch seiner Autorität nicht mehr entziehen. Wenn er ihr Schöpfer ist, ist er notwendig auch ihr „Herr“ – sie aber möchten lieber „ihr eigener Herr“ und weiterhin „autonom“ sein. Nur was ihnen einleuchtet, soll auch wahr sein. Nur was sie fair finden, soll gut sein. Und nur wenn sie einer Regel zustimmen, darf sie gelten. Das scheint ihnen die Grundbedingung freier Selbstentfaltung zu sein. Und darum darf es über ihnen keine „höhere Instanz“ geben. Die zu bestreiten, ist heute aber leichter denn je, da man sowieso alles für relativ und subjektiv erklärt. Heute muss niemand mehr als kämpferischer Atheist auftreten, denn längst wird der Glauben als eine „Geschmacksfrage“ oder „Ansichtssache“ behandelt. Und wie die Entscheidung zwischen Himbeereis und Erdbeereis keine Frage der Wahrheit ist, sondern der persönlichen Lust oder Unlust, so hält man's auch mit der Religion. Vielleicht probiert man aus, ob sie das Wohlbefinden steigert. Doch einen so fordernden

Gott, wie ihn die Bibel zeigt, kann man nicht gebrauchen – und bastelt sich darum lieber eine eigene Religion zusammen. Wenn darin ein „höhere Wesen“ vorkommt, ähnelt es dem „dienstbaren Geist“ aus Aladins Wunderlampe. Denn so ein Gott könnte uns passen! Doch auf den biblischen Gott mit seinen Ecken und Kanten haben die Menschen „keine Lust“ – und sie glauben ganz im Ernst, „keine Lust zu haben“ sei auch schon ein Argument. Selbst wenn man ihnen das Evangelium mundgerecht zum Schleuderpreis anbietet, verschmähen sie es doch. Wie verwöhnte Kunden winken sie ab und sind hinterher umso überzeugter, Gott müsse fleißig um sie werben, um ihr Gott sein zu dürfen. Das ist dann natürlich Unsinn: Die Wahrheit wird nicht weniger wahr, nur weil einer sie nicht sehen will! Und trotzdem tun diese Leute, als wollte sich Gott bei ihnen um eine Stelle bewerben. Sie sind unsicher, ob sie ihn brauchen können, und halten ihm darum ein Stöckchen hin, über das Gott springen soll. Doch wenn er das nicht tut, und sie Gott verwerfen – wer ist dann wohl verworfen? Wenn sie ihn ablehnen – über wen ist dann das Urteil gefallen? Wenn Gott nicht nach ihrem Geschmack ist – sind sie dann etwa nach seinem? Und wenn Schöpfer und Geschöpf nicht zusammenfinden – für welche Seite ist das langfristig schlimmer? Die Finsternis in diesen Köpfen ist mit Worten nicht zu beschreiben. Und so liegt's mir dann wieder auf der Zunge, dieses „Glaubt doch, was ihr wollt!“ Was aber, wenn genau das der Fluch dieser Menschen ist und ihr Verhängnis? Was, wenn es zugleich ihre Schuld und ihre Strafe wäre, dass sie nur glauben können, was sie glauben wollen, und damit garantiert alles treffen – außer der Wahrheit? Was, wenn es Verstockung wäre, so wie sie dem Pharao widerfuhr, der Gott hörend doch nicht auf ihn hören wollte und darum seiner Blindheit verhaftet in den Untergang lief? Ach, viel zu harmlos sind die Erklärungen für den Unglauben der Massen! Viele Kirchenleute meinen wirklich, sie hätten das Christentum nur nicht gut genug erklärt oder es nicht spaßig genug vermittelt und vermarktet. Sie meinen, die Leute wären bloß zu beschäftigt oder es ginge ihnen zu gut – die Kirche müsse sich halt noch mehr Mühe geben und mehr „Werbung“ machen! Doch die tiefere Wahrheit ist, dass Gott nach freiem Ermessen wählt und verwirft und jene, die gerne in die Irre gehen, nicht daran hindert. Wenn sie sich nicht die Mühe machen, Gott zu suchen, will Gott von ihm auch nicht gefunden werden. Spötern hinterherzulaufen ist nicht seine Art. Für diese aber, die dann meinen, sie hätten Gott „abgehängt“ und ihn sich erfolgreich vom Leib gehalten, endet die Sache tragisch. Denn faktisch haben sie sich von der Wurzel abgeschnitten, die sie seit eh und je am Leben erhielt. Sie haben die Kräfte, die Gott ihnen verlieh, als Waffen gegen Gott gewendet. Sie verwechseln Haltlosigkeit mit Freiheit. Und indem sie Gottes Wort verwerfen, richten sie sich selbst. Denn sie verachten damit genau das eine, das ihnen noch helfen könnte. Suchten sie Gott, fänden sie genug Hinweise, denen sie folgen könnten. Doch wenn sie nicht wollen, kann nur Gott selbst ihre verdrehten Köpfe gerade rücken. Und das tut er nicht bei allen, sondern lässt es in jeder neuen Generation zu einer Scheidung der Geister kommen. Denn jede neue Generation teilt sich nach und nach in jene, die ihre Kleider im Blut des Lammes gewaschen haben (Offb 7,14), und die anderen, die das gar nicht für nötig halten. Am Ende gibt's aber nur links und rechts, drinnen und draußen, Böcke und Schafe. Denn es ist ja nicht, wie der moderne Mensch meint, dass er in der Position wäre, Gott zu wählen oder zu verwerfen. Sondern Gott ist der Wählende, der genau nur die bekehrt, die er haben will. Und an seiner Entscheidung ist mit Geld und guten Worten nichts zu ändern. Denn gewöhnlich ist der Mensch derart mit Blindheit geschlagen, dass er vom lebendigen Gott auch gar nichts wissen will. Von Gott abgekehrt möchte er lieber – auf sich selbst hörend – von sich und für sich leben. Das macht ihn zum Glauben ebenso unwillig wie unfähig. Und vor Gott verschlossen zu sein, ist dann seine Schuld und seine Strafe zugleich. Denn die Gott nicht suchen wollten, dürfen hinterher schwerlich drüber klagen, dass sie ihn nicht fanden! Tragisch ist es aber trotz-

dem. Und wir Christen, die wir ja keinen Deut besser oder schlauer sind, möchten uns für das Privileg, glauben zu können, beinahe entschuldigen. Traurig sehen wir, wie sich andere vor Gott verschließen. Und das zornige „Glaubt doch, was ihr wollt!“ bleibt uns im Hals stecken. Denn viel lieber würden wir mit den Zeitgenossen teilen, was uns geschenkt ist. Doch es scheint, als verstünden sie unsere Sprache nicht und hörten nicht die Musik, nach der wir tanzen. Oft wirken sie lebendiger als wir – und sind doch in geistlicher Hinsicht „tot“. Wenn's dann aber scheint, unser Predigen sei vergebliche Liebesmüh – was sollen wir dann tun? Sollen die Pfarrer das Predigen vielleicht einstellen, weil's ja doch „nichts bringt“? Sollen wir rufen: „Glaubt doch, was ihr wollt! Wir schließen jetzt die Kirchen zu, denn der Segen ist alle und wird auch nicht vermisst! Wir machen jetzt das Licht aus, denn Gottes Wort ist dorthin ausgewandert, wo es dankbare Hörer findet! Seid euch künftig selber gnädig, wenn ihr könnt“? Nein, obwohl es eine Menge frustrierter Pfarrer gibt, machen wir das natürlich nicht. Es wäre uns gar nicht erlaubt, das kirchliche Angebot „mangels Nachfrage“ einzustellen. Wenn wir aber trotz geringer Resonanz weitermachen, muss uns eines klar vor Augen stehen: Dass wir nämlich gar nicht predigen, um dafür mit Zustimmung und Applaus belohnt zu werden. Nein. Unser Auftrag lautet gar nicht, bei der Masse „gut anzukommen“ und damit einen messbaren „Erfolg“ zu haben, sondern unser Auftrag beschränkt sich darauf, Gottes Wort treu und verständlich weiterzugeben. Und wo wir das tun, dürfen wir anschließend Gott selbst überlassen, ob er aus unseren Bemühungen viel oder wenig erwachsen lässt. Ja, wir Prediger müssen auch damit rechnen, dass unsere Verkündigung vielleicht nur Zeugnis ablegt gegen eine Gesellschaft, die sich mehrheitlich vor Gottes Wort verschließt. Denn mit einem Widerstand unbelehrbarer Köpfe rechnet auch schon die Bibel und hält das Predigen trotzdem für sinnvoll – selbst wenn Gottes Wort lediglich die Verkehrtheit derer aufdeckt, die es nicht hören wollen. Dem Propheten Hesekiel z.B. wird schon bei seiner Berufung unmissverständlich gesagt, dass sein Predigen auf heftigen Widerstand stoßen wird – und er es trotzdem nicht lassen darf. Gott spricht zu Hesekiel: „Du Menschenkind, ich sende dich zu den Israeliten, zu dem abtrünnigen Volk, das von mir abtrünnig geworden ist. Sie und ihre Väter haben bis auf diesen heutigen Tag wider mich gesündigt. Und die Söhne, zu denen ich dich sende, haben harte Köpfe und verstockte Herzen. Zu denen sollst du sagen: »So spricht Gott der Herr!« Sie gehorchen oder lassen es – denn sie sind ein Haus des Widerspruchs –, dennoch sollen sie wissen, dass ein Prophet unter ihnen ist“ (Hes 2,3-5). Das klingt für den jungen Hesekiel nicht gerade ermutigend. Denn Gott selbst rechnet damit, dass man ihm nicht zuhören wird! Es ist aber wichtig zu sehen, dass Gott ihn trotzdem losschickt und in Hesekiels Predigen auch dann einen Sinn sieht, wenn er kein Gehör findet. Gott sagt: „Das Haus Israel will dich nicht hören, denn sie wollen mich nicht hören; denn das ganze Haus Israel hat harte Stirnen und verstockte Herzen. Siehe, ich habe dein Angesicht so hart gemacht wie ihr Angesicht und deine Stirn so hart wie ihre Stirn. Ja, ich habe deine Stirn so hart wie einen Diamanten gemacht, der härter ist als ein Kieselstein. Darum fürchte dich nicht, entsetze dich auch nicht vor ihnen; denn sie sind ein Haus des Widerspruchs“ (Hes 3,7-9). Gott macht sich keine Illusionen über sein völlig vernageltes Volk! Er sagt: „sie haben wohl Augen, dass sie sehen könnten, und wollen nicht sehen, und Ohren, dass sie hören könnten, und wollen nicht hören; denn sie sind ein Haus des Widerspruchs“ (Hes 12,2). Gott schickt aber dennoch seinen Propheten, der unbeirrt dagegen anpredigen soll, und sagt zum vierten Mal: „Wer es hört, der höre es; wer es lässt, der lasse es“ (Hes 3,27). Ist Gott also egal, ob man seinem Wort Folge leistet? Sicher wär's ihm lieber, wenn das Volk zur Vernunft käme. Aber wenn sie nicht wollen, sollen sie sich zumindest nicht damit entschuldigen können, es hätte zu ihrer Zeit keine Propheten gegeben. Die Ausrede soll hinterher nicht gelten, sie hätten aus Unkenntnis Gottes Bund verlassen und wären nicht vor den Folgen ge-

warnt worden. Denn Hesekiel war ja da. Und wenn der nur treu und laut gesprochen hat, darf ihm egal sein, ob er Zustimmung oder Ablehnung findet. Denn jenen, die sein Predigen rettet, hat er geholfen. Und die anderen trifft Gottes Zorn umso gerechter als sie ja seine Warnung bewusst ignorierten. In dem einen Fall erweist sich Gott als gnädig, im anderen als streng. Doch so der so wird es gut, richtig und wichtig sein, dass Hesekiel geredet hat. Das Volk mag Gottes Stimme gehorchen oder es lassen – der Prophet hat jedenfalls nicht umsonst gesprochen, sondern hat zur Klärung der Verhältnisse beigetragen. Er hat seinen Zeitgenossen die Konfrontation mit Gottes Wort zugemutet. Und wie immer das dann ausgeht, darf es ihm recht sein und genug sein. Denn sonst würde Gott ja nicht gleich viermal sagen, er solle predigen „ob sie's nun hören oder lassen"! Keine erdenkliche Reaktion soll Hesekiel aus der Spur bringen, ob sie nun positiv oder negativ ausfällt. Denn Gott sorgt selbst dafür, dass sein Wort die gewünschte Wirkung zeigt. Und so bestätigt es uns auch das Neue Testament, wo es heißt, manchen sei Christus gesetzt zum „Fall“ und anderen zum „Aufstehen“ (Lk 2,34). Sein Evangelium ist denen, die gerettet werden, ein Wohlgeruch zum Leben, denen aber, die verloren gehen, ein Geruch des Todes zum Tode (2. Kor 2,15-16). Manchen sind Jesu Gleichnisse gegeben, damit sie die Geheimnisse des Himmelreiches verstehen (Mt 13,11). Anderen aber, damit sie mit hörenden Ohren rein gar nichts verstehen (Mt 13,15). Weil Pfarrer aber weder dieses noch jenes in der Hand haben, predigen sie gar nicht, um in erster Linie „erfolgreich“, sondern um treu zu sein. Dem einen gereicht ihr Predigen dann zur Errettung, dem anderen zu umso tieferer Verstockung. Doch so oder so wird den Menschen die Entschuldigung genommen, sie hätten Gottes Wort nicht hören können. Und wenn's bei ihnen nur Ärger auslöst, ist eben dieser Ärger Gottes Wille gewesen. Ein Pfarrer darf darum nicht meinen, sein Predigen sei auf Applaus und Zustimmung berechnet. Denn auch das Gegenteil kann Gott beschlossener haben. Vielleicht ist es sein Wille, dass wir heute genau so viel Ablehnung finden wie Jesus in seinem Volk oder Paulus bei den Athenern. Und vielleicht ist es der nächsten Generation bestimmt, so durchschlagende Wirkung zu erzielen wie Jona in Ninive. In jedem Fall wird es aber gut sein, wenn unsere Geistlichen eine Stirn haben „härter als ein Kieselstein“, wenn sie keinen Fuß breit weichen vom Bekenntnis – und sich von dem Wunsch frei machen, aller Welt gefallen zu wollen. Denn auch wenn's uns lieber wäre zu gefallen, ist das doch nicht unser Auftrag. Christus ist zwar der Eckstein, auf den viele bauen, als auf das Fundament ihrer Seligkeit. Christus ist aber für viele andere ein Stolperstein, an dem sie zerschellen (Mt 21,42-44). Und was bei wem eintritt, liegt allein in Gottes Hand. Denn der hat die Prediger keineswegs beauftragt, sein Wort durch „Verbesserungen“ populär zu machen, sondern lediglich, es treu zu übermitteln. Gottes Wort soll jederzeit so gut sichtbar sein, wie das helle Licht eines Leuchtturms – das ist unsere Schuldigkeit! Doch wenn der Leuchtturmwärter all die Gläser und Spiegel putzt und bei einsetzender Dämmerung sein Leuchtfeuer entzündet, hat er damit genug getan. Der Leuchtturmwärter kann die Schiffer auf der hohen See nicht auch noch zwingen, auf sein Licht hinzuschauen und ihren Kurs daran zu orientieren – das müssen sie schon selbst tun! Wenn sie's aber bleiben lassen und dann an den Klippen zerschellen, liegt das nicht mehr in der Verantwortung des Leuchtturmwärters – obwohl er sicher um sie weinen wird. Haben die Prediger ihre Botschaft treu ausgerichtet (sei es vor vielen oder vor wenigen), so ist es gut und ist genug. Denn im Übrigen sorgt Gottes Wort dann für sich selbst und vermag zu wirken, was es wirken will (Jes 55,11). Kann Predigen also jemals vergeblich sein? Nein. Dient es nicht zur Rettung, so dient es zur Verstockung. Und wirklich vergeblich ist es nur, wenn es sein biblisches Thema verfehlt. Aber dann verdient es ja auch gar nicht, ein „Predigen“ genannt zu werden.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Sakramente

Haben sie in letzter Zeit mal ein elektronisches Gerät gekauft? Einen hochauflösenden Fernseher, einen Multifunktions-Drucker oder einen Router? Und standen sie dann ratlos davor, weil bei der Neuerwerbung fünf verschiedene Kabel mitgeliefert wurden? Ich komme mir da unglaublich dumm vor. Denn einerseits muss der Fernseher mit dem Glasfaserkabel, dem Sound-System und dem Internet verbunden werden – und andererseits mit dem DVD-Player und der Spielekonsole. Er hat dazu tausend Eingänge für Stecker, die man noch nie gesehen hat. Und auch beim Computer muss man LAN-Kabel, HDMI-Anschlüsse, USB-Eingänge, VGA- und DVI-Kabel, Druckerkabel und Klinckenstecker unterscheiden. Wenn man aber meint, man hätte den Drucker erfolgreich angestöpselt, und der PC „erkennt“ ihn trotzdem nicht – dann wird einem klar, wie unendlich wichtig Verbindungen sind. Denn was nützen die tollsten Geräte, wenn sie nicht zusammenarbeiten? Wenn mein Rechner nicht mit dem Drucker redet, und der Router das Telefon ignoriert, hilft alles nichts! Zwischen den Geräten muss etwas „fließen“, sie müssen sich „verständigen“. Und das geht nur mit dem richtigen Adapter und dem passenden Kabel in der korrekten Buchse. „Vernetzung“ ist das Zauberwort! Aber warum erzähle ich das?

Nun, weil es hier um die Sakramente geht. Und Sakramente haben so ziemlich denselben Zweck wie Kabel. Auch sie sollen dafür sorgen, dass etwas „fließt“. So wie Kanäle sollen sie eins mit dem anderen verbinden, damit dazwischen ein munterer Austausch stattfinden kann! Sakramente wollen Kabel sein, die Menschen mit Gott vernetzen. Sie sorgen für den richtigen „Anschluss“ – und sind dazu unentbehrlich. Denn was nützt mir Gottes Güte, wenn ich nicht mit ihm verbunden bin? Und was nützt seine Kraft, wenn sie keinen Weg findet, an mir zu wirken? Was nützt das Heil, von Christus erkaufte, wenn ich darauf keinen Zugriff habe, weil zwischen Christus und mir ein Adapter fehlt? Ohne störungsfreie Verbindung zu Gott ist der Mensch verloren. Denn seine Barmherzigkeit hilft nur dem, der sie in Anspruch nimmt. Und dass Erlösung möglich wäre, genügt nicht, wenn sie nicht wirklich wird. Genau dazu aber (dass beim Menschen ankommt, was Gott ihm schenken will) braucht es irdische Mittel wie die Wortverkündigung und die Sakramente, die das verkündigte Wort ins „Sichtbare“ übersetzen. Sakramente sind verbindende Kabel, deren Gott sich bedient, um Gemeinschaft herzustellen. Sie schaffen Anschluss zwischen getrennten Welten. Sie haben „Brückenfunktion“. Und wie Brücken können auch Sakramente nur darum zwei Welten verbinden, weil sie beiden zugleich angehören. Taufen wir ein Kind oder nehmen wir am Abendmahl teil, setzen wir voraus, dass ein sichtbares Geschehen in der uns vertrauten Welt der Dinge verknüpft ist mit einem unsichtbaren Geschehen in der uns unvertrauten Welt Gottes. Wir glauben, dass dabei sehr viel mehr geschieht als das Offensichtliche, weil Gott versprochen hat, dem Ritus einen „Mehrwert“ zu verleihen. Und wir rechnen damit, dass Taufwasser, Brot und Wein etwas bewirken, das über die gewöhnliche Wirkung dieser Dinge weit hinausreicht. Wir hegen diese Erwartung aber nicht etwa, weil Wasser, Brot und Wein, weil der Pfarrer oder wir selbst etwas Besonderes könnten, sondern weil Gott es kann und im Neuen Testamentes klar bekundet hat, dass er sich eben dieser gewöhnlichen Dinge zu außergewöhnlichen Zwecken bedienen will. Gott selbst ist es, der im Sakrament zwei Welten verknüpft und uns auf diese Verknüpfung hinweist, damit wir uns durch den Gebrauch des Sakraments mit ihm verbinden. Und wenn's auch so aussieht, als ob in erster Linie wir Menschen handelten, handelt doch tatsächlich Gott an uns. Er lässt uns wirken und wirkt dabei durch uns und mit uns für uns. Dass Gott dergleichen aber möglich macht und in so unscheinbaren Riten die Welt des Profanen mit der Welt des Heiligen verknüpft, sollte uns gar nicht wundern. Denn dasselbe gilt schließlich von Jesus

Christus, der zugleich eine menschliche und eine göttliche Natur hat. Es gilt von der Bibel, die zugleich Menschenwort und Gotteswort ist. Es gilt von der Predigt, in der durch Menschenmund Gottes Ruf ergeht. Und es gilt vom Glauben, der gleichzeitig ein psychischer Zustand des Menschen und eine Manifestation göttlichen Geistes ist! Wo immer sich Gott dem Menschen verbinden will, verleiht er gewöhnlichen Dingen eine zusätzliche Dimension, die zwar nicht geschaut und gemessen, die aber geglaubt und genutzt werden kann, weil Gott uns vorher kundtut, an welcher Stelle er die heilvollen Verknüpfungen gewollt und eingerichtet hat. Gott selbst schlägt die Brücke, die wir dann nutzen dürfen! Darum sagt Luther einmal, das Sakrament sei wie die Furt in einem Fluss, wie eine Tür, wie eine Tragbahre oder ein Schiff, mit dessen Hilfe wir von dieser Welt ins ewige Leben reisen. Und auf den Glauben käm's darum so sehr an, weil ein Mensch, der übers Wasser fahren soll, der aber dem Schiff nicht traut und sich darum weigert an Bord zu gehen, auch nie übers Meer kommt und nicht ins ewige Leben gelangt (WA 2,753).

Wenn die Sakramente aber dementsprechend wichtig sind – wie viele gibt's dann überhaupt? Und welche sind das? Die katholische Kirche zählt sieben Sakramente, nämlich die Taufe, die Firmung, die Eucharistie (also: das Abendmahl), die Buße (das meint die Sündenvergebung in der Beichte), die Letzte Ölung (die man heute Krankensalbung nennt), die Priesterweihe und die Ehe. Die evangelische Kirche lässt aber nur Taufe und Abendmahl als Sakramente gelten. Und das erklärt sich daraus, dass wir auf evangelischer Seite strengere Maßstäbe anlegen: (1.) muss ein Sakrament von Christus selbst gestiftet und eingesetzt worden sein. (2.) muss es die deutliche Verheißung haben, dass der Gläubige darin Heil und Gnade empfängt. Und (3.) muss neben dem verheißenden Wort auch ein materielles „Element“ dabei sein. Der 1. dieser Punkte (die Stiftung durch Christus) versteht sich von selbst, weil es um das Heil geht, das in Christus erlangt wird. Und darüber kann keiner verfügen als nur Christus selbst. Es bedarf seiner Vollmacht. Und darum hat nicht jede bedeutungsschwangere Zeremonie, die Menschen sich ausdenken, sakramentalen Rang. Sondern nur das, was nach Ausweis des Neuen Testaments auf Jesus selbst zurückgeht, ist auch von ihm autorisiert. Der 2. Punkt besagt, dass es in einem Sakrament wirklich um die Mitteilung des Heils geht – und nicht um etwas anderes. Denn schließlich gibt es allerhand gute Ordnungen, die Gott seiner Schöpfung eingestiftet hat. Seine Autorität steht auch hinter dem Staat, der Arbeit und der Ehe. Deren Ziel ist aber nicht die Vermittlung ewiger Seligkeit, sondern die Erhaltung des zeitlichen Lebens. Der 3. Punkt hält schließlich fest, dass ein Sakrament über Worte und Gesten hinaus auch ein materielles Element einschließen muss, weil es sich ja sonst nur um eine Variante der Verkündigung handelt, während das Besondere des Sakraments gerade darin liegt, dass es eben nicht nur geistig, sondern auch leiblich ist, nicht nur gehört, sondern auch gesehen, nicht nur verstanden, sondern auch gespürt wird. Da muss schon etwas „greifbar“ sein! Darum lernen Theologiestudenten den Merkvers „Kommt das Wort zum Element, wird daraus ein Sakrament!“ Nehmen wir die drei Punkte zusammen, so ergibt sich, dass als Sakrament nur jene Handlungen gelten können, die Christus selbst angeordnet und in denen er ein sichtbares Element ausdrücklichen mit der Verheißung des Heils verbunden hat. Und diese Kriterien erfüllen erst mal nur Taufe und Abendmahl. Was ist aber mit den anderen Handlungen, die von katholischer Seite „Sakramente“ genannt werden?

Was ist z.B. mit der **Absolution**, dem Zuspruch der Vergebung in der Beichte? Sie ist zweifellos von Christus eingesetzt und wurde von ihm mit einer Gnadenverheißung verbunden (Mt 18,18 u. 16,19 / Joh 20,23). Doch fehlt ihr ein äußeres Element und Zeichen. Und so ist der Zuspruch der Vergebung an den Einzelnen eher als Spezialfall der Wortverkündigung zu sehen, nämlich als individuell und vollmächtig „auf den Kopf zugesagtes“ Evangelium. Die **Krankensalbung**

hat in dem Öl, das verwendet wird, jenes äußere Element, das der Absolution fehlt. Und sie ist im Neuen Testament bezeugt. Sie zielt aber auf die Gesundung eines Kranken (Mk 6,13), weshalb von einem „Sterbesakrament“ keine Rede sein kann, es fehlt ihr die Einsetzung durch Christus und auch eine Verheißung der Gnade (weil die in Jak 5,15 erwähnte Vergebung auf das „Gebet des Glaubens“ bezogen ist und nicht auf die Salbung). Von der **Firmung** ist im Neuen Testament überhaupt nicht die Rede. Was dort vorkommt, ist die Mitteilung des Heiligen Geistes durch Handauflegung (Apg. 8,14ff. u. 19,6). Die wird aber weder zur Regel gemacht noch von Christus zur Wiederholung empfohlen. Die **Priesterweihe** oder Ordination ist eine im Neuen Testament bezeugte Praxis, durch die man Menschen in einen gemeindlichen Dienst beruft (Apg 6,6 / 2. Tim 1,6 / 1. Tim 4,14). Und man kann vermuten, dass vielleicht schon Jesus den Jüngern, die er aussandte, die Hände auflegte. Doch ist die Zurüstung zum Amt von einer Mitteilung des Heils zu unterscheiden. Denn die Übernahme dieses Amtes bringt den Betroffenen seinem Heil nicht näher, als er es durch seine Taufe schon ist. Die **Ehe** ist keine Einrichtung des Neuen Bundes, sondern schon von der Schöpfung her ein gesegneter und geschützter Stand. Sie wird von Christus nachdrücklich bejaht (Mt 5,27-32 / Mt 19,1-12 / Joh 2,1-12). Aber dass der Ehebund zur Erlösung des Menschen beitrüge, kann man kaum sagen. Und so großer Segen auch darauf liegt, steht dabei doch die versöhnte Gemeinschaft mit Gott nicht auf dem Spiel. Nimmt man das zusammen, so leuchtet ein, dass die Reformatoren die Zahl der Sakramente deutlich reduzieren mussten. Und doch bedarf es einer Korrektur. Denn erstaunlicher Weise gibt es eine Handlung, die alle Kriterien eines Sakraments erfüllt – und doch weder von der katholischen noch von der evangelischen Kirche als Sakrament bezeichnet und gefeiert wird. Die in Joh 13 beschriebene Fußwaschung ist nämlich von Christus eingesetzt und ausdrücklich mit einem Befehl zur Wiederholung versehen worden (Joh 13,14-15). Sie verheißt mit der Teilhabe an Christus die Teilhabe am Heil (Joh 13,8-10). Und in dem verwendeten Wasser hat sie auch ein sichtbares „Element“. Wie kann es also sein, dass man dieses Sakrament weitgehend ignoriert, bloß weil es nicht üblich ist – und zugleich keine Hemmungen hat, Gottesdienste mit allerhand „Selbsterfundem“ anzureichern? Der Wildwuchs reicht bis zum absurden Scheidungsritual, bei dem ein Ehepaar in der Kirche seine Ringe zurückgeben kann! Doch in den Gottesdienst gehört nun mal nicht, was uns die religiöse Phantasie eingibt, sondern was Gott von uns fordert. Er selbst hat bestimmt, wie er verehrt werden will. Er hat die Kirche mit dem beauftragt, was zu ihrem Heil dient. Und wo sie stattdessen eigenen Einfällen und Bedürfnissen folgt, kann das schwerlich seinen Beifall finden...

Wenn wir die Sakramente aber „stiftungsgemäß“ feiern – so nämlich, wie Christus sie eingesetzt hat – gibt es dann noch weitere Bedingungen für ihre Wirksamkeit? Muss es z.B. ein wahrhaft Gläubiger sein, der das Sakrament spendet? Muss es ein gläubiger Mensch sein, der es empfängt? Oder wirkt das Sakrament allein schon durch den korrekten Vollzug? Zum Trost für alle, die an ihrem Pfarrer zweifeln (und zum Trost für alle Pfarrer, die an sich selber zweifeln!), darf man sagen, dass die Wirkung des Sakraments nicht von Glauben des Spenders, von seiner Würdigkeit oder gar vom Grad seiner Vollkommenheit abhängt. Denn wer könnte dann sicher sein, dass er „gültig“ getauft wurde? Mit solchen Zweifeln muss sich niemand plagen. Denn die Wirkung des Sakraments beruht allein auf dem festen Willen Gottes, der sich auch durch untaugliche Diener nicht daran hindern lässt, im Sakrament die Gnade zu schenken, die er versprochen hat. Wie die Leistung des Geistlichen dem Sakrament nichts hinzufügt, nimmt ihm sein Versagen auch nichts weg! Doch bleibt auf der anderen Seite festzuhalten, dass der Glaube des Empfangenden sehr wohl nötig ist. Denn es hängt zwar auch von ihm nicht ab, dass das Sakrament Sakrament sein kann – das ist es auf jeden Fall! Doch nur bei dem, der es im Glauben annimmt, kann das Sakrament heilvoll wirken. Es nützt nur dem, der fest darauf

vertraut, dass Gott darin gibt, was Gottes Verheißungswort zu geben verspricht. Der Glaube muss „ergreifen“, was im Sakrament angeboten wird – das ist nicht anders als bei der Predigt! Und wo dieser Glaube fehlt, ist zu befürchten, dass sich der Mensch durch leichtfertigen Zugriff auf das Heilige versündigt. So macht also nicht der Glaube das Sakrament. Es ist, was es ist, auch wenn keiner daran glaubt! Doch allein der Glaube macht, dass ich es aneignen kann, und es mir zum Segen wird, während ich mir mit Spott oder Gleichgültigkeit gegen das Sakrament (genau wie mit Spott oder Gleichgültigkeit gegen Gottes Wort) den Fluch einhandle. So ist das Heilige niemals harmlos, und mit den Sakramenten ist nicht zu spielen. Aber noch viel weniger dürfen sie missachtet werden. Denn es gibt nicht beliebig viele Kabel, die einen Menschen mit Gott vernetzen können, sondern ihren Zweck erfüllen nur die, die er selbst dazu bestimmt hat. Gott hätte sie uns nicht an die Hand gegeben, wenn wir ihrer Hilfe nicht bedürften! Und deshalb ist es sehr anmaßend, wenn jemand meint, er sei schon derart vom Heiligen Geist erfüllt, dass er die äußeren Heilmittel nicht mehr nötig hätte. Es gibt heute einen schwärmerischen Kult der Innerlichkeit, in dem vermeintlich fromme Gemüter weniger Gott als sich selber feiern. Und manche fühlen sich Jesus innerlich so nah, dass sie meinen, auf das äußere Bibelwort und die greifbaren Sakramente verzichten zu können. Man dünkt sich erhaben über die äußeren Gnadenmittel, die Gott bereitstellt. Doch so eine „Verkrümmung nach innen“ ist echtem Glauben stracks entgegen. Denn der gründet sich gerade nicht „intern“ (auf das eigene fromme Gefühl), sondern gründet sich „extern“ (auf die in Christus, in seinem Wort und seinem Sakrament gelegten Fundamente). Echter Glaube findet seinen Halt jenseits der eigenen Person. Und er wächst darum über die äußeren Gnadenmittel nie hinaus, sondern je reifer und stärker er wird, desto eifriger hängt er ihnen an. Mit Luthers Worten gesagt: Der Glaube muss etwas haben, „daran er sich halte, und darauf stehe und fuße“. Er „haftet“ an dem, was er nicht selber ist, nämlich an dem, was ihm Gott vor Augen stellt. Und das „soll und muss äußerlich sein, dass mans mit Sinnen fassen und begreifen, und dadurch ins Herz bringen könne“ (WA 30 I,215). Doch wie gesagt: Wer die von Gott ausgesandten Schiffe nicht besteigen mag, den können sie nicht transportieren. Wer nicht an Bord geht, kommt auch nicht übers Meer. Seien wir also dankbar für die Sakramente. Es sind Brücken, die wir von uns aus nie hätten schlagen können. Und umso häufiger und eifriger sollten wir sie nutzen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Taufe

Die Taufe ist ein Fest des Dankes

Wenn zwei Menschen Eltern werden, wird ihnen darin ein Geschenk zuteil. Sie sind zwar beim Werden des neuen Lebens aktiv beteiligt gewesen: Vom ersten Gedanken an ein Kind über Zeugung, Schwangerschaft und Entbindung bis zur Pflege des Säuglings. Und doch haben sie ihr Kind nicht „gemacht“. Wäre es ein „Produkt“ der Eltern, so würde es ihnen auch gehören wie ein „Besitz“ (und es gäbe keinen Grund, irgendwem zu danken). So ist es aber nicht: Kinder werden ihren Eltern geschenkt, sie werden ihnen von Gott dem Schöpfer als kostbare Gabe und als Aufgabe anvertraut. Das ist eine große Ehre und ein Vertrauensbeweis zugleich. Denn Gott hält uns für würdig, Mitarbeiter und Werkzeuge seines schöpferischen Tuns zu sein. Er beteiligt uns an dem wunderbaren Geschehen, durch das er das Leben auf dieser Erde erhält und von Generation zu Generation erneuert. Die Taufe ist eine Gelegenheit, ihm dafür zu danken.

Die Taufe unterstellt uns der Herrschaft Gottes

Neugeborene Kinder ähneln jenen Inseln, die nach Vulkanausbrüchen manchmal aus dem Meer emporsteigen. Sie sind neues Land – Niemandland. Nur dass das nicht so bleibt. Denn schnell kommt jemand, um seine Fahne darauf zu errichten und dem beginnenden Leben seinen Stempel aufzudrücken. Viele strecken ihre Hände aus, um auf dem „unbeschriebenen Blatt“ erste Linien zu zeichnen und in der Seele des Kindes ihre Spuren zu hinterlassen. Und nicht alle meinen es gut. Auch der Teufel ist ganz vorne dabei. Eltern aber können durch die Taufe dafür sorgen, dass Gott als erster seine Hand auf das Kind legt. Sie geben ihr Kind Gott zu Eigen und sagen: „Hier ist unser Kind, Herr, es ist Neuland, errichte du als erster deine Fahne darüber. Nimm du diese kleine Seele in deine Obhut, bevor ein anderer sich ihrer bemächtigt.“ Wird das Kind daraufhin im Namen des dreieinigen Gottes getauft, trägt es fortan unwiderruflich und unauslöschlich Gottes Zeichen an sich. Es ist Gottes Kind geworden. Und es kann später unter Berufung auf seine Taufe die Ansprüche aller abweisen, die zu Unrecht sein Leben bestimmen wollen.

Die Taufe ist ein Ersäufen des „alten Adam“

Neugeborene Kinder gelten als Inbegriff der Unschuld und Reinheit. Doch stimmt das leider nur zur Hälfte. Sie sind natürlich unschuldig, insofern sie noch keine Gelegenheit hatten, durch konkrete Taten schuldig zu werden. Sie sind deswegen aber nicht frei von dem Grundübel und der fatalen Anlage, die uns Erwachsene sündigen lässt. Die Neugeborenen sind schon infiziert mit jener seelischen Krankheit, die die Bibel „Sünde“ nennt – nur dass sich die Symptome dieser Krankheit noch nicht zeigen. Doch wer wollte (nur weil jene „Symptome“ fehlen) daran zweifeln, dass die Kinder von unserer Art und also: von der Art Adams und Evas sind? Der Taufakt mit Wasser, bei dem ursprünglich der ganze Mensch untergetaucht wurde, symbolisiert, dass das, was an dem Kind „alter Adam“ ist, „ersäuft“ werden soll. Aber das geschieht natürlich nicht zum Schaden des Kindes. Ganz im Gegenteil! Das, was dieses Kind von Gott trennt, was seine Seele belastet, und sein Leben beeinträchtigt, soll „ersäuft“, „umgebracht“, „abgestreift“ und der Vergangenheit anheim gegeben werden. Ein Heide stirbt – und ein Christ wird geboren.

Die Taufe ist ein Abwaschen der Sünde

So wie Wasser eine tödliche Wirkung haben kann, kann es auch eine reinigende Wirkung haben. Es spült den Schmutz von uns herunter. Und auch das kommt in der Taufe zum Ausdruck: Sie bringt das Kind in eine ganz enge Verbindung mit Christus, also in Verbindung mit dem, der durch sein Sterben am Kreuz alle Schuld überwunden hat. Christus ist frei von Sünde und ganz rein – und wer mit ihm durch die Taufe verbunden ist, wird dadurch so rein wie Christus selbst. Die Taufe ist also tatsächlich ein reinigendes Bad – nur dass nicht der Körper, sondern die Seele gewaschen wird. Das Übel, das der Seele des Täuflings anklebt, wird gelöst und abgespült, er ist befreit davon und lässt es hinter sich. Ein weißes Taufkleid ist ein sehr schönes Zeichen dafür!

Die Taufe ist ein Auferstehen mit Christus

Das Taufwasser hat noch eine dritte Bedeutung. Denn Wasser hat nicht nur bedrohliche und reinigende, sondern auch lebensspendende Kraft. Und diese lebensspendende Kraft des Taufwassers liegt wiederum darin, dass es den Täufling mit Christus verbindet. Denn Christus ist der, der an Ostern dem Tod die Macht genommen und in seiner Auferstehung über den Tod triumphiert hat. Wer durch die Taufe zu Christus gehört, ist darum dem Tod entzogen. Denn der Tod hat nicht die Macht, jemanden aus der Hand Jesu Christi zu reißen. Natürlich muss auch der Christ irgendwann sterben. Aber dieses Sterben ist für ihn nicht Zerstörung, sondern nur Wandlung – ein Durchgang zum ewigen Leben.

Die Taufe ist ein „Zuvorkommen“ Gottes

Der Gedanke liegt nahe, dass die Taufe, wenn sie so große Vorteile mit sich bringt, wahrscheinlich an Vorbedingungen geknüpft ist. Man fragt sich, was man wohl tun muss, um der Taufe würdig zu sein. Welche Verdienste muss man vorweisen? Doch ist es ein großer Vorzug der Kindertaufe, dass sie solche Gedanken ausschließt. Sie bringt deutlich zum Ausdruck, dass die Taufe „gratis“ ist, weil sie allem Tun des Taufkindees zuvorkommt und zu einem Zeitpunkt erfolgt, wo der Mensch noch rein gar nichts vorzuweisen hat: Keine guten Werke und keine frommen Gedanken, kein erfolgreiches Leben und keine Tugenden. Kinder stehen mit leeren Händen vor Gott. Und darin können sie uns Vorbild sein. Denn genau das ist die richtige Haltung, um etwas zu empfangen, das wirklich Gnade ist.

Die Taufe ist ein Geschenk, das ausgepackt werden will

Die Taufe ist ein echtes Geschenk. Der Schenker knüpft sie nicht an Vorbedingungen. Und er hat es auch nicht auf eine Gegenleistung abgesehen. Nur eines will er: Dass wir das Geschenk auspacken und uns daran freuen. Denn das ist ja ärgerlich, wenn man etwas Wertvolles verschenkt, und der Beschenkte sein Päckchen nicht öffnet, sondern achtlos in irgendeinen Schrank legt und vergisst. Gehen nicht viele Menschen so mit ihrer Taufe um? Sie sind zu Ritzern geschlagen – aber sie kämpfen nicht. Sie sind zu Botschaftern ernannt – aber sie machen den Mund nicht auf. Christus hat ihnen seine Freundschaft zugesagt – aber sie leben, als würden sie ihn nicht kennen. Und sie schaden sich damit selbst. Denn wie kann ihnen die Taufe nützen, wenn nicht der Glaube hinzukommt, durch den die Taufe ihre Kraft entfaltet? Erst durch entschlossenen Glauben nehme ich das Geschenk der Taufe an, bejahe meine Taufe und schlage in Gottes ausgestreckte Hand ein.

Die Taufe ist eine Selbstverpflichtung der Gemeinde, der Eltern und Paten

Damit ein Mensch bewusst „Ja“ zu seiner Taufe sagen kann, muss er ein gewisses Alter er-

reicht haben. Aber noch mehr: Es muss ihm jemand von seiner Taufe erzählt, und es muss ihm jemand erklärt haben, was seine Taufe bedeutet. Es ist also nicht damit getan, ein Kind taufen zu lassen. Es soll auch durch eine christliche Erziehung zum Glauben hingeführt werden. Und das liegt in der Verantwortung der Eltern und der Paten. Auch die Gemeinde macht dazu entsprechende Angebote: Durch den evangelischen Kindergarten, den Kindergottesdienst, den Konfirmandenunterricht und die Konfirmation. Das Engagement der Eltern und Paten ist dadurch aber nicht zu ersetzen!

Die Taufe ist die Aufnahme in die Kirche Christi

Durch die Taufe wird ein Mensch Glied der christlichen Kirche. Und das ist ein Akt von rechtlicher Bedeutung. Doch ist die Taufe sehr viel mehr als der Beitritt zu einem Verein. Wer ein Glied der Kirche ist, ist ein Glied am Leibe Christi. Und so unlöslich wie ein Körperteil am anderen hängt, so unlöslich ist er mit Jesus Christus verbunden. Zugleich aber verbindet ihn die Taufe mit all den anderen Christen der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft. Er ist durch seine Taufe beheimatet in der „Gemeinschaft der Heiligen“ – nämlich in der Gemeinschaft all jener, die durch die Vergebung ihrer Schuld gereinigt und geheiligt wurden.

Die Taufe ist ein für alle Mal und immer wieder neu

In der Taufe handelt nicht eigentlich der Pfarrer, sondern Gott selbst handelt am Täufling. Deswegen ist die Taufe auch unwiderruflich. Was Gott tut, kann kein Mensch rückgängig machen – auch der Getaufte selbst nicht. Und das ist sehr tröstlich. Denn wie oft ich auch in Zweifel falle, wie oft ich auch Gottes Willen verfehle – meine Taufe bleibt gültig. Gottes großes Angebot bleibt bestehen, und seine Hand bleibt ausgestreckt. Er hat ein für allemal gesagt „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!“. Dies ist der feste Boden meiner Taufe, auf den ich nach allen Irrwegen immer wieder zurückkehren kann. Und das ist viel wert. Denn so treu und verlässlich wie Gott ist keiner von uns. Immer wieder geraten wir auf Abwege, immer wieder entfernen wir uns von Gott. Und darum ist unsere Taufe auch immer wieder aktuell. Immer wieder muss der „alte Adam“ ersäuft werden, damit wir Raum gewinnen für das neue Leben in Christus. Der äußere Akt der Taufe muss dazu nicht ständig wiederholt werden. Aber innerlich dürfen wir immer wieder zur Taufe zurückkehren, um neue Kraft zu schöpfen aus dem Wissen: Ich bin getauft!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Teilhabe an Kreuz und Auferstehung

Der Triumph Christi ist seit Ostern vollständig, der Prozess ist unumkehrbar, die Wahrheit ist am Licht, und das Schicksal des Feindes besiegelt. Das Ende der Weltgeschichte ist seither kein Geheimnis mehr. Der Mensch aber ist bei dieser großen Wende kein unbeteiligter Zuschauer, sondern ist genau in dem Maße einbezogen, wie er an Christus Anteil hat. Christi Sieg ist **unser** Sieg, wenn wir mit ihm verbunden sind. Sein Triumph ist unser Triumph, sein Leben ist unser Leben, sein Schicksal ist unser Schicksal – soweit und insofern wir mit Christus eins sind. **Wodurch** aber wären wir mit Christus eins, wenn nicht durch die Taufe? Durch die Taufe ist Christus **unser**, und **wir** sind sein. Durch die Taufe sind wir Glieder seines Leibes. Und so sehr der auferstandene Herr ewig lebt, werden auch die Glieder seines Leibes ewig leben. Durch die Taufe sind Christen einbezogen in das Leben Christi und sind dadurch so frei vom Fluch des Todes und von aller Verdammnis, wie Christus selbst es ist. Was läge also näher, als an Ostern zu taufen? Viele Gemeinden tun das und machen den Zusammenhang sichtbar, indem sie am Ostermorgen eine große Osterkerze in Dienst nehmen, an der dann das ganze Jahr über alle Taufkerzen entzündet werden. Denn wie die Taufkerzen ihre Flamme von der großen Osterkerze empfangen, so empfangen wir vom auferstandenen Herrn seine Gerechtigkeit, seinen Geist und sein ewiges Leben. **Christi** österlicher Sieg wäre nicht **unser** Sieg, wenn wir nicht durch die Taufe Glieder seines Leibes geworden wären! **Sind** wir aber Glieder seines Leibes, so gehen wir auch mit ihm in die Herrlichkeit ein, denn wo der Kopf hinget, da folgt der ganze Körper nach! Die Taufe verkoppelt und verbindet uns mit dem, der durch den Tod hindurch ins Leben ging. Und was das für den Einzelnen bedeutet, hat Paulus sehr deutlich ausgeführt: *„Wisst ihr nicht“* – schreibt er –, *„dass alle, die wir auf Christus Jesus getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? So sind wir ja mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, damit wie Christus auferweckt ist von den Toten, durch die Herrlichkeit des Vaters, auch wir in einem neuen Leben wandeln. Denn wenn wir mit ihm verbunden und ihm gleichgeworden sind in seinem Tod, so werden wir ihm auch in der Auferstehung gleich sein.“* (Röm 6,3–5)

Es geht bei der Taufe offenbar nicht um eine harmlose Kindersegnung, sondern es geht um Leben und Tod. Denn beides wird abgebildet durch das Wasser, das **töten**, das **reinigen** und auch **Leben spenden** kann. Der Täufling wird untergetaucht im Wasser und gewinnt darin Anteil am Tod Christi, **denn** was an ihm der alte Mensch ist, der Heide und der Sünder, wird im Wasser der Taufe ertränkt, ersäuft und umgebracht. Das reinigende Wasser spült den Schmutz fort. Wenn der Täufling aber herausgehoben wird aus dem todbringenden Wasser, geschieht mit ihm, was mit Christus geschah, als er vom Vater aus der Tiefe des Grabes und aus dem Tod herausgehoben und mit neuem Leben beschenkt wurde. Als Glied am Leib Christi geht der Getaufte seinen Weg mit durch den Tod des alten Menschen hinein in das Leben des neuen Menschen. Mitgefangen mit Christus, heißt mitgegangen – heißt aber auch mit auferstanden. Denn hinterher ist nichts mehr wie vorher, und der Mensch ist nie mehr derselbe, weil Gott im Vollzug der Taufe seine Hand auf ihn gelegt hat. Gott hat alle Getauften für sich beansprucht und rekrutiert. Er hat sie ein für allemal gekennzeichnet als künftige Bürger des Himmels. Und es gibt dafür kein besseres Bild als das Auflegen der Hand, das „Handanlegen“ und „Zugreifen“, weil diese Geste der Berührung so aussagekräftig ist.

Denken sie **nur einmal** an den Polizisten, der einem Verbrecher die Hand auf die Schulter legt und sagt: „Sie sind verhaftet!“ Der Polizist „legt dabei Hand an“, bringt den Anderen unter Kontrolle, beschlagnahmt ihn sozusagen und stellt ihn sicher. Aber denken sie **dann** auch an einen jungen Mann, der seiner Freundin den Arm um die Schultern legt. Der legt auch „Hand

an" und sagt damit voller Stolz: „Das ist meine Freundin – die gehört zu mir! Wehe dem, der sich zwischen uns stellt!" Denken sie **drittens** auch noch an die Mutter, die morgens ihr Kind in die Schule schickt und ihm zum Abschied über den Kopf streicht. Auch sie „legt Hand an" und verbindet damit einen stummen Schutz- und Segenswunsch, der sich in der zärtlichen Geste verbirgt. Was aber bedeutet die Taufe anderes, als dass Gott in diesem **dreifachen** Sinne „Hand an uns legt" und uns für sich reklamiert? Es ist ganz ähnlich dem, was der Polizist tut, der junge Mann und die Mutter. Denn der unklare Status des Ungetauften wird damit ein für allemal geklärt. Wie ein herrenloser Streuner irrt der Heide durch die Welt – und der ihn verderben will ist niemals fern! Mit der Taufe aber legt Gott seine Hand auf diesen Menschen, bringt ihn unter Kontrolle und reklamiert ihn durch die Taufe als sein Eigentum. Durch die Taufe erhebt Gott unmissverständlich Anspruch auf diese Seele und ordnet sie **sich** zu, so dass der Getaufte nie wieder sich selbst gehört. Gott reklamiert ihn als seinen Gefolgsmann und rekrutiert ihn für Gottes Volk. Aber die Hand, mit der Gott Besitz ergreift, ist eben zugleich die segnende Hand, die er schützend über die Person hält. Denn wer verletzt und antastet, was in Gottes Hand ist, der tastet damit Gott an. Der Getaufte steht unter Gottes Schutz. Und dieselbe Hand, die ihn beschlagnahmt hat, teilt ihm auch ihren Segen mit, lässt ihm Kraft zufließen und spendet Trost. Die Füße des Getauften irren nicht mehr hierhin und dorthin, weil Gottes Hand ihn nachdrücklich in eine heilsame Richtung schiebt. Aber die väterliche Hand ist eben auch liebevoll, indem sie Nähe herstellt und Beistand gibt.

Der Getaufte wird durch die Taufe seines Lebens enteignet. Doch geschieht das zu seinem eigenen Vorteil, weil er nur so eingesenkt und einverleibt werden kann in das Leben Jesu Christi. Alles aber, was Christus an Karfreitag und an Ostern errungen und erstritten hat, wird uns durch die Taufe zugeeignet, wenn wir's nur im Glauben annehmen und gelten lassen. Christus ist auferstanden und hat für uns die große Schlacht geschlagen, wir aber sind Trittbrettfahrer und dürfen die Siegesfahnen schwenken. Christus hat den Durchbruch vom Tod ins Leben am Ostermorgen vorweggenommen. Wir aber werden nachträglich in dieses Geschehen einbezogen und werden mit hindurchgezogen, wenn wir in der Spur des Glaubens bleiben. Den **Sieg** über unseren Feind hat Christus längst errungen, bevor er durch die Taufe auch in unserem Leben „vollstreckt" wird. Und nur einen einzigen Weg gibt es, um sich doch noch unglücklich zu machen, **wenn** der Getaufte nämlich alledem kein Vertrauen schenkt, **durch** seinen Unglauben die eigene Rettung verhindert **und** das Geschenk der Gnade wegwirft. Aber kann man wirklich so dumm sein, dass man so viele unverdiente Vorteile missachtet und freiwillig wieder hergibt? Niemand kann einen Getauften von Gott trennen und von seinem Heil abschneiden, wenn er es selbst nicht tut! Wenn wir **das** aber bleiben lassen – wer kann uns dann noch schaden, und welche Ketten können uns dann noch binden? Kein Grab ist dann so tief, dass es uns festzuhalten vermag, und keine Schuld so schwer, dass sie uns verdammen könnte! Kein Ort ist so fern, dass uns Christus nicht fände, und kein Schaden so groß, das Christus ihn nicht heilen könnte! Der Tod muss uns wieder hergeben, und Satan sieht uns nur von hinten – denn wenn wir das Zeichen Christi fröhlich an uns tragen, hat auch die Hölle keine Macht mehr über uns. Kann man sein Erdenleben besser beginnen als unter solch einer mächtigen Zusage?

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

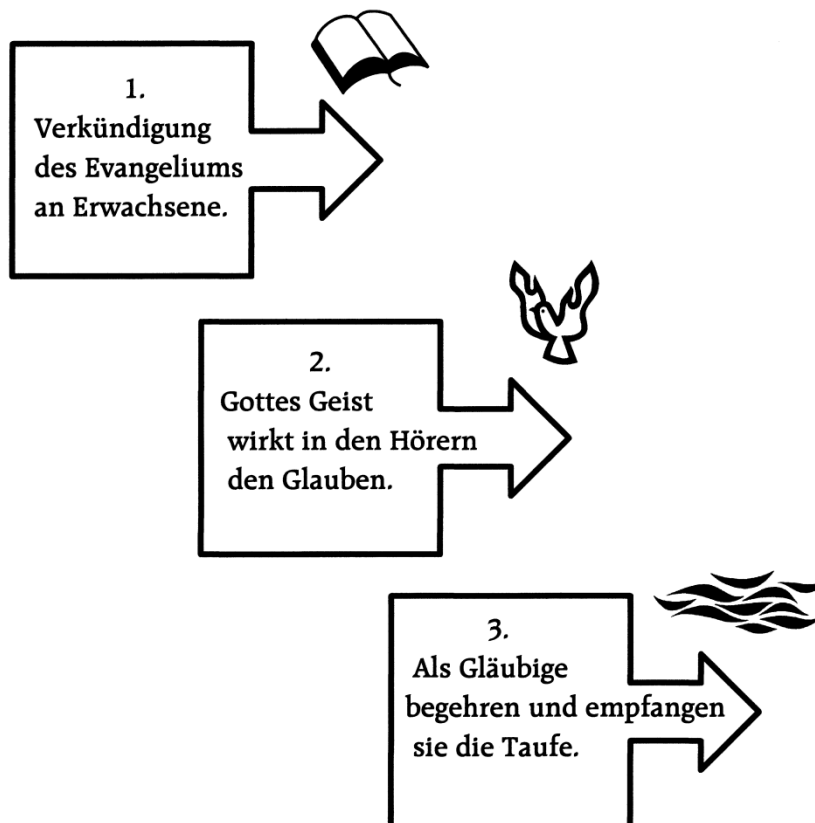
Kindertaufe und Erwachsenentaufe

Über die Taufe wurde schon viel gestritten. Darum sei gleich zu Beginn festgehalten, worüber Einigkeit besteht. Einig sind sich die verschiedenen Richtungen evangelischer Theologie nämlich darüber, dass die heilvolle Wirkung der Taufe nicht schon durch den korrekten Vollzug gewährleistet wird. Die Taufhandlung allein kann den Getauften nicht retten und ihn nicht in die heilvolle Gemeinschaft mit Christus überführen, wenn der Heilige Geist nicht innerlich im Menschen den Glauben wirkt, der die Taufgnade annimmt. Denn so ist es mit dem Evangelium ja generell: Alles äußere Predigen ist vergeblich, wenn's nur in die Ohren dringt und nicht ins Herz. Sobald aber Gottes Geist im Menschen den Glauben weckt, der das angebotene Heil ergreift, verbindet das den Menschen mit Jesus Christus. Und allein diese Verbindung mit Christus rettet. Seine Gnade muss angeeignet werden. Diese Aneignung kann das Taufwasser allein nicht bewirken. Und somit ist klar, dass die Taufe ohne Glauben nichts nützt. Doch was daraus folgt – das ist strittig, weil mindestens drei Denkmodelle miteinander konkurrieren:

Taufverständnis A

(Erwachsenentaufe unter Ablehnung der Kindertaufe)

Gemeinden, die dieses Taufverständnis vertreten, orientieren sich an der Missionstaufe, die im Neuen Testament der „Normalfall“ ist. Bestes Beispiel: Der Kämmerer aus Äthiopien kommt als Erwachsener mit dem Evangelium in Kontakt und lässt es sich von Philippus erklären. Weil er aber glaubt, was er hört, und in der Nähe Wasser sieht, begehrt und empfängt er die Taufe, die ihn der christlichen Heilsgemeinde einverleibt (Apg 8,34-39). Die Reihenfolge ist also:



Dieses Schema der Missionstaufe entsprach der Situation Jesu und der ersten Apostel, ließ sich aber nicht einfach auf die folgenden Generationen übertragen. Denn sobald in christlichen Familien Kinder geboren wurden, ergab sich eine neue Lage. Die Kinder christlicher Eltern sind nämlich weder Heiden noch Juden. Sie sind weder urteilsfähig noch mündig, noch hängen sie fremden Religionen an, von denen sie erst zum Christentum bekehrt werden müssten, sondern sie wachsen durch christliche Erziehung in den Glauben hinein und leben selbstverständlich in der christlichen Gemeinschaft, der sie aber – wenn ihnen die Taufe fehlt – nicht wirklich angehören. Macht man einen mehr oder weniger „erwachsenen“, reflektierten und artikulierten Glauben zur Voraussetzung der Taufe, um dem neutestamentlichen Vorbild möglichst genau zu folgen, bleiben die Kinder außen vor. Sie dürfen dann bis zum Nachweis entsprechender Reife dem Leib Christi nicht hinzugefügt werden und sind folglich „bis auf weiteres“ als Nicht-Christen anzusehen. Konsequenz: Sollten sie sterben, bevor sie die Reife haben glauben zu „können“, ist anzunehmen, dass sie verloren gehen. Denn nur der Glaube rettet – der ihnen ja ausdrücklich abgesprochen wird. Und nach Joh 3,5 ist auch die Taufe zum Heil notwendig: „Es sei denn, dass jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.“ Entsprechend großes Gewicht hat die Taufe auch in Mk 16,16: „Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.“ Verweist man demgegenüber auf den Schächer am Kreuz, um zu beweisen, dass Rettung notfalls ohne Taufe möglich sei (Lk 23,43), geht es doch auch beim Schächer nicht ohne den Glauben, den man den Kindern ja nicht zutraut – und das Dilemma bleibt dasselbe: Mit Sünde geboren sind die Kinder der Erlösung bedürftig, doch ohne Glauben geboren sind sie der Erlösung nicht fähig – und von der Taufe hält man sie bewusst fern. Kann das im Sinne Jesu sein? Viele gute Gründe sind gegen diese Praxis geltend zu machen:

Taufverständnis A besteht darauf, Kinder am Maßstab des erwachsenen Glaubens zu messen und sie – weil sie dem nicht genügen – von der Taufe auszuschließen. Doch als Christus befahl, alle Völker zu Jüngern zu machen und sie zu taufen, hat er davon niemanden ausgenommen (Mt 28,16-20). Mit welchem Recht nehmen die Vertreter dieses Modells also die Kinder aus? Was berechtigt sie Christi Befehl einzuschränken, so als ob er gerade für die Kinder christlicher Eltern nicht gälte? Darf man Kindern die Taufgnade allein deshalb vorenthalten, weil sie mental noch unentwickelt sind? Und wenn geistige Defizite tatsächlich den Weg zu Gott verstellen könnten – wie wäre dann zu erklären, dass Jesus gerade den Kindern das Himmelreich zuspricht und den Erwachsenen empfiehlt „zu werden wie die Kinder“? (Mt 18,1-5, Mt 19,13-15). Jesus nimmt offenbar nicht an, dass Kinder aufgrund ihres Entwicklungsstandes dem Reich Gottes besonders fern wären, sondern im Gegenteil, dass sie ihm besonders nahe sind! Und diese Hochachtung Jesu sollte uns davor bewahren, den Kindern den Glauben abzusprechen. Denn es könnte sein, dass das Glauben mit zunehmendem Alter nicht bloß leichter wird, weil man die biblische Botschaft besser versteht, sondern dass er zugleich schwerer wird, weil sich die Seele des Erwachsenen durch Anspruchsdenken, Bitterkeit und Stolz verhärtet. Man bedenke doch, was Jesus sagte, als sich die Priester im Tempel über schreiende Kinder entrüsteten: „Habt ihr nie gelesen: Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob bereitet?“ (Mt 21,16).

Modell A versteht die Taufe als Tat des Menschen, der durch den Bekenntnisakt, sich taufen zu lassen, auf Gottes Ruf antwortet. Und unter dieser Voraussetzung stellt sich sofort die Frage, ab wann ein Heranwachsender das „kann“. Doch – egal, wie man darauf antwortet – steckt schon in der Frage ein Irrtum. Denn ganz gleich, von welchem Alter wir reden, ist Glaube nie etwas, was der Mensch von sich aus „kann“. Es ist stets das, was Gott im Menschen „kann“. Glaube ist nicht unser Werk, sondern Gottes Werk an uns. Und streng genommen ist es sogar

Gottes eigener Geist, der in uns an Gott glaubt! Wenn das aber stimmt – macht es dann noch Sinn zu fragen, „ab wann“ Gottes Geist dergleichen kann? Sollte die Unreife des kindlichen Geistes für Gott ein Hindernis sein, das seine Möglichkeiten limitiert?

Glaube und Taufe sind gnadenhafte Geschenke Gottes. Aber lässt die Erwachsenentaufe das auch erkennen? Erweckt sie nicht eher den Eindruck, der Glaube sei eine menschliche Vorleistung, die man nachweisen müsse, um der Taufe würdig zu sein? Der Herangewachsene „kann“ etwas, was das Kind noch nicht „konnte“, und empfängt dafür den Ritterschlag der Taufe, als hätte er ihn nun verdient. Natürlich weisen die Anhänger der Erwachsenentaufe das zurück! Sie wollen so nicht verstanden werden. Aber wenn man erklärt, es sollten nur solche getauft werden, „die ihr Vertrauen auf Christus auf glaubhafte Weise bekunden“ und „unter Beweis stellen, dass sie einen Anfang im Christenleben gemacht haben“ (Wayne Grudem, *Biblische Dogmatik*, S. 1075 und 1076) – wie will man dann noch verhindern, dass der Glaube einen Beigeschmack von „Werk“, und die Taufe einen Beigeschmack von „Lohn“ bekommt? Bei einer Säuglingstaufe sind solche Missverständnisse ausgeschlossen, denn der Säugling kann weder gute Taten noch fromme Gedanken vorweisen. Er empfängt die Taufe offenkundig unverdient, allein aus Gnade!

Ein historisches Argument kommt hinzu: Wenn die Kindertaufe dem Evangelium Jesu wirklich nicht gemäß wäre – hätte es dann nicht schon in der Frühzeit der Kirche Streit darum geben müssen? Wäre nicht zu erwarten, dass in den ersten Generationen wenigstens eine kontroverse Diskussion entsteht? Die Apostel und ihre Schüler, die an Jesu Verkündigung „nah dran“ waren, lebten noch, als ganze „Häuser“ im Familienverbund zur Taufe kamen. Wenn dabei aber die Kindertaufe praktiziert wurde, ohne dass irgendwer Anstoß nahm – spricht das nicht dafür, dass diese Praxis der frühen Gemeinde angemessen und natürlich erschien? Wäre die Kindertaufe ein solcher Skandal, wie manche behaupten, wie konnte sie dann 1500 Jahre lang in ökumenischer Einhelligkeit von allen christlichen Konfessionen praktiziert werden? Taufverständnis A schert aus diesem Konsens aus. Denn wenn getaufte Christen erneut getauft werden, setzt das voraus, ihre Taufe als Kind sei null und nichtig gewesen. Und das ist eine schwere Belastung für das Verhältnis zu den damals taufenden Konfessionen. Erkennt man ihre Taufe nicht an, zieht man in Zweifel, ob sie überhaupt Kirche sind. Und noch schlimmer: Wird den als Kind Getauften eingeredet, das, was im Namen des dreieinigen Gottes an ihnen getan wurde, sei gar nicht wirklich Taufe, sondern eine Farce gewesen, so dass sie als Erwachsene noch einmal „richtig“ getauft werden müssten, verwirrt man die Gewissen in unerträglicher Weise. Wie kann man so entwerten, was doch Gott selbst in der Taufe tat?

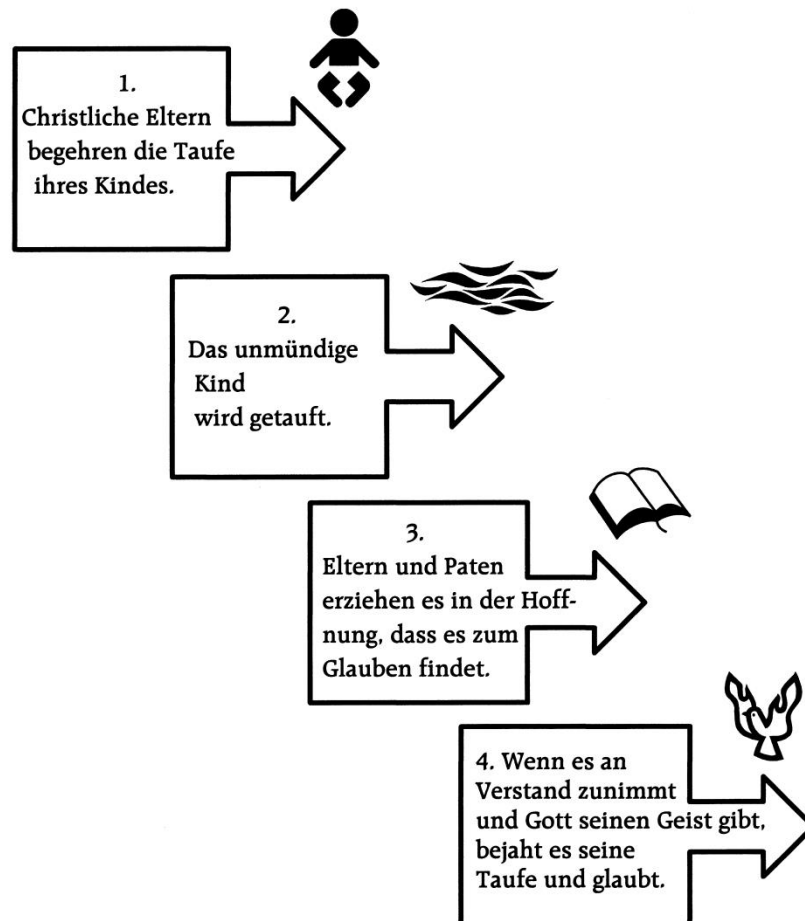
Es bedarf wohl keiner weiteren Ausführungen. Taufverständnis A kann nicht überzeugen. Denn es ist der Christenheit nicht freigestellt, ob sie taufen will. Es ist ihr von Christus geboten. Und es ist kein Wort überliefert, durch das Christus dieses Gebot auf Erwachsene beschränkt und die Kinder davon ausgenommen hätte. Wer seine Kinder liebt, sollte darum nicht lange warten, bevor er sie Gott ans Herz legt und die Taufe für sie erbittet, durch die Gott mächtig, verbindlich und unwiderruflich an den Kindern handelt. Doch wie ist das im Einzelnen vorzustellen?

Taufverständnis B

(Kindertaufe ohne Annahme eines kindlichen Glaubens)

Dieses Taufverständnis orientiert sich am Beschneidungsgebot des Alten Testaments und an den Haustaufen des Neuen Testaments. Denn wenn es im alten Bund richtig war, durch die Beschneidung unmündige Kinder in das Gottesvolk Israel einzubinden, ohne dabei auf mangelnden Glauben Rücksicht zu nehmen – warum soll es dann falsch sein, ebenso unmündige

Kinder durch die Taufe in das neue Gottesvolk der Christenheit aufzunehmen? Faktisch übernimmt die Taufe in der Christenheit die Funktion des Bundeszeichens. Sie wird in Kol 2,11-13 auch ausdrücklich mit der Beschneidung in Verbindung gebracht. Und zugleich zeigen die „Haustaufen“ des Neuen Testaments, dass die Kindertaufe von christlichen Familien schon sehr früh praktiziert wurde ohne Anstoß zu erregen. Lydia wurde „mit ihrem Hause“ getauft (Apg 16,14-15), der Aufseher des Gefängnisses wurde „mit seinem Hause“ und „mit all den Seinen“ getauft (Apg 16,29-34), desgleichen auch Stephanas (1. Kor 1,11-17) und Krispus (Apg 18,8). Die familiäre Weitergabe des Glaubens tritt ergänzend neben die Mission, gerade weil die Mission erfolgreich ist. Und wer wollte das nicht begrüßen? Aus der neuen Situation ergibt sich eine veränderte Reihenfolge:



Dass durch die Kindertaufe ein Problem entsteht, ist freilich nicht zu leugnen. Taufe und Glaube, die sachlich zusammengehören, treten nun zeitlich weit auseinander. Denn nimmt man an, dass Kinder aufgrund ihrer Unreife wirklich nicht glauben können, muss die Taufe viele Jahre warten, bis sie durch den Glauben des Getauften „komplettiert“ und „vervollständigt“ wird. Wohl bleibt die Taufe in der Zwischenzeit, was sie ist – Gott hat ja selbst in ihr gehandelt! Die Taufe wird mit den Jahren nicht weniger gültig! Aber solange der Zusage Gottes die menschliche Antwort fehlt, ist auch die innere Wiedergeburt nur als Verheißung da, und vieles bleibt in der Schwebel. Was ist das aber für eine Taufe, die nicht wirkt, was sie zeigt, sondern erst nach Jahren (hoffentlich) zum Ziel kommt? Sie erscheint wie ein Scheck, der (von Gottes Seite her) ganz sicher gedeckt ist, der aber lange darauf warten muss, bis er (vom Menschen) eingelöst wird. Und wenn die, die das Kind taufen, davon ausgehen, dass es – jedenfalls vorläufig – nicht glaubt, entsteht eine seltsam ungewisse Lage. Denn so erscheint die Taufe nicht als das große, alles entscheidende Heilsereignis, das sie im Neuen Testament ist, son-

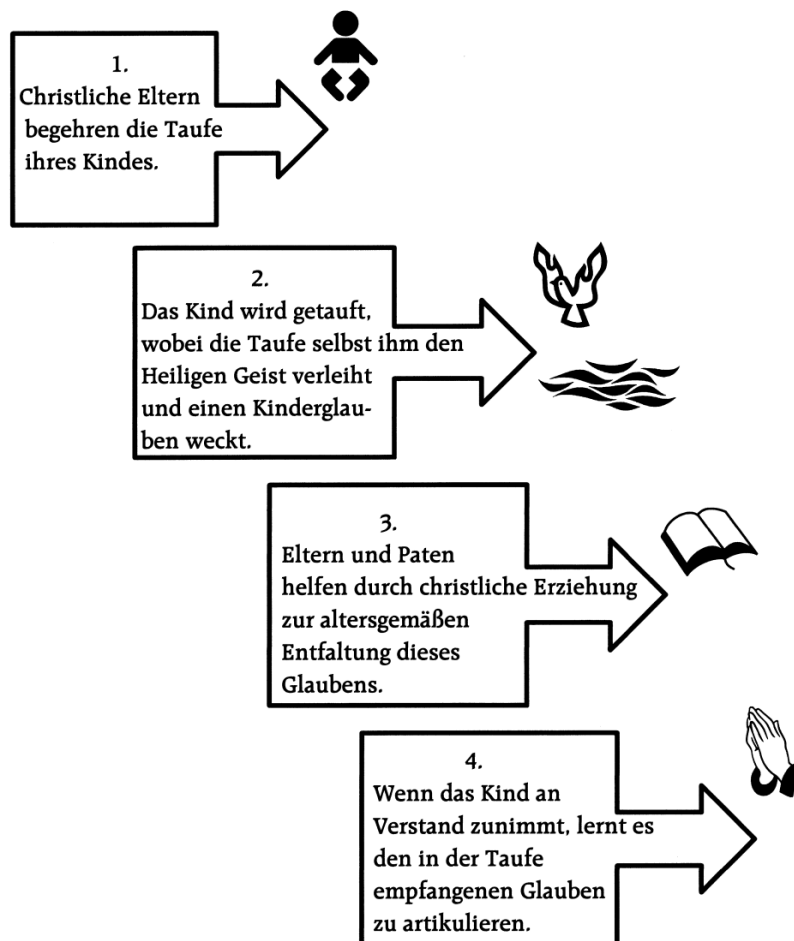
dern eher als eine Option, bei der offen bleibt, ob und wann das Kind von ihr Gebrauch macht. Die Säuglingstaufe allein – ohne den Glauben – kann die Zugehörigkeit zur Heilsgemeinde nicht gewährleisten. Und im schlechtesten Falle wirkt sie sogar kontraproduktiv, wenn die Familie nämlich annimmt, mit der Taufe ihres Kindes sei alles Nötige schon geschehen und einer Erziehung zum Glauben bedürfe es darum nicht mehr.

Die Vorstellung einer Latenzzeit, in der der „Scheck“ der Taufe gültig bleibt, aber mangels reifen Glaubens nicht „eingelöst“ wird, ist trotzdem möglich. Man kann dieses Taufverständnis vertreten. Und dem Modell A ist es in jedem Falle vorzuziehen. Doch muss man zugeben, dass ein Heilsstand, der „unfertig“ bleibt, solange das Kind und sein Glaube „unfertig“ sind, nicht sehr gut zum neutestamentlichen Bild der Taufe passt, das die geistliche Wiedergeburt und die volle Teilhabe an Christus einschließt (vgl. Röm. 6,3-14; Gal. 3,25-29; Kol 2,8-13). Schon Martin Luther legte seinen Finger in diese Wunde (Walch, 2. Ausg. Bd. 11, Sp. 489-491) und setzte dem die Überzeugung entgegen, dass die Taufe den erforderlichen Glauben durchaus selbst verleihen und in den Kindern wecken kann. Dieser Gedanke fehlt in A und B. Ergänzt man ihn, so ergibt sich ein drittes Taufverständnis, das gegenwärtig kaum vertreten wird, an dem Luther aber zeitlebens festgehalten hat.

Taufverständnis C

(Kindertaufe unter Annahme des Kinderglaubens)

Dieses Taufverständnis orientiert sich an neutestamentlichen Aussagen, nach denen die Taufe den Hl. Geist verleiht und mit dem Geist zugleich den Glauben. Jesu eigene Taufe war unmittelbar damit verbunden, dass der Hl. Geist auf ihn herabkam. Und auch Petrus verknüpft die Taufe mit der Verheißung des Geistes, indem er sagt: „Tut Buße und jeder von euch lasse sich taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung eurer Sünden, so werdet ihr empfangen die Gabe des Heiligen Geistes. Denn euch und euren Kindern gilt diese Verheißung und allen, die fern sind, so viele der Herr, unser Gott, herzurufen wird“ (Apg 2,38-39). Natürlich sind an Säuglingen keine Äußerungen des Glaubens wahrzunehmen. Darum ist anzunehmen, dass sie einen kindlich-unartikulierten, keimhaften (aber darum nicht weniger echten) Glauben empfangen:



Auch hier entsteht ein Problem, das nicht unterschlagen werden darf. Denn der Begriff des Glaubens kann nicht im selben Sinne auf Kinder und Erwachsene angewandt werden, so dass man scheinbar dasselbe Wort für verschiedene Dinge gebraucht. Den Glauben eines Erwachsenen kann man beschreiben, weil er bewusst ist und sich äußert. Doch worin soll der Glaube eines Säuglings bestehen, der weder von Gott noch von der Welt einen Begriff hat? Natürlich kann man auch beim Erwachsenen nicht den Heiligen Geist oder den Glauben selbst beobachten – wir nehmen den Glauben ja nicht anders wahr als in seinen Äußerungen. Wenn er sich bei Säuglingen aber noch nicht äußert, ist er dann mehr als eine wohlmeinende Unterstellung? Und – können Taufkinder in der Taufe den Hl. Geist empfangen – wo kommen dann all die ungläubigen Erwachsenen her? Muss man annehmen, dass die gute Saat des Kinderglaubens durch das Heranwachsen in einer von Gott entfremdeten Welt erstickt wird? Sehen wir diese gute Saat nicht aufgehen, weil so viel auf den Weg fällt, auf den felsigen Boden und unter die Dornen (Mt 13,1-23)?

Das Neue Testament belegt immerhin, dass Geistbegabung schon im Mutterleib möglich ist: Als der ungeborene Johannes dem ungeborenen Christus begegnet, hüpfte er vor Freude! (Lk 1,39-45). Aber genügt das, um eine Lehre darauf zu gründen? Es hängt viel davon ab, ob wir mit einem Glauben der unmündigen Kinder rechnen dürfen, oder ihn für ein bloßes Postulat halten müssen. Sollte ein Kind wirklich glauben können, obwohl es keine Predigt versteht und keine Begriffe hat, um (Gott von der Welt und von sich selbst unterscheidend) seinem Fürchten, Lieben und Vertrauen eine Richtung zu geben?

Zur Unterscheidung des Glaubens von seinen Äußerungen

Um in dieser Sache weiter zu kommen, ist ein Umweg nötig, der von der Taufe weg führt und die Aufmerksamkeit von den so „defizitären“ Anfängen des Lebens auf sein ebenso „defizitäres“ Ende verlagert. Denn die Frage, ob Glaube möglich ist, stellt sich auch im Blick auf sehr alte und demente Menschen, auf Koma-Patienten, auf geistig schwer behinderte, senile, psychisch kranke und sterbende Menschen. Auch sie leiden unter mentalen Einschränkungen, so dass sie nicht (oder nicht mehr) in der Lage sind, ein Vaterunser zu beten, ein Glaubensbekenntnis zu sprechen oder ein Bibelwort zu verstehen. Das, was wir „erwachsenen“ und „mündigen“ Glauben nennen, ist ihnen nicht vollziehbar. Und die entscheidende Frage lautet, ob sie deshalb aufhören Gläubige und Christen zu sein. Wagt das jemand zu behaupten und damit das Heil des Menschen an seinen funktionierenden Verstand zu knüpfen? Wenn wir das aber nicht tun – müssen wir dann nicht den Glaubensstand eines Menschen von den „normalen“ Äußerungen dieses Glaubensstandes dergestalt unterscheiden, dass der Glaubensstand mit der Einwohnung des Heiligen Geistes gegeben ist, während seine Äußerungen mit den mentalen Zuständen der Person variieren?

Wir müssen dazu an der Beschreibung des „normalen“ Glaubensstandes keine Abstriche machen! Er zeigt sich darin, dass ein Mensch (sich selbst von der Welt und die Welt von Gott unterscheidend) seine Ehrfurcht, seine Liebe und sein Vertrauen von sich und der Welt weg zu Gott hin wendet. Denn so manifestiert sich die Gegenwart des Hl. Geistes, wenn er in einem normal entwickelten, geistig gesunden Erwachsenen wirkt. Und bei einem solchen ist auch der Umkehrschluss erlaubt. Denn zeigt sich beim geistig gesunden Erwachsenen rein gar nichts von jener Ausrichtung der Ehrfurcht, der Liebe und des Vertrauens auf Gott, so glaubt er auch nicht. Das ist in aller Klarheit festzuhalten!

Doch hindert es uns keineswegs, den Glaubensstand von seinen Äußerungen zu unterscheiden. Wie eine Krankheit des Körpers sich in Symptomen äußert, äußert sich die Gesundheit des Körpers in Merkmalen der Gesundheit. Und auch der Unglaube der Seele manifestiert sich erkennbar anders als der Glaube. Aber besteht deshalb eine Krankheit aus ihren Symptomen? Oder ist die Gesundheit die Summe ihrer Merkmale? Nein. Sinnvoller Weise unterscheiden wir das, was sich manifestiert, von dem, worin es sich manifestiert. Denn nicht auf die äußeren Merkmale der Gesundheit kommt es an – dass einer bloß gesund aussieht –, sondern dass er gesund ist. Und dasselbe gilt vom Glauben. Denn das Entscheidende und Rettende am Glauben ist nicht unser mehr oder weniger entwickelter mentaler Zustand, sondern es ist die Einwohnung des Heiligen Geistes. Sie allein verbindet den Menschen mit Christus. Und diese Einwohnung des Hl. Geistes ist nicht in der Weise abhängig von ihren Manifestationen im Bewusstsein, dass sie mit dem Bewusstsein zugleich erlöschen müsste. Nein! Gottes Geist ist nicht identisch mit seinen Wirkungen im menschlichen Geist! Denn anderenfalls müsste man folgern, dass demente Christen mit ihren geistigen Fähigkeiten nach und nach auch ihren Glauben verlören und – in diesem Zustand sterbend – verloren gingen.

Die Absurdität dieser Folgerung liegt auf der Hand. Und sie erinnert an etwas, das die Reformatoren längst wussten: Der Glaube ist nicht darum heilsnotwendig, weil er ein so vorbildlicher oder gar verdienstvoller mentaler Zustand wäre, sondern weil er uns mit Christus verbindet und vereint. Der Hl. Geist, der im Christen „Wohnung nimmt“, ist nämlich kein anderer als Christi eigener Geist. Mit ihm ist also auch Christus „da“ – und mit Christus seine Gerechtigkeit, Lebendigkeit und Heiligkeit samt allen Wohltaten, die er den Seinen zueignet. Diese „pneumatische“ Wirklichkeit ist unabhängig von ihren „psychischen“ Manifestationen, weil Glaube kein menschliches Werk und Tun ist, sondern Gottes Tun und Wirken im Menschen. Und das heißt: Gottes Treue sorgt dafür, dass ein gläubiger Mensch auch im Vollrausch, im

Tiefschlaf, in der Amnesie und im Koma ein Gläubiger bleibt. Gottes Geist hat mit unseren geistigen Einschränkungen nicht mehr Probleme als mit unseren geistigen Höhenflügen. Denn das, worauf es ankommt, tut ohnehin nicht der menschliche Geist, sondern Gottes Geist, der stellvertretend an und im Menschen vollbringt, was menschlicher Geist nicht vermag. Der Hl. Geist scheitert nicht an unseren mentalen Defiziten, sondern wenn wir verstummen, vertritt er uns mit unaussprechlichen Seufzern (Röm 8,26).

Ist der Mensch aber gesund und munter – wie könnte das Wirken des Geistes da verborgen bleiben? An der Beschreibung des Normalzustandes sind – wie gesagt – keine Abstriche zu machen! Bei geistig wachen und reifen Menschen ist Glaube durchaus nicht schwer, sondern leicht zu erkennen, weil der Hl. Geist niemals untätig bleibt, sondern dort, wo ein normales Seelenleben besteht, dieses Seelenleben unweigerlich prägt. Ist der Mensch also handlungsfähig, so wird der Geist seine Handlungen mitbestimmen, und ist er denk- und empfindungsfähig, wird Gottes Geist sich auch in seinen Gedanken und Gefühlen niederschlagen. Bleibt das bei jemandem ganz aus, hilft es nichts, ihm einen „unbewussten“ Glauben zu unterstellen. Denn Christus lehrt uns, den Baum an seinen Früchten zu erkennen. Sprechen wir aber von kindlich-unfertigen Menschen, von mental Eingeschränkten, von seelisch Verstummten oder sonstwie zur Äußerung Unfähigen – wer wagte zu sagen, dass der Hl. Geist in denen nicht wohnen könne? Bei jenen, die des Denkens, Wollens, Redens und Handelns fähig sind, werden Manifestationen des Glaubens nicht ausbleiben. Wer also zum Abendmahl gehen könnte und tut es nicht, wer Gottes Wort lesen könnte und tut es nicht, wer Gelegenheit zu guten Werken hat und tut sie nicht, wer Reden kann und bekennt sich nicht, wer Beten könnte und schweigt, wer zur Gemeinschaft eingeladen wird und hält sich fern – der zeigt alle Symptome der Krankheit, und seine Beteuerungen, er sei gesund, sind nichts wert. Denn wo gute Äußerungen des Glaubens möglich sind, sind sie auch nötig und dürfen nicht fehlen. Wo sie sein können, sind sie geboten und werden von Gott auch erwartet. Unterliegt der Mensch aber Einschränkungen, die seine Glaubensäußerungen hemmen, folgt daraus nicht, er sei ohne Glauben.

Stellen wir uns einen gläubigen Menschen vor, der dement wird, so dass er keinen Bibelvers, kein Gebet und keinen frommen Gedanken mehr zusammenbekommt. Werden wir annehmen, dass er mit seiner Verstandeskraft auch den Glauben verloren hätte? Werden wir nicht unterstellen, dass Gott treu ist und seinen Heiligen Geist ebenso wohnen lässt in hellwachen wie in schlafenden Menschen?

Der wache Glaube wird ganz sicher von Gedanken begleitet, von Willensregungen, Gefühlen, Worten und Taten. Aber ebenso sicher ist das, was den Glauben da begleitet, nur Begleitung. Es ist nicht der Glaube selbst. Denn der ist in keiner Weise ein Werk des Menschen – weder seines Verstandes noch seines Gefühls –, sondern ist allein ein Werk Gottes im Menschen. Dieses Werk findet in aller Regel einen sichtbaren Niederschlag. Und wenn um mich herum nie einer merkt, dass ich Christ bin, ist das ein alarmierendes Zeichen! Wo aber kein wacher Verstand ist, erwartet Gott auch keine tiefsinnigen Gedanken (davon hat er selbst genug), sondern dort erwartet er Manifestationen des Glaubens nur in Entsprechung zu den Möglichkeiten, die er dem Menschen gegeben hat.

Zur Anwendung dieser Unterscheidung in der Lehre von der Taufe

Glaube ist zu unterscheiden von den Wirkungen, an denen man ihn erkennt. Wenn diese Einsicht aber nicht auf dem Feld der Tauflehre gewonnen wurde – kann sie nicht trotzdem in der Tauflehre Anwendung finden? Unterscheiden wir den Glauben von seinen „erwachsenen“ Wirkungen, so müssen wir vom Fehlen dieser Wirkungen beim Säugling auch nicht auf das

Fehlen des Glaubens schließen, sondern können es (mit Luther und Taufverständnis C) wahrscheinlich finden, dass der Heilige Geist durch das Sakrament bei Vollzug desselben auch den Glauben wirkt, der nötig ist, um das dargebotene Heil zu ergreifen und anzueignen.

Die „normale“ Beschreibung des Glaubens müssen wir deswegen nicht verwässern. Wir können sie weiterhin an Erwachsenen orientieren, bei denen der Glaube aus der Predigt kommt, nämlich aus der verstehenden Kenntnisnahme des Evangeliums. Ihr Glaube schließt eine bewusste Willensbewegung ein, die aus Gottes- und Selbsterkenntnis erwächst und in erkennbares Gott-Fürchten, -Lieben und -Vertrauen mündet. Doch bleibt festzuhalten, dass (1.) der Glaube nicht mit seinen Äußerungen identisch ist, dass (2.) Gott von einem Menschen nur den Glauben erwartet, den er selbst in ihm wirkt, und dass er (3.) in jedem nur den Glauben wirkt, der seinem Entwicklungsstand und seinen Voraussetzungen gemäß ist. Wenn aber die mangelnde Bekenntnis-Fähigkeit eines psychisch Kranken den Heiligen Geist nicht am Wirken hindert – warum sollte er dann am unfertigen Verstand eines Kindes scheitern?

Es hängt offenbar nicht von der Begabung, vom Bildungsgrad oder der Wachheit eines Menschen ab, ob er glauben „kann“, sondern allein von Gottes Geist. Wenn das Neue Testament aber Taufe und Geistempfang eng verbindet – warum sollen wir bezweifeln, dass die Taufe in ihrem Vollzug auch augenblicklich wirkt, was sie zeigt? Sicher gibt es in dieser Sache keinen Automatismus oder Zwang – Gott muss unser Taufen nicht zum Anlass nehmen, seinen Hl. Geist zu schenken. Aber wenn er will, kann er das. Und wo die Eltern es (gemeinsam mit der taufenden Gemeinde) zuversichtlich erbitten, erhoffen und erwarten, entspricht das dem großen Zutrauen, das Christus in uns weckt. Gott setzt uns doch keine wohlschmeckende Suppe vor und verweigert uns dann den Löffel, den wir brauchen, um sie zu essen! Gott kann den Taufkindern beides zugleich geben! Und wenn Eltern und Paten bedacht sind, den Keim des Glaubens im Kind nicht zu ersticken, sondern zu fördern, wird sich die Einwohnung des Heiligen Geistes früher oder später in Äußerungen des Glaubens zeigen, die dem mentalen Zustand des Heranwachsenden entsprechen. Beim Kind werden sie kindliche und beim Erwachsenen hoffentlich erwachsene Gestalt annehmen! Weil es aber ein und derselbe Geist ist, der sich in beidem äußert, ist es auch ein und derselbe Glaube, der sich manifestiert, ohne mit dieser oder jener Manifestation identisch zu sein.

Wie falsch wäre es da, „erwachsene“ Glaubensäußerungen zur Vorbedingung der Taufe zu machen! Man öffnet doch jemandem nicht die Tür, weil er schon drin ist, sondern damit er hereinkommt. Man spricht jemandem nicht Gottes Gnade zu, weil er sie schon glaubt, sondern damit er sie glaubt. Und dementsprechend gründet sich die Taufe nicht auf einen vorgängig zu prüfenden Glauben, sondern der Glaube seinerseits gründet sich auf die Taufe. Unser Glaube macht nicht die Taufe, sondern er empfängt sie nur. Und den Geist, der zu solchem Empfangen nötig ist, kann die Taufe selbst mitbringen. Denn so wie Gottes Wort selbst die Ohren schafft und die Ohren öffnet, die es hören sollen, so kann die Taufe den Glauben wirken, der die Taufe aneignet. Der Mensch muss diesen Glauben zur Taufe nicht schon mitbringen (so dass die Taufhandlung nur äußerlich „anzeigte“, was innerlich schon gegeben ist), sondern der Mensch darf erbitten und zuversichtlich erwarten, dass die Taufe den Grund seines Glaubens legt und (wenn Gott will) selbst zum Fundament dieses Glaubens wird. Die Taufe wirkt dann, was sie zeigt – sie verheißt es nicht bloß. Und wenn es Gottes Ratschluss entspricht, versetzt sie damit den Getauften unmittelbar in den Gnadenstand. Freilich ist es damit nicht getan. Die Taufe fordert den Glauben täglich neu. Der Anfangskeim soll wachsen und bewusst werden! Aber der Gnadenbund mit Gott beginnt nicht zu gelten, wenn und weil ich mich zum Glauben entschliefte, sondern weil er gilt, kann ich es wagen zu glauben. Wir taufen Kinder demnach nicht, weil sie glauben „können“, sondern damit sie's in der Schule des Heiligen

Geistes lernen. Und das beste Vorbild geben wir ihnen, wenn auch wir Erwachsene uns (fröhlich und arglos wie Kinder!) gefallen lassen, was Gott in der Taufe an uns tat...

Was den Geistempfang der getauften Kinder betrifft, darf man zuversichtlich sein. Denn das Neue Testament bringt die Taufe stets in enge Verbindung mit dem Geistempfang und dem Glauben (vgl. Apg 2,38-39, Mt 3,11, Mt 3,16, Apg 1,5, Apg 9,17-18, Apg 10,47, 1. Kor 12,13). Und wenn dabei auch keine Reihenfolge eingehalten wird, die immer gleich wäre, fordert und verheißt doch das eine stets das andere, so dass ein Fehlen des Geistempfanges nach der Taufe bemerkt, als „irregulär“ empfunden und korrigiert wird (Apg 8,14-17, Apg 19,1-7). Bei Getauften ohne Geistempfang handelt es sich offenbar um Ausnahmen, die eine Regel bestätigen. Und diese Regel lautet, dass, wer durch die Taufe mit Christus vereint ist, vom Geist Christi nicht getrennt sein kann. Denn „der Herr ist der Geist“, und „wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.“ (Röm 8,9, 2. Kor 3,17). Haben die Getauften aber „Christus angezogen“ (Gal 3,27), wie könnte der Hl. Geist da außen vor bleiben? Wir dürfen dem Taufsakrament als „sichtbarem“ Wort dasselbe zutrauen, was wir auch vom „hörbaren“ Wort erwarten – dass es nämlich selbst den Glauben weckt, den es fordert.

Natürlich ist dabei nicht an die komplexen Vollzüge des erwachsenen Glaubens zu denken. Man kann sie nicht „maßstabsgerecht verkleinert“ in den Kopf eines Säuglings verlegen. Aber das hat auch Luther nicht gemeint. So wenig der Säugling eine Miniatur des Erwachsenen ist, sowenig ist der Kinderglaube eine Miniatur des erwachsenen Glaubens. Er ist ihm gewiss so unähnlich wie die Eichel der 300-jährigen Eiche! Aber wenn er so keimhaft klein wäre wie ein Senfkorn – kann er darum kein Glaube sein?

Zweifelt trotzdem jemand am Glauben der Säuglinge, weil er an ihnen nicht zu beobachten ist, kann er bei Taufverständnis B bleiben – oder die Frage offen lassen. Wir wissen zu wenig, um die Geistbegabung der Taufkinder zum Glaubensartikel zu erheben. Doch in der Entscheidung gegen Taufverständnis A muss uns das nicht beirren. Denn – wie Luther im Großen Katechismus betont – ergibt sich das Recht der Kindertaufe nicht aus dem Kinderglauben, sondern allein aus der Stiftung Jesu:

„Das Kind tragen wir herzu der Meinung und Hoffnung, dass es gläube, und bitten, dass ihm Gott den Glauben gebe; aber darauf taufen wir's nicht, sondern allein darauf, dass Gott befohlen hat.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Konfirmation und religiöse Identität

Die Konfirmation ist ein Schritt in die Selbständigkeit!

Konfirmanden befinden sich im Übergang von der Kindheit zur Jugend. Sie beginnen, nach und nach ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Lange haben die Eltern fast alles für das Kind entschieden – sie gestalteten sein Leben von der Kleidung und Ernährung bis zur Freizeit und Bildung. Nun aber übernimmt das Kind einen Bereich nach dem anderen in eigene Verantwortung – auch seine eigene religiöse Identität. Und weil das nicht leicht ist, versucht die Kirche gemeinsam mit den Eltern Hilfestellung zu geben: Den Konfirmandenunterricht.

Die Konfirmation ist nachgeholt Taufunterricht!

Konfirmandenunterricht ist zunächst einmal nachgeholt Taufunterricht. Denn in der Frühzeit der Christenheit war die Reihenfolge der Ereignisse eine andere: Erwachsene Menschen hörten **zuerst** vom Evangelium, interessierten sich dafür und wurden im christlichen Glauben unterwiesen. **Dann** – wenn sie verstanden hatten, worum es ging – trafen sie ihre Entscheidung und ließen sich taufen. Heute ist die Reihenfolge umgekehrt: Christen lassen ihre Kinder meist schon im Säuglingsalter taufen. Sie treffen damit stellvertretend für das noch unmündige Kind eine Entscheidung, wie sie es in anderen Lebensbereichen auch tun. Es gibt gute Gründe, die für die Kindertaufe sprechen – sie macht deutlich, dass die Taufe ein Geschenk ist und keine Belohnung für Geleistetes. Aber die Kindertaufe wirft auch Fragen auf. Denn wo bleiben dabei die Unterweisung im Glauben und die eigenverantwortliche Entscheidung? Zum vollen Christ-Sein gehört das unbedingt hinzu. Wenn es also der Taufe nicht vorangeht, so muss es ihr folgen und nachgeholt werden. Und darin liegt die Aufgabe des Konfirmandenunterrichts und der Konfirmation.

Die Konfirmation ist Suche nach der eigenen religiösen Identität!

Der Konfirmandenunterricht soll die Voraussetzungen dafür schaffen, dass Jugendliche sich über ihr Verhältnis zu Gott, zum Glauben und zur Kirche klar werden können. Und das heißt zunächst einmal: Sie müssen zuverlässig und gründlich darüber informiert werden, was es mit alledem auf sich hat. Die Fragen, auf die man dabei stößt, sind teils „allgemeiner“, teils aber auch ganz „persönlicher“ Art: Bin ich ein Zufallsprodukt oder von Gott gewollt? Was tun Menschen, wenn sie beten? Warum steht in der Kirche ein Kreuz? Gilt „Du sollst nicht töten“ auch für Tiere? Haben alle Menschen einen „guten Kern“? War Jesus ein Mensch, ein Gott oder ein Halbgott? Wohin gehen wir, wenn wir sterben? Muss ich meine Feinde lieben? Glauben Muslime an den selben Gott wie Christen? Warum dürfen evangelische Christen in der katholischen Kirche nicht zum Abendmahl? Ist mein Leben von Gott vorherbestimmt? Gibt es den Teufel? Und was feiert man eigentlich an Pfingsten?

Das ist eine ganz zufällige Auswahl von Fragen. Aber jede kann wichtig sein, wenn man verstehen will, was es bedeutet, Christ zu sein. Und nur wenn man weiß, was ein Christ ist, kann man entscheiden, ob man einer sein möchte.

Die Konfirmation ist ein offener Prozess!

Der Konfirmandenunterricht soll den Jugendlichen helfen, im Gespräch mit ihren Altersgenossen und dem Pfarrer Klarheit über die eigene religiöse Identität zu gewinnen. Das geht natürlich nur, wenn sie sich frei fühlen. Frei nämlich, gegebenenfalls auch eine für die Eltern unerwartete Entscheidung zu treffen – und sich nicht konfirmieren zu lassen. Das muss möglich

sein und darf von den Eltern nicht sanktioniert werden. Denn nichts bringt die Konfirmation mehr in Verruf, als wenn Jugendliche sich bloß „der Geschenke wegen“ oder „den Eltern zuliebe“ konfirmieren lassen. Wer für die Konfirmation und das Christ-Sein werben will, sollte das durch sein Vorbild tun – und nicht durch große Geschenke! Er raubt sonst den Jugendlichen die innere Freiheit und verführt sie zur Heuchelei.

Die Konfirmation ist ein Ja–Sagen zur eigenen Taufe!

Entscheidet sich jemand für die Konfirmation, so sagt er damit „Ja“ zu seiner Taufe. Er bejaht nachträglich, was seine Eltern einmal stellvertretend für ihn entschieden haben und stellt sich mit Bewusstsein auf das Fundament, das in der Taufe gelegt wurde. Was ihm schon damals geschenkt wurde, eignet er sich nun bewusst an. Er begreift, dass Gott ihm damals in der Taufe freundlich seine Hand entgegengestreckt hat, und schlägt ein. Das setzt keine „vollkommene“ Glaubensgewissheit voraus – wer könnte schon sagen, dass er die hätte? Aber es bringt zum Ausdruck, dass jemand bereit ist, sich mit Gott auf einen Weg zu begeben.

Die Konfirmation ist Befähigung zum Patenamtl

Es macht einen Unterschied, ob man seinen Lebensweg „mit“ oder „ohne“ Gott zu gehen versucht. Wer diesen Unterschied im Konfirmandenunterricht kennengelernt hat und sich entschließt, Ersteres zu versuchen, der wird von der Kirche in alle Rechte und Pflichten eines Christen eingesetzt. Er kann als Konfirmierter z.B. ein Patenamt übernehmen. Denn in der Konfirmation wird ihm bestätigt, dass er die nötige Reife und die nötigen Kenntnisse besitzt, um selbst Verantwortung für die christliche Erziehung eines Täuflings zu übernehmen. Er hat gelernt, über seinen Glauben Auskunft zu geben.

Die Konfirmation ist Hinführung und Zulassung zum ersten Abendmahl!

Wichtiger noch als die Befähigung zum Patenamt ist die Zulassung zum Sakrament des Abendmahles. In keinem anderen Geschehen ist die Gemeinde so unmittelbar mit Christus verbunden. Denn wer am Abendmahl teilnimmt, empfängt mehr als Brot und Wein. In und mit dem Brot und dem Wein empfängt er Christi Leib und Blut (also Christus selbst) – und zugleich das, was Christus für ihn erworben hat (Vergebung, Freiheit und Ewiges Leben). Einem so heiligen Geschehen darf man sich nicht leichtfertig nähern; nicht, bevor man weiß, was man da tut und was man empfängt; nicht, bevor man sich selbst prüfen kann. Denn nur sofern wir glauben (d.h. ernstlich die Vergebung begehren, die uns da angeboten wird) sind wir würdig, das Abendmahl zu empfangen. Da dies bei Kindern noch nicht vorausgesetzt werden kann, wird ihnen in der Regel kein Abendmahl ausgeteilt. Erst durch die Konfirmation werden sie in dieses höchste Recht eines Christen eingesetzt.

Die Konfirmation ist kein Ende, sondern ein Anfang!

Sich konfirmieren zu lassen bedeutet, die eigene Taufe und das eigene Christ–Sein bejahen. Es bedeutet aber natürlich nicht, alle Fragen geklärt zu haben und aller Zweifel enthoben zu sein. Christlicher Glaube ist kein sicherer „Besitz“ und religiöse Identität ist nie „fertig“. Vielmehr gibt es im Glaubensleben Bewegung, stetes Wachstum, Veränderungen und auch Rückschläge. Darum kann und will die Konfirmation „die Sache mit Gott“ nicht „erledigen“. Der Prozess des „Gott-Suchens“ wird durch sie nicht abgeschlossen, sondern erst recht eröffnet. Was für viele Lebensbereiche gilt, gilt darum auch im Blick auf den Glauben: Es ist wichtig, dass ein Mensch nicht auf dem Stand seiner Jugend stehen bleibt, sondern ein Leben lang weiter wächst und reift...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Abendmahl

Wenn Konfirmanden das erste Mal zum Abendmahl gehen, kommen sie sich ziemlich komisch vor. Denn sie sind mit diesem ehrwürdigen, aber seltsamen Ritual noch nicht vertraut. Irgendwie ist alles feierlich und ein bisschen steif. Und gerade das erscheint merkwürdig. Denn auf den ersten Blick scheint es gar nicht um große und heilige Dinge zu gehen, sondern bloß um ein bisschen Essen und Trinken. Ja: Es wird uns beim Abendmahl zugemutet, unscheinbaren und alltäglichen Dinge höchste Bedeutung beizumessen und in ihnen mehr zu sehen als sie nach außen hin erkennen lassen. Denn dem Augenschein nach geht es nur um ein Stück Brot und einen Schluck Wein – und doch soll sich dem Glauben nach viel Größeres dahinter verbergen. Essen und Trinken sind sehr irdische Dinge – und doch soll auf geheimnisvolle Weise der Himmel im Spiel sein. Wir sehen neben uns am Altar Menschen aus Fleisch und Blut – und doch wird gesagt, wir seien dabei Gottes Gäste und hätten Tischgemeinschaft mit keinem Geringeren als Jesus Christus selbst. Es ist kein Wunder, wenn das Konfirmanden irritiert. Auch Erwachsene haben Schwierigkeiten damit. Das Abendmahl ist eindeutig mehr als unser Alltagsverstand begreift. Und trotzdem: Dass es ein großes Geschenk ist, eine Quelle der Kraft und des Trostes, das kann jeder verstehen, wenn er nur ernst nimmt, was Jesus damals gesagt hat:

„Als sie ... aßen, nahm Jesus das Brot, dankte und brach's und gab's den Jüngern und sprach: Nehmet, esset; das ist mein Leib. Und er nahm den Kelch und dankte, gab ihnen den und sprach: Trinket alle daraus; das ist mein Blut des Bundes, das vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden.“ (Mt 26,26–28)

Jene Mahlzeit am Vorabend der Kreuzigung, die eigentlich ein traditionelles jüdisches Passahmahl werden sollte, bekam durch Jesu Worte eine überraschende, neue Bedeutung. Denn er gab seinen Jüngern zu verstehen, dass er ihnen in und mit dem Brot und dem Wein nicht weniger darreicht als sich selbst. Auf geheimnisvolle Weise gibt er ihnen seinen Leib und sein Blut als Unterpfand eines neuen Bundes zwischen Gott und den Menschen – und gibt ihnen damit zugleich einen Vorgeschmack der Erlösung, die er sterbend und auferstehend für sie erwirbt. Natürlich haben sich die Jünger darüber gewundert. Denn wie kann Jesus Gastgeber und Speise zugleich sein? Wie kann er einem Schluck Wein und einem Bissen Brot so gewaltige Macht verleihen? Das ist höchst eigenartig. Und doch: Wenn Gottes Sohn es so anordnet, wenn er uns durch diese Gaben vergewissern will, dass wir dem Volk Gottes angehören, wenn er nicht nur im Wort des Evangeliums hörbar, sondern in Brot und Wein auch sinnlich fühlbar und schmeckbar werden will – warum sollte ihm das unmöglich sein? Es sind ja nicht Brot und Wein so mächtig, sondern mächtig ist die Zusage, die Jesus mit Brot und Wein verbindet. Und es sind eigentlich auch nicht die Hände des Pfarrers, aus denen wir Brot und Wein empfangen, sondern es sind eigentlich Jesu Hände.

Wenn's aber so ist, und wenn wir daran erkennen, dass Jesus uns zu den Seinen zählt, wenn er an seinem Tisch wirklich einen Stuhl für uns freihält – sollten wir diese Feier dann nicht als etwas ganz Großes und Beglückendes erfahren? Man muss nur ernst nehmen, was Jesus gesagt hat. Denn dann ist das Abendmahl nicht bloß eine Erinnerung an die Tischgemeinschaft Jesu mit seinen damaligen Jüngern. Sondern es ist die gegenwärtige Erfahrung solcher Tischgemeinschaft zwischen Jesus und mir. Und es ist zugleich ein Vorgriff auf unsere künftige Tischgemeinschaft im Reich Gottes. Als ein solcher „Vorgriff“ auf das himmlische Ziel enthält das Abendmahl ein großes Versprechen. Denn wer hier im Glauben herzutritt an den Tisch des Herrn, für den ist auch dort ein Platz frei im Reich Gottes. Wer hier geduldet ist, der wird auch

dort nicht abgewiesen. Wer hier zeitlich Anteil hat an der Gemeinschaft Jesu, der wird dort ewig Anteil haben. Wer hier isst und trinkt, der wird dort nicht hungrig bleiben, sondern gewinnt in dieser irdischen Speise Anrecht auf die himmlische Speise. Der darf in dem Wissen getröstet weitergehen, dass das Unvollendete an ihm einst vollendet werden wird durch Jesus Christus selbst. Alle, die sich am Tisch des Herrn versammeln, sind Teil jener großen Bewegung, die mit Christus herrlich begann, die heute mühsam über Stock und Stein geht, die aber eines Tages einmünden wird in das Reich Gottes. Es ist eine Bewegung, die Raum und Zeit übergreift. Und wer dazu gehört, kann sich glücklich schätzen.

**Das Abendmahl ist ein Mahl
der Erinnerung und des Gedächtnisses:**

Es erinnert uns an den letzten Abend, den Jesus mit seinen Jüngern verbrachte. Das gemeinsame Essen von damals wird in unserem Abendmahl heute wiederholt. Und die enge Gemeinschaft Jesu mit seinen Jüngern findet darin ihre Fortsetzung: Über viele, viele Generationen hinweg treten wir mit jener ersten Abendmahlsrunde in Verbindung und werden einbezogen in die Tischgemeinschaft all jener, die schon vor uns Gäste und Freunde Jesu sein durften. Das Abendmahl übergreift die ganze Zeit der Kirche: Es verbindet uns mit denen, die an ihrem Anfang standen. Und mit allen, die seither daran teilgenommen haben.

**Das Abendmahl ist ein Mahl
der Vergebung und Versöhnung:**

Wir empfangen dabei mehr als nur Brot und Wein. In der Gestalt von Brot und Wein empfangen wir Christi Leib und Blut. Und das heißt: Ihn selbst. Indem wir essen und trinken wird er eins mit uns – und wir werden eins mit ihm. Er übernimmt die Last unserer Schuld – wir aber bekommen Anteil an seiner Gerechtigkeit. Denn zusammen mit dem Brot und dem Wein schenkt uns Christus den „Ertrag“ seines Kreuzestodes. Er hat mit seinem Leben dafür bezahlt, dass der Fluch der Sünde von uns genommen wird. Durch ihn sind wir Kinder Gottes geworden. Und darüber kann man sich gar nicht genug freuen. Denn Christus steht für uns ein. Wer an seinem Tisch Gast sein darf, der ist frei, der ist erlöst und versöhnt mit Gott.

**Das Abendmahl ist ein Mahl
der Gemeinschaft unter Geschwistern:**

Christus ist der Gastgeber und ist zugleich die Gabe dieses Mahles. Aber die Teilnahme verbindet uns nicht nur mit ihm: Zugleich werden auch alle, die mit uns an den Altar herantreten, zu einer großen Gemeinschaft verbunden. Durch Christus sind wir Kinder Gottes. Und also sind wir untereinander Schwestern und Brüder. Mit Streit und Hass unter Christen lässt sich das nicht vereinbaren. Vielmehr sollen alle, die von Gottes Vergebung leben, auch einander vergeben. Die an Gottes Gnade Anteil haben, sollen auch miteinander gnädig und freundlich sein. Denn jeder und jede von ihnen liegt dem Gastgeber gleichermaßen am Herzen.

**Das Abendmahl ist ein Mahl
der Hoffnung und der Stärkung:**

Die Kirche ist auf einer Wanderschaft durch die Zeit. Sie geht von Jahrhundert zu Jahrhundert. Und sie kommt erst zum Ziel, wenn ihr langer Weg in das Reich Gottes einmündet. Dort werden die Christen aller Zeiten und aller Jahrhunderte gemeinsam mit Christus zu Tisch sitzen bei einem himmlischen Freudenmahl. Solange wir aber noch unterwegs sind, ist das Abend-

mahl, das wir feiern, eine Vorwegnahme und ein „Vorgeschmack“ dessen, was wir erwarten. Christus wusste recht gut, dass seine Jünger müde werden würden. Darum hat er ihnen das Abendmahl mitgegeben als „Wegzehrung“. Es nimmt schon auf Erden etwas von der Gemeinschaft vorweg, die wir im Himmel erwarten dürfen, und stärkt dadurch unseren Glauben.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Christi reale Präsenz in Brot und Wein

Das Abendmahl ist eine ehrenvolle Einladung zum Essen

Als Jesus durch Palästina zog, erregte er oft Ärgernis, weil er bei Menschen einkehrte, die allgemein verachtet wurden (Mt 9,9–13). Jesus wandte sich denen zu, mit denen niemand an einem Tisch sitzen wollte, er aß mit denen, die nicht gesellschaftsfähig waren. Die „besseren“ Leute fanden das zwar höchst anstößig. Aber für die Betroffenen war es eine Ehre und ein unerwartetes Zeichen der Hoffnung. Denn wenn Gottes Sohn sich nicht zu schade ist, mit ihnen gemeinsam zu essen, dann zeigte er ihnen damit, dass sie bei Gott nicht abgeschrieben und nicht aufgegeben sind. Auch wir empfangen dieses freundliche Zeichen, wenn wir im Gottesdienst am Abendmahl teilnehmen. Denn diese Feier ist die direkte Fortsetzung der Mahlgemeinschaft Jesu mit seinen Anhängern. Zwar sind auch wir der Gemeinschaft Gottes nicht würdig und müssten eigentlich sagen: *„Herr, ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach gehst...“* (Mt 8,8). Aber wie damals, so überwindet Gott auch heute, was die Menschen von ihm trennt. Wie sehr wir auch hinter unseren Zielen zurückbleiben – Gott hält uns einen Stuhl an seinem Tisch frei und lädt uns ein: *„Kommt, denn es ist alles bereit. Schmecket und sehet wie freundlich der Herr ist!“*. Eine großzügige Einladung ist das. Aber das Abendmahl ist natürlich noch viel mehr:

Das Abendmahl ist ein von Jesus umgedeutetes Passahmahl

Das erste eigentliche Abendmahl hat Jesus mit seinen Jüngern gefeiert, als seine Gefangennahme und Kreuzigung kurz bevorstanden. Es war nicht irgendein Abendessen, sondern das traditionelle jüdische Passahmahl. Und darum war klar, woran die Jünger dachten, als sie am Tisch saßen: Die Juden erinnern sich beim Passahfest des Auszuges des Volkes Israel aus Ägypten. Lange hatte sich der Pharao geweigert, das Volk gehen zu lassen. Dann aber kam die zehnte Plage: Gottes Engel tötete in jedem Haus in Ägypten den erstgeborenen Sohn. Nur den Israeliten wurde ein Erkennungszeichen zu ihrem Schutz gegeben: Anstelle des erstgeborenen Sohnes sollte bei ihnen ein Lamm sein Leben lassen. Es wurde geschlachtet – es starb stellvertretend – und mit seinem Blut wurden die Türpfosten bestrichen. Gottes Todesengel erkannte an diesem Zeichen die Häuser der Israeliten und ging vorbei. Nach dieser zehnten Plage kamen die Israeliten endlich frei aus der ägyptischen Sklaverei. Und seither begehen sie jährlich das Passahfest mit einem feierlichen Passahmahl. Auch Jesus feierte mit seinen Jüngern so ein Mahl – am letzten Abend vor seiner Kreuzigung. Doch er gab dem Geschehen eine neue Deutung:

„Als sie aber aßen, nahm Jesus das Brot, dankte und brach's und gab's den Jüngern und sprach: Nehmet, esset; das ist mein Leib. Und er nahm den Kelch und dankte, gab ihnen den und sprach: Trinket alle daraus; das ist mein Blut des Bundes, das vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden.“ (Mt 26,26–28)

Jesus gibt damit seinen Jüngern zu verstehen: „Ich, Jesus, bin euer neues Passahlamm. Wie damals in Ägypten das Lamm sein Leben ließ, damit das Volk Gottes verschont blieb und befreit wurde, so sterbe jetzt auch ich, damit ihr verschont bleibt und befreit werdet. Wie damals das Blut des Lammes Erkennungszeichen und Schutz für das Volk Gottes war, so soll künftig das Abendmahl für euch Erkennungszeichen und Schutz sein, nämlich Unterpfand eines neuen Bundes und Mittel zu eurer Erlösung.“ Die Jünger Jesu wunderten sich damals – und wir tun es noch heute: Wie können ein Schlückchen Wein und ein Bissen Brot so gewaltige Macht haben?

Das Abendmahl ist ein geheimnisvolles Lebensmittel für die Seele

Die Worte, durch die Jesus das Abendmahl stiftete, erklären die besondere Macht des Sakraments: Jesus Christus ist bei dieser Mahlzeit nicht nur unser Gastgeber, er selbst ist auch die „Speise“, die wir bei seinem Gastmahl in der Gestalt von Brot und Wein empfangen. Das ist freilich ein höchst seltsamer Gedanke, der schon viele verwirrt hat („*Wie kann der uns sein Fleisch zu essen geben?*“ Joh 6,52). Die Theologen aller Zeiten haben versucht, dies begreiflich zu machen, sind aber über das rechte Verständnis bis heute nicht einig: Die einen lehren, Brot und Wein würden beim Abendmahl dergestalt in Leib und Blut Christi verwandelt, dass die Elemente nur noch die äußeren Eigenschaften von Brot und Wein behielten, in Wirklichkeit aber nicht mehr Brot und Wein seien – sie bleiben demgemäß auch nach der Abendmahlsfeier Leib und Blut Christi (katholische Lehre). Andere dagegen sind überzeugt, dass sich an der Substanz von Brot und Wein überhaupt nichts ändert. Die Abendmahlselemente sind für sie nichts weiter als äußere Zeichen und Sinnbilder für das, was der Glaube innerlich vom Heiligen Geist empfängt. Wer den Glauben nicht hat, empfängt also beim Abendmahl nichts weiter als gewöhnliches Brot und Wein (reformierte Lehre). Die dritte Gruppe schließlich vertritt, dass zwar Brot und Wein substanziell bleiben, was sie sind, dass zugleich aber „in, mit und unter“ diesen Elementen Christi Leib und Blut real präsent sind und leiblich gegessen und getrunken werden – auch von denen, die nicht glauben (lutherische Lehre).

Die zuletzt genannte Auffassung entspricht meines Erachtens der Intention Jesu am besten. Denn als er seinen Jüngern Brot und Wein reichte, sagte er damit: „Das bin ich – für euch gegeben, dass ihr daran Gemeinschaft habt mit mir, mit Gott dem Vater und untereinander. Mich selbst, meinen Segen, meine ganze heilvolle Macht lege ich in diese Speise hinein, damit sie auf euch übergeht, wenn ihr esst und trinkt.“ Wie dieses „hineinlegen“ geschieht, bleibt natürlich ein Geheimnis. Niemals wird ein Lebensmittelchemiker nachweisen können, dass eine Wandlung von Brot und Wein geschieht, wenn der Pfarrer die Einsetzungsworte darüber spricht. **Dass** sie aber geschieht – ganz real und nicht „bloß symbolisch“! –, das ist wunderbar. Denn so können wir in und mit dem Brot und dem Wein Christus selbst empfangen und zugleich das, was er durch sein Leben, Sterben und Auferstehen für uns erworben hat: Die Vergebung unserer Schuld, die herrliche Freiheit der Kinder Gottes und das ewige Leben.

Das Abendmahl ist Gottes Entgegenkommen in die Reichweite unserer Sinne

Manch einer hat schon gefragt, warum Gott uns das alles gerade durch eine Mahlzeit zukommen lässt. Ginge es nicht auch ohne Brot und Wein, einfach durch den Glauben? Gewiss ginge es – aber Gott weiß um die Schwäche unseres Glaubens. Er weiß, dass wir Sinnenwesen sind, die Schwierigkeiten haben, etwas für wirklich zu halten, das sie nicht sehen und anfassen können. Darum passt Gott sich unserem Auffassungsvermögen an. So war das schon in Bethlehem, als Gott Mensch wurde: Der unfassliche und unbegreifliche Gott wurde einer Unseresgleichen und nahm die Gestalt eines Menschen an, um für uns fasslich und begreiflich zu werden. Und dieses Entgegenkommen in die irdischen Niederungen und in die Reichweite unserer Sinnesorgane setzt sich im Abendmahl fort. Weil unser Geist oft zu schwach ist, um Gottes Wort zu fassen und festzuhalten, kleidet Gott es in die fassbare, sichtbare und schmeckbare Gestalt von Brot und Wein. So liebevoll ist Gott: Um uns nahe zu sein, ist er sich nicht zu schade, sich in Bethlehem in eine Futterkrippe zu legen – und er schreckt nicht einmal vor unserem Magen zurück!

Das Abendmahl ist vollkommene Gemeinschaft mit Gott und den Glaubensgeschwistern

Das Abendmahl ist nicht bloß eine Sache zwischen dem Einzelnen und Gott. Wie im Glauben die Gottesliebe und die Nächstenliebe nicht zu trennen sind, so gehört auch beim Abendmahl die Gemeinschaft mit Gott und die Gemeinschaft mit den Glaubensgeschwistern zusammen. Die „Kommunion“ hat also eine vertikale und eine horizontale Dimension: Die Teilnahme am Abendmahl verbindet uns mit Christus, der über uns ist, sie verbindet uns zugleich aber auch mit den Brüdern und Schwestern, die am Altar neben uns stehen – und das eine ist nicht ohne das andere denkbar. Schließlich ist Christus das Haupt, und alle Christen sind Glieder seines Leibes, der Kirche. *„Der gesegnete Kelch, den wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brot, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? Denn ein Brot ist's: So sind wir viele ein Leib, weil wir alle an einem Brot teilhaben.“ (1.Kor 10,16–17).*

Was wäre das aber für ein Leib, in dem sich die verschiedenen Glieder und Organe miteinander stritten? Die enge Verbindung, die das Abendmahl stiftet, wird zerstört, wenn die „Gäste“ einander nicht so annehmen, wie der „Gastgeber“ sie angenommen hat (vgl. Röm 15,7). Darum sollte man nicht zum Abendmahl gehen, wenn man mit einem Mitschwestern in unversöhntem Streit liegt, sondern sollte die Sache vorher bereinigen (vgl. Mt 5,23–24). Gibt es noch mehr, was man bedenken sollte, bevor man zum Abendmahl geht? Ja!

Das Abendmahl ist nicht für jeden, aber für alle, die wissen, dass sie es nötig haben

Aus dem Gesagten ergibt sich schon, dass das Abendmahl für die Glieder des Leibes Christi bestimmt ist, also für Menschen, die durch die Taufe Glieder seiner Kirche geworden sind und sich auch dazu bekennen. Wenn andere (Nicht-Christen und aus der Kirche Ausgetretene) vom Abendmahl ausgeschlossen bleiben, geschieht dies nicht, um ihnen etwas vorzuenthalten, sondern zu ihrem Schutz. Denn das Abendmahl ist heilig, das Heilige aber ist eine große Kraft und Energie (wie eine Hochspannungsleitung etwa). Wer damit umzugehen weiß, dem nützt diese Kraft. Aber wer sich ihr leichtfertig nähert, kann Schaden davontragen. Nicht umsonst warnt uns das Neue Testament davor, „unwürdig“ am Abendmahl teilzunehmen (vgl. 1.Kor 11,27–29). Es ist aber wichtig, diesen Begriff richtig zu verstehen. „Unwürdig“ sind nämlich **nicht** die Fehlbaren und Unvollkommenen, die Kleingläubigen und Sünder (gerade zu deren Trost ist das Abendmahl gegeben!). „Unwürdig“ sind vielmehr die, die nicht wirklich Gemeinschaft mit Gott und Vergebung ihrer Schuld suchen, sondern von irgendwelchen anderen Motiven getrieben werden, am Abendmahl teilzunehmen (z.B. bloß aus Gewohnheit oder, „weil die anderen ja auch gehen“). Soll man also, damit es nicht zur bloßen Gewohnheit wird, möglichst selten zum Abendmahl gehen? Nein. Vielmehr sollten wir davon ausgehen, dass es sich beim Abendmahl so verhält, wie bei jeder anderen Einladung zum Essen: Wer des Öfteren freundlich eingeladen wird, die Einladung aber selten oder nie annimmt, stößt damit den Gastgeber vor den Kopf. Das mag manchmal etwas mit der Ehrfurcht vor dem Sakrament zu tun haben. Und die ist durchaus angebracht. Sie sollte uns aber nicht abschrecken, sondern gerade locken, fröhlich an dem heiligen Mahl teilzuhaben. Schließlich sorgen wir ständig für irgendetwas: Für unser Einkommen, für unsere Gesundheit, für unseren guten Ruf und für unser Auto. Da sollten wir nicht vergessen, ab und zu auch für unsere Seele zu sorgen – und zwar öfter als einmal im Jahr...

Das Abendmahl hat Vorzüge, die es unentbehrlich machen

Manche Christen empfinden das Abendmahl als eine unnötige Doppelung, weil es ja kein anders Heil und keine andere Gnade vermittelt als der Glaube auch. Es gibt da scheinbar nichts, was man nicht auch anders haben könnte! Denn: Habe ich durch den Glauben Vergebung, warum soll ich dann dasselbe noch einmal beim Abendmahl suchen? Bin ich durch den Glauben mit Christus verbunden, wozu brauche ich dann noch einmal dieselbe Verbundenheit im Abendmahl? Man hat den Eindruck, das Abendmahl könnte uns nichts schenken, was nicht auch auf anderem Wege gegeben ist. Und doch hat das Abendmahl drei besondere Vorzüge, insofern es das Heil individuell zueignet, insofern es leiblich und sinnlich erfahrbar ist, und darüber hinaus eine faktische, unzweifelhafte Geltung besitzt:

(1) Der erste dieser drei Punkte, die persönliche Zueignung, ist wichtiger als man denkt. Denn die Botschaft, die von der Kanzel gepredigt wird, richtet sich ja immer an die Vielen, die da sitzen, und nicht speziell an einen. Ob uns das Evangelium in Form eines Buches erreicht, im Radio, im Fernsehen oder bei einem Vortrag: In solchen Medien wird Evangelium immer per Gießkanne verteilt, immer gleich an viele, an jeden, der will, an niemand speziell. Und der Einzelne kann darum im Zweifel sein, ob er selbst überhaupt gemeint ist – oder vielleicht nur die anderen! Beim Abendmahl aber ist das anders. Denn da wird einem ganz persönlich das Brot in die Hand gegeben, dem Einzelnen wird die Gegenwart Christi zugesagt und seine Lippen trinken aus dem Kelch, so dass die Gaben in diesem Moment unzweifelhaft diesem konkreten Menschen gelten, und keinem anderen!

(2) Der zweite Vorzug des Abendmahles ist, dass es nicht nur den Verstand anspricht, sondern auch unsere Sinne, und dadurch unseren Körper in das Heilsgeschehen mit einbezieht. Das Abendmahl ist nicht verkopft, wie manche Predigt, es richtet sich nicht an den Intellekt, sondern an den Körper, und macht damit deutlich, dass Christus nicht etwa nur unseren Verstandesteil erlösen will, sondern den ganzen Menschen, nicht nur die Seele, sondern die ganze Person – und also auch den Leib.

(3) Schließlich hat das Abendmahl den dritten Vorzug, dass es Fakten schafft. Und diese Fakten sind tröstlicher Weise ganz unabhängig davon, ob sie gerade von frommen Gefühlen und guten Werken begleitet werden oder nicht. Ob ich entschieden genug glaube, ob ich meine Fehler wirklich bereue und Christus ganz vertraue – das sind seelische Vorgänge, die schwer zu prüfen sind und denen man misstrauen kann. Das Abendmahl aber ist (genau wie die Taufe) nicht mein Tun, sondern Gottes Tun. Und wenn ich am Abendmahl teilgenommen habe, dann ist das eine genauso unzweifelhafte Tatsache, wie das ich an einem bestimmten Tag in einer bestimmten Kirche getauft wurde. Dass Gott im Sakrament an mir gehandelt hat, ist hinterher ein Faktum, das niemand mehr ungeschehen macht, und auf das ich gerade dann bauen kann, wenn auf meine religiösen Gefühle kein Verlass ist.

Wer sich diese Vorzüge des Abendmahls vor Augen hält, wird keine überflüssige Verdoppelung mehr darin sehen. Denn der Glaube macht das Abendmahl genau so wenig entbehrlich, wie das Gespräch mit einem geliebten Menschen seine Umarmung überflüssig macht. Natürlich ist es derselbe Mensch und dieselbe gute Beziehung, die sich im Gespräch und in der Umarmung manifestiert. Aber es käme deshalb doch keiner auf die Idee, das Gespräch könnte die Umarmung ersetzen, oder die Umarmung das Gespräch, denn das eine ist mehr geistig, und das an-

dere eher leiblich. Ebenso wenig aber ersetzt der Glaube das Abendmahl, oder das Abendmahl den Glauben. Denn es ist zwar dieselbe Gottesbeziehung, die sich hier wie dort manifestiert, aber im Glauben ist sie mehr geistlich, und im Abendmahl eher leiblich. Es gibt zum Glück mehr als eine Weise, Gott nahe zu sein. Und ein Christ hat jede erdenklich Weise nötig, um durch die Nähe Gottes gestärkt zu werden...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Essen und Einswerden im Abendmahl

Ich möchte sie einladen, mit mir übers Essen nachzudenken. Denn der Vorgang des Essens, so alltäglich und selbstverständlich er auch sein mag, ist doch genau genommen ein erstaunlicher Vorgang, durch den ein Körper in einem anderen Körper untergeht, in ihm verschwindet, sich in ihm auflöst, ihn stärkt und kräftigt – und zuletzt von diesem Körper nicht mehr unterschieden werden kann, weil sie eins geworden sind. Der Leib, den ein Mensch „hat“, und mit dem er weitgehend identisch „ist“, dieser Leib ist so eingerichtet, dass er sich Nahrung einverleiben kann und muss. Der Mensch hat dazu einen Mund mit Zähnen, hat eine Speiseröhre und einen Magen, und er lebt davon, dass er sich damit fremde Leiber einverleibt, sie dabei vernichtet und ausbeutet, sich ihre Nährstoffe aneignet, sie über die Blutbahn in sich selbst verteilt, sie verwendet und verbraucht – und nur das ganz Unbrauchbare ausscheidet. Das aber, was dem Vorgang des Essens zum Opfer fiel, sei es Brot oder Salat, Fleisch oder Obst – wo ist das hinterher geblieben? Ist es eins geworden mit dem Esser? Steckt es hinterher in seinen Fingernägeln, in seinen Knochen, in seinem Blut und überall in seinen Körperzellen? Wurde es umgewandelt in Energie und Bewegung oder – wenn doch auch das Gehirn ernährt wird! – wurden dann die Nährstoffe z.B. eines Apfels umgewandelt in Gedanken? Ist der gegessene Apfel hinterher ein Teil von mir geworden – oder umgekehrt: Bin ich vielleicht nur die Summe der Dinge, die ich im Laufe meines Lebens gegessen habe? Der Mensch **ist**, was er **isst** – sagen die Materialisten. Und wenn das auch nicht die ganze Wahrheit sein dürfte, so ist doch etwas Richtiges daran. Denn Essen ist wirklich ein ziemlich intimer Vorgang, bei dem ich fremde Stoffe und Körper nicht nur an mich **heranlasse**, sondern sie in mich **hineinlasse**.

Ein Teil der Welt da draußen ist nach der Mahlzeit plötzlich in mir drin. Und die damit vollzogene Grenzüberschreitung, dieses Hereinlassen, dieses Besitzergreifen und In-mich-aufnehmen kann entweder sehr lustvoll sein – oder auch hochgradig eklig. Wenn das Essen nämlich schmeckt und appetitlich ist, wenn's frisch und fein zubereitet wurde, dann ist es lecker und ist ein schwer zu übertreffender Genuss, den die Gourmets entsprechend zelebrieren. Da ist Essen dann viel mehr als bloß Nahrungsaufnahme, es ist kulturell gesteigertes Lebensgefühl und sinnliche Selbsterfahrung. Sich etwas Delikates einzuverleiben kann herrlich sein! Und zugleich gibt es nichts Schlimmeres, als etwas essen zu müssen oder es mit Gewalt hineingezwungen zu bekommen, das uns anwidert, weil es schimmelig, ranzig und verdorben ist, weil es stinkt, uns würgen macht und ekelt.

Denken sie nur an kleine Kinder, denen man bittere Medizin hineinzwingt, oder an die Kriegsgefangene, die verschimmeltes Brot essen mussten. Denken sie an den Apfel, in den man herzhaft hineingebissen hat, ohne rechtzeitig den Wurm zu sehen! Schrecklich ist das, unbedacht etwas Verdorbenes geschluckt zu haben, denn wenn dieser Stoff die Grenze zu meinem Inneren erst einmal überschritten hat, kann man sich nur noch übergeben – und wird das Gefühl des Ekels auch dann noch lange nicht los. Essen ist also ein prekärer Akt der Vereinigung, der **für den Essenden** zugleich lebensnotwenig, lustvoll und gefährlich ist. Was aber bedeutet dieser Vorgang für den, der gegessen **wird** – für das Schwein, das Rind, das Huhn, das wir uns einverleiben? Natürlich fällt es uns schwer, uns da hineinzusetzen. Und wir wollen es auch gar nicht. Es ist keine angenehme Perspektive. Und doch hat es seinen Grund, dass wir die Tiere, die wir essen wollen, vorher umbringen müssen, denn **für sie** ist das Gegessenwerden auf jeden Fall der Untergang, gegen den sie sich wehren würden, wenn sie könnten. Sie werden schließlich geopfert und verbraucht, um andere Lebewesen zu ernähren. Sie werden im Schlund dieser Wesen begraben, werden zerlegt, zerkaut, vernichtet und verdaut – nur um

den Essenden eine Zeit lang zu kräftigen und zu versorgen. Der Essende sieht diese Tiere bloß als Mittel an, die dem Zweck seiner Ernährung dienen, und nimmt dabei sein **eigenes** Leben wichtiger als **ihren** Tod. Das Lebewesen aber, das gegessen **wird**, kann diese Verzweckung nur passiv erleiden – und könnte schwerlich sein Einverständnis dazu geben, in dieser Weise verbraucht zu werden.

Denn dazu müsste es den Zweck seines eigenen Daseins in der Ernährung des Essenden sehen, in dem es aufgeht und untergeht. Und das wird niemand freiwillig tun. Wenn **uns** ein Löwe, ein Hai oder ein Krokodil fressen wollte, würden wir es schließlich auch zu verhindern suchen, weil auch **wir** den Sinn unseres Daseins nicht darin sehen, einer anderen Kreatur als Nahrung zu dienen. Gegessen werden heißt ja, mit dem eigenen Leben abzuschließen, um das Leben des Essenden zu verlängern. Es heißt, die Kraft, die meinem Leib innewohnt, einem anderen zu überlassen. Es heißt **seine** Interessen **meinen** Interessen überzuordnen – und wer will das schon? Die Rinder und die Schweine, die Fische und die Vögel – die wollen's jedenfalls nicht. Genau wie wir wollen sie alle nur essen, und keiner will gegessen werden – bis auf den einen, der aus der Reihe fällt und das Verrückte tut, das uns nie einfiel, indem er sich anderen als Nahrung anbietet. Und wer ist dieser Verrückte? Es ist Gottes Sohn. Denn Jesus sprach:

„Ich bin das Brot des Lebens... Dies ist das Brot, das vom Himmel kommt damit, wer davon isst, nicht sterbe. Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist. Wer von diesem Brot isst, der wird leben in Ewigkeit. Und dieses Brot ist mein Fleisch, das ich geben werde für das Leben der Welt. Da stritten die Juden untereinander und sagten: Wie kann der uns sein Fleisch zu essen geben? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr nicht das Fleisch des Menschensohns esst und sein Blut trinkt, so habt ihr kein Leben in euch. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken. Denn mein Fleisch ist die wahre Speise, und mein Blut ist der wahre Trank. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir, und ich in ihm. Wie mich der lebendige Vater gesandt hat, und ich lebe um des Vaters willen, so wird auch, wer mich isst, leben um meinetwillen.“

Es schaudert uns bei diesen drastischen Worten. Und wir verstehen nur zu gut das Entsetzen der Juden, die Jesus kannibalisch missverstehen. Wie kann uns denn Jesus sich selbst zu essen geben? Er meint das doch hoffentlich nicht wörtlich, sondern irgendwie symbolisch! Jesus aber, der sicher gewusst hat, dass seine Worte Abwehr und Unwillen provozieren würden, hat sie trotzdem nicht gemildert und hat trotzdem das Abendmahl in der bekannten Weise eingesetzt. Er hat es offenbar für nötig gehalten, seine Hörer schwer zu irritieren, und hat sich selbst mit einer Speise gleichgesetzt, um uns die Augen zu öffnen. Denn Jesu Verhältnis zu uns entspricht gleich in mehrfacher Weise dem Verhältnis eines Nahrungsmittels zu dem, der es isst:

Der Vorgang des Essens schließt z.B. ein, dass das, was einer zu sich nimmt, der Vernichtung preisgegeben wird. Die Speise geht ja sozusagen im Essenden unter und geht dabei verloren, wird von seinen Zähnen zermahlen und von seiner Magensäure zersetzt. Jesus aber, wenn er sich „das Brot des Lebens“ nennt, gibt damit zu verstehen, dass er sich selbst preisgibt und sein Leben hingibt. Er opfert sich für die Seinen und gibt sein Leben für uns am Kreuz. Zugleich aber macht das Bild vom „Brot des Lebens“ deutlich, dass Jesu Opfer zum Ziel hat, seine Jünger zu stärken, zu nähren und zu kräftigen. Auch das gewöhnliche Brot wird nicht verbraucht, damit es wekommt, sondern damit die darin enthaltene Energie den Essenden zu-

gutekommt. Die Kraft, die im Brot steckt, soll sozusagen wandern – sie soll vom Brot auf den Essenden transferiert werden. Und genauso sah Jesus das Ziel seines Lebens im Dienst für die Seinen, die ihn essen sollen, um Anteil zu gewinnen an der Kraft, die in ihm wohnt. Damit das aber möglich wird, muss Jesus in den Menschen eingehen und muss so in ihm aufgehen, wie die Nahrung eingeht in den Leib und aufgeht im Leib. Was einer isst, das wird zerlegt und über die Blutbahnen im ganzen Körper so verteilt, dass der Essende und das Gegessene am Ende nicht mehr unterschieden werden können. Und ebenso will Jesus von uns aufgenommen werden und will jede Faser unseres Körpers und jeden Aspekt unseres Lebens so durchdringen, dass er und wir nicht mehr gegenüber und nebeneinander, sondern untrennbar ineinander und miteinander sind.

Zu unserem eigenen Besten sollen wir mit Jesus eins werden und sollen seinen Geist und seine Kraft in uns übergehen lassen, wie wir die Nährstoffe einer Mahlzeit in unseren Leib übergehen lassen. Dass das aber nur möglich ist, wenn wir uns dafür öffnen, daran lässt auch Jesus keinen Zweifel. Denn mit dem „Brot des Lebens“ ist es genauso, wie mit jedem anderen Brot. Ich werd's nicht essen können, solange ich von seiner Qualität nicht überzeugt bin. Misstrauere ich einem Nahrungsmittel, weil ich nicht weiß, ob's gut oder giftig ist, so sträubt sich mein ganzer Leib dagegen. Und ebenso wird sich ein Mensch dagegen wehren, im Abendmahl Jesus Christus aufzunehmen, solange ihm der rechte Glaube fehlt. Da erschrickt jeder und zögert, bevor er den Mund aufmacht. Denn diese Einladung ist in der Tat mehr als seltsam: Jesus gibt sich selbst für uns her und erklärt sich bereit, als Gastgeber und Speise zugleich in uns einzugehen und in uns aufzugehen. Er will, dass wir mit ihm und er mit uns vereint werden bis zur Ununterscheidbarkeit – und will uns dabei Anteil geben an all der Kraft und Herrlichkeit, die in ihm steckt, verlangt aber dafür die Bereitschaft, ihn als das „Brot des Lebens“ in uns aufzunehmen. Denn wie beim Essen soll ein Ding der Außenwelt die Grenze zu unserer Innenwelt überschreiten. Und das geht nicht widerwillig und misstrauisch, sondern es funktioniert nur, wenn ich es vertrauensvoll zulasse. Schließlich handelt es sich nicht um Kleinigkeiten, sondern um etwas Großes und Geheimnisvolles. Gott selbst wartet darauf, dass wir ihn in der Form einer Speise in uns aufnehmen, und verspricht im selben Moment, uns in sich aufzunehmen. Wir greifen und werden dabei gegriffen, wir öffnen uns und erfahren Gottes Offenheit, wir nehmen und werden genommen. Die Grenze zwischen Innen und Außen, zwischen Gott und Mensch, zwischen oben und unten, zwischen Zeit und Ewigkeit wird dabei durchlässig. Und der Gipfel der Merkwürdigkeit liegt darin, dass alles wechselseitig geschieht. Denn während **wir** uns den Leib Christi in Form des Brotes einverleiben in **unseren** Leib, werden wir von **Christus** einverleibt in **seinen** Leib – nämlich in die Kirche, die der Leib Christi **ist**.

Während **wir** ihn zu einem Teil von uns machen, macht **er** uns zu einem Teil von sich. Und wenn man es auf die Spitze treiben will, kann man mit Johannes Tauler sagen: Indem wir essen, werden wir gegessen. Doch erwartet niemand, dass wir uns das vorstellen können. Denn es ist zuletzt doch ein großes Geheimnis, was da im Abendmahl geschieht. Kein Mensch kann es sich so recht vorstellen und keiner kann's ergründen. Es ist mehr als unser Verstand fassen und mit dürren Worten zu erklären vermag. Aber **feiern** kann man das Abendmahl natürlich trotzdem – wenn man nur begreift, dass Gott hier die Grenze zwischen sich und uns durchlässig machen will. Es ist wahrlich nötig, heilsam und tröstlich, dass er's tut!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gemeinschaft der Gläubigen

„Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen!“ – so sagt es der 133. Psalm. Und Dietrich Bonhoeffer, der mit diesem Psalmwort sein Buch über das „Gemeinsame Leben“ eröffnet, weist nachdrücklich darauf hin, dass es eine große Gnade ist, wenn wir als Christen in täglicher Gemeinschaft mit anderen Christen leben dürfen. Fein und lieblich ist es, wenn wir als Glaubensgeschwister einträchtig beieinander wohnen. Der Normalzustand ist es aber keineswegs! Denn eigentlich steht ein Christ als Fremdling in der Welt und muss darauf gefasst sein, ein Einzelner zu sein, so wie die Apostel am Anfang Einzelne waren in den heidnischen Ländern. Jesus selbst lebte ganz überwiegend unter Feinden – und als es drauf ankam, stand er alleine da, weil seine Jünger flohen. Wenn es aber schon Jesus so ging, können wir dann erwarten, unter Freunden zu leben? Wurden Jesu Jünger nicht ausgesandt wie Lämmer unter die Wölfe, ausgesät und ausgestreut unter Heiden und Spötter? Bis heute müssen viele Christen ihr Leben genau so verbringen – in der Vereinzelung, unter Verfolgung oder gar im Gefängnis. Sie sehnen sich nach der Gemeinschaft mit anderen Gläubigen, die mancher über Monate und Jahre hinweg nicht erleben darf. Wir hingegen, die wir täglich mit anderen Christen vertrauten Umgang haben, sollten das hoch schätzen. Denn wenn sich die Gemeinde Jesu in dieser Welt sichtbar um Gottes Wort und Sakrament versammeln darf, dann ist das schon fast eine Vorwegnahme des Himmels. Ja, Bonhoeffer meint, die leibliche Gegenwart anderer Christen müsse uns eine Quelle unvergleichlicher Freude und Stärkung sein, weil die Nähe des christlichen Bruders ein leibliches Gnadenzeichen ist für die Gegenwart des dreieinigen Gottes. Warum aber ist das so? Und warum haben wir die Gemeinschaft der Anderen so nötig?

Könnten wir nicht auch alles mit uns selbst ausmachen, so dass jeder für sich alleine seinen Glauben lebte? Nein – das ginge **nicht**. Und in unserer hoch individualisierten Zeit kommt es besonders drauf an, dass wir verstehen, **warum** es nicht geht. Denn dass ein Christ des anderen so dringend bedarf, hat seinen Grund darin, dass der Einzelne sich das befreiende Wort, von dem sein Glaube lebt, nicht selber sagen kann. Ein Christ ist ein Mensch, der sein Heil, seine Rettung, seine Gerechtigkeit nicht bei sich selbst sucht und findet, sondern bei Christus. Darum lebt ein Christ überhaupt nicht aus sich selbst, nicht aus seiner eigenen Anklage und seiner eigenen Rechtfertigung, sondern lebt aus Gottes Anklage und Gottes Rechtfertigung. Des Christen Trost und Zuversicht liegen also nicht in ihm selbst beschlossen, sondern er findet beides im Wort Gottes, das von **außen** zu ihm kommt. Und wenn er gefragt wird, wo sein Heil ist, sein Trost und seine Gerechtigkeit, so muss er von sich weg verweisen auf das Wort Gottes, das ihm alles zuspricht und schenkt. Nach diesem Wort hungert und dürstet ein Christ! Weil Gott nun aber das befreiende Wort des Evangeliums in den Mund von Menschen gegeben hat, damit es weitergesagt werde von einem zum anderen, **darum** bedürfen wir so dringend der Gemeinschaft untereinander. Schließlich kann sich keiner selber taufen oder sich selbst im Glauben unterrichten. Keiner kann sich selbst das Abendmahl reichen, keiner kann sich selber segnen, keiner kann sich selbst Absolution erteilen, keiner kann sich selber mahnen und trösten – und eben **darum** braucht jeder Christ seine Glaubensgeschwister als Träger und Verkünder des göttlichen Heilswortes. Was wir uns selber sagen und womit wir uns selber trösten, das bleibt immer ein wenig ungewiss. Was uns aber Bruder oder Schwester in christlicher Vollmacht sagen, das ist gewiss und ist deutlich. **Darum** sollten wir unsere christliche Gemeinschaft hoch schätzen, weil sie unseren Glauben nährt und stärkt durch das Wort, das wir uns selbst nicht sagen können, und auch deshalb, weil wir erst unter diesem Wort in Frie-

den zueinander kommen.

Ein Christ kommt zum andern nur durch Christus, sagt Bonhoeffer, aber wo wir in Christus verbunden sind, da sind wir's auch wirklich, und sind in ihm viel tiefer verbunden als in irgendeiner anderen Gemeinschaft. Ohne Christus und außerhalb des Glaubens stehen wir alle miteinander in latentem oder offenem Streit. Ohne Christus stehen wir immer in Konkurrenzen, und der Weg vom einen zum anderen wird versperrt durch Geltungsbedürfnis und Eigeninteresse. Lebt aber statt meiner Christus in mir, so macht das den Weg zum Bruder und zur Schwester frei, denn wo Christus Herr ist, da müssen wir nicht mehr versuchen, übereinander zu herrschen, sondern können miteinander in Frieden leben in wechselseitigem Dienst und in Einigkeit des Glaubens. Nur in Jesus Christus sind wir in dieser Weise eins, in ihm sind wir es aber wirklich und bleiben es auch, denn wer hier und heute der Gemeinschaft Christi angehört, der wird einst auch bei ihm sein in der himmlischen Gemeinschaft. Darum, sagt Bonhoeffer, wer seine Glaubensgeschwister ansieht, solle wissen, dass er ewig mit ihnen vereint sein wird in Christus. Er solle sich aber auch dessen bewusst bleiben, dass er den anderen nicht Bruder und Schwester ist durch **irgendwas**, nicht durch Sympathie, durch menschliches Verständnis oder Kumpanei, sondern eben nur durch Christus.

Ich bin dem Mitchristen ein Bruder nicht, weil ich ihn netter finde als den Muslim von nebenan, sondern ich bin ihm Bruder durch das, was Christus an **mir** getan hat. Und der Mitchrist wiederum ist mir ein Bruder, nicht weil ihm irgendwas an mir gefällt, sondern durch das, was Christus an **ihm** getan hat. Was uns zu Geschwistern macht, das ist das gemeinsame Bekenntnis zu Christus als dem Herrn, dem wir Gehorsam und Gefolgschaft schulden und dem wir gemeinsam unsere Erlösung verdanken. Wenn wir das aber vergessen – wenn wir vergessen, worauf unsere Gemeinschaft in der Kirche gegründet, und versuchen, diese Gemeinschaft mit einem anderen Klebstoff zusammenzuhalten, muss sie dann nicht zwangsläufig zerbrechen? Wenn es nicht mehr das Bekenntnis zu Christus ist, das uns zusammenhält, sondern nur die bürgerliche Nettigkeit, die Sympathie oder die Gewohnheit, wenn es nicht mehr Gottes Wort ist, das uns verbindet, sondern nur die Macht der Kirchenleitung oder das Geld – muss dann nicht alles schiefgehen in der Kirche? Ja – sagt Bonhoeffer. Denn in Wahrheit haben wir einander nur durch Christus. Und jede andere Form der Verbrüderung, die nicht von dieser geistlichen Natur wäre, sondern bloß menschlich-seelischer Natur, müsste im Raum der Kirche eine Lüge sein. Weil aber eine Illusion von Kirche schlimmer ist als gar keine Kirche, darum dürfen wir uns an diesem Punkt nichts vormachen, sondern müssen klar und nüchtern sehen, was die Reformatoren zu ihrer Zeit auch erkannten: Eine kirchliche Gemeinschaft, die nicht aus dem gemeinsamen Glauben erwächst, und die darum nicht wirklich Gemeinschaft im Geiste ist, **wird** keinen Bestand haben – und sie **soll** auch gar keinen Bestand haben. Denn die menschlichen Wunschbilder von Kirche und die menschlichen Bemühungen um Harmonie, Verständnis und Toleranz werden in der Kirche niemals **den** Frieden stiften, auf den es ankommt. Oder meint jemand, aus Kirchenrecht und Finanzverfassung, aus geschicktem Management und gezielter Disziplinierung könnte die Einheit der Kirche erwachsen?

Meint jemand, die Tradition oder der gemeindliche Eigennutz, das Geld oder das vertraute bürgerliche Milieu könnten uns den Heiligen Geist ersetzen? Dass sie's **nicht** vermögen, liegt offen zu Tage, und wer Augen hat zu sehen, der kann es auf die betrüblichste Weise bestätigt finden. Denn Gemeinden kann nun mal auf keinen anderen Grund bauen als auf den, der gelegt ist, in Jesus Christus. Soll aber die evangelische Kirche aus der Misere herausfinden, so hilft ihr dabei nicht Gruppentherapie und Beziehungspflege, sondern dann hilft ihr nur das Eine, dass nämlich dem Wort und der Wirklichkeit Christi Priorität eingeräumt wird vor allem anderen. Denn echte christliche Gemeinschaft verdankt sich diesem Wort, das Wort aber ver-

dankt sich **nicht** etwa der Gemeinschaft, sondern verdankt sich dem, der's geredet hat. Freilich: Im Konfliktfall ist die Versuchung groß, die Ordnung umzudrehen und der Gemeinschaft Vorrang zu geben vor der Botschaft: „*Lasst uns erst mal die Beziehungen kitten,*“ heißt es wohlmeinend „*dann können wir immer noch über Inhalte reden.*“ Aber hätte die Reformation jemals stattgefunden, wenn Luther und die anderen Reformatoren sich auf **diese** Denkweise eingelassen hätten? Vor die Wahl gestellt, ob sie das Evangelium festhalten wollen **oder** die Gemeinschaft der katholischen Kirche, haben die Väter unserer Kirche die Gemeinschaft fahren lassen, um das reine Evangelium zu behalten. Und wenn diese Entscheidung **gegen** die Gemeinschaft auch ganz gewiss weh tat, so können wir doch als evangelische Christen schwerlich leugnen, dass sie richtig war. Denn aus dem Evangelium erwuchs sehr bald neue Gemeinschaft. Die Evangelische Kirche blühte auf! Hätten die Reformatoren aber das Evangelium preisgegeben, um die Gemeinschaft mit den Katholiken zu retten, – was hätte dann aus der zerstrittenen und entleerten Gemeinschaft noch werden können? Luther und die Seinen hatten Recht darin, dem Glauben Vorrang einzuräumen vor der Gemeinschaft. Und wer sich „evangelisch“ nennt, wird die bittere und heilsame Einsicht, die sie damals gehabt und durchgehalten haben, auch in der Gegenwart beherzigen müssen. Auch **unsere** kirchliche Gemeinschaft wird nur dann eine Chance haben, wenn sie eine echte Gemeinschaft im Glauben ist, und wenn sich alle Beteiligten gemeinsam beugen unter den einen Herrn und unter das Wort der Heiligen Schrift.

Denn billiger ist der Ausweg aus der Krise nicht zu haben. Freundlichkeit, Toleranz und Kompromisse werden uns **nicht** zur Einheit verhelfen. Moderatoren, Organisationsberater und Sozialtherapeuten werden **nicht** bewirken, was Christus in uns wirken muss. Und angestrengte Mitmenschlichkeit wird **niemals** ersetzen, was an Glaubensgemeinschaft fehlt. Rückt aber Christus wieder in der Mitte, und ist es **sein** Geist, der unter uns weht, so werden die vielen Unterschiede im Naturell der Menschen und in ihren Interessen ganz von selbst ihre trennende Kraft verlieren.

Ja: In diesem positiven Falle werden wir dann merken, dass christliche Gemeinschaft überhaupt **nicht** unser Werk ist, sondern eine wunderbare, von Gott in Christus geschaffene Wirklichkeit. Und je klarer wir dann den Grund und die Kraft unserer Gemeinschaft allein in Jesus Christus erkennen, desto ruhiger werden wir auch über unsere Gemeinden denken, für sie beten und für sie hoffen. Vielleicht kann man eines Tages wieder sagen: „*Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen!*“ Gelingt's aber nicht, so dürfen wir uns daran erinnern, dass nicht nur die Reformatoren, sondern dass Jesus selbst die Einheit im Glauben wichtiger nahm als jede bloß menschliche Gemeinschaft oder Verwandtschaft:

„Als Jesus zu dem Volk redete, siehe, da standen seine Mutter und seine Brüder draußen, die wollten mit ihm reden. Da sprach einer zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen mit dir reden. Er antwortete aber und sprach zu dem, der es ihm ansagte: Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder? Und er streckte die Hand aus über seine Jünger und sprach: Siehe da, das ist meine Mutter, und das sind meine Brüder! Denn wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Kirchenkritik und Heiligkeit der Kirche

Die Stellung der Kirche in unserer Gesellschaft hat sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt. Früher gehörte Mut dazu, sich von der Kirche abzuwenden. Wer das tat, war ein Außenseiter. Doch heute ist es umgekehrt. Heute gehört Mut dazu, sich zur Kirche zu bekennen. Wenn ein junger Mensch zu seinem Christ-Sein steht, gilt er unter den Altersgenossen schon als Sonderling. Denn die Kirche ist „out“. Wer als modern gelten will, muss über die Kirche spotten und sich von ihren Anschauungen distanzieren. Wie aber soll man sich als Christ dazu verhalten? Der dumme Spott, die Kirchenfeindschaft, die auf Unkenntnis beruht, kann uns ziemlich kalt lassen. Aber es gibt natürlich auch begründete Kritik an der Kirche. Und die trifft in eine Wunde, die wohl jeder Christ schon empfunden hat. Sie trifft und verstärkt unser eigenes Leiden an der Unvollkommenheit unserer Kirche. In jedem Gottesdienst sprechen wir im Glaubensbekenntnis von der „heiligen christlichen Kirche“ – aber in der alltäglichen Realität sehen wir wenig davon. Sie und ich – sind wir erkennbar als Gemeinschaft der Heiligen? Sind wir Licht der Welt und Salz der Erde, wie wir es nach Christi Willen sein sollen? Man mag das nicht recht glauben. Denn auch abgesehen von dem, was kirchenferne Journalisten zu mäkeln haben, gibt es genug Kritikwürdiges in unserer Kirche.

Da gibt es Bürokraten in Landeskirchenämtern, die die Tragweite ihrer Entscheidungen nicht erkennen. Da gibt es tausende von Karteileichen unter den Gemeindegliedern, denen es bloß an der Entschlusskraft und der Konsequenz mangelt, auszutreten. Da gibt es resignierte Pfarrer, die ihre Pflichten vernachlässigen. Da scheitern gute Ideen an der Gleichgültigkeit von Kirchenvorstehern oder an der Inkompetenz von Synodalen – all das gibt es. Menschliches Versagen en masse, menschliche Schwächen, kleinliches Gezänk und Lieblosigkeit auf allen Ebenen – eben all das, was in anderen Großorganisation auch vorkommt. Dabei sollte doch in der Kirche alles ganz anders sein – nicht wahr? Tatsächlich enttäuschen uns die Fehler der Kirche mehr. Denn wir erwarten, dass es in der Gemeinschaft der Gläubigen geschwisterlich zugehen sollte, gerechter, überhaupt humaner als anderswo – eben so, dass überall der Geist der Nächstenliebe herrscht. Und wenn wir entdecken, dass das nicht so ist? Wenn wir als Kirche selbst an den Wertmaßstäben scheitern, die wir predigen? Sind wir dann solches Salz, das nicht mehr salzt, und nach Jesu Wort nur noch weggeschüttet werden kann, damit es die Leute zertreten? Was sollen wir dann denken, wenn wir im Glaubensbekenntnis an die Stelle kommen, wo von der „heiligen christlichen Kirche“ die Rede ist?

Das Problem ist nicht neu. Man hat in der Geschichte der Kirche schon oft an ihren Mängeln Anstoß genommen – und hat verschiedene Folgerungen gezogen. Manche meinten, wenn die real existierende Kirche Mängel habe, dann müsse man diese Mängel eben ausmerzen. Sobald man entdeckte, dass ein Pfarrer oder ein Gemeindeglied eine Sünde begangen hatte, wurde der Betreffende aus der Kirche ausgeschlossen. Alle strengten sich an, ein gottgefälliges Leben zu führen. Und damit der Leib Christi ohne Makel sei, warf man alle hinaus, an deren Glaube oder Lebenswandel etwas auszusetzen war. Man kann sich vorstellen, dass das Schwierigkeiten gab. Denn wenn wir heute anfangen wollten, alle Sünder aus der Gemeinde auszuschließen – wer würde dann übrig bleiben? In kürzester Zeit hätten wir uns alle gegenseitig exkommuniziert. Man sah bald ein, dass dem Problem so nicht beizukommen war. Auch und gerade in der Kirche muss man das Unkraut mit dem Weizen wachsen lassen und darf Gottes Urteil nicht vorgreifen. Doch bleibt dann die Frage: Wenn die Kirche ein Gemisch von Heuchlern und von Gläubigen ist – wo ist dann die „eine heilige christliche Kirche“, von der das Glaubensbekenntnis spricht? Man behalf sich oft, indem man sagte: Wenn die sichtbare Kirche, diese iridi-

sche Institution, voller Mängel ist, dann muss die wahre Kirche unsichtbar sein. Es begann damit eine Art doppelter Buchführung, die auch heute beliebt ist. Auf die sichtbare Kirche, ihre Mitglieder, Amtsträger und Institutionen schimpft man von Herzenslust und macht sie verächtlich, weil man all die falschen Christen zu durchschauen meint. Man identifiziert sich aber mit jener ganz anderen, unsichtbaren Kirche, zu der nur wahrhaft Heilige gehören – und man selbst natürlich. Offenkundig hat diese Unterscheidung etwas tief Verlogenes an sich. Denn diese ideale Kirche, die keiner je gesehen hat, ist ja nur ein Phantasiegebilde. Wurden wir denn in unsichtbaren Kirchen mit unsichtbarem Wasser getauft? Oder empfangen wir irgendwo ein unsichtbares Abendmahl? Nein. Was uns zu Christen gemacht hat, haben wir in sehr sichtbaren Kirchen von sehr sichtbaren Menschen empfangen. Die doppelte Buchführung ist darum nur eine vergebliche Ausflucht: Eine andere Kirche als die sichtbare, mit Mängeln behaftete Großorganisation, der ein konkreter Bischof vorsteht, haben wir nicht. Und wenn unser Glaubensbekenntnis nicht diese sichtbare Kirche meinte, dann wüssten wir gar nicht, wovon da die Rede ist. Haben wir nicht den Mut, diese Kirche heilig zu nennen, dann sollten wir den Satz lieber ganz aus dem Glaubensbekenntnis streichen. Es muss diese sichtbare, real existierende Kirche die „heilige Kirche“ sein. Ist sie aber unvollkommen, schuldbeladen und mangelhaft – woran kein Zweifel ist – dann muss ihre Heiligkeit in etwas anderem liegen. Und das ist in der Tat des Rätsels Lösung.

Unsere Kirche trägt den Ehrentitel der „heiligen Kirche“ nicht deshalb, weil ihre Glieder und ihre Amtsträger vollkommen wären. Vielmehr ist unsere Kirche so etwas wie ein irdenes Gefäß – unansehnlich wie ein verbeulter Blechnapf oder eine gesprungene Kaffeetasse. Aber der Inhalt dieses Gefäßes, die Botschaft, die sie durch die Jahrhunderte transportiert, ist unendlich kostbar. Die Kirche ist ein unvollkommenes und brüchiges Gefäß, aber sie ist ein Gefäß des Wortes Gottes – und solange sie diesen heiligen Schatz in sich birgt und ihn zu den Menschen trägt, ist sie um des Wortes Gottes willen heilig. Denn das vermag jeder einzusehen: Eine Auster mag schwarz, klebrig und hässlich sein – aber sie ist kostbar um der Perle willen, die sie enthält. Die Auster als solche ist nicht wertvoll – aber ohne Auster hätte man keine Perle. Ein Liebesbrief mag aus dem billigsten, vergilbten und eingerissenen Papier sein – er ist trotzdem kostbar um seiner Botschaft willen. Das Papier des Briefes ist nicht wertvoll – aber ohne das Papier hätte man die Liebesbotschaft nicht. Ein alter Eimer ist auch nicht wertvoll – aber wenn ein Verdurstender mit dem Eimer Wasser aus einem tiefen Brunnen heraufziehen kann, dann rettet der Eimer ihm das Leben.

Und so dürfen wir es auch von der Kirche sagen: Die Gemeinden, die Ämter und Institutionen haben keinen Wert in sich selbst – aber ohne all das hätte das Evangelium nicht seinen Weg durch die Jahrhunderte zu uns genommen. Zweitausend Jahre ging das kostbare Gut von einer Generation zur nächsten, von einer Hand in die andere, wurde gefährdet und gerettet, ging verloren und wurde wiedergefunden. Immer war der Schatz in irdenen Gefäßen, immer machten die Vertreter der Kirche Fehler, immer blieb die Kirche hinter dem zurück, was sie nach dem Willen Christi sein sollte. Doch dass die Kirche Kirche blieb und heilig war, das hing nie ab von der Vollkommenheit der Kirchenglieder. Das hängt immer nur davon ab, ob sie ihren Auftrag erfüllt und das ihr anvertraute Wort Gottes hochhält.

Gibt die Kirche dieses Wort aus irgendeinem Grund preis, dann hat sie ihre Existenzberechtigung verloren – sie wäre es nicht wert, dass man ihr eine Träne nachweinte. Bleibt die Kirche aber treu bei Gottes Wort, dann ist es gleich, ob die Medien ihr applaudieren oder nicht, denn sie ist dann aller Ehren wert, und ist es sogar wert, dass wir sie um ihres Dienstes willen lieben. Lieben sie ihre Kirche? Vielleicht hält das mancher für zuviel verlangt, angesichts so zahlreicher Defizite. Doch wo nicht Liebe ist, kann zumindest Respekt sein. Der katholische Theo-

loge Karl Rahner hat das einmal so ausgedrückt:

***„Die Kirche ist eine alte Frau mit vielen Runzeln und Falten.
Aber sie ist meine Mutter. Und eine Mutter schlägt man nicht.“***

Es wäre gut, wenn man jedem Christenmenschen etwas von diesem Respekt abspüren könnte. Denn dann hätte die Kirche es nicht nötig, sich irgendwem anzubiedern. Es würde ganz von selbst erkennbar, dass die Kirche auf festem Grund gepflanzt ist und dass ihre Wurzeln tief genug hinabreichen, um immer wieder Wasser des Lebens aufzusaugen und weiterzugeben an alle künftigen Generationen...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Zeitgemäßheit

Es gibt in unserer Gesellschaft ein ungeschriebenes Gesetz, das besagt, man müsse „mit der Zeit gehen“. Und wenn das einer nicht tut, heißt es, seine Ansichten seien nicht „zeitgemäß“ und er selbst „nicht auf der Höhe der Zeit“. Besonders oft werden Kirche und Glaube mit diesem Argument abgetan. Aber was besagt es eigentlich?

Wenn man etwas „unzeitgemäß“ nennt, bedeutet das zunächst nur, dass es heute nicht in Mode ist. Es könnte dann die Mode von gestern sein oder vielleicht die Mode von morgen. Es könnte das sein, was die Mehrheit der Zeitgenossen gerade nicht gut findet, obwohl es gut ist. Oder es könnte sich um Ewig-Gültiges handeln, das keiner bestimmten Zeit gemäß ist, sondern jeder Zeit, weil es immer gilt.

Fragt man aber diejenigen, die das Urteil fällen, warum sie etwas für „unzeitgemäß“ halten, bekommt man meist nur die Auskunft, es sei jetzt eben „nicht dran“. Was moderne Menschen ablehnen, erklären sie gern für antiquiert, um damit seine Geltung zu bestreiten. Um dieses Urteil zu begründen, genügt ihnen aber oft schon der Hinweis auf den Geschmack und die Gegebenheiten „der Zeit“ – als wäre „die Zeit“ ein höheres Wesen mit eigener Meinung.

Man setzt dabei voraus, dass die gegenwärtige Zeit, wenn sie Ansichten der Vergangenheit verwirft, auf jeden Fall im Recht sei, und hält das Neue schon deshalb für überlegen, weil es „neu“ ist. Da wird dann jede Veränderung als Fortschritt angesehen, und bei jedem Trend will man vorne dabei sein. Wohin die Reise geht, scheint gar nicht so wichtig, wenn man nur als Erster ankommt.

Eine Begründung, um derart „mit der Zeit zu gehen“, scheint überflüssig. Denn wenn „unsere Zeit“ etwas nicht zulässt, erscheint ihr Diktat als „höhere Gewalt“, die dem Einzelnen die Last der Entscheidung abnimmt und ihm zum Ausgleich das Gefühl schenkt, „auf der Höhe der Zeit zu sein“ (solange er brav mit der Herde läuft und die Mode mitmacht). Der Mechanismus funktioniert so gut, dass bisher noch jeder Wahnsinn, der in der Menschheitsgeschichte vorkam, seiner jeweiligen Zeit als „zeitgemäß“ präsentiert und zu seiner Zeit als „Gebot der Stunde“ bejaht wurde!

Lässt man den menschlichen Herdentrieb aber mal beiseite und fragt ernsthaft, was das Wort „zeitgemäß“ bedeuten könnte, dann kann „zeitgemäß“ nicht das sein, was die Mode der Gegenwart spiegelt, sondern nur das, was die Zukunft ermöglicht. „An der Zeit“ ist nicht, was eh schon alle denken, sondern was Menschen heute begreifen müssen, um morgen nicht überumpelt zu werden. Denn die Zeit ist kein „jemand“, der etwas von uns fordern könnte, sondern ist die Gelegenheit, die Gott uns gibt, um das Richtige zu tun.

Die Zeit will und fordert nichts anderes, als dass ich den Raum nutze, den sie eröffnet, um – nicht etwa dem Trend, sondern – der Wahrheit zu folgen. Und in diesem Sinne (der Zeit als zu ergreifender Gelegenheit) kennt auch das Neue Testament die Forderung, dass einer den Anschluss nicht verlieren soll. Das aber nicht so, dass er einer Mode hinterherhechelt, die niemals zeitgemäß erscheint (außer gerade im Moment), sondern so, dass er sich in der Zeit auf Ewiges besinnt, weil nur das Ewige zu jeder Zeit zeitgemäß ist.

Im 5. Kapitel des Epheserbriefes schreibt Paulus: „Wach auf, der du schläfst, und steh auf von den Toten, so wird dich Christus erleuchten. So seht nun sorgfältig darauf, wie ihr euer Leben führt, nicht als Unweise, sondern als Weise, und kauft die Zeit aus; denn es ist böse Zeit.“

Die „böse Zeit auskaufen“ bedeutet, sie für etwas Gutes zu nutzen! Wenn Paulus das aber zu Recht fordert, was ist dann richtig an der Rede von „zeitgemäß“ und „unzeitgemäß“? Richtig ist, dass wir unter Rahmenbedingungen leben, die sich im Laufe der Geschichte ändern kön-

nen. Wer nicht mitbekommt, dass sich etwas verändert hat, plant und handelt unter falschen Voraussetzungen, so dass er im Zeitfenster der Gegenwart zu tun versäumt, was „an der Zeit“ und notwendig wäre, um Zukunft zu eröffnen.

Weil aber das, was Zukunft eröffnet, bestimmt nicht das ist, was ohnehin schon alle denken und tun, darum besteht zeitgemäßes Handeln nicht in der Anpassung an die aktuelle Mehrheitsmeinung. Es ist nicht zeitgemäß, dem Trend von heute nachzulaufen, sondern den von morgen zu setzen. Und genau das meint Paulus, wenn er uns auffordert die böse Zeit „auszukaufen“. Denn das Leben, Sterben und Auferstehen Jesu Christi hat die Rahmenbedingungen unseres Daseins vollständig verändert.

Gott hat Realitäten geschaffen, die man nicht ignorieren darf! Wir befinden uns im Übergang zu einer neuen Weltordnung, die Jesus „Reich Gottes“ nennt! Zeitgemäß und zukunftssträchtig ist es darum, das Zeitfenster der Gegenwart entschlossen zu nutzen, um sich auf das Komende einzustellen und sich darauf vorzubereiten, solange das noch möglich ist.

Alles hat seine Zeit. Heute aber ist es Zeit, nicht einer Mode zu folgen oder dem Geschmack der Mehrheit, sondern der Einladung Gottes. Wer sich heute mit dem Zeitgeist verheiratet, wird morgen Witwer sein. Weil die wahre Zeitansage aber im Evangelium steht, wird ein Mensch, der diesem Evangelium den Glauben versagt, nie „auf der Höhe der Zeit sein“, sondern immer darunter und daneben.

Seit Christus für uns starb und auferstand ist Heidentum eine überholte Angelegenheit und der aktuelle Trend heißt Glaube! Denn wohin geht die Zeit? Geht sie nicht unaufhaltsam auf den Jüngsten Tag zu und auf das Reich Gottes? Und heißt dann „mit der Zeit gehen“ nicht, mit ihr gemeinsam auf das Reich Gottes zuzugehen? Wenn das aber bedeutet, sich inmitten der Zeit schon am Ewigen zu orientieren, kann dann dieser vernünftige Trend jemals veralten, wenn doch das Ewige selbst nicht veraltet?

Wie kann es zukunftsweisend sein, sich von Gott zu entfernen, wenn es außer Gott und ohne Gott keinerlei Zukunft gibt? Und wie kommt man darauf, das Evangelium sei heute unzeitgemäß, bloß weil es sich schon seit 2000 Jahren bewährt? Wird es irgendwann unzeitgemäß sein, den Durst mit Wasser zu löschen, bloß weil diese Methode schon so „alt“ ist?

Nein! Unzeitgemäß ist es, wenn einer im Winter Blumen pflanzen oder im Sommer Schlitten fahren will. Unzeitgemäß ist es, wenn einer das, was zur rechten Zeit funktionieren würde, zur unpassenden Zeit versucht. Doch das Gebot der Stunde, das sich daraus ergibt, lautet nicht, zu tun, was gerade alle tun, sondern zu tun, was jetzt alle tun sollten. Die Forderung lautet nicht, dass ein Mensch denken soll, wie aktuell die Mehrheit denkt, sondern dass er heute denkt, wie morgen die Mehrheit denken muss, um zu überleben.

Dass es aber früher richtig war, an Gott zu glauben, und heute nicht mehr richtig sein soll, ist leicht als Unsinn zu erweisen. Denn wenn es Gott nicht gibt, dann ist es zu jeder Zeit falsch, an ihn zu glauben, und war auch früher falsch. Und wenn es Gott gibt, dann ist es zu jeder Zeit richtig, an ihn zu glauben, und ist es auch heute.

Wenn der ewige Gott aber Gebote gegeben hat, dann gilt von ihnen dasselbe. Wenn Gott z.B. eheliche Treue fordert, dann war sie nicht früher geboten und ist heute überholt, sondern dann war sie zu aller Zeit geboten oder zu aller Zeit falsch. Wenn die Bibel Gottes Wort ist, dann war sie es immer oder sie war es nie. Dass dergleichen aber früher gegolten hätte und heute nicht mehr – das ist Unsinn, denn die Realität schert sich nicht darum, was die Menschheit gerade über sie denken mag.

Es ist Unfug „mit der Zeit zu gehen“, weil „die Zeit“ gar nicht weiß, wo sie hin will. Gott aber weiß es durchaus! Und nur darin liegt das Gebot der Stunde, dass man nach seiner Wahrheit fragt, um heute zu begreifen, was uns morgen rettet. Es ist nie etwas anderes „zeitgemäß“, als

dass man sich den Gegebenheiten stellt. Wenn bei der Prüfung der Gegebenheiten aber herauskommt, dass in dieser Welt alles so vergänglich ist wie wir selbst, dann ist es blanker Realismus, über die Welt und ihre Moden hinauszufahren nach dem Schöpfer, der ewig ist und bleibt. Um mit ihm in Kontakt zu kommen und einen ewigen Bund zu schließen, haben wir allerdings nicht ewig Zeit, sondern nur solange wir leben. Und deshalb ist richtig, was Karl Kraus gesagt hat: Dass man sich nämlich zu allen Dingen Zeit nehmen kann – außer zu den ewigen...

Es leuchtet mir nicht ein, wenn einer sich aus konservativem Prinzip nur an das halten will, was gestern galt, oder sich aus modernistischem Prinzip nur an das halten will, was heute gilt. Christlich kann es nur sein, sich an das zu halten, was ewig gilt. Denn dem Ewigen Vorrang zu geben, ist die christliche Weise zeitgemäß zu sein.

Wird die Kirche aber mit der Forderung konfrontiert, sie solle zeitgemäß sein, dann ist das nur in dem Sinne akzeptabel, dass wir (nicht unsere Botschaft verändern, sondern) die Form der Vermittlung zeitgemäß gestalten. Das Ewige soll hörbar werden als Antwort auf aktuelle Fragen – und dafür sind auch die modernsten Medien zu nutzen! Aber auf neue Weise reden wir doch von demselben Evangelium, das seit 2000 Jahren nicht alt oder neu ist, sondern gültig. Dieses Evangelium unterliegt keiner Zeitansage, sondern ist selbst Zeitansage:

Es ist die Ansage der Gnadenzeit mitten in unserem Leben, die hier und jetzt Gelegenheit gibt, aus der Zeit heraus den Bund mit dem Ewigen zu schließen. Und dass ein Mensch das hören soll, ist nicht deshalb dringlich, weil sonst Gott verschwände, sondern weil sonst allzubald der Mensch verschwindet – und sein Versäumnis nicht mehr korrigieren kann.

Es ist bestimmt nicht zeitgemäß, die eigene Lebenszeit derart schlecht zu investieren! Darum lassen Sie uns „auf der Höhe der Zeit“ sein, indem wir die Moden vergessen und unbeirrt das Ewige suchen, um dann – wie Christus selbst – nicht etwa zeitgemäß zu denken und zu leben, sondern gottgemäß...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Wozu ist Kirche da?

Dass es um die Kirche gut stünde, kann man nur bei oberflächlicher Betrachtung behaupten. Wohl haben wir in Deutschland Religionsfreiheit und werden um des Glaubens willen nicht verfolgt. Wir haben auch materiell eine solide Grundlage, haben noch Millionen von Mitgliedern, schöne Kirchengebäude und qualifiziertes Personal. Dass es der Kirche deswegen aber schon „gut“ ginge, wird niemand behaupten, der sich näher damit beschäftigt. Denn was nützen funktionierende Strukturen, wenn man nicht mehr weiß, wozu Kirche eigentlich da ist? Von außen wird diese Frage inzwischen ganz offen gestellt. Und wer sie beantworten will, dem weht der Wind der öffentlichen Meinung heftig ins Gesicht. Denn viele Menschen haben mit Kirche „nichts am Hut“. Sie kennen und verstehen das Christentum so wenig wie irgendeine andere Religion. Und da sie persönlich ohne Kirche auskommen, fragen sie, wozu der Aufwand überhaupt gut sein soll.

Erschreckend ist aber nicht, dass Außenstehende so fragen, sondern dass die kirchlichen Insider darauf so schüchtern und unsicher antworten. Schauen sie sich nur mal die Broschüren an, mit denen Kirche zu werben versucht! Da heißt es, die Kirche sei doch bunt und offen für alles! Sie sei ein großer Arbeitgeber, ein Kulturträger und eine Bildungsinstitution. Sie bewahre ehrwürdige Traditionen und erhalte Baudenkmäler. Sie fördere die Geselligkeit und den Zusammenhalt der Menschen. Sie betreibe Sozialarbeit und fördere die Jugend. Natürlich stimmt das auch alles! Nur: War es das, wofür Jesus seine Jünger gesammelt, gelehrt und ausgesandt hat? Braucht uns die Welt für das, was andere Institutionen genauso bieten können? Feierlich heiraten kann man heute auch auf dem Standesamt. Und Bildung holt man sich in der Volkshochschule. Krankenpflege betreiben private Anbieter. Für die Armenfürsorge haben wir ein staatliches Sozialsystem. Und Traditionen pflegt man genauso in den Vereinen. Kultur gibt's reichlich im Theater. Und für die Kunstgeschichte kann ich ins Museum gehen. Den Zusammenhalt fördert die Freiwillige Feuerwehr. Geselligkeit finde ich im Sportverein. Unterhaltung bietet das Fernsehen. Und wer Trost und Hilfe braucht sucht heute nicht mehr den Pfarrer auf, sondern einen Psychotherapeuten. Wozu also Kirche? Wer braucht diesen gewaltigen Apparat? Wie gesagt – dass die Frage aufgeworfen wird, finde ich überhaupt nicht schlimm, sondern ganz natürlich. Und erschreckend ist allein, dass die Kirchenleute darauf nicht selbstbewusst antworten und nicht auf ihre Kernkompetenz verweisen. Denn tatsächlich gibt es ein Alleinstellungsmerkmal der Kirche! Es gibt eine Aufgabe, die nur Kirche zu lösen vermag, und die das Dasein der Kirche rechtfertigt. Was war es noch gleich? Geht es nicht darum, das Wort Gottes den Menschen so nahe zu bringen, dass Gottes Geist in ihnen ein inneres Glaubensleben weckt und damit verlorene Sünder in Kinder Gottes verwandelt, die nur auf diesem Wege der Verdammnis entgehen und das ewige Leben gewinnen? Ja! Es geht um die Rückführung der Seelen in die Gemeinschaft mit Gott! Denn so hat auch Paulus unsere Aufgabe definiert: „So sind wir nun Botschafter an Christi statt, denn Gott ermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi statt: Lasst euch versöhnen mit Gott!“ (2. Kor 5,20).

„Versöhnung mit Gott“ ist genau das, was die Psychotherapie nicht kann, nicht die Schule und nicht der Pflegedienst. Diese Aufgabe kann der Staat nicht übernehmen, weil nur Christen wissen, wie man zum Kind Gottes wird. Das Theater wäre damit genauso überfordert wie die Freiwillige Feuerwehr. Denn das Alleinstellungsmerkmal der Kirche ist, dass sie sich weniger mit dem irdischen Wohl als mit dem ewigen Heil auskennt. Und es ist ein Jammer, wenn sie diesbezüglich nicht mehr selbstbewusst auftritt, sondern sich dessen, was man Frömmigkeit nennt, fast schämt. Denn es gibt Kirche nicht, damit sie tut, was Schulen, Vereine und Sozial-

ämter auch können. Sondern es gibt Kirche für das, was die andern nicht können. Niemand braucht Kirche, damit von den Kanzeln wiederholt wird, was Politiker und Journalisten auch schon gesagt haben! Sondern es gibt die Kirche, damit sie den Menschen ein Wort verkündigt, dass sie sich selbst nicht sagen können. Es geht wirklich um die Rückführung der Seelen in die Gemeinschaft mit Gott – und eben nicht um all den andern Kram, der auch ohne Gott funktioniert! Will Kirche aber bei dieser ihrer Sache bleiben, darf sie nicht verschweigen, was die Rückführung zu Gott nötig macht, und muss den Schaden benennen, zu dessen Heilung sie angetreten ist. Einerseits muss man da von Sünde, Gericht und Verdammnis reden. Und andererseits von Buße, Glaube und Heiligung. Da geht es ans Eingemachte, ans persönliche Innenleben und an das Selbstverständnis des Menschen – wo das Evangelium notwendig auf Widerstände stößt! Und weil es heikel ist, den Menschen ins Gewissen zu reden, hört man in kirchlichen Verlautbarungen immer weniger von Gottesfurcht und Gottesliebe, Glaube und Gehorsam, sondern hört ersatzweise gesellschaftspolitische Allgemeinplätze, gegen die niemand etwas einwenden kann. Da spricht man gern mit großen Gesten über Gerechtigkeit, weil ja garantiert jeder Zuhörer für Gerechtigkeit ist. Und man spricht über Menschlichkeit, weil auch dagegen niemand etwas haben kann. Man singt ein Loblied auf die Liebe, denn Liebe findet jeder gut. Und genauso gefahrlos kann man für den Umweltschutz sein, für den Frieden, für Solidarität und Menschlichkeit, Offenheit und Toleranz, Gemeinschaft und Freiheit. Über solche Dinge kann man stundenlang reden, ohne dass Widerspruch zu erwarten wäre. Denn wer wollte schon aufstehen und sagen, er sei gegen den Frieden, gegen die Freiheit, oder gegen Menschlichkeit? Diese Verkündigung ist so glatt, dass sich nicht mal Atheisten daran reiben können, denn Glaubenssätze im eigentlichen Sinne kommen gar nicht vor. Diese allgemein-humane Botschaft bietet keine Angriffsfläche und ist auch für Nicht-Christen zustimmungsfähig. Aber was tragen politische Appelle bei zur Rückführung der Seelen in die Gemeinschaft mit Gott? Ich denke wir sollten zu diesem ursprünglichen Thema der Kirche zurückkehren und zusehen, wie die aufgeschreckten Herzen wieder in Ordnung kommen durch den Glauben. Denn es muss etwas geben, das im kirchlichen Leben den roten Faden und die erkennbare Mitte bildet, die vom Posaunenchor über den Mutter-Kind-Kreis und vom Gemeindebrief bis zum Krippenspiel alles miteinander verbindet und das bunte Spektrum zusammenhält. Was aber sollte das verbindende Thema sein, wenn nicht die Rückführung der Seelen in die Gemeinschaft mit Gott, auf die wir mit unserem kirchlichen Tun entweder hinarbeiten (wie etwa in Glaubenskursen), oder aus der sich das kirchliche Tun folgerichtig ergibt (wie z.B. in der Diakonie)? Es gibt nur den einen kirchlichen Auftrag, der immer und überall derselbe ist, und ohne den Kirche von ihrem Thema abkommt. Denn Gottes Volk sind wir nur, soweit wir uns Gottes Ziel aneignen. Und was sollte nach biblischem Zeugnis Gottes Ziel sein, wenn nicht die Gemeinschaft Gottes mit den Menschen? Schon am Anfang schuf Gott den Menschen zu seinem Ebenbild, um mit ihm in ein inniges und liebevolles Gespräch einzutreten. Als diese Gemeinschaft aber im Sündenfall zerbrach, und der Mensch sich von Gott ab- dem Bösen zukehrte, um künftig für sich selbst und für die Freuden dieser Welt zu leben, da unternahm Gott alles, um den Bruch wieder zu heilen. Er offenbarte sich dem Volk Israel, er teilte seine guten Gebote mit und ließ die Propheten seine Wahrheit verkünden. Er sorgte auch für Menschen, die das alles niederschrieben. Aber warum? Doch nur, um die Seelen zurückzuführen in die Gemeinschaft mit ihm! Als die Zeit gekommen war, wurde Gott selbst Mensch, teilte unser Leben, lehrte seine Jünger, tat große Wunder, starb unseren Tod und öffnete uns einen Weg ins ewige Leben! Alles, um die Seelen zurückzuführen in die Gemeinschaft mit ihm! Gott ließ die Worte und Taten Jesu niederlegen im Neuen Testament, er sandte Apostel aus in alle Welt, er stärkte die Mission durch seinen Heiligen Geist, er schützte seine Gemeinden in aller Verfol-

gung und ließ sein Evangelium bis in unsere Tage weitertragen! Alles nur, um unsere Seelen zurückzuführen in die Gemeinschaft mit ihm! Wenn am Ende dieses langen Weges aber eine Ortsgemeinde steht, die Kinder tauft, Konfirmanden unterrichtet und zum Gottesdienst ruft – wozu wird dieser Aufwand dann getrieben, wenn nicht um die Seelen zurückzuführen in die Gemeinschaft mit Gott? Kirche ist nicht berufen, sich in der Welt beliebt zu machen. Sie ist kein Folkloreverein, ist auch nicht für Bildung, Kultur oder Unterhaltung da, sondern sie betreibt all das nur als Mittel zum Zweck, sofern es dazu beitragen kann Menschen neugierig zu machen und zu Gott zu führen. Wenn wir aber feststellen, dass andere Ziele leichter zu erreichen wären als gerade dieses, dürfen wir deswegen unsere Zielsetzung doch nicht ändern. Denn Jesus wollte keine Sympathisanten, die ihm aus sicherem Abstand applaudieren, sondern er wollte Jünger, die seinen Weg mitgehen. Und ohne ein verändertes Leben ist das kaum vorstellbar. Man kann Gott nicht besser kennen lernen als durch sein biblisches Wort. Was soll das also für ein Christ sein, der seine Bibel nicht anfasst und nicht darin liest? Man kann Gott nicht näher kommen als im Abendmahl. Was soll das also für ein Christ sein, der diese Einladung jahrelang ausschlägt? Gott will, dass Menschen ihre Hände falten und mit ihm reden. Was ist das also für ein Christ, der niemals betet? Gott will uns segnen durch die Gemeinschaft mit anderen Gläubigen. Was ist das also für ein Christ, der dem Gottesdienst immer fernbleibt und sich den Segen nicht dann und wann abholt? Sind die wohl ernsthaft von Gottes Geist durchdrungen, bekehrt und wiedergeboren, versöhnt und erlöst, gerettet und geheiligt, die von alledem nichts wissen – und nichts wissen wollen? Wenn sie's aber nicht sind, und wir sie so in Ruhe lassen, haben wir ihnen dann wohl den Dienst erwiesen, den wir ihnen schuldig sind? Natürlich können wir ihnen Bücher ausleihen, wir können ihnen den Gemeindebrief einwerfen, sie zu Orgelkonzerten und Grillabenden einladen. Aber den entscheidenden Dienst hat ihnen Kirche damit noch nicht geleistet. Wir können sie zu Gemeindefahrten mitnehmen und in der Jugendarbeit ihre Kinder bespaßen, wir können ihnen zum Geburtstag gratulieren und sie im Krankenhaus besuchen. Aber wenn's dabei bleibt und weiter nichts erfolgt, dann haben wir ihnen den entscheidenden Dienst nicht getan. Selbst wenn sie – hoch zufrieden! – uns in aller Freundlichkeit loben und lieben würden, hätten wir unseren Auftrag dennoch nicht erfüllt. Denn Kirche dient der Rückführung der Seelen in die Gemeinschaft mit Gott. Und das ist ihr Alleinstellungsmerkmal, dass sie aus jahrhundertealter Erfahrung die Mittel und Wege kennt, auf denen diese Rückführung gelingt! Wenn sie diese Kernaufgabe aber brach liegen lässt, ist Kirche untreu geworden und hat begonnen sich selbst abzuschaffen. Kirche darf ihr Angebot nicht an der Nachfrage ausrichten, denn ihr Auftraggeber sind nicht etwa die Gemeindeglieder, sondern es ist Gott. Und der hat diese Welt geschaffen, damit wir staunend und lobend zu ihm in Beziehung treten. Er hat eine Geschichte mit dem Volk Israel begonnen, damit wir davon hörend zu ihm Vertrauen fassen. Er hat seinen Sohn gesandt, damit wir seine Gnade begreifend wieder mit ihm ins Reine kommen. Gott hat seiner Kirche durch Jahrtausende bewahrt, damit sie das Evangelium überliefert und damit unsere Herzen wandelt. Das alles hat Gott unternommen mit dem einen Ziel, die abgeirrten Seelen zurückzuführen und in ihrem eigensten Interesse die zerbrochene Gemeinschaft wieder herzustellen! Und da sollten wir als Kirche nicht unser Augenmerk auf die persönliche Frömmigkeit richten, auf Buße, Gebet und Versöhnung, auf Wiedergeburt und Heiligung, auf das Wirken des Geistes in Herz und Gewissen und auf jene innerste und tiefste Überzeugung, die wir Glauben nennen? Wenn es Gott zentral darum geht, wie kann sich seine Kirche dann in anderen Dingen verzetteln?

Vielleicht murrst jemand und sagt: „Naja, die fromme Gottesliebe ist doch nicht alles – es gehe in der Kirche doch auch um die Menschenliebe!“ Doch dreht es sich in der Nächstenliebe etwa nicht um die Seele des Nächsten? Wenn jeder Mensch zur Gemeinschaft mit Gott geschaffen

und berufen wurde, so dass sein Leben ohne den Glauben nicht gelingen kann – muss dann Nächstenliebe nicht genau darauf zielen, diesen Menschen neu mit Gott in Kontakt zu bringen? Viele wissen gar nicht, dass sie da ein Problem haben – das stimmt! Vielleicht wünschen sie sich Hilfe ganz anderer, nämlich materieller Art. Doch wenn in der Gottesbeziehung wirklich Sinn und Ziel des Lebens liegt, kann man dann Lieberes und Wichtigeres für einen Menschen tun, als ihm zum Glauben zu helfen? Natürlich ist es auch schön, jemand satt und gesund zu machen, ihm ein Stück Seife und ein Bett zu geben, na sicher! Doch zum irdischen Wohl könnte ihm notfalls auch der Staat verhelfen, während er zum ewigen Heil tatsächlich unser Zeugnis braucht. Und wenn Kirche sich da versagt, wo sie doch niemand vertreten kann (wenn sie vergisst, dass ihre wahre Lebenshilfe in Glaubenshilfe besteht), wird sie sich kaum damit entschuldigen können, sie habe stattdessen ja Diakonie getrieben. Denn bei allem, was Jesus sonst noch tat, blieb es doch sein Hauptziel, die Saat des Glaubens auszustreuen und durch sein Wort Seelen rückzuführen in die Gemeinschaft mit Gott. Wenn er aber seine Jünger beauftragt hat, sein Werk weiterzuführen – wie wollen wir ihm dann einst gegenüberreten, wenn er wiederkommt? Wollen wir dann sagen: Nein, um das innere Leben der Menschen haben wir uns wenig gekümmert, weil die das auch gar nicht wollten. Wir haben sie aber mit Kirchenkonzerten gut unterhalten? Verkündigt haben wir zwar wenig, aber unsere Computerkurse kamen immer gut an? Jesus würde wohl sagen: Da wart ihr nicht bei der Sache. Und er wäre gewiss nicht zufrieden. Denn dazu hätte Jesus ja nicht Mensch werden und am Kreuz sterben müssen, damit seine Jünger Geselligkeit pflegen. Er hat sie nicht zum Predigen ausgesandt, damit sie Gemeinplätze über Toleranz und Naturschutz verbreiten, über Mitmenschlichkeit, Frieden und Liebe. Darum wird es Zeit, dass die Kirche aufwacht – und sich besinnt. Denn für Kultur und Bildung, Geselligkeit, Brot und Spiele wird sie nicht gebraucht. Wenn sie aber gebraucht wird, dann eben für das, was nur Kirche kann, und was ihr keiner nachmacht. Und das ist das innere Leben des Glaubens und die Rückführung der Seelen in die Gemeinschaft mit Gott.

Ich weiß schon, dass das „fromm“ klingt. Aber wer braucht eine Kirche, die nicht mal mehr „fromm“ sein will? Die wäre doch wie Jimmy Hendrix ohne Gitarre! Darum: Stellen wir unser Licht nicht unter den Scheffel, seien wir nicht an der falschen Stelle bescheiden. Und wenn uns mal wieder jemand fragt, wozu Kirche gut ist, dann lassen sie uns selbstbewusst antworten und auf unsere Kernkompetenz verweisen: Wir führen Seelen zurück in die Gemeinschaft mit Gott! Wir tun das durch Gottes Gnade erfolgreich seit 2000 Jahren. Und wenn du möchtest, helfen wir auch dir. Denn das ist unser Auftrag: Gott hat uns das Amt gegeben, das die Versöhnung predigt, und so – „sind wir nun Botschafter an Christi statt, denn Gott ermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi statt: Lasst euch versöhnen mit Gott!“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Zugehörigkeit zur Kirche

Gibt es Christen, die in keiner Kirche sind? Es ist üblich, diese Frage zu bejahen. Denn viele Menschen nehmen wie selbstverständlich an, das Christ-Sein habe mit der Zugehörigkeit zur Kirche nichts zu tun. Sie halten das Christ-Sein für eine innere Eigenschaft der Gläubigen, während die Zugehörigkeit zur Kirche nur etwas Formales und Äußerliches sein soll. Christ ist man im Herzen. Ein Glied der Kirche ist man auf dem Papier. Und der Umstand, dass in der Kirche viele Heuchler anzutreffen sind, wird zum Beweis herangezogen, dass das eine vom anderen zu trennen ist. Denn offenkundig kann man getauft sein und doch nicht glauben. Man kann der Kirche angehören, ohne in Wahrheit ein Christ zu sein. Und viele folgern dann im Umkehrschluss, man könne auch Christ sein, ohne der Kirche anzugehören. Doch dieser Umkehrschluss ist falsch und durchaus nicht logisch. Denn aus dem richtigen Satz „Man kann ein Säugetier sein, ohne zu den Schafen zu gehören“, folgt ja auch nicht, dass man ein Schaf sein könnte, ohne zu den Säugetieren zu gehören!

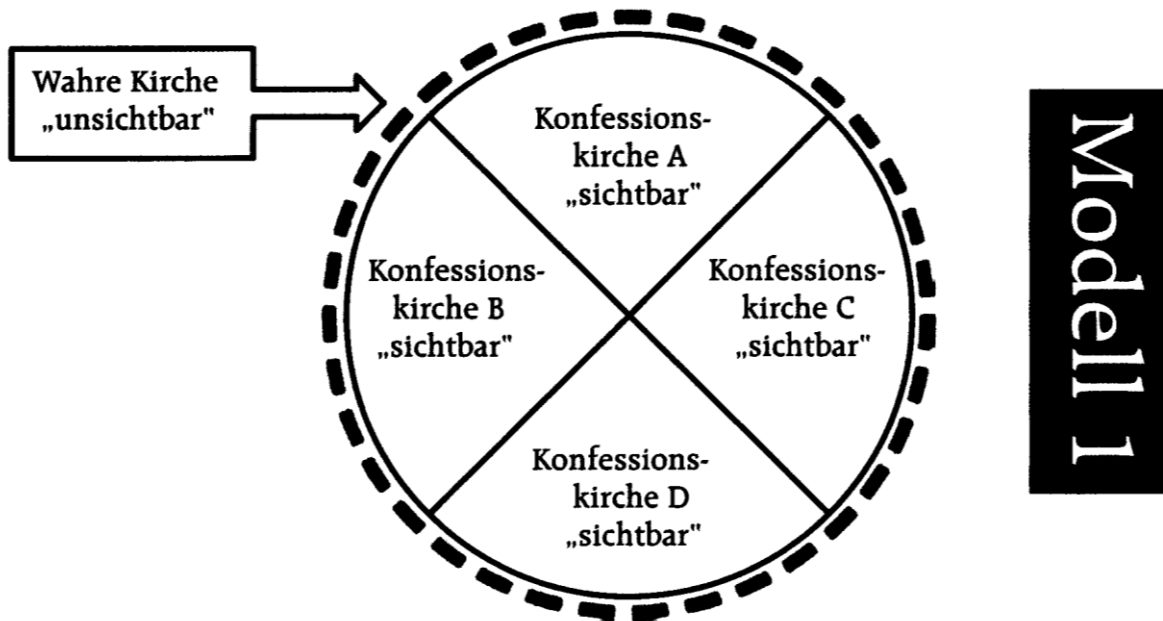
Ich gebe der Mehrheitsmeinung darin Recht, dass man der Kirche angehören kann, ohne in Wahrheit ein Christ zu sein. Ich bestreite aber, dass man in Wahrheit ein Christ sein kann, ohne einer Kirche anzugehören. Denn das Kennzeichen des Christ-Seins ist der Glaube an Jesus Christus. Und der ist nur echt, wenn er in die Nachfolge Christi führt und all das anstrebt, was Jesus seinen Jüngern so dringend ans Herz gelegt hat. Nicht umsonst hat Jesus die Seinen zu einer engen Gemeinschaft verbunden und hat sie gemahnt „eins“ zu sein im Heiligen Geist und in der Liebe! Nicht umsonst hat er ihnen aufgetragen, die Taufe und das Abendmahl zu praktizieren, hat sie das Beten gelehrt und sie zur Mission ausgesandt. Christus wollte keine Einzelkämpfer, sondern wollte, dass die Seinen sich gegenseitig stützen, ermahnen und trösten. Wer aber Christ sein will im Sinne Jesus Christi – wie könnte der sich ohne inneren Widerspruch von dieser Gemeinschaft absondern? Wer ernsthaft Christ sein will – wie könnte der sich der Gemeinschaft fernhalten, in die Jesus Christus seine Jünger einbinden will?

Das ist undenkbar. Und das genaue Gegenteil ist zu erwarten. Denn wo einer wirklich glaubt, hat er auch einen natürlichen Drang zu den Geschwistern, die ihm das Wort Gottes auslegen und erklären, die ihm Vergebung zusagen, die ihm die Sakramente reichen und den Segen spenden. Wer aber gegen Jesu ausdrückliche Weisung (!) zu alledem keine Lust hat, weil es ihn weder zum Abendmahl zieht noch zum Austausch über Gottes Wort, der ist im Sinne des neuen Testaments auch nicht Christ zu nennen. Denn Christ ist man durch die Zugehörigkeit zum Leib Christi, der keine abstrakte Größe ist, sondern als Kirche sichtbare Gestalt gewinnt in den Mitchristen.

Damit ist nicht gesagt, dass es wahres Christentum nur in einer bestimmten Konfession gäbe. Die Zugehörigkeit zu Jesus Christus ist zum Glück nicht gebunden an die Zugehörigkeit zur evangelischen, katholischen oder orthodoxen Kirche. Aber ohne Zugehörigkeit zu irgendeiner christlichen Kirche ist Christ-Sein nicht (oder nur ganz vorübergehend) denkbar. In einer Situation der Christenverfolgung mag es eine unorganisierte, öffentlich kaum sichtbare Kirche sein. In nicht-christlichen Ländern kann ein Glaubender Schwierigkeiten haben, kirchlichen Anschluss und Gelegenheit zur Taufe zu finden. Und wenn einer, wie Martin Luther, aus seiner Kirche hinausgeworfen wird, kann es sogar vorkommen, dass sich Kirche um ihn herum erst neu formieren muss. Aber ein sich aus freien Stücken isolierender „Christ“, der die Gemeinschaft der anderen nicht sucht, sondern verachtet, ist nicht als Christ anzusehen, weil echter Glaube in die Gemeinschaft der Gläubigen hinein verweist und diese Gemeinschaft auch braucht. Christen sind Glieder am Leib Christi. Und in der Trennung von den übrigen

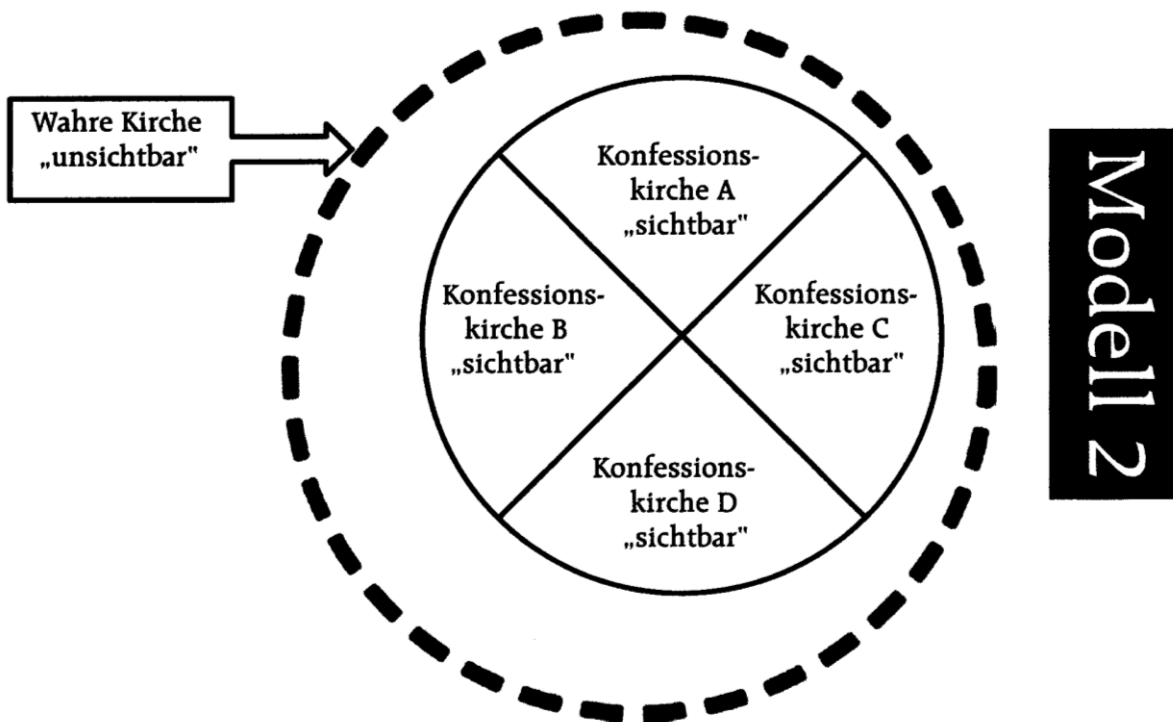
Gliedern des Leibes erleiden sie dasselbe Schicksal, das ein Arm oder ein Bein erleidet, wenn es sich dauerhaft vom übrigen Organismus trennt. Welche Folgerungen sich für den Begriff der Kirche ergeben, verdeutlichen die folgenden Grafiken:

In **Modell 1** ist die wahre und unsichtbare Kirche, die aus den wahren Christen besteht, deckungsgleich mit dem Bestand der verschiedenen Konfessionskirchen (evangelisch, katholisch, orthodox, etc.). Doch wenn das richtig wäre, dürfte es innerhalb der Konfessionskirchen nur wahrhaft Gläubige geben und keine Heuchler. Das Modell ist also offenkundig falsch.



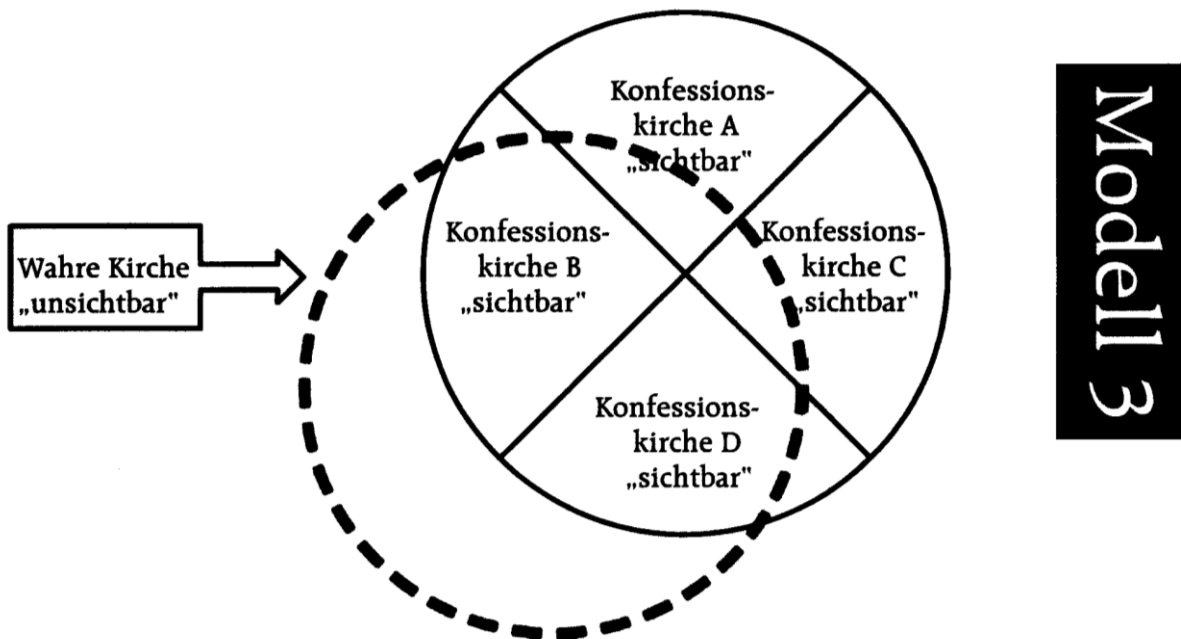
Modell 1

Modell 2 erweitert den Kreis der wahren Kirche über die Konfessionskirchen hinaus. Es schließt die Konfessionskirchen restlos ein, rechnet aber auch jenseits dieser sichtbaren Kirchen mit wahren Christen. Das widerspricht einerseits dem zu Modell 1 Gesagten, weil es auch hier innerhalb der Konfessionskirchen keine Heuchler geben könnte. Es widerspricht aber auch unseren einleitenden Überlegungen, nach denen christlicher Glaube nicht „kirchenlos“ existiert, sondern immer zur sichtbaren Gemeinschaft strebt. Auch dieses Modell kann daher nicht richtig sein.

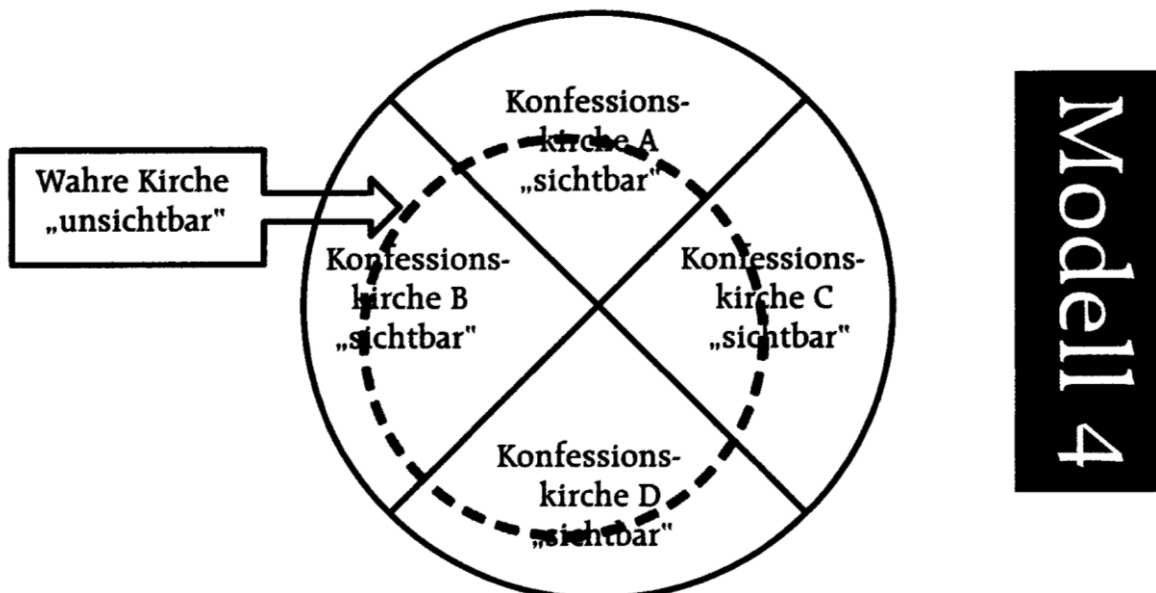


Modell 2

Modell 3 kommt der Wahrheit näher, weil es unserer ersten Einsicht Rechnung trägt: Man kann der sichtbaren Kirche angehören, ohne wirklich Christ zu sein. Jede Konfessionskirche hat einen Anteil von Heuchlern und Karteileichen. Doch rechnet Modell 3 mit wahren Christen außerhalb jeder Konfessionskirche, und widerspricht damit der oben begründeten These, dass wahrer Glaube immer zur kirchlichen Gemeinschaft drängt.



Erst **Modell 4** berücksichtigt beide Wahrheiten: Nicht alle Getauften, die formal zu einer Konfessionskirche gehören, sind wahrhaft Gläubige. Aber alle wahrhaft Gläubigen gehören zu einer der Konfessionskirchen und finden in ihr ihre geistliche Heimat. Man kann ein Säugetier sein, ohne ein Schaf zu sein. Aber man kann kein Schaf sein, ohne ein Säugetier zu sein!



Wenn Modell 4 den Sachverhalt richtig beschreibt, ist das kein erfreulicher Befund. Man würde den Kreis der wahren Kirche gerne größer zeichnen, um möglichst viele Menschen einzubeziehen. Um nicht engherzig zu wirken, erklären viele Theologen auch diejenigen zu „anonymen Christen“, die sich von allem kirchlichen Leben fern halten. Man scheut sich, den Glauben, der im Leben keinerlei Gestalt gewinnt, defizitär zu nennen. Doch das Ergebnis ist nur, dass die säkulare Gesellschaft von kirchlicher Seite bestätigt bekommt, was sie sowieso schon dachte: Dass es nämlich auf die Teilhabe am kirchlichen Leben nicht ankommt. Damit bestreitet Kirche ihre eigene Relevanz. Und zugleich versäumt sie, die Distanzierten auf ihren Irrtum aufmerksam zu machen. Denn die meinen ja, sie kämen ohne Taufe, Bibel, Gebet, Gottesdienst und Abendmahl gut aus. Sie halten diese Dinge für entbehrlich. Aber das sind sie nicht. Denn wenn einer nichts von dem praktiziert, was nach neutestamentlichem Zeugnis zum Christ-Sein gehört, dann ist er auch keiner.

Oder kann man Christ sein, wenn man Gottes Wort nicht kennt, es nicht liest und dort nicht hingehet, wo es erklärt wird? Sollte die Bibel eine so leichte Lektüre sein, dass sie sich jedem auch zuhause mühelos erschließt? Wer aber die Bibel weder kennt noch schätzt noch je darin liest: Was hat der wohl mit dem Gott zu schaffen, der sich durch die Bibel offenbart? Der Glaube, von dem Jesus redet, besteht nicht in der Ansicht, dass es „etwas Höheres“ geben muss, sondern er ist eine Gottesbeziehung, die den ganzen Menschen erfasst, um jeden Teil seines Lebens zu prägen. Wirkliches Christ-Sein ist Hingabe und Entschlossenheit und lebenslanges Wachstum im Glauben. Es ist kein ruhender Besitz, den man einmal erwerben könnte, um ihn dann zu vergessen, sondern ist eine Lebenshaltung für alle Tage und alle Fälle. Darum kann es im Gesangsverein „passive“ Mitglieder geben, die dazugehören, obwohl sie nie einen Ton singen. In der Christenheit aber gibt es so etwas nicht.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Mission

Pflicht oder Fehlgriff?

Wer interessiert sich heute noch für das Thema „Mission“? Gewiss – vor hundert Jahren hatten Missionsfeste großen Zulauf. Die Menschen lauschten gern den Berichten der Missionare, die aus Afrika, Indien oder China zurückkamen. Doch heute hat der Begriff der Mission für viele Menschen einen üblen Klang. Und die Art und Weise, wie Europäer in den überseeischen Kolonien gewirkt haben, wird kritisch gesehen. War da nicht viel Arroganz im Spiel, als die weißen Herren den sogenannten „Wilden“ ihre europäische Kultur und Lebensweise aufdrängten? Hat man die sogenannten „Eingeborenen“ nicht ihrer eigenen Tradition entfremdet und sie in Abhängigkeit gebracht – militärisch, wirtschaftlich, politisch und kulturell?

Auch christliche Missionare waren ein Teil des Systems, das man „Kolonialismus“ nennt – manchmal freiwillig und manchmal unfreiwillig. Und so haftet dem Begriff der Mission heute ein schaler Beigeschmack an. So unpopulär ist „Mission“ geworden, dass viele Kirchenleute den Begriff vermeiden und lieber vom „Dialog der Religionen“ sprechen. Sie wollen fremden Völkern gegenüber nicht als „Besserwisser“ auftreten und wollen erst recht niemand mehr „bekehren“. Denn sie sind längst nicht mehr sicher, dass der christliche Weg, der für sie selbst richtig sein mag, automatisch auch für alle anderen Völker richtig ist...

Haben diese Leute mit ihrer Zurückhaltung vielleicht Recht? Und sollten wir darum besser auf Mission verzichten? Sollten wir – weil unsere Väter und Vorfäter bei der Erfüllung des missionarischen Auftrages Manches falsch gemacht haben – lieber die Finger davon lassen? Oder sollten wir eine Herausforderung darin sehen, es künftig besser zu machen? Ich denke, es bleibt uns gar nichts übrig, als diesen zweiten Weg zu gehen. Denn der Ursprung der Mission liegt ja gar nicht in uns, sondern in Gott. Nicht unser Wille ist es zuerst, dass das Evangelium in der ganzen Welt gepredigt werde, sondern Gottes Wille. Und damit ist die Frage schon entschieden.

Denn wenn es nur unsere Idee wäre und unser Projekt, dann dürften wir es getrost fallenlassen. Wenn die Mission aber Gottes eigenes Projekt ist, für das er uns in Dienst nimmt – wie dürften wir uns dann entziehen? Das Neue Testament lässt keine Zweifel daran, dass es Gott mit seiner Einladung Ernst ist. Gott will, dass sein Haus voll wird. Er sendet uns als Boten aus, um alle einzuladen. Und wenn die Eingeladenen nicht kommen wollen, weil sie angeblich zu beschäftigt sind, dann sendet Gott uns nochmal hinaus auf die Straßen und Gassen, um auch die Armen, Blinden und Lahmen herbeizuholen.

Gott will, dass sein Haus voll werde! Und gerade auch die Fernsten, auch die in den entlegenen Winkeln der Welt, sollen seinen Ruf hören. Jeder soll eine Chance haben, in Gottes Reich einzugehen, für jeden hält Gott einen Stuhl frei an seinem Tisch. Wir aber, die wir seine Boten sein sollen – eben das ist „Mission“! –, wollen wir wirklich dafür verantwortlich sein, wenn jemand die Einladung nicht hört, bloß weil wir zu leise oder zu undeutlich gesprochen haben? Ich jedenfalls möchte diese Verantwortung nicht übernehmen. Denn wenn jemand Gottes Einladung hört und sie ausschlägt, ist das schlimm genug. Irgendwann ist Gottes Haus voll und die Türen werden geschlossen. Wenn dann aber jemand draußen stünde, weil wir ihn nicht benachrichtigt habe – wäre das nicht furchtbar?

Darum ist es undenkbar, dass wir schweigen und Gottes Wort für uns behalten. Denn wenn ein Verdurstender in der Wüste Wasser gefunden hat, wird er dann nicht auch andere Verdurstende zur Quelle führen? Wenn ein Todkranker einen Arzt gefunden hat, der ihn heilen konnte, wird er dann nicht anderen Todkranken die Adresse verraten? Wenn ein Sünder Vergebung

erlangt hat, wird er dann nicht den anderen zeigen, wo auch sie Vergebung erlangen können? So ist Mission die natürlichste Sache der Welt. Und selbst wenn wir nicht den ausdrücklichen Befehl Jesu hätten „Gehet hin, und machet zu Jüngern alle Völker“, müssten wir uns wohl aus eigenem Antrieb aufmachen, um die gute Nachricht auszubreiten. Denn groß ist um uns her die geistliche Not. Und sind die Bäume auch voll, so sind doch viele Seelen hungrig.

Die Menschen suchen nach Liebe – und man speist sie ab mit Nettigkeiten. Sie suchen Visionen – und man verweist auf Parteiprogramme. Sie suchen Wahrheit – und man überschüttet sie mit Meinungen. Sie suchen Freude – und man bietet ihnen Belustigung. Sie suchen Gerechtigkeit – und man macht Versprechungen. Dass es das Ersehnte aber wirklich gibt – dass Liebe, Gerechtigkeit und Wahrheit in Jesus Christus erschienen sind – wer sagt das den Menschen? Wer bezeugt ihnen, dass ihr Leben ernst und sinnvoll ist? Wer nennt die Götzen noch Götzen, wenn wir es nicht tun? Wer nennt Gutes gut und Böses böse, wenn überall die Maßstäbe schwimmen? Wer kann an Gräbern noch trösten, wenn wir nicht die Auferstehung bezeugen? Wer wird der Macht und dem Geld widersprechen, wenn wir es nicht in Gottes Namen tun? Wer wird für das ungeborene Leben eintreten? Wer kennt noch Werte, die nicht an der Börse gehandelt werden? Und wer soll den Menschen Würde zusprechen, wenn sie scheitern und versagen?

All das kann nur aus dem Evangelium kommen. Und darum meine ich: Das Beste, was wir der Welt zu geben haben, unseren Mitmenschen und auch den nachfolgenden Generationen, ist nicht die westliche Zivilisation. Es sind nicht Computer oder Labore, Fast-Food-Ketten, Kunstschätze, Wertpapiere oder Fernseher. Es ist auch keine Staatsform. Sondern das Beste, was wir der Welt zu geben haben, ist das Evangelium, das uns Jesus anvertraut hat.

Dieses Evangelium ist die Arznei, an der unsere Welt gesunden kann. Doch wie soll die Arznei wirken, wenn die Sanitäter, die man zum Verteilen ausschickte, alles für sich behalten? Ich bitte darum jeden Einzelnen, in seinem persönlichen Umfeld für den Glauben einzutreten und dabei keine falsche Bescheidenheit an den Tag zu legen. Denn die vielen Sekten sind nicht bescheiden, und die neuen Heiden sind es auch nicht. Ungläubige und Abergläubige aller Art tönen laut herum. Warum sollten Christen da verschämt schweigen?

Zwar hat es die Wahrheit nicht nötig, dass man Geschrei darum macht und sie in falschem Bekehrungseifer den Menschen aufdrängt. Aber wo ein klares Zeugnis Not tut, weil Menschen Glaube, Liebe und Hoffnung entbehren, da sind wir gefordert. Und da werden wir auch nicht verschweigen dürfen, dass Jesus Christus Anspruch erhebt auf unser aller Leben.

Kein anderer hat das Recht, unser Dasein zu bestimmen. Kein Politiker und kein Vorgesetzter, kein Ehepartner und kein Verein. Keiner ist unser Herr, als Christus. Er aber ist es wirklich. Und das muss man den Menschen sagen. Denn „wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll gerettet werden“ – sagt Paulus: „Wie sollen sie aber den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger?“ Darum lassen sie uns alle, jeder auf seine Weise, Prediger und Missionar sein. In der Stadt und im eigenen Haus, im Betrieb und auf der ganzen Welt, auf dass Gottes Haus voll werde – und keiner mehr draußen steht, wenn die Türen sich schließen...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Werbung für den Glauben?

Kürzlich saß ich mit freundlichen Menschen zusammen. Und als das Gespräch auf die Kirche kam, gab man mir einen gut gemeinten Rat: „Herr Pfarrer, sie müssen für das Evangelium mehr Werbung machen! Wenn man Wollsocken verkaufen will, muss man die Menschen davon überzeugen, wie warm und bequem Wollsocken sind. So sollten sie das auch machen!“ Ich habe mein Gegenüber daraufhin gefragt, ob er keinen grundsätzlichen Unterschied sehe zwischen dem Evangelium und Wollsocken. Ich bin aber nicht sicher, ob mein Einwand verstanden wurde. Denn viele Menschen sehen die Kirche als ein Unternehmen, das auf dem religiösen Markt seine Dienstleistungen anbietet und dabei nur Erfolg hat, wenn es durch Werbung die Nachfrage ankurbelt. Aber stimmt der Vergleich? Ist das, was im Neuen Testament „Mission“ und „Verkündigung“ heißt, wirklich dasselbe wie „Kundengewinnung“ und „Marketing“? Ich fürchte, man vergleicht da Äpfel mit Birnen und provoziert Missverständnisse. Denn das Evangelium will zwar verbreitet und angeboten, es will aber nicht „beworben“ werden. Und wer das trotzdem tut, vermischt Dinge, die himmelweit verschieden sind. Denn was ist das Evangelium in seinem Kern? Es ist das Angebot des himmlischen Königs, überführten Sündern trotz todeswürdiger Schuld Amnestie zu gewähren, wenn sie seine Gnade im Glauben annehmen. Und was ist Werbung? Werbung ist der eigennützige Versuch eines Verkäufers, in potentiellen Kunden Bedürfnisse zu wecken, die sie ohne Werbung wahrscheinlich nie gehabt hätten. Was soll also kirchliche Arbeit mit Werbung zu tun haben? Jesus hat seinen Jüngern keine „Geschäftsidee“ vermittelt. Darum kann der kirchliche Auftrag auch nicht mit der Logik von Angebot und Nachfrage erfasst werden. Mindestens acht Gründe sprechen dagegen:

- (1.) Der Anbieter des Evangeliums ist kein anderer als Gott selbst. Und der braucht für sein Evangelium keine Abnehmer, sondern umgekehrt brauchen die potentiellen Abnehmer ihn und sein Angebot. Für Gott springt dabei nichts heraus (außer, dass er sich für uns freut).
- (2.) Verkäufer müssen eifrig werben, wenn die Konkurrenz gleichwertige Produkte anbietet. Das Angebot des Evangeliums ist hingegen konkurrenzlos, weil das Heil, das es vermittelt, auf keinem anderen Weg erlangt werden kann als durch Christus. Wer es nicht bei ihm findet, findet es gar nicht.
- (3.) Die kirchliche Verkündigung folgt nicht den Gesetzen des Marktes, weil das Angebot des Evangeliums nicht der Nachfrage angepasst werden kann, sondern als ewiges Wort Gottes vorgegeben ist. Ob die Botschaft, die wir zu predigen haben, enthält, was die Menschen gern hören möchten, hat uns nicht zu interessieren, da wir als Gottes Briefträger nicht für den Inhalt, sondern nur für die Zustellung verantwortlich sind.
- (4.) Der Mensch steht dem Angebot des Evangeliums nicht als „König Kunde“ gegenüber, der nach Geschmack und Gutdünken wählen kann, sondern nur Gott als Anbieter ist souverän und erwählt die Abnehmer, denen er durch seinen Geist die Herzen öffnen will.
- (5.) Kein Mensch kommt dadurch zum Glauben, dass man ihm das Christ-Sein als vorteilhaft, genussreich, reizvoll oder bequem anpreist. Denn das ist es in Wahrheit nicht. Dem Gekreuzigten nachzufolgen wird (menschlich betrachtet) immer als ein schlechtes Geschäft erscheinen.

(6.) Die Kirche ist beauftragt, Gottes Angebot bekannt zu machen. Als Leib Christi hat sie aber „Glieder“ und definitiv keine „Kunden“. Kirche ist überhaupt nicht für sich selbst da, sondern für die, die das Evangelium brauchen. Sie will nicht nehmen, sondern geben.

(7.) Anders als Werbung legt es kirchliche Arbeit nicht darauf an, Bedürfnisse künstlich zu wecken, sondern sie macht Menschen bewusst, dass sie – ob sie es wissen oder nicht – schon immer des Evangeliums bedürftig sind.

(8.) Wenn Werbung nicht funktioniert, ist das schlimm für den Anbieter, der auf seiner Ware sitzen bleibt. Wenn hingegen Verkündigung nicht funktioniert, ist das in erster Linie schlimm für die Hörer, die ihr nicht glauben und verloren gehen.

Zweifellos ging es Jesus um das Heil der Menschen. Darum suchte er sie auf. Es ging ihm aber nicht darum, „gut anzukommen“ oder „populär“ zu sein. Er brachte Wahrheit, nicht Wellness. Und das eine für das andere auszugeben, ist keine clevere PR-Idee, sondern ein Etikettenschwindel, der Verwirrung stiftet. Präsentiert sich Kirche als werbender Dienstleister, verstehen sich die Angesprochenen als umworbene Kunden – und schon findet das Gespräch auf einer Ebene statt, die Jesus Christus völlig fremd war. Reklame verführt zum Konsum, indem sie Glück verspricht, das man kaufen kann. Jesus aber verführt zu nichts und verkauft auch nichts, sondern ruft den Menschen aus seiner verfehlten Glückssuche heraus zu einem ganz anderen und besseren Ziel. Um das zu erreichen, fordert Jesus Aufmerksamkeit für seine Botschaft. Aber hat man je gehört, dass er jemanden durch werbende Versprechungen zum Glauben „überredet“ hätte? Jesus sieht sich selbst als einen Arzt oder als einen Hirten, der neunundneunzig Schafe zurücklässt, um ein einziges Verlorenes zu suchen. Natürlich ruft er nach dem Tier. Und wenn er es verletzt findet, trägt er es zur Herde zurück. Aber macht so ein Hirte bei seinem Schaf „Werbung“? Macht etwa ein Rettungsboot „Werbung“ unter den Schiffbrüchigen? Macht der Arzt beim Patienten „Werbung“ für die rettende Operation? Macht der Richter, der einen Todeskandidaten begnadigt, damit „Werbung“ fürs Leben? Niemand würde das so ausdrücken, denn das Wort „Werbung“ trifft nicht die Sache. Wenn Christus aber viel mehr tut als jener Richter (weil er uns nicht bloß zeitliches, sondern ewiges Leben schenkt) – muss man dann für die angebotene Begnadigung Reklame machen? Wer das Evangelium versteht, muss verrückt sein, wenn er es ablehnt! Und wer zur Annahme erst noch gelockt und überredet werden will, hat nicht begriffen, was für ihn auf dem Spiel steht! Darum ist Jesus zwar zu den Menschen gegangen und hat sie zum Glauben aufgefordert. Aber wenn sie nicht auf ihn hören wollten, ist er keinem nachgelaufen. Er hat alle gerufen, hat sich aber keinem angebietet. Und wo es einem die Mühe nicht wert war, auf Jesu Wort hin sein Leben zu ändern, da hat Jesus seine Forderungen nicht ermäßigt. Seine Apostel haben in aller Welt zur Versöhnung mit Gott aufgerufen. Aber keiner von ihnen wollte das Wort vom Kreuz mit schmeichlerischer Überredung „schmackhaft machen“. Und auch die heutige Kirche sollte weder sich selbst noch das Evangelium „vermarkten“. Denn wenn sie Evangelisation mit Kundengewinnung verwechselt, weckt sie dieses Missverständnis auch in denen, die sie umwirbt. Und das ist dann doppelt schlecht. Ein Kaufmann muss kein Geheimnis daraus machen, dass er im eigenen Interesse wirbt. Die Kirche aber hat zu predigen im Interesse der Hörenden. Das sind ganz verschiedene Haltungen! Und nur die Zweite entspricht dem Evangelium Jesu Christi. Denn der hat es nicht darauf abgesehen, ein Publikum anzulocken und gut zu unterhalten, sondern Seelen ins Reich Gottes zu bringen. Sein Kreuz eignet sich nicht als Konsumartikel. Seine Botschaft ist sperrig. Und seine „Dienstleistung“ ist unbezahlbar, weil sie ihn das Leben kostet. Sie kommt

auch keinem zugute, der nicht sein eigenes Leben dafür drangibt. Und das heißt: Wer rechnet, wie die Welt rechnet, wird im Glauben niemals ein gutes Geschäft sehen! Wer aber aufhört zu rechnen, um Jesus nachzufolgen, der ergreift eine großartige Chance. Kirche lädt hartnäckig dazu ein – immer wieder! Aber wir laden nicht ein, weil die Kirche Menschen bräuchte, um mit großen Zahlen zu glänzen und gut dazustehen, sondern weil Menschen die Kirche Jesu Christi brauchen, um nicht die Bestimmung ihres Lebens zu verfehlen. Rolex, Ferrari und Chanel müssen so viel Werbung machen, weil niemand ihre Produkte wirklich braucht. Das Evangelium aber ist wertvoller als jedes Luxusprodukt. Soll man es also behandeln wie einen Ladenhüter, den man zu Schleuderpreisen unters Volk wirft? Nein. Auf den Wühltisch gehören die Wollsocken. Die sind im Dutzend billiger. Das Evangelium aber ist kein „Schnäppchen“. Und es will niemandem aufgeschwatzt werden. Denn was Jesu Leben gekostet hat, ist unbezahlbar – und nur für die bestimmt, die es zu schätzen wissen...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Den Glauben weitergeben

Wer Gutes entdeckt und Wichtiges erkennt, hat einen natürlichen Drang, anderen davon zu erzählen und es ihnen mitzuteilen. Man will gewonnene Einsicht, die einem kostbar scheint, nicht für sich behalten, sondern weitergeben. Und darum wird auch ein Christ von Gott nicht schweigen können. Sondern wenn er im Glauben Heimat fand und Trost und Freiheit dazu – dann gönnt er das auch seinen Freunden und Verwandten. Denn die Menschen, die uns nahe stehen, sind uns schließlich nicht egal! Wir möchten, dass ihnen dasselbe Licht aufgeht wie uns! Doch oft machen wir dann die frustrierende Erfahrung, dass sich unser Gott-Erkennen nicht so leicht vermitteln lässt wie andere Entdeckungen. Denn die Zweifler finden keinen Zugang und stellen immer dieselben Fragen: „Du meinst wirklich, ich sollte an Gott glauben? Aber bist du denn sicher, dass es ihn gibt? Und was da in der Bibel steht, woher willst du wissen, dass es stimmt? Es wäre ja schön, wenn man's glauben dürfte! Aber hast du Beweise? Kann's nicht auch ganz anders sein? Und wenn sich's doch nicht prüfen lässt – wie kannst du dann erwarten, dass ich mich drauf verlasse?“ Der Gesprächspartner sperrt sich, weil ihm die Sache nicht einleuchtet. Er findet, dass die Beweise des Gläubigen nicht ausreichen, um so weitreichende Folgerungen zu ziehen, denn die Welt lässt sich auch ganz anders deuten. Und wenn Christen dennoch behaupten, die Glaubenswahrheit sei ihnen gewiss, kann sich der Zweifler das nur so erklären, dass es den Christen wohl an der kritischen Vernunft fehlt, die ihn leitet. Er sieht keine zwingenden Argumente. Und selbst wenn's ihn reizte, das Land des Glaubens zu betreten, könnte er doch über eine so wackelige Brücke nicht gehen. Er findet also keinen Zugang. Und selbst wenn er unsere Einladung zum Glauben höflich ablehnt, werden wir dennoch enttäuscht sein. Denn wir wollten ihm ja etwas Gutes tun, indem wir ihm etwas Gutes mitteilen. Und wenn man uns zum Dank als unkritische Träumer hinstellt, dann ärgert das auch... Woran liegt's aber, dass wir nicht zusammenfinden? Ich meine: Christen und Nicht-Christen reden oft aneinander vorbei, weil Welt-Erkennen und Gott-Erkennen ganz verschiedene Dinge sind. Und wenn sich die Gesprächspartner darüber nicht im Klaren sind, missverstehen sie sich. Denn der Zweifler nimmt an, man wolle ihm auf der Basis allgemein zugänglicher Erfahrung Argumente vorlegen, die ihn zu christlichen Folgerungen zwingen. Er meint, dass dieser Versuch scheitert. Wir aber empfinden es nicht als Scheitern und protestieren, weil wir uns das, was er meint, gar nicht vorgenommen haben. Wir wollten unseren Glauben durchaus nicht beweisen, sondern bezeugen! Wir wollten den anderen nicht überreden, sondern einladen! Wir wollten ihn keineswegs mit Vernunftgründen zu etwas zwingen, sondern ihm eine neue Perspektive eröffnen! Und weil das verschiedene Vorhaben sind, wird man auch über den Erfolg nicht einig. Denn unser Gegenüber unterstellt, wir wollten mit ihm Schach spielen und hätten nach den Schachregeln verloren. Wir aber wollten Skat spielen und wundern uns, dass er unsere Karten ignoriert...

Man kommt da erst weiter, wenn einem dieser Unterschied bewusst wird, dass zwar alles Welt-Erkennen vom Menschen ausgeht und unter der Kontrolle der Vernunft steht, dass aber alles Gott-Erkennen von dem Gott ausgeht, der sich darin zu erkennen gibt, wie und wann es ihm gefällt. Gott wird nicht von uns „erforscht“, sondern – umgekehrt – schlägt er uns in seinen Bann. Nach eigenem Gutdünken öffnet er unser Herz, nimmt die Gedanken gefangen, schafft sich Raum im Gemüt und pflanzt den Glauben mitten hinein. Kein anderer als Gott steuert diesen Prozess! Und das bedeutet für unser Gespräch mit den Zweiflern, dass weder sie noch wir eine Verständigung erzwingen können. So lange Gott dem anderen nicht die Ohren öffnet, ist er taub für die Musik, nach der wir tanzen. Kann er aber den Rhythmus nicht hören,

der uns beschwingt, muss er auch unsere Bewegung für „unmotiviert“ und „irre“ halten, während wir nicht begreifen, wie er bei solcher Musik überhaupt stillsitzen kann. Nicht selten kommt es darüber zum Streit. Und das ist umso bedauerlicher als die Parteien eigentlich nur von verschiedenen Seiten denselben Sachverhalt beschreiben. Beide entdecken und bezeugen, dass man die Suppe des Glaubens nicht mit der Gabel der Vernunft essen kann – und sollten darüber eigentlich einen Konsens erzielen. Denn wenn sie den profanen Vergleich entschuldigen – ist es nicht wirklich so, dass wir Christen dem Zweifler die Suppe des Glaubens recht einladend vor die Nase stellen, dass der dann aber nach der Gabel der Vernunft greift, die Suppe damit essen will, dabei scheitert, hungrig bleibt – und darüber ärgerlich wird? Wir sagen ihm: Mit der Gabel der Vernunft geht es natürlich nicht. Man braucht den Löffel des Heiligen Geistes! Der Zweifler aber hält uns deshalb für Verächter der Vernunft. Wir loben die Suppe umso mehr, weil sie uns ja immer wieder satt macht! Der andere aber meint, was sich mit einer Gabel nicht essen lasse, sei in Wahrheit gar kein Nahrungsmittel, und den guten Geschmack bildeten wir uns nur ein. Da liegt Ärger in der Luft, der gar nicht nötig wäre! Denn wir haben ja nicht gesagt, dass er die Suppe des Glaubens mit der Gabel der Vernunft essen sollte! Und im Allgemeinen haben wir auch gar nichts gegen diese Gabel, die ganz prima ist für Fleisch und Kartoffeln! Sie ist halt nur ungeeignet für Suppe! Unser Gegenüber ist aber insofern im Recht, als er mit leerem Bauch natürlich nicht vom Nährwert unserer Suppe überzeugt sein kann. Er kann nicht schmecken, was er nicht in den Mund bekommt. Und wir sind nicht in der Lage, ihm den Löffel des Heiligen Geistes mal eben mitzuliefern. Wir können ihm noch so eindrücklich schildern, was der Glaube uns bedeutet – was unser Gaumen schmeckt, wird für den Anderen keine Beweiskraft haben. Und statt sich zu streiten, könnte man einfach zugeben, dass nicht jedes gute Werkzeug jeden guten Zweck erfüllt, und nicht jede Erkenntnis- methode zu jedem Gegenstand passt. Weder der Suppe ist das zum Vorwurf zu machen noch der Gabel. Denn beide sind auf ihre Weise trefflich gut! Aber sie passen nun mal nicht zusammen. Der Gläubige muss darum die Gabel der Vernunft nicht für wertlos halten. Und der Zweifler muss der Suppe des Glaubens nicht den Nährwert absprechen. Es ist kein böser Wille, wenn sie nicht zusammenfinden! Und auch der eifrigste Christ müsste einsehen, dass wer keinen Löffel hat, nur das als Nahrung anerkennt, was er mit seiner Gabel spießen kann. Wenn wir den anderen aber dennoch voranbringen möchten – was können wir dann tun? Können wir denn gar nichts unternehmen, um ihm den Weg zu ebnen, auf dem eine Seele heimkehrt in die Gemeinschaft mit Gott? Doch! Man kann dem anderen vor Augen führen, dass auch sein atheistisches Weltbild eines Beweises entbehrt. Es ist nur eine von vielen Möglichkeiten, das Weltganze zu deuten. Und es ist keineswegs denknotwendig. Man kann ihm zeigen, dass die christliche Weltsicht nicht weniger plausibel ist. Sie lässt sich durchaus gegen eine Vielzahl kritische Anfragen verteidigen. Und man kann seinem Gegenüber die Innenperspektive des Glaubens so schildern, wie man sie selbst erlebt, damit er Gelegenheit hat, sich einmal probeweise „hineinzudenken“. Man kann ihm ganz persönlich als Bote Jesu Christi die Einladung Gottes überbringen, weil Gott natürlich auch diesem Zweifler die Versöhnung anbietet. Man kann ihm davon berichten, wie man selbst misstrauisch und unsicher war, bevor der Glaube sich festigte. Und man kann erklären, warum man heute diese Denk- und Lebensweise nicht mehr missen möchte. Man darf dem anderen versichern, dass sich auf dem Weg des Glaubens nach und nach eine Gewissheit einstellt, die der Gewissheit aus Vernunftgründen nicht nachsteht. Und so lässt sich durchaus etwas tun, um Verstehens-Hindernisse zu beseitigen, damit unser Gegenüber nicht bei irgendwelchen Nebenthemen hängenbleibt, sondern möglichst direkt und unverstellt dem Evangelium – und damit Jesus Christus – gegenübertritt! Da geht so allerhand, das man nicht versäumen soll! Wir können den anderen mit

Christus in Kontakt bringen, weil Christus in uns selbst lebendig ist! Und ohne aufdringlich zu sein, können wir doch versuchen, den Zweifler mit dem Heiligen Geist „anzustecken“, weil das die Flamme ist, die uns selbst belebt! Wenn wir den anderen aber dann an die Schwelle geführt haben, wo man Christus gegenübertritt – dann haben wir nicht das Recht, ihn über diese Schwelle hinüberzuschubsen, ihn zu bedrängen oder ihn geistlich zu nötigen. Denn damit würden wir die Grenzen der uns zugedachten Rolle überschreiten und durch unsere Überredungskunst dem Heiligen Geist ins Handwerk pfuschen. Oder hatten wir nicht gerade festgestellt, dass Gott es sich vorbehält, den Glauben zu wecken? Eben darum hat jeder Versuch der Manipulation oder der geistlichen Erpressung zu unterbleiben. Gotteserkenntnis geschieht nicht anders als durch Gott selbst. Und wer ihr mit Zwang oder Suggestion auf die Sprünge helfen will, erreicht nur das Gegenteil. Wir sollen zwar Botschafter an Christi Statt sein und können uns redlich darum bemühen, dass der Mitmenschen im trüben Spiegel unserer eigenen Person Gott begegnet. Wir können ihm die Spuren zeigen, die Gott bei uns selbst hinterlassen hat, die Fesseln, die er uns löste, und die Last, die er uns nahm. Wir stellen dem anderen sozusagen seinen Erlöser vor. Aber was Christus und dieser Mensch dann miteinander machen, liegt nicht in unsrer Hand. Denn ob es Gottes Ratschluss ist, diesen Mensch hier, jetzt und so zu erwählen, anders oder später, durch einen anderen Christen, durch mich – oder vielleicht auch gar nicht: das ist verborgen. Und dem Mitmenschen mit ungewaschenen Fingern in die Seele zu greifen, wäre unanständig und aufdringlich. Denn Christus hat uns nicht ausgesandt, Menschen mit faulen Tricks zu ihrem Glück zu zwingen, sie zum Glauben zu überreden oder zu verführen, sondern ihnen lediglich das Evangelium zu bezeugen. Und weil das kostbar genug ist, um seiner selbst willen angenommen zu werden, sollen wir's auch nicht anpreisen wie saures Bier. Gewiss sollen wir jederzeit gern, fröhlich und verständlich über unseren Glauben Auskunft geben! Aber wir sind nicht die „Drückerkolonie“ des Himmels. Und wir tun dem Evangelium auch keinen Gefallen, wenn wir's wem aufschwätzen wie ein Zeitschriftenabo, das er doch gleich wieder kündigt. Wegen seiner Skepsis auf den anderen „böse“ zu sein, wäre erst recht verkehrt, denn er kann sich den Glauben ja ebensowenig „nehmen“, wie wir ihn „geben“ können. Und ihn deshalb in der Weise schlechter Zeltmission anzudonnern, er solle sich gefälligst bekehren, ist auch theologisch falsch. Denn ich verlange dann von ihm, zu tun, was keiner kann, dem es Gott nicht schenkt. Ebenso könnte ich einen Leichnam auffordern, sich selbst aufzuerwecken und sich selbst lebendig zu machen! Es steht nicht in des Zweiflers Macht, weil Gott sich das vorbehält. Und der moralisierende Vorwurf, der andere könnte glauben, wenn er nur wollte, verfehlt sein Ziel. Denn soll er etwa mir zu liebe glauben, weil ich mich so bemüht habe? Oder soll er sich etwas einreden, nur damit ich zufrieden bin? Soll er sich zu etwas zwingen, was gegen seinen Verstand geht und hinterher gar noch meinen, das Opfer des Verstandes sei besonders verdienstlich? Wahrlich, nein! An einem abgepressten oder selbstgemachten Glauben hat Gott keinen Gefallen – da wir ihm ein ehrlicher Heide wohl noch lieber sein! Wenn uns der andere aber so am Herzen liegt, dass wir ihn in der Ewigkeit nicht missen möchten? Und wenn wir die genannten Möglichkeiten des freundlichen Nahebringens ausgeschöpft haben, ohne dass es fruchtete? Na, dann gilt es wiederum zu beherzigen, was wir gesagt haben: Gotteserkenntnis geschieht, wenn Gott das will. Und wenn dem Menschen der Löffel des Heiligen Geistes fehlt, kann er die Suppe nicht essen. Was macht es also für Sinn, den armen Menschen zu bearbeiten und zu bedrängen? Viel aussichtsreicher wird es sein, Gott zu bearbeiten und ihn im Gebet zu bedrängen, weil schließlich er es ist, der die Löffel verteilt! Es ist nun mal wahr, dass man mit Zuckerbrot und Peitsche, mit Psychotricks und philosophischen Argumenten keine Christen macht. Und wenn wir dennoch um eines Menschen willen unruhig und in Sorge sind, sollten wir weniger diesen Menschen ner-

ven als unseren himmlischen Vater, der ihn scheinbar bisher übergang. Denn wenn wir schon nicht stellvertretend für den anderen glauben können, so können wir doch für ihn beten – und können Gott bitten, bei der nächsten Verteilung des Heiligen Geistes diesen einen doch mal reichlich zu bedenken und damit seiner göttlichen Macht und Gnade gerade an diesem verstockten Klotz ein Denkmal zu setzen. Gebietet nicht schon die Demut einzusehen, dass wir in fremden Seelen nichts zu regieren haben? Dem anderen ins Herz zu greifen, übersteigt unsere Befugnisse! Für ihn zu bitten aber – das gehört zu unserem Auftrag. Solches Bitten kann uns keiner verdenken. Und finden wir die Ohren des Zweiflers verschlossen, so werden doch die Ohren Gottes immer offen sein. Denn Gott weiß es ja so gut wie wir: Der Zweifler kann sich selbst nicht ändern. Und uns gelingt es auch nicht. Der Skeptiker überwindet mich mit seinen Worten genauso wenig, wie ich ihn. Gott aber kennt uns beide und versteht sich drauf, jegliche Art von Blindheit zu heilen. Warum sollten wir also die Macht des Gebets gering schätzen? Christus hat schließlich auch für die Seine gebetet! Und wie Luther einmal sagt, hat er uns damit „...gekrönt, geweiht und gesalbt mit dem heiligen Geist, damit wir alle in Christus Priester seien und priesterlich Amt ausrichten, vor Gott treten und einer für den andern bitten können. Wir können nun allesamt sagen: Christus ist mein Priester worden, hat für mich gebeten und den Glauben und Geist erworben, so bin nun auch ich ein Priester und soll weiter für die Welt bitten, dass Gott ihr den Glauben gebe" (Pred. zu Mk 7,31-37). Wenn wir also mit Argumenten unser Möglichstes getan haben, dürfen wir uns auf die Fürbitte verlegen und Gott dann mehr zutrauen als dem eigenen hilflosen Gerede. Denn Gott hat Macht über die Herzen. Und wir sind berechtigt, bei ihm vorstellig zu werden und genauso für den Glauben anderer Menschen zu bitten, wie Christus für den unseren bat. Versäumen wir das nicht und nutzen wir diese Chance mit Zuversicht – denn solange diese Erde sich dreht, steht auch Gottes Tür noch offen. Und so lange müssen wir keinen verloren geben, wie stur und unbelehrbar er uns auch scheinen mag...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Pfarramt und Allgemeines Priestertum

Wenn ich sie einlade, über den seltsamen Beruf eines Pfarrers nachzudenken, so könnte vielleicht einer sagen: „Wozu? Da gibt es doch nicht viel nachzudenken. Wir wissen doch, was ein Pfarrer ist! Der hält sonntags Gottesdienst und unterrichtet am Dienstag die Konfirmanden, er besucht die Senioren zum Geburtstag und leitet Sitzungen des Kirchenvorstandes. Er beantragt Baumaßnahmen, tauft und beerdigt, schreibt Artikel für den Gemeindebrief, gibt Religionsunterricht, plant Bibelkurse und Gemeindeabende, stellt Patenscheine aus und wälzt überhaupt viel Papier auf seinem Schreibtisch herum.“ Rein äußerlich ist es nicht schwer, das Amt eines Pfarrers zu beschreiben. Doch wer nach dem Wesen des Pfarrerberufes fragt, muss vom Tagesgeschäft absehen und muss den historischen Wurzeln dieses Amtes nachgehen. Er landet dann zwangsläufig im Neuen Testament und erlebt dort eine Überraschung. Denn da wird im Brief an die Hebräer klargelegt, dass es in der Christenheit eigentlich nur einen „Pfarrer“, einen „Pastor“, „Hirten“ und „Priester“ gibt – und das ist Christus selbst.

Gewiss gab es vor ihm viele, viele Generationen von Priestern, die nach alttestamentlicher Ordnung im Tempel dienten, sangen, beteten und ein Opfertier nach dem anderen darbrachten, um Gottes Vergebung zu erwirken und sichtbar zu machen. Das geistliche Amt besteht ja in den meisten Religionen aus einer Art „Beziehungspflege“. Der Priester pflegt stellvertretend für das ganze Volk die Beziehung zu Gott, damit der Kontakt nicht abreißt oder dem Volk Gottes Segen verlorengelht. Auch die Priester im Tempel zu Jerusalem brachten Opfer dar, um das Volk Israel mit seinem Gott auszusöhnen und die durch die Sünden des Volkes entstandenen Störungen zu beheben. Nur dass eben dieser Arbeit kein Ende war und auch kein Ende werden konnte, weil keines dieser Opfer vollkommen war und genugsam. Jesus Christus dagegen – so lehrt es der Hebräerbrief –, hat ein unvergängliches Priestertum aufgerichtet, das alle selig macht, die durch ihn zu Gott kommen. Denn er hat dem unablässigen Opferdienst ein Ende gemacht durch **das eine** vollkommene Opfer, dass er auf Golgatha am Kreuz sein eigenes Leben opferte für unsere Sünden. Und das war das Ende des priesterlichen Berufsstandes.

Tatsächlich hat Christus die vielen, vielen Priester der Religionsgeschichte überflüssig gemacht, weil er die traditionelle Aufgabe des Priesters – zwischen Gott und den Menschen zu vermitteln – ein für allemal erledigte. Er, Jesus Christus, ist der eine, wahre Hohepriester, nach dem und neben dem es keinen anderen mehr geben kann. Denn wer Christus hat, der braucht keinen Menschen mehr als Vermittler, sondern hat bereits den besten Mittler und steht durch Gottes Sohn unmittelbar im Bund mit dem Vater. So ist es also nur konsequent, dass die evangelische Kirche **keinen** priesterlichen Dienst mehr kennt. Denn wir haben zwar noch einen Altar, der von seinem Ursprung her der Opferung dient. Aber wir bringen dort keine blutigen Opfer mehr dar, weil über unserem Altar das Kreuz hängt als Zeichen für das eine, nun ewig genügende Opfer Christi, durch das er allen weiteren priesterlichen Mittlerdienst überflüssig gemacht hat. Es gibt keine Versöhnung mehr zu erwirken, die er nicht längst erwirkt hätte. Es gibt keinen Preis mehr zu zahlen, den er nicht schon gezahlt hätte. Am Altar wird kein Blut mehr vergossen, seit Jesus für uns geblutet hat. Der Opferstein ist bei uns zum Abendmahlstisch geworden! Wenn die Christenheit aber demnach keine Priester mehr braucht – warum gibt es dann noch Pfarrer?

Tatsächlich: Wenn das Vorbild des Pfarrerberufes der alttestamentliche Tempelpriester **wäre**, so dürfte es in der Christenheit keine Pfarrer geben. Nach dem Opfer Jesu gibt es nichts mehr zu opfern. Doch liegen die Wurzeln des geistlichen Amtes anderswo: Sie liegen nämlich bei Christus selbst. In Christi Tun. Und in seinem Befehl. Denn was hat Christus sein Leben lang

an seinen Jüngern getan? Er war ihnen Prophet und Lehrer, er predigte in den Synagogen und auf den Gassen das Evangelium von der Barmherzigkeit Gottes. Er lud seine Jünger zum Abendmahl und verband sie damit zu einer engen Gemeinschaft. Er lehrte sie Gottes Wahrheit begreifen und war ihr Seelsorger. Christus war für seine Jünger der gute Hirte, der seinen Schafen den Weg zum Leben wies. Und weil er nicht wollte, dass das nach Ostern aufhört, sondern wollte, dass es mit Hilfe des Heiligen Geistes weitergehen sollte, darum ist das geistliche Amt in der Kirche nichts anderes als eine Fortsetzung von Christi **eigenem** Amt. Denn wer dürfte sich mit größerem Recht einen Prediger des Wortes Gottes nennen, wenn nicht Jesus, der selbst das Wort Gottes ist? Wer verdiente den Namen eines „Seelsorgers“, wenn nicht er, der die Seelen rettet? Wer ist ein Pastor – ein „Hirte“ –, wenn nicht er, der sein Leben gab für die Schafe? Zuallererst und eigentlich ist **Christus** der Mittler zwischen Gott und Mensch – der große Menschenfischer –, und niemand dürfte sich anmaßen, es ihm nachzutun, wenn er nicht selbst dazu aufgefordert hätte. Doch hat er das. Er hat den Schafen seiner Herde aufgetragen, selbst Hirten zu werden und seine Lämmer zu weiden. Und er hat sie mit seinem Heiligen Geist begabt, damit sie das auch **können**.

Der große Menschenfischer hat seinen Jüngern befohlen, selbst Menschenfischer zu werden. Er, der seinen Jüngern in aller erdenklichen Weise diente bis hin zur Fußwaschung, hat diesen Jünger geboten, einander dasselbe zu tun. Sie sollen einander – und aller Welt – diesen Dienst der Liebe erweisen, dass sie weitergeben, was sie von Christus empfangen haben. Und den Wortlaut seines Auftrages kennen wir alle: *„Jesus trat herzu und sprach zu ihnen: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker; Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“*

Der Gehorsam der Jünger gegen **dieses Wort** ist der Ursprung des geistlichen Amtes. Denn Christus fordert hier, dass die Jünger sein Werk fortsetzen sollen, dass sie hingehen, weitere Jünger gewinnen, taufen, lehren und weitergeben, was sie empfangen haben. Sie sollen sich und der ganzen Welt Hirten, Propheten und Lehrer sein, sollen weiterhin zur Umkehr rufen, zur Buße und zur Versöhnung mit Gott. Das befreiende, erleuchtende und erlösende Werk, das Christus an ihnen getan hat, sollen sie aneinander tun, so gut sie es vermögen, ja einer soll dem anderen zum Christus werden, soll den anderen annehmen, wie Christus ihn angenommen hat, und ihm Seelsorger sein, wie Christus ihm Seelsorger war.

Nur: An wen ging dieser Auftrag? Ging er, wie die katholische Kirche meint, nur an Petrus und seine Nachfolger? Ging er nur an die mit „höheren Weihen“ ausgestatteten Geistlichen? Ging er nicht an alle Christen? Es ist entscheidend, sich das klarzumachen. Denn tatsächlich ging Jesu Auftrag an **alle** Jünger – und das heißt: an alle Christen. Christus hat nicht Einzelne herausgehoben, die irgendwie frömmere oder heiligere gewesen wären als der Rest, um ihnen das geistliche Amt als Privileg beizulegen, sondern er ermächtigte und beauftragte **alle** Christen, sein Werk weiterzutreiben und fortzuführen. Und er hat davon keinen ausgenommen. Jeder soll dem anderen den Dienst tun, den Christus ihm tat. Und darum ist die Kirche keine Zweiklassengesellschaft von „Geistlichen“ und sogenannten „Laien“, sondern eine Gemeinschaft von Geschwistern, die alle gleichermaßen den Auftrag haben, einander Lehrer, Propheten, Hirten und Seelsorger zu sein. Jeder Christ hat Teil an diesem allgemeinen Priestertum, jeder ist in diesem Sinne „Pfarrer“, denn so sagt es der 1. Petrusbrief: *„Ihr ... seid das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, dass ihr verkündigen sollt die Wohltaten dessen, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht.“*

Jeder Christ hat also Teil am geistlichen Amt – ja, Christ-Sein **ist** ein geistliches Amt. So entspricht es dem Auftrag Christi. Warum wird dann aber das Pfarramt trotzdem einem Einzelnen übertragen? Das hat eigentlich nur praktische Gründe. Denn wenn jeder alles macht, macht's vielleicht keiner richtig, und die Dinge gehen leicht durcheinander. Es geht geordneter zu und professioneller, wenn sich einer darauf konzentriert und sich durch ein Studium darauf vorbereitet, die Sakramente zu verwalten und schriftgemäß zu predigen. Es kann ja auch nicht jeder alles gleich gut. Und so lag es immer nahe, den Auftrag Christi zu delegieren und Ämter in der Kirche einzurichten. Es ist zweckmäßig, wenn einer als Pfarrer die Dinge der Gemeinde regelt, während die anderen ihren Berufen nachgehen, denn dieses Prinzip der Arbeitsteilung praktizieren wir auch sonst. Nicht jeder macht seine Schuhe selbst, sondern der Schuster macht sie für alle. Nicht jeder muss Arzt werden, sondern einer studiert Medizin und versorgt den Rest. Warum also soll es in Kirchendingen anders sein? Einer wird zum Pfarrer ausgebildet und tut dann für die anderen, was zu tun ist. Das ist in Ordnung so. Nur möchte ich betonen, dass es da eine Einschränkung gibt. Denn die „professionelle“ Ausübung des Pfarramtes, wie wir sie kennen, ist nur so lange in Ordnung, wie darüber das allgemeine Priestertum aller Christen nicht in Vergessenheit gerät. Sollte sich aber die Mehrheit der Gemeindeglieder aus der Verantwortung für das Evangelium zurückziehen – nach dem Motto: *„Wofür man einen Pfarrer hat, darum muss man sich nicht mehr kümmern“* – so wäre der Schaden immens. Denn **das** hat Jesus bestimmt nicht gemeint, dass, wenn einer Pfarrer wird, der Missionsbefehl **die anderen** nichts mehr angeht. Nein! Nach wie vor ist **jeder** Christ aufgerufen, das Wort Gottes zu verkündigen – in seiner Familie, im Freundeskreis und am Arbeitsplatz. **Jeder** soll Fürbitte halten, soll Gott loben und danken. **Jeder** soll seinen Glaubensgeschwistern Seelsorger, Zuhörer und Ratgeber sein. **Jeder** Christ soll den anderen dienen so gut er kann, weshalb auch **jeder** mit den Augen und Ohren eines Pfarrers durch seinen Alltag gehen soll, damit er sich, wenn er auf geistliche Not und geistlichen Hunger stößt, auch zuständig fühlt. **Jeder** Christ ist da kompetent. Denn eine höhere geistliche Weihe, als die Taufe sie verleiht, gibt es in der Kirche nicht!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Erbauung

Früher war in der Kirche viel von „Erbauung“ die Rede. Und wenn man eine Veranstaltung oder eine Predigt loben wollte, sagte man, sie sei sehr „erbaulich“ gewesen. In Buchhandlungen gab es ganze Abteilungen für „erbauliche“ Literatur! Doch wird das Wort kaum noch benutzt. Und wenn, verbindet man damit nichts Gutes mehr. Denn „Erbaulichkeit“ klingt heute nach Frömmelei und Bibelstunde, nach Andacht und Besinnung, Tee und altem Gebäck. Als junger Mensch ergreift man die Flucht. Denn wo's „erbaulich“ wird, soll man wahrscheinlich „bekehrt“ werden. Es freut sich auch kein Theologe mehr, wenn seine Bücher zur „Erbauungsliteratur“ gerechnet werden. Doch tut man dem Begriff damit Unrecht. Denn dort, wo er herkommt, hat er einen guten Klang. Und mehr noch – dort im Neuen Testament ist „Erbauung“ der kritische Maßstab für das, was der Christenheit nützt oder nicht nützt. Denn vieles ist möglich, aber nur das Erbauliche ist wichtig. Vieles ist erlaubt, aber nur das Erbauliche bringt die Gemeinde voran. Was den Leib Christi „aufbaut“, gilt etwas im Neuen Testament. Was ihn nicht erbaut, kann man genauso gut lassen. Und wer das Bild vom „Bauen“ ganz praktisch nimmt, versteht auch sofort, warum es diese kritische Funktion hat. Denn „bauen“ im konkreten Sinne heißt ja, ein Gebäude zu errichten, indem man Steine herbeiholt und sie auf einem Fundament fachgerecht miteinander verbindet. Was der Maurer auf der Baustelle macht, ist „Erbauung“. Er ist „konstruktiv“ tätig im besten Sinne. Nur dass es im Neuen Testament natürlich um das geistliche Gebäude geht, das wir „Christenheit“ nennen, „Kirche“ oder „Gemeinschaft der Gläubigen“. Das Fundament, auf dem dieser geistliche Bau ruht, ist Jesus Christus selbst. Und jeder Mensch, der seiner Gemeinde hinzugefügt wird, ist ein neuer Stein. Das Bauen geschieht aber sowohl durch die öffentliche Verkündigung und Seelsorge der Kirche wie auch durch Christen, die in ihrem privaten Umfeld wirken und den Glauben an ihre Kinder weitergeben. „Erbaulich“ ist alles, womit wir das Sammlungswerk Jesu fortführen. Denn er hat zwar durch die Berufung seiner Jünger den Grundstock der Gemeinde gelegt. Er hat diese Jünger aber sofort beauftragt, auch ihrerseits „Menschenfischer“ zu werden (Mt 4,19). Sie sollen auf dem Fundament weiterbauen, das Jesus selbst ist, und sollen jeden Menschen einladen, sich auf dieses Fundament zu stellen – und damit sich selbst zur Kirche beizutragen. Denn wie der Epheserbrief sagt, sind Christen „Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau ineinander gefügt wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn“ (Eph 2,19-21). Jesus selbst spricht von dem Stein, den die Bauleute verworfen haben, und der dann trotzdem zum Eckstein wurde (Mt 21,42-44). Und von diesem Stein war auch schon im Alten Testament die Rede (Ps 118,22). Für die Ungläubigen ist er ein Stein des Anstoßes und des Ärgernisses (Jes 8,14). Doch wer an ihn glaubt, soll nicht zuschanden werden (Jes 28,16). Und so ruft der 1. Petrusbrief alle Menschen auf, sich selbst zu diesem Bauprojekt beizutragen: „Zu ihm kommt als zu dem lebendigen Stein, der von den Menschen verworfen ist, aber bei Gott auserwählt und kostbar. Und auch ihr als lebendige Steine erbaut euch zum geistlichen Hause und zur heiligen Priesterschaft, zu opfern geistliche Opfer, die Gott wohlgefällig sind durch Jesus Christus“ (1. Petr 2,4-5). Wie ein Christ selbst im Leib Christi seinen Platz gefunden hat, so gönnt er es auch allen anderen. Und so, wie es ihm vom Heiligen Geist gegeben ist, wirkt er auf seine Mitmenschen ein, um sie dem Leib Christi hinzuzufügen. Manche sind dazu als Apostel eingesetzt, als Propheten, Evangelisten, Hirten oder Lehrer. Andere tragen ohne besonderes „Amt“ dazu bei (Eph 4,11-13). Wenn aber eine Begabung oder eine gemeindliche Aktivität zur Erbauung nichts beiträgt – wozu ist sie dann gut? Kirchliches Leben ist Ausdruck

der Verbundenheit mit Christus und ist zugleich ein Mittel, diese Verbundenheit weiter zu festigen. Wo eine Bindung an Christus besteht, wollen wir sie stärken, und wo sie nicht besteht, wollen wir sie herstellen. Was aber gar nicht aus jener Verbundenheit kommt und auch nicht zu ihr führt – wozu wäre das gut? Aktivitäten, die mit Christus nichts zu tun haben, werden auch zur Erfüllung seines Auftrags nicht beitragen. Viel eher besteht die Gefahr, dass sie davon ablenken! Und so nimmt Paulus die Erbauung der Gemeinde als kritischen Maßstab für alles, was in der Kirche geschieht, und stellt z.B. die Zungenrede sehr in Frage, wenn sie unverständlich bleibt und keine Auslegung erfährt. „Wer in Zungen redet, der erbaut sich selbst“, sagt der Apostel, „wer aber prophetisch redet, der erbaut die Gemeinde“ (1. Kor 14,4). Mit unverständlicher Rede macht sich der Betreffende selbst eine Freude, weil der Singsang in einem Zustand der Verzückung geschieht. Stolz kann er zeigen, wie sehr ihn der Hl. Geist ergriffen hat! Sein Bestreben sollte aber sein, mit der Gabe nicht bloß zu glänzen, sondern anderen damit zu dienen. Wichtiger, als sich darzustellen, ist es, andere aufzuerbauen. Denn die Schwestern und Brüder sollen ja nicht über den staunen, der ekstatisch redet, sondern sollen an Christus teilhaben. Nicht zu jenem Enthusiasten sollen sie in Beziehung treten, sondern zu Christus. Nur das „erbaut“! Und so wird am Beispiel der Zungenrede kritisch vermerkt, dass nicht alles, was in einer Gemeinde geschieht, auch schon automatisch zur Ehre Gottes geschieht und „erbaulich“ ist. Sondern das muss überprüft und darf hinterfragt werden. Ein Organist kann da noch so virtuos spielen und ein Pfarrer noch so mitreißend predigen, die begeisterten Besucher mögen fleißig spenden und der Chor herrlich singen. Es mag gesellig zugehen, geistreich und lustig, so dass alle mehr als zufrieden sind. Und doch ist das noch keine Erbauung des Leibes Christi. Denn auch in einer vollen Kirche kann Christus am Rande stehen – und kann gerade in einem schönen „Programm“ zur Nebensache werden, weil die versammelten Menschen vielleicht gar nicht ihn feiern, sondern sich selbst. Kirche ist nicht schon darum „Kirche“, weil's draußen an der Tür steht! Es ist nicht egal, welcher „Kit“ die Gemeinde zusammenhält. Und nicht alles, was „gut ankommt“, ist darum auch schon erbaulich. Denn gerade in Zeiten, da sich der Glaube schwer vermittelt, ist die Versuchung groß, kirchlichen „Erfolg“ in etwas anderem zu suchen – wie in persönlicher Sympathie und bürgerlicher Milieupflege, in Kunst, Kultur und Musik. Da baut man dann auf eine bunte Öffentlichkeitsarbeit, auf pastorales Entertainment und staatliche Förderung. Und bald ist Christus nur noch eine Verzierung an dem Gebäude, dessen Fundament er sein müsste! Doch einen anderen Grund als diesen, kann in Wahrheit niemand legen (1. Kor 3,11). Und wer es trotzdem versucht, hat damit den Eckstein verworfen, auf den er eigentlich bauen sollte. Kirche ist dann nicht mehr Gottes, sondern der Menschen Projekt. Und im selben Moment, wo sie eigene Ziele verfolgt, hat sie ihre Zukunft verspielt. Denn wenn jemand den Tempel Gottes verdirbt, wird Gott ihn verderben (1. Kor 3,17). Was ist also Erbauung, die ihren Namen verdient? Der Theologe Hermann Cremer brachte es auf den Punkt, als er sagte, es handle sich „bei der Erbauung um die Begründung, Befestigung und Förderung im Besitz und Genuss des von Christo erworbenen, in ihm vorhandenen Heils...“ Und er folgerte, dass die Lebensäußerungen der christlichen Gemeinde auf die Erweckung und Stärkung eines dem entsprechenden „inneren Lebens“ zielen. Erbauung ist Förderung auf dem Heilsweg, den Christus gewiesen hat. Und so ist die erbauende Tätigkeit darauf gerichtet, „dass ein Mensch in und durch Christus werde, was er sein soll“ – dass nämlich Christus in ihm Gestalt gewinnt (Gal 4,19). Das geschieht, wenn Christus in dem Menschen ist, bzw. Christus in ihm (Kol 1,27). Es erfordert „unsre Eingründung in Christus“ und „Christi Eingründung in uns“. Und so gibt Cremer eine umfassende Definition von „Erbauung“, indem er sagt: „Erbauung ist die Befestigung und Förderung im Heilsbesitze, damit aus dem Menschen das werde, was er sein soll, – damit er erstarke nach dem inwendigen

Menschen durch den heiligen Geist bis zur vollkommenen Erneuerung nach dem Bilde des, der ihn geschaffen hat – bis dass unsre alte Gestalt und Art verschwunden und Christus in uns seine Gestalt gewonnen hat." Damit ist die kirchliche Aufgabe präzise beschrieben, die, indem sie dem Individuum dient, immer auch der Gemeinschaft zugutekommt, in der das Individuum seinen Ort findet. Die Rückführung des Menschen in die Gemeinschaft mit Gott ist dem Betreffenden gegenüber ein Akt der Nächstenliebe. Und zugleich erfüllt sie den Auftrag Jesu, der ja um dieser Rückführung willen in die Welt gekommen ist. Aber steht dieses geistliche Projekt auch noch im Zentrum der kirchlichen Geschäftigkeit in unseren Tagen? Oder ist Erbauung vielleicht längst aus dem Blick geraten, weil man sich vorgenommen hat, mit den Mitteln der Welt in der Welt „erfolgreich“ zu sein? Ich will gar nicht in Zweifel ziehen, dass all die haupt- und ehrenamtlichen Kirchenleute mit Fleiß „bei der Sache“ sind. Aber – bei welcher Sache? Sind wir uns darüber noch einig? An eifrigem Engagement fehlt es keineswegs. Und auch Ressourcen sind da. Es werden tolle Gemeindefahrten und schöne Feste organisiert. Ein Kirchenkonzert jagt das nächste – und zwischen Kunstaussstellung, Sozialberatung, Kindergarten und Bücherei bringen wir auch noch Computer- und Yogakurse auf die Beine. Kirche präsentiert sich heute gesellig und kulturbeflissen, unterhaltsam, jugendlich, offen und modern. Sie möchte Sinn stiften, ohne verbindlich zu werden, und will kundenfreundliche „Dienstleistungen“ anbieten. Nur – wird dabei noch irgendwer „erbaut“ im Sinne des Neuen Testaments? Wird die Frage überhaupt gestellt, und dieses Ziel verfolgt? Oder betreibt der kirchliche Apparat seine Selbsterhaltung, indem er zahlenden „Kunden“ gute Gefühle verschafft? Zur Erinnerung: die Zielvorgabe war „dass ein Mensch in und durch Christus werde, was er sein soll“. Doch Menschen, die man mit kulturellen Angeboten in eine Kirche lockt, hat man dadurch noch nicht „im Besitz und Genuss des von Christus erworbenen Heils“ gefördert. Und durch Geselligkeit allein wird auch niemand „in Christus eingegründet“. Viele Pfarrer wissen das auch – und beteuern, all die „Events“ dienen nur der vorbereitenden „Kontaktaufnahme“. Die Hauptsache (das mit dem Glauben) folge irgendwann später. Aber folgt sie wirklich? Gewiss muss ein Acker erst gepflügt werden, bevor man darauf säen kann. Vorbereitung ist nötig. Aber was nützt die schönste Vorbereitung, wenn dann die Hauptsache nicht mehr folgt? Pflügt man den Acker zehnmal um, sät keinen Samen drauf – und hofft, das fleißige Pflügen werde die Aussaat ersetzen? Ein Maurer kann mit den Steinen viel herumspielen. Doch wenn er sie nicht zum Fundament hinträgt, sondern sie dort belässt, wo sie liegen, wird kein Gebäude entstehen. Darum hat sich Kirche nicht mit irgendetwas zu beschäftigen, was gerade „gut ankommt“, sondern mit dem, was Christus ihr aufgetragen hat. Spielen, singen, tanzen, politisieren und moralisieren können die Menschen im Zweifelsfall selbst! Aber wie sie mit Gott ins Reine kommen – das wissen viele nicht. Bringen wir sie also in jene verbindliche Beziehung zu Christus, die Christus wünscht, und die ihnen hilft? Versuchen wir das überhaupt noch? Erbauen wir sie? Das soll nicht klingen, als ob es einfach wäre. Denn wenn man Menschen heute auf ihren Glauben anspricht, reagieren viele, als wäre man ihnen zu nahe getreten und hätte sie nach etwas allzu Privatem gefragt, das keinen angeht. Manche würden eher über ihr Sexualleben reden als über Glaubensfragen! Sie verweigern das Gespräch, bevor es begonnen hat. Und um sie nicht zu bedrängen, belässt man es dann bei unverbindlichem Geplauder. Aber nützt das irgendwem? Es scheint, als gäbe es eine stillschweigende Übereinkunft, dass man über die wirklich wichtigen Fragen nicht sprechen darf – sonst träte vielleicht zu Tage, dass sie nicht geklärt sind! Und doch ist die Klärung jener zentralen Lebensfrage, ob sich ein Mensch von Gott gefordert und von Gottes freier Gnade getragen weiß, die eigentliche Aufgabe der Kirche. Kirche ist dazu berufen, möglichst jeden Menschen auf verbindliche Weise in den Leib Christi zu integrieren. Und wenn sie so schüchtern ist, dass sie's nicht mal versucht, hat sie

versagt. Denn wenn der Bauer nicht säht, kann er sein Feld noch so lange pflügen – er hat seinen Job nicht gemacht. Und wenn ein Pfarrer nicht „erbauen“ und sein Gegenüber nicht zu Christus führen will – hat er seinen Beruf verfehlt. Denn anders als ein Konzern, kann sich die Kirche ihr Geschäftsfeld nicht aussuchen. Sie kann den ihr von Christus vorgegebenen Auftrag nur erfüllen – oder sich verweigern. Will sie ihm aber nachkommen, muss sie Menschen ans Herz greifen und darf sich das Unangenehme und Verstörende dabei nicht ersparen. Denn wenn man über Schuld nicht reden mag, wie soll dann Vergebung möglich werden? Und wenn man den Zweifel nicht anspricht, wie kann man ihn überwinden? Ohne sich krank zu fühlen, wird niemand Schritte zur Heilung unternehmen! Darum betont Kierkegaard, dass es ohne das „Entsetzende“ auch keine Erbauung gibt. Ohne Zerknirschung gibt es keine Reue, und ohne Reue keine Versöhnung. Wer keine Not sieht, fragt nicht nach Rettung. Und niemand sucht, was er nicht entbehrt. Wer sich scheut, den Rasen zu verletzen, wird keinen tiefen Brunnen bohren. Und wer es beim Small-Talk belässt, soll sich nicht „Seelsorger“ nennen. Denn was er sich und seinem Gegenüber „erspart“, ist genau das, was den anderen voranbringen könnte. Eine noch verheerendere Wirkung haben allerdings jene, die Erbauung nicht für schwer, sondern eigentlich für überflüssig halten. Sie erklären, man könne nicht bloß auf Christus, sondern auch auf andere „Ecksteine“ etwas Gottgefälliges bauen – und mit der „Eingründung in Christus“ sei es auch deshalb nicht dringend, weil Gottes Liebe sowieso alle Menschen umfasse, ganz gleich, was sie glauben. Mit dieser „billigen Gnade“ nehmen sie der Sache jeden Ernst. Und wo man auf sie hereinfällt, erscheinen Gebet, Bibellese, Taufe und Abendmahl genauso entbehrlich wie der Gottesdienst und jede persönliche Auseinandersetzung. Denn darauf läuft ihr „Evangelium“ hinaus, dass der Ungläubige ruhig bleiben kann, wie er ist – und dem grenzenlos gütigen Gott trotzdem recht sein wird. Sie wollen dem Neuen Testament entnehmen, dass Gott jeden liebt und lässt, wie er ist, nichts von ihm fordert und milde lächelnd alles toleriert. Doch zu so einem Gott braucht niemand eine Beziehung. Er ist es auch wert, ignoriert zu werden. Und darum steht kein Heidentum und keine Religionskritik der Erbauung des Leibes Christi so sehr im Wege wie dieses erlogene „Evangelium“, dass es Gott gegenüber keiner Entscheidung bedürfe. Wenn's nicht mehr so wichtig ist, ob ein Menschen dies oder jenes oder gar nichts glaubt, dementiert Kirche ihre eigene Relevanz. Wenn alle Religionen gleich „gültig“ sind, ist Religion „gleichgültig“. Und führen alle Wege in den Himmel, kann man ruhig den leichtesten gehen. Tragen andere Fundamente genauso gut, muss man die Steine nicht erst zu Christus schleppen. Man kann sich Erbauung dann sparen und muss sich um keine Seele sorgen. Den Schaden haben aber die Menschen, die nicht wissen, was auf dem Spiel steht. Sie vertrauen auf die billige Gnade, die jedem automatisch gilt, und driften der Hölle entgegen, weil jene Prediger einer unbiblischen Botschaft sie in Sicherheit wiegen. Dabei – wo stünde im Neuen Testament geschrieben, dass jeder Mensch Gott recht sei, und jeder so bleiben könne, wie er gerade ist? Hat Christus denn gepredigt, Umkehr sei nur nötig, wenn man Lust drauf hat? Und wenn Gott vor lauter Liebe alles zu tolerieren gedächte – hätte Christus dann nicht im Himmel bleiben können? Wenn Erlösung ein Automatismus wäre – hätte Christus seine Apostel dann von Ort zu Ort gejagt und ihnen die Mission befohlen? Wenn auch andere Wege zum Heil funktionierten – hätte er sich dann nicht die Kreuzigung ersparen können? Eine Spaßkirche, die nicht mehr ernsthaft „erbauen“ will, kommt vielleicht „locker“ rüber. Doch in Wahrheit zerlegt sie sich selbst. Sie ist wie ein Schuhmacher, der den Leuten erzählt, man könne genauso gut barfuß gehen. Sie nimmt weder sich selbst noch ihren Auftrag ernst. Gott aber tut das! Und darum müssen wir dringend zu unserer eigentlichen Aufgabe zurückfinden und sie wieder ins Zentrum rücken – damit uns Christus, wenn er wiederkommt, nicht abge-

lenkt und schläfrig findet, sondern beschäftigt mit der erbauenden Arbeit, die er uns aufgetragen hat.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Papsttum und kirchliches Amt

Vielleicht überrascht es manchen, wenn an dieser Stelle der Papst zum Thema wird. Aber auch evangelische Christen kommen nicht darum herum, sich mit dieser wohl prominentesten Figur der Christenheit auseinanderzusetzen. Für die Medien ist der Papst das Aushängeschild der Christenheit. Für Kirchenkritiker ist er ein Symbol all dessen, was sie ablehnen. Und für Katholiken ein Bollwerk gegen den Verfall des Glaubens. Was aber ist er für uns, die wir durch unser Christ-Sein mit dem Papst verbunden und durch unser Evangelisch-Sein von ihm getrennt sind? Viele von uns finden den aktuellen Papst ausgesprochen sympathisch, weil er bescheidener auftritt als seine Vorgänger. Das belebt den Wunsch nach ökumenischer Gemeinschaft. Aber sobald man fragt, ob das dann Gemeinschaft mit dem Papst oder Gemeinschaft unter dem Papst sein soll, wird es schwierig. Denn wenn Franziskus auch noch so „nett“ erscheint, repräsentiert er als Papst doch ein Amt, das mit dem Anspruch verknüpft ist, allen anderen Christen als oberste Autorität vorzustehen. Und diesbezüglich ist auch der freundlichste Papst keine Lösung, sondern ein Teil des Problems. Wie alle Päpste beansprucht er die Leitung der Kirche Christi und kann sich darum Ökumene nur so vorstellen, dass die abtrünnigen Evangelischen sich seiner Autorität beugen und in den Schoß der katholischen Kirche heimkehren. Das ist nun keineswegs Bosheit, sondern, wenn man sich für den Stellvertreter Christi auf Erden hält, ist es nur folgerichtig. Im katholischen Weltbild ist keine Gemeinschaft mit dem Papst denkbar, die nicht zuerst Gemeinschaft unter der Autorität des Papstes wäre. Und den Evangelischen stellt sich damit die Frage, ob es denn wirklich so schlimm wäre, einen Vorrang des Papstes anzuerkennen. Könnte man's nicht um des lieben Friedens willen hinnehmen, wenn doch auch Matthäus 16,13-20 dafür zu sprechen scheint? „Habt ihr's denn nicht gelesen?“, sagen die Katholiken, „Sind Jesu Worte nicht eindeutig?“ Jesus fragt dort seine Jünger, für wen sie ihn halten. Und allein Petrus gibt darauf die richtige Antwort: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!“ Jesus bestätigt, dass dies das rechte, durch Gottes Geist eingegebene Bekenntnis ist, und sagt dann: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben: alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöst sein.“ Zweifellos erfährt Petrus durch diese Worte eine persönliche Auszeichnung. Schwierig wird es aber dadurch, dass die katholische Lehre diese Auszeichnung nicht nur auf Petrus selbst bezieht, sondern auch auf alle seine Nachfolger. Denn damit wird den Worten Jesu mehr entnommen, als er tatsächlich gesagt hat. Man liest nicht nur heraus, Jesus habe Petrus zum Haupt der Kirche und zu seinem Stellvertreter auf Erden berufen, sondern er habe damit ein dauerhaftes Amt gestiftet, das für alle Zeiten von einem Nachfolger Petri auf den anderen übergeht. Nun soll Petrus in Rom gestorben sein, als Leiter der dortigen Gemeinde. Und so folgern Katholiken, er habe seine von Christus verliehene Vollmacht an den nächsten Bischof von Rom weitergegeben, und dieser wieder an den nächsten, und wieder an den nächsten. Davon hat Jesus kein Wort gesagt. Und ob Petrus im Rom überhaupt „Bischof“ war, ist zweifelhaft! Aber dass die Idee der „apostolischen Sukzession“ den Bischöfen von Rom schon immer gefallen hat, kann man verstehen. Und so haben sie im Laufe der Jahrhunderte immer nachdrücklicher darauf bestanden, das Leitungsamt der gesamten Christenheit innezuhaben. Denn aus ihrer Sicht klingt es ja logisch: Wer auf dem Stuhle Petri sitzt, ist nach katholischer Lehre der Stellvertreter Christi auf Erden. Und wer als Christ angesehen werden will, darf dem Stellvertreter Christi natürlich nicht widersprechen, sonst trennt er sich zugleich von Christus und

geht der Erlösung verlustig. Die Bischöfe von Rom, die sich heute „Päpste“ nennen, beanspruchen über allen anderen Bischöfen zu stehen. Und sie fühlen sich autorisiert, nicht nur die ganze Christenheit zu regieren, sondern auch alle Fragen der Lehre und des Glaubens verbindlich zu entscheiden. Nur wer sich ihnen unterstellt, gehört zur „wahren“ Kirche. Nur die Priester, die von ihnen eingesetzt werden, sind wahrhaft Priester. Und natürlich können nur solche Priester gültige Sakramente spenden. Wer sich hingegen vom Papst trennt, wie z.B. Martin Luther, der stellt sich damit außerhalb der Kirche – und hat keinen Anteil mehr an dem Heil, das mit Jesus Christus in die Welt gekommen ist. In der Konsequenz heißt das: Aus katholischer Sicht ist die evangelische Kirche nicht wirklich Kirche, sondern eigentlich eine Sekte. Die evangelischen Pfarrer sind nicht wirklich Pfarrer. Und das Abendmahl, das sie feiern, ist auch nicht wirklich Abendmahl. Vielmehr könnten wir Evangelischen nur dann Anteil gewinnen am Heil und am wahren Sakrament, wenn wir heimkehrten in den Schoß der katholischen Kirche. Denn die lehrt ausdrücklich, dass der Glaube an das Evangelium allein nicht ausreicht um selig zu werden, sondern es sei dem Menschen zum Heil notwendig, sich außerdem auch noch dem Papst zu unterwerfen. Denn nach dieser Lehre findet kein Mensch Zugang zur Gnade Jesu Christi, wenn ihm dieser Zugang nicht durch die päpstliche Kirche vermittelt und eröffnet wird. Ja, im Grunde meint die katholische Kirche, durch das dem Petrus anvertraute „Amt der Schlüssel“ seien die Ströme der Gnade in ihrer Hand monopolisiert...

Was aber sollen wir dazu sagen? Sollen wir uns über soviel Anmaßung aufregen? Sollen wir uns damit trösten, dass auch die meisten Katholiken das so nicht mehr glauben? Oder müssen wir nachweisen, dass Jesus die Vollmacht Sünden zu vergeben und zu behalten nicht Petrus allein zugesprochen hat, sondern ebenso allen anderen Jüngern? Jeder kann das bei Matthäus im 18. Kapitel nachlesen und bei Johannes im 20.! Nur ändert sich davon die katholische Lehre nicht. Angeblich reicht es nicht, wenn ein armer Sünder sich im Glauben zu Christus flüchtet, nein! Der alte Mann in Rom soll für die Seligkeit entscheidend sein! Das hat schon viele verzweifeln lassen, die am Evangelium hätten Trost finden können! Und darum sei es hier noch einmal fürs Protokoll festgehalten, dass nicht der Papst darüber zu befinden hat, wie es zwischen einem Christen und seinem Gott steht. Die Vorrangstellung des Papstes ist ein ideologisches Konstrukt, das sich schon aus historischen Gründen nicht halten lässt. Und doch will ich das Thema damit nicht einfach abhaken. Denn wenn wir das katholische Denkmodell ablehnen, fragt sich ja, was wir in der evangelischen Kirche an seine Stelle setzen. Was macht denn unsere Kirche zur „wahren Kirche“, wenn es nicht das Petrusamt ist? Was legitimiert uns als die „echte“, von den Aposteln Jesu gegründete Kirche aufzutreten? Sind wir „wahre“ und „apostolische“ Kirche, wenn wir eine ununterbrochene Reihe von Bischöfen nachweisen, durch die wir direkt auf die Apostel zurückgehen? Oder ist diejenige Kirche „apostolisch“ zu nennen, die im Sinne der Apostel aus ihrem biblischen Zeugnis lebt? Die erste Auffassung ist die katholische. Darum präsentiert man dort die lange Liste der Päpste, die einander von Generation zu Generation die Hände aufgelegt und dabei die apostolischen Vollmachten „weitervererbt“ haben sollen. Doch was hilft die längste Ahnenreihe, wenn unter diesen Päpsten nachweislich ganz verkommene Subjekte waren, Mörder und Betrüger? Was nützen vererbte Titel und Ämter, wenn man die Lehre der Apostel vergisst? Welche Autorität soll einer haben, der auf dem Stuhle Petri sitzt, wenn er vom Geist und vom Glauben des Petrus nicht erfüllt ist? Umgekehrt aber: Was kann es schaden, wenn wir als evangelische Christen formal außerhalb der Traditionskette stehen, solange in unseren Reihen der Geist Christi weht? Vor 500 Jahren brach diese Frage auf und wurden wichtig, weil der Papst Martin Luther aus der Gemeinschaft der Kirche hinauswarf. Denn nachdem die beiden durch Luthers Exkommunikation geschieden waren, fragte sich, auf wessen Seite wohl künftig die wahre und apostolische

Kirche zu finden sei. War sie auf der Seite des Papstes, der beanspruchte, ein Nachfolger des Apostels zu sein? Oder war sie bei Luther, weil er sich gegen den Papst auf die apostolische Lehre berief? Am Ende läuft es auf die Frage hinaus, ob Kirche-Sein eine Frage der Form oder des Inhalts ist. Und darauf können wir die Heilige Schrift selbst antworten lassen. Denn wenn wir die Szene in Matth. 16,13-20 unbefangen auf uns wirken lassen, werden wir kaum im Zweifel sein: Der Apostel Petrus wurde damals nicht der „Fels der Kirche“ genannt, weil er von Natur stark und verlässlich gewesen wäre. Sondern er wird von Jesus ausgezeichnet aufgrund des Bekenntnisses, dass er abgelegt hat: „Was meint ihr, wer ich bin?“ fragt Jesus. Und Petrus antwortet: „Du bist Christus des lebendigen Gottes Sohn!“ Weil das aber eine von Gott gegebene Einsicht ist, darum kann man darauf die Kirche bauen! Weil und insofern Petrus hier Evangelium spricht, weil und insofern er von Gottes Geist getrieben antwortet, weil und insofern er sich zu Christus bekennt, wird Petrus ausgezeichnet. Ein Petrus aber, der dieses Evangelium aus den Augen verlöre, der wäre kein Fels mehr, der wäre auch kein Apostel mehr und schon gar kein Stellvertreter Christi auf Erden. Mit anderen Worten: Jesus reagiert in dieser Situation auf das Bekenntnis des Petrus und zeichnet ihn deswegen aus. Petrus taugt zum kirchlichen Leitungsamt, so lang er von Gottes Geist getrieben das Evangelium bezeugt. Und genau so lang, hat er auch die Macht Sünden zu vergeben und zu behalten. Wenn aber der Inhalt des Evangeliums verdreht und verfälscht wird, kann formale Kirchlichkeit nichts mehr helfen. Es nützt nichts, den Hut eines Apostels zu tragen, wenn man nicht den Kopf eines Apostels hat. Es nützt nichts, auf den Stuhl des Petrus zu sitzen, wenn man nicht den Glauben des Petrus teilt. Und wenn die vatikanische Großorganisation vor langer Zeit aus der wahren Kirche des Anfangs hervorgegangen ist, beweist das noch nicht, dass sie heute noch „eins“ wäre mit der wahren Kirche des Anfangs. Denn solche Einheit ist nur gegeben, wo man sie am Geist und am Buchstaben des Neuen Testaments bewähren kann. Wo das nicht gelingt, da ist weder Kirche noch kirchliche Autorität. Wo es aber geschieht, und aus Gottes Wort der Glaube wächst, da ist auch apostolische, wahre Kirche. Denn nicht die Kirche bringt Evangelium hervor, sondern das Evangelium bringt Kirche hervor, wo und wann es Gottes Geist gefällt. Eine andere Legitimation brauchen wir demnach nicht, als dass wir schriftgemäß predigen und die Sakramente so feiern, wie Jesus sie eingesetzt hat. Wenn das aber so ist, warum sollten wir dann ein Bedürfnis haben, in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren? Wenn wir Christus haben, was fehlt uns dann? Brauchen wir dann auch noch einen Stellvertreter in Rom? Brauchen wir Gemeinschaft mit einer Institution, die uns nicht einmal auf Augenhöhe begegnen mag? Man verstehe mich nicht falsch. Ich halte den Papst immernoch für einen freundlichen älteren Herrn mit subjektiv guten Absichten. Dass es aber notwendig wäre zum Frieden, oder gar notwendig wäre zum Heil, dass wir uns ihm unterordnen – das ist nicht einzusehen.

Warum reden wir dann aber noch vom „kirchlichen Amt“? Warum verabschieden wir uns nicht von dem Begriff, der sich mit so vielen Machtansprüchen der kirchlichen Hierarchie unglücklich verbunden hat? Reicht es nicht zu wissen, dass Jesus das Amt der Schlüssel allen Jüngern – und damit allen Christen zugleich – anvertraut hat? Wollen wir Kirche nicht lieber demokratisch denken, so dass alle „Amtsgewalt“ vom Kirchenvolk ausgeht? Die evangelische Kirche scheint an diesem Ideal nah dran zu sein, weil es Kirchenvorstände und Synoden sind, die bei uns Ämter vergeben. Und doch kann Kirche nicht restlos als Demokratie verstanden werden, weil ihr mit dem biblischen Zeugnis Maßstäbe vorgegeben sind, die sich nicht per Mehrheitsbeschluss ändern lassen. Anders gesagt: Das Wesentliche, das in der Kirche geschieht, wenn wir Taufen und Segnen, Abendmahl feiern und Sünden vergeben, kann nicht aus einer Vollmacht geschehen, die das Kirchenvolk dem Pfarrer erteilt hätte, sondern nur Kraft eines von

Christus selbst gestifteten Amtes. Denn der Pfarrer wird zwar vom Kirchenvorstand in sein Amt gewählt, er verantwortet es aber nicht primär vor dem Kirchenvorstand oder der Landeskirche, sondern vor Gott. Hinter dem Segnen und Vergeben, dem Binden und Lösen steht als Auftraggeber nicht der Kirchenvorstand, sondern Gott selbst. Und auch wenn der Pfarrer von denen bezahlt wird, die der Landeskirche Kirchensteuer zahlen, hat er doch nicht das Wort und den Willen der Landeskirche zu predigen, sondern das Wort Gottes. Denn woher sollte in geistlichen Dingen – wo es um Heil und Unheil geht, um Himmel und Hölle, Segen und Fluch – woher sollte da Recht und Macht kommen? Die Quelle der nötigen Vollmacht können nicht die sündigen Menschen sein, denen sie zugute kommt (und wenn es noch so viele wären!), die Quelle kann nur Jesus Christus sein. Und das in ihrem Amtsverständnis festzuhalten – darin hat die katholische Kirche völlig Recht. Denn sonst wäre es letztlich die Gemeinde selbst, die sich Vergebung spendete, sich selbst den Segen spendete und sich selbst das erlösende Wort zuspräche. Da würden die Bedürftigen ihren Hunger selbst stillen und sich am eigenen Schopfe aus dem Sumpf ziehen! Weil das aber unmöglich ist, hat das kirchliche Amt seinen Ursprung nicht in der Gemeinde, sondern bei Christus selbst, der seinen Jüngern befahl, sein Werk fortzuführen, zu predigen, zu taufen, zu lehren, zu segnen und zu mahnen. In diesem Sinne sollen alle Christen Stellvertreter Christi auf Erden sein! Alle Christen haben Teil am allgemeinen Priestertum! Wenn die Mehrheit der Gläubigen diese Aufgabe aber an Pfarrerinnen und Pfarrer delegiert, damit das Nötige professionell und geordnet geschieht, kommt das Mandat der Pfarrer dennoch nicht aus der Gemeinde, sondern vom Herrn der Gemeinde. Denn wäre es anders, so müssten wir die Kinder ja auf den Namen des Kirchenvorstands taufen, oder ich müsste die Gemeinde am Ende des Gottesdienstes im Namen der Landeskirche segnen! Da hätte sie wohl wenig davon! Sondern im Namen Gottes müssen diese Dinge geschehen, der allein sie autorisieren kann. Und eben deshalb ist Kirche in ihrem Kern ebensowenig „Demokratie“, wie der Jüngerkreis um Jesus eine „Demokratie“ war. Denn als Jesus seinen Jüngern erklärte, was gut und was böse ist, hat er sie darüber nicht abstimmen lassen. Und als er nach Jerusalem ging, um für die Seinen zu sterben, hat er nicht die Mehrheit entscheiden lassen, ob's ihnen auch recht ist. Nein! Solange die Kirche einen Herrn hat, den sie nicht wählt, sondern der sich seine Kirche erwählt, ist sie keine Demokratie. Darum kann zwar ein Staat seine Verfassung ändern, und ein Verein seine Statuten, die Kirche aber kann weder ihre biblische Grundlage noch ihren apostolischen Auftrag ändern, sondern ist überhaupt nur in dem Maße „wahre Kirche“, wie sie diesem Auftrag treu bleibt. Es ist der Kirche nicht selbst überlassen, wozu sie da sein will. Und sie verantwortet sich zuletzt auch nicht vor den sündigen Menschen, aus denen Kirche besteht, sondern vor dem Herrn, der diese Menschen zum Heil berufen hat. Unser Herr ist nicht von dieser Welt, und sein Wille orientiert sich auch nicht an Trends oder Umfragewerten. Wenn's aber das ist, woran uns das Papstamt erinnert, nun – dann haben wir uns nicht vergeblich damit beschäftigt. Wir werden deshalb bestimmt nicht katholisch. Aber dafür können wir unseren katholischen Geschwistern tatsächlich dankbar sein, dass sie uns mit ihrem an der apostolischen Tradition orientierten Amtsverständnis daran erinnern und uns bewusst halten, dass kirchliches Handeln zwar ein Strom ist, der in die Welt hinein mündet, um sie zu bewässern, dass dieser Strom des kirchlichen Handelns aber nicht aus der Welt entspringt, sondern aus dem Mandat und dem Auftrag Christi. Nur wenn seine Mission unsere Mission ist, sein Werk unser Werk, und sein Wille der unsere, nur dann sind wir auch Kirche! Dass er uns aber eben dazu beruft, und uns damit alle an seiner Sendung teilhaben lässt, das sollten wir ihm danken und sollten unser Bestes tun, dem gerecht zu werden. Denn wenn wir mit allen christlichen Konfessionen darum wetteifern, möglichst gute Repräsentanten und Stellvertreter Christi auf Erden zu sein, dann verbindet uns

dieser gemeinsame Wille zur Nachfolge, dann streben wir Schulter an Schulter demselben Ziel zu, und dann, meine ich, ist damit auch der Ökumene am besten gedient.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ökumene der Kompromisse?

Es ist nun fast 500 Jahre her, dass sich die Kirche in eine evangelische und eine katholische Konfession aufgespalten hat. Und viele Menschen fragen sich, warum diese Spaltung nicht längst wieder überwunden wurde. „Wie können die Theologen nur so stur sein?“ heißt es, „Warum haben die sich nicht längst verständigt?“ Aufeinander zugehen und Streit überwinden – diese Forderung kommt in Kirchenkreisen gut an. Und viele sind auch deshalb schnell für die Ökumene zu gewinnen, weil sie den Unterschied zwischen „evangelisch“ und „katholisch“ gar nicht mehr kennen. Man drängt also auf Kompromisse. Aber wird das der Sache gerecht? Ist es wie bei unartigen Kindern, die sich aus geringfügigem Anlass gezankt haben und denen man sagt: „Gebt euch die Hand, vertragt euch wieder“? So einfach liegen die Dinge nicht. Denn es geht keineswegs um theologische Rechthaberei, sondern um das Evangelium Jesu Christi, das die Gewissen nur dann befreien kann, wenn es unverfälscht und rein gelehrt wird. Strittig ist keine Nebensache. Strittig ist der Weg, der die Seelen zum Heil führt. Und es wäre fahrlässig, wenn man es da „nicht so genau nehmen“ wollte. Denn wenn die Kirchenvertreter „Hirten“ sind, von denen einige die christliche Herde nach rechts rufen und andere nach links, dann können nicht beide Seiten Recht haben. Und dann nützt es auch nichts, eine Einigkeit herbeizureden, die faktisch nicht besteht. Denn der Streit, der vor 500 Jahren zur Trennung führte, gehört nicht zu der Art von Konflikten, die durch Kompromisse gelöst werden können. „Wie denn?“ wird mancher sagen: „Gibt es denn verschiedene Konflikte? Sollten nicht alle auf dem Wege des Kompromisses zu befrieden sein?“ Eben das aber ist der Punkt, auf den es mir ankommt. Denn Kompromisse helfen durchaus nicht immer!

Stellen sie sich ein Ehepaar vor, das regelmäßig über das Fernsehprogramm streitet, weil die Frau gern Krimis sieht und der Mann politische Magazine. Wenn die beiden ihren Konflikt beilegen, indem sie sagen: Heute bestimmst du das Fernsehprogramm, dafür bestimme morgen ich (und so weiter, immer abwechselnd) – dann ist das ein sinnvoller Kompromiss. Wenn dasselbe Ehepaar aber darüber streitet, wo man im Urlaub vor 20 Jahren diesen Strohhut gekauft hat, und die Frau sagt „Es war in Neapel“, während der Mann sagt „Es war in Florenz“ – können sie dann ihr Problem in derselben Weise lösen wie beim Fernsehen und beschließen: „Ok, an geraden Tagen hast du Recht (es war in Neapel), und an ungeraden Tagen habe ich Recht (es war in Florenz)? Das wäre Unsinn! Und wir erkennen daran, dass Kompromisse nicht immer helfen! Wenn gestreikt wird, und die Gewerkschaft fordert 12% Lohnerhöhung, die Arbeitgeber bieten aber nur 2 % an, dann kann es einen Kompromiss geben, der vielleicht bei 7 % liegt. Und alle werden zufrieden sein. Aber wenn ein Schüler an die Tafel gerufen wird, um auszurechnen, wieviel 2×12 ist, und er sagt: „28“ – wird der Lehrer dann etwa antworten: „Na ja, ich dachte zwar es wäre 24, aber lass uns einen Kompromiss schließen, treffen wir uns in der Mitte und sagen wir 2×12 sei 26“? Würde das irgendwen überzeugen? Wenn Hinterbliebene eine Erbschaft aufteilen müssen und einer sagt: „Ok, ich bekomme das Grundstück und die Möbel, und du nimmst dafür das Auto und das Sparbuch“, dann kann das ein sinnvoller Kompromiss sein. Wenn aber zwei Wissenschaftler darüber streiten, ob Neptun größer ist als Pluto (oder umgekehrt) – wird man den Konflikt dann beilegen, indem man sagt: „Vertragt euch! Vorschlag zur Güte! Wir einigen uns darauf, dass sie gleich groß sind?“ Werden nicht beide Seiten protestieren und darauf bestehen, so lange nachzumessen, bis geklärt ist, wer Recht hat? Viele Dinge lassen sich aushandeln! Aber eben nicht alle. Denn wenn jemand im Krankenhaus liegt und der eine Arzt sagt „Der Patient hat Malaria“ und der andere Arzt sagt „Nein, er hat Typhus“ – kommt dann die Krankenschwester und ruft: „Streitet nicht, vertragt

euch, wir einigen uns einfach auf Cholera?" Kein Patient wäre mit diesem Kompromiss zufrieden! Und warum nicht? Warum scheint uns der Weg des Kompromisses in manchen Fällen so passend und in anderen gar nicht? Es ist leicht zu sehen: Die gütliche Einigung durch Kompromiss empfiehlt sich immer, wenn Interessen auszugleichen sind. Sie empfiehlt sich aber nicht, wenn es darum geht Wahrheiten und Tatsachen festzustellen. Denn anders als Güter oder Interessen sind Tatsachen nicht verhandelbar. Wer das Fernsehprogramm bestimmt und wie hoch die Lohnerhöhung sein wird – darüber lässt sich reden, weil es im Ermessen der Beteiligten liegt. Wo aber der Strohhut gekauft wurde und wieviel 2 x 12 ist, das liegt nicht im Ermessen der Beteiligten, das können sie nicht aushandeln, sondern das müssen sie herausfinden. Um Preise, Löhne und Verträge kann man feilschen wie die Teppichhändler auf dem Basar. Doch das Größenverhältnis von Planeten ist ebenso wenig verhandelbar wie die korrekte Diagnose im Krankenhaus, weil das Gegebenheiten sind, die der Mensch vorfindet. Indem er feststellt, was der Fall ist, kann er immernoch richtig oder falsch liegen. Aber die Feststellung einer Tatsache wird nie ein „gelungener Kompromiss“ sein. Denn wenn von zwei Behauptungen nur eine richtig sein kann – was hilft es dann, wenn die Kontrahenten „um des lieben Friedens willen“ Zugeständnisse machen? Wenden wir das auf den 500-jährigen Streit zwischen evangelischen und katholischen Christen an, stellt sich die Frage, mit welcher Art von Konflikt wir es zu tun haben. Geht es da um konkurrierende Interessen, die sich mit diplomatischem Geschick ausgleichen lassen? Oder geht es um die Feststellung einer Wahrheit, die durch Gottes Offenbarung vorgegeben ist? Natürlich gilt Zweiteres. Denn die Theologie hat es in ihrem Themenbereich genauso mit Wahrheitsfragen zu tun, wie die Physiker im physikalischen, und die Mathematiker im mathematischen Bereich. Und das erklärt, weshalb hier mit „Sympathie“, „gutem Willen“ und „Kompromissbereitschaft“ genauso wenig zu erreichen ist wie in anderen Wissenschaften. Theologen sind keine Kaufleute oder Lobbyisten, die irgendwelche „Deals“ aushandeln. Und sie streiten auch nicht über Geschmacksfragen. Sondern sie sind Zeugen der von Gott vorgegebenen Wahrheit. Als „Hirten“ der christlichen Herde können sie sich nicht per Mehrheitsbeschluss auf einen Weg zum Heil „einigen“, sondern haben lediglich den von Gott gewiesenen Weg festzustellen und der Herde bekanntzumachen. Der richtige Weg ist (genau so wenig wie in der Physik) eine Frage von Konzessionen. Er ist durch Gottes Offenbarung vorgegeben. Und die gehört nicht zu den Dingen, um die man feilschen dürfte! Natürlich können Theologen das durch Gottes Wort Offenbarte richtig oder falsch darstellen, so wie man auch in der Mathematik etwas richtig oder falsch darstellen kann. Und der Streit darüber ist schmerzlich! Aber wenn in strittigen Fragen nur eine Seite Recht haben kann, dann ist es absurd von den Parteien zu fordern, sie sollten Abstriche machen und sich um des Friedens willen irgendwo zwischen richtig und falsch in der Mitte treffen. Wie ein Mensch in den Himmel kommt – darüber entscheiden nicht theologische Konferenzen, sondern Gott entscheidet. Und die Theologen haben der Gemeinde lediglich kundzutun, was Gott in der Schrift über die Maßstäbe seiner Entscheidungen hat wissen lassen. Widersprechen sich dann die Theologen, so liegt die Wahrheit bei der einen Partei oder bei der anderen. Aber sie ergibt sich nicht daraus, dass „jeder ein bisschen nachgibt“ und man sich „gütliche einigt“. Wahrheitsfragen klären sich nicht dadurch, dass man „freundlich aufeinander zugeht“. Denn wenn's damit getan wäre, hätten das auch schon die Reformatoren und ihre Gegner gekonnt. Die waren damals nicht so dumm, dass sie für gegensätzlich gehalten hätten, was gar kein Gegensatz war. Und wäre es im großen Streit bloß um „Zwischenmenschliches“ gegangen, so hätten sie es gewiss ausgeräumt. Doch die Beteiligten waren weder verbohrt noch haben sie sich missverstanden, sondern sie haben schlicht erkannt, dass ihre Positionen im Kern unvereinbar sind. Und weil sie wussten, dass es um Wahrheit und Irrtum geht, um Seligkeit und Verdammnis der

ihnen anvertrauten Seelen, darum haben sie mit Gottes Wort keine Scherze getrieben, sondern haben die schmerzliche Differenz benannt und ausgehalten. Denn Jesus will zwar, dass seine Jünger „eins“ sind im Glauben und in der Wahrheit. Aber eine Einheit, die auf Kosten der Wahrheit durch faule Kompromisse erkaufte wird, wäre gewiss nicht in seinem Sinne. Jesus erhebt den Anspruch, die Wahrheit nicht nur zu verkünden, sondern selbst die Wahrheit zu sein. Sollte er es uns da nicht wert sein, in leidenschaftlichem, aber zivilisierten Streit um den klaren Ausdruck seiner Wahrheit zu ringen? Jesus selbst hat es nicht für überflüssig, sondern für notwendig gehalten, mit den Pharisäern und Schriftgelehrten theologische Streitgespräche zu führen! Wenn die aber heftig verliefen und nicht zum Konsens führten, dann hatte das (jedenfalls von Jesu Seite) nichts mit Gehässigkeit oder persönlicher Feindschaft zu tun. Nein! Jesus unterschied den Sünder von seiner Sünde und den Irrenden von seinem Irrtum – und wir sollten das auch tun. Denn wenn ich die Meinung meines Gesprächspartners für falsch halte, muss mich das nicht hindern, ihn als Person stehen zu lassen oder ihm freundschaftlich verbunden zu sein. Ich kann seine Überzeugungen ablehnen, ohne deswegen den Menschen abzulehnen. Und ich kann den Mensch sympathisch finden, ohne deswegen seine Überzeugung sympathisch zu finden. Das eine ist sorgfältig vom anderen zu unterscheiden. Und es ist ein großer Fortschritt, dass das heute auch zwischen evangelischen und katholischen Christen so gut gelingt. Die Feindseligkeiten sind zum Glück überwunden. Und viele schließen daraus, man sei sich auch „in der Sache“ einig. Doch so weit sind wir leider nicht – und sollten auch nicht so tun „als ob“. Die Verschiedenheit der Überzeugungen muss respektiert werden. Wenn Mathematiker oder Physiker um eine Frage streiten, erwartet ja auch niemand, dass sie faule Kompromisse schließen. Jeder versteht, dass sie forschen und streiten müssen, bis die Wahrheit zu Tage kommt. Möge man den Theologen dasselbe zugestehen!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottesdienst

Es ist bekannt, dass Sonntag für Sonntag 95% der evangelischen Gemeindeglieder dem Gottesdienst fernbleiben. Und man kann lange darüber diskutieren, warum sie das tun. Produktiver scheint es mir aber, die Frage andersherum zu stellen: Suchen wir nicht nach Gründen, warum Menschen dem Gottesdienst fernbleiben, sondern suchen wir lieber nach Gründen, warum sie kommen sollten. Denn an solchen, zum Gottesdienstbesuch motivierenden Gründen, fehlt es offenbar: „Wozu soll ich immer in die Kirche laufen,“ heißt es. „Was bringt mir das?“ „Was habe ich davon?“ „Kann man nicht auch ohne das ein guter Christ sein?“ Solch unverhohlene Fragen nach dem „Nutzen“ des Gottesdienstes kann man unangemessen finden. Beantworten muss man sie aber trotzdem. Und indem wir das versuchen, stehen wir schon mitten im Problem. Denn der „Nutzen“ eines Gottesdienstes ist nicht so leicht zu benennen. Was schließlich verpasst jemand, der den Gottesdienst verpasst? Einen Genuss? Oder ein Erlebnis? Eine Begegnung? Oder eine Belehrung? Das alles scheint immer nur die halbe Wahrheit zu sein. Denn: Zweifellos können Gottesdienste bilden. Aber sie sind keine Bildungsveranstaltung. Gottesdienste haben ästhetische Qualität. Und trotzdem dienen sie nicht dem Kunstgenuss. Gottesdienste sind manchmal unterhaltsam. Und doch wollen sie kein Entertainment bieten. Gottesdienste sind Sammelbecken großer Traditionen. Und doch geht es nicht um Brauchtumpflege. Gottesdienste können das innere Gleichgewicht eines Menschen stützen. Und doch sind sie keine therapeutischen Veranstaltungen...

Man könnte lange so weiter machen und weitere Aspekte hinzufügen. Einer Wesensbestimmung des Gottesdienstes kommt man damit aber nicht näher. Sondern im Gegenteil: Man stellt fest, dass die genannten Aspekte weder einzeln noch in ihrer Summe eine schlagende Begründung für die Notwendigkeit von Gottesdiensten ergeben. Es gibt nämlich immer eine Möglichkeit, dasselbe anderswo besser zu bekommen. Entertainment macht das Fernsehen professioneller. Ästhetik bietet auch ein Konzert. Gemeinschaft findet man am Stammtisch. Und Bildung holt man sich in der Volkshochschule. Feierliche Riten gibt es auch im Fußballstadion. Für die Seele hat man Psychotherapeuten. Und große Traditionen pflegt auch mancher Schützenverein.

Wozu also – um alles in der Welt – braucht der Mensch den Gottesdienst? Gerade für den evangelischen Christen, dessen Religiosität sich im Gegenüber von Wort und Glaube vollzieht, scheint der öffentliche Gottesdienst entbehrlich. Denn er weiß, dass kein Priester ihn vor Gott vertreten kann. Er braucht keinen anderen Mittler als Christus. Und er kennt keine Funktion des Gottesdienstes, die nicht auch außerhalb eines Gottesdienstes erfüllt werden könnte. Das biblische Wort kann man nämlich auch zu Hause lesen. Und wenn man Erbauungsliteratur mag, hat man auch an Auslegungen keinen Mangel. Beten kann man im stillen Kämmerlein. Und singen erst recht. Die Gemeinschaft der Christen beschränkt sich nicht auf den Sonntagvormittag. Und Vergewisserung im Glauben kann auch das Zweiergespräch geben. Kurz: Will man sich nicht allein auf das Gebot der Feiertagsheiligung stützen, so lässt sich eine „Notwendigkeit“ des Gottesdienstbesuches nicht nachweisen.

Nur fragt sich, wenn das so ist, warum die evangelische Christenheit nicht aufgehört hat, Gottesdienste zu feiern. Könnte es vielleicht sein, dass dort – jenseits aller Nützlichkeitsabwägungen – doch etwas zu finden ist, was es anderswo nicht gibt? Etwas, das sich der Art unseres bisherigen Fragens wesensmäßig entzieht? In der Tat ist dies die These, die ich vertreten möchte: Die manchmal so kümmerlichen und scheinbar so entbehrlichen Veranstaltungen, die wir „Gottesdienste“ nennen, sind in Wirklichkeit nichts anderes als ein Vorgeschmack des

Himmels auf Erden. Sie sind Orte, wo Gott heute „zur Welt kommt“, wo sich also das Weihnachtswunder fortsetzt und wiederholt. Und sie sind Orte, wo das Reich Gottes im Hier und Jetzt schon begonnen hat. Denn im Mittelpunkt des Gottesdienstes stehen nicht eigentlich Wort und Sakrament, sondern die durch Wort und Sakrament vermittelte heilvolle Gegenwart Gottes. Wenn aber gilt, dass Gott nicht da ist, wo der Himmel ist, sondern der Himmel da ist, wo Gott ist, dann kann man nur folgern, dass ein Gottesdienst der Himmel auf Erden sein muss – oder mit anderen Worten: Ein Einbruch himmlischer Wirklichkeit in das irdische Raum-Zeit-Gefüge.

„Eine gewagte Behauptung!“ wird mancher sagen. Aber sie wird plausibel, wenn man bedenkt, dass der Gottesdienst keine menschliche Erfindung, sondern eine Stiftung Gottes ist. Jesus selbst hat ihn begründet durch die Einsetzung des Abendmahles, durch den Befehl zur Wiederholung und durch die damit verbundene Verheißung. Denn Jesus Christus sagt: **„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ (Mt 18,20)** Wo Christen das Mahl der Gemeinschaft fortführen, da ist Christus in Brot und Wein real präsent. Er ist gegenwärtig durch das Wort, das ihn verkündet. Und er ist gegenwärtig durch den Geist, der von ihm zeugt. Kurz: Wo die Glieder des Leibes Christi sich versammeln, da ist ganz gewiss auch das Haupt. Und das nicht nur manchmal (nicht nur, wenn der Pfarrer gut vorbereitet und die Gemeinde aufnahmebereit ist), sondern immer. Denn die heilvolle Gegenwart Gottes beruht nicht auf der „Qualität“ eines Gottesdienstes und nicht auf der „Würdigkeit“ der Feiern, sondern allein auf Gottes Verheißung: Er hat versprochen, sich uns heilvoll zuzuwenden, wenn wir ihn suchen, wo er gefunden werden will. Nämlich dort, wo man sich um Gottes Wort versammelt, betet, tauft und Abendmahl feiert. Ist aber bei solchem Tun Christus präsent, und gewährt er uns dabei seine Gemeinschaft – wie sollte da nicht im selben Moment das Reich Gottes unter uns Wirklichkeit sein?

Diese Folgerung ist zwingend, weil Jesus den Anbruch des Reiches Gottes untrennbar mit seiner Person verknüpft hat. Ist also Christus in unseren Gottesdiensten „da“, so ist mit ihm zugleich das Reich Gottes „da“. Und wer beim Abendmahl am Tisch dieses Herren isst und trinkt, der sitzt in verborgener Weise schon mit Gott in Gottes Reich zu Tisch. Wort und Sakrament sind Tore, durch die überirdische Heilswirklichkeit in das irdische Raum-Zeit-Gefüge einbricht. Und Gottesdienste sind dementsprechend Feiern, in denen wir vorgreifend schon an himmlischer Herrlichkeit teilhaben. Es sind Feiern, in denen der Mensch ganz Mensch wird, weil er Gott ganz Gott sein lässt. Es sind Brückenköpfe des Himmels auf Erden. Und indem wir sie feiern, vereinen wir uns nicht nur mit der Zeit und Raum übergreifenden Gemeinschaft der Heiligen. Sondern wir vereinen zugleich unseren Lobgesang mit dem Lobgesang der Engel im Himmel: Wir nehmen schon zeitlich teil am ewigen Gottesdienst der Engel um Gottes Thron, in den aller irdische Gottesdienst einst einmünden wird.

Fazit: Jene kurze Stunde am Sonntagvormittag ist viel mehr als Unterhaltung, Belehrung oder Brauchtumspflege – sie ist Heilsgeschehen, in dem der Himmel die Erde berührt. Und das erklärt, warum unsere Eingangsfrage so schwer zu beantworten war. Wenn wir Schwierigkeiten hatten, den Zweck und den Nutzen eines Gottesdienstes anzugeben, so lag das einfach daran, dass die Gegenwart des Reiches Gottes keinen anderen Zweck haben kann als eben die Gegenwart des Reiches Gottes. Das Stehen vor Gottes Angesicht hat kein anderen „Nutzen“ als vor Gottes Angesicht zu stehen. Denn wie bei Verliebten, deren Zusammensein zu nichts „nütze“ sein muss, weil die Nähe im vertrauten Zusammensein sie glücklich macht, so hat auch das gottesdienstliche Zusammensein mit Gott seinen Wert in sich selbst. Wer es erfährt, braucht keine weiteren „Gründe“, um den Gottesdienst zu besuchen. Wer es aber nicht erfährt – wie sollten dem Ermahnungen helfen? Welche Argumente könnten einen Blinden von der Schön-

heit der Farbe überzeugen? Bitten wir darum Gott, dass er uns allen die stumpfen Sinne schärft. Zuerst den 95% der Gemeindeglieder, die nicht zum Gottesdienst kommen. Dann aber auch den 5%, die kommen. Denn so wahr es auch ist, was oben über die Gegenwart Gottes im Gottesdienst gesagt wurde – so bleibt es doch ein Rätsel und ein Ärgernis, dass wir oft so wenig davon spüren. Gott vergebe uns diese Trägheit unserer Herzen. Und er lehre uns, wieder tiefer zu empfinden, was wir in unseren Kirchenliedern singen (EG 166):

„Tut mir auf die schöne Pforte, führt in Gottes Haus mich ein; ach wie wird an diesem Orte meine Seele fröhlich sein! Hier ist Gottes Angesicht, hier ist lauter Trost und Licht. Ich bin, Herr, zu dir gekommen, komme du nun auch zu mir. Wo du Wohnung hast genommen, da ist lauter Himmel hier. Zieh in meinem Herzen ein, lass es deinen Tempel sein.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Segen und Fluch

MEHR ALS GRUSS UND WUNSCH?

Es gibt viele biblische Begriffe, die in unserer Alltagssprache nicht gebräuchlich sind. Es gibt daneben aber auch solche, die sehr wohl vorkommen, deren Inhalt aber verblasst ist. Und zu denen gehört sicherlich der Begriff des „Segens“. Denn wir reden zwar noch vom „Kindersegen“ und vom „gesegneten Appetit“, von Menschen, die „ein wahrer Segen“ sind, und davon, dass der Firmenchef etwas „absegnet“. Aber wer denkt dabei schon an die ursprüngliche, biblische Bedeutung des Begriffs? Auf Nachfrage würde man den Segen durchaus der Kirche und der Glaubenswelt zuordnen. Denn jeder hat schon erlebt, wie ein Brautpaar den Trausegen erhielt, wie Konfirmanden eingesegnet wurden oder ein Gottesdienst mit dem Segen endete. Aber weiß man davon auch, was ein Segen ist – und was er bewirkt?

Ist der Segen vielleicht nur ein freundliches Grüßen und Glück-Wünschen des Menschen, der da segnet? Ist er eine feierlich an Gott gerichtete Segensbitte, bei der offen bleibt, ob Gott sie erhören will? Oder ist der Segen eine beschwörende Formel, durch die ein Kundiger magische Segenskräfte übertragen kann? Irgendwie scheint der Segen eine Mitteilung zu sein, die über das bloße Sprechen und die Segensgeste hinaus die gesegnete Person mit dem Guten verknüpft und ihr das Gute, von dem der Segen spricht, regelrecht „aufbindet“, es ihr „an den Hals hängt“ und die Person damit dem Guten „weiht“. Und diesem Segen entspricht der Fluch, der unter umgekehrten Vorzeichen dasselbe tut. Denn auch ein Fluch geht weit über die sprachliche Mitteilung hinaus, indem er die verfluchte Person mit dem Bösen verknüpft und ihr das Böse, von dem der Fluch spricht, regelrecht „aufbindet“, es ihr „an den Hals hängt“ und die Person damit dem Bösen „weiht“. Aber geht das überhaupt? Ist es nicht Aberglaube?

DAS BEISPIEL ABRAHAM'S

Um mehr Klarheit zu gewinnen, schauen wir am besten in die Bibel. Denn da begegnet uns gleich am Anfang Abraham, der ziemlich unvermittelt Gottes Segen empfängt. Und am Abrahams Beispiel lassen sich vier Wesensmerkmale des Segens deutlich erkennen.

(1.)

Zum ersten: was Gott im Segen zusagt, ist nicht „irgendetwas“, es ist keine „Ding“, keine „Macht“ und keine „Gabe“, sondern es ist in erster Linie Gott selbst. Gott sagt dem Abraham sich selbst zu, indem er ihn seiner Gemeinschaft, seiner verbindlichen Nähe und seiner Begleitung versichert. „Ich bin dein Schild und dein sehr großer Lohn“, sagt Gott (1. Mose 15,1), und „ich will mit dir sein“ (1. Mose 26,3). Der Segen besteht also zunächst nicht in dieser oder jener Segensgabe, sondern im „Mit-Sein“ des allmächtigen Gottes, der sich dem Abraham verbündet. Und diese Grundbedeutung behält der Segen auch im Neuen Testament, wo am Anfang des Matthäusevangeliums der Name Jesu („Immanuel“) als „Gott mit uns“ gedeutet wird (Mt 1,23), und am Ende die Versicherung steht, er werde bei seinen Jüngern sein „alle Tage bis an der Welt Ende“ (Mt 28,20). Das „Mit-Sein“ Gottes hat sowohl im Alten wie im Neuen Testament den Charakter eines Geschenks, das der Mensch von sich aus weder verdienen noch erzwingen kann. Doch hat das Geschenk unmittelbare Folgen. Denn Gottes „Mit-Sein“ unterstellt den Gesegneten der Macht Gottes, die ihn zugleich schützt und fordert, ihm Leben zuspricht und dieses Leben im selben Moment auch beansprucht, so dass im Segen immer die Begabung und Verpflichtung des Gesegneten inbegriffen ist.

(2.)

Die Begabung Abrahams besteht z.B. in Kraft und Schutz – und in Verheißungen, die weit über sein persönliches Leben hinausreichen: Abrahams Nachkommen sollen einmal so zahlreich sein wie die Sterne am Himmel, Gott will sie über ihre Feinde siegen lassen und ihnen das gelobte Land zum Erbe geben. Das „Mit-Sein“ Gottes schließt ein, dass Gott sich mit dem Gesegneten identifiziert und sagt: „Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen“ (1. Mose 15,3). Man könnte auch sagen: „Deine Freunde sind künftig meine Freunde, und deine Feinde sind meine Feinde.“ Denn so eng schließt sich Gott mit dem Gesegneten zusammen.

(3.)

In den Segen inbegriffen ist aber zugleich eine Verpflichtung. Denn Gott erwartet, dass der Gesegnete, mit dem er sich identifiziert, sich umgekehrt auch mit ihm und seinem Willen identifiziert. Das schließt zuerst einen festen Glauben ein, der den Zusagen Gottes unbeirrt vertraut, auch wenn ihre Erfüllung lange ausbleiben sollte (Abraham und Sarah müssen bekanntlich lange auf den versprochenen Nachwuchs warten). Es schließt aber auch den Gehorsam gegen Gottes Weisungen ein, denn wer sich denen verweigert – das wird mehrfach betont – zieht anstelle des Segens Gottes Fluch auf sich (5. Mose 11,26-28). Den Schutz der Gemeinschaft mit Gott kann dauerhaft nur genießen, wer dieser Gemeinschaft die Treue hält in seinem Denken, Reden und Handeln – und dafür auch bereit ist Opfer zu bringen (1. Mose 22,1-19).

(4.)

Wenn der Gesegnete das aber tut und Gottes „Mit-Sein“ entspricht, indem er die Gemeinschaft mit ihm wahrt und Gott hingegeben lebt, dann wird er von Gott als Instrument und Mitarbeiter in Anspruch genommen, bei dem Gottes Segen nicht nur ankommt, um bei ihm stehen zu bleiben, sondern durch den hindurch der Segen dynamisch weiterwirkt und auf andere Menschen ausstrahlt. Abraham soll nicht bloß Segen empfangen, um ihn „für sich zu behalten“, sondern soll auch in eigener Person „ein Segen sein“ (1. Mose 12,2). Und die Bibel berichtet ausführlich, wie dieser Segen von Abraham ausgehend immer weitere Kreise zieht und durch seine Nachfahren bis hin zu Jesus Christus immer mehr Menschen mit Gott in heilvolle Verbindung bringt. Segen „ruht“ also nicht nur auf diesem oder jenem, sondern Segen „strömt“ auch wie ein Fluss, der an weit entfernter Quelle entspringt und als mächtiger Strom in der Gegenwart anlangt. In der Christenheit ist dieser Segen ganz durch Jesus Christus geprägt, dessen Lebensaufgabe darin bestand, den Fluch des Gesetzes zu durchbrechen und dem zunächst partikularen Segen Abrahams zu universaler Wirkung bei allen Völkern zu verhelfen. Paulus sagt:

„Christus aber hat uns erlöst von dem Fluch des Gesetzes, da er zum Fluch wurde für uns; denn es steht geschrieben: „Verflucht ist jeder, der am Holz hängt“, damit der Segen Abrahams unter die Heiden komme in Christus Jesus und wir den verheißenen Geist empfangen durch den Glauben.“ (Gal 3,13-14; vgl. auch Apg 3,25-26)

SEGEN „WEITERGEBEN“?

Wie funktioniert die Weitergabe des Segens? Am Anfang stellt sich diese Frage nicht. Denn da ist Gott selbst der, der segnet, und kein Mensch tritt vermittelnd zwischen ihm und Abraham. Wenn der Segen dann aber „weiterwandert“ (von Abraham zu Isaak, von Isaak zu Jakob und immer weiter bis zu uns), geht Gottes Segen von Mensch zu Mensch. Und die menschliche

Mitwirkung wirft Fragen auf. Denn – wie ist das? Wird Gottes Segen im Verlauf des Prozesses so in die Hände der Menschen gelegt, dass es nicht mehr Gott selbst ist, der segnet, sondern der Mensch? Oder ist es weiterhin Gott, der sich das Segnen vorbehält, so dass der segnende Mensch nur darum bitten kann – und offen lassen muss, ob Gott es auch will und tut?

Beides würde der Sache nicht gerecht. Denn im ersten Fall bekäme der Segen etwas „magisches“. Da wäre es der Mensch, der segnend (wie durch einen Zauberspruch) göttliche Kräfte kontrollieren, lenken und benutzen könnte. Im zweiten Falle wäre der Segen aber nur eine Sonderform des Fürbittgebets, dessen Erfolg Gott überlassen bliebe, so dass hinterher niemand wüsste, ob nun wirklich Segen gespendet und empfangen wurde oder nicht. Den biblischen Sachverhalt trifft weder das eine noch das andere. Darum müssen wir zunächst festhalten, dass der eigentliche Spender des Segens immer Gott selbst ist – und nicht der segnende Mensch. Denn die Zusage, dass Gott sich einem Menschen verbünden und „mit ihm“ sein will, kann nur von Gott ausgehen. Kein Mensch könnte einen anderen in die Gemeinschaft mit Gott aufnehmen, wenn es nicht (durch diesen Menschen) Gott selbst täte. Darum stehen am Ende des aaronitischen Segens das „ihr“ und das „ich“ so eng nebeneinander: „ihr sollt meinen Namen auf die Israeliten legen“, sagt Gott, „dass ich sie segne“ (4. Mose 6,27). Ein magisches Missverstehen des Segens ist damit ausgeschlossen. Denn niemand vermag Gott zu binden, wenn er sich nicht selbst bindet. Aber – das ist dem zweiten Missverständnis entgegenzuhalten – wo Gott sich freiwillig bindet, da ist er auch wirklich gebunden. Und hat er's getan, wäre es regelrecht beleidigend, die Wirkmacht des von Gott beauftragten Segens auch nur für eine Sekunde zu bezweifeln. Denn Gottes Wort ist nicht leer dahingesagt, sondern es schafft Fakten. Wenn Gott zu segnen beauftragt, dann geschieht auch Segen! Und wenn der Beauftragte das noch im Segnen bezweifeln und voller Ungewissheit bloß um Segen bitten wollte, offenbarte er damit seinen Kleinglauben. Denn vollmächtiger Segen ist kein unverbindliches „Wünschen“, sondern er wird mit Gewissheit „erteilt“ – und dem Gesegneten wird dabei weniger etwas „gesagt“ als etwas „getan“.

Mit anderen Worten: der Segen redet nicht vom Heil, ohne auch zu geben, wovon er redet. Der Segen selbst schafft die Wirklichkeit, die er benennt. Er schenkt das, was seine Worte sagen. Und er entspricht darin der Absolution, die ja auch nicht zaghaft Vergebung „erbittet“, sondern sie wirksam erteilt. Natürlich geschieht das nicht, weil irgendein Mensch die Macht hätte, dergleichen aus sich heraus zu tun, sondern weil Gott zugesagt hat, es durch die Seinen zu tun! „Es sind nicht unsere Werke“, sagt Luther, „sondern sind Gottes Werke durch unser Amt und Dienst“. Gerade darum aber – weil's Gottes eigene Werke sind – haben sie genug Kraft, dass die Güter, die im Segen verheißen werden, den Worten wahrhaftig folgen müssen. Sie sind im Segen „da“, werden dargereicht und vor die Nase gehalten – und wer sie nimmt hat sie!

SEGEN ZWINGT SICH NICHT AUF

Damit ist zugleich gesagt, dass, wer das Dargebotene nicht annimmt, es auch nicht hat, sondern verliert. Denn so wirkmächtig der Segen auch ist, geht es darin doch um heilvolle Gemeinschaft mit Gott. Und die zwingt sich nicht auf, wenn der Mensch seinem Schöpfer den Rücken kehrt. Wie bei Taufe, Absolution und Abendmahl empfängt auch beim Segen keiner das dargebotene Heil, der es nicht im Glauben empfängt. Denn der Glaube ist zwar nicht nötig, damit der Segen ein vollgültiger Segen sei (die Macht des Segens wird allein durch Gottes Auftrag sichergestellt). Aber damit der Segen hilfreich beim Menschen ankommt – dazu braucht's den Glauben durchaus. Dass der Segen „wirkt“, hat keine Bedingung auf Seiten des Empfängers, dass er „heilsam wirkt“, aber schon. Der Segen selbst ist als Gottes Tat eine Gegebenheit, zu der der Empfänger des Segens nichts hinzufügen muss und an der er nichts abrechnen

kann. Ist sein Herz aber verschlossen, entzieht er sich der positiven Wirkung und handelt sich statt des Segens den Fluch ein. Jesus hat das eindrücklich beschrieben als er seinen Jüngern Anweisung gab, wie sie auf Missionsreisen verfahren sollen. Er sprach:

„Wenn ihr aber in eine Stadt oder ein Dorf geht, da erkundigt euch, ob jemand darin ist, der es wert ist; und bei dem bleibt, bis ihr weiterzieht. Wenn ihr aber in ein Haus geht, so grüßt es; und wenn es das Haus wert ist, wird euer Friede auf sie kommen. Ist es aber nicht wert, so wird sich euer Friede wieder zu euch wenden. Und wenn euch jemand nicht aufnehmen und eure Rede nicht hören wird, so geht heraus aus diesem Hause oder dieser Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen. Wahrlich, ich sage euch: Dem Land der Sodomer und Gomorrer wird es erträglicher ergehen am Tage des Gerichts als dieser Stadt.“ (Mt 10,11-15)

Was Jesus da sagt, ist deutlich genug. Mit den Boten des Evangeliums geht der Frieden und der Segen Gottes durch die Welt. Und wer mit den Boten auch die Botschaft aufnimmt, wird dadurch des Friedens und des Segens teilhaftig. Wer aber mit den Boten zugleich ihre Botschaft abweist, der wahrlich nicht etwa Neutralität, sondern zieht den Fluch auf sich, weil es zwischen Segen und Fluch keine „neutrale Zone“ gibt. Wer Gottes „Mit-Sein“ nicht will, bleibt ohne ihn, und diesem „Ohne-Sein“ folgt nicht etwa ein Fluch, sondern ohne Gott zu sein – das ist der Fluch.

WER KANN SEGNEIN?

Es dürfte deutlich sein, dass Segen und Fluch kein „leeres Gerede“ sind. In Anlehnung an G. van der Leeuw kann man sagen: der Segen bringt den Gesegneten durch das Wort unter eben die heilende und heiligende Macht Gottes, von der im Segen die Rede ist. Der Gesegnete wird dieser Macht geweiht, die man auf ihn herabrufft. Der Fluch hingegen bringt den Verfluchten unter die das Verdorbene verderbende Macht Gottes, von der im Fluch die Rede ist. Und auch dieser Verfluchte wird damit der Macht geweiht, die man auf ihn herabrufft.

Wer ist aber zu solchem Segnen oder Fluchen berufen? Wer ist dazu fähig? Es ist durchaus nicht so, dass Christen nicht fluchen könnten (Gal 1,8-9; 1. Kor 16,22; Mk 11,21; Apg 8,20). Generell haben sie aber keinen Auftrag zum Fluchen, sondern zum Segnen (Lk 6,28; Röm 12,14; 1. Petr 3,9). Und diese Vollmacht zur Weitergabe des von Christus empfangenen Segens ist nicht etwa den Geistlichen allein oder „der Kirche“ übertragen, sondern jedem Christen. Jeder gläubige Christ ist kraft seiner Taufe ein Gesegneter und kraft des allgemeinen Priestertums zum Segnen ermächtigt. Und es ist ein großer Verlust, wenn er es nicht tut. Denn an Gelegenheit fehlt es nicht. Wenn ein kleines Kind in seinem Bett schläft, können ihm Vater oder Mutter die Hand auf den Kopf legen und (denken oder) sagen: „Ich segne dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.“ Wenn das Kind am Morgen auf den Schulweg geht, und man ihm zum Abschied über den Kopf streicht, kann man dasselbe tun. Und wenn jemand krank daniederliegt, geht das natürlich auch. Man muss dazu kein Pfarrer sein! Jeder Christ kann segnen und auch ein Kreuz dazu schlagen. Und er muss keine Zweifel haben, ob er dessen würdig oder fähig ist. Denn die Kraft des Segens beruht nicht auf der Vollkommenheit des Menschen, der den Segen mitteilt, sondern auf Gottes Zusage, die ihn autorisiert. Der Segen ist darum nicht so schwach wie der Mensch, der ihn spricht, sondern so stark wie der Gott, von dem er kommt. Darf ich als Christ aber gewiss sein, dass Gott hinter meiner guten Absicht steht und dem Menschen Gutes will, der vor mir steht, brauche ich nur noch den Willen, für Gottes Segen „durchlässig“ zu sein wie ein Rohr oder ein Kanal für lebenspendendes Wasser...

Jeder Christ soll im Name Jesu Christi segnend das Werk Christi fortführen. Ebenso sicher ist aber, dass einem Nicht-Christen die Voraussetzungen dazu fehlen. Denn wer könnte im Na-

men des dreieinigen Gottes segnen, wenn er an diesen dreieinigen Gott nicht glaubt? Segnen kann nur, wer selbst gesegnet ist. Denn niemand vermag anderen etwas „weiterzugeben“ und „mitzuteilen“, dessen er selbst nicht teilhaftig ist. Was man nicht hat, kann man nicht geben! Der Kanal aber, der wirklich Wasser leitet – kann man sich vorstellen, dass der dabei trocken bliebe? Auch bei der Mitteilung des Heiligen Geistes setzt das Neue Testament voraus, dass der, der die Hände auflegt, von dem erfüllt ist, was durch ihn auf andere überströmen soll (vgl. z.B. Apg 8,9-25). Doch steht diese Voraussetzung bei Christen zum Glück außer Frage: sie dürfen sich allezeit gesegnet wissen, denn ein größerer Segen, als auf den Namen Jesu Christi getauft zu sein und zu glauben, lässt sich gar nicht denken! Man kann natürlich den Fall eines heuchlerischen und ungläubigen Pfarrers konstruieren und dann fragen, ob dessen Gemeinde trotz liturgisch korrektem Segensvotum „leer“ ausginge. Und weil in so einem Fall selbst Taufe und Abendmahl ihre Gültigkeit nicht einbüßen, wird man Gott zutrauen, dass er trotz des untauglichen Werkzeugs die Gemeinde um ihrer Bedürftigkeit willen segnete. Es geschähe aber weniger „durch“ den Pfarrer als „an ihm vorbei“ und faktisch „ohne ihn“, so dass der Grundsatz (dass man gesegnet sein muss, um segnen zu können) auch hier bestehen bleibt.

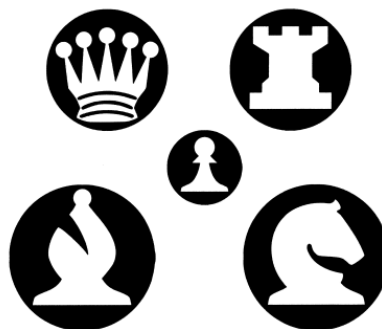
WER KANN SEGEN EMPFANGEN?

Gottes „Mit-Sein“ ist als Zusage von Gemeinschaft ein Beziehungsgeschehen zwischen Gott und einer lebendigen Seele, so dass der Begriff des Segens im vollen Sinne nur auf Personen angewandt werden kann. Bei Glocken, Gebäuden, Fahrzeugen und anderen „toten Gegenständen“ spricht man besser von einer „Weihe“ oder „Einweihung“. Und wenn Menschen den Segen begehren für eine vor ihnen liegende Aufgabe, für ein Projekt oder eine Beziehung, darf diese dem Willen Gottes natürlich nicht zuwider sein. Wie am Beispiel Abrahams gezeigt, schließt der Segen immer eine Verpflichtung mit ein. Darum kann auf dem, was nach Gottes Wort falsch und verwerflich ist, niemals Segen liegen. Und wer es trotzdem im Namen Gottes segnen wollte, würde seinen Namen dabei auf schreckliche Weise missbrauchen. Wer segnet, was Gott ein Gräuel ist, hört auf, Gottes ausführendes Organ zu sein – und erliegt der Versuchung, der Bileam so tapfer widerstand (vgl. 4. Mose 23,20): Bileam durfte nicht fluchen, wo Gott segnet. Und er hätte ebensowenig segnen dürfen, wo Gott flucht. Denn die Weitergabe des Segens hat in strikter Bindung an den Willen Gottes zu erfolgen und kann das keinesfalls einbeziehen, was die Heilige Schrift Sünde nennt. Wohl kann der Sünder als Person einen Segen empfangen! Doch wird das kein Segen sein, der seine Sünde „absegnet“, sondern einer, der den Appell zur Buße mit einschließt. Das bedeutet keineswegs, der Empfänger müsse des Segens „würdig“ sein. Denn wer wäre das schon? Bedingung für den heilvollen Empfang des Segens ist aber, dass der Empfänger den Segen begehrt und ihn annimmt, indem er sich zugleich unter Gottes segnende Hand beugt. Während Jakob seinen blinden Vater und seinen Bruder auf übelste Weise betrog, war er sicherlich keines Segens „würdig“! Er empfing ihn ab dennoch, weil er den Segen hier, wie auch später am Jabbok, so entschlossen beehrte (vgl. 1. Mose 27,1-40 und 32,23-33).

WIE WIRKT SEGEN?

Es bleibt die Frage, wie man sich die Wirkung des Segens vorstellen soll, da sie ja nicht „messbar“ ist. Die mächtige Realität, von der hier die Rede ist, entzieht sich der Beobachtung. Weil es im Segen aber um Beziehungen geht, kann es hilfreich sein, an ein Schachspiel zu denken. Auch die Schachfiguren, die während des Spiels hin- und hergezogen werden, bleiben auf sich selbst gesehen dieselben. Der Positionswechsel auf dem Schachbrett ändert weder ihre Gestalt noch ihre Farbe oder ihr Gewicht. Er hat insofern keine „messbaren“ Folgen. Und trotzdem

kann z.B. ein weißer Bauer – abhängig von der Konstellation um ihn herum – in sehr verschiedenen Lagen sein. Der Bauer kann völlig sicher oder so gut wie verloren sein, je nachdem, ob er sich in der Reichweite der eigenen oder der gegnerischen Figuren befindet. Blendet man sein Umfeld aus, ist dem Bauern selbst nichts anzusehen! Doch je nachdem, ob er sich in der Machtsphäre gegnerischer Figuren befindet oder gut geschützt hinter einem Bollwerk eigener Figuren, ist seine Situation sehr verschieden. Und – wenn man den groben Vergleich entschuldigt – ganz ähnlich verhält es sich mit Menschen, auf denen Segen ruht oder Fluch lastet. Wer mir flucht, ruft Unheil herbei und gibt dem Unheil, dem er mich weiht, die Zielkoordinaten meiner Position. Wer hingegen segnet, ruft Gottes Güte herbei und weiht meine Person dem damit präsenten Heil. Das aber bleibt nicht folgenlos, sondern macht den gewaltigen Unterschied, dass ich entweder von bösen Mächten umzingelt oder „von guten Mächten wunderbar geborgen“ bin.



Luther zu 1. Mose 27,28-29 (Walch, 2. Ausg., Bd. II, Sp. 298-301):

Dieser Segen aber ist nicht ein leerer Schall von Worten oder ein Glückwunsch, damit Einer dem Andern etwas Gutes pfllegt zu wünschen. Als, wenn ich sage: Gott gebe dir feine und gehorsame Kinder; das sind nur solche Worte, damit man Einem etwas Gutes wünscht, damit ich einem Andern nichts gebe, sondern allein etwas wünsche; und ist ein solcher Segen, der ungewiss ist und noch vom Erfolg abhängt. Dieser Segen aber des Patriarchen Isaak zeigt auch ein gegenwärtiges Gut und ist für immer gewiss. Es ist kein Wunsch, sondern er gibt ihm damit das Gut, und sagt damit zu ihm also: Siehe, nimm die Gaben hin, die ich dir mit Worten verspreche. Denn das ist ein Anderes, wenn ich sage: Ich wollte dir wünschen, dass du einen starken und gesunden Leib möchtest haben, dass du einen guten Verstand hättest; da das Wort „haben“ eben nicht folgt. Es ist aber ein Anderes, wenn ich dir einen Sack mit Geld darbiete, und sage: Siehe, nimm hin, da hast du tausend Gulden, die will ich dir schenken; oder da Christus sagt zu dem Gichtbrüchigen Matth. 9,6.: „Stehe auf, heb dein Bette auf und gehe heim“ etc. Nach gemeinem Segen, damit Einer dem Andern Gutes wünscht, hätte er gesagt:

Ach wollte Gott, dass du möchtest gesund und stark sein; damit würde aber die Krankheit nicht abgeschafft, und würde darauf nicht folgen, dass der Kranke wieder zu Kräften käme. Darum ist das nur ein Wortsegen. In der heiligen Schrift aber sind tatsächliche Segen: nicht allein Segenswünsche, sondern wirkliche Segen, die das wirklich schenken und mit sich bringen, was die Worte sagen. Wie wir denn im Neuen Testament auch solche Segen haben durch das Priestertum Christi, welches unser Segen ist, wenn ich sage: Nimm hin die Absolution deiner Sünde. Wenn ich aber also sagte: Wollte Gott, dass dir deine Sünden vergeben wären; ach, dass du fromm und in Gottes Gnade wärest; oder: Ich wünsche dir von Gott Gnade und Barmherzigkeit, das ewige Reich und Erlösung von deinen Sünden: das möchte man einen Segen der Liebe heißen. Aber der Segen der Verheißung und des Glaubens und der gegenwärtigen Gaben lautet also: Ich absolviere dich von deinen Sünden im Namen des Vaters, und des Sohnes und des Heiligen Geistes, das ist: Ich versöhne deine Seele mit Gott, nehme von dir den Zorn und Ungnade Gottes und setze dich in Gottes Gnade, ich gebe dir das Erbe des ewigen Lebens und das Himmelreich. Diese Dinge alle haben die Kraft und Gewalt, dass sie dir gegenwärtig und wahrhaftig gegeben werden, wenn du glaubst. Denn es sind nicht unsere Werke, sondern sind Gottes Werke durch unser Amt und Dienst. Derhalben sind es nicht solche Segen, die nur etwas wünschen, sondern die es auch mitteilen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Haus

Wer im Buch der Psalmen herumblättert, kann darüber staunen, wie oft dort der Tempel besungen wird. „Meine Seele verlangt und sehnt sich nach den Vorhöfen des HERRN“ heißt es da. „Ich will lieber die Tür hüten in meines Gottes Hause als wohnen in der Gottlosen Hütte.“ Und: „HERR, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnt.“ Man spürt, wie sich die Psalmbeter für ihr Gotteshaus begeistern, wie sie dort der Gegenwart Gottes gewiss sind und in besonderer Weise seine Nähe erfahren. Wir aber, wenn wir das heute lesen, sehen uns mit der Frage konfrontiert, wie es denn um unser Verhältnis zu unserem Gotteshaus steht. Sind wir da nüchterner und abgeklärter? Oder könnten wir uns im Blick auf unsere Kirche ebenso begeistern? Könnten wir sagen: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses, meine Kirche nebenan, den Ort da deine Ehre wohnt“? Ich denke vielen erschiene das ein wenig überschwänglich. Und das nicht, weil ihnen ihre örtliche Kirche egal wäre, sondern weil wir uns als Kinder einer säkularen Epoche eine Bindung Gottes an bestimmte Orte nur noch schwer vorstellen können. „Gott wohnt doch nicht wirklich in der Kirche“ sagt man sich, „er ist doch überall und darum im Gotteshaus nicht gegenwärtiger als irgendwo draußen!“ Wir sind skeptisch, wenn jemand von „heilige Orten“ redet und von „Kultplätzen“, an denen die Kräfte des Himmels spürbarer sein sollen als anderswo. Das klingt heute mehr nach Esoterik als nach Christentum! Und die Bibel bestätigt unsere Skepsis, insofern auch sie eine räumliche Fixierung Gottes ausschließt. Paulus sagt: „Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darin ist, er, der Herr des Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind.“ (Apg 17,24 / Jes 66) Paulus nimmt damit auf, was 1000 Jahre vorher auch schon Salomo wusste und im Gebet zur Tempelweihe aussprach. Der Himmel und aller Himmel Himmel können Gott nicht fassen – wie sollte es da ein Haus tun, das Menschen gebaut haben? (1. Kön 8,27) Gott ist zu groß, als dass Mauern ihn umschließen könnten. Und doch – wollten wir folgern, so ein Gotteshaus sei demnach nichts weiter als ein Zweckbau, der die versammelten Gläubigen vor Regen und Kälte schützt, wäre das vorschnell. Denn jener Tempel, den Salomo „an sich“ für untauglich befand, um Gott zu beherbergen, wurde anschließend von der Herrlichkeit Gottes sehr sichtbar in Besitz genommen. Gott lässt sich zwar nicht an einen Ort „bannen“, er lässt sich nicht einschließen, begrenzen oder rituell kontrollieren – das wusste man auch schon im alten Israel! Aber in aller Freiheit ließ Gott doch seine Ehre, seine Namen und seine Herrlichkeit im Heiligtum wohnen, um sich von den Suchenden dort finden zu lassen. Und das ist heute nicht anders als damals. Natürlich ist Gott nie anders gegenwärtig als in souveräner Freiheit! Aber uns zugute, um für uns erreichbar zu sein, bindet er sich doch an Orte und an Worte, an Zeiten und Riten, die dann besondere Verheißungen haben und die feste Zusage seiner Gegenwart! Gott tut das nicht, weil er es bräuchte, sondern weil wir das brauchen! Aber um unseretwillen tut er's wirklich! Und dementsprechend berichtet das Neue Testament, dass auch Jesus ein grundsätzlich positives Verhältnis zum Tempel hatte. Wir lesen, dass der 12-jährige Jesus seinen Eltern in Jerusalem abhanden kommt und nach längerem Suchen im Tempel angetroffen wird. Als man ihn aber fragt, was er dort mache, erklärt er das Gotteshaus gewissermaßen zu seinem Elternhaus. „Warum habt ihr mich gesucht?“ sagt er – „wisst ihr nicht, dass ich sein muss in dem, was meines Vaters ist?“ Auch die spätere Vertreibung der Händler und Geldwechsler (die sog. Tempelreinigung) zeigt deutlich, wie leidenschaftlich sich Jesus für den Tempel einsetzt. Er wird sehr zornig, als er Gottes Haus missbraucht und profaniert sieht. Er ist mit der „Umnutzung“ nicht einverstanden und will den Tempel einzig dem Gebet vorbehalten wissen. Und das heißt: Jesus bejaht den Ort „wo Gottes

Ehre wohnt" als einen heiligen und zu heiligenden Raum, in dem weltliches Treiben nichts zu suchen hat. Es war nicht zuletzt dieser Eifer für das Gotteshaus, der Jesus ans Kreuz gebracht hat! Wie ist das aber heute – bei uns? Ich fürchte, großer Eifer für ein Gotteshaus ist selten geworden. Und das Gespür für die Gegenwart des Heiligen gleichermaßen. Denn seit langem gibt es eine rationalistische Verflachung, die unsere Gottesdienste auf gesellige, bildende und unterhaltende Funktionen reduziert, auf ein wenig Ästhetik, Volkserziehung und pastorales Infotainment. Da wirkt eine Oberflächlichkeit, die sich für „aufgeklärt“ hält und selbst den Sakramenten ihr Geheimnis nicht lässt. Und dieser Ungeist weht schon seit den 1960er Jahren. Da riss man alte Dorfkirchen ab, um Multifunktionsbauten mit variablen Innenräumen an ihre Stelle zu setzen. Sonntags hielt man Gottesdienst. Montags aber schob man den Altar in die Ecke, damit Platz war für die Gymnastikstunde. Am Mittwoch tobte die Kindergruppe durch den Raum. Und am Samstag feierte die Jugend. Das verschüttete Bier klebte noch am Boden, wenn am Sonntagmorgen der Altar wieder hereingerollt wurde. Man kam sich modern vor, weil man die Scheu vor dem Heiligen verloren hatte – und bewusst verlieren wollte. Kirche säkularisierte sich selbst, ethisierte ihre Botschaft, spottete über die eigene Tradition und versuchte der Welt zu beweisen, dass nun auch die Kirche ganz und gar „weltlich“ sei. Manche Theologen sind heute noch auf dieser Spur! Und um so mehr wird es Sache der Gemeindeglieder sein, den Gottesdienst neu zu entdecken, der eben keine Performance des Pfarrers ist, sondern seine Mitte hat in Gottes sakramentaler Gegenwart, und auch den Kirchenraum neu zu entdecken, der viel mehr ist als ein Konzertsaal oder eine Theaterbühne. Denn was ist so eine Kirche? Was ist so ein über Jahrzehnte „durchbetetes“ Gemäuer? Ist es nicht in Wahrheit ein Brückenkopf des Reiches Gottes und ein aus dem Alltäglichen bewusst ausgegrenzter Raum, in dem grundlegend andere Regeln gelten als draußen vor der Kirchentür? In der Kirche existiert ein Gegenentwurf zum Leistungswahn der Welt. Und dort hat der Stärkere über den Schwächeren auch kein Recht. In der Kirche sind wir nicht Konkurrenten, sondern Schwestern und Brüder. Dort zählen nicht Geld und Macht, sondern Gottes Wort. Und dort präsentieren wir uns auch nicht den Nachbarn, sondern treten bewusst unter Gottes Augen. In der Kirche suchen wir nicht unseren, sondern Gottes Willen. Und in diesen Mauern gebührt auch niemandem Ehre als ihm allein. In der Kirche haben Zoten keinen Raum, Gewalt hat keinen Raum, und böses Gerede bleibt im Halse stecken. Die Kirche ist die wahre Alternative zur selbstgefälligen Welt und zum Haifischbecken draußen. Da sind die Ersten die Letzen, aber die Mühseligen und Beladenen sitzen in der ersten Reihe. Stolz und Hochmut müssen draußen bleiben! Aber niemand der zu Christus will, wird an dieser Schwelle abgewiesen. In der Kirche wissen wir sehr gut von der ebenso bunten wie dreckigen Welt, in der ein Mensch den anderen missbraucht und benutzt. Aber dort üben wir anders zu sein und genießen die Freiheit, unsere Schuld zu bekennen, ohne uns deswegen schämen zu müssen. In der Kirche weht ein anderer Geist als draußen! Und wenn die Kirchentüren durchlässig und offen sind, dann sicher nicht, damit die Welt durch sie hereinschwappt und die Kirche weltlich macht, sondern die Türen öffnen sich, damit der Geist Gottes mit uns nach draußen dringt, um seinerseits die Welt zu fluten! Die Mauern der Kirche umfrieden einen Raum, in dem nichts verzweckt wird und sich nichts auszahlen muss – da muss nichts rentabel sein, verwertbar oder vorzeigbar, sondern das scheinbar nutzlose Geschehen, dass Menschen vor Gott stille werden und ihm nahe sind, das hat seinen Wert in sich selbst. Und wenn Gottes Wort dabei seine menschliche Antwort findet, dann ist jenes Reich Gottes gegenwärtig, das wir in der Welt so schmerzlich vermissen. Denn vor Gottes Angesicht ist der Schutzraum der Gnade offen, und unter dem Kreuz haben die Versager Heimatrecht. Ja, selbst als Ruine wäre eine Kirche immernoch wertvoll, wäre selbst im Verfall noch eine steinerne Predigt an alle, die vorübergehen, und würde

ihnen zurufen: „Schaut her, diese gequälte Erde ist zum Himmel hin offen, diese Erde ist sich selbst nicht genug, und du Mensch, bist dir auch nicht genug. Ich als Kirche stehe hier in der Welt und bin doch nicht von der Welt, sondern bin von Gott auf Gott hin geschaffen, und du Mensch bist es auch.“ Selbst als Ruinen erinnern unsere Kirchen noch alle Welt an das, was mehr ist als Welt. Sie irritieren. Sie bezeugen den Glauben längst verstorbener Erbauer. Und sie halten den Raum frei für das geistliche Leben künftiger Generationen. Selbst wenn sie brach lägen und nur die Gelände übrig blieben, wären es doch die Bauplätze künftiger Kathedralen und hätten auffordernden Charakter. Denn sie hindern die Zeitgenossen daran, endgültig zu vergessen, dass sie Gott vergessen haben. Was Kirchen damit leisten, ist von unschätzbarem Wert. Denn sie sind dem geweiht, den die Welt nicht versteht. Sie sind der platten Diesseitigkeit ein stetes Ärgernis und ein Pfahl im Fleisch. Sie sind „exterritorial“ wie ein Botschaftsgebäude, das in irgendeiner exotischen Hauptstadt steht und doch juristisch ein Stück heimatlichen Bodens ist. Kirchen repräsentieren Gott und sind seine „ständige Vertretung“ in einer weithin unerlösten Welt. Sie bieten Asyl für gehetzte Seelen. Sie sind der Ort einer Rechtsprechung, die über alle Justiz hinausgeht, und sie verweisen auf eine Appellationsinstanz jenseits der öffentlichen Meinung. In diesen Mauern findet auch der Geringste Gehör beim Allerhöchsten! Und dementsprechend sollten wir unsere Kirchen schätzen als Orte, wo Gottes Ehre wohnt, und sollten uns hüten, sie durch wesensfremde Nutzung zu profanieren. Die säkulare Ignoranz, die keine Scheu hat, einen Altar zum Kaffeetisch zu degradieren, müssen wir hinter uns lassen. Denn an dem, was Gott geweiht ist, können wir uns nicht vergreifen ohne Schaden zu nehmen. Und unsere Kirchenräume sind geweiht durch die heilvolle Gegenwart Gottes im Gottesdienst. Wo Christen das Abendmahl feiern, da ist der Herr in Brot und Wein real präsent. Er ist gegenwärtig durch das Wort, das ihn verkündet, und durch den Geist, der von ihm zeugt. Und das heißt: Wo die Glieder des Leibes Christi sich versammeln, da ist ganz gewiss auch das Haupt bei ihnen. Wo Gott aber gegenwärtig ist, um den Seinen zu begegnen – sollte da nicht heiliger Boden sein, den man mit Ehrfurcht betritt? Gewiss feiern wir in Kirchen nicht Gottesdienst, weil wir den Raum „heilig“ vorgefunden hätten. Sondern der Raum ist „geheiligt“, weil wir darin Gottesdienst feiern. Man darf das nicht verwechseln. Und trotzdem gilt, dass ein Raum, der für die Versammlung der Gläubigen aus der Welt ausgegrenzt wurde, dadurch besondere Würde und Weihe gewonnen hat. Gewiss nicht in dem Sinne, dass Gott nur drinnen wäre und draußen fehlte – nein! Aber doch so, dass Wort und Sakrament als Einfallstore himmlischer Wirklichkeit dort ihren ureigensten Ort haben. Gott ist gewiss überall. Aber Kirchen sind Orte, wo er zuverlässig gefunden werden kann, weil er in ihnen – in Wort und Sakrament – gefunden werden will. Gewiss lässt sich Gott nicht magisch binden an Kultplätze und Rituale. Aber Gott hat sich selbst gebunden an Orte, Worte und Zeiten, an Sakramente und mächtige Zeichen. Nicht er bedarf dessen, sondern wir. Und wir wären sehr törricht, wenn wir es nicht schätzten und an unseren Kirchen hingen. Sie sind Schnittstellen zwischen Himmel und Erde. Und dass es solche Schnittstellen gibt, sollten wir nicht für selbstverständlich halten. Darum: Pflegen wir unsere Kirchen! Nutzen wir sie. Füllen wir sie nicht mit irgendwas, sondern mit geistlichem Leben. Und wenn es sein muss: Kämpfen wir auch für unsere Kirchen! Denn kommende Generationen werden sie genauso brauchen wie wir – als geistliche Heimat und als Anlaufstellen für die Gemeinschaft unter Gottes Wort...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gebet

Es gibt ein Buch, das trägt den Titel „Beten ist menschlich“. Und ich finde, dass das ein schöner Titel ist. Es klingt sympathisch und einladend, wenn man sagt: „Beten ist menschlich“. Wenn man allerdings erklären soll, was damit gemeint ist – dann wird es schwierig. Denn: „Beten ist menschlich“ – soll das besagen, dass das Beten eine natürliche Fähigkeit des Menschen ist, etwas, was man eben „kann“, wie man lachen und weinen, essen, trinken und schlafen „kann“? „Beten ist menschlich“ – soll das heißen, es verhielte sich mit dem Beten so wie mit dem Laufen: Irgendwann als Kleinkind hat man es gelernt, und dann kann man es für den Rest seines Lebens?

Wäre der Buchtitel so gemeint, müsste man widersprechen. Denn laufen lernt jeder irgendwann. Aber beten lernen manche nie. Das Beten versteht sich keineswegs von selbst. Und wenn Menschen damit Schwierigkeiten haben, wenn sie sagen: „Ich kann nicht beten“, dann glaube ich ihnen, dass sie es ernsthaft versucht haben. Denn wenn man es recht bedenkt, ist das Scheitern am Gebet gar nicht verwunderlich. Was schließlich ist weniger selbstverständlich, was ist erstaunlicher als dies, dass Menschen mit Gott im Gespräch sein können? Das Beten liegt uns keineswegs im Blut. Wir sind nicht so ohne weiteres per „Du“ mit Gott. Er ist uns erst einmal fremd. Und es sind durchaus Zweifel angebracht, ob er mit sich reden lässt.

Denn: Hätte er Grund, mit Sündern zu reden? Und umgekehrt: Lassen wir mit uns reden? Suchen wir wirklich das Gespräch mit ihm? Auch für uns gäbe es Gründe, ein solches Gespräch zu vermeiden. Denn wir wissen, dass wir für Gott keine ebenbürtigen Gesprächspartner sind. Wir sind aus krummem Holz geschnitzt – sind nicht, wie wir sein sollten. Und darum suchen wir nichts weniger als ein offenes Gespräch mit Gott. Denn wenn wir uns darauf einließen, könnte er uns ja zur Rechenschaft ziehen und könnte uns Fragen stellen, auf die wir keine Antwort wissen. Adam, als er von der verbotenen Frucht gekostet hatte, versteckte sich vor Gott – und er wusste warum. Er wollte der Frage ausweichen, die Gott ihm dann doch stellte: **„Hast du nicht gegessen von dem Baum, von dem ich dir gebot, du solltest nicht davon essen?“ (1. Mose 3,11)** Und selbst ein Mann wie der Prophet Jesaja fürchtete sich vor der direkten Begegnung mit Gott. Als ihm Gott gegenübertrat, als er vor ihm stand, da sagte Jesaja nicht etwa: „Prima, jetzt kann ich dir alles erzählen, was ich dir schon immer erzählen wollte, und fragen, was ich dich schon immer fragen wollte!“ Sondern er sagte: **„Weh mir, ich vergehe! Denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen...“ (Jes 6,5)** Sollten unreine Lippen beten können? Sollte Gott geneigt sein, Aufrührern freundlich zuzuhören? Nein. Gott verhängt über den Menschen, der ihm nicht Rede und Antwort stehen will, sein Gericht. Er hüllt sich in Verborgenheit, er offenbart seinen Zorn – und ein unüberwindlicher Graben tut sich auf. Sollte da ein Gebet von der einen Seite auf die andere dringen? Auch Martin Luther hat mit dieser Frage gerungen. Und auch er hat gefunden, dass sich das Beten nicht von selbst versteht. Luther war zunächst Mönch gewesen. Und da hatte er in Sachen Gebet einiges durchprobiert. Er gab sich immer große Mühe dabei. Aber die Worte, die er gen Himmel schickte, die tropften von der Decke seiner Klosterzelle wieder herunter – sie kamen irgendwie nicht an. Dass es keinen Sinn hat, Gott mit vielen Worten, mit unendlichen Litaneien, mit Ave-Marias und Rosenkränzen in den Ohren zu liegen – das merkte er schnell. Die Menge der Worte macht's nicht. Darum hat Luther versucht, besonders innig und intensiv, besonders konzentriert und diszipliniert zu beten. Aber das Ergebnis war dasselbe. Er drang nicht zu Gott durch. Und er musste lernen, dass auch die Intensität des Gebets nicht der Schlüssel ist. Auch mit den innigsten und heftigsten Gebeten kann man nichts erzwingen. Ir-

gendwann aber begriff Luther, wo der Fehler lag. Es ist nämlich ganz gleich, ob man Gott durch die Masse der Gebete oder durch ihre Intensität beeindrucken will – es bleibt immer ein Versuch, den Graben zwischen uns und Gott aus eigener Kraft zu überwinden. Und das kann nicht gelingen. Denn es gibt keine Gebets-„Technik“, mit der das zu schaffen wäre. Mag der Beter sich in eine Mönchskutte kleiden oder in eine modernere „spirituelle“ Gewandung, mag er sich mit dem Fleiß des Vielbeters schmücken oder mit fernöstlichem Tiefsinn, sitzend oder stehend, rezitierend oder schweigend, asketisch, ekstatisch oder nüchtern – es bleibt bei Goethes Verdikt: *„Setz dir Perücken auf von Millionen Locken, setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken, du bleibst doch immer, was du bist.“* – ein Sünder nämlich, einer, der keinen Zugang zu Gott hat.

Allerdings ist das in dieser Sache nicht das letzte Wort. Denn am Ende hat Luther entdeckt, dass es doch einen Weg gibt. Es gibt eine Brücke, die den Graben überspannt, die aber nicht von uns, sondern von Gott geschlagen wird. Denn ein Gewand gibt es, eine Kleidung, in der der Mensch betend vor Gott erscheinen darf. Luther sagt: *„...Gott kann's nicht leiden, dass wir mit ihm handeln ohne Christus, so wie wir Toren es gelehrt haben, als ob wir in unserem Namen zu Gott kommen müssten. Gott wird nicht anders angebetet, als ... so, dass du bekleidet bist, mit Christi Kleidern, seinem Namen und seinen Gaben, so dass du sogar selber Christus bist. Dann wirst du Erhörung finden.“* Ein seltsames Bild ist das. Aber was es bedeutet, ist klar. Zum einen: Gott kann's nicht leiden, dass wir mit ihm handeln ohne Christus. Und das heißt: Ohne eine Vermittlung durch Christus kann man nicht beten. Er muss uns seine Kleider leihen, damit es klappt, er muss dabei sein, wenn wir Gott unter die Augen treten. Denn wenn er nicht unser Bruder geworden wäre, dürften wir es nicht wagen, seinen Vater als unseren Vater anzusprechen. Wer das nicht bedenkt und in plumper Vertraulichkeit meint, er sei mit dem lieben Gott auf Du und Du, der weiß nicht, worauf er sich einlässt.

Zum anderen ist mit jenem Bild aber gesagt, dass Gott mit uns auf Du und Du sein **will**. Er sucht und findet einen Weg, uns gesprächsfähig zu machen. Denn wer sich an Christus hält, wird neu eingekleidet. Christus nimmt ihm das Bettelgewand der Sünde von den Schultern, um es selbst zu tragen. Und wiederum nimmt Christus den Mantel seiner Gerechtigkeit von den Schultern und hängt ihn dem Sünder um. Bekleidet mit Christi Kleidern kann der Mensch dann Gott gegenüberreten. Seine Schuld ist getragen, seine Lippen sind rein geworden, sein Gebet dringt nun durch, es findet Gehör beim Vater. Und ob es Gott gefällt – das ist unter diesen Umständen gar keine Frage mehr. Denn das Gebet im Namen Jesu stützt sich ja nicht mehr auf des Menschen Andacht, Konzentration und Wortwahl, sondern es stützt sich allein auf Christi Verheißung. Er hat gesagt: *„Wahrlich, wahrlich...: Wenn ihr den Vater um etwas bitten werdet in meinem Namen, wird er's euch geben.“* (Joh 16,23) Und wer das nicht vergisst, wird finden, dass Beten viel einfacher ist als man denkt. Ja: So ungeschickt wir uns auch anstellen – beten wir nur in Christi Namen, so gefällt es Gott wohl. Und alle problematischen Fragen treten in den Hintergrund.

Was soll ich sagen, wenn ich bete? Soll ich Gott alles erzählen, was mich bewegt? Kann ich ihm überhaupt etwas erzählen, was er nicht schon wüsste? Soll ich konkrete Bitten äußern? Weiß er nicht ohnehin besser, was gut ist? Soll ich eigene Worte benutzen oder lieber vorformulierte Gebete sprechen? Soll ich allein beten oder mit anderen gemeinsam, sitzend oder stehend, laut sprechend oder innerlich, lang oder kurz?

Das alles sind Fragen, über die man nachdenken kann. Aber wo wir im Namen Jesu zum Vater kommen, müssen wir ihnen nicht zu viel Aufmerksamkeit schenken. Denn sie können einen Menschen so beschäftigen, dass er nicht einmal mehr weiß, wie er sein Gebet anfangen soll. Und vor lauter Angst, etwas falsch zu machen, vor lauter Hemmungen und Skrupeln, lässt er es

dann ganz bleiben. Das aber ist ganz unnötig und schade. Denn nicht einmal der Apostel Paulus wusste, wie man richtig betet. Er wusste es nicht, und hat es doch nicht gelassen. Denn auch er vertraute darauf, dass Gott selbst die Brücke schlägt. Im Römerbrief schreibt Paulus: *„...der Geist hilft unsrer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt; sondern der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen. Der aber die Herzen erforscht, der weiß, worauf der Sinn des Geistes gerichtet ist; denn er vertritt die Heiligen, wie es Gott gefällt.“*

Das heißt nichts anderes, als dass Gottes Geist für uns einspringt. Denn Gott weiß sehr gut, dass wir uns nicht aufs Beten verstehen. Und er will unsere Versuche dennoch nicht scheitern lassen. Darum: Beten wir im Namen Jesu, so vertritt uns der Heilige Geist vor Gott, so wie es Gott gefällt. Er übersetzt dann schon, was wir nicht formulieren können. Und das heißt praktisch:

Wenn wir auch bloß dasitzen, die Hände falten, und vor lauter Dumpfheit und Unruhe keinen vernünftigen Satz herausbringen, so tut's auch ein bloßer Seufzer, denn Gott weiß, wie's gemeint ist. Er erbarmt sich auch so und hört aus einem Seufzer mehr heraus, als wir ihm in vielen Stunden erzählen könnten. Er hat ein offenes Ohr für das Stammeln seiner Kinder. Er hört mehr, als sie zu sagen verstehen, und lässt unser Gebrabbel gelten, als sei es die schönste und geschliffenste Rede. Gott macht es uns leicht, ihn anzureden. Auf diese Einladung hin nicht viel „aber, aber...“, sondern kurz und voller Vertrauen „Amen“ zu sagen – das ist schon die ganze Kunst des Gebets.

9 Grundregeln des Betens

1. Bete immer so, dass du die Erfüllung deiner Bitten Gott anheim stellst. Du darfst zwar alle deine Wünsche und Sehnsüchte vor Gott bringen. Aber du musst bereit sein, deine Pläne den Plänen Gottes unterzuordnen. Er weiß sowieso besser, was dir und den anderen gut tut. Egal also, wie sehr dich dein Anliegen drängt: Schließe dein Gebet, wie Jesus es schloss: „Vater, ... nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ (Lk 22,42)

2. Versuche im Gebet nie, Gott zum Mittel eines außer Gott liegenden Zweckes zu machen. Denn das Ziel des Gespräches mit Gott ist nichts weiter, als mit Gott im Gespräch zu sein. Bete darum nicht, um eine religiöse Pflicht zu erfüllen. Bete nicht, um Gott deinen Plänen dienstbar zu machen. Sondern wie die Unterhaltung von Verliebten, deren Gespräch zu nichts dienen muss, weil die Nähe im vertrauten Gespräch sie glücklich macht, so sei auch dein Gespräch mit Gott. Es hat kein anderes Ziel, als dass du bei ihm bist, dich in ihm gründest und verankerst. Alles Weitere findet sich dann schon...

3. Meine nicht, du müsstest Gott erst über das informieren, was dich bewegt. Denn Christus sagt: „... euer Vater weiß, was ihr bedürft, bevor ihr ihn bittet.“ (Mt 6,8)

4. Bete immer im Namen Jesu Christi, auch wenn du es nicht ausdrücklich sagst. Denn ein Gebet in deinem eigenen Namen könnte nie Gehör finden. Du betest schließlich mit unreinen Lippen und mit unreinem Herzen. Nie könntest du wagen, Gott anzureden wie Deinesgleichen, nie dürftest du das vertraute Gespräch mit ihm suchen, wenn dich nicht Christus mit dem Vater versöhnt hätte. Nur in seinem Namen, als seine Brüder dürfen wir sagen „Abba, lieber Vater“.

5. Lass dein Gebet nicht zum Selbstgespräch verkommen. Es ist zwar wahr, dass meditative Selbstbesinnung deine psychische Balance fördern und Selbstklärungsprozesse vorantreiben kann. Doch die entscheidenden Antworten kommen nicht aus der verborgenen Tiefe der menschlichen Seele. Sie kommen von Gott. Und sie widersprechen manchmal allem, was wir empfinden. Willst du diese überraschenden Antworten nicht hören, so meditiere – aber rede nicht Gott an!

6. Vergiss über den Bitten nie den Dank, das Lob und die Fürbitte für andere. Denn deine Bitten halten dich bei dir selbst fest. Sie lassen dich um dich und deine Wünsche kreisen. Dank, Lob und Fürbitte aber durchbrechen alle Egozentrik und öffnen dich für Gott und deinen Nächsten.

7. Verliere dich nicht in der Suche nach angemessenen Worten. Denn die Worte, die du findest, werden nie angemessen sein. Und es kommt auch gar nicht so sehr darauf an. Gott nämlich, der uns besser kennt, als wir uns selber kennen, kommt uns zu Hilfe. Gottes Heiliger Geist, der in den Gläubigen wohnt, hilft unserer Schwachheit auf und überbrückt die Kluft, die menschliche Redekunst auch mit den angemessensten Worten nie überbrücken könnte.

8. Bete kurz, aber konzentriert. Denn durch Weitschweifigkeit und Zerstreuung missachtet man den Gesprächspartner. Das ist schon zwischen Menschen so. Erst recht aber gilt es gegenüber Gott. Hier brauchen wir nicht viele Worte, aber einen hellwachen Geist. Darum gilt es, sich zum Gebet möglichst zurückzuziehen und eine geeignete Körperhaltung zu finden. Welche, ist nicht wichtig. Was dich ruhig und konzentriert macht, ist richtig.

9. Gib dich im Gebet nie anders als du bist und vermeide alle Künstlichkeit. Wer meint, er könne oder müsse Gott etwas vormachen, der hat noch gar nicht begriffen, mit wem er da redet. Gott durchschaut jede Maske. Darum stelle dich im Gebet nicht frömmer als du bist. Öffne vielmehr dein Herz vor Gott und sei zuversichtlich, dass er mit dem, was du vor ihm ausschüttest, etwas anzufangen weiß.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Das Ziel des Gebetes

Jesus hat seine Jünger gelehrt, dass sie nicht nur beten **dürfen** und beten **können**, wenn sie gerade mal Lust haben, sondern dass sie beten **sollen**. Ja, er fordert sie auf, **allzeit** zu beten und nicht darin nachzulassen. Denn wie eine Witwe, die um ihr Recht kämpft, und dem Richter mit ihrem Geschrei auf die Nerven geht, so sollen auch wir Gott in den Ohren liegen mit unseren Gebeten (Lk 18,1–8). Wir sollen regelrecht darauf drängen, bei Gott Gehör zu finden mit all unseren Nöten und Freuden, mit großen und kleinen Anliegen, mit Lob und mit Klage, mit Bitte und mit Dank. Gott will offensichtlich, dass wir mit ihm im Gespräch bleiben. Aber hat man nicht manchmal den Eindruck, dieses Gespräch sei Gott wichtiger als uns und unseren Zeitgenossen? Beten viele Menschen mit großer Leidenschaft und Intensität? Beten wir oft, tun wir's auf dringliche Weise und erwarten wir Reaktionen? Rechnen wir damit, dass unser Gebet etwas bewirkt? Ich fürchte, bei vielen ist das **nicht** so. Und wenn man sie fragt, warum ihnen dieser Teil des Glaubens wenig bedeutet, dann haben sie durchaus vernünftige Gründe dafür. Denn das Verhältnis zwischen uns und Gott scheint ja doch ganz anders zu sein als zwischen einer klagenden Witwe und einem irdischen Richter.

Zum einen ist da ein Unterschied, weil Gott doch schon alles weiß. Es gibt nichts, worüber ich ihn durch mein Gebet informieren müsste. Denn Gott ist allwissend. Er weiß, was ich brauche, noch bevor ich selbst es weiß. Und er weiß, was ich sagen will, noch bevor ich den Mund aufmache. Warum also soll ich Gott im Gebet mein Innerstes erklären? Er kennt mich doch besser als ich mich selber kenne! Gott schaut in die Herzen hinein, er kennt alle meine Gedanken. Warum soll ich ihn also langweilen, in dem ich ausbreite, was ihm bekannt ist? Wozu braucht er, der alles versteht, meine Erklärungen? Und zum anderen: Warum soll ich Gott mit meinen Bitten und Wünschen bedrängen? Ist es nicht viel wichtiger, dass in der Welt **Gottes** Wille geschieht, als dass **mein** Wille geschieht? Gott ist doch nicht nur allwissend. Er ist doch auch im höchsten Maße weise. Der Plan seiner Vorsehung umfasst die Vergangenheit und die Zukunft der ganzen Welt. Soll ich da annehmen, Gott würde auf mein törichtes Gebet hin seinen kluges Gesamtkonzept ändern? Ja, wäre das nicht beinahe ein lächerlicher Gott, wenn er auf mein Gebet wartete, um daraufhin den Masterplan des Weltgeschehens neu zu ordnen? In Wahrheit weiß Gott viel besser, was mir und dem Rest der Welt gut tut. Er hat den nötigen Überblick, er kennt die verborgenen Zusammenhänge, er stellt heute schon die Weichen für das, was in tausend Jahren geschieht. Und **ich** sollte mir einbilden, dass mein Drängen ihn umstimmt? Ist das denn überhaupt wünschenswert, dass Gott mir nachgäbe? Bin ich der Richtige, um ihm Ratschläge zu erteilen?

Wie gesagt – das alles scheinen sehr vernünftige Einwände zu sein. Im Ergebnis aber können sie unser Gebetsleben völlig lahmlegen. Wer solchen Überlegungen folgt, gelangt bald dahin, sich das Gebet als eine Möglichkeit für außergewöhnliche Notfälle aufzuheben und nur sehr sparsamen Gebrauch davon zu machen – wie es ja viele auch tun. **Und doch** – obwohl sich diese Zurückhaltung so einleuchtend begründen lässt, ist sie das **Gegenteil** von dem, was das Neue Testament fordert. Denn Jesus fordert uns mehrfach dazu auf, intensiv und häufig und mit großen Erwartungen zu beten. Obwohl niemand Gott etwas erzählen kann, was er nicht längst wusste, **sollen** wir es ihm erzählen. Und obwohl Gott unsere Bedürfnisse genauestens kennt, **sollen** wir sie ihm mitteilen. Ist das nicht absurd? Ich meine, dass des Rätsels Lösung in einer kleinen Geschichte liegt, die auch ihrerseits absurd scheint, und mit unserem Thema erst mal wenig zu tun hat.

Die Geschichte aus alter Zeit erzählt von einer Stadt im Orient, in der ein blinder Mann wohnte. Dieser Blinde hatte schon sein ganzes Leben in dieser Stadt verbracht und kannte sich da-

rum in den verwinkelten Gassen so gut aus, dass er eigentlich gar keinen Blindenstock brauchte. Jede Ecke war ihm vertraut, jeder Graben, jede Hauswand, jeder Zaun, jede Treppe, jede Steigung und jedes Gelände. Er fand ganz von selbst seinen Weg und musste dabei kaum langsamer gehen als ein Sehender. Eines Nachts aber, als es besonders finster war, da machten die Bewohner der Stadt eine Beobachtung, die sie sehr verwirrte. Denn der blinde Mann, den sie alle kannten, ging mit einem Krug Oliven auf der Schulter durch die Straßen und trug dabei eine brennende Laterne, die den Weg beleuchtete. „Ja, du meine Güte“, tuschelten die Leute, „was macht denn der Blinde mit einer Laterne? Was kann sie ihm denn nützen? Ist der Alte etwa verrückt geworden?“

*In der nächsten Nacht geschah dasselbe. Wiederum war es stockfinster auf den Straßen und der Blinde ging umher mit einer brennenden Laterne. Da endlich fasste einer den Mut und ging zu ihm hin und sagte: „Mein Freund, erlaube eine Frage: Tag und Nacht sind doch völlig gleich für deine Augen, und wir wissen alle, dass du deinen Weg findest, ohne dafür Licht zu brauchen. Was also kann dir diese Laterne nützen?“ Der Blinde aber lächelte in sich hinein und antwortete: „Das versteht ihr nicht? Denke doch: Diese Laterne ist nicht **für mich** nötig, sondern **für dich** und **die anderen**, damit **ihr** mich im Dunklen nicht überseht, wenn ich komme, und **mir** nicht meinen Krug von der Schulter stoßt!“*

Ich mag diese Geschichte sehr, weil die Lösung des Rätsels so verblüffend und doch so naheliegend ist. Wenn ein Blinder in der Nacht eine Laterne herumträgt, dann nicht, weil **er** Licht bräuchte, sondern weil **die Anderen** es brauchen. Die Laterne schützt ihn nicht vor seinem **eigenen** Ungeschick, denn **er** findet sich „blind“ zurecht, sondern sie schützt ihn vor der Ungeschicklichkeit **der Anderen**, die ohne Licht nicht klar kommen. Nicht **er** braucht Erleuchtung, sondern **die Anderen** brauchen Erleuchtung. Wenn es sich aber in Sachen Gebet ganz ähnlich verhielte? Wenn Gott dem **Blinden** entspräche, wir den **Sehenden**, und das **Gebet** die Funktion der **Laterne** hätte? Wir haben uns eben noch gewundert, warum denn Gott Gebete von uns fordert, obwohl er im Voraus weiß, was wir sagen werden. Wir haben uns gefragt, warum wir ihm Bedürfnisse vortragen sollen, die er längst kennt. Unsere kleine Geschichte legt nun aber den Schluss nahe, dass möglicherweise nicht **Gott** unsere Gebete braucht, um auf dem Laufenden zu sein, sondern dass **wir** sie brauchen. Gott bedarf keiner Erleuchtung durch Gebete, wie der Blinde keine Laterne braucht, aber vielleicht haben **wir** es ja nötig, im Gebet erleuchtet zu werden.

Und ich meine in der Tat, dass es sich so verhält. Gott fordert das Gebet nicht um **seinetwillen**, sondern um **unseretwillen**, weil **wir** Licht brauchen, um unseren Weg zu finden, und auch nur betend lernen, unsere Nöte, Freuden und Hoffnungen vor Gott zu bringen. **Gott** wird dadurch, dass ich ihn mit Gebeten bestürme, gewiss kein anderer – aber **ich** werde dadurch ein anderer. Meine Gebete werden schwerlich **Gott** umstimmen und seine weisen Pläne ändern – aber sie können **mich** umstimmen, sobald ich mich betend Gottes Plänen zur Verfügung stelle. **Gott** kennt auch vorher meine Gedanken! Aber **ich** muss sie vielleicht vor Gott ausbreiten, um zu erkennen, was diese Gedanken vor Gott bedeuten und wie sich meine Wünsche, Sorgen und Taten darstellen im Licht vor Gottes Angesicht. **Gott** weiß darüber längst Bescheid, aber **ich** weiß es nicht – und kann im Gebet lernen, mein Leben mit den Augen Gottes zu betrachten. Denn manche Dummheit, einmal vor Gott ausgesprochen, wird sofort als Dummheit erkennbar. Und manche Sorge, einmal vor Gott gebracht, verwandelt sich in Zuversicht. Ja, ernstlich betrachtet heißt Beten nichts anderes, als dass ich meine Leben bedenke und durchleuchte in seiner **Beziehung zu Gott** – und die Wirrnis meiner Gedanken Gott zu Füßen lege.

Betend rücke ich mein kleines Dasein ins große Scheinwerferlicht seiner Wahrheit. Betend

mache ich mir klar, dass ich alles, was ich bin, zuerst einmal vor Gott bin, und unter seinen kritischen Augen. Betend überlasse ich Gott Entscheidungen, die ich sonst gedankenlos an mich reißen würde. Und wenn ich mich danach realistischer sehe, weil ich mich im Gegenüber zu Gott sehe, hat dann Beten nicht längst geholfen? Muss ich mir dann einbilden, dass mein Beten Gott verändert, wenn es doch sehr effektiv und sehr positiv **mich** verändert? Romano Guardini sagte einmal: „**Wir beten nicht, um Gott wissen zu lassen, was wir wollen, denn er kennt unser Herz besser als wir selbst; sondern wer betet, lebt vor ihm, zu ihm hin, von ihm her, gibt Gott, was sein ist, und empfängt, was Er geben will.**“ Anders ausgedrückt: Der Sinn des Gebetes liegt nicht **darin**, dass mein Gespräch bei Gott etwas erreicht, das er mir sonst nicht gegeben hätte, **sondern darin**, dass ich mit Gott im Gespräch bin. Der Betende sucht nicht Gottes Ohr, um ihm etwas abzupressen oder sich bei ihm einzuschleimen, sondern er sucht Gottes Nähe **um dieser Nähe willen**. Denn das eigentliche Ziel des Gebets liegt nicht irgendwo „jenseits“ des Gebets, so dass es nur Mittel zum Zweck wäre, sondern das Ziel liegt im Gebet selbst – in dem ich mich für Gott, und Gott sich für mich **öffnet**.

Soll das nun heißen, dass Gebete nichts bewirken könnten, außer im Beter? Soll es heißen, dass Bitten nicht erhört würden? Nein. Ich will das Gebet bestimmt nicht auf innerpsychische Effekte reduzieren! Ganz gewiss kann Gott Gebete erhören und kann dem Lauf der Welt eine Wendung geben, ganz gewiss kann Gott auf das Drängen eines Beters reagieren und auf unerwartete Weise in sein Schicksal eingreifen. Wir dürfen ihn auch immer darum bitten! Aber ich vermag **darin nicht** das Ziel des Gebetes zu erkennen, dass Gott hinterher macht, was ich ihm im Gebet vorgeschlagen habe. Denn auch im Gebet Jesu – im Vaterunser – heißt es gleich zu Anfang: „**Dein** Wille geschehe“. Wir sollen nicht beten, damit **unser** Wille geschehe, sondern damit **Gottes** Wille geschehe „wie im Himmel, so auf Erden“. Und damit Gottes Wille auch **in mir** geschehe, darum scheint mir das Wesentliche am Gebet **nicht** zu sein, dass ich Gott versuche **meinen** Willen aufzudrängen, sondern betend lerne, meinen Willen ganz in den **seinen** einzufügen.

Nicht dass Gott auf **mich** hört ist entscheidend, sondern dass ich auf **ihn** höre. Und wie er meine Angelegenheiten dann ordnen mag und wie er mein Schicksal fügt, wunschgemäß oder auch nicht, **das** soll mir dann allemal recht sein. Wie Gott es fügt, ist es allemal das Beste, und dies Beste tut Gott zum Glück auch ungebeten. **Gott** findet seinen Weg auch blind – wie der Mann in der Geschichte. Aber damit **ich** sehe, darum trägt er in der Nacht eine Laterne und verordnet mir in der Nacht meiner Ratlosigkeit das Gebet. Nicht weil **er** hinterher verstünde, was er vorher nicht verstand, sondern weil **ich** nach dem Gebet begreife, was ich vorher nicht begriff. Erhebe ich mich aber vom Gebet und bin dadurch verändert, weil ich im Gebet Gott nahe kam, **ist dann** mein Gebet nicht schon erhört? Gibt es denn etwas, worum sich zu beten lohnt, wenn nicht um die Nähe Gottes, die sich **im** Gebet selbst ereignet? Als Mensch vor Gottes gnädigem Angesicht zu stehen, ist tatsächlich der Vollzug und das Ziel des Gebetes in einem. Von Gott angehört zu werden, ist schon der schönste Lohn, und die Aufmerksamkeit, die Gott uns darin zuwendet, kann aus dem Beter tatsächlich einen neuen Menschen machen. Dass wir's aber so erleben am eigenen Leibe, und die Faulheit zum Gebet überwinden, zum eigenen, wohlverstandenen Vorteil – das schenke uns der barmherzige Gott...

Hilft beten?

Sie kennen sicher den Satz: „Jetzt hilft nur noch beten!“ Er taucht immer dann auf, wenn alle Möglichkeiten ausgeschöpft sind, und einem in schlimmer Lage nichts anderes mehr einfällt. Man ist dann mit seinem Latein am Ende und ruft: „Jetzt hilft nur noch beten!“ Doch ist es nicht wirklich als Aufforderung gemeint, die Hände zu falten, sondern soll bloß heißen: „Man kann nichts mehr machen.“ Denn wenige glauben, dass beten ihnen aus konkreter Not heraushilft. „Wenn alle Stricke reißen, ändert beten auch nichts,“ sagen sie, „was soll das schon bringen? Da müsste ja ein Wunder geschehen!“ Und an Wunder glauben sie nicht. Soll man denen aber heftig widersprechen und rufen: „Doch, doch, wenn euer Flugzeug abstürzt, und euer Schiff untergeht, dann betet nur feste – und ihr werdet sehen, wie sich das Problem in Luft auflöst“? Solche Appelle sind mir immer schwer gefallen. Denn so funktioniert es nun mal nicht, dass Gott uns Lösungen herbeizaubert, wenn wir sie bei ihm „bestellen“. Und ich muss gestehen, dass ich deshalb lange ein ganz schlechter und unwilliger Beter gewesen bin. Als Jugendlicher fand ich es einfach widersinnig, Gott etwas zu erzählen, was er in seiner Allwissenheit doch sowieso schon weiß. Und ich meinte auch nicht, dass Gott ausgerechnet von mir beraten werden müsste, was er tun soll. Habe ich dann aber trotzdem um Dinge gebeten, die ich unbedingt wollte, konnte ich den „Effekt“ des Gebets nie überprüfen. Denn wenn das Erwünschte kam, wäre es vielleicht auch so gekommen. Und wenn es nicht kam, gab's dafür immer eine fromme Erklärung, weil ich vielleicht falsch gebetet hatte, um das Falsche – oder zur falschen Zeit. Ob Beten wirklich hilft, war auf diesem Wege nie zu klären. Und so ließ ich es bald wieder sein. Doch ist mir inzwischen klar geworden, dass ich von falschen Voraussetzungen ausging. Denn die Frage ist gar nicht zuerst, ob Beten hilft, sondern wobei und wozu es denn helfen soll! Es kann ja kaum die Absicht eines Christen sein, Gott zu etwas zu überreden, was er anderenfalls nicht gewollt oder nicht getan hätte – so als müssten wir ihm mit guten Ideen auf die Sprünge helfen! Worauf es beim Beten aber sonst hinausläuft, habe ich besser verstanden, als ich eine Sammlung alter Gebete zusammenstellte. Denn da fiel mir auf, dass sie einer ganz eigenen Logik folgen, die anders ist, als ich dachte – und dass sie trotz vieler Variationen doch eine gemeinsame Struktur aufweisen.

Die alten Gebete beginnen mit einer Anrufung Gottes, die zugleich immer schon die Gesprächssituation klärt, weil der Beter offen benennt, wer hier mit wem redet. Er weiß, wie groß Gott, und wie klein er selbst ist. Darum wird Gott angeredet als der des Lobes und des Dankes würdige allmächtige Schöpfer und Erlöser. Der betende Mensch hingegen bekennt gleich vorweg, dass er dem Herrn des Himmels als ein geringes und mit Schuld beladenes Geschöpf gegenübersteht. Der Allmächtige hat eigentlich keinen Grund ihm zuzuhören – das weiß und bekennt der Beter ausdrücklich! Doch im nächsten Schritt zieht er dann seine Trumpfkarte, indem er Gott daran erinnert, wie er sich doch schon zu biblischer Zeit der Schwachen erbarmt und sich den Schuldigen zugewandt hat, wenn sie nach ihm riefen. Außerdem hat Christus gerade den Verlorenen zugesagt, für sie da zu sein und sie nicht fortzustoßen, wenn sie zu ihm kommen. Gott will den Sündern gnädig sein! Sie zu retten, hat er seinen Sohn gegeben! An dieses Evangelium hat er sich gebunden und darf dabei behaftet werden. Denn Christus hat versprochen, sich der Mühseligen und Beladenen zu erbarmen, wenn sie vertrauensvoll und entschlossen bei ihm anklopfen. An vielen biblischen Beispielen kann man sehen, dass er's auch wirklich tut! Und unter Berufung auf diese biblischen Vorbilder und Zeugnisse wagt es dann auch der Beter, sich den anderen Bittstellern hinzuzugesellen, damit ihm die gleiche Gnade zuteilwerde wie ihnen. Er möchte auch so einer sein, der nach vielen

Irrwegen bei Gott anklopft, sich der Gnade Gottes ausliefert und sich in seine Hand befiehlt! Und weil er sich als getaufter Christ zur Herde Jesu rechnen darf, nimmt er Gott beim Wort und bittet um Christi willen genau so geschützt, erleuchtet, gestärkt und geführt zu werden, wie es Christus seinen Jüngern zugesagt hat. Er fordert nichts anderes als nur das, was Gott aus Gnaden zu geben versprochen hat! Er fordert also nicht nach Belieben irdische Güter und Vorteile, sondern die geistlichen Gaben der Stärkung, der Bewahrung und Erleuchtung, des Glaubens und der Liebe. Nicht auf zeitliches Wohlergehen zielt sein Gebet, sondern auf die ewige Gemeinschaft mit Gott selbst! Doch auch die wird nicht bloß angestrebt, damit es dem Beter gut geht, sondern damit Gott sich am Beter als der erweist, der er ist – und nach erklärter Absicht für die Seinen sein will. Das wird deutlich ausgesprochen und als Endzweck benannt: Der barmherzige und treue Gott wird gebeten, er möge sich am Beter als barmherzig und treue erweisen. Und der dem Evangelium nach ein Helfer und Retter ist, wird gebeten, er möge sich am Beter auch als Helfer und Retter zeigen – damit alle Welt sehe, dass Gottes Wort nicht trügt, sondern genau so herrlich und verlässlich ist, wie es die Heilige Schrift sagt. In alledem schließt sich der Beter ganz mit Gott und seinen Zielen zusammen. Und so entsteht nie der Eindruck, er wolle Gott etwas „abschwatzen“, was der nicht geben will. Sondern im Gegenteil ist vorausgesetzt, dass Gott herzlich gern gibt, was er im Evangelium zugesagt hat. Und der Beter bittet lediglich, dass er dabei nicht übersehen wird. Er erinnert Gott an seine großen Taten und an die Güte, die er nicht nur Abraham, Mose und David erwiesen hat, sondern auch den namenlosen Blinden und Lahmen, die Jesus hinterherschrien. So wie die auf Gottes Güte setzten, will es auch der Beter tun – er stellt sich sozusagen mit in die Reihe der Mühseligen und Beladenen, hält die Hände auf, wie sie das tun, und bittet erquickt zu werden. Er bittet darum, dass Gott die in der Bibel gezeigte Milde auch auf die Person des Beters anwendet, auf seinen speziellen Umkreis, seine Problemlage und seine Familie. Das aber nicht allein, damit der Beter seinen Willen bekommt, sondern damit sich an ihm Gottes Wille erfüllt, der ja ganz dieselbe Richtung hat. Gottes gute Absicht soll an der Person des Betenden zu ihrem Ziel gelangen, auf dass dieser nicht nur Heil und Frieden findet, sondern auch als sichtbares Zeichen göttlicher Fürsorge zu Gottes Ehre in der Welt stehen, seinen Herrn rühmen und durch den empfangenen Segen selbst zum Segen werden kann. Was den Beter qualifiziert, derartiges zu wünschen, ist aber nie irgendein Verdienst, sondern allein der Umstand, dass er zu Christus gehört und sich auch im Gebet immer wieder Christus und seiner Gnade anbefiehlt. „Ich habe mich in deine Hand gegeben,“ sagt der Beter, „ich habe mich hingegeben und ausgeliefert, bin an Christus gebunden als an meinen alleinigen Halt – und bitte nun, nicht enttäuscht zu werden. Ich bin als Christ nach Christi Namen genannt, mein Schicksal ist mit seiner Treue verknüpft – darum, Herr, zeige der Welt, dass ich nicht auf Sand gebaut habe, sondern erweise dich als herrlich und mächtig an mir, auch wenn ich vielleicht dein schlechtester Diener bin. Du hast Nachsicht auch mit den schlimm Verirrten, wenn sie ihre Dummheiten bereuen – darum reklamiere ich für mich, so einer zu sein.“ Man täuscht sich nicht: das ist ein durchaus frecher Zugriff auf Gottes Güte. Es hat etwas vom Mut der Verzweiflung, Gott derart bei seinen Verheißungen zu packen! Und doch erbitten jene alten Gebete nie etwas anderes als nur das, was sowieso in Gottes guter Intention liegt. Denn dass der Beter von Gott ungetrennt von Gottes Güte leben soll, ist ja ebenso Gottes wie des Beters Wunsch. Gott hat sich in Freiheit an sein Wort gebunden, damit Menschen das als ihre Chance ergreifen! Gottes Gnade ist dazu da, in Anspruch genommen zu werden. Und so schließt der Beter dann seinen eigenen Willen mit dem gnädigen Willen Gottes zusammen und bittet, in diesen gnädigen Willen eingeschlossen zu sein und zu bleiben. Wie das konkret aussieht, wird aber natürlich Gott anheimgestellt. Denn ernsthaftes Beten ist kein „Wunschkonzert“. Ob Gott uns auf leichten oder auf schweren

Wegen zu sich holt, wird ihm nicht vorgeschrieben. Was er an irdischem Wohlbefinden gönnen will, bleibt ihm überlassen – aber eben nicht das ewige Heil, das er verheißen hat. Es bleibt offen, ob Gott uns durch Milde zu sich zieht oder durch Strenge. Die rechten Mittel kennt er ja viel besser. Aber das Ziehen selbst steht nicht zur Debatte. Denn darauf muss und darf der Beter um Christi willen bestehen. Er hat ja sonst nichts, was ihm Hoffnung gäbe oder für ihn spräche, darum muss und darf er hier insistieren. Und so gewinnt das Gebet seine Durchschlagskraft nicht etwa aus der Würdigkeit des Beters (der ja selbst gesteht, unwürdig zu sein), sondern es ist kräftig durch die Güte des Gottes, an den der Beter sich wendet. Denn der bittet gar nicht in seinem, sondern in Christi Namen. Und er bittet auch nicht um irgendetwas, wonach ihm der Sinn steht, sondern letztlich nur um das, wofür er sich auf Christus berufen kann. Erbeten werden nicht beliebige Wohltaten, sondern erbeten wird, was Christus den Seinen versprochen hat – nämlich bei ihnen zu sein, vor Gott für sie gerade zu stehen, sie durch Gottes Geist zu stärken und sie auf holprigen Wegen doch sicher in Gottes Reich zu bringen. Der Beter pocht keineswegs darauf schonend behandelt zu werden, sondern nur darauf, dass Christus ihn nicht aus der Hand gibt. Er rechnet durchaus mit Gottes rauer Pädagogik, erinnert Christus aber zugleich an das gegebene Wort. Und weil man an diesem Wort gar nicht zweifeln kann, ohne Christus damit zu beleidigen, ist die Erhörung des Gebets auch nicht fraglich. Denn so wenig Gott lügen kann, so wenig kann er den Seinen feindlich sein, sie vergessen oder dauerhaft verstoßen. Christus, der so freundlich war sein Schicksal mit dem unseren zu verknüpfen, wird keine Seele verlieren, die sich ihm anvertraut. Und so werden konkrete Bitten nicht vorgebracht, auf dass der Mensch zufrieden sei, sondern damit Gott sich an ihm als sein Gott erweise, und das Schicksal des Beters Gottes Ruhm vermehre. Der Allmächtige wird zu nichts gedrängt, was ihm fremd ist – allein die Vorstellung wäre schon absurd! Aber er wird aufgefordert, sich auch im Leben des Beters als der zu erweisen, der er nach biblischem Zeugnis ist. Und diese durchaus robuste Forderung wird nie anders begründet, als durch Gottes erklärte Absicht und durch die vielen biblischen Vorbilder. „Du bist der, der an Abraham, Isaak und Jakob dies und das getan hat,“ sagt der Beter, „darum tue Entsprechendes bitte auch an mir. So und so hat dich David in den Psalmen gepriesen, darum lass mich Gleiches erfahren, damit auch ich dein Lob vermehre. Und bin ich auch noch schlechter als der Schächer am Kreuz, darf ich dennoch bitten, wie dieser dich bat“. Das ist aber kein Versuch, Gott etwas „abzupressen“, was er nicht geben will – und das Gebet ändert auch nicht Gott oder seinen Willen –, sondern verändert wird der Mensch, der durch sein Beten immer mehr Gott entspricht. Wo Gott sich Freiheit vorbehalten hat, versucht der Beter nicht, ihn zu binden. Wo Gott sich aber durch Verheißungen gebunden hat, da nimmt der Beter ihn fröhlich beim Wort. Wo Gott sich versagt und schweigt, will der Beter nichts erzwingen. Wo ihm Gott aber ausdrücklich die Hand reicht, lässt er sich das nicht zweimal sagen. Er versucht Gott nicht vorzuschreiben, wann, wo und wie er sich als treu erweisen soll, verlässt sich aber drauf, dass es geschehen wird. Er hängt sich an Christus dran und lässt um keinen Preis los. Er wahrt aber in diesem Zugriff stets die Ehrfurcht und Demut. Der Beter schmiegt sich an Gott, wie das Kind an den Vater. Er „passt“ so gut zu ihm, wie der Handschuh zur Hand. Was sich aber mit Gott und seiner Nähe nicht verträgt, das wird nicht nur aus dem Gebet ausgeschieden, sondern nach und nach auch aus dem Leben des Beters, weil der ja betend Gott unter die Augen tritt und dabei merkt, worauf Gottes Auge nicht mit Wohlgefallen ruht. Ja, die beschriebenen Weisen, vor Gott zu argumentieren, verhindern fast automatisch, dass man um das Falsche bittet.

(1) In der ersten Form erinnert der Beter an ein biblisches Vorbild und sagt: „Herr, so wie du Abraham geführt hast und deinem Volk als Feuersäule vorangegangen bist, so weise auch mir den Weg. Wie du Noah vor der Flut und Daniel vor den Löwen gerettet hast, so schütze auch

mich in meiner Not. Wie du Hiob aus seinen Leiden und Lazarus aus dem Grab befreit hast, so befreie auch mich und gewähre mir dasselbe".

(2) Eine zweite Form der Argumentation verankert die eigene Bitte in dem, was Gott fordert und verheißt. Der Beter ruft: „Herr, weil du die Ehe gestiftet hast und sie segnen willst, verleihe mir das Geschick, mit meiner Frau gut auszukommen. Weil du mich mit einem Amt betraut hast, gib mir auch die Weisheit, die ich brauche, um es recht auszuführen. Weil du Früchte des Glaubens sehen willst, darum erfülle mich mit den Gaben deines Heiligen Geistes. Weil ich aus eigener Vernunft nicht zu dir kommen kann, darum leite du mich in deiner Wahrheit. Und weil du Gutes in mir angefangen hast, darum gib mir auch die Kraft zur Vollendung".

(3) Die dritte Form der Argumentation ist der zweiten ganz ähnlich, weil sie die eigene Bitte mit Gottes erklärten Zielen verknüpft und sich mit ihm in gemeinsamer Absicht zusammenschließt: „Herr, behüte uns vor Versuchungen, damit wir dir treu dienen können. Gib deiner Kirche treue Prediger, damit sie deinen Widersachern Einhalt gebieten. Und öffne unsere tauben Ohren, damit dein Reich inwendig zu uns komme. Erlöse uns von der Gewalt der Finsternis, damit wir als Kinder des Lichts vor dir wandeln. Mach uns kräftig in Werken der Liebe, damit die Welt über deine Güte staune. Und schenke uns Liebe zur Wahrheit, damit wir standhaft bei deinem Wort verharren."

(4) In einer vierten Argumentation wird Gott aber darauf hingewiesen, dass das Schicksal seiner Gläubigen unmittelbar mit seiner Ehre und seinem Namen verknüpft ist, weil ein Scheitern der Kinder auf ihn als Vater zurückfallen müsste: „Herr, stehe uns bei, damit nicht recht behalten, die sagen, du hättest uns verlassen. Streite wider unsere Bestreiter, damit sie sich nicht rühmen, sie hätten über dich gesiegt. Lass die Christenheit nicht zuschanden werden, auf dass dein Name nicht gelästert werde. Schaffe Recht und Gerechtigkeit, auf dass du beweist deine Macht unter den Völkern. Und nimm weg von uns alles, was dir missfällt, auf dass wir wandeln im Glanz deiner Gnade".

Im Grunde kann man das in ein einziges Votum zusammenfassen: „Herr, mach es so mit mir, wie es zu deiner Ehre und zu meiner Seligkeit das Beste ist". Solches Beten steht in biblischer Tradition. Und wenn's auch „bauernschlau" und „durchsichtig" erscheint, sorgen die beschriebenen Muster doch dafür, dass aus dem Gebet alles herausfällt, was zum Willen Gottes nicht positiv ins Verhältnis gesetzt werden kann. Das wirklich Verkehrte erweist sich ganz von selbst als nicht anschlussfähig – und findet dann im Gebet auch keinen Raum. Der Beter versucht zwar, Gott in Gottes Worten zu fangen – das ist offensichtlich. Aber verwerflich ist es nicht. Denn eben dazu hat Gott sein Wort gegeben, dass man ihn dabei behaften könne. Wo ertappt man also den Glauben „auf frischer Tat" und wo sieht man ihn lebendig „in Aktion"? Just in einem solchen Gebet, das mit Gott immer wieder Fühlung nimmt, und in dem der Beter Gottes Nähe suchend zu sich selbst findet! Dem Schöpfer gegenüber wird er sich seiner Kreatürlichkeit bewusst und dem Gesetzgeber gegenüber fallen ihm seine Pflichten ein. Im Angesicht des Richters spürt er seine Schuld und im Angesicht seines Heilands kommt er zur Ruhe. Hat er aber seinen Frieden oder seine Würde verloren, findet er beides wieder, sobald er die Hände faltet, die eigene Wirrnis vor Gott ausbreitet und ihn in schlichter Logik bittet: „Herr, den Umkehrenden hast du zugesagt, dass sie bei dir offene Türen finden – weil ich aber auch so einer bin, gewähre mir dasselbe. Herr, den Blinden, die zu dir rufen, hast du versprochen die Augen zu öffnen – weil ich aber auch im Dunklen sitze, gewähre mir dasselbe. Herr, den Sterbenden, die zu dir flehten, hast du ewiges Leben geschenkt – weil ich nun aber auch fast am Ende bin, gewähre mir dasselbe". Man pocht da nicht auf ein Recht, sondern bittet um Christi willen und in seinem Namen, weil nur die Berufung auf ihn unserem Gebet Gewicht verleihen kann. Und so verschieden die Lebenssituationen auch sind, erbittet man doch ei-

gentlich immer dasselbe: dass nämlich, was den Jüngern Jesu zugesagt ist, auch auf uns selbst Anwendung finde. Es geht nie darum, Gottes Willen zu ändern, sondern wir bitten ihn lediglich, seinen längst bekannten, guten Willen an uns zu vollstrecken und uns (auch wenn wir schlechte Christen sind) bloß nicht davon auszunehmen. Wenn sie mir aber erlauben, dafür ein Bild zu gebrauchen, so sind es die frisch geschlüpften Vögelchen im Nest einer Amsel. Wenn deren Mutter mit Futter im Schnabel das Nest erreicht, recken sich die Kleinen hoch, schreien und reißen den Schnabel auf. Dass tun sie aber nicht, weil sie die Mutter erst „umstimmen“ oder zum Füttern überreden müssten: an ihrer guten Absicht besteht ja kein Zweifel! Sondern die kleinen Vögel machen gerade darum auf sich aufmerksam, weil ihnen die gute Absicht der Mutter bekannt ist und jedes für sich seinen Teil abhaben will. So steht mit dem Evangelium auch Gottes gute Absicht längst fest. Der einzelne Beter aber macht auf sich aufmerksam, weil er keinesfalls übersehen werden möchte. Er besteht darauf, ganz persönlich ein Anwendungsfall für Gottes Güte zu sein. Er schreit nach dieser Güte, damit sie bloß nicht an ihm vorübergehe. Gott aber muss nicht erst gedrängt werden, dem Wunsch zu entsprechen, sondern freut sich, wenn wir ihn beim Wort nehmen. Hilft also beten? Ja, klar! Man muss nur wissen, wozu.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Seelsorge

Wie ein Gespräch zum Glauben – und der Glaube zum Leben hilft...

Kaum jemand bestreitet, dass die Seelsorge zu den zentralen Aufgaben der Kirche gehört. Sie erfreut sich großer Anerkennung. Doch was ist eigentlich ihr Ziel? Und wie geschieht Seelsorge? Ist das eine Art allgemeiner Lebensberatung? Wird dem Menschen dabei „gut zugeredet“? Oder hilft ihm der Seelsorger bei einer Revision seiner inneren Verfassung? Redet man sich seine Probleme von der Seele? Oder ist Seelsorge die christliche Variante der Psychotherapie? Der Begriff scheint sehr dehnbar zu sein. Und klarer wird die Sache erst, wenn man auf den biblischen Ursprung zurückgeht. Denn so wie jeder kirchliche Auftrag kommt auch der zur Seelsorge direkt von Jesus Christus und folgt seinem Beispiel: Christus selbst führte durch die Berufung seiner Jünger die erste Gemeinde zusammen. Und zweifellos war er nicht nur der Lehrer dieser Jünger, sondern auch ihr Seelsorger, indem er sie in langen Gesprächen mahnte und tröstete, förderte und forderte, hinterfragte und stärkte. Das war seine Art, für ihre Seelen zu sorgen. Denn wie jeder gute Hirte hat er seine Herde nicht nur gesammelt, sondern auch jedes der Schafe mit wachen Augen wahrgenommen, um es gesund zu erhalten, gut zu nähren und vor Gefahren zu bewahren. Als Christi Zeit auf Erden zu Ende geht, will er auch nicht, dass seine Herde sich zerstreut, sondern dass sein Hirtendienst Fortsetzung findet. Darum spricht er zu Petrus: „Hast du mich lieb?“ Und als Petrus das bejaht, sagt Jesus: „Weide meine Schafe!“ (Joh 21,15-17). Dreimal fragt Jesus! Und dreimal gibt er denselben Auftrag, so dass überdeutlich wird: Die Liebe zu Jesus soll sich künftig zeigen in der Fürsorge für die Seinen. Jesus hat die Jünger aneinander verwiesen, damit einer dem anderen Ratgeber und Helfer sei. Und so wie Jesus selbst sich als Hirte versteht (Joh 10), wissen auch seine Jünger, dass ihnen die Herde Gottes anbefohlen ist (1. Petr 5,1-4; Apg 20,28; Eph 4,11; Lk 15,1-7). Was das aber konkret bedeutet, ist vor allem Hesekeil 34 zu entnehmen, wo der Hirtendienst beschrieben wird als: sich der Herde annehmen, die Schwachen stärken, die Kranken heilen, die Verwundeten verbinden, die Verirrten zurückholen, die Verlorenen suchen, die Zerstreuten sammeln, die Hungrigen weiden, die Müden lagern und die Starken behüten. Das Ganze ist nach wie vor Jesu eigenes Projekt, weil er der „Hirte“ ist, in dessen Auftrag Seelsorger handeln. Und nach wie vor geht es um mehr als bloß um das mentale Wohlbefinden des Menschen. Denn das Ziel der Seelsorge liegt darin, dass der Gesprächspartner als Glied der Heilsgemeinde geistlich gedeihen soll. Der Hirtendienst will verirrte Menschen in die heilvolle Gemeinschaft mit Gott zurückführen und jene, die bereits darin stehen, auf dem guten Weg bewahren, festigen und fördern. Denn welchen größeren Dienst könnte man einem Menschen leisten – oder wodurch sonst würde er „heil“? Gott schuf den Menschen, um mit ihm in Gemeinschaft zu stehen! Wenn aber in dieser Gemeinschaft die wahre Bestimmung des Menschen liegt, kann es gelingendes Leben nur dort geben, wo die Gemeinschaft mit Gott gesucht, erkannt, bekannt und in ihren Konsequenzen bejaht wird. Das geschieht nicht anders als durch den Glauben. Und so kann Hirtendienst als Hilfe zu gelingendem Leben nur darin bestehen, dass einer dem anderen im Glauben voran hilft. Seelsorge fragt darum nicht, ob der Mensch mit sich selbst oder seiner Umwelt im Einklang, sondern ob er mit Gott im Reinen ist. Und sie zielt auch nicht bloß auf sein subjektives Wohlbefinden. Denn schließlich kann man sich in der Entfremdung von Gott sehr „wohl“ befinden und sich mitten im Falschen höchst „richtig“ fühlen! Ein Mensch kann gesund und munter seiner Verdammnis entgegengehen, wie er auch in sehr kläglicher Verfassung Erlösung finden kann. Darum ist es eine ganz andere Frage, ob der Gesprächspartner „gut funktioniert“ und mit seinem Alltag klarkommt, oder ob er Frieden hat mit Gott. Psychothera-

pie und Seelsorge folgen sehr unterschiedliche Vorstellungen von „gelingendem Leben“ – und sind darum in der Bestimmung ihres Zieles nicht so eng verwandt, wie man es häufig unterstellt! Denn es erfolgt zwar hier wie da eine gesprächsweise Zuwendung in guter Absicht. Doch nur die Seelsorge will eine Fortsetzung dessen sein, was Jesus seinen Jüngern tat, als er ihnen den Willen und die Liebe Gottes so nahe brachte, dass sie aus der Entfremdung vom Vater zu neuer Gemeinschaft fanden. Und mit weniger sollte ein Seelsorger nicht zufrieden sein. Denn nach christlicher Überzeugung gibt es gelingendes Leben überhaupt nur in der Gemeinschaft mit Gott. Und wer einem Menschen im tiefsten Sinne Gutes tun will, wird darum nicht ruhen, bis er ihn hinsichtlich dieses Zieles gefördert hat.

Doch wie geschieht das? Welcher Mittel bedient sich die Seelsorge? Sie sind nicht spektakulär, sondern entsprechen in vielem dem, was auch ein guter Freund tut. Er hört geduldig zu, schenkt Zeit und Aufmerksamkeit, ermutigt und ermahnt, zeigt Verständnis und Mitgefühl, rät und tröstet, bestätigt das eine und hinterfragt das andere, lässt sich erzählen, denkt mit, bringt Ideen ein, schweigt aber auch und enthält sich aller Besserwisserei. Wer das hinbekommt, tut schon ganz viel. Und wenn er dem anderen sein Ohr leiht, um mit ihm seine Lebenssituation liebevoll und konstruktiv-kritisch zu durchdenken, leistet er wertvolle Hilfe. Doch die Absicht der Seelsorge geht über das mitmenschliche „Für-einander-da-sein“ hinaus. Ihre wichtigste Hilfe zum Leben besteht in der Hilfe zu jenem Glauben, der seinerseits dann menschliches Leben gelingen lässt. Dieser Glaube kann nicht übergestülpt oder aufgeschwätzt, sondern nur angeboten werden. Fromme Aufdringlichkeit verbietet sich schon allein, weil der Heilige Geist nicht genötigt werden kann. Und doch darf man versuchen, ihm den Weg zu bereiten, indem man auf drei Ziele hinarbeitet. Nämlich:

- 1. Dass der Gesprächspartner alle Aspekte seines Lebens mit Gott in Beziehung setzt – mögen sie erfreulich sein oder unerfreulich.**
- 2. Dass er begreift und anerkennt, wie der Gesamtbestand seines Lebens Gottes verwerfendem Urteil unterliegt, sofern er (in Adam) Sünder ist.**
- 3. Dass er begreift und anerkennt, wie der Gesamtbestand seines Lebens Gottes begnadigendem Urteil unterliegt, sofern er (in Christus) erlöst ist.**

Natürlich kleidet man den Sachverhalt in Worte, die dem Gesprächspartner angemessen sind, und akzentuiert nichts, was ihm ohnehin lebendig vor Augen steht. Doch letztlich wird jede heilvolle Begegnung mit Gott diese drei Einsichten mit einschließen. Und wo eine davon fehlt, wird man die anderen derart missverstehen, dass die Begegnung nicht mehr heilvoll sein kann. Man ist deswegen nicht berechtigt, seinem Gegenüber diese Wahrheiten „um die Ohren zu hauen“. Man hat schließlich selbst ein Leben lang zu tun, sie auf sich anzuwenden! Doch darf man, wenn der andere nachfragt, aus den eigenen Denkvoraussetzungen auch kein Geheimnis machen, sondern muss offenlegen, inwiefern die Wahrheiten, die man ihm zumutet, auch Grundbestand des eigenen Selbstverständnisses sind.

Zu Punkt 1

Vielleicht gab es Zeiten, da die Menschen ganz von selbst alles, was sie beglückte oder bedrückte, mit Gott in Verbindung brachten. Doch heute ist das ein großer gedanklicher Schritt. Darum wird man, wenn der Gesprächspartner seine Lebenssituation ausführlich geschildert hat, und Gott darin nicht vorkam, behutsam nachfragen, wie er da wohl „ins Bild“ gehört.

Denn einem Christen kann man diese Frage nicht verdenken. Wenn man von rein praktischen Fragen absieht, gibt es überhaupt kein großes Lebensproblem, das ohne Einbeziehung Gottes recht verstanden oder gelöst werden könnte! Das Gesprächsthema lautet also nicht wirklich: „Ich und meine marode Firma“, „Ich und meine unzufriedene Frau“, „Ich und meine schlimme Krankheit“, „Ich und mein ungestillter Lebenshunger“, sondern da ist immer ein weiterer Faktor im Spiel. Und schon allein dadurch, dass der Seelsorger nach Gottes Rolle fragt, kann eine festgefahrene Konstellation in Bewegung kommen. Denn es geht dann um „Du, Gott und deine Firma“, um „Du, Gott und deine Frau“, um „Du, Gott und deine Krankheit“. Es sind nie nur zwei, sondern immer mindestens drei Instanzen zu berücksichtigen, da wir nicht nur Menschen neben uns, sondern auch Gott über uns haben. Das Drama des individuellen Lebens spielt sich unter den Augen des Allmächtigen ab, der dazu das Drehbuch schreibt! Und wenn der Gesprächspartner die Frage nicht aufwirft, darf man sie durchaus anregen: „Was meinst du, wie steht eigentlich Gott zu den Dingen, an denen du dich reibst?“ „Welchen Reim machst du dir darauf, dass Gott dir diese Situation nicht erspart?“ „Inwiefern ist die aktuelle Herausforderung ein Teil deiner Beziehung zu Gott?“ Der Seelsorger darf keinesfalls den Anschein erwecken, als ob er die Antwort wüsste. Es kommt ja alles darauf an, dass der Gesprächspartner seine eigene Antwort findet! Aber der Seelsorger darf der Überzeugung Ausdruck verleihen, dass es im menschlichen Leben nichts gibt, das nicht mit Gott zu tun hätte. Und für einen Gesprächspartner, der sich gedanklich vielleicht seit Langem im Kreis dreht, kann schon das erhellend sein, weil damit ein Faktor ins Spiel kommt, den er bisher nicht „auf dem Schirm“ hatte. Jede Ergänzung verändert das Gesamtbild. Und die Einbeziehung Gottes verändert es niemals nur peripher. Denn wenn Gott ist, wie ihn die Bibel bezeugt, dann ist er das maßgebliche „woher“ und „wohin“ aller Dinge – und folglich auch der entscheidende Bezugspunkt ihrer Bewertung. Ja, Gott selbst ist dann der „größere Kontext“ all unserer Freuden und Nöte, so dass wir sie nur im Zusammenhang mit ihm richtig sehen und einschätzen können. Der Ehepartner ist also nie nur der Ehepartner, sondern stets der Mensch, den Gott mir als Gabe und Aufgabe anvertraut hat. Mein Beruf ist neben dem Broterwerb immer auch ein Feld, auf dem ich meinen Mitmenschen dienen soll. Meine Gaben und Talente habe ich nicht umsonst bekommen, sondern mit dem Auftrag, sie im Sinne meines Schöpfers einzusetzen. Und die Familie, in die ich eingebunden bin, wurde mir von Gott zugewiesen, damit ich darin beheimatet und verortet sei. Die ärgerlichen Schwierigkeiten, die Gott mir nicht erspart, mutet er mir vielleicht zu, damit ich darin meinen Glauben bewähre. Und sollte ich dabei scheitern, wird wiederum mein Versagen eingebettet sein in den Kontext göttlichen Erbarmens. Mein schuldhaftes Tun ist auf Gottes Richten bezogen und offenbart nur in diesem Zusammenhang seine abgründige Schwere. Meine planlose Verwirrtheit bleibt stets umfassen von Gottes Vorsehung. Meiner Vergänglichkeit steht provozierend Gottes Ewigkeit gegenüber. Und mein Tod hat unmittelbar mit der Auferstehung Christi zu tun. Die mir gegönnten Freuden rühren offen oder verdeckt von Gottes Güte her. All mein Forschen ist ein Versuch, Gottes kreative Gedanken nach-zu-denken. Wo ich fruchtbar bin, manifestiert sich darin Gottes Freude am Leben. Und meiner Trauer korrespondiert jederzeit Gottes großer Trost. Isoliert man eines dieser Dinge und blendet Gott bei seiner Betrachtung aus, so verliert es augenblicklich den Sinn, den es als Teil meiner Gottesbeziehung haben könnte. Es fällt damit aus dem Rahmen, in den es gehört, und verkehrt sich in etwas anderes. Denn Wohlstand wird dann zum Götzen, und Erfolg macht eitel. Menschen sinken zu bloßen Mitteln herab, und Liebe verkommt zum Deal. Das Schicksal erscheint als Zufall, alle Ziele wirken beliebig, und jeder Wert „relativ“. Aus dem Zusammenhang mit Gott gerissen verliert jedes Ding seine wahre Bedeutung. Denn in Wahrheit sind alle Dinge nur das, was sie in Gottes Augen sind. Und wer sie unter einem anderen Ge-

sichtspunkt zu deuten versucht, greift zwangsläufig daneben. Denn wer in einem großen Gesamtbild die Hauptsache ausblendet, vermag auch den Rest nicht mehr zutreffend zu interpretieren. Ist Gott aber im Gesamtbild die „Hauptsache“, und mein Leben gehört zum „Rest“, so werde ich – von Gott absehend – auch mich und meine Lage missverstehen. Wo Seelsorge diesbezüglich Augen öffnet, wird sie schon dadurch zu einer großen Hilfe!

Zu Punkt 2

Fängt jemand an, Gott in die Betrachtung seiner Lebenssituation mit einzubeziehen, so „ad-diert“ er nicht bloß einen Faktor hinzu, während der Rest gleich bleibt, sondern er merkt, dass die Dinge – im Zusammenhang mit Gott betrachtet – neu zu bewerten sind. Und sofern sie in seinem seelischen Haushalt Gottes Stelle einnehmen, weil sie dem Menschen höchstes Gut, oberste Autorität, größter Stolz, letzte Instanz, wichtigste Herzensangelegenheit, Priorität oder Lebensinhalt sind, muss die Neubewertung eine radikale Entwertung sein. Denn was im seeli-schen Haushalt mit Gott konkurriert (was dort seine Funktion innehat oder seinen Platz ein-nimmt), muss ihm weichen und herabgestuft werden, bis es auf seine natürliche Größe redu-ziert ist. Die fraglichen Instanzen mögen an sich so gut sein wie Bildung, Ansehen, Freund-schaft, Wohlstand und Liebe. Doch sobald der Sünder sie als Werkzeuge seiner Selbstbehauptung gegen Gott benutzt, verdirbt er sie. Und es gibt keinen Menschen, der das nicht versuche-te. Was ihn eigentlich mit Gott verbinden sollte, gebraucht er, um Gott damit auf Distanz zu halten. Er nutzt die Gabe, um vom Geber unabhängig zu werden. Er liebt das Geschaffene mehr als den Schöpfer. Und er vertraut seiner Vernunft eher als dem Allwissenden, der sie ihm gab. Als Sünder möchte der Mensch selbst das Maß aller Dinge sein und keiner Gnade bedürfen, um möglichst autonom aus eigener Vollmacht zu leben. Doch dieses Projekt scheitert, weil alle Instanzen, die ihm Gott vertreten und ersetzen sollen, mit dieser Erwartung überfordert sind. Was immer der Mensch zu seinem Götzen erhebt, damit es ihm Halt gebe – es wird zuletzt nicht leisten, was er sich davon erhofft. Und oft ist es genau diese Enttäuschung, die Men-schen in die Seelsorge treibt. Denn sie erfahren auf bittere Weise, dass menschliche Liebe und menschliche Klugheit nicht halten, was sie sich davon versprochen. Wo sie Anerkennung zu ihrem Lebensinhalt machten, leiden sie, sobald mit dem Erfolg auch ihr Lebenssinn schwin-det. Sie entdecken zu spät, dass es dumm war, sich auf seine „eiserne Gesundheit“ oder seinen „eisernen Willen“ zu verlassen. Und haben sie ihr Herz an Vergängliches gehängt, das ihnen durch die Finger rinnt, fühlen sie sich vom Leben betrogen. Sie meinen, ihnen geschehe Un-recht, und erwarten bedauert zu werden. Doch bei allem Mitgefühl muss Seelsorge hier auf billigen Trost verzichten und muss den Betroffenen die Augen dafür öffnen, dass sie keines-wegs einem bösen Schicksal aufgesessen sind, sondern ihrer eigenen Fehleinschätzung. Es ist nicht die Schuld der Welt, wenn wir in ihr vergeblich suchen, was nur bei Gott zu finden ist! Wir sind selbst schuld, wenn wir der Erde abfordern, was nur der Himmel geben kann! Und machen wir aus den guten Dingen, die Gott uns anvertraut, Werkzeuge unsrer Eitelkeit, Mittel der Selbstliebe und Bollwerke gegen Gott, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn er uns diese Waffen eines Tages aus der Hand schlägt. Es ist kein Mangel der Schöpfung, wenn sie unsere Sehnsucht nach Vollkommenem nicht befriedigt, denn diese Sehnsucht meint Gott. Und wer trotzdem ohne ihn auszukommen versucht, darf sich über die selbstverschuldete Frustration nicht beklagen. Denn es war ja nicht Gottes Idee, dass wir nach eigenen Regeln von uns selbst und für uns selbst leben sollten. Sich von Gott zu emanzipieren, ist das anmaßende Projekt der Sünde. Und weil wir nicht nur dies und das, sondern den Gesamtbestand unseres Daseins in dieses Projekt mit einbeziehen, unterliegt auch dieser Gesamtbestand unseres Daseins Got-tes vernichtendem Urteil. Weil Gott verneint, was ihn verneint, muss Adams Projekt scheitern.

Und je früher das geschieht, desto eher wird Platz für etwas Besseres. Darum verkneife man sich in der Seelsorge die „Kopf-hoch-Sprüche“ und scheue die kritischen Fragen nicht: Du gebrauchst deine Kräfte anders, als es im Kontext von Gottes Wille und Gebot angemessen wäre? Du dienst mit deiner Gesundheit und deiner Intelligenz nicht Gott und dem Nächsten, sondern dir selbst? Während andere leiden, kreist du gedanklich um deinen Vorteil und dein Vergnügen? So nimm zur Kenntnis, dass du damit alles verdorben hast, was dein Schöpfer dir anvertraute, und aus der Gemeinschaft mit ihm herausgefallen bist! Gott weiß längst, dass dein Herz böse ist von Jugend auf (1 Mose 8,21). Und wenn er dir gerade etwas weggenommen hat, musst du darüber nicht klagen. Denn wenn du diesen Kurs beibehältst, wird er dir den Rest auch noch nehmen. Gegen den Heiligen streitest du vergeblich, darum schwenke lieber die weiße Fahne und gib dich geschlagen, damit vielleicht Gottes Erbarmen noch rettet, was du nicht retten kannst...

Will das jemand hören? Sicher nicht! Und trotzdem muss es gesagt werden. Denn wer die Diagnose nicht kennt, ist zur Therapie nicht bereit. Wer das Projekt „Sünde“ nicht aufgibt, wird mit dem Projekt „Glaube“ nicht vorankommen. Und wenn der Adam in uns nicht stirbt, kann der Christ in uns nicht auferstehen. Doch wehe dem Seelsorger, der das Gesetz in seiner Strenge geltend macht, ohne es ausdrücklich auch auf sich selbst anzuwenden! Man kann hier das Nötige nur sagen, wenn man sich selbst unmissverständlich mit einschließt. Denn der Gesprächspartner muss wissen, dass ich von einem Urteil rede, das mir selbst genauso gilt wie ihm. Der Seelsorger ist nicht Richter seines Bruders, sondern sitzt als Sünder neben ihm auf der Anklagebank. Und wehrt sich der Bruder mit Händen und Füßen gegen die Zumutung, sich Gottes Urteil zu beugen, darf man nie vergessen, wie schwer es einem selbst fällt. Man darf den Balken im eigenen Auge weder vergessen noch verschweigen (Mt 7,1-5). Dass aber menschliches Leben in eine tiefe Krise gerät, sobald man es ernstlich mit Gott in Beziehung setzt, ist unvermeidlich – und kann dem Gesprächspartner nicht erspart werden. Denn der Heilige selbst erscheint auf der Bildfläche. Und vieles, das uns bei schummriger Beleuchtung normal erschien, erweist sich in seinem unerbittlich hellen Licht als Unrat, Dreck und Kot (Phil 3,8). Solange Gottes Gegenwart nicht bewusst ist, scheint uns vieles akzeptabel, das dann nicht mehr bestehen kann. Und vieles, worauf wir stolz waren, verliert seinen Glanz. So ist es unvermeidlich, dass Gott uns erst einmal stört. Er stört unseren faulen Frieden und zerstört das Bild, das wir von uns hatten. Doch etabliert sich nur so die neue Ordnung, um derentwillen die alte weichen muss.

Zu Punkt 3

Dass Gottes Strenge schwer zu vermitteln ist, wird niemanden verwundern. Doch trifft auch Gottes Milde auf Kopfschütteln und beharrlichen Widerstand. Denn wer Gottes Gesetz halbwegs verstanden hat, muss sein Evangelium „unglaublich“ finden. Tatsächlich ist es das auch! Das Evangelium ist eine unglaublich gute Botschaft, die nicht bloß den „vorzeigbaren“ Teilaspekten der Person gilt, sondern – dort wo Glaube ist – den Gesamtbestand des Lebens meint. Und manchmal besteht Seelsorge nur darin, diesem freundlichen Wort Gottes Geltung zu verschaffen, bis es genauso ernst genommen und genauso akzeptiert wird wie das Gesetz. Der Weg ist aber kein anderer, als der schon beschrieben – dass man nämlich dort, wo Gott mit seiner Gnade nicht ausreichend im Blick ist, diese Beziehung aufdeckt und bewusst macht. Hat jemand einen Schicksalsschlag erlitten, so muss ein Christ nicht zweifeln, dass der in Gottes Plänen einen verborgenen Sinn hat, denn der gute Gott kann es mit den Seinen nicht böse meinen. Kennt jemand sich selbst nicht mehr und ist tief verwirrt, so darf man ihm sagen, dass jedenfalls Gott ihn kennt und ihn zu seinem Kind und Ebenbild bestimmt hat. Entdeckt

jemand den Abgrund in sich selbst und erschrickt, so darf man ihm versichern, dass Gott das Problem längst gesehen und die nötigen Maßnahmen ergriffen hat. Hält sich jemand für einen hoffnungslosen Fall, darf man ihn darüber aufklären, dass es so etwas bei Gott gar nicht gibt. Und hungert er nach Gerechtigkeit, kann man ihm versichern, dass Gott seine Leidenschaft teilt und spätestens am jüngsten Tag für vollste Gerechtigkeit sorgen wird. Meint einer, sein Glaube widerspräche allem Augenschein, so darf man daran erinnern, dass bisher noch jeder Jünger (und dass sogar Christus am Kreuz) dasselbe erfuhr. Zweifelt einer, ob er im Leben noch eine Aufgabe hat, kann man sagen: Ja klar, ganz sicher – denn sonst wärest du nicht mehr da! Fragt sich eine treue Seele, was wohl der Lohn ihrer Mühen ist, kann man versichern: Gott selbst wird dein Lohn sein und wird dir alles aufwiegen! Hat einer großen Besitz verloren, darf man ihn damit trösten, dass er nun mit leichterem Gepäck Gott entgegenreist, und weniger Ballast bleibt, der ihn auf der Erde festhalten könnte. Hat einer Überdruß am trügerischen Glück dieser eitlen Welt, so kann man ihn auf eine bessere Welt verweisen, die jedem Gläubigen offen steht. Redet er aber von Schuld, so darf man ihn an das Opfer erinnern, das Christus zu keinem anderen Zweck brachte, als schwere Fälle wie ihn jeglicher Schuld zu entledigen und in Freiheit zu setzen. So vieldimensional wie des Menschen Not, so vieldimensional ist auch das erlösende Werk Christi! Und gelingt es einem Menschen, sein eigenes Elend in den Kontext dieses Werkes einzuzeichnen, so ist es schon halb überwunden. Denn wie könnten unsre endlichen Verfehlungen gegen Gottes unendliche Gnade die Oberhand behalten? Seelsorge muss da gar nicht appellieren, sondern darf sich zwingender Logik bedienen, um dem Evangelium volle Geltung zu verschaffen – weil ja nicht einzusehen ist, wie Gottes guter Wille durch menschliches Versagen zu Fall kommen könnte. Als Christen sehen wir dieses Versagen durchaus! Wir sehen aber zugleich, dass Gott es kompensieren will. Und uns ist bewusst, dass seine Güte weit mächtiger ist als unsere eigene Fehlbarkeit, die unsrem Heil entgegensteht. So liegt es dann auf der Hand und kann leicht gefolgert werden, wie die Sache ausgehen wird! Oder könnte einer so arm werden, dass Christi Reichtum es nicht aufwöge? Könnte einer so dumm sein, dass Gottes Weisheit zum Ausgleich nicht genüge? Oder wäre je einer so restlos tot, dass der lebendige Gott ihn nicht beleben könnte? Eines Christen Trost ist notorisch größer als sein Elend. Nur vergessen wir das leider – und bedürfen dann der Erinnerung durch einen Seelsorger, der uns vor Augen führt, was aus den Voraussetzungen unseres Glaubens zwingend folgt: dass nämlich Gottes „Ja“ zu uns immer schwerer wiegt als alles „Nein“, das irgendwer dagegen anführen mag. Gottes Gnade zu vertrauen, ist uns nicht bloß erlaubt, sondern ernstlich geboten. Wir müssten Gott schon der Lüge verdächtigen, um diesbezüglich unsicher zu sein! Und wenn wir auch jeden Bruder verstehen, der an sich selbst verzweifelt, können wir doch nicht zulassen, dass er an Gott verzweifelt. Denn Glaube besteht darin, nicht nur eines, sondern beide Urteile Gottes gelten zu lassen – und den Widerstand gegen Gottes Wahrheit in beider Hinsicht aufzugeben.

Wo endet dieser Prozess? Und wohin führt das seelsorgerliche Gespräch im optimalen Fall? Es führt dazu, dass die Gesprächspartner bei all ihrer Verschiedenheit doch unter zwei Gewissheiten zusammenfinden, die S. Kettling treffend formuliert hat. Nämlich:

„(1) Ich akzeptiere, dass ich unannehmbar, inakzeptabel bin und bleibe, ein „verlorener und verdammter Sünder“.

(2) Ich akzeptiere, dass ich als dieser Unannehmbare, als dieser Inakzeptable allein um Christi willen akzeptiert bin.“

(S. Kettling, „Typisch evangelisch: Grundbegriffe des Glaubens“, S. 30)

Es gilt Gott in beiden Urteilen Recht haben zu lassen. Und wenn man eins von beiden einschränkte oder wegließe, würde das andere nicht mehr wahr sein. Denn zum Christ-Sein gehört immer beides. Bonhoeffer definiert völlig richtig: „Christ ist der Mensch, der sein Heil, seine Rettung, seine Gerechtigkeit nicht mehr bei sich selbst sucht, sondern bei Jesus Christus allein.“ Warum aber sucht er sein Heil nicht mehr bei sich selbst? Weil er Gottes Gesetz und somit Kettlings Satz (1) verstanden hat! Und warum sucht er sein Heil bei Jesus Christus allein? Weil er Gottes Evangelium und somit Kettlings Satz (2) verstanden hat! Wenn man also den banalen Vergleich entschuldigt, so sind dies die beiden Leitplanken, die den Christen hindern, von seinem Weg nach links oder rechts abzukommen. Satz (1) verhütet Übermut und Dünkel, wie Satz (2) vor Resignation und Verzweiflung schützt. In dem Raum dazwischen findet das geistlich gesunde, gelingende Leben statt. Und die Aufgabe der Seelsorge erklärt sich damit von selbst: Seelsorge (als der Hirtendienst, den einer dem anderen leistet) versucht den Gesprächspartner auf dem guten Weg voranzubringen oder ihn, wenn er sich verlaufen hat, darauf zurückzuführen. Und sie erreicht ihr Ziel, indem sie ihm bewusst macht, dass er sein Leben unter den Augen seines Schöpfers führt, der dem Guten und Bösen darin keineswegs neutral gegenübersteht. Zum vollständigen Bild der persönlichen Lage gehört immer der lebendige Gott, der seine Schöpfung bejaht, der eben darum das Böse in ihr verneint, und so auch über mich, soweit ich (in Adam) Sünder bin, ein vernichtendes Urteil fällt. Zum vollständigen Bild meiner persönlichen Lage gehört aber ebenso, dass der lebendige Gott bereit ist, meine Person von meiner Sünde zu unterscheiden und mich zu begnadigen, wenn ich vor seinem verdienten Zorn zu seiner Gnade fliehe. Wer diesen Gott als sein maßgebliches Gegenüber nicht „auf dem Schirm hat“, wird sein Leben in jedem Fall falsch auffassen. Und wer es falsch auffasst, wird es infolgedessen auch falsch anfassen. Darum bietet Seelsorge Gelegenheit, das eigene Leben unter dem meist vernachlässigten Aspekt seiner Beziehung zu Gott neu zu durchdenken. Die ungewohnte Perspektive raubt dem Menschen dann manche falsche Zuversicht. Sie nimmt ihm aber nichts weg, ohne ihm dafür etwas Besseres anzubieten. Denn jeder erdenklichen Not des Menschen kann die Seelsorge ein rettendes Werk Gottes gegenüberstellen.

- Natürlich sucht der Mensch bei sich selbst und in der Welt nach Seinsmacht, Kraft, Freiheit und Lebendigkeit. Und natürlich wird er enttäuscht durch die Vergänglichkeit und Vergeblichkeit der Dinge, durch die Übermacht des Schicksals und des Todes. Aber Christus, der in seiner Auferstehung alle Machtfragen abschließend geklärt hat, bietet ihm die Chance, an Christi eigener Kraft und Lebendigkeit teilzuhaben...

- Natürlich träumt der Mensch davon, redlich und gerecht zu sein, geradlinig und integer, aufrecht, lauter und wahrhaftig. Und natürlich zerbricht ihm dieser Traum, sobald er merkt, wie korrumpierbar und schwach er ist, wie bereitwillig er auf Kosten anderer lebt und selbst in seinen Guttaten noch den eigenen Vorteil sucht. Aber Christus, der am Kreuz alle Schuldfragen abschließend geklärt hat, bietet ihm die Chance, an Christi eigener Gerechtigkeit teilzuhaben...

- Natürlich traut sich der Mensch zu, aus eigenem Denken klug zu werden, sich Wahrheit und Klarheit zu verschaffen und alle Weisheit zu ergründen. Und natürlich scheitert er daran, dass ihm die Vernunft selbst die Grenzen der Vernunft offenbart und ihn als einen Verwirrten zurücklässt, der nicht mal sich selbst versteht. Aber Christus, der alle Wahrheitsfragen abschließend geklärt hat, weil er die Wahrheit nicht bloß sagt, sondern selbst die Wahrheit ist, bietet ihm die Chance, durch den Heiligen Geist an der Wahrheit Gottes teilzuhaben...

- Natürlich fragt der Mensch zuerst nach menschlicher Liebe und Wärme, nach Annahme und Zuwendung, Bejahung und verlässlicher Bindung. Und natürlich erfährt er bitter, dass Menschen nur so lange lieben, wie der Gegenstand der Liebe verspricht, etwas zu ihrem Glück beizutragen. Aber Christus, der sich in seiner Menschwerdung zu jedem Menschen in Beziehung setzt, hat damit abschließend die Frage nach wahrhaft selbstloser Liebe geklärt und bietet jedem die Chance, in Gottes Liebe einbezogen zu werden...

Der eigenmächtige Zugriff auf das Leben, die Gerechtigkeit, die Wahrheit und die Liebe scheitert unter großem Wehgeschrei. Denn Gott lässt sich diese Dinge vom Sünder nicht entreißen. Er ist aber durchaus willig, sie dem Gläubigen zu schenken. Und oft genügt es, einem Menschen die damit gegebene Chance lebendig vor Augen zu stellen, um dem Hirtenamt gerecht zu werden. Denn der Seelsorger führt dann fort, was schon Christus tat, als er die Strenge und die Güte des Vaters gleichermaßen zur Geltung brachte – und dadurch die Schwachen stärkte, die Kranken heilte, die Verlorenen suchte und die Zerstreuten sammelte.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Kirche und Israel

Es vergeht kaum eine Woche, in der nicht neue Nachrichten aus dem Nahen Osten eintreffen. Und neben Syrien und dem IS geht es dabei immer auch um das Schicksal des jüdischen Volkes, dem wir nicht nur als politisch interessierte Menschen, sondern auch als Deutsche und als Christen in besonderer Weise verbunden sind. Es ist nicht irgendein Volk, dessen Lebensrecht da immer wieder ganz grundsätzlich bestritten wird, sondern das Gottesvolk des Alten Testaments. Es ist das Volk, das die radikalen Islamisten noch viel mehr hassen als uns westliche Christen! Und so kommt immer wieder die Frage auf, wie sich eigentlich Kirche und Synagoge, Christentum und Judentum, zueinander verhalten. Sind wir als Christen dem alttestamentlichen Gottesvolk besonders nah verbunden, weil der christliche Glaube aus dem jüdischen Glauben hervorgegangen ist? Oder sind wir den Juden gerade besonders fern, weil sie in Jesus Christus nicht den Messias erkennen? Sind sie „Glaubensgeschwister“, weil ihre Heiligen Schriften den alttestamentlichen Teil unserer Bibel ausmachen? Oder ist uns der jüdische Glaube ebenso fremd wie der muslimische, weil doch beide in Jesus Christus nicht den Sohn Gottes erkennen?

Schon Paulus hat mit dieser Frage heftig gerungen. Und ihn – als gebürtigen Juden – hat sie besonders gequält. Denn es war ihm eine große Anfechtung, zu sehen, dass der größte Teil Israels Christus ablehnt. Dass ausgerechnet sein eigenes Volk sich dem Evangelium verschließt, zerreißt dem Paulus förmlich das Herz (vgl. Röm 9,1-5). Denn er weiß nur zu gut, dass Jesus Christus in erster Linie zu den Juden gesandt war (vgl. Mt 15,21-28). Sie sind schließlich die Kinder Abrahams, sie sind das auserwählte Volk des alten Bundes, sie hat Gott aus Ägypten geführt, ihnen hat er sich am Sinai offenbart, ihnen hat er das Heilige Land geschenkt, sie sind die Träger der großen Verheißungen, die Gott den Ervätern gegeben hat! Als sich diese Verheißungen aber endlich erfüllen, und in Christus der Heiland erscheint, da erkennt Israel ihn nicht und folgt ihm nicht, sondern Pharisäer, Schriftgelehrte und Priester streiten mit ihm! Christus verkündet das Evangelium von der großen Gnade Gottes, Israel aber pocht weiter auf den Buchstaben des Gesetzes. Gott selbst besucht sein Volk, der lang ersehnte Messias erscheint, Israel aber stößt ihn weg. Welch eine Tragödie, welch ein Verhängnis! Israel verschließt die Ohren vor dem, der nicht bloß Gottes Wort bringt, sondern selbst Gottes Wort ist. Wer aber hört?

Paulus, der Missionar, weiß es nur zu gut: Die Römer und die Griechen haben gehört und haben das Wort überraschend dankbar aufgenommen. Die verachteten Heidenvölker, denen der Ruf zunächst gar nicht galt, die fühlen sich angesprochen! Sie hören das Evangelium und empfangen den Heiligen Geist, sie lassen sich taufen und bilden christliche Gemeinden. Es werden mehr und mehr! Und bald steht dieser zusammengewürfelte Haufen dem alten jüdischen Gottesvolk gegenüber als das neue, nicht mehr durch Mose, sondern durch Christus berufene Gottesvolk. Anfangs hält man die Christen noch für eine jüdische Splittergruppe. Doch im Laufe der Zeit treten Kirche und Synagoge immer weiter auseinander, und ihr Verhältnis zu bestimmen wird damit immer schwerer. Denn wenn es sich wirklich um verschiedene Heilswege handelt – was soll man dann denken?

Hat Gott Israel verworfen, um an die Stelle des alten Gottesvolkes ein neues treten zu lassen? Oder hat er neben dem Heilsweg für die Juden einfach einen zweiten, parallelen Heilsweg für die Heiden eröffnet? Hat Gott die mit Abraham und Mose begonnene Linie enttäuscht abgebrochen und beendet, um mit Christus noch einmal ganz neu anzusetzen? Oder laufen jetzt zwei Linien gleichberechtigt nebeneinander her? Weder das eine noch das andere lässt sich

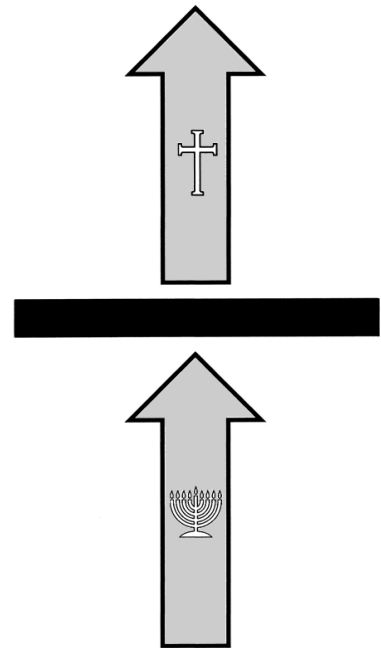
schlüssig denken! Weder das eine noch das andere ist mit dem Neuen Testament vereinbar! Und wenn wir näher hinsehen, erkennen wir auch warum:

Die erste Weise der Verhältnisbestimmung läuft darauf hinaus, dass Israel als Gottesvolk „abgelöst“ und „ersetzt“ wird, weil die Christenheit an seine Stelle tritt. Und manchen Christen gefällt die Vorstellung, die Kirche habe Israel „beerbt“. Israel habe seine Chance gehabt, sagen sie, und habe sie nicht genutzt. Es hat den Messias verworfen. Und darum erwählt sich Gott anstelle des alten Gottesvolkes als neues, gehorsameres Gottesvolk die Christenheit. Das klingt für Christen schmeichelhaft. Es hat aber den großen Mangel, dass wer so denkt, Gott für untreu halten muss. Denn schließlich hat sich Gott an sein Volk Israel gebunden. Hoch und heilig hat er versprochen, seine Verheißungen an Abrahams Samen zu erfüllen! Und wir können unmöglich annehmen, dass Gott einmal gegebene Zusagen zurücknimmt. Denn was wäre das für ein wankelmütiger Gott, der die Erwählung seines Volkes bereute? Was wäre das für ein ungetreuer Gott, der Israel verliesse, um künftig nur noch der Gott der Christenheit zu sein? Nein! Gott ist nicht wie ein Mensch, dass er sich selber Lügen strafe oder vergäbe, was er zugesagt hat. Auf Gottes Wort ist unbedingt Verlass! Wenn das aber stimmt – müssen wir dann die Lösung in der entgegengesetzten Richtung suchen, so dass die Linien von Judentum und Christentum sich nicht ablösen, sondern parallel verlaufen?

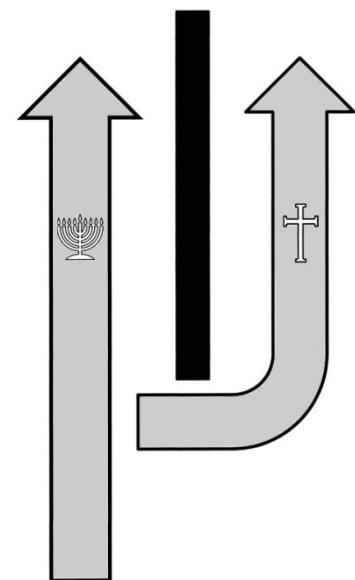
Tatsächlich hat dies zweite Modell der Verhältnisbestimmung seinen Reiz. Denn wenn Israels Erwählung fortbesteht, und Gott dennoch in Christus etwas Neues beginnt, so scheint das auf ein gleichberechtigtes Nebeneinander beider Glaubensweisen hinauszulaufen. Gott hielte dem alten Gottesvolk die Treue, erwählte sich daneben aber das neue Gottesvolk der Christenheit, um beide auf unterschiedlichen Wegen zum gleichen Ziel zu führen. Die Juden würden dann selig durch das Gesetz des Mose. Die Christen würden selig durch das Evangelium Jesu Christi. Und keiner müsste dem anderen seinen Heilsweg streitig machen. Diese Lösung klingt viel sympathischer, bescheidener und toleranter als die erste!

Nur leider ist auch hier ein Haken dabei. Denn ein Nebeneinander verschiedener Heilswege lässt sich mit dem Neuen Testament nicht vereinbaren. Christus kam nicht in die Welt, um nur für einige Menschen der Erlöser zu sein, sondern um aller Menschen – und also auch der Juden – Erlöser zu sein. Er sagte nicht „Ich bin ein Weg unter vielen“, sondern: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ (Joh 14,6). Und wir würden ihm diesen Anspruch bestreiten, wenn wir annehmen wollten, es gäbe neben dem Glauben an Christus noch andere Wege zum Heil. Ja: Wenn der Mensch durch das Halten der Gebote selig werden könnte, wäre Christus

Modell 1 - Ablösung



Modell 2 - Parallelität

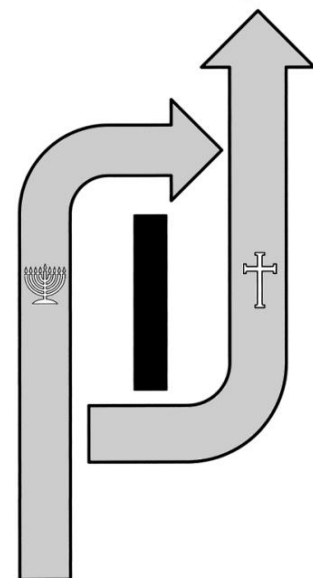


sogar unnütz gestorben. Denn dann hätte es ja zur Erlösung der Menschheit genügt, allen Menschen den jüdischen Heilsweg zugänglich zu machen. Hätte dieser oder ein anderer Heilsweg funktioniert und zum Ziel geführt, so hätte es des Leidens Jesu gar nicht bedurft! Dass aber Gott seinen Sohn überflüssigerweise sterben ließ, ist ein lästerlicher Gedanke, den wir ausschließen können. Niemand bezahlt einen so hohen Preis, um etwas möglich zu machen, das auf anderem Wege bereits möglich ist! Man bricht nicht unter Mühen und Schmerzen durch eine Gefängnismauer hindurch, wenn links und rechts schon Türen offen stehen! Und im Umkehrschluss können wir folgern: Wenn Jesus sich die Mühe machte und am Kreuz sein Leben opferte – dann sicher nur, weil es zu unserer Erlösung nötig und anders nicht möglich war! Jesus eröffnet diesen Weg, weil andere Wege nicht zum Ziel führen! Alle Menschen stehen so sehr unter dem Fluch der Sünde, dass alle diesen Heiland brauchen. Und weil Israel davon nicht ausgenommen ist (vgl. Röm 3,9-20) starb Christus auch für sein eigenes Volk. War das für Israel aber ebenso nötig wie für jedes andere Volk, so ist undenkbar, dass Israel auf einem Sonderweg ohne Christus oder an Christus vorbei zum Heil gelangt. Nein! So sicher Christus nicht nur der Heiden Heiland ist, sondern ebenso und zu allererst (!) der Juden Heiland, so sicher werden auch sie das Reich Gottes nicht betreten im Namen des Mose oder eines Propheten, sondern im Namen Jesu Christi. Und das schließt die Vorstellung verschiedener, parallel verlaufender Heilswege aus...

Damit ist auch der zweite Versuch der Verhältnisbestimmung gescheitert. Wir stehen vor dem heilsgeschichtlichen Rätsel, das schon Paulus beschäftigt hat. Und so wie Paulus in Römer 9-11 können auch wir zwischen den beiden unbefriedigenden Denkmodellen der Ablösung und der Parallelität nur eine Vermittlung und eine Lösung finden:

Denn wenn (1.) feststeht, dass Gott seine Verheißungen an das alte Gottesvolk nicht zurücknimmt (wenn er Israel also ganz gewiss erlösen wird), wenn aber (2.) feststeht, dass es für keinen Menschen eine andere Erlösung gibt als die, die durch Christus und in Christus geschieht, dann kann es gar nicht anders sein, als dass Israel eines Tages doch noch zum christlichen Glauben findet und den Heiland annimmt, den es vor 2000 Jahren abgewiesen hat. Die innere Logik der Heilsgeschichte zwingt uns zu dem Schluss, dass die Verstockung Israels keine endgültige, sondern nur eine vorübergehende Verstockung ist. Sie ist kein Zeichen für eine endgültige Verwerfung des alten Gottesvolkes, sondern lediglich für einen Aufschub und eine vorübergehende Trennung. Auch die hat ihren heilsgeschichtlichen Sinn, weil sie der Christenheit Zeit gibt für die Heidenmission (vgl. Röm 11,11-12)! Aber die Trennung wird enden, wenn zuletzt auch Israel Christus annimmt und in ihm (nicht etwa einen fremden und neuen Weg, sondern) die Fortsetzung des alten abrahamitischen Weges erkennt. Mit den Worten des Paulus gesagt: „...Verstockung ist einem Teil Israels widerfahren, so lange bis die Fülle der Heiden zum Heil gelangt ist; und so wird ganz Israel gerettet werden, wie geschrieben steht (Jesaja 59,20; Jeremia 31,33): „Es wird kommen aus Zion der Erlöser, der abwenden wird alle Gottlosigkeit von Jakob. Und dies ist mein Bund mit ihnen, wenn ich ihre Sünden wegnehmen werde.“ Im Blick auf das Evangelium sind sie zwar Feinde um euretwillen; aber im Blick auf die Erwählung sind sie Geliebte um der Väter willen. Denn Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht gereuen. Denn wie ihr zuvor Gott

Modell 3 - Integration



ungehorsam gewesen seid, nun aber Barmherzigkeit erlangt habt wegen ihres Ungehorsams, so sind auch jene jetzt ungehorsam geworden wegen der Barmherzigkeit, die euch widerfahren ist, damit auch sie jetzt Barmherzigkeit erlangen. Denn Gott hat alle eingeschlossen in den Ungehorsam, damit er sich aller erbarme." (Röm 11,25-32)

Paulus kann im Blick auf das Schicksal Israels gar nicht anders als zuversichtlich und hoffnungsvoll zu sein. Und auf der Grundlage des Neuen Testaments werden auch wir nichts anderes erwarten als der Apostel. Die Errettung des alten Gottesvolkes kann nicht endgültig ausbleiben, sondern kann sich nur verzögern. Wenn sie dann aber kommt, wird sie durch Jesus Christus kommen. Das alte und das neue Gottesvolk, Synagoge und Kirche, sind heute noch nicht eins, aber sie werden einmal eins werden. Und zu einem Zeitpunkt, den Gott bestimmt, werden unsere Wege zusammenfinden.

Nun muss uns als Christen klar sein, dass das Judentum unsere Erwartung in dieser Form nicht teilen kann. Und natürlich respektieren wir das. Wir haben Israel nichts aufzudrängen oder überzustülpen! Und doch glauben wir als Christen, dass wir am erwählenden Handeln Gottes ebenso teilhaben wie unsere älteren Geschwister, und erwarten, dass uns Gottes Geist einmal zusammenführt. Wir können den tiefen Graben nicht leugnen, der Christen und Juden heute noch trennt. Aber wir sind zuversichtlich, dass dieser Graben eines Tages zugeschüttet wird durch Christus selbst, den Heiland Israels. Und schon deshalb kann Israel für uns nie „irgendein“ Volk mit „irgendeiner“ fremden Religion sein. Vielmehr ist uns kein Glaube so nahe wie dieser Glaube. Und kein Volk verdient mehr unseren Respekt als dieses Volk, aus dem Jesus hervorging...

Wir müssen deswegen nicht alles richtig finden, was der Staat Israel tut. Aber so viel steht fest, dass wir uns als Christen niemals mit denen solidarisieren können, die Israels Lebensrecht bestreiten. Und wo es jemand zu seinem Ziel erklärt, dieses Volk zu vernichten, müssen wir Widerspruch erheben. Denn das jüdische Volk ist immernoch Gottes erwähltes Volk. Es ist die Wurzel, aus der unser eigener Glaube hervorgewachsen ist. Und es ist Träger von Verheißungen, deren Erfüllung wir gemeinsam entgegengehen. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ist kein anderer als der Vater Jesu Christi! Dass er aber seinem alten Volk und allen Völkern zeitlichen und ewigen Frieden schenke, darum bitten wir im Namen Jesu Christi.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Vater unser im Himmel...

Wahrscheinlich kennen sie das Problem. Man will einen Brief schreiben, einen kurzen Gruß oder eine E-Mail – und bleibt schon bei der Anrede stecken. Denn wenn man den oder die Adressaten falsch anredet (zu förmlich oder zu vertraulich, zu steif oder zu plump), hat man schon auf dem falschen Fuß angefangen und kann den Fehlstart nur noch schwer korrigieren. Es hat ja schon mancher auf der Betriebsfeier mit seinem Vorgesetzten Brüderschaft getrunken und wusste am nächsten Morgen nicht, ob er ihn in der Firma immer noch duzen soll. Beim Bier war man sich nah gewesen. Aber will der Chef am nächsten Tag noch mit „Hallo Andi!“ begrüßt werden – oder doch lieber wieder der „Herr Direktor“ sein? Die Anrede ist der Einstieg ins Gespräch. Sie unterstellt eine bestimmte Art von Beziehung und gibt damit vor, auf welcher Ebene man sich begegnet. Zwischen Nähe und Distanz kann man da viel falsch machen! Und vielleicht ist das auch ein Grund, weshalb sich die Jünger bei Jesus erkundigten, wie sie beten sollen. „Herr, lehre uns beten“, sagt einer (Lk 11,1). Jesus aber antwortet mit dem „Vaterunser“, dessen Anrede an Gott das Problem von Nähe und Distanz auf wunderbare Weise löst. Denn was wäre einem Kind wohl näher und vertrauter als der eigene Vater? Und was drückte besser ehrfürchtigen Respekt aus, als dass dieser Vater „im Himmel“ und also „ganz oben“ ist? Dass aber beides unmittelbar nebeneinander steht – ohne dass die Vertrautheit die Überlegenheit Gottes relativierte oder umgekehrt – das beschreibt hervorragend die Beziehung, die hier besteht. Denn würde unser Gebet den angeredeten Gott nur in die transzendente Ferne des unerreichbaren Himmels verlegen, ginge er uns kleine Menschen vielleicht gar nichts an. Und würden wir so entspannt mit ihm plaudern wie mit dem eigenen Vater, fühlten wir uns allzusehr „auf Augenhöhe“. Beides miteinander aber schließt plumpe Vertraulichkeit ebenso aus wie ein ängstliches Erstarren und Verstummen. Denn der Gott, mit dem wir da reden, ist uns näher, als wir uns selber sind, und bleibt doch zugleich außerhalb unserer Reichweite. Er ist dicht bei uns und weit über uns, zugewandt und doch überlegen. Indem wir aber beides wissen und schon in der Anrede benennen, ist die Gesprächsebene geklärt, auf der wir zum himmlischen Vater in Beziehung treten. Und was noch wichtiger ist: Die Anrede an den Vater schließt ein bestimmtes Selbstverständnis mit ein und weist dem Betenden eine Rolle zu, weil durchaus nicht jeder auf diese vertraute Weise rufen darf „Abba, lieber Vater!“, sondern nur derjenige, der sich als Kind versteht. Das Vaterunser ist das Gebet der Kinder Gottes, sagt Cyprian. Wer nicht zur Familie gehört, dem steht es nicht zu. Der Vater würde sich diese Anrede von einem Fremden verbitten! Und wenn jemand meint, er sei doch schon deshalb ein „Kind Gottes“, weil Gott ihn schuf, irrt er sich sehr. Denn aus dieser ursprünglichen Kindschaft des Geschöpfes sind alle Menschen mit Adams Sünde herausgefallen! Gottes Kind ist nur, wer Gottes Werke tut, und wer das Gegenteil tut, ist des Teufels Kind und der Sünde Knecht (Joh 8,34 u. 44). Auf neue Weise zum Kind Gottes wird der Mensch aber erst, wenn ihm Gottes Sohn als Bruder zur Seite tritt, ihn mit dem Vater versöhnt und ihn dadurch wieder in die „Familie“ eingliedert. So gehen die Kinder Gottes nicht aus ihrer leiblichen, sondern aus ihrer geistlichen Geburt hervor, sobald sie durch die Taufe und den Glauben dem Sohn Gottes verbunden und wiedergeboren sind aus Wasser und aus Geist (Joh 3,5). Das Johannesevangelium lässt da keine Zweifel aufkommen: Christus kam in sein „Eigentum“ und erfuhr große Ablehnung. „Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, denen, die an seinen Namen glauben, die nicht aus dem Blut noch aus dem Willen des Fleisches noch aus dem Willen eines Mannes, sondern von Gott geboren sind“ (Joh 1,12-13). Diesen bezeugt der Heilige Geist, dass sie Gottes Kinder sind – und sie sind's auch wirklich (Röm 8,16; 1.

Joh 3,1)! Denn einst waren sie in der Knechtschaft der Mächte der Welt und unter dem Gesetz. Dann aber hat Gottes Sohn sie erlöst, damit sie die Kindschaft empfangen. Und da nun der Geist des Sohnes in ihren Herzen wohnt, dürfen sie mit ihm gemeinsam rufen „Abba, lieber Vater!“ (Gal 4,3-6). Dass Sünder so reden dürfen, versteht sich nicht von selbst! Doch Gottes Sohn lehrt seine Jünger mit dem Vaterunser auch gleich diese Anrede. Und so stellt schon die Eröffnung des Gebets klar, in welcher Beziehung die Gesprächspartner stehen. Denn wer so beten soll und darf, wird schon mit der Anrede daran erinnert, dass er in der Gnade steht und damit rechnen darf, bei Gott Gehör zu finden. Er ist wie ein kleines Kind, das den Vater am Hosenbein zupft und nicht befürchten muss, abgewimmelt zu werden. Die Konsequenzen der Kindschaft reichen aber noch viel weiter. Denn ein geliebtes Kind Gottes muss sich nicht fühlen wie ein Knecht und darf sich des Unterschieds durchaus bewusst sein. Ein Knecht wird von seinem Herrn nämlich nicht geliebt. Der wird höchstens gebraucht. Dem Knecht steht keine private Nähe zu. Und er weiß das auch. Denn die Beziehung ist geschäftsmäßig und nüchtern. Der Knecht wird nur so lange bezahlt, wie er die erwartete Leistung bringt. Nur so lange wird er um seiner Arbeitskraft willen im Haus geduldet. Er steht zum Herrn lediglich in einer dienstlichen Beziehung. Seine Funktion ist es, zu funktionieren! Und darum muss der Knecht das eigene Versagen und den Zorn seines Herrn durchaus fürchten. Als Arbeitskraft ist er entbehrlich und jederzeit ersetzbar. Und weil er das weiß, ist der Knecht auch nur ungern von seinem Herrn abhängig. Er wäre lieber selbst der Herr! Das geliebte Kind hingegen findet alles gut so, wie's ist, und käme gar nicht auf die Idee, dass man es verstoßen könnte. Bei allem gebotenen Respekt vor dem Vater weiß es doch, dass es der Vater allemal gut mit ihm meint. Das Kind ist sein eigen Fleisch und Blut! Und es hat daher unbefristetes Heimatrecht im Haus des Vaters, ohne dass es viel dafür tun müsste. Das Kind muss nichts beweisen. Es muss sein Dasein nicht erst rechtfertigen und kann entsprechend unbefangen leben. Denn das Kind wird nicht um einer Leistung willen geliebt, sondern um seiner selbst willen. Und wenn der Vater dem Kind auch haushoch überlegen ist an Kraft und Erfahrung, Autorität und Besitz, so ist das doch für das Kind nicht etwa bedrückend, sondern schön und beruhigend. Der Tagelöhner und Knecht mag die Überlegenheit des Herrn fürchten, er kann sie ihm missgönnen oder auch neiden! Das Kind aber ist auf die Stärke seines Vaters stolz und freut sich daran, weil es des Vaters Macht ja allemal auf seiner Seite weiß. Mit einem Wort: Die Anrede des Vaterunsers stellt klar, dass der Betende für Gott „zur Familie gehört“. Und schon allein das (mit Gott auf so vertrauter Ebene Kontakt zu haben), sollte den Beter mit Zuversicht erfüllen. Dank seiner Verbindung zu Jesus Christus ist er mit dem Vater im Reinen und kann deshalb alle Lebensgier, alle Todesangst und allen Argwohn ablegen.

Nun fällt das nicht immer leicht, da der himmlische Vater seine Kinder durchaus nicht verwöhnt. Er packt die Christen nicht in Watte. Und manchmal hat man sogar den Eindruck, dass er seinen Kindern mehr abverlangt als den Knechten. Ehrgeizige Väter sind manchmal so! Und doch wäre es traurig, wenn Gottes Kinder deswegen in den Argwohn der Knechte zurückfielen. Darum schreibt Paulus an die Gemeinde zu Rom: „Ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, dass ihr euch abermals fürchten müsstet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater! Der Geist selbst gibt Zeugnis unserm Geist, dass wir Gottes Kinder sind. Sind wir aber Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi.“ (Röm 8,15-17) Diese Erinnerung ist immer wieder nötig, weil Gott es regnen lässt über Gute und Böse. Was die Verteilung von Freude und Leid betrifft, erfahren Christen durchaus keine „Vorzugsbehandlung“. Und von dem besonderen Verhältnis, das Gott zu ihnen hat, sieht man darum wenig. Doch gerade wenn der Augenschein dagegen spricht, gilt es daran festzuhalten, dass es der Vater mit seinen Kindern zuletzt nicht böse

meint, sondern die Strenge seine Güte nur für einen Moment verdeckt. Der Knecht kann sich diesbezüglich nie sicher sein – bei ihm ist es anders. Denn man diszipliniert ihn, damit er wieder funktioniert und seinem Herrn nützt. Das Kind aber erzieht man, weil es ihm selbst zum Vorteil gereicht. Untreue Knechte schickt man weg und ersetzt sie durch bessere. Die Kinder aber bleiben. Knechte bekommen nur dann ihren Lohn, wenn sie ihn mit saurem Schweiß verdienen. Kinder aber sind selbst dann Erben, wenn sie die Eltern oft enttäuschten. Knechten vertraut man nur, wenn sie dazu Anlass geben. Doch Kinder liebt man auch ohne Anlass. Und wie es der Hausherr sicher nicht duldet, dass ein Knecht sich wie sein Kind gebärdet, so macht es ihn auch traurig, wenn sein leibliches Kind den Argwohn und die Scheu eines Knechtes zeigt. Denn an dieser Beziehung liegt dem Vater nicht um eines Nutzens, sondern um des Kindes willen. Seine Kinder dürfen ihm unbefangen frei und aufrecht gegenüber treten, weil Christus für sie alle Distanz überbrückt und allen Zorn überwunden hat. Kommen sie weinend und verstört zu ihm, so vertritt sie Gottes Geist mit unaussprechlichem Seufzen (Röm 8,26). Und plappern sie unsinniges Zeug, legt es sich der Vater wohlmeinend zurecht.

Damit ist zur Anrede in Jesu Gebet das Nötige gesagt – sie ist ein großes Privileg! Und nur das ist noch zu ergänzen, dass wir zu Beginn des „Vaterunsers“ auch das kleine Wort „unser“ nicht überhören dürfen. Denn es bringt zum Ausdruck, dass der Christ, auch wenn er gerade allein ist, doch nie als isolierter Einzelner betet, sondern immer als Teil einer Gemeinschaft. Und das Wort „unser“ sorgt dafür, dass der Betende seine Brüder und Schwestern niemals so ausblendet als hätte er bei Gott eine Privataudienz. Vielmehr spricht er sein Vaterunser immer im Chor mit der ganzen Christenheit und spricht es auch stellvertretend für all die anderen. So wie das Gebet immer im Hl. Geist und durch den Sohn an den Vater adressiert ist, so geschieht es auch immer im Namen aller seiner Kinder. Denn wo ich den Nächsten liebe wie mich selbst, erbitte ich nicht nur mein, sondern auch sein „tägliches Brot“, erbitte nicht nur Vergebung für mich, sondern ebenso für ihn, und will ihn ebenso vor Versuchung bewahrt und vom Bösen erlöst sehen wie mich selbst. Das Wort „unser“ verhindert, dass ich gegen einen Bruder oder eine Schwester anbete. Es verhindert, dass ich – die anderen vergessend – nur an mein eigenes Seelenheil denke. Es lässt jede meiner Bitten zugleich Fürbitte sein. Und es schließt mich derart mit allen anderen Gliedern des Leibes Christi zusammen, dass ich daraus großen Trost ziehen kann. Denn ob ich wache oder schlafe, liege oder stehe, so wird doch rund um den Globus immer irgendwo ein Vaterunser gesprochen, in dem auch ich mit gemeint bin. Tag und Nacht wird so für mich gebetet, weil sich alle Geschwister gegenseitig in ihr Vaterunser mit einschließen. Und wenn mich einmal großes Unglück verstummen lässt, gibt es doch immer noch andere, die bittend an die Tür des Vaters klopfen. Sie beten um „unser“ Brot – und so auch um meins, um „unsere“ Vergebung – und so auch um meine, um „unsere“ Erlösung – und so auch um meine. Und da sie es unablässig mit Christi Worten und in Christi Namen tun, ist völlig undenkbar, dass es vergeblich sei.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Geheiligt werde dein Name...

Wissen Sie eigentlich, wie man einen Namen „heiligt“? Und könnten sie jemandem beschreiben, wie das geht? Wie „heiligt“ man denn überhaupt etwas? Und wie macht man das mit einem Namen? Der ganze Ausdruck klingt merkwürdig. Und doch haben wir regelmäßig Anlass, darüber nachzudenken. Denn schließlich lautet die erste Bitte des Vaterunsers: „Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name“. Man hat das schon unzählige Male mitgesprochen. Was der Wunsch aber besagen soll, bleibt erst mal in der Schwebel. Denn es kann ja kein Zweifel sein, dass Gottes Name an sich schon heilig ist. Alles ist „heilig“, was zu Gott gehört! Sein Name war's also auch schon, als er ihn dem Mose am brennenden Dornbusch offenbarte. Dass seine Heiligkeit irgendeine Steigerung erfahren könnte, klingt nicht wahrscheinlich. Und so kann „heiligen“ in diesem Zusammenhang eigentlich nur heißen, dass die Heiligkeit, die auf Gottes Seite längst gegeben ist, auf Seiten des Menschen eine Anerkennung findet, die bisher nicht gegeben war. Es geht also nicht um eine Steigerung der Heiligkeit, sondern um die Erkenntnis und Anerkenntnis derselben, nicht um die Herstellung, sondern um die Wahrnehmung und das entsprechende Verhalten. Denn an der Ehre, die Gott in sich „hat“, kann ja nie etwas fehlen. Dass ihm seine Geschöpfe aber auch die Ehre „geben“ – da ist noch Luft nach oben! Und genau in diese Richtung zielt denn auch die so altertümlich klingende Bitte „dein Name werde geheiligt“.

Wir bitten darum, dass der Name Gottes, der die höchste Achtung verdient, sie auch bekommt, und jedes Geschöpf sich innerlich vor dem Schöpfer verneigt. Denn man stelle sich nur mal vor, wie unsere Welt dann aussähe – und wie positiv es die Mentalität der Menschen veränderte! Weit und breit würde sich keiner mehr aufblasen oder sich zum Maß aller Dinge erheben, sondern die Demut wäre allgemein! Man bisse sich lieber die Zunge ab, bevor man lästerlich von Gott redete oder über Heiliges spottete! Und weil jeder Gott ehrte und liebte, gälten seine Ziele auch unstrittig als die wichtigsten. Wo Gottes Wort Klarheit schafft, würde sich keiner mit einem naseweisen „ja, aber“ davon distanzieren. Und gerade die Besten trauten Gott viel mehr, als sie sich selbst vertrauen. Man würde alles locker nehmen und könnte über alles lachen, außer über Gott und seinen heiligen Namen. Keiner müsste lang überlegen, ob Gottes Wille wohl Vorrang hat vor seinem eigenen. Keiner pflegte mehr den Dünkel, etwas aus sich selbst zu sein. Und niemand wollte das Zeitliche segnen, bevor er nicht etwas zum Ruhme Gottes getan hat. Man käme gar nicht auf die Idee, an Gottes Wort herumzukritteln, sondern würde es fraglos stehen lassen. Statt auf eigene Leistungen zu pochen, schriebe man alles der Gnade Gottes zu. Und während niemand mehr etwas auf das Gerede der Leute gäbe, wäre doch jeder besorgt, nicht etwa Gott zu missfallen. Die Menschen würden auf Gottes Namen nichts kommen lassen. Sie hörten gerne von ihm reden und schätzen seine Weisheit über alles. Selbstbewusst scheuten sie sich vor niemandem, zögen aber vor jedem Kreuz den Hut. Es drängte die Menschen viel öfter zum Abendmahl als zu Kino und Theater. Und das Gebet empfänden sie nicht als Pflicht, sondern als ein tägliches Bedürfnis wie Essen und Trinken. Die sich aber rühmten, die rühmten sich einzig dessen, dass sie Gott kennen. Denn ihre Herzen wären voller Ehrfurcht und Liebe zum Höchsten. Ja, traumhaft wär's, weil das Land voll wäre von der Erkenntnis des Herrn, so wie Wasser das Meer bedeckt (Jes 11,9). Alle Dummheit wäre ersoffen in Einsicht, alle Lästerung wäre versunken in Lobpreis, und alle Lüge in den Fluten der Wahrheit.

Nun – immerhin kann man sich das vorstellen. Es lässt sich beschreiben, wie man den Namen Gottes heiligt. Und im Grunde wüssten wir auch, wie's geht! Doch geschieht nicht von alledem

so ziemlich das Gegenteil? Ich fürchte, gerade wir Christen, die wir jeden Grund hätten, für Gottes Ehre einzutreten, sind oft ein Volk mit unreinen Lippen (Jes 6,5). Denn da sind zahllose Getaufte, denen zu Gott nichts mehr einfällt, weil er ihnen „egal“ ist. Und da sind Pfarrer, die sich ihre Verkündigung selbst nicht mehr glauben. Da sind kirchliche Funktionäre, in deren Planungen Gott keine Rolle spielt. Da sind Mitläufer ohne Überzeugung und theologische Lehrer ohne Bekenntnis. Viele, die dem Namen nach Christen sind, reden von Gott mit Gleichgültigkeit, Skepsis und Spott. Und die Außenwirkung ist verheerend! Denn natürlich fällt unser geistliches Versagen auf den zurück, nach dem wir uns nennen und den wir in den Augen der Öffentlichkeit repräsentieren! Wo Christen gottvergessen leben, machen sie nicht nur sich, sondern vor allem Christus Schande. Und wo das Kirchenvolk aus der Spur gerät, wird es Gott zur Last gelegt. Wo sich die Seinen blamieren, scheint Gottes guter Plan gescheitert. Und wo sie mutwillig das Fundament verlassen, das er seiner Kirche gab, bleibt Gottes Ehre davon nicht unberührt. Denn dieser Zusammenhang ist unvermeidlich! Wenn Gottes Volk sein Gebot missachtet, wird deswegen Gottes Name gelästert unter den Heiden (Röm 2,17-24). Und durch unsere Untreue gerät Gott in ein schiefes Licht. Laue Christen ohne Leidenschaft schaden seinem Ansehen. Und ich muss gestehen, dass ich darum die Bitte „dein Name werde geheiligt“ lange Zeit bedrückend fand. Ich verstand sie als eine Art Selbstaufforderung und Verpflichtung, dass die so Betenden doch endlich für die Heiligung des göttlichen Namens sorgen sollen. Und dieser Appell an die eigene Adresse muss schmerzen, weil unser Gemeindeleben dem Namen Gottes so wenig Ehre macht. Die erste Bitte des Vaterunsers klingt dann wie die Erinnerung an eine uneingelöste Schuld und Verantwortung, der man in einer säkularisierten Umwelt nicht gerecht wird mit halbherzigem Gewohnheits-Christentum, mit schlecht besuchten Gottesdiensten, öden Predigten und lieblosem Miteinander.

Aber entspricht es überhaupt dem Wortlaut des Textes, wenn wir ihn auf diese Weise kritische gegen uns wenden? Will die erste Bitte des Vaterunsers wirklich „moralisch“ verstanden werden – als ein Appell des Beters an den Beter, die an Gott gerichtete Bitte selbst zu erfüllen? Gottes Name soll geheiligt werden. Soviel ist klar. Doch der Satz im Vaterunser lässt durchaus offen, wer für die Umsetzung sorgt! Und da die erste Bitte (genau wie alle folgenden) an Gott gerichtet ist, liegt es nahe, sie im Sinne eines „passivum divinum“ zu verstehen, so dass nicht etwa der Betende, sondern Gott selbst für die Heiligung seines Namens sorgt. Der Beter hat die Erfüllung seiner Bitte nicht zuerst von sich selbst zu erwarten, sondern tatsächlich von dem, an den er sie richtet! Und nur so wird ihn die Bitte nicht überfordern. Denn genauso wenig, wie der Beter das Reich Gottes herbeiführen oder den Willen Gottes geschehen lassen kann, genauso wenig ist er in der Lage, für die Heiligung des göttlichen Namens zu sorgen. Nur Gottes Geist kann durchsetzen, worum wir da bitten! Wir aber, indem wir es uns von Herzen wünschen, fordern damit Gott zur Selbstdurchsetzung auf. Denn die Bibel appelliert zwar auch an die Gläubigen, den Namen Gottes zu loben, zu fürchten und zu verherrlichen. Jeder soll diesen Namen rühmen, preisen, erhöhen, anrufen, lieben und ehren, seiner gedenken und ihm lobsingen! Doch ist dies menschliche Tun immer nur ein Reflex dessen, dass Gott zuvor selbst seinen Namen kundgetan und „herrlich“ gemacht hat über alles (Psalm 138,2). Gott selbst macht seinen Namen groß, indem er Gnade erweist. Er selbst offenbart sich den Blinden, so dass sie seine Herrlichkeit sehen. Er selbst bringt durch machtvolle Taten die Lästierer zum Schweigen. Und nur so kann die Bitte ohne Beklemmung und zuversichtlich gesprochen werden, wenn man von Gott selbst erwartet, was von kalten Menschenherzen nicht zu hoffen wäre. Gott selbst will für die Heiligung seines Namens sorgen! Und wenn Jesus seinen Jüngern die entsprechende Bitte in den Mund legt, dann gewiss nicht, damit sie unerfüllt bleibt, sondern damit die Jünger zuversichtlich erwarten und fest damit rechnen, dass Gott in kommen-

den Tagen genauso handeln und sich als Gott erweisen wird, wie er es schon zur Zeit Hesekiels tat. Damals war nämlich eine ähnliche Misere entstanden. Auch der Prophet Hesekiel musste schon beklagen, dass Gottes Volk durch unreinen Wandel den Zorn Gottes provozierte. Gott hielt daraufhin ein strenges Gericht und zerstreute die Seinen unter die Heiden. Er versprengte sie in fremde Länder (Hes 36,16-21). Die dort ansässigen Heiden verstanden aber das Versagen des erwählten Volkes als ein Versagen seines Gottes, so dass Gottes Name bei ihnen entheiligt wurde. Und Gott entschloss sich (weniger um des Volkes, als um seines Namens willen), die zu Recht Verstoßenen aus dem Exil heimzuholen und zu erretten:

„So spricht Gott der Herr: Ich tue es nicht um euretwillen, ihr vom Hause Israel, sondern um meines heiligen Namens willen, den ihr entheiligt habt unter den Heiden, wohin ihr auch gekommen seid. Denn ich will meinen großen Namen, der vor den Heiden entheiligt ist, den ihr unter ihnen entheiligt habt, wieder heilig machen. Und die Heiden sollen erfahren, dass ich der Herr bin, spricht Gott der Herr, wenn ich vor ihren Augen an euch zeige, dass ich heilig bin. Denn ich will euch aus den Heiden herausholen und euch aus allen Ländern sammeln und wieder in euer Land bringen, und ich will reines Wasser über euch sprengen, dass ihr rein werdet...“ (Hes 36,22-25)

Gottes Name ist offenbar verknüpft mit dem Schicksal des von ihm erwählten Volkes. Und obwohl dessen Versagen sein Ansehen schädigt, will Gott sich doch vor aller Welt als treu erweisen. Er will seinen heiligen Namen nicht länger schänden lassen (Hes 39,7), sondern erbarmt sich seines Volkes, weil er um seinen heiligen Namen eifert (Hes 39,25), wie denn auch das erlösende Werk darauf hinausläuft, dass Gottes Volk seinen Namen nicht länger entweiht (Hes 43,7-9). Gott selbst wacht über sein Ansehen! Denn schließlich hat er den Pharao in die Knie gezwungen, das Meer gespalten und Israel aus Ägypten erlöst, um sich einen Namen zu machen (2. Mose 9,16; Jes 63,12; 1. Chr 17,21; Dan 9,15). Er hat auch ausdrücklich geboten, seinen Namen nicht zu missbrauchen (2. Mose 20,7). Er überlässt es aber nicht etwa den Menschen, für sein Ehre zu streiten, sondern nimmt es selbst in die Hand, durch Gericht und Gnade, Strenge und Güte für die Heiligung seines Namens zu sorgen. Und Gott bewerkstelligt das (wie bei Hesekiel zu sehen), indem er tut, was er zuvor geredet hat. Durch dieses einfache Mittel bestätigt Gott seine Macht und Treue vor aller Augen, und seine Ehre tritt hervor als die volle Übereinstimmung seiner Werke mit dem, was er verheißen hat. Gegen die Reinen ist Gott rein, und gegen die Verkehrten verkehrt (Ps 18,27; 2. Sam 22,27). Und so muss zuletzt jeder gestehen, dass Gott weder seinen Freunden noch seinen Feinden auch nur das Geringste schuldig bleibt. Seine Taten zeugen davon, und sein Name schließt es mit ein, dass Gott alles kann, was er sich vornimmt, alles erfüllt, was er verspricht, und nicht das kleinste seiner Worte zurücknimmt oder vergisst.

Freilich – noch sieht das nicht jeder. In dieser verblendeten Welt ist Gottes Wahrheit noch verborgen und strittig. Sie kann geleugnet, verlacht und geschmäht werden. Doch so sicher wie Gottes Reich kommt, wird Gottes Heiligkeit einst offenbar. Und dann werden alle Spötter verstummen, weil Erkenntnis und Anerkenntnis der Wahrheit zusammenfallen. Gott wird sich als heilig erweisen, um seines Namens willen. Und eben diesen Moment, wo sich alle Nebel lichten, sehnt der Beter in der ersten Bitte des Vaterunsers herbei. Er wünscht Gott die ihm gebührende Ehre und gibt ihm zugleich die Ehre. Eben damit aber ist die Bitte – was die Person des Betenden betrifft – auch schon erfüllt, und das Ende der Geschichte inmitten der Geschichte vorweggenommen. Denn Gott bittend und lobend „sagt“ der Beter nicht nur die Wahrheit, sondern „ist“ in der Wahrheit. Er nimmt sich dabei selbst zurück und erbittet von Gott nichts weiter als die Selbstdurchsetzung Gottes. Der Betende will somit, was Gott auch will. Er schließt sich ganz eng mit ihm zusammen. Und wie in allen derartigen Fällen, ist die

Erhörung gewiss. So mag es zwar sein, dass wir unser Gebet mit unreinen Lippen beginnen und uns dafür schämen. Aber – Gott sei Dank – bleibt es nicht dabei (Jes 6,5-7)!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Dein Reich komme...

Im Neuen Testament ist viel vom Reich Gottes die Rede. Und in jedem Vaterunser bitten wir darum. Denn da heißt es gleich am Anfang „dein Reich komme“. Jesus will, dass seine Jünger das erbitten und wünschen. Nur – was stellen wir uns darunter vor? Und was ist überhaupt das Reich Gottes? Man vergleicht es wohl am besten mit dem Reich eines Königs. Denn das ist uns geläufig als der Herrschaftsbereich, den der jeweilige König regiert, in dem die von ihm erlassenen Gesetze gelten und folglich sein Wille geschieht. Zum Königreich gehören nicht die Gebiete, die der König bloß beansprucht und erst noch erobern müsste. Und es gehören auch nicht die abtrünnigen Provinzen dazu, die ihm früher mal gehörten, die jetzt aber ein anderer Fürst kontrolliert. Sondern zum Königreich rechnet man die Landstriche, in denen die Autorität des Königs unbestritten ist, sodass sein Recht tatsächlich in Geltung steht und man seinen Weisungen Folge leistet. Und in diesem Sinne ist auch das Reich Gottes nicht schon überall, wo man Gott Gehorsam schuldet, sondern dort, wo man ihm auch wirklich Gehorsam leistet. Das Reich Gottes ist nicht da, wo ihm Ehre zusteht, sondern wo man ihm die Ehre auch gibt. Es ist nicht dort, wo Gott Ansprüche hat (denn Anspruch hat der Schöpfer auf alles und jeden,) sondern dort, wo man wirklich mit ihm im Einklang ist. Und das kann man von der Gott entfremdeten Welt, in der wir leben, wahrlich nicht behaupten. Denn die gleicht eher einer aufständischen Provinz, in der sich seit dem Sündenfall der Eigenwille des Menschen gegen den guten Willen Gottes sperrt und ihm frech widerstrebt. Die Welt, die wir kennen, hat sich von Gott losgesagt. Sie probt den Aufstand, huldigt eigenen Idolen, verfolgt eigene Ziele. Und die „Kinder dieser Welt“ müssen entsprechend lange motiviert und gedrängt werden, bevor sie sich herbeilassen, Gottes guten Willen zu tun. Er ist den „weltlich“ Gesinnten herzlich fremd! Im Reich Gottes hingegen tut man das Gute schon aus innerem Drang heraus, weil man mit Gott in vollem Konsens steht, liebt, was er liebt, und verabscheut, was er verabscheut. Das Reich Gottes ist demnach die Gemeinschaft mit ihm. Und weil die als innere Übereinstimmung nicht sichtbar sein muss, können wir das Reich Gottes auch nicht räumlich in der Ferne lokalisieren oder es zeitlich in der Zukunft verorten, sondern finden das Reich Gottes überall dort, wo ein Geschöpf mit Gott versöhnt und im Einklang ist. Gottes Reich beginnt also ganz verborgen in dem Glauben an Christus, der uns mit Gott versöhnt. Es wächst und gewinnt Gestalt, wo man im Namen Christi zusammenkommt. Es vollendet sich aber einst ganz unübersehbar bei der Wiederkunft Christi am jüngsten Tag. Und so erklärt sich, dass das Reich Gottes im Neuen Testament als dynamische Größe beschrieben wird, die einerseits schon „da“ ist – und andererseits auch noch „im Kommen“. Die herzliche Übereinstimmung mit Gott, die Gottes Reich ausmacht, wird im Glauben schon heute gelebt und erfahren. Denn soweit einer glaubt, ist er mit Gott im Einklang. Soweit aber im Gläubigen auch noch Sünde ist und um ihn herum der allgemeine Missklang von Eigensinn und Anmaßung, Gier und Gottlosigkeit – soweit bleibt das Reich Gottes ein Sehnsuchtsziel und ist noch „auf dem Weg“. Das erlösende Werk ist noch nicht vollendet. Aber als Christen wissen wir, was da in und mit Christus begonnen hat. Wir haben längst davon gekostet und haben im Glauben auch schon Anteil daran. Und eben darum, weil wir das irdische Treiben mit dem Reich Gottes vergleichen können, will es uns nicht mehr schmecken, sondern wir wünschen, dass dies Schlechte schleunigst dem Besseren weichen möge, das Gott versprochen hat. Wir bitten Gott, dass diese Welt möglichst bald vergehe – und stattdessen sein Reich komme. Denn wer einmal guten Wein gekostet hat, will danach kein schlechtes Wasser mehr trinken. Wer die warme Sonne gespürt hat, mag nicht mehr im Schatten frieren. Und wer einmal die Freiheit schmeckte, den zieht's auch nicht

ins Gefängnis zurück. Darum dichtete ein frommer Mann: „Ward ein Mensch in seinem Willen, einmal nur von Gott berührt, nimmer kann ihn etwas stillen, als der Gott, den er gespürt“ (Johannes vom Kreuz). Und ein anderer sagt noch drastischer, „der Seele, die Gott geschmeckt hat, werde alles, was Gott nicht ist, zu einem stinkenden, widerlichen Pestgeschmack“ (Meister Eckhart). Nun versteht es sich, dass reine Diesseits-Menschen diese Haltung nicht nachvollziehen können und sie als „Weltflucht“ schmähen. Da sie vom Reich Gottes nicht berührt wurden, fehlt ihnen der Vergleich. Da sie nichts Besseres kennen, halten sie sich an dieser Welt fest und versuchen verzweifelt, sie in ein Paradies zu verwandeln. Die Erde soll ihnen den Himmel ersetzen, an den sie nicht glauben. Doch das kann die gefallene Schöpfung nicht leisten. Wahre Seligkeit vermag sie nicht zu schenken. Sie soll's auch gar nicht! Und wer das einmal verstanden hat, greift ganz von selbst über die Welt hinaus und trachtet nach dem Reich Gottes, das für ihn fortan Priorität hat (Mt 6,31-33). Denn schließlich kann man das Kommende nicht wirklich erbitten und herbeiwünschen, wenn man das Vorhandene nicht von Herzen leid ist. Es wird kein Seefahrer neues Land erreichen, wenn er nicht wagt, vom heimatischen Ufer abzustoßen! Darum gehört zum christlichen Glauben seit jeher ein tief empfundener Überdruß an dieser weithin unerlösten Welt und den in ihr herrschenden Zuständen. Wir leben nämlich wirklich in einer rebellischen Provinz, die ihrem wahren König nicht die gebührende Ehre gibt, die sein Recht mit Füßen tritt und sich vor einem anderen Fürsten beugt, der's nicht verdient! Dem kann ein Christ unmöglich sein Einverständnis geben, sondern er wird dieser Welt, die gottlos und verdammlich lebend alle gute Hoffnung trügt, eine Absage erteilen. Und eine Rede, die das schön illustriert, will ich hier wiedergeben. Sie findet sich im „Simplizissimus“ (5. Buch, 24. Kap.), wo's einer auf den Punkt bringt und sagt:

Adieu Welt, denn selbst das Allerbeständigste in dir zerfällt, auch das Allerstärkste in dir zerbricht, und das Allerewigste nimmt ein Ende. Adieu Welt, denn du nimmst unser Herz gefangen und lässt es dann nie wieder frei. Bei dir ist keine Freude ohne Kummer, kein Frieden ohne Zwietracht, keine Liebe ohne Argwohn, keine Ruhe ohne Störung, keine Ehre ohne Makel, kein Zustand ohne Klage und keine Freundschaft ohne Falschheit. Adieu Welt, denn in dir geht's immer verkehrt zu und alles auf krummen Wegen: Man schmeichelt, um zu töten, man erhöht, um zu stürzen, man hilft, um zu schaden, man ehrt, um zu schänden, man leiht, um nicht wiederzugeben, und straft ohne Grund. Darum bleib mir vom Hals, du falsche Welt! Immer werden die Guten verachtet und die Unwürdigen geehrt, die Verräter werden begnadigt und die Unschuldigen verurteilt, die Aufrichtigen schickt man in die Wüste und die Heuchler werden befördert, den Lügnern glaubt man und die Redlichen verlacht man. Adieu Welt, denn du führst alle an der Nase herum. Den Ehrgeizigen verheißt du Ruhm und den Unruhigen Veränderung, die Faulen lockst du mit Bequemlichkeit und die Gierigen mit großen Schätzen, den Triebhaften versprichst du Wollust und den Feindseligen Rache. Doch am Ende kommt keiner wirklich auf seine Kosten. Denn wer dir traut, Welt, der wird betrogen, wer dir folgt, wird verführt, und wer dich liebt, wird übel enttäuscht. Da hilft kein Opfer, das man dir bringt, kein Dienst, den man dir erweist, und keine Treue, die man dir hält! Am Ende wird doch jeder Mensch aufgerieben und beschmutzt, verschlissen und verbraucht, begraben und vergessen. Darum: Adieu Welt, denn bei dir lernt man nichts, als einander möglichst geschickt zu hassen, zu benutzen und zu täuschen. Und kaum hat man auf Kosten der Anderen ein paar Güter erhascht, ist man über all dem Jagen und Rennen auch schon alt geworden. Da wird der Geist dann schwach, der Atem stinkt und der Rücken krümmt sich, die Augen werden trübe, die Nase trieft und die Glieder zittern. Keiner wird schlau aus dir, du arge Welt, und niemand will in dir gut sein. Täglich verhaftet man Mörder, verurteilt Verräter und ertappt Betrüger – und dennoch werden es nicht weniger, weil die Bosheit nachwächst wie Unkraut. Ein Irrenhaus

bist du, Welt, und niemand ist wirklich zufrieden mit dir. Ist einer arm, so will er was haben, ist er reich, so will er was gelten, und ist er beleidigt, so will er sich rächen. Erlangt der Mensch aber, was er haben will, weiß er doch nie, wie lang es ihm bleibt. Denn du trügerische Welt hast gar keine haltbaren Güter zu bieten. Das Holz wird von den Würmern gefressen, und das Metall vom Rost, das Korn von den Mäusen, und die Kleider von den Motten, die Schönheit vom Alter, und der Ruhm vom Vergessen. Was ist also dran an dir, du leidige Welt? Und womit lohnst du unsere Mühe? Ach, bloß mit dem Tod belohnst du das Leben. Und vorher hältst du uns zum Narren. Darum Adieu, du falsche Welt! Wohl dem, der deinen Betrug erkennt und deinem süßen Gift nicht verfällt. Wehe aber denen, die dir dienen – und darüber sich selbst und Gott vergessen. Weil du ihnen so viel Glück versprichst, und ihnen so viel Unglück bringst, will ich lieber heute als morgen von dir geschieden sein!

Nun, wer meint, solcher Überdruß an der Welt sei nicht biblisch, der lese den Prediger Salomo. Und wer meint, diese Haltung sei nicht christlich, frage sich nur einmal, warum Jesus von seinen Jüngern verlangt, um des Reiches willen alles zu verlassen (Mt 19,27ff.). Warum redet er von notwendiger Selbstverleugnung (Lk 9,23), in der einer seine Familie und sogar sich selbst hasst (Lk 14,26)? Warum warnt Jesus vor den Sorgen der Welt und ihrem betrügerischen Reichtum, der den Samen des Wortes erstickt (Mt 13,22)? Warum sagt er, es sei nutzlos, wenn einer die ganze Welt gewönne und doch Schaden nähme an seiner Seele (Mt 16,26)? Und warum unterscheidet er die Kinder dieser Welt von den Kindern des Lichts (Lk 16,8)? Jesus weiß, dass diese Welt ihn hasst, weil er bezeugt, dass ihre Werke böse sind (Joh 7,7). Und er setzt voraus, dass seine Jünger, so wie er, nicht „von der Welt“ sind (Joh 15,19; Joh 17,16). Jesus identifiziert den Satan als den „Fürsten dieser Welt“ (Joh 16,11; Joh 14,30). Und er betont, dass sein eigenes Reich nicht „von dieser Welt“ ist (Joh 18,36). Er warnt: „Wer sein Leben lieb hat, der wird's verlieren; und wer sein Leben auf dieser Welt hasst, der wird's erhalten zum ewigen Leben“ (Joh 12,25). Und dementsprechend ist christlicher Glaube nicht zu verwechseln mit einer Liebe zur Welt, sondern ist – ganz im Gegenteil – „der Sieg, der die Welt überwunden hat“ (1. Joh 5,4). Diese Welt liegt nämlich „im Argen“ (1. Joh 5,19), und es ist besser, sich von ihr unbefleckt zu erhalten (Jak 1,27). Paulus mahnt, ein Christ solle sich der Welt nicht gleichstellen (Röm 12,2), sondern der Sünde absterben (Röm 6,2). Er soll die Welt nur gebrauchen, als brauchte er sie nicht, „denn das Wesen dieser Welt vergeht“ (1. Kor 7,31). Der Apostel bekennt, dass ihm die Welt gekreuzigt ist, und er der Welt (Gal 6,14). Und einen Verlust sieht er darin keineswegs. Denn das wahre Bürgerrecht eines Christen ist im Himmel (Phil 3,20). Und wenn Paulus sagt, jemand habe „diese Welt lieb gewonnen“, ist das ganz sicher kein Lob (2. Tim 4,10), denn das Neue Testament setzt voraus, dass alle Christen mit Christus den Mächten der Welt gestorben sind (Kol 2,20) und eine dem entsprechende Distanz wahren. Jakobus warnt: „Ihr Abtrünnigen, wisst ihr nicht, dass Freundschaft mit der Welt Feindschaft mit Gott ist? Wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein“ (Jak 4,4). Und der 1. Johannesbrief mahnt ebenso deutlich: „Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist. Wenn jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Denn alles, was in der Welt ist, des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt. Und die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit“ (1. Joh 2,15-17).

Wir kehren damit zum Vaterunser zurück und zu der Bitte „dein Reich komme“. Denn nun dürfte deutlich sein, dass sich die christliche Abkehr von der Welt nicht einem trüben Pessimismus verdankt, der die Schönheit der Schöpfung nicht zu schätzen weiß, sondern dass sie direkt aus dem Evangelium erwächst: Jesus Christus selbst lehrt seine Jünger, sich von der Welt zu distanzieren, die vergeht, und sich dem Reich Gottes zuzuwenden, dass mit Christus

kommt. Und soweit es für die neue Gemeinschaft mit Gott notwendig ist, will Christus, dass seine Jünger ihre alte Gemeinschaft mit der Welt aufkündigen. Denn in der Welt von der Welt und für die Welt zu leben – das ist Verstrickung. Doch in der Welt von Gott und für Gott zu leben – das ist Freiheit. Diese Freiheit gewinnt nur, wer jener Verstrickung entkommt. Das Neue ergreift nur, wer das Alte loslässt! Und der Welt absterben heißt darum, von sich selbst und von der Welt nur noch wenig zu erwarten, von Gott aber umso mehr. Alles irdisches Streben ist „eitel“ und ein vergebliches „Haschen nach Wind“ (Pred 2,11), denn der Glanz, der sich dabei gewinnen lässt, hält nicht, was der Mensch sich davon verspricht. Tausendmal besser sind aber die unvergänglichen Schätze (Mt 6,20) im Reich Gottes, das an die Stelle diese kranke Welt treten wird. Wer wollte also dem Gebet Christi nicht beipflichten und rufen: Ja, Herr, „dein Reich komme“?

Diese Welt ist durch des Menschen Schuld in tiefe Unordnung gefallen. Nur Gottes Geduld bewahrt sie noch vor dem endgültigen Absturz. Wer das aber erkennt, der hat in dieser Welt keine bleibende Stadt mehr (Hebr 13,14), sondern sitzt auf gepackten Koffern. Christen sind unterwegs zu dem Besseren, das Gott zu geben verspricht – und wovon er sie jetzt schon kosten lässt. Darum ist christlicher Glaube ein heiliges Heimweh, das über all die kläglichen Gegebenheiten hinausgreift. Wir schießen unser Herz wie einen Pfeil in Gottes Zukunft hinein. Und weil wir von Verheißungen leben, sind wir schon nicht mehr Kinder der vorhandenen, sondern Kinder der kommenden Welt. Wer deshalb aber meint, Christen wären auf einer ungewissen Suche, der vergisst, dass sie schon gefunden wurden. Denn wie oben gesagt, ist das Reich Gottes schon hier und heute überall im Schwange, wo man mit Gott versöhnt und einig ist. Oder anders gesagt: Das Reich Gottes ist schon in dem Moment, wo wir es erbitten, bei uns angekommen. Die Bitte des Vaterunsers erfüllt sich augenblicklich selbst. Denn wer ehrlichen Herzens das Reich Gottes wünscht (von dem Christus will, dass wir es wünschen!), der ist eben dadurch schon ein Teil des Reiches. Er steht im Konsens mit dem König, den er ehrt. Er wird erfasst von dem, worum er bittet. Und im selben Augenblick ist des Menschen Herz und Gemüt auch keine „abtrünnige Provinz“ mehr, sondern er gehört schon zum Herrschaftsgebiet des legitimen Königs. Der Wunsch, in Gottes Reich einbezogen zu sein, geht in Erfüllung, sobald ich ihn ernst meine und äußere. Denn Gott tut nichts lieber, als verlorenen Söhnen, die heimkehren wollen, seine Tür zu öffnen. Und beugt einer dabei seine Knie, so darf er gewiss sein, dass der Rest der Welt das auch bald tut. Denn Gottes Reich kommt nicht bloß auf Wunsch zu den Wünschenden, sondern es kommt eines Tages auch ungebeten zu den Übrigen! Am Ende des Tages kommt es über die Willigen wie über die Unwilligen! Es kommt zu denen, die sich drauf freuen, und zu den anderen auch! Dass es aber bei mir selbst nicht auf einen Widerstand stoße, der erst noch gebrochen werden muss, sondern auf einen offenen Geist, der es freudig erwartet – dazu hilft diese Bitte, die wir mit jedem Vaterunser wiederholen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Dein Wille geschehe...

Die dritte Bitte des Vaterunsers geht uns genauso flüssig über die Lippen wie das übrige: „dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.“ Doch wenn man diesen Wunsch näher betrachtet, wirkt er seltsam. Denn er scheint zu unterstellen, dass Gottes Wille bisher nicht geschieht. Geschehe er, so bräuchten wir nicht darum zu bitten. Bitten wir aber darum, so geschieht er offenbar nicht. Nur – kann das überhaupt sein? Wenn nicht Gottes Wille geschieht – was geschieht denn dann? Geschieht etwa der Wille Satans? Oder der Wille der Menschen? Man gerät da in Verwirrung. Denn die Bibel lehrt an unzähligen Stellen, dass Gottes Wille unser Dasein bestimmt. Das Buch der Sprüche sagt „In eines Mannes Herzen sind viele Pläne; aber zustande kommt der Ratschluss des Herrn“ (Spr 19,21). Und an anderer Stelle „Des Menschen Herz erdenkt sich seinen Weg; aber der Herr allein lenkt seinen Schritt“ (Spr 16,9). Damit scheint klar zu sein, dass wir dem Willen Gottes gar nicht entrinnen können. Wenn wir ihm aber nicht entrinnen, wieso müssen wir dann noch darum bitten, dass er geschehe? Wäre vielleicht denkbar, dass diese Bitte gar nicht darauf zielt, etwas am Weltgeschehen zu ändern, sondern unsere Einstellung zu ändern? So nämlich, dass wir mit dieser Bitte unseren eigenen Willen täglich neu dem Willen Gottes unterordnen? Wir würden dann nicht darum bitten, dass Gottes Wille geschehe, weil ohne unser Gebet etwas anderes passierte, sondern damit Gottes Wille bei uns offene Türen findet. Und das leuchtet schon viel eher ein. Denn Gott möchte beim Betenden ein bereitwilliges Herz antreffen, in dem Einverständnis herrscht, weil der Beter den Konsens mit Gott sucht und sich, statt zu hadern, in Gottes Willen ergibt und fügt. Die Bitte ist also nötig, um jeder Konkurrenz und jedem Konflikt zwischen dem göttlichen Willen und dem des Beters vorzubeugen. Und wer sich selbst kennt, wird nicht leugnen, dass dies ebenso schwer wie nötig ist. Denn von Natur aus ist der Mensch mit Gott keineswegs einig. Gottes Handeln gibt uns allerhand Rätsel auf. Und ihm pauschal zuzustimmen, liegt uns fern. Wir hätten oft ganz andere Ideen, wie es in der Welt laufen sollte! Und so machen wir unsere Einwilligung sehr davon abhängig, worum es geht:

(1) Zu einer ersten Kategorie kann man dasjenige rechnen, was Gottes will, weil es ein direkter Ausdruck seiner Güte ist. Und soweit er uns als großer Freund des Lebens segnet und gedeihen lässt, uns liebt und nährt, uns Zeit und Kraft und Chancen schenkt, hat auch keiner etwas dagegen. Denn soweit sich der Wille Gottes mit unseren Wünschen deckt, möge er geschehen – und um solche Gunst zu bitten, kostet uns wenig!

(2) Doch in einer zweiten Kategorie umfasst der Wille Gottes dann auch strenge und harte Maßnahmen, die der Schöpfer ergreift, weil seiner guten Absicht böse Absichten entgegenstehen. In demselben Maße, wie Gott seine Schöpfung bejaht, verneint er das Böse, das sie von innen heraus zerstört. Gott wendet seinen Willen gegen alles, was mit seiner guten Intention nicht vereinbar ist. Doch fällt es uns schon nicht mehr so leicht, dem zuzustimmen, weil wir als Sünder ja selbst am Bösen Anteil haben und den gerechten Willen Gottes von daher bedenklich und sein Strafen bedrohlich finden.

(3) In eine dritte Kategorie kann man alles einordnen, was Gott nur insofern will, als es mittelbar seiner eigentlichen Absicht dient und im Blick auf diese nützlich erscheint. Gott bejaht es nur als Mittel zum Zweck – so wie ein kranker Mensch nicht eigentlich die Operation will, sondern die Gesundheit, und die Operation nur um seiner Gesundung willen in Kauf nimmt. Weil sie in diesem Sinne „nötig“ sind, mutet Gott uns Menschen allerhand Mühen, Leiden und Enttäuschungen zu, um uns seelisch reifen zu lassen, um uns Mitgefühl und auch Demut zu lehren. Wo wir zu weit gehen, setzt er uns Grenzen, verweigert die Erfüllung törichter Wün-

sche und erspart uns nicht, aus Schaden klug zu werden. Doch die gute Absicht darin wird selten erkannt. Vielmehr protestiert der Mensch, ist beleidigt und zeigt für Gottes Maßnahmen etwa so viel Einsicht, wie ein Kleinkind in der Trotzphase.

(4) Schließlich gibt es noch eine vierte Kategorie. Aber da ist es mit dem Verständnis ganz vorbei. Denn dazu zählt alles, was Gott will, ohne dass der Mensch dafür einen Grund angeben oder erraten könnte. Und es ist allerhand schreckliches Unheil dabei, das sich jeder „Erklärung“ entzieht, weil's anscheinend zu gar nichts gut ist, und darum unverstanden bleibt. Auch das Entsetzliche ist Teil des göttlichen Willens, insofern es nicht ohne die Zulassung des Allmächtigen geschehen könnte. Doch haben wir allergrößte Probleme, dies Abgründige und seinen (in Gott) vor uns verborgenen Sinn zu akzeptieren.

Und so ergibt sich von selbst, wie der Mensch gewöhnlich zum Willen Gottes steht: Zu dem Schönen, das sowieso in unserem Interesse liegt, sagen wir natürlich „dein Wille geschehe“. Und soweit Gottes Gericht unsere Feinde trifft, haben wir auch nichts dagegen. Wo wir den Nutzen einer Sache einsehen, ist sie vor unserer Vernunft legitimiert – und wir lassen's uns gefallen. Aber spätestens bei dem, was uns unbegreiflich bleibt, fordern wir Gott zur Rechenschaft. Und wo sein Wille unsrem eigenen zuwiderläuft, beginnt das Wehgeschrei. Da hadern wir dann mit dem Willen Gottes, statt uns hinein zu ergeben. Und in vieles fügen wir uns nur notgedrungen – mit innerem Vorbehalt und heimlichem Groll. So bejaht der Mensch vom Willen Gottes meist nur so viel, wie ihm selbst einleuchtet. Und gegen den Rest murren er. Aber steht uns das zu? Wie selbstverständlich misst man Gottes Pläne am Maßstab der eigenen Einsicht und prüft seinen Ratschluss am Maßstab des menschlich-kurzen Verstandes! Doch das ist natürlich kein wahrer Glaube und ist auch kein Vertrauen, wenn ich die Entscheidungen eines anderen gerade so weit billige, wie ich kontrollierend und nachvollziehend zu demselben Ergebnis gelange. Nein – solches Vertrauen verdient seinen Namen nicht. Darum muss uns klar sein: Wenn wir im Vaterunser bitten „dein Wille geschehe“, können wir das nicht an die Bedingung knüpfen, dass Gott uns seinen Willen vorher erklären müsste. Denn Gott hat auch dort Recht, wo er unsere Pläne durchkreuzt, und wo seine Motive unseren Verstand überfordern. Als Kinder eines derart überlegenen Vaters können wir seinen Willen nicht auseinanderpflücken in das, was uns passt, und das, was uns nicht passt. Sondern wir können seinen Willen nur im Paket akzeptieren und ihm unbesehen unsere Einwilligung geben. Sofern unser Gebet aus tiefem Vertrauen kommt, wird es bedingungslos sein, so dass wir ohne heimlichen Vorbehalt und ohne Einschränkung sagen „dein Wille geschehe“! Er geschehe in dem, was wir davon kennen und verstehen, und er geschehe im Übrigen ganz genauso! Er geschehe in dem, was uns lieb und recht ist, und er geschehe auch da, wo's uns gegen den Strich geht. Er geschehe aber jederzeit mit unserem vollen Einverständnis, denn: „Wenn nicht geschehen wird, was wir wollen, so wird geschehen, was besser ist“ (Luther).

Als Zwischenergebnis können wir also festhalten, dass die unterschiedlichen Weisen göttlichen Wollens uns nicht verleiten dürfen, nur einen Teil davon zu bejahen. Wir können uns dem Willen Gottes nur im Ganzen ergeben und ihm als Paket zustimmen. Wir dürfen uns da nicht die Rosinen herauspicken! Doch geht aus dem Gesagten auch hervor, dass Gott einiges, was er will, auf unmittelbare, und anderes, nur auf mittelbare Weise will. Er will manches nur, weil es die Umstände erfordern. Und die theologische Tradition unterscheidet darum Gottes „eigenes Werk“ (opus proprium) von Gottes „fremdem Werk“ (opus alienum), wobei er das „fremde Werk“ stets nur um des „eigenen Werkes“ willen tut. Mit anderen Worten: Was Gott eigentlich will, ist in freudiger und ungestörter Gemeinschaft mit seinen Geschöpfen zu stehen. Dieser Wille kommt unmittelbar aus seinem Herzen! Dass er aber auch unerbittliche Strenge an den Tag legen und mit Härte erziehen, dass er richten und auch verdammen muss –

dass ist durch den Einbruch des Bösen bedingt und ist Gott nicht in derselben Weise eine „Herzensangelegenheit“ wie seine gnädige Zuwendung zum Geschöpf. Denn Gott segnet lieber, als dass er flucht. Er vergibt lieber, als zu strafen. Und er macht lieber lebendig, als zu töten. Nun tut er ganz sicher auch das Letztere – da mache man sich bloß keine Illusionen! Aber er tut's nur, wenn und weil es nötig ist, um das Gute vor dem Bösen zu bewahren. So muss denn Gott hart sein, um unserer Trägheit willen, und muss streng sein, um unserer Sünde willen. Er muss unserem Widerstand widerstehen – und bleibt darin meist unverstanden, weil unser Horizont so eng ist. Gott führt die Trotzigen auf schmerzhaft Weise, weil sie ihm nicht williger zu folgen verstehen. Er muss manchmal laut werden, weil wir seine leisen Worte ignorieren. Und er stellt uns ein Bein, wenn wir geradewegs in unser Verderben laufen. Gott nimmt in Kauf, wenn wir ihn dafür hassen! Und je wilder wir zappeln, um uns loszureißen, desto härter muss seine Hand uns anfassen. Aber diese Härte ist nicht das, was Gott eigentlich will. Sie ist nur das, wozu unsere Sünde ihn zwingt. Denn viel lieber wär's ihm, wenn sein Wille bei uns „auf Erden“ so geschähe, wie er „im Himmel“ geschieht. Und in diesem Wunsch dürfen wir uns mit Gott zusammenschließen. Denn im Himmel geht's ja verständiger und harmonischer zu. Die Engel stehen dort mit Gott in ungestörter Gemeinschaft und in vollem Konsens! Sie wollen samt und sonders, was Gott will, und hassen, was er hasst. Sie tun ganz ungezwungen, was Gottes Weisheit plant. Und keiner von ihnen schmiedet Pläne, die mit Gottes Plänen konkurrieren könnten. Was sonst sollten sich Engel auch zum Ziel setzen, als in Ewigkeit mit Gott vollkommen einig zu sein? Eben das ist ja ihr wahres Glück und ihre vollkommene Freiheit, so sehr mit Gott einig zu sein, dass der eigene Wille den Willen Gottes in keiner Weise mehr als Einschränkung erfährt! Wo das so ist, weil man mit Gott übereinstimmt, fehlt alle Bosheit. Und wo das Böse fehlt, muss Gottes „eigenes Werk“ auch von keinem „fremden Werk“ begleitet werden. Da muss Gott nicht strafen und nicht erziehen, muss weder richten noch verdammen. Und das ist ihm selbst so am liebsten, wie es auch uns am liebsten sein sollte. Wir bitten also sehr bewusst: „dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden“. Und das ist keine Kritik an dem, was Gott auf Erden tut. Wir akzeptieren ja seinen Willen als Gesamtpaket – einschließlich all dessen, was wir nicht verstehen! Aber eine Kritik an uns selbst und eine Sehnsucht ist in der Bitte durchaus enthalten. Denn unsere irdische Weise, Gott immer nur unwillig und mit geteiltem Herzen zu folgen und seinem Willen nur unter schmerzhaften Reibungen zu gehorchen, ist höchstens die zweitbeste Weise, mit ihm Gemeinschaft zu haben. Lieber wär's ihm, wenn der Mensch seinem Wort ganz ungezwungen folgte, wenn er in Gott einen Freund fände und das Gute auch nicht um eines Lohnes willen, sondern aus Begeisterung für das Gute täte. Das könnte so viel schöner sein! Und nur weil wir diesen Weg nicht gehen, muss Gott zum Schutz alles Guten uns Sündern hart entgegentreten. Es wäre ihm lieber, es gäbe da keinen Widerstand, den er brechen muss. Wenn er aber da ist, wird er's tun. Es wäre ihm lieber, es gäbe kein Unrecht. Wenn's aber Unrecht gibt, so soll auch die Strafe nicht ausbleiben. Es wäre Gott lieber, die Menschen ließen ab von Hass und Neid und Gier. Wenn sie aber nicht davon lassen wollen, sollen sie auch sehen und fühlen, was sie damit anrichten. Schauen wir also mit Schrecken in die Zeitung und in die Welt um uns herum, so steht außer Frage, dass da überall Gottes Wille geschieht! Aber es ist eben zumeist nicht Gottes eigentlicher Wille und Herzenswunsch, sondern es ist nur Gottes Wille „zweiter Ordnung“, der bedingt ist durch unsere eigene Verkehrtheit. Dieser Wille ist so gerecht, wie es gerecht ist, dass Gott jedem widersteht, der ihn herausfordert! Ja, wo wir's absolut nicht anders haben wollen, lässt er uns auch an unserer Bosheit zugrunde gehen! Doch Gott tut das nicht etwa gern, sondern nur mit blutendem Herzen. Und viel lieber wär's ihm, wenn sein Wille auch auf Erden so geschähe, wie er jetzt schon im Himmel geschieht. Dort muss Gott das

Gute nicht erst schmerzhaft durchsetzen. Sondern dort wollen die Engel von vornherein das Gleiche, was Gott will. Die Engel sündigen nicht, sie zanken, nicht sie spielen sich nicht auf – und leben darum in Frieden. Sie wollen von ganzen Herzen das Gute, so wie Gott selbst es will. Sie leben in der Freude derer, die sich mit Gott einig wissen und eben darum nichts und niemanden fürchten müssen. Dass es aber bei uns auf Erden und bei jedem Einzelnen auch bald so zugehen möge, wie jetzt schon dort im Himmel – das ist der Sinn jener Bitte im Vater-unser. Wir bitten nicht „dein Wille geschehe“, weil Gott vorläufig nur den Himmel regierte. Nein! Gottes Wille geschieht auch auf der Erde. Doch bitten wir, dass Gottes Wille auch hier auf Erden in der milden und heilvollen Weise geschehen möge, wie er derzeit im Himmel geschieht. Denn noch zwingt die menschliche Bosheit unseren Gott, gegen seinen eigentlichen Willen hart zu sein. Noch sträubt sich die Erde und beugt sich der Hand ihres Schöpfers nur unter unwilligem Knirschen und unter großen Schmerzen. Wenn aber Gottes Reich anbricht, wird da zwischen Himmel und Erde kein Unterschied mehr sein. Denn dann werden alle Geschöpfe ihren Eigenwillen in Gottes Willen aufgehen lassen, und es wird Friede einkehren, weil nichts mehr ist, das nicht sein sollte. Dass wir aber alle miteinander diesen Moment erleben, wo das Gebet Christi dann in Gottes Reich seine volle Erhörung findet – das schenke uns der barmherzige Gott.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Unser tägliches Brot gib uns heute...

Jesus hat seinen Jüngern beigebracht, wie sie beten sollen. Er hat sie das Vaterunser gelehrt. Wir können's „im Schlaf“. Und die geringsten Schwierigkeiten haben wir wohl mit der vierten Bitte. Denn die handelt von unseren konkreten Bedürfnissen und fasst alles, was wir für Leib und Seele brauchen, knapp zusammen in der Bitte um das tägliche Brot. Was dem vorausgeht, klingt abstrakter: „geheiligt werde dein Name“, „dein Reich komme“, „dein Wille geschehe“ – das wirft allerhand Fragen auf! Aber „unser tägliches Brot gib uns heute“ – das versteht jeder, der schon mal hungrig war. Allerdings – wenn man wirklich drüber nachdenkt, geht's nicht mehr so glatt über die Lippen. Denn erstens bittet der Mensch überhaupt nicht gern. Er fordert lieber, kauft etwas, oder nimmt sich, was er braucht. Zweitens gibt er sich, wenn er schon „Bitte“ sagen muss, nicht mit Brot zufrieden: Fleisch und Bier, Kuchen und Schokolade, ein Auto und ein Haus hätte man auch gern! Drittens stört die zeitliche Begrenzung, denn statt jenem Brot, das gerade mal für den heutigen Tag reicht, hätte man lieber einen Vorrat für Wochen. Und viertens fragt sich der moderne Mensch, warum er überhaupt darum bitten soll, wo er doch hart arbeitet und seinen Lebensunterhalt selbst verdient! „Unser tägliches Brot gib uns heute“? Genau besehen passt das weder zu unserem Stolz noch zu unserem großen Hunger! Denn jeden Tag aufs neue bitten – ist das nicht armselig? Da ist man ja täglich auf Gottes Wohlwollen angewiesen! Dabei schuldet uns das Leben doch eine prall gefüllte Kühltruhe! Oder nicht? Eigentlich will der Mensch lieber von der Rendite seiner eigenen Leistungen leben. Man möchte das nicht nötig haben, immer wieder die Hand aufzuhalten. Und so stößt, was Jesus uns zu bitten lehrt, bei näherer Betrachtung auf Widerstände. Die aber sind gar nicht neu, sondern haben biblische Vorbilder. Denn sie erinnern sehr an das Murren Israels während der Wanderung durch die Wüste. Da führt Gott sein Volk aus Ägypten, aus dem Land der Sklaverei. Und unter großem Jubel brechen sie auf, um das Land zu suchen, das Gott ihnen schenken will. Doch kaum ist der Proviant aufgezehrt, beginnen ihre Mägen zu knurren. Und ihr Anführer Mose muss sich viel Genörgel anhören: „Ach, wären wir doch bloß in Ägypten geblieben – da hatten wir jede Menge Fleisch und Brot. Jetzt werden wir hier in der Wüste verhungern!“ So zu jammern und zu murren, ist nicht gerade ein Vertrauensbeweis. Gott hätte es übel nehmen können! Aber er zeigt Geduld und sorgt für die Seinen. Jede Nacht lässt er ein süßes Brot vom Himmel regnen – das sogenannte Manna. Die Israeliten müssen's am Morgen nur aufsammeln. Einfacher geht's nicht! Und trotzdem gibt's bald wieder Schwierigkeiten mit diesem täglichen Brot. Denn Gott befiehlt, dass jeder nur so viel sammeln soll, wie er für den jeweiligen Tag braucht. Es soll und muss nichts übrig bleiben, denn am nächsten Morgen gibt es ja neues Manna. Aber meinen sie, das Volk hielte sich dran? Offenbar misstraut es der Fürsorge Gottes! Einige Israeliten wollen lieber Vorräte sammeln, statt sich auf Gott zu verlassen! Und so versuchen sie, ein paar Krüge voll Manna aufzubewahren. Am nächsten Tag stinkt es jedoch und ist ungenießbar – voller Würmer. Zieht das Volk daraus nun eine Lehre? Nein! Bald darauf naht der Sabbat, an dem nach Gottes Willen niemand arbeiten soll. Auch nach Manna soll am Feiertag niemand suchen müssen. Und damit es trotzdem an nichts fehlt, lässt Gott sie am Vortag die doppelte Menge finden. Von diesem Manna dürfen sie die Hälfte aufbewahren – und am Morgen des Sabbats ist es noch genau so frisch, wie es Gottes Fürsorge versprach! Was aber tut das Volk? Obwohl's nicht nötig ist, und Gott ihnen Ruhe verordnet hat, ziehen doch einige los und wollen Manna sammeln. Natürlich finden sie nichts. Aber Gott wird nun zornig. Denn – können sie sich nicht damit zufrieden geben, dass er sie täglich mit allem Lebensnotwendigen versorgt? Hat er ihnen je Anlass gegeben, an seiner Treue zu zweifeln, so dass sie

Reserven horten müssten? Das ist kränkend! Und um das Maß voll zu machen, beschwerten sich die Israeliten dann auch noch über den Speiseplan: „Immer essen wir nur Manna, nichts als Manna! Wann bekommen wir mal wieder Fleisch und Fisch, Kürbisse und Melonen, Kuchen und Honig?“ Es wäre verständlich, wenn Gott an diesem Punkt die Geduld verloren hätte. Denn er erwählt dieses Volk zu etwas Großem und Heiligen – und sie denken immer nur ans Essen. Er will ihren Geist erleuchten und zum Himmel erheben – sie aber reiben sich die Bäuche und fragen nach dem nächsten Imbiss. Trotzdem hat Gott noch einmal Geduld. Er lässt Schwärme von Wachteln über das Lager fliegen. Die Vögel fallen herunter. Sie bedecken den Boden. Und schon bekommt Israel das ersehnte Fleisch zu essen. Tja, könnte man denken, manche Dinge ändern sich nie: erst kommt der Bauch – und dann die Moral! Wenn's nicht so traurig wäre, könnte man drüber lachen. Aber ist es bei uns etwa anders? Auch wir sind auskömmlich versorgt. Doch statt das tägliche Brot mit Dank aus Gottes Hand zu nehmen, jammern viele so wie damals Israel. Die Regale in den Geschäften sind voll. Wer will, kann viel mehr essen, als ihm gut tut. Und trotzdem wird weniger gedankt als auf hohem Niveau geklagt. Jeder von uns hat sein tägliches Brot – und auch noch Butter drauf und Wurst und Nachtisch! Aber zufrieden sind die Wenigsten. Und der größere Teil hat das Gefühl, in irgendeiner Hinsicht „zu kurz zu kommen“. Ist das nicht seltsam? Etwas stimmt nicht mit uns! Und darum will ich die vierte Bitte des Vaterunsers noch einmal durchbuchstabieren und genau hinschauen, was Jesus uns damit sagt: „unser täglich Brot gib uns heute“.

1. Als erstes fragt man sich vielleicht, warum da nur vom Brot gesprochen wird, und von nichts anderem. Denn was ist mit Wurst und Bier, Kuchen und Schokolade? Wenn man aufzählen sollte, was man alles zum Leben braucht, wäre auch der Strom zu nennen, der aus der Steckdose kommt, das Benzin im Auto und das Erdgas für die Heizung. Man braucht darüber hinaus seine Familie, braucht soziale Kontakte und Medien, die einen informieren, Arzneimittel für die Gesundheit, Luft zum Atmen, ein regelmäßiges Einkommen und einen Staat, der für Sicherheit sorgt. Das Vaterunser sagt aber stellvertretend für diese lange Liste einfach „Brot“ – und versteht darunter all das Genannte, das ein Mensch für Leib und Seele braucht. Denn Gott kennt unsere Bedürfnisse auch ohne dass wir sie aufzählen. Und sagen wir nur „Brot“, weiß er schon, was wir nötig haben. Indem wir aber nur „Brot“ sagen, erbitten wir von ihm die Grundversorgung – und ganz bewusst keinen Schnickschnack. Denn es wäre anmaßend, den Himmel um Luxus zu bitten. Nicht aus Gier und Gefräßigkeit soll unsre Bitte entstehen, sondern aus dem Bewusstsein, bedürftig zu sein. Und dazu reicht das eine Wort „Brot“.

2. Als Zweites fällt auf, wie selbstverständlich sich die Bitte an Gott richtet – und dabei alle Zwischeninstanzen überspringt. Denn natürlich fallen die erbetenen Dinge nicht vom Himmel wie damals das Manna. Wir kaufen unser Brot beim Bäcker, der sein Mehl von einer Mühle bezieht, die ihr Korn von Bauern bekommt. Und doch erbitten wir unser tägliches Brot nicht von all diesen Produzenten in der Lieferkette, sondern wir überspringen sie gedanklich und bitten direkt Gott, weil die irdischen Beteiligten nur seine Werkzeuge sind. Durch die Kuh schenkt Gott uns Milch, durch den Baum schenkt er Obst, mit Hilfe des Meeres stellt er Fisch bereit. Und obwohl wir die vermittelnden Instanzen durchaus sehen, bleibt der Blick des Beters doch nicht an ihnen hängen, sondern geht weit darüber, direkt zu dem Meister, der sich all dieser Instrumente bedient, so dass uns das tägliche Brot sozusagen transparent wird, und wir durch die Gabe hindurch auf den Geber schauen.

3. Ist es aber nicht seltsam, dass wir von ihm als „Geschenk“ erbitten, wofür wir im Laden doch bezahlen? Ist das kein Widerspruch, wenn wir der Freundlichkeit Gottes danken, obwohl wir für unseren Lebensunterhalt arbeiten, und unsere Mühe des Lohnes wert ist? Das Haus, das Auto, die Möbel und die Kleider – ist das nicht alles sauer verdient? Weil er's bezahlt hat,

meint so mancher, er lebe von eigener Kraft und eigenem Vermögen. Aber im Vaterunser findet dieser Gedanke nicht den geringsten Raum. Denn so viel Kraft zu haben und so gesund zu sein, dass man arbeiten kann, ist ja selbst schon ein Geschenk des Schöpfers! Der ernährt auch die Vögel unter dem Himmel nicht ohne ihre Mitwirkung, sondern durch ihre Mitwirkung. Er wirft den Spatzen ihr Futter nicht ins Nest, sondern gibt ihnen Flügel, damit sie Futter suchen können. Und doch haben sie weder das Futter noch die Flügel oder ihre Instinkte von sich selbst, sondern haben alles von Gott. Und dasselbe gilt vom Menschen. Vermag der etwas zu leisten, soll er darum nicht weniger, sondern umso mehr bitten und danken. Denn auch das Vermögen, fleißig und gut zu arbeiten, muss uns verliehen sein, und damit wir Kraft und Konzentration aufwenden können, muss uns beides erst mal geschenkt werden. So bitten wir auch nicht, Gott möge uns das tägliche Brot ohne Arbeit geben (er möge es also dem Untätigen in den Schoß fallen lassen oder dem Faulen nachwerfen), sondern natürlich bitten wir Gott – und tun dann trotzdem unseren Teil, um zu erlangen, was Gott uns geben will.

4. Doch für wen genau erbitten wir das Nötige? Für welchen Empfängerkreis tun wir das? Es ist wichtig zu sehen, dass im Vaterunser nicht ein Einzelner für sich selbst bittet, sondern jeder Einzelne zugleich für die Gemeinschaft. Denn da steht nicht „mein tägliches Brot gib mir“, sondern „unser tägliches Brot gib uns“. Ein egozentrisches Bitten ist damit von vornherein ausgeschlossen. Denn was ich mir wünsche, soll ich auch den anderen gönnen, soll über meiner Bedürftigkeit nicht die der anderen vergessen, und folglich für alle bitten – mögen sie nun gut oder böse sein. Der Beter darf durchaus an sich denken, doch nicht so, als wollte er sich allein in den Vordergrund drängen, sondern er bittet immer zugleich für den Nachbarn und den Bruder, den Nächsten und den Fernsten, dass auch der sein Auskommen habe und der Not entgehe.

5. In dem Wort „unser“ schließen wir uns also zusammen. Und doch hat es noch eine weitere Bedeutung, die man mithören sollte. Denn wenn wir „unser“ tägliches Brot erbitten, dann ist damit alles Brot ausgeschlossen, das anderen gehört. „Unser“ Brot heißt das „für uns bestimmte“, das „uns zukommende“ Brot. Und allein dieses erbitten wir, damit, was wir essen, unseretwegen keinem anderen weggenommen werde. Wir wollen nicht auf Kosten anderer Menschen leben und uns nicht von fremdem, gestohlenem, erwuchertem oder erschlichenem Brot nähren. Denn wenn das, was uns schmeckt, darum anderen fehlte – wie könnten wir's mit Dank und gutem Gewissen genießen? So wie wir „unseres“, sollen die anderen auch „ihr“ Brot haben, auf das wir unsere Sättigung keinesfalls durch Raub, Ausbeutung oder Unrecht erkaufen.

6. Warum bitten wir aber nur um das „tägliche“ Brot – und nicht um etwas mehr? Warum erbitten wir's bloß für „heute“ – und nicht auch für morgen? Was soll die zeitliche Begrenzung auf die jeweils aktuelle Tagesration? Offenbar sollen wir uns nach Jesu Willen mit dem täglichen Bedarf bescheiden und ansonsten darauf vertrauen, dass Gott auch der Gott des morgigen Tages ist. Denn sonst wird Vorsorge leicht zur Falle. Wer ängstlich meint, dass er Vorräte braucht, wird immer danach streben, Reserven aufzuhäufen. Bis es ihm gelingt, wird er in Sorge um seine Zukunft sein. Und schafft er's dann, Konten und Scheunen zu füllen, vertraut sein Herz auch gleich auf diesen Vorrat – und vertraut nicht mehr auf Gott. Was der Mensch heute hortet und bunkert, soll ihn vor dem Morgen schützen. Er erwartet, dass sein Besitz ihn retten wird, wenn Gottes Fürsorge versagt. Er vertraut seinen Gütern also mehr als dem Schöpfer, von dem er sie empfing! Und genau vor diesem Irrweg des fehlgeleiteten Vertrauens soll uns die zeitliche Begrenzung der Bitte schützen. Es kann und soll uns genügen, wenn wir heute unser Auskommen haben, denn Gott ist auch morgen noch treu. Unsere Aufmerksamkeit aber sollen wir nicht darauf richten, was wir morgen essen und womit wir uns übermorgen kleiden,

sondern unsere gesammelte Aufmerksamkeit soll zuerst und zuletzt dem Reich Gottes gelten.

7. Der Schatz eines Christen ist im Himmel. Das darf er nie vergessen! Wenn einer aber trotzdem auf Erden zu Reichtum kommt, weil Gott seine Arbeit segnet, und er so reichlich erntet, dass es seinen Bedarf weit übersteigt, dann geschieht das nicht ohne Grund, sondern geschieht, damit er das Seine mit anderen teilen könne. Und diese Möglichkeit zu haben, sollte den Betreffenden mit Freude erfüllen. Denn wer mit seinem Reichtum anderen dienen kann, wird darin unserem Gott ein klein wenig ähnlich, der ja auch von der eigenen Fülle nimmt, um freigiebig Bedürftige zu versorgen. Oder ist es nicht ein Privileg, wenn man gottgewolltes Leben bewahren und fördern kann? Ist es nicht schön, wenn im Garten die Pflanzen wachsen, weil man sie fleißig begossen hat? Ist es nicht befriedigend, den Hund zu füttern und zu sehen, wie er sich freut? Tut es nicht wohl, Kinder gedeihen zu sehen, weil man sie mit dem Nötigen versorgen konnte? Aus eigener Fülle abzugeben, kann für Christen keine bittere Pflicht sein, zu der sich ein Knausriger zwingen müsste, sondern geben zu können ist ein Privileg. Wenn der Reiche also um sein täglich Brot bittet, wird er nicht vergessen, dass der arme Nachbar dasselbe tut, und wird wissen, dass Gott ihn nicht mit Reichtum segnet, damit er hamstert, rafft und hortet, sondern damit er teilt.

8. Freilich – nicht jeder sieht das so. Unter Armen und Reichen gibt es Unzählige, die Gott weder bitten noch danken. Viele sind überzeugt, dass sie nur bekommen, was sie sich selbst nehmen. Sie meinen, sie lebten nicht von Gottes Güte, sondern von eigener Kraft. Und obwohl sie ihren himmlischen Vater ignorieren, ernährt er sie doch. Ist das nicht erstaunlich? Wenn man sich mal bewusst macht, wie oft man selbst schon zu bitten vergaß und trotzdem satt wurde, muss man sich wundern, wie unser Schöpfer so schlecht behandelt wird – und dennoch freundlich bleibt! Millionen seiner Geschöpfe ehren ihn nicht, sind selbstverliebt und gedankenlos, sagen nicht „bitte“ und nicht „danke“ – und werden von ihm trotzdem erhalten. Völlig zu Recht will er gebeten sein! Aber wo's ausbleibt, hat seine Fürsorge kein Ende, sondern selbst die, die ihn nicht kennen wollen, macht er dennoch satt, damit sie nicht ganz leer ausgehen, sondern (wenn schon nicht ewig und geistlich, so doch wenigsten zeitlich und leiblich) etwas von seiner Güte spüren.

9. Gott gibt auch ohne unser Bitten in großer Milde und Geduld. Und doch folgere man daraus nicht, das Bitten sei entbehrlich! Denn durch tägliche Wiederholung übt es uns in die Gott entsprechende Haltung ein. Bitten heißt nun mal nicht zu verfügen, auf einen Anspruch zu pochen oder ein Recht einzuklagen, sondern die Hände aufzuhalten. In jeder Bitte steckt das Eingeständnis, dass ich nicht fordern kann. Und die Zumutung darin darf man nicht übersehen. Täglich bitten heißt zugeben, dass man nicht bloß vorübergehend abhängig ist, sondern prinzipiell und auf Dauer! Aber von dem abzuhängen, der gut und treu für uns sorgt, ist in Wahrheit kein Unglück. Oder hätten wir als Kinder darunter gelitten, unselbständig zu sein? Wir lebten gut und gern von dem, was unsere Eltern nach Hause brachten. Wir mussten deswegen nicht in Sorge sein. Wenn wir also Gott gegenüber immer in der Lage eines Kindes bleiben, sollen wir uns darum auch nicht grämen. Denn Gott kennt unsere Bedürfnisse. Wir dürfen nach ihm schreien wie der Säugling nach der Mutter Brust – und werden nicht vergessen. Gott hört unser Bitten. Eben das aber sei dem Himmel gedankt in Ewigkeit!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Und vergib uns unsere Schuld...

Wann immer in der Kirche von Vergebung die Rede ist, weiß man schon, worauf es hinauslaufen wird, weil Vergebung natürlich gut ist und von uns erwartet wird. Man ist mit diesem Thema scheinbar fertig, bevor man richtig angefangen hat. Denn jeder versichert, er sei nicht nachtragend, er könne vergeben, und so gehöre sich das ja auch, wenn man die Bitte im Vater-unsere ernst nimmt: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“. Wer das betet und selbst Vergebung nötig hat, kann sie seinen Mitmenschen schlecht verweigern. Und also scheint der Fall klar, bis dann aus der Theorie Praxis werden soll. Denn wenn uns tatsächlich Schlimmes angetan wird, dann ist es vorbei mit Großmut und Gelassenheit, und unsere Gedanken gehen plötzlich gar nicht mehr auf Vergebung aus, sondern auf Gerechtigkeit. Verletzungen machen uns zornig. Und dieser Zorn ist auch nicht per se verwerflich, sondern sehr natürlich und unvermeidlich. Denn wenn zerstört wird, was wir lieben, wird unsere Liebe zwangsläufig zur Feindschaft gegen den Täter. Und wenn sie auch nicht gleich nach Rache schreit, wird sie doch zumindest Gerechtigkeit fordern.

Oder ist das nicht recht und billig? Stellen Sie sich vor, ihr Kind oder ihr Enkelkind würde Opfer einer Vergewaltigung oder eines sexuellen Missbrauchs. Wäre ihr erster Wunsch, dass dem Täter vergeben wird? Wäre ihr erster Wunsch nicht, dass er gefasst und eingebuchtet wird? Stellen Sie sich vor, ihr Kind oder Enkelkind würde von einem Dealer an die Drogen gebracht, abhängig gemacht und nach und nach zugrunde gerichtet. Würden Sie dem Dealer von Herzen Gutes wünschen oder würden sie wünschen, dass er zu spüren bekommt, was er angerichtet hat? Ich denke, wer überhaupt Gefühle hat, ist in solchen Fällen nicht großmütig und locker, sondern der hat den natürlichen Wunsch, dass der Schuldige gestraft wird, und muss sich vielleicht sogar zügeln, um das nicht selbst in die Hand zu nehmen. Denn wer gute Menschen ins Unglück stürzt, der handelt böse. Das Böse ist das, was nicht sein soll. Und darum empfinden wir, dass auch der nicht sein sollte, der Böses über andere bringt. Er soll zumindest nicht ungestraft damit fortfahren! Denn wenn uns ein Dorn im Fuß steckt und uns Schmerzen bereitet, haben wir ja auch den Wunsch, ihn herauszuziehen. Was uns leiden macht, soll verschwinden. Und wenn das angegriffen wird, was wir lieben, werden wir zornig.

Ich verstehe darum die Frau, die mir berichtete, dass sie es nicht schafft ihrer Schwiegertochter zu vergeben. Die Schwiegertochter hatte den Sohn jener Frau mit drei kleinen Kindern sitzen lassen und war zu einem anderen Mann gezogen. Der Sohn war mit der Situation völlig überfordert, und die Kinder verkrafteten es nicht, von der eigenen Mutter verlassen zu werden. Eine ganze Familie ging in Scherben, weil jener Schwiegertochter das Liebesglück mit ihrer Internet-Bekanntheit wichtiger war als die eigenen drei Kinder. Wenn nun aber die Großmutter Schwierigkeiten hat, das zu verzeihen: Ist das dann verwunderlich? Nein! Ich finde ihren Zorn nur allzu verständlich, und der Wunsch, der Schuldige möge bekommen, was er verdient, scheint mir auch nicht von vornherein verwerflich. Denn Gott selbst teilt solchen Zorn über Unrecht und Leid, und hat auch keinen Zweifel daran gelassen, dass er strafen wird. Gott selbst hat ein Interesse daran, dass sich das Böse nicht lohnt, sondern vergolten wird. Wenn das aber so ist – warum werden wird dann so nachdrücklich aufgefordert, Vergebung zu üben?

Nun: Wir müssen näher hinschauen, um der Sache auf den Grund zu gehen. Denn wenn jemand an uns schuldig wird, geschieht dabei etwas Seltsames. Vor der Tat hat der Andere offenkundig Macht über uns, weil er uns Unrecht antun kann – oder auch nicht. Hinterher aber haben wir plötzlich Macht über ihn, weil wir ihm Vergebung gewähren können – oder auch

nicht. Der Täter hat nur vor der Tat eine Wahl und verliert sie durch sein Tun. Denn ist er erst mal schuldig geworden, so kann er das nie mehr ungeschehen machen, sondern die Schuld klebt an ihm und verfolgt ihn wie ein Schatten. Sensible Menschen spüren das, und wüssten's wohl auch, wenn's nicht in der Bibel stünde: Dem Bösen haftet dieser Fluch an, dass es sich früher oder später an dem rächt, der es getan hat. In der einen oder anderen Weise fällt es auf den Verursacher zurück. Die Schuld verfolgt den Täter, bis sie gestraft, gesühnt oder vergeben ist. Und darum wirkt das Böse für den, der es berührt, wie ein Gestank, der ewig anhftet, oder wie ein schrecklicher Klebstoff. Wer sich drauf einlässt, sitzt hinterher wie die Fliege auf dem Leim, weil seine Schuld zu einem Verhängnis wird, das er aus eigener Kraft nicht mehr abstreifen kann. Und wie lange er sich auch der gerechten Strafe entziehen mag, schwebt sie doch ewig als Drohung über seinem Kopf. Denn im Missbrauch seiner Freiheit hat er nicht nur über das Schicksal des Geschädigten verfügt, sondern (ohne es zu merken) auch über sein eigenes. Der Schuldige ist Urheber von etwas Verderblichem, das ihm ewig zugerechnet wird. Er hat ein böses Potential in die Welt gesetzt, das als Strafe auf ihn zurückfällt. Er hat ein Gift produziert, an dem er selbst zugrunde gehen muss. Und er kann nicht mal leugnen, dass es ihm Recht geschieht, denn er selbst hat sich die Schuld in seinen Lebenslauf hineingeschrieben. Wie mit Ketten ist er an seine Taten festgeschmiedet. Denn mag er sich bei seinem bösen Tun auch noch so frei gefühlt haben, brachte es ihn doch in eine Situation der Unfreiheit. Er ist ein Gefangener seiner eigenen Tat und kann sich von ihren Folgen nicht selbst entbinden, sondern – das ist das Überraschende – ausgerechnet sein Opfer (und nur sein Opfer!) kann ihn davon befreien, wenn es will. Dem bis dahin ganz passiven Opfer fällt nach der Tat eine unerwartet große Macht zu, insofern es vergeben kann. Zunächst bestimmte der Täter das Schicksal des Opfers, nun aber entscheidet das Opfer über das Schicksal des Täters. Denn der hat durch seine Tat dem Opfer die Macht verliehen, ihn zu beschuldigen und vor einer geeigneten Instanz Klage gegen ihn zu erheben. Wenn Schuld erkannt wird, ist plötzlich der Täter in der Hand des Opfers, das Rechenschaft und Strafe fordern oder darauf verzichten kann.

Nicht vergeben heißt dann wünschen, dass dem anderen vergolten werde, was er an mir tat, sei es durch die Gesellschaft, durch die Justiz, durch Gott – oder durch meine eigene Hand. Auf jeden Fall will ich, dass er dafür bezahlt. Und vergeben bedeutet, dass ich meinen Schuldiger aus diesem Verhängnis entlasse, dass ich ihn nicht auf seine Täterschaft festnagle, sondern ihm wünsche, dass er sowohl zu seiner Tat als auch zu ihren Folgen eine heilsame Distanz gewinnt. Vergebend verzichte ich darauf, ihm seine Schuld vorzuwerfen, ich stehe als Zeuge der Anklage nicht zur Verfügung und entlaste damit den, den ich belasten könnte, weil ja dort, wo kein Kläger ist, auch kein Richter tätig wird. Solche Vergebung macht die Tat gewiss nicht ungeschehen, und das Vorgefallene muss auch keineswegs vergessen werden! Doch Vergebung durchbricht den Fluch der bösen Tat, sie durchbricht das schicksalswirkende Unheil, in das der Andere sich verstrickt hat, und macht das von ihm freigesetzte Gift unschädlich...

Vergebung wirkt darum sympathisch und großzügig. Sie ist eine noble Geste. Und auch für den Vergebenden kann es befreiend sein, nicht mehr am negativen Gefühl seines Zornes zu leiden. Doch machen wir uns die Sache nicht zu einfach! Denn – hatten wir vorhin nicht gesagt, der Zorn sei natürlich und auch berechtigt? Und wenn er berechtigt war, folgt dann nicht, dass Vergebung gegen Gerechtigkeit steht, weil sie doch verhindert, dass dem Schuldigen Recht geschieht? Fällt Vergebung der Gerechtigkeit in den Arm, weil dem Täter nicht „heimgezahlt“ wird, was er getan hat? Die Frage muss schon erlaubt sein! Denn am üblichen Sinn des Wortes „Gerechtigkeit“ gemessen, ist es ja „ungerecht“, wenn jemand nicht bekommt, was er verdient. Und genau das scheint das Ziel der Vergebung zu sein! Ist das dann aber nicht eine seltsame Koalition, wenn das Opfer plötzlich dasselbe will, wie der Täter – nämlich, dass der Täter un-

geschoren davonkommt? Macht sich der Vergebende zum Komplizen des Schuldigen, indem er sein Vergehen für „verzeihlich“ erklärt und selbst dafür sorgt, dass es folgenlos bleibt? Ist es am Ende dumm und unrecht, wenn man Unverzeihliches zu verzeihen versucht? Oder ist es genau das, was Nächstenliebe von uns fordert?

Wir geraten hier in ein Dilemma, weil wir spüren, dass Gerechtigkeit nicht gegen Liebe, und Liebe nicht gegen Gerechtigkeit ausgespielt werden darf. Und wer an die Opfer denkt, an die Geschändeten, die Misshandelten und Gefolterten, der wird mit der Vergebung auch nicht schnell bei der Hand sein, sondern wird wohl immer gespalten sein. Denn einerseits wollen wir nicht, dass himmelschreiendes Unrecht ungesühnt bleibt, wollen um der Opfer willen nicht, dass die Täter ungeschoren davonkommen, und wollen nicht, dass ihnen die Konfrontation mit ihrer Schuld erspart bleibt, sondern (wenn sie vom Bösen absolut nicht lassen wollen) finden wir es gerecht, dass sie mit dem Bösen zugrunde gehen. Und andererseits wollen wir schon im eigenen Interesse, dass jeder einsichtige Schuldige die Chance bekommt, sich von seinen Taten zu distanzieren, seine Fehler zu bereuen und neu anzufangen, damit er nicht auf seine Sünde festgelegt bleibt, sondern Zuflucht findet, Gnade erfährt und ein neuer Mensch werden darf. Einerseits müssten wir protestieren, wenn Unrecht nicht aufgedeckt würde, und Übeltäter davon kämen, denn wir gönnen dem Bösen nicht den Sieg über die Opfer, die so schnell vergessen werden. Andererseits aber wissen wir, dass uns die Rolle des Anklägers nicht zusteht, und fänden wohl auch den Gedanken schrecklich, dass ein Mensch aufgrund unserer Anklage verdammt und verworfen würde. Wir möchten, dass denen, die uneinsichtig am Bösen festhalten, Gerechtigkeit widerfährt und sie bekommen, was sie verdienen. Und wir möchten zugleich, dass den Verzweifelten, die gleich uns aus ihrer Schuld befreit werden wollen, Vergebung widerfährt. Wenn wir aber beides wünschen, weil das eine barmherzig ist, und das andere gerecht: Sind wir dann innerlich zerrissen, überfordert und im Widerspruch mit uns selbst? Nein.

Ich kann ihnen an dieser Stelle die gute Nachricht bringen, dass unser zwiespältiges Empfinden ganz sachgemäß ist und von Gott selbst geteilt wird. Denn Gott steht in dieser Sache auf demselben Standpunkt. Auch er will Gerechtigkeit und will Gnade. Und das darf uns ganz ruhig und sorglos machen, weil Gott auch Mittel und Wege hat, das als richtig Erkannte umzusetzen. Was die Bibel über Gottes Gericht sagt, darf uns entlasten. Denn niemand muss in Sorge sein, dass irgendein Verbrechen der Weltgeschichte unentdeckt oder ungesühnt bleiben könnte. Gottes Gericht bringt die volle Wahrheit ans Licht. Und wir werden dabei nicht mal als Zeugen oder Ankläger gebraucht. Denn Gott weiß ja viel besser, was ein Mensch getan und wie er's gemeint hat. Gott wird keinem die Konfrontation mit seiner Schuld ersparen. Und darum wird es nicht nötig sein, dass wir mit dem Finger auf jemand zeigen, um ihn mit unseren Aussagen zu belasten. Nein. Gottes unbestechliches Urteil wird genau so sein, wie wir es wünschen müssen. Denn es wird keiner Vergebung erlangen, der Vergebung nicht erbittet. Gott wird nicht entschuldigen, was der Täter nicht als Schuld anerkennt und bereut. Und wer Gott nicht um Gnade bittet, wird auch keine Gnade erfahren. Wir müssen uns also keine Sorgen machen, dass die Gerechtigkeit zu kurz käme! Und umgekehrt müssen wir uns auch keine Sorgen machen, dass Gott es an Barmherzigkeit fehlen ließe. Denn keiner, der mühselig und mit Schuld beladen zu ihm kommt, wird von ihm abgewiesen, sondern jeder, der an sich selbst verzweifelt, findet bei Christus reichen Trost. Gott selbst steht auf dem Standpunkt, dass, wer sein Tun bereut, Vergebung erlangen soll, dass aber, wer nichts bereut, sein Tun vergolten bekommt. Wer die Gnade verachtet, die er nötig hätte, bekommt die Gerechtigkeit, die er verdient.

Wenn das aber sichergestellt ist und unausweichlich so kommt, weil Gott selbst dafür sorgt:

Ist es dann nicht am klügsten, die Sache mit der Vergeltung ganz ihm zu überlassen? Müssen wir da dem Jüngsten Gericht vorgreifen, indem wir uns selbst an jemandem rächen? Sollten wir die Menschen, die es uns schwer machen, nicht lieber an Gott überweisen und das Richten ihm überlassen, weil er ohnehin schärfer sieht als wir? Alles andere scheint anmaßend. Denn wenn Gott der Meinung ist, dass einem Menschen vergeben werden kann, wer wäre dann ich, dass ich dagegen Einspruch erhebe? Wenn Gott aber keine Reue sieht und daraufhin einen Menschen verdammt, wer wäre ich, dass ich entschuldigen wollte, was Gott für unentschuldigbar hält? Auf diese Art meinen Schuldiger an Gott zu überweisen, ist vielleicht noch nicht Vergebung im vollen Sinne des Wortes. Aber es ist schon ein wichtiger erster Schritt, weil wir damit auf den Hass und auf die Rolle des Anklägers verzichten. Wenn wir zu schwach sind, uns ungeteilten Herzens mit jemandem auszusöhnen, können wir auf diesem Weg wenigstens unseren Groll überwinden. Und wir könnten es mit der Hoffnung verbinden, dass die anderen mit uns ebenso verfahren. Denn überlegen sie mal, wie viele vor Gottes Thron aufstehen könnten – zur Anklage gegen uns. Rutscht Ihnen nicht das Herz in die Hose bei dem Gedanken, wer sich da alles zu Wort melden könnte, um etwas gegen Sie vorzubringen? Werden wir bei der großen Abrechnung nicht dankbar sein für jeden Einzelnen, der darauf verzichtet, peinliche alte Geschichten aufzuwärmen? Und sollten wir darum nicht auch selbst den Mund halten, um nicht zu riskieren, dass vielleicht ein anderer unseretwegen zur Hölle fährt? Wahrlich, vor Gottes Gericht sitzen wir alle im Glashaus und sollten nicht mit Steinen werfen! Wird uns das aber klar, dass wir keinen verdammten dürfen, da wir doch selbst verdammungswürdig sind, so ist der halbe Weg zu Vergebung schon geschafft. Und vieles andere, was uns vielleicht zu Recht widerstrebt, ist zur Vergebung gar nicht nötig. Vergebung bedeutet nicht, dass man die Schuld des Anderen für klein hält, sie relativiert oder gar entschuldigt. Vergebung heißt nicht, geschehene Verletzungen nachträglich zu akzeptieren, zu tolerieren oder gar zu billigen. Vergebung besteht nicht darin, traumatische Erfahrungen gewaltsam zu vergessen, und es muss sich auch niemand zwingen, den Schuldigen sympathisch zu finden. Aber das ist möglich und dringend nötig, dass ich den Täter an Gott überweise, ohne ihm Flüche hinterherzuschicken. Er muss bestimmt nicht mein Freund werden. Aber ich sollte ihm ehrlich wünschen, dass er nicht an seiner Schuld zugrunde geht, sondern sich von ihr lösen kann. Es mag sein, dass die Wunde, die er mir zugefügt hat, weiterhin blutet und schmerzt. Aber ich sollte innerlich nicht auf seiner Bestrafung bestehen, sondern sollte sagen: Wenn Gott ihm vergeben will, so will ich das auch...

Solche Vergebung ist einfach nur der Verzicht auf den Schuldvorwurf. Es ist das willentliche Freigeben einer Person, an deren Verhängnis man ein berechtigtes Interesse haben könnte, das man dieser Person aber nicht wünscht, weil man doch selbst keine Racheengel ist und kein kompetenter Richter, sondern nur ein armer Mensch, der selbst Vergebung nötig hat. Diese schlichte und vernünftige Haltung ist einem Christen zumutbar. Und Christus erwartet sie von uns. Denn wenn Gott mich mit seinem Zorn nicht verfolgt, sondern mir Frieden schenkt – wie sollte ich da den Bruder mit meinem Zorn verfolgen, der ich doch keineswegs besser bin als er? Lösen wir den Krampf und seien wir unbesorgt. Gott selbst wird für Gerechtigkeit sorgen – für mich und für meinen Schuldiger. Gott hält Barmherzigkeit bereit für mich und für ihn. Darum vertrauen wir Gott. Überlassen wir's ihm. Hoffen wir, dass am Jüngsten Tag keiner aufsteht, um mit dem Finger auf uns zu zeigen. Und nehmen wir uns fest vor, es unsererseits auch nicht zu tun...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Und führe uns nicht in Versuchung...

Vor einiger Zeit gab es eine öffentliche Diskussion über das Vaterunser und die darin enthaltene Bitte „...führe uns nicht in Versuchung“. Denn Papst Franziskus hatte gesagt, Gott versuche niemanden und hätte auch gar kein Vergnügen daran, Menschen auf die Probe zu stellen. Vielleicht wollte Franziskus betonen, dass die Versuchung zunächst einmal nicht von Gott ausgeht, sondern vom Bösen (was zweifellos stimmt). Doch ist damit nicht die letzte Antwort gegeben. Denn wenn der Allmächtige den Weg seiner Geschöpfe lenkt und sie führt, dann hat er an ihrem Wege auch die Gefahrenstellen vorhergesehen – und hat seine Geschöpfe zumindest nicht in großem Bogen um diese Gefahrenstellen herumgeleitet. So stellt denn auch die Bibel Gott nicht als Unbeteiligten dar, sondern sagt durchaus, dass er Menschen „versucht“ (1. Mose 22,1 / 2. Mose 15,25 / 2. Mose 20,20 / 5. Mose 8,16). Und manche Stellen nennen auch das Ziel, das er damit verfolgt. In 5. Mose 8 heißt es z.B. Gott habe sein Volk versucht, „damit kundwürde, was in deinem Herzen wäre, ob du seine Gebote halten würdest oder nicht“ (5. Mose 8,2). Und 5. Mose 13 bestätigt das: „...der Herr, euer Gott, versucht euch, um zu erfahren, ob ihr ihn von ganzem Herzen und von ganzer Seele lieb habt“ (5. Mose 13,4). Von Hiskia heißt es im 2. Chronikbuch, Gott habe ihn verlassen und versucht, „...damit kundwürde alles, was in seinem Herzen war“ (2. Chr 32,31). Und besonders dem Abraham wird immer wieder bestätigt, Gott habe ihn in der Versuchung „für treu befunden“ (Sir 44,21). Das alles klingt nach „Test“ und „Belastungsprobe“. Und wirklich sagt die Bibel an vielen Stellen, dass Gott „Herz und Nieren“ eines Menschen oder auch seinen Gehorsam prüft (1. Chr 29,17 / 2. Mose 16,4 / Ri 2,22 / Ri 3,1,4 / Hiob 7,18 / Ps 7,10 / Ps 11,5 / Ps 81,8 / Spr 16,2 / Spr 17,3 / Spr 21,2 / Jer 9,6 / Jer 11,20 / Jer 17,10 / Sach 13,9 / 1. Thess 2,4). Das verwundert auch gar nicht, weil Gott ja ein gerechter Richter ist und als solcher genau hinschaut, bevor er entscheidet! Gott „prüft“ den Menschen, um darauf sein Urteil zu gründen. Und kritische Situationen, in denen sich die Spreu vom Weizen trennt, kommen daher auch im Neuen Testament vor. Denn wenn der Bräutigam in Jesu Gleichnis lange ausbleibt, prüft er damit ja das Durchhaltevermögen der Wartenden. Die klugen Jungfrauen bestehen den Test, und die törichten fallen durch! (Mt 25,1-13). Wenn zur königlichen Hochzeit viele eingeladen sind, die dann Ausreden vorbringen, um nicht zum Fest erscheinen, haben sie die Prüfung nicht bestanden. Sie werden durch andere ersetzt, die man von der Straße holt! (Mt 22,1-14). Und wenn jene drei Knechte, denen der Herr vor der Reise sein Silber anvertraut, hinterher daran gemessen werden, ob sie mit den Pfunden gewuchert haben – dann ist das ein Test ihrer Treue! (Mt 25,14-30). Jesus führt das seinen Jüngern vor Augen und mahnt sie damit zur Wachsamkeit. Er verspricht aber nie, sie an den Versuchungen einfach vorbei zu führen, sondern nur, sie hindurch zu führen. Gerade den zum Heil Erwählten werden Glaubensprüfungen nicht erspart! Und selbst der Apostel Petrus kommt um ein peinliches Versagen nicht herum, weil er am Abend der Gefangennahme Jesu den Mund erst sehr voll nimmt und dann in konkreter Gefahr doch dreimal seinen Herrn verleugnet (Mt 26,31-35.69-75). Erst in solchen Versuchungen zeigt sich, ob einer wirklich ist, was er vorgibt zu sein! Und offenbar ist es Gottes Wille, dass bis auf den heutigen Tag kein Christ solchen Prüfungen entgeht und keiner ungeschoren davon kommt. Natürlich sind wir nicht Abraham, der seinen Sohn Isaak opfern soll: Gott sei Dank! Wir sind nicht alle so wie Hiob herausgefordert, in schrecklichen Leiden einen Gott zu ehren, den man nicht verstehen kann. Wir sind schon gar nicht in der Situation Jesu, der nach vierzig Tagen und Nächten in der Wüste vom Satan angegriffen wurde! Aber geprüft und versucht werden wir doch alle – und haben, solange Atem in uns ist, die Bewährung in der Todesnot noch vor uns. Warum aber ist das so?

Warum muss das sein? Warum wird es uns von Gott zugemutet? Vielleicht denken sie, wir hätten die Antwort schon gegeben. Denn erst die Prüfung zeigt, was im Menschen steckt. Not bringt ans Licht, wer einer wirklich ist. Und nur die geprüfte Treue ist ewigen Lohnes wert...

Doch gibt es da einen großen Einwand. Denn etwas prüfen und testen muss immer nur, wer das Ergebnis noch nicht kennt. Und das ist bei Gott, dem Allwissenden, nicht der Fall. Unserer muss Diamanten prüfen, weil er sonst nicht weiß, ob sie echt sind. Unsereiner muss Brücken testen, um herauszufinden, ob sie tragen. Wir müssen den Parcours erst laufen, um zu wissen, ob wir ihn bewältigen. Aber das liegt nur daran, dass wir die Zukunft nicht kennen, und es trifft auf Gott nicht zu. Denn er kennt das Ergebnis jeder Prüfung, bevor sie beginnt. Er muss nicht probieren, um etwas zu erfahren. Er weiß alles im Voraus! Und einen Menschen zu prüfen, kann folglich für ihn keine neue Einsicht zu Tage fördern. Das aber stellt uns erst mal vor ein Rätsel. Denn warum mutet Gott uns Belastungsproben zu, deren Ergebnis er schon kennt? Wozu soll das gut sein?

Man kann viel darüber grübeln und kommt doch nur auf eine Weise weiter. Denn wenn Gott geschehen lässt, was für ihn nicht nötig ist, dann ist es vielleicht für uns nötig. Und dies ist die Lösung, die auch Spener vorschlägt. Der fragte sich nämlich auch schon: Weiß Gott nicht von vornherein, was in einem Menschen steckt, ohne dass er ihn erst „versuchen“ müsste? Und Spener antwortet: „Gott kennt von selbst wohl das Innerste des Herzens bei einem jeglichen, er versucht aber die Menschen, dass er sie zu ihrer Selbsterkenntnis bringe, und andern zeige, was in ihnen ist, welches sonst nicht also würde kund werden.“

Mit anderen Worten: Nicht Gott bedarf dessen, dass er uns prüft, sondern wir haben's nötig, weil wir nur so zur Selbsterkenntnis gelangen. Erst durch Versuchung spüren wir, welche Macht das Böse über uns hat. Erst wenn man uns aus der Fassung bringt, zeigt sich, was alles in unseren Herzen wohnt. Erst da vergeht unsere Einbildung, wo unserer Schwäche zu Tage tritt – und wir begreifen, wie sehr wir Gottes Hilfe nötig haben. Unser himmlischer Vater weiß das freilich vorher! Aber er will, dass auch wir es wissen! Und dazu muss er unser naives Selbstvertrauen erschüttern. Denn wen das Böse nie reizte, was ahnt der schon von seiner Schwäche zum Guten? Wer sich nicht bewegt, spürt auch seine Ketten nicht! Wer seine Kraft nicht erprobt, hält sie gern für grenzenlos! Er meint, er sei unüberwindlich, weil er ja noch nie stolperte und fiel! Gott aber, der uns besser kennt, will uns die Augen öffnen. Und dafür sind die Versuchungen gut, die nicht ihn, sondern uns klüger machen. Sie zerbrechen die Illusion, wir seien doch im Grunde „gute Menschen“. Sie konfrontieren uns mit den eigenen Abgründen und halten uns den Spiegel vor. Denn wie Petrus sich erst erkannte, als der Hahn dreimal krächte, und er bitterlich weinen musste – so kommen auch wir nicht zu Selbsterkenntnis und vertieftem Glauben, wenn wir nicht in Prüfungen versagen oder zumindest kurz davor sind...

Die Versuchung bricht unseren Stolz. Und das ist wahrscheinlich der Grund, weshalb Gott sie uns nicht ersparen kann. Denn er für sich braucht sie nicht! Gott wusste, dass Abraham gehorcht, bevor er es tat. Aber Abraham wusste es nicht. Gott wusste, dass Hiob am Glauben festhält, bevor es geschah. Aber Hiob wusste es nicht. Gott wusste von der Schwäche des Petrus, bevor sie sich zeigte. Aber Petrus wusste nichts davon. Und ohne es erfahren zu haben, wäre Petrus nicht Petrus, und Abraham wäre nicht Abraham geworden. Denn eben das Ringen um ihre Beziehung zu Gott, dieses Ringen um die eigene Treue, dieses Ringen um den gefährdeten Segen – eben dies machte jene Männer zu dem, was sie sind. Und obwohl sie im Ringen gar nicht durchgängig erfolgreich waren, macht es sie doch zu Vorbildern, deren wir gedenken. Denn vielleicht geht es in all den Versuchungen gar nicht um das, was wir durch sie erreichen, sondern um das, was wir durch sie werden...

Das klingt vielleicht rätselhaft. Aber Sie werden es gleich verstehen, wenn ich ihnen die Ge-

schichte erzähle, die mir kürzlich unterkam. Sie berichtet von einem Mann, der von Gott einen seltsamen Auftrag bekam. Denn Gott zeigte ihm in der Nähe seines Hauses einen ziemlich großen Felsen und sagte: „Stemme dich mit all deiner Kraft dagegen!“ Der Mann zögerte nicht und tat wie ihm geheißen – Tag für Tag, bei jedem Wetter, von früh bis spät. Es kostete ihn große Mühe und war auch frustrierend, weil er den Fels keinen einzigen Zentimeter bewegen konnte. Er wollte dennoch treu sein und machte weiter. Nach vielen Wochen aber war er kurz davor aufzugeben und sprach zu Gott:

„Es tut mir Leid, Herr, doch ich bin zu schwach. Ich bin von mir selbst enttäuscht und schäme mich so zu versagen. Aber ich bin deinem Auftrag nicht gewachsen – ich kann diesen Fels nicht bewegen...“

Gott jedoch antwortete: „Ich bin kein bisschen enttäuscht, mein Guter, denn du hast meinem Auftrag gehorcht und all deine Kraft dafür aufgewandt. Der Fels liegt zwar noch an seinem Ort. Aber ich hatte dir ja auch nicht geboten, ihn wegzuschieben, sondern nur, dich dagegen zu stemmen. Das hast du getan – und es war nicht vergeblich. Denn schau dich an! Du bist sehr stark geworden und belastbar, bist ausdauernd bei jedem Wetter und kannst zupacken wie nie zuvor. Deine Willenskraft und deine Körperkraft haben sich verdoppelt. Und auch dein Vertrauen zu mir ist fester geworden. Das war's, was ich wollte. Und den Fels deiner Prüfung kann ich nun für dich wegnehmen und im tiefen Meer versenken, denn wir brauchen ihn nicht mehr...“

Könnte es nicht sein, dass es sich mit den Prüfungen unseres Lebens so verhält wie mit jenem Felsen? Kommt es vielleicht gar nicht auf das an, was wir durch unsere Mühe erreichen, sondern auf das, was wir durch sie werden? Es würde bestätigen, was wir oben sagten – dass die Prüfungen nämlich nicht für Gott nötig sind, sondern für uns. Und das wiederum ermöglicht uns, sie mit anderen Augen zu sehen. Nämlich nicht als böse „Fallen“, die uns jemand stellt, nicht als ärgerliche Hindernisse, die uns unnütz aufhalten, sondern als Herausforderungen, die uns Gott zumutet, weil wir nur, indem wir uns ihnen stellen, die Menschen werden, die wir werden sollen. Das heißt dann ganz unverblümt: Gott will uns kämpfen sehen. Es heißt aber nicht, dass wir immer gewinnen müssten. Vielleicht sind unsere Niederlagen genauso nützlich. Aber Gott will uns kämpfen sehen. Er will seinen Segen nicht an Leute verschenken, die gar nicht ernstlich darum ringen, sondern nur an jene, die sich in dieses Ziel verbeißen, vom Glauben nicht ablassen und sich darauf fokussieren. Ja, billiger ist Gott nicht zu haben, als dass der Mensch „alles gibt“, denn wem Gott das nicht wert wäre, dem wird er nie zu Eigen sein. Oswald Chambers sagt: „Der Glaube muss geprüft werden, weil er nur durch Konflikte in einen persönlichen Besitz verwandelt werden kann.“ Und darin scheint mir die Antwort zu liegen, weshalb Gott uns Glaubensprüfungen, Anfechtungen, Zweifel und Versuchungen nicht erspart. Denn auch den Glauben kann man nicht einfach „erben“, ohne etwas dafür zu tun, sondern man muss ihn mit eigenem Schweiß „erwerben“, um ihn dann wahrhaft zu „besitzen“. Worum ich nicht gerungen habe, das ist noch nicht wirklich „mein“. Sondern angeeignet wird es erst, wenn ich's ergriffen, verteidigt und mit Schrammen und Narben dafür bezahlt habe. Wenn wir also im Vaterunser darum bitten, dass Gott uns nicht in Versuchung führe, sollten wir das nicht verwechseln mit dem Wunsch nach einem leichten Leben. Sondern so ist es zu verstehen, dass wir Gott bitten, er möge uns nicht mehr auflegen als wir tragen können und möge uns (wenn Versuchungen doch kommen müssen) soweit beistehen, dass sie uns nicht von ihm reißen oder unseren Glauben überwinden. Seien wir da realistisch! Wenn's schon Jesus nicht erspart blieb, werden auch wir nicht ungeprüft in Gottes Reich eingehen und sollten nicht denken, Gott müsste uns in Watte packen. Dass er uns aber in der Not der Gnade nicht mangeln lasse und in der Angst nicht des Trostes – darum dürfen wir bitten. Denn nicht

so sind die Versuchungen von Gott gemeint, dass die Seinen darin umkommen sollten, sondern dass sie Lebenszeit gegen Erfahrung tauschen, in der Selbsterkenntnis wachsen, ihre besten und ihre schlimmsten Möglichkeiten erkennen – und beides zu Gott in Beziehung setzen. So werden wir erbärmlich, um Erbarmen zu lernen. Wir verspüren Scham, um Demut zu fühlen. Wir erleiden Untreue, um die Treue recht zu schätzen. Und wir verirren uns in Lügen, um hinterher die Wahrheit um so mehr zu lieben. Wir verwachsen nicht anders mit Gottes gutem Werk, als indem wir darum ringen, und werden kein Teil davon, ohne uns selbst hinein zu investieren. Denn Schopenhauer hat Recht: „Das Leben ist eine Sprache, in der uns eine Lehre gegeben wird. Könnte diese Lehre uns auf eine andere Weise beigebracht werden, so lebten wir nicht.“

Es geht im Leben also um einen Reifungsprozess, in dem jeder Gelegenheit hat, sich seiner selbst bewusst zu werden. Und weil er in den Prüfungen zwangsläufig Farbe bekennt, wird am Ende nicht nur jeder sein Urteil empfangen, sondern jeder wird auch wissen, warum ihm geschieht, wie ihm geschieht. Das ist fair – und wir sollten uns dem nicht entziehen. Darum empfehle ich jedem, sich der Weisheit jenes irischen Segens zu unterstellen, mit dem ich schließe:

**Nicht, dass von jedem Leid verschont du mögest bleiben,
noch dass dein künft'ger Weg stets Rosen für dich trage
und keine bitt're Träne über deine Wange komme
und niemals du den Schmerz erfahren sollst:**

Dies alles, nein, das wünsche ich dir nicht.

**Denn kann das Herz in Tränen nicht geläutert,
kann's nicht im Leid geädelt werden –
wenn nämlich Schmerz und Not dich aufnimmt
in die Gemeinschaft mit Maria und dem Kind,
so dass ihr Lächeln Zuversicht und Trost gewährt?**

Mein Wunsch für dich ist vielmehr dieser:

**Mögst dankbar du und allzeit bewahren nur in deinem Herzen
die kostbare Erinnerung der guten Dinge in deinem Leben:**

**Dass mutig stehst du in deiner Prüfung,
wenn hart das Kreuz auf deinen Schultern liegt,
wenn der Gipfel, den es zu ersteigen gilt,
schier unerreichbar scheint,
ja selbst das Licht der Hoffnung zu entschwinden droht;**

**Dass jede Gottesgabe in dir wachse
und mit den Jahren sie dir helfe,
die Herzen jener froh zu machen, die du liebst;**

**Dass immer einen wahren Freund du hast,
der Freundschaft wert, der dir Vertrauen gibt,**

wenn es dir an Licht gebracht und Kraft,
dass du dank ihm den Stürmen standhältst
und so die Höhen doch erreichst;

Und dass in Freud und Leid das Lächeln voller Huld
des menschengewordenen Gottessohnes mit dir sei
und du allzeit so innig ihm verbunden,
wie er's für dich ersehnt...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Sondern erlöse uns von dem Bösen...

Die siebte Bitte des Vaterunsers lautet „erlöse uns von dem Bösen“. Und dieser Wunsch geht uns von den Lippen wie ein tief empfundener Seufzer. Denn wer wollte nicht erlöst werden vom Bösen? Wem fiel nicht gleich eine lange Liste „böser“ Dinge ein, die ihm Leid verursachen, die ihn empören und die er beendet sehen will? Man denkt: wie ginge es uns so gut, wenn all das Böse nicht wäre! Wie könnte das Leben so schön sein! Also ja doch, Herr, mache allem Übel ein Ende! Wir wollen's nicht, wir brauchen's so wenig, wie man einen Buckel oder Zahnschmerzen braucht! Darum zögere nicht, Herr, und „erlöse uns von dem Bösen“! Nun – als erste Reaktion ist so ein Seufzer sehr verständlich. Denn das Verschwinden des Bösen müsste uns unmittelbar ins Paradies versetzen. Und wer ein bisschen Verstand hat, will da hin! Doch ganz so schnell sind wir mit der Bitte dann doch nicht fertig. Denn auf den zweiten Blick erweist sich der Wortlaut als mehrdeutig, und man fragt sich, an welches Böse da eigentlich gedacht ist. Die Erlösung von „dem Bösen“ kann nämlich neutrish verstanden werden, so dass ein „Etwas“ gemeint wäre, bestehend aus bösen Umständen, bösen Zuständen und Widerfahrnissen. Die Erlösung von „dem Bösen“ kann aber genau so gut als maskulin aufgefasst werden, so dass sich die Bitte dann auf „jemanden“ bezieht, auf das Böse „in Person“ – und somit auf den Satan. Man kann an das „physische Übel“ denken, das in Hunger und Krankheit, Schmerz und Leid, Not und Tod besteht. Man kann darunter aber genauso das „moralische Übel“ verstehen, das als Selbstsucht und Eitelkeit, Neid und Hass nicht zuletzt in uns selbst wohnt. Und manchem fallen bei dieser Bitte auch gleich „böse Menschen“ ein, die andere verfolgen, demütigen und quälen. Was ist also gemeint – und woran denken wir, wenn wir im Vaterunser an diesen Punkt kommen: „erlöse uns von dem Bösen“?

Vermutlich geht es vielen so wie mir, dass sie nämlich nicht zuerst an das Böse denken, das sie selbst tun, sondern an das Böse, das sie erleiden. Denn wir suchen das Böse nur ungern in uns drin, sondern lieber draußen. Wir verorten es spontan bei den Anderen. Und wollen wir davon erlöst werden, so zeigen wir mit dem Finger drauf und sagen: „Da! – wenn Gott mich endlich von dem Bösen da erlöste, dann ginge es mir gut. Wäre nur erst der böse Kollege weg, und meine böse Krankheit gleich mit, verschwände das böse Defizit von meinem Konto, und endeten die bösen Träume, brächte jemand meine böse Nachbarin zum Schweigen und wechselte auch die bösen Politiker aus – ja dann wäre alles gut“. Nun ist es natürlich naiv, so zu denken – wären die Bösen beseitigt, so würde alles gut! Entsprechende Versuche haben das Böse in der Welt immer nur weiter vermehrt. Und egal wie viele Böse man umbrachte, das Böse überlebte stets in den Siegern, die eigentlich meinten, die Guten zu sein! Man kann das Böse nicht mit den „Anderen“ gleichsetzen, die einen ärgern, weil es in uns selbst genauso wohnt. Und wer das einsieht, muss dann wohl oder übel beginnen, nicht allein gegen das Böse anzubeten, das ihn draußen stört, sondern ebenso gegen das liebgewonnene Böse in ihm drin. Denn es wäre ja Heuchelei, wenn wir Gott bäten, uns vom Bösen in der Welt zu erlösen, und dabei das Böses ausnehmen wollten, das wir in uns selbst tragen. Es muss auch und zuerst um jenes Böse gehen, das ich mir selbst erlaube – und das ich bloß deshalb nicht „böse“ nenne, weil es mir zur lieben Gewohnheit wurde. Doch auf diese Weise gegen uns selbst gewendet kommt unser Gebet dann auch gleich ins Stocken. Denn Hand aufs Herz: wie ist es denn wirklich? Wollen wir dringend vom Bösen erlöst werden – und es scheitert nur an der Hartnäckigkeit des Bösen, das nicht weichen will? Oder scheitert unsere „Erlösung vom Bösen“ daran, dass wir es selbst festhalten – und in Wahrheit gar nicht davon lassen möchten? Beten wir gegen das Böse, weil wir gut sein wollen – oder bloß, weil wir uns gut fühlen wollen? Verabscheuen wir das Böse um

seiner Bosheit willen – oder meiden wir's allein wegen der unangenehmen Begleiterscheinung, dass man uns dafür bestraft? Stört uns wirklich das Böse, das wir tun, oder stören uns nur die Anderen, die uns dabei ertappen? Und – würden wir wirklich im Guten leben wollen, wenn wir dafür selbst durch und durch „gut“ werden müssten? Können wir beten: „Herr, erlöse mich von dem Bösen in mir, ja zuerst und vor allem von dem Bösen, der ich bin?“ Ich selbst stelle jedenfalls fest, dass da ein Teil von mir „auf der Bremse“ steht und große Vorbehalte hat. Und mir fällt ein Roman von C. S. Lewis ein, der den Finger genau in diese Wunde legt. Der Roman heißt „Die große Scheidung“. Und er erzählt von einer recht seltsamen Welt, in der Gottes Himmel allen Menschen offensteht, in der aber viele gar nicht in den Himmel hinein wollen, weil sie dort gut werden müssten, und daher freiwillig die Hölle vorziehen, in der sie bleiben dürfen wie sie sind. Das ist natürlich eine seltsame Vorstellung! Denn gewöhnlich nehmen wir an, dass alle Menschen unbedingt in den Himmel wollen – und manche nur nicht hinein gelassen werden. In jenem Roman wird aber keiner an der Himmelspforte abgewiesen, sondern viele der Menschen, die hineingeschaut haben, kehren dem Himmel freiwillig den Rücken, weil ihnen das Gut-Sein dort zu anstrengend erscheint. Sie hängen an Gewohnheiten, Ansichten und Wünschen, die sie ablegen müssten, um in die Gemeinschaft Gottes einzugehen. Und dieser Preis scheint ihnen zu hoch. Denn der Himmel hat natürlich seine Regeln. Da herrscht ein guter Geist. Und um in den Himmel hineinzupassen, muss der Mensch eine Wandlung durchlaufen, die vielen gegen den Strich geht. So werden zwar alle freundlich empfangen. Aber die Nähe Gottes und die ganze Atmosphäre im Himmel scheint vielen zu hell, zu hart und zu anstrengend. Sie wollen sich von ihrer alten Mentalität nicht lösen und reagieren sehr unwillig, wenn's die Engel von ihnen erwarten. Sie bekommen großzügige Vergebung in Aussicht gestellt. Aber viele wollen gar nicht einsehen, dass sie Vergebung nötig hätten! Gottes Gnade wird ihnen angeboten. Aber viele pochen lieber auf vermeintliche Rechte und Verdienste! Und ein Himmel, der die nicht anerkennt, ist nicht nach ihrem Geschmack. Manche sind sehr stolz und bilden sich etwas auf ihre Klugheit ein. Wenn der Himmel aber an ihrer Weisheit keinen Bedarf hat, kehren sie ihm den Rücken. Eine elegante Dame ist schwer enttäuscht, weil sie im Himmel nicht mehr Beachtung findet als anderen Menschen. Der Glanz des Himmels ärgert sie, weil sie auf Erden gewohnt war selbst zu glänzen. Manche Besucher haben ihre Zweifel so in sich hineingefressen, dass sie an den Himmel nicht mal glauben wollen, wenn sie schon mittendrin stehen! Und anderen ist das Klagen derart zur zweiten Natur geworden, dass sie den Engeln mit ihrem Selbstmitleid auf die Nerven gehen. Prominente tauchen auf, die sich für ihren eigenen Ruhm viel mehr interessieren als für Gottes Herrlichkeit. Andere aber suche im Himmel bloß einen verstorbenen Angehörigen. Und wenn sie den nicht gleich treffen, ist ihnen an einer Begegnung mit Gott gar nicht gelegen. Etliche haben nicht das geringste Verlangen nach dem guten Geist, der im Himmel herrscht. Sie sind besessen von diesem oder jenem, sind eigensinnig und verbohrte. Und so wird der Himmel dann trotz offener Türen nicht wirklich voll, weil viele auf dem Absatz kehrmachen. Jeder hat so sein ganz persönliches Böses, das er gewöhnt ist und herzlich liebt. Und wenn er das nicht in den Himmel mitbringen darf, um es dort weiter zu pflegen, dann will er da auch gar nicht hin. Nun versteht es sich von selbst, dass Vermessenheit und Bitterkeit nicht in den Himmel gehören. Es wird auch keiner gezwungen sie abzulegen! Aber wer dran festhält, muss sie dort praktizieren, wo Vermessenheit und Bitterkeit hingehören. Und der ist so gesehen dann freiwillig in der Hölle. Denn eben das will der Roman sagen: Es ist nicht der Himmel, der es den Menschen schwer macht, sondern wir selbst machen es uns schwer, weil wir an dem festhalten, was Gott nicht gefallen kann. Und das größte Hindernis bei der Erlösung vom Bösen sind folglich nicht die äußeren Umstände, sondern wir sind es selbst. Denn oft verweigern wir den Sinneswandel, ohne den

sich unser Wunsch nicht erfüllen kann. Was nützt dann aber die Bitte im Vaterunser? Selbstverständlich kann sie nur etwas nützen, wenn der Beter auch meint, was er sagt, und der Erfüllung nicht selbst im Wege steht. Dann aber – oho! Dann sind die Worte nicht etwa „Schall und Rauch“, sondern bewirken ganz viel! Denn wo der Betende das „erlöse uns von dem Bösen“ von Herzen meint, da hat er sich im selben Augenblick auch schon vom Bösen distanziert. Und das Böse, von dem er sich distanziert, ist dadurch auch schon halb überwunden. Denn indem es der Beter vor Gott nicht mehr beschönigt, sondern das Böse bei seinem hässlichen Namen nennt, hat er ihm abgeschworen und ihm den Krieg erklärt. Sobald der Beter sein Böses nicht mehr liebt, sondern hasst, verliert es seine Macht. Und wenn er's mit Gottes Hilfe loswerden will, kann's ihn auch nicht mehr beherrschen. Denn solch ein Beter verneint den Teil seiner selbst, den auch Gott verneint. Er bittet Gott, ihm diesen eiternden Zahn zu ziehen. Und kaum, dass er's ausgesprochen hat, beginnt sich dieser Wunsch auch schon zu erfüllen. Denn das Böse, dem ich abschwöre, hat kein Recht mehr an mir. Und ich meinerseits habe kein Recht mehr, es weiter in meinem Leben zu dulden. Wenn's da bisher ein stilles Einverständnis gab, mit dem ich mein Böses tolerierte, wird das durch die an Gott gerichtete Bitte aufgekündigt. Denn statt weiterhin seine Unschuld zu beteuern und Ausreden zu suchen, zerrt der Betende sein eigenes Böses ans Licht, wirft es Gott vor die Füße und beklagt, dass er ihm Raum gab, in dem es wachsen konnte. Wie aber könnte der Beter das tun, wenn nicht kraft eines gottgegebenen, guten und starken Impulses? Wer ehrlichen Herzens um die Erlösung vom Bösen bittet, beweist damit, dass es ihn schon nicht mehr im Griff hat. Und sobald er sich vom Bösen distanziert, hat er den Guten zu Hilfe gerufen, der mächtiger ist. Er läuft zu Gott über! Und das könnte der Mensch gar nicht, wenn ihn das Böse noch kontrollierte. Vielmehr: Wenn einer ehrlichen Herzens gegen sein eigenes Böses anbeten kann, dann nur durch den Beistand des guten Gottes, an den er sich wendet. Ist der aber durch seinen Heiligen Geist im Betenden schon tätig und steht ihm bei, so hat die gewünschte Befreiung längst begonnen, und die Erlösung ist schon im Schwange. Es mag zwar sein, dass der Betende das Gesetz der Sünde noch in seinen Gliedern fühlt – anderenfalls wäre ihm die Bitte ja nicht dringlich! Dass er aber aus seinem Anteil am Bösen kein Geheimnis mehr macht, das ist schon eine Manifestation des heiligen Geistes und ein untrügliches Zeichen dafür, dass Gott die erbetene Erlösung in Angriff nimmt. Denn wer mit seinem Bösen wie mit einem hässlichen Ausschlag zu Gott gelaufen kommt, dokumentiert dadurch doppelte Einsicht: Er weiß, dass er sich selbst nicht zu erlösen vermag. Und er traut es dem zu, den er darum bittet. Er weiß, dass Gott dem Bösen Einhalt gebieten kann. Und er vertraut darauf, dass Gott es auch will. Vielleicht kann der Beter nicht mal klar unterscheiden zwischen dem Bösen, das an ihm, und dem Böse, das durch ihn geschieht. Aber er ist bereit, es in Bausch und Bogen zu verneinen, und flieht zu seinem Gott, der es gleichfalls verneint. Der Beter bringt damit seinen geschöpflichen Willen in Übereinstimmung mit dem göttlichen Willen. Und da er es mit den Worten des Vaterunsers tut, betet er im Namen Jesu Christi und mit den Worten Jesu Christi. Geschieht das aber ehrlich und vertrauensvoll – wie könnte so ein Gebet dann unerhört bleiben? Der Retter, nach dem da gerufen wird, ist im selben Moment schon auf dem Plan! Denn Gottes Sohn, der seine Jünger diese Bitte lehrte, ist ja selbst (so wie er die Wahrheit und das Leben ist) auch „die Erlösung von dem Bösen“. Wer die bejaht und will, will Christus! Und während er nach ihm ruft, steht auch schon fest, dass Gottes Sohn ihn hört und sich zuständig fühlt. Denn schließlich kam Jesus in die Welt, um die Werke des Teufels zu zerstören (1. Joh 3,8). Er ist jener Nachkomme Evas, der der Schlange den Kopf zertritt (1. Mose 3,15). Er jagt ganze Heere von Dämonen über die Klippen ins Meer (Mt 8,28ff.). Er sieht den Satan vom Himmel fallen (Lk 10,18). Er treibt mit dem Finger Gottes die bösen Geister aus (Lk 11,14ff.). Und so ist Christi Kommen in die Welt ein

einzig großer Exorzismus (Joh 12,31). Der Böse versteht das auch – und machte Christus zum Ziel seiner Anschläge (Mt 4,1ff.; Lk 22,3). Doch am Ende aller Tage wird es Christi Macht sein, die ihn endgültig überwindet (Offb 12,10). Und so ist Christus für die „Erlösung vom Bösen“ der rechte Ansprechpartner – und für diesen Schädling auf jeden Fall der rechte Kammerjäger. Es ist in Vergessenheit geraten. Aber nicht umsonst sieht Luthers Taufordnung vor, dass die Paten im Namen des Kindes dem Teufel und allen seinen Werken entsagen. Wo sich ein Mensch Christus verschreibt, hat der „Fürst dieser Welt“ alles Anrecht verloren. Und wo man Christus herzubittet, kann Satan nicht bleiben. Was heißt dann aber „erlöse uns von dem Bösen“ für den Einzelnen, der das wünscht? Es heißt nichts anderes, als dass ich Christus durch die Tür hereinbitte, weil dort, wo er den Raum betritt, der Satan aus dem Fenster flieht. Und Christus derart in mein Leben hinein zu bitten, ist viel klüger, als selbst mit dem Gegner zu ringen. Denn wir sind dem bösen Feind nicht gewachsen. Aber wir kennen den, den er fürchten muss. Und diesen Stärkeren können wir täglich in unser Leben einladen. Dass wir's aber auch ernstlich tun, ihm die Tür weit öffnen und rufen „ja, Herr, du hast freie Bahn, erlöse uns von dem Bösen!“ das ist täglich nötig. Und damit wir's nicht versäumen, darum ist diese Bitte Teil des Vaterunsers – und wird uns von dem in den Mund gelegt, der auch bereit ist, sie zu erfüllen. Ihm sei's gedankt in Ewigkeit!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Denn dein ist das Reich und die Kraft...

Das Vaterunser besteht im Wesentlichen aus sieben Bitten. Aber es endet nicht mit einer Bitte. Sondern es kommt da noch etwas hinterher, das ein bisschen wie eine Verzierung wirkt oder wie die höfliche Floskel am Schluss eines Briefes. Wir beenden das Gebet mit „dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit“. Und erst dann sagen wir „Amen“. Doch wozu ist dieser Schnörkel gut, der doch Gott wahrlich nichts Neues mitteilen kann? Gott weiß, dass es „sein Reich“ ist, das da kommt, und „seine Kraft“, die es herbeiführt. Es wird natürlich von „seiner Herrlichkeit“ erfüllt sein. Und daran wird sich auch „in Ewigkeit“ nichts mehr ändern. Aber wozu wird das gesagt? Es ist dieselbe Frage, die sich immer stellt, wenn es um das Lob Gottes geht. Denn anders als bei Bitten, Fürbitten und Klagen weiß man nicht gleich, worauf es hinauslaufen soll. Die Bitte zielt auf Erhörung. Die Klage hofft zumindest auf Trost. Und der Dank ist eine selbstverständliche Pflicht. Aber das Gotteslob? Man fragt sich, wozu das Loben eigentlich gut ist, welchem Zweck es dient, und wer etwas davon hat.

Nun, wenn wir das Lob betrachten, das ein Mensch dem anderen spendet, fällt die Antwort leichter. Denn in der Erziehung dient das Lob der Anerkennung und Verstärkung eines erwünschten Verhaltens. Es ist ein Schulterklopfen, das zur Wiederholung anspornt. Und wenn die lobende Erwähnung ausbleibt, obwohl das Kind sie verdient, ist es zurecht verärgert und demotiviert. Darum ist es klug, Wohlverhalten angemessen zu würdigen. Da wir aber Gott nicht zu erziehen haben, kann dies nicht der Sinn des Gotteslobes sein. Wenn's aber das nicht ist – geht's dann vielleicht darum, sich bei Gott beliebt zu machen? Wenn Menschen andere Menschen loben, ist ja oft dieser Hintergedanke dabei! Wer lobt, macht sich den Gelobten zum Freund. Er schmeichelt ihm und darf darauf rechnen, dass solche Freundlichkeit erwidert wird. Man schmiert dem Gelobten Honig ums Maul und appelliert an seine Eitelkeit. Weil Menschen dafür empfänglich sind, kommt das wohl nie aus der Mode! Aber auch diese Funktion kann das Lob Gottes schwerlich haben. Denn Gott ist nicht eitel und nicht bestechlich und durchschaut natürlich unsere Finten. Es ist weder möglich noch nötig, sich durch Lobreden bei Gott einzuschleimen. Wenn es also auch darum nicht geht – worum dann? Nun, ich will die Antwort nicht schuldig bleiben. Ich meine, wir loben Gott einfach deshalb, weil wir dabei die ihm gegenüber angemessene Haltung einnehmen und dadurch mit ihm in ein stimmiges, sachgemäßes und natürliches Verhältnis kommen. Denn Loben ist ja auch das, was die Engel tun. Es ist das, was jeder ganz von selbst tut, wenn er Gottes Herrlichkeit erkennt. Es ist sozusagen die natürliche Haltung derer, denen die Augen aufgegangen sind. Lob ist der spontane Reflex aller, die mit Gott so im Reinen sind, dass sie eben nicht mehr sich selbst oder einem irdischen Idol, sondern nur noch Gott die Ehre geben. Und insofern ist das Gotteslob eine Vorwegnahme himmlischer Herrlichkeit. Ja, es ist auch unter irdischen Bedingungen eine himmlische Tätigkeit, die einst einmünden wird in die Ewigkeit, um sich dort ohne Ende fortzusetzen. Denn alles andere wird aufhören. Das Zweifeln an Gott und das Hadern mit Gott werden aufhören. Die Gleichgültigkeit und die geistliche Trägheit werden aufhören. Und selbst der Glaube wird im Himmel aufhören, um ins Schauen überzugehen. Die Hoffnung wird aufhören, denn sie wird sich dort erfüllt haben. Das Klagen und Bitten wird aufhören, denn in der Seligkeit wird's dazu keinen Anlass mehr geben. Und auch das Nachdenken über Gottes Wort wird enden, wenn wir ein für allemal alles Nötige verstanden haben. Alles, was durch unsere heutige Blindheit bedingt ist, wird enden! Das Lob Gottes aber endet nicht. Es hört nicht auf und wird in Ewigkeit nie überflüssig, weil ja die Barmherzigkeit Gottes, die uns zum Loben Anlass gibt, auch niemals endet! Und so hat das scheinbar nutzlose Lob Gottes dann

doch ein großes Ziel – dass es nämlich für einen Moment schon hier auf Erden die Ordnung herstellt, die im Himmel gelten wird, und ein Stück von dem dankbaren Jubel, der dort ewig erklingt, auf unserer alten Erde vorwegnimmt. Wir stimmen ein in den Lobgesang der Engel. Denn dem Glauben steht vor Augen, was Gott schon früher für uns getan hat, was er gegenwärtig tut – und künftig noch tun wird. Und dass es uns da zum Jubel treibt, das ist so unausweichlich wie der Applaus nach einem tollen Konzert, den man ja auch nicht unterdrücken kann. Wenn's wirklich großartig war, hält es das Publikum auch nicht auf den Plätzen, sondern die Menschen stehen auf, klatschen und schreien, johlen und jubeln! Wenn aber einer dazukäme und fragte „Wozu applaudiert ihr? Was bringt euch das? Warum geht ihr am Ende des Konzerts nicht still auseinander?“ – so würde man ihn verständnislos ansehen. Denn nichts wäre unnatürlicher, als bei einem begeisternden Konzert keine Begeisterung zu zeigen. Die Freude will raus, die Zustimmung will sich äußern! Nur so entsprechen wir dem, was wir auf der Bühne gehört und gesehen haben! Und genau so entspricht auch der Betende durch seinen Lobpreis dem lobwürdigen Gott, dem er sich gegenüber sieht! Er hört eine Musik, die ihn mitreißt, und da er nicht taub ist, muss er auch die Füße bewegen. Einer Erklärung aber bedarf nicht diese euphorische Reaktion, sondern erklärungsbedürftig wär's nur, wenn sie ausbliebe. Haben wir also im Vaterunser mit dem gesprochen, der uns nährt und heilt, uns bewahrt und segnet – und sogar verspricht, damit fortzufahren bis sein Reich kommt, in dem wir dann endgültig teilhaben dürfen an seiner Herrlichkeit: Wie sollten wir dem nicht frenetischen Beifall spenden, „Halleluja“, „Hosianna“ und „Amen“ rufen? Es ist der natürliche Ausgang einer Begegnung mit dem gütigen Gott. Und wenn uns dieses Gotteslob am Ende des Vaterunsers nicht flüssig von den Lippen geht, dann stimmt etwas nicht. Denn es ist völlig normal, wenn Kinder bekümmert und traurig zu ihrem Vater kommen. Doch wenn sie wieder gehen, dann sollten sie nicht mehr bedrückt, sondern getröstet, munter und mutig sein! Denn schließlich kann der Vater alles kompensieren, was uns fehlt, und alles bewirken, was uns zu schwer ist! Das Reich, das wir ersehnen, ist nicht unser, sondern „sein Reich“. Und es wird garantiert nicht ausbleiben, weil „sein“ auch die „Kraft“ ist! Mit dem Reich kommt aber zu uns Gottes „Herrlichkeit“. Und weil sie uns keiner mehr nehmen kann, wird sie bleiben in „Ewigkeit“! So fasst der Schluss des Vaterunsers nochmal alle denkbaren Trostgründe in froher Erwartung zusammen. Und wenn wir unser ganz persönliches „Amen“ dahinter setzen, wie ein dickes, fettes Ausrufungszeichen, dann heißt das: „Ja, Herr, so ist es und so kommt es, darauf wag ich's und dabei bleib ich, darauf setz ich und darauf traue ich und verwette meinen Kopf, dass Gott nicht lügt, sondern mir treu sein wird. Amen, ja! Das soll mein Standpunkt sein und bleiben. Amen, ja! Darauf lebe und sterbe ich.“ Dieses „Amen“ ist wie die Unterschrift unter einem Dokument – und genau wie durch die Unterschrift mache ich mir mit dem „Amen“ nochmal alles Gesagte zu Eigen. Da ist das Vaterunser kein Sprüchlein mehr, das ich bloß hergesagt habe, weil man das so tut, sondern es ist mein Bekenntnis! Und durch das Amen wird nochmal festgestellt, dass ich dieses „Statement“ auch so meine. Wie ich Gott beim Wort nehme, darf auch Gott mich beim Wort nehmen. Und wie ich ihn bei seinen Verheißungen behafte, darf er auch umgekehrt mein Gebet ernst nehmen. Darum hängt durchaus etwas dran, dass unser „Amen“ von Herzen kommt! Und wenn's das nicht tut, sollten wir mit dem Vaterunser lieber noch einmal von vorne anfangen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ist das Natürliche immer gut?

Es ist heute fast selbstverständlich, dass ein Mensch die Natur liebt, dass er sich gern in der Natur aufhält, dass er die Natur schützen möchte – und überhaupt dem „Natürlichen“ den Vorzug gibt vor allem „Künstlichen“. Denn wir idealisieren „Mutter Natur“ und wollen mit ihr im Einklang sein. Die natürliche Lebensweise scheint uns immer die gesündeste. Und wenn Lebensmittel nur „natürliche“ Inhaltsstoffe haben, essen wir sie doppelt so gern. Denn Natur ist doch gut – und es widerstrebt uns, etwas Natürliches „schlecht“ zu finden. Das gilt aber nicht nur für Ernährungs- und Gesundheitsfragen, sondern ebenso für Ethik und Moral. Denn auch dort wird ganz automatisch das natürliche Verhalten als normal, gut und berechtigt angesehen. Man sagt z.B., es sei natürlich, dass Menschen nach Glück streben. Also kann niemand etwas dagegen haben. Es ist natürlich, dass einer frei leben will, dass er an seiner Familie hängt, dass er Hunger hat – und neben den sozialen auch sexuelle Bedürfnisse. Ist etwas aber „natürlich“, so gilt es als normal. Und „normal“ zu sein, kann man keinem vorwerfen. Oder? Man wirft ja auch den Tieren nicht vor, dass sie tun, was in ihrer Natur liegt! Und so fühlt man sich, wenn man der Natur folgt, immer auf der sicheren Seite. Denn in unserem Denken ist tief verankert, dass das Natürliche nicht falsch sein könne. Christen ergänzen oft, die Natur sei schließlich Gottes Schöpfung. Und Gott habe gewiss nichts Schlechtes geschaffen. So wie es in der Natur sei, müsse es darum richtig sein. Und so entnimmt man der Beobachtung der Natur nicht nur Seinsurteile (dass nämlich etwas so und so ist), sondern auch das Werturteil, dass es so, wie's ist, auch sein soll. Man beschreibt, wie das Leben natürlicherweise funktioniert, und nimmt diese Beschreibung auch gleich als Norm, weil man unterstellt, das natürliche Leben sei automatisch auch gut – denn die Natur habe doch immer Recht! Oder könnte, was der Natur gemäß ist, etwa Unrecht sein? Die Natur erscheint uns harmonisch und schön, während all das Künstliche, Hässliche und Schmutzige, das sie zerstört, kulturellen Ursprungs ist. Und auch vom Menschen selbst nehmen viele an, dass er zunächst ganz natürlich und unverdorben auf die Welt kommt und noch als Kind voller Unschuld ist, bis die zarte Seele dann durch den Zwang der Erziehung verbogen und durch den Einfluss der Gesellschaft verdorben wird. Im Gefolge Rousseaus stellt man sich vor, die Naturvölker dieser Welt hätten als „edle Wilde“ ein friedliches Leben geführt im Einklang mit der unberührten Natur – sie seien so unschuldig gewesen, wie Gott sie geschaffen hat, bis gierige Europäer kamen und sie mit den fragwürdigen Segnungen der Zivilisation ins Unglück stürzten. „Zurück zur Natur!“ ist darum das Motto vieler Aussteiger geworden. Das Natürliche scheint ihnen stets gesünder und legitimer! Aber stimmt das so? Ich halte die Idealisierung der Natur für einen Fehler und will ihr in mehreren Schritten widersprechen.

(1) Mir fällt auf, dass der Mensch die Natur erst so toll findet, seit er sie fest im Griff hat, und die Naturgewalten nicht mehr täglich sein Leben bedrohen. Vorher war's nämlich normal, im Winter zu verhungern oder zu erfrieren. Und so wie die Natur eingerichtet ist, konnte man nach jeder kleinen Schnittverletzung an einer Blutvergiftung zugrunde gehen. Als die Natur noch die Oberhand hatte, sah man sie nicht so romantisch wie heute! Denn ohne Verhütungsmittel ist die Natur so eingerichtet, dass Frauen 8 bis 12 Kinder bekommen – und beim 13. an Entkräftung sterben. Ohne moderne Medizin war es ganz „natürlich“, dass von diesen Kindern höchstens die Hälfte erwachsen wurde. Und Spaziergänge im tiefen Wald vermied man schon deshalb, weil dort Wölfe und Bären hausten. Wir verklären die Natur erst, seit wir sie im Griff haben. Davor haben wir sie aus gutem Grund gefürchtet. Und auch heute kann

man kaum übersehen, wie grausam die Natur ist: Man beschäftige sich nur mal mit den parasitären Fliegen, die ihre Eier in den Körpern anderer Tiere ablegen, wo sie dann unter der Haut zu Larven heranwachsen, die im Wirtstier herumkriechen und es nach und nach bei lebendigem Leibe von innen her auffressen! Auch die Malaria-Mücke, die Pest und die Cholera gehören zur Natur. Und wenn in Afrika der Regen ausbleibt, lässt die Natur auch mal zehntausend Tiere qualvoll verdursten. Die Natur, von der wir so schwärmen, kennt kein Mitleid. Und mit den Schwachen und Alten hat sie auch keinerlei Gnade – wer sich nicht wehren kann, wird aussortiert. Und dieses erbarmungslose „Fressen und gefressen werden“ idealisieren wir und rufen „zurück zur Natur“? Vom Fernsehsessel aus kann man das gefahrlos tun und kann sich für die „wilde Natur“ begeistern. Doch ihr tatsächlich ausgeliefert zu sein, würde unsere Begeisterung schnell dämpfen.

(2) Dazu kommt dann aber als zweites Argument, dass es ein Denkfehler ist, die vorgefundene Natur schon allein deshalb, weil sie ist, wie sie ist, als „gut“, „gesund“ oder „normgebend“ anzusehen. Denn schon David Hume hat gezeigt, dass logisch nie von einem Sein auf ein Sollen geschlossen werden kann. Aus der Beschreibung eines in der Natur gegebenen Sachverhaltes folgt einfach nur, dass die Dinge so sind. Es folgt aber weder, dass sie so bleiben sollen, noch, dass sie geändert werden müssen. Aus dem natürlichen Sachverhalt ergibt sich auf dem Wege der Schlussfolgerung nie eine moralische Forderung, eine Norm, ein Appell oder eine Pflicht. Denn die Feststellung des Gegebenen ist das eine – und die Bewertung etwas völlig anders. Nur im Verhältnis zu einem zielsetzenden Willen kann etwas als „gut“ oder „böse“, „richtig“ oder „falsch“ bezeichnet werden. Steht hinter diesem Willen eine verbindliche Autorität, gilt jede Handlung als „gut“, die ihren Zielen dient, und jede als „böse“, die das Erreichen ihrer Ziele hindert. Doch normgebend ist stets der Wille – und nicht die Situation, weil die auch bei genauester Beschreibung keine ethische Forderung enthält. Wir können lange in die Welt hinausstarren, in der uns manches „natürlich“ und manches „unnatürlich“ vorkommt. Doch was von alledem „gut“ oder „schlecht“ ist, verrät uns die Beobachtung der Natur nicht.

(3) Wenn die Natur aber doch von Gott geschaffen ist, muss sie dann nicht gut sein? Muss es so, wie es Gott gemacht hat, nicht richtig sein? Das ist ein Gedanke, den wir, gerade weil er so nahe liegt, unbedingt als Irrtum erkennen müssen. Denn die Bibel unterscheidet deutlich zwischen der ursprünglichen Schöpfung Gottes (die sehr gut war) und der heute gegebenen Welt (die so viel Übles enthält). Und folglich dürfen auch Christen diese beiden Dinge nicht einfach gleichsetzen oder durcheinanderwerfen. Denn zwischen der Welt, wie Gott sie gemeint hat, und der Welt, die wir erleben, liegt der Sündenfall mit den resultierenden Strafen und der Vertreibung aus dem Paradies. Und diesen tiefen Bruch zu übersehen, wäre naiv und falsch. Denn Gottes gute Ordnung ist zwar nicht ganz aus der Natur gewichen (sie könnte sonst nicht so viel Schönes enthalten und so gut funktionieren). Doch ist dem Werk Gottes nun viel Giftiges und Verkehrtes beigemischt, das keineswegs von Gott, sondern vom Satan und aus der menschlichen Bosheit stammt. Und dieser verderbliche Anteil durchdringt und verzerrt das Gesamtbild so sehr, dass wir nicht einfach sagen können, das faktisch Gegebene sei automatisch auch gottgewollt – es wirke „natürlich“ und solle darum so bleiben! Gewiss wird die Natur auch jetzt noch von Gottes Kraft getragen und ist nach wie vor herrlich. Der Segen ist nicht etwa geschwunden! Doch unter die segnenden Kräfte mischt sich heute das Böse und Verkehrte, das Gottes gute Ordnung verdorben hat. Und für unser Auge ist das eine vom anderen nicht sicher zu unterscheiden. Denn wie Gott die Welt ursprünglich gemeint hat, können wir der gefallenen Schöpfung nicht mehr entnehmen. Eine andere als diese kennen wir gar nicht. Und

in dieser, die wir kennen, ist Schönes und Schreckliches so eng miteinander verwoben, dass Natur und Geschichte nur noch zum Teil von Gottes guter Absicht zeugen. Wir können darum das Vorfindliche, auch wenn's uns „natürlich“ vorkommt, nicht umstandslos zur Norm erheben, sondern müssen erst die andersartige und viel deutlichere Norm der Heiligen Schrift heranziehen, um dann von ihr her mit geschärftem Blick in der Ambivalenz des Gegebenen die guten Intentionen Gottes wiederzuerkennen.

(4) Sollte aber trotzdem jemand drauf bestehen, der Mensch solle „natürlich“ leben, weil das Natürliche immer das Richtige sei, so müsste der erst mal zeigen, was dem Menschen überhaupt „natürlich“ ist. Und er käme dabei in arge Schwierigkeiten. Denn anders als bei Tieren, ist beim Menschen gar nicht leicht zu sagen, welches Leben seiner Natur entspricht. Was der Natur eines Wolfes gemäß ist, und welchen Instinkten ein Zugvogel folgt – das lässt sich beschreiben und unterliegt auch keinem Wandel. Doch der Mensch ist so anpassungsfähig, dass er in seiner Natur gar nicht festgelegt erscheint, sondern stets variabel: er kann sich an höchst verschiedene Lebensformen gewöhnen. Und ob das primitive Leben der Steinzeit seiner Natur wirklich besser entsprach als die technisierte Gegenwart, ist schwer zu entscheiden. Es scheint, als ob der Mensch seine wahre Natur gar nicht kennt – die Gelehrten streiten darüber seit Jahrhunderten! Und was wir so schlecht kennen, können wir logischerweise auch nicht als ethische Norm heranziehen. Denn selbst wenn zu gewissen Zeiten alle Menschen dasselbe tun und denken, wird es davon nur „normal“. Es muss aber, weil es normal ist, noch lange nicht „richtig“ sein. Und so stünde, wer sich am „Natürlichen“ orientieren wollte, ziemlich ratlos da. Griechen und Römer fanden es „natürlich“, Sklaven zu halten. Die Maja und Azteken fanden es „natürlich“, massenhaft Menschenopfer darzubringen. Und in manchen Ländern gilt es noch heute als „natürlich“, dass Männer ihre Frauen und Kinder verprügeln. Wenn dabei der Starke den Schwachen unterwirft, kann man ins Biologiebuch schauen und das „natürlich“ finden. Und doch ist es deswegen noch lange nicht in Ordnung! Vielleicht ist ein Mensch „von Natur aus“ jähzornig oder faul. Und doch gestehen wir ihm nicht einfach zu, dass er seine Veranlagung ausleben dürfte! Manche Männer haben den Drang, jeden Morgen neben einer anderen Frau aufzuwachen. Aber selbst, wenn das „natürlich“ wäre, würden wir es doch nicht gutheißen! Wenn Menschen angespuckt und beleidigt werden, haben sie den „natürlichen“ Drang, dem Täter eine reinzuhauen. Und dennoch raten wir ihnen, diesen Impuls zu unterdrücken! Sollten wir also feststellen, dass in der Natur ein Krieg aller gegen alle herrscht – würden wir uns dann die Beißordnung im Wolfsrudel zum Vorbild nehmen und der Natur ihren Lauf lassen? Spätestens da kommt die Idealisierung der Natur an ihre Grenzen. Und nur wenige wären einverstanden, ihr Kind an einem eiternden Backenzahn sterben zu lassen, bloß weil Antibiotika „unnatürlich“ sind.

(5) Ist man aber Christ, kommt man mit der Orientierung am „Natürlichen“ erst recht nicht weiter. Denn das Neue Testament fordert ständig Dinge, die unserer Natur diametral entgegenstehen. Dass ich nicht nur meine Freunde, sondern auch meine Feinde lieben soll, geht mir völlig gegen meine „Natur“. Und mich blind auf einen Gott zu verlassen, den ich nicht sehen kann, kommt mir auch nicht sehr „natürlich“ vor. Sämtliche christlichen Tugenden erscheinen uns so „unnatürlich“ wie der Glaube und die Liebe – sonst fielen sie ja nicht so schwer! Und viel „natürlicher“ finden wir demgegenüber das Misstrauen und die eigennützige Selbstbehauptung. Wenn ich etwa mit Konfirmanden die Zehn Gebote behandle, will nicht jedem einleuchten, dass er immer die Wahrheit sagen soll. Manche erwidern, es sei doch ganz „natürlich“, dass man schwindelt, wenn man sonst in Schwierigkeiten käme! Wenn's aber das

ist, was wir „natürlich“ finden – ja, dann steht Gottes Wort insgesamt gegen unsere „Natur“, so dass wir, was uns „natürlich“ vorkommt, immer erst am Maßstab der biblischen Gebote messen und überprüfen müssen und nur dort – in Gottes Wort – eine verlässliche Richtlinie für unser Handeln finden. Ob Monogamie dem Menschen „natürlich“ ist, kann man lange diskutieren. Und ob es „natürlich“ ist, den Wunsch nach Rache zu unterdrücken, darf man bezweifeln. Wenn das Neue Testament es aber dennoch fordert, ist der Fall geklärt. Es entspricht keineswegs unsrer Natur, den Nächsten zu lieben, oder gar demütig und sanftmütig zu sein. Und doch sagt Jesus, dass es richtig ist. Was soll man also anderes folgern, als dass uns die Natur keine ethische Orientierung bietet? Wenn mir etwas „normal“ oder „natürlich“ vorkommt, ist es deswegen noch nicht richtig. Und wenn mir etwas derart gegen die Natur geht wie die Bergpredigt Jesu, ist es deswegen noch lange nicht falsch. Wenn ein Pädophiler glaubhaft versichert, diese Neigung sei nun mal ein Teil seiner Natur, ist sie deswegen nicht „gut“. Und wenn's der Mehrheit unnatürlich vorkommt, dass katholische Priester zölibatär leben, ist es allein deshalb noch nicht verkehrt. Denn wenn eine Veranlagung „natürlich“ ist, besagt das weder, dass sie als „gottgewollt“ bejaht und ausgelebt werden darf, noch besagt es, dass sie unterdrückt werden müsste, sondern in dieser wie in jener Richtung kann nur entschieden werden durch den Rückgriff auf das biblische Wort. Denn auch wenn etwas schon immer so war, folgt nicht, dass es so bleiben soll – es kann schon immer verkehrt gewesen sein. Und auch das „Allernormalste“ ist nicht gleich richtig, sondern kann „ganz normal falsch“ sein! So hilft uns der Blick auf das „Gegebene“ herzlich wenig. Und wir sehen uns zuletzt immer wieder auf die Bibel zurückgeworfen als auf Gottes ausdrückliches Wort, dessen Geltung gewiss ist, weil Gottes Sohn uns nicht belügt. Wollen wir ihn aber nicht fragen, können wir noch so lange in die Welt starren – denn allein vom Beobachten der Natur werden wir ethisch nicht klüger. Aus Seinsurteilen ergeben sich keine Werturteile. In dieser kranken Welt ist sehr vieles „normal“, was nicht „gut“ ist, wie auch vieles „gut“ ist, was der Mehrheit nicht „normal“ erscheint. Und so kann man tausendmal sagen, die Verkehrtheit sei dem Menschen „natürlich“, ohne dass es davon besser würde – oder gar „in Ordnung“ wäre. Denn beim Jüngsten Gericht wird die Frage nicht lauten, ob ich ein „normaler“ Mensch war, gemessen am Durchschnitt all der anderen, sondern ob ich der „gute“ Mensch war, der ich nach dem Willen Gottes sein sollte.

(6) Sich das klar zu machen, ist aber so wichtig, dass ich es am Ende noch einmal unterstreichen will. Denn viele meinen, es sei dem Menschen „natürlich“, ein Sünder zu sein. Und sie denken, es wäre Gott gegenüber eine gute Ausrede, dass man doch nur getan habe, was einem Sünder „natürlich“ sei. Sie meinen, man könne ihnen nicht vorwerfen, was in ihrer Natur läge – denn das sei doch „normal“! Tatsächlich ist aber gerade die Normalität des Falschen der Skandal. Denn in Gottes Sicht ist unser Sünder-Sein gerade nicht „natürlich“, sondern völlig „unnatürlich“. Für Gott liegt die „Natur“ des Menschen in der aufrichtigen Unschuld, die Adam und Eva im Paradies besaßen! Und aus der herausgefallen zu sein, ist, wenn's auch ganz normal sein mag, trotzdem falsch: es ist sozusagen der ganz-normal-falsche „Lauf der Welt“. Wie das mit dem Mensch-Sein aber „richtig“ ginge, das sehen wir einzig und allein an Jesus Christus, der uns mit seiner übergroßen Gerechtigkeit so ganz unnatürlich „gut“ vorkommt. Jesus war eben nicht „normal“, sondern „richtig“! Und genau darum bringt uns die Orientierung an ihm viel weiter als die Idealisierung der Natur. Denn nicht darin liegt das Heil, dass wir zurückkehren zur Natur, sondern dass die Natur zurückkehrt in ihren Ursprung bei Gott. Nicht darin liegt das Heil, dass wir im Einklang leben mit einer schwer gestörten Natur, sondern dass diese Natur ihrerseits wieder in Einklang kommt mit ihrem Schöpfer. Nur an Gottes

Wesen wird die Welt genesen. Dass wir's aber erleben dürfen – zuerst an der eigenen Person und dann an der ganzen Welt – das schenke uns unser himmlischer Vater.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ist das Gute "vernünftig"?

Wenn Kinder sich schlecht benehmen, herumlärmen und streiten, dann rufen Erwachsene manchmal: „Kinder, seid endlich vernünftig!“ Und jeder versteht, wie das gemeint ist. Die Kinder sollen sich beruhigen – und sollen nicht zanken. Aber hat das geforderte Verhalten wirklich etwas mit „Vernunft“ zu tun? „Vernünftig“ sein und „zur Vernunft kommen“ heißt doch wohl, seinen Verstand gebrauchen und gründlich nachdenken, bevor man handelt. Ob solches Nachdenken aber zwangsläufig zu dem gewünschten „guten“ Verhalten führt – das ist eine offene Frage. Immerhin: viele große Denker haben behauptet, es gebe da einen Zusammenhang von Vernunft und Moral. Sie waren der Meinung, dass der Mensch, wenn er seinen Verstand nur konsequent betätigt, zur Erkenntnis des Guten gelange, und dass er, wenn er den Wert des Guten erst einmal erkannt habe, sicher auch in Übereinstimmung mit dem Guten handeln werde. Sie meinten, es sei doch widersinnig und inkonsequent, wenn einer das Gute als „gut“ erkennen und dennoch das Böse tun wollte. Wer gründlich nachdenke, werde schließlich weise. Und der Weise erwerbe auch Tugend. Er erkenne, dass das Böse zerstörerisch sei – und darum „unvernünftig“! Folgt man dieser Argumentation, so gehen Vernunft und Moralität Hand in Hand. Man darf dann erwarten, dass uns wachsende Einsicht ganz von selbst zu besseren Menschen macht. Und (was als besonderer Vorteil gilt) man muss den Menschen dabei keiner anderen Autorität unterstellen als nur der Autorität seiner eigenen Vernunft. Das Gute wird ihm nicht von irgendwem aufgezwungen. Sondern er findet die Leitlinien seines Handelns in sich selbst als Bestandteil seiner rationalen Natur. Man sagt, es sei doch einzusehen, dass menschliches Leben nicht gedeihen kann, wenn Willkür und Faustrecht herrschen. Jedem denkenden Menschen werde einleuchten, dass er Rechte, die er selbst fordert, auch anderen zugestehen muss. Es liege auf der Hand, dass unsere Kinder nur dann eine Zukunft haben, wenn wir mit den vorhandenen Ressourcen verantwortlich umgehen. Wenn also ein Mensch das menschliche Leben bejahe (sagen die Freunde der Vernunft), so werde er auch die soziale Ordnung bejahen, ohne die es sich nicht entfalten kann. Und er werde dann nur Grundsätzen folgen, von denen er wollen kann, dass sie allgemeine Geltung erlangen: „Was du nicht willst, das man dir tu', das füg' auch keinem andern zu.“ Das alles klingt überaus vernünftig. Und es ist ein beliebtes Erziehungsmodell. Es verankert die ethischen Grundsätze nicht etwa im Willen Gottes, sondern in der rationalen Grundstruktur des Menschen. Und so scheint es geeignet, Übeltäter nicht nur eines moralischen, sondern zugleich eines logischen Fehlers zu überführen. Denn Vernunft und Moral schließen hier eine schöne und nützliche Allianz. Nur leider hat die Sache einen Haken. Bei näherer Betrachtung kommen Zweifel auf, ob das Fundament der Vernunft wirklich das Gebäude tragen kann, das auf ihm errichtet werden soll. Denn wenn sich moralisches Handeln der Vernunft bedient, heißt das noch nicht, dass die Vernunft aus sich selbst Moral hervorbringt. Der Zusammenhang ist nicht so zwingend, wie es scheint. Vielmehr: wer die genannten Argumente prüft, stellt fest, dass sie nur den überzeugen, der den guten Willen bereits mitbringt und von bestimmten Werten schon vorab überzeugt ist. All diese Vernunftgründe greifen nur, wenn jemand das menschliche Leben als solches schon bejaht und in friedlicher Gemeinschaft mit anderen zu leben wünscht. Man setzt bei ihm ein Verantwortungsgefühl voraus, an das appelliert werden kann. Bringt ein Mensch aber weder guten Willen noch Verantwortungsgefühl mit, sondern nur seine blanke Vernunft, so richtet die allein gar nichts aus. Denn wenn einer vorrangig sich selbst liebt und sich selbst bejaht – auch auf Kosten anderer: welche „vernünftigen“ Argumente sollten ihn davon abbringen? Strafen mögen ihn abschrecken. Aber kann man ihm beweisen, dass sein

Egoismus unlogisch sei? Weigert sich der Verstand etwa, unmoralisch zu denken, wenn der Mensch bereit ist, die Konsequenzen in Kauf zu nehmen? Keineswegs. Und so kann man ihm zwar beweisen, dass sein Verhalten der Gesellschaft schadet und Strukturen zerstört, aus denen er selbst hervorging. Doch wenn ihm das egal ist: mit welcher Logik will man ihn dann zwingen, die Interessen anderer Menschen wichtig zu nehmen? Man kann ihm einen schlechten Charakter vorwerfen. Ein „fehlerhaftes“ Denken aber nicht. Man kann die Nase rümpfen. Aber „unvernünftig“ – im Sinne von „irrational“ – ist sein Standpunkt keineswegs. Denn in Wahrheit ist die schöne Allianz von Vernunft und Moral sehr leicht aufzulösen und ins Gegenteil zu verkehren. Die Vernunft lässt sich nämlich auch von einem bösen Willen zu bösen Zwecken in Dienst nehmen – und ist sich dafür keineswegs zu schade. Oder dürften wir die großen Verbrechen der Weltgeschichte auf intellektuelle Defizite der Täter zurückführen? Sind die Bösen etwa immer dumm gewesen, und die Guten immer klug? Gehen die Tyrannen und Kriegstreiber, die Intriganten und Ausbeuter dieser Welt „unvernünftig“ zu Werk? Muss man nicht vielmehr erschrecken über die hohe Intelligenz und die strategische Klugheit, mit der sie ihre Verbrechen ins Werk setzen? Die Freunde der „Vernunft“ hören das nicht gern. Aber die „Vernunft“ ist leider auf beiden Seiten zuhause. Sie hilft den Guten zum Guten, und den Bösen zum Bösen. Sie lässt sich für alles einspannen. Jeder kann sich ihrer bedienen, wie er will. Und darum hat Luther sehr treffend von der „Hure Vernunft“ gesprochen. Luther war ein gelehrter Kopf und schätzte die Vernunft keineswegs gering! Nur leider lässt sie sich bereitwillig von jedermann gebrauchen und missbrauchen. Sie gibt sich auch dazu her, einen Völkermord effektiv zu planen. Und darum ist sie ungeeignet, das Fundament der Moral zu bilden, sondern hilft lediglich bei der Umsetzung dessen, was wir als richtig erkannt haben. Wenn ich das Ziel kenne, zeigt sie mir den Weg. Aber was das Ziel ist, ergibt sich nicht aus der Vernunft. Wenn ich in Frieden ein bürgerliches Leben führen möchte, sagt mir die Vernunft, dass ich meinen Chef nicht beleidigen und meine Frau nicht betrügen sollte. Doch wenn ich lieber ein rauschhaft-wildes und aufregendes Leben will, macht mir meine Vernunft dazu ganz andere Vorschläge. Und die sind unter dieser Zielsetzung dann ebenso „vernünftig“. Möchte ich ein Heiliger werden, rät mir meine Vernunft, bescheiden zu leben. Und möchte ich berühmt werden, weiß sie, wie ich auf die Titelseiten komme. Aber ob das eine erstrebenswerter ist als das andere, sagt mir die Vernunft nicht! Wähle ich Gutes, hilft sie mir zum Guten, und wähle ich Böses, hilft sie mir zum Bösen. Sie ist sich für nichts zu schade! Und die erhebliche Zahl der klugen Nazis, die durch all ihre Bildung und durch die Kenntnis der berühmten Aufklärer nicht daran gehindert wurden ihre Verbrechen zu begehen, erbringt den traurigen Beweis, dass die Aufklärung ihr großes Versprechen nicht halten konnte. Sie versprach, dass der Mensch besser würde, wenn er sich nur endlich frei seines Verstandes zu bedienen lernte! Doch seither haben es gerade die höchst „aufgeklärten“ Völker schlimmer getrieben als ihre vermeintlich tumben Vorfahren – und haben ihre „freie Vernunft“ vor allem dazu genutzt, Krieg und Völkermord auf ein bis dahin unbekanntes industrielles Niveau zu heben. Der Mensch ist nach der Epoche der Aufklärung keinen Deut besser geworden als die Generationen zuvor. All seine Vernünftelei hat ihn vom Bösen nicht abgehalten. Und so versagt offenbar die Vernunft, wenn sie Moral begründen soll. Sie ist mit dieser Aufgabe überfordert. Und man hätte ihr diese Last besser gar nicht auferlegt. Denn – wenn wir nochmal einen Schritt zurücktreten und ganz grundsätzlich fragen, was uns zum Gut-Sein verpflichtet: welche Instanzen kommen dann überhaupt in Frage? Wer kann uns ein ethisches Sollen auferlegen und etwas von uns fordern, wer kann etwas erlauben oder verbieten, wenn nicht der lebendige Wille einer Person? Die toten Dinge scheiden da aus. Von ihnen kommt keine ethische Forderung, sie gebieten nichts, und vor ihnen muss sich auch niemand verantworten. Denn die materielle Wirklichkeit hin-

terfragt uns ja nicht, und die Natur hat zu unserem Tun keine Meinung. Sie ist einfach nur, wie sie aus der Vergangenheit resultiert. Eine ethische Instanz hingegen, die vom Menschen etwas fordert, tut das im Blick auf heute und morgen. Gegenstand ihrer Weisung ist nicht, was (kausal) wurde, sondern was (final) werden soll. Und so ein Interesse am Künftigen haben nur Personen, weil den Dingen ein Begriff von Zukunft fehlt. Nur der Wille einer Person vermag Handlungen zu bewerten, weil auch nur Personen Absichten verfolgen. Nur eine Person kann uns auf die Finger schauen, wenn wir zwischen Gut und Böse wählen. Nur eine Person kann Mitwisser unserer Taten sein. Und so gibt es auch ethische Verantwortung nur vor Personen. Denn einem Stein oder Strauch muss niemand Rede und Antwort stehen. Kann demnach die ethische Forderung nur von einem Willen ausgehen: wessen Wille ist das dann? Von welcher Person geht es aus, dass ich etwas „soll“? Verpflichtet sich der handelnde Mensch vielleicht selbst? Tun es die vielen anderen Menschen um ihn herum? Oder wird ihm das Gute von Gott geboten?

(1) Am populärsten ist heute die erste Antwort. Denn der moderne Mensch möchte autonom sein. Er will selbstbestimmt leben. Und das heißt: im Grunde lässt er nur moralische Pflichten gelten, die er sich selbst auferlegt. Er glaubt an kein höheres Wesen und will sich darum selbst die Normen vorgeben, denen er folgt. Das nennt er seine „Ethik“. Doch im Grunde ist es ein Scherz. Denn es entspricht dem Hund, der ein Halsband hat, mit einer Leine dran, der das andere Ende seiner Hundeleine aber selbst im Maul trägt und damit läuft, wohin er will. Indem er sich selbst „führt“, wird er eigentlich gar nicht „geführt“. Und ebenso könnte ein Wanderer sagen, er verlief sich nie, denn er gehe „immer der Nase nach“ und folge treu diesem Wegweiser mitten in seinem Gesicht. Das wird man aber schwerlich „Ethik“ nennen. Denn ein „Sollen“, das ich mir selbst auferlege, ist eigentlich nur mein eigenes „Wollen“. Und als mein eigener Gebieter kann ich meine Befehle jederzeit widerrufen oder ihnen die entgegengesetzte Richtung geben. Bin ich mein eigener Auftraggeber, so ist zwischen Wollen und Sollen kein Unterschied. Und sobald ich tue, was ich will, stellt sich ethische Vollkommenheit ganz mühe-los von selbst ein. Ja – selbst wenn ich wollte, könnte ich da gegen nichts verstoßen! Denn ein autonomes Individuum ist sich selbst Gesetz. Ihm ist alles erlaubt, was es sich erlaubt. Und das ist keine Grundlegung der Moral, sondern faktisch ihre Abschaffung.

(2) Wenn die ethische Forderung aber von einer Person ausgehen muss und nicht von mir selbst kommen kann – kommt sie dann vielleicht von den anderen Menschen? Das könnte so sein, wenn ich einem Einzelnen oder einer Gruppe von Menschen höhere Autorität zubilligte als mir selbst. Das tut vielleicht ein Kind im Blick auf seine Eltern. Doch wenn ich erwachsen bin – welcher Mensch stünde dann so über mir, dass er festsetzen dürfte, was für mich „gut“ und was „böse“ sein soll? Wem würde ich die Vollmacht zugestehen, meinen Willen moralisch zu verpflichten, so dass ich ihm gehorchen müsste? Sind in einer freien Gesellschaft nicht alle Menschen gleichgestellt? Und können all die anderen nicht ebenso irren wie ich? Wer von ihnen dürfte also über mein Gewissen herrschen und mir den moralischen Kompass stellen? Soziale Verhaltensregeln mögen eine lange Tradition haben – sie können aber trotzdem falsch sein. Und wenn sich viele Menschen zusammentun – haben sie dann schon aufgrund ihrer Zahl das Recht, mir ihre Maßstäbe aufzuzwingen? Wenn sich moralische Autorität aus der schiereren Masse ergäbe, müsste ich sie auch jedem Reichsparteitag zubilligen! Doch Mehrheiten schwanken. Konventionen wandeln sich. Und was Menschen heute durch Übereinkunft festsetzen, können sie morgen ebenso leicht wieder aufheben. Darum sehe ich als „modern-aufgeklärter Mensch“ keine Veranlassung, mich dem moralischen Diktat anderer Menschen zu

unterwerfen. Denn die sind nicht prinzipiell besser oder klüger als ich. Sie stehen zwar neben mir, aber nicht über mir. Und mögen sie auch Wünsche haben, so muss ich denen doch nicht entsprechen, um ein „guter Mensch“ zu sein. Das heißt dann aber: So wie mir die toten Dinge keine Moral vorschreiben, so können es auch andere Menschen nicht. Und meine Vernunft dient sowieso jedem Zweck, für den ich sie gebrauchen will. Woher kann also eine ethische Verpflichtung kommen?

(3) Als verlässlicher Anker moralischer Gebote bleibt nur Gott übrig. Und er ist in der Tat die Quelle des vollmächtigen „Sollens“, das uns im Gewissen bindet. Gott ist die Autorität hinter unserem Pflichtgefühl, weil ihm ein Bestimmungsrecht zukommt über die Schöpfung im Ganzen wie über jede einzelne Kreatur. Dem Allmächtigen verdanken wir schließlich nicht bloß etwas, sondern alles, was wir sind und haben. Und von ihm, der selbst das höchste Gut ist, geht auch die unbedingte Forderung des Guten aus. Er hat uns nicht umsonst mit einem Gewissen ausgestattet. Er ist die Person mit dem verbindlichen Willen, die kritisch auf unser Leben schaut und am Ende Rechenschaft verlangt!

Doch – machen wir uns bitte bewusst, was passiert, wenn der Mensch von Gott nichts wissen will. Denn für den ist es dann nur konsequent, mit dem Dasein Gottes auch die von Gott ausgehenden ethischen Pflichten zu leugnen. Und wenn er gründlich nachdenkt, kann er leicht folgern, ihm sei alles erlaubt. Die Dinge der Welt fällen kein Urteil über ihn. Und seine Mitmenschen haben nicht die Autorität, ihm ein ethisches „Sollen“ aufzuerlegen. Hat er aber Gott aus seinem Weltbild verabschiedet, ist dieser Mensch für sich selbst das höchste Wesen, das es gibt. Als Atheist hat er keine normgebende Instanz mehr über sich – und darf somit annehmen, er stünde „jenseits von Gut und Böse“. Natürlich muss er deswegen nicht gleich schlimme Dinge tun. Aus pragmatischen Gründen wird er gesellschaftliche Regeln befolgen, weil er die Vorteile des sozialen Miteinanders nicht entbehren möchte. Weil er andere Menschen braucht, nimmt er Rücksichten, respektiert Grenzen und vermeidet damit Sanktionen. Der Grund ist aber nicht moralischer, sondern nur praktischer Art, weil es Vorteile hat, wenn man ihm vertraut. So ein Mensch ohne Gott muss nicht wirklich „gut“ sein – eigentlich reicht es, den anderen „gut“ zu erscheinen. Das Strafgesetzbuch steht ihm noch im Wege, eine moralische Pflicht aber nicht. Denn ein ethisches Sollen kann uns niemand auferlegen, als nur eine Person, der wir höhere Autorität beimessen, als uns selbst. Und wenn Gott nicht existiert, und die anderen Menschen nicht über uns stehen, gibt es keine solche Person! Die Gesellschaft hält dann den Egoismus der vielen Einzelnen in Schach, indem sie erwünschtes Verhalten belohnt und unerwünschtes bestraft. Die Ethik aber ist faktisch kollabiert. Denn jedes Gebot setzt einen voraus, der es gebietet. Und kein Sittengesetz ist denkbar, ohne einen Gesetzgeber, von dem es ausgeht. Der Mensch ohne Gott leugnet genau diese Instanz – und ist infolgedessen auf schreckliche Weise ungebunden. Denn „wenn es keinen Gott gibt, ist alles erlaubt“ (Dostojewski). Und es ist wichtig, das zu sehen. Wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass mit dem Glauben an Gott nicht nur die Religion auf dem Spiel steht, sondern auch die Moral. Denn entgegen allen Beteuerungen ist das Böse leider nicht „vernunftwidrig“. Und dass es sich „nicht lohnt“, gilt immer nur für die, die sich erwischen lassen. So können wir zwar dankbar sein, dass viele Mitmenschen ihren Atheismus nicht konsequent zu Ende denken. Doch faktisch lebt unsere Gesellschaft von Restbeständen christlicher Werte, die sie beibehält, ohne sie noch begründen zu können. Und das ist kein guter Zustand. Denn ein belastbares Wertesystem hängt an einem einzigen Nagel. Und der heißt nicht Vernunft, sondern Gott.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Der Ursprung christlicher Ethik

Viele Sätze des Neuen Testamentes haben einen unverkennbar „moralischen“ Klang. Z.B. schreibt Petrus: *„Seid allesamt gleichgesinnt und mitleidig, brüderlich, barmherzig und demütig, wendet euch ab vom Bösen und tut Gutes!* Niemand wird sich wundern, derartiges im Neuen Testament zu lesen. Und ich glaube auch kaum, dass jemand dem moralischen Appell widersprechen wollte. Wer wüsste nicht selbst, dass er das Gute **tun** und das Böse **lassen** soll? Doch vermute ich, dass es trotzdem innere Reserven gibt – und dass mancher den erhobenen Zeigefinger des Apostels nur unwillig zur Kenntnis nimmt. Denn wer liebt schon die Moral? Moral ist schließlich das, was einem ein schlechtes Gewissen macht. Moral ist der Maßstab, dem man nie genügt. Moral ist ein großer Spaßverderber. Moral ist das drohende Urteil der Anderen über mich. Vor allem aber wird Moral als permanente Überforderung empfunden, weil unser Alltag erfahrungsgemäß aus vielen faulen Kompromissen besteht, die dem Vergleich mit hohen Idealen kaum standhalten. Wenn mich Petrus aber mit seiner Forderung des Guten nur daran erinnert, dass ich nicht bin, wie ich sein sollte, was nützt sie dann? Und wozu soll ich überhaupt „moralisch“ handeln? **Soll ich** mir etwa vorstellen, mein gutes Tun könnte die Zustände auf dieser Erde maßgeblich verbessern, und die Erde in einen Himmel verwandeln? Damit würde ich mich doch sehr überschätzen! **Oder sollte** ich moralisch handeln, um einmal wegen meiner Verdienste und guten Werke in den Himmel zu kommen? Das widerspricht dem evangelischen Glauben, der mir Gnade verspricht und gerade nicht „Belohnung“! **Soll ich** meine Mitmenschen vielleicht gut und anständig behandeln, damit sie mir gegenüber dasselbe tun? Das wäre in Wahrheit nicht Moral, sondern Eigennutz und Berechnung! **Oder soll ich** am Ende versuchen ein „guter Mensch“ zu werden, um mich zu vervollkommen und anschließend „gut“ zu **fühlen**? Wäre das nicht nur eine Art moralischer Eitelkeit?

Nichts von alledem leuchtet so richtig ein. Denn „gut“ zu handeln, um Gott damit zu beeindrucken, oder um das eigene Gewissen zu besänftigen, ist Unsinn. Und Gutes nur zu tun, um sich dann „gut“ vorzukommen, ist auch nicht besser. Wenn ich das Gute tue, bloß weil es die anderen von mir erwarten, so bin ich nicht „gut“, sondern bin bloß ein Heuchler. Und wenn ich mir einbilde als „Gutmensch“ die Welt zu retten, mache ich mich lächerlich. Wozu also befassen wir uns mit „Moral“? Und warum hält Petrus es für nötig, uns dazu zu ermahnen, dass wir das Gute tun und das Böse lassen sollen?

Die Antwort, die das Evangelium gibt, ist ernüchternd und zugleich überraschend. Denn christliche Ethik gibt es **nicht** deshalb, weil unser menschliches Handeln ganz viel an der Welt oder am Menschen ändern **könnte** („wenn wir uns nur richtig anstrengten“), **sondern** weil Gottes Handeln in Christus die Welt und den Menschen längst geändert **hat** – und sich diese Veränderung bei den Betroffenen, wenn sie's merken, in entsprechendem Handeln niederschlägt. Es geht in der christlichen Ethik also gar nicht um eine Wirklichkeit, die wir durch gutes Tun **schaffen**, sondern um die Wirklichkeit, der wir durch gutes Tun **entsprechen**. Denn **als** Gott sich seiner in Verderbnis gefallenen Schöpfung zuwandte, um in Christus Mensch zu werden, **als** er beschloss, seine Liebe gegen unsere Torheit durchzusetzen, schuf er damit Fakten. Dadurch, dass Gott in unsere Wirklichkeit einging, schuf er sie **neu** und bestimmte sie zum Heil. Und als Christus dann für die Sünder starb und auferstand, schuf er auch für jeden Einzelnen eine neue Situation, **denn** er bestimmte damit den Einzelnen dazu, nicht unterzugehen, sondern erlöst zu werden. **Gottes** gnädiger Zugriff auf diese Welt schuf neue Fakten, **er** prägte der Welt das Zeichen des Evangeliums auf – und qualifizierte unser Leben neu. **Er** gab unserem Dasein ein neues Ziel und erhob Anspruch darauf. Der Mensch aber ist **nicht** gefragt,

ob er das **will**, ob er's **erlaubt**, ob's ihm **einleuchtet** oder ob's ihm **recht ist**, sondern nur, ob er die neue Bestimmung seines Daseins **erkennen und annehmen** – oder sie vergeblich **ignorieren** will. Der Mensch ist **nicht** gefragt, wie er's gern hätte, sondern nur, ob er in seinem Leben der gegebenen Situation **angemessen** oder **unangemessen** handeln will. Gottes Anspruch auf unser Leben wird **nicht größer**, wenn wir ihm zustimmen, und **nicht kleiner**, wenn wir ihm widersprechen. Gottes Zugriff auf unser Leben kann auch **durch nichts** ungeschehen gemacht werden. Das gute Tun aber, das Petrus von uns fordert, ist lediglich die aus dieser Tatsache zu ziehende logische Konsequenz. Denn wenn mit Christus die Zeit des Heils **angebrochen** ist, gilt es mit der Zeit zu gehen und heilvoll zu handeln. Den **Schuldigen** darf ich im Zeichen Jesu Christi als **Begnadigten** behandeln, und den **Gescheiterten** als einen **Erlösten**. Der **aussichtslose Fall** ist im Zeichen Jesu Christi **mit Hoffnung** zu betrachten, und der **Sterbende** hat Aussicht auf **Auferstehung**. Der gesellschaftlich **Wertlose** ist dann **gedelt** durch Gottes Liebe – doch der ihn **verachtet**, **der** ist schon **gerichtet** durch Gottes Parteinahme für die Opfer. Gottes Zugriff auf diese Welt hat eine völlig neue Situation geschaffen. Gott hat niemand gefragt, ob er diese Situation herbeiführen dürfe. **Da sie aber eingetreten** ist, gibt es kein sinnvolles Leben mehr, das von einem **anderen** Ausgangspunkt ausginge. **Da sie eingetreten ist**, gibt es nichts Gutes mehr, das **nicht** aus dieser Christuswirklichkeit entspränge. **Ja, da sie eingetreten ist**, besteht nun das ganze Geheimnis der Ethik und der Moral darin, der neuen Situation **gemäß** zu handeln. Denn die Wirklichkeit Jesu Christi will hier und jetzt Gestalt gewinnen in unserem Leben und in unseren Beziehungen.

Jesus hat nicht gefragt, ob's uns recht ist. Aber da **er** unsere Feinde liebt und sich ihrer erbarmen will, können auch **wir** sie nicht mehr hassen. Jesus hätte nicht für uns sorgen müssen. Aber da er für unser Heil gesorgt **hat**, können wir **unsere** Sorge ganz dem Nächsten widmen, der unsere Aufmerksamkeit braucht. Jesus hat den Satan besiegt. Wäre es da nicht ganz **unangebracht**, ihn weiterhin zu fürchten? Jesus hat das Böse dem Untergang geweiht. Wäre es da nicht **unangebracht**, wenn wir dem Bösen noch Raum gewährten? Jesus hat dafür gesorgt, dass die gnadenlosen Gesetze dieser Welt vergehen. Wäre es da nicht **absurd**, wenn wir ihnen weiter gehorchen wollten?

Sie spüren hoffentlich, wie weit dieser Ansatz christlicher Ethik entfernt ist von aller säuerlichen Moral, von Miesmacherei und Überforderung, von erhobenen Zeigefingern und verquälten Gewissen. Denn in der christlichen Ethik geht es gerade **nicht** darum, dass wir durch gute Taten die Welt verbessern oder unser Dasein rechtfertigen müssten, sondern **darum**, dass Gott in Christus beides längst **erledigt hat** – und wir nur endlich realisieren sollen, was aus dieser Voraussetzung folgt. Wir müssen uns nicht befreien, sondern **sind** befreit, und müssen nur noch beginnen, wie Freie **zu leben**. Wir müssen uns nicht rechtfertigen, sondern **sind** gerechtfertigt, und müssen das nur noch ins Leben **übersetzen**. Wir müssen nicht Gutes tun, damit Gott uns liebt, **sondern weil** Gott uns längst mit Liebe überschüttet **hat**, können wir sie nun weitergeben an unseren Nächsten. Alles in allem gilt es also nicht, einen Wandel **herbeizuführen**, sondern lediglich die Konsequenzen zu ziehen aus dem Wandel, den Gott **herbeigeführt hat**. Wer das aber verweigert, weil er's nicht glaubt, oder den Schuss nicht gehört hat, der gibt ein trauriges Bild ab. Und sein Leben, das er unter falschen Voraussetzungen führt, wird zum Irrtum. Denn wer weiter so tut, als wäre die Welt unerlöst und gottlos, der lebt in der Vergangenheit und verweigert sich den Realitäten, ohne sie dadurch ändern zu können. Ja, er gleicht einem Gefangenen, dem Christus die Zellentür aufgebrochen hat, und der sich trotzig weigert, sein Gefängnis zu verlassen. So tun wir's **alle**, wenn wir weiter den gnadenlosen Gesetzen der alten Welt folgen, die Christus für uns überwand!

Wir sind dann wie Blinde, die Christus geheilt hat, die aber einfach die Augen nicht aufma-

chen. Wir sind dann wie Gelähmte, die Christus geheilt hat, die aber aus Gewohnheit weiter an Krücken gehen. Obwohl das Böse seine Macht über uns verloren hat, lassen wir's noch mächtig sein in unseren Gedanken, Worten und Werken. „Moral“ aber heißt in dieser Situation **bloß**, dass wir uns endlich den Realitäten stellen. Denn nicht darum geht's in der Moral, dass wir die **Welt verbessern**, dass wir uns **toll vorkommen** oder uns den **Himmel verdienen**, sondern nur darum, **dass** jene, die Christus begnadigt hat, auch wie Begnadigte behandelt werden, **dass** die Befreiten ihre Freiheit leben, **dass** die Lebendigen einer Kultur des Todes widersprechen, **dass** die Gerechtfertigten Gerechtigkeit üben, **und die** Zeugen der Wahrheit den Mund aufmachen. Nur darum geht's, dass die in Christus angebrochene **neue** Wirklichkeit unter uns Gestalt gewinnt, und **zugleich** das altgewohnte Unrecht jeden Schein der Berechtigung verliert. Denn seit Christus starb und auferstand, ist es nicht mehr **zeitgemäß**, Böses mit Bösem zu vergelten oder mit den Wölfen zu heulen. Es ist nicht mehr **zeitgemäß**, nach Vergeltung zu schreien oder an den Gütern dieser Erde zu kleben. Es ist nicht mehr **zeitgemäß**, auf die eigene Gerechtigkeit zu pochen oder an der falschen Stelle tolerant zu sein. Es ist nicht mehr **zeitgemäß**, das Geschwätz der Menschen ernster zu nehmen als Gottes klare Gebote. Das alles ist „out“ – und längst überholt. Denn unsere Gegenwart und unsere Zukunft gehören Jesus Christus. Egoismus und Gottvergessenheit sind Auslaufmodell. Und die Zeit des alten Adam, der sich so gern mit seinen Lastern arrangierte, ist vorüber. Am Ende wird Christus **jede** Lüge aufdecken, und **kein** Unrecht wird sich gelohnt haben. *„Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt“* sagt Jesus.

Wenn das aber so **ist** – **wer** sind dann die Träumer und **wer** sind die Realisten? Die sich dem Guten verweigern, obwohl das Gute siegt, **das sind dann die Träumer**. Die ans Recht des Stärkeren glauben, **die** haben die Zeichen der Zeit nicht erkannt. Die Friedfertigen aber, die Sanftmütigen und die Barmherzigen, die Jesus selig preist, **das sind dann die einzig wahren Realisten**, denn als Gläubige sind sie die Einzigen, die auf dem Boden der **Tatsachen** stehen. Christus ist nicht aufzuhalten! Und wer den Anschluss an die Wirklichkeit nicht verlieren will, der muss ihn auf der Rechnung haben. Seien wir also realistisch und tun wir das Gute!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ansätze christlicher Ethik

S c h ö p f u n g s t h e o l o g i s c h e r A n s a t z

Gott stattet seine Geschöpfe mit einer Vielzahl von Gaben aus. Er gibt ihnen einen gesunden Körper und einen klaren Verstand, er gibt ihnen Lebenszeit und Lebensraum auf Erden, er setzt sie in den herrlichen „Garten“ seiner Schöpfung, fügt sie ein in die Gemeinschaft einer Familie und versorgt sie mittels der Natur mit allem, dessen sie bedürfen. Wer darin die göttliche Fürsorge erkennt, und dankbar ist für die Potentiale, Talente und Chancen, die ihm anvertraut werden (obwohl er keinerlei Anspruch darauf hat!), weiß sich verantwortlich, mit den „anvertrauten Pfunden“ kräftig zu „wuchern“ und von den verliehenen Gaben einen guten Gebrauch zu machen. Er wird sich fragen, wozu ihn Gott so ausgestattet hat, und wird bestrebt sein, seine persönlichen Chancen und Möglichkeiten nicht einfach nach Gutdünken zu nutzen, sondern im Sinne dessen, der sie ihm eröffnet hat. Dieser Mensch sieht sich als Gast in Gottes Garten – und benimmt sich darum auch wie ein Gast und nicht wie ein Eigentümer. Wie ein Gutsverwalter, der weiß, dass er seinem Herrn Rechenschaft schuldet, bemüht er sich um gute Haushalterschaft. Er zeigt Ehrfurcht vor dem Leben, das Gott geschaffen hat. Und er behandelt alle Kreaturen als Schwestern und Brüder, weil sie denselben himmlischen „Vater“ haben.

A n s a t z b e i d e n S c h ö p f u n g s o r d n u n g e n

Wer glaubt, geht davon aus, dass er sein persönliches Dasein und seine Lebenssituation nicht einem blinden Schicksal verdankt, sondern dem vorsehenden Handeln Gottes. Ein Mensch wird nicht zufällig irgendwo und irgendwann ins Leben hineingeworfen, sondern bekommt von seinem Schöpfer – der sich etwas dabei denkt! – einen ganz bestimmten historischen, geographischen, kulturellen und familiären Ort angewiesen. Es ist keiner grundlos dort, wo er ist, sondern ein jeder wird durch seine Geburt in seine Zeit, seinen Raum und seine gesellschaftliche Situation „platziert“, um dort mit seinen ganz eigenen Begabungen seine spezielle Aufgabe in Gottes Plan zu erfüllen. Welche Aufgabe das ist, muss jeder im Laufe seines Lebens herausfinden. Doch die dem Menschen vorgegebene „Verortung“, kann als Anhaltspunkt dienen – und als Aufforderung, den Posten, auf den Gott den Menschen gestellt hat, gut und treu auszufüllen. Es gilt, die zugewiesene Rolle ohne Murren zu übernehmen als einen „Gottesdienst“ im beruflichen und familiären Alltag. Wer herrscht, soll das mit Sorgfalt tun, wie auch der, der dient, mit Sorgfalt dienen soll. Und wer Kinder hat, soll aus der Verantwortung für diese Kinder genau so wenig fliehen, wie die Kinder aus der Verantwortung für ihre Eltern. Denn nicht darauf kommt es an, dass man Landwirt ist oder Industriearbeiter, Ehemann oder Witwer, Lehrer oder Schüler, Befehlshaber oder Befehlsempfänger – sondern dass man dort, wo Gott einen hingestellt hat, sein Bestes tut. Statt einem erträumten Leben nachzujagen, das Gott offenkundig nicht geben will, gilt es das reale Leben anzupacken, das er zugemutet und aufgetragen hat (vgl. die „Haustafeln“ Eph 5,21ff. / Kol 3,18ff. / 1. Petr 2,16ff.).

A n s a t z b e i d e r G o t t e s e b e n b i l d l i c h k e i t

Der Schöpfungsbericht sagt, dass Gott den Menschen „zu seinem Bilde“ schuf. Nur: Was soll das besagen? Wenn wir unterstellen, ein Ebenbild müsste dem Vorbild gleichen wie ein Ei dem anderen, führt das zu absurden Konsequenzen. Denn sollten wir Gott in dieser Weise „ähneln“, so müssten aus Menschen Götter werden. Doch kann man den Begriff „Ebenbild Gottes“ anders und besser verstehen, wenn man an den Abdruck denkt, den ein Siegel in hei-

Dem Siegelwachs hinterlässt. Der Abdruck im weichen Wachs ist ein genaues „Ebenbild“ des Siegels. Und doch entsprechen den Vertiefungen im Siegel nicht etwa Vertiefungen im Wachs, sondern Erhöhungen. Und den Erhöhungen im Siegel entsprechen im Wachs nicht Erhöhungen, sondern Vertiefungen. Genau so kann auch das Verhältnis Gottes und des Menschen beschrieben werden, wenn es „in Ordnung“ ist: Gottes Allmacht entsprechen wir, wenn wir nicht versuchen unser selbst mächtig zu sein. Und Gottes Ewigkeit entsprechen wir, wenn wir unsere eigene Endlichkeit annehmen. Gottes Barmherzigkeit entsprechen wir, indem wir darauf vertrauen. Und Gottes Gebieten entsprechen wir, indem wir gehorchen. Wo Gott ruft, da sollen wir antworten. Wo er Zusagen gibt, sollen wir ihnen glauben. Und wo er spricht, sollen wir zuhören. Wo er uns beschenkt mit dem täglichen Brot, da sollen wir's mit Dank empfangen. Und wo uns seine Gebote warnen, da sollen wir die Finger davon lassen. Wo Gott uns Grenzen setzt, da sollen wir sie akzeptieren. Und wo er uns einlädt fröhlich und sorglos zu sein – da sollen wir uns nicht bitten lassen. Seiner Liebe entsprechen wir, indem wir sie weitergeben. Und sein Zorn spiegelt sich in unserer Buße. Gottes Treue entspricht unser Bekenntnis. Und aus seinen Verheißungen speist sich unsere Hoffnung. Gott in dieser Weise (nicht zu gleichen, sondern) zu entsprechen, ist die Bestimmung, die Gott dem Menschen gab. Dass der Mensch (im Zustand der Sünde) diese Bestimmung mit Füßen treten und verleugnen kann, sie aber als (Ziel-)Bestimmung dennoch nicht verliert, macht seine Menschenwürde aus.

A n s a t z b e i m G e s e t z d e s A l t e n T e s t a m e n t e s

Wer nach ethischen Normen sucht, kommt an den Geboten des Alten Testaments nicht vorbei. Denn sie sind Gottes „Gebrauchsanweisung“ und „Hausordnung“ für seine Schöpfung. Die Welt ist Gottes Eigentum. Und darum kann auch nur er als Hausherr und Eigentümer die Regeln festlegen, die auf seinem Grund und Boden gelten sollen. Gott liebt und bejaht seine Schöpfung! Er will, dass sie bleibt. Und er unterwirft sie (eben deshalb) gewissen Regeln, die nötig sind, um das Geschaffenen zu schützen und gesund zu erhalten, das Gute zu fördern und dem Bösen Einhalt zu gebieten. Gottes Gebote sollen verhindern, dass die Geschöpfe sich selbst oder anderen Schaden zufügen. Sie dienen dem Leben – und sind darum ein praktisches Geländer, an dem man sich festhalten kann, wenn der Fuß abzugleiten droht. Sie sind Warnschilder, die uns auf Gefahrenstellen aufmerksam machen. Und sie sind Leuchtfeuer, die uns sicher nach Hause geleiten. Wir sollen nicht töten, nicht stehlen, nicht ehebrechen, nicht lügen, nicht neidisch und nicht gierig sein. Wir sollen aber die Eltern ehren, sollen den Feiertag und den Namen Gottes heilig halten – und sollen vor allem nichts Irdisches an Gottes Stelle treten lassen.

Natürlich lässt sich mit noch so vielen Geboten nicht jede erdenkliche Lebenssituation im Voraus klären. Man kann den Buchstaben des Gesetzes immer gegen seine Intention ausspielen. Und man kann die Gebote missbrauchen, um sich (den Pharisäern gleich) hinter der eigenen „Gerechtigkeit“ zu verschanzen. Trotzdem sind die Gebote kostbar und hilfreich. Denn wenn dem Menschen nicht offenbart wäre, was gut ist, würde er es von selbst nicht erkennen und den Willen Gottes nicht erraten: *„Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der HERR von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.“* (Mi 6,8)

A n s a t z b e i d e r G o l d e n e n R e g e l

Jesus hat sich bemüht, seinen Jüngern einfache Maßstäbe an die Hand zu geben. Darum lehrte er sie die „Goldene Regel“: *„...wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, so tut ihnen auch!“* (Lk 6,31). Diese Regel ist schnell gelernt. Und sie ersetzt viele dicke Gesetzbücher. Denn da

braucht einer, der Gutes tun will, nicht lange nach einer passenden biblischen Anweisung zu suchen, sondern kann sich darauf beschränken, die eigene Seele zu studieren. Er muss sich nur fragen: Wenn ich in der Lage dieses oder jenes Menschen wäre, was würde ich wollen, dass man mir tut? Wäre ich mein Nachbar, wäre ich dieser oder jener, welche Hilfe würde ich mir wünschen? Und schon weiß er, was zu tun ist!

Allerdings muss beachtet werden, dass es sich nicht um einen eigennützigen Grundsatz handelt. Die Regel „...**wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, so tut ihnen auch!**“ meint etwas völlig anderes, als „Eine Hand wäscht die andere“. Auf den ersten Blick scheint Jesu Wort zwar mit der landläufigen Weisheit übereinzustimmen: Bist du nett zu deinem Nachbarn, so wird er auch nett sein zu dir. Man verfährt nach dem Grundsatz „wie du mir, so ich dir“ und beiden ist geholfen.

Jesus geht es aber gerade **nicht** um solche Geschäfte zum gegenseitigen Nutzen. Denn es stimmt zwar: „Wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus“. Aber wenn einer nur darum anderen Gutes tut, damit sie ihm wiederum Gutes tun, ist das nicht christliche Ethik, sondern nur Lebensklugheit und Berechnung. Nicht der tut wahrhaft Gutes, der es um seines Vorteiles willen tut, sondern der dabei von seinem eigenen Vor- oder Nachteil ganz absieht.

Darum sagt Jesus **nicht**: „...wie ihr wollt, dass euch die Leute tun, so tut zuerst ihnen, damit sie sich verpflichtet fühlen, euch Gutes zu erwidern.“ Er sagt auch **nicht** „Was euch die Leute tun, das tut ihnen auch“. Das würde ja nur bedeuten, Gutes wie Böses mit gleicher Münze heimzuzahlen! Vielmehr ermahnt uns Jesus, den anderen zu tun, was wir **wollten**, das man uns **täte** – und zwar **unabhängig** davon, ob es wirklich geschieht. Wir sollen also helfen, auch wenn uns keiner hilft. Wir sollen die Wahrheit sagen, auch wenn die anderen uns belügen. Und wir sollen segnen, auch wenn die anderen uns verfluchen. Denn die Freunde zu lieben und die Feinde zu hassen ist kein Kunststück!

A n s a t z b e i d e r B e r g p r e d i g t

Man hat die Bergpredigt als „Regierungserklärung Jesu“ bezeichnet. Denn in ihr konzentriert sich die Lehre Jesu, die in der Radikalität ihrer ethischen Forderungen weit über die alttestamentlichen Gebote hinausgeht. Jesus gibt Weisungen im Vorgriff auf die endzeitliche Erneuerung des Gottesverhältnisses im Reich Gottes. Nicht erst das Töten gilt ihm als Verbrechen, sondern schon das Zürnen und das Schimpfen. Nicht erst das Fremdgehen gilt ihm als Ehebruch, sondern schon das begehrlische Anschauen einer Frau. Nicht nur das falsche Schwören oder den Bruch eines Schwures lehnt er ab, sondern das Schwören überhaupt. Statt Unrecht zu rächen, soll man es erdulden, und zu dem unrecht geforderten Rock auch noch den Mantel dazugeben. Statt des Freundes soll man den Feind lieben, für die Verfolger bitten und die Fluchenden segnen. Die Reinheit, die Jesus fordert, ist nicht nur die Reinheit der Hände, die das Böse nicht tun, sondern die Reinheit des Herzens, das das Böse gar nicht erst will. Seine Jünger sollen nicht bloß dem Buchstaben des Gesetzes folgen, sondern sich seine Intention zu eigen machen. Und wenn irgendeines ihrer Glieder sie daran hindert, so sollen sie es abhauen und von sich werfen. Ja, Jesus vollzieht eine Radikalisierung, Verinnerlichung und Steigerung des von Gott Gebotenen, die sich um die Grenzen des Menschenmöglichen anscheinend nicht kümmert. Er sieht auch ganz klar, dass die Mehrheit seinem Weg nicht folgen wird, lässt sich davon aber keineswegs beirren: „**Geht hinein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammnis führt, und viele sind's, die auf ihm hineingehen. Wie eng ist die Pforte und wie schmal der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind's, die ihn finden!**“ (Mt 7,13–14)

A n s a t z b e i d e r N a c h f o l g e

Worin „Nachfolge“ besteht, war zur Zeit Jesu leicht zu verstehen. Denn Jesus zog über die Dörfer Galiläas. Er blieb mal hier und mal da. Bald aber wanderte er weiter. Und wer den Kontakt nicht verlieren wollte, der musste eben „nachfolgen“. Hatte ihn die Botschaft Jesu so sehr gepackt, dass er unbedingt in der Nähe dieses Mannes bleiben wollte, so musste er Haus und Hof zurücklassen und das unstete Leben des Meisters teilen. „Nachfolge“ hieß darum: Ruhen, wenn Jesus ruht, wandern, wenn Jesus wandert, hinter sich lassen, was Jesus hinter sich lässt, und suchen, was er sucht. Obwohl uns 2000 Jahre vom Erdenleben Jesu trennen, ist Jüngerschaft auch heute noch Schicksalsgemeinschaft mit Christus. Nachfolge besteht immer noch darin, den Weg Jesu mitzugehen. Nur teilen wir mit ihm nicht mehr die staubigen Straßen Galiläas, sondern etwas anderes:

Wer heute durch die Taufe in die Schicksalsgemeinschaft eintritt mit dem Gekreuzigten und Auferstandenen, für den bedeutet das, dass er teilhaben wird am Kreuz Christi und teilhaben wird an der Auferstehung Christi. Er bekommt etwas zu leiden, wie sein Herr zu leiden hatte. Und er bekommt am Ende etwas zu jubeln, wie Christus am Ende zu jubeln hatte. Nicht mehr und nicht weniger bekommt ein Christ als das Kreuz und den Sieg. Und eines bekommt er nicht ohne das andere. Denn was an ihm der „alte Adam“ ist, muss gekreuzigt werden und sterben. Was aber an ihm ein „neuer Mensch“ ist, soll wachsen und leben. Dass dies auch ethische Konsequenzen hat, liegt auf der Hand:

„Wie sollten wir in der Sünde leben wollen, der wir doch gestorben sind? Oder wisst ihr nicht, dass alle, die wir auf Christus Jesus getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? So sind wir ja mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, damit, wie Christus auferweckt ist von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, auch wir in einem neuen Leben wandeln. ... Sind wir aber mit Christus gestorben, so glauben wir, dass wir auch mit ihm leben werden, und wissen, dass Christus, von den Toten erweckt, hinfort nicht stirbt; der Tod kann hinfort über ihn nicht herrschen. Denn was er gestorben ist, das ist er der Sünde gestorben ein für allemal; was er aber lebt, das lebt er Gott. So auch ihr, haltet dafür, dass ihr der Sünde gestorben seid und lebt Gott in Christus Jesus. So lasst nun die Sünde nicht herrschen in eurem sterblichen Leibe, und leistet seinen Begierden keinen Gehorsam. Auch gebt nicht der Sünde eure Glieder hin als Waffen der Ungerechtigkeit, sondern gebt euch selbst Gott hin, als solche, die tot waren und nun lebendig sind, und eure Glieder Gott als Waffen der Gerechtigkeit.“ (Röm 6,2–13)

A n s a t z b e i d e r e m p f a n g e n e n L i e b e

Die Grunderfahrung des Christen ist, dass sich Gottes große Liebe gegen seinen berechtigten Zorn durchsetzt und den Sünder um Christi willen gerecht spricht. Der Christ weiß sich überschüttet mit Strömen unverdienter Liebe, durch die Gott ihn bejaht, annimmt und rettet. Wie aber könnte er von einer so großen Welle göttlicher Zuwendung getroffen werden, ohne dadurch selbst in Bewegung zu geraten? Wie könnte er soviel Liebe empfangen, ohne etwas davon an andere Menschen weiterzugeben? Wie könnte er nicht mitgerissen werden von der Welle der Liebe, mit der Gott sich seinen Geschöpfen zuwendet? Als einer, der sich in Gottes Liebe hinein gerettet weiß, trägt der Christ diese Liebe weiter. Er will, was Gott will, und partizipiert darum an Gottes großer missionarischer und diakonischer Initiative, die ihn selbst hilfreich verwandelt hat – und auch den Rest der Welt noch hilfreich verwandeln will. Was wäre da absurder als das Verhalten des „Schalksknechtes“ (Mt 18,21ff.), dem viel vergeben wird, und der doch seinerseits nicht bereit ist zu vergeben? Wie kann einer, dem so viel Barmherzigkeit widerfährt, nicht seinerseits barmherzig sein? Das Gegenteil ist zu erwarten! Denn mit wem Christus geduldig ist, der soll auch mit seinem Nächsten geduldig sein. Wen Christus

nicht verurteilt hat, der soll auch seinen Nächsten nicht richten. Wer durstig war und zur Quelle fand, sollte nun nichts Eiligeres zu tun haben, als andere Dürstende zum Wasser des Lebens zu führen. *„Einer von ihnen, ein Schriftgelehrter, versuchte ihn und fragte: Meister, welches ist das höchste Gebot im Gesetz? Jesus aber antwortete ihm: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt« (5. Mose 6,5). Dies ist das höchste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst« (3. Mose 19,18). In diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten.“* (Mt 22,35–40)

A n s a t z b e i d e r R e c h t f e r t i g u n g

Was ist das Haupthindernis, das den Menschen davon abhält, Gutes zu tun? Es ist nicht etwa eine bewusste Entscheidung für das Böse. Sondern es ist die beständige Sorge, mit der Menschen um sich selber kreisen, das „Ihre“ suchen und sich behaupten wollen. Ein jeder denkt dabei an sich und nimmt den anderen Menschen nur so weit in den Blick, wie er als Mittel zum Zweck dem eigenen Interesse dienen kann. Dies egozentrische Streben zur Selbstbehauptung gegen Gott und Welt will keineswegs „böse“ sein. Und doch sorgt die dahinter stehende Angst dafür, dass das Herz eines solchen Menschen (auch und gerade bei seinen vermeintlich „guten“ Taten!) nicht wirklich beim Mitmenschen, sondern ganz bei sich selbst ist. Wer aber alles (direkt oder indirekt) für sich selbst tut – tut der jemals etwas Gutes? Das Streben nach Selbstsorge und Selbsterlösung hält den Menschen restlos gefangen. Es macht „selbstloses“ Handeln unmöglich. Und dieser Bann wird erst durchbrochen, wenn ein Mensch im Glauben seiner Angst entledigt wird. Wird er um Christi willen gerechtfertigt und von aller Schuld freigesprochen, so hat Christus für ihn geleistet, was er selbst nicht vermocht hätte. Weil Gott für sein Heil sorgte, ist dem Menschen die Last der Sorge genommen. Weil Christi Verdienst ihm angerechnet wird, muss er nicht mehr nach verdienstvollen Werken streben. Eben dadurch aber wird er frei, wahrhaft „gute Werke“ zu tun, weil er es nun nicht mehr auf das eigene Heil, sondern auf das Wohl seines Nächsten abgesehen hat. Es ist nicht mehr Angst, die ihn motiviert. Es ist nicht mehr Sorge, die ihn treibt. Seine Interessen sind in Christi Händen gut aufgehoben. Und eben deshalb kann der Gerechtfertigte mit ungeteiltem Herzen bei dem Mitmenschen sein, der ihn gerade braucht. Er muss für sein Seelenheil nichts mehr tun und hat genau darum die Hände und den Kopf frei, um dem Nächsten zu dienen – aus purer Dankbarkeit. Denn er kann sagen: *„Ich möchte gern so sein, wie Gott mich haben will, weil er mich so behandelt, als wäre ich schon so.“* (H. Frank)

A n s a t z b e i d e r M e n s c h w e r d u n g

Jesus Christus, der menschgewordene Sohn Gottes, hat sich den Armen, Kranken und Verachteten in besonderer Weise zugewandt, ja er ist selbst einer der „Mühseligen und Beladenen“ geworden. Auch in Mt 25 identifiziert er sich mit den Rechtlosen und Ausgestoßenen, so dass ein Christ damit rechnen kann, dass ihm in der Gestalt bedürftiger Mitmenschen Christus selbst gegenübertritt. Er weint mit den Weinenden und leidet mit den Leidenden. Dass das aber ethische Konsequenzen hat, liegt auf der Hand:

„Wenn aber der Menschensohn kommen wird in seiner Herrlichkeit, und alle Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Thron seiner Herrlichkeit, und alle Völker werden vor ihm versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken scheidet, und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken. Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbt das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt! Denn ich bin hungrig

gewesen, und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich aufgenommen. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin im Gefängnis gewesen, und ihr seid zu mir gekommen. Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dir zu essen gegeben, oder durstig und haben dir zu trinken gegeben? Wann haben wir dich als Fremden gesehen und haben dich aufgenommen, oder nackt und haben dich gekleidet? Wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und sind zu dir gekommen? Und der König wird antworten und zu ihnen sagen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan." (Mt 25,31–40)

E s c h a t o l o g i s c h e r A n s a t z

Die gesamte Verkündigung Jesu hat ihre Mitte im kommenden Reich Gottes, das in der Person Jesu anbricht. Die gegenwärtige Herrschaft Satans ist darum für Jesus ein vergehendes Zeitalter, die Zukunft wird ganz dem Reich Gottes gehören, und die Gegenwart birgt für seine Jünger die Herausforderung, schon jetzt im Lichte des kommenden Tages zu leben. Durch den Glauben „neu geboren“ sind sie doch schon „neue Menschen“! Wie können sie da leben als wären sie noch unter der Sünde? Sie sind von Christus zur Freiheit berufen! Wie können sie da leben als trügen sie noch Fesseln? Satan ist entmachtet! Wie kann man ihm da noch gehorchen? Die Welt befindet sich für Jesus im unmittelbaren Übergang. Von seinen Jüngern aber fordert er, nicht mehr nach den Regeln der vergehenden Welt zu leben, sondern schon nach den Regeln der kommenden. Jesus preist alle „selig“, die jetzt schon in großer Sehnsucht auf das vorgreifen, was Gottes Reich bringt. Denn mit den Füßen noch auf der alten Erde lebend sind sie doch mit dem Herzen schon in Gottes kommender Welt und nehmen auch in ihrem Handeln vorweg, was dort gelten wird. Sie scheinen dadurch „welt - fremd“. Aber genau das ist ihre Stärke: Sie versagen dem Alten die Unterwerfung und machen ihr Bürgerrecht geltend im Reich Gottes. Um der Tugenden willen, die daraus entspringen, rechnet Jesus sie zu den Gewinnern, denen er das Heil zuspricht:

„Selig sind, die da geistlich arm sind; denn ihrer ist das Himmelreich. Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden. Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden. Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen. Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihrer ist das Himmelreich. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles gegen euch, wenn sie damit lügen. Seid fröhlich und getrost; es wird euch im Himmel reichlich belohnt werden. Denn ebenso haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind.“ (Mt 5,1–12)

A s k e t i s c h e r A n s a t z

Der asketische Ansatz christlicher Ethik stützt sich auf die Einsicht, dass die Liebe zur Welt, zum Geld, zur Macht und zum irdischen Glück immer in Konkurrenz gerät mit der Liebe zu Gott. Die Hinwendung zu Gott kann oft nur vollzogen werden als Abkehr von der Welt, denn wer von der Welt, ihren Zwängen, ihren Reizen, und ihren Gesetzmäßigkeiten nicht frei wird, wird nicht frei sein für Gott. Niemand kann zwei Herren dienen. Niemand kann dem Ruf in die Jüngerschaft mit halbem Herzen folgen. Darum hat die Ethik der Askese als einer Loslösung von falschen Bindungen immer einen Ort im Christentum gehabt. Mit den Worten Jesu

gesagt: *„Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist meiner nicht wert. Wer sein Leben findet, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.“* (Mt 10,36–39) Der Christ soll Besitztümer und Beziehungen haben „als hätte er sie nicht“, und soll ihnen gegenüber stets innere Freiheit wahren. Die Leidenschaften des alten Adam müssen absterben, wenn der neue Mensch wachsen soll. Und daher haben das Fasten, das Verzichten, die Enthaltensamkeit, die Keuschheit, die Heiligung und der Weg in die Einsamkeit in der Ethik des Christentums stets eine wichtige (gegenwärtig sehr vernachlässigte) Rolle gespielt. *„Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist. Wenn jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Denn alles, was in der Welt ist, des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt. Und die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit.“* (1.Joh 2,15–17)

A n s a t z „ W h a t w o u l d J e s u s d o ? “

Was würde Jesus tun? Die Frage ist gemeint als Handlungsanweisung für alle Lebenslagen: Du bist in einer schwierigen Situation? Du musst Entscheidungen treffen? Dann frage dich, was Jesus in diesem Moment tun würde. Und wenn du weißt, was er täte, dann mache es genau so. Folge seinem Beispiel, denn wenn du handelst, wie Jesus handeln würde, dann kannst du damit nicht falsch liegen! Man muss zugeben: Das ist auf den ersten Blick ein verblüffend einfaches und einleuchtendes Verfahren, um Entscheidungen herbeizuführen. Denn wer wäre ein besseres Vorbild als Jesus? Wenn Gottes Sohn zwischen „gut“ und „böse“ unterscheidet, dann irrt er sich nicht. Und wer sich konsequent in seinen Fußspuren bewegt – wer handelt, denkt und redet, wie Jesus handeln, denken und reden würde –, der kann dabei nicht fehlgehen. Die Frage „Was würde Jesus tun?“ müsste uns also immer auf die richtige Spur führen. Doch gilt das nur, wenn wir die Frage auch zuverlässig beantworten können. Und das ist der Haken an der Sache. Denn die Faustregel „Tue, was Jesus jetzt tun würde“ hilft nur weiter, wenn es mir gelingt, die Gestalt Jesu über die Jahrhunderte hinweg in meine eigene Situation hinein zu versetzen. Und das ist nicht so einfach. Um diesen gedanklichen „Transfer“ hinzubekommen, muss man Jesus sehr gut kennen. Man muss in den Evangelien so weit bewandert sein, dass man „auswendig“ weiß, auf welche Gegebenheiten Jesus wie reagiert hat. Man muss seine Motive und Beweggründe verstehen. Und man muss die Unterschiede in den kulturellen Rahmenbedingungen einkalkulieren. Es kommt aber noch ein zweites Problem hinzu. Denn wenn ich mir vornehme, zu tun „was Jesus tun würde“, berücksichtige ich nicht, dass zwischen ihm und mir gravierende Unterschiede bestehen. Und ob man die so einfach ignorieren darf, ist zumindest zweifelhaft: Kann ich, will ich, soll ich tun „was Jesus täte“ – wenn ich doch nicht Jesus bin? Fehlen mir dazu nicht die Voraussetzungen? Sind seine Schuhe nicht zu groß, als das wir darin laufen könnten? Ich empfehle darum, den Grundgedanken des W.W.J.D. in etwas bescheidenerer Form zu übernehmen: Die allzu hypothetische Frage, was Jesus in meiner Lage tun würde, lässt sich übersetzen in die Frage, mit welcher Grundhaltung Jesus seinen Zeitgenossen begegnet ist. Und wenn sich zeigt, dass diese Grundhaltung gleichermaßen von großem Ernst und von großer Milde bestimmt war (Jesus sah die Menschen immer zugleich als die verlorenen Sünder, die sie waren, und als die Kinder Gottes, die sie werden sollten), dann kann man versuchen, aus der gleichen Grundhaltung heraus zu handeln. Und was ist mit der Forderung, stets zu tun, was Jesus täte? Wer es anmaßend findet, Jesus zu kopieren, der kann diese Forderung in einen etwas bescheideneren Appell übersetzen: Man tue immer nur das, was man guten Gewissens unter Jesu Augen tun kann!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Christliche Werte

In gesellschaftspolitischen Fragen ist immer wieder von „Werten“ die Rede – von „moralischen“ Werten, von demokratischen „Grundwerten“ und auch von „christlichen Werten“. Die soll man in der Erziehung „vermitteln“, man soll sie „hochhalten“, „verteidigen“ und „leben“. Doch so edel das auch klingt – welche Werte es im Einzelnen sind und woher sie kommen, wird selten erklärt. Denn was ist überhaupt ein „Wert“? Und wer hat ihn dazu gemacht? Ist unser „Wertebewusstsein“ historisch gewachsen? Ist es „naturegegeben“? Oder beruht es auf gesellschaftlicher Übereinkunft? Ist „Wert“ jeweils das, was einer „subjektiv“ wertschätzt und gut findet? Oder beruht unsere Wertschätzung darauf, dass der Sache selbst ein „objektiver Wert“ innewohnt? Gibt's überhaupt einen „Wert an sich“, der unabhängig vom Auge des Betrachters in der Sache liegt? Oder ist das, was keiner würdigt und schätzt, eben darum auch „wertlos“? Gern würde man diese Fragen beiseite schieben. Doch das geht nicht, weil ja all unser Handeln und Entscheiden auf Werturteilen beruht. Wir fahren im Urlaub nach Norden oder nach Süden, wir konsumieren oder bilden uns, wir pflegen Gärten oder Freundschaften, weil wir jeweils eines höher schätzen als das andere. Und ohne ständig Werturteile zu fällen, wären wir gar nicht handlungsfähig. Denn nur aus Präferenzen für dies oder jenes ergeben sich die Entscheidungen, die das Leben von uns fordert. Wenn einem alles gleich „wertvoll“ schie- ne, fiele er einer Lähmung seines Willens anheim. Und so kommen wir nicht umhin, ständig etwas als „besser“ oder „schlechter“ einzustufen. Nur – auf welcher Grundlage tun wir das? Und an welchem Maßstab bemessen wir's? Bei dem, was unmittelbar unseren Bedürfnissen entspricht, scheint die Antwort einfach. Denn ohne lange nachzudenken, nennen wir „gut“, was sich „gut anfühlt“. Wer gerade friert, weiß den warmen Sonnenschein zu schätzen. Sobald er aber schwitzt, schreibt er dem Schatten einen größeren Wert zu. Dem Hungrigen erscheint das Brot unendlich kostbar, und dem Durstigen das Wasser. Doch dieses „Wertempfinden“ schwankt. Denn nach einem Vier-Gänge-Menü interessiert sich ein satter und halb betrunke- ner Mensch kaum noch für Brot und Wasser. Er beehrte diese Dinge nur im Blick auf sein Wohlbefinden. Und wenn das hergestellt ist, sinkt auch gleich die Wertschätzung für die er- forderlichen Mittel. Überhaupt werden die meisten „Werte“ nicht um ihrer selbst willen er- strebt, sondern weil sie zu etwas anderem verhelfen und somit einen „Nutzwert“ haben. Der Handwerker bemisst den Wert eines Werkzeugs daran, ob es zuverlässig seinen Zweck erfüllt. Und wenn er sagt, die Maschine sei „gut“, kann er auch erklären, „wozu“ und „für was“ sie gut ist. Doch keine Maschine ist für alles „gut“. Und wenn einer Stahlteile verschweißen will, hat die große Bandsäge dafür nicht den geringsten „Wert“. Auch ein Medikament ist nur für den Kranken kostbar, während der Gesunde wenig damit anfangen kann. Und so scheint der „Wert“ einer Sache immer an einen konkreten Bedarf gekoppelt – und scheint zu schwinden, sobald der Bedarf schwindet. Die Bildung eines Lehrers verliert viel von ihrem Wert, wenn es weit und breit keine Schüler gibt. Und selbst der Goldschatz, der im Wüstensand vergraben liegt, kommt nur zur Geltung, wenn ein Schatzsucher danach gräbt. Denn den Kamelen, die drüber hinweglaufen, ist das Gold völlig egal. Hat es also „an und für sich“ keinen Wert? Kommt die Wertfrage immer erst ins Spiel, wenn man Personen mitdenkt, die etwas wert- schätzen oder missachten? Beim Gold leuchtet das ein, weil das allzu weiche Metall keinen echten Nutzwert hat. Nur aufgrund menschlicher Konvention wird es als Zahlungsmittel ak- zeptiert. Und beim Papiergeld ist das noch auffälliger, weil der Materialwert des Papiers zu seiner Kaufkraft in keinem Verhältnis steht. Der Wert des Geldscheins beruht allein auf der gesellschaftlichen Verabredung, ihn als Gegenwert für Waren zu akzeptieren. Und das verstärkt

den Verdacht, „Wert“ sei eigentlich gar nichts Reales und keine Eigenschaft der Dinge, sondern bloß eine menschliche Zuschreibung. Das bestätigt auch der Kaufmann, wenn er vom „Marktwert“ seiner Ware spricht, der je nach Angebot und Nachfrage schnell steigen oder sinken kann. Denn eben davon lebt der Händler, dass der Wert seiner Waren nicht überall gleich ist. Er erzielt Gewinne, wenn die Waren dort, wo er sie verkauft, höher taxiert werden als dort, wo er sie einkauft. Und so scheint Wert nichts „Objektives“ zu sein, sondern scheint immer von der Wertschätzung abzuhängen, die Menschen einer Sache entgegenbringen. Ist also wertvoll, was viele begehren, und ist wertlos, was keiner haben will? Oder verwechseln wir da den Wert mit dem Preis? Soviel dürfte immerhin klar sein, dass zu der Feststellung, etwas habe „Wert“, zwei Voraussetzungen gegeben sein müssen. Nämlich einerseits der Bezug zu einer Person, die (Ziele verfolgend) einen Willen und Wünsche hat. Und andererseits gewisse Eigenschaften des beurteilten Gegenstandes, die der Willensrichtung dieser Person förderlich und dienlich sind. Ist beides gegeben, wird die Person dem Gegenstand „Wert“ zuschreiben – sonst aber nicht. Denn nichts ist wertvoll „an und für sich“, ohne wertvoll zu sein „für jemand“. Und nichts ist wertvoll für den, der es aufgrund unnützer Eigenschaften weder genießen noch gebrauchen kann. Welche Eigenschaften wie gewertet werden, hängt aber wiederum von der Absicht dessen ab, der den Gegenstand beurteilt. Das Kamel hat da andere Maßstäbe als der Schatzsucher, und der Hungrige empfindet anders als der Sattel! Und so muss man folgern, dass Werturteile recht wenig besagen über den beurteilten Gegenstand, dass sie aber sehr viel besagen über den Urteilenden und seine Beziehung zu diesem Gegenstand. Wohl liegt es in den Eigenschaften des Dings begründet, dass es einem Betrachter mit passenden Bedürfnissen „wertvoll“ erscheint. Insofern hat das Werturteil Anhalt an den faktischen Qualitäten der Sache und ist keineswegs „beliebig“. Weil aber ein anderer Betrachter aufgrund anders gelagerter Bedürfnisse dasselbe Ding nicht brauchen kann (und das eventuell mit genau den Eigenschaften begründet, die der andere so schätzt), gilt das Werturteil des ersten nicht absolut, sondern nur relativ – unter Voraussetzung seiner persönlichen Perspektive. Es sind weniger die Eigenschaften des Rohdiamanten, die ihn über den Kieselstein erheben, als die Vorlieben der Menschen. Und abgesehen davon, dass viele Menschen in ihren Vorlieben übereinstimmen, ist der „Wert“ des Diamanten nicht seine Eigenschaft, sondern eine subjektive Zuschreibung. Denken wir das zu Ende, gibt's dann aber überhaupt keinen „objektiven Wert“ mehr, weil das Kamel nur schätzt, was dem Kamel nützt, und der Kranke, was dem Kranken nützt, niemand aber verpflichtet werden kann, etwas zu würdigen und zu ehren, wofür er keinen Bedarf hat. Und konsequenterweise dürften wir dann von niemandem erwarten, er solle im Leben seines Mitmenschen einen „Wert“ sehen, wenn der keinen Wert hat für ihn selbst und seine Pläne. Denn wenn es keinen „objektiven Wert“ gibt, kommt auch dem Menschen keiner zu. Aber – können wir das so stehen lassen? Widerspricht dieser Werte-Relativismus nicht unserem Empfinden und der Logik unseres Handelns? Sollten die Zustände und Gegenstände, die wir erstreben, wirklich keinen anderen Wert haben als den, den wir selbst ihnen beilegen? Dem Gefühl nach schätzen wir das „in sich“ Wertvolle. Doch anscheinend ist es nur wertvoll, weil wir es schätzen! Und so gesehen wäre eine Tugend keine Tugend, wenn Menschen sie nicht erstrebten. Das aber widerspricht der Logik unseres Verhaltens. Denn intuitiv meinen wir ja, uns für etwas zu entscheiden, weil es wertvoll ist – und nicht, damit es wertvoll sei! Wir nehmen an, dass eine Tugend wie „Gerechtigkeit“ auch dann eine Tugend wäre, wenn keiner sie übte und keiner sie bewunderte. Und doch will es scheinen, dass unabhängig von einer wertschätzenden Person gar nicht von „Wert“ gesprochen werden kann. Wert ist scheinbar „Ansichtssache“. Und wenn viele Individuen dieselbe Ansicht teilen, ändert das wenig. Denn die Menge der Fliegen auf einem Kuhfladen besagt ja nichts über den Kuhfladen selbst, sondern nur etwas

über die Beziehung der Fliegen zu ihm. Er ist nicht wertvoll, weil er ist, wie er ist, sondern nur, weil Fliegen sind, wie Fliegen sind. Die Hinterlassenschaft der Kuh passt zur Bedürfnislage der Fliegen – aber die muss niemand teilen! Oder sollte man annehmen, dass alles, was den Masengeschmack trifft, darum auch wirklich wertvoll sei? Wenn dem so wäre, müssten wir viele schlechte Bücher für „gut“ erklären und viele schlechte Filme für „künstlerisch wertvoll“! Wir müssten annehmen, eben das sei die beste Musik, die sich am besten verkauft. Tatsächlich unterscheiden wir aber zwischen der Wertschätzung, die ein Werk bekommt, und der Wertschätzung, die es verdient – und jeder versteht den Unterschied. Denken wir nur an die genialen Künstler, die in einem Anfall von Verzweiflung ihre Jugendwerke verbrannt haben. Diese unbekanntesten Werke hat nie jemand zu sehen bekommen. Und folglich erfuhren sie keine Wertschätzung. Aber sollten sie darum „ohne Wert“, sollten sie „wertlos“ gewesen sein? Das können wir unmöglich zugeben. Denn wir verstehen „Wert“ als etwas, das der Sache innewohnt, auch wenn niemand ihren Wert erkennt. Es ist ja auch zweierlei, ob ein Mensch aufgrund seiner ehrenhaften Haltung verdient hätte, geehrt zu werden, oder ob er von seinen Zeitgenossen tatsächlich geehrt wird. Die Zeitgenossen können in ihrem Werturteil irren! Doch ist ein Irrtum immer nur möglich, wenn es eine Wahrheit gibt, von der man irrend abweicht. Und wenn andere Menschen anders urteilen als wir, zweifeln wir nicht daran, dass nur eine Seite Recht hat. Wir lachen über Leute, die schlechte Musik gut finden und Schundromane für große Literatur halten. Wir bedauern alle, die Kitsch mit Kunst verwechseln und Gold gegen Glasperlen tauschen. Wir glauben zu wissen, dass sie ein schlechtes Geschäft machen. Aber wie kann es „schlechte Geschäfte“ überhaupt geben, oder wie kann man in Werturteilen irren, wenn „objektiver Wert“ nicht existiert? Wir fühlen uns in diesen Dingen nur sicher, weil wir meinen, wir hätten im Gefühl, was „gut“ ist. Man zweifelt erst mal nicht an der eigenen Kompetenz, sondern unterstellt in jugendlicher Naivität, was gut schmeckt, müsse auch gut tun, und was gefällt, müsse wertvoll sein. Man bemisst das schlicht an den eigenen Bedürfnissen. Und erst im Laufe des Lebens wachsen die Zweifel. Denn manches, worum man sich bemüht hat, war im Rückblick den Aufwand nicht wert – und anderes wäre ihn wert gewesen. Da müssen wir unsere Werturteile dann revidieren, können das gelebte Leben aber nicht mehr ändern. Wir trafen unsere Entscheidungen immer aufgrund des Werturteils, dieses sei jenem vorzuziehen. Wir hielten uns diesbezüglich für kompetent, waren es aber nicht wirklich – und erkannten den Irrtum zu spät. Was unseren Gelüsten wertvoll scheint, muss nicht wirklich wertvoll sein! Was ist dann aber wert, dass wir danach streben? Wie finden wir heraus, was wirklich „gut“ ist und „schätzenswert“? Die Frage nach dem „objektiv“ Guten lässt sich an diesem Punkt nicht mehr abweisen, obwohl unsere bisherigen Überlegungen den Eindruck erweckten, aller Wert sei „subjektiv“. Es kam uns vor, als habe da jeder ganz eigene Maßstäbe, weil nicht jedem schmeckt, was der Mehrheit schmeckt, und weil die Mehrheit manche Werte, die der Kenner sieht, gar nicht zu sehen gelernt hat. Ja es schien uns, „Wert“ läge generell nicht in der Sache, sondern allein im Auge des Betrachters. Doch wenn sich's so verhielte, gäbe es mangels „objektiver Werte“ auch keine moralisch „richtigen“ Handlungen. Sondern dann wäre eine Handlung immer nur „mehr oder weniger passend“ zu den Vorlieben des Handelnden – und wäre ansonsten genauso „richtig“ oder „falsch“ wie jede andere. Ja, leiten wir unsere Werturteile nur von den eigenen Bedürfnissen ab, so ist die Lüge ein Wert für den, der täuschen möchte, dann ist die Gewalt ein Wert für den, der unterdrücken möchte, und Faulheit ist ein Wert für den, der nicht arbeiten möchte. Die Treue hingegen wird kein Wert sein, weil sie den Betreffenden am Ehebruch hindert, die Gerechtigkeit wird kein Wert sein, weil sie ihm keinen Vorteil verschafft, und die Liebe wird kein Wert sein, weil sie verlangt, er solle auf die Schwachen Rücksicht nehmen. Folgen wir dieser schiefen Bahn, so wird es keine Werte mehr

geben, die des Menschen Begehrlichkeit Grenzen setzen, sondern überhaupt nur, weil er begehrt, wird etwas für ihn Wert haben. Und für „Ethik“ bleibt da kein Raum. Denn wer ernsthaft nach „gut“ und „böse“ fragt, will ja keine Unterscheidung „erfinden“, die anschließend nur ihn selbst bindet, sondern will sich an einer Unterscheidung orientieren, die unabhängig von ihm schon besteht. Wie sollte das aber möglich sein, wenn es „Werte“ immer nur gäbe in Beziehung zu einem von vielen ganz gegensätzlich wertenden Individuen? Der eine sagt „hui!“, der andere „pfui!“ – und was ist die Sache nun wert? Der Knoten löst sich nur auf eine Weise. Denn wenn es stimmt, dass alle Werte sich an der Willensrichtung einer Person bemessen, die Ziele verfolgt, dann ist „absoluter“ Wert nur denkbar im Blick auf eine „absolute“ Person, wie es auch „objektive“ Wahrheit nur gibt im Blick auf einen „objektiven“ Geist. Und das heißt: nur Gottes Dasein eröffnet einen Ausweg aus dem Dilemma. Das aber nicht bloß, weil Gott alle Dinge zuverlässig erkennt, sondern vor allem, weil die Werte, nach denen wir hier fragen, aus seiner Willensrichtung resultieren. Gott ist jene Person, an deren Absichten sich aller Wert bemisst. Und alles ist genau so viel wert, wie Gott davon hält. Denn dem Willen Gottes ist kein Maß gegeben, sein Wille ist aber „maßgeblich“ im strikten Sinne des Wortes, weil da zwischen Gott und Mensch ein großer Unterschied besteht: Der Mensch bemüht sich, Wert zu erkennen, wenn er da ist. Gott hingegen verleiht den Dingen, die er bejaht, einen Wert, den sie sonst nicht hätten und nur eben dadurch bekommen, dass er sie bejaht. Gott nimmt da nichts zur Kenntnis, sondern durch seine Wertschätzung verleiht er den Dingen Wert. Er bejaht die Tugend nicht, weil sie an sich schon wertvoll wäre, sondern nur, weil und insofern Gott sie bejaht, hat Tugend einen hohen Wert. Gott nimmt etwas nicht in seinen Willen auf, weil es vorher schon gut wäre, sondern erst als Bestandteil seines Willens ist es dann gut. Bei Gott folgt die Wertschätzung nicht vorgegebenen Qualitäten, sondern seine Wertschätzung verleiht diese Qualitäten. Und damit vollbringt Gott genau das, was wir uns selbst in unserer Relativität nicht zutrauen konnten: Gott „setzt“ Werte, wo vorher keine waren. Und exakt den Wert, den er einer Sache zuschreibt, hat sie auch. Denn anders als unser Wille ist Gottes Wille maßgeblich. Menschliche Werturteile schwanken und widersprechen sich. Doch Gottes universeller Plan übergreift all unsre beschränkten Perspektiven und gibt jedem Teil seiner Schöpfung Ziel und Richtung! So kommt es bei Werturteilen zuletzt nicht auf die Bedürfnislage des Menschen an, der da urteilt, sondern was immer zwischen Himmel und Erde geschieht ist in dem Maße wertvoll, wie es dem Willen Gottes entspricht. Wie der menschliche Wille dazu geschaffen wurde, gegebenen Werten zu folgen, so ist es das Vorrecht des göttlichen Willens, diese Werte zu setzen. Es war darum nicht falsch, was wir eingangs sagten: Es gibt keinen „Wert an sich“, der den Dingen innewohnt oder den sie „besäßen“ wie eine feste Eigenschaft, sondern es gibt „Wert“ nur in Bezug auf eine wertschätzende Person. Doch diese Person – das sind nicht wir, sondern die maßgebliche Person ist Gott. Menschen unterstellen zwar gern, alles sei gerade so bedeutend, wie es für ihre Pläne Bedeutung hat – das ist der Grundfehler des Sünders, dass er die eigene Bedeutung überschätzt und alles wie selbstverständlich an dem krummen Lineal seiner eigenen Vorlieben prüft. Infolgedessen vermag er die Schätze des Glaubens dann auch nicht zu würdigen, denn er kennt den wirklichen Zweck seines Daseins so wenig wie die dazu hilfreichen Mittel! Doch tatsächlich hat alles den Wert, den es in Gottes Augen hat. Und da kann vieles „gut“ sein, das sich für uns nicht „gut anfühlt“, und vieles kann „ehrwürdig“ sein, das wir nicht zu „ehren“ gewohnt sind. Die Schlussfolgerung ist aber, dass wir in Entscheidungen nicht so sehr prüfen sollten, wie die Sache uns gefällt, sondern wie sie Gott gefällt. Denn nichts ist wert erstrebt zu werden, wozu er seinen Segen nicht gibt. Gut ist, was Gott gut findet – und ansonsten gibt es gar nichts Gutes. Denn Gott selbst ist das höchste Gut. Und nur was nach seinem Urteil sein soll, stellt auch einen Wert dar. Dem Menschen aber, der diesen

Wert als Setzung Gottes erkennt, erwächst daraus die Pflicht, an seiner Verwirklichung mitzuwirken. Denn wir respektieren Gott nicht anders, als indem wir bejahen, was er fordert. Und im Idealfall ist es uns dann ein tiefes Bedürfnis, dass geschieht, was ihm gefällt. Welches sind die „christlichen Werte“, auf die das hinausläuft? Sicher wären Verantwortungsgefühl und Nächstenliebe zu nennen, Gehorsam, Wahrhaftigkeit und Bekennermut, Ergebung in den Willen Gottes, Dienstbereitschaft und Zuversicht, Heiligung und Enthaltung, Demut, Barmherzigkeit und Treue. Darüber hinaus müsste man die hoffende Resistenz erwähnen, Geduld und Gerechtigkeit, Sanftmut, Versöhnungsbereitschaft und Dankbarkeit, Reinheit des Herzens und Leidenschaft, Selbstvergessenheit, Hingabe und Gottesfurcht, Gottvertrauen und Lauterkeit. Wenn es nicht zu weit führte, könnte man jeden dieser Begriffe am Beispiel Jesu veranschaulichen – und der Gewinn wäre groß. Denn anschließend wäre das mit den gesellschaftlichen Werten, die man „hochhalten“ und „verteidigen“ soll, keine Phrase mehr! Aber das ist keine Aufgabe für eine Viertelstunde, sondern für ein ganzes Leben. Und darum will ich hier schließen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Christliche Tugenden

Über den Glauben ist viel Rühmliches zu sagen. Denn das Verhängnis, das mit dem Sündenfall über den Menschen kam, wird durch den Glauben durchbrochen und überwunden. Das gilt im geistlichen Sinne, weil dem Glaubenden die Gerechtigkeit Christi zugerechnet wird. Es gilt aber auch im ethischen Sinne, weil der Glaube eine Wandlung im Wesen und im Verhalten des Menschen nach sich zieht: Die Gottebenbildlichkeit des Menschen, die durch die Sünde verlorenging, wird durch den Glauben wiederhergestellt. Und es wäre seltsam, wenn man das nicht an den Gedanken, Worten und Werken des Glaubenden merken könnte. Denn der mit Gott versöhnte Mensch muss nicht mehr sorgenvoll um sich selbst kreisen. Er erfreut sich christlicher Freiheit und nähert sich damit wieder seiner ursprünglichen Bestimmung. Er wird durch den Glauben immer mehr zu dem Ebenbild Gottes, das er von Anfang an sein sollte. Was aber heißt das konkret? Völlig missverstanden wäre „Gottebenbildlichkeit“, wenn wir annehmen wollten, der Mensch würde Gott „ähnlich“. Denn dann müsste er Gott auch ähnlich werden in seiner Macht, Allwissenheit, Ewigkeit und Vollkommenheit. Der Mensch käme dadurch nicht nur auf Augenhöhe mit seinem Schöpfer, sondern träte in Konkurrenz zu ihm! Es ist darum absurd, dass der Mensch Gott gleichen sollte wie eine Briefmarke der anderen. Und es ist auch gar nicht wünschenswert. Denn gerade der Wunsch „zu sein wie Gott“ (1. Mose 3,5) war ja der Ursprung und die Verlockung der Sünde! Was meint dann aber „Gottebenbildlichkeit“? Es kann nur bedeuten, dass der Mensch Gott (nicht gleicht, sondern:) entspricht, wie der Abdruck eines Siegels dem Siegel entspricht. Der Abdruck, der im weichen Wachs entsteht, ist ein genaues Ebenbild des metallenen Siegels, das den Abdruck erzeugt. Und dennoch entsprechen den Vertiefungen im Siegel nicht etwa Vertiefungen im Wachs, sondern Erhöhungen. Und den Erhöhungen im Siegel entsprechen im Wachs nicht Erhöhungen, sondern Vertiefungen. Der gottebenbildliche Mensch ist also keiner, der Gott gleicht, sondern einer, der Gott entspricht. Er kopiert Gottes Eigenschaften nicht, sondern passt sich ihnen an und spiegelt sie wieder. Wo Gott Raum fordert, da fällt es diesem Menschen nicht ein, den Raum für sich zu beanspruchen. Wo Gott ihm aber Raum gewährt, da weigert er sich auch nicht, diesen Raum auszufüllen. Der gottentsprechende Mensch lässt Gott ganz Gott sein – und gewinnt dadurch die Freiheit, ganz Mensch zu sein. Denn durch den Glauben trifft er endlich den Ton, der mit Gott aufs Schönste harmoniert. Der Missklang zwischen Gott und Mensch endet, und das Geschöpf erreicht seine Bestimmung... Die Anwendung dieses Gedankens in der Ethik drängt sich auf und soll im Folgenden ausgeführt werden, indem sieben mal aus je zwei Eigenschaften Gottes zwei christliche Tugenden abgeleitet werden. Dabei entstehen neben dem „Profil“ Gottes das dazu völlig inkompatible Profil des sündigen Menschen – und das kompatible Profil des Gläubigen. Man kann im ersten Fall an Puzzleteile denken, die absolut nicht zueinander passen wollen, und im zweiten Fall an Puzzleteile, die sich perfekt ineinander fügen.

1. Gott, dem Schöpfer, kommen ALLMACHT und ALLGEGENWART zu.

Dem Sünder, der Gott GLEICHEN möchte, widerstrebt es aber, sein Leben einem anderen zu verdanken. Er will kein Schicksal zugewiesen bekommen, sondern möchte sich lieber selbst des Lebens und der Welt bemächtigen, um sie in den Griff zu bekommen und ihnen seinen Willen aufzuzwingen. Er möchte aus eigenem Besitz und von eigener Macht leben, will aus sich selbst und für sich selbst sein, denn er sieht sich selbst als Zweck, alles Andere aber nur als Mittel, das seiner Selbstbehauptung dienstbar werden soll.

Der Christ, der Gott **ENTSPRECHEN** möchte, empfängt sein Leben bewusst aus Gottes Hand, weiß sich bejaht, erhalten und geführt. Er kennt keinen „Zufall“ und kein „blindes Schicksal“, sondern weiß, dass er es in allem Harten und Zarten, in allem Schönen und Schweren, im Anfang und im Ende immer mit seinem Schöpfer zu tun hat. Er bejaht seine Abhängigkeit, um dort, wo es nötig ist, durch Passivität der Aktivität Gottes zu entsprechen. Es lässt es aber dort, wo Gott ihn befähigt und ermutigt, auch an Aktivität nicht fehlen.

Als christliche Tugenden erwachsen daraus **VERANTWORTUNG** und **HAUSHALTERSCHAFT**: Der Christ bemüht sich, mit den ihm anvertrauten Pfunden zu wuchern und seine Begabungen fruchtbar zu machen – im Sinne dessen, der sie ihm gegeben hat. Er weiß sich Gott verantwortlich für die ihm anvertraute Zeit, die ihm anvertrauten Menschen und Möglichkeiten. Er strebt danach, ein „Rohr und Mittel“ zu sein, durch das Gottes Güte anderen Menschen zufließt. Er respektiert die Geschöpfe um ihres Schöpfers willen und hat Ehrfurcht vor dem Leben. Alle Geschöpfe sind ihm Brüder und Schwestern. Er selbst aber strebt danach, ein nützliches Werkzeug in Gottes Hand zu sein, und stellt sich jeder Aufgabe, die Gott ihm vor die Füße legt.

2. Gott, dem Gesetzgeber, kommen **AUTORITÄT** und **GERECHTIGKEIT** zu.

Der Sünder, der Gott **GLEICHEN** möchte, will nicht der Gesetzgebung und Weisung eines anderen unterliegen. Er möchte gern selbst bestimmen, was für „gut“ oder „böse“ zu halten ist. Um Gottes Gebot nicht folgen zu müssen, behauptet er, Gottes Wille sei unerkennbar, unklar oder stark auslegungsbedürftig. Er relativiert den Maßstab, der ihn der Sünde überführt, und stellt sich taub, damit sein eigener Wille Gesetz sei. Besser, das Leben hätte keinen Sinn, als einen, der ihm nicht gefällt!

Der Christ, der Gott **ENTSPRECHEN** möchte, kennt die Ordnungen, die Gott seiner Schöpfung auferlegt hat. Und er beugt sich der Autorität, die ihm darin begegnet. Er versucht nicht selbst zu bestimmen, was als „gut“ oder „böse“ gelten soll, sondern erkennt in Gottes Wille und Gebot den Maßstab, an dem sein Leben gemessen wird. Er nimmt Gottes Weisung an.

Als christliche Tugenden erwachsen daraus **EINWILLIGUNG** und **GEHORSAM**: Wer Gottes Autorität respektiert, willigt ein in das, was Gott bestimmt. Er lernt zu wollen, was Gott will, bejaht, was Gott bejaht, verneint, was Gott verneint, und beugt sich den Maßstäben, die Gott vorgibt. Er strebt nach der Gerechtigkeit, Disziplin und treuen Gefolgschaft, die der engsten Gemeinschaft mit Gott entsprechen. Er weiß, dass er nicht zwei Herren dienen kann, und verneint darum jede Autorität, die mit der Autorität Gottes in Konkurrenz tritt. All seine Wünsche lässt er einmünden in die Worte Jesu im Garten Gethsemane: *„Vater ... nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“* (Lk 22,42)

3. Gott, dem Offenbarenden, kommen **WEISHEIT** und **WAHRHAFTIGKEIT** zu.

Der Sünder, der Gott **GLEICHEN** möchte, will klug werden durch seine eigene Vernunft. Er möchte sich der Welt und auch Gottes durch Erkenntnis bemächtigen, will die Wahrheit allein dem Urteil seiner Vernunft unterwerfen und nur gelten lassen, was seine Sinne geprüft haben. Auch Gott soll sich vor des Menschen Vernunft legitimieren. Wo das aber nicht geschieht, hält er sich Gott vom Leib, indem er seine Zweifel pflegt.

Der Christ, der Gott **ENTSPRECHEN** möchte, strebt nach Wahrheit, Klarheit und Erkenntnis. Er verachtet auch nicht Vernunft und Wissenschaft. Doch den eigentlichen Schlüssel zum Verständnis des menschlichen Daseins findet er in Gottes Wort. Weil sich ihm darin Gott erschließt, kann er sich und die Welt von der Intention des Schöpfers her verstehen. Aus Gottes offenbarendem Wort empfängt er die verbindliche Deutung seines Daseins und gewinnt Klarheit.

Als christliche Tugenden erwachsen daraus **WAHRHAFTIGKEIT** und **ZEUGNIS**: Wer seine Vernunft von dem erleuchten lässt, der selbst die Wahrheit ist, wird danach streben, in der Wahrheit zu leben und der Verbreitung der Wahrheit zu dienen. Er ist wahrheitsliebend und verlässlich, aufrichtig und offen, will aber stets nur wissen, was Gott ihn wissen lässt. Er sucht die Weisheit Gottes, aber nicht die Klugheit dieser Welt. Er lernt die Welt und den Mitmenschen mit Gottes Augen zu sehen. Und er bekennt sich ohne Scheu zu der Wahrheit, die ihn überwunden hat. Indem er sie weitersagt, gewinnt er Anteil an der Sendung Jesu und am Werk des Heiligen Geistes.

4. Gott, dem Richter, kommen **STRENGE** und **ALLWISSENHEIT** zu.

Der Sünder, der Gott **GLEICHEN** möchte, hat das Bedürfnis, sich zu behaupten. Er ist voller Geltungsdrang, Stolz und Egozentrik. Und weil er erhobenen Hauptes vor Gott und der Welt bestehen möchte, leugnet er jedes Versagen, prahlt mit seiner Tüchtigkeit, rechtfertigt sich selbst und richtet seine eigene Gerechtigkeit auf. Er zweifelt an der Kompetenz jedes Richters – und will auch Gott gegenüber Recht haben. Statt von Gott beurteilt zu werden, will er Gott vor die Schranken seines menschlichen Gerichts ziehen. Über alles will er urteilen, aber von niemandem beurteilt werden.

Der Christ, der Gott **ENTSPRECHEN** möchte, erfährt immer wieder, dass das Böse nicht nur in der Welt, sondern auch in ihm selbst mächtig ist. Er ist nicht, wie er nach Gottes Wille sein sollte. Und er kennt die schreckliche Konsequenz: Gott hat guten Grund, das Geschöpf zu verneinen, das durch sein Verhalten Gott verneint. Der Mensch erkennt sein Scheitern, gesteht seine Schuld und liefert sich vorbehaltlos dem Urteil Gottes aus.

Als christliche Tugenden erwachsen daraus **DEMUT** und **DIENSTBEREITSCHAFT**: Von der Wahrheit überwunden akzeptiert der Christ die Vernichtung seines Stolzes und das Scheitern all seiner Rechtfertigungsversuche. Er ist unentschuldigbar und nimmt darum Gottes Urteil an. Er gibt sein Geltungsstreben preis und sucht keine Ausreden, sondern lässt Gott Recht haben. Er stimmt der Vernichtung des alten Adams zu, der mit Christus gekreuzigt wird und stirbt. Infolgedessen wird der Mensch fähig, sich zurückzunehmen und anderen Raum zu geben. Seine Selbstgerechtigkeit weicht dem tiefen Verständnis für alle Schuldigen und Gescheiterten. Der Hang zum Richten weicht der Bereitschaft zur Vergebung. Aus Härte wird Sanftmut und aus Stolz wird Demut. Der herrschen wollte, wird bereit zu dienen und vergisst sein Ego, um für andere da zu sein.

5. Gott, dem Erlöser, kommen **GÜTE** und **BARMHERZIGKEIT** zu.

Der Sünder, der Gott **GLEICHEN** möchte, hält wenig von Barmherzigkeit, weil er meint ihrer nicht zu bedürfen – und sie den Anderen nicht gönnt. Er nennt sich zwar selbst gut. Aber in

seiner Güte ist stets Herablassung. Und Mitleid empfindet er als eine Kränkung der Schwachen, die solches Mitleid nötig haben. Er hasst das Gefühl, von der Nachsicht anderer abhängig zu sein, denn nicht Milde wünscht er, sondern die Anerkennung und Belohnung seiner Leistungen. Er will nicht gerettet, sondern bewundert werden, will lieber Hammer als Amboss sein und hält es für natürlich, dass jede seiner Taten (offen oder verdeckt) ein Akt der Selbstbejahung ist.

Der Christ, der Gott **ENTSPRECHEN** möchte, weiß, dass er sein Dasein nicht selbst rechtfertigen kann und erkennt im Evangelium den von Gott gewiesenen Ausweg aus seiner verzweifelten Lage. Er vertraut auf Jesus Christus, der für ihn starb und auferstand. An ihn hängt und klammert er sich mit aller Kraft und bei ihm sucht er Zuflucht. Denn nicht bei sich selbst oder in der Welt, sondern allein bei Christus findet er Gnade, Trost, Freiheit und offene Arme.

Als christliche Tugenden erwachsen daraus **BARMHERZIGKEIT** und **NÄCHSTENLIEBE**: Der Christ lebt von der Zuwendung Gottes, die sein zentrales Lebensproblem gelöst hat. Er ist trotz seines Versagens von Gott angenommen und damit nicht nur frei „von“ seiner Sorge, sondern auch frei „für“ den Mitmenschen. Statt sorgend um sich selbst zu kreisen, kann er sich selbstvergessen dem anderen zuwenden. Weil Gott ihn reich gemacht hat, kann er gelassen abgeben. Weil er Gottes Liebe empfangt, kann er Liebe üben. Und weil er Barmherzigkeit erfährt, kann er selbst barmherzig sein. Er braucht nicht mehr das Gefühl, ein Sieger zu sein, sondern kann sich als Gescheiterter an die Seite der Gescheiterten stellen. Gottes Erbarmen hat ihn erreicht wie eine große Welle, die ihn mitnimmt und in die große Bewegung hineinreißt, mit der Gott seinen Geschöpfen zu Hilfe eilt.

6. Gott, dem Geist, kommen **HEILIGKEIT** und **VOLLKOMMENHEIT** zu.

Der Sünder, der Gott **GLEICHEN** möchte, kann und will das Heilige nicht vom Profanen unterscheiden, interessiert sich auch nicht dafür, sondern sucht seinen Vorteil und sein Vergnügen auch im Schmutz. Er mag auf nichts verzichten, was Spaß macht, und lässt nichts aus, was einen Kitzel verspricht. Aus Angst, etwas zu verpassen, wühlt er sich bedenkenlos auch ins Morbide und Perverse hinein.

Der Christ, der Gott **ENTSPRECHEN** möchte, weiß sich von Gott angenommen und bemüht sich, ein dementsprechendes Leben zu führen, indem er Herz und Hände „heiligt“, sich an Christus bindet, ihm folgt und für ihn einsteht. Er gibt dem Geist Gottes Raum in seinen Gedanken, Worten und Werken. Und er hält sich zur Gemeinschaft der Kirche, die ihn dabei stärkt und stützt.

Als christliche Tugenden erwachsen daraus **HEILIGUNG** und **ENTHALTUNG**: Der Christ ist der Verstrickung in die „Welt“ entnommen und von Gott zu Besserem berufen. Er hat eingewilligt in den Untergang des „alten Adams“ und hat sein Selbst an Gott verloren, damit künftig Gottes Geist ihn erfülle und erneuere. Ein Tempel des Heiligen Geistes soll er sein! Damit dieser Tempel aber nicht immer neu besudelt wird, gehört zum Glauben auch Disziplin. Obwohl der Christ sich an den guten Gaben der Schöpfung freut, achtet er doch darauf, ihnen nicht zu verfallen. Um sich zu heiligen, kann er verzichten.

Um rein zu bleiben, kann er zum Unreinen Distanz halten. Und auch wo er dankbar besitzt und genießt, ist er stets bereit loszulassen. Er hat die Dinge, „als hätte er sie nicht“. Doch tut er's eben nicht mit saurer Miene, sondern in der freudigen Absicht, Gott immer mehr Raum zu

geben. Er strebt nach einer Keuschheit der Seele, die sich um Gottes willen des Gottwidrigen enthalten und „Nein“ sagen kann.

7. Gott dem Vollender, kommen UNVERÄNDERLICHKEIT und TREUE zu.

Der Sünder, der Gott GLEICHEN möchte, behauptet auch verlässlich zu sein. Doch tatsächlich schwankt er ständig zwischen Überheblichkeit und Verzweiflung. Er bläst sich gern auf und will sich gegen Gott und die Welt behaupten. Wenn aber zutage tritt, dass er dabei seine Möglichkeiten überschätzt, fällt er in Verzweiflung und Resignation. Er kennt nur die Hoffnung, die sich auf seine eigenen Kräfte stützt – und ist darum gerade in seinen hellsten Momenten unsicher. Denn kann er nicht Gott sein, so will er gar nichts sein. Und muss er untergehen, so soll mit ihm alles untergehen.

Der Christ, der Gott ENTSPRECHEN möchte, weiß, dass Gottes Liebe immer das letzte Wort haben wird. Darum ist seine Hoffnung unverwüstlich inmitten von Leid und Tod, Schmerz und Schuld. Diese Mächte bedrängen den Christen zwar, aber er kann ihnen zuwider leben. Denn er weiß um ihre Überwindung am Jüngsten Tag. Er ersehnt die Erfüllung der göttlichen Verheißungen mit brennender Geduld und lebt darum schon heute im Licht des kommenden Tages.

Als christliche Tugenden erwachsen daraus ZUVERSICHT und RESISTENZ: Der Christ gründet seine Hoffnung nicht auf die eigene Kraft, sondern auf die Treue Gottes. Weil die aber unbegrenzt ist, ist es auch die Hoffnung des Christen. Er weiß, dass Gott alles kann, was er will, und darum unfehlbar tun wird, was er verheißt hat. Gottes Wille ist unüberwindlich. Darum können auch dem Christen niemals der Trost, der Mut oder die Zuversicht ausgehen. Weil bei Gott nichts unmöglich ist, gibt es für den Christen keine aussichtslosen Situationen. Und da er von der Menschheit nichts erwartet, lässt ihn das Versagen der Menschheit auch nicht resignieren. Er hofft und betet für alle, die das Hoffen und Beten aufgegeben haben. Und er widersetzt sich den Spielregeln des vergehenden Äons, um schon heute nach den Spielregeln des Reiches Gottes zu leben. Weil er an der Auferstehung Jesu Christi teilhat, ist er mitten im Tode vom Leben umfassen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Nächstenliebe

Ich kannte einmal eine alte Frau, die war eine sehr misstrauische Person. Sie vermutete auch hinter einem freundlichen Gesicht stets böse Absichten. Und infolgedessen traute sie nur wenigen Menschen über den Weg. Ich wollte sie ermuntern, ihren Argwohn abzulegen und ein wenig offener auf die Menschen zuzugehen. Doch sie antwortete stets mit ein und demselben Satz: „Man kann den Menschen immer nur **vor** den Kopf schauen“. Das sollte heißen: Man schaut ihnen nicht hinter die Stirn. Man schaut nicht in den anderen hinein. Und mag er noch so freundlich reden – seine wahren Gedanken bleiben dennoch verborgen...

Man kann sich vorstellen, dass der Umgang mit dieser Frau nicht einfach war. Denn Misstrauen ist kein sympathischer Wesenszug. Und doch: Sollte man die Frau deswegen verurteilen? Vielleicht war sie durch bittere Erfahrungen dahin gekommen, überall menschliche Abgründe zu vermuten. Vielleicht war sie erst durch unzählige Täuschungen und Enttäuschungen so geworden. Vielleicht war sie einmal zu oft auf die schöne „Fassade“ und die schönen Worte eines Menschen hereingefallen. Kann man verlangen, dass so ein Mensch wieder vertrauensselig wie ein Kind auf andere zugehen soll? Gibt es eine Rückkehr zur Naivität? Nein. Gerade als Pfarrer konnte ich dergleichen nicht empfehlen. Denn schließlich zeichnet auch die Bibel ein sehr nüchternes Bild vom Menschen. Auch die Bibel rechnet damit, dass sich hinter der Maske unserer Wohlanständigkeit „Abgründe“ verbergen. Keiner ist „gut“, sagt die Bibel, auch nicht einer (Röm 3,9–12!). Wenn das aber stimmt – haben wir dann nicht Grund, misstrauisch zu sein gegen jedermann? In der Tat: Ich meine, dass jene alte Frau in ihrem Argwohn nicht „zu weit“ ging. Aber ich denke, dass sie nicht „weit genug“ gegangen ist. Denn der christliche Glaube lehrt, am anderen Menschen nicht nur zwei, sondern drei „Schichten“ zu unterscheiden:

◆ Die erste Schicht ist unsere „Fassade“. Es ist der schöne Schein. Es ist die Maske, die jeder Mensch trägt, um bei den anderen einen möglichst imposanten, respektablen oder sympathischen Eindruck zu hinterlassen. Diese Maske zeigt, wie der Mensch gern wäre, bzw. wofür er gern gehalten würde. Mehr aber auch nicht. Denn die erste Schicht ist natürlich nicht das wahre Gesicht eines Menschen. Und nur ein Dummkopf lässt sich davon täuschen.

◆ Hinter der glänzenden Fassade steht nämlich wirklich ein Sünder. Hinter unserer Maske verbergen wir Missgunst und Egoismus, Bequemlichkeit und Neid, Eitelkeit und Schwäche. Und wer das von sich selbst weiß, darf getrost von sich auf andere schließen. Denn „Schein“ und „Sein“ fallen auch bei den anderen auseinander. Auch die anderen sind innerlich viel jämmerlicher als sie nach außen hin zugeben. Insofern hatte jene alte Frau also durchaus Recht. Nur ging sie nicht weit genug. Denn wenn wir unseren Mitmenschen durchschauen, seine Maske herunterreißen und es dabei bewenden lassen, dann sind wir erst den halben Weg gegangen! Versteckt unter der zweiten Schicht gibt es nämlich noch eine dritte:

◆ Hinter seiner schönen Maske ist unser Mitmensch ein Schuft, ein Schwächling und Sünder – o, ja! Aber tief drinnen in dem Sünder steckt auch noch das Kind Gottes, das dieser Mensch ursprünglich war, und das zu sein er immer noch berufen ist. Denn Gott hat nicht aufgehört, dieses Kind zu lieben. Vielleicht ist es inzwischen hässlich, verkrümmt und verzerrt. Vielleicht ist es durch die eigene Schuld beschmutzt und durch Bosheit entstellt. Vielleicht ist die Signatur des Schöpfers kaum mehr zu erkennen. Und doch ist dieser Mensch immer noch dazu bestimmt, ein Ebenbild Gottes zu werden.

Mag sein, dass er selbst das nicht weiß – und auch nichts davon wissen will. Dennoch muss **mir**, wenn ich mit einem Menschen zu tun bekomme, auch seine Bestimmung bewusst sein. Ich muss immer alle drei „Schichten“ kennen und berücksichtigen. Denn wie sollte ich einem Menschen gerecht werden, wenn ich ihn einzig und allein auf seine Maske oder auf seine Sünde hin ansprechen wollte? Wie sollte ich jemandem gerecht werden, wenn ich das Wichtigste an ihm nicht wahrnehme? Es ist das Vorrecht der Kinder, an ihren Mitmenschen nur die erste Schicht zu sehen. Denn sie verstehen noch nichts von der Kunst der Verstellung. Kinder dürfen naiv sein. Ein Erwachsener aber, der an den anderen nicht mehr sieht als nur die Fassade, ist ein Schaf. Es zeugt von kritischem Verstand, wenn jemand neben der ersten auch die zweite Schicht zu sehen vermag. Denn einem nachdenklichen Menschen bleiben die Abgründe der Seele nicht verborgen. Er kennt sich selbst – und lässt sich darum auch von den anderen nicht so leicht täuschen. Nur: Wie kann so ein Mensch der Menschenverachtung, dem Argwohn und dem Zynismus entgehen? Wie kann er, wenn er die dunklen, verborgenen Seiten der Menschen kennt, diese Menschen dennoch respektieren? Kann der Klarsichtige etwa zur Naivität zurückkehren? Nein. Kein Weg führt zurück. Aber ein Weg führt voran. Wenn ich nämlich im Lichte des Evangeliums am anderen auch die dritte Schicht entdecke: Verborgen unter viel Schauspielerei, verborgen unter viel Schmutz, ist mein Mitmensch auch noch Gottes Kind. Trotz allem, womit er sich selbst entwürdigt, gilt ihm immer noch die Liebe Gottes. Diese Liebe verleiht ihm Würde. Und solange ich von dieser Liebe weiß, werde ich den Menschen nicht hassen können. Vielmehr werde ich ihn illusionslos und trotzdem liebevoll anschauen, wie Gott es auch tut. Ja: Glauben heißt, den Mitmenschen mit Gottes Augen sehen. Ihn aber mit Gottes Augen sehen, heißt, ihm helfen wollen.

Ich muss deswegen nicht billigen, was der andere tut. Doch solange Gott nach diesem Menschen fragt, habe ich kein Recht, ihn zu verachten. Ich muss seine Fehler nicht beschönigen und nicht entschuldigen. Doch weil Christus ihn erlösen will, kann ich ihn nicht verdammen. Er bleibt trotz allem Gottes Kind. Und wenn ich ihn so sehe, werde ich ihn auch entsprechend behandeln. Denn „Glauben“ heißt, dem Beispiel Jesu zu folgen. Und Jesus hat, wo immer er es mit Menschen zu tun bekam, versucht, das Gotteskind in ihnen zu Tage zu fördern. Natürlich nimmt Jesus die Menschen zuerst in der Rolle wahr, die sie nach außen hin spielen. Aber er fällt auf ihr Rollenspiel nicht herein. Durch alle Masken hindurch sieht Jesus den stolzen und verstockten Sünder in ihnen. Er entschuldigt nichts von dem, was er sieht. Aber er verachtet sein Gegenüber auch nicht. Er lehnt die Sünde ab. Aber er lehnt deswegen den Sünder nicht ab. Denn Jesu Blick reicht noch einmal „tiefer“.

Der Mensch mag seine gute Bestimmung noch so sehr entstellt, vergraben und verschüttet haben – Jesus verliert sie dennoch nicht aus dem Blick. Jesus sieht, wie Gott diesen Menschen gemeint hat. Und er kann darum auch die annehmen, die sich selbst für unannehmbar halten. Ja: Jesus spricht die Menschen auf ihre dritte, ihre verborgenste Dimension an. Er behandelt sie nicht nach dem schönen Schein, den er durchschaut. Er behandelt sie auch nicht als die Sünder, die sie tatsächlich sind. Sondern er behandelt sie als die künftigen Kinder Gottes, die sie werden sollen. Und nur so ist es zu erklären, dass die Menschen sich von Jesus zugleich „durchschaut“ **und** „angenommen“ fühlten. Viele haben das damals als heilsam erfahren. Und genauso heilsam ist es auch heute, wenn es uns gelingt, dem Vorbild Jesu zu folgen und unseren Mitmensch mit Gottes Augen anzuschauen. Wir betrachten ihn dann nicht als den Erfolgsmenschen, der er zu sein vorgibt. Und auch nicht als den schäbigen Sünder, der er tatsächlich ist. Sondern wir versuchen, in ihm das Ebenbild und das Kind Gottes zu sehen, das zu werden er berufen ist. Wenn mir das gelingt, dann sehe ich nicht mehr die geschwätzige Nachbarin, die mir auf die Nerven geht – sondern ich sehe ein einsames Geschöpf, das dem Schöpfer

fer am Herzen liegt. Ich sehe dann in dem Bettler an der Haustür nicht mehr den sozialen Bodensatz, sondern sehe in ihm einen Bruder, für den Christus sein Blut vergossen hat. Und selbst wenn mir ein tyrannischer Vorgesetzter gegenübertritt, so sehe ich auch in ihm ein Kind Gottes, das zur Gemeinschaft mit dem Vater berufen ist.

Die neue Perspektive verändert dann mein Verhältnis zu diesen Menschen. Und sie verändert auch mein Verhalten. Denn schaue ich erst einmal durch Gottes Augen, so ist es plötzlich ganz unwichtig, ob ein Mensch meiner Liebe wert ist, ob mir seine Nase gefällt und ob er meine kleinen Pläne stört. Entscheidend ist dann nur noch, dass ihm Gottes Liebe gilt. Schaue ich mit Gottes Augen in die Welt, so beginne ich zu bejahen, was Gott bejaht, zu achten, was er achtet, und zu lieben, was er liebt. Dann ist jeder Mensch geadelt dadurch, dass Gott ihn gewollt hat. Und jeder ist kostbar, weil Gott ihn in der Schar der Erlösten nicht missen will. Kann ich auch nur einen von denen verfluchen, die Gott doch segnen will? Kann mir irgendeiner gleichgültig sein, wenn er Gott nicht gleichgültig ist? Kann ich feindselig sein, wenn Christus dieses Menschen Freund sein will? Nein. Und darum hat jene alte Frau am Ende doch Unrecht. Es stimmt zwar, dass unser natürliches Auge dem Mitmenschen „immer nur vor den Kopf schauen“ kann. Der Glaube aber sieht den Mitmenschen mit Gottes Augen. Und er geht damit über den berechtigten Argwohn noch einen Schritt hinaus. Er sieht noch einmal tiefer. Und er bringt dadurch ein Kunststück zuwege, das ansonsten unmöglich wäre: Durch den Glauben können wir die Menschen lieben, ohne uns Illusionen über sie zu machen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Demut

Die Demut ist das Aschenputtel unter den Tugenden. Denn der Respekt, der anderen Tugenden gezollt wird, bleibt ihr gewöhnlich versagt. Barmherzigkeit, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit werden allgemein anerkannt. Sie gelten als erstrebenswert. Aber Demut? Was soll das überhaupt sein? Kaum jemand kann mit diesem Begriff etwas Positives verbinden. Denn allzu schnell wird „Demut“ mit „Demütigung“ in Zusammenhang gebracht: Wenn ein Mensch den anderen „demütigt“, dann würdigt er ihn herab, verletzt seine Ehre, macht ihn verächtlich, bestreitet seinen Wert und erniedrigt ihn. Daran ist wahrlich nichts Positives. Und wenn Demut darin bestünde, sich das selbst anzutun – sich also selbst zu demütigen – dann müsste man sie eher zu den Geisteskrankheiten rechnen als zu den Tugenden. „Warum soll ich mich selbst demütigen?“ fragt der Mensch „das tun doch schon die anderen!“ So ist die Demut zum Aschenputtel unter den Tugenden geworden. Und wer trotzdem der Frage nachgehen will, was „Demut“ meint, beginnt am besten mit einem weniger belasteten Begriff, wie z.B. dem der „Bescheidenheit“: Wenn ein Mensch sich mit seinen Leistungen nicht in den Vordergrund drängt, nicht auf Lob aus ist, nicht prahlt und sich nicht aufbläst, dann nennt man ihn „bescheiden“. Denn er verzichtet auf Hochmut, Eitelkeit, Arroganz und Angeberei. Der Bescheidene nimmt sich selbst zurück. Er lässt die anderen gern im Mittelpunkt stehen, lässt ihnen Raum und freut sich an der Anerkennung, die sie finden, ohne sie ihnen zu neiden. Es ist sehr angenehm, mit solchen Leuten zu tun zu haben. Doch wer ihre Zurückhaltung zur Nachahmung empfiehlt und anderen Menschen eine bescheidene Haltung nahelegt, der erntet nicht nur Zustimmung. Denn das bescheidene Auftreten, das uns bei anderen gefällt, erscheint uns nicht ebenso passend – für uns selbst. Etwas in uns sperrt sich, wenn man uns „Demut“ abverlangt.

Denn warum soll der Mensch auf erbrachte Leistungen nicht stolz sein dürfen? Wenn einer Begabungen hat, warum soll er dann so tun, als hätte er sie nicht? Warum soll der Tüchtige sich selbst verkleinern und an sich selbst verächtlich machen, was doch nicht verachtenswert ist? Wenn ein Lump sich als Edelmann ausgibt, ist das Heuchelei. Aber wenn ein Edelmann sich als Lump ausgibt – ist das dann nicht auch Heuchelei? Wär's demnach nicht besser, wenn ein jeder sich so gäbe, wie es seinen tatsächlichen Leistungen und seinem Rang entspricht? Ein Taugenichts und Lump, der nichts ist und nichts kann, der soll bescheiden auftreten – denn er hat Grund dazu. Der Tüchtige dagegen, soll die Früchte seines Fleißes durchaus zeigen, denn er hat die Anerkennung, die ihm zuteil wird, tatsächlich verdient. „Ehre, wem Ehre gebührt“ – so könnte man diese Haltung zusammenfassen, die nicht nur gerecht, sondern auch vernünftig erscheint. Denn wenn die Klugen und die Tüchtigen sich aus lauter Bescheidenheit immer vornehm zurückhielten, wer würde dann in unserer Gesellschaft den Ton angeben? So kann, wer das zu Ende denkt, zu dem Ergebnis kommen, die Tugend der „Demut“ eigne sich vor allem für die Menschen, die ohnehin nichts haben, worauf sie stolz sein könnte. Aber kann man das dann noch eine „Tugend“ nennen?

Schwerlich. Und daran wird sichtbar, dass der skizzierte Gedankengang auf einem Missverständnis der traditionellen Tugendlehre beruht. Denn weder ist Demut der krankhafte Versuch, sich selbst herabzuwürdigen. Noch ist sie eine vornehme Heuchelei. „Es ist nicht Demut, wenn einer leugnet, die Gaben zu haben, die Gott ihm gegeben hat“, sagt Martin Luther. Was aber ist Demut dann? Ich meine, wahre Demut besteht darin, die eigenen Begabungen und Leistungen weder größer noch kleiner erscheinen zu lassen als sie sind, sich dabei aber diese Begabungen und Leistungen nicht selbst zuzuschreiben und zugute zu halten, sondern sie dem

zugute zu halten, der sie gegeben und ermöglicht hat. „Ich bin nur ein kleines Kabel“, sagte Mutter Teresa einmal „Gott ist der Strom.“ Und genau in dieser Unterscheidung, in dieser realistischen Selbsteinschätzung, liegt meines Erachtens das Wesen echter Demut. Sie verleugnet nicht das Können und die Kraft der eigenen Person, bildet sich aber auch nichts darauf ein, weil sie im Anblick ihrer Fähigkeiten und Güter stets an die Frage des Paulus denkt: **„Was hast du, das du nicht empfangen hast? Wenn du es aber empfangen hast, was rühmst du dich dann...?“ (1.Kor 4,7).**

Wer diese Frage immer im Hinterkopf hat, betrachtet alle seine Fähigkeiten und Erfolge als Gaben Gottes – und lässt dementsprechend den Ruhm und den Dank dafür auf Gottes Konto gehen. Das hindert ihn keineswegs, sich an seinen Fähigkeiten und Erfolgen zu freuen. Aber es schließt den Dünkel und den Stolz aus, der sich zwangsläufig einstellen müsste, wenn der Mensch sich irgendein Gut selbst zuschreiben und zugute halten wollte. Der Demütige sieht sich als Werk des Schöpfers und reicht alles verdiente Lob unmittelbar an ihn weiter, weil er sonst das Gefühl hätte, sich mit fremden Federn zu schmücken. Oder stimmt es nicht? Für ein schönes Bild verdient nicht die Leinwand Lob, sondern der Maler! Für schöne Musik verdienen nicht die Töne Lob, sondern der Komponist! Für einen schönen Krug verdient nicht der Ton Lob, sondern der Töpfer! Weil der Christ sich aber in genau demselben Sinne von seinem Schöpfer unterschieden weiß – darum kann er „demütig“ sein. Er findet in sich selbst nichts Gutes, abgesehen von dem, was Gott in ihn hineingelegt hat. Und wenn er für dieses „Hineinlegen“ auch dankbar ist, so wird er sich des Guten doch nicht in der Weise rühmen, als hätte er's selbst hervorgebracht. Nicht dem Beschenkten, sondern dem Schenkenden – Gott allein! – gebührt die Ehre. Und wer ihm diese Ehre lässt, der mag dann von den eigenen Leistungen viel oder wenig halten, er mag auch umjubelt werden, er bleibt doch demütig, weil er sich Leistungen und Erfolge nicht selbst zugute hält. Gelingt ihm Gutes, so ist es das Gute, das Gott durch ihn tut. Spricht er Wahrheit, so ist es die Wahrheit, die Gott durch ihn redet. Ist er anderen ein Segen, so ist es der Segen, den Gott durch ihn wirkt. In alledem ist der Mensch nur das Kabel – Gott ist der Strom. Und weil das Kabel ohne den Strom zu nichts nütze wäre, darum bleibt der Mensch, der sich als Kabel zu sehen gelernt hat, demütig im allerbesten Sinne.

Das hat dann rein gar nichts zu tun mit einer albernen Selbstverachtung. Und es bedeutet auch nicht, dass man an der eigenen Person schlecht machen müsste, was gut ist. Ein demütiger Mensch kann sehr selbstbewusst sein! Doch unvereinbar ist Demut mit dem törichten Stolz derer, die meinen, sie seien ihres Glückes Schmied gewesen. Denn ein Mensch kann sein gottloses Denken kaum deutlicher verraten, als wenn er sagt: „Ich habe mich selbst zu dem gemacht, was ich heute bin.“ Wer so redet, vergisst den, der ihm das Leben geschenkt hat – und raubt Gott die ihm gebührende Ehre. Die Momente der Bewahrung und des Erfolges in seiner Biografie reklamiert er für sich selbst. Er bemächtigt sich der ihm anvertrauten Gaben und gibt sie als sein Eigentum aus. Er hält sich zugute, was er ohne Gott nicht gekonnt hätte. Und er nimmt für sich in Anspruch, was ihm nicht gehört. Doch ist es ein Verdienst des Geschöpfes, wenn es hat, was der Schöpfer ihm gab? Ist denn einer mehr als was Gott ihm zu sein erlaubt? Was hast du, Mensch, das du nicht empfangen hast? Wenn du es aber empfangen hast, was rühmst du dich dann? Was rühmenswert ist an unserem Leben, das geht samt und sonders auf Gottes Konto. Darum: Wenn einer von Gott große Kraft geschenkt bekommt und damit Gutes tut, wenn einer eine schöne Stimme bekommt und damit Loblieder singt, oder wenn einer Verstand bekommt und damit die Unverständigen lehrt – dann ist das alles nicht mehr als dieser Menschen Pflicht und Schuldigkeit. Denn es bedeutet nicht mehr, als dass sie mit den Pfunden wuchern, die sie bekamen, um damit zu wuchern (vgl. Lk 19,11ff.). Keiner sollte meinen, Gott müsse ihm dafür dankbar sein! Vielmehr gilt das Umgekehrte: Wir sollten dankbar

sein, wenn Gott das Gute – das er auch ohne uns tun könnte! – durch uns tun will. Denn ein Kabel für Gottes Strom zu sein – das gehört zu dem Höchsten, was einem Menschen geschenkt werden kann. Wem solche Ehre aber zuteil wird, der rühme deswegen nicht sich, sondern rühme Gott – und übe sich im Blick auf die eigene Person in Demut: **„Aus sich nichts machen und andere gern für besser und höher achten, als man selber sein mag – das ist große Weisheit und Vollkommenheit. Und sähst du einen andern öffentlich sündigen oder einen schweren Fall tun; So halte dich deshalb nicht für besser als ihn. Denn sieh: Du weißt ja nicht, wie lange du selbst noch im Guten feststehen wirst. Gebrechlich sind wir alle, aber gebrechlicher als du sei in deinen Augen keiner.“** (Thomas von Kempen, +1471)

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Wahrhaftigkeit

Ich will mir erlauben, von einer ganz persönlichen Sehnsucht zu sprechen, die mich immer wieder bewegt – und die vielleicht mancher mit mir teilt. Denn ich sehne mich danach und wünschte mir, dass endlich einmal alles das wäre, was es zu sein scheint – und nichts mehr anders schiene, als es in Wahrheit ist. Merkwürdig, wird vielleicht mancher sagen: Wo ist das Problem? Man hat doch Augen im Kopf! Mich aber macht es regelrecht müde, dass die Welt voller Täuschungen ist, voller falscher Fassaden, voller Etikettenschwindel und voller Mogelpackungen. Denn bei allen Schwierigkeiten, die das Leben sowieso schon mit sich bringt, wird es noch doppelt und dreifach kompliziert dadurch, dass wir einander vorspiegeln und vorgaukeln, was nicht ist. Man hat manchmal den Eindruck, dass die Hälfte der Menschheit damit beschäftigt ist, Rauchbomben und Nebelkerzen zu werfen, während die andere Hälfte sich ständig durch Rauch und Nebel hindurchtasten muss. Wundert sich aber jemand darüber? Nein! Im Gegenteil: Es gilt als normal, dass der Mensch nie die volle Wahrheit sagt. Und es gilt als klug, dass er immer einen Teil seines Wissens für sich behält. Wer Masken trägt und jedem erzählt, was er hören will, gilt als geschickt. Der Ehrliche aber ist immer der Dumme, weil er preisgibt, was andere für sich behalten. Schließlich hat mein Gegner einen Vorteil davon, wenn er weiß, wo er dran ist!

Weil aber einer dem anderen diesen Vorteil nicht gönnt, lassen wir einander im Dunkeln tapen, bluffen, täuschen und desinformieren, wenden große Intelligenz auf, um Scheinwelten zu errichten, und brauchen dann noch einmal so viel Intelligenz, um die Scheinwelten der anderen zu durchschauen. Wer aber noch nicht erlebt hat, wieviel geistige Energie dabei verschwendet wird, der versuche nur einmal ein Auto zu kaufen oder eine Versicherung abzuschließen. Meinen sie, dass sie einen Gebrauchtwagenhändler finden, der einfach die Fakten auf den Tisch legt – ohne die halbe Wahrheit zu verschweigen? Kennen sie eine Krankenversicherung, die so ist, wie ihr Werbematerial es verspricht? Gibt es Pharmafirmen, die freiwillig über die Nebenwirkungen ihrer Produkte Auskunft geben? Gibt es Stellenbewerber, die offen über ihre Schwächen reden? Werden irgendwo öffentliche Aufträge vergeben, ohne dass es im Hintergrund Absprachen gab? Hat je ein Radsportler die Tour de France gewonnen ohne gedopte zu sein? Haben sie je eine Pauschalreise gebucht, bei der das Hotel wirklich den Angaben im Prospekt entsprach? Nein?

Vielleicht sagen sie: Das ist normal! Die Welt ist voller Blender! Die Welt will belogen sein! Doch ich meine, es ist eine schlimme Normalität, die den Menschen zum Argwohn und zum Misstrauen erzieht, weil am Ende nichts mehr ist, was es zu sein scheint. Sie meinen, sie sähen ein Eichenmöbel – und doch ist es nur furniertes Sperrholz. Sie meinen, sie greifen nach einer Türklinke aus Metall – und doch ist es verchromtes Plastik. Sie meinen, sie äßen eine Bratwurst – und doch weiß keiner, was wirklich drin ist. Sie bewundern einen Parkettboden – und in Wahrheit ist es Laminat. Sie meinen, sie tranken Wein – aber was sie schmecken sind nur künstliche Aromen. Sie kaufen ein schwedisches Auto – und 95% der Teile kommen aus Japan. Ja, selbst die Kerzen, die in den Friedhofskapellen brennen, sind keine echten Kerzen mehr, sondern sind bloß Öllampen, die wie Kerzen aussehen. Das Blumengesteck im Restaurant ist aus Kunststoff. Die angebliche Live-Musik ist Playback. Die Meeresbrise kommt aus der Klimaanlage. Und wenn man bei manchen Damen das Make-up aus dem Gesicht nähme, die Perücke vom Kopf, und das Silikon aus dem Körper – so bliebe auch von deren Herrlichkeit nicht viel übrig. Ja, fragt man sich: Warum ist das so? Muss das sein? Ist denn diese Welt so schrecklich, dass wir sie ungeschminkt nicht ertragen? Ist uns eine hübsche Lüge wirklich lie-

ber als die nackte Wahrheit? Erscheint uns die Illusion am Ende reizvoller als die Realität?

Mir ist es jedenfalls zuwider. Und ich wünschte mir eine Welt, in der alles genau das ist, was es zu sein scheint – und ich wünschte mir Menschen, die sich genau so geben, wie sie sind. Ich meine, die Männer sollten sich ihre Angebereien sparen, das ewige Großtun und Prahlen. Und die Frauen sollten sich mit der Schönheit bescheiden, die Gott ihnen gegeben hat. Denn wenn wir uns an ungefärbte Ehrlichkeit gewöhnten, dann dürften die Kleinen endlich klein, und die Großen dürften groß sein – und keiner müsste sich mehr verbiegen, um etwas vorzustellen, was er nicht ist. Warum aber geht das nicht? Was hindert uns, in dieser Weise ehrlich und wahrhaftig zu leben? Liegt es daran, dass stets einer den anderen übervorteilen und übertrumpfen will? Liegt es an Neid, Konkurrenz und Missgunst, dass einer den anderen belauert, um seine Schwachstellen auszukundschaften? Zwingen uns die anderen zum Tarnen und Täuschen?

Das ist sicherlich ein Grund. Wissen ist Macht – und wer viel über mich weiß, hat damit auch Macht über mich. Ich muss damit rechnen, dass er meine Offenheit missbraucht. Doch gibt es noch einen zweiten Grund für das große Versteckspiel. Und der liegt darin, dass ein ehrliches und wahrhaftiges Leben, Blößen aufdecken würde, die wir nicht nur vor anderen, sondern auch vor uns selber verbergen. Mit anderen Worten: Wir wollen uns nicht geben, wie wir wirklich sind, weil wir wissen, dass wir so, wie wir sind, nicht in Ordnung sind. Wir sind mit uns selbst nicht im Reinen. Kehrtun wir unser Inneres nach Außen, so müssten wir uns schämen, wir müssten Spott ertragen – und vielleicht auch den Zorn der anderen. Und darum machen wir uns selbst etwas vor, und den anderen erst recht, zeigen nach außen ein breites Lächeln – und weinen doch heimlich in uns hinein. Wir sehen unserer inneren Unordnung, sehen zugleich die Gier der anderen, unsere innere Unordnung auszunutzen – und in beidem offenbart sich das ganze Elend der menschlichen Natur. Wenn man das aber erkennt und die Gaukeleien von Herzen leid ist, kann man dann etwas tun? Ist ein Kraut gewachsen gegen das große Lügenspiel?

Ja, durchaus. Ich meine, dass wir uns mit diesem hässlichen Zustand nicht abfinden müssen. Denn der christliche Glaube kann uns zu einer echten Ehrlichkeit befreien, die nicht bloß in wahrheitsgemäßer Rede besteht, sondern in einer wahrhaftigen Lebenshaltung. Und diese Ehrlichkeit wirkt auf den Rest der Welt entwaffnend. Wenn ich nämlich akzeptiert habe, was ich in Gottes Augen bin – wenn ich vor Gott die Karten aufgedeckt habe, wenn Gott tief in mein Herz hineingeschaut, die Unordnung gesehen, und mich trotzdem nicht verworfen hat – bitte, wem muss ich dann noch etwas vormachen? Habe ich erst einmal Gnade gefunden vor Gottes Augen, muss ich dann das Urteil meiner Nachbarn noch fürchten? Nein. Denn der Glaube ist der Weg, wie ein Mensch mit Gott ins Reine kommt. Ist er aber mit Gott im Reinen, der ihn durchschaut und trotzdem liebt, so vermag dieser Mensch auch sich selbst mit all seinen Brüchen und Unvollkommenheiten anzunehmen. Er erträgt dann schonungslose Klarheit, auch wenn sie wirklich weh tut, weil er sich trotzdem von Gott angenommen weiß. Wer sich aber angenommen weiß und sich selbst annehmen kann – wozu müsste der sich noch verstellen?

Verstellt er sich aber nicht, wer könnte ihn dann entlarven? Das ist dann nicht mehr möglich, denn Ehrlichkeit entwaffnet. Wer nicht lügt, der kann auch keiner Lüge überführt werden. Wer sich nicht vor den anderen aufbläst, muss nicht fürchten, dass jemand die Luft raus lässt. Wer zu seinen Schwächen steht, weil er von Gottes Vergebung lebt, der muss die Enthüllung seiner Schwäche nicht fürchten und ist eben damit dem Teufelskreis entkommen, weil er künftig einfach sein darf, was er ist. „Ja!“, darf er den Spöttern zurufen, „ihr habt ja recht! Ich bin nicht größer als Gott mich gemacht hat, und bin viel weicher als ich sein sollte! Ja, ich bleibe zurück hinter dem Ziel, das Gott mir gesetzt hat, und bin der Geduld nicht wert, die er

an mich verwendet! Aber ich weiß es wenigstens, ich geb' es offen zu, und flüchte mich trotz allem zu Gottes großer Barmherzigkeit, die meine Schuld tilgt durch Jesu Leiden."

Wenn ein Mensch so redet und denkt – so ist er frei geworden: Er hat sich dann vom Jahrmarkt der Eitelkeiten verabschiedet, er spielt das närrische Spiel nicht mehr mit, er muss nicht mehr prahlen, prunken und blenden. Er darf sein, der er ist, und spürt, wie leicht ihm dadurch wird. Denn, wahrhaftig sein zu dürfen, durch und durch, das ist ein großes Geschenk. Es ist eine Gabe des Heiligen Geistes – es ist die Erfüllung des 8. Gebotes. Und ganz nebenbei ist solche Wahrhaftigkeit auch der Ursprung aller tieferen Weisheit. Denn unechte Menschen gibt es schon mehr als genug. Die sehen aus wie Eichenparkett – und sind doch nur Laminat. Sie scheinen zu blühen und zu duften – und sind doch bloß Plastikblumen. Sie geben sich als edler Wein – und sind doch nur gepanschter Fusel. Manche Menschen sind Fälschungen ihrer selbst, sind trübe Gewässer, aus denen niemand trinken kann – und merken es nicht einmal. Die Kinder Gottes aber dürfen anders sein. Darum gebe Gott, dass wir uns nie mit weniger zufrieden geben als mit einem Leben in der Wahrhaftigkeit, die da kommt aus dem Glauben.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Vergebung

Im Neuen Testament geht es oft um „Vergebung“. Vergebung ist uns geboten, Vergebung sollen wir üben und sollen dabei barmherzig sein, wie Gott auch uns gegenüber barmherzig ist. Denn schließlich hat uns Jesus im Vaterunser gelehrt, das eine mit dem anderen zu verknüpfen: **„Vergib uns unsere Schuld...“**; beten wir, **„...wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“** Gott ist freudig bereit, uns zu vergeben wie dem verlorenen Sohn, als er nach Hause kam. Aber daraus folgt dann, dass wir solche Freundlichkeit und Milde auch weiterzugeben haben an die, die uns etwas schulden. Denn man kann nicht für die eigene Person von Gottes Vergebung leben – und gleichzeitig anderen genau diese Vergebung verweigern. Versöhnt mich Gott mit ihm, so kann er erwarten, dass ich auch meinem Mitmenschen die Hand zur Versöhnung reiche. Und das verpflichtet Christen, der Weisung Jesu zu folgen, der auf die Frage des Petrus, wie oft er denn seinem Bruder vergeben müsse – ob sieben mal genug sein? – antwortete: Nein, siebenzig mal sieben mal solle er vergeben! So könnte man also meinen, wir wären mit dem Thema schnell fertig, weil offenkundig ist, was von uns erwartet wird. Und doch tun sich Probleme auf. Denn zum einen regen sich moralische Bedenken: Man fragt sich, ob es wirklich eine gute Idee ist, jedem Schuft alles von vornherein zu vergeben. Wo bleibt da die Gerechtigkeit? Und zum anderen kann der Vorgang der Vergebung ganz verschieden aufgefasst werden. Wenn ich nämlich jemand von seiner Schuld befreien will, kann ich das auf zweierlei Weise tun. Ich kann dem Betroffenen entweder die Konfrontation mit seiner Schuld ersparen und großzügig darüber hinwegsehen als wäre nichts gewesen. Oder ich kann ihn mit seiner Tat konfrontieren und sie ihm erst dann, wenn er sie bereut hat, ausdrücklich verzeihen. Und dass das einen großen Unterschied macht, weiß jeder, der sich noch an seine Kindheit erinnert. Nehmen wir an, ein Kind hätte beim wilden Ballspielen im Garten ein Blumenbeet zertrampelt. Nehmen wir an, es sei ihm vorher verboten worden, gerade dort beim Blumenbeet Fußball zu spielen. Wenn die Eltern nun entdecken, dass das Kind die getroffene Vereinbarung ignoriert und das Beet ruiniert hat, was sollen sie dann tun? Sollen sie beide Augen zudrücken und das Ganze mit Schweigen übergehen, um dem Kind die Peinlichkeit des Ertapptwerdens zu ersparen? Ist es das, was christliche Milde und Vergebungsbereitschaft von uns fordert, ist das Barmherzigkeit, den Schaden großzügig zu ignorieren? Oder sollen die Eltern das Kind zur Rede stellen, ihm den angerichteten Schaden vorhalten, Einsicht, Schuldbewusstsein und Reue wecken, um dem Kind erst danach zu verzeihen? Entspricht also das eher der christlichen Milde und Vergebungsbereitschaft, wenn ich jemandem das Eingeständnis seines Fehlers erspare oder wenn ich seine Entschuldigung abwarte, um sie dann bereitwillig anzunehmen? Dass der Schuldige die erste Variante angenehmer findet, dürfte klar sein. Aber es besagt nicht viel. Denn habe ich etwas angestellt, ist es mir natürlich lieber, wenn der Geschädigte die Sache gar nicht erst anspricht. Ich komme dann um eine peinliche Situation herum, ich komme ungeschoren davon! Doch bleibt die Sache immer ein wenig unklar, weil ich ja nicht weiß, ob der Geschädigte meine Schandtät wirklich aus Freundlichkeit „übersehen“ hat, oder einfach, weil er zerstreut ist! Hat er’s aber gemerkt und schweigt trotzdem, so kann das entweder bedeuten, dass der Geschädigte tolerant und milde sein will, oder dass mein Verhalten in Wirklichkeit gar nicht so schlimm war, wie ich dachte. Ja: Wird mein Fehler mit Schweigen übergangen, war es vielleicht gar kein Fehler, oder der Geschädigte war zu dumm, um ihn zu bemerken, oder er wollte mich nicht bloßstellen, oder das Donnerwetter kommt erst später, oder auch gar nicht – viele Erklärungen sind möglich! Wenn ich aber nicht weiß, welche zutrifft, und nur dies erfahre, dass ich nicht zur Rechenschaft gezogen werde, so kann mich das ermutigen, die Untat zu

wiederholen. Stoße ich immer wieder auf Nachsicht, wird mein Unrechtsbewusstsein bald schwinden! Verfährt der Geschädigte hingegen anders und konfrontiert mich mit den Folgen meines Tuns, um mir erst dann zu verzeihen, wenn ich Einsicht zeige und Besserung gelobe, so ist das im ersten Moment zwar unangenehmer, zugleich aber klarer und von höherem erzieherischem Wert. Denn es ist zwar peinlich, wenn mir der Geschädigte die zertretenen Blumen zeigt, wenn ich seine Traurigkeit, seinen Zorn und seine Enttäuschung aushalten muss! Aber zumindest habe ich dann die Gewissheit, dass der Andere die geltenden Regeln ernst nimmt. Ich gewinne Klarheit über seine Motive und Klarheit über die künftige Beziehung, denn nach erfolgter Versöhnung ist die Sache ja wirklich erledigt und ausgeräumt. So macht es einen gewaltigen Unterschied, ob ich das Gefühl habe, ich sei mit einem Fehlverhalten bloß irgendwie ungeschoren davongekommen, oder ob ich ertappt, überführt und nach reinigendem Gewitter begnadigt wurde. Es macht einen Unterschied, ob mein Handeln einfach „folgenlos“ bleibt, oder ob es mir ausdrücklich verziehen wird. Und ich glaube, man muss nicht lange überlegen, um zu erkennen, dass Letzteres die sinnvollere Variante ist. Ja, allein das zweite Verfahren kann uns als Muster dienen für Vergebung im christlichen Sinne. Denn wenn man stillschweigend über die Dinge hinwegsieht und Fünfe gerade sein lässt, mag das zwar bequemer sein – es erspart beiden Seiten die Auseinandersetzung. Aber es läuft darauf hinaus, dass die vereinbarte Norm relativiert und faktisch außer Kraft gesetzt wird. Einfach wegzuschauen, wenn jemand falsch handelt, und sein Unrecht damit still zu dulden, hat in Wahrheit nichts mit Nächstenliebe zu tun – auch nicht mit Barmherzigkeit, Milde oder Toleranz –, sondern viel eher mit Bequemlichkeit. Ja, wenn wir Regelverletzungen einfach hinnehmen und lieber wegschauen als zu protestieren, dann sind wir nicht liberal oder großzügig, sondern demonstrieren bloß, dass wir zu gleichgültig sind, um die Einhaltung der Regeln einzufordern. Wir scheuen den Konflikt und nennen das vielleicht „Milde“. Doch mit Vergebung im christlichen Sinne hat solche Nachgiebigkeit nicht das Geringste zu tun. Denn Vergebung im christlichen Sinne setzt voraus, dass es etwas zu vergeben gibt – und dass beide Seiten darum wissen.

Oder ist es etwa zwischen Gott und den Menschen anders? Besteht etwa Gottes Liebe und Vergebungsbereitschaft darin, dass er wegschaut und beide Augen zudrückt, Fünfe gerade sein lässt und so tut, als wäre nichts gewesen? Oder meinen sie, dass Gott denen Vergebung nachwirft, die ihn um diese Vergebung gar nicht bitten? Meinen sie, es könnte jemand vergeben werden, was er gar nicht für Schuld hält, sondern für sein gutes Recht? Meinen sie, das große Angebot der Sündenvergebung sollte den Ernst menschlicher Schuld überspielen oder Gottes Gesetz relativieren? Wahrlich, nein – so ist das nicht! Und es ist wichtig, sich das klar zu machen. Denn was wir von Gott erwarten dürfen ist Liebe, was wir aber nicht von ihm erwarten sollten ist Nachgiebigkeit. Und beides zu unterscheiden, ist fundamental wichtig. Denn wenn wir Gottes Vergebungsbereitschaft an diesem Punkt missverstehen, als ein Wegschauen oder als eine Schwäche, so als ob Gott „das mit den Zehn Geboten“ mal nicht so „eng“ sehen wollte, dann werden wir Gott selbst missverstehen. Wenn das Neue Testament sagt, dass Gott Liebe ist, dann heißt das beileibe nicht, er sei nachgiebig. Und wenn das Neue Testament sagt, dass Gott „Barmherzigkeit“ übt, heißt das nicht, er nehme Sünde auf die leichte Schulter. Vielmehr ist Gottes Gnade niemals Gnade ohne Gericht, sondern immer Gnade im Gericht. Seine Liebe ist niemals Liebe ohne Strenge, sondern immer Liebe inmitten der Strenge. Und Gottes Normen werden dadurch, dass er vergibt, auch nicht ermäßigt, sondern werden gerade durch diese Vergebung unterstrichen und bekräftigt, weil Vergebung ja nur dort nötig und möglich ist, wo Normen in Geltung stehen.

Gott ist nicht der gute Onkel, dem die Kinder sein Blumenbeet verwüsten, und der aus lauter

Nettigkeit darüber hinwegsieht, damit sie ihn weiter für einen guten Onkel halten. Gott hat nicht die Absicht, uns Einsicht und Reue zu ersparen – und er will gewiss nicht vergeben, wo wir uns ihm gegenüber im Recht wännen. Er wird nicht vergeben, wo das nicht erbeten wird. Und er wird nicht den Spöttern eine Vergebung hinterherwerfen, die sie gar nicht für nötig halten. Gott leidet nicht unter dem Zwang, allem und jedem ungefragt und pauschal vergeben zu müssen. Sondern seine Gnade besteht darin, dass er die, die zerbrochenen Herzens und schuldbewusst nach Hause kommen wie der verlorene Sohn, mit Freuden aufnimmt und ihnen inneren Frieden schenkt durch sein herzliches Verzeihen. Gottes Gnade gilt denen, die wissen, dass sie der Gnade bedürfen, nämlich den Mühseligen und Beladenen. Seine Gnade geht die Stolzen nichts an, sondern nur die Gescheiterten. Und allein darin liegt dann auch die Norm und das Vorbild für die Vergebung, die wir praktizieren sollen. Denn auch wir müssen nicht im Voraus denen vergeben, die an uns schuldig werden und sich dabei noch im Recht fühlen. Auch wir müssen niemandem Vergebung hinterherwerfen, der sie gar nicht haben will und der sich darüber totlacht. Es ist nicht prinzipiell christlich, nachgiebig zu sein! Aber dem freilich, der Vergebung ehrlichen Herzens erbittet, dem können wir sie als Christen nicht verweigern – auch wenn er sieben mal sieben mal, uns gegenüber schuldig wird. Wehe uns, wenn wir dem nicht verzeihen wollten, wie Christus uns verziehen hat! Der Spötter aber, der von uns verlangt, im Namen der Liebe seine freches Treiben zu übersehen oder mit Nachsicht zu bemänteln, hat das Evangelium schlicht nicht verstanden. Wenn so einer meint, Jesus habe Gottes Gebote locker genommen, dann kennt er einfach Jesus nicht, und muss auf seinen Irrtum hingewiesen werden! Doch wo ein Mensch sein Scheitern erkennt und bekennt, da haben wir ihm freudig zu vergeben, und haben ihn anzunehmen, wie Christus auch uns angenommen hat. Wo es einem Leid tut, haben wir kein Recht nachtragend zu sein, sondern sollten uns beeilen, diese Last der Schuld von seinen Schultern zu nehmen und ihn als unseren Bruder zu umarmen. Doch seiner Einsicht vorzugreifen, indem wir eifertig etwas vergeben, worin der Schuldige gar keine Schuld sieht – das ist Unfug und wird ihn bloß ermutigen, so weiter zu machen.

Es gibt also zweierlei Vergebung. Es gibt eine Vergebung, durch die die verletzte Norm gleichgültigt wird, weil Opfer und Täter gemeinsam so tun, als wäre nichts passiert. Es gibt aber auch eine Vergebung, die die verletzte Norm bekräftigt und ihre Gültigkeit bestätigt, weil die Verfehlung beim Namen genannt und nach schmerzlicher Klärung verziehen wird. Nur dies letzte verdient, Vergebung genannt zu werden. Und nur dies ist christlich. Denn nur dies entspricht der Vergebung, die wir von Gott erfahren. Es gibt nämlich auch bei Gott keine Gnade am Gericht vorbei, sondern nur Gnade im Gericht. Es gibt auch bei ihm keine Versöhnung auf Kosten der Wahrheit, sondern immer nur Versöhnung auf der Grundlage der Wahrheit. Es gibt bei Gott keinen Frieden auf Kosten der Gerechtigkeit, sondern nur Frieden in Gerechtigkeit. Dass wir es aber darin genauso halten wie er – dazu helfe uns unser Gott...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Sexualität

Es gibt kaum einen Bereich, in dem Glanz und Elend so eng beieinanderliegen, wie in der Sexualität. Denn Gott hat den sexuellen Drang mit großer Kraft versehen. Die ermöglicht hohen Flug – und entsprechend tiefen Absturz. Der Grund liegt aber einfach darin, dass der Schöpfer das Leben bejaht. Er will, dass es sich stets erneuert. Und er beteiligt Menschen an dieser immer neuen Schöpfung, indem er sie befähigt Kinder zu zeugen.

Gott legt diese Macht nicht in die Hand des Einzelnen, sondern nur in die des Paares. Und damit jeder merkt, worum es geht, lässt er zwischen Mann und Frau die Funken sprühen. Der Mann allein genügt sich nicht. Und die Frau allein ebenso wenig! Getrennt laufen sie herum wie die Hälften eines Ganzen, das sich noch nicht gefunden hat. Und wenn's dabei bleibt, sind sie sehr zu bedauern. Denn zum Schmoren im eigenen Saft, zu Vereinzeln und Selbstbezug sind wir Menschen nicht geschaffen. Gott mutet uns zu, aufeinander angewiesen zu sein, damit wir lernen, füreinander da zu sein. Und so ist es kein Zufall, sondern Absicht, dass wir uns geschlechtliche „Selbstverwirklichung“ nicht selbst geben oder nehmen können, sondern dazu den Gegenpol des anderen Geschlechts brauchen.

Erst in der Paarbeziehung findet ein Mensch beim anderen Menschen zu sich selbst, findet seine Entsprechung und seine Ergänzung in dem, was er selbst gerade nicht ist. Und gelingt die Vereinigung, wird sie nicht nur oberflächlich als „lustvoll“, sondern in einem tieferen Sinne als „erfüllend“ erlebt, weil darin ein wesentlicher Teil unserer Bestimmung liegt. Wer diesen Teil nicht leben kann, vermisst viel! Denn mit dem Mann-Sein ist ohne Frau genauso wenig anzufangen wie umgekehrt.

Die Anziehungskraft zwischen den Geschlechtern ist von gottgewollter Kraft. Ihre Vitalität lässt erkennen, mit welcher Dynamik Gott das Leben will. Und „falsch“ ist daran erst mal gar nichts. Denn die Faszination, mit der ein Geschlecht auf das andere schaut, ist schließlich Begeisterung für ein vortreffliches Werk Gottes! Sexualität gehört zu den guten Gaben des Schöpfers. Und als solche ist sie zunächst nicht problematischer als irgendein anderer Aspekt der Schöpfung, sondern ist uns – genau wie alle anderen – zum freudigen und segensreichen Gebrauch geschenkt.

Nur: warum sehen wir davon so wenig? Warum verbindet sich gelebte Sexualität so oft mit Not und Scham, Unglück und Gewalt, Untreue und Eifersucht, Missbrauch und Abhängigkeit? Es liegt daran, dass dieser Teil der Schöpfung (genau wie jeder andere!) in den Sündenfall hineingezogen und dadurch korrumpiert wurde. Von allem Guten, das Gott geschaffen hat, versucht sein Gegner einen bösen Gebrauch zu machen. Und er tut das im Miteinander der Geschlechter so erfolgreich, weil die besonders hohen Energien, die da wirken, abgelöst vom guten Willen des Schöpfers auch besonders gefährlich sind.

Für sich genommen sind sie weder gut noch schlecht. Je nach Gebrauch können sie aber sehr gute oder sehr schlechte Wirkungen haben. Und daraus ergibt sich die dringliche Frage, was denn der „gute Gebrauch“ des Sexuellen ist, und was der „Missbrauch“.

Nun fehlt es diesbezüglich nicht an Meinungen. Denn der Eine meint zu wissen, was sexuell „natürlich“ und was „unnatürlich“ ist. Der Andere ist überzeugt, dass nichts falsch sein kann, was im Namen der Liebe geschieht. Und der Dritte denkt, dass jeder starke Drang verdient ausgelebt zu werden. Im Meinungsstreit zeigt sich schnell, dass es zu ethischen Fragen keinen „weltanschaulich neutralen“ Zugang gibt: jeder urteilt mit Hilfe von Wertmaßstäben, die er voraussetzt, ohne ihre Geltung anderen zwingend demonstrieren zu können. Doch fördert es das Gespräch, wenn alle Beteiligten ihre Voraussetzungen offenlegen. Und bei Christen be-

ginnt das wahrscheinlich damit, dass sie (der Logik ihres Glaubens folgend) die Bibel aufschlagen und nach der Absicht dessen fragen, der den sexuellen Drang schuf. Sein Wille ist die verbindliche Norm christlichen Handelns. Was ist also Gottes ursprüngliches Ziel, von dem gelebte Sexualität so oft leidvoll abkommt? Was hatte Gott im Sinn, als er im Menschen diesen Sturm entfesselte?

Die Bibel lässt da keinen Zweifel: Der Schöpfer will, dass Mann und Frau zusammenkommen, dass sie beieinander Hilfe, Freude und Ergänzung finden, dass einer für die Bedürfnisse des anderen da ist, und sie sich in der Ehe zu jener verbindlichen Einheit zusammenschließen, die Gott mit Kindern segnen möchte – und die dann (schon um dieser Kinder willen) in lebenslanger Treue zu leben ist, bis der Tod das Paar scheidet.

Mit anderen Worten: Die große Anziehung, die zwischen Mann und Frau waltet, hat ihr Ziel nicht in der kurzfristigen Lust, sondern in der langfristigen Bindung. Gott gönnt uns zwar auch den verliebten Rausch. Aber der soll sich auf lange Sicht zur ehelichen Liebe veredeln, damit aus freudiger Vitalität und Vertrautheit neues Leben erwächst, das Segen empfängt und zugleich ein Segen ist, weil ein Mensch, der Kinder hat, im großen Roman des Lebens kein Endpunkt mehr ist, sondern ein auf Fortsetzung verweisender Doppelpunkt. Eltern dürfen als Bindeglieder in der Kette der Generationen den unvermeidlichen Verbrauch ihrer Lebenskraft als sinnvoll erfahren. Denn genau so ist der Mensch von Gott gedacht, dass er in der Generationenfolge nimmt und gibt, Kräfte aus der einen Richtung empfängt und sie in die andere Richtung weiterreicht. Es tut dem Einzelnen nicht gut, wenn er sich ohne Not aus dieser Ordnung ausklinkt. Es tut ihm aber sehr gut, in der Ordnung seine Rolle, und in der Rolle Erfüllung zu finden. Denn jene, die im Alter ohne Familie sind, beneidet so schnell keiner...

Es geht hier zum Glück nicht um ein lebensfremdes Ideal, das man jungen Leuten erst mühsam vermitteln müsste, sondern um eines, das sie von selbst erstreben, sobald sie positive Beispiele vor Augen haben. Jugendliche, die in funktionierenden Familien aufgewachsen sind, haben ganz von selbst den Wunsch, Familien zu gründen. Und wenn sie gute Eltern hatten, reizt sie der Gedanke, selbst einmal Eltern zu werden. Haben sie erlebt, wie Vater und Mutter in schwerer Zeit zusammenhielten, wünschen sie sich auch so einen Lebenspartner, auf den man sich unbedingt verlassen kann. Und spätestens in der Pubertät ahnen sie, wie gut es ist, wenn man wenigstens vor einem Menschen keine Masken tragen muss, sondern vor diesem einen „die Hüllen fallen lassen kann“ ohne Verletzungen fürchten zu müssen.

Hört man über die coolen Sprüche hinweg, wollen die meisten nur bei einem verlässlichen Partner gut beheimatet sein. Und solche Beheimatung ist genau das, was Gott ihnen auch gönnt und schenken will: Gott gönnt ihnen eine Liebe, die nicht nur ein paar Nächte hält, sondern ein Leben lang. Und diese biblische Zielvorgabe deckt sich durchaus mit dem Wunsch der Liebenden. Denn wenn Liebe echt ist, will sie mit dem Partner alt werden. Und wenn sie das nicht will, ist sie nicht echt...

Haben wir damit Gottes Intention umrissen, steht auch schon der Maßstab fest, an dem gelebte Sexualität zu messen ist. Denn unter der Voraussetzung einer positiven Höchstgeltung der Ehe ergibt sich von selbst, dass anderen sexuellen Praktiken nicht der gleiche Wert zukommt. So hat es der Schöpfer offenkundig nicht gemeint, dass ein Mensch seine Bedürfnisse am Körper des anderen abreagiert, und die beiden – nachdem sie sich gegenseitig „benutzt“ haben – wieder ihrer Wege gehen. Gemessen am gottgewollten Ziel ist das (gelinde gesagt) „defizitär“. Und andere Spielarten des Sexuellen lassen sich im Vergleich mit einer gelingenden Ehe kaum positiver bewerten. Gegen Selbstbefriedigung spricht zwar kein biblisches Gebot, es fehlt ihr aber der Bezug zum Partner. Und Pornografie ist kein Ersatz dafür. Prostitution ermöglicht Triebabfuhr, verselbständigt damit aber das Sexuelle jenseits der ehelichen Vertrauensbezie-

hung, die der Freier nicht hat, nicht will, oder durch den gekauften Sex zerstört. Und die sogenannte „freie Liebe“ verwandelt das, was Gott geheiligt wissen will, in eine unverbindliche Freizeitbeschäftigung ohne tiefere Bedeutung.

Aber wenn es doch Liebe ist? Wenn es ein natürlicher Drang ist? Oder: wenn es einfach nur Spaß machen soll? Ich will auf die drei Fragen in dieser Reihenfolge eingehen.

LIEBE?

Zunächst ist festzustellen, dass nicht alles gut und erlaubt ist, nur weil jemand meint, es aus „Liebe“ zu tun. Das Wort „Liebe“ scheint zwar alles zu adeln, was im Namen der Liebe geschieht. Und weil das Neue Testament sagt, Gott sei „Liebe“, folgert mancher, alle Liebe sei darum auch schon göttlich und himmlisch legitimiert. Doch die erotische Liebe, von der da so viel geredet und gesungen wird, ist durchaus nicht das, was das Neue Testament Liebe („Agape“) nennt, sondern es handelt sich meist nur um eine romantisch überhöhte und verklärte Form der Begierde. Da „liebt“ einer den anderen in demselben Sinne, wie er den Erdbeerkuchen „liebt“, den er essen möchte. Er „liebt“ ihn wegen des Genusses, den der Konsum bereitet, hat es einzig auf die Steigerung des eigenen Lebensgefühls abgesehen – und bleibt darum innerlich ganz bei sich selbst. Er liebt das Gegenüber nicht um seiner selbst willen, sondern allein für das, was es ihm „bringt“. Und diesen Wunsch (jemanden zu konsumieren, zu genießen und zu „vernaschen“) sollte man besser nicht „Liebe“ nennen, sondern „Begehren“. Denn mag solches Begehren auch heftig sein, so ist es doch nichts Großes oder Ehrwürdiges, sondern etwas sehr Gewöhnliches. Wenn der Begehrende dann aber ungläubig fragt „Kann denn Liebe Sünde sein?“, dann muss man ihm antworten: „Na, klar!“ Denn die Begierde, die einer verspürt, verleiht ihm keinerlei Recht, sondern sollte eher zur Vorsicht mahnen, weil fast jede Sünde mit irgendeiner Art von Begierde beginnt. Es gibt kaum ein Verbrechen, das nicht schon (vorgeblich oder wirklich) „aus Liebe“ begangen wurde! Der Begriff ist daher viel zu diffus und dehnbar, als dass man ihn als Maßstab in sexualethischen Fragen gebrauchen könnte...

NATUR?

Aber kann es falsch sein, wenn ein Mensch seinen natürlichen Neigungen folgt? Kann es gesund sein, den natürlichen Bedürfnissen Gewalt anzutun, statt frei zu entfalten, was im Menschen liegt? Der Einwand ist populär, weil viele Menschen davon träumen „im Einklang mit der Natur“ zu leben. Sie meinen, das „Natürliche“ könne niemals falsch sein. Sie unterstellen, Gott habe sie doch mit dieser oder jener Neigung geschaffen – und also müsse es auch gut sein, sie auszuleben. Doch wird dabei vergessen, dass vom gegebenen Zustand der Welt und des Menschen nicht auf ihre ursprüngliche Bestimmung geschlossen werden kann. Die ursprüngliche Natur, die Gott schuf und ausdrücklich für gut befand, kennen wir gar nicht, denn sie wurde durch den Sündenfall entstellt. Und die heute vorfindliche Welt ist darum auch kein unmittelbarer Ausdruck des göttlichen Willens, sondern als „gefallenen Schöpfung“ eine schwer zu durchschauende Mischung aus „Gottes Werk“ und „Teufels Beitrag“.

Nicht alles, was darin biologisch „gegeben“ ist (und darum „natürlich“ im Sinne von „normal“ erscheint), ist deswegen auch schon ethisch „gut“. Denn das Faktische in dieser Welt ist niemals normativ. Aus einem gegebenen Zustand lässt sich nur ableiten, was ist – und nicht, was sein sollte. Darum mag es zwar stimmen, dass manchen Menschen problematische sexuelle Neigungen „angeboren“ sind. Es folgt daraus aber nicht, dass sie schon deshalb „gut“ wären, und ausgelebt werden sollten. Vielmehr erwartet Gott von solchen Menschen, dass sie das Problematische an ihren Neigungen erkennen, damit ringen und in dieser Prüfung ihren Glau-

ben bewähren. Der Mensch darf ja auch sonst nicht alles, wozu ihn seine „Natur“ drängt! Nicht jede Möglichkeit, die von Geburt an in mir liegt, ist wert „entfaltet“ zu werden. Viele dieser Möglichkeiten verdienen verworfen zu werden. Was hilft also in ethischen Fragen der Hinweis auf die „Natur“? Nach christlicher Überzeugung befindet sich die menschliche Natur nicht in ihrem Urzustand, sondern ist schwer korrumpiert. Und in dieser „kranken“ Verfassung kann sie kein verlässlicher Maßstab der ethischen Orientierung sein.

SPASS?

Warum soll es aber verboten sein, die Lust um der Lust willen anzustreben? Was ist falsch am „Spaßprinzip“? Man sollte sich über diese Frage nicht empören. Denn sexuelle Enthaltung bedeutet für junge und gesunde Menschen große „Unlust“. Und es ist schwer zu verstehen, warum man die nicht vermeiden soll, wenn's doch – dank effektiver Verhütung – ohne Folgen bleibt. Bei allem Verständnis ist dann aber doch eine unverblümete Antwort zu geben:

Wer sich wirklich vom Spaßprinzip leiten lässt, taugt nicht zum Vater, nicht zur Mutter und noch nicht mal zum Lebenspartner. Denn der Lustgewinn ist kurz – und das Familienleben lang. Wer Unlust nicht aushalten kann, ist als Partner unzuverlässig und als Elternteil nicht zu gebrauchen. Wenn er ständig Spaß braucht, um sich zu motivieren, sollte er besser keine Kinder haben. Denn die kosten Kraft, Nerven und Zeit – und verdrängen damit eine Menge anderer, viel „spaßigerer“ Beschäftigungen.

Natürlich „lohnt“ sich dieser Verzicht in einem tieferen Sinne! Aber wer sich früh daran gewöhnt, Unlust aus dem Wege zu gehen, wird nicht lang genug durchhalten, um den Lohn zu empfangen: vorher flieht er aus einer Beziehung in die nächste, bindet sich um des Kitzels willen und trennt sich, weil der Kitzel geschwunden ist, bleibt in dieser Hinsicht aber stets ein Kind. Und wie sollte der Kinder erziehen, der sich selbst weigert erwachsen zu werden?

Es gibt überhaupt keine kulturelle Leistung ohne die Fähigkeit zum Triebaufschub. Keine Firma, keine Armee, kein Krankenhaus kann nach dem Lustprinzip funktionieren. Und ein gelingendes Familienleben ist in dieser Hinsicht die Königsdisziplin. Wer die Lust zum Prinzip erhebt, kann für seine Familie nie eine verlässliche Stütze sein. Und so liegt es auf der Hand, dass „Spaß“ als Maßstab ethischer Orientierung noch weniger taugt als „Liebe“ oder „Natur“. Diese Begriffe sind zu unscharf, als dass sie uns helfen könnten.

Wenn man aber trotzdem wissen will, was im Sexualleben „gut“ oder „schlecht“ ist? Als Christ kann man sich erneut der Bibel zuwenden. Denn die leitet ihre Maßstäbe nicht von „natürlichen“ Gegebenheiten ab, sondern von „geistlichen“. Die geistliche Wesensbestimmung eines Christen ist aber, dass er durch seine Taufe ein Glied am Leib Christi geworden ist. Christen sind in Christus regelrecht „hineingetauft“! Mit Körper, Geist und Seele gehören sie so sehr zu ihm, dass die Teilhabe an Christus sie rechtfertigt und heiligt. Sie sind Christus „übereignet“ und sollen diesem geistlichen Tatbestand in ihrem äußeren Leben entsprechen. Christen sind bestimmt, das Reich Gottes zu erben, und haben darum ein ureigenes Interesse, alles abzulegen, was für Gottes Reich nicht taugt. Sie sind mit Gottes Geist beschenkt und sollen diesem Geist gemäß handeln, damit die Glieder am Leib Christi nichts tun, was dem Haupt widerstrebt.

Natürlich sind auch Christen zeitlebens „in“ der Welt. Aber sie sind nicht „von“ der Welt. Sie leben „im Fleisch“, sollen aber nicht „fleischlich“ leben, sondern „geistlich“. Und infolgedessen gibt es keinen Lebensbereich, der von der Herrschaft Christi auszunehmen und „eigenen“ Gesetzmäßigkeiten zu überlassen wäre. Christ-Sein spielt sich nicht nur im Kopf ab! Es schließt den ganzen Menschen ein, der auch nach seiner leiblichen Seite Gott übereignet ist,

um Wohnung und Tempel des Heiligen Geistes zu sein. Und darum sollen auch in seinem Geschlechtsleben keine „Dämonen“ spuken. Mit Worten des Paulus gesagt: *„So lasst nun die Sünde nicht herrschen in eurem sterblichen Leibe, und leistet seinen Begierden keinen Gehorsam. Auch gebt nicht der Sünde eure Glieder hin als Waffen der Ungerechtigkeit, sondern gebt euch selbst Gott hin, als solche, die tot waren und nun lebendig sind, und eure Glieder Gott als Waffen der Gerechtigkeit.“* (Röm 6,12–13)

Was heißt das konkret? Was kann man jungen Leuten raten, wenn sie in Bedrängnis kommen? Zunächst einmal sollten sie sich für jede Sexualität zu schade sein, die das Körperliche vom Seelischen trennt. Denn es ist nicht gut, wenn ich den Körper eines Menschen, dessen Seele mich nicht interessiert, zum Instrument meines Lustgewinns degradiere – oder den eigenen Körper von anderen entsprechend degradieren lasse. Auch wenn zwei sich darin einig sind, wird es davon nicht besser. Denn wenn sie übereinkommen, einander zur wechselseitigen Bedürfnisbefriedigung zu „benutzen“, trennen sie den leiblichen und den seelischen Aspekt, die in der Sexualität unbedingt zusammengehören. Es herrscht dann körperliche Intimität ohne menschliche Nähe. Und infolgedessen steht das Schamgefühl nicht mehr unter dem Schutz einer vertrauensvollen Beziehung. Sexualität ohne seelische Hingabe verkommt so zur Viechelei. Sie nimmt den Beteiligten die Würde. Und darum ist es ein guter Rat, den Charlie Chaplin seiner Tochter gab: „Dein nackter Körper sollte nur denen gehören, die auch deine nackte Seele lieben.“

Wenn sich zwei aber ernstlich und dauerhaft lieben? Auch denen darf man zunächst sagen, dass voreheliche Enthaltensamkeit kein Unglück ist. Niemand muss frühzeitig „Erfahrungen sammeln“, um für die Ehe vorbereitet zu sein. Denn es hat zwar seinen Reiz alles auszuprobieren – Pflicht ist es aber nicht. Und es tut auch nicht jedem so gut wie er denkt.

Wenn sie aber um keinen Preis warten wollen? Dann müssen sie sich darüber klar sein, dass Verhütung nie zu 100% sicher ist – und das Problem im Falle einer Schwangerschaft nicht auf Kosten des Kindes gelöst werden darf. Es ist unverantwortlich, ein ungeborenes Kind für die Verhütungsfehler der Eltern mit dem Leben bezahlen zu lassen. Abtreibung ist da keine legitime Option! Wird ein Kind aber geboren – so hat es selbstverständlich Anspruch darauf, bei seinem Vater und seiner Mutter in stabilen familiären Verhältnissen aufzuwachsen. Und das heißt wiederum: nur die sollten miteinander Verkehr haben, die im Zweifelsfall auch bereit sind, für ein gemeinsames Kind Verantwortung zu übernehmen und eine Familie zu gründen. Um das abschätzen zu können, müssen sie das nötige Alter haben und in einer längeren vertrauensvollen Beziehung stehen, die Grundlage einer gemeinsamen Zukunft sein könnte. Und das schließt dann unverbindlichen Sex genauso aus wie Geschlechtsverkehr in schnell wechselnden Partnerschaften...

Ist das nun typisch restriktiv und verklemmt – wie es viele Kritiker von christlicher Sexualethik erwarten? Wer dieses Vorurteil pflegen will, wird davon nicht abzubringen sein. Alle anderen können sich aber durch einen Blick in die Bibel davon überzeugen, dass die christlichen Grenzziehungen gerade nicht aus einer Geringschätzung des Geschlechtlichen herrühren, sondern – ganz im Gegenteil – aus einer besonderen Hochschätzung. Man lese nur einmal das Hohelied Salomos und dazu Hosea 1-3, Eph 5,32, Offb 19,7-9 oder Joh 3,29! An all diesen Stellen wird die Verbindung von Mann und Frau als Gleichnis herangezogen für die Verbindung Gottes mit seinem Volk, bzw. für die Verbindung Jesu Christi mit seiner Braut, der Kirche. Und es wäre höchst ungeschickt, wenn die Heilige Schrift dabei etwas Verächtliches als Bild des Höchsten gebrauchte! Was man geringschätzt, wäre nie „gleichnisfähig“ für das Heilige. Doch die Bibel schätzt das geschlechtliche Leben von Mann und Frau überaus hoch und adelt es,

indem sie es als Metapher für die höchsten geistlichen Zusammenhänge verwendet. Eben diese Hochachtung ist der Grund, weshalb die Bibel das geschlechtliche Leben durch Gebote schützt und reguliert.

Dass es aber auch anders geht – was beweist das schon? Natürlich kann man ein Tuch aus feinsten Seide benutzen, um tote Fische darin einzuwickeln. Natürlich kann man ein goldenes Gefäß verwenden, um darin einen Rettich zu kochen. Natürlich kann man mit einem handgeschmiedeten Schwert aus feinstem Stahl Brennholz hacken. Und doch wird, wer den wahren Wert dieser Dinge kennt, davor zurückschrecken. Sie sind einfach zu kostbar und zu schade, um – ihrer eigentlichen Bestimmung entfremdet – niederen Zwecken zu dienen. Und genau das geschieht, wenn man das Gottesgeschenk der Sexualität auf den Austausch von Körperflüssigkeiten reduziert und so vom Willen des Schöpfers löst. Dafür sollte uns Gottes großes Geschenk einfach zu schade sein!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Scham, Schande und Erröten

Haben sie ein ausgeprägtes Schamgefühl? Können sie noch so richtig rot werden? Möchten sie bei einer Blamage im Boden versinken? Oder ist ihnen schon gar nichts mehr peinlich? Keine Sorge – ich stelle die Frage nicht aus konkretem Anlass. Aber wichtig finde ich sie doch. Denn sich schämen zu können, ist durchaus keine Schwäche, sondern ein Merkmal, das den Menschen vor allen Tieren auszeichnet. Es ist eine Sensibilität, die kein anderes Lebewesen hat. Es ist das Bewusstsein, nicht jedem Urteil zu genügen, dem man gern genügen würde. Und so ist es ein gutes Zeichen, wenn ein Mensch noch erröten kann. Denn es bedeutet, dass er um die persönliche Integrität weiß, die er wahren sollte – und zugleich weiß, dass ihm etwas daran fehlt. Wer sich schämt, kennt Pflichten, denen er nicht genügt, obwohl er sie anerkennt. Ihm ist bewusst, dass etwas an seiner Person schmutzig ist, das eigentlich sauber sein sollte. Er stellt sich selbst in Frage. Und die Schamesröte in seinem Gesicht beweist, dass er ein lebendiges Gewissen hat. Er ist weder völlig abgebrüht noch selbstgerecht von sich überzeugt, sondern weiß um die Geltung von Normen, die er nicht erfüllt. Und die Diskrepanz wäre ihm nicht peinlich, wenn er die Autoritäten, gegen die er sich vergeht, nicht im Grunde bejahte. In seinem Schuldbewusstsein liegt die Anerkennung der höheren Instanz, vor der er sich gern verantworten würde. Und er leidet darunter, es nicht zu können. Ungern findet er den inneren Zustand aufgedeckt, denn er lieber verhüllte. Während er sich schämt, würde er lieber von niemandem gesehen! Denn es schmerzt ihn, wenn sein Versagen vor jemandem zu Tage tritt, an dessen Urteil ihm gelegen ist. Ertappt und bloßgestellt wird er rot, weil's ihm schrecklich ist, hinter berechtigten Erwartungen zurückzubleiben. Wenn er könnte, würde er sich verstecken. Aber gerade dadurch beweist er, dass er kein wirklich schlechter, sondern doch noch ein ziemlich anständiger Mensch ist. Denn der wirklich seelisch Verkommene kennt gar keine Maßstäbe mehr, denen er zu genügen versuchte. Das wirkliche Charakterschwein schämt sich nicht. Vielmehr lügt er, ohne rot zu werden – und schert sich auch keinen Deut um die Würde, die ihm verloren ging. „Welche Würde?“ – fragt er. Denn bei vollendeter moralischer Abstumpfung wird der Mensch von seinem Gewissen nicht mehr geplagt. Er hat die Fähigkeit verloren, vor sich selbst zu erschrecken. Er ist sich auch für nichts mehr zu schade. Und so sinkt der Schamlose auf das Niveau des Tieres. Denn Schweine, Wölfe und Würmer sind ja ebenso „schmerzfrei“. Sie unterwerfen ihr Verhalten keiner moralischen Kritik. Sie sind schamlos ehrlich, weil das Vieh von keiner Integrität weiß, die es durch seine „Viecherei“ gefährdet. Der Mensch hingegen ist das Wesen, das erröten kann. Und dieses Erröten ehrt ihn – es zeichnet ihn aus. Denn indem er das Peinliche seines Ungenügens empfindet, legt er Zeugnis ab gegen sich selbst. Er weiß, worin er verkehrt ist, und leidet darunter, wenn's auch andere wissen. Sich selbst fraglich geworden ist es ihm die Hölle, in den Augen anderer lächerlich oder verantwortungslos zu erscheinen. Und je berechtigter das Urteil, umso mehr quält ihn die Scham. Denn er weiß, wie schnell Menschen verachten, und fürchtet ihre Schmähungen, sobald er sich eine Blöße gibt. Die Sorge, erniedrigt zu werden, verführt ihn dann zu tausend Heucheleien und Heimlichkeiten. Er überspielt seine Schwächen, um den Schein zu wahren. Und schon macht ihn sein Schamgefühl zum Blender und Lügner. Die Lüge aber zerstört nur umso mehr die Beziehung zu den mit Autorität versehenen Personen, denen er nun nicht mehr offen in die Augen sehen kann, weil er fürchtet, sie könnten ihm bis auf den Grund seiner Seele schauen. Darum weicht das schuldbewusste Kind dem Blick der Mutter aus, sieht zu Boden und vermag den Augenkontakt nicht zu halten. Das Verheimlichte, dessen man sich schämt, soll niemand sehen. Und erst recht soll Gott unseres Ungenügens nicht gewahr werden. Da-

rum verstecken sich Adam und Eva nach dem Sündenfall unter den Bäumen im Garten (1. Mose 3,8). Darum senkt Kain finster seinen Blick (1. Mose 4,5-7). Darum bittet Petrus erschrocken, Jesus möge von ihm weggehen (Lk 5,8), und Mose bittet den Herrn, die Verfehlungen seines Volkes nicht anzusehen (5. Mose 9,27). Gott soll wegschauen, weil wir sozusagen „nackt“ dastehen. Es ist uns peinlich bewusst, wie wenig wir seinen Maßstäben genügen. Und so kennzeichnet das Gefühl der Scham gerade gläubige Menschen, weil sie (stärker als andere) empfinden, welche Heiligkeit der Heilige von uns fordert (3. Mose 19,2; Mt 5,48). Gern würden wir verbergen, dass wir an seinen Maßstäben scheitern. Doch der Allwissende schaut in die Herzen. Und so finden wir uns seinem Blick ausgeliefert, wie der nackte Noah in seiner Trunkenheit den Blicken seiner Söhne ausgeliefert war (1. Mose 9,20-23). Man möchte im Boden versinken. Denn Schamgefühl geht nochmal tiefer als Schuldgefühl. Es ist das Bewusstsein, nicht bloß Unrecht zu tun, sondern unrecht zu sein. Darum erschrickt Jesaja darüber, dass seine unreinen Lippen Gottes Wort verkünden sollen (Jes 6,5). Darum meint der Hauptmann von Kapernaum, er sei es nicht wert, dass Jesus unter sein Dach geht (Mt 8,8). Darum wagt die blutflüssige Frau nicht, Jesus anzusprechen, sondern berührt nur heimlich sein Gewand (Mt 9,20-21). Darum traut sich der Zöllner im Tempel nicht nach vorn, sondern bleibt hinten stehen (Lk 18,13). Darum erhoffte sich auch Zachäus keinen anderen Kontakt zu Jesus als nur den entfernten Blickkontakt vom Baum herab (Lk 19,1-10). Sie alle wissen, dass sie nicht bloß Unrecht tun, sondern unrecht sind. Und doch darf man alle selig preisen, die sich auf diese Weise schämen und vor dem Heiligen erschrocken ihr Gesicht verhüllen (2. Mose 3,6; 1. Kön 19,13). Denn eben denen gilt das Evangelium und denen nimmt es ihre Schmach. Obwohl Gott unser Ungenügen sieht, will er's nicht etwa gegen uns verwenden, um uns zu demütigen, sondern gibt uns verlorene Würde zurück, indem er unsre Blöße bedeckt. Gott empfindet sicher Abscheu – und hat dennoch Erbarmen! Was er sieht, könnte er zum Anlass nehmen, uns zornig bloßzustellen. Denn alle Sünde ist widerlich in Gottes Augen. Er erwartet auch wirklich, dass wir sie ihm offenlegen! Aber seine Gnade besteht darin, exakt soviel, wie wir eingestehen, auch zu vergeben. Mit Ausreden muss man ihm nicht kommen. Denn was man nicht bereut, wird auch nicht vergeben. Doch die Betrübten, die aus der peinlichen Unordnung ihres Herzens keinen Hehl mehr machen, jene, die sich vor Gott in Grund und Boden schämen, hüllt er in sein Erbarmen und kleidet die geistlich Armen in die Gerechtigkeit Christi wie in einen Mantel. Ja, der Schöpfer, der in einem Akt rührender Fürsorge schon Adam und Eva mit Kleidern aus Fell versorgte (1. Mose 3,21), will auch unsere seelische Blöße bedecken. Freilich – wenn wir zu stolz sind, seine Gnade zu erbitten, und lieber selbst versuchen, unser Schändliches zu bemänteln, lässt Gott keine Nachsicht walten. Doch wo wir uns seiner Gnade ausliefern, ergeht ein Freispruch wegen erwiesener, aber von Christus getragener Schuld. Und dieses Urteil gibt dem Geständigen Würde und Integrität zurück. Denn Gottes Gnade legt uns einen Wert bei, der uns eigentlich nicht zukommt. Und wo wir unsere Verkehrtheit selbst verwerfen, gerade da verwirft Gott uns nicht, sondern lässt uns gelten. Wie stehen wir dann aber da? Nicht mehr mit gesenktem Blick, sondern mit erhobenem Haupt. Nicht mehr peinlich nackt, sondern bekleidet mit dem schönen, von Gott geliehenen Mantel der Gnade. Nicht mehr beschämt, sondern rehabilitiert und aufrecht. Denn sobald Gott uns vergibt, darf keiner mehr die Nase rümpfen. Gott will unsrer Sünde nicht mehr gedenken (Jer 31,34; Jes 43,25; Hebr 8,12; 10,17). Für ihn ist die Sache erledigt. Doch auf unserer Seite bleibt die erfahrene Gnade ein steter Anlass zum Dank. Denn einem Christen ist jederzeit noch bewusst, wie er ohne Christus dastünde. An ihm festhaltend gestehen wir ja täglich, dass wir seiner bedürfen. Von Gnade lebend können wir nicht leugnen, Gnade nötig zu haben. Und Gnade hat nur nötig, wer sich schuldig weiß! Das einzugestehen hat dann aber nichts Demütigendes mehr. Denn für alles

Versäumte steht nun Christus ein. Und der will keineswegs, dass wir uns immerfort weiter schämen, sondern dass wir uns seiner Gnade freuen. So findet uns die Welt dann in der seltenen Ambivalenz eines tiefen, aber durch Gnade bedeckten Ungenügens. Natürlich brauchen wir den Mantel der Gnade, weil wir darunter nackt sind. Ohne ihn müssten wir vor Schmach vergehen! Doch wer sich von Kopf bis Fuß in diesen Mantel einwickeln durfte – ist der wirklich noch nackt? Wenn wir uns auf Christi Gerechtigkeit berufen, gestehen wir damit, dass wir keine eigene Gerechtigkeit vorweisen können. Und das ist tatsächlich Armut. Wer aber in seiner Armut alles geschenkt bekommt, was er braucht – ist der nicht in Wahrheit reich? Ein Christ hat nichts, dessen er sich rühmen könnte außer der Gnade Gottes. Aber wenn er die hat – was braucht er noch mehr? Die Würde, die er verspielte, wird ihm ganz unverdient zurückgegeben. Und es ist allein die Zuwendung Christi, die ihn adelt. Aber darf er nicht gerade so aufrecht stehen – als einer, den Gott gelten lässt? Wo etwas verhüllt ist, zeigt die Verhüllung, dass es hier etwas zu verhüllen gab. Sie zeigt aber eben nicht das Verhüllte! Das Verhüllte bedeckend offenbart sie sein Dasein. Es offenbarend bedeckt sie es aber auch. Und Gottes Gnade tut das nicht bloß vorübergehend, sondern ein- für allemal. So lebt ein Christ nicht mehr in der schamlosen Naivität des Tieres. Er lebt aber genauso wenig im Stolz des Selbstgerechten – und auch nicht in der Selbstverachtung dessen, der im Boden versinken will. Sondern Gott hat ihn noch mal ganz anders auf die Füße gestellt und ihm stabilen Stand verliehen. Eines Christen Schande ist ihm noch bewusst. Sie wird aber von Gottes Gnade so zuverlässig bedeckt, dass er weder stolz werden noch verzweifeln kann. Vor Gott aufrecht stehend, darf er sich auch vor den Menschen sehen lassen. Und hinter diesen Zustand will er dann weder zurück noch über ihn hinaus, sondern freut sich einfach der guten Lösung, die Gott für ihn fand. Obwohl unwürdig, achtet er doch sich selbst – um der Beachtung willen, die Gott ihm schenkt. Er gründet sein Selbstwertgefühl darauf, dass Gott ihn seiner Gnade für wert erachtet. Und während er auf sich selbst gesehen durchaus noch ungenügend ist und nach weiterer Heiligung strebt, will ihn Christus doch – auch wenn ihm weiter Fehler unterlaufen – nicht mehr beschämt sehen. Denn wie Christus den Seinen Gerechtigkeit, Leben und Frieden ist, so ist er auch ihre Würde. Und eine andere Würde brauchen sie weder im Himmel noch auf Erden. Was folgt aber daraus? Die wichtigste Konsequenz dürfte sein, dass wir Schamgefühl ganz anders und viel positiver bewerten sollten, als das heute üblich ist. Wir dürfen es auch niemandem ausreden, um ihn stattdessen Dreistigkeit zu lehren. Denn erröten zu können und sich zu schämen, ist kein Ausdruck mangelnden Selbstvertrauens, sondern zuerst einmal das Zeichen eines starken Normbewusstseins und eines sensiblen Gewissens. Nur der Anständige kann sich noch schämen, während der Schamlose schon weitgehend verloren ist. Dessen Frechheit „sieg“ vielleicht auf dem Sportplatz, vor Gott aber sicher nicht. Und darum ist es gut, sich zu schämen. Nur darf man aus lebendig empfundener Scham nicht die falsche Konsequenz ziehen, indem man vor Gott flieht und versucht, ihm aus den Augen zu kommen! Wohl ist es ein natürlicher Impuls, beim Empfinden einer Blöße den Kontakt abubrechen und wegzulaufen. Wir meiden die Beziehung, die uns überfordert. Doch bei Gott ist das verkehrt und unnötig. Denn er ist nicht von der Art schäbiger Menschen, dass er uns demütigen oder bloßstellen wollte, wenn wir Einsicht zeigen. Nein, wir müssen von ihm nicht fürchten, was wir zurecht von gehässigen Menschen erwarten. Er hat keine Freude am Blamieren und Verwerfen. Und darum wär's auch unsinnig, vor Gott zu heucheln. Denn einerseits weiß er längst über alles Bescheid. Und andererseits ist er der Einzige, der verlorene Würde zurückgeben kann. Wir haben zwar den Reflex, dass wir im Zustand der Verkehrtheit nicht gesehen werden wollen. Aber damit Gott unsere Wunden heilen kann, müssen wir sie ihm schon zeigen! Und darum sollte uns das Schamgefühl nicht von Gott weg-, sondern zu ihm hintreiben. Wir erröten vor niemandem mit soviel

Recht wie gerade vor ihm. Und doch liegt die Lösung nicht darin, dass wir uns verschließen, sondern gerade darin, dass wir uns vor Gott öffnen. Unsere Seele liegt vor ihm wie ein aufgeschlagenes Buch. Und im ersten Moment versetzt uns das in Panik. Aber jene Einblicke, die Menschen benutzen würden, um uns „fertig zu machen“ und herabzuwürdigen, wecken in Gott die Bereitschaft, uns zu helfen. Er hat die Größe, zwischen der Person und ihren Fehlern zu unterscheiden. Er vermag die Person anzunehmen, auch wenn ihre Fehler unannehmbar bleiben. Warum also vor ihm fliehen? Wem wollen wir noch etwas vormachen, wenn doch schon unser eigenes Erröten unmissverständlich anzeigt, dass etwas nicht stimmt? Da hilft es nichts, vor Gott, sondern es hilft nur, zu ihm zu fliehen. Denn anders als die hämischen Menschen, die gern mit dem Finger auf uns zeigen, hat Gott Erbarmen. Er weiß ganz genau wie es sich anfühlt, verhöhnt und angespuckt zu werden (Mt 26,67-68; 27,27-30). Er kann uns bergen vor den Blicken der Gehässigen. Und wenn sie uns klein machen, kann er uns Größe geben. Gottes Urteil hebt jede Schmähung auf. Er kann den Spott verstummen lassen. Und so lobe ich mir alle, die noch Skrupel haben. Ja, wohl denen, die noch erröten können! Selig sind, die sich schämen! Und dreimal selig sind sie, wenn sie's an der rechten Stelle tun! Denn geht einer in seiner Not zu Gott, wird ihm geholfen durch die Macht seiner Gnade. Die ist ein Wohlwollen, für das weit und breit kein Grund ersichtlich ist, das aber auch keines Grundes bedarf. Gnade ist die freie Zuwendung ungeschuldeter Gunst. Und auf diese Gunst hätten wir vermutlich nicht zu wagen gehofft. Wo wir sie aber trotzdem erfahren, jubeln wir umso mehr. Denn inmitten unseres Scheiterns bleibt Gott uns wohlgesonnen. Und sind wir auch tief gesunken, beugt er sich doch weit genug hinab, um uns zu sich heraufzuziehen. Er rechtfertigt nicht unsere Sünde, rechtfertigt aber den Sünder – und führt ihn auf einen besseren Weg. Er beschämt die Stolzen, die Demütigen aber bringt er zu Ehren. Und dafür sollten wir ihn lieben und loben in Ewigkeit.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Abtreibung

Was gegen Abtreibungen spricht, lässt sich in wenigen Sätzen zusammenfassen, weil ein Mensch nicht erst durch seine Geburt zum Menschen wird. In der Entwicklung einer befruchteten Eizelle gibt es keinen qualitativen Sprung, der es erlauben würde, „vormenschliches“ von „menschlichem“ Leben abzugrenzen. Ist das ungeborene Kind aber nie bloß ein „Zellhaufen“, sondern Mensch von Anfang an (und damit ein von Gott gewolltes Ebenbild des Höchsten), so kommen ihm auch von Anfang an dieselbe Menschenwürde und dasselbe Lebensrecht zu wie einem geborenen Kind. Auch vom Ungeborenen gilt also: „Du sollst nicht töten“. Ich vermute allerdings, dass man in dieser Sache den Erfahrungen einer betroffenen Frau mehr Gewicht beilegt als den Argumenten eines nicht betroffenen Mannes. Darum gebe ich hier den Lebensbericht von Frau A. Peters wieder, den sie mir freundlich zur Verfügung gestellt hat:

ICH HABE ABGETRIEBEN EIN LEBENSBERICHT

Es war im März 1948. Endlich hatte ich es geschafft. Aus Potsdam kehrte ich als staatlich geprüfte Kindergärtnerin nach Greifswald in das Städtische Waisenhaus zurück. Dorthin hatte ich mich 1945 geflüchtet, nach der abgebrochenen Berufsausbildung in Stettin/Pommern. Ich hatte erfahren, dass meine Eltern noch in der hinterpommerschen Heimat lebten, nach einer missglückten Flucht, die auf der verstopften Treckstraße endete. Meine Hoffnung, dass sie mich hier finden würden, ging 1946 in Erfüllung. Krank an Leib und Seele standen sie nach der Vertreibung vor mir. Mein Vater musste sein unsachgemäß amputiertes Bein behandeln lassen. Meine Mutter erholte sich langsam. Ich konnte ihr als Küchenhilfe des Waisenhauses so manches Stück Brot und einen Teller Suppe zukommen lassen. Das Leben normalisierte sich. Meine Eltern zogen aufs Land. Mein Bruder, aus der Gefangenschaft entlassen, kam mit seiner jungen Frau zu Hilfe. Sie übernahmen 1948 zusammen eine Siedlung, konnten wieder als Bauern arbeiten, anfangs sehr notvoll, ohne Vieh und Geräte. Untergebracht waren sie in einem kleinen Zimmer im ehemaligen Gutshaus. In dieser Zeit lernte ich G., meinen späteren Mann kennen. Wir trafen uns im Bus, wenn wir an den Wochenenden zu unseren Familien in zwei benachbarte Dörfer fuhren. Unser Leben wies viele Parallelen auf. Er war dabei, einen guten Schul- und Berufsabschluss zu bekommen. Die Eltern, ebenfalls aus Pommern geflüchtet, lebten mit seinem jüngeren Bruder in einer kleinen Dachwohnung und bemühten sich um eine neue Existenz. Wir besuchten uns gegenseitig, liebten uns und wollten immer zusammen bleiben. Aber an eine gemeinsame Zukunft konnten wir noch nicht denken. Die Vernunft musste sprechen und nicht das Herz.

Ich trat im Sommer 1948 meine erste Stelle an, leitete einen kleinen Kindergarten in Greifswald, betreute mit einer Helferin und einer Schülerin zwei Kindergartengruppen, war gleichzeitig Köchin und Putzfrau, dafür aber Besitzerin eines eigenen möblierten Zimmers, das zu dieser Stelle gehörte. Für die ersten 180 M Gehalt erstand ich einen Wassereimer und eine Waschschüssel: notwendige, nicht vorhandene Kostbarkeiten. So wäre es langsam und stetig weitergegangen. Die Freude auf das Wochenende war groß. Wir konnten uns sehen, ab und zu sogar tanzen gehen auf dem Kornboden oder im Gasthaussaal, uns unbeschwert freuen über Dinge, die in den Kriegsjahren nicht auf unseren Lebensprogrammen standen. Wir machten ausgedehnte Spaziergänge und waren glücklich miteinander, bis zu einem Wochenende, als mein Freund an der Bushaltestelle vergeblich auf mich wartete. Für mich war eine Welt zu-

sammengebrochen. Ich wusste nicht weiter, als ich merkte, dass ich schwanger geworden war. Kinder liebte ich sehr und wollte immer eigene haben, aber jetzt, unter diesen Umständen, durfte es nicht sein. Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen, niemanden sehen und sprechen. Wie und wo gab es eine Lösung? Verzweiflung, Wut und Ärger kamen auf. Wie hatte ich in diese Lage kommen können? Warum hatten Verstand und Vernunft nicht gesiegt, als ich dem Drängen meines Freundes nachgab und es doch eigentlich gar nicht wollte und musste? Hatte ich Angst, ihn zu verlieren bei einem möglichen 'Nein'? Zögernd und angstvoll hatte ich mir von G. versichern lassen, dass er im Gegensatz zu mir Erfahrung hätte und bestimmt nichts passieren würde. Verhütungsmittel besaßen wir ja nicht. Ich hatte noch mit keinem Mann geschlafen, und nun nach dem ersten Mal war ich schwanger. Alle Pläne für die Zukunft wurden über den Haufen geworfen. Ich konnte es mir nicht verzeihen, dass mein Versagen mich in diese Notsituation gebracht hatte. Was konnte ich tun, um dieses Problem zu beseitigen? Keiner sollte mir helfen. Ich musste und wollte allein hier wieder raus. Gefühle vermochte ich nicht einzuordnen. Da war die Scham und Angst vor meiner nächsten Umgebung im Kindergarten, moralisch verurteilt zu werden, Achtung und Ansehen zu verlieren. Ich dachte in dem Augenblick nur an mich, überhaupt nicht an das werdende Kind und den Vater. Als er mich dann aufsuchte und alles erfuhr, wusste ich, dass ich mit ihm rechnen konnte, aber schnelle Lösungsvorschläge hatte er auch nicht bereit. Ich hätte sie wohl auch nicht an mich herangelassen. Mein Entschluss stand schon fest. Wie und wo sollten wir eine Familie gründen? Mein Zimmer war an die Stelle gebunden. Ich hätte aufhören müssen zu arbeiten. Ohne finanzielle Mittel und eigenen Wohnraum empfand ich die Situation als ausweglos. Als meine Mutter von meinem Freund erfuhr, dass ich schwanger war, wollte sie gleich Kinderkleidung nähen. Meine Schwägerin versuchte mich aufgrund eigener notvoller Erfahrungen von meinem Vorhaben abzubringen. Beide Familien waren nicht gegen das Kind, doch meine bedrängende Lage konnten sie zu der Zeit auch nicht konkret verändern. So wurde der Entschluss zur Abtreibung von ihnen hilflos zur Kenntnis genommen, und es nahm alles seinen schrecklichen Lauf. In meiner Not und Verzweiflung besorgte ich mir zuerst von der Hebamme des Ortes Medikamente, die einen Abgang herbeiführen sollten. Ich legte mich ins Bett und wollte am liebsten nicht mehr aufwachen. Doch morgens stand ich auf, und das Problem war nicht gelöst. Meine Gedanken arbeiteten fieberhaft. Es war keine Zeit zu verlieren. Der erste Schritt war misslungen. Ich glaube heute, dass mein Kind zur Welt gekommen wäre, wenn ich damals keine andere Möglichkeit gefunden hätte. Dann aber hörte ich von dem scheinbar einfachen, risikoarmen Weg der legalen Abtreibung. In der damals russisch besetzten Zone war diese Regelung gerade geschaffen worden. Um die 'Soziale Indikation' vor der Kommission eindeutig herauszustellen, schilderte ich die Lage noch auswegloser als sie war. Auf die Frage nach dem Vater des Kindes log ich und gab an, dass dieser nichts damit zu tun haben wolle. Ich wollte Mitleid erregen und hatte Erfolg. In der Frauenklinik war der zuständige Frauenarzt nicht bereit, das amtlich bescheinigte Anliegen auszuführen. Er sprach lange mit mir und zeigte einen gangbaren Weg für mich. In dem Kinderheim einer anderen Stadt hätte ich mein Kind zur Welt bringen und dort in meinem Beruf arbeiten können, ohne mich von dem Kind trennen zu müssen. Hätte ich doch diese helfende Hand nicht ausgeschlagen. Aber ich war nicht mehr bereit zu hören und mein Vorhaben zu ändern. Alles hatte sich in meinem Kopf schon so festgesetzt. Verbissen ging ich den angefangenen Weg weiter. Heute begreife ich das nicht mehr. Der nächste Arzt untersuchte mich in seiner Klinik, einige Kilometer entfernt. Er zögerte, als er feststellte, dass die zwölfte Woche bereits überschritten war. Der Schein konnte ihn nicht mehr verpflichten. Er schickte mich erleichtert nach Hause. Ich denke heute, dass kaum ein Arzt ohne eigene Not diesen Eingriff vollzieht, wenn es um das Leben eines Kindes geht, auch

wenn er das Gesetz auf seiner Seite hat. Auch als dieser nächste Versuch gescheitert war, kam ich nicht zur Besinnung. Ich dachte nur an mich und daran, wie ich meinen Plan durchsetzen könnte. Auf der Straße wartete ich heulend auf den Arzt und bat ihn drängend: „Sie müssen mir helfen.“ Er ließ sich schließlich erweichen und bestellte mich zum nächsten Tag in die Klinik. Dort, auf dem Stuhl liegend, war ich gar nicht mehr erleichtert. Am liebsten wäre ich weggelaufen, aber mein Körper war wie erstarrt. Krampfhaft hielt ich mich an der Lehne fest. Man hantierte lautlos um mich herum. Ich nahm alles wie in einem schrecklichen Traum wahr. Niemand sprach mit mir. Ich bekam eine örtliche Betäubung, wagte kaum zu atmen und harrte der Dinge, die nun auf mich zukamen. Ich weiß nicht mehr, ob ich Schmerzen verspürt habe. Nur als ich mich danach aufrichtete, schaute ich mit Entsetzen auf den Abfalleimer neben dem Stuhl. Dort lagen Teile meines Kindes, das leben wollte und nicht durfte, durch meine Schuld. Zum ersten Mal wurde mir klar, dass es nicht nur um das als ausweglos empfundene eigene Problem ging, sondern um ein anderes Menschenleben. Erst als alles vorbei war, kam es an mich heran: die Wirklichkeit, die eigenen Gefühle, das Gewissen. Auf meine leise Frage: „War es ein Junge oder ein Mädchen?“ hörte ich die schroffe Antwort des Arztes: „Das werde ich Ihnen nicht sagen.“ Nach meiner angstvollen und zaghaften Frage, ob ich noch Kinder haben könne, bemerkte er zynisch: „Sie hätten wohl am liebsten einen Reißverschluss eingebaut.“ Ich war gedemütigt und schämte mich sehr. Der Arzt, der mir in der 'sozialen Not' half, verachtete mich im Grunde.

Als der Vater des Kindes mich in der Klinik besuchte, traf mich kein Wort des Vorwurfs. Er war nur lieb zu mir. (Ich wollte immer um meiner selbst willen geliebt werden; nun erfuhr ich es, aber um welchen Preis?) Mir wurde plötzlich so schmerzhaft klar, was ich ihm angetan hatte, dass ich ihn hätte verlieren können. Niemals hätte ich alleine entscheiden und handeln dürfen. Er stand treu zu mir. Diese Ereignisse erwähnten wir nicht mehr. Nach unserer Verlobung und Hochzeit im Jahre 1949 war ich wieder im fünften Monat schwanger. Es setzten Blutungen ein, das Kind (ein Junge) war nicht mehr zu halten. War diese Fehlgeburt eine Folge der Abtreibung? Ich fragte verzweifelt nach dem „Warum?“. Eine erste Einsicht setzte ein: „Ich habe mein Leben nicht in der Hand“ – gerade als ich versucht hatte, alles selber zu regeln. Nach zwei Jahren, mein Mann hatte Arbeit auf einer Schiffswerft und eine eigene Wohnung gefunden, wurde uns kurz nach Weihnachten 1951 ein gesundes Mädchen geboren. Nach sieben Monaten bekam es eine schwere Gehirnentzündung und lag ein Jahr auf der Intensivstation in Greifswald. Mein Mann besorgte zusätzliche Medikamente aus West-Berlin, aber alles Bemühen war umsonst. Die Ärzte konnten Christine nicht gesund machen. Ich war verzweifelt. In dieser furchtbaren Zeit saß ich fast täglich an ihrem Bett. Ich wollte und konnte mich mit der Tatsache nicht abfinden. Erneut quälten mich Selbstvorwürfe, und grundlegende Fragen an das Leben brachen auf: Hatte ich auch diese Krankheit verschuldet? Traf uns ein blindes Schicksal? Ist Gott ein Gott, der nur zürnt und straft? Das auftretende Schuldbewusstsein wurde immer bedrückender. Ein Schlag kam nach dem andern. Es war zwar alles mit dem Verstand erklärbar, aber nicht mit dem Herzen zu verarbeiten. Mein Mann konnte nur an den Wochenenden da sein. Ich war körperlich und seelisch am Ende. Wie sollte ich dieses geistig behinderte Kind versorgen? Es konnte nur breiige Nahrung zu sich nehmen, wenn es schrie. Die Lebenserwartung war gering. Ich wollte am liebsten, dass es starb. Der behandelnde Arzt tröstete mich und sagte: „Jeder Mensch ist gewollt, auch wenn er nichts werden sollte. Es ist geliebtes Leben.“ Zunächst empfand ich dies als billigen Trost. Später erfuhr ich, dass er selber ein ebenso behindertes Kind hatte. Er machte mir Mut zu einem weiteren Kind; es würde mir helfen, aus dieser Krise herauszukommen. Ich wollte es so sehr, und als ich ihm bald darauf mitteilte, dass ich wieder schwanger war, meinte er, es wäre ein Wunder, dass ich in meiner Ver-

fassung ein Kind empfangen hatte. Die Behandlung in der Klinik war beendet. Das kranke Kind konnte ich nicht mit nach Hause nehmen. Es wurde in eine Anstalt gebracht. Die Last war zu schwer. Die ganze seelische Konzentration galt dem neuen werdenden Leben. Es sollte nicht gefährdet werden. Ich hatte keine Kraft, mich dem Vergangenen zu stellen. Später machte ich mir Vorwürfe, Christine alleine gelassen zu haben. Meine Mutter und Schwiegermutter besuchten sie immer, nachdem wir aus politischen Gründen in die Bundesrepublik übersiedeln mussten. Christine starb mit knapp zwei Jahren. Ich habe sie nicht mehr wieder gesehen. Vier Monate vor ihrem Tod wurde 1953 unser Sohn und dann 1957 unsere Tochter geboren. Die grundsätzliche Lebensangst blieb, besonders in Bezug auf die eigenen Kinder. Immer befürchtete ich, dass auch ihnen als Strafe etwas geschehen könnte. Die Freude am werdenden lebendigen Leben wurde getrübt und gebrochen durch die Zerstörung des bereits früher gewordenen Lebens. Die scheinbare Befreiung aus dem ersten Problem konnte zu einer bleibenden Angst, zu einer Enge des Lebens werden, die unfrei macht. Aus der Sorge um die eigenen Kinder wurden erneut Selbstvorwürfe: „War die Sorge um die Kinder keine Überbehütung? Hat die eigene Angst vor Gefahr wiederum auf die Kinder eingewirkt und diese in ihrem Leben verunsichert?“ Wie kommt man aus diesem Kreislauf heraus?

Das folgende Leben war ein ständiges Warten auf die Katastrophe, auf die „notwendige“ Konsequenz der Schuld, dass es nicht so gekommen ist, habe ich wie ein Wunder erlebt. Dennoch waren die äußeren Lebensumstände notvoll. Mein Mann erkrankte bald nach unserer Übersiedlung schwer an Gelenkrheumatismus. Ich musste zum Unterhalt beitragen, fand Arbeit in einer Wäscherei. In meinem erlernten Beruf hatte ich hier keine Möglichkeit. Über ein Jahr war unser kleiner Sohn mit meiner Mutter auf Reisen. Sie wohnte besuchsweise so lange wie möglich bei uns, dann mit dem Enkel auf der Siedlung bei Greifswald. Dort wurde er von Bruder und Schwägerin betreut. Es war so schwer, das Kind wegzugeben. Einmal sagte er beim Abschied auf dem Bahnhof: „Ich weiß gar nicht, wer eigentlich meine Mutter ist.“ Das tat weh. Wieder das bange Fragen: „Wird das Kind keinen Schaden nehmen?“ Die Jahre vergingen. Die Berufung des Sohnes zum Theologiestudium wurde von mir wie eine Entlastung empfunden. Es war wie ein Ersatz für die eigene Schuld. Das Kind diente nun Gott. Damit war die Frage nach der eigenen Beziehung zu Gott gestellt. Am Anfang dachte ich nur in Verbindung mit dem Sohn an Gott. Dennoch wurde ich dadurch für die Begegnung mit Gott vorbereitet. Nach einer Zeit vieler Arbeit und Pflege der Mutter ging ich das erste Mal zur Kur. Bewusst suchte ich die Stille. Dadurch kamen auch die noch nicht bewältigten Probleme näher heran. In einem Bibelgesprächskreis hat mich das Wort Gottes getroffen. Es wurde mir klar, dass im Einklang mit Gottes Willen Frieden zu finden ist. Ich suchte den Seelsorger der Kurklinik auf. Lange ging ich vor dem Sprechzimmer auf und ab. Ich spürte, dass ein lebensentscheidender Schritt bevorstand. Ein innerer Kampf begann. Scham, Stolz und Angst zu beichten, das eigene Leben und die Schuld offen zu legen, ließ mich lange zögern. Doch dann fasste ich Mut. Nachdem ich die Schuldzusammenhänge geschildert hatte, fragte mich der Pfarrer: „Denken Sie denn immer nur an einen strafenden Gott?“ Nach dem abschließenden Gebet bin ich erlöst herausgegangen (erlöst im wörtlichen Sinn). Der Pfarrer ist kurz darauf abgereist. Es war eine wunderbare Erfahrung, nicht in erster Linie mit Menschen, sondern mit Gott. Was damals in mir vorgegangen ist, kommt – besser als in eigenen Worten – in einem Lied zum Ausdruck, das mich seither immer begleitet hat:

Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert.
Das zähl ich zu dem Wunderbaren,

mein stolzes Herz hat's nie begehrt.
Nun weiß ich das und bin erfreut
und rühme die Barmherzigkeit.

Ich hatte nichts als Zorn verdient
und soll bei Gott in Gnaden sein.
Gott hat mich mit sich selbst versöhnet
und macht durch's Blut des Sohn's mich rein.
Wo kam dies her, warum geschicht's?
Erbarmung ist's und weiter nichts.

Auf dem neuen Weg gab es viele Anfechtungen. Nach der anfänglichen großen Erleichterung wurde es schwer für meinen Mann und mich. Zu Hause angekommen, nahm er die Veränderung wahr, konnte sie aber nicht positiv aufnehmen. Der neue Glaube störte die bisherige Gemeinsamkeit. Die Schuld, von der ich Befreiung erfahren hatte, wurde von meinem Mann nicht so gesehen. Er hatte an dieser Stelle anscheinend keine Probleme. Im Gegenteil, er meinte, durch das Gespräch mit dem Pfarrer seien erst Probleme geschaffen worden, die vorher nicht da waren. Mein Mann fühlte sich auf die Seite geschoben. Er war wütend auf den Pfarrer, hätte ihn am liebsten zur Rede gestellt. Durch die tief greifende Veränderung war er tief getroffen in seinem Mannsein. Er nahm die Neuorientierung persönlich, empfand die Begleitung durch den Seelsorger als Konkurrenz. Die Frage kam auf: „Habe ich versagt?“ Nein, er hatte menschlich ganz gewiss nicht versagt. Aber Lösung der Schuld (Vergebung) und wirkliche Befreiung kann nur Gott geben und nicht der Ehepartner; und dies geschah durch das Gespräch und Gebet mit dem Pfarrer. Ja, für mich war das Problem der Schuld gelöst. Jetzt erst kamen Probleme in der Ehe zum Vorschein, die um so schwerer zu lösen waren, da die gemeinsame Lebensbasis nicht mehr in gleichem Maße gegeben war. Der Glaube – für mich eine Hilfe – blockierte meinen Mann. Nun wurde im Rückblick auch der erste sexuelle Kontakt als falsch beurteilt. Das verstärkte die Probleme in der ehelichen Beziehung und in der Sexualität. Wurde durch die als Schuld erkannte Abtreibung die Sexualität als deren Ursache zusätzlich problematisch? Sexualität – Abtreibung – Ehe: alles hing jetzt unmittelbar zusammen. Wir litten beide und liebten uns doch sehr. Mein Mann meinte, alles könnte so schön wie früher sein, wenn ich nur wollte. Ich könnte doch auch den Glauben aufgeben, dann wäre alles leichter. Ich wiederum dachte: Wenn mein Mann doch den Glauben annehmen könnte, dann wäre alles viel leichter. Wir sahen kaum eine Möglichkeit, diese aufgetretenen Probleme zu lösen. Ich musste viele wichtige Dinge im Umgang mit meinem Mann lernen. Ich konnte meinen falschen Missionsdrang aufgeben und auf Gott vertrauen. Er würde uns auf unserem weiteren Lebensweg nicht verlassen und alles zum Besten wenden.

September 1989 / Anneliese Peters

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Entschuldigung

Ich möchte sie bitten, sich innerlich in einen Kindergarten zu versetzen und dort eine Szene zu betrachten, wie sie täglich tausendmal vorkommt, wenn Kinder in Streit geraten: Nehmen wir an, der kleine Max hat seinen Freund Tom beim Spielen im Sandkasten angerempelt, Tom aber fasst das als gemeinen Angriff auf, nimmt sein Schippchen und haut es Max auf den Kopf. Was passiert? Natürlich spürt Max einen plötzlichen Schmerz und heult lauthals drauflos, so dass die Erzieherin am anderen Ende des Gartens ihre Kaffeetasse wegstellen muss, um der Sache nachzugehen. Sie verarztet den Max und klebt ihm zum Trost ein Pflaster auf seine Beule. Nebenbei aber schimpft sie mit Tom und erklärt ihm, dass Gewalt in diesem Kindergarten nicht geduldet wird.

Tom sieht das nicht wirklich ein, denn Max hat ihn ja zuerst gerempelt. Aber das will die Erzieherin gar nicht wissen, sondern will vor allem, dass die beiden sich wieder vertragen. Um den Fall abzuschließen und Versöhnung herzustellen, fordert sie Tom auf, dem Max die Hand zu geben und sich bei ihm zu entschuldigen. Die Erzieherin hat das so gelernt und hält es für pädagogisch wertvoll. Sie besteht darauf, dass der Missetäter sich entschuldigt. Tom sträubt sich zwar dagegen, weil er sich doch nur gewehrt hat (seiner Meinung nach war Max selber schuld), aber natürlich weiß Tom, dass die Erzieherin keine Ruhe geben wird, bevor er „Entschuldigung“ gesagt hat – und so presst er das Wort widerwillig durch die Zähne.

Ein Blinder kann sehen, dass er es nicht so meint, und das tränenverschmierte Gesicht von Max hellt sich darum auch gar nicht auf. Er will das nämlich gar nicht „entschuldigen“, wofür sich Tom entschuldigt, sondern will viel lieber zurückschlagen: Max will Rache! Aber auch er kennt das Schauspiel, das die Erzieherin von den beiden verlangt. Darum nimmt er widerwillig die Hand, die Tom ihm ebenso widerwillig reicht, und hört, wie die Erzieherin verkündet, nun sei also wieder alles in Ordnung. Das findet Max nun gar nicht, sondern erklärt, der Tom sei nie wieder sein Freund. Er merkt aber sofort, dass diese Äußerung ein Fehler war, denn nun wird Max zurechtgewiesen und bekommt zu hören, dass der Tom sich schließlich entschuldigt habe, und dass Max nach dieser Entschuldigung kein Recht mehr habe, dem Tom böse zu sein, sondern ihm gefälligst vergeben solle. Denn Sich-Entschuldigen sei artig, es habe dem Tom leid getan, und Vergebung sei außerdem christlich...

Für die Erzieherin ist die Sache damit erledigt. Aber meinen sie, dass Max und Tom aus dieser Affäre irgendetwas Vernünftiges gelernt haben? Hat da etwa Vergebung stattgefunden, oder wurde nicht viel eher der Weg zu echter Vergebung verbaut? Wurde ein Konflikt bewältigt, oder wurden nicht viel eher zwei Kinder zur Heuchelei erzogen? Hat sich hier jemand entschuldigt, oder wurde er durch den Zwang, sich entschuldigen zu müssen, gedemütigt, gestraft und verbogen? Ich selbst erinnere mich an wenig, aber das weiß ich noch sehr lebendig, dass ich es als Kind gehasst habe, wenn ich zu einer Entschuldigung genötigt wurde, wo ich mich nicht schuldig fühlte, oder mich vertragen sollte, wo ich es gar nicht wollte. Erzwungene Versöhnung war mir immer ein Graus. Und inzwischen weiß ich, dass das nicht bloß Trotz war, sondern auch ein gesunder Instinkt. Denn, um es mit einem Wort zu sagen: Der Mensch kann sich gar nicht „entschuldigen“. Ich weiß, dass ich damit der gängigen Praxis widerspreche und auch dem Sprachgebrauch: Denn man platz irgendwo hinein und ruft „Tschuldigung!“ Man drängelt sich durch und sagt „Tschuldigung!“, „Sie müssen schon entschuldigen – ich bin spät dran!“ Und wenn dann einer grummelt, heißt es „was wollen Sie denn, ich hab' mich doch entschuldigt!“

Das alles ist üblich. Und doch ist es grober Unfug. Denn der Mensch kann sich gar nicht „ent-

schuldigen", sondern nur der, dem er etwas getan hat, kann ihn entschuldigen, wenn er das will. Sich entschuldigen hat nicht denselben Sinn, wie sich entkleiden. Denn entkleiden, kann sich jeder selbst. Er legt seine Kleider ab und ist sie damit los. Aber sich entschuldigen kann nicht in demselben Sinne bedeuten, dass einer seine Schuld ablegt wie eine Jacke und sie dann los ist. Sondern entschuldigen (= mir die Schuld abnehmen) kann nur der Andere, demgegenüber ich Schuld auf mich geladen habe. Der korrekte deutsche Ausdruck heißt darum auch nicht (aktiv) „ich entschuldige mich“, sondern (passiv) „ich bitte um Entschuldigung“. Und wie das bei Bitten immer ist, kann der Geschädigte mir diese Bitte gewähren, wenn er meinen Wunsch für aufrichtig hält, er kann es aber auch lassen. Und dann bin ich, trotz meiner Entschuldigung, nicht entschuldigt. Nur der andere kann mich von der Schuld befreien, von der ich selbst mich nicht loszusprechen vermag. Dass ich ihn aber aufrichtig darum bitte, setzt unbedingt voraus, dass ich meine Schuld auch wirklich als Schuld erkenne, sie eingestehe und bereue. Denn wenn mir mein Verhalten gar nicht leid tut, weil ich es für angemessen halte, werde ich mein Tun nicht bereuen und müsste wohl herzlich über den lachen, der mir als Schuld vergeben wollte, was gar nicht Schuld ist, sondern bloß mein gutes Recht! Wirkliche Versöhnung, wirkliche Entschuldigung und Vergebung setzt darum einerseits die Einsicht und Reue des Täters voraus und andererseits die freie Einwilligung dessen, der geschädigt wurde. Wenn aber eins von beidem nicht gegeben ist, wie könnte man es dann erzwingen?

Die eingangs geschilderte Szene im Kindergarten erweist sich als doppelt absurd: Denn Tom, der Täter mit dem Schippchen, kann sich selbst gar nicht entschuldigen. Er könnte von Max nur Entschuldigung erbitten, wenn ihm der Schlag leid täte. Wenn Tom sich aber gar nicht im Unrecht sieht, sondern meint im Recht zu sein, warum soll er dann Reue simulieren, die er nicht fühlt? Die Erzieherin zwingt ihn zur Heuchelei! Und als wäre das nicht schlimm genug, zwingt sie auch noch den geschädigten Max, Versöhnungsbereitschaft zu heucheln, obwohl es ihm als dem Geschädigten frei stünde, Entschuldigung zu gewähren – oder auch nicht. Tom und Max wissen instinktiv viel mehr über Schuld und Vergebung als die Erzieherin, die sie zwingt, einander die Hand zu reichen. Sie wissen, dass keiner entschuldigt werden kann, der sich nicht schuldig fühlt, und dass auch keiner den anderen entschuldigen muss, wenn er nicht will. Doch dieses Wissen ist unserer Gesellschaft auf breiter Front verloren gegangen. Und dieser Verlust wiegt im religiösen Bereich noch schwerer als im zwischenmenschlichen. Denn wie kein Mensch sich bei einem anderen entschuldigen kann, sondern vom andern entschuldigt werden muss, so ist es auch und erst recht bei Gott.

Und auch ihm gegenüber wird diese Wahrheit ignoriert. Denn auch bei ihm laufen die Leute vorbei und rufen mal kurz: „Tschuldigung, war nicht so gemeint!“, „Du musst schon entschuldigen, lieber Gott, ich bin in Eile!“. Aber Gott muss gar nichts entschuldigen. Und er wird es auch nicht tun, wenn er keine echte Reue sieht. Was uns gar nicht Leid tut, will und kann er uns nicht vergeben. Denn schließlich ist Gottes Vergebung kein Pauschalangebot, dass man mal eben mitnimmt. Gott vergibt nicht „automatisch“ oder „aus Gewohnheit“, sondern er vergibt die konkrete Schuld, die wir ihm gestehen. Er nimmt uns die Last unsere Sünde, wenn wir zu ihm kommen, um diese Last bei ihm loszuwerden. Wenn uns diese Last aber gar nicht drückt, und wir sie auch gar nicht zu ihm bringen, sondern unsere Sünde als liebe Gewohnheit behalten wollen – wie könnte er sie uns dann nehmen?

Kann denn ein Ehebrecher damit rechnen, dass ihm seine Frau verzeiht, wenn er gar nicht die Absicht hat, mit dem Ehebrechen aufzuhören? Kann ein Betrüger damit rechnen, dass man ihm verzeiht, wenn er das Diebesgut nicht einmal zurückgeben will? Nein: Der uneinsichtige Täter kann weder vor Gott noch vor den Menschen mit Nachsicht rechnen. Und es wäre noch

nicht einmal gut, wenn ihm Nachsicht zuteil würde. Denn der Uneinsichtige würde daraus ja nur schließen, dass sein Tun nicht so schlimm sei. Vorschnelle Vergebung an der falschen Stelle wird ihn nur ermutigen, sein Fehlverhalten fortzuführen. Denn die Nachsicht und Milde, die dem Sünder gelten soll, wird dann missverstanden als Nachsicht oder Toleranz gegenüber der Sünde. Und die kann und soll es weder bei Gott noch bei den Menschen geben. Denn Gott, wenn er einem Menschen die Hand zur Versöhnung reicht, versöhnt sich ja auch nicht mit dessen bösen Taten, sondern versöhnt sich nur mit der Person des Täters. Unser guter Gott wird sich nie anfreunden mit der bösen Tat. Aber er ist bereit, den Täter von seiner Tat zu unterscheiden, die Tat zu verwerfen und den Täter anzunehmen, wenn der Täter selbst diese Unterscheidung mitvollzieht und seine eigene Tat auch verwirft. Genau das tut man ja, wenn man etwas bereut, dass man sich nämlich innerlich distanziert von der eigenen Sünde! Will ich das aber nicht, weil's mir gar nicht leid tut und ich genau so weiter machen will, wie könnte ich dann ernsthaft um Vergebung bitten, und wie könnte Gott mir die Last meiner Sünde abnehmen, von der ich doch gar nicht lassen will? Wie kann Gott den Sünder von seiner Sünde trennen, wenn der Sünder selbst an ihr festhält? Sollte sich der gute und heilige Gott etwa mit der Sünde versöhnen? Das ist nun wahrlich zu viel verlangt! Darum gibt es bei Gott keine Vergebung ohne Reue, und es kann sie auch unter Menschen nicht geben. Genau wie der Frieden nur hält, wo er auf Gerechtigkeit gründet, gibt es Versöhnung nur auf der Grundlage der Wahrheit. Sich zu entschuldigen, kann daher keine Floskel sein, keine höfliche Gewohnheit und kein pädagogischer Zwangsakt. Und Entschuldigung zu gewähren, kann genauso wenig selbstverständlich sein. Denn Verzeihung kann man erbitten, aber man kann sie auch mit vielen Bitten nicht erzwingen oder einen Anspruch darauf erwerben. Wenn der andere mir Verzeihung nicht schenkt, ist mir auch nicht verziehen, und wenn er mich nicht entschuldigt, bin ich die Schuld auch nicht los. Es liegt in der Freiheit des Anderen, diese Last von mir zu nehmen oder auch nicht. Wenn ich das aber merke und darüber erschrecke, sollte ich dann nicht meinerseits freudig bereit sein, anderen das zu gewähren, dessen ich selbst so dringend bedarf? Sollte ich nicht eilen, meinen Schuldigern zu vergeben, weil ich doch hoffe, dass auch mir vergeben wird?

Wahrlich, wo wir Fehler gemacht haben, sollten wir viel bereitwilliger sein sie zu gestehen, und wo uns ein anderer seine Fehler ehrlich gesteht, sollten wir keine Sekunde zögern, sie von Herzen zu verzeihen. Denn nichts vergiftet unsere Gesellschaft so sehr, nichts vergiftet die Familien so sehr, wie die unausgesprochene Schuld und die unvergebenen Kränkungen. Da ist eine giftige Atmosphäre um uns her, voller Heimlichkeit und unausgesprochener Vorwürfe, voller Rachegefühle und Schuldzuweisungen. Wir schaden uns selbst, indem wir diese Dinge unter den Teppich kehren, statt sie christlich und wahrhaftig zu bereinigen. Allzu oft spielen wir Versöhnung, ohne sie zu vollziehen. Unsere Heilung aber wird erst dann Fortschritte machen, wenn wir beginnen es Gott nachzutun, wenn wir unbedingt wahrhaftig sind mit uns und den Anderen und dann beginnen, die Person des Sünders von seiner Sünde zu unterscheiden, und den Menschen annehmen, auch wenn sein Tun unannehmbar ist und bleibt. Die falsche Nachsicht und Toleranz ist dabei der Feind der wahren Nachsicht, und gespieltes Verzeihen verhindert echtes Verzeihen. Dass wir aber an Gottes Beispiel lernen, wie man das eine vom anderen trennt, und dadurch Spezialisten der Vergebung werden, wie er einer ist – das sollten wir uns vornehmen. Denn es würde Gott und uns zur Ehre gereichen vor den Augen dieser ganzen, so unversöhnten Welt...

Ehrfurcht vor dem Leben

Albert Schweitzer, der berühmte Theologe, Konzert-Organist und Urwalddoktor, konnte seine wichtigste Einsicht in einem einzigen Satz zusammenfassen: **„Ich bin Leben, das Leben will, inmitten von Leben, das auch leben will.“** Aus dieser schlichten Erkenntnis, dass ein gemeinsamer Lebensimpuls alle Geschöpfe verbindet, folgte Schweitzer, dass der Mensch fremdem Leben dieselbe Achtung entgegenbringen sollte, die er für sein eigenes Leben beansprucht. Denn schließlich ist das Leben des Regenwurmes genau wie das des Menschen vom Schöpfer gewollt und bejaht. Alles Leben kommt von Gott. Darum sollten wir auch in der geringsten Kreatur den ehren, der sie gemacht hat! Doch freilich: Wo findet sich in unserer Gesellschaft die von Schweitzer geforderte „Ehrfurcht vor dem Leben“? Ist sie nicht zu einer seltenen Tugend geworden? Denken wir an die Tierversuche in den Laboren. Oder an die Massentierhaltung in der Landwirtschaft. Denken wir an die Military-Reitwettbewerbe, denen immer wieder Pferde zum Opfer fallen. Und vergessen wir nicht die hohe Abtreibungsquote in unserem Land!

Hat sich unsere Gesellschaft nicht längst daran gewöhnt, Leben als einen „Produktionsfaktor“ zu betrachten, Leben zu züchten, zu manipulieren, zu patentieren, es auszubeuten und bei Nichtgefallen wegzuworfen? Für „Ehrfurcht“, die das Leben als Geschenk Gottes achtet und schützt, bleibt da wenig Platz. Und es herrscht ein Ungeist, der Lebendiges den menschlichen Verwertungsinteressen nach Belieben unterwirft. Denn wer sich daran gewöhnt hat, rein wirtschaftlich zu denken, wird kaum Hemmungen haben, Leben auszulöschen, wenn es seinen Gebrauchswert verliert. Dass das nicht richtig ist, wissen viele. Und solange es um Wale oder Robben geht, protestieren sie auch. Doch wenn wir auf uns selbst schauen, sind wir dann so unschuldig, wie wir uns gerne geben? Müssen wir dann nicht gestehen, dass auch uns der Respekt vor fremdem Leben nicht angeboren ist?

Ich zumindest muss gestehen, dass mir das Töten und Quälen nicht immer Probleme bereitet hat. Als ich 11 oder 12 war, entdeckte ich im Garten eine Ameisenstraße. Und weil ich nichts Besseres zu tun hatte, machte ich mir ein Vergnügen daraus, Plastikabfälle anzuzünden und die Ameisen mit Tropfen von brennendem Plastik zu bombardieren. Ich beobachtete, wie einige Ameisen ganz in den Tropfen verschwanden, andere knapp davonkamen und wiederum andere mit einem Teil ihres Körpers in der glühenden Masse steckenblieben, während der Rest des Körpers weiter zappelte. Inzwischen denke ich mit Abscheu an dieses böse „Spiel“. Und doch gibt es auch heute Kinder, die mit großer Gleichgültigkeit Spinnen die Beine ausreißen.

Ganz offenkundig ist die „Ehrfurcht vor dem Leben“ dem Menschen nicht angeboren. Sie muss erlernt werden – und kann erlernt werden, wenn sich ein Geschöpf im anderen wiedererkennt. Albert Schweitzers Satz kann uns diesbezüglich die Augen öffnen: **„Wir sind Leben, das leben will, inmitten von Leben, das auch leben will.“** Aus dieser Einsicht dann aber Konsequenzen zu ziehen und einen „geschwisterlichen“ Umgang mit allen Geschöpfen zu pflegen, ist schon deshalb schwer, weil uns die Natur ein denkbar schlechtes Vorbild gibt: „Warum so sentimental?“ rufen die Darwinisten. Ist es nicht ein Grundgesetz der Natur, dass der Wille zum Leben ständig mit sich selbst in Konflikt gerät, weil der Lebenswille der einen Kreatur dem der anderen widerspricht? Muss es nicht so sein? Die Katze lebt schließlich auf Kosten der Mäuse. Der Vogel lebt auf Kosten der Würmer. Der Hecht lebt auf Kosten der kleinen Fische. Und wir Menschen? Können wir uns dem etwa entziehen? Es scheint tatsächlich, als müsse immer einer untergehen, damit ein anderer leben kann. Mittlere Betriebe schlucken kleine,

und werden selbst von Großkonzernen kaputtgemacht. Realschüler verdrängen Hauptschüler vom Arbeitsmarkt, und müssen selbst den Abiturienten weichen. Es scheint, als hätten wir nur die Wahl, zu unterdrücken oder unterdrückt zu werden, zu verdrängen oder verdrängt zu werden, zu fressen oder gefressen zu werden. Und wenn es denn so mit der Welt steht, dass ein Mensch entweder Hammer oder Amboss sein muss, so wollen die meisten doch lieber Hammer sein. Wenn man diesen Entschluss aber erst einmal gefasst hat – wo bleibt dann die Ehrfurcht vor dem Leben der anderen Geschöpfe, die Gott doch genauso gewollt und geschaffen hat wie mich? Wird diese Ehrfurcht nicht das erste Opfer sein im großen Verdrängungskrieg aller gegen alle?

Es hilft hier alles nichts: Will der Mensch wahrhaft menschlich leben, so kann er dem Beispiel der Natur nicht einfach folgen, sondern muss sich der Logik des „Fressen und gefressen werden“ so weit wie möglich entziehen. Als Mensch mit Kultur (und erst recht als Christ!) kann er mit fremden Leben nicht rücksichtslos umgehen. Denn wenn der Schöpfungsglaube keine leere Floskel sein soll, und Gottes Kreaturen wirklich unsere Geschwister und Mitgeschöpfe sind, dann dürfen wir sie nicht zu bloßen Verbrauchsmitteln degradieren. Vielmehr müssen schon die Kinder lernen, dass wer sich an Lebendigem vergreift, sich an Gottes Eigentum vergreift. Und die Erwachsenen müssen vorleben, wie man den Schöpfer achtet, indem man seine Geschöpfe schont und achtet.

Christliche Ethik tritt hier in offenen Gegensatz zu den Gesetzen der Ökonomie und auch der Biologie, weil sie den traurigen Normalzustand dieser Welt, nicht als einen legitimen (und schon gar nicht als einen „gottgegebenen“) Zustand akzeptiert. Denn das leidige „Fressen und gefressen werden“ ist eine Hausordnung, die erst mit dem Sündenfall in diese Welt eingeführt wurde. Wir sind zwar leider nicht in der Lage, diese Ordnung ganz außer Kraft zu setzen. Aber immerhin können wir im Rahmen unserer Möglichkeiten dagegen angehen, indem wir Verhältnisse schaffen, in denen keiner auf Kosten anderer lebt.

Gott will nämlich nicht, dass wir Hammer sind. Und er will auch nicht, dass wir Amboss sind. Sondern er will, dass alle seine Geschöpfe einander Helfer und Freunde sind. Weil das aber nicht durch große Sprüche Wirklichkeit wird, sondern durch kleine Taten, will ich an dieser Stelle visionäre Worte Albert Schweitzers zitieren. Mancher einer wird sie lächerlich und weltfremd finden. Ich aber meine, dass sie eine Achtsamkeit beschreiben, um die wir uns dringend bemühen sollten. Albert Schweitzer schreibt:

„Wahrhaft ethisch ist der Mensch nur, wenn er der Nötigung gehorcht, allem Leben, dem er beistehen kann, zu helfen, und sich scheut, irgend etwas Lebendigem Schaden zu tun. Er fragt nicht, inwiefern dieses oder jenes Leben als wertvoll Anteilnahme verdient, und auch nicht, ob und inwieweit es noch empfindungsfähig ist. Das Leben als solches ist ihm heilig. Er reißt kein Blatt vom Baume ab, bricht keine Blume und hat acht, dass er kein Insekt zertritt. Wenn er im Sommer nachts bei der Lampe arbeitet, hält er lieber das Fenster geschlossen und atmet dumpfe Luft, als dass er Insekt um Insekt mit versengten Flügeln auf seinen Tisch fallen sieht. Geht er nach dem Regen auf der Straße und erblickt den Regenwurm, der sich darauf verirrt hat, so bedenkt er, dass er in der Sonne vertrocknen muss, wenn er nicht rechtzeitig auf Erde kommt, in der er sich verkriechen kann, und befördert ihn von dem todbringenden Steinigen hinunter ins Gras. Kommt er an einem Insekt vorbei, das in einen Tümpel gefallen ist, so nimmt er sich die Zeit, ihm ein Blatt oder einen Halm zur Rettung hinzuhalten. Er fürchtet sich nicht, als sentimental belächelt zu werden. Es ist das Schicksal jeder Wahrheit, vor ihrer Anerkennung ein Gegenstand des Lächelns zu sein. Einst galt es als eine Torheit, anzunehmen, dass die farbigen Menschen wahrhaft Menschen seien und menschlich behandelt wer-

den müssten. Die Torheit ist zur Wahrheit geworden. Heute gilt es als übertrieben, die stete Rücksichtnahme auf alles Lebendige bis zu seinen niedersten Erscheinungen herab als Forderung einer vernunftgemäßen Ethik auszugeben. Es kommt aber die Zeit, wo man staunen wird, dass die Menschheit so lange brauchte, um gedankenlose Schädigung von Leben als mit Ethik unvereinbar einzusehen."

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Keuschheit

Jesus sprach einmal zu seinen Jüngern über die Frage, was den Menschen „rein“ und was ihn „unrein“ macht. Das war damals eine wichtige Frage! Wir aber, als Kinder unserer Zeit, verstehen das Problem in der Regel gar nicht – oder verstehen es falsch. Denn wer heute morgen geduscht hat, gilt uns als „rein“. Und wer sich seit einer Woche **nicht** mehr gewaschen hat, gilt uns als „unrein“. Jesus hingegen redet mit seinen Jüngern nicht über Hygiene und Körperpflege, sondern redet über den Gegensatz von „rein“ und „unrein“, wie er im Alten Testament und im Judentum gebraucht wird, wo es natürlich nicht um den Gebrauch von Seife geht, sondern um die kultische und religiöse „Reinheit“ des Menschen. Und der Gegensatz des Reinen und Unreinen ist dort mindestens so wichtig wie der von gut und böse, wahr und falsch, gerecht und ungerecht, lebendig und tot. Denn das Alte Testament verwendet auf die korrekte Unterscheidung von rein und unrein allergrößte Sorgfalt. Wir finden dort lange Listen reiner und unreiner Tiere – solcher, die man essen darf, und solcher, die man unbedingt vermeiden muss. Wir erfahren, dass die Berührung mit Toten unrein macht, und dass Frauen während der Regel und nach Geburten unrein sind. Der Kult fremder Götter macht natürlich unrein, genau wie der Kontakt mit den Heiden, die diese Götter verehren. Eine Krankheit wie der Aussatz und diverse körperliche Ausflüsse verunreinigen den Menschen. Und natürlich tun das auch geschlechtliche Verirrungen aller Art. Im 3. Buch Mose wird streng geregelt, wie lange ein Gegenstand oder eine Person, die mit Unreinem in Berührung kam, als unrein zu gelten hat. Denn Unreinheit überträgt sich durch Körperkontakt. Und genauso wird geregelt, durch welche kultischen Handlungen und nach Ablauf welcher Fristen wieder Reinheit hergestellt und vom Priester bescheinigt werden kann.

Warum aber ist das alles so wichtig? Und warum muss man Unreinheit vermeiden? Ganz einfach, weil Unreinheit den Menschen **zur Begegnung mit Gott unfähig macht**. Wer unrein ist, darf nicht wagen den Tempel zu betreten, am Gottesdienst teilzunehmen oder sich sonst irgendwie dem Heiligen zu nähern. Denn Gott ist rein und heilig und duldet es nicht, durch die Annäherungen des Schmutzigen beschmutzt zu werden. Das Reine und das Unreine sind unverträglich. Das Heilige und das Unheilige sind gegeneinander wie Feuer und Wasser. Darum muss der, der Gott, dem Reinen, nahe sein will, ihm wenigstens insofern ähnlich werden, ihm erträglich und damit gesprächsfähig werden, dass er sich reinigt und rein hält. Denn das Unreine gehört nicht zu Gott und kann keine Gemeinschaft mit ihm haben, es gehört nicht in Gottes Haus. Und ich denke jede Hausfrau kann das nachvollziehen. Denn auch wenn sie den Ehemann noch so sehr liebt, lässt sie ihn doch nicht mit dreckigen Gummistiefeln durchs Wohnzimmer laufen, sondern verlangt, dass er sich reinigt. Erst wenn sicher ist, dass er keinen Schmutz mitbringt, ist er in der guten Stube willkommen. Und so macht eine Unreinheit **anderer** Art den Menschen unfähig zur Gemeinschaft mit Gott. Denn sie schließt ihn vom Gottesdienst aus, vom Heiligtum, und damit auch vom Heil selbst, das es ja nicht anders als in der Gemeinschaft mit Gott geben kann.

Wenn das aber stimmt – muss es uns dann nicht brennend interessieren, was Jesus sagte und wie er urteilte über „rein“ und „unrein“? Jesus leugnet nicht, dass es Unreinheit gibt, durch die der Mensch sich besudelt. Es **gibt** diese Unreinheit, die vom Kontakt mit Gott ausschließt! Aber Jesus sieht ihren Ursprung nicht „außen“, in unreinen Dingen, die man berührt oder isst, sondern „innen“ im Herz des Menschen, aus dem die Unreinheit hervorgeht. **„Was zum Mund hineingeht, das macht den Menschen nicht unrein“** sagt er, **„sondern was aus dem Mund herauskommt, das macht den Menschen unrein.“** Und als die Jünger das nicht verstehen, erklärt

er es noch einmal: **„Merkt ihr nicht, dass alles, was zum Mund hineingeht, das geht in den Bauch und wird danach in die Grube ausgeleert? Was aber aus dem Mund herauskommt, das kommt aus dem Herzen, und das macht den Menschen unrein. Denn aus dem Herzen kommen böse Gedanken, Mord, Ehebruch, Unzucht, Diebstahl, falsches Zeugnis, Lästerung. Das sind die Dinge, die den Menschen unrein machen. Aber mit ungewaschenen Händen essen macht den Menschen nicht unrein.“**

Auf den ersten Blick erscheint Jesus hier moderner und liberaler als das Alte Testament, weil er sagt, es gebe keine unreinen Speisen. Er scheint die Reinheitsgesetze des Judentums zu relativieren. Doch tut er das nur, um den Blick vom Äußeren auf das Innere zu lenken. Und die innere Reinheit, die er dann fordert, ist bei Lichte besehen viel schwerer zu erlangen und zu bewahren als die äußere. Denn Aussätzigen, Toten und unreinen Tieren aus dem Weg zu gehen ist ja einfacher, als das eigene Herz von bösen Gedanken frei zu halten. Dem Schmutz draußen kann ich ausweichen. Aber der Schmutz innendrin – was mache ich mit dem? Den kann man nicht so einfach loswerden wie dreckige Gummistiefel, die man nur ausziehen muss. Wenn man aber trotzdem in Gottes gute Stube will, wenn der Dreck, der nicht nur an mir, sondern **in** mir haftet, mich von der Gemeinschaft mit Gott nicht ausschließen soll, was kann ich dann tun? Welche Bürste hilft da, welche Seife, welches Scheuermittel?

Zunächst dürfen wir an diesem Punkt unserer Taufe gedenken. Denn die Taufe, die Jesus uns verordnet hat, ist nicht umsonst ein Ritual der Waschung. Das Taufwasser dient tatsächlich der Reinigung – es symbolisiert nicht nur, sondern vollzieht Reinigung, und ist durchaus gemeint als ein Abwaschen von Sünden. Als Christ kann man dieses Abwaschen jederzeit aktualisieren, indem man ein Beichtgebet spricht, sich auf die Taufgnade beruft, Vergebung erbittet und sich Absolution zusprechen lässt. Darüber hinaus aber dürfen wir uns erinnern, dass Christus am Kreuz mit dem Fluch der Schuld auch unseren Schmutz auf sich genommen hat, um uns durch das Opfer seines Lebens davon zu befreien. Der Hebräerbrief stellt den Kreuzestod Jesu darum ausdrücklich in Parallele zu den Sühnopfern, die täglich im Jerusalemer Tempel dargebracht wurden, und sagt dann: **„...wenn schon das Blut von Böcken und Stieren und die Asche von der Kuh durch Besprengung die Unreinen heiligt, so dass sie äußerlich rein sind, um wieviel mehr wird dann das Blut Christi, der sich selbst als Opfer ohne Fehl durch den ewigen Geist Gott dargebracht hat, unser Gewissen reinigen von den toten Werken, zu dienen dem lebendigen Gott!“**

Gott selbst hat in Christus die Unreinen gereinigt, hat die Schmutzigen gesäubert und die Sünder geheiligt, um sie der Gemeinschaft mit ihm fähig zu machen. Wie uns Unreinheit durch Berührung verunreinigt und besudelt, so kann uns die Berührung mit Jesus, dem Reinen, rein machen. Was den Gereinigten dann aber als tägliche Aufgabe bleibt, ist, dass wir die gewonnene Reinheit nicht wieder aufs Spiel setzen, sondern ein ihr gemäßes, reines Leben führen. Schließlich sagt das Neue Testament, dass unsere Körper Tempel des Heiligen Geistes sind! Gott selbst wohnt in uns wie ein vornehmer Gast in einer baufälligen Hütte. Ihn zu beherbergen ist ehrenvoll – aber es verpflichtet auch. Wir stehen darum vor der Aufgabe, so etwas wie eine Reinheit des Geistes zu bewahren und uns ganz ernsthaft fernzuhalten von dem, was uns beschmutzt.

Konkret kann das z.B. bedeuten, dass man sich einer bestimmten Art von Gespräch entzieht. Denn wo man boshaft redet, wo Gott verlästert wird, wo man Zoten erzählt und auf Kosten anderer lacht, da weht ein Geist, der mit dem Geist Christi nicht vereinbar ist, und dem wir uns entziehen sollten, bevor er auf uns abfärbt. Da muss man nicht dabeistehen und schon gar nicht mitmachen, sondern kann sich schützen – und gehen.

Desgleichen können es Bilder sein, die uns verunreinigen. Bilder nämlich voller Gewalt und

Gier und falscher Lust, die es im Fernsehen und im Internet zuhauf gibt, die auch durchaus ihre Faszination und ihre eigene Ästhetik haben können – und die doch durch das Auge tief in unsere Seelen dringen, weil das, was wir sehen, Macht über uns gewinnt. Dem muss man sich nicht aussetzen! Und gerade, wenn uns irgendetwas daran gefällt und fesselt – gerade dann ist Enthaltung nötig, Nein-Sagen, Distanz und Heiligung. Die Reinheit des Geistes kann gefährdet sein, wenn jemand unseren Zorn provoziert, weil er uns Unrecht tut. Wut, Kränkung und Selbstmitleid können mächtig anschwellen, bis Hassgedanken sich breit machen. Aber auch mit Neid, Gier, Eitelkeit oder Heuchelei kann es so gehen. Sie vergiften unsere Seele, und wenn wir nicht aufpassen, verunreinigt sie uns mit einem Gestank, der den Geist Gottes immer mehr verdrängt. Jesus hat Recht, wenn er sagt, dass die eigentliche Gefahr von innen – und nicht von außen kommt!

Wenn das Alte Testament aber annimmt, dass Unreinheit durch Berührung übertragen wird wie eine Infektionskrankheit, so steckt auch darin tiefe Einsicht, weil Unreines um so leichter auf mich überspringt, je größer die Nähe ist, die ich ihm erlaube. Nennen sie es „falsche Scheu“, wenn sie wollen. Doch ich meine wirklich, dass man bestimmte Bücher nicht lesen kann, ohne innerlich von ihnen beschmutzt zu werden. Der Geist und das Wesen bestimmter Menschen färben ab, wenn man zu lange mit ihnen zusammen ist. Und die Gedanken, die ich mir nicht rechtzeitig verbiete, gewinnen Macht über mich. Darum meine ich, wir sollten eine alte Tugend neu entdecken, über die heute nur noch Witze gemacht werden, weil man sie auf den sexuellen Bereich bezieht: Die „Keuschheit“ müssen wir neu entdecken, die darin besteht, sich dem zu verweigern, was schadet, stinkt und unser Leben vergiftet. Diese Keuschheit besteht darin, sich **nicht** allem zu öffnen, **nicht** alles zu tolerieren und **nicht** alles mitzumachen, sondern nur das, was Gott gefallen kann. Das ist manchmal schwierig und trägt einem leicht den Ruf des Spielverderbers ein. Aber nachdem die Moderne sehr ehrgeizig war, alle erdenklichen Tabus zu brechen, nachdem die 68'er sich Mühe gaben, alles zu tun, wovon die Alten sagten, dass man es „nicht tut“, scheint nun die Zeit gekommen, den Sinn des Tabus wieder zu entdecken.

Denn es **gibt** Dinge, die tabu sein sollten, obwohl sie bei uns üblich sind – wie das Lügen und das Lästern. Und niemand sollte meinen, dass er in seinen vier Wänden davor sicher sei. Es gibt Dinge, durch die man die eigene Seele für die Gemeinschaft mit Gott untauglich macht. Von denen aber abzulassen, wenn man's gemerkt hat, sollte selbstverständlich sein. Denn das Ebenbild Gottes in uns, das freizulegen Gott viel Mühe gekostet hat, dürfen wir nicht wieder unkenntlich machen. Viel besser ist es, den umgekehrten Weg zu gehen, indem man die Reinheit des Reinen auf sich abfärben lässt. Denn zum Glück ist auch das Gute infektiös! Auch das Heilige springt über, wenn wir in Kontakt treten. Dass wir an ihm aber Anteil bekommen können und uns dann für **nichts** mehr schämen müssen, dass sei **dem** gedankt, der barmherzig ist und allmächtig, heilig und gerecht – und **so** rein, dass es für ihn **und für uns** zusammen reicht...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Wohin mit meinem Hass?

Mit dem Hass ist es eine seltsame Sache. Denn jeder gibt zwar zu, dass die Welt voller Hass ist – ein Blick in die Zeitung oder ins Internet beweist es. Fragt man aber jemand, ob er persönlich Anteil daran habe, scheint keiner den Hass zu kennen, sondern alle weisen es von sich, dass sie selbst irgendwelche Hassgefühle hegen. Hass ist unbestritten ein großes Problem. Aber keiner will selbst davon betroffen sein. Und erst recht unter Christen herrscht Einigkeit, dass man auch gar nicht hassen darf – und man versichert, das Gefühl sei einem völlig fremd: „Der Himmel bewahre mich davor, dass ich Feinde hätte, die ich hasste! Als Christ soll ich doch alle Menschen lieben!“ Man erlaubt sich vielleicht, einen kleinen „Groll“ zu hegen. Aber selbst der wird bald verleugnet. Und wenn er droht, zu einem Zorn heranzuwachsen, wird er abgewürgt und zusammen mit der Wut begraben. Christen ballen die Faust höchstens in der Tasche. Statt hässlicher Gefühle möchten sie jenes Wohlwollen verströmen, durch das die Welt besser und schöner wird. Etwas anderes gesteht man sich nicht zu. Aber – funktioniert das auch? Gelingt es ihnen, alle destruktiven Impulse „wegzudrücken“, alle Quellen des Hasses zu verstopfen, alle Menschen rückhaltlos zu bejahen und auch dem Bösesten noch Gutes zu wünschen? Mir gelingt das jedenfalls nicht. Denn schließlich gibt es eine gerechte Empörung und einen heiligen Zorn (vgl. Ps 139,21-22). Und die aggressiven Impulse herunterzuschlucken, ist auf die Dauer auch nicht gesund. Eine Aggression, die nicht nach außen darf, wendet sich zwangsläufig nach innen. Sie vergiftet das eigene Gemüt, was niemandem nützt. Und im Grunde ist es auch gar nicht einzusehen. Denn wer in dieser Welt etwas liebt, wird immer hassen, was das Geliebte bedroht. Und seine Parteinahme für das Gute wird immer eine Parteinahme gegen das Böse sein. Niemand kann bejahen, was er bejaht, ohne zu verneinen, was dem Bejahten entgegensteht. Und je stärker das Rechtsbewusstsein ist, desto mehr wird man das Unrecht verabscheuen. „Liebe für alle, Hass für keinen“ – das klingt dann zwar nett, funktioniert aber nicht. Denn das Verkehrte sollte nicht sein. Ihm das Nicht-Sein von Herzen zu wünschen, ist Hass. Und so falsch kann dieser Hass kaum sein, weil schließlich auch Gott das Böse hasst (Sach 8,16-17; Spr 6,16-19; Jes 61,8; Sir 15,13; Ps 11,5). Wer wachen Sinnes durch eine Welt geht, in der das Gute geschändet und das Heilige beschmutzt wird, der muss einen ganzen Berg von Hass in sich tragen und eine wilden Sturm gerechten Zorns! Nur – wohin damit? Der aggressive Impuls lässt sich auf Dauer nicht verleugnen. Und wenn man ihn im eigenen Herzen verschließt, wirkt er innerlich zerstörend. Lässt man ihn aber unkontrolliert heraus, so zerstört er andere. Und da sich in einem Sünder auch der berechtigtste Zorn stets mit Eigensinn und Rechthaberei mischt, wird der Schaden nur um so größer. Niemand hat einen Gewinn davon. Und so denkt man: vielleicht sollte ich nicht hassen! Aber wenn ich's doch tue und das Gefühl nicht unterdrücken kann, ohne zu platzen oder es gegen mich selbst zu kehren – was soll ich dann tun? Wohin mit der Kraft, die doch wirken will? Wohin mit der destruktiven Energie? Ich kann niemandem empfehlen, am eigenen Hass zu ersticken, sondern rate stattdessen, ihm ein anderes Ziel zu geben und ihn so zu lenken, dass er den Richtigen trifft. Die heftige Negation in uns spiegelt das Negative in der Welt – und dieses Potential muss sich entladen. Aber bitte nur gegen den, der es auch wirklich verdient. Und den treffe ich nicht, wenn ich die armen Kreaturen hasse (jene Menschen nämlich, von denen ich mich provoziert fühle), sondern nur, wenn ich dahinter schaue, hinter die Kulissen blicke und mir klar mache, wer sich dieser Menschen bedient. Wohin also mit meinem Hass? Zum Teufel damit, zum Satan persönlich! Denn der verdient meinen Hass und ist in Wahrheit mein erbitterter Feind. Der nervige Nachbar hingegen, der fiese Kollege, die gemeine Verwandte – die sind nur Werk-

zeuge, mit denen Satan uns ärgern will. All die vermeintlich oder wirklich bösen Menschen sind nur Marionetten in der Hand unsres Feindes. Er hält sie uns provozierend entgegen, damit wir in Rage geraten und draufhauen. Doch, wer den Puppenspieler treffen will, darf nicht nach den Puppen schlagen. Denn das tut dem, der die Fäden zieht, nicht weh. Sondern gerade so entspricht es seinem teuflischen Plan, dass ich meinen Mitmenschen für einen Teufel halten soll, damit zuletzt ein Mensch am Hass des anderen zugrunde geht. Genau das will der Teufel erreichen, dass ein Mensch dem anderen als Teufel erscheint. Denn dann vernichten wir uns gegenseitig und besorgen damit sein Geschäft, ohne dass er überhaupt in Erscheinung treten muss. Er – Mephisto, Luzifer, Satan, Diabolos – er ist der Geist, der stets verneint. Und weil er will, dass Gottes Werk zugrunde geht, genügt es ihm, eine Kreatur gegen die andere aufzubringen, zwischen ihnen Streit zu sähen, den Bruder gegen den Bruder zu hetzen, die Schwester gegen die Schwester und die Kinder gegen die Eltern. Hassen sie sich aber erst einmal, hat der Teufel mehrfachen Gewinn davon. Denn nicht nur der Gehasste wird geschädigt und vielleicht im Streit vernichtet, sondern zugleich wird der Hassende dadurch schuldig (er verdient sich die Hölle), und zudem wird in dem Opfer, das er trifft, neuer Hass entfacht, der das Feuer immer schön am Brennen hält. In blinder Wut gegeneinander richten sich die Menschen physisch und moralisch zugrunde. Und sie bemerken nicht den lachenden Dritten, der sie gegeneinander ausspielt. Denn jedem erscheint sein menschlicher Gegner teuflisch und vernichtenswert. Und indem beide hasserfüllt aufeinanderschlagen, geraten sie in Gegensatz zum Willen ihres Schöpfers, der ja jeweils auch den Gegner schuf – und also den gewollt hat, den meine Wut zu vernichten sich bemüht. Einer sieht im anderen den Satan persönlich. Und so werden die Streitenden nicht nur voneinander, sondern zugleich von Gott getrennt, ihre ursprünglich guten Kräfte geraten in Widerspruch zueinander und neutralisieren sich, weil jeder (in der Hoffnung, das Böse zu treffen) das Gute im anderen zerstört. Jede Seite fühlt sich im Recht – und doch betreiben beide unwissend das Geschäft des Teufels. Denn wie sollten sie das in blinder Wut noch unterscheiden? Natürlich fällt es schwer, den nicht zu hassen, der Hassenswertes tut, denn in der Regel tut er's ja nicht unwillig, sondern willig! Der Gegner scheint sich mit dem Bösen zu identifizieren, und so liegt es nahe, ihn als Person auch mit dem Bösen gleichzusetzen! Dieser fiese Mensch gibt mir keinen Anlass, zwischen seiner Person und dem Unrecht zu unterscheiden – und so muss ich annehmen, dass sein böses Tun erst zusammen mit dem Täter enden wird! Eben so gelingt es dem Satan dann aber, ein Kind Gottes durch das andere zu vernichten und dabei selbst nicht mal in Erscheinung zu treten. Denn sobald ein Bruder im anderen den Teufel sieht, wird er versuchen den Teufel im Bruder zu erschlagen, wird den Bruder dabei töten, den Teufel aber verfehlen. Der nimmt nämlich keinen Schaden, sondern freut sich, tritt dem vermeintlichen Sieger bald in neuer Maske gegenüber und provoziert ihn durch eine neue Marionette, die der dann wieder zerschlägt. Wir durchschauen das Spiel aber erst, wenn wir den Puppenspieler von seiner Puppe unterscheiden und die Waffe von dem unterscheiden, der sie führt. Es bedarf hier einer Aufklärung über die Strategien der Finsternis, und es bedarf einer besseren Wahrnehmung, damit unser Hass endlich den Richtigen trifft. Denn der Satan bedient sich vieler Menschen, ohne dass die selbst der Satan wären. Jeder Sünder (auch wir selbst!) ist in diesem Sinne ein Knecht und ein Werkzeug des Bösen. Und durch falsches Tun provozieren wir in unseren Mitmenschen den Hass, der ihnen und uns zum Verhängnis wird. Wir dämonisieren unseren Gegner. Wir meinen den identifiziert zu haben, der es böse mit uns meint, und rufen „na, warte!“ Aber unser wirklicher Feind, das ist nicht der ärgerliche Mensch, diese vorgeschobene Kreatur, sondern es ist der Satan, der sich seiner bedient. Und ihm sollte darum auch unsere Wut gelten und ihn sollten wir verabscheuen. Diesen Grundbösen sollten wir hassen, nicht aber den menschlichen Bru-

der, in dem seine Bosheit Gestalt gewinnt! Und die gute Nachricht ist, dass wir den Vater aller Bosheit auch wirklich von Herzen hassen dürfen und hassen sollen – samt allem, was von ihm in uns und anderen wohnt. Denn Gott hasst ihn auch. Und weil das Evangelium sein Untergang verheißt, und sich Christus selbst über seine Entmachtung freut (Lk 10,18), dürfen wir um die „Erlösung von dem Bösen“ auch täglich bitten (Mt 6,13) und in vollem Konsens mit Gott seine Vernichtung ersehnen (Offb 20,10). Denn so konzentrieren wir unseren Hass auf das Ziel, das wirklich uneingeschränkt des Hasses wert ist, richtet ihn aber nicht mehr gegen Menschen. Das bedeutet dann keineswegs, dass der Mensch entschuldigt wäre, so als habe er am Bösen nicht aktiv mitgewirkt. Es heißt auch nicht, dass ich mich als Betroffener gegen diesen Menschen nicht mehr wehren dürfte oder andere nicht mehr vor ihm schützen sollte – nein! So gut ich kann, werde ich den irregeleiteten Bruder an seinem bösen Tun hindern, werde seine Sünde „Sünde“ nennen und nichts beschönigen. Auch von Vergebung ist hier noch gar nicht die Rede, sondern nur vom Ende des Hasses! Doch dafür ist es nötig, dass ich die Person meines Gegners von den dämonischen Kräften unterscheide, die in und durch ihn wirken – und das auch dann tue, wenn er selbst diese Unterscheidung nicht mitvollzieht. Denn es ist unmöglich, für dämonische Kräfte zu beten. Für meinen Feind soll ich aber beten (Mt 5,44). Und so muss ich an seiner Person unterscheiden, was er selbst vielleicht gar nicht unterscheiden will, nämlich seine gute Bestimmung zu Gottes Kind und Ebenbild – und sein derzeit ganz entgegengesetztes Verhalten. Mein Gegner ist sicherlich entstellt und ist ein hässliches Zerrbild seiner selbst. Gott hat ihn ganz anders gemeint, als er jetzt ist. Doch während ich seine Entstellung hasse und seine Verzerrung hasse, hasse ich doch nicht meinen Gegner als Person, sondern den, der das Gute in meinem Bruder so sehr verdorben und verkehrt hat. Denn auch in der Hand des Teufels ist mein Bruder nicht selbst der Teufel. Und wenn Gott will, kann er den Bruder noch auf dem Sterbebett bekehren, erlösen und vollenden. Als mein Mitmensch ist er ja nicht schlechter als ich selbst! Als Sünder ist er genauso der Hölle schuldig und der Gnade bedürftig, wie ich es bin! Wie sollte ich ihm da nicht gönnen, dass Gottes Erbarmen ihn rettet? Doch für den Grundbösen, der sein und mein Verderben will, für den, der so viele tatsächlich in die Hölle bringt und nicht mehr herausgibt – für den muss und soll ich nicht hoffen oder beten, sondern den verfluche ich, wie ihn auch Gott verflucht. Für die aufgestachelten Menschen, für die Unglücklichen, die sich gegenseitig zerfleischen, will ich jederzeit bitten. Aber für den, der sie aufeinander hetzt, will und muss ich nichts bitten, außer, dass Gott ihm so schnell wie möglich das Handwerk lege. Und so läuft das alles auf einen Hass hinaus, der zwar heftig ist, aber eben nicht mehr blind, sondern sehend – und der darum strikt unterscheidet zwischen der bösen Tat und der Person des Täters, wie er auch unterscheidet zwischen der menschlichen Person und dem, der sie angestiftet hat. Das heißt nicht, dass ich den Menschen entschuldige, dass ich mich nicht mehr gegen ihn wehren dürfte oder ihm automatisch alles vergeben müsste. Nein, keineswegs! Wer sich willentlich für böses Tun hergibt, ist dafür verantwortlich. Und wenn ich ihn von seinem bösen Tun unterscheide, muss ich ihn noch lange nicht gewähren lassen, sondern werde weiter das Gute schützen und dem Bösen Einhalt gebieten. Ein Christ kann das zu seinem Beruf machen, indem er Polizist wird, Staatsanwalt oder Justizbeamter! Aber auch dann darf er den Straftäter nicht hassen. Denn selbst wenn der nichts davon wissen will, hat Gott ihn doch dazu berufen, Gottes Ebenbild zu sein. Aktuell verfehlt er diese gute Berufung. Und wenn er Hassenswertes tut, muss man ihm das Handwerk legen! Doch eben das – ohne Hass. Denn wenn er bis zuletzt das Gute schändet und damit das Geschäft des Teufels betreibt, ist ohnehin gewiss, dass er beim Teufel landet und so am Ende größeren Schaden davonträgt als seine Opfer. So hassen wir zwar weiterhin, was er tut, hassen aber nicht ihn als Person, sondern jenen weit böseren Geist, der sich seiner Person bedient

und der Menschen wie Schutzschilde vor sich hertreibt, damit wir im Zorn nicht ihn, sondern unsere Brüder und Schwestern treffen und mit ihnen gemeinsam in Schuld versinken. Das ist seine teuflische Strategie, dass er Streit sät und dann zusieht, wie Gottes Kinder sich wechselseitig dämonisieren, wie ein Mensch im anderen einen Teufel sieht und einer des anderen Blut vergießt. So treibt er uns in vermeintlich gerechtem Zorn gegeneinander, damit wir im Namen des Guten immer mehr Böses tun und dabei moralisch zugrunde gehen. Damit wir den Schwindel merken, schärft uns das Neue Testament aber den Blick für den wahren Gegner und sagt: „Zieht an die Waffenrüstung Gottes, damit ihr bestehen könnt gegen die listigen Anschläge des Teufels. Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Mächtigen und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in dieser Finsternis herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel“ (Eph 6,11-12). Nicht gegen „Fleisch und Blut“ haben wir zu kämpfen (also nicht gegen Menschen), sondern gegen den bösen Herrn der Welt, der sich der Menschen zu seinen bösen Zwecken bedient! Die anderen Menschen sind nicht schlechter als wir selbst und fühlen sich im Recht, wie wir das auch tun. Sie sündigen nicht mal um der Sünde willen, sondern um irgendeines Vorteils willen. Unser wahrer Feind aber (der das Böse um des Bösen willen erstrebt) schiebt sie uns entgegen wie Bauern auf dem Schachbrett, die er nur zu gerne opfert. Wenn wir blindwütig seine Marionetten zerschlagen, freut er sich und hat gleich neu zur Hand! Wir aber sollten wissen, dass wir in Wahrheit nicht mit „Fleisch und Blut“ kämpfen (nicht mit Unsersgleichen), sondern mit dem Anstifter aller Bosheit, dessen Wille in ihrem hassenswerten Tun nur Gestalt gewinnt. Wie soll ich also schließen? Es mag engelsgleiche Naturen geben, die niemals Hass empfinden. Aber zu denen gehöre ich nicht. Es mag sanftmütige Naturen geben, die ihren Hass herunterschlucken können, ohne zu platzen. Aber so einer bin ich nicht. Und daher kann ich nur denen raten, die mir gleichen – dass sie nämlich, wenn der Hass heraus muss, ihm eine möglichst präzise Richtung geben und sozusagen vor dem Schuss sorgfältig „zielen“. Denn unser Hass darf nicht „Fleisch und Blut“ treffen (nicht den Mitmenschen als Person), sondern allein das Böse, das in ihm Gestalt gewinnt. Nicht die Puppe, sondern der Puppenspieler soll verdammt sein. Und will ich den hart treffen, dann am besten, indem ich mir den Menschen, der mein Feind war, zum Freund mache und die böse Beziehung zum Guten wende. Das trifft den Satan am schwersten, wenn wir, statt uns gegenseitig zu erwürgen, Frieden schließen. Es durchkreuzt seine Pläne, wenn wir einander Helfer sind! Aber das setzt eben voraus, dass wir hellsichtig werden und keinen anderen Menschen verteufeln. Augustin sagt: **„Du musst die Laster nicht lieben um der Menschen willen, noch den Menschen hassen um der Laster willen, sondern je mehr du des Menschen Natur liebst, je mehr sollst du hassen das Laster, welches die Natur, die du liebst, besudelt hat.“** Wenn ein Bruder Falsches tut, muss ich also nicht um des Bruders willen das Falsche „richtig“ nennen. Und ebenso wenig muss ich, weil ich das falsche Tun ablehne, zugleich den Bruder ablehnen. Sondern je mehr ich den Bruder liebe, desto mehr werde ich das falsche Tun hassen, das ihn entstellt und erniedrigt. Wenn der Bruder sich für das Böse hergibt, hasse ich das Böse, liebe aber dennoch den Bruder. Und gibt er sich in seinem Wahn auch noch so „teuflisch“, will ich doch nicht aufhören, ihn vom Teufel strikt zu unterscheiden. Denn dass mein Bruder dies eines Tages auch selbst wieder tut und sich bewusst vom Bösen distanziert, ist ja nicht nur meine Hoffnung, sondern zugleich Gottes Wille. Wohin also mit meinem Hass? Zum Teufel damit – und nur zu ihm: Er mag dran ersticken, denn es ist sein eigenes Gift! Jeder anderen Kreatur aber schulden wir Erbarmen und Güte, wie wir auch selbst von Erbarmen und Güte leben.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Geduld

Die Geduld hat in den Katalogen christlicher Tugend, neben der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, der Wahrhaftigkeit und Treue, ihren festen Platz. Dass die Geduld dort aber zu Recht steht, merken wir schon daran, dass sie uns ebenso schwer fällt wie andere Tugenden. Ihr Gegenteil, die **Ungeduld**, muss niemand üben! Das unwillige Nicht-warten-können stellt sich von selbst ein. Unruhe und Wankelmüt, Nervosität, Drängelei und Abschweifung liegen uns offenbar in der Natur. Doch Geduld zu üben, das ist wirklich schwer. Es erfordert Disziplin und hat mancherlei Voraussetzung. Denn es ist ja nicht so, dass der geduldige Mensch **nichts wollte**, oder dass es ihm weniger wichtig wäre als dem Ungeduldigen. Nein: Auch der Geduldige verfolgt ein Ziel, will und erwartet etwas. Aber sein entschlossener Wille verbindet sich mit langem Atem. Der Geduldige **hat** Zeit, er **nimmt** sich Zeit und **lässt** den Dingen ihre Zeit. Und sein Wille verbindet sich auch mit Nachsicht, weil der Geduldige Geduld hat mit denen, die sein Vorhaben bremsen. Der Wille des Geduldigen verbindet sich mit Beharrlichkeit und Ausdauer, weil er von seinem Ziel auch dann nicht ablässt, wenn andere Ziele leichter zu erreichen wären. Und dieser entschiedene Wille verbindet sich beim Geduldigen auch mit Leidenschaft, weil der, der geduldig ist, in der Zeit der Geduld das Ersehnte entbehrt – und an dieser Entbehrung leidet.

Dies Leiden am Unverfügbaren auszuhalten, ist wohl das Wesentliche an der Geduld. Und wir erkennen spätestens daran, dass Geduld nichts mit Passivität zu tun hat, sondern ganz im Gegenteil eine höchst aktive Haltung ist. Der Geduldige bringt nämlich die Disziplin auf, sich durch Rückschläge nicht beirren und sich durch Enttäuschungen nicht vom Weg abbringen zu lassen. Er entbehrt lieber das Ziel seiner Geduld und leidet, als mit etwas anderem Vorlieb zu nehmen. Er gibt seine Hoffnung nicht preis! Und mit denen, die sein Vorhaben bremsen, weil sie vielleicht nicht so schnell können, wie sie sollten, hat er auch noch Geduld, und wird nicht unwillig gegen sie. Neudeutsch nennt man das „Frustrationstoleranz“, wenn jemand immer wieder frustriert und enttäuscht werden kann, und doch nicht vom Kurs abkommt. Allerdings klingt es schöner und positiver, wenn man Geduld übersetzt mit „Durchhaltevermögen“ oder „Resistenz“. Denn Unbeirrbarkeit und Widerstandskraft machen den Kern der Geduld aus. Wenn das aber so ist, in welchem Verhältnis steht diese Tugend dann zum christlichen Glauben? Gibt es da eine innere Beziehung?

Ja! Mir scheint, dass die Geduld gerade für Christen einen besonders hohen Stellenwert hat, weil unser Glaube in und von Hoffnung lebt – und niemand zum Hoffen taugt, der keine Geduld aufbringt. Ich denke, dass ein Christ (1.) besonders viel Geduld **braucht**, dass er (2.) zur Geduld besonders guten **Grund** hat, und dass ihm (3.) zur Übung der Geduld besonders gute **Vorbilder** gegeben sind.

(1) Das Erstgenannte, **dass der Christ besonders viel Geduld braucht**, liegt auf der Hand, denn unser Glaube ist wahrlich nicht auf kurzfristige Erfolge berechnet. Die Kinder dieser Welt warten bloß auf den Feierabend, auf den nächsten Urlaub, auf eine Gehaltserhöhung oder auf den Frühling – denen kann bald geholfen werden! Doch die Kinder Gottes warten auf die Vollendung dieser Schöpfung! Wir warten auf die sichtbare Wiederkunft Christi, auf den Neuen Himmel und die Neue Erde und auf das Reich Gottes! Um endlich zu sehen, was wir hoffen und glauben, brauchen wir buchstäblich Geduld bis zum Jüngsten Tag. Denn *„...wir sind zwar gerettet,“* schreibt Paulus *„...doch auf Hoffnung. Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht? Wenn wir aber auf das hoffen,*

was wir nicht sehen, so warten wir darauf in Geduld." Seit Paulus das schrieb, ist die Christenheit zweitausend Jahre auf dem Weg gewesen, und vielleicht brauchen wir noch viel längeren Atem, denn so ziemlich alles, woran wir glauben, ist heute noch unsichtbar.

(2) Dass wir aber unter diesen erschwerten Bedingungen **trotzdem guten Grund haben**, auf die Erfüllung christlicher Hoffnung geduldig zu warten – auch das liegt auf der Hand. Denn ob Geduld sich lohnt und begründet ist, hängt ja immer davon ab, wer das Erwartete herbeizuführen versprochen hat, und wer demnach meine Hoffnung verbürgt. Hat mir ein Mensch versprochen, mich zu besuchen, von dem ich weiß, dass er Verabredungen gern mal vergisst, habe ich wenig Grund, über die verabredete Zeit hinaus geduldig zu warten. Es wird sich kaum lohnen! Hat aber Gottes Sohn versprochen, wiederzukommen in Herrlichkeit, so liegt der Fall völlig anders. Denn dann geht es um ein Versprechen unseres Gottes, der nicht irren kann, der nichts zurücknimmt und den auch niemand an etwas zu hindern vermag. „**Gott ist nicht ein Mensch, dass er lüge...**“ sagt das 4. Buch Mose: „...**noch ein Menschenkind, dass ihn etwas gereue. Sollte er etwas sagen und nicht tun? Sollte er etwas reden und nicht halten?**“ Schon die Vorstellung ist absurd. Und darum hat die Geduld, die wir als Christen brauchen, die beste aller denkbaren Begründungen, weil Gott **selbst** in seinem Wort und in seiner Treue die Begründung **ist**.

(3) Wunderbare Beispiele und Vorbilder der Geduld bekommt der Christ aber gleich mitgeliefert, weil die Bibel auch davon reichlich enthält. Denken sie nur an die Geduld **Abrahams**, der hundertjährig immer noch auf den verheißenen Sohn wartete. Oder an die Geduld, die **Mose** in der Wüste aufbringen musste, als das Volk immerzu murrte. Wir haben die Geduld des Propheten **Jeremia** vor Augen, der 40 Jahre lang gegen alle Erfahrung anpredigen musste, bevor eintrat, was er vorausgesagt hatte. Wir kennen **Hiobs** große Geduld, der in seinem Elend lange warten musste, bis Gott seiner Klage antwortete und ihn rehabilitierte. Und nicht zuletzt lesen wir von der Geduld, die **Jesus** mit seinen Jüngern hatte, wenn sie ihn immer wieder missverstanden, kleingläubig waren und feige. Letztlich ist **Gott** selbst das beste und erstaunlichste Beispiel der Geduld, weil er es mit der Menschheit immer noch nicht aufgegeben hat. Uns allen wäre an Gottes Stelle längst der Kragen geplatzt angesichts seiner undankbaren Brut! Doch seit der Sintflut verfährt Gott mit seinen Geschöpfen unglaublich nachsichtig und langmütig. Er straft nicht gern, ist langsam zum Zorn und verfolgt seine guten Pläne mit Ausdauer und Beharrlichkeit **sogar gegen** den störrischen Widerstand derer, die zu retten er sich vorgenommen hat. Alle, die wir noch atmen und lebendig sind, verdanken das einer ganz unbegreiflichen Geduld Gottes. Und da sollten **wir** nicht auch unsererseits Geduld üben und Geduld haben mit unseren Mitmenschen? Ja: Nachsicht, Beharrlichkeit und Langmut stünden uns gut zu Gesicht und dürften auch gar nicht so schwer fallen. Denn schließlich arbeitet die Zeit **für** uns. Die Vollendung der Schöpfung, auf die wir warten, kommt ganz gewiss. Und wenn's auch dauern mag, so kann unsere Hoffnung doch nicht enttäuscht werden, weil Gott in der Weltgeschichte garantiert als Letzter lacht.

Es ist nur eine Frage der Zeit, bis uns Gott mit unserem Glauben ins Recht setzt. Am Ende werden wir schauen, was wir geglaubt haben, während die Spötter verstummen. Wenn das aber **gewiss** ist und durch Gottes Treue verbürgt – sollten wir dann nicht in der Lage sein, Frustrationen zu tolerieren, Durststrecken durchzuhalten und geduldig gegen allen Augenschein zu hoffen? Eigentlich dürfte das nicht schwer fallen. Denn Gott selbst steht dafür gerade, dass unsere Geduld sich lohnt. Christliche Hoffnung ist darum unsinkbar. Sie kennt keine Resignation und ist gegen Enttäuschung auch dann noch resistent, wenn sie richtig weh tun.

Um aber für solche Resistenz und Geduld ein einprägsames Beispiel zu geben, möchte ich von einem Esel erzählen, den ich mir zum Vorbild erkoren habe:

Jener Esel war schon alt – und war obendrein ein Pechvogel. Denn er gehörte einem ausgesprochen hartherzigen Bauern. Eines Tages geschah es, dass der Esel unglücklicherweise in einen leeren Brunnen fiel. Das arme Tier schrie vor Angst – und der Bauer fluchte. Als er aber alles Mögliche überlegt hatte, wie man einen Esel aus dem tiefen Brunnen retten könnte, kam der Bauer zu dem Ergebnis, dass es nicht machbar sei. Der Esel saß auf dem Brunnenboden fest. Und da es schon spät war, ging der Bauer ärgerlich ins Haus und legte sich schlafen. Der Esel aber schrie die ganze Nacht hindurch, und der Bauer machte kein Auge zu, so dass er am nächsten Morgen ganz grimmig und erbost aufstand. Er beschloss dem Geschrei ein Ende zu machen, den Brunnen einfach mit Erde aufzufüllen, und den Esel auf diese Weise zu begraben. Der Bauer bat einige Freunde um Hilfe, und zusammen begannen sie, einen Spaten Erde nach dem anderen in den Brunnen zu werfen. Als der alte Esel das spürte, wie ihm die Erdhaufen auf den Rücken fielen, war er entsetzt. „Wieso passieren solche Sachen immer mir?“ dachte er. „Erst falle ich in diesen Brunnen, und niemand kommt, um mir zu helfen. Und nun versuchen sie mich auch noch zu vergessen, indem sie mich hier begraben. Soll mein Leben wirklich auf so demütigende Weise enden?“ Doch während der Esel dort auf dem Brunnenboden stand und sich leid tat, hatte er eine Idee. Statt einfach nur dazustehen und sich von Erde begraben zu lassen, beschloss er, die Erdbrocken, die auf seinen Rücken fielen, abzuschütteln und darauf zu trampeln. Immer und immer wieder tat er das: Abschütteln und darauf trampeln, abschütteln und darauf trampeln. Ohne auf Müdigkeit und Schmerzen zu achten, machte er sich unverdrossen daran, die Erdbrocken von sich abzuschütteln und darauf zu steigen. Er zwang sich, nicht aufzugeben. Er weigerte sich, von dem Dreck besiegt zu werden, mit dem er beworfen wurde. Und drei Stunden **später konnte der Esel triumphierend über den Brunnenrand steigen. Er stand auf sicherem Boden, denn die Erde, die ihn begraben sollte, hatte stattdessen sein Leben gerettet.**

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gerechtigkeit (ethisch)

Der Begriff der „Gerechtigkeit“ wird in allen gesellschaftlichen Debatten bemüht – und doch nur selten erklärt. Dabei ist durchaus nicht klar, was man unter „Gerechtigkeit“ zu verstehen hat. Ist das bloß ein Schlagwort? Oder hat der Mensch im Gefühl, was „gerecht“ ist? Kann man „Gerechtigkeit“ definieren? Oder denkt sich dabei jeder etwas Anderes? Ludwig Erhard sagte einmal: „Ich habe es mir angewöhnt, das Wort Gerechtigkeit fast immer nur in Anführungszeichen auszusprechen, weil ich erfahren habe, dass mit keinem Wort mehr Missbrauch getrieben wird als gerade mit diesem höchsten Wert.“

Worin besteht nun aber der „höchste Wert“? Landläufig nennt man denjenigen „gerecht“, der sich verhält, wie es Rechtsnormen verlangen: einen Menschen also, der nicht mehr und nicht weniger beansprucht, als ihm zukommt – und der seinen Mitmenschen dasselbe zugesteht. Wir empfinden es als „gerecht“, wenn jeder bekommt, was ihm gebührt – sei es nun Lohn oder Strafe. Und wir formulieren das in dem alten Grundsatz „Jedem das Seine“. Aber wem gebührt wovon wieviel? Ist's gerecht, wenn jeder bekommt, was er verdient, wenn er bekommt, was er braucht, oder wenn er bekommt, was ihm versprochen war? Ist es vielleicht erst gerecht, wenn alle das Gleiche bekommen? Spätestens über diesen Fragen zerbricht die Einigkeit. Es zeigt sich, dass der Grundsatz „Jedem das Seine“ nicht viel mehr besagt, als dass einer bekommen soll, was er bekommen soll. Und so richtig das auch sein mag: mit Inhalt füllt es sich erst, wenn man klärt, woran der „berechtigte“ Anspruch zu bemessen ist. Denn natürlich muss man jedem geben, was ihm zukommt! Aber was kommt ihm zu?

Bemessen am Gleichheitsgrundsatz?

Zunächst scheint es am gerechtesten, wenn „ohne Ansehen der Person“ alle das Gleiche bekommen. Hat jemand drei Kinder und bestimmt in seinem Testament, dass jedes Kind ein Drittel seines Vermögens erben soll, finden wir das fair. Bei demokratischen Wahlen hat jede Stimme das gleiche Gewicht – ohne dass Geschlecht, Alter, Bildungsstand oder Religion der Wahlberechtigten eine Rolle spielen. Und wollen vier Freunde dem Fünften ein gemeinsames Geburtstagsgeschenk kaufen, wird in der Regel jeder ein Viertel dessen beisteuern, was das Geschenk kostet. Schwierig wird es allerdings, wenn man Menschen gleich behandelt, die offenkundig nicht gleich sind. Denn die Gleichbehandlung der Ungleichen empfinden wir als „ungerecht“. Man stelle sich nur einmal vor, alle Straftäter – vom Gelegenheitsdieb bis zum Serienmörder – sollten unabhängig von der Schwere ihrer Schuld die gleiche Strafe bekommen! Es würde wohl jeder dagegen protestieren und fordern, dass zwischen (leichter oder schwerer) Schuld und (leichter oder schwerer) Strafe ein Entsprechungsverhältnis bestehen soll. Statt „lebenslänglich für alle“ muss es Abstufungen im Strafmaß geben. Ist also das, was einem „zukommt“, statt am Gleichheitsgrundsatz an seinen Leistungen oder Fehlleistungen zu bemessen?

Bemessen an der erbrachten Leistung?

Stellen wir uns vor, dass ein Obstbauer Erntehelfer beschäftigt, von denen der eine am Ende des Tages 6 Kisten voll geerntet hat, der andere 9 Kisten und der dritte 12 Kisten. Wäre es da gerecht, alle Erntehelfer einheitlich zu entlohnen und damit die Faulen den Fleißigen gleichzustellen? Wäre es nicht gerechter, sie nach Leistung zu bezahlen – und beim Lohn nicht die Arbeitsstunden zugrunde zu legen, sondern die Zahl der Kisten, die einer abgeliefert? Das scheint nur konsequent. Denn wenn uns eben eingeleuchtet hat, dass wer Schlimmeres tut,

auch die schlimmere Strafe verdient, warum sollte das nicht auch im Positiven gelten? Wer gute Arbeit leistet, dem steht auch guter Lohn zu, und wenn er tüchtiger ist als andere, soll er auch etwas davon haben. Das, was er gibt, und das, was er dafür empfängt, muss in angemessenem Verhältnis stehen, sonst untergräbt das die Motivation. Ehre muss man geben, wem Ehre gebührt, und der Tüchtige hat Anspruch auf Anerkennung. Aber natürlich hat auch das einen Haken. Denn häufig beruht das Leistungsvermögen eines Menschen auf persönlichen Voraussetzungen, die er gar nicht zu verantworten hat. Die Startbedingungen sind nicht gleich, die natürlichen Begabungen und die Bildungschancen ebenso wenig. Ist es also „gerecht“, wenn man nur auf die Leistung schaut und sie nicht ins Verhältnis setzt zu den großen oder kleinen Potentialen, die einer mitbekam?

Bemessen am Bemühen?

Wer diesen Einwand gegen das Leistungsprinzip aufnehmen möchte, kann das, was einem Menschen zukommt, an seinem ehrlichen Bemühen bemessen. Und als Beispiel denken wir uns einen Sportlehrer, der am Ende des Schuljahres Noten vergeben muss. Er könnte diese Noten natürlich direkt aus der Leistung ableiten und die Schüler zum 1000-Meter-Lauf antreten lassen. Wer zuerst über die Ziellinie kommt, erhält im Zeugnis eine „Eins“. Wer zuletzt ankommt, findet in seinem Zeugnis eine „Sechs“. Und das Mittelfeld wird mit „Dreien“ benotet. Aber wäre das wirklich fair? In jeder Klasse gibt es gertenschlanke Schüler mit langen Beinen, die – von der Natur begünstigt – immer schneller sind als der Rest. Es kostet sie nicht mal Mühe, die anderen abzuhängen. Und oft geben sie sich auch keine Mühe! Man findet aber in jeder Klasse auch kleine und übergewichtige Schüler, die ihr Äußerstes geben müssen, um die 1000 Meter überhaupt zu bewältigen. Sie schaffen es nur mit Mühe, Not und Anstrengung. Und sollte man diese von der Natur Benachteiligten nun auch noch mit schlechten Noten strafen? Ist es da nicht gerechter, wenn der Sportlehrer statt der gestoppten Rundenzeit das Engagement bewertet, das ein Schüler an den Tag legt, um aus schlechten körperlichen Voraussetzungen das Beste zu machen? Sollte nicht statt der Vorzüge, die einer in die Wiege gelegt bekam, sein Eifer bewertet werden, sein ehrliches Bemühen und sein vielleicht geringer, aber mit saurem Schweiß erkämpfter Trainingsfortschritt? Maßstab der Gerechtigkeit wäre dann nicht die Leistung an sich, sondern der Wille dessen, der sich ins Zeug legt!

Doch freilich – wenn jener an der Universität einen Lehrstuhl bekäme, der sich ohne Talent und Kenntnis am meisten um die Professur „bemüht“ hat, wäre das dann „gerecht“ den Studierenden gegenüber? Oder möchte jemand von dem Chirurgen operiert werden, der trotz zitteriger Hände beim Operieren den allergößten „Eifer“ zeigt? Ist es im Blick auf die Patienten nicht fairer, wenn sie der operiert, der es am besten kann? Der Blinde mag es ja „ungerecht“ finden, wenn er kein Pilot werden darf, aber die Fluggäste bestehen darauf...

Bemessen am Bedarf?

Es gibt noch ein weiteres Konzept von Gerechtigkeit, das mit dem Leistungsprinzip bricht. Es besteht darin, das einem Menschen Zukommende weder an seiner Leistung noch an seinem Bemühen, sondern schlicht an seinem Bedarf zu bemessen. Stellen wir uns eine Bauernfamilie vor, die am Abend das Essen teilt. Da sitzt dann der zahnlose Opa, der seine Tage nur am Ofen verbringt, neben dem 17-jährigen Sohn, der noch im Wachstum ist. Und der Bauer, der von früh bis spät auf dem Feld schuftet, sitzt neben dem 6-jährigen Töchterchen, das bloß die Hühner füttert. Es wäre Unsinn, jedem Anwesenden die gleiche Essensportion vorzusetzen, denn der Kalorienbedarf der Personen ist völlig verschieden. Um satt zu werden, muss der Bauer doppelt so viel essen wie der zahnlose Opa. Und dem 6-jährigen Mädchen reicht davon

wiederum die Hälfte. Weil der Opa aber gar nichts mehr tut, und das Mädchen noch nicht viel, kann man auch nicht nach der Leistung gehen. Sondern am „gerechtesten“ wird es sein, den Bedarf aller so zu decken, dass sie satt werden – ganz egal, ob dazu nun viel oder wenig nötig ist. Wenn kein Mangel herrscht, wird man jedem Esser am Tisch frei stellen, seinen Bedarf selbst einzuschätzen. Denn Verwandte können so verfahren. In der Regel gönnen sie einander, was sie brauchen.

Doch lässt sich dieses Modell auf eine ganze Gesellschaft übertragen, in der einer den anderen nicht mal kennt? Schon ein größerer Wirtschaftsbetrieb wird es schwerlich den Angestellten überlassen, nach persönlichem Bedarf in die Firmenkasse zu greifen und sich selbst einen Lohn zuzumessen. Darum gilt es dort als „gerecht“, wenn jeder Angestellte bekommt, was vertraglich mit ihm vereinbart wurde. Ob er damit auskommt, steht gar nicht in Frage, sondern Gerechtigkeit gilt als gewährleistet, wenn beide Seiten ihren Vertrag erfüllen.

Bemessen an vorhergehenden Vereinbarungen?

Das scheint nun endlich eine transparente und objektive Lösung für unser Problem zu sein. Denn wo Verträge gelten, hat jeder Anspruch auf das, was ihm schwarz auf weiß zugesagt wurde. Die Geschäftsleitung zahlt genau das, was dem Arbeiter zusteht, und findet ihr Verfahren selbstverständlich „gerecht“. Denn sie respektiert ja die verbrieften Ansprüche der Arbeiter, so wie das ein funktionierender Staat auf der Grundlage seiner Verfassung auch an den Bürgern tut. Nur ist leider nicht gesagt, dass die Umsetzung des geltenden Rechtes automatisch Gerechtigkeit schafft. Denn nicht alles, was legal ist, ist auch legitim. Und es mangelt nicht an historischen Beispielen dafür, dass sich Staaten manchmal auf legalem Wege ungerechte Gesetze geben – wie es auch zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern unfaire Verträge gibt. Man kann nicht nur Recht, man kann auch Unrecht durch Gesetze zementieren! Was ist also, wenn der Unternehmer in Krisenzeiten die Löhne drückt und seine notleidenden Arbeiter zwingt, schlechte Verträge zu unterschreiben? Er behandelt sie anschließend „vertragsgemäß“ und beutet sie dennoch aus. „Was wollt ihr denn?“ kann er sagen, „Ihr bekommt doch, was vereinbart wurde!“ Aber gerecht wär's deswegen nicht – und würde auch nicht so empfunden. Wenn die Ausgebeuteten sich aber dagegen empören: im Namen welcher Instanz tun sie das eigentlich – und unter Berufung auf welche Autorität? Gibt's denn eine Gerechtigkeit, die nicht aus menschlichen Vereinbarungen, Konventionen und Verträgen resultiert? Ist z.B. Sklaverei auch dann Unrecht, wenn die Gesetze eines Staates sie nicht verbieten, sondern ausdrücklich erlauben? Man wird es bejahen! Wer das aber tut, muss sich darüber im Klaren sein, dass er sich damit (über das kodifizierte Recht hinausgreifend) auf ein „höheres“ Recht beruft. Er setzt eine Gerechtigkeit voraus, deren Maßstäbe dem menschlichen Verfügen entzogen und von der „Natur“ (oder einer anderen übergeordneten Instanz) vorgegeben sind. Aber gibt es solche Maßstäbe überhaupt?

Bemessen an „höherem“ Recht?

Als Christ kann man das bejahen – und anschließend nach dem fragen, was einem Menschen nicht um seiner selbst willen, sondern „um Gottes Willen“ zukommt. Man kann also Gerechtigkeit als die Pflicht verstehen, jedem zu geben, was er nach Gottes Willen haben soll. Und man bekommt damit – den Glaubensstandpunkt vorausgesetzt – festen Boden unter die Füße. Es ist nicht deshalb geboten, das Leben des Mitmenschen zu schützen, weil er dieses Leben „verdient“ hätte, sondern weil Gott es ihm gab. Um Gottes willen ist es „gerecht“, das Eigentum des Mitmenschen zu respektieren und seine Ehe nicht zu gefährden, ihm die Wahrheit zu sagen und ihm seine Freiheit zu lassen, ihm in der Not zu helfen und ihn vor Verleumdung zu

schützen, ihm einen fairen Lohn zu zahlen und ihm Fehler zu verzeihen. Das alles aber nicht um irgendwelcher Verdienste willen, die mein Nächster vielleicht gar nicht hat, sondern um Gottes willen, weil er es so geboten hat. Was der Schöpfer will, dass es seinen Geschöpfen zukommt, genau das ist's, was ihnen wirklich zukommt. Und das menschliche Zusprechen, Absprechen oder Vereinbaren von Rechten ändert daran gar nichts. Denn in einer schlechten Rechtsordnung kann es ja leicht geschehen, dass z.B. ungeborene Kinder ohne staatlichen Schutz bleiben. Leistungen, die man ihnen vergelten müsste, haben die Ungeborenen gewiss nicht vorzuweisen! Und trotzdem bleibt es Unrecht, sie abzutreiben. Denn das Leben kommt ihnen nicht um ihrer selbst willen oder um der Eltern willen zu, sondern um des Schöpfers willen, der sie ins Leben rief. Es gibt also einen Maßstab, der menschlichen Entscheidungen nicht unterworfen, sondern vorgegeben ist, so dass Menschen ihn zwar leugnen und ignorieren, aber in keiner Weise ändern können. Unter Christen sollte man sich auf diesen Maßstab der Gerechtigkeit auch einigen können: „gerecht“ ist es, jedem zu geben, was ihm nach Gottes Willen zukommt. Und was das im Einzelnen ist, lässt sich auf biblischer Grundlage klar genug benennen. Nur liegt auf der Hand, welche Einschränkung man hier machen muss. Denn dieser spezielle Begriff von Gerechtigkeit setzt einen weltanschaulichen Standpunkt voraus, den in der pluralen Gesellschaft nicht jeder teilt. Er erschließt sich nicht jedem, weil es der Glaube nicht tut, und ist daher nicht „verallgemeinerbar“. So gilt Gottes Wille zwar für alle – ob sie's nun wissen oder nicht. Er lässt sich aber nicht unmittelbar in staatliche Gesetze ummünzen.

Die Gerechtigkeit der gesellschaftlichen Ordnung

Wir kehren zur Ausgangsfrage zurück, ohne das Problem auf eindeutige Weise gelöst zu haben. Denn es ist zwar gerecht, jedem zu geben, was ihm zukommt. Was aber wem aufgrund welchen Anspruchs zukommt, ist weiterhin offen. Weder der Gleichheitsgrundsatz noch das Leistungsprinzip oder das der Bedarfsdeckung lassen sich durchgehend anwenden. Vielmehr scheint in einem Fall das eine, und im anderen Fall das andere zu passen. Wenn es um die Vergabe von Spenderorganen geht, wird wohl niemand das Leistungsprinzip zugrunde legen und eine dringend benötigte Niere dem zusprechen, dessen Leben der Gesellschaft am meisten „nützt“. Der Gleichheitsgrundsatz kommt aber auch nicht zur Anwendung, da ein 80-jähriger nicht mehr mit der Transplantation rechnen kann, die man dem 20-jährigen ohne weiteres zugesteht. Ein junger Fußball-Star wird es „gerecht“ finden, wenn er das Millionengehalt bekommt, das vertraglich vereinbart wurde. Er denkt vielleicht wirklich, es entspräche seinem außergewöhnlichen Talent. Der Obdachlose hingegen findet das Gehalt des Fußballers ungerecht hoch, weil es nicht im Verhältnis steht zu dem, was ein Mensch zu seinem Lebensunterhalt bedarf. Generell tendiert jeder zu dem Konzept von Gerechtigkeit, das ihm persönlich den meisten Nutzen bringt. Die schwächsten Glieder der Gesellschaft werden stets auf Gleichbehandlung oder Bedarfsdeckung pochen, während die „Leistungsträger“ es ungerecht finden, wenn sich ihr Fleiß und ihre Tüchtigkeit nicht lohnen. So trübt der eigene Vorteil den Blick für das, was wirklich gerecht wäre. Und was kann man dagegen tun?

Der Philosoph John Rawls empfiehlt den sogenannten „Schleier des Nichtwissens“. Er meint, eine Gesellschaftsordnung käme der Gerechtigkeit dann am nächsten, wenn der, der sie entwirft, noch nicht weiß, welche Rolle er persönlich darin spielen wird. Und das gedankliche Experiment ist tatsächlich lehrreich. Denn wenn jemand darüber im Ungewissen bleibt, welche Stellung er in einer künftigen Gesellschaftsordnung einnehmen wird (ob er darin alt oder jung, gebildet oder ungebildet, krank oder gesund ist), wird er wahrscheinlich eine Ordnung wählen, mit der er in jedem Fall leben kann, weil sie einerseits die Schwachen schützt und ihnen leistungsunabhängig die Deckung ihres Grundbedarfs an Gütern und Freiheiten garan-

tiert, weil sie aber andererseits auch den Starken Chancen und Anreize bietet, sich durch Engagement und Leistung Vorteile zu verschaffen. Das Ganze läuft auf eine Kombination mehrerer Gerechtigkeits-Konzepte hinaus, wie ja auch die soziale Marktwirtschaft eine Kombination darstellt: sie verbindet recht erfolgreich die Leistungsanreize des kapitalistischen Systems mit sozialen Elementen der Bedarfsdeckung. Doch auch die Schwächen einer solchen Kombination liegen auf der Hand. Denn wird in mancher Hinsicht der eine Grundsatz zugrunde gelegt, und in mancher Hinsicht der andere (zählt manchmal die Gleichheit, manchmal das Bemühen, manchmal der Bedarf und manchmal die Leistung), sind die Geltungsbereiche der Prinzipien nur schwer voneinander abzugrenzen. Ihre Reichweite muss immer neu in einem mühsamen gesellschaftlichen Diskurs geklärt werden. Ein einfacher Schlüssel zur Konfliktlösung und zur Schaffung „gerechter“ Verhältnisse ist damit nicht gegeben.

Die Gerechtigkeit des Einzelnen

Oben wurde bereits erwähnt, dass Christen einen besonderen Maßstab der Orientierung nutzen. Natürlich verdrängt er nicht alle anderen. Denn auch Christen berücksichtigen die Maßstäbe der Gleichheit, der Leistung, des Bemühens und der Bedürftigkeit. Weit höhere Anforderungen ergeben sich aber aus den Weisungen und dem Vorbild Jesu. Denn niemand weiß besser, was Gott und den Menschen „zukommt“, als er. Wie wünscht sich also Jesus, dass ihm seine Jünger nachfolgen? Was ist für ihn ein „Gerechter“? Es lässt sich anhand der Evangelien recht genau beschreiben!

Der Gerechte sorgt sich nicht um irdischen Kram, wie Geld und Gut, Essen und Trinken, sondern konzentriert sich ganz auf Gottes kommende Herrschaft (Mt 6,19-34). Dieser Herrschaft entsprechend richtet er sein Leben ein (Mt 4,17), sehnt sich nach ihr und betet um sie (Mt 6,9-10). Er gibt dem Willen Gottes Priorität in allen Dingen und nimmt nichts wichtiger als ihn (Mt 6,24). Er folgt Christus nach und lässt sich dabei von nichts ablenken oder aufhalten (Mt 8,21-22). Wäre ihm seine Familie wichtiger als Gott, könnte er diesen Weg nicht gehen (Mt 10,34-37; Mt 12,46-50). Wäre ihm sein Besitz wichtiger als Gott, bliebe er zurück (Mt 19,16-26). Und wenn er den Streit scheute, dem Schmerz ausweiche und sein Erdenleben liebte, käme er aus der Spur (Mt 10,38-39). Bedrängnisse, Sorgen oder Begierden dürfen ihn also nicht ablenken (Mt 13,18-23). Und wenn ihn etwas vom Weg abbringt, trennt er sich davon (Mt 5,29-30). Wenn es der Satan versucht, widersteht er ihm (Mt 4,1-11). Und er bittet Gott, dass er ihn in Versuchungen bewahre (Mt 6,13). Der Gerechte gibt für das Reich Gottes alles hin, was er hat (Mt 13,44-45). Er unterlässt nicht nur das Töten, sondern auch das Zürnen und Schimpfen (Mt 5,21-26). Er versagt sich nicht nur den Ehebruch, sondern erträumt ihn nicht mal (Mt 5,27-32). Er scheut sich nicht nur, vor Gericht falsche Eide zu schwören, sondern redet grundsätzlich immer klar, wahrhaftig und verbindlich (Mt 5,33-37). Er liebt nicht nur die Freunde, sondern gerade seine Feinde (Mt 5,43-48). Und wenn ihm jemand Unrecht tut, zahlt er's nicht mit gleicher Münze heim (Mt 5,38-42). Er verurteilt nicht andere, sondern kümmert sich um das, was bei ihm selbst nicht stimmt (Mt 7,1-5; Mt 13,24-30). Und er vergibt denen, die an ihm schuldig wurden (Mt 6,12). Er tut viele gute Werke (Mt 5,16), tut sie aber nie, um dafür bewundert zu werden (Mt 6,1-6; 6,16-18). Statt Gottes Gebote zu relativieren, erfüllt er sie (Mt 5,17-20). Und seine Mitmenschen behandelt er stets so, wie es ihm selbst – in ihrer Lage – gut täte (Mt 7,12). So aufmerksam, wie für sich selbst, sorgt er auch für andere (Mt 22,39).

Der Gerechte gebraucht seinen Verstand, verschmäht dabei aber alle Hinterlist (Mt 10,16). Er fürchtet sich nicht, äußerlich mit Unreinem in Berührung zu kommen, fürchtet aber die Unreinheit, die innen aus dem eigenen Herzen hervorgeht (Mt 15,1-20). Er kommt sich nicht schlaue vor, sondern erkennt Gott in Jesus Christus (Mt 11,25-27). Er bekennt offen seinen

Glauben (Mt 10,32-33) und nimmt's in Kauf, wenn er deswegen gehasst und verfolgt wird (Mt 10,17-26). Er vergisst nie, dass es eine Verdammnis gibt (Mt 7,13-14). Er behält aber die Nerven und gerät nicht in Panik, solange er Christus bei sich weiß (Mt 8,23-27).

Er betet mit Nachdruck, mit Beharrlichkeit und großer Erwartung (Mt 7,7-11). Und er zweifelt nicht daran, dass alles, was Gott zusagt, auch geschehen wird (Mt 8,5-13). Wenn Lasten auf ihm liegen, geht er zu Christus, um sie bei ihm abzuladen (Mt 11,28-30). Und wenn er Schuld trägt, zweifelt er nicht, dass Christus sie vergeben kann (Mt 9,1-8). Er weiß, dass ihm ohne Wissen und Zulassung Gottes rein gar nichts geschieht (Mt 10,29-31). Und er ist sicher, dass dort, wo Gottes Sohn und Gottes Geist einziehen, alles Böse weichen muss (Mt 12,22-30). Der Gerechte teilt, was er hat, und ist gewiss, dass es reichen wird (Mt 14,13-21). Die Barmherzigkeit, die er von Gott erfährt, lässt er auch anderen gegenüber walten (Mt 18,21-35). Er hält sich nicht für groß und bedeutend, sondern denkt gering von sich selbst (Mt 18,1-5). Und wenn er in etwas der Erste sein will, dann im Dienst an den Anderen (Mt 20,20-28; Mt 23,8-12). Er denkt von niemandem, dass er für Gottes Reich zu klein, zu dumm oder zu unbedeutend sei (Mt 19,13-15).

Der Gerechte liebt Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt (Mt 22,37). Und er streitet leidenschaftlich für Gottes Haus und die Reinheit des Gottesdienstes (Mt 21,12-13). Er ist getauft (Mt 3,13-17) und feiert im Abendmahl den neuen Bund (Mt 26,17-30). Er ist nachsichtig, duldet deswegen aber nicht die Sünde mitten in der Gemeinde, sondern dringt auf Korrektur der Fehler (Mt 18,15-18). Er gewinnt Menschen für den Glauben und sammelt sie für Gottes Ernte (Mt 4,18-22; Mt 9,35-38). Er achtet sorgsam darauf, keinen Gläubigen vom Weg abzubringen (Mt 18,6-7). Aber er vergeudet das Heilige auch nicht an jene, die es nicht zu schätzen wissen (Mt 7,6; Mt 10,11-15).

Er traut keinem, der nur gut redet, ohne gut zu leben – und passt auf, selbst nicht so ein Mensch zu werden (Mt 7,15-23). Er lässt fromme Worte nicht als Ersatz gelten für gottgefällige Taten (Mt 21,28-32). Und er redet sich nicht ein, er wäre gut, wenn seine Werke schlecht sind (Mt 12,33-37). Er strebt nach Sanftmut, Frieden, Barmherzigkeit und Reinheit (Mt 5,1-12). Und er nutzt seine Gaben im Sinne des Schöpfers, der sie ihm gegeben hat (Mt 25,14-30).

Der Gerechte speist die Hungrigen und gibt den Durstigen zu trinken, er nimmt die Fremden gastfreundlich auf und kleidet die Nackten, er pflegt die Kranken und besucht die Gefangenen (Mt 25,31-46). Er wendet sich von den Mühseligen und Beladenen nicht ab, sondern kümmert sich um die konkrete Not, die Gott ihm vor die Füße legt (Lk 10,29-37). Er denkt daran, dass Gott einst die Guten und Bösen auseinandersortieren wird, um die einen zu retten und die anderen zu vernichten (Mt 13,36-42). Umso hartnäckiger ist er aber im Glauben und lässt sich nicht davon abbringen (Mt 15,21-28; Mt 20,29-34). Er ist bereit, für seinen Herrn zu leiden (Mt 16,24-25), behält aber auch im Leiden die Zuversicht. Denn wenn er das Leben und die Welt verliert, wird seine Seele doch gerettet und sein Lohn ist groß (Mt 16,26-28; Mt 19,27-30).

Wenn nun aber jemand meint, der Gerechte folgte bei alledem einer Vielzahl verschiedener Grundsätze, so wäre das ein Irrtum. Denn eigentlich ist es nur einer: der Gerechte gibt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und gibt Gott, was Gottes ist (Mt 22,21). Er ist von der Bindung an sich selbst und an die Güter der Welt so frei geworden, dass er gänzlich frei ist für Gott und seinen Nächsten. Das heißt aber: seine Gerechtigkeit besteht in der Freiheit, diesen beiden zu geben, was ihnen an Glauben und Liebe zukommt.

Wichtiger Hinweis:

Wenn jemand die hier beschriebene Gerechtigkeit im vollen Sinne lebte, würde sie ihn in den Himmel bringen. Es lebt sie aber niemand. Und darum hat um ihretwillen (!) auch niemand

Zugang zum Himmel. Diejenige Gerechtigkeit, die vor Gott gilt und den Sündern das Heil verschafft, ist eine völlig andere. Sie ist nicht des Christen „eigene“, sondern eine „fremde“ Gerechtigkeit, von der in den Kapiteln von der „Gerechtigkeit Gottes“ und der „Rechtfertigung“ zu handeln ist. Hier – das darf nicht vergessen werden! – ging es lediglich um Gerechtigkeit im ethischen Sinne.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Liebe und Ehe

Wenn der Pfarrer anlässlich einer Trauung das Wort ergreift, kann er die Anwesenden nur selten überraschen. Denn jeder weiß, was bei solchen Gelegenheiten üblicherweise geredet wird. Was soll er schon sagen, der Pfarrer? Um die „Liebe“ wird es gehen – um was denn sonst? Vielleicht erwähnt er auch das Glück, den Segen und die Treue, aber irgendwie hängt das ja alles mit der Liebe zusammen, und so ist der Spielraum nicht groß. Doch immerhin: der Redner kann den sentimentalensinn weglassen und entschlossen beiseite schieben, was Schundromane und was Schlagersänger unter Liebe verstehen. Denn wirkliche Liebe ist kein Spaziergang im Mondenschein. Sondern wirkliche Liebe ist Wagnis, Bekenntnis und geduldiges Tun. Wirkliche Liebe ist kein Gefühlsrausch. Sondern sie fordert Leidensbereitschaft, Disziplin und langen Atem. Was ist also „Liebe“? Was steht hinter diesem geschundenen und so oft missbrauchten Wort? Ich werde versuchen, es in drei Schritten zu beschreiben, und will dabei drei verbreitete Missverständnisse korrigieren.

1. Korrektur: Manche Leute sagen, Liebe mache blind. Ich behaupte aber ganz im Gegenteil, dass Liebe sehend macht. Denn nur von jugendlicher Schwärmerei mag es gelten, dass sie vor lauter Gefühl besoffen macht und den Geist vernebelt, weil man ineinander vernarrt ist und insofern nicht „bei Verstand“. Wirkliche Liebe dagegen klärt den Verstand und öffnet die Augen für das, was wir an unseren Mitmenschen so oft nicht erkennen. Denn jemanden lieben, heißt ihn so zu sehen, wie ihn Gott gemeint hat. Der Blick der Liebe bleibt nicht am schönen Schein hängen. Die Liebe sieht nicht nur die Fassade eines Menschen. Sie sieht dahinter durchaus seine Angst, seine Schuld, sein Versagen. Aber sie lässt sich davon nicht abschrecken und verachtet den Geliebten deswegen nicht. Sondern sie schaut durch all das hindurch und erkennt den Menschen in seiner tieferen Wirklichkeit – nämlich so, wie er von Gott gemeint ist. Die Liebe sieht den Partner nicht in dem täuschend-günstigen Licht, in dem er sich selbst präsentiert. Sie sieht ihn nicht, wie andere ihn gerne hätten, oder wie er tatsächlich durch Schuld und Schwäche geworden ist. Sie idealisiert nicht, sie analysiert und urteilt nicht, sondern sieht den Menschen, wie er von Gott gedacht und gemeint ist. Die Liebe erkennt und versteht, was Gott vorschwebte, als er diesen Menschen schuf. Sie entdeckt das im Menschen verschüttete Ebenbild Gottes. Sie erfasst es als die wahre Bestimmung des Partners. Und um ihretwillen vermag die Liebe zu lieben, d.h. der Liebende vermag das Dasein des Geliebten tiefer zu bejahen als sein eigenes Dasein. Denn die Liebe starrt eben nicht auf das Unvollendete an uns, das Krumme, Schiefe und Verkehrte. Sondern sie vollzieht den Gedanken des Schöpfers nach, der uns hervorbrachte. Und sie sieht das Vollendete voraus, das wir durch Gottes gnädige Hand einmal werden sollen. Darum macht zwar die unreife Schwärmerei blind, und das gierige Begehren macht sogar blöd. Die wirkliche Liebe aber – die macht sehend!

Es ist am Begriff der Liebe noch eine 2. Korrektur nötig. Denn viele Menschen kommen gar nicht auf die Idee, das eben erwähnte „Begehren“ von der Liebe zu unterscheiden. Viele meinen, Liebe sei einfach das Verlangen, die Nähe des Partners zu genießen und seine Vorzüge auszukosten. Doch das stimmt nicht. Denn Liebe ist nicht das Verlangen, einen attraktiven Partner zu konsumieren, sondern wirkliche Liebe ist der Wunsch, dem Partner hilfreich beizustehen. Und das heißt: wirkliche Liebe sucht nicht den eigenen Vorteil, sondern den Vorteil dessen, den sie liebt. Und das ist nicht etwa selbstverständlich, sondern ist selten, weil allzu viele Menschen ihren Wunsch, von der beglückenden Gegenwart eines anderen zu profitieren,

mit „Liebe“ verwechseln. Die ganz normale Begehrlichkeit wendet sich dem Partner bloß zu, um durch ihn zu einer Steigerung des eigenen Lebensgefühls zu gelangen. Sie liebt den anderen so, wie man Erdbeerkuchen liebt, guten Wein oder sonst ein Genussmittel, das man „liebt“, weil's einem schmeckt. Sie wünscht ihr Dasein durch den Partner zu bereichern, weil er das eigene Leben schmückt und verschönt. Solche Begehrlichkeit sucht die Erfüllung der eigenen Sehnsüchte durch den anderen. Und wenn das auf Gegenseitigkeit beruht, kann es lange funktionieren. Nur sollte man das nicht „Liebe“ nennen. Denn im Begehren ist der Partner bloß Mittel zum Zweck – und der Zweck bin ich selbst! Der Andere wird konsumiert und in wechselseitigem Einverständnis „benutzt“. Denn man wendet sich dem Partner zwar zu, sucht dabei aber nicht wirklich ihn, sondern sucht nur die Erfüllung der eigenen Träume und Bedürfnisse. Solche Begehrlichkeit will glücklich werden. Wirkliche Liebe aber will glücklich machen. Sie erträgt darum geduldig die Schwächen des Partners und fördert willig seine Stärken. Sie freut sich an seiner Freude und ist glücklich, wenn er glücklich ist. Sie will nicht besitzen, sondern will helfen, will nicht haben, sondern geben, und ist darum auch leidensfähig und leidensbereit. Wenn der Andere es „nicht bringt“, bejaht ihn die Liebe auch auf eigene Kosten. Und damit deutet sich an, dass wahre Liebe eine ganz praktische und auch schmerzhaft Seite hat...

Das ist dann schon die 3. Korrektur am Begriff der Liebe. Denn was im Kino und im Schlager so genannt wird, ist selten mehr als ein romantisches Gefühl. Hollywood verherrlicht eine mehr oder weniger dauerhafte Sentimentalität. Wirkliche Liebe ist aber weniger ein spektakuläres Gefühl als ein Bekenntnis, ein Entschluss und eine Tat. Sie ist nicht damit beschäftigt, den Partner anzuhimmeln oder ihn zu verklären. Sondern sie macht sich gemeinsam mit dem Partner auf den steinigen Weg, den man Leben nennt. Voller Freude ist die Liebe, ohne Illusionen – und trotzdem bereit zu lebenslanger Treue. Denn „Ich liebe dich“ heißt immer: „Ich will mit dir alt werden“. Und wenn es das nicht heißt, ist es gelogen. Denn wo man Verbindlichkeit scheut, ist gar keine Liebe im Spiel. Was Liebe ist, zeigt sich erst, wenn das Strohfeuer der Leidenschaft heruntergebrannt ist. Und nur wenn auch dann die Bereitschaft bleibt, den anderen weiterhin zu ertragen, wenn man hundert Mal enttäuscht wird und dennoch zusammenhält, wenn man Rückschläge erlebt und trotzdem um den anderen kämpft, wenn man tief verletzt wird und trotzdem verzeiht – nur dann kann man von Liebe reden. Denn Gefühle kommen und gehen, die Stimmungen eines Menschen ändern sich schneller als das Wetter. Die Liebe aber ist weder Gefühl noch Stimmung, sondern ist der eiserne Wille, miteinander auf dem Weg zu bleiben in Respekt und Treue. Wirkliche Liebe ist darum hart im Nehmen. Sie ist zäh und geduldig. Und sie ist mächtig, wie sonst nur der Tod mächtig ist. Denn Liebe schwärmt nicht bloß. Sie will etwas, sie kämpft, sie kann leiden, sie will aber, kämpft und leidet nicht für sich, sondern für den anderen, dem voranzuhelfen sie sich berufen weiß. Diese Liebe ist nicht für schönes Wetter gemacht, sondern für jedes Wetter, nicht bloß für Festtage, sondern auch für Montage, nicht nur für's Lachen, sondern auch für's gemeinsame Weinen. Und eben diesen umfassenden Sinn der Liebe bringt das Neue Testament auf den Punkt, wenn es sagt:

„Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie bläht sich nicht auf, sie verhält sich nicht ungehörig, sie sucht nicht das Ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu, sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber an der Wahrheit; sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.“ (1. Kor 13,4-7)

Ein hoher Anspruch liegt in diesen Worten! Und wer davor nicht zurückschreckt, hat wahr-

scheinlich nicht hingehört. Denn wenn das Liebe ist – wer könnte dann Liebe versprechen, ohne sich restlos zu überfordern? Nehmen sich Brautpaare da nicht zuviel vor? Wären sie auf sich gestellt, müsste man das bejahen. Denn die von Menschen geübte Liebe ist so fragmentarisch und so ambivalent wie alles am Menschen. Doch wenn zwei vor den Altar treten, kommt Gott ins Spiel. Und Gottes Liebe ist so vollkommen, so ewig und verlässlich wie Gott selbst. Gottes Liebe ist das Fundament, auf das Brautpaare ihr gemeinsames Leben bauen können. Und wenn es zunächst auch die eigenen Gefühle sind, die sie zur Trauung führen, kommt durch Gottes Segen doch etwas Entscheidendes hinzu. Denn künftig dürfen sie sich getragen und umfassen wissen von einer Liebe, die größer und beständiger ist als ihre eigene. Ihr großes Vorhaben, das Projekt ihrer Ehe, ist von da an eingebunden in die Liebe Gottes. Und nur deshalb ist es keine Überforderung, was sie einander versprechen. Denn ihre Liebe ist künftig von Gottes Liebe umfassen. Sie ist transparent geworden für die Wirklichkeit Gottes, die dahinter steht. Und niemand kann den Brautleuten etwas Besseres wünschen, als dass es so bleibt. Denn wenn sie einmal nicht einig sind, kann Gott ihnen helfen, trotzdem eins zu sein. Wenn sie einander enttäuschen, kann er sie lehren, wie man vergibt. Und wenn sie sich von aller Welt verlassen fühlen, wird er auf jeden Fall noch da sein.

Das alles klingt recht ernst. Und mancher meint, es passe nicht zur Fröhlichkeit einer Hochzeit. Aber mit etwas Anderem wäre den Brautleuten nicht geholfen. Denn die guten Wünsche der Gratulanten verfliegen im Wind – so schnell wie die Blumen welken. Auf Hochzeit folgt Alltag. Gottes Segen aber, der bleibt. Seine Liebe bleibt. Seine Treue bleibt. Und wenn sich Eheleute davon umhüllen lassen wie von einem weiten Mantel, dann bleiben sie miteinander bewahrt bis ins ewige Leben.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ehe

Die Ehe ist eine herrliche Erfindung Gottes

Kann man Gott genug dafür danken, dass er Mann und Frau füreinander geschaffen hat? Nicht für die Einsamkeit und nicht für den Trübsinn hat er uns bestimmt, sondern zur umfassenden seelischen und leiblichen Gemeinschaft, in der Mann und Frau aneinander Freude haben. Geliebt werden, verstanden werden, trotz aller Schwächen vorbehaltlos angenommen werden – gibt es etwas Schöneres und Beglückenderes? Darum ist ein rechter Ehepartner ein „Geschenk des Himmels“, genauer gesagt: Ein Geschenk Gottes. Er selbst nämlich, der Schöpfer, ist es, der seine freundliche Fürsorge zeigt, wenn er einem Menschen den oder die „Richtige“ über den Weg laufen lässt. Er tut das mit Freude, weil er uns das Liebesglück gönnt. Aber er tut es nicht bloß zum Spaß, sondern mit der ernstesten Absicht, dem Mann und der Frau einen Beistand und Helfer zu geben. Der Sinn der Zweisamkeit ist also nicht, dass Mann und Frau einander anhimmeln und einander durch die rosa Brille betrachten. Sondern ihr Sinn liegt darin, dass sie gemeinsam weiter kommen als sie einzeln je hätten kommen können: Wenn der eine stolpert, soll der andere ihm aufhelfen. Wenn der eine friert, soll der andere ihn wärmen. Wo der eine Schwäche zeigt, soll der andere für ihn einspringen. Und wo der eine auf Abwege gerät, soll der andere ihn zurückrufen. Der Mann soll jemand haben, dem er ohne Scheu sein Herz ausschütten darf. Und die Frau soll jemand haben, auf den sie sich blind verlassen kann. Ehepartner sollen einander in Liebe die Wahrheiten sagen, die ihnen sonst niemand zu sagen wagt. Und sie sollen miteinander die Nöte teilen, die man sonst mit niemandem teilen kann. Sie sind dazu da, einander zu schützen und zu stärken und füreinander zu sorgen in Treue und Geduld. Denn zu keinem anderen Zweck werden sie einander anvertraut.

Die Ehe ist der Schlüssel zur Selbstverwirklichung

Es ist ein gängiges Vorurteil, dass die Ehe der „Selbstverwirklichung“ des Menschen hinderlich sei. Doch muss dieses moderne Schlagwort hinterfragt werden. Denn was ist das eigentlich für ein Selbst, das da nach Verwirklichung strebt? Ist unser wahres Selbst eine Art versunkener Schatz auf dem Grunde unserer Seele, der sich am besten in vornehmer Isolation und Einsamkeit heben lässt? Die Bibel ist da anderer Meinung. Sie lehrt, dass Selbstverwirklichung nicht in Vereinzelung, sondern nur in Gemeinschaft gelingen kann. Denn das „Selbst“, das uns zu verwirklichen aufgegeben ist, hat Gott uns zugewiesen, als er uns zu Männern und Frauen machte. Er gab uns unsere geschlechtliche Identität nicht als abgeschlossenen Tatbestand, sondern als den Auftrag, das uns bestimmte Mann-Sein oder Frau-Sein in unserem Leben zu verwirklichen. Weil aber Mann und Frau **füreinander** geschaffen sind, kann das keiner für sich allein. Wollen wir unserer Bestimmung folgen und uns selbst „verwirklichen“, so bedürfen wir dazu eines andersgeschlechtlichen Gegenpols. Wir brauchen eine eheliche „bessere Hälfte“, um mit ihr zu der Einheit und Ganzheit zu werden, die Gott gewollt hat. Darum ist keiner von uns „für-sich“ genommen etwas, sondern wir sind nur etwas, wenn wir es **für** jemanden sind. Oder wäre ein „Lehrer“ wirklich „Lehrer“, wenn er nicht in Beziehung zu einem konkreten Schüler stünde? Und könnte der „Schüler“ ernstlich „Schüler“ genannt werden, wenn es seinen Lehrer nicht gäbe? Sind sie ohne einander nicht bloß „potentiell“ das, was sie sind? Entsprechend gilt: „Mann-Sein“ verwirklicht sich, indem der Mann zum Mann einer Frau wird. Und „Frau-Sein“ verwirklicht sich, indem die Frau zur Frau eines Mannes wird. Fragt also jemand nach Selbstverwirklichung, so kann man ihm oder ihr nur empfehlen, zu heiraten. Als Wesen, die zur Gemeinschaft bestimmt sind, kommen wir nämlich nicht anders zu uns selbst, als indem wir uns öffnen und für unser „Ich“ ein „Du“ suchen.

Die Ehe besteht nicht in Romantik, sondern in treuer Fürsorge

Für junge und verliebte Menschen steht dieser Aspekt der Ehe meist noch nicht im Vordergrund. Aber auch hier gilt schon: Die Trauung ist eine „An-ver-Trauung“. Die Frau wird dem Mann, der Mann der Frau „anvertraut“. Und zwar von Gott! Vor ihm sind sie nun füreinander verantwortlich. Sie sollen einander helfen, füreinander sorgen und in schwerer Zeit füreinander da sein. Und darin liegt viel Trost. Denn auch und gerade dann, wenn meine Attraktivität geschwunden und die Verliebtheit vergangen ist, bleibe ich meinem Partner „anvertraut“. Die wechselseitige Fürsorge, die daraus erwächst, trägt weiter als alle Romantik. Wer darum wissen will, was wirklich Ehen zusammenhält, achte nicht auf große Worte und heiße Schwüre, nicht auf Herzscherz und Traumtänzerie. Sondern er achte auf die unscheinbar kleinen Gesten, die man an glücklichen alten Ehepaaren beobachten kann: Wenn sie ihm die Krawatte zurecht rückt, damit niemand über ihn lacht. Und wenn er ihre Vergesslichkeit stillschweigend übergeht. Wenn sie ihm das größere Kuchenstück gibt. Und er sie auch mit Falten noch schön findet. Wenn sie immer noch gerne seine Hand hält. Und er nicht aufhört, auf seine Frau stolz zu sein – dann haben wir vor Augen, was Ehen zusammenhält.

Die Ehe ist kein Geschäft auf Gegenseitigkeit

Damit ist schon gesagt, dass die Ehe nicht auf Kosten-Nutzen-Rechnungen beruht. Viele Menschen missverstehen ihre Ehe allerdings als eine Art gutes Geschäft, auf das sie sich einlassen, weil der andere etwas zu bieten hat: „Er“ ist lustig, wohlhabend und aufmerksam. „Sie“ ist gutaussehend, gebildet und charmant. Die Beziehung „lohnt“ sich also für beide, sie „bringt“ beiden etwas. Doch sie hält auch nur so lange, wie die „Bilanz“ für beide stimmt. Büßt einer seine Vorzüge ein (schnell ist ein Arbeitsplatz verloren oder ein hübsches Gesicht durch Unfall entstellt), schaut der andere sich nach einer vorteilhafteren Beziehung um. Wie immer man solche Partnerschaften bewerten mag – den Namen einer Ehe verdienen sie nicht. Zwei Menschen sind erst reif für eine Ehe, wenn sie aufgehört haben zu „rechnen“ und zu „bilanzieren“, wenn sie also den Mut haben zu sagen: „Wir gehören auf **jeden** Fall zusammen, bis der Tod uns scheidet“. Erst wo alle Vorbehalte und Hintertürchen vergessen sind, beginnt die Ehe.

Die Ehe ist ein guter Rahmen für erfüllte Sexualität

Sexualität ist eine wunderbare Schöpfungsgabe und gehört zu dem Besten, was Gott uns gönnt. Aber wie jede Gabe Gottes kann sie missbraucht und pervertiert werden – wenn nämlich aus dem natürlichen Begehren des anderen Geschlechts bloße Gier wird. Wo solche Gier einen Menschen beherrscht, da degradiert sie den Partner zum auswechselbaren Objekt, und es bewahrheitet sich, was schon Beethoven wusste: *„Sinnliche Lust ohne seelische Hingabe ist und bleibt Viecherei“*. Wer sich dafür zu schade ist, findet in der Ehe einen Rahmen für erfüllte Sexualität. Sie ist ein stabiler Rahmen, weil sie Sexualität in unbedingtes Vertrauen und wechselseitige Verantwortung einbettet. Eine lustfeindliche „Zwangsjacke“ ist die monogame Ehe aber keinesfalls. Oder erkennt man musikalische Menschen daran, dass sie versuchen, möglichst viele Instrumente gleichzeitig zu spielen?

Die Ehe ist Mitwirkung an Gottes Schöpfungswerk

Mann und Frau dürfen aneinander die Schönheit der Schöpfung entdecken. Aber noch mehr: Sie sollen nicht nur „Genießer“ und „Bewunderer“ des Schöpfungswerkes sein, sondern „Mitarbeiter“ des Schöpfers, indem sie an der Erneuerung des Lebens mitwirken und Kinder bekommen. Kann einem größere Ehre widerfahren, als dass man zum Mitarbeiter Gottes berufen wird, das empfangene Leben weitergibt und „am eigenen Leibe“ das Wunder der Schöpfung

erleben darf? Ob einem Brautpaar diese Erfahrung geschenkt werden wird, kann man nicht im Voraus wissen. Eine positive und offene Einstellung zu eventuellem „Nachwuchs“ gehört aber zur christlichen Ehe dazu. Denn Gott, unter dessen Segen die Brautleute sich stellen, ist ein Freund des Lebens.

Die Ehe ist nicht auf Sand gebaut

Große Gefühle, Romantik und Verliebtheit gehören zu einer jungen Ehe. Aber wer wäre sich seiner Gefühle so sicher, dass er daraufhin das Versprechen lebenslanger Treue geben könnte? Weil das eine Überforderung wäre, darum muss die Ehe ein festeres Fundament haben, als es unsere Gefühle sind. Sie gründet sich nämlich auf die Zuversicht, dass Gott seinen Segen dazu gibt und dass seine Liebe weiter trägt, wenn die menschliche Liebe flügelahm wird. Es macht deshalb viel Sinn, wenn die Traufragen vor dem Altar beantwortet werden „Ja, mit Gottes Hilfe“. Denn nur so kann man den großen Schritt wagen, dass man sich darauf verlässt, Gott werde nicht nur am Tag der Trauung helfend und segnend dabei sein, sondern an jedem Tag der Ehe.

Die erste Liebe ist glühend, eine trunkene Liebe, damit wir geblendet werden und wie die Trunkenen dahingehen. Wenn wir die Trunkenheit ausgeschlafen haben, dann bleibt in den Frommen die echte Eheliebe, die Gottlosen aber bereuen ihren Schritt. (Martin Luther)

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Arbeit

Glaube und Arbeit, Religion und Erwerbsleben stehen nicht unverbunden nebeneinander. Sondern: Wenn Gott uns geschaffen hat, samt der Rahmenbedingungen, die unser Dasein bestimmen, dann hat er auch die Arbeit geschaffen. Und ob das nötig war – ja, ob das freundlich war – wird man schon einmal fragen dürfen: Warum eigentlich hat Gott das Leben so eingerichtet, dass es mit viel Arbeit verbunden ist? Wäre das Leben ohne Arbeit nicht viel schöner? Oder würde uns vielleicht doch etwas fehlen, wenn wir nichts zu arbeiten hätten? Ist die Arbeit von Gott als Segen gemeint oder als Fluch? Oder könnte es vielleicht von unserer Einstellung zur Arbeit abhängen, ob sie uns zum Segen oder zum Fluch wird? Die Antwort fällt gar nicht so leicht. Denn tatsächlich haben Menschen ganz unterschiedliche Arbeitsauffassungen. Der Stellenwert, den sie der Arbeit in ihrem Leben einräumen, ist ganz verschieden. Denn manche von uns leben, um zu arbeiten. Und andere arbeiten, um zu leben.

Die erste Gruppe, das sind die, die ihre Arbeit zum alleinigen Lebensinhalt gemacht haben. Sie sind geradezu süchtig nach Arbeit, weil sie sich mitten in der Arbeit am wohlsten und am lebendigsten fühlen. Sie schuften unermüdlich, denn für sie ist Leben und Arbeiten nicht zweierlei. Ihre Arbeit ist ihr Leben. Und ein Leben ohne Arbeit wäre ihnen unerträglich. Bei der anderen Gruppe dagegen, bei denen, die arbeiten, um zu leben, sieht das ganz anders aus: Die sind mit weniger Eifer bei der Arbeit, denn für sie beginnt das „eigentliche“ Leben erst, wenn die Arbeit endet. Sie arbeiten im Grunde nur, weil man seinen Leben und seine Freizeitaktivitäten irgendwie finanzieren muss. Arbeit ist also keineswegs ihr Leben. Vielmehr ist Arbeit für sie eine lästige Begleiterscheinung des Lebens und ein notwendiges Übel. Wir alle kennen Vertreter beider Gruppen. Es fragt sich nur, auf welcher Seite sich ein Christ ansiedeln sollte? Hat Gott unser Leben mit so viel Arbeit verbunden, damit wir den ersten oder den zweiten Weg gehen? Sollen wir leben, um zu arbeiten oder arbeiten, um zu leben? Ich meine: weder noch. Keiner dieser Wege entspricht dem Willen Gottes. Beide sind falsch – und zwar beide aus demselben Grund:

Denn ob sie die Superfleißigen nehmen oder die weniger Fleißigen: Beide Gruppen arbeiten immer nur für sich – sei es für ihre Karriere oder für ihren Umsatz, für ihren nächsten Urlaub oder bloß für ihr Sparbuch. In jedem Fall ist die Arbeit eigennützig motiviert. Und genau das ist der Punkt, an dem sich die christliche Arbeitsauffassung deutlich unterscheiden muss. Denn wenn wir eingangs fragten, warum Gott das Leben mit Arbeit verbunden hat, dann lautet die christliche Antwort nicht: „Weil er uns damit ärgern wollte!“ oder „Damit einer den anderen übertrumpfen könne!“ Sondern unsere Antwort muss lauten: „Gott befähigte uns zur Arbeit, damit einer dem anderen mit seinen Kräften und Begabungen dienen und helfen kann!“ So war es gemeint, als Gott uns die Erde anvertraute, und uns beauftragte, den Garten Eden zu bebauen und zu bewahren. Der Schöpfer wollte, dass wir – ähnlich wie er – schöpferisch tätig sein sollten, um mit Fleiß und Geschick Gutes hervorzubringen. Er wollte uns die Freude gönnen, ähnlich produktiv zu sein wie er. Und wir sollten Spaß haben am kreativen Kräftespiel der Arbeit. Wir sollten unsere Muskeln anspannen und unsere Köpfe gebrauchen. Und wir sollten hinterher stolz sein dürfen auf die Früchte unserer Arbeit. Jeder sollte die ihm gegebenen Talente im Beruf entfalten und so die eigene Begabung für andere Menschen fruchtbar machen. Jeder sollte von der Geschicklichkeit der anderen profitieren können. Die Arbeit sollte uns nach Gottes Willen zum Segen gereichen. Wenn sie aber inzwischen für viele zur Last und zum Fluch geworden ist, dann liegt das daran, dass der Mensch den Sinn dieser guten Gabe ins Gegenteil verkehrt hat. Statt miteinander zu kooperieren, erfanden wir den Verdrän-

gungswettbewerb. Statt dass einer für den anderen arbeitet, versucht jeder, die anderen für sich arbeiten zu lassen. Statt mit dem erreichten Wohlstand zufrieden zu sein, wollen wir immer mehr. Statt einander Lasten abzunehmen, versucht einer dem anderen Lasten aufzuhalsen. Und wenn es einen Weg gibt, jemand um seinen gerechten Lohn zu betrügen, dann findet sich auch einer, der es tut.

M.a.W.: Erst Eigennutz, Konkurrenzdenken und hemmungsloses Gewinnstreben haben aus der Arbeit eine Last, einen Fluch und eine Nötigung gemacht. Und was uns nach Gottes Willen Erfüllung und Befriedigung verschaffen sollte, ist auf diese Weise vom Menschen verdorben worden. Allerdings meine ich, dass das nicht so bleiben muss. Arbeit muss kein Fluch sein. Sie kann Freude machen, wenn wir uns nur daran erinnern, welchen Sinn sie nach Gottes Intention haben sollte. Gott wollte nämlich keineswegs, dass Arbeit uns kaputtmacht, sondern dass wir durch unsere Arbeit zum Erhalt dessen beitragen, was Gott geschaffen hat. Und wenn wir diesen Hintergrund beachten, werden wir den Sinn unserer Arbeit ganz neu verstehen. Gottes Ziel war von Anfang an, dass seine Geschöpfe bekommen, was sie zum Leben brauchen: Brot und Schuhe, Butter und Käse, Kleidung und Arznei, ein Dach überm Kopf und Bildung oben-drein. Aber Gott wollte das nicht alles eigenhändig heranschaffen. Statt alles selber zu tun beauftragt Gott den Bäcker und den Schneider, den Bauern und den Schuster, den Maurer, den Arzt und den Lehrer. Sie alle – wir alle – empfangen unsere je besonderen Begabungen, um Gottes Mittelsmänner und Gehilfen sein zu können, die im Auftrag des Schöpfers die Geschöpfe mit allem Notwendigen versorgen. Und eben in dieser Beauftragung zum Dienst am Nächsten liegt der ursprüngliche Sinn unserer Arbeit.

Verkennen wir ihn aber und versäumen wir es, uns Gott als Mitarbeiter zur Verfügung zu stellen, so bringen wir uns selbst um eine große Chance – und zugleich um die tiefe Befriedigung, die aus unserer Arbeit erwachsen könnte. Egal nämlich, ob wir Kinder unterrichten, Autos reparieren, Haare schneiden, Gelder verwalten oder Kuchen backen – wir können uns darin als Subunternehmer Gottes betrachten. Man kann von jedem anständigen Beruf sagen, dass er in Gottes Auftrag ausgeübt wird. Denn jede ehrliche Arbeit hat den Sinn, ein Hilfsdienst zur Erhaltung der Geschöpfe zu sein. Und jeder, der einer solchen ehrlichen Arbeit nachgeht, darf stolz darauf sein, dass Gott ihn als seinen Gehilfen brauchen kann und brauchen will. Gehen wir in diesem Bewusstsein an unser Tagewerk heran, so arbeiten wir zwar nichts Anderes, aber wir arbeiten anders als vorher. Denn tun wir in Gottes Namen, was wir tun, so hat das Auswirkungen auf unsere Motivation, die Zielsetzung unserer Arbeit, ihre Würde und auch auf ihre Grenze:

1. Die **Motivation** zur Arbeit ist eine andere und tiefere, denn Arbeit ist für den Christen nichts, was man auch lassen könnte, wenn man nur genug Geld hätte. Arbeit ist vielmehr ein Teil unserer Bestimmung als Mensch. Und weil das so ist, liegt in der Arbeit auch tieferer Sinn als bloß, dass ich meine Rechnungen bezahlen kann. Arbeit ist mehr als ein „Job“ und auch mehr als ein „Beruf“ – Arbeit ist „Berufung“ und göttlicher Auftrag.

2. Weil der Arbeitsauftrag Gottes nicht lautet „Du sollst dich durch Arbeit bereichern“, sondern „Du sollst durch Arbeit deinem Nächsten dienen“, sollten wir als Christen in der Berufsausübung entsprechende **Prioritäten** setzen. M.a.W.: Der Bäcker sollte seinen Erfolg nicht daran messen, wieviele Brötchen er verkauft, sondern ob sie seinen Kunden schmecken. Der Händler sollte nicht stolz sein, wenn sein Umsatz steigt, sondern wenn er den Menschen angeboten hat, was sie brauchten. Und der Arzt sollte sich nicht an der Zahl der abgerechneten Rezepte orientieren, sondern an der Zahl der geheilten Patienten.

3. Wenn jemand in dieser Weise arbeitet, dann ist seine Arbeit nicht schnöder Broterwerb und Selbsterhalt, sondern ein täglicher Gottesdienst. Und ob es angesehene oder gutbezahlte Arbeit ist, spielt dann keine Rolle mehr. Denn auch wenn jemand Toiletten putzt, Müll sortiert oder sonstigen Dreck anderer Leute wegmacht: Sofern er dieses Tun als Dienst am Nächsten zu begreifen vermag, ist auch solch ein Beruf eine göttliche Berufung, und ist auch ein solches Amt ein ehrenwertes Amt. Ein Hilfsarbeiter, der bei solcher Drecksarbeit an die anderen denkt, steht darum höher als z.B. der Chefarzt, der beim Operieren nur an sich und sein Konto denkt.

4. Wer die eigene Arbeit als Hilfsdienst zur Erhaltung der Schöpfung begreift, wird auch wissen, wann diese Arbeit zu **ruhen** hat. Anders nämlich als die Leistungsbesessenen, die Arbeit zum Selbstzweck machen, kann sich der Christ den Schöpfer selbst zum Vorbild nehmen. Am siebten Schöpfungstag trat Gott einen Schritt zurück und ruhte von seinen Werken. Und hier steht es dem Menschen gut an, es dem Herrn gleichzutun: Zu ruhen, sich an der Schönheit der Schöpfung zu ergötzen und damit zu beweisen, dass er Sinn und Grenze der Arbeit begriffen hat.

Als Gott dem Menschen die Arbeit verordnete, da tat er es nämlich nicht, damit wir uns von Arbeit auffressen lassen. Er tat es nicht, damit unser Dasein eine unablässige Plackerei sei. Er tat es nicht, damit wir Gelegenheit hätten, unser Dasein durch Leistung zu rechtfertigen. Nein. Er tat es, damit wir am Fördern und Erhalten fremden Lebens ebensoviel Freude finden sollten wie Gott. Und nur darum will er auch, dass wir in unserer Arbeit das Beste geben. Nicht damit wir dafür gelobt, befördert oder besonders gut bezahlt werden. Sondern damit wir unseren Mitmenschen auf die bestmögliche Weise dienen – am Schweißgerät und im Büro, im Geschäft und an der Werkbank.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Frieden

Wenn sich die Menschheit in einem Wunsch einig ist, dann ist es wohl der Wunsch nach Frieden. Denn Streit und Gewalt gibt es genug. Und ich kenne keinen, der's nicht leid wäre, dass da in zwischenmenschlichen Konflikten Ströme von Tränen fließen, und in Kriegen Ströme von Blut vergossen werden. „Hat das denn nie ein Ende?“ möchte man rufen. Und – müsste Frieden nicht möglich sein, wenn doch jeder, den man fragt, Frieden will und Frieden fordert? Was ist los mit uns Menschen, dass wir ewig zanken müssen, uns gegenseitig verletzen und damit den Frieden verhindern, den wir ersehnen? Warum bringt einer den anderen um seinen Frieden, obwohl es jedem besser ginge, wenn man sich nur mal „in Frieden“ ließe? Fragt man den Einen, so sind es immer die Anderen, die seinen Frieden stören. Die aber werfen ihm dasselbe vor. Und wer „angefangen hat“, lässt sich nicht mehr klären. Wahrscheinlich fing es schon mit Kain und Abel an! Dass aber seither gestritten wird – woran liegt das? Was ist es, das uns innerlich wie äußerlich den Frieden raubt?

Ganz allgemein sind es Spannungen, die wir nicht hinnehmen, und Zustände, die wir nicht akzeptieren können. Es raubt uns die Ruhe, wenn Dinge nicht in Ordnung sind. Und das heißt in der Regel, dass irgendwer das Gute, das er will, nicht bekommt, oder das Übel, das ihn leiden macht, nicht loswird. Das scheint es doch zu sein, was uns in Konflikte zwingt! Denn wenn jeder bekäme, was ihm zusteht, und jedem erspart bliebe, was er nicht verdient hat, fänden wir das gerecht – und würden sagen: „ok, so ist es in Ordnung, so kann's bleiben!“ Wir könnten der Welt dann unser Einverständnis geben, und ganz von selbst kehrte Friede ein, weil man, wo's recht läuft, nichts ändern und um Änderung auch nicht kämpfen muss! Wären erst mal die gerechten Erwartungen aller befriedigt, endeten Konkurrenz und Futterneid, und man könnte entspannt aufatmen, weil jeder hätte, was ihm zusteht. Doch freilich: wann wäre die Menschheit je darüber einig geworden, wem was zusteht? Diesen Konsens bekommen wir ja kaum in der eigenen Familie hin! Wie soll es da im Weltmaßstab zwischen den Völkern funktionieren? Dass der Streit weitergeht, liegt aber nicht daran, dass nicht für alle genug da wäre, sondern der tiefere Grund dürfte sein, dass der Mensch unersättlich ist. Da liegt der Hund begraben! Denn macht man einen Menschen für heute zufrieden, will er morgen schon gleich „mehr“ – mehr Freiheit nämlich und mehr Freizeit, mehr Rechte und mehr Unterhaltung, mehr Macht und mehr Genuss, mehr Sicherheit und mehr Komfort. Erfüllte Wünsche sind leider wie Karnickel – sie kriegen ständig Junge! Und erfüllt man auch die neuen Wünsche, kehrt dennoch kein Frieden ein. Denn dafür sind wir selbst der beste Beweis: nie zuvor in der Geschichte waren die Deutschen so wohlhabend und so gesund wie heute, nie hatten sie so viel Freizeit und wurden so alt wie heute! Aber verhilft uns das äußere Wohlergehen etwa zum inneren Frieden? Sind die Klagen verstummt, und die Konflikte verschwunden? Nein – immernoch wird gehadert, gesorgt, geneidet, gejammert und gestritten. Der ganze Fortschritt hat die Menschen nicht fröhlicher und nicht friedlicher gemacht. Denn noch immer gibt es für jeden ein Gut, das er nicht bekommt, und ein Übel, das er nicht loswird. Wer keine Probleme hat, macht sich welche. Und bei diesem Unfrieden bleibt es – bis der Mensch tot ist. Dann kommt der Friedhofsrieden über ihn, und man sagt: „Nun hat die liebe Seele Ruh'...“ Aber, bitte: ist das etwa „wahrer Friede“, wenn unser Hadern und Sorgen erst mit uns selbst zum Erliegen kommt? Ich meine das ist bloß die Totenstille, die auf dem Schlachtfeld einkehrt, wenn keiner mehr lebt, der kämpfen könnte. Auf dem Friedhof herrscht Ruhe, weil man die Streithähne mit Erde bedeckt. Aber sollte es nicht einen besseren Frieden geben? Einen, in dem man auch leben kann?

Die östlichen Religionen weisen dazu einen Weg, der jedenfalls klüger ist als der westliche Versuch, durch gesteigerten Konsum zu einer Sättigung – und dadurch zum Frieden zu gelangen. Denn die östlichen Religionen setzen eher darauf, dass Frieden einkehrt, wenn das gierige Wollen und Streben aufhört. Friede, sagen sie, erwächst nicht daraus, dass brennende Wünsche erfüllt werden, sondern daraus, dass diese Wünsche erlöschen. Und tatsächlich kann man's auf diesem Weg mit Disziplin weit bringen. Der Lebenshunger, der uns in Konflikte treibt, wird dabei nicht gestillt, sondern er hört auf! Was man verabscheut, geht nicht weg, sondern man nimmt es an! Und wenn einer dann gar nichts mehr leidenschaftlich will, wird er auch nicht mehr frustriert – und durch Frustration nicht mehr aus der Ruhe gebracht. Die heftigen Gefühle der Abneigung oder Zuneigung regen ihn nicht mehr auf, denn er wünscht nichts herbei und wünscht nichts hinweg. Er muss nicht mehr streiten, denn er hat losgelassen, was ihn in Rage brachte. Er löst den Konflikt, indem er die Bedürfnisse abstellt, die ihm diese Welt nicht befriedigt. Und so genießt er schon lebend einen ähnlichen Frieden wie die, die auf dem Friedhof liegen. Denn wer nichts hasst und nichts liebt, dem tut auch nichts weh. Er ist unerschütterlich und schmerzfrei – und wenn ich's recht verstehe, nennen östliche Religionen das „Erlösung“.

Aber sollte das derselbe „Friede“ sein, von dem die Bibel spricht? Sollte das „Schalom“ sein – und der Friede, den Christus schenkt? Nein. Und es ist wichtig, sich den Unterschied bewusst zu machen. Denn christlicher Glaube geht hier einen anderen Weg. Der Friede Christi resultiert gewiss nicht daraus, dass einst auf dem Wege der Weltverbesserung all unsere irdischen Bedürfnisse nach Gesundheit und Ordnung, Freiheit und Wohlstand gestillt werden – darauf könnten wir lange warten! Und der Friede Christi resultiert auch nicht daraus, dass man sich Bedürfnisse abtrainiert und sie zum Schweigen bringt. Sondern nur dort stellt sich der Friede Christi ein, wo der Mensch seine Erwartungen von der Welt weg, auf Gott hin ausrichtet, und von Gott selbst in den Frieden Gottes einbezogen wird. Es ist nämlich gar nicht falsch, dass der Mensch Glück und Schönheit begehrt, Vollkommenheit, Leben und Erfüllung. Sondern verkehrt ist nur, dass er mit diesen Erwartungen an die arme Welt herantritt, die ihm als gefallene Schöpfung gar nicht bieten kann, was er da sucht! Er fragt zu Recht nach Leben und Erfüllung! An der Sehnsucht ist nichts falsch! Aber er sucht leider am falschen Ort – und überfordert damit die Welt, sich selbst und auch seine Mitmenschen, die ihm nicht geben können, was nur bei Gott zu finden ist. So einer zürnt dann der Welt, die seinen Hunger nicht stillt, er wird nicht satt an ihrem trügerischen Glück und lässt die Enttäuschung darüber an seinen Mitmenschen aus. Zu Unrecht schimpft er und klagt, die Welt bliebe ihm etwas schuldig! Das wird ihm zu einer Quelle des Unglücks und ewiger Zwietracht! Dabei ist es der Mensch selbst, der sein Erdendasein mit falschen Erwartungen überfrachtet und über der Enttäuschung dann den inneren Frieden verliert. Er schüttelt eine Kiefer und schimpft, weil keine Äpfel herunterfallen! Doch was kann die Welt dafür, dass einer, der sich von Gott abwendet, im Irdischen keinen adäquaten Ersatz findet? Der Mensch selbst verursacht dies Ärgernis. Es ist ein Symptom seiner gestörten Gottesbeziehung! Und solange die gestört bleibt, werden Friedensappelle, Friedensliedchen und Friedenskonferenzen niemals dauerhaften Frieden schaffen, sondern höchstens Atempausen zwischen immer neuen Gefechten und Verteilungskämpfen.

Was ist dagegen nun „wahrer Frieden“? Er ist nichts, was Menschen erkämpfen oder erzwingen könnten. Denn was den Frieden betrifft, ist der Menschen nicht die Lösung, sondern das Problem. Und trotzdem spricht das Neue Testament sehr zuversichtlich von einem speziellen Frieden, der nicht aus menschlichen Bemühungen erwächst, sondern eine Gabe Jesu an seine Jünger ist. Dieser Friede wird von Menschen weder „geschlossen“ noch „errungen“, sondern geschenktweise empfangen. Denn Jesus Christus lässt seine Jünger bei Gott finden, was die

Welt ihnen nicht bieten kann: Christus versöhnt die Seinen mit dem himmlischen Vater. Er stellt die Gemeinschaft wieder her, die im Sündenfall verloren ging. Und er lässt die Gläubigen dadurch teilhaben an dem Frieden, den Gott in sich selbst hat, und den er uns schenkt, indem er uns in seinen eigenen Frieden einbezieht. Weil das aber durch Christus geschieht, sagt das Neue Testament, dass Christus selbst unser Frieden „ist“ (Eph 2,14). In ihm „haben“ wir Frieden durch das rettende Werk, das er an uns tut, und durch das er den Grundkonflikt unseres Lebens löst. Christus heilt den tiefen Widerspruch unseres Daseins, dass wir uns als Lebende von der Wurzel des Lebens getrennt haben. Christus vermittelt in unserem sinnlosen Streit gegen Gott, den wir nie hätten gewinnen können. Er verbindet unsere Wunden und versöhnt uns mit dem Vater. Denn um Christi willen sind wir Gott „recht“, um Christi willen lässt er uns gelten und stellt uns ganz unverdient mitten hinein in den Gottesfrieden. Gerade so, wie wir im Glauben Anteil haben am Geist Jesu Christi und an seiner Gerechtigkeit, an seinem ewigen Leben und an seiner Wahrheit, so haben wir auch Anteil an seinem Frieden. Und ist dieser Friede auch so verborgen da, wie Gottes Reich verborgen ist, bringt er der Seele doch eine tiefe, jeden irdischen Sturm umgreifende Ruhe, die uns der Lärm dieser Welt nicht mehr nehmen kann. Einbezogen in Gottes eigenen Frieden lassen wir die Streitereien dieser Welt zwar nicht hinter uns. Aber wir lassen sie unter uns. Sie reichen an unser Innerstes nicht mehr heran. Und am Leben vieler bedrängter Glaubenszeugen, die in großer Not doch getrost waren und getröstet blieben, kann man genau das ablesen.

Was ist also der wahre Frieden? Er ist gewiss kein Einverständnis mit den Zuständen dieser verkehrten Welt. Aber er ist ein tiefes Einverständnis mit dem Gott, der das Verkehrte in der Welt und in uns selbst gerade zu richten verspricht. Akzeptieren wir erst einmal, dass wir uns selbst nicht erlösen müssen, so schenkt uns das tiefe Gelassenheit – und großer Druck fällt von uns ab. Denn dann dürfen wir unsere Nöte an jemanden abgeben, der ihnen gewachsen ist. Wer aber gelassen ist, weil er sich Christus überlassen hat, sollte der nicht zur Ruhe kommen, Frieden haben in sich – und dann auch friedfertig umgehen mit seinen Mitmenschen? Hier kommt es zu einer glücklichen Umkehrung der fatalen Prozesse. Denn vorhin sahen wir, wie als Nebeneffekt einer gestörten Gottesbeziehung Zwietracht entsteht. Nun aber wird deutlich, wie – umgekehrt – als Nebeneffekt der geheilten Gottesbeziehung auch wieder friedfertiges Leben möglich wird. Denn die Seligkeit, die einer in Gott hat, muss er nicht mehr versuchen, der Welt abzutrotzen und abzugewinnen. Um das erfüllte Leben, das ihm in Christus geschenkt ist, muss er mit keinem Nachbarn konkurrieren. Und was ihm der Himmel gibt, muss er nicht vergeblich von der Erde verlangen. Den Trost, den er in der Gnade hat, muss er nicht mehr woanders suchen. Und so kann ein Christ dann entspannt, versöhnt und versöhnlich leben – ohne sich und andere zu überfordern. Der, dessen Herz befriedet ist, wird auch nach außen hin friedensfähig. Und hat er Gott, können seine Erwartungen an die anderen Menschen sehr viel bescheidener ausfallen. Da der Schöpfer sich mit ihm versöhnte, darf er seinem Nachbarn nicht endlos böse sein. Und da er selbst von Gottes Vergebung lebt, kann er sie seinem Schuldner schwerlich versagen. Ist ihm selbst Frieden gewährt, wird er ungern Streit vom Zaune brechen. Und käme dieser innere Frieden zu allgemeiner Verbreitung, würde das den Weltfrieden fast automatisch nach sich ziehen. Nur muss man eben beachten, dass sich die Reihenfolge nicht umkehren lässt. Äußerer Friede kann nicht lange halten, wenn der innere fehlt. Denn wahrer Friede ist ein Nebeneffekt des Heil-Seins, das wir der Erlösertat Christi verdanken, und ein Symptom der damit verbundenen Neuschöpfung. Er wird als Geschenk empfangen. Und erst im zweiten Schritt wird dann aus der Gabe auch eine Aufgabe. So kann niemand den Gottesfrieden für sich erzwingen. Aber jeder kann es sich gefallen lassen, gnadenhaft in diesen Gottesfrieden versetzt zu werden. Er bleibt stets eine Nebenwirkung des

Heils, das wir im Glauben haben. Und darum ist auf dieser Welt ohne Christus – allein mit Politik und Waffen – kein Friede zu schaffen. Er kommt nicht anders in die Welt als auf dem Umweg über die Herzen. Denn die Quelle der Zwietracht ist nicht irgendwo da draußen, sondern in uns drinnen...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Geld

Über Geld spricht man eigentlich nicht. Denn wenn man viel hat, ist es peinlich, damit zu her-
umzuprahlen. Und wenn man keins hat, stellt man das erst recht nicht zur Schau. Man erkun-
digt sich auch nicht, wie viel der Nachbar verdient. Selbst bei einem Freund wäre es indiskret,
nach seinem Kontostand zu fragen. In der Kirche aber redet man schon gar nicht über Geld.
Denn wer da den schnöden Mammon wichtig nimmt, macht sich verdächtig, er wäre wohl
„materialistisch eingestellt“. Und das ist gar nicht gut, weil's in der Kirche ja um die seelische
Erhebung geht. Trotzdem kommt die Kirche auch selbst nicht um das Thema herum, weil sie
Rechnungen bezahlen muss für Personal und Gebäude. Und sie steht in dem Verdacht, nicht
gänzlich arm zu sein. Wie ist das also? Wie verhalten sich Christen zum Geld? Wieviel Bedeu-
tung darf es haben? Und wieviel hat es wirklich? „Geld macht nicht glücklich“, sagen wir
schnell – aber wenn man genug davon hat, ist es doch beruhigend. „Das letzte Hemd hat keine
Taschen“ – aber solange man lebt, ist Geld schon recht nützlich. „Man kann sich keine Liebe
kaufen“ – aber für Geld bekommt man zumindest „Dienstleister“, die eifrig so tun, als würden
sie uns lieben. „Man kann Gesundheit nicht kaufen“ – aber immerhin doch gute Ärzte und die
bestmögliche Pflege. „Geld macht einen Dummen nicht weise“ – aber er kann kluge Leute en-
gagieren, die ihn beraten. Und so muss man schon anerkennen, dass Geld ein wirksames Mit-
tel ist: ein in Zahlen ausgedrücktes Potential, das sich problemlos speichern und flexibel ein-
setzen lässt, weil man Geld kurzfristig in alles Mögliche umtauschen kann – nämlich in Macht,
Wissen oder Einfluss, in Immobilien, Konsumgüter oder Firmen, in Personal, Bildung, Sicher-
heit, Edelmetall, Grundbesitz oder Freizeit. Geld stellt dabei keine Fragen. Es ist sich für nichts
zu schade. Selten wird es abgelehnt. Und wenn's auch nicht jeden Wunsch erfüllt, so doch
ziemlich viele. Natürlich ist das Geld vor einem Missbrauch seiner Macht nicht gefeit. Aber das
gilt von natürlichen Talenten wie Intelligenz, Kraft oder Schönheit ganz in derselben Weise.
Darum ist Geld zwar nicht „an sich“ schon gut. Aber wenn sich jemand mit guter Absicht sei-
ner bedient, kann es gute Dinge erleichtern und beschleunigen. Was hindert uns also, darin
einen Segen zu sehen und eine Gabe des Schöpfers? Geld ist bloß eine Art von Energie. Es
treibt Dinge voran. Es macht vieles möglich. Und das Ergebnis ist nur verkehrt, wenn der
Mensch sein Geld zu verkehrten Zwecken eingesetzt hat. Natürlich macht ein Narr mit seinem
Geld närrische Dinge – und ein böser Mensch böse Dinge. Doch der Fehler liegt dann nicht
beim Geld. Denn das ist einfach nur ein vielseitig nutzbares Potential. Und nichts hindert uns,
großes Vermögen als einen Segen zu betrachten, wie die Bibel das auch tut. Weder Salomo
noch Hiob werden wegen ihres Reichtums kritisiert (Hiob 1,3; 42,12; 1. Kön 10,14-29). Und
niemand in der Bibel käme auf die Idee, gute Ernten, fruchtbare Weinberge und wachsende
Viehherden als Unglück anzusehen. Vielmehr dankt man Gott für all die guten Gaben, mit de-
nen er seine Geschöpfe am Leben erhält. Woher kommen dann aber die großen Vorbehalte?
Und warum gibt es ein christliches Armutsideal? Nur wegen der traurigen Erfahrung, dass eine
Leidenschaft fürs Geld fast immer der Gottesbeziehung des Menschen schadet. Denn wer sich
auf seinen Besitz fokussiert, wird über kurz oder lang die Gaben Gottes wichtiger nehmen als
den Geber. Und er wird in eben dem Maße, wie er auf sein Vermögen vertraut, nicht mehr auf
Gott vertrauen. Eigentlich wissen wir, wie's richtig wäre: Das Göttliche und Absolute sollte für
uns „absoluten“ Stellenwert haben – und das Relative nur „relativen“ Stellenwert. Gott sollen
wir „lieben“ von ganzem Herzen – unser Vermögen nur pragmatisch „benutzen“ wie ein Werk-
zeug. Doch allzu oft kehrt sich das Verhältnis um. Denn wo das Geld mir meine Sorgen nimmt
und meine Wünsche erfüllt, wo es mir Sicherheit und Freude schenkt, mir Macht und Glanz

verleiht und meine Person damit aufwertet, so dass ich das Gute im Leben scheinbar dem Geld verdanke – da werde ich es für seine treuen Dienste bald auch lieben und Gott nur noch an zweiter oder dritter Stelle Beachtung schenken. Da ist Geld bald nicht mehr Mittel, sondern Zweck, ist nicht mehr der Weg, sondern wird selbst zu dem Ziel, auf das ich aus bin. Und statt dem Menschen zu dienen, beginnt der Besitz ihn zu beherrschen: Er hängt sein Herz dran, das eigentlich nur an Gott hängen sollte. Er bekommt nicht genug. Und faktisch besitzt so ein Mensch nicht sein Vermögen, sondern ist davon besessen. Er bückt sich eifrig nach den Gütern der Erde und kehrt dabei Gott den Rücken zu. Er verstrickt sich ins Irdische, verweilt dabei auch mit seinen Gedanken – und ist innerlich nicht mehr frei für Gott, wie es uns das Neue Testament warnend vor Augen stellt. Wir können an den reichen Jüngling denken, der Jesus eigentlich gern folgen würde, der es aber nicht schafft, weil er sich von seinem Besitz nicht trennen kann (Mt 19,16-22). Wir haben Jesu warnendes Wort im Ohr, dass ein Kamel leichter durch ein Nadelöhr geht als ein Reicher in das Reich Gottes (Mt 19,24). Die Geldwechsler und Händler, die den Tempel nutzen, um mit den Besuchern ihre Geschäfte zu machen, werden von Jesus heftig gescholten (Mt 21,12-17). Und der reiche Mann, der täglich an dem armen Lazarus vorbeigeht, ohne seiner Not abzuweichen, büßt für seinen Geiz in der Hölle (Lk 16,19-31). Jesus erzählt von dem reichen Kornbauer, der sich auf große Scheunen voller Vorräte verlässt – und dann in derselben Nacht noch sterben muss (Lk 12,16-21). Hananias und Saphira wollen vor der Gemeinde Geld zurückhalten und bezahlen ihre Lüge mit dem Leben (Apg 5,1-11). Der Zauberer Simon meint, er könnte den Aposteln die Kraft des Heiligen Geistes abkaufen – und wird deswegen verdammt (Apg 8,18-24). Den Gipfel der Verworfenheit bildet aber Judas, der Jesus für ein Blutgeld von 30 Silberlinge verrät (Mt 26,15). Ja, viele sammeln Schätze auf Erden – und sind nicht reich bei Gott. Wo der Fokus ihrer Aufmerksamkeit liegt, da ist auch ihr Herz. Und sind sie mit dem Herzen beim Geld, so ist es nicht bei Gott (Mt 6,19-21). Sich beiden hinzugeben, ist aber unmöglich, weil man nicht zwei Herren dienen kann (Mt 6,24). Hängt einer an seinem Geld, wird er auch stets in Sorge sein, es nicht zu verlieren. Und schon trachtet er nicht mehr so entschlossen nach dem Reich Gottes, wie er das müsste, um hineinzugelangen (Mt 6,31-34). Dem Geld kann man dafür nicht die Schuld geben, denn Geld ist ja nichts Böses. Aber wenn man ihm große Bedeutung beimisst, hat das regelmäßig böse Folgen. Und so sendet Jesus seine Jünger ganz bewusst „arm“ in die Welt hinaus, schickt sie nämlich ohne Proviant auf Reisen, ohne Tasche, ohne Geld und ohne ein zweites Hemd (Mk 6,7-9). Warum tat er das wohl? Jesus erteilte diese Anweisung sicher nicht, um es seinen Jüngern durch Armut unnötig schwer zu machen, sondern um ihnen die Arbeit leicht zu machen. Er war offenbar der Meinung, dass seine Jünger kein Geld brauchen, um für ihren Auftrag gerüstet zu sein. Denn statt eines ordentlichen Startkapitals für Missionsprojekte und kirchliche Unternehmungen, gab er seinen Jüngern bloß das Evangelium mit auf den Weg, gab ihnen obendrauf noch den Heiligen Geist und seinen Segen, gab ihnen die Vollmacht zu binden und zu lösen und Macht über die bösen Geister. Geld aber gehörte nicht zur Ausrüstung. Denn geistliche Ziele erreicht man mit geistlichen Mitteln. Und finanzielle Ziele waren im Auftrag der Jünger nicht enthalten. Auf ihrem Arbeitszettel stand, sie sollten Menschen zurückführen in die Gemeinschaft mit Gott. Es war ihr Job, mit der Macht des Heiligen Geistes die Werke des Teufels zu zerstören. Und die von Jesus mitgegebenen Werkzeuge entsprachen exakt dieser geistlichen Zielsetzung. Das Equipment entsprach der To-Do-Liste – und Geld war nicht dabei! Was ist also mit der Kirche Christi passiert, dass sie heute scheinbar ohne Geld nicht mehr sein kann? Was ist passiert, dass Kirche sich nun ständig um Haushaltspläne und Gebäude, Personalkosten, Pachtverträge und Steuern kümmern muss? Ist der wichtigste Besitz der Kirche denn nicht mehr ihre Botschaft? Oder vertraut sie ihrer Botschaft inzwischen so wenig, dass Kirche wirklich meint, sie

könnte an einem finanziellen Mangel zugrunde gehen? Es wäre reizvoll, unsere zweitausendjährige Geschichte daraufhin zu untersuchen. Und wir würden sicher finden, dass das Verhältnis der Kirche zum Geld nie ohne Probleme war. Allzu oft sind Priester und Bischöfe der Gier verfallen, haben unnützen Prunk getrieben, haben Ämter verschachert und mit der Angst der Menschen Geschäfte gemacht. Zugleich gab's aber immer wieder Gegenbewegungen wie bei den Bettelmönchen, die Armut zum Programm erhoben und Armut oft auch wirklich lebten. Das Geld der Kirche war eine stete Quelle von Versuchungen. Und oft denkt man, sie hätte besser die Finger davon gelassen. Doch – urteilen wir nicht zu schnell. Denn wie vernünftig ist es, ein Mittel zu verschmähen, mit dem man so viel Gutes bewirken kann? Schon gleich am Anfang hatte es die Urgemeinde in Jerusalem mit Witwen und Waisen zu tun. Die mussten versorgt werden. Und mit Spendengeldern konnte man ihnen helfen (Apg 6,1-7). Auch Paulus sammelte auf seinen Missionsreisen Kollekten, die er anschließend der Gemeinde in Jerusalem überbrachte (Röm 15,25-28). Und wenn der Apostel seinen Lebensunterhalt auch weitgehend selbst bestritt (Apg 20,33-34), konnte er doch bei seinen weiten Reisen von Gemeinde zu Gemeinde Unterstützung gebrauchen (2. Kor 11,8-9). Später hatten wohlhabende Christen einfach Freude daran, ihren Gemeinden schöne Gotteshäuser zu bauen und sie zur Ehre Gottes prächtig auszustatten. Um junge Geistliche auszubilden, brauchte man Schulen, theologische Lehrer, Bibeln und andere Bücher. In den Gemeinden kamen Almosen zusammen, die man verwalten musste. Und wenn jemand testamentarisch der Gemeinde einen Acker hinterließ – hätte man die Erbschaft dann ablehnen sollen, wo man doch unstreitig mit Besitz Gutes tun kann? Natürlich lautete der Auftrag Jesu nicht, in seinem Namen Geschäfte zu tätigen! Aber wo sich die Gelegenheit bot, hat man sie doch oft ergriffen – und tat es nicht immer aus niederen Beweggründen. Denn wenn aller Reichtum dieser Erde aus Gottes Hand kommt und ihm gehört, wie kann es dann falsch sein, die von Gott geschaffenen Güter für Gott in Dienst zu nehmen? Die Christenheit bediente sich der Kunst, um biblische Geschichten zu illustrieren, und bediente sich der Musik, um Gottesdienste feierlich zu gestalten. War das etwa falsch? Die Theologen bedienten sich der Vernunft, um Gottes Wort recht zu verstehen, und bedienten sich der Rhetorik, um das Evangelium überzeugend darzulegen. War das etwa verkehrt? Wenn aber ein Christ schon mit seinen persönlichen Begabungen Gott dienen soll – warum soll er dasselbe nicht auch mit seinem Vermögen tun? Wenn schon Könige aus goldenen Bechern trinken, ist es nicht erst recht das Abendmahls wert, dass man goldene Kelche verwendet? Jene Frau, die kostbares Nardenöl gebrauchte, um Jesus zu salben, wurde für ihr „verschwenderisches“ Tun nicht gescholten, sondern von Jesus in Schutz genommen (Mk 14,3-9). Und wenn sowieso alle Güter und Gaben der Erde Eigentum des Schöpfers sind, sollte man sie da nicht auch in seinem Sinne zum Guten nutzen? Das Neue Testament sagt, dass wir unsere Glieder hingeben sollen als Werkzeuge der Gerechtigkeit (Röm 6,13). Wenn das aber von unseren Gliedern gilt und genauso vom Verstand, gilt es dann nicht auch von unserem Vermögen? Und wär's nicht frevelhaft, materielle Güter den Heiden zu überlassen, die sie dann in verkehrter Absicht falschen Zwecken unterwerfen? Man sieht, wie leicht der Griff nach dem Geld zu begründen ist. Denn wenn Geld schon so große Macht hat, soll es doch besser Gott dienen als einem anderen. Und folglich ist es bei der Kirche besser aufgehoben als anderswo! Oft genug haben Kirchenleute so gedacht. Und viele haben es auch wirklich so gemeint. Sie wollten nur geschäftstüchtig sein zu ehrbaren Zwecken. Aber so ein Vorsatz kann leicht kippen. Und dann dient plötzlich das Geld nicht mehr der Kirche, sondern die Kirche dem Geld. Sobald sie meint, ohne Geld nicht existieren zu können, ist sie auch schon korrumpiert und gehorcht bald denen, die über Geld und Macht verfügen. Dabei – was von alledem, was Kirche ausmacht, kostet denn eigentlich Geld? Für einen Gottesdienst braucht man weder eine Orgel noch eine Ka-

thedrale. Ein paar Christen, die sich zuhause im Wohnzimmer treffen, können auch dort einen Gottesdienst feiern. An Bibeln besteht kein Mangel. Ein Gesangbuch kann sich jeder selbst besorgen. Und um ein Kind zu taufen, reichen notfalls eine Schüssel Wasser und ein Christ, der weiß, was er tut. Das Abendmahl erfordert keine silbernen oder goldenen Kelche. Es ist genauso heilig, wenn man's aus Wassergläsern trinkt. Und das Evangelium ist nicht weniger befreiend, wenn der Bote, der's mir übermittelt, kein akademisches Studium genossen hat. Ein christlicher Bruder muss nicht „Kirchenbeamter auf Lebenszeit“ sein, um mir im seelsorgerlichen Gespräch Vergebung zuzusagen, Mahnung und Trost. Zum Beten gibt es viele gute Ort. Und um praktische Nächstenliebe zu üben, muss ich nicht gleich eine Diakoniestation oder ein Krankenhaus betreiben. Christliche Erziehung erfordert keinen kirchlichen Kindergarten. Zwei, drei engagierte Familien können das zusammen hinbekommen. Und überhaupt ist Kirche ihrem Wesen nach kein aufwändiger Apparat, sondern zuerst und zuletzt „Leib Christi“. Kirche ist die Gemeinschaft derer, die mit Gott Gemeinschaft haben. Und diese Gemeinschaft ist unbezahlbar. Von alledem, was Kirche ausmacht, kostet gar nichts Geld – und nichts davon ist für Geld zu haben. Denn geistliche Zwecke erreicht man durch geistliche Mittel. Und so kann eine Gemeinschaft, die von Gottes Geist belebt und angetrieben wird, nie an einem Mangel an Geld zugrunde gehen. Wenn Kirche sich aber davor fürchtet, hat sie ihr eigenes Wesen missverstanden. Denn sie ist Gottes Projekt. Sie lebt von dem Glauben, den er weckt. Und (wie zum Beweis) hat sie über lange Zeiträume im Untergrund überlebt – ohne „offizielle“ Strukturen und irgendeinen Besitz. Gott selbst ist der wahre Schatz der Kirche. Und wenn sie sonst nichts mehr hätte als nur sein Evangelium, wäre sie immer noch reich. Wo Kirche das aber vergisst und meint, sie könnte ohne Geld nicht existieren, ist das ziemlich peinlich. Sollten wir uns also (um diesen Punkt klarzustellen) von allem trennen – von all den Kirchen und Gemeindehäusern, von kirchlichen Hochschulen und diakonischen Einrichtungen, von Kindergärten und Schulen, von Grundbesitz und Kirchenwald, Beamtentum und Verwaltung? Nein. Es scheint mir nicht nötig, dass wir diese Dinge wegwerfen. Und solange Gott uns solche Mittel erhält, dürfen wir sie in seinem Sinne weiter nutzen. Wir müssen das weltliche Gut nicht verachten, solange es guten Zwecken dienen kann. Und – bevor jemand fragt –, solange noch Geld da ist, bestehe ich als Pfarrer auch auf meinem Gehalt. Aber der kirchliche Fokus muss endlich wieder woanders liegen. Denn im Prinzip braucht Kirche kein Geld und lebt nicht von Geld, sondern lebt von ihrer Botschaft. Und wenn sie eines Tages auf nichts anderes mehr bauen kann, wird ihr das vielleicht sogar gut tun. Natürlich wär's ein schmerzlicher Rückbau! Aber prinzipiell lässt sich Kirche „besitzlos“ denken. Denn im Anfang war sie's ja. Und Jesus konnte seine Jünger ohne Geld aussenden und ohne ein zweites Hemd. Er wusste, dass sie für ihren Auftrag dennoch gut gerüstet waren. Zum Evangelium gab er ihnen den Heiligen Geist und seinen Segen obendrauf, gab ihnen Macht über die Geister und herrliche Verheißungen. Für ihren geistlichen Auftrag stattete er sie mit geistlichen Waffen aus – dieses Equipment entsprach der To-Do-Liste. Und um ihre materiellen Bedürfnisse sollten sich die Jünger niemals Sorgen machen. Denn Kirche ist die Gemeinschaft derer, die mit Gott in Gemeinschaft stehen. Und diese Gemeinschaft ist für Geld sowieso nicht zu haben. Darum gilt für die Kirche ganz dasselbe wie für jeden einzelnen Christen, dass Geld nämlich nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen darf. Es darf uns dienen, darf uns aber nicht beherrschen. Denn wenn wir die ganze Welt gewinnen und nähmen Schaden an unserer Seele, welchen Vorteil hätten wir davon? Und wenn wir dabei die Gnade verlören, wo wollten wir neue kaufen? Gott lehre uns die Kunst, dass wir gleichermaßen reich sein können und arm sein können, ohne das eine oder das andere wichtig zu nehmen (Phil 4,11-13; vgl. 1. Kor 7,29-31) – auf dass wir dem Geld keinesfalls zu viel Ehre antun, sondern große Ehre nur unserem Herr geben, der sie

wirklich verdient.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Beheimatung und Verortung

Wer sich heute über Dinge wie „Volk“, „Nation“ und „Heimat“ äußert, betritt schwieriges Gelände. Denn er kann fast sicher sein, von irgendeiner Seite missverstanden zu werden. Und wenn er versucht, eine „christliche“ Perspektive wiederzugeben, erntet er auch noch Verwunderung. Denn was hat die Herkunft eines Menschen mit seinem Glauben zu tun? Ist das Evangelium nicht für jeden da, ganz egal aus welchem Land er kommt? Ja – natürlich ist das so. Denn schließlich ist Gott der Schöpfer aller Menschen! Es ist nicht die Hautfarbe, die uns mit ihm verbindet, und es ist nicht die Nationalität, die uns von ihm trennt. Insofern aber hat die Zugehörigkeit zu einem Volk mit Gott zu tun, als er sie uns durch unsere Geburt zuweist und uns damit eine Vorgabe macht. Wenn der Schöpfer Menschen das Leben schenkt, würfelt er sie nämlich nicht beliebig in die Welt hinein, sondern er verortet und platziert einen jeden in einer konkreten familiären, räumlichen, zeitlichen und kulturellen Situation. Nicht wir selbst, sondern Gott bestimmt diesen „Startpunkt“ unseres Lebensweges. Denn wie ein Gärtner pflanzt er uns in eine ganz bestimmte Ecke seines großen Gartens, wo wir dann heranwachsend erste Wurzeln schlagen. Und es gibt keinen Grund, das negativ zu sehen. Denn wenn wir dem Schöpfer schon unseren Körper, unsere Geistesgaben und unsere Familie verdanken – warum dann nicht auch die „Beheimatung“ in einem Volk und einer Kultur? Es wird ja keiner vor seiner Geburt gefragt, welche Muttersprache man ihm beibringen soll, welche Klimazone ihm recht wäre und welches Jahrhundert. Sondern in der „Grundausstattung“, die Gott uns mitgibt, ist einfach schon inbegriffen, dass wir diese konkreten Eltern haben, dass wir eher groß oder klein sind, Mann oder Frau, dass wir Deutsch sprechen oder Portugiesisch. Die Farbe unserer Haare suchen wir uns genau so wenig aus, wie die der Augen oder der Haut. Und ob wir unsere Kindheit auf einem Bergbauernhof verbringen, in Friesland hinter dem Deich oder im Großstadt-Dschungel – auch das prägt längst schon unsere Identität, bevor wir uns dazu verhalten können. Welchen Sinn hätte es aber, mit Gott über diese Vorgaben zu streiten, oder neidisch auf andere zu schauen, mit denen er etwas anderes vorhatte? Sollte ich etwa mit meinem Schöpfer hadern, weil er mich nicht größer oder schöner gemacht hat, als ich bin? Soll ich mit ihm zanken, weil ich mit meinem Körperbau weder zur Ballerina taugte noch zum Jockey? Oder sollte ein Dunkelhäutiger sich gar seiner Haut schämen und sich wünschen weiß zu sein? Das wäre schon menschlich gesehen sehr traurig! Und erst recht der Glaube legt uns das Gegenteil nahe. Wir sollten Gottes Vorgaben hinsichtlich unserer Ausstattung und Verortung im Leben dankbar annehmen und damit zufrieden sein. Denn dass der Schöpfer uns alle so verschieden gemacht hat, ist schließlich kein Unglück. Es ist ein schöner Ausdruck seiner göttlichen Kreativität! Und darum sollte jeder stolz darauf sein, dass er nicht die Kopie eines anderen ist, sondern ein unverwechselbares Original. Keiner sollte sich wegen seiner Herkunft oder seiner Hautfarbe schämen! Und in diesem Sinne darf auch jeder zu dem Land stehen, wo er meint „hinzugehören“, und zu den Leuten, bei denen er meint „dazuzugehören“. Wenn er dann aber auch den Dialekt, die Küche, die Musik und die Traditionen seiner Heimat liebt und für den heimischen Fußballverein sein Fähnchen schwenkt, kann es ihm keiner verübeln. Denn es zeigt ja nur, dass er – wie ein Baum – dort Wurzeln schlug, wo Gott ihn hingepflanzt hat. So ein Mensch hat eine Ecke in der Welt, wo er sich „zu Hause“ fühlt. Er ist nicht „ortlos“ und „flüchtig“, sondern gut beheimatet. Und zu seiner Identität gehört dann auch, sich von anderen unterscheiden zu dürfen. Denn der Schotte will ja keinesfalls mit einem Engländer verwechselt werden. Der Engländer betont, dass er kein Ire ist. Und auch der Waliser legt Wert darauf, etwas ganz Eigenes zu sein. Unrecht geschieht damit aber keinem, weil man nur die

Vielfalt bejaht, an der Gott selbst seine Freude hat. Der Garten der Schöpfung ist zum Glück keine Monokultur! Es haben nicht nur Rosen Platz darin, sondern auch Tulpen, Hyazinthen Margeriten und Veilchen...

Doch freilich dürfen wir an dieser Stelle nicht zu harmlos denken. Sondern wir müssen sehen und beklagen, dass es dem Menschen auch in diesem Falle gelingt, aus Gottes guten Vorgaben schlechte Konsequenzen zu ziehen. Denn wie alles, was Gott gut geschaffen hat, lässt sich auch die Vielfalt seiner Schöpfung zum Bösen benutzen, wenn man den Akzent verschiebt und den vielen Völkern und Heimaten nicht nur verschiedene Art zuschreibt, sondern auch verschiedenen Wert. Wenn die „Anderen“ nämlich nicht bloß „anders“ sein sollen, sondern „anders“ im Sinne von „minderwertig“, dann haben wir den christlichen Schöpfungsglauben verlassen und sind auf ein ganz anderes Gebiet geraten, das man Sozialdarwinismus und Rassismus nennt. Der Ansatzpunkt dieses kranken Denkens scheint zunächst ganz derselbe zu sein. Denn man schaut immer noch auf die natürlichen Unterschiede zwischen den Menschen! Man betrachtet sie nun aber durch die Brille der Konkurrenz und fragt, wer denn „wertvoller“ und den anderen „überlegen“ sei. Man liest in die Verschiedenheit eine Rangfolge hinein und will festlegen, dass Männer Vorrang haben vor Frauen, Weißhäutige vor Dunkelhäutigen, Reiche vor Armen, Kluge vor Dummen, Gesunde vor Kranken und Junge vor Alten. Die einen schauen dann auf die anderen herab mit der Begründung, „die“ seien doch offenbar anders und minderwertig. Und bald ist man bereit, Menschen wegen dem, was sie sind, zurückzusetzen und zu benachteiligen! Man begreift nicht, dass Fremdes völlig verschieden und dennoch gleichwertig sein kann! Und wohin das führt, wissen wir in Deutschland nur zu gut...

Wenn aber Verschiedenheit so leicht in Konkurrenz ausartet, wär's dann nicht besser, wenn es die Unterschiede gar nicht gäbe? Sollte man nicht besser alle „gleich“ machen, damit sie infolgedessen auch „gleich“ behandelt werden? Diesen Traum träumt man auf der linken Seite des politischen Spektrums und schreibt sich daher „Egalität“ auf die Fahnen! Man will allen Menschen die gleiche Würde zusprechen, indem man sie überhaupt für „gleich“ erklärt und die natürlichen Unterschiede entweder leugnet oder bekämpft. Darum müssen kleine Jungen solange mit Puppen spielen und kleine Mädchen mit Autos, bis der leidige Unterschied der Geschlechter verschwunden ist. Und das Schulsystem reformiert man so lange, bis hoch Begabte und Unbegabte die gleiche Chance haben, ein gutes Abitur zu machen. Man trägt die Berge ab, damit die Täler nicht mehr auffallen. Und wer seine Heimat mehr liebt als den Rest der Welt, soll sich dafür schämen. Am Ende der Gleichmacherei steht eine uniformierte Gesellschaft.

Und wo ist dann die bunte Vielfalt der Schöpfung geblieben? Sie bleibt auf beiden Seiten unverstanden. Denn braune Ideologen missbrauchen sie, um aus der Verschiedenheit der Menschen Wertunterschiede abzuleiten. Und rote Ideologen bekämpfen sie, um genau solche Wertunterschiede auszuschließen. Das erste läuft auf Rassismus hinaus. Und das zweite auf Konformismus. Einer christlichen Sichtweise entspricht aber weder das eine noch das andere. Denn christlicher Schöpfungsglaube vermeidet beide Fehler. Anders als der Kommunismus sieht der Glaube die Unterschiede, die sich Gottes schöpferischer Kreativität verdanken, durchaus positiv. Und anders als der Nationalsozialismus leitet er aus der Verschiedenheit des Wesens keine Verschiedenheit des Wertes ab. Vielmehr hält christlicher Schöpfungsglaube beide Wahrheiten fest:

(1.) Die Menschen sind keineswegs gleich.

(2.) Sie sind aber alle gleich viel wert.

Warum geht das im Glauben problemlos zusammen? Weil sich im christlichen Menschenbild Wert und Würde des Einzelnen nicht aus seinen persönlichen Qualitäten ergeben, sondern daraus, dass Gott alle Menschen gleichermaßen dazu beruft, sein Ebenbild zu sein. Die Unterschiede der Hautfarbe, der Begabung und Bildung, Herkunft und Sprache spielen in dieser Hinsicht gar keine Rolle. Und darum müssen wir sie als Christen auch weder bekämpfen noch müssen wir sie leugnen oder übertrieben wichtig nehmen. Wir müssen nicht bestreiten, dass Frauen wirklich – auf schwer zu beschreibende Weise – „anders“ sind als Männer, und dass es neben Geschlecht und Herkunft noch tausend weitere Merkmale gibt, die Menschen einzigartig machen! Die der Schöpfung gemäße Verschiedenheit ist beileibe kein Unglück, denn überhaupt nur das, was verschieden ist, kann sich gegenseitig ergänzen, befruchten und bereichern! Doch wird es Christen darum nicht einfallen, aus der großen und zu bejahenden Varianz einen Vorrang des einen über den anderen abzuleiten. Denn wenn der große Gärtner die Rosen wirklich so viel höher schätzte als alle anderen – warum hätte er dann in seinem Garten so viele Tulpen und Margeriten gepflanzt? Liebte der Schöpfer nur eines der vielen Völker, hätte er die anderen weggelassen! Bejaht er sie aber alle, so tut er's wahrscheinlich, gerade weil sie mit- und nebeneinander so schöne Kontraste bilden! Gott mag es offenbar bunt!

Wenn sich im großen Meer der Verschiedenheit dann aber eine Tulpe den anderen Tulpen verwandter fühlt als den Veilchen – ist das dann ein Problem? Ich denke nicht. Man darf eben nur nicht vergessen, dass bei all jenen, die mir „fremd“ sind, die Verschiedenheit im Wesen mit einer Gleichheit im Wert einhergeht. Was mir „nah“ ist, muss deswegen nicht „besser“ sein. Es ist mir einfach nur vertrauter. Aber warum sollte man diese beiden Dinge (den Aspekt der Vertrautheit einerseits – und den des Wertes andererseits) nicht sauber unterscheiden können? Natürlich ist einem die eigene Familie „näher“! Aber sie ist ja deswegen dem Rest der Menschheit nicht „überlegen“! Natürlich unterscheidet man den Bruder, mit dem man aufgewachsen ist, von jedem anderen Menschen! Aber man muss ihn deswegen nicht für einen „besseren Menschen“ halten! Und wenn einer seinen Heimatort jedem anderen Aufenthalt vorzieht, heißt das auch nicht, dass alle anderen Dörfer hässlich wären, sondern nur, dass dieser spezielle Ort eben „sein“ Ort ist, an dem er seine Kindheit verbrachte. Die Unterscheidung des Fremden und die Abwertung des Fremden sind verschiedene Dinge, die man keineswegs vermengen muss. Und wenn es gelingt, sie auseinanderzuhalten, stellen Gefühle der Zugehörigkeit auch keine Gefahr dar, sondern sind dann lediglich Ausdruck gelungener Beheimatung...

Gerade dort, wo diese Beheimatung gesund und echt ist, wird man sie in demselben Maße, wie man sie für sich selbst in Anspruch nimmt, auch dem anderen zugestehen. So wird ein Ire, wenn Irland gegen England Fußball spielt, sehr wahrscheinlich für Irland jubeln. Er wird aber den Engländern nicht verübeln, dass sie für Englands Mannschaft dasselbe tun, sondern wir das sogar von ihnen erwarten. Und träfe der Ire im Stadion auf einen seltsamen Engländer, der für Irland jubelt, wäre ihm dieser wahrscheinlich nicht mal sympathisch, sondern höchst suspekt. Er empfindet es als natürlich, dass jeder zu seinen eigenen Leuten steht. Und verkehrt ist an dieser Erwartung erst mal gar nichts. Hat Gott mich zum Griechen gemacht, darf ich mich ruhig mit meinem Griechentum identifizieren. Und wurde ich in Spanien geboren, kann ich meinem Schöpfer auch für diese Heimat danken. Denn zwischen dem Schöpfungsglauben und einem mäßigen (!) Nationalgefühl besteht ein Zusammenhang, der auch durch die traurige Möglichkeit des Missbrauchs nicht aufgehoben wird. Mit anderen Worten: wenn Menschen sich in ihrem Land, in ihrer Sprache und ihrer Kultur verwurzelt fühlen, ist das nicht zuerst als Problem zu sehen, sondern als eine gute Gabe des Schöpfers, der seine Geschöpfe nicht „ortlos“ in der Welt herumirren lässt. Es ist gut, wenn ein Mensch weiß, wo er hingehört! Nur

muss eben jeder, der solche Verwurzelung für sich in Anspruch nimmt, sie auch den anderen gönnen. Denn wenn Gott mir eine Heimat gab – wie könnte es mir einfallen, dem anderen die seine streitig zu machen? Den anderen vertreiben oder verdrängen zu wollen, wäre doch ein Übergriff gegen Gottes „Platzanweisung“, auf die ich mich selbst berufe! Wenn ich also respektiere, dass Gott mich nicht zum Bürger des fremden Landes gemacht hat, kann ich dort immer nur als Gast auftreten – und niemals als Eindringling oder Eroberer. Hat mir der Schöpfer meinen Platz angewiesen, so tat er es mit den anderen genauso. Und die Beheimatung, deren ich mich erfreue, darf ich dem anderen dann nicht absprechen, indem ich ihn vertreibe. Hinter seiner „Verortung“ steht der Schöpferwille genauso, wie hinter meiner! Und wo man das akzeptiert, ist gegen ein „Wir-Gefühl“ nichts zu sagen. Denn recht verstanden lebt eine Kultur nicht von der Abwertung des Fremden, sondern von der Vertrautheit mit dem Eigenen...

Das alles gilt freilich nur, so lange die beschriebene Grenze nicht überschritten wird. Und um des möglichen Missbrauchs willen sei es noch einmal deutlich gesagt: sobald das „Wir-Gefühl“ zur Ideologie wird, die aus der anderen Art des Fremden einen geringeren Wert ableitet, kann ein Christ nicht mehr mitgehen. Denn unbedingte Loyalität schuldet man als Christ nicht einer Nation oder einem Volk, sondern Jesus Christus allein. Und wenn jemand dennoch die Unterschiede der Herkunft wichtiger nähme als die Verbundenheit der Christen in Christus, hätte er damit seinen Glauben verleugnet. Denn wie könnte die Verschiedenheit der Sprache oder der Hautfarbe schwerer wiegen als die Verbundenheit im Geist und in der Wahrheit? Was Paulus schreibt, ist unmissverständlich:

„Ihr seid alle durch den Glauben Gottes Kinder in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus. Gehört ihr aber Christus an, so seid ihr ja Abrahams Kinder und nach der Verheißung Erben.“ (Gal 3,26-29)

Paulus leugnet nicht, dass es die erwähnten Unterschiede gibt und dass sie ihr begrenztes Recht haben. Aber er verweist sie ganz klar in die zweite Reihe. Denn Unterschiede der Herkunft, des Geschlechtes oder der sozialen Stellung betreffen nur die Erdenzeit, die rasch vergeht. Die Verbundenheit in Christus aber währt in Ewigkeit. Jene Unterschiede gelten nur in der Welt. Die Verbundenheit durch die Taufe gilt auch noch im Himmel. Was uns hier trennt, ist von vorletzter Bedeutung. Was uns aber in Christus eint, ist entscheidend. Und wenn der Satz auch nicht falsch sein muss, dass „Blut dicker ist als Wasser“, so geht doch geistliche Gemeinschaft weit über beides hinaus. So fremd können sich zwei Christen gar nicht sein, dass sie der Glaube nicht doch zu Geschwistern machte! Denn so hat es Jesus selbst gehalten. Wo er wirklichen Glauben fand, konnte er die Schranken der Herkunft beiseiteschieben (Mt 8,5-13; Mt 15,21-28). Und als ihn seine Verwandten für sich beanspruchen wollten, hat er ohne Umschweife die zu seiner Familie erklärt, die Gottes Wort gehorchen (Mt 12,46-50). Der Missionsbefehl und die Apostelgeschichte führen unmissverständlich vor Augen, wie das Evangelium die nationalen Grenzen überspringt und sich an alle Völker wendet (Apg 10,1-48). Dem Anspruch Jesu gegenüber werden alle Unterschiede der Herkunft belanglos. Und auch darum muss die christliche Antwort auf die Frage nach „Volk“ und „Heimat“ immer eine doppelte sein. Nämlich einerseits – „ja“: unsere Verortung und Beheimatung gehört zur Schöpfungsordnung dazu und ist durchaus positiv zu werten. Andererseits aber – „nein“: letzte Bedeutung kommt ihr nicht zu. Der alte Mensch bedarf zwar einer Heimat, weil er auf Erden nun mal irgendwo bleiben muss. Der neue Mensch aber bedarf ihrer nicht, weil er seine Heimat im Himmel hat. Ein Christ ist auf Erden immer nur ein „Durchreisender“. Und die Wurzel, aus der er lebt, ist darum nicht die Nation, das Volk oder die Heimat, sondern seine Wurzel und sein

Ziel, seine Herkunft und seine Zukunft ist Jesus Christus. So können wir Gott durchaus danken für Volk, Heimat, Sprache und Kultur. Doch komme uns keiner mehr mit „Blut und Boden“ und vaterländischem Getue. Denn diese Lektion haben wir gelernt. Wo man das Nationale so überhöht, dass es zum „Kult“ wird und mit Gottes Anspruch in Konkurrenz tritt, da ist es höchste Zeit sich abzuwenden. Denn da verpflichtet uns Christus selbst, die Gemeinschaft aufzukündigen, die sich absolut setzt, und die nationalen Götzen genauso zu missachten, wie alle anderen...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ordnung und Vergeltung

Mögen sie es, wenn alles „in Ordnung“ ist? Mögen sie „Ordnung“ überhaupt? Manchmal wenn man einem Freund begegnet, fragt man ja danach: „Ist alles in Ordnung bei dir – zuhause und an der Arbeit?“ Und wenn er dann nickt, weiß man, dass es ihm gut geht. Denn unsere Umgangssprache setzt beide Dinge gleich: wenn etwas „in Ordnung“ ist, ist es gut. Wenn der Mechaniker sagt, mein Auto sei „in Ordnung“, dann funktioniert es. Wenn der Arzt sagt, meine Blutwerte seien „in Ordnung“, muss ich mir keine Sorgen machen. Und wenn jemand sagt, sein Freund sei „schwer in Ordnung“, ist das sogar ein großes Lob. Denn die „Ordnung“, von der wir da reden, meint immer den Zustand, der sein soll. Und er „soll sein“, weil er den Beteiligten gut tut. Wenn alles ordentlich „rund läuft“, kommt das dem Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft zugute, während eine „Störung“ die gewohnten Abläufe stocken lässt und unerwünschte Effekte produziert. Eine Störung der guten Ordnung stört das Leben, das dieser Ordnung bedarf. Und wenn wegen etwas „Ordnungswidrigem“ die Räder still stehen, löst das nicht nur Ärger aus, Verzögerungen und Schuldfragen, sondern es kann auch gefährlich werden. Denn wenn im Körper das geordnete Zusammenspiel der inneren Organe gestört ist, hat das für den Menschen böse Folgen. Und wenn Abläufe in der Firma durcheinander geraten, weil Zuständigkeiten unklar sind, geht das auch nicht lange gut. Nur geordnet und strukturiert können viele Einzelne zu gemeinsamen Zwecken zusammenwirken. Wir sehen das im kleinen Maßstab unseres Alltags. Aber es gilt auch im denkbar größten Maßstab. Denn die Bibel beschreibt Gottes Schöpfungswerk insgesamt als eine ordnende Tätigkeit, durch die der Schöpfer dem anfänglichen Chaos nach und nach Struktur verleiht, allen Dingen ihren Platz anweist und so die zunächst ungeordneten Kräfte zueinander ins rechte Verhältnis setzt (1. Mose 1). Erde und Wasser durcheinander ergeben nur Schlamm und Morast, in dem das Leben versinken muss. Darum trennt Gott das Trockene und das Nasse. Licht und Finsternis durcheinander ergeben trübe Dämmerung, in der man sich nicht orientieren kann. Darum trennt Gott die Nacht und den Tag. Er ordnet das Chaos und macht durch wiederkehrende Abläufe menschliches Leben erst möglich. Denn wer könnte Ackerbau betreiben, wenn nicht zuverlässig auf jeden Winter ein Frühling folgte? Oder wer könnte Maschinen bauen, wenn sich die Gesetze der Physik von Tag zu Tag änderten? Nur berechenbare Abläufe erlauben uns ein planmäßiges Vorgehen! Und so wie Gott Gesetze gab für die natürlichen Prozesse, so schuf er zugleich eine „sittliche Weltordnung“ für das menschliche Miteinander. Denn wenn sich Recht und Unrecht nicht unterscheiden ließen, müsste auf Erden immer das Faustrecht herrschen – und inmitten von Willkür, Gewalt und Gesetzlosigkeit könnte niemand in Ruhe Familien gründen oder Kinder aufziehen. Erst aus einer gerechten Ordnung erwachsen Sicherheit und Frieden. Und nur in diesem Frieden gedeihen dann auch Kultur, Kunst und Bildung! Darum stiftet Gott neben der naturgesetzlichen auch eine sittliche Ordnung und beschreibt durch seine Gebote den lebensförderlichen Zustand, der nach seinem Willen sein soll. Gottes Gebote sind also eine hilfreiche „Gebrauchsanweisung“ für das Leben. Und wo sie beachtet werden, schützen sie uns ebenso vor der Willkür der Anderen wie vor der eigenen Torheit. Genau wie die naturgesetzliche Ordnung ist auch die moralische ewig gültig und nicht verhandelbar. Weder die naturgesetzliche noch die moralische Ordnung bedarf unserer Zustimmung. Man kann mit Gott auch nicht darüber „diskutieren“. Der große Unterschied liegt aber darin, dass der Mensch gegen die Naturgesetze beim besten Willen nicht verstoßen kann – während er die moralische Ordnung durch Unrecht tun zu stören vermag. Keiner kann für seine Person die Naturgesetze aufheben. Aber jeder kann so tun, als stünde er außerhalb der moralischen Ordnung. Der Mensch kann

sich da eine Freiheit nehmen, die ihm nicht zusteht – er bringt sich damit aber in Gegensatz zu Gott. Denn dem liegt die gute Ordnung am Herzen. Sie ist der heilige Ausdruck seiner göttlichen Weisheit. Und menschliches Leben, das unweise gegen sie verstößt, kann nicht gelingen. Gott steht darum einer mutwilligen Störung auch kein bisschen „tolerant“ gegenüber, vielmehr: Wer die gute Ordnung respektiert, den findet Gott „drin“ in der Ordnung – und findet ihn darum auch „in Ordnung“. Wer sich aber jenseits dessen stellt, den findet Gott nicht „in“ seiner Ordnung – und findet ihn also auch nicht „in Ordnung“. Wer Recht tut, ist Gott „recht“. Wer Unrecht tut, der ist es nicht. Denn wer die gottgewollte Ordnung untergräbt, missachtet den, der sie erlassen hat, und gefährdet zugleich seine Mitmenschen, deren gedeihliches Leben davon abhängt, dass sich die gute Ordnung nicht auflöst. Gott hat keinen Grund, dem Bösen tatenlos zuzuschauen. Und auch die Gesellschaft nimmt es nicht einfach hin. Denn wenn dem Unheil keiner entgegentritt, zieht es immer weitere Kreise. Wenn viele miteinander in einem Holzhaus wohnen, und einer zündelt in seiner Ecke mit Feuer und Benzin, geht das die anderen auch etwas an. Denn eine gute Ordnung schützt die Gemeinschaft. Und eine Gemeinschaft, die das verstanden hat, schützt ihrerseits die gute Ordnung. Nicht umsonst lautet der griechische Name des Teufels „diabolos“! Denn „diabolos“ heißt wörtlich „der Durcheinanderwerfer“. Und damit ist der Teufel treffend beschrieben, weil er Gottes gute Ordnung nur zu gerne stört, die Menschen durch Lügen verwirrt, Böses „gut“ nennt und Gutes „böse“, das Unterste zuoberst kehrt – und damit das Chaos stiftet, in dem menschliches Miteinander dann untergeht. Lang erklären muss man das aber gar nicht. Denn wir alle reagieren sensibel auf Störungen der heiligen Ordnung und haben dafür einen Sensor, den man „Gerechtigkeitsempfinden“ nennt. Der schlägt Alarm und erfüllt uns mit Empörung, wenn sich jemand am Guten vergeht. Und unser Gerechtigkeitsempfinden fordert dann, dass der Verstoß nicht ohne Antwort bleiben darf. Denn böses Tun bringt die sittliche Weltordnung in eine Schiefelage, die sich nicht von selbst wieder ausgleicht. Wir spüren, dass gravierendes Unrecht nicht einfach hingenommen werden darf, sondern eingestanden, gesühnt, gebüßt oder vergeben werden muss. Die verletzte Ordnung kommt nicht wieder ins Lot, wenn ihr nicht Genüge geschieht. Denn schweres Unrecht, das nicht bereinigt wird, stinkt zum Himmel und vergiftet unser Leben. Darum fordert unser Gerechtigkeitssinn, dass z.B. ein Mörder, ein Kriegsverbrecher oder Vergewaltiger nicht davonkommen darf. Ihm muss auf irgendeine Weise vergolten werden. Und durch angemessene Sühne geschieht ihm auch keineswegs Unrecht. Denn wenn Gottes gute Ordnung das menschliche Leben erhält und zu seinem Schutz verfügt wurde – wohin stellt sich dann, wer sich „außerhalb“ der Ordnung stellt? Stellt der sich nicht selbst auf die Seite des „diabolos“ und der ungunstigen Wirrnis, die Gutes für „böse“ und Böses für „gut“ ausgibt? Stellt er sich nicht jenseits der Gesellschaft und gegen die Gesellschaft, die ungeordnet nun mal nicht funktioniert? Und wenn in der guten Ordnung Gottes Segen liegt, stellt sich der Störer dann nicht selbst unter den Fluch? Wer Böses tut, kappt seine Verbindung zu Gott und zu den Anderen. Und über entschiedene Reaktionen darf er sich nicht wundern. Denn von dem, womit sie nicht leben kann, wird die Gemeinschaft sich trennen. Sie hat ein Recht, sich zu schützen. Und wenn der Täter durchaus am Bösen festhalten will, kann auch Gott die Störung nur dadurch beseitigen, dass er den Störer beseitigt. Was sich um keinen Preis in Gottes Ordnung integrieren will, das wird Gott daraus entfernen. Und Klagen darüber sind unangebracht. Denn schließlich besteht Gerechtigkeit darin, dass jeder bekommt, was ihm zusteht. Gerecht ist, wenn es einem so ergeht, wie es sein Handeln verdient. Und wie das bei den Tüchtigen durch einen fairen Lohn geschieht, so bei Übeltätern durch angemessene Strafe. Die verfolgt aber keinen bloß pädagogischen oder politischen Sinn, sondern einen viel höheren. Denn Strafe schafft – als geordnetes Verfahren innerhalb der gestörten Ordnung – den nötigen Ausgleich

zur Störung. Und indem sie das Unrecht vergilt, beweist die Ordnung, was durch die Tat in Frage gestellt wurde: Die Ordnung beweist, dass sie funktioniert und das nicht Hinnehmbare nicht hinnimmt. Der Täter selbst aber, der sich gegen die Gemeinschaft, gegen Gott und gegen Gottes Ordnung stellte, wird dadurch, dass er dafür bezahlt, wieder in die Ordnung integriert. Indem er sein Unrecht büßt, wird ein Fehler berichtigt, der so nicht stehen bleiben konnte. Und das geschieht besser jetzt in der Zeit als später in der Ewigkeit, wo auch die Strafen ewig sind. Natürlich wär's für alle schöner, wenn erst gar nichts vorgefallen wäre! Doch ist die Untat einmal geschehen, soll sie sich nachträglich nicht auch noch lohnen, sondern soll dem „auf die Füße fallen“, der sie begangen hat. Denn was ist verkehrt an Vergeltung? Für die Freiheit, die sich jemand zu Unrecht nahm, wird ihm ein Gut entzogen, das er sonst gehabt hätte. Und das nicht, weil der Täter davon automatisch besser würde oder dem Opfer dadurch Genüge geschieht, sondern schlicht, weil die Ordnung, in der sich ein Verstoß gegen die Ordnung lohnt, untergeht – und wie ein sinkendes Schiff auch jene mit in die Tiefe zieht, die für das Kentern nicht verantwortlich waren. Nun wundern sie sich vielleicht, dergleichen von einem Pfarrer zu hören – wo man doch heute meint, Kirche stünde für grenzenlose Nachsicht und Milde! Doch muss ich daran erinnern, dass auch Gott viel von Vergeltung hält und bei Verstößen gegen seine heilige Ordnung selten auf Sühnung verzichtet. Denken sie nur an die Sache mit dem goldenen Kalb (2. Mose 32), die das Gottesverhältnis Israels beinahe zerstört hätte. Gott entbrennt in so großem Zorn, dass er sein Volk vernichten will! Und um den Frevel zu sühnen, lässt Mose Leviten durchs Lager ziehen, die wahllos dreitausend Mann erschlagen. Denn man kann Gottes Ordnung nicht verletzen, ohne die Gemeinschaft mit ihm aufs Spiel zu setzen. Als Israel nach 40 Jahren die Grenzen des gelobten Landes erreicht, berichten Kundschafter, dass dort schon ein großes und gut bewaffnetes Volk wohnt (4. Mose 13-14). Und gleich rutscht den Israeliten das Herz in die Hose. Sie bezweifeln, dass Gott tun kann, was er ihnen versprochen hat. Und dieses Misstrauen stellt ihre Gottesbeziehung wieder so grundlegend in Frage, dass sie nur durch Sühnung wieder hergestellt werden kann: Gott schickt das Volk für weitere 40 Jahre in die Wüste und lässt dort die ältere Generation sterben, um erst an den Kindern sein Versprechen wahr zu machen. Die Eroberung des Landes geht dann mit Gottes Hilfe gut voran. Doch in Josua 7 hören wir, dass Israel überraschend eine militärische Schlappe erleidet. Als Josua das beklagt, antwortet ihm Gott, dass sich jemand schwer versündigt habe. Jemand stahl von der Beute, die Gott geweiht war. Und solange dieser Frevel nicht gesühnt ist, kann Gott nicht mehr auf Israels Seite stehen (Josua 7,12). Josua lässt also das Volk antreten. Es findet sich ein Mann namens Achan, der den Diebstahl gesteht. Er wird samt seiner Familie gesteinigt und verbrannt. Und erst damit ist die Sache so bereinigt, dass die Eroberung Kanaans erfolgreich fortgesetzt werden kann. Ähnliche Beispiele ließen sich in großer Zahl anführen. Denn wo sich das Volk außerhalb der vereinbarten Ordnung stellt, fühlt sich auch Gott nicht mehr gebunden. Und um so etwas auszuräumen, ist die Vergeltung am Schuldigen nicht der schlechteste Weg. Denn anderenfalls müssten ja viele unschuldig für das büßen, was nur einer getan hat. Natürlich ist es freundlicher, wenn Gott seinem Volk erlaubt, sühnende Opfer darzubringen. Ein Opfertier erleidet dann stellvertretend, was eigentlich den Menschen treffen müsste – so wie beim Auszug aus Ägypten das Passah-Lamm den erstgeborenen Sohn vertritt (2. Mose 12). Die vielen Sühnopfer, die man später im Tempel darbringt, haben denselben Sinn (4. Mose 28-29). Und zuletzt geht Gottes Gnade so weit, dass nicht mehr der schuldige Mensch ein Opfer beibringen und stellen muss, sondern Gott seinerseits sich in Christus hingibt zum stellvertretenden Opfer am Kreuz (Hebr 9,11-28). Selbst dies Äußerste hat Gott nicht gescheut, um (unsere Schuld an sich selbst strafend) die Ordnung zwischen ihm und uns wieder herzustellen! Es ist erstaunlich und dankenswert! Doch auch das, was wir in Christus an

Gnade und Vergebung erfahren, ist keineswegs als „Relativierung“ der heiligen Ordnung misszuverstehen. Denn Gott begnadigt Sünder nicht, damit sie ewig Sünder bleiben, sondern damit sie wieder „in Ordnung“ kommen. Gott beschließt nicht etwa, die Störung zu tolerieren, sondern er erbarmt sich des Störers! Und so gnädig er auch ist, besteht er doch weiterhin auf der guten Ordnung, die wir zum gedeihlichen Leben brauchen. Das aber sollte für jeden von uns persönliche Konsequenz haben. Denn eine der konkreten Ordnungen ist z.B. die Familie. Und daraus folgt, dass wer Kinder zeugt, auch für sie sorgen muss. Wer Eltern hat, ist es Gott schuldig, für sie da zu sein, wenn sie gebrechlich werden. Und wer sich mit dem Ehepartner nicht mehr wohl fühlt, hat ihm trotzdem die Treue zu halten, die er vor dem Altar versprach. Muss der Mensch nach Gottes Ordnung arbeiten, soll er darüber nicht jammern, sondern seinem Nächsten durch Arbeit bestmöglich dienen. Und weil auch der Staat eine gottgewollte Ordnung ist, soll jeder Christ dazu beitragen, seinen Staat durch eigenes Engagement besser zu machen. Gott will uns sonntags in der Kirche sehen – auch das gehört zur Ordnung! Er will, dass wir unsere Zunge hüten und bei der Wahrheit bleiben. Und er will, dass wir denen helfen, die unseren Beistand nötig haben. Wer Geschäfte macht, soll ein ehrlicher Kaufmann sein. Und wer Macht hat, darf sie nicht missbrauchen. Keiner soll seinen Vorteil auf Kosten anderer suchen oder seinem Nachbarn den Frieden rauben. Wer diese Regeln aber missachtet, missachtet den, der sie gab – und sollte nicht darauf wetten, dass Gott „ganz viel Spaß versteht“. Wir dürfen nicht mutwillig über die Zäune springen, die Gott zum Schutz des Menschen errichtet hat. Denn bei aller Geduld hält es Gott doch für seine Pflicht, Störungen zu beseitigen. Und wenn uns seine gute Ordnung unter den Armen zwickt wie eine zu enge Jacke, dürfen wir davon ausgehen, dass der Fehler bei uns liegt – und nicht bei Gottes heiliger Ordnung! Gott weiß – und wir wissen –, dass es ohne Treue kein Vertrauen gibt, und dass ohne Gerechtigkeit der Frieden nicht bleibt. Ohne Geduld zerbricht die Gemeinschaft. Und ohne Anstand verderben unsere Kinder. Ohne Respekt verroht die Gesellschaft. Und ohne redliche Nachbarn kann keiner ruhig schlafen. So mag es für manchen „bieder“ klingen: doch als Christen schätzen wir Gottes gute Ordnung – und sind keineswegs der Meinung, dass sie uns einengt, sondern dass sie uns schützt. Chesterton hat dafür ein schönes Bild gefunden, das ich mit ihnen teilen möchte: Stellen sie sich eine vom Meer umbraute Insel vor, die hoch über den steilen Klippen ein Plateau hat. Die grüne Fläche da oben ist von einer soliden Mauer eingefasst – und dort spielt von morgens bis abends eine bunte Horde von Kindern ausgelassene Spiele. Es ist ein wildes Jauchzen, Jagen und Rennen! Eines Tages aber kommt jemand auf die Idee, die alte Mauer abzureißen. Er denkt wohl, er täte den Kindern einen Gefallen. Doch was geschieht? Ganz bald ist da kein wildes Spielen mehr, kein Lachen und keine ausgelassene Freude. Sondern die Kinder sitzen stumm und verängstigt in der Mitte des Hochplateaus beieinander und wagen nicht mehr, sich zu bewegen. Vielleicht war es gut gemeint, als man die Mauer wegnahm! Aber tatsächlich machte man damit den Weg in den Abgrund frei. Man hat den Kindern kein Hemmnis weggenommen, sondern einen lebenswichtigen Schutz. Man gab ihnen eine Freiheit mit tödlichen Konsequenzen! Und genau wie mit dieser Mauer verhält es sich mit Gottes heiliger Ordnung. Auch die stoppt uns dort, wo der Abgrund droht. Sie erlaubt aber gerade dadurch ausgelassenes und sorgloses Spiel innerhalb der Ordnung. Sie hemmt das Leben nicht, sondern schützt es. Und wer das einmal verstanden hat, wird sie möglichst nicht mehr antasten, sondern sie zum Nutzen der Menschen und zu Gottes Ehre wahren und verteidigen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Staat

Hat Glaube mit Politik zu tun? Sollte sich die Kirche da nicht lieber heraushalten? Die Forderung ist berechtigt, soweit es das politische Tagesgeschäft und das Parteiengezänk betrifft. In der Tat ist Christi Reich nicht von dieser Welt. Und doch sind wir als Christen nicht anders als andere Menschen in das gesellschaftliche Leben verwickelt und von politischen Entwicklungen betroffen. Wir können gar nicht anders, als uns eine Meinung zu bilden. Und wir dürfen das sogar tun unter Berufung auf die Heilige Schrift. Denn wer das Neue Testament kennt, weiß, dass schon die Apostel über das Verhältnis des Christen zum Staat nachdachten. Paulus hat im 13. Kapitel des Römerbriefes ausführlich die Einstellung des Christen zur Staatsgewalt beschrieben. Und wenn seine Worte auch nicht in unsere Zeit zu passen scheinen, meine ich doch, dass sich die Beschäftigung damit lohnt. Denn wir stoßen dabei auf Aspekte des politischen Lebens, die schon seit langem völlig aus dem Blick geraten sind. Paulus schreibt:

„Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit außer von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott angeordnet. Wer sich nun der Obrigkeit widersetzt, der widerstrebt der Anordnung Gottes; die ihr aber widerstreben, ziehen sich selbst das Urteil zu. Denn vor denen, die Gewalt haben, muss man sich nicht fürchten wegen guter, sondern wegen böser Werke. Willst du dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so tue Gutes; so wirst du Lob von ihr erhalten. Denn sie ist Gottes Dienerin, dir zugut. Tust du aber Böses, so fürchte dich; denn sie trägt das Schwert nicht umsonst: sie ist Gottes Dienerin und vollzieht das Strafgericht an dem, der Böses tut. Darum ist es notwendig, sich unterzuordnen, nicht allein um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen. Deshalb zahlt ihr ja auch Steuer; denn sie sind Gottes Diener, auf diesen Dienst beständig bedacht. So gebt nun jedem, was ihr schuldig seid: Steuer, dem die Steuer gebührt; Zoll, dem der Zoll gebührt; Furcht, dem die Furcht gebührt; Ehre, dem die Ehre gebührt.“ (Röm 13,1–7)

Wer sich in der deutschen Geschichte auskennt, wird bei diesen Worten die Hände über dem Kopf zusammenschlagen – und manchem wird die Zornesröte ins Gesicht steigen. Denn gerade die deutsche Geschichte ist voller Beispiele dafür, welches Unheil aus bedingungslosem Gehorsam und Obrigkeitshörigkeit erwachsen kann. Es ist nicht zu leugnen: Der paulinische Satz, alle Obrigkeit sei von Gott, ist tausendfach missbraucht worden. Kaiser, Könige und Tyrannen haben behauptet, sie seien „von Gottes Gnaden“, was sie sind. Und viele einfache Leute, die es glaubten, meinten ihrer Obrigkeit blinden Gehorsam zu schulden. Sie haben dann unschuldiges Blut vergossen, sinnlose Kriege geführt und ihr eigenes Leben verloren – und das alles im Namen Gottes, der anscheinend alle Obrigkeit legitimiert und autorisiert. Schlimm ist das. Es fragt sich nur, wer daran schuld ist. Ist Paulus schuld, weil er den Christen empfahl, der Obrigkeit zu gehorchen? Oder sind die schuld, die solchen Gehorsam zum Bösen missbrauchten?

Es lohnt sich, genau nachzubuchstabieren, was Paulus sagen will. Zu seinen Voraussetzungen gehört zunächst einmal eine pessimistische Beurteilung der menschlichen Natur. Paulus geht davon aus, dass das menschliche Herz dem Bösen zuneigt und nicht dem Guten. Die Bibel lehrt es nämlich so, und die Erfahrung bestätigt es: Menschen sind auf ihren persönlichen Vorteil aus. Und wenn sie es gefahrlos tun können, zögern sie nicht, einander auszubeuten, zu berauben, zu vergewaltigen und zu unterdrücken. Mit anderen Worten: Gäbe es keine staatliche Ordnung, würden die Menschen übereinander herfallen wie Wölfe. Denn dann wäre ihrem Egoismus keine Schranke gesetzt, nichts würde die Schwächeren vor den Stärkeren schützen – und die Macht des Bösen würde sich ungehindert austoben. Da gäbe es kein Recht als

nur das Faustrecht und keine Kultur als nur die Kultur des Eigennutzes – hässliche Ausbrüche der Sünde würden die Erde überschwemmen wie eine Flut, an der am Ende das Leben ersticken müsste. Weil Gott dem aber nicht tatenlos zuschaut, weil er seine Schöpfung vor ungehemmten Ausbrüchen des Bösen schützen will, hat er die staatliche Ordnung geschaffen.

Tatsächlich ist der Staat keine Erfindung des Menschen, sondern eine Einrichtung, die von Gott kommt, und der Gott eine Aufgabe zugewiesen hat: Der Staat soll Gottes Dienerin sein „uns zugute“ – wie Paulus es sagt –, indem er durch Recht und Gesetz dem Bösen wehrt und das Gute schützt. Freilich (das weiß Paulus auch): durch äußere Sanktionen ändert man nicht die Herzen der Menschen. Die Wurzel des Übels liegt in unseren Seelen, wohin der Arm des Staates nicht reicht. Dort kann sich nur durch Gottes Wort etwas ändern. Aber der Staat kann immerhin das Böse, das im Menschen liegt, an der freien Entfaltung hindern. Der Keim des Bösen wird dadurch nicht abgetötet und der böse Mensch wird dadurch nicht besser. Aber wenn ein Gewalttäter schon Gott nicht fürchtet, so soll er wenigstens die irdische Gerechtigkeit fürchten. Und wenn er das Böse nicht lässt aus Liebe zum Guten, so soll er es wenigstens lassen aus Angst vor der Strafe. Es ist also die Aufgabe des Staates, das Gute zu schützen und das Böse zu strafen. Weil er das tut und wenn er das tut, ist der Staat eine göttliche Ordnung und Dienerin Gottes. Wenn er seine Aufgabe erfüllt, erwächst dem Staat daraus die besondere Würde, Gottes Instrument zu sein. Und dann steht hinter einer Regierung auch nicht nur die Autorität des Volkes, das diese Regierung gewählt hat. Sondern **wenn** diese Regierung das Gute schützt und das Böse straft, dann steht hinter ihr zugleich die Autorität Gottes. Solcher staatlichen Ordnung schuldet der Christ tatsächlich Respekt und Gehorsam, weil es von Gott gewollte Ordnung ist.

Nur darf man niemals vergessen, dass diese Autorität eine Bedingung hat. Respekt und Gehorsam schuldet der Christ nämlich nur der Staatsordnung, die den von Gott gesetzten Auftrag, das Gute zu schützen und das Böse zu strafen, auch tatsächlich wahrnimmt. Es ist also eine Staatsordnung nur solange von Gott legitimiert, als sie tatsächlich der Flut des Bösen einen Riegel vorschiebt. Wenn eine Regierung stattdessen das Böse duldet oder sogar fördert, wenn sie Anordnungen trifft, die gegen Gottes Gebote verstoßen, wenn sie die Rechtschaffenen und Gottesfürchtigen nicht schützt, sondern verfolgt – dann hat sie ihren Anspruch verspielt „Gottes Dienerin“ zu heißen. Und dann kann Widerstand zur Christenpflicht werden. Denn auch das sagt uns das Neue Testament unmissverständlich: Wenn sich eine Staatsordnung so sehr von Gottes Gebot entfernt, dass man nur entweder den Menschen oder Gott gehorchen kann, dann muss man Gott mehr gehorchen als den Menschen. Kommt ein Christ also zu der Überzeugung, dass der Staat, in dem er lebt, nicht mehr ein Schutzwall gegen das Böse, sondern ein Instrument des Bösen ist, so kann der bewaffnete Widerstand gegen die Organe dieses Staates die Konsequenz sein. Denn es ist wohl Gottes Wille, dass es gute Obrigkeit gibt. Aber nicht jede Räuberbande, die sich Regierung nennt und Macht ausübt, ist deshalb schon „gute Obrigkeit“. Widerstandskämpfer wie Dietrich Bonhoeffer befinden sich daher keineswegs im Konflikt mit dem, was Paulus in Römer 13 schreibt. Denn der nationalsozialistische Staat hätte denselben Auftrag gehabt, wie jeder andere: Das Leben der Bevölkerung zu schützen. Tatsächlich aber hat man einen Teil der Bevölkerung in Vernichtungslagern umgebracht und einen anderen in sinnlosen Kriegszügen verheizt. Dieser Staat erfüllte nicht die Funktion, die er haben sollte. Er zerstörte die Ordnung, die allein ihn hätte legitimieren können. Hier galt es darum, Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen – und es ist bedauerlich, dass nur ein gewisser Teil der Kirche den Mut dazu fand.

Das ist nun lange her und die heutige Situation ist kaum zu vergleichen. Wir leben nicht mehr in einer Monarchie und nicht im totalitären Staat. Und es käme einem Bundeskanzler wohl

kaum in den Sinn, sich als Instrument der göttlichen Vorsehung darzustellen, wie Hitler das so gerne tat. Unsere Situation ist auch mit der des Paulus nur schwer zu vergleichen. Und trotzdem bleibt seine Mahnung im Grundsatz gültig – und ist im Blick auf die verbreitete Politikverdrossenheit sogar hoch aktuell. Denn wenn wir der gegenwärtigen Staatsordnung zubilligen, dass sie (wenigstens im Großen und Ganzen) das Gute fördert und das Böse bestraft, das rechtschaffene Leben schützt und das Verbrechen bekämpft, dann schulden wir ihr Loyalität, Gehorsam und auch Engagement. Das heißt beileibe nicht, dass man als Christ mit allem einverstanden sein müsste, was die Regierung tut. Aber es bedeutet, dass man den Repräsentanten der Staatsordnung, vom Minister hinab bis zum Streifenpolizisten mit Respekt begegnet. Denn ob diese Leute es wissen oder nicht – sie vertreten eine von Gott gewollte Ordnung. Und das verleiht der Staatsordnung eine Autorität, die auf mehr gründet als nur auf den Mehrheitsverhältnissen bei der letzten Wahl. Es begrenzt aber zugleich diese Autorität. Denn Autorität kommt der staatlichen Ordnung nur so lange zu, als sie ihren Auftrag, im Sinne des Paulus „gute Obrigkeit“ zu sein, erfüllt. Als Christen begleiten wir daher das politische Geschehen nicht nur mit Loyalität, sondern auch mit kritischer Aufmerksamkeit und Wachsamkeit. Denn wenn es einer Regierung einfällt, Gesetze zu erlassen, denen man nicht folgen kann, ohne Gottes Gebot zu übertreten, so gilt es, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Ja: Man muss sogar dann Gott mehr gehorchen als den Menschen, wenn diese Menschen über eine demokratisch legitimierte parlamentarische Mehrheit verfügen. Denn göttliches Recht wiegt in jedem Falle schwerer als menschliches Recht. Ein solcher Konflikt ist zum Glück ein Grenzfall. Aber wenn er eintritt, bringt er alle, die Demokraten und Christen zugleich sein wollen, in große Schwierigkeiten.

Darum verpflichtet uns das 13. Kapitel des Römerbriefes nicht nur zur Loyalität gegenüber einer „guten Obrigkeit“ und zum Widerstand gegenüber „schlechter Obrigkeit“. Sondern es verpflichtet uns auch, den Übergang von der einen zur anderen zu verhindern – indem wir nach Möglichkeit dazu beizutragen, dass aus guter Staatsordnung nicht schlechte wird. Mit anderen Worten: Christen sollen sich politisch engagieren – und sollen die Staatsmacht keinesfalls denen überlassen, die nicht nach Gottes Willen fragen. Denn schließlich gibt es keinen Winkel dieser Erde und keinen Aspekt unseres Lebens, der nicht von Gott beansprucht würde. Und nichts auf unserer Welt ist so weltlich, dass Gott darüber nicht Herr sein müsste...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Lebensbilanz

Wenn der Tod kommt, zieht er unter das gelebte Leben einen dicken, abschließenden Strich. Denn zu der Fülle des Guten und Bösen, des Schönen und Schweren in diesem Leben, tut danach niemand mehr etwas hinzu, und niemand nimmt mehr etwas davon weg. Mit dem Tod ist das Buch des Lebens geschlossen, die Bilanz ist gezogen. Und was ist es dann gewesen? Schon die Frage, woran man das bemessen soll, ist nicht leicht zu beantworten.

Der eine wird vielleicht ganz oberflächlich auf die Länge des Lebens schauen und wird sagen: „Lange leben ist immer gut“. Aber ist ein kurzes Leben allemal ein schlechtes und missglücktes Leben? Der andere wird vielleicht versuchen, die Erfolge des Lebens gegen die Misserfolge aufzurechnen. Aber was ist ein Erfolg? Gehören auch die Siege dazu, die ein Mensch auf Kosten anderer errungen hat? Sollte man das Leben eines Menschen messen an den Träumen, die er sich erfüllen konnte? Aber was ist, wenn diese Träume ganz töricht waren? Sollte man da nicht besser versuchen, in der Lebensbilanz einfach glückliche und unglückliche Tage gegeneinander aufzurechnen? Doch was würden wir von einem Menschen halten, der zwar glücklich war, aber sein Leben lang zu nichts nützte? Sollten wir demnach lieber das Augenmerk auf Pflichterfüllung und Arbeitsleistung richten? Doch was helfen die Leistungen eines Lebens, wenn man ihren Ertrag doch am Ende nicht mitnehmen kann?

Um es kurz zu machen: Der Versuch ein Leben zu bilanzieren, führt immer zu der Frage, welchen Maßstab wir zugrunde legen. Und um den rechten Maßstab zu benennen, muss man Sinn und Ziel des menschlichen Lebens kennen. Welches Ziel aber sollte das sein, wenn nicht das, das der Schöpfer seinem Geschöpf gesetzt hat? Wir kommen aus seiner Hand, wir sollen zurückkehren in seine Hand, und darüber, ob uns das gelingt, befindet Gott allein. Mit anderen Worten: Im Angesicht des Todes ist keiner der genannten Maßstäbe entscheidend. Es zählen dann nicht mehr Ehren und Verdienste. Es ist nicht mehr entscheidend, was andere Menschen über uns denken. Und es ist nicht einmal mehr entscheidend, was wir über uns selbst denken. Sondern da, kommt es nur noch darauf an, was Gott über uns denkt, und wie wir in Gottes Augen dastehen. Denn er spricht über uns das erste und das letzte Wort. Er gibt uns Sinn und Ziel. Bei ihm beginnt die Bahn unseres Lebens und vor seinem Richterstuhl endet sie wieder. Was aber dazwischen geschah, das muss sich messen lassen an seinen Plänen – und nicht an unseren. Denn Gott ist ein Richter, der Rechenschaft verlangt für all die uns geschenkten Jahre.

Nicht wir ziehen also Bilanz. Sondern Gott tut es. Und nach welchem Maßstab er urteilt, daraus hat er kein Geheimnis gemacht. Denn die Heilige Schrift gibt uns darüber Auskunft. Wenn ein Leben endet, dann fragt Gott nicht danach, ob es ein nach irdisch-menschlichen Maßstäben „erfolgreiches“ Leben gewesen ist, oder ob's „Spaß gemacht“ hat. Aber er fragt danach, ob der betreffende Mensch sich seinem Wort, und seiner Gnade geöffnet hat. Er teilt die Menschheit nicht ein in reich oder arm, klug oder dumm, glücklich oder unglücklich, erfolgreich oder gescheitert, angesehen oder verachtet. Aber er fragt nach dem Glauben, nach dem Gehorsam und dem Vertrauen, das ihm ein Mensch entgegenbringt. Und allein daran entscheidet sich das weitere Schicksal der Seele. Denn Jesus Christus spricht:

„Wer zu mir kommt, und hört meine Rede und tut sie – ich will euch zeigen, wem er gleicht. Er gleicht einem Menschen, der ein Haus baute, und grub tief und legte den Grund auf Fels. Als aber eine Wasserflut kam, da riss der Strom an dem Haus und konnte es nicht bewegen; denn es war gut gebaut. Wer aber hört und nicht tut, der gleicht einem Menschen, der ein Haus baute auf die Erde, ohne Grund zu legen; und der Strom riss an ihm, und es fiel gleich zusammen,

und sein Einsturz war groß." (Lk 6,47-49) Nun – das Bild ist so sprechend, dass es gar keiner Auslegung bedarf. Denn es setzt die Dinge ganz klar ins Verhältnis: Jesus bestreitet nicht, dass Vieles wichtig ist im Haus des Lebens. Gesundheit ist so wichtig wie die Mauern eines Hauses. Wohlstand ist so wichtig wie das Dachgebälk. Freundschaft und familiärer Zusammenhalt sind so wichtig wie die Heizung im Haus. Jesus hat nichts gegen diese Dinge. Nur sind sie eben dem nichts nütze, der das Haus seines Lebens auf Sand gebaut hat. Denn seinem schönen Haus fehlt dann das Fundament, und der Sturm des Todes bläst es mit Leichtigkeit um. Die Warnung in diesem Bild wird wohl jeder verstehen. Doch liegt auch Trost darin, denn es gilt auch der umgekehrte Schluss:

Es mag ein Leben nach irdischen Maßstäben erfolglos scheinen. Es mag viel zu kurz sein, voller Krankheit und Unglück, ohne Wohlstand, ohne Familie, ohne erkennbare Leistungen. Das Gebäude des Lebens mag offensichtliche Mängel haben an den Mauern, im Dachgebälk und im Inneren. Und doch wird dieses Haus im Sturm des Todes Bestand haben, wenn es auf Fels gebaut ist – wenn es nämlich auf Gottes Wort und auf die Gnade Jesu Christi aufbaut. So oder so zählt zuletzt nur noch das Fundament. Und ist dieses Fundament der Glaube, so müssen wir den Tod nicht aus unseren Gedanken verdrängen, sondern können ihm mit Zuversicht begegnen. Denn wo wir im Glauben leben und sterben, da lässt der barmherzige Gott uns nicht fallen.

Für all unsere Schwäche setzt dann Christus seine Stärke ein, und für all unsere Schuld rechnet Christus seine Gerechtigkeit an. Gegen unseren Wankelmut hilft Christi Beharrlichkeit, und gegen unseren Kleinglauben setzt Christus sein Gebet. Über unsere Dummheiten siegt seine Weisheit, und über unseren Tod triumphiert seine Auferstehung. Sollten Christen da nicht fröhlich und zuversichtlich sein?

Gewiss: Unser Lebensgebäude, ist in der Regel kein Prachtbau. Unser Lebensgebäude gerät oft ganz anders und gerät viel schiefer, als wir es in der Jugend einmal planten. Aber das ist nicht entscheidend, wenn das Ganze nur auf gutem Fundament steht. Denn Gott fragt nicht nach unserem Versagen und auch nicht nach unseren Erfolgen, sondern er fragt allein danach, ob wir ihm vertrauen, ob wir also die Hütte unseres Lebens auf den Fels des Glaubens gebaut haben. Und haben wir das getan, so können wir dem Tod gelassen entgegensehen. Denn was er vermag, ist dann nicht mehr viel. Er vermag uns dann nur noch überzusiedeln in die himmlische Heimat, wo wir uns des ewigen Lebens viel mehr freuen werden als hier des irdischen. Denn dort ist die Schlacke des irdisch-gebrechlichen Lebens von uns abgetan, der Bann ist gelöst – und wir schauen mit eigenen Augen Gottes Licht...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Heilige Einfalt

„...die Kinder dieser Welt sind unter ihresgleichen klüger als die Kinder des Lichts.“
(Lk 16,8)

Wenn wir biblische Texte nicht nur überfliegen, sondern aufmerksam lesen, kann es leicht passieren, dass wir über einzelne Worte stolpern. Und meist lohnt es dann, stehenzubleiben und das Merkwürdige in Augenschein zu nehmen. Denn oft führt gerade das Sperrige zu neuen Einsichten. Mir ging es jedenfalls so, als ich über das Wort „Einfalt“ stolperte und merkte, dass die Bibel diesen Begriff positiv bewertet. Uns liegt das normalerweise fern, denn wer „einfältig“ ist, gilt als geistig „unterbelichtet“. Der „Einfältige“ ist naiv, begriffsstutzig und leichtgläubig – ein schlichtes Gemüt eben, ein „Dussel“, dem jeder ein „X“ für ein „U“ vormachen kann. Daher will niemand als „einfältig“ gelten, sondern ganz im Gegenteil als „clever“ und „ausgebufft“. Doch das ist eben das Verwirrende: die Bibel lobt nicht etwa die „Gerissenen“, die „es drauf haben“, sondern sie fordert wirklich die „Einfalt des Herzens“ (2. Kor 1,12 / 2. Kor 8,2 / 2. Kor 9,11 / 2. Kor 11,3 / Eph 6,5 / Kol 3,22). Und dementsprechend zählt die „heilige Einfalt“ dann auch in der Tugendlehre des Mittelalters zu den positiven Merkmalen christlicher Frömmigkeit! Nur – wie kann das gemeint sein? Sollen wir uns denn dümmer stellen als wir es sind? Sollen Christen als „Einfaltspinsel“ möglichst naiv durchs Leben gehen und sich damit zum Gespött machen?

Man kommt dem rechten Verständnis näher, wenn man das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung betrachtet. Denn „simplicitas“ als „Einfachheit“ steht erst einmal wertneutral dem „Vielfachen“ oder „Vielschichtigen“ gegenüber. Und da wird jeder zugeben, dass „Kompliziertheit“ an sich noch kein Vorzug ist, sondern oft auch ein Handicap. Das Einfältig-Schlichte ist leicht zu überschauen, leicht zu verstehen und leicht zu reparieren, während das Vielfältig-Verwickelte immer mehrere Aspekte hat, deren Beziehungen man nicht ohne weiteres begreift. Das Einfältige liegt sichtbar da und ist nichts anderes als genau das, was man sieht. Das Vielfältige hingegen kann doppelbödig und zweideutig sein. Bei einfachen Menschen weiß man bald, wo man mit ihnen dran ist. Bei komplizierten eher nicht. Die Einfältigen verstellen sich selten. Sie tragen ihr Herz auf der Zunge. Die Komplizierten hingegen sind trickreich genug, um ihr Gegenüber zu manipulieren. Und da ist dann Vorsicht geboten. Denn wir bewundern zwar den Schlaupkopf, der „mit allen Wassern gewaschen“ ist. Aber wenn wir jemandem ein Geheimnis oder einen Wertgegenstand anvertrauen wollen – sind uns die schlichten und gradlinigen Gemüter dann nicht lieber? Der Einfältige beantwortet Fragen mit „ja“ oder „nein“. Der Komplizierte hingegen redet lang herum, sagt irgendwie „ja“, aber irgendwie auch „nein“ – und legt sich am Ende doch nicht fest. Geben wir da den Schlichten, die „gerade heraus“ sind, nicht den Vorzug? Und ist es nicht eben diese Direktheit, die wir an Kindern so herrlich finden, weil ihnen das arglistige Berechnen und Taktieren, das absichtsvolle Verstellen und Verschweigen so fremd ist?

„Kindermund tut Wahrheit kund“, weil die Kleinen unverblümt sagen, was sie denken! Warum also sollte die entwaffnende Einfalt, mit der Kinder ihr Herz sozusagen „offen“ tragen, nicht auch bei Erwachsenen eine Tugend sein? Bei Kindern erklärt sich die Offenheit daraus, dass sie die hinter sinnigen Strategien der Erwachsenen noch nicht erlernt haben. Bei den richtig Dummen erklärt sich dieselbe Offenheit daraus, dass Verschlagenheit ihren Verstand überfordert. Die intelligenten Erwachsenen aber – die sind auf keine Weise geschützt. Sie sind allzeit gefährdet, ihren Verstand für üble Tricks zu missbrauchen. Und denen empfiehlt die Bibel,

sich bewusst für „Einfalt“ zu entscheiden, statt sich durch unredliches Ränkespiel Vorteile zu verschaffen...

Vielleicht kann eine Geschichte verdeutlichen, wie das gemeint ist. Thomas von Aquin, ein großer Theologe des Mittelalters, war einer der klügsten Köpfe seiner Zeit. Und trotzdem sagte man ihm nach, es sei leicht, ihm einen Bären aufzubinden. Ein Mitbruder seines Ordens wollte eines Tages prüfen, ob das wirklich so sei, und erlaubte sich einen Spaß. Er trat auf Thomas zu, machte ein ganz überraschtes Gesicht, zeigt staunend mit dem Finger zum Himmel und rief: „Schau nur, Thomas! Da fliegt ein Ochse!“ Der Angeredete drehte seinen Kopf tatsächlich in die angegebene Richtung, als suchte er den Himmel ab – und der Mitbruder freute sich über den gelungenen Streich. Er prustete heraus: „Wie kannst du nur glauben, dass ein Ochse fliegen könnte?“ Thomas aber antwortete gelassen: „Mein Freund, ich will eher daran glauben, dass ein Ochse fliegen kann, als dass ein Mitbruder mich absichtlich in die Irre führt...“

War Thomas von Aquin „einfältig“ in dem Sinne, wie der Ordensbruder es meinte? War er so „weltfremd“ und „blauäugig“, dass man ihn an der Nase herumführen konnte? Gewiss nicht! Der gelehrte Mann hatte einen scharfen Verstand. Aber er lehnte es prinzipiell ab, seinen Mitbrüdern zu misstrauen. Er riskierte lieber, bei so einem Streich dumm dazustehen, als Argwohn zu seiner Grundhaltung zu machen. Er wollte von den anderen stets Gutes denken und Gutes erwarten, weil es das christliche Miteinander verdirbt, wenn einer vom anderen jederzeit Übles erwartet. Das war eine bewusste Entscheidung! Und ich denke, jener Witzbold hat sich bald geschämt, mit einem Mann von so edler Gesinnung Spott getrieben zu haben...

Was ist also „Einfalt“? Ist es wirklich die geistige Begrenztheit des Trottel, der leichtgläubig, weltfremd und unkritisch auf jeden Trick hereinfällt, weil er aus Erfahrungen nichts lernt und von der Bosheit der Welt nichts ahnt? Nein, jene „Einfalt des Herzens“, die uns die Bibel empfiehlt, beschreiben wir besser als die Haltung eines Menschen, der Verschlagenheit sehr wohl kennt, der sie sich aber bewusst nicht aneignet und sie nicht nutzt, weil ihm Winkelzüge zuwider sind. Dieser mit Absicht „Einfältige“ kennt die Möglichkeiten der Verstellung, der schlaunen Heuchelei und der gezierten Höflichkeit – aber er verschmäht diese Möglichkeiten. Er weiß, wie man zweideutig redet und sich Hintertürchen offen hält, wie man Gefälligkeiten erzwingt und Menschen in Abhängigkeit bringt – aber er verzichtet darauf. Er könnte seine Absichten verschleiern, indem er anders redet, als er denkt, und anders handelt, als er redet – aber es eckelt ihn davor. Und wenn ihm durch seine Redlichkeit Vorteile entgehen, nimmt er das in Kauf, weil Jesus die selig preist, die reinen Herzens sind. Natürlich ist der Ehrliche dann immer wieder der Dumme – und sieht dem Dummen zum Verwechseln ähnlich: die anderen meinen wirklich, er sei zu einfältig, um mit verdeckten Karten zu spielen. Sie meinen, er sei halt' nicht so gerissen wie sie! Aber das macht den Unterschied, dass jener, der wirklich zu wenig Verstand hat, nicht mit Raffinesse handeln kann, während der, der einfältigen Herzens ist, nicht mit Raffinesse handeln will (F. Kirchner). Der will einfach keine „schillernde Persönlichkeit“ sein, die opportunistisch und „aalglatt“ von einer Rolle in die andere schlüpft, sondern will schlicht seine Gesinnung, seine Äußerungen und seine Handlungen miteinander in Übereinstimmung bringen – und so aufrecht leben, wie es Gottes Gebot fordert.

Einfalt ist demnach die Geradheit einer Seele, die nur als das gelten will, was sie auch wirklich ist. Sie weicht ihren Pflichten nicht aus, indem sie Ausreden ersinnt. Sie weigert sich, auf die Weise klug zu sein, wie die Welt klug ist. Und sie verschmäht es, durch Arglist und Täuschung zu siegen. Einfalt will lieber dumm dastehen, als verschlagen zu handeln oder doppelzünftig zu reden. Und sie willigt nicht ein, Erfolge um den Preis der eigenen Seele zu erkaufen. Einfalt zieht es vor, ehrlich und dadurch angreifbar zu sein. Und wenn sie nur mit Hinterlist zum Ziel käme, verzichtet sie. Sie erscheint lieber klein, als sich aufzuplustern. Und sie vernebelt nicht

einfache Wahrheiten durch komplizierte Betrachtung. Lieber riskiert der Einfältige getäuscht zu werden, als dass er durch allseitiges Misstrauen seine Seele vergiftet. Und muss er auch mit der Bosheit anderer Menschen rechnen, will er sich doch nicht in der Weise schützen, dass er sich nun gleichfalls mit Bosheit gegen sie wappnete.

Wenn das dann aber aussieht wie die Wehrlosigkeit eines Geistesschwachen – kann es nicht trotzdem die Stärke eines Weisen sein? Ist der Einfältige wegen seiner Geradheit dumm? Nein. Er weigert sich nur, wie ein Dieb verschlungene Wege zu gehen. Und wenn ihm die Welt das schlecht lohnt, weiß er sich doch der verkehrten Welt gegenüber im Recht. Einfalt ist also ohne Argwohn. Sie macht sich die Offenheit der Kinder zu Eigen und trägt das Herz auf der Zunge. Einfalt liebt die Wahrhaftigkeit genug, um ihretwillen Nachteile in Kauf zu nehmen. Wenn die anderen darin aber eine Dummheit sehen – was macht das schon?

Den Kindern dieser Welt erscheint ja auch Jesus dumm, weil er sich um die Mühseligen und Beladenen kümmert, statt sein Leben zu genießen. Jesus erscheint ihnen erst recht dumm, weil er seine Macht nicht einsetzt, um zu herrschen, sondern um zu dienen. Und Jesus erscheint ihnen darin am allerdümmsten, dass er sein Leben hingibt für die Sünder! Wir aber, als Jesu Nachfolger und Schüler – wir sollten danach streben, der Welt klug zu erscheinen? Wahrlich, nein! Je bessere Christen wir sind, desto törichter werden wir den anderen vorkommen. Denn Wahrhaftigkeit bringt in dieser Welt ebenso wenig Vorteile wie Sanftmut oder Barmherzigkeit. Den Cleveren und Gewieften, den geschäftstüchtigen „Schlaufüchsen“ muss das ganze Christentum als Narrheit erscheinen. Doch Gott gefällt dieser Weg umso besser, weil es der Weg seines Sohnes ist, und wir ihm gleichen sollen. Ja, selig sind, die in der Nachfolge Jesu Einfalt üben, denn sie bleiben in der Demut, im Gehorsam und im Konsens mit Gott.

Wenn es aber scheint, dass der Preis dafür hoch sei, so bedenken sie bitte, was die Alternative ist. Fragen sie sich, in was wir uns verwandeln, wenn wir der Verschlagenheit der Bösen gleichziehen und sie mit ihren eigenen Waffen schlagen wollen! Verwandeln wir uns da nicht in das Ebenbild des Gegners, um so wie er Tücke mit Tücke, List mit List und Täuschung mit Täuschung zu überwinden? Fangen wir da nicht an, zu denken wie der Feind, zu fühlen wie der Feind und auch zu handeln wie er? Verlieren wir die Einfalt, werden wir genau das, was wir bekämpfen wollen! Wir begeben uns in der Wahl der Mittel auf das Niveau des Gegners. Und das heißt im Ergebnis: statt dass wir ihm aus dem moralisch Morast heraushelfen, zieht er uns hinein. Und selbst wenn's am Ende so aussieht, als hätten wir ihn mit seinen eigenen Waffen geschlagen, hat doch im Grunde er gewonnen, weil wir ihn kopierten und ihm dadurch ähnlich wurden...

„Wer zu lange gegen Drachen kämpft, wird selbst zum Drachen“, sagt August Strindberg. Und ich meine er hat Recht! Denn wenn wir die Einfalt aufgeben, um uns in einen verschlagenen Gegner hineinzudenken, gewöhnen wir unser Herz an verschlagene Gedanken. Und um das Ränkespiel der Welt zu durchschauen, müssen wir es erst einmal erlernen. Was wird dabei aber – aus uns? Überwinden wir Raffinesse mit Raffinesse und Falschheit mit Falschheit, mögen wir uns einbilden, der gute Zweck heilige die Mittel. Doch dem Neuen Testament zufolge sollen wir gerade nicht Böses mit Bösem überwinden, sondern Böses mit Gutem (Röm 12,21)! Und das ist uns im eigenen Interesse geboten. Denn wir können uns der schmutzigen Tricks nicht bedienen, ohne dabei schmutzig zu werden. Bevor wir etwas Listiges tun, müssen wir es denken. Um es zu denken, müssen wir es wollen. Und was wir wollen, färbt zwangsläufig auf unsere Seele ab. „Wer zu lange gegen Drachen kämpft, wird selbst zum Drachen.“ Hat man sich erst einmal in ihn „hineingedacht“, kann man leicht in der Mentalität des Gegners gefangen bleiben. Der Versuch, sich wieder „herauszudenken“, kann scheitern. Und eben davor will uns die Hl. Schrift bewahren, wenn sie „Einfalt“ empfiehlt...

Das heißt natürlich nicht, dass wir uns dümmer stellen als wir sind. Nein! Wir sollen durchaus klug sein wie die Schlangen, sagt Jesus, und zugleich ohne Falsch wie die Tauben (Mt 10,16). Dies Letztere funktioniert aber nicht, wenn wir den Cleveren clever erscheinen wollen und die Gerissenen an Gerissenheit zu übertreffen suchen. Die ganz „ausgebufft“ sein möchten, verheddern sich irgendwann in den eigenen Gedanken. Und die zu viel täuschen, wissen bald selbst nicht mehr, was wahr ist. Unter den vielen Masken verlieren sie ihr Gesicht und glauben am Ende die eigenen Lügen. Darum sollten wir ihre Künste gar nicht erst üben. Denn sie färben unausweichlich unseren Charakter... Oder stimmt es nicht, dass man die schlechten Menschen an ihren guten Ausreden erkennt? Ich denke es stimmt! Um dem aber zu entkommen, braucht man den Mut, einfältig, offen und geradlinig zu sein – auch wenn sich andere darüber belustigen. Denn das unterscheidet den Trottel vom Christen, dass der Trottel es nicht anders kann, und der Christ es nicht anders will.

Wagen wir es also, evtl. mit Naiven, Weltfremden und Beschränkten verwechselt zu werden? Jesus Christus hat dieses Risiko jedenfalls nicht gescheut. Man hat den Gekreuzigten schon im alten Rom mit einem Eselskopf dargestellt. Den heidnischen Römern schien es eine Eselei, sich für andere zu opfern. Und die ach so coolen, ach so abgeklärten Erfolgsmenschen von heute sehen das genauso. Aber muss uns das stören?

„Gerades Scheitern steht höher als ein krummer Sieg“ sagt Sophokles. Darum lebe sie hoch, die Einfalt des Herzens! Wie jede rechte Tugend bringt sie uns in dieser verkehrten Welt Nachteile ein. Aber Gott gefallen die Redlichen und Schlichten umso besser. Er hat gerade Menschen geschaffen und will sie nicht verkrümmt sehen, er hat uns offen geschaffen und hält nichts vom Versteckspiel. Die Wahrhaftigen sind ihm darum lieber als die allzu Schlaunen, und die reinen Herzens sind, zieht er den Berechnenden vor.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Vom Dienen

Was ist es wert, getan zu werden?

Ist ihnen mal aufgefallen, dass es zwei ganz verschiedene Arten von Tätigkeiten gibt? Das eine sind Tätigkeiten, durch die man etwas erreichen will. Und das andere sind Tätigkeiten, die man um ihrer selbst willen anstrebt. Zu der ersten Sorte gehört alles, was bloß Mittel zum Zweck ist. Und zu der zweiten Sorte nur das, was Selbstzweck ist. Die Beschäftigungen der ersten Gruppe haben nur insofern einen Wert, als sie etwas anderes bewirken. Die der zweiten Gruppe hingegen haben ihren Wert in sich selbst. Und meist kann man das gut unterscheiden. Denn wenn zwei Verliebte an verschiedenen Enden der Stadt wohnen und mit dem Bus fahren müssen, um sich zu treffen, dann ist die lange Busfahrt für sie nur Mittel zum Zweck – und wenn's möglich wäre, würden sie die Zeit der Anreise gern überspringen. Sitzen sie dann aber im Stadtpark vereint auf einer Bank, plaudern, küssen und halten Händchen, bezwecken sie damit nichts anderes als die innige Gemeinschaft, die sie in diesem Moment haben. Denn diese Zeit erleben sie als so erfüllend, sinnvoll und beglückend in sich selbst, dass sie wünschten sie könnte ewig währen...

Aristoteles hat Beschäftigungen wie das Busfahren „Poiesis“ genannt – nämlich das zweckgebundene, für etwas anderes dienliche Tun. Und er hat Beschäftigungen wie die Zweisamkeit der Verliebten „Praxis“ genannt – nämlich das schon „in sich“ wertvolle, um seiner selbst willen angestrebte Tun. Die Tätigkeiten der ersten Gruppe haben rein technische Bedeutung. Wir wissen, dass sie nützlich sind, würden sie aber umgehen, wenn sie zur Erreichung unseres Ziels nicht notwendig wären. Die Tätigkeiten der zweiten Gruppe hingegen schätzen wir viel höher, weil sie nicht bloß der Weg, sondern selbst das Ziel sind. Wir nehmen ihretwegen vieles in Kauf! Aber sie sind auch seltener. Denn wer den eigenen Alltag daraufhin prüft, wird finden, dass ein sehr großer Teil seines Tuns nur nützlich ist – und er gut darauf verzichten könnte, wenn's möglich wäre. Denn im Alltag hat fast alles sein „um zu“. Man steht morgens auf, um pünktlich zur Arbeit zu kommen, und arbeitet dann, um sein Gehalt zu verdienen. Das Gehalt braucht man, um die Miete und den Einkauf zu bezahlen. Und den Einkauf muss man machen, um nicht Hunger zu leiden. Man putzt die Küche, weil man sonst nicht kochen kann. Man kocht, weil man nur durch vernünftige Ernährung gesund bleibt. Und gesund muss man sein, um am nächsten Morgen wieder aufstehen und arbeiten zu können...

So arbeitet man, um zu leben, und lebt, um zu arbeiten. Manche sagen zwar, die Anstrengung im Job diene dem Zweck, sich hinterher einen schönen Urlaub zu gönnen. Andere aber verstehen's so, dass die Erholung im Urlaub dazu dient, die Arbeitskraft wiederherzustellen für neue Leistungen im Beruf. So ist denn eins für das andere nützlich, und alles legitimiert sich als Mittel für irgendetwas. Betrachten wir aber die Summe dieser Bemühungen – wozu dient dann das Ganze? Dient all das Streben nur der Fortsetzung und Verlängerung eben dieses Strebens? So vieles im Leben macht man nicht, weil es „in sich“ einen Wert hätte, sondern nur, weil die Unterlassung böse Folgen nach sich zöge! Und oft sind wir uns in unserem Trott auch gar nicht mehr im Klaren darüber, was eigentlich unser Ziel ist, und was nur „sein muss“.

Pflegen wir Bekanntschaften, weil wir die Leute wirklich mögen – oder weil uns bestimmte Kontakte nützlich sind? Streben wir nach Bildung um der Erkenntnis willen – oder weil uns der Wissensvorsprung konkrete Vorteile verschafft? Streiten wir wirklich, um die bessere Lösung durchzusetzen – oder wollen wir bloß zeigen, wie erfolgreich wir streiten können? Gesund, klug und wohlhabend zu sein: ist das nur der Weg – oder schon das Ziel? Geliebt, geschätzt und respektiert zu werden: ist das ein Mittel – oder schon der Zweck? Oft fehlt es

diesbezüglich an Klarheit. Denn welcher Zustand ist es wert, um seiner selbst willen angestrebt zu werden? Ist es der Zustand des zufriedenen Genusses, wenn man die Füße hochlegt und sich fühlt wie die Made im Speck des Lebens? Sind es Momente des fröhlichen Wohlbefindens, für die sich der Aufwand lohnt? Wenn diese Momente aber selten sind und nie dauerhaft, weil uns der Spaß vom Wochenende am Montag wieder vergeht – ist dann die reine Selbsterhaltung das, was wert ist, „um seiner selbst willen“ angestrebt zu werden? Ist das schon der Hauptgewinn im Leben, wenn ich es schaffe, möglichst spät zu sterben? Oder gehört zum gelingenden Leben auch ein bestimmtes Quantum vergänglicher Freuden, die ich nicht verpasst, sondern ausgekostet habe?

Gegen solche Freuden ist wahrlich nichts einzuwenden! Aber alle Lust will Ewigkeit – und genau die bekommt sie nicht. Darum kann man es drehen und wenden, wie man will: die Rechnung geht nicht auf. Das Leben selbst müsste schon der Endzweck des Lebens sein! Und das ist schwer zu glauben. Denn – sollte unser Leben kein besseres Ziel haben, als recht und schlecht fortgesetzt zu werden, bis unser Verstand den Faden verliert, und der Leib in die Brüche geht? Bedürfte es nicht eines besseren Ertrags, um den Aufwand unseres Daseins zu rechtfertigen? Sollten wir nicht vielleicht einem höheren Zweck dienen, als wir es selber sind?

Viele ahnen das und verlegen darum das Ziel ihres Tuns jenseits der eigenen Person nach außen. Sie leben dann z.B. für ihre Kinder oder für die Firma. Einige bestehen darauf, dass ihr Hund oder ihr Garten sie braucht. Und wieder andere verbeißen sich in eine so obskure „Lebensaufgabe“ wie das Sammeln von Bierdeckeln. Der Nachbar lacht darüber! Doch steht eine Wahrheit dahinter. Denn der Mensch braucht wirklich sein persönliches „um zu“. Er braucht ein Ziel für seinen Weg und einen Sinn für sein Dasein. Im Wahn der Jugend scheint es dem Menschen vielleicht noch ausreichend, dass er da sei, um da zu sein. Stößt er aber an seine Grenzen und hört auf, sich selbst grandios zu finden, braucht er einen besseren Grund, um zu leben. Und weise geworden sucht er dann seine Ehre darin, ein taugliches Mittel zu sein für etwas, das größer, besser und wichtiger ist als er selbst. Er sucht Erfüllung in der persönlichen Hingabe an einen höheren Zweck, der es wert ist, dass man ihm dient. Und er ist damit wirklich auf der richtigen Spur. Denn in dem kleinen Wort „dienen“, über das wir allzu leicht die Nase rümpfen, liegt tatsächlich des Rätsels Lösung und der wahre Adel menschlicher Existenz...

Freilich ist das „Dienen“ aus der Mode gekommen. Keiner will heute ein „Diener“ sein, denn man denkt dabei an die Lakaien der Feudalzeit und ihr unterwürfiges Gebaren. Solcher „Dienst“ scheint etwas Erzwungenes zu sein – der demütigende Zustand eines Knechtes, nicht eines freien Bürgers! Was aber, wenn dem „Dienen“ dabei Unrecht geschähe? Was, wenn in Freiheit bejahter „Dienst“ einen Menschen gar nicht erniedrigte, sondern erhöhte? Könnte da unsere Existenz nicht durch den guten Zweck, dem sie als Mittel dient, geheiligt, geadelt und über den engen Horizont des Eigennutzes hinausgehoben werden?

Das Neue Testament weiß oft und überraschend positiv von solchem Dienst zu reden. Denn da steht nicht nur, dass Menschen ganz selbstverständlich Gott dienen, sondern auch die Engel dienen Gott und Jesus Christus. Und Jesus wiederum fordert von seinen Jüngern, dass jeder von ihnen der Diener aller anderen sein soll. Er selbst, der Menschensohn, ist nicht in die Welt gekommen, damit er sich dienen lasse, sondern dass er diene. Jesu Hingabe am Kreuz dient zu unserer Erlösung! Und die Apostel, die Jesus folgen, verstehen sich in ihrer Verkündigung als Diener seines Wortes. In der Urgemeinde dienen die Besitzenden den Armen, indem sie ihre Habe mit ihnen teilen. Und wenn es um Jesu Wiederkunft geht, gebraucht er für seine Jünger das Bild dienstbarer Knechte, die auf ihren Herrn warten. Ausdrücklich ausgeschlossen wird, dass Christen einem anderen Herrn dienen, wie etwa dem schnöden Mammon oder eit-

lem Ruhm. Stattdessen mahnt Paulus, dass Christen ihre Glieder hingeben sollen „an den Dienst der Gerechtigkeit“. Und ganz allgemein können die Aufforderungen ergehen „dient dem Herrn“, „seid Diener Christi“ oder „dient den Heiligen“ – nämlich den Glaubensgeschwistern. Solcher Dienst ist im Neuen Testament eine direkte Konsequenz der Liebe, die nicht „das Ihre“ sucht, sondern das, was dem Geliebten nützt. Und weil Jesus seine Jünger aneinander verweist, gilt in der Gemeinde die Regel: „niemand suche das Seine, sondern was dem andern dient.“ Ja: „durch die Liebe diene einer dem andern“, sagt das Neue Testament. Denn solches Tun bezeugt die Hingabe an den Willen des Herrn, dessen Werk wir als seine Diener fortzuführen berufen sind.

Das alles aber steht nicht nur im Einklang mit der Weisung Gottes, sondern auch mit seinem eigenen Vorbild, weil auch der Vater, der Sohn und der Heilige Geist nicht sich selbst, sondern jeweils einer dem anderen dient. Der Sohn bezeugt in der Welt nicht sich selbst, sondern die Ehre seines himmlischen Vaters. Das Zeugnis des Heiligen Geistes dient nicht ihm selbst, sondern der Verherrlichung Jesu Christi. Und der Vater wiederum bestätigt in der Auferweckung des Sohnes nicht sich selbst, sondern das Zeugnis des Heiligen Geistes. So scheut sich nicht mal Gott (der Herr!) vor dem Dienen, sondern dient uns bis hin zum Tode am Kreuz und gibt damit ein Beispiel des Daseins „für andere“! Denn darin liegt das Geheimnis sinnerfüllter Existenz, dass ein Mensch sein Leben nicht bewahren kann, indem er es krampfhaft festhält, sondern er bewahrt es nur in der Weise, dass er es hingibt (Mt 10,39; 16,25). Dem lebendigen Gott und seinem Willen zu dienen, ist die eigentliche Berufung des Menschen. Das ist die tiefe Beugung, die ihn hoch erhebt. Das ist die Erfüllung, die so viele suchen, ohne sie zu kennen. Das ist der lohnende Zustand, der es wert ist, um seiner selbst willen angestrebt zu werden. Wer also will glauben, er sei bloß da, um für sich selbst da zu sein? Wer könnte atmen in so egozentrischer Enge? Wer vermöchte den Sinn dieses Lebens in seiner bloßen Fortsetzung zu finden, oder in den kurzen Glücksmomenten, die so schnell wieder vergehen? Das wäre doch ein allzu dürftiger Lohn, der uns (kaum, dass wir ihn empfangen) gleich wieder zwischen den Fingern zerrinnt! An der Lust dieser Welt kann man sich nur hungrig essen. Und darum soll sie uns nicht ablenken von jenem besseren „um zu“. Denn alles, was in dieser Welt nicht Gott selber ist, ist zu seinem Dienst bestimmt und wird durch jede andere Verwendung seinem eigentlichen Zweck entfremdet...

Damit ist nichts gegen Kinder gesagt, gegen Glücksmomente, gegen einen gepflegten Garten, Bierdeckel, Zierfische – oder was sonst das Herz erfreut! Aber bitte – wir dürfen diese Dinge nicht mit der Erwartung überfrachten, dass sie unser Dasein rechtfertigen sollten. Denn als Lebensinhalt taugen sie nicht. Unser eigentlicher Daseinszweck ist die Gemeinschaft mit Gott, in die wir immer tiefer hineinwachsen, je weniger wir uns von unserem, und je mehr wir uns von seinem Willen leiten lassen. Nicht um uns selbst, sondern um Gott sollen wir kreisen! Einem besseren Zweck sollen wir dienen, als wir es selber sind! Denn nur wo das Leben in der Hingabe an etwas Höheres über sich hinaus verweist, ist der Menschen bei seiner ureigensten Sache...

Wenn wir das aber erkennen, was ändert sich dann? Laufen wir nicht trotzdem im Hamsterrad unseres Alltags? Müssen wir nicht trotzdem morgens aufstehen, um zu arbeiten? Müssen wir nicht trotzdem einkaufen, um zu essen? Ist nicht trotzdem der erholsame Schlaf ein Mittel zum Zweck neuer Leistung? Ja, das alles „muss sein“ und hört nicht auf. Aber als Christen tun wir's nicht mit dem kurzfristigen Ziel, bloß immer weiter da zu sein. Wir leben nicht „für uns selbst“ und nicht „zum Spaß“. Wir leben auch nicht, weil uns der Tod als Alternative noch weniger gefällt. Sondern wir leben auf Gott hin. Wir treiben die nötigen Geschäfte, weil wir von Gott selbst auf diese Spur gesetzt wurden. Wir verantworten unseren Alltag vor ihm, spielen

unsere Rolle in seinem Plan – und versuchen auch in den banalsten Arbeiten einen Gottesdienst oder einen Dienst am Nächsten zu sehen. Und mag das auf den ersten Blick auch „bescheiden“ wirken, sind wir als Christen doch eigentlich sehr „unbescheiden“, weil wir uns mit keinem geringeren Ziel zufrieden geben als mit Gott selbst. Wir führen besseres im Schilde, als nur eine Made im Speck des Lebens zu sein! Und machen wir dabei als kleine Menschen auch nur kleine Schritte, so wachsen wir doch mit jedem neuen Tag Gott entgegen. Wir wischen geduldig den Staub, der morgen wieder da ist, und reparieren Dinge, die übermorgen wieder kaputt sein werden. Aber mit alledem leisten wir unseren Beitrag zu Gottes Plan und reifen dabei für seine große Ernte. Als Christen bewältigen wir das Leben nicht, weil es ein so großes Vergnügen wäre, sondern weil es Gottes Auftrag ist. Wir genießen die irdischen Freuden, weil Gott sie uns gönnt. Und wir dulden die irdischen Leiden, weil Gott sie uns zumutet. Das alles aber nicht zum eigenen Ruhm oder in gierigem Zugriff auf das Leben, sondern alles zu Gottes Ehre und Wohlgefallen...

Selig ist darum, wer zu dienen versteht. Selig ist, wer sich in der liebenden Hingabe an etwas Höheres selbst vergessen kann. Selig ist, wer in dem Guten aufgeht, an dem er teilhaben darf. Denn das Leben eines Menschen ist immer so viel wert, wie die Dinge, um die es ihm wirklich ernst ist. Und ernst sind uns nur die Dinge, für die wir dienend da zu sein bereit sind. Wer für nichts weiter da ist als nur für sich selbst, lebt ein entsprechend armes Leben. Wer aber bewusst Jesus Christus folgt, lebt für etwas, das schwerer wiegt als das Erdenleben selbst – und sein Herr weist ihm einen Dienst zu, der ihn nicht erniedrigt, sondern erhöht...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Verzweiflung

Vielleicht kommt ihnen die Frage seltsam vor. Aber – kann ein Christ verzweifeln? Ist das möglich? Ist das erlaubt? Oder widerspricht es dem Christ-Sein, das doch so sehr von Hoffnung, Freude und Zuversicht geprägt ist? Manche Christen tun ja so, als ginge es ihnen immer gut. Sie möchten gern „erlöst“ aussehen, um damit für den Glauben zu werben. Im Sinne einer „Frohbotschaft“ und „Guten Nachricht“ fühlen sie sich verpflichtet, um jeden Preis „positiv“ zu denken. „Und wenn du denkst, es geht nicht mehr, kommt irgendwo ein Lichtlein her!“ Die anderen aber, die mit ihren Nerven am Ende sind und das mit dem „Lichtlein“ schon nicht mehr hören können, die fühlen sich umso schlechter, weil sie Christen sein wollen – und trotzdem negativ drauf sind.

Ihr Leben läuft eben schief. Sie spüren Wut, Enttäuschung, Verzweiflung, Bitternis und bleierne Müdigkeit. Ihre Welt geht in Scherben, und ihre Seele blutet. Denn alles hat sich gegen sie verschworen. Und zu allem Unglück meinen sie dann auch noch, schlechte Christen zu sein, weil sie so gar keinen Trost fühlen und keine Zuversicht, sondern eben nur Schmerzen. „Was bin ich denn für ein Christ“ sagen sie, „wenn mein Leben nicht voller Lobpreis ist, sondern voller Gejammer und unterdrückter Flüche? Müsste ich durch den Heiligen Geist nicht Hoffnung haben, Geduld und innere Stärke?“ Wenn sie von alledem aber nichts spüren, sind sie bald überzeugt, nicht nur im Leben, sondern auch im Glauben gescheitert zu sein. Denn die ewig positiven „Grinse-Christen“ behaupten ja, der Glaube mache glücklich und seine Botschaft mache fröhlich!

Aber ist das wirklich so? Stimmt die Voraussetzung, die hier gemacht wird – dass nämlich die Erlösten und von Gott Geliebten sich auch jederzeit erlöst und geliebt fühlen? Erkennt man Gottes Kinder an ihrer guten Laune? Man könnte eine Menge biblischer Beispiele anführen, die das Gegenteil beweisen! Denn Gott war z.B. auf den Hiob sehr stolz, und Hiob fühlte sich doch von Gott misshandelt und verworfen. Gott hat mit Sicherheit seinen treuen Propheten Jeremia geliebt, aber Jeremia hat das durchaus nicht immer gespürt, sondern den Tag seiner Geburt verflucht. Paulus bekennt, er habe inständig, aber vergeblich zu Gott gefleht, dass eine äußerst schmerzhafteste Krankheit von ihm genommen würde. Und selbst Jesus tat am Kreuz einen Schrei der Verzweiflung, indem er rief: „Mein Gott, mein Gott warum hast du mich verlassen?“ Weder bei Hiob noch bei Jeremia, Paulus oder Jesus kann man sich vorstellen, dass sie in ihrer Qual fröhliche Gesichter gemacht hätten. Und ich bezweifle auch, dass Christen zu gehobener Stimmung verpflichtet sind. Denn Gott lässt die Seinen durchaus nicht mit erlöstem Lächeln über den Erdboden schweben, sondern stellt sie mit beiden Beinen in dieses Leben hinein, das so oft schmutzig und blutig, rätselhaft und quälend ist. Auch Christen sind der Not nicht enthoben. Auch im vollen Bewusstsein der Gnade fühlen sie den Schmerz immernoch als Schmerz, den Verrat als Verrat und die Schmach als Schmach. Und ich kenne keinen noch so guten Christen oder Pfarrer, der, wenn er mit dem Hammer seinen Daumen trifft, nicht ein klein wenig zu fluchen verstünde...

Doch freilich klärt das noch nicht die Frage, von der wir ausgingen – ob denn ein Christ verzweifeln kann? Denn Verzweiflung geht ja tiefer als der gewöhnliche Ärger. Und sie ist auch grundsätzlicher als eine schlechte Laune. Verzweiflung ist nicht die Feststellung, dass auf dies oder das kein Verlass ist. Sondern Verzweiflung im vollen Sinne des Wortes meint, dass auf gar nichts mehr Verlass ist. Verzweiflung raubt uns nicht eine Stütze und lässt dafür andere stehen, sondern sie raubt uns jeden Halt. Wer verzweifelt ist, sieht darum in gar nichts mehr Sinn. Er will das Leben insgesamt hinwerfen, weil überhaupt kein Plan mehr aufgeht. Er weiß

nicht mehr weiter und sieht keinen Ausweg, weil es keine Optionen gibt, die Erfolg versprechen. Er ist sicher, dass es nur noch böse ausgehen kann, und ist daher ratlos, hoffnungslos und handlungsunfähig seiner Angst vor dem Kommenden ausgeliefert. Und so gesehen schließt echte Verzweiflung auch den Verlust des Gottvertrauens mit ein, bei dessen vollständigem Verlust dann kein Glaube mehr bestehen kann. Wenn die Resignation auch Gott mit einschließt und auch ihm nichts mehr zutraut, dann ist sie wohl wirklich mit dem Glauben unverträglich...

Aber wann wäre ein Mensch überhaupt berechtigt, auf so „pauschale“ und „restlose“ Weise zu verzweifeln? Ist Verzweiflung nicht in der Regel auf einen Anlass bezogen, auf einen konkreten Schicksalsschlag? Und müsste man da nicht besser auseinanderhalten, woran einer verzweifelt? Ich meine, wenn einer an der Welt verzweifelt, beweist er nur seinen gesunden Verstand, denn diese Welt ist wirklich zum Verzweifeln. Das Böse hat sie im Griff. Und gerade der christliche Glaube ist weit davon entfernt, sich diesbezüglich Illusionen zu machen. Denn wenn die Welt an sich schon Anlass zur Hoffnung böte, hätte nicht Gottes Sohn kommen müssen, sie um den Preis seines Lebens zu erlösen. Und für den einzelnen Menschen gilt dasselbe. Wenn einer an sich selbst verzweifelt, ist er nicht etwa krank, sondern beweist nur klaren Verstand, denn jeder von uns verfehlt das gute Ziel auf seine spezielle Weise. Der christliche Glaube bestreitet das nicht etwa, sondern bestätigt ausdrücklich unsere Verlorenheit. Denn wenn Sünder noch anders zu retten wären, würde ihnen nicht empfohlen, ausschließlich auf Gnade zu setzen! Wenn ein Mensch also an der Welt und an sich selbst so irre geworden ist, dass er weder von der Welt noch von sich selbst etwas erwarten mag, dann muss man ihm das nicht ausreden und ihm Pillen verschreiben, sondern kann ihm zur klaren Sicht der Dinge gratulieren...

Aber ist seine Verzweiflung dann auch schon „vollständig“? Ist neben Welt und Mensch nicht auch noch Gott im Spiel? Und hätte der im gleichen Maße Anlass gegeben, dass man an ihm verzweifelt? Nein – gerade das kann man aus gutem Grund und zum eigenen Vorteil bleiben lassen! Denn von der Welt und von sich selbst enttäuscht zu sein, ist eine Sache. Von Gott enttäuscht zu sein, aber eine ganz andere! Und es ist viel gewonnen, wenn man einem Verzweifelten diesen Unterschied bewusst machen kann. Denn das überwältigende Gefühl, alles verloren zu haben, erfährt eine Einschränkung, sobald man Gott davon ausnehmen muss. Wer's einsieht, kann nicht mehr „total“ verzweifelt, sondern nur noch „relativ“ verzweifelt sein. So wie Hiob und Jeremia, Paulus und Jesus behält er in Gott einen Ansprechpartner, zu dem er rufen und schreien kann. Und indem er seine Not an Gott adressiert, bewahrt er die Hoffnung, Gehör zu finden. Seine Verzweiflung erstickt ihn nicht, weil er sie bei Gott loswerden und sie ihm vor die Füße werfen kann. Und übersteht er seine Krise, wird diese Erfahrung seinem Glauben noch nicht mal geschadet, sondern wird ihn gefestigt haben. Denn die Empfehlung des Glaubens war ja schon immer, von der Welt und von sich selbst möglichst wenig zu erwarten. Der Glaube verwies die Güter und Erfolge des Lebens schon immer auf den zweiten Rang. Und wer ihnen einmal vertraute und gründlich von ihnen enttäuscht wurde, wird künftig wissen, warum die Bibel ihn davor gewarnt hat. Denn ihm hat sich als trügerisch erwiesen, was sie schon im Voraus für trügerisch erklärte. Das bleibt eine hässliche Erfahrung! Aber man kann nicht sagen, dass sie das Christ-Sein in Frage stellte. Denn das hätte der Betreffende ja schon vorher dem Neuen Testament entnehmen können, dass auf Klugheit und Geld, auf Freundschaft und Macht, auf Gesundheit und Liebe kein Verlass ist. Wenn ein Christ das schmerzhaft am eigenen Leibe erfährt, entdeckt er damit nichts Neues, das ihn zwingen umzudenken, sondern er entdeckt nur, wie die Bibel so Recht hat! Hat Gottes Wort aber im Bitteren Recht – könnte es sich da nicht auch im Tröstlichen als wahr erweisen? Der Schmerz der Ver-

zweiflung zeigt eigentlich nur, dass einer an den Gütern, Ehren und Freuden dieser Erde mehr hing, als es gut war. Aber wäre deren Abschied nicht sowieso gekommen? Verlor man nicht Vergängliches, das ohnehin nicht ewig geblieben wäre? Und reist man nach solchem Verlust nicht mit leichterem Gepäck dem Himmel entgegen? Der Schmerz soll damit gar nicht gelegnet werden! Vielleicht verliert jemand seinen guten Ruf oder seine Gesundheit. Vielleicht stirbt ihm ein lieber Mensch, oder die Bank nimmt ihm sein Haus weg. Das Leben kann echt gemein sein! Das Schicksal ist wirklich „ein mieser Verräter“! Aber wenn diese Erfahrung nur bestätigt, was der Glaube schon wusste – hat sich dann wirklich viel geändert? Ist dann wirklich so viel passiert, dass es die Verzweiflung lohnt?

Der Verzweifelte sagt: „Aber ich kann mir nicht verzeihen, dass ich so dumm war und solche Fehler gemacht habe, ich fühle mich wie ein Trottel!“

Aber der Glaube antwortet: „Was dachtest du, was du vorher warst? Dass du dir bisher selbst vertraut hast, war die größte Dummheit! Und was passiert ist, hat dir nur diese Illusion genommen. Du bist jetzt klüger und wirst hoffentlich künftig der Weisheit Gottes mehr zu trauen als deiner eigenen!“

Der Verzweifelte jammert: „All meine Pläne sind gescheitert, der Besitz ist verloren und meine Karriere kann ich vergessen. Alle Sicherheiten sind dahin und meine Zukunft ganz ungewiss!“

Der Glaube aber antwortet: „Auf deine Pläne kam es noch nie an, denn Gottes Pläne sind wichtiger. Deinen Besitz hättest du sterbend sowieso zurückgelassen. Und die Karriere hast du nur für deine Eitelkeit gebraucht. Was du deine „Sicherheiten“ nennst, hat offenbar wenig getaugt, denn sonst wärest du jetzt nicht am Boden. Und deine Zukunft ist ganz dieselbe geblieben, die du auch vorher zu erwarten hattest. Denn du wirst eines Tages sterben und um des Glaubens willen in Gottes Reich eingehen.“

„Ja, aber“ ruft der Verzweifelte: „Wird mich Gott noch aufnehmen, nachdem ich so versagt habe und ihm nichts vorweisen kann?“

„Mach dir darum mal keine Sorgen“ antwortet der Glaube: „Denn der Stolz auf deine vermeintlichen „Leistungen“ hat Gott mehr geärgert, als deine „Leistungen“ ihm gefallen konnten. Außerdem kannte Gott schon dein Versagen, als du dir noch erfolgreich vorkamst. Er wusste um deine Sünde, schon bevor sie zu Tage trat, und du dich blamiert hast. Die Bilanz deines Lebens ist darum aber gar nicht schlechter geworden. Denn was du vorzuweisen hattest, war schon immer „null“. Und wie sehr du dich auch aufregst und sorgst – es wird selbst dir nicht gelingen, Gott weniger als nichts zu bieten. Seine Gnade muss den ganzen Preis deiner Erlösung zahlen. Aber das weiß Gott schon seit einer Ewigkeit – und seine Gnade ist reich genug dafür...“

„Du hast gut reden“ klagt der Verzweifelte: „Aber meine Freunde lachen über mich, meine Feinde triumphieren, und die mich liebten, sind alle nicht mehr da.“

„Na und?“ antwortet der Glaube: „Weder deine Freunde noch deine Feinde werden jemals deine Richter sein, sondern Gott wird es sein. Nur sein Urteil zählt. Und die Liebe der Menschen hätte dir nie weiter geholfen als nur bis an den Rand des Grabes. Gottes Liebe dagegen begleitet dich darüber hinaus. Und wenn du auch gründlich gescheitert bist, lässt sie deinen Lohn deswegen doch nicht geringer werden. Es ist immer noch eine vollständige, unverkürzte Seligkeit, die dich erwartet. Sei also nicht verzweifelt, weil du in deinem Jammer der Liebe Gottes nicht wert bist. Du warst es auch vorher nicht, als du noch auf dem hohen Ross saßest! Die Kontrolle über dein Leben konntest du gar nicht verlieren, denn du hattest sie nie. Sie lag immer in Gottes Hand. Und wenn du nun seiner Gnade restlos ausgeliefert bist, ist auch das nicht neu. Was soll also die Aufregung? Unter all den Krankheiten, die du beklagst, ist keine,

die Gott nicht heilen könnte..."

„Ich habe aber das Gefühl unterzugehen und zu sterben!“ - ruft der Verzweifelte.

Doch der Glaube antwortet: „Es stirbt nur, was zu sterben bestimmt ist. Und nichts könnte sterben, wenn Gott das nicht für richtig hielte. Also beruhige dich. Der Tod ist auch das Ende deiner Verzweiflung. Und was du momentan erfährst, hast du im Glauben schon längst gewusst. Auf Menschen ist kein Verlass – und auf dich selbst am wenigsten. Nicht nur der Glanz der Welt vergeht, sondern auch dein eigener. Aber das ist kein Grund zur Panik. Denn als du noch deine Illusionen pflegtest, hat Gott längst für dich vorgesorgt. Deine Hoffnung fußte nie wirklich auf der Welt, auf deinen Freunden oder deinen Leistungen – sie fußte schon immer auf Gottes Nachsicht und Gnade. Und an der hat sich nichts geändert, seit du auf der Nase liegst. Verloren hast du lediglich eitle Träume, um die es nicht schade ist. Geblieben ist aber die Wahrheit des Glaubens und die Treue Gottes. Die wiegen alles auf, was an dir fehlen mag! Darum ist die Bilanz deines Lebens durch dein Scheitern gar nicht anders geworden, sondern nur sichtbar. Gottes Gnade ist nun alles, was du hast. Aber sie ist auch alles, was du brauchst. Ist also wirklich viel passiert? Es hat Gott gefallen, dir durch Schmerzen die Augen zu öffnen. Aber die Wunden, die der Allmächtige schlägt, vermag er auch zu heilen..."

Ich muss das Gespräch zwischen Glaube und Verzweiflung nicht weiter ausführen. Denn es kann ein ganzes Leben füllen. Und viele kennen sich damit besser aus als ich. Nur will ich festhalten, was mir als Ergebnis wichtig ist: Glaube und Verzweiflung können durchaus miteinander bestehen, wenn der Betroffene unterscheidet, worauf sich das eine und worauf sich das andere bezieht. Wenn sich die Verzweiflung auf die eigene Person und auf die Welt bezieht, während der Glaube Gott davon ausnimmt, dann verträgt sich das nicht nur, sondern es harmoniert so gut, dass wir unsere Eingangsfrage herumdrehen und eine These draus machen können: wer glaubt, „darf“ nicht nur Verzweiflung spüren, sondern in gewisser Weise muss er es sogar. Denn nur, wer an sich selbst und der Welt gründlich genug verzweifelt ist, wird sich Gott mit voller Hingabe in die Arme werfen. Im Weltvertrauen und Selbstvertrauen hängt sich der Mensch an falsche Götter. Von denen aber mal ganz im Stich gelassen zu werden, ist die gesündeste Kur, die man sich denken kann. Darum: wohl dem, der auf die rechte Weise verzweifelt ist! Denn niemand ist der Gnade näher als der, dem sich aller falsche Trost entzogen hat.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Suizid

Haben Sie schon mal daran gedacht sich umzubringen? Wenn „nein“, dann ist das gut. Wenn „ja“, dann ist das normal. Denn es gibt kein Leben ohne schwere Krisen. Und die können so hässlich sein, dass man auf die Idee kommt die Reißleine zu ziehen, um mit dem Leben zugleich die Krise enden zu lassen. Wir verlassen ja auch eine schlechte Party, wenn sie unerträglich wird. Wir schalten einen Film aus, wenn er gar zu blöd ist. Und wenn unsere Arbeit zur Qual wird, kündigen wir vielleicht. Wo der Mensch eine Situation nicht ändern und sie doch auch nicht aushalten kann, entzieht er sich. Und nicht immer erscheint uns das als „feige Flucht“, sondern manchmal kommt es uns einfach nur „vernünftig“ vor. Wie ist das also mit dem Suizid? Kann das auch ein vernünftiger Ausweg sein? Oder ist das eine schwere Sünde, die für Christen nicht in Frage kommt? Es empfiehlt sich, darüber nachzudenken, solange man einen klaren Kopf hat. Wo setzen wir also an? Vielleicht bei einem altmodischen Ausdruck für den Suizid, der da lautet „sich entleiben“. Denn wenn diese Wendung auch nicht mehr gebräuchlich ist, beschreibt sie doch recht genau, was bei der Selbsttötung geschieht: Ein Mensch (der in seiner Person ja nicht anderes ist als eine Verbindung von Seele und Leib) handelt auf so destruktive Weise gegen den eigenen Leib, dass der zugrunde geht. D.h. der Mensch löst die leib-seelische Einheit auf, die ihn selbst und sein Leben ausmacht. Er „ent-leibt“ sich – und erzwingt damit die Trennung von Leib und Seele. Er klinkt sich aus und spielt nicht mehr mit. Denn der Leib ist sozusagen die Schnittstelle und der Adapter, der unsere Seele mit der Außenwelt verbindet. Jeder Einfluss, den meine Seele auf die Welt hat, vermittelt sich über meinen Körper. Nur durch ihn haben meine Gedanken und Regungen eine Wirkung draußen in der Welt. Und umgekehrt ist mein Leib auch die Schnittstelle, durch die die Welt auf meine Seele wirkt. Denn all die Dinge da draußen haben nur auf dem Weg über meine Augen, meine Ohren und die anderen Sinnesnerven einen Einfluss auf meine Seele. Der Mensch ist überhaupt nicht anders „in der Welt“ als durch seinen Körper. Und zugleich ist er nur durch diesen Körper der Welt ausgeliefert, weil er nun mal in diesem konkreten Leib drinsteckt, der selbst ein Teil der materiellen Welt ist und darum deren Einwirkungen auch nicht entgeht. Mit anderen Worten: Wer sich „ent-leibt“, indem er seinen Leib zerstört, erreicht damit, dass ihn die Welt nicht mehr belästigen kann. Er kappt die Verbindung und führt damit den Zustand herbei, der auch beim natürlichen Tod eintritt. Denn ohne den Leib hat man zwar keine Wirkungsmöglichkeit mehr auf die Welt – die Welt aber hat auch keine Wirkungsmöglichkeit mehr auf uns. Man ist „außer Reichweite“. Und rein philosophisch gesehen kann man es dankenswert finden, dass die Natur uns diesen Notausgang offen hält. Seneca z.B. fand es sehr beruhigend, dass der Mensch, wenn er nicht mehr in Würde leben kann, doch wenigstens in Würde zu sterben vermag. Und Nietzsche lobte jene, die den Fehler ihrer Existenz wieder gutmachen, indem sie sich selbst abschaffen und dadurch die andern von ihrem Anblick befreien. Doch Seneca und Nietzsche waren ja auch keine Christen! Für Christen ist die Lage nämlich insofern komplizierter, als sie nicht bloß eine Beziehung zu dieser Welt, sondern auch eine bewusste Beziehung zu Gott haben – und in Gott genau den sehen, der ihnen Leib und Seele zusammengefügt hat. Denn was wäre wohl anderes unter „Schöpfung“ zu verstehen, als dass Gott meiner Seele einen Leib und meinem Leib eine Seele gab? Nach dem biblischen Schöpfungsbericht fügt Gott bei der Erschaffung des Menschen Materielles und Geistiges zusammen, indem er den Menschen aus der Erde des Ackers formt und diesem Gebilde lebendigen Odem einhaucht (1. Mose 2,7). Die große Frage ist nun aber, ob der Mensch diese gottgewollte Einheit nach eigenem Ermessen wieder trennen darf. Denn der Suizid scheidet genau das, was

Gott zusammengefügt hat. Nun könnte man meinen, das sei doch nicht tragisch – damit werde doch nur vorverlegt, was der „natürliche“ Tod sowieso einmal mit sich bringt! Doch steht für den Christen seine Gottesbeziehung auf dem Spiel. Und allein dadurch wird die Sache heikel. Denn die Bibel kennt nicht nur jenen „ersten Tod“, der in der Trennung von Leib und Seele besteht. Sondern sie kennt auch noch einen „zweiten Tod“, der in der Trennung der Seele von Gott besteht. Und diese Trennung von Gott ist weitaus schlimmer als die Trennung vom irdischen Leib! Der Christ muss sich darum fragen, ob der gewaltsame Tod, den er sich selbst gibt, ihn nicht zwangsläufig von Gott entfernt. Denn im Suizid zerstöre ich, was Gott schuf, und zerschlage die Einheit, zu der er mich geformt hat. Und wenn ich mich so eigenmächtig von dem Leib trenne, den Gott mir gab – trenne ich mich dann nicht zugleich vom Geber und zerstöre mit dem Geschenk auch die Beziehung zum Schenkenden? Die Tatsache, dass ich „da“ und „am Leben“ bin, beweist hinreichend, dass Gott mich als genau diese leib-seelische Einheit gewollt hat! Mich selbst tötend unterstelle ich aber, dass Gott da einen Fehler gemacht habe und sabotiere sein Werk... Freilich, wenn es Gott selbst ist, der mich durch Krankheit oder Unfall sterben lässt, entsteht kein derartiges Problem. Denn selbstverständlich hat Gott das Recht, die Verbindung, die er selbst knüpfte, auch wieder aufzulösen. Ist mein Tod Gottes Wille, so muss ich ihm nicht widerstreben. Ich soll das auch gar nicht. Und muss ich mein Leben opfern, um damit andere Menschen zu retten, entsteht auch kein Konflikt, sondern ich darf annehmen, dass ich im Konsens mit Gott handle. Wenn ich in Zeiten der Verfolgung vor der Wahl stehe, entweder meinen Glauben zu verleugnen oder meinen Tod in Kauf zu nehmen, ist es völlig in Ordnung, dem Glauben den Vorzug zu geben. Die Christenheit hat so viele Märtyrer, weil das leibliche Leben für uns durchaus nicht das höchste aller Güter ist. Der leibliche Tod, der uns von der Welt trennt, vereint uns umso mehr mit Gott, weshalb das Sterben dem Paulus verlockend erscheint (Phil 1,23; 2. Kor 5,8). Doch liegt die Entscheidung bei dem, der uns abberuft. Und wenn sich ein Mensch selbst Gewalt antut und das Leben wegwirft, das Gott ihm gegeben hat, muss er in der Tat befürchten, dass er sich damit nicht nur von seinem Leib, sondern auch von Gott trennt. Denn Suizid ist eine trotzig Entscheidung nicht nur gegen das Leben, sondern zugleich gegen den Gott, der es mir zumutet. Die Selbsttötung ist kein harmloser „Ausweg“, sondern sie versetzt mich aus einer schlimmen Lage in eine noch schlimmere. Denn wie kann ich mein Leben verneinen, ohne den zu verneinen, der es mir schenkte? Wie kann ich mir einen verfrühten Tod „nehmen“, ohne in das Recht dessen einzugreifen, der allein den Tod „geben“ darf? Wie kann ich erwarten, dass Gott mich freundlich aufnimmt, wenn ich eigenmächtig den Posten verlasse, auf den er mich gestellt hat? Auch wenn mir mein Leben nicht mehr gefällt, muss ich doch annehmen, Gott habe mir darin eine Aufgabe zgedacht, weil ich anderenfalls gar nicht mehr da wäre. Gott scheint mein Leben sinnvoll zu finden, sonst hätte er's mir schon genommen! Ich selbst bin sein „Statement“ – und darf nicht wagen, ihm darin zu widersprechen. Denn wie kann ich vor dem Leben weglau- fen, dass Gott mir zumutet, ohne dadurch mit ihm in Konflikt zu geraten? Wie kann ich das zum Irrtum erklären, dass er mich schuf, und in mein Grab eilen, als müsste ich damit Gottes Fehler korrigieren? Ich hoffe, sie verstehen, wie das gemeint ist! Nicht der leibliche Tod ist das Problem, sondern der aggressive Akt gegen mich selbst, der auch ein aggressiver Akt gegen Gott ist. Denn was ich trenne, hat er zusammengefügt. Was ich verneine, hat er bejaht. Und indem ich mich töte, zerschlage ich das Werk seiner Hände. Gott gab mir meinen Leib, damit ich darin zuhause bin und mit Hilfe dieses Leibes in der Welt wirke. Aber nicht dazu habe ich diese Möglichkeit bekommen, dass ich gegen mich selbst wirke und die Kraft meines Leibes gegen den Leib wende, um ihn zu verderben! Dieses Leben mag viele Mängel haben, und mein Leib arge Schwächen! Und doch hat Gott ihn mir zum treuen Begleiter gegeben – und sozusam-

gen als ein braves Eselchen, das meine Seele geduldig durchs Leben trägt. Wie kann ich da ein Reiter sein, der erbost absteigt, um seinen braven Esel an Ort und Stelle totzuschlagen? Das hat er nicht verdient! Denn schließlich ließ Gott diesen Leib auch taufen und segnen. Er hat ihn durch die Teilnahme am Abendmahl geheiligt. Er lässt seinen Heiligen Geist darin wohnen. Und er findet ihn sogar dessen wert, dass er ihn auferwecken will am Jüngsten Tag! Ich aber sollte hingehen, um Gottes Werk zu sabotieren und damit das Geschäft des Teufels betreiben? Von den Angehörigen, denen man durch einen Suizid Schreckliches antut, will ich gar nicht reden. Und ebenso wenig von den anderen Gefährdeten, denen man ein schlechtes Beispiel gibt. Auch von Moral rede ich hier nicht. Sondern allein davon, dass der Suizid den Menschen fast unweigerlich von Gott trennt. Denn Gott ist es, der ihm sein Schicksal schickt. Und es abzulehnen, heißt den zu kritisieren, der es mir zugedacht hat. Man verweigert sich und wirft Gott das Leben vor die Füße. Ich gebe ihm zu verstehen, dass er mich „dafür“ besser nicht geschaffen hätte. Ich versuche gegen Gott Recht zu behalten, indem ich mir die Ruhe nehme, die er mir scheinbar nicht gönnt. Doch wo lande ich damit? Doch genau vor dem Richterstuhl des Gottes, mit dem ich mich gerade entzweit habe! Ich trete vor meinen Richter, bevor der mich gerufen hat. Ich quittiere den Dienst, bevor meine Arbeit getan ist. Ich beschließe mein Leben mit der Tötung des Menschen, der ich selber bin. Und da sollte mich Gott freundlich empfangen? Freilich – könnte man sich im Konsens mit Gott umbringen, so wäre es niemals Sünde! Und wüsste ich, dass er mein Sterben will, wär's sogar ein Fehler, länger zu leben. Wo Gott selbst den Stecker zieht, darf es mir willkommen sein! Doch wer wüsste hierüber Bescheid und dürfte annehmen, dass Gott ihn tot sehen will? Die Fakten sprechen immer dagegen, denn wenn Gott das wollte, dann wäre ich schon tot. Und handle ich gegen seinen augenscheinlichen Willen, so wird das meine Lage nicht besser, sondern schlimmer machen. Denn während ich die Verbindung zur Welt kappen kann, entrinne ich doch niemals Gott. Und ungerufen – vor der Zeit – sollte ich nicht bei ihm erscheinen. Nein – nur im Konsens mit Gott, nur mit seinem Einverständnis darf ich sterben, damit ich keinesfalls von ihm weg, sondern auf ihn hin sterbe! Ist aber mein letzter Akt ein Akt des Unglaubens, so trennt er mich nicht nur von meinem Leib, sondern zugleich von Gott. Wär's aber wirklich anders, und stünde ein Mensch voller Glauben an der Schwelle zum Suizid, so dass er Frieden mit Gott hätte, um in diesen Frieden hinein zu sterben – warum soll er dann eigentlich nicht aus diesem Frieden heraus leben? Die Welt kann ja wirklich gemein sein, und die Menschen sind miese Verräter. Wenn einer aber Gott noch hat, der doch die Hauptsache ist – und er daher gar nicht entbehren muss, worauf es am meisten ankommt – warum soll er sich dann Gewalt antun? Vielleicht ist er schuldbeladen und hat jeden Grund, an sich selbst zu verzweifeln! Aber wenn er doch keinen Grund hat, an Gott zu verzweifeln – warum sich dann „ent-leiben“? Traut er sich zu, im Konsens mit Gott zu sterben, kann er doch auch im Konsens mit ihm leben! Vielleicht erscheint ihm sein Dasein sinnlos. Aber wenn Gott doch offenbar anders urteilt? Vielleicht sieht er nicht, welche Aufgabe er noch hätte. Aber wenn Gott ihm mit jedem Herzschlag beweist, dass er das anders sieht – will er dann klüger sein als sein Schöpfer? Am Ende ist es ganz einfach: Im offenen Konflikt mit Gott zu sterben, ist reiner Wahnsinn und ist der direkte Weg in die Hölle. Der Mensch muss also mit Gott Frieden haben, um sterben zu können. Wo aber dieser Friede wirklich ist, da ist er auch eine Basis, auf der man weiter leben kann. Ohne eine gute Verbindung zu Gott darf niemand wagen in den Tod zu gehen – oder er wird's ewig bereuen. Hat einer aber die gute Verbindung, ohne die er keinesfalls sterben sollte, so kann er auf dieser Grundlage genauso gut weiter leben. Ohne Gottvertrauen ist schlecht sterben. Habe ich aber Gottvertrauen, bewältige ich damit auch das Leben. Ich muss dann nicht fliehen. Und ich darf's auch gar nicht. Denn als Gott sprach: „Du sollst nicht töten“, da hat er auch mich

gemeint und hat sich damit vorbehalten, selbst über den rechten Zeitpunkt meines Endes zu befinden. Bei ihm liegt die Entscheidung, die mein Leben begründet und beendet. Warum soll ich also etwas an mich reißen, das Gott gar nicht in meine Hände legen will? Sein Schöpfungswerk war es, diese Seele mit diesem Leib zu verbinden. Und ich sollte diese Einheit aufbrechen, indem ich auf meinen armen Leib einen tödlichen Anschlag verübe? Das wäre nicht bloß ein letzter moralischer Fehlgriff, der sich zu tausend anderen gesellt, sondern es lässt mein Verhältnis zu Gott gerade da fraglich werden, wo ich auf seinen Beistand am wenigsten verzichten kann. Nur Gott weiß, wann ich genug gelebt habe. Und ich muss ihn darüber nicht belehren oder versuchen, an seiner Uhr zu drehen. Denn wenn Gott mich sterben lässt, wird das pünktlich geschehen – und wird nicht umsonst sein. Wenn er mich aber noch leben lässt, dann ist das erst recht nicht umsonst, sondern ein Teil seines großen Planes, der auch dort richtig ist, wo ich ihn nicht verstehe. Noch einmal: „auf-Gott-hin-sterben“ ist kein Problem! Und wenn's einer kann, muss sich niemand um ihn sorgen. Doch ein Suizid ist mit großer Wahrscheinlichkeit ein „von-Gott-weg-sterben“. Und dieses Risiko sollte niemand auf sich nehmen. Denn es ist ja immer ein Moment von Trotz dabei, wenn ich das gewünschte Leben von Gott nicht bekomme – und ihm darum das unerwünschte vor die Füße werfe. Wer sich umbringt, reißt eine Entscheidung an sich, die ihm nicht zusteht. Und da Gottes Geschöpfe nicht sich selbst, sondern dem Schöpfer gehören, zerschlägt ein Mensch im Suizid Gottes Eigentum. Er beweist durch diesen eigenmächtigen Schritt, dass er Gottes Führung nicht vertraut. Und weil's das Letzte ist, was er in seinem Leben tut, behält die Sünde auch noch chronologisch das „letzte Wort“. So sage ich nicht, dass diese Sünde unvergebbar wäre – Gott sei Dank ist sie's nicht! Aber ich sage, dass uns hier unser Mitleid, das wir mit den Verzweifelten haben, nicht den Blick trüben darf. Denn sie haben keinen Gewinn davon. Und wenn man etwas Falsches aus Verzweiflung tut, wird's davon kein bisschen richtiger. Der Wunsch, die Betroffenen zu entschuldigen, hat in den letzten Jahrzehnten großen Schaden angerichtet. Er hat nicht bloß dazu geführt, dass man die Selbsttötung verharmlost und damit die Hemmschwelle senkt. Sondern wir sind längst in ein Stadium gelangt, in dem die Mehrheit den Suizid als ihr „gutes Recht“ versteht. In gottvergessenen Zeiten ist das nicht verwunderlich. Denn wenn es Gott nicht gibt, ist auch der Selbstmord erlaubt! Für Christen aber steht in dieser Sache ihr Gottesverhältnis auf dem Spiel. Und damit ist nicht zu scherzen. Denn wer sich selbst tötet, tötet eben auch einen Menschen. Er zerstört ein Leben, das Gott heilig ist. Und nur weil es sein eigenes ist, wird's davon nicht besser! So muss ein Mensch nicht fragen, was Gott vom Selbstmord hält. Aber wenn er nach Gott fragt, dann muss er auch die Antwort aushalten, dass Gott ihm diesen Ausweg verwehrt. Gott will ganz gewiss helfen. Aber nicht so. Und darum sollte sich jeder dafür verantwortlich fühlen, dass diese Versuchung fern bleibt von ihm selbst, seinen Kindern und Enkeln. Um es zuletzt noch einmal auf den Punkt zu bringen: Wichtiger als die Frage, ob einer lebt oder stirbt, ist die Frage, ob er es mit Gott oder ohne Gott tut. Denn mit Gott ist beides richtig und heilvoll (sogar das Sterben), und ohne ihn ist beides falsch und unheilvoll (sogar das Leben). Er gebe uns die Weisheit, die rechten Folgerungen daraus zu ziehen!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Dankbarkeit

„Undank ist der Welt Lohn“ – so sagt es ein geläufiges Sprichwort. Und der Blick ins Neue Testament zeigt, dass damit kein neuer Trend, sondern einen alter Menschheitsfehler beschrieben wird. Denn Undank erfährt auch schon Jesus, als er zehn Aussätzigen heilt (Lukas 17,11-19). Erst jammern sie und rufen: „Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser!“ Als er sie daraufhin aber heilt, und der Priester amtlich bestätigt, dass sie gesund sind, kann sich von den Zehn nur ein Einziger entschließen, zu Jesus zurückzulaufen und ihm zu danken, während die neun Anderen einfach ihrer Wege gehen. Sie haben bekommen, was sie wollten, und schon sind sie an Jesus nicht mehr interessiert. Er hat getan, was sie sich erhofften, und ist gleich wieder vergessen. Denn „Undank ist der Welt Lohn“. Und wer davon hört, ist gern bereit, sich über jene neun Männer zu empören. Aber Hand aufs Herz: wären wir denn selbst umgekehrt, um Dank zu sagen? Ich bin mir da nicht so sicher. Wenn ich mir vorstelle, eine hässliche Krankheit hätte mich um viele Lebensjahre betrogen, und die Ansteckungsgefahr hätte mich von aller Geselligkeit, von meiner Familie und allem Schönen ausgeschlossen – wäre da im Moment der Heilung nicht mein einziger Gedanke, loszulaufen und alles nachzuholen, was ich als Aussätziger nicht durfte? Wollte ich nicht als erstes meine Lieben wieder in die Arme schließen, damit sie meine Freude teilen? „Danke“ zu sagen, hätte vielleicht nicht die oberste Priorität! Und je länger ich darüber nachdenke, desto klarer wird mir, dass ich ganz allgemein nicht gern „Danke“ sage. Sie vermuten vielleicht, da sei in meiner Erziehung etwas schiefgelaufen. Ich aber kann ohne Umschweife bestätigen, dass dem so ist. Denn ich erinnere mich, dass ich als Kind von diversen Tanten, die ich nicht mochte, Geschenke bekam, die ich nicht wollte – und doch genötigt wurde, Dank zu bekunden. „Wie sagt man...? Sei ein braver Junge, geh zur Tante und bedanke dich! Freue dich, sonst ist die Tante traurig! Sag „Dankeschön“ und gib ihr einen dicken Kuss!“ Mir war's zuwider, ein Gefühl zu heucheln, das ich nicht empfand. Und doch sollte ich so tun, als hätte man mir einen Herzenswunsch erfüllt! Man ließ mich spüren, ich sei auch für unerbetene Geschenke zu Dank verpflichtet und stünde nun in der Schuld jener Tante. Doch hat der Druck nur das Gegenteil erreicht. Denn Dankbarkeit ist eine Pflanze, die verdorrt, wenn man ihr Wachstum erzwingen will (Jeremias Gotthelf). Und wer oft genug gezwungen wurde, reagiert irgendwann allergisch auf das manipulative Spiel mit der Dankeschuld. „Wie denn, dein Essen schmeckt dir nicht? Denk mal an die Kinder in Afrika, die Hunger leiden, sei dankbar und iss dein Gemüse auf!“ „Wie, deine Eltern haben vor lauter Arbeit nie Zeit für dich? Sei dankbar, denn sie schufteten, damit du es mal besser hast!“ „Wie, du hast keine Lust deine Hausaufgaben zu machen? Sei froh, dass du überhaupt zur Schule gehen und etwas lernen darfst!“ So legt man jemandem Dankeschuld als moralische Last auf die Seele oder als Schlinge um seinen Hals. Und wer sich auf diese Kunst versteht, macht sein Gegenüber durch erwiesene „Gefälligkeiten“ gefügig. Denn hat der andere etwas von mir angenommen, das des Dankes wert ist – wie könnte er sich anschließend nicht erkenntlich zeigen? So mancher verteilt Wohltaten wie billige Kredite, um sie im geeigneten Moment wieder zurückzufordern. Denn Dank „schuldet“ man. Und wer dem anderen erst mal verschuldet und verpflichtet ist, muss gute Miene machen. Dankend muss er anerkennen, dass er empfing, was er nicht entbehren wollte – und sich auch nicht nehmen konnte. Indem er dankt, gibt er zu, dass ihm eine Wohltat nicht als verdienter Lohn, sondern „gnadenhalber“ zuteil wurde. Dankend bekundet er, dass er auf diesen Gunsterweis weder Recht noch Anspruch hatte. Er steht also künftig in der Schuld des Überlegenen, von dessen Wohlwollen er profitieren durfte. Und in diese Lage zu kommen – darüber soll man sich freuen? Dankend gestehe ich, dass ich ge-

braucht habe, worüber ich nicht verfügte. Ich war auf Hilfe angewiesen – und das soll ein gutes Gefühl sein? Der andere war so frei, dass er mir nichts hätte geben müssen. Ich aber war nicht so frei, seine Gabe abzulehnen – und diese abhängige Stellung im Dank auszudrücken, soll mir ein inneres Bedürfnis sein? Nennen sie es ruhig „schlechte Erziehung“. Aber an diesem Punkt verstehe ich den „Undank“ der Welt sehr gut und will mich lieber mit dem bescheiden, was ich habe und womit ich mich selbst versorgen kann, um dann im Zustand der Autarkie aller Notwendigkeit zum Bitten und Danken enthoben zu sein! Kennen wir nicht Eltern, die ihre Kinder mit dem Hinweis quälen, sie müssten ihnen ewig dankbar sein? „Denk dran, was wir alles für dich getan haben!“ Und tun das nicht auch Ehepaare untereinander? „Denk nur, was ich alles für dich aufgegeben habe! Wo wärst du ohne mich?“ Manch einer gewährt großzügig Vorteile und weiß schon im selben Moment, in welcher Währung er sich das demnächst vergelten lässt. Mancher verpflichtet sich durch sein Entgegenkommen Mitarbeiter und Kollegen, weil niemand seinem Freund und Gönner auf die Finger schaut. Und mancher ergötzt sich auch am bloßen Gefühl seiner Macht, weil andere zu arm sind, um seine Geschenke ablehnen zu können. „Du meine Güte“, werden sie nun sagen, „der wittert ja überall Hintergedanken! Gibt's nicht auch Wohltaten ohne Berechnung?“ Ich will das nicht leugnen. Aber jener tiefe Argwohn, jener Vorbehalt gegen Dank und Dankesschuld, hat sich nicht nur bei mir festgesetzt. In dieser Hinsicht sind viele „gebrannte Kinder“. Sie möchten lieber niemandem zu Dank verpflichtet sein! Und daran lässt sich ablesen, wie sehr die sündige Menschheit den Dank – der ursprünglich etwas Gutes und Schönes war – durch manipulativen Gebrauch verdorben hat. Spontaner Dank ist eine fröhliche und unschuldige Sache – na klar! Wir nutzen ihn aber auf berechnende Weise, um Abhängigkeit zu schaffen, und machen so aus Gunsterweis und Dank eine Währung, mit der wir Handel treiben. Was Gott gut geschaffen hat, wird bösen Zwecken unterworfen, wird verdorben und beschmutzt – bis man in jeder Freundlichkeit einen versteckten Widerhaken vermutet, den man erst spürt, wenn man den Köder geschluckt hat. Solcher Argwohn ist allzu oft begründet. Und vielleicht erklärt das sogar, warum von den zehn Aussätzigen nur einer zurückgeht, um Jesus zu danken. Vielleicht waren die anderen in Sorge, Jesus könnte von ihnen doch noch eine Gegenleistung fordern! Vielleicht haben sie allzu menschlich von ihm gedacht und sind darum mit ihrer Gesundheit weggelaufen wie mit einer Beute! Die Bibel erklärt uns das nicht. Sie lässt aber auch keinen Zweifel daran, dass jene neun Männer Jesus Unrecht taten. Denn der hatte es gewiss auf keine Gegenleistung abgesehen. Jesus tut das Gute bloß, weil er will, dass es geschieht. Er handelt so uneigennützig wie der himmlische Vater, der die Sonne scheinen lässt über Gute und Böse. Und wir lesen darum auch nicht, dass Jesus die neun Undankbaren zurückgerufen oder gestraft hätte. Er hängt ihnen die Krankheit nicht wieder an den Hals, sondern lässt sie ihrer Wege ziehen. Denn wenn er sie erst ans Danken erinnern müsste, kann er auf diesen Dank gut verzichten. Jesus geht wenig verloren, wenn die Geheilten seine Wohltat nicht würdigen. Denn in erster Linie wollte er, dass sie gesund, und nicht, dass sie dankbar würden. Aber geht nicht den Undankbaren durch ihren Undank etwas verloren? Ihre Beziehung zu Jesus ist offenbar gestört. Sie bricht dort ab, wo sie hätte beginnen können. Und jenen Männern entgeht damit viel. Denn Jesus hätte nicht nur ihre Körper, sondern auch ihre Seele heilen können. Aber es kam ja nur der eine zurück, der das Danken noch nicht verlernt hatte. Der kam offenbar nicht, weil's ihm eine Pflicht, sondern weil's ihm ein Bedürfnis war. Und nur zu ihm sagt Jesus: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ Der Dankbare findet mehr als Heilung. Er findet sein Heil – und ist so gleich doppelt gesegnet. Die Undankbaren aber schaden weniger Jesus als sich selbst. Denn sie nehmen nur den zeitlichen Vorteil der Gesundung mit – und lassen den ewigen Vorteil liegen. Von einer Beziehung zu Jesus hätten sie langfristig viel mehr gehabt. Sie verpassen eine

große Chance. Und das zwingt uns, in Sachen Dankbarkeit noch einmal neu anzusetzen. Denn wenn sie auch vielen durch manipulativen Missbrauch vergällt und verleidet ist, geht doch dem, der nicht mehr dankt, eine Menge verloren. Und wenn ich es auch nach mir vor hasse, irgendwem danken zu „müssen“, kann doch eine Chance darin liegen, wenn ich danken „darf“, weil das sowohl im Dankenden als auch im Bedankten gute Kräfte freisetzt. Wer dankt, hat erkannt, dass ihm ein anderer etwas Gutes tat, zu dem er nicht verpflichtet gewesen wäre (1.) und wendet sich dieser Person mit einem positiven Gefühl der Verbundenheit zu (2.), um seiner Wertschätzung Ausdruck zu verleihen (3.). Das ist aber für den Dankenden hilfreich, weil's ihm vor Augen führt, dass in dieser bösen Welt das Gute noch nicht ganz erstorben ist (1.). Es ist für beide Seiten hilfreich, weil es sie aus Fremdheit und Distanz in eine freundliche Beziehung bringt, aus der noch mehr Gutes erwachsen kann (2.). Und es ist für den Bedankten hilfreich, weil ihm der Erfolg seines guten Impulses rückgemeldet und dieser damit anerkannt und verstärkt wird (3.). Er kann sich darüber freuen, dem anderen eine Freude gemacht zu haben. Er bekommt bestätigt, dass er zu etwas gut ist in der Welt. Und er kann sich trösten, bei so manchem Fehlgriff doch auch mal etwas richtig gemacht zu haben. All diese positiven Effekte lassen wir uns entgehen, wenn wir nicht danken! Und überdies richten wir bei unserem wohlwollenden Gegenüber Schaden an. Denn jeder weiß aus eigener Erfahrung, wie sehr mangelnde Anerkennung einen Menschen verletzt, und wie ihm der Undank die Motivation zu weiteren guten Taten raubt. Wenn wir uns Mühe geben jemandem zu helfen, der es nicht wertschätzt, erleben wir das als Kränkung und Enttäuschung. Wir wollten Freude bereiten, ernten nicht mal ein Lächeln – und schon ist die schwache Flamme unserer Nächstenliebe wieder erloschen. Wir rufen „Undank ist der Welt Lohn, dem helfe ich nie wieder!“ – und schon versiegen die guten Kräfte, die mit etwas Ansporn noch weit getragen hätten. Mein Undank verbittert also und frustriert. Ich gönne dem anderen nicht die Genugtuung, dass er zu etwas gut ist in der Welt. Ich ignoriere die Begabungen, mit denen er mir aus freien Stücken dienen wollte. Ich ersticke die gute Beziehung, die daraus hätte erwachsen können, im Keim. Und das alles nur aus Sorge, ich könnte ihm anschließend verpflichtet sein – oder weil ich zu stolz bin, fremde Hilfe anzunehmen? Das einer ungezwungen dem anderen beisteht, ist selten genug! Und wir sollten es mit Schweigen übergehen? An uns allen ist genug zu tadeln! Und ein verdientes Lob sollte unter den Tisch fallen? Undank vergiftet und zerstört Beziehungen! Und wir sollten erlauben, dass er zur Gewohnheit wird? Die eingangs genannten Vorbehalte gegen das Danken sind damit nicht aus der Welt. Und wenn einer behauptet, er wolle mir „gratis“ etwas ganz Tolles schenken, werde ich weiterhin misstrauisch sein. Aber der Missbrauch des Dankens darf doch den rechten, gottgewollten Gebrauch nicht verhindern. Denn schließlich ist wechselseitige Hilfe zwischen den Geschöpfen von Gott gewollt. Einer soll dem andern zum Segen sein! Und darum müssen wir wieder lernen, auf eine spontane und unschuldige Weise „Bitte“ und „Danke“ zu sagen. Seien wir deshalb nicht naiv – das ist nicht gemeint! Aber bemühen wir uns, nicht in jeder Wohltat gleich eine Falle zu vermuten. Und versuchen wir auch unsererseits, Wohltäter ohne Hintergedanken zu sein. Tun wir Gutes, um des Guten willen, ohne dafür große Resonanz zu erhoffen. Und seien wir gerade dort großzügig, wo keine Gegenleistung zu erwarten ist. Fordern oder erzwingen wir keinen Dank, wenn er nicht von selbst kommt. Und kritteln wir an unseren Mitmenschen auch nicht ständig herum, sondern bestätigen wir's ihnen fröhlich, wenn sie etwas Gutes getan haben. Seien wir nicht sparsam mit der Anerkennung, nach der wir uns doch selbst sehnen. Und nehmen wir uns Gott zum Vorbild, der seinen Segen jeden Tag aufs Neue mit beiden Händen ausstreut, obwohl er wahrlich wenig Resonanz bekommt. Versuchen wir nicht undankbar zu sein, denn der Undank verstopft Brunnen der Güte, die sonst milde fließen könnten. Wenn wir aber selbst Undank erfahren,

soll uns das nicht beirren. Sondern so, wie wir um des Dankes willen nicht anfangen Gutes zu tun, sollten wir um des Undanks willen nicht damit aufhören. Nicht dass man uns dankt, ist entscheidend, sondern dass wir Gutes bewirken können. Wird uns aber reicher Dank zu teil, soll er uns nicht stolz machen, sondern am besten reichen wir diesen Dank gleich weiter an unseren Gott, dem zuletzt aller Dank gebührt. Er hat uns nie etwas geschuldet, und obwohl wir tausendmal undankbar waren, hat er uns doch alles geben, was wir haben. Er befreie uns nun auch von aller Bitterkeit und Berechnung und gebe unserem Dank die Unschuld zurück!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Rache

Kennen sie die „Rachepsalmen“? Jene biblischen Gebete, die Gott auffordern, die Feinde des Beters für ihre Untaten zu strafen? Diese Psalmen sind eher unbekannt (Ps 35,4-7; 58,4-12; 74,10-23; 83,2-3.14-18; 109,1-12; 139,19-22). Denn vielen Theologen gelten sie als hoch problematisch. Und man versteckt sie, als wären es nur allzu menschliche Wutausbrüche, die besser nicht in der Bibel stünden. Man schämt sich der unverhohlenen Aggression, die mitten im Gebet erscheint. Und man kommt in Verlegenheit, wenn man den Wunsch nach Rache auslegen und erklären soll. Darum werden die „Rachepsalmen“ in unserem Gesangbuch nur verkürzt wiedergegeben. Und die Bitte, der Übeltäter möge so hart gestraft werden, wie es seine Taten verdienen, lässt man weg. Denn die entspricht ja nicht dem Geist der Feindesliebe. „Oh Schreck“, sagt man, „ein Christ soll doch nicht fluchen! Wir müssen doch jedem alles vergeben, müssen nachsichtig sein, unsere Feinde lieben und alles Unrecht still erdulden! Selbst wenn einer vergewaltigt und mordet, sollen wir ihm immernoch das Beste wünschen – und nicht etwa die gerechte Strafe!“ Aber ist das wirklich so? Hat berechtigter Zorn keinen Platz im Christentum, wenn doch auch Gott sehr heftig zürnt? Soviel ist sicher, dass wir die Gnade, von der wir leben, auch anderen gönnen müssen (Mt 18,21-35). Und der Untergang unseres Feindes darf uns keine Freude bereiten. Versöhnung muss uns immer lieber sein als Vergeltung. Denn auch Gott ist es lieber, wenn seine verlorenen Söhne zu ihm zurückkehren, als dass sie in der Ferne umkommen (Lk 15,11-32). Gott hat kein Gefallen am Tod des Gottlosen. Lieber ist es ihm, wenn er von seinem Weg umkehrt und lebt (Hes 33,11). Darum kam er ja auch uns freundlich entgegen, als wir noch seine Feinde waren (Röm 5,10). Gott lies da Gnade vor Recht ergehen – und dementsprechend sollen wir das auch! Nur, wie erklären wir uns dann, dass die Rachepsalmen trotzdem in der Bibel stehen? Ich meine, dass dort nichts umsonst steht, kein einziges Wort! Und so möchte ich den 109. Psalm näher betrachten, der viele Ausleger in Verlegenheit bringt. Sie können weder billigen noch nachsprechen, was der Mann da betet. Was sagt er aber? Zunächst einmal klagt er vor Gott, um sich Luft zu machen, und schildert seine Lage, die erbärmlicher kaum sein könnte: „Sie haben ihr gottloses Lügenmaul wider mich aufgetan“, sagt er. „Sie reden wider mich mit falscher Zunge und reden giftig wider mich allenthalben und streiten wider mich ohne Grund. Dafür, dass ich sie liebe, feinden sie mich an; ich aber bete. Sie erweisen mir Böses für Gutes und Hass für Liebe“ (Ps 109,2-5). Der Sprecher hat sich offenbar geprüft. Er sieht aber nicht, dass er seinen Gegnern Anlass gegeben hätte, ihn anzufeinden und zu verleumden. Im Gegenteil! Er kann vor Gott bezeugen, dass er diesen Leuten liebevoll und freundlich begegnet ist. Sie überziehen ihn aber dennoch mit Hass und Hämme. Und weil er keinen anderen Helfer mehr hat und keinen anderen Zeugen seiner Unschuld, flieht er zu Gott, denn seine Kraft ist zu Ende: „Ich bin arm und elend“, sagt er, „mein Herz ist zerschlagen in mir. Ich fahre dahin wie ein Schatten, der schwindet, und werde abgeschüttelt wie Heuschrecken. Meine Knie sind schwach vom Fasten, und mein Leib ist mager und hat kein Fett. Ich bin ihnen zum Spott geworden; wenn sie mich sehen, schütteln sie den Kopf“ (Ps 109,22-25). Offenbar ist der Mann sozial isoliert, körperlich am Ende und mit den Nerven fertig. Er weiß nicht weiter und erfleht Gottes Beistand, damit der Allmächtige seinen Feind in die Schranken weise. Was Gott aber mit dem Feind machen soll, davon hat der Beter klare Vorstellungen: „Seiner Tage sollen wenige werden, und sein Amt soll ein anderer empfangen. Seine Kinder sollen Waisen werden und seine Frau eine Witwe. Seine Kinder sollen umherirren und betteln und vertrieben werden aus ihren Trümmern. Es soll der Wucherer alles fordern, was er hat, und Fremde sollen seine Güter rauben. Und niemand soll ihm Gutes tun, und niemand

erbarme sich seiner Waisen (...). Er liebte den Fluch, so komme er auch über ihn; er wollte den Segen nicht, so bleibe er auch fern von ihm. Er zog den Fluch an wie sein Hemd; der dringe in ihn hinein wie Wasser und wie Öl in seine Gebeine; er werde ihm wie ein Kleid, das er anhat, und wie ein Gürtel, mit dem er allezeit sich gürtet" (Ps 109,8-19). Nun, ich will es nicht beschönigen – das ist eine veritable Verfluchung. Unser Psalmbeter wurde derart in die Enge getrieben, dass er sich nicht anders zu wehren weiß. Und so bricht der bittere Schmerz aus ihm heraus. Er wünscht seinem Gegner die Pest an den Hals und alles erdenkliche Unglück. Man hat ihn grundlos verfolgt. Nun bricht sich die Verzweiflung Bahn in hasserfüllten Worten, damit Gott in seiner Gerechtigkeit das Unrecht nur nicht übersehe, sondern es ahnde, und der Beter, bevor er ganz zugrunde geht, wenigstens Klage erhoben hat. Ja, er protestiert gegen sein Schicksal und ist maßlos wütend, er spuckt Gift und Galle und hofft nur noch, dass Gott das ihm geschehene Unrecht rächen wird. Aber ist das falsch? Ist denn die Erwartung unbegründet, dass Gott sich für Gerechtigkeit zuständig fühlt, dass Gott für Gerechtigkeit steht und für Gerechtigkeit sorgt? Oder wär's wirklich „frömmel", die Misshandlung still hinzunehmen und ohne Geschrei zu sterben? Mancher Bibelleser ist peinlich berührt von soviel heftigem Gefühl. Das Leiden ist so lebensecht und wird so ungefiltert dahingerotzt, dass es unsre Beschaulichkeit stört! „Pfui, nein", heißt es, „so böse Sachen sagt man doch nicht, das geht gegen den guten Geschmack. Der mit seinem verwundeten Herzen blutet uns ja den Teppich voll!" Doch – wenn unser Psalmbeter die Wahrheit sagt –, was hat er dann eigentlich falsch gemacht? Ist es nicht nachvollziehbar, dass er dem Übeltäter ein böses Schicksal wünscht? Soll er ihm etwa wünschen, er möge unbehelligt bleiben, damit er im Bösen fortfahren kann? Und wenn so ein Täter weiterhin stiehlt, lügt und vergewaltigt – soll ihm das Opfer noch zurufen „Glück auf" und „viel Erfolg"? Ist es wirklich das, was Gott von uns erwartet, wenn er es doch selbst für nötig hält, am Ende der Geschichte ein großes Gericht zu halten, in dem er durchaus nicht allen alles vergibt, sondern vieles auch vergilt? Wer es im Leben gemütlich hat, kann unseren Beter billig kritisieren. Er aber ist tödlich verwundet. Man hat ihn in die Enge getrieben. Und wenn er sich in seiner Not nicht an Gott wenden dürfte – an wen denn dann? Wird etwa einer zuhause überfallen und ruft nicht um Hilfe? Und wenn ihm Einbrecher Frau und Kind ermorden, schreit er dann nicht nach der Polizei? Verlangt er nicht, dass die Täter gefasst und bestraft werden? Ach, viele Heuchler kritisieren die Rache psalmen und predigen milde Nachsicht. Aber wenn's um ihre eigene Haut geht, fordern auch sie eine konsequente Strafverfolgung. Und hat sie gar jemand beleidigt, sind sie gar nicht so gut im Hinhalten der anderen Wange, sondern rufen „Strafe muss sein! Verbrechen darf sich nicht lohnen!" Unser Psalmbeter aber – sagt der denn etwas anderes? Er macht nicht den Fehler, Selbstjustiz zu üben. Sondern er bittet Gott, für Gerechtigkeit zu sorgen. Er rächt sich nicht selbst, sondern gibt dem Raum, der sagt „Die Rache ist mein!" (Röm 12,19). Der Beter nimmt die Sache nicht in die eigene Hand, sondern bringt sie vor Gott. Was also ist falsch daran? Dieser Mann „hungert und dürstet nach Gerechtigkeit". Aber kann das verwerflich sein, wenn doch Jesus solche Leute selig preist (Mt 5,6)? Und wenn unser Beter von Gott erwartet, dass er den Bösen ihre Bosheit vergilt – kann er sich dafür nicht auf Gottes Gesetz berufen, in dem er genau das verspricht (3. Mose 26,14-39)? Der Gott der Bibel hat kein Problem mit Vergeltung – die Schrift nennt ihn ausdrücklich einen „Gott der Vergeltung" (Ps 94,1). Er hat das Recht, dem Bösen, das wie ein Krebsgeschwür seine Schöpfung zerstört, mit Härte zu begegnen. Und zudem hat er sich verpflichtet, seinen Gläubigen beizustehen. Zu Abraham sagt er: „Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen" (1. Mose 12,3). Wenn sich also ein Verzweifelter mit seinem letzten Hilfescrei an Gott wendet – wer dürfte den moralischen Zeigefinger erheben und mahnen, der Mann solle doch etwas leiser sterben, er solle sich „netter ausdrücken" oder sei-

ne unschönen Gefühle für sich behalten? Warum empört sich alle Welt über den unschuldigen Beter, der am Boden liegt, und nicht über die Feinde, die ihn dahin gebracht haben? Warum waren sie so unvorsichtig, jemand anzugreifen, der Gott zum Freund hat? Haben sie denn nicht bedacht, dass so einer fluchen kann – und dass sein Fluch Folgen hat? Sie wundern sich vielleicht, dass ich den fluchenden Beter verteidige. Denn Jesus fordert an vielen Stellen, dass wir zur Vergebung bereit sein sollen. Wer selbst von Barmherzigkeit lebt, muss Barmherzigkeit auch anderen gönnen! Doch ist es nicht dasselbe, einem Täter Barmherzigkeit zu gönnen, oder seine Taten zu dulden und zu entschuldigen. Nein! Wer Unrecht toleriert und relativiert, ist bloß „großzügig“ auf Kosten der Opfer. Und er kann sich dafür nicht auf Jesus berufen. Denn wenn der sich eines Sünders erbarmt, erbarmt er sich keineswegs der Sünde, so als ob sie weitergehen dürfte oder „nicht so schlimm“ wäre. Nein! Gottes Sohn sieht nicht über das Böse hinweg – auch er besteht darauf, dass es endet! Und so meine ich, dass wir immer zwischen der besten und der zweitbesten Möglichkeit unterscheiden müssen. Die beste Möglichkeit ist, dass der Böse von seinem bösen Weg umkehrt und Vergebung findet. Das muss jederzeit unser primärer Wunsch sein! Wenn der Böse aber nicht umkehren will, sondern unbelehrbar am Bösen festhält, dann ist die zweitbeste Möglichkeit, dass Gott ihm das Handwerk legt. Es ist dann schade um ihn. Es ist aber doch noch besser, als wenn gar nichts geschähe und das Unrecht weiterginge. Am liebsten wär's uns, der Feind besönne sich eines Besseren, fände Gnade, täte künftig Gutes und würde unser und Gottes Freund – in diesem Sinne beten wir für ihn! Aber wenn er vom Bösen bis zuletzt nicht lassen will, möge Gott ihn stoppen. Wenn der Himmel den Peiniger retten will, so freuen sich die Engel, und wir erheben keinen Einwand (Lk 15,10)! Doch wenn der Übeltäter partout nicht gerettet werden will, muss ihn der Himmel irgendwann unschädlich machen. Und ich meine, wenn in dieser „gestuften Präferenz“ wirklich der erste Wunsch Vorrang hat, geht auch der zweite in Ordnung – und verdient keine Rüge. Denn sonst wäre Barmherzigkeit gegen Wölfe einfach nur grausam gegen die Schafe. Gott will durchaus gnädig sein! Aber wenn seine Gnade nicht angenommen wird, ist Gerechtigkeit allemal besser als fortgesetzte Bosheit. Oder dürften wir Gott bitten, sich das Böse unbegrenzt mit anzusehen? Nein. Im Gebet kann ich Partei ergreifen für die Person des Sünders und kann zum Himmel flehen, dass er noch rechtzeitig bereut. Ich kann aber nicht die Partei der Sünde ergreifen und Gott bitten, sie dauerhaft zu dulden. Denn damit würde das Böse gefördert, das nach dem Willen Gottes enden soll. Wenn's aber absehbar nicht endet durch Versöhnung, so muss es irgendwann enden mit dem Untergang des Täters. Für den werden wir beten, dass Gott Geduld mit ihm habe und seine Seele rette! Denn geduldig ist Gott ja auch mit uns – und ohne diese Geduld wären wir verloren! Aber wir können Gott nicht darum bitten, dass der Böse ohne Verhaltensänderung weitermachen darf. Denn ganz abgesehen davon, dass er Gottes Gebote mit Füßen tritt, stürzt er ja andere Menschen ins Unglück! So möge ihn denn Gottes Liebe überwältigen und retten. Aber wenn nicht, möge Gottes Gericht ihn überwältigen und strafen. Wenn die beste Möglichkeit ausscheidet, bin ich für die zweitbeste. Doch für eine Tolerierung des Bösen kann ich nie plädieren. Denn dafür ist auch Jesus nicht eingetreten. Freilich liegt ein gedanklicher Kurzschluss nahe, weil Jesus nicht primär Vergeltung will, sondern Vergebung – und wer die empfängt, entgeht seiner verdienten Strafe. Doch Vergebung im Sinne Jesu schließt nicht etwa die Duldung des Falschen mit ein, sondern schließt die Duldung des Falschen gerade aus! Die Erlösung, die Jesus dem Sünder bringt, will dessen Umkehr nicht ersetzen, sondern sie möglich machen! Der Sünder wird nicht angenommen, damit er Sünder bleiben kann, sondern damit er ein Gerechter wird! Und so ist Jesu gnädige Entscheidung gegen ein Strafgericht niemals eine Entscheidung zugunsten des Bösen, sondern seine Gnade will das Böse überwinden mit Güte. Jesus weiß: Wenn ein böser Mensch Gottes Gnade nicht

weicht, die ihn rettet, wird es Gottes Strenge weichen müssen, die ihn verdammt. Und so ist die gestufte Präferenz wohl auch in seinem Sinne. Wenn ein Mensch Böses tut, ist die erste und schönste Möglichkeit, dass er es bereut, davon ablässt, Gnade erbittet und Vergebung empfängt. Die zweitbeste Möglichkeit ist, dass der Uneinsichtige durch irdische oder himmlische Gerichte gehindert wird, das Böse weiter auszuüben. Die dritte Möglichkeit aber, dass einer immer weiter Gott „ins Angesicht“ sündigt, ist selbst für den Täter die schlechteste Option, weil das den Berg seiner Schuld nur immer weiter vergrößert. Freilich muss es uns um die Person herzlich leid tun, denn wir selbst sind ja kein Stück besser! Wir wünschten jedem, dass er mit uns um Christi willen Barmherzigkeit fände – wir wünschen es auch noch der schwärzesten Seele! Wo aber nicht Gnade vor Recht ergeht, ist Recht immer noch besser als fortgesetztes Unrecht. So möge denn das Böse durch Gottes Milde enden oder durch seine Strenge, durch Gnade oder durch Recht – und am liebsten überall durch Gnade! Aber fortbestehen darf es nicht. Was hat der Beter des 109. Psalms also falsch gemacht? Er hat versäumt, für die Rettung seines Feindes zu bitten – das ist wahr. Er kam wohl nicht auf die Idee, dass es für den noch eine Möglichkeit zur Umkehr gäbe! Doch reißt er keineswegs die Rache an sich, um sie blindwütig selbst zu vollstrecken. Sondern er bittet Gott, seinem Feind zu tun, was der nach Gottes Gesetz verdient. „Er liebte den Fluch, so komme er auch über ihn; er wollte den Segen nicht, so bleibe er auch fern von ihm.“ Freilich hätte der Beter besser gesagt: „Vater vergib ihm, denn er weiß nicht, was er tut!“ Diese Größe hat er leider nicht gehabt. Aber soviel müssen wir ihm doch zugestehen, dass gerechte Vergeltung besser ist, als wenn das Böse ungehindert Raum greift. Wenn einer Böses tut, ist das schlimm genug. Aber schlimmer ist's, wenn er damit durchkommt! Am Besten ist sicher Reue. Erheblich schlechter ist Strafe. Aber am schlechtesten ist es, wenn sich das Unrecht fortsetzt. Besser ergeht Gnade vor Recht. Aber wenn einer definitiv keine Gnade will, geschieht ihm besser Recht, als dass gar nichts geschieht. Und anmaßend wäre dieser Wunsch nur, wenn sich einer zum Richter erhöbe. Doch unser Psalmbeter wendet sich an Gott. Und so urteile man nicht zu schnell über den Mann, der da Gift und Galle spuckte. Denn die Gerechtigkeit, die er fordert, liegt auch unserem Gott am Herzen, der sicher nicht geduldig ist, damit im Schatten seiner Güte das Böse weiter gedeihen soll, sondern damit es endet. Allerdings – das ist meine eigentliche Anfrage an den Psalm: Hat Gott es wirklich nötig, von uns an seine Gerechtigkeit erinnert zu werden? Braucht er zum Vergelten unseren Rat? Oder müssen wir ihn erst „aufwecken“ wie einen saumseligen Richter, der sein Amt vernachlässigt? Wissen wir denn besser als Gott, wann Geduld noch Sinn macht, wann Vergebung dran ist – und wann prompte Vergeltung? Hier scheint mir der eigentliche Fehler des Psalmbeters zu liegen, dass er sich weniger gegen seinen Feind als gegen Gott vergeht. Der Feind hat's vermutlich verdient, dass der Beter ihm so grollt. Aber Gott hat nicht verdient, dass der Beter seiner Vorsehung misstraut und ihn zur Tätigkeit mahnt wie einen schläfrigen Wächter. Gott weiß längst, was jener Feind verbochen hat. Und ganz egal, ob er's ihm vergeben will, ob er ihm noch Zeit zur Umkehr gibt oder sofort zum Schlag ausholt: Gott wird auf jeden Fall das Richtige tun. Und er braucht dazu von Seiten des Beters keine fluchenden Ratschläge. Gottes Milde kam noch nie zu spät, und seine Strenge nie zu früh. Der Allmächtige weiß selbst, wann wem die Stunde geschlagen hat. Das Unrecht, das uns empört, empört ihn schon längst. Und sein Zorn ist wahrlich groß genug, dass wir ihn nicht noch anheizen müssen. Hätten wir einen Begriff von den göttlichen Strafen, die noch kommen, würden wir schwerlich danach rufen! Und außerdem geht es uns gar nichts an, wie Gott mit einem anderen Menschen zu verfahren gedenkt. Dürfen wir also die Schuld anderer aufdecken, wo doch Gott unsere eigene Schuld gerade erst zugedeckt hat? Voller Rachgier erhebt man Vorwürfe, als wäre Gott nicht im Bilde. Aber selbst wenn unsere Vorwürfe tausendmal berechtigt wä-

ren, stünde es einem Sünder doch nicht zu, vor Gottes Gericht die Rolle des Anklägers zu übernehmen, der für andere Menschen die Verdammnis fordert, der er selbst nur knapp entgangen ist. So darf ein Leidender vor Gott klagen – und muss dabei kein Blatt vor den Mund nehmen. Doch über den Täter richtet nicht das Opfer, sondern Gott allein. Und wenn wir es nicht schaffen, für unsere Feinde zu beten, wie wir das sollten, dann halten wir besser den Mund. Denn wenn Gott plant, sie morgen zu bekehren, in zwei Jahren, irgendwann später auf dem Sterbebett oder auch nie – was geht's uns an? So oder so wird Gottes Entscheidung richtig sein und pünktlich kommen. Sein Zorn brennt heiß genug – auch ohne dass wir ihn befeuern! Und wenn eines Tages das Gericht über unsre Feinde niedergeht, wird es besser sein, wenn wir ihren Untergang nicht herbeigerufen oder gefordert haben. Schweigen wir also. Und sparen wir uns die Flüche. Denn Gott weiß, was er tut. Und er hat nicht gesagt „die Rache fällt aus“, sondern „die Rache ist mein“.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Beruf und Berufung

Kennen Sie Menschen, die sich gern in fremde Zuständigkeiten hineindrängen, obwohl sie keiner „gerufen“ hat? Sie mischen sich in Dinge, die gar nicht ihre Sache sind, und geben Ratschläge, um die sie keiner gebeten hat. Sie ernennen sich selbst zu Experten auf fast jedem Gebiet und reißen an sich, was in die Verantwortung anderer fällt. Sie betätigt sich, wo sie gar nichts zu suchen haben. Und jeder ärgert sich darüber. Denn niemand hat sie mit dieser Aufgabe betraut. Sie sind fehl am Platze. Jemand muss es ihnen sagen. Und nicht immer gelingt das auf schonende Weise. Wir selbst aber – sind wir wirklich da, wo wir hingehören, und tun wir das, wozu wir berufen sind? Vielleicht haben sie sich die Frage noch gar nicht gestellt! Aber – sind sie da richtig, wo sie sind? Oder sind sie vielleicht „im falschen Film“ und leben ein Leben, das gar nicht ihres ist? Ich habe mich das durchaus schon gefragt, ob ich nicht der falsche Mann am rechten Ort bin, oder der rechte Mann am falschen Ort, oder der richtige an der richtigen Stelle – aber im falschen Jahrhundert! Vielleicht verpasse ich gerade das Leben, das ich anderswo führen sollte. Und so verstehe ich auch die jungen Menschen, die sich nach der Schule für ein Studium oder ein Beruf entscheiden müssen und dabei nichts falsch machen möchten. Denn wie schnell sind die Weichen gestellt! Eventuell bereut man es ein Leben lang! Für Christen kommt aber hinzu, dass sie nicht unterwegs sind, um nach eigenem Gutdünken den bequemsten Weg zu suchen, sondern ihr Leben vor ihrem Schöpfer verantworten, der für jeden Menschen einen Plan hat. Da möchte man natürlich die Lebensaufgabe erfüllen, die Gott einem zugedacht hat – und keine andere! Kann ich also sagen: Hier stehe ich, weil Gott mich hier hingestellt hat, und widme mich einer Aufgabe, mit der Gott mich betraut hat? Oder habe ich mir meine Stellung im Leben einfach selbst ausgesucht, weil sie gerade leicht zu erreichen war, und kein anderer sie haben wollte? Man wird zugeben, dass das einen Unterschied macht! Denn in Gottes Vorsehung ist für jeden eine Rolle vorgesehen. Und in die nicht hineinzufinden, wäre peinlich, weil ich mich dann unnütz hier herumgetrieben hätte, während ich anderswo gebraucht wurde und nicht da war! Ist also das, worum ich mich kümmern, wirklich mein Ding? Erfülle ich Pflichten, die mir mein Schöpfer zugewiesen hat, oder bloß solche, die ich mir selbst auflade? Bin ich in Gottes Auftrag unterwegs oder kenne ich meinen Auftrag vielleicht gar nicht? Freilich: die große Frage ist, woher der Mensch das eigentlich wissen soll, und woran er seinen Platz erkennen kann. Man möchte nicht „unberufen“ irgendetwas tun. Aber wie erfahre ich, was Gott mit mir vorhat? Leute wie Abraham, Mose, Jesaja und Josua bekamen direkte Anweisungen. Die Regel ist das aber nicht. Und so muss man auf die indirekten Hinweise achten, an denen es nicht fehlt:

1.

Einen ersten Hinweis darauf, wo ich sein sollte, gibt mir der Ort, an den ich ungefragt gestellt wurde. Denn Gottes Vorsehung greift lange bevor wir nach ihr fragen. Und so ist ein jeder schon durch seine Geburt in einer bestimmten Zeit, einem Land und einer Familie „verortet“. Gott würfelt uns nicht ins Dasein hinein, sondern platziert uns so, dass neben der Muttersprache und dem Geschlecht auch schon viele Bezugspersonen feststehen. Und ohne besondere Gründe muss ich nicht annehmen, dass Gott meine Lebensaufgabe auf der anderen Seite der Erdkugel vor mir „versteckt“ hätte. Vielleicht liegt sie wirklich dort – und dann wird er mir das zeigen. Doch ohne besonderen Anlass muss ich nicht in die Ferne schweifen, sondern darf bis zum Erweis des Gegenteils unterstellen, dass Gott mich da haben will, wo er mich durch meine Geburt hingestellt hat. Wer keinen Grund hat wegzugehen, hat einen Grund zu bleiben. Und ist er wirklich „falsch“, wird Gott ihn das merken lassen. Der Ausgangspunkt seines Le-

bens kann aber so verkehrt nicht sein. Denn den hat nicht der Mensch gewählt, sondern Gott. Und so hält es auch das Neue Testament für gut, wenn einer in dem Stand bleibt, in dem er berufen wurde (1. Kor 7,17). Nicht, weil der Sohn des Metzgers nicht Pianist werden oder der Einheimische nicht auswandern dürfte, sondern weil solche Veränderungen vor Gott wenig bedeuten. Nicht, ob wir „Besonderes“ oder „Gewöhnliches“ tun, ist vor Gott entscheidend, sondern dass wir dabei auf seinen Willen schauen.

2.

„Auf den Willen Gottes schauen“ heißt aber im zweiten Schritt, dass der Mensch mit seinen Pfunden wuchern und aus seinen Talenten das Beste machen soll. Denn die geistige und körperliche Grundausstattung, die mir der Schöpfer als Marschgepäck auf den Lebensweg mitgab, hat er nicht zufällig zusammen-gestellt, sondern hat sie auf meine Aufgabe zugeschnitten. Wenn also jemand mit Kindern umgehen kann oder hoch musikalisch ist, wenn er ein Sprachtalent oder ein begnadeter Bastler ist, dann hat er diese Gaben nicht mitbekommen, damit sie brachliegen, sondern damit er sie nutzt. Jesu Gleichnis von den anvertrauten Zentnern (Mt 25,14ff.) macht deutlich, dass Gott eines Tages Rechenschaft darüber fordert, ob wir unsere Kräfte sinnvoll genutzt haben. Und dass einer lebenslang tut, was er absolut nicht kann, wird nur selten Gottes Wille sein. Darum sind unsere Begabungen ein deutlicher Fingerzeig, dass wir sie nutzen sollen.

3.

Allerdings müssen wir gleich ergänzen, dass sie nicht zum eigenen Vorteil zu nutzen sind, sondern zum Vorteil unserer Mitmenschen. Denn wir haben unsere Gaben nicht bekommen, um uns selbst zu erhöhen, um unserem Glück nachzujagen oder durch Überlegenheit über andere zu herrschen, sondern wir sollen dienen. Jesus sagt: „Der Größte unter euch soll euer Diener sein“ (Mt 23,11; vgl. Mt 20,26). So ist es ein wichtiger Maßstab der Berufswahl, dass sich dieser Beruf als konkrete Gestalt der Nächstenliebe verstehen lässt. Und wenn sich ein Beruf so nicht verstehen lässt, kann man ihn gleich ausschließen. Denn wie uns das Gebot der Gottesliebe zum Glauben beruft, so beruft uns das Gebot der Nächstenliebe zur hilfreichen Tätigkeit für andere. Der Ehrgeiz des Technikers soll sein, seine Kunden auf die erdenklich beste Weise mit Technik auszustatten. Das Ziel des Lehrers muss sein, seinen Schülern optimal voran zu helfen. Und auch ein Unterhaltungskünstler darf nicht bloß für seinen Geldbeutel arbeiten, sondern sein vorrangiges Interesse muss sein, angestregten Menschen Entspannung und Freude zu schenken. Natürlich darf er davon auch leben. Denn ein Arbeiter ist seines Lohnes wert (Lk 10,7; vgl. 1 Kor 9,9). Doch in erster Linie wird ein Christ für andere arbeiten und wird fleißig sein, nicht um glücklich zu werden, sondern um glücklich zu machen. Nicht das Nehmen, sondern das Geben soll unsere größte Freude sein! Und auch das Paket unserer Talente und Fähigkeiten soll nicht etwa helfen, den Nachbarn zu überbieten, zu verdrängen und in den Schatten zu stellen, sondern ihm aufzuhelfen und für ihn einzuspringen, wo er etwas nicht hat oder kann. Ein Christ darf sich nicht als Zuhälter oder Wucherer, als Söldner, Heiratsschwindler oder Ausbeuter betätigen – denn was gegen Gottes Gebot geht, kann unmöglich eine Konkretion des Liebesgebotes sein. Geht man aber einem „anständigen“ Berufe nach, darf man auch den nicht durch eigennützige Gesinnung verderben. Denn die Liebe sucht nicht das Ihre (1. Kor 13,5). Und wer im Beruf trotzdem das Seine sucht (nämlich seinen Vorteil oder seine Absicherung), der wird auch als Krankenpfleger, Polizist, Entwicklungshelfer oder Sozialarbeiter das Ziel verfehlen. Denn was zählt, ist der Gehorsam gegen das Liebesgebot.

4.

Wer ist nun aber mein Nächster, den ich lieben und dem ich mit meinen Gaben dienen soll?

Wer viele Möglichkeiten hat, könnte da noch ratlos sein. Jesu Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10,25ff.) hilft aber insofern weiter, als es uns immer auf den verweist, der gerade blutend vor unseren Füßen liegt. Das heißt: In der Not selbst liegt schon der Auftrag. Und wo der Mensch mit einer Not konfrontiert ist, der er mit seinen Gaben abhelfen kann, da muss er nicht lange grübeln, ob er auch zuständig ist, sondern da hat ihn Gott selbst über seine Aufgabe stolpern lassen und hat ihn mit der Nase drauf gestoßen. Denn wo ein Mensch helfen kann, ist er auch zu helfen berufen. Und wenn genug Unheil vor seiner eigenen Tür geschieht, muss er nicht annehmen, seine wahre Aufgabe warte auf der anderen Seite des Globus auf ihn. Nein: Gott hat jenen Mann, der unter die Räuber fiel, nicht in weiter Ferne versteckt, damit der Samariter seine Aufgabe erst noch lange suchen soll. Sondern er hat ihm den Verwundeten vor die Füße gelegt, damit er das Nächstliegende tut. Und so muss ein junger Mensch, der nicht weiß, was er werden soll, nur drauf schauen, mit welchen Defiziten und Nöten ihn Gott konfrontiert. Gibt's dann schon genug Ärzte, muss er nicht auch noch einer werden, um mit den vorhandenen zu konkurrieren. Und um das, worum sich alle kümmern, muss er sich nicht auch noch kümmern. Es gibt aber zu jeder Zeit Probleme, denen sich keiner widmet. Es gibt Aufgaben, um die andere einen Bogen machen, weil da wenig zu verdienen ist. Hat aber jemand die nötigen Gaben, um so eine Lücke zu schließen, muss er auf keine Himmelsstimme warten, sondern darf sich der Sache annehmen und überzeugt sein, dass es Gott gefällt. Denn das ist es, was Paulus im Römerbrief einen „vernünftigen Gottesdienst“ nennt (Röm 12,1). Zur Nächstenliebe berufen erweist man sich als gehorsam, indem man zupackt. Man macht damit die eigenen Glieder zu Waffen der Gerechtigkeit (Röm 6,13). Man gebraucht seine Kraft im Sinne des Schöpfers, der sie gegeben hat. Man macht sich nicht wichtig, sondern macht sich nützlich. Man investiert sich selbst in eine gottgefällige Aufgabe und hat damit seinen Platz im Leben gefunden.

5.

Dass aber einer zu gar nichts Gutem berufen wäre und zu gar nichts taugte, kann man ausschließen. Denn, wie Luther sagte, ist doch jeder von uns in irgendeinem Stand (ist Mann oder Frau, Angestellter oder Vorgesetzter, Schüler oder Lehrer) und darf sich so berufen fühlen, das, was er ist, auf gute Weise zu sein. Eltern sind berufen, ihren Kindern gerecht zu werden. Kinder sollen versuchen, ihren Eltern gute Kinder zu sein. Und besäße einer gar nichts als nur einen Hund und eine Topfpflanze, hätte er schon dadurch die Berufung, ihnen in Liebe das Schuldige zu erweisen. Wer krank ist, kann immer noch für die beten, die ihn pflegen. Und wer durch Übermut gescheitert ist, kann sich zur Aufgabe machen, andere davor zu warnen. Unberufen oder entbehrlich ist aber keiner. Und es ist auch keine ehrliche Arbeit so banal, dass sie nicht durch die gute Haltung, in der man sie angeht, geadelt werden könnte. Wenn einer für den anderen nur ein Spiegelei brät, kann das doch – mit Liebe und Demut getan – ein „vernünftiger Gottesdienst“ sein! Darum sagt Luther, man dürfe nicht das Werk selbst ansehen (ob's groß oder klein, schwer oder leicht, angesehen oder verächtlich sei), sondern nur auf den Befehl und den Gehorsam müsse man schauen, der drin ist. Ist der recht, so ist auch das Werk recht – und wenn's so gering wäre, wie einen Strohalm aufzuheben. Ist aber weder Gehorsam noch Liebe drin, könnte einer die tollsten Dinge tun und sogar Tote auferwecken – und es wäre doch ein unrechtes und verdammliches Tun. Denn Gott schaut nicht auf den Glanz unserer Taten, sondern auf den Gehorsam im Herzen, ob wir einander dienen mit den Gaben, die wir empfangen haben, und darin „gute Haushalter“ sind „der mancherlei Gnade Gottes“ (1. Petr 4,10). Weiß einer trotzdem noch nicht, was er mit seinem Leben anfangen soll, muss er nur der goldenen Regel folgen (Mt 7,12) und sich selbst befragen: Wüsste ich einen, der so lustig ist, der sich mit Pflanzen auskennt und Wein im Keller hat – was wollte ich wohl, was der für

mich tut? Da fiele bald jedem etwas ein. Und wenn er nur dazu taugte, dass er andere zum Lachen bringt, so wäre eben das seine Berufung – und wäre wahrlich nicht die schlechteste. Was soll also der Unfug, dass Menschen meinen, ihr Leben sei leer und sinnlos? Im Grunde liegt's jedem vor der Nase, wozu er berufen ist. Und dass einer zu gar nichts berufen wäre, kommt in Gottes Ordnung nicht vor.

6.

Jeder kann die vier Orientierungspunkte abgleichen, die wir genannt haben: seine Verortung in der Welt, seine Ausstattung mit Begabungen, das Liebesgebot Gottes und die ihm begegnenden Nöte. Wenn nun aber jemand ruft: „Was ist denn mit meinen Neigungen? Soll man sich nicht auch an den eigenen Neigungen orientieren?“ – so habe ich das bewusst außen vor gelassen. Denn wenn's einen Menschen innerlich zu einer Tätigkeit drängt, die ihn fasziniert und fesselt, ist das noch kein Indiz einer Berufung, sondern es kann ihn sogar von seiner wahren Berufung ablenken. Auf den ersten Blick scheint das nicht wahrscheinlich. Denn wir entwickeln gewöhnlich eine Leidenschaft für das, was wir gut können. Und mit Leidenschaft und Ausdauer gelingen uns dann auch imposante Leistungen. Aber dass der Mensch auf einem Gebiet glänzen kann, heißt noch nicht, dass er sich dem auch widmen soll. Sondern solche Neigungen können uns ganz böse in die Irre führen. Manche neigen zu dem, was ihnen Bewunderung einträgt oder anderen Furcht einflößt. Manche neigen zu dem, was ihnen die Liebe des Publikums verschafft. Und manche neigen zu dem, was gerade der leichteste Weg ist. Doch in jedem dieser Fälle kann das Ergebnis etwas Gefährliches, Dummes oder auch Verbrecherisches sein, während das, was die Liebe fordert, oft nicht ruhmvoll ist, und das, was wirklich not tut, mir keinen Applaus einträgt. So muss man junge Leute durchaus davor warnen, einen inneren Drang, eine Leidenschaft oder die Faszination einer bestimmten Rolle schon unmittelbar mit ihrer Berufung gleichzusetzen. Denn die Aufgabe, mit der Gott sie betrauen will, kann schwer, hart und wenig verlockend sein – während sie das, worauf sie Lust haben, von ihrer wahren Lebensaufgabe bloß ablenkt.

7.

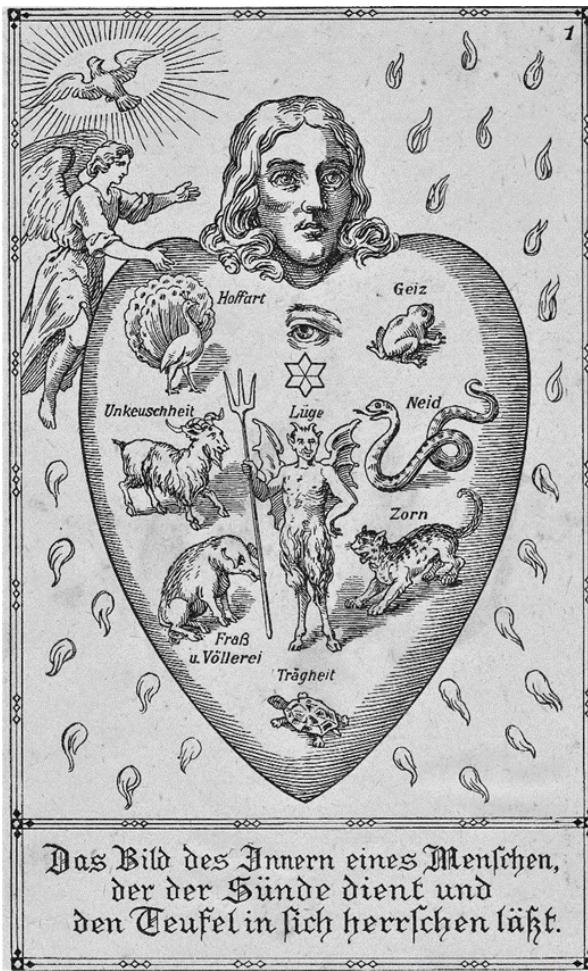
Es führt zu bitterem Erwachen, wenn man im Rückblick erkennt, nicht am rechten Ort gewesen zu sein. Denn ein falsch investiertes Leben kann man nicht nochmal von vorne beginnen. Und so gibt es überaus traurige Fälle, in denen die Berufung und der Lebensweg eines Menschen ganz schlecht harmonieren. Es ist tragisch, wenn jemand keine Gelegenheit bekommt, sein Talent zu entfalten. Und nicht in jedem Fall kann man sagen, der Betreffende hätte das selbst entschieden. Denn wieviele begabte Schriftsteller, Musiker, Dichter und Forscher haben ihre besten Jahre in Schützengräben vergeudet! Wieviele kluge Köpfe sind allein wegen äußerer Armut nie zu einer vernünftigen Ausbildung gelangt! Wieviele wurden durch gesellschaftliche Umstände in eine Rolle gezwungen, die sie nicht ausfüllen konnten! So mancher ringt mit Aufgaben, denen er nicht gerecht werden kann, während seine besseren Anlagen verkümmern. So mancher sagt: Was ich kann, wird hier nicht gebraucht, was hier gebraucht wird, kann ich nicht – und trotzdem muss ich bleiben! Es wird zur schweren Anfechtung, wenn sich ein Christ an Gottes Vorsehung wundreibt und dauernd das Gefühl hat, „fehl am Platze“ zu sein. Mit solchen Menschen muss man darüber reden, ob sie vielleicht nicht ihrer Berufung, sondern bloß einer Neigung gefolgt sind – oder ob Gott ihrem Dasein vielleicht eine noch unverstandene, ganz andere Bedeutung geben möchte. Angesichts solcher Kämpfe sollten die Übrigen aber umso dankbarer sein. Und jeder, den seine Lebensaufgabe weder quält noch überfordert, darf darin großen Segen erkennen. Denn was gibt's Schöneres und Beglückenderes, als sich einer sinnvollen Aufgabe zu widmen, der man auch gewachsen ist? Das ist großer Segen, wenn der Mensch gebraucht wird und mit seinen geistigen und leiblichen Gaben anderen wei-

terhelfen kann. Es ist eine Ehre, wenn er sich als Mitarbeiter in Gottes Werk fühlen darf und seine Rolle ausfüllt. Nichts schenkt solche Zufriedenheit! Und so lassen sie uns jedem helfen, der seine Berufung heute noch sucht und noch nicht weiß, wo er in Gottes Plan stehen soll. Gott helfe aber auch uns selbst, dass wir anpacken, was uns vor den Füßen liegt, und dort nicht fehlen, wo man uns braucht. Denn zur Arbeit sind wir geboren, zur Liebe bestimmt und in Gottes Welt gesandt.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Reinen Herzens sein

Ich habe mir vorgenommen, die sechste Seligpreisung zu behandeln, die da lautet „Selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen“ (Mt 5,8). Aber irgendwie bereue ich es schon. Denn bitte: was soll man über die Reinheit des Herzens sagen, wenn man kein reines Herz hat? Und wie soll ich erklären, was ich selbst nicht kenne? Ich unterscheide mich da kaum von anderen. Aber eben das ist das Problem. Denn wer von uns wäre „reinen Herzens“? Jesus lässt auf die Seligpreisungen sehr bald seine Antithesen folgen. Und da steht dann, was er mit „Reinheit“ meint. Es genügt ihm nicht, dass ich meinen Bruder nicht töte: nein! Ich soll ihm nicht mal zürnen. Es genügt ihm nicht, dass ich mir den Ehebruch verkneife: nein! Ich soll nicht mal daran denken. Es genügt ihm nicht, wenn ich etwas schwöre und das dann halte: nein! Sondern jedes meiner Worte soll so wahrhaftig und grundehrlich sein, dass es gar keines Schwures bedarf. Es genügt Jesus nicht, wenn ich im Vergelten Maß halte. Sondern statt Unrecht zu vergelten, soll ich die andere Wange hinhalten. Und es genügt ihm auch nicht, wenn ich meine Familie und meine Freunde liebe. Sondern gerade meine Feinde soll ich lieben, und die segnen, die mich verfluchen. Reinheit im Sinne Jesu bedeutet nicht bloß, das Böse zu unterlassen, sondern auf das Böse gar keine Lust zu haben. Es bedeutet nicht, neidische und gierige Impulse zu unterdrücken, sondern sie gar nicht erst zu verspüren. Und so verstehen sie vielleicht, warum ich vor dieser Anforderung kapituliere und mich für inkompetent erkläre. Denn jeden Tag kommt das vor, dass jemand etwas Dummes sagt oder tut – und ich mich schadenfroh darüber lustig mache. Jemand schneidet mich im Straßenverkehr – und schon habe ich ein hässliches Schimpfwort auf den Lippen. Kaum gelingt mir etwas, ertappe ich mich, wie ich stolz werde und mir etwas darauf einbilde. Und an bestimmte Menschen muss ich nur denken, da zeigt schon aufsteigender Groll, dass ich ihnen etwas nachtrage, worin ich unversöhnlich und selbstgerecht bin. Täglich drücke ich mich um unangenehme Aufgaben und erliege dabei meiner Faulheit. Und ständig erwische ich mich bei neidischen und missgünstigen Gedanken, die nur deshalb keinen Streit auslösen, weil die anderen meine Gedanken nicht lesen können. Wie gesagt – ich nehme nicht an, dass ich mich sonderlich von anderen unterscheide. Aber davon wird's nicht besser. Denn ganz egal wie selten sie ist – Jesus fordert echte Reinheit. Und von der sind wir meilenweit entfernt. Wer sich die folgende Grafik anschaut, wird spontan verstehen, was ich meine:



Auf den alten Bildern sind acht Hauptsünden in tierischer Gestalt zu sehen. Und als Hoffart, Unkeuschheit, Völlerei, Trägheit, Zorn, Neid, Geiz und Lüge erfüllen sie das herzförmige Innere eines Menschen. Daneben finden wir aber das Gegenbild der Reinheit – jenen Zustand nämlich, in dem die Taube des Hl. Geistes alle Laster aus dem Herz verdrängt und vertrieben hat. Nun kann man die Darstellung allzu drastisch finden, deprimierend, moralisierend oder sonstwie. Aber von der Hand zu weisen ist doch nicht, dass wir den zweiten Zustand anstreben sollten. Denn die reinen Herzens sind, werden Gott schauen – und die anderen eher nicht. Was machen wir aber mit diesem Befund, wenn wir im Herzen so einen ganzen Zoo von Lastern mit uns herumtragen? Zucken wir bloß mit den Schultern? Resignieren wir? Oder ärgern wir uns? Nun, für Menschen, die mir ähnlich sind, will ich einen sehr bescheidenen Weg beschreiben und einen ersten kleinen Schritt darauf gehen. Denn ich schlage vor (wenn wir all die Viecher schon nicht gleich loswerden), dass wir doch zumindest einen Anfang machen, indem wir lernen, mit ihrer Gegenwart zumindest nicht einverstanden zu sein. Na, das ist ja ein Held, werden sie sagen. Vertreiben soll er sie doch – und sein Herz reinfegen! Aber, Entschuldigung: für einen wie mich ist es schon mal ein Anfang, wenn ich jenen Tieren die Freundschaft kündige, statt sie zu füttern, sie zu streicheln und mit ihnen zu spielen! Es wäre natürlich besser, wenn ich sie mit einem Streich verjagen könnte. Doch sind sie mir von Kindesbeinen an vertraut. Sie tun auch so, als hätten sie Gewohnheitsrecht. Und meine eigenen Sünden wenigstens nicht mehr zu billigen und zu entschuldigen, wäre da schon ein erster Schritt. Ich sehe darin die Chance, mich innerlich zu distanzieren, damit jene Kröte und dieses Schwein wenigstens nicht sagen können, sie seien auf meinen Wunsch gekommen – und ich wäre ihr lieber Freund! Die Zuversicht aber, dass dieser Wechsel der Einstellung schon etwas bringt, verdanke ich dem mittelalterlichen Theologen Johannes Gerson. Denn der sagt, solange die Vernunft nicht in die Versuchung einstimme, gehe auch die Liebe zu Gott noch nicht verloren. Er sagt, solange der Wille in das Böse nicht einwillige, habe der Teufel nicht gesiegt. Und solange unreine Gedanken dem Menschen nicht zur Lust, sondern zur Last seien, würden sie ihm auch nicht als Sünde angerechnet. Denn so ist der Mensch von seinen Fehlern zwar noch nicht frei – sie sind noch da. Aber er reicht ihnen zumindest nicht die Hand und macht sie sich nicht willentlich zu eigen, sondern schämt sich der ganzen Viecher, erklärt sie für fremd und unerwünscht und weist ihnen die Tür. Deswegen gehen sie nicht gleich, o nein! Aber immerhin hat sich der Mensch, der sich nach Reinheit sehnt, von ihnen distanziert, hat ihnen die Freundschaft gekündigt und insofern Klarheit geschaffen, als er vor Gott bekundet, jedenfalls nicht mit Freude ein Sünder zu sein, sondern in stetem Bedauern. Wenn jemand meint, das sei doch viel zu wenig, gebe ich ihm sofort recht. Und wie leicht eine Lebenslüge draus wird, ist mir schmerzlich bewusst. Ein tiefer Wunsch nach Reinheit ist noch keine Reinheit – und kann sie auf Dauer auch nicht ersetzen! Aber für den, der gewohnt war mit diesen Tieren zu spielen, ist es ein Anfang, wenn er beginnt sie mit Abscheu zu betrachten. Der Bock, der Pfau und die Schlange bleiben trotzdem, was sie sind. Aber der Mensch, der sie verneint und verabscheut, steht doch nicht mehr im selben Verhältnis zu ihnen. Sondern er sieht sich selbst als Einwohner einer belagerten Stadt, in die der Feind von außen giftigen Unrat, Dreck und Brandpfeile hineinschießt. Er kann das nicht verhindern, denn der Teufel schleudert ihm böse Gedanken und Impulse über die Mauer in sein Herz hinein. Er will die belagerte Stadt damit vergiften, verschmutzen und in Brand setzen. Der Mensch ist vielleicht auch entsetzt über das, was er an lästerlichen, unreinen und gehässigen Ideen in sich vorfindet. Aber solange er sie nicht duldet und nicht aneignet, solange er die Brandpfeile des Feindes immer wieder auslöscht und den gefährlichen Schmutz hinaus zu fegen versucht – so lange rechnet ihm Gott den ganzen Dreck auch nicht an, sondern sieht, dass er sich als Belagerter doch immerhin um

Reinheit bemüht, so gut er kann. Denn wenn mein Haus offene Fenster hat, und jemand wirft mir Mist und Müll hinein – was kann ich dafür? Erst wenn ich die Dinge dulde und sie im Zimmer liegen lasse, mache ich sie mir zu eigen. Und erst dann, wenn ich mich damit anfreunde und arrangiere, wird Gott es mir vorwerfen. Denn dass ich in Versuchung gerate, ist in dieser Welt unvermeidlich. Und dass ich der Versuchung manchmal erliege, wird Gott kaum überraschen. Doch wenn ich heimlichen Spaß dran habe und gar nicht mehr dagegen kämpfe, sondern mich gar absichtlich in Versuchung bringe, weil ich ihr so gern erliege, dann ist das etwas völlig anderes. Denn dann wurde mir der Schmutz nicht durchs Fenster ins Zimmer geworfen, sondern es ist mein eigener, der von innen kommt. Und dann lässt Gott auch keine Ausreden mehr gelten. Denn wenn ich heute bloß um Vergebung bitte, um morgen wieder feste sündigen zu können, durchschaut Gott das und entzieht mir seine Gnade. Jenen aber, die wirklich gern rein wären, kann er nachsehen, dass sie es noch nicht sind. Und denen steht er auch tatkräftig bei. Denn Gerson hat Recht: Solange wir in die Versuchung nicht einstimmen, gehe auch unsere Liebe zu Gott nicht verloren. Solange unser Wille in das Böse nicht einwilligt, hat der Teufel nicht gesiegt. Und solange uns unreine Gedanken nicht zur Lust, sondern zur Last sind, werden sie uns auch nicht als Sünde angerechnet. So können wir zwar nicht verhindern, dass jene Tiere immer wieder eindringen und in unserem Kopf und Herz ihr Unwesen treiben: der eitle Pfau, die geizige Kröte, die neidische Schlange, der zornige Tiger, die träge Schildkröte, das verfressene Schwein, der unkeusche Bock und der Lügenteufel. Aber soviel muss bei einem Christen doch klar sein, dass er ihr Treiben nicht billigt, sondern verabscheut, sie nicht noch füttert, sondern bekämpft, und ihnen das Heimatrecht in seinem Herzen lebhaft bestreitet. Denn Gottes Wunsch und Absicht ist, zwischen der Person des Sünders und seiner Sünde zu unterscheiden. Langfristig will Gott die Person von ihren Lastern trennen, um die Laster zu verwerfen und die Person zu retten. Gott will uns bejahen, kann aber unser Böses nicht bejahen. Er will unser Böses verneinen, ohne uns zu verneinen. Doch diese Unterscheidung funktioniert nur, wenn der Mensch sie im Glauben mitvollzieht, und statt sich mit seinen Fehlern zu identifizieren, sich von ihnen distanziert. Und das heißt: ich kann mit Gott nicht einig sein, wenn ich mit ihm nicht einig bin in der Ablehnung meiner Sünde. Ich kann mit ihm nicht einig sein, wenn ich nicht verabscheue, was er an mir verabscheut. Ich kann mit ihm nicht einig sein, wenn ich seinem Urteil nicht recht gebe, mit dem er mein Böses verdammt. Und darum soll ich mit meinen Fehlern auch keinen Frieden schließen oder mich mit ihnen arrangieren.

Ich muss das so betonen, weil heute von Seiten psychologischer und esoterischer Lebensberatung das genaue Gegenteil empfohlen wird. Sie hören da ständig, dass sie sich mit all ihren Schwächen selbst annehmen und lieben sollen. Man ermutigt sie, dass sie sich ihre Fehler selbst verzeihen, auch mit ihren Schatten Frieden schließen und sich für nichts mehr schämen. Man empfiehlt ihnen, ihre dunkle Seite zu integrieren, weil sie angeblich zu ihnen gehört und zur ganzheitlichen Heilung bejaht, akzeptiert und ausgelebt werden muss. Man erklärt, dass die inneren Kämpfe erst aufhören, wenn man keinen Anteil der eigenen Person mehr ablehnt. Doch das ist Bockmist. Denn nach Jesu Wort sollen sie durchaus etwas an sich selbst hassen. Dasjenige nämlich, was Gott widerstrebt. Und wenn ihre inneren Kämpfe schon in diesem Leben aufhörten, würde das bloß bedeuten, dass sie geistlich bereits tot sind. Denn diesseits des Grabes erreichen wir keine Reinheit. Und also darf auch das Ringen um Reinheit nicht enden. Denn wenn wir uns mit dem anfreunden, was Gott an uns hasst, haben wir uns von ihm getrennt. Vergessen sie also bitte jene Lebensberater aus der Psycho-Ecke, die ihnen empfehlen, sich selbst samt ihren dunklen Seiten zu lieben und anzunehmen. Denn nicht alle Anteile ihrer Person sind es wert, ausgelebt zu werden. Fragen sie mal ihre Angehörigen – die

wissen das! Man schließt auch keinen Frieden mit dem, was die eigene Seele vergiftet. Und sich selbst zu vergeben, wenn Gott es nicht tut, ist reiner Unfug. Darum: schämen wir uns ruhig. Denn wer sich schämt, hat immerhin noch ein Gewissen! Und wer sich wehrt, ist noch am Leben! Unsere dunklen Seiten aber sind nicht dazu da, integriert, sondern überwunden zu werden. Und wenn das bedeutet, dass wir bis an Lebensende mit uns selbst in erbittertem Streit liegen, dann sind wir berufen, diesen Streit zu führen. Jesus sagt in der Bergpredigt, dass es besser sei, sich von einem Körperteil zu trennen, das uns in Versuchung führt, als zusammen mit diesem Körperteil in der Verdammnis zu landen. Und dasselbe gilt zweifellos von seelischen Anteilen unsrer Person. Denn wer wäre so närrisch, das zu hegen und zu pflegen, was ihn umbringt? So will ich nicht zu hoch greifen und von ihnen eine Reinheit fordern, die ich selbst nicht hinbekomme. Wie man „reinen Herzens“ wird, muss ihnen ein anderer erklären! Aber das sage ich deutlich, dass sie an sich selbst verwerfen sollen, was Gott an ihnen verwirft. Und dass sie – wenn sie schon nicht aufhören können, ein Sünder zu sein – wenigstens ein unfreiwilliger und widerstrebender, seine Lage betrauernder Sünder sein sollen. Gewiss können sie nicht verhindern, dass der Feind ihnen böse Gedanken eingibt. Aber sie können sie augenblicklich von sich weisen. Sie können nicht verhindern, dass sie böse Gelüste haben. Aber sie können sich dessen zumindest schämen. Sie können nicht verhindern, dass Hassgefühle in ihnen aufsteigen. Aber sie können Gott sofort bitten, sie wegzunehmen. Denn das ist nicht zu viel verlangt! Vielleicht können wir nicht durch eigene Kraft heraus aus unsrer Sünderhaut. Aber wer anfängt, sich darin wohlfühlen, hat sein Schicksal besiegelt. Darum: Lassen wir im Kampf nicht nach, bevor er wirklich beendet ist. Und hören wir nicht auf, Gott um jene Reinheit zu bitten, die wir selbst nicht hinbekommen – so wie es der Beter des 51. Psalms tut: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen, beständigen Geist. Verwirf mich nicht von deinem Angesicht, und nimm deinen Heiligen Geist nicht von mir“ (Ps 51,12-13).

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Einsamkeit

Es ist manchmal schön, allein zu sein. Denn da kann man tun, was einem gerade einfällt, ohne es erklären zu müssen. Wenn man allein ist, stellt keiner Fragen, und es trifft uns auch kein kritischer Blick. Niemand drängt uns sein Tempo auf, unterbricht unsere Gedanken oder verlangt Rücksichten. Man kann jedem Impuls spontan nachgehen und muss das nicht mit fremden Wünschen koordinieren. Darum ist es kein Wunder, dass mancher sich bewusst dazu entscheidet, allein zu sein. Selbst Jesus hat das oft getan, um in Ruhe zu beten! Doch einsam zu sein, ist etwas völlig anderes. Und es ist nichts, was der Mensch freiwillig wählt. Sondern zur Einsamkeit ist man verurteilt, wenn Kontakte abbrechen oder situationsbedingt nicht möglich sind. Allein zu sein, ist oft ganz prima! Aber einsam zu sein, ist eine Qual, die uns die Umstände auferlegen. Und wer es noch nicht wusste, erfährt in der Einsamkeit, wie sehr er als Mensch der Gemeinschaft bedarf und zur Gemeinschaft geschaffen ist. Denn wenn um mich herum keiner mehr ist, dem ich dies oder das bedeute – wer bin ich dann überhaupt? Und wenn ich zu keinem mehr eine Bindung habe – was hält mich dann? Ist jemand da, für den ich Sohn oder Vater sein kann, Lehrer oder Schüler, Helfer oder Konkurrent, so kann ich an dem Gesicht, das er mir zuwendet, ablesen, wer ich bin. Seine Reaktion ist der Spiegel, in dem ich mich erkenne. Und selbst wenn der Andere mich hasst, bestätigt das immer noch, dass ich für ihn relevant bin! Selbst als Abgelehnter spiele ich in seinem Leben eine Rolle und bin daher nicht nichts. Wir stehen in Beziehung – und wenn ich plötzlich fehlte, entstünde in seinem Leben eine Lücke. Mein Da-Sein oder Weg-Sein macht also einen Unterschied. Und wenn er sich gegen mich wendet, bin ich immer noch wichtig als die Instanz, von der er sich abgrenzt. Auch so werde ich gesehen und bin wer! Denn der eine braucht mich, weil ich über seine Witze lache, und er ohne Publikum kein Spaßvogel sein kann. Der andere braucht mich, weil er mir gern etwas erklärt und sich anders nicht klug vorkommen kann. Und der dritte könnte kein Rebell sein, wenn ich nicht repräsentierte, wogegen er rebelliert. Selbst die Krankenschwester, die mich pflegt, kann ihrer Berufung nur nachgehen, weil es mich als Kranken gibt. Was wäre denn auch ein Fremdenführer, wenn sich niemand von ihm führen ließe? Was täte ein Richter, wenn's keine Straftäter gäbe? Und wie liefe alles Mütterliche ins Leere, wenn da keine Kinder wären! So ist der einzelne Mensch nicht schon „an und für sich“ er selbst – und später kommen noch andere hinzu. Sondern der Einzelne ist, was er ist, nur im Bezug zu diesen Anderen. Und ohne denen etwas zu bedeuten, würde er nichts bedeuten. Er ist nicht „an sich“ schon da und in seinem Charakter bestimmt, bevor er zu anderen in Beziehung tritt. Sondern erst dadurch, dass er in einem größeren Beziehungsgefüge eine Rolle einnimmt, ist er jemand. Denn die Anderen bilden das Koordinatensystem, in dem er sich als ein unverwechselbarer Punkt positioniert. Ein Punkt hingegen ohne Koordinatensystem – ein unbestimmter, nicht verorteter, isolierter Punkt ohne Position und Bezugsrahmen – was wäre der überhaupt? Welchen Sinn hat es für einen Menschen, „Ich“ zu sagen, wenn's weit und breit kein „Du“ gibt? Und wer kann wichtig sein, wenn keiner da ist, der ihn wichtig nimmt? Welchen Sinn macht es, lieben zu können, wenn die Liebe keinen Gegenstand findet? Und was nützt es, reden zu können, wenn einem keiner zuhört? Welche Relevanz hat das eigene Dasein, wenn's nicht relevant ist für irgendwen? Ist da wirklich keiner, der uns vermisst, weil er seine Position in Bezug auf uns bestimmt, könnten wir genauso gut weg sein. Und darum fühlt sich ein Mensch in der Einsamkeit wie lebendig tot – und übertreibt damit kein bisschen. Denn eine gute Definition des Todes besteht darin, dass er vollendete „Beziehungslosigkeit“ ist. Der Tod kappt alle Verbindungen, in denen und von denen wir leben. Und Einsamkeit nimmt diesen

Zustand vorweg. Denn da stirbt man den sozialen Tod durch die Freunde, die man nicht hat. Ist es also ein Wunder, dass Einsamkeit so gefürchtet und so bitter erlitten wird? Sie besteht gar nicht darin, dass es um den Einsamen herum keine Menschen gäbe, sondern darin, dass er ihnen egal ist. Vielleicht begegnen ihm täglich Hunderte. Aber er ist ihnen gleichgültig, ist ihnen kein „Du“, sondern nur „der da“, ist nicht Person, sondern Gegebenheit, und wenn er fehlte, fehlte ihnen nichts. Damit aber versetzt die Einsamkeit den Einsamen in die Lage derer, die längst verstorben sind. Denn die vermisst ja auch keiner. Und darum ist die zunehmende Einsamkeit gerade alter Menschen ein vorweggenommenes Sterben. Je weniger andere noch da sind, denen der Mensch etwas bedeutet, desto mehr versinkt er in Bedeutungslosigkeit. Und verliert er mit dem Ruhestand seine berufliche Rolle, sind es immer weniger, die ihn wichtig nehmen. Der Kanarienvogel und der Dackel kompensieren das nur mäßig. Und so kämpfen manche gegen ihren Bedeutungsverlust, indem sie sich wichtig machen. Verzweifelt suchen sie Zuhörer, denen sie die Geschichte ihres Lebens als Ausweis ihrer Bedeutung erzählen könnten. Aber eben davon will keiner mehr wissen, bis der Mensch dann sterbend aus dem Koordinatensystem der Gemeinschaft ganz herausfällt und von der Nachwelt vergessen wird. Denn die hat genug damit zu tun, ihre eigene Bedeutung zu unterstreichen, indem sie alles Gestrige überbietet.

Was sollen wir aber aus alledem folgern? Zunächst ganz grundsätzlich, dass der Mensch von Gott als soziales Wesen geschaffen wurde und daher in freiwilliger oder aufgezwungener Isolation nicht sein kann, was er von Gott her sein soll. Schon im 2. Kapitel der Bibel sagt der Schöpfer rundheraus: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei“ (1. Mose 2,18). Der Mensch ist von vornherein so gedacht, dass er nur beim anderen zu sich selbst findet. Er soll sich nicht „selbst genug sein“, sondern gebend und nehmend in Beziehung stehen. Er soll es auch gar nicht als Defizit sehen, dass er die anderen braucht, sondern als Einladung zu wechselseitigem Wahrnehmen, Helfen und Lieben. Und man darf annehmen, dass Gott genau aus diesem Grund die Gaben und Talente so ungleich unter den Menschen verteilt. Jeder kann etwas, keiner kann alles. Und eben darum, weil die Menschen so verschieden und so mangelhaft sind, sind sie darauf angewiesen, einander zu ergänzen. Nach Gottes Willen sollen sie nicht bloß nebeneinander, sondern füreinander sein, so dass jeder Hilfe braucht und Hilfe gibt – und so auch jeder Einzelne von einem Netz der Beziehungen getragen wird. In diesem Netz ist niemand eine Insel – und soll es auch nicht sein! Macht er sich aber selbst dazu, oder isolieren ihn die Anderen, so ist das ein Verstoß gegen Gottes gute Ordnung, der sich bald rächt. Denn die Gesellschaft leidet dann am Symptom zunehmender Vereinsamung, wie wir das heute sehen: Menschen pflegen ihren Individualismus und nennen es „Selbstbestimmung“. Sie wollen nicht füreinander da sein und nennen es „Unabhängigkeit“. Sie zerreißen Familien und nennen es „Freiheit“. Immer mehr leben als Single. Sie vermeiden es sorgsam, Kinder zu bekommen, weil die einen dran hindern, um sich selbst zu kreisen. Und am Ende besteht die zersplitterte Gesellschaft nur noch aus „Einzelkämpfern“, die dabei nicht glücklich werden. Denn Gott hat es nun mal anders eingerichtet. Gelingendes Leben gibt es nur dort, wo einer nicht bloß „für sich“, sondern „für andere“ da ist. Nur der hat Bedeutung, der jemandem etwas bedeutet. Nur der ist wichtig, den ein anderer wichtig nimmt. Nur wer geliebt wird, ist nicht „austauschbar“. Der Vereinsamte hingegen, der bei keinem anderen zu sich findet, bleibt auch bei großem beruflichem Erfolg ein abstrakter Punkt ohne Koordinatensystem. Es lässt sich nicht wirklich angeben, wo er verortet und für wen er relevant ist. Und weil es wahre Liebe ohne Verbindlichkeit gar nicht gibt, verliert er auch noch die – und versucht dann vergeblich, menschliche Nähe durch Hautkontakt zu ersetzen. Wer einsam ist, sollte also nicht bloß beklagen, dass die Anderen ihn übersehen. Sondern er darf sich ruhig mal fragen, wie's denn

kommt, dass gerade er so einsam ist. Oft genug war er's nämlich selbst, der seine Freunde vergraulte, aus der Heimat floh und die Kinder verstieß. Wenn er aber auch anschließend niemandem die Hand reicht, keinen Anschluss sucht und sich mit niemandem vertragen kann – ist es dann ein Wunder, dass er einsam bleibt? Umgekehrt aber: Wie lieblos sind die Anderen, die jenen Einsamen links liegen lassen, bloß weil er vielleicht kauzig ist, allzu gesprächig oder anhänglich? Was besagt es über die gut „Integrierten“, wenn sie sich nur mit denen befassen, deren Gesellschaft ihnen etwas „bringt“, weil sie angenehm und lustig sind? Was besagt es, wenn die Traurigen und die Schwierigen in ihrem Freundeskreis keinen Platz haben? Und was besagt es, wenn sie stets Zeit finden zum Arbeiten, zum Feiern und für den Sport – aber nie Zeit finden für die alte Tante? Öffnen wir uns etwa nur für die, die uns etwas geben, und verschließen uns vor denen, die uns etwas kosten? Ausreden gelten da nicht, denn nie zuvor war es so einfach, Kontakt zu halten, anzurufen, zu mailen oder vorbei zu fahren. Nie war Deutschland so dicht besiedelt wie heute. Doch dem Einsamen fehlen nicht einfach Menschen. Es fehlen ihm Menschen, die ihn anerkennen und achten. Seine Einsamkeit ist unabhängig von der Anwesenheit noch so vieler Leute, wenn die der Meinung sind, dass er sie nichts angeht. Und solange der Einsame nur dabeisteht, ohne dazu zu gehören, nützt ihm die Menschenmasse gar nichts. Darin aber, dass sie so viele allein lässt, stellt sich unsere Gesellschaft ein Armutszeugnis aus und bestärkt den Verdacht, dass in ihr nur zählt, wer dafür zahlt. Denn die grassierende Einsamkeit ist nicht naturgegeben. Sie entsteht unmittelbar aus Egozentrik. Und die ist nicht etwa das Wesen des Menschen, sondern ein Teil seines Unwesens. Egozentrik ist die Selbstabschließung gegen den Menschen, der uns, und dem wir, etwas bedeuten könnten. Und während die Jungen und Starken das noch leicht mit „Selbstbestimmung“ verwechseln, spüren die Alten, wie schnell man ins Abseits gerät, wenn in der Gesellschaft alle um sich selbst kreisen. Mit zunehmendem Alter lichtet sich unser Beziehungsnetz. Und viel zu spät wird uns klar, wie oft wir im Leben versäumten, der Freund zu sein, der wir hätten sein können. Jene, die wir nicht so wichtig fanden, nehmen dann auch uns nicht wichtig. Und wer am Ende niemandem mehr etwas bedeutet, weiß auch nicht mehr, wer er ist. Ob er da ist oder nicht, macht nur noch für ihn selbst einen Unterschied. Damit ist der Einsame sozial und seelisch bankrott. Und soweit er zu lieben versäumte, ist er's sogar zurecht, weil es zu seiner Bestimmung gehört hätte, liebend Bindungen einzugehen. Der Mensch ist da anders als ein materielles Ding, das bloß aus seinen Teilen besteht! Wenn ich einen Korb voller Äpfel habe und einen Apfel herausnehme, bleibt der Apfel ganz derselbe. Denn was er ist, verdankt er nicht der Interaktion mit anderen. Wenn ich aber einen Menschen aus seiner Familie herausnehme, bleibt er nicht derselbe. Denn was er für die anderen war, kann er in der Isolation nicht mehr sein. Mit anderen Worten: Es ist eine Grundkonstante des Menschseins, dass wir ohne einander nicht wir selbst sein können. Wir müssen dazu am Leben anderer teilhaben – und sie an unserem teilhaben lassen. Und wir können auch unsere Identität nicht beschreiben, ohne biographisch unsere Geschichte mit „den Anderen“ zu erzählen. Wenn wir „Ich“ sagen, meinen wir damit den zentralen Punkt im Geflecht unserer Beziehungen. Und ohne diese Beziehungen wäre unser „Ich“ nicht mehr dasselbe. Wir brauchen das „Du“, um uns selbst zu finden, wie wir einen Spiegel brauchen, um unser eigenes Gesicht sehen zu können. Und darum ist es für den Einsamen so schrecklich, übersehen zu werden. Denn sein Gesicht reflektiert sich dann nirgendwo. Er vergisst, wie er aussieht. Und mit dem Kontakt zu den Anderen kommt er sich selbst abhanden. Freilich, eine Einschränkung darf ich machen. Denn dem Gläubigen bleibt auch in der Einsamkeit seine wichtigste Beziehung erhalten. Ein Christ ist lebend wie sterbend niemals ohne Gott. Und egal was kommt, bedeutet er doch jederzeit noch das, was er Gott bedeutet. Christus gedenkt der Seinen. Er nimmt sie wichtig. Und ob sie es nun spüren oder nicht:

er ist auch immer da. Er lässt die Seinen nicht aus seiner Hand fallen, sondern fügt sie ein in die Gemeinschaft seines Leibes, nämlich der Kirche. Und so ist ein Christ in Wahrheit nie einsam, sondern kommt sich höchstens so vor. Er ist nie verlassen, sondern fühlt sich nur, als wenn er's wäre. Denn das maßgebliche Gegenüber seines Lebens kann ihm niemals verloren gehen. Das Angesicht Gottes bleibt ihm zugewandt! Und so gibt es zumindest den Ewigen, der ihn weiterhin kennt, wenn die Welt ihn vergessen hat. Unser himmlischer Vater ist „ein Gott, der die Einsamen nach Hause bringt“ (Ps 68,7). Er ist „nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden“ (Mt 22,32). Er ist bei uns „alle Tage bis an der Welt Ende“ (Mt 28,20). Und dessen dürfen wir uns trösten! Das entbindet uns aber nicht von der Pflicht, hier und heute den Einsamen beizustehen. Denn am Willen unseres Schöpfers besteht da kein Zweifel: Ein „Mensch“ zu sein, heißt ein „Mitmensch“ zu sein! Wir sind von Gott zu den Anderen gesandt! Gerade die „Abgehängten“ sind uns anbefohlen! Und wir dürfen keinen von ihnen zurücklassen, bloß weil er nervt und seltsam riecht. Denn wenn wir nach unseres Lebens Lauf stolz die Ziellinie erreichen, ist damit zu rechnen, dass Gott uns nach jenen fragt, die auf der Strecke blieben! Darum: Nehmen wir sie besser mit! Wenden wir uns den Einsamen zu. Und erfahren wir es ganz nebenbei als einen Segen, dass wer zu den Einsamen geht, dabei auch selbst nicht vereinsamen kann.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Menschenwürde

Die „Menschenwürde“ ist in aller Munde. Und man trifft auch keinen, der seine Würde gern verlöre. Würdeloses Benehmen stößt uns ab. Und wenn jemand „menschenunwürdig“ behandelt wird, protestieren wir. Das Grundgesetz sagt sogar, die Würde des Menschen sei „unantastbar“, sie dürfe nicht verletzt werden. Und alle sind sich darin einig! Nur worin sie eigentlich besteht, diese Würde, das sagt einem keiner. Und wenn man nachfragt, kommt nur der Hinweis, es habe sehr viel mit Selbstbestimmung zu tun. Man hört, allein selbstbestimmtes Leben sei menschenwürdiges Leben, denn erst der autonome Gebrauch der Freiheit mache den Menschen zum Menschen. Und unsere Gerichte folgern daraus neuerdings, jeder Mensch dürfe sich umbringen, weil der Versuch ihn zu hindern seine Selbstbestimmung und somit seine Würde beschränkte. Ein höheres Gut als Autonomie scheint es gar nicht mehr zu geben. Und viele empfinden auch dementsprechend, dass es für sie ganz unwürdig sei, fremdbestimmt zu werden. Schon wenn sie krankheitsbedingt auf Hilfe angewiesen sind, erleben sie das als schwere Kränkung. Sie meinen, abhängig zu sein, nähme ihnen die Würde. Aber stimmt das? Ist wirklich nur selbstbestimmtes Leben „menschenwürdig“? Mir scheint da ein großes Missverständnis vorzuliegen. Und man kann es leicht durchschauen. Denn einerseits gibt es viel fremdbestimmtes Leben, das in Würde gelebt wird. Und andererseits kann man gerade durch Selbstbestimmung seine Würde verlieren. Der erste Punkt dürfte jedem einleuchten, wenn er an Säuglinge denkt, an geistig schwer Behinderte oder an pflegebedürftige Senioren mit Demenz. Denn mit deren Selbstbestimmung ist es nicht weit her. Und doch spricht ihnen niemand die Würde ab. Ein Säugling ist auf sich gestellt nicht lebensfähig. Die Autonomie eines geistig schwer Behinderten hat sehr enge Grenzen. Und wer am Ende seines Lebens mental abbaut, kann seinen Willen vielleicht nicht mal mehr artikulieren. Andere treffen für ihn Entscheidungen. Und er selbst kann froh sein, wenn er noch seine Ausscheidungen kontrolliert – viel mehr ist es nicht. Und doch: wenn solche Menschen gut und liebevoll gepflegt werden, leidet dann etwa ihre Würde? Und wenn eine Krankheit sie ans Bett fesselt, leben sie dann „würdelos“? Das wird doch wohl niemand behaupten! Der Grad ihrer Autonomie tendiert vielleicht gegen Null – von freier Selbstbestimmung kann keine Rede sein. Und doch: wenn diese Menschen menschlich behandelt werden, bleibt auch ihre Menschenwürde gewahrt. Den umgekehrten Fall gibt's aber ebenso häufig. Denn wir erleben oft genug, dass sich gesunde Mensch bei voller Selbstbestimmung um die eigene Würde bringen und sich komplett „autonom“ bis auf die Knochen blamieren. Im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte nutzen sie ihre Freiheit, um peinliche und würdelose Dinge zu tun. Doch davon, dass sie „selbstbestimmt“ ihre Würde verspielen, wird's kein bisschen besser. Stellen wir uns die Frau vor, die einem Mann hinterherläuft und um seine Liebe bettelt, obwohl er sie verachtet, verhöhnt und schlägt. Oder denken wir an den Vater, der sich vor den Augen seiner Kinder betrinkt und sich völlig gehen lässt. Erinnern wir uns an jenen feigen Kapitän, der als erster von seinem havarierten Schiff ins Rettungsboot sprang und die Passagiere zurückließ. Oder betrachten wir eine ältere Frau, die in knappen Kleidern körperliche Reize zur Schau stellt, die sie altersbedingt schon längst nicht mehr hat. Vielleicht fällt uns auch der stolze Moralist ein, der in seinem Hotelzimmer mit Kokain und Prostituierten angetroffen wurde. Sie alle verhalten sich unwürdig! Dass sie dabei aber „selbstbestimmt“ handeln, macht es nicht besser, sondern nur noch schlimmer. Sie blamieren sich ganz ohne fremde Hilfe und müssen sich trotzdem schämen. Was also hat Selbstbestimmung mit Würde zu tun? Offenbar doch recht wenig! Denn beides stimmt: Man kann weitgehend fremdbestimmt dennoch in Würde leben. Und man

kann durch freie Selbstbestimmung seine Würde verspielen. An der Autonomie liegt's also nicht. Und das ist gut so. Denn wenn die menschliche Würde daran hinge, dass einer frei über sich selbst verfügt und ihm alle Menschenrechte vollumfänglich gewährt werden – dann hätten in der Vergangenheit all die leibeigenen Knechte und Mägde dieser Welt nie in Würde gelebt. Vor der Emanzipation hätte überhaupt nie eine Frau in Würde gelebt. Und solange Könige herrschten, auch kein einziger ihrer Untertanen. Die mental Zurückgebliebenen hätten dann allesamt unwürdig gelebt. Und die, die unfreiwillig starben, wären auch alle würdelos gestorben. Denn wenn uns jede Abhängigkeit die Würde raubte, kämen wir zu solchen Folgerungen! Doch, mal im Ernst: Kann man nicht auch in Würde abhängig sein und seine Selbstachtung dabei wahren? Nur Gott allein ist „autonom“! Dem Menschen hingegen sind Grenzen gesetzt. Seine Selbstbestimmung endet spätestens dort, wo die des Nachbarn anfängt. Und es ist keine gute Idee, das gleich als Kränkung aufzufassen. Ich schlage darum vor, noch einmal neu anzusetzen und den Begriff der Würde anders zu verstehen. Denn ursprünglich hat er mit Selbstbestimmung gar nichts zu tun. Sondern sprachgeschichtlich hängt die „Würde“ mit dem Begriff des „Wertes“ zusammen. Es ist sprachlich dieselbe Wurzel. Und das macht Sinn. Denn ein „Wert“ ist eben das, was „gewürdigt“ werden will. Und was immer man „würdigt“, würdigt man um seines „Wertes“ willen. „Würdigen“ heißt, einen Wert anzuerkennen und jedes Ding mit der seinem Wert entsprechenden „Wertschätzung“ zu behandeln. Mehr ist also nicht gemeint als Ehre zu geben, wem Ehre gebührt, und keine Ehre dem, dem keine gebührt. Auf einen anderen Menschen bezogen folgt daraus, dass man seine Würde wahrt, wenn man ihn als das behandelt, was er ist: indem man nämlich den Menschen „menschlich“ behandelt. Und seine Würde verletzt man, wenn man ihn stattdessen wie ein Ding, wie ein Tier oder einen bloßen Kostenfaktor, wie ein Lustobjekt, wie Menschenmaterial oder Kanonenfutter behandelt. Auf die eigene Würde bezogen folgt aber, dass man auch den eigenen Wert nicht in Wort oder Tat dementieren darf, indem man sich für etwas hergibt, wofür sich der Mensch „zu schade“ sein sollte. Denn ganz allgemein geht Würde verloren, wo man das Wertvolle in der eigenen oder in einer fremden Person niederen Zwecken unterwirft. Man stellt die Person damit auf eine Stufe, auf die sie nicht gehört. Man benutzt sie, wie ein Vergewaltiger sein Opfer benutzt – nämlich als bloßes Mittel zum Zweck. Und wo ein Mensch sich selbst dazu bereit findet, benutzt zu werden, käuflich zu sein oder unterwürfig wie ein Wurm, da erniedrigt er sich selbst. Denn leider kann man die eigene Person nachhaltiger entehren, als es ein anderer je vermöchte. Ein Mensch kann weniger in sich sehen, als er ist, und dann einwilligen, sich und seine Gaben unwürdigen Zielen zu unterwerfen. Als Betrachter fragt man sich, ob der denn keine Selbstachtung hat! Wenn sie ihm aber wirklich fehlt, ist das nicht nur traurig und schändlich. Sondern es berührt auch direkt sein Verhältnis zu Gott. Denn woher hat der Mensch denn jenen Wert, den es zu würdigen gilt? Woraus leitet er sich ab? Tatsächlich können wir ihn nicht auf die menschliche Vernunft oder Freiheit zurückführen, denn beide sind (und waren immer) sehr begrenzt. Vielmehr ist der Schöpfer die Quelle unseres Wertes, weil er uns dazu bestimmt, seine Ebenbilder zu sein. Und das eines Menschen nicht würdige Gebaren kollidiert mit diesem von Gott verliehenen Wert. Es ist Gottes Setzung, die man da mit Füßen tritt! Denn ob's einer nun weiß oder nicht: der Schöpfer beruft ihn dazu, Gottes geliebtes Kind zu sein. Das ist eines jeden Menschen wahre Bestimmung. Und die gilt es in der eigenen wie in der fremden Person zu würdigen, auch wenn vielleicht von geistiger Gesundheit oder äußerer Freiheit keine Rede sein kann. Es ist nicht erst die Autonomie, die den Menschen zum Menschen macht. Sondern es ist Gottes Absicht, mit ihm einen Dialog zu führen. Der Höchste schuf den Menschen zum vertrauten Umgang mit dem Höchsten – der Würdigste verlieh uns diese Würde! Denn Gott will mit uns eine Beziehung pflegen, die er so mit Pflanzen oder Tie-

ren nicht haben kann. Und selbst wenn der Mensch diese seine Würde mit Füßen tritt, bleibt sie der gottgegebene Maßstab, an dem er gemessen wird. Denn die Berufung zum Ebenbild Gottes schütteln wir niemals ab. Und wenn's uns auch genügte, auf einer niederen Stufe zu existieren (wie die „Made im Speck“ vielleicht), so genügte es Gott noch lange nicht. Denn er sieht mehr in uns. Und schon um seineswillen sollte es uns fern liegen, Leib oder Seele zu prostituieren, sondern ganz im Gegenteil: weil wir wissen, dass Gott uns liebevoll an sein Herz drücken will, sollten wir uns beizeiten ein sauberes Hemd überziehen. Und weil wir zugleich wissen, dass Gott unsere Mitmenschen in dieselbe innige Gemeinschaft beruft, können wir natürlich auch sie nicht niederen Interessen unterwerfen. Denn in jedem Menschen, den wir verachten, schänden wir, was unserem Erlöser kostbar ist. Der sagt im Neuen Testament: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40). Und muss man sich da schon wundern, dass Gott uns kleine Menschen so wichtig nimmt, staunt man umso mehr über das, was der 1. Petrusbrief der Gemeinde sagt: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, dass ihr verkündigen sollt die Wohltaten dessen, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht“ (1. Petr 2,9; vgl. auch Mt 19,28; 1. Kor 6,2; Ps 8,5-7). Das ist eine wahrhaft schwindelnde Höhe in die uns Gott erheben will! Und wir kommen uns überhaupt nicht geeignet vor. Doch Gott sieht mehr in uns, als wir momentan sehen. Und wenn es sein Plan ist, mit uns Gemeinschaft zu haben – wie könnten wir da einwilligen, auf einer tieferen Stufe stehen zu bleiben, für die Gott uns nicht vorgesehen hat? Da würden wir tatsächlich „unter Niveau“ leben! Denn dafür, dass wir dem eigenen Bauch dienen, Besitz anhäufen und vor dem Fernseher verblöden, hätte uns Gott nicht so besonders begaben müssen. In Wahrheit schenkte er uns Bewusstsein, damit wir ihn erkennen und verstehen. Er schenkte uns Verstand, damit wir sein Wort hören und begreifen. Und er schenkte uns die Sprache, damit wir seinem Ruf in Lob und Dank antworten können! Wenn wir die kostbaren Gaben aber zweckentfremden, dann ist das, wie wenn man eine Perlenkette benutzt, um einen Müllsack zuzubinden, oder einen massiv goldenen Topf nimmt, um faules Gemüse drin zu kochen. So gibt sich der Mensch für das Falsche her und vergeudet sich an Banales. So kitzelt er bloß seine eigenen Gelüste – und niedere Impulse, über die er herrschen sollte, herrschen über ihn. So verkennt er die Würde, zu der er geschaffen ist! Doch Gott sei Dank wird sie dadurch nicht verloren, sondern nur verschüttet. Man kann sie jederzeit wieder ausgraben und bewusst machen. Denn der zu würdigende Wert des Menschen kam ja von Anfang an nicht vom Menschen her, sondern von dem Gott, der ihn schuf. Und folglich beruht die Menschenwürde nicht auf den Leistungen des Einzelnen, sondern stets auf Gottes liebender Zuwendung zu ihm. Diese Würde kann auch durch große Fehlleistungen nicht verloren gehen. Denn sie gründet nicht in uns, sondern in Gott. Und wer sich das klar macht, versteht auch, wodurch sich echte Würde von Hochmut oder Dünkel unterscheidet. Denn wahre Würde hat nichts damit zu tun, dass einer die Nase hoch trägt und mit ernstem Gesicht herumstolziert – nein! Mit überheblichem Getue fallen bloß die auf, die sich anmaßen, andere Menschen durch irgendwelche Leistungen zu übertreffen. Die wahre Würde dagegen fragt gar nicht nach vermeintlichen Leistungen, sondern ist einfach das Bewusstsein des Wertes, den Gott mir zuerkennt. Da bildet sich der Mensch gerade nicht ein, Gottes Wertschätzung verdient zu haben. Er sieht aber voller Dankbarkeit, dass sie dennoch da ist! Und so kann er sich seiner Würde sehr bewusst und dennoch im besten Sinne demütig sein – während ein dünkelhaft stolzer Narr von Demut nichts wissen will. Tatsächlich kann man viel Würde zeigen, ohne dabei im Geringsten überheblich zu sein, wie man umgekehrt auch sehr überheblich sein kann, ohne Würde zu besitzen. Denn bei der wahrhaft menschlichen Würde geht's nicht um das, was wir meinen, aus uns selbst gemacht

zu haben, sondern um das, was Gott in uns sieht und aus uns zu machen gedenkt. Der Grund unserer Würde liegt nicht in uns, sondern in Gott! Nur seine besondere Beziehung zu uns ist es, die uns über Stein, Gras und Wurm erhebt. Niemand kann sich etwas drauf einbilden, weil niemand etwas dazu beitrug. Und hinsichtlich der Würde hat auch keiner dem anderen etwas voraus. Wenn einem Menschen aber klar geworden ist, wie liebevoll Gott sich ihm zuwendet, wird er bald versuchen, dieser besonderen Berufung zu entsprechen, und wird ganz von selbst alles unwürdige Gebaren unterlassen, das sich mit seiner Gottesbeziehung nicht verträgt. Weil so einer Gott hat, muss er sein Herz nicht an Irdisches hängen oder seine Seele an irgendwen verkaufen. Und weil Gott mit ihm reden will, füllt er seinen Mund auch nicht mit Lästerei, Bosheit oder Spott. Weil Gott ihn verewigen will, muss er nicht Angst haben, in seinem kurzen Leben etwas zu verpassen. Und weil Gott es gut mit ihm meint, verschwendet er seine Hingabe auch nicht an irdische Güter und Idole. Weil Gott ihn erhebt, hat er's nicht nötig, andere unter sich zu treten. Und weil es Gott nicht gefällt, vergiftet er weder sich noch andere mit Hass, Neid oder Gier. Weil Gott die Wahrheit ist, gibt sich dieser Mensch nicht für Lügen her. Und weil er von Gottes Vergebung lebt, gönnt er dieselbe Vergebung auch jedem anderen. Weil Gott für ihn sorgt, muss er sich nicht korrumpieren lassen oder auf Kosten anderer leben. Und weil Gott auf ihn schaut, handelt er jederzeit so, dass er es vor Gott verantworten kann. So findet dieser Mensch dann Frieden in dem Bewusstsein, dass Gott für ihn da ist – und er für Gott. Von Gott begnadet zu sein, macht ihn innerlich ruhig und frei. Und weil Gottes Liebe doch schon da ist, will er sich ihrer wenigstens ansatzweise würdig erweisen, damit sich Gott seines Kindes nicht schämen muss. Das ist ein schönes Ziel! Darum: versuchen wir immer mehr das zu werden, was Gott in uns sieht. Entsprechen wir dem, wozu er uns berufen hat. Lassen wir uns auf die höhere Stufe erheben, auf der Gott uns sehen will. Und achten wir dabei den Wert unseres Mitmenschen genauso wie den eigenen. Denn so gefällt es unserem Gott, der Würde hat und Würde verleiht – und barmherzig auf uns schaut.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Macht

Sind sie mächtig? Haben sie Macht? Viele winken da gleich ab und sagen: „Ach, mit meiner Macht ist es nicht weit her. Ich bin ja in keiner Leitungsfunktion und habe wenig zu sagen. Ich verfüge weder über viel Geld noch über Einfluss.“ So schreibt der „Normalbürger“ die Macht eher „denen da oben“ zu, den Politikern und Wirtschaftsbossen. Und er merkt auch gleich an, dass ihnen die Macht offenbar den Charakter verdirbt. Doch so ganz ehrlich ist das nicht. Denn Macht hat viele Formen. Und auch die sogenannten „kleinen Leute“ verstehen sehr gut mit ihrer Macht zu spielen. Wenn die Mutter ein ungezogenes Kind durch Liebesentzug bestraft oder mit ihrem Partner nicht mehr redet, übt sie Macht aus – sie „macht Druck“. Und wenn im Freundeskreis einer klüger ist als die anderen und sie zu etwas überredet, übt er Macht aus mit schlagfertigen Argumenten. Auch als kleines Rädchen im Getriebe einer großen Firma kann man Dinge verhindern, indem man Dienst nach Vorschrift leistet, sich ein bisschen dumm stellt oder Informationen zurückhält. Um solche Macht auszuüben, braucht man nicht unbedingt ein Leitungsamt oder Befehlsgewalt. Manchmal genügt eine spitze Bemerkung, eine Indiskretion oder ein verbindliches Lächeln. Folglich spielen wir alle das Spiel mit der Macht. Und wir könnten es auch gar nicht lassen. Denn Macht ist die Möglichkeit, etwas zu bewirken. Und ohne diese Möglichkeit wäre kein Leben denkbar. Um zu überleben, muss ich auf die Welt um mich herum Einfluss nehmen. Und Wollen allein nützt nichts, wenn der, der will, nicht kann. Wer gar nichts mehr kann, ist tot – oder wird es bald sein. Darum geht's gar nicht ohne Macht. Doch wo kommt sie eigentlich her? Es ist uns meist nicht bewusst. Aber alle Macht hat ihren Ursprung in Gott und ist eigentlich seine Macht. Wir als Geschöpfen verfügen nur deshalb über Macht, weil der Schöpfer etwas von seiner Macht mit uns teilt und uns an seinen Kräften Anteil gibt. Unserem Bedarf angemessen verleiht Gott uns Macht, damit auch wir etwas sein und etwas bewirken können. Und so lässt sich Schöpfung als ein Prozess der Ermächtigung beschreiben. Denn ohne die von Gott verliehene Kraft und das Vermögen zu wirken, könnte sich kein Geschöpf im Dasein halten. Die Gazelle hat die Macht der schnellen Beine. Der Löwe hat die Macht der scharfen Zähne. Und dem Menschen ist die Macht des Verstandes gegeben. So viel Macht muss aber jedes Geschöpf haben, dass es sich zumindest seiner Nahrung bemächtigen und vor Feinden fliehen kann. Die Ohnmacht – als Zustand „ohne Macht“ – würde sonst sehr schnell zur Vorstufe des Todes! Und so ist Gottes Schöpfung nicht nur an sich selbst eine „Macht-Tat“ ohnegleichen. Sondern sie besteht auch darin, dass Gott seine Macht mitteilt. Gott verwirklicht seine unbegrenzten Möglichkeiten, indem er auch den begrenzten Geschöpfen Möglichkeiten einräumt. Der Schöpfer hat Freude daran, dass auch wir schöpferisch wirken! Er verleiht uns dazu die nötige Kraft und Macht. Und schon daraus ist zu entnehmen, dass Machtgebrauch an sich nichts Schlechtes sein kann – und Schwäche keine Tugend. Denn Macht ist nichts Böses. Die Macht, mit der Gott uns ausstattet, darf man nicht verteufeln. Und dass sie Menschen korrumpieren kann, ist nicht ihr Fehler, sondern ist den üblen Neigungen des Menschen zuzuschreiben. Ihm deswegen aber alle Macht wegzunehmen, wäre keine Lösung. Denn hilflos zu sein macht einen Menschen moralisch nicht besser. Und wer sich reflexhaft auf die Seite der Schwachen stellt, steht damit nicht automatisch auf der richtigen Seite. Denn Macht an sich ist weder gut noch böse, sondern verstärkt bloß den bösen oder guten Willen, der sich ihrer bedient. Mächtig zu sein ist folglich keine Auszeichnung oder Ehre. Es ist aber auch keine Schande. Denn ohne Macht bewirkt man nichts – und folglich auch nichts Gutes. Dem Schöpfungsauftrag, die Erde zu bebauen und zu bewahren, kann der Mensch ohne Macht nicht Folge leisten. Und dem Bösen in der Welt ist allein mit guten Wor-

ten auch nicht Einhalt zu gebieten. Der anarchistische Schlachtruf „keine Macht für niemand“ ist daher genauso sympathisch wie sinnlos. Denn Macht ist in ihrem Ursprung eine gute Gabe Gottes. Der Schöpfer gibt uns daran teil, damit wir mächtig dem Leben dienen. Warum geraten die Mächtigen dann aber so schnell in dem Ruf, schlechte Menschen zu sein? Es hat sicherlich mit Neid zu tun. Aber natürlich auch mit der Angst vor der Willkür dessen, der seine überlegene Macht missbrauchen und zum Despoten werden kann. Ein Sünder mit viel Macht ist auch mächtig im Sündigen – darüber gibt jedes Geschichtsbuch erschreckende Auskunft! Und wenn ein Mächtiger die Gottesgabe der Macht selbstsüchtigen Zwecken unterwirft, wird aus ihr ein Werkzeug der Unterdrückung und des Unrechts. Die Bibel sieht dieses Problem ganz klar. Sie macht sich über den Menschen nicht die geringsten Illusionen. Und so steht sie der Herrschaft von Menschen über Menschen durchaus kritisch gegenüber (vgl. Ri 9,8-15). Denn wenn Gott der Ursprung aller Macht und selbst der Herr ist über seine Geschöpfe – wie kann sich dann ein Mensch dazu aufschwingen, über Seinesgleichen zu bestimmen, als hätte er sie geschaffen? Ist alle Macht Gottes Macht, wie kann sich ein Mensch anmaßen über andere zu herrschen, ohne damit in Gottes Recht einzugreifen? Die Autorität eines solchen Herrschers muss sofort mit Gottes Autorität in Konkurrenz treten. Denn eigentlich kann nur der Schöpfer seine Schöpfung regieren. Nur Gott steht es zu, Gottes Volk führen! Und das ist tatsächlich der Grund, weshalb Israel ganz lange keine Könige hatte, keine staatlichen Strukturen und kein stehendes Heer. Das von Gott erwählte Volk fühlte sich einfach nicht berechtigt, sich selbst einen Herrscher zu geben. Es war gewohnt, von denen geführt zu werden, die Gott direkt und unmittelbar dazu auserwählt. Denn wie könnte sich Gottes Volk einem Herrscher beugen, der nicht „von Gottes Gnaden“ herrscht? So werden Mose und Josua unmittelbar von Gott berufen (2. Mose 3,9-10; Jos 1,1). Die Richter (jene charismatischen Führer der vorstaatlichen Zeit) werden von Gott „erweckt“ (Ri 2,16-19). Und auch Saul und David werden noch von Gott selbst „zum König ersehen“ (1. Sam 9,15-17; 1. Sam 16,1ff.). Erst bei Salomos Amtsantritt wird's undurchsichtig, weil Menschen beginnen ihr Intrigenspiel zu spielen (1. Kön 1,1ff.). Doch da ist Israels Königtum auch schon im Abstieg begriffen. Und die Mehrzahl der dann folgenden Herrscher ist dem Gott nicht treu, der allein ihre Macht hätte legitimieren können. An den Sünden dieser Könige zeigt sich bald, dass Israel den Bund gebrochen hat. Und infolgedessen geht's dann auch zu wie in Shakespeares Königsdramen oder in der heutigen Politik. Denn ist die Macht erst mal abgetrennt von Gott, ihrem Ursprung und ihrer Quelle, zeigt sich auf erschreckende Weise, dass jene, die am eifrigsten nach der Macht streben, sie keinesfalls besitzen sollten, während die anderen, die gegen ihre Versuchungen besser gerüstet wären, sich nur bedingt für Macht interessieren. Die sich begierig nach Leitungsämtern drängen, sind charakterlich meist nicht geeignet, sie auszuüben. Da sie aber jeden Preis zu zahlen bereit sind, gelangen sie trotzdem an die Macht. Und ist die erst mal aus dem Zusammenhang mit Gott gelöst, verselbständigt sich der Drang zur Macht – und sie wird zur Droge. Karrieristen erstrebt sie dann um ihrer selbst willen und fragen nicht mehr, wozu sie eigentlich gegeben war. Als Machthaber vergessen sie die Ideale, um derentwillen sie die Macht einst anstrebten. Sie verantworten sie auch nicht mehr vor Gott. Und bald klammern sie sich nur noch deshalb an ihre Ämter und Vollmachten, weil sie so schwer zu bekommen waren. Sie dienen der Macht, statt mächtig zu dienen. Und immer sägt einer am Stuhl des anderen. Ein Schuft stürzt den nächsten und klebt dann selbst an seinem Thron, bis irgendein junger Kerl ihn herunterzerzt, um wiederum ein schlimmerer Tyrann zu werden als der Alte. Da kann man schon auf die Idee kommen, die Macht selbst sei das Problem, und alle Herrschaft gehörte abgeschafft! Man wendet sich mit Grausen von den Machtgierigen und Herrschsüchtigen und wünscht sich, dass niemand mehr über irgendwen regierte! Doch interessanter Weise zieht die Bibel keine Kon-

sequenzen dieser Art. Sie kennt viele scheußliche Beispiele des Machtmissbrauchs. Und doch finden wir – auch im Neuen Testament und bei Jesus – keine Kritik der Machtausübung an sich. Despotismus und Gewalt werden selbstverständlich verworfen, aber keineswegs die Hierarchie als solche (Mk 10,42-43; Lk 3,14). Sondern (zur Enttäuschung aller großen und kleinen Revoluzzer) werden hierarchische Strukturen im Neuen Testament vorausgesetzt und ausdrücklich bejaht. Denn dass Macht ausgeübt wird, sieht die Bibel nur als Problem, wenn sie schlecht gebraucht und nicht als Gabe Gottes vor ihm verantwortet wird. Nach den Haustafeln des Neuen Testaments (Eph 5,21-6,9; Kol 3,18-4,1; 1. Petr 2,13-3,7) ist Christus der Herr des Mannes. Und der Mann seinerseits steht über seiner Frau. Die Frau regiert wiederum Kinder, Knechte und Mägde. Und so geht das hinunter bis zum Vieh. Da hat immer einer Macht über den anderen. Die Abstufung und Gliederung der Gesellschaft wird im Neuen Testament aber gar nicht als empörend oder schändlich empfunden, weil darin alle gleich sind, dass sie sich nach oben hin verantworten müssen und nach unten hin zu Fürsorge verpflichtet sind. Je höher die Stellung der Person, je höher ist auch der Anspruch, an dem sie gemessen wird. Und wer dem nicht gerecht wird, dem nützt es gar nichts, dass er vielleicht König war, wenn er ein schlechter König war. Machtlos zu sein, ist so gesehen keine Tragödie. Denn Macht, die man nicht besitzt, kann man auch nicht missbrauchen. Aber große Macht gehabt und sie nicht richtig eingesetzt zu haben – das ist im nachhinein eine quälende Last. Denn bei allen Unterschieden muss sich doch jeder in seinem Stand verantworten. Und so steht ein Knecht viel besser da, der über wenigem treu gewesen ist, als ein großer Herr, der sich in seiner Machtfülle charakterlich überfordert zeigt. Die Machtstellung, über die einer verfügt, ist nicht schon „an sich“ als Wert zu sehen, sondern erst in der Verbindung mit Tugend wird sie zu einem Wert. Genau wie Intelligenz oder Reichtum verpflichtet auch die Macht den damit Begabten zum rechten Gebrauch. Und auf jeder Stufe der Hierarchie ist der Mensch schuldig, Gott Rechenschaft zu geben, über die ihm anvertraute Macht – ob er damit nämlich im Sinne des Schöpfers und zum Wohle der ihm Untergebenen gehandelt hat. Maßgeblich ist dabei, ob man mit dem Pfund seiner Macht recht gewuchert hat. Und in dieser Hinsicht unterscheidet sich die Magd gar nicht von der Königin. Denn gemessen wird man nicht daran, wieviel Macht, Herrschaft und Gewalt man besitzt, sondern was man damit anstellt. Der Wert eines Menschen hängt nicht daran, ob er in der Hierarchie „oben“ oder „unten“ steht, sondern daran, ob er dort, wo er steht, seiner Verantwortung vor Gott gerecht wird. Und so muss man aus Glaubensgründen auch nicht dagegen rebellieren, dass Menschen Macht über Menschen haben. Das Neue Testament tut das jedenfalls nicht. Denn Macht, im Dienste göttlichen Rechts ausgeübt, ist durchaus kein Problem, sondern ein großer Segen – und ist von Gott gewollt (Röm 13,1-7; Mt 22,15-22). Oder sollten wir den treuen und gerechten Herrschern etwa wünschen, dass sie in Schwäche fallen? Das wäre nicht schlau. Denn es liegt in unserem Interesse, dass die Guten in der Welt mächtig sind. Und wenn ihre Macht dem Bösen wehrt, tut sie genau, was sie soll. Um eben das zu bewirken, ist sie von Gott gegeben. Und problematisch wird Macht nur dort, wo man sie von dieser guten Bestimmung ablöst und eigenen Zwecken dienstbar macht. Statt ein gutes Mittel zum Zweck zu sein, wird sie dann zum Selbstzweck. Und statt Gottes Weisungen folgend das Recht zu fördern, behauptet man, Macht sei an sich schon Recht – nämlich das „Recht des Stärkeren“. Da wird Macht natürlich zum Brandbeschleuniger für alle schlechten Neigungen der menschlichen Natur! Da schwingt sich dann einer ungerufen zum Herrn über die anderen auf. Und statt dankbar von Gottes Gnade zu leben, will der Mensch durch seine Machtfülle Gott gleich werden. Gierig nach Macht versucht er alle Bedingungen seines Daseins in die eigene Hand zu bekommen. Und bald glaubt er auch alles zu dürfen, bloß weil er es kann. Der Sünder wendet die von Gott anvertraute Macht gegen Gott selbst, fühlt sich stark genug, ihm

die Gemeinschaft aufzukündigen –und geht daran verdienstermaßen zugrunde. Denn gegen Gott zu streiten, ist der sicherste Weg, um sich selbst zu vernichten. Wenn Machtmissbrauch aber nicht bloß ein Problem „der oberen Zehntausend“ ist, sondern durchaus unser aller Problem – was hilft dagegen? Ich denke, wir sollten uns auch in dieser Hinsicht am Beispiel Jesu orientieren. Denn niemand hat Machtfülle und Demut überzeugender kombiniert als er. Jesus demonstriert, wie man groß sein kann, ohne andere klein zu machen, und wie man Stärke zeigt, ohne aufzutumpfen. Oder bezweifelt jemand, dass Gottes Sohn der mächtigste aller Menschen war? Ihm gehorchen alle Dämonen, und ihm gehorchen sogar der Sturm und die Wellen. Ein Wort Jesu genügt, um Tote aufzuerwecken, um Engelsheere aufzubieten, Wasser in Wein zu verwandeln, Verbrecher in den Himmel zu heben und Steine in Brot zu verwandeln. Jedes seiner Wunder zeigt, wie in diesem Mann die ganze Fülle der göttlichen Allmacht wohnt, die alles kann, was sie will! Und doch nutzt Jesus seine Machtfülle nicht anders, als um zu dienen, und tut alles, was er tut, in völligem Konsens mit seinem himmlischen Vater. Jesus trumpt nicht auf. Und obwohl er der Größte ist, macht er niemanden klein und drückt mit seiner Macht niemanden an die Wand, sondern erhebt die Gefallenen aus dem Staub. Selbst wenn er streitet, ist seine Liebe noch mächtig, und seine Macht voller Liebe. Stets hemmt sie das Böse und fördert das Gute. Nie setzt Jesus seine Macht zur eigenen Ehre ein. Er widersteht dieser Versuchung (Lk 4,5-8!). Und so bietet Jesus den besten Anschauungsunterricht, den man haben kann, um den eigene Machtgebrauch kritisch zu prüfen. Denn wie eingangs gesagt, verfügen wir alle über Macht. Und entscheidend ist nicht, ob die uns groß oder klein vorkommt, sondern was wir damit machen. Egal ob wir Wirtschaftsimperien regieren oder nur einen Kanarienvogel versorgen – alle Macht, die wir ausüben, kommt von Gott (Joh 19,10-11). Und wenn wir sie von dieser ihrer Wurzel trennen und sie zweckentfremden, um damit bloß den eigenen Vorteil zu suchen, werden wir das vor Gott verantworten müssen. Oft ist uns viel mehr in die Hand gegeben als wir denken! Das aber gut einzusetzen, sollte unser vorrangiges Anliegen sein. Darum müssen wir nicht beten, Gott möge uns mächtiger machen – vielleicht wäre das gar nicht gut! Die vorhandene Macht aber recht zu gebrauchen, darum können wir ihn bitten. Und den Spielraum, den wir haben, sollen wir dann auch nutzen, um die Welt – so weit unser Vermögen reicht – besser zu machen. Dabei ist nicht wichtig, ob unser Platz in der Gesellschaft oben oder unten ist, sondern dass wir ihn gut ausfüllen. Nicht die Träumerei muss uns beschäftigen, was wir mit großer Macht täten, wenn wir sie hätten – sondern die Überlegung, wie wir vorhandene Macht zum Guten nutzen können. Fällt uns aber wirklich große Macht zu, vergessen wir besser nicht, von wem wir sie haben, sondern bitten Gott um Weisheit, dass er uns lehrt, mit dieser Macht segensreich zu wirken: zu seiner Ehre nämlich, und zum Nutzen aller, für die wir Verantwortung tragen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Das Gewissen

Das Gewissen ist eine seltsame Sache. Jeder kennt es – zumindest in der Form des „schlechten“ Gewissens. Und jeder legt auch Wert darauf, ein Gewissen zu haben. Denn man möchte nicht als „gewissenlos“ gelten. Wer aber beschreiben soll, wie sein Gewissen funktioniert, findet nicht gleich eine Antwort. Denn die Erfahrungen sind sehr verschieden. Bei manchen Menschen regt sich das Gewissen schon, wenn sie den Müll nicht richtig trennen. Andere aber verursachen ihren Mitmenschen schweres Leid – und schlafen trotzdem gut. Einige haben eine seltsame Freude daran, ihre Gewissensnöte vor anderen auszubreiten. Und andere behaupten, ihr Gewissen sei arbeitslos, weil sie sich nie etwas zu Schulden kommen ließen. Der Erste schämt sich schon, wenn er gegen seinen Diätplan verstößt. Und der Zweite entdeckt sein Gewissen immer erst, wenn er erwischt wurde. Der Dritte nimmt sich furchtbar übel, was er bei anderen verzeihlich findet. Und der Vierte dreht das herum, indem er sich selbst erlaubt, was er an anderen scharf kritisiert. Da werden sehr unterschiedliche Maßstäbe mit verschiedener Strenge gehandhabt – von kulturellen Prägungen ganz zu schweigen. Und dennoch finden wir keine noch so entfernte Kultur, in der man die Grunderfahrung nicht teilte: Wenn unser Gewissen erst mal redet, ist es nicht leicht wieder zum Schweigen zu bringen, sondern es spricht dann mit unerbittlichem Ernst und sorgt dafür, dass wir unsere Sünden zumindest nicht mehr genießen können. So ist es für alle Menschen „Ehrensache“, ein Gewissen zu haben. Und trotzdem wär's uns lieber, nichts davon zu spüren. Denn sobald sich unser Gewissen regt, ist etwas nicht in Ordnung. Philo hat das schon vor 2000 Jahren treffend ausgedrückt. Er sagte: „Das jeder Seele angeborne und in ihr wohnende Gewissen, das nicht gewohnt ist, etwas Unrechtes zuzulassen, das nur den Hass gegen das Schlechte und die Liebe zur Tugend kennt, ist Ankläger und Richter zugleich; wenn es einmal geweckt ist, tritt es als Ankläger auf, beschuldigt, klagt an und beschämt; als Richter hinwiederum belehrt es, erteilt Zurechtweisung, mahnt zur Umkehr; und hat es überreden können, dann ist es erfreut und ausgesöhnt, konnte es das aber nicht, dann kämpft es unversöhnlich und gibt Tag und Nacht keine Ruhe, sondern versetzt unheilbare Stiche und Wunden, bis es das elende und fluchwürdige Leben vernichtet hat.“ Unser Gewissen ist demnach ein innerer Gerichtshof, der unablässig über unseren moralischen Zustand verhandelt, und in dem wir selbst zugleich Angeklagter, Ankläger, Richter und Verteidiger sind. Der Ankläger im Gewissen richtet kritische Blicke auf unser Leben und Handeln. Er vergleicht, was er sieht, mit den Normen, deren Geltung wir anerkennen. Und wo unser Leben von diesen Normen abweicht, schlägt er Alarm. Das schlechte Gewissen verfolgt uns dann. Und wenn wir es nicht wieder beruhigen können, zieht es unsere Stimmung weit herunter, zerstört unsere Selbstachtung und bringt uns um den Schlaf. Ja, das Gewissen ist ein merkwürdiges Tribunal, in dem ich ein Mitwisser meiner eigenen Geheimnisse bin und mir erbitterte Vorwürfe mache, während ich mich als Verteidiger auch gleich wieder vor mir selbst in Schutz nehme. Und mancher leidet sehr unter den inneren Kämpfen, die er da austrägt. Denn der ständige Abgleich von Sollen und Sein kann zermürben. Er kostet Kraft. Und dennoch kenne ich keinen, der sein Gewissen für entbehrlich hielte. Denn es gehört zu den wichtigen Alarmsystemen, mit denen die menschliche Natur ausgestattet ist: Fehlt uns Nahrung, so rührt sich der Hunger. Wird unser Leib verletzt, warnt uns der Schmerz. Und handeln wir falsch, so schlägt uns das Gewissen. Vielleicht schauen wir dann mit Neid auf die Tiere. Denn wenn ein Wolf seinen Instinkten folgt, plagt er sich anschließend nicht mit Vorwürfen. Ein Tier nimmt sich nicht übel, wenn es seinen Gelüsten nachgegeben hat! Und trotzdem: Auch wenn wir's als Menschen schwerer haben, sind wir doch zugleich stolz, unsere Verantwortung

zu kennen und in bewusster Weise unsere Pflicht zu tun. Ist das Gewissen also ein moralisches Steuerungsinstrument, das nur der Mensch hat, weil nur er es braucht? Ist das Gewissen ein angeborener ethischer Orientierungssinn? Ja, das wird uns im Neuen Testament ausdrücklich bestätigt. Denn so wie uns Gott Sinneszellen mitgegeben hat, mit denen wir „warm“ und „kalt“ unterscheiden, so hat er uns auch mit einem seelischen Organ ausgestattet, das „gut“ und „böse“ unterscheiden kann. Wenn unser Gewissen optimal funktioniert, wird es wirklich „Gottes Stimme“ sein, die wir im Inneren vernehmen. Und selbst wer nur ungern auf sie hört, kann das Gefühl der Verantwortung nicht ganz leugnen. Denn auch wenn er frech das Böse tut, weiß er doch insgeheim, was das Gute wäre. Und selbst wenn Nicht-Christen von den biblischen Geboten nie gehört haben, ist ihnen ein rudimentäres Wissen um Gottes Forderung doch angeboren. Paulus sagt ausdrücklich, dass auch die Heiden, „die das Gesetz nicht haben, doch von Natur tun, was das Gesetz fordert“, und damit beweisen, „dass in ihr Herz geschrieben ist, was das Gesetz fordert, zumal ihr Gewissen es ihnen bezeugt, dazu auch die Gedanken, die einander anklagen oder auch entschuldigen...“ (Röm 2,14-15). Und folglich kann sich niemand darauf hinausreden, man habe ihn über den Unterschied von Gut und Böse nicht ausreichend informiert. Wahr ist allerdings, dass der Mensch all das Gute, womit Gott ihn ausstattet, zu korrumpieren vermag. Und so können wir auch unser Gewissen derart abstumpfen, dass es nicht mehr funktioniert. Denn es gehört zu den Folgen des Sündenfalls, dass sich unser Gewissen immer wieder vergeblich heiser schreit, während wir uns die Ohren zuhalten, um seine nervige Stimme nicht hören zu müssen. Selten bringt einer sein Gewissen damit gänzlich zum Schweigen. Aber es entspricht doch einer Messerklinge, die man sowohl schärfen als auch abstumpfen kann. Schon als Kind verinnerlichen wir Werte, die uns vorgelebt werden, und wissen sehr bald, worüber Vater und Mutter sich freuen – und worüber sie bedenklich die Stirn runzeln. Als Kind internalisieren wir diese moralischen Instanzen und verfeinern damit das angeborene Sensorium. Wenn Eltern aber selbst keinen moralischen Kompass besitzen und darum willkürlich mal das eine und mal das andere fordern, ist das entsprechend schädlich. Und natürlich können später auch Ideologien unser Gewissen an falsche Normen binden. Politisch gesteuerte Medien versuchen es zu manipulieren. Und im Krieg kann das Gewissen durch brutale Gewöhnung alle Sensibilität verlieren. Im schlimmsten Fall wird dort, wo eigentlich Gottes Stimme laut werden soll, etwas ganz anderes implantiert. Und Abstumpfung erledigt den Rest. Denn Sünden, die wir beim ersten Mal noch schrecklich finden, fühlen sich beim dritten Mal schon gar nicht mehr wie Sünden an. Und je länger wir der Stimme unseres Gewissens keine Beachtung schenken, desto leiser wird sie. Die abgestumpfte Klinge schärft sich nicht von selbst. Und weil das Gewissen seine Normen nicht selbst hervorbringt, sondern bloß ihre Einhaltung überwacht, kann es nur auf die Weise wiederhergestellt werden, dass wir unsere innere Stimme mit dem abgleichen, was Gottes Stimme äußerlich in der Bibel sagt. Gottes Wort ist der Schleifstein und der Wetzstahl, den wir dazu brauchen! Denn schließlich ist Gott die Autorität, der unser Gewissen Geltung verschaffen soll. Und so erfährt es die beste Schulung, wenn wir unsere Gedanken, Worte und Taten mit Gottes Augen ansehen und sie aus seiner Perspektive bewerten. Denn wo das unterbleibt, sorgt die Gewöhnung an diese verkehrte Welt bald dafür, dass uns die Maßstäbe verrutschen: Wir vergleichen uns dann nicht mehr mit Gottes hohen Erwartungen, sondern nur noch mit den anderen Halunken, die „auch nicht besser sind“. Und wir haben dann durchaus nicht mehr „im Gefühl“, was gut und was böse ist, sondern die Normalität des Falschen korrumpiert unser Empfinden, bis wir aus Gottes Wort wieder neu erfahren, an welchen Punkten die Alarmglocke unseres Gewissens läuten müsste. Denn unser Gewissen tritt zwar als Ankläger in eigener Sache auf – und ebenso als Richter. Es beansprucht aber nicht, auch noch selbst der Gesetzgeber zu sein, sondern legt stets die Nor-

men zugrunde, die der Mensch als gültig anerkennt. Unser Gewissen setzt die Normen nicht, sondern beobachtet nur, ob unser Verhalten den geltenden Normen genügt. Es schreibt nicht vor, sondern kontrolliert bloß die Einhaltung des Vorgeschiedenen. Es will keine Gesetze schaffen, sondern die geltenden im Leben durchsetzen. Und so ist das Gewissen eines Christen dann wirklich „gefangen durch Gottes Wort“. Luther gebrauchte diese Wendung 1521 in Worms, um auszudrücken, weshalb er seine Lehre nicht widerrufen konnte. Er wusste sich schlicht durch das Zeugnis der Heilige Schrift „bezwungen“. Sie band sein Gewissen so, dass er es unmöglich von Gottes Wort lösen konnte. Und wollte so ein Mensch auf äußeren Druck hin doch gegen sein Gewissen handeln, würde daraus niemals Gutes erwachsen. Denn wo wir die uns leitende Autorität relativieren, kommt unser Urteilsvermögen insgesamt ins Schwimmen – wie wir es heute in der Gesellschaft sehen. Entweder meint der Mensch dann, ihm sei alles erlaubt. Oder er unterwirft sich Forderungen, die nicht von Gott kommen. Wir treffen einerseits Menschen, die es mit der Wahrheit und der Treue nicht genau nehmen – und diesen Verlust von Hemmungen auch noch als „Freiheit“ loben. Und wir treffen andererseits Menschen, deren Gewissen sich falschen Normen unterwirft, und die sich darum plagen, im Sinne eines Schönheitsideals oder einer Leistungsideologie „toll“ oder „erfolgreich“ zu werden. Die einen bemühen sich gar nicht mehr. Und die anderen tun's an der falschen Stelle. Die erste Gruppe hat die Stimme ihres Gewissens abgewürgt. Und die zweite hört den falschen Text. Wenn man ihnen aber nahelegt, den moralischen Kompass neu zu justieren – warum stößt man auf so heftigen Widerstand? Wir müssen darüber nicht lange rätseln. Wir wissen recht gut, was die Menschen befürchten. Sie haben Sorge, dass die Stimme eines geschärften Gewissens sie endlos nerven und ihnen den Frieden rauben würde. Und man kann das nachvollziehen. Denn keiner mag es, wenn sein Gewissen mit erhobenem Zeigefinger hinter ihm herläuft und ihm den Spaß verdirbt. Je sensibler unser Gewissen reagiert, je besser wir es an Gottes Wort geschult und geschärft haben, desto eher wird es uns mit Vorwürfen quälen. Je besser es funktioniert, desto höher sind seine Ansprüche und umso rascher macht es uns unglücklich. Doch – wer will das schon? Man sieht schließlich, wie viele ihrem inneren Schweinehund regelmäßig Auslauf verschaffen, wie sie damit gut durchkommen und auch noch fröhlich sind – während andere vor lauter Korrektheit zum Griesgram werden! Die Gewissenhaften ziehen sich mit Selbstvorwürfen selbst herunter, ohne dass sie deswegen zu Heiligen würden oder sonst viel davon hätten. Scheint es da nicht gesünder, das eigene Gewissen klein zu halten? Wir haben nun mal den Wunsch, mit uns zufrieden zu sein. Und das Gewissen wird leicht zur lästigen Gouvernante! Vielleicht beginnen wir, seine Stimme regelrecht zu hassen – und erschrecken, weil's ja Gottes Stimme ist, die in uns laut wird – und wir dann faktisch Gott hassen! Wie aber finden wir Frieden? Etwa durch faule Kompromisse? Das Nächstliegende ist, durch einen möglichst unanfechtbaren Lebenswandel die Forderungen des Gewissens zu erfüllen. Denn wer sich wenig zu Schulden kommen lässt, bietet wenig Angriffsfläche. Und danach zu streben, ist nicht verkehrt. Denn auch Paulus sagt, er übe sich, allezeit vor Gott und den Menschen ein unverletztes Gewissen zu haben (Apg 24,16). Er überlegt sorgfältig, was seinem Gewissen gut tut – und auch dem der anderen (vgl. 1. Kor 10,23-33). Anschließend setzt er um, was er als richtig erkannt hat. Und so darf er dann sagen, er sei sich – im Sinne bürgerlicher Gerechtigkeit – keiner Schuld bewusst. Doch kennt Paulus die Abgründe der eigenen Natur viel zu gut, als dass er sich dabei beruhigen könnte. Er hat sich zwar wenig vorzuwerfen, betont aber, darin sei er nicht gerechtfertigt, weil schließlich nicht er, sondern der Herr über ihn richtet (1. Kor 4,4). Und so sucht er seinen Frieden letztlich nicht in einer Form bürgerlichen Anstands, sondern sucht seinen Frieden in Christus. Denn nicht das bringt unser Gewissen zur Ruhe, wenn wir seinen Anklagen gute Werke entgegensetzen und uns damit selbst rechtfertigen.

Sondern das schafft Ruhe, wenn wir allen Anklagen Christi Werk entgegenhalten, durch das Christus uns rechtfertigt. Nicht unsre eigene Gerechtigkeit bringt das Gewissen zum Schweigen, sondern die Gerechtigkeit Christi, die uns zugesprochen wird. Sie vollbringt dieses Wunder. Und das ist dann der einzige Weg, wie ein ehrlicher Mensch mit einem wachen Gewissen nicht unglücklich wird. Denn die Augsburgische Konfession sagt es in aller Deutlichkeit: „Das Gewissen kann nicht zu Ruhe und Frieden kommen durch Werke, sondern allein durch Glauben, wenn es bei sich mit Gewissheit schließt, dass es um Christi willen einen gnädigen Gott hat...“ (CA XX). Das klingt vielleicht lehrhaft, ist aber eine lebendige Erfahrung, die jeder machen kann. Denn an unserer moralischen Vervollkommnung können wir ein Leben lang arbeiten, ohne jemals zufrieden zu sein. Und mit dem Falschen Kompromisse zu schließen, fühlt sich auch nicht richtig an. Das Blut Christi hingegen kann mit einem Schlag „...unser Gewissen reinigen von den toten Werken, zu dienen dem lebendigen Gott“ (Hebr 9,14, vgl. 10,22). Denn wozu sonst wäre Christus Mensch geworden und ans Kreuz gegangen, als zu dem Ziel, die erschrockenen Gewissen zu trösten – und mit seiner Reinheit zu ersetzen, was an unserer Reinheit doch allezeit fehlt? Christi Gnade schenkt uns den Gewissensfrieden, der auf keine andere Weise zu haben ist. Denn wo das Gesetz uns allzeit verdammt, so dass wir mit Recht an uns selbst verzweifeln, müssen wir doch nicht verzweifeln an der Gnade, die uns gegen alle Anklagen verteidigt. Warum auch sonst hätte Christus so vielen Menschen Vergebung zugesagt und seine Jünger zum Vergeben autorisiert, wenn nicht, um die Gewissen zu trösten? So liegt die Lösung darin, dass zwar Mose und Christus gleichermaßen in unser Gewissen hineingehören, dass aber Christus darin regieren muss. Mose mit seinen Geboten verhilft uns zu dem scharfen und wachen Gewissen, das wir brauchen. Aber erst Christus hilft uns zu dem fröhlichen und friedlichen Gewissen, mit dem wir leben können. Nicht dazu kommen Mose und Christus in unser Gewissen, dass einer dort das Werk des anderen aufheben oder relativieren sollte. Nein, Gesetz und Evangelium sind ja gleichermaßen Wort Gottes und stehen beide in Geltung! Doch wo die Gewissensnot dauerhaft den Gewissenstrost verdrängt, sind wir nicht mehr auf dem von Christus gewiesenen Weg. Und vom eigenen Gewissen stranguliert und erwürgt zu werden, ist dann auch gar kein Zeichen von Frömmigkeit. Denn Mose darf uns nicht den Frieden rauben, den Christus uns ausdrücklich zugesprochen und geschenkt hat (Joh 14,27 / Röm 5,1 / Kol 3,15). Nein, wenn es um das Heil des Christen geht, ist Mose ganz ernstlich der Mund verboten – und Christus redet allein! Wenn's aber um ein gottgefälliges Leben geht, fordert gerade Christus, dass wir Mose zuhören und nach seiner Anweisung versuchen, Gutes zu tun. Scheitern wir dabei, runzelt Mose bedrohlich die Stirn. Doch wir dürfen zu Christus fliehen. Und der hält jenen Trost bereit, den Mose uns nicht geben kann. Haben wir unseren Frieden aber in Christus wiedergewonnen, sollen wir darum nicht faul werden, sondern erneut versuchen, der empfangenen Gnade durch ein rechtschaffenes Leben Ausdruck zu verleihen. So bleibt unser Gewissen zwischen Mose und Christus ständig in Bewegung. Zu einer freudlosen Quälerei kann das aber nicht ausarten. Denn dafür hätte Christus nicht sterben müssen, dass wir weiterhin von Schuld niedergedrückt unter der Knute eines bösen Gewissen stehen. Nein, die von Christus errungene Freiheit wird uns nicht wieder genommen! Damit wir aber wach bleiben, führt uns das Gewissen regelmäßig vor Augen, dass wir noch nicht vollendet sind. Wir sind noch auf dem Wege. Wir dürfen aber schon jetzt – bei getroster Verzweiflung an uns selbst – Frieden finden in Christus. Denn wenn uns das eigene Herz verdammt, ist Gott allemal größer als unser Herz (1. Joh 3,20). Und wenn uns Mose im Gewissen verurteilt, ist doch Gott der weit höhere Richter, der uns auch dann noch begnadigen kann. So ist es die rechte Hausordnung im christlichen Gewissen, dass wenn Christus redet, Mose den Mund halten muss. Steht diese Hausordnung aber fest, werden uns Selbstvorwürfe auch nicht mehr in De-

pressionen stürzen. Denn Christus behält ihnen gegenüber das letzte Wort. Er regiert mit seinem Frieden unser Gewissen! Und was wir zuvor für eine böse Gouvernante hielten, verwandelt sich dadurch in einen nützlichen moralischen Kompass. Dass wir's aber auch so erleben – und es dann neu schätzen lernen, mit einem Gewissen begabt zu sein – dazu helfe uns Gott.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Glück

Sind sie rundum glücklich? Wären sie's gern? Oder genügt es ihnen, nicht besonders unglücklich zu sein? Könnten sie sagen, wann sie zuletzt so richtig „glücklich“ waren? Oder meiden sie den Begriff vielleicht, weil sowieso jeder etwas anderes unter „Glück“ versteht? Tatsächlich ist Glück schwer zu definieren. Worin es bestand, merken wir oft erst, wenn's verloren ging. Und wer sein Glück erzwingen will, verfehlt es meist gerade deshalb. Trotzdem wollen wir die glücklich sehen, die wir lieben, streben auch selbst danach – und wenn jemand unglücklich ist, trösten wir ihn. Denn soviel haben ja alle Menschen gemeinsam, dass sie im Unglück leiden. Alle wären morgen gerne glücklicher als heute. Und keinem ist das völlig egal. Doch wann ist man überhaupt „glücklich“? Lässt man alles Konkrete außen vor, ist eine Antwort leicht zu geben. Denn der Mensch empfindet Glück, wenn er bekommt, was er will, und vermeiden kann, was er vermeiden möchte. Was das im Einzelnen ist, hängt am persönlichen Geschmack und ist sehr verschieden. Denn was der eine ersehnt, ist dem anderen ein Graus. Doch darin sind alle Menschen gleich, dass sie glücklich sind, wenn sie bekommen, wonach ihnen der Sinn steht, und ihnen gleichzeitig erspart bleibt, was sie nicht leiden können. Unglück hingegen besteht darin, dass man nicht erlangt, was man gerne hätte, oder nicht loswird, was einen stört und schmerzt. Was der Mensch liebt, damit umgibt er sich, und was er verabscheut, hält er auf Distanz. Bekommt er aber seinen Willen nicht, dann machen ihn die Ferne des Geliebten und die Gegenwart des Gehassten unglücklich. Glücksgefühl stellt sich also ein, wenn unser Wille sowohl im Begehren wie im Vermeiden Erfolg hat. Und so gesehen ist Glück gar nichts Geheimnisvolles, sondern ist bloß der Gradmesser für die Übereinstimmung der Situation mit meinen Wünschen. Ist meine Lebenssituation in jeder Hinsicht anders, als ich sie wünschen würde, bin ich maximal unglücklich. Ist sie aber exakt so, wie ich sie haben will, bin ich maximal glücklich. Das erste zu verhüten und das zweite herbeizuführen ist wohl die Hauptbeschäftigung des Menschen. Und so besteht für ihn Glück einfach darin, „wunschgemäß“ in der Welt zu sein. Nur, wie schafft man das? Und – schafft man's überhaupt?

1.

Am nächsten liegt es uns, die Situation, in der wir uns vorfinden, den eigenen Wünschen anzupassen und so lange auf sie einzuwirken, bis sie unseren Wünschen entspricht. Was uns nicht passt, wird passend gemacht. Was fehlt, schaffen wir herbei. Und was stört, wird beseitigt. Damit unser Wille geschehe, setzen wir Kraft und Technik ein, Geld, Energie und Macht, Wissenschaft und Material, Pflanzen, Tiere und andere Menschen. Alles Erdenkliche muss als Werkzeug erhalten, um die Welt nach unseren Vorstellungen zu gestalten. Ja, wir pflegen tausend Künste, um herbeizuschaffen, was wir lieben, und fernzuhalten, was wir hassen. Wir möblieren die Welt nach unserem Geschmack. Denn so arbeiten wir an unserem Glück. Und in dem Maße, wie dann die Situation mit unser Bedürfnissen übereinstimmt, sind wir glücklich. Doch steht dem viel entgegen. Und jeder kann ein Lied davon singen. Denn die Welt interessiert sich gar nicht für unser Glück. Die Natur widersetzt sich unserem Gestaltungswillen. Und das Glücksverlangen anderer Menschen konkurriert mit unserm eigenen. Sobald wir das Glück erhaschen, ist es auch gleich wieder gefährdet. Und je schwächer wir sind, umso öfter müssen wir zurückstecken und Kompromisse eingehen, um uns wenigstens ab und zu mal „glücklich“ zu fühlen. Unsere Wille lässt sich nur begrenzt durchsetzen. Und um daran nicht endlos zu leiden, hat der Mensch eine zweite Strategie entwickelt.

2.

Denn wenn man seine Situation nicht ändern kann, um sie seinen Wünschen anzupassen, kann man stattdessen seine Wünsche ändern, um sie der Situation anzupassen. Und auch das ist eine bewährte Strategie, um etwas glücklicher zu werden. Denn wenn man nicht bei dem sein kann, den man liebt, kann man versuchen, den zu lieben, bei dem man sowieso schon wohnt. Wenn der Heiner an die Traumfrau von der Kinoleinwand nicht herankommt, tröstet er sich eben mit der Käthe von nebenan. Und Käthe, die eigentlich zur Oper wollte, singt im Kirchenchor fast genauso schön. Weil sich die beiden den Segeltörn in der Südsee nicht leisten können, rudern sie im Gummiboot über den Kiessee. Und weil's für die großen nicht reicht, lernen sie sich an den „kleinen Dingen des Lebens“ zu freuen. Auch so verringert man die hässliche Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Und irgendwann glaubt man selbst, man hätte das Unerreichbare nie wirklich gewollt. Statt sich mit überzogenen Erwartungen unglücklich zu machen, findet man sein Glück dort, wo's einem keiner streitig macht. Und diese Bescheidung erlaubt, weitgehend schmerzfrei zu leben. Denn wir beschränken dann unsere Wünsche auf das Mögliche. Und von dem, was die Lage nicht hergibt, träumen wir gar nicht erst. Man kann das „klug“ finden – und vielleicht sogar „weise“. Ein bisschen kläglich ist es aber auch. Denn so fügt sich der Mensch ins Gegebene, wie der Sand ins Förmchen. Indem er seine Wünsche passend macht zur Situation, lässt er sich vorgeben, was er anstreben, hoffen und sein darf. Genau das, woran sein Herz hängt und worauf er aus ist, macht aber sein Wesen und seine Identität aus! Und so lässt der sich fügende Mensch die Gegebenheiten darüber bestimmen, was er zu lieben sich erlauben kann. Um der Enttäuschung vorzubeugen, greift er gar nicht erst nach den Sternen. Um nicht unglücklich zu werden, verleugnet er jede zu große Sehnsucht. Er reduziert seinen Anspruch – und reduziert dabei sich selbst. Denn er lässt die äußere Lage über sein inneres Trachten bestimmen. Er sucht sein Glück nur noch in dem, was die Situation hergibt. Und wenn er dann so tut, als sei das Dritt- und Viertbeste schon immer seine erste Wahl gewesen, ist das seine ganz persönliche Lebenslüge. Aus Angst, unglücklich zu werden, lässt er sich vorschreiben, wer er sein und was er träumen darf. Er hegt nur noch Hoffnungen, deren Erfüllung absehbar ist. Und von all den anderen Trauben, die ihm zu hoch hängen, behauptet er, sie seien sauer und schmeckten sowieso nicht...

3.

Aber geht's denn anders? Nun, durchaus. Wer bereit ist zu leiden, kann auf so ein „Glück der Bescheidung“ pfeifen. Wer nicht mit den Hühnern picken will, kann versuchen mit den Adlern zu fliegen. Und das ist dann auch die deutlich männlichere Haltung, wenn einer die Situation gar nicht erst befragt, was sie ihm erlauben will, sondern beschließt, gegebenenfalls auch der Situation zum Trotz er selbst zu sein. Natürlich nimmt man dabei in Kauf, dass man leiden muss und tragisch enden kann. Es ist sogar wahrscheinlich! Aber man zahlt diesen Preis, um Freiheit zu gewinnen – und siegt zugleich über die eigene Feigheit. Statt ängstlich das persönliche Glück zu hüten, überschreitet man Grenzen, gibt seine Sehnsucht nicht preis und passt auch seine Träume nicht an, sondern verachtet das Schicksal, das einem Größe nicht erlauben will. So mag der Mensch dann grandios scheitern – vielleicht verglüht er wie eine Sternschnuppe! Aber er tut es zumindest seiner Natur gemäß und fügt sich nicht. Er bejaht seinen Willen auf unbedingte Weise und verneint stattdessen die Situation. Er bleibt sich treu. Und das ersetzt ihm dann alles Glück – oder besser: darin findet er sein Glück. Denn so einer ist nicht Sand in einem Förmchen, sondern lebt seiner Lage zum Trotz. Und den Schmerz, sich an der eigenen Flamme zu verzehren, erträgt er mit Stolz. Denn er verachtet jene kleinen Menschen, die, um sich wohlzufühlen, auch nur kleine Träume hegen. Und er mutet Käthe nicht zu, der schlechte Ersatz für ein Glück zu sein, das er nicht haben kann. Er verzichtet auf jedes Glück „zweiter Klasse“ und wird da schon lieber zu einer erstklassig tragischen Figur. Nun,

wahrscheinlich gehen alle wesentlichen Neuerungen der Weltgeschichte von genau solchen Menschen aus, die waghalsig leben und denken. Und trotzdem darf man fragen, ob's nicht anmaßend ist, was sie tun. Denn – darf man beleidigt sein, bloß weil dem eigenen Willen Grenzen gesetzt sind? Kränkt uns die Welt schon dadurch, dass wir in ihr nicht Gott sein können? Darf man fordern, was einem vielleicht gar nicht zusteht, und sich widrigenfalls wie ein Kind in der Trotzphase schreiend auf dem Boden wälzen? Geht's nicht auch eine Nummer kleiner – und ohne heroische Pose?

4.

Wer eine Alternative sucht, kann den Knoten auf andere Weise durchschlagen und – statt mit großer Geste die Situation zu verwerfen – die eigenen Wünsche verwerfen. Denn diesen Weg lehren die östlichen Religionen. Sie empfehlen, den eigenen Willen nicht etwa nur bescheiden anzupassen, sondern ihn ganz auszulöschen – und auf diese Weise Glück zu erlangen. Denn das leuchtet ja ein, dass, wer nichts mehr begehrt und nichts mehr hasst, auch unter nichts mehr leiden muss. Unter dem Fehlen von etwas Begehrtem kann man dann nicht leiden, weil man nichts begehrt. Und unter der Nähe von etwas Verhasstem kann man nicht leiden, weil man nichts hasst. Wo keine Wünsche sind, kann die Situation auch nicht mit ihnen kollidieren. Und folglich wird ein wunschloses Herz auch von keiner Leidenschaft mehr umgetrieben, sondern, wo das Begehren ebenso aufgehört hat wie die Abscheu, kann dem Menschen alles recht sein. Und wem alles recht ist, den macht auch nichts unglücklich. Er will ja nichts Spezielles. Und so kann kommen, was mag: er weiß schon im Voraus, dass er es annehmen wird und nicht darunter leiden muss. Denn er ist wie ein Seemann, der an seinem Schiff weder Segel setzt noch einen Kurs anlegt. Für den kann der Wind nie aus der falschen Richtung kommen. Und da er zu keinem bestimmten Ufer steuert, sieht er gelassen zu, wohin ihn die Wellen treiben. Wer keinen Willen hat, dem kann nichts gegen seinen Willen gehen. Und die Übereinstimmung von Situation und Wunsch darf unbesehen unterstellt werden. Denn wer kapituliert, bevor die Schlacht begonnen hat, erspart sich den Schmerz einer Niederlage. Nach langer Übung fühlt sich das wohl wie Glück an. Ob man's aber noch Leben nennen soll, oder ob's eher eine Vorwegnahme des Todes ist, steht auf einem anderen Blatt. Der Weg eines Christen kann es jedenfalls nicht sein.

5.

Doch worin besteht dann der? Hat Jesus seine Jünger vielleicht noch eine andere Strategie gelehrt, wie man glücklich wird? Nein. Ein Blick in die Bibel zeigt, dass das Wort „Glück“ im Neuen Testament nicht ein einziges Mal vorkommt. Und obwohl seine Jünger bestimmt den Wunsch hatten, glücklich zu sein, nimmt Jesus das Thema nicht wichtig genug, um es zu behandeln. Wie sie ihre Wünsche mit ihrer Lebenslage in Übereinstimmung bringen, interessiert ihn offenbar nicht. Und tausendmal wichtiger ist für Jesus, wie seine Jünger ihre Wünsche in Übereinstimmung bringen mit dem Willen Gottes. Denn nicht darum sollen sie beten, dass ihr Wille geschehe, sondern dass Gottes Wille geschehe. Die Welt soll Gottes Vorstellungen entsprechen, nicht unseren. Und um jene egozentrische Frage, wie man Glück erlangt, kreisen unsere Gedanken schon viel zu oft. Voller Selbstliebe fragt sich ein jeder, wie er seine Lage so hinbekommt, dass sie ihm recht ist! Doch kommt's nur darauf an, was Gott recht ist. Und die falsche Fokussierung richtet großes Unheil an. Denn Jesus unterstellt gar nicht, dass der Mensch in erster Linie geschaffen wurde, um glücklich zu sein. Sondern ihn beschäftigt, wie Menschen, die durch einen falschen Drang aus der Gemeinschaft mit Gott herausgefallen sind, wieder mit Gott ins Reine kommen. Ob die Welt unseren Vorstellungen entspricht, ist dabei egal. Ob wir selbst Gottes Vorstellungen entsprechen – das soll uns beschäftigen! Denn in Wahrheit ist kein größeres Unglück denkbar, als von Gott getrennt zu sein, und kein größeres

Glück, als wieder mit ihm versöhnt zu werden. So verliert Jesus kein Wort über die Kunst, sich auf Erden wohlzufühlen. Und er lehrt auch niemanden, dem Leid und dem Kreuz auszuweichen. Dafür wäre er ja ein denkbar schlechtes Vorbild! Sondern jene preist er selig, die auf Erden Leid tragen und die sanftmütig sind, die nach Gerechtigkeit hungern, die barmherzig sind und reinen Herzens. Die finden ihr Glück nicht etwa darin, dass ihr eigener, sondern dass Gottes Wille geschieht. Sie trachten zuerst nach dem Reich Gottes. Und wenn der Weg dorthin steinig ist, darf sie das nicht abschrecken. Denn, ob seine Jünger ein angenehmes Leben haben, ist für Jesus eine völlig untergeordnete Frage. Nach dem Glück dieser Erde zu jagen, würde sie von ihrem wahren Ziel nur ablenken. Denn wenn einer an Familie, Beruf und Besitz zu sehr klebt, kann er den Weg der Nachfolge nicht gehen. Sondern ein Christ muss, um für Gott frei zu werden, dieser Welt „gestorben“ sein. Das ist keine Floskel – es ist ganz ernst gemeint (Röm 6 / Kol 3,3 / 2 Kor 5,14-15)!

Und doch ist Jesus natürlich nicht gekommen, um seine Jünger unglücklich zu machen, sondern um ihnen ein höheres und besseres Glück zu schenken, als sie es sich je erträumten. Denn, wie sagten wir eingangs? Glück ist, wenn uns erspart bleibt, was wir fürchten, und wenn wir bekommen, was wir lieben! Was aber wollte ein vernünftiger Mensch dringender loswerden als die eigene Blindheit, die Last seiner Sünden und den drohenden Tod? Und was wollte ein vernünftiger Mensch lieber haben als Gotteserkenntnis, Frieden mit seinem Schöpfer und ewiges Leben im Himmelreich? All das aber wird uns durch Christus zuteil als ein Glück höherer Ordnung. Denn er befreit die Seinen von dem Grundübel einer verdammlichen, gottfernen Existenz – und überführt sie in die beseligende Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater. In Gott selbst sollen wir ein Glück finden, demgegenüber alles Erdenglück verblasst und in die zweite Reihe rückt. Denn was ein geistlicher Mensch sinnvollerweise begehren kann, das hat er schon alles in Gott. Und nur das weniger Wichtige, wonach der leibliche Mensch sich sehnt, das kann ihm noch fehlen. So entbehren wir als Christen nie das Entscheidende, sondern immer nur etwas Vorletztes und Nachrangiges. Und Entbehrungen dieser Art sollten wir – dem Beispiel der Apostel folgend – möglichst gelassen hinnehmen, wie sie uns Gottes Weisheit zuteilt. Denn ganz gleich, ob's Freude oder Leid ist, muss uns ja doch alles zum Besten dienen (Röm 8,28). Paulus sagt: „Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; mir ist alles und jedes vertraut: beides, satt sein und hungern, beides, Überfluss haben und Mangel leiden; ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht“ (Phil 4,12-13). Und demgegenüber sieht das so wechselhafte Glück dieser Erde ziemlich blass aus. Denn eigentlich ist nur der „unglücklich“ zu nennen, der Gottes Liebe entbehrt. Genau davor ist der Christ sicher. Und er kann darum zu Gott sagen: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde“ (Ps 73,25).

Bevor mir nun jemand vorwirft, das sei ein weltfremdes Ideal, gebe ich gerne zu, dass auch ein Christ lieber fröhlich ist als traurig. Und wenn der Schöpfer ihm Schönes gönnt, wird er's natürlich von Herzen genießen! Aber des Christen eigentliches Glück liegt nicht in dem Schönen, sondern in dem, von dem es kommt. Und während er die Welt dankbar gebraucht, verfällt er ihr doch nicht, sondern hat alle Dinge, als hätte er sie nicht (1 Kor 7,31). Mit einem Wort: als Christen haben wir zum Glück vor allem ein entspanntes Verhältnis. Kommt es uns mit offenen Armen entgegen, werden wir's wahrlich nicht verschmähen. Wenn's aber vor uns flüchtet, müssen wir dem Irrlicht auch nicht nachlaufen. Denn es gibt bei Gott Wichtigeres, als „glücklich“ zu sein!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Richtet nicht

Es ist gut, wenn man in der Bibel nicht nur seine Lieblingsstellen liest, durch die man sich bestätigt fühlt, sondern ab und zu auch Texte, die einem querliegen. Und so will ich mich mit der Weisung Jesu beschäftigen, nicht über andere Menschen zu richten. Denn ich weiß immer nicht recht, wie das gehen soll. Ich für meinen Teil komme gar nicht drum herum, mir über andere Menschen eine Meinung zu bilden. Und wenn ich dann nicht gut finde, was sie sagen oder tun, habe ich schon wie ein Richter ein Urteil gefällt. Ja, bei kritischer Betrachtung der Welt fälle ich ständig solche Urteile. Ich finde manches „ok“ – und anderes „verwerflich“. Ich versuche das Richtige als „richtig“ und das Falsche als „falsch“ zu erkennen, schon um selbst keinen Fehltritt zu tun! Wenn ich dann aber eine Lüge „Lüge“ nenne und den Egoisten einen „Egoisten“ – habe ich dann nicht automatisch das getan, was Jesus seinen Jüngern verbietet? Er sagt: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet“ (Mt 7,1). Doch eben dieses Richten kann ich unmöglich vermeiden. Denn wie sollte ich aufhören, das tägliche Geschehen kritisch zu betrachten? Ist es nicht angesichts von Missständen sehr notwendig, die Verantwortlichen zu benennen? Und sehen wir die nicht gerade darum kritisch, weil wir ihr Verhalten an Gottes Geboten messen? Sollen wir das etwa nicht? Und tut nicht auch Jesus genau das, wenn er in der Bergpredigt so hohe Maßstäbe anlegt, wenn er seine Jünger zurechtweist und mit den Pharisäern hart ins Gericht geht? Heißt etwa „nicht richten“, das Verkehrte gutzuheißen und auch das Tiefschwarze noch „weiß“ zu nennen? Mir schien immer, das Böse zu entschuldigen oder zu beschönigen hieße, das Böse in Schutz zu nehmen! Wer das aber tut – steht der selbst noch auf der Seite des Guten? Oder gibt's da einen Trick, wie man sich ein Urteil bilden kann, ohne dadurch zum „Richter“ zu werden? Nun, bei einem klugen Mann habe ich gelesen, das Urteilen sei zwar in der Tat unvermeidlich. Was Jesus ablehne, sei aber die selbstgerechte Haltung, in der wir es tun. Nicht die Beurteilung der Tat an sich sei das Problem, sondern der Geist, in dem wir sie vollziehen. Und tatsächlich: Wer sich auf diese Unterscheidung einlässt, kann Regeln finden, um Kritik zu üben in einer nicht gehässigen, sondern konstruktiven Weise. Die lauten etwa so:

1. REGEL

Man fange mit dem strengen Urteilen immer bei sich selbst an und messe andere Menschen nie an Maßstäben, die man selbst nicht erfüllt. Denn wie glaubwürdig ist ein Kritiker, der nicht zuerst „vor der eigenen Tür kehrt“ und in allem, was er fordert, mit gutem Beispiel vorangeht? Kann er das nicht, so kritisiere und belehre er nicht andere, sondern erst einmal sich selbst! Denn so sagt es Jesus ja auch: „Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge und nimmst nicht wahr den Balken in deinem Auge? Oder wie kannst du sagen zu deinem Bruder: Halt, ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen?, und siehe, ein Balken ist in deinem Auge. Du Heuchler, zieh zuerst den Balken aus deinem Auge; danach sieh zu, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehst“ (Mt 7,3-5).

2. REGEL

Man urteile nie in der Absicht, sich selbst dadurch zu erhöhen und im Vergleich mit dem Kritisierten besser dazustehen. Denn das ist ein häufiges und sehr durchschaubares Manöver. Durch Kritik streicht man heraus, dass man kompetent ist, das Fehlverhalten des anderen zu bewerten. Und man selbst beginnt auf dem Hintergrund seines Versagens umso mehr zu glänzen. Da man korrigierend eingreift, steht man offenkundig über ihm. Und während man als

Besserwisser mit bedauernder Miene seine Schwächen benennt, bringt man die eigenen Vorzüge umso schöner zur Geltung. Gewissenhaft, wie man ist, beseufzt man fremde Fehler und macht dazu ein trauriges Gesicht. Doch insgeheim ist man voller Schadenfreude und lässt auch alle Welt wissen, in welchen Fettnapf der Kollege getreten ist. Solch eine missgünstige „Kritik“ ist natürlich nicht konstruktiv. Sie eignet sich vielleicht, um von eigenen Schwächen abzulenken. Sie lässt dabei aber auf der einen Seite Selbstgerechtigkeit und auf der anderen viel Verbitterung entstehen.

3. REGEL

Man urteile nur über die Worte und Taten eines Menschen, urteile aber nicht über die Person insgesamt, denn sonst drängt man sich – verwerfend und begnadigend – in Gottes Amt und Befugnis hinein. Nur dem Höchsten steht es zu, jemanden zu verdammen oder freizusprechen. Nur er schaut in die Herzen hinein und ist dadurch ein kompetenter Richter. Wir Sünder hingegen, die wir selbst unseren Platz auf der Anklagebank haben, dürfen Gottes Richteramt nicht an uns reißen. Denn keiner von uns weiß, ob er nicht – an die Stelle des anderen und in dessen Umstände versetzt – noch viel schlimmere Schandtaten begehen und noch tiefer sinken würde. So reicht unser Horizont zwar aus, um einzelne Taten und Worte an Gottes Gebot zu messen und als falsch zu erkennen. Aber unser Blick reicht nicht tief genug, um einen Mitmenschen in Gänze zu verdammen. Wir wissen von keinem, dass er verwerflicher ist als wir selbst. Vielleicht sind wir nur noch nicht so heftig versucht worden wie er! Darum sollten wir uns tunlichst darauf beschränken, einzelne Taten zu kritisieren – und nicht den Mensch pauschal und als Person. Denn wer sich da nicht zurückhält, greift Gottes Urteil vor und maßt sich an, an des Höchsten Stelle über seinen Bruder zu richten – obwohl er nicht wissen kann, ob Gott vielleicht schon morgen aus diesem großen Sünder einen großen Heiligen machen will.

4. REGEL

Man urteile nie so, dass der Zorn über ein Fehlverhalten die Liebe zum Bruder ganz verdrängt. Denn den Nächsten zu lieben ist uns nicht geboten, weil er das verdiente, sondern weil er's nötig hat. Und so ist es Christenpflicht, dem Beispiel Gottes zu folgen, der ja auch seinerseits bereit ist, Menschen anzunehmen, deren Taten unannehmbar sind. Gott ist freudig bereit, einen Sünder von seiner Sünde zu unterscheiden! Und wenn er nur ein wenig Reue zeigt, ist Gott in seiner Liebe sehr froh, dass er ihn nicht verdammen muss. Von solcher Gnade leben wir alle! Und daher steht es uns nicht zu, über einen anderen so lieblos hart zu richten, dass wir ihn aufgeben, verwerfen und seinem Schicksal überlassen – ohne ihm weiter beizustehen und nachzugehen. Auch ein noch so berechtigter Zorn darf die Liebe nicht völlig verdrängen. Denn sonst liegt der Verdacht nahe, dass man vielleicht nur streng richtet, um nicht lieben zu müssen, und nur kritisch ist, um nicht helfen zu müssen. Ja, soll die Verurteilung des anderen am Ende die Kälte meines Herzens legitimieren, deren ich mich sonst schämen müsste? Will ich ihn vielleicht für verwerflich halten, um meiner Feindschaft gegen ihn einen moralischen Anstrich zu verleihen? In dem Fall wäre ich verwerflicher als er! Und ob das so ist, lässt sich leicht prüfen. Denn nur ein negatives Urteil, das ich um des anderen willen als schmerzlich empfinde, zeugt auch von Liebe. Wenn ich jenen anderen, den ich tadeln muss, viel lieber loben würde und ehrlich bedauere, es um der Wahrheit willen nicht zu können, bin ich noch in der Liebe. Habe ich hingegen nur nach Fakten gesucht, die meinen Bruder belasten, und keine Sekunde nach dem, was ihn entschuldigt – habe ich also nur Argumente gesammelt, die ich ihm wie Steine an den Kopf werfen kann, dagegen aber rein gar nichts, was für ihn spräche – so habe ich mich damit selbst der Lieblosigkeit überführt.

5. REGEL

In gutem Geist zu urteilen kann nicht bedeuten, wie ein schadenfroher Henker aufzutreten, der sein Opfer verdammt, sondern nur wie ein mitfühlender Arzt, der mit echtem Bedauern eine Diagnose übermittelt, um anschließend auch zu helfen. So ein Arzt deckt Wunden nur in der Hoffnung auf, sie heilen zu können. Und so sollte man als Christ die Fehlleistungen eines Mitmenschen nur in einer Weise zur Sprache bringen, die ihm zu nützen vermag. Vielleicht muss man ihm im Zweiergespräch die Augen öffnen und dabei riskieren, dass er es übel nimmt. Doch ihn öffentlich „in die Pfanne zu hauen“ und hämisch vor aller Welt seine Schwächen bloßzulegen, wird selten nützlich sein. Es führt nur dazu, dass man ihn mit solchen Kränkungen zwingt, verbittert und verzweifelt zurückzuschlagen. Man treibt ihn nur noch tiefer in seine Fehler hinein. Kann ich also zu dem Versagen eines anderen nicht schweigen, so rede ich darüber nicht zuerst mit seinen oder meinen Freunden, sondern mit ihm allein unter vier Augen. Denn der Liebe geht es ja nicht darum, gegen den Betroffenen Recht zu behalten. Die Liebe ringt gar nicht gegen den anderen, sie ringt um ihn! Und dazu muss sie eine Form finden, die es ihm möglich macht, die Kritik auch anzunehmen.

Mit alledem ist nicht das Urteilen an sich verboten, sondern nur das Urteilen in liebloser, selbstgerechter Haltung. Und doch sind die Einschränkungen erheblich. Denn wenn ich diese fünf Regeln immer beachten soll, dass ich zuerst vor der eigenen Tür kehre und mich über niemanden erhebe, dass ich nicht etwa den Menschen, sondern nur seine Taten verwerfe, dass ich ihn nur in Liebe tadele – und das auch noch auf so hilfreiche Weise, dass er es annehmen kann – ja dann macht das so befreiende Schimpfen gar keinen Spaß mehr, sondern erscheint als eine ziemlich mühsame und schwer zu erlernende Kunst. Die spontane Freude, die es uns bereitet, schlecht über andere zu reden, ist damit glatt verdorben. Denn all das beiläufige Lästern und Sticheln fällt weg. Und wenn zwei sich treffen, dürfen sie über einen abwesenden Dritten nicht herziehen, sondern müssen sich bemühen, ihm nicht das denkbar Schlechteste, sondern erst einmal das Allerbeste zu unterstellen. Wollten wir das ab morgen so umsetzen, käme wohl mancher in Gefahr, an all seinen (dann heruntergeschluckten) Bosheiten zu ersticken! Denn kritisieren, ohne zu verletzen, tadeln, ohne zu demütigen, urteilen, ohne zu richten, aufdecken, ohne bloßzustellen und korrigieren, ohne zu belehren: Wer kann das schon? Da könnte man es für einfacher halten, alle Missstände schweigend zu übergehen! Doch auch das wäre nicht im Sinne des Neuen Testaments. Denn dort sind uns zu viele Beispiele gegeben, dass auch Jesus und seine Apostel um die Unterscheidung der Geister nicht herumkamen. Und offenbar fanden sie es nicht verwerflich, sondern sehr nötig, von der Gottesgabe der Urteilskraft Gebrauch zu machen. Nicht nur die Propheten des Alten Testament konnten gut austeilen, sondern Jesus steht ihnen nicht nach. Er findet scharfe Worte, wenn er von falschen Propheten spricht, von Heuchlern und Kleingläubigen, von fehlgeleiteten Schriftgelehrten und vom Sauerteig der Pharisäer. Jesus geißelt Ehebrecher und Machtgierige, Hartherzige und untreue Knechte, törichte Jungfrauen und unbußfertige Städte, missgünstige und stolze Menschen, Mörder und blinde Blindenführer. Er redet Klartext gegen alle, die zum Abfall verführen, die den Heiligen Geist verlästern und als Unkraut unter dem Weizen wachsen. Die Pharisäer und Schriftgelehrten bezeichnet er als „Schlangen“ und „Otternbrut“ und droht ihnen mit der Hölle! Jesus gehört also keineswegs zu denen, die beide Augen zudrücken und Böses „gut“ nennen, bloß um keinem auf die Füße zu treten (Jes 5,20). Und die Apostel folgen seiner Spur. Hananias und Saphira wird auf den Kopf zugesagt, dass sie den Heiligen Geist belogen haben (Apg 5,1-11). Petrus konfrontiert den Hohen Rat damit, dass er den Tod Jesu verschuldet hat (Apg 5,30). Und Stephanus wird auch nicht gesteinigt, weil er der Priesterschaft geschmeichelt

hätte (Apg 7). Der Zauberer Simon wird ohne Umschweife verdammt, weil er meinte, göttliche Macht kaufen zu können (Apg 8,20). Und Paulus zögert nicht, den Zauberer Elymas als „Sohn des Teufels“ zu bezeichnen und mit Blindheit zu schlagen (Apg 13,6-12). Der Konflikt um die Heidenmission wird unter den Aposteln mit harten Bandagen ausgefochten (Gal 2,11-14). Paulus scheut sich nicht, jeden zu verfluchen, der ein anderes Evangelium lehrt (Gal 1,8-9). Die Gemeinde in Korinth wird von ihm scharf zurechtgewiesen. Und Paulus verlangt auch, dass sie bestimmte Gemeindeglieder verstößt und exkommuniziert (1. Kor 5, vgl. 1 Tim 1,20).

Wer also meint, fromme Menschen fänden für andere immer nur lobende und entschuldigende Worte, der irrt. Und wenn er denkt, das sei besonders christlich, jeden noch so großen Dreck mit Barmherzigkeit zu bemänteln, kennt er das Neue Testament sehr schlecht. Denn natürlich wurde und musste zu jeder Zeit geurteilt werden. Die Kirche hätte nicht 2000 Jahre bestehen können, ohne ständig das Richtige vom Falschen zu unterscheiden – sie hätte sonst jede Orientierung verloren! Und so können wir im Rückblick zwar bedauern, dass aus dem notwendigen Urteilen allzu oft ein liebloses Richten wurde. Doch bleibt auch uns nichts anderes übrig, als beide Forderungen immer wieder neu unter einen Hut zu bringen – dass wir nämlich die Sünde klar erkennen, benennen und verdammen, dabei aber nicht zugleich den Sünder verdammen, den wir lieben sollen. Nicht gegen den anderen sollen wir ringen, sondern um ihn, und sollen seine Fehler nur aufdecken, um sie zu heilen. Wir sollen den Irrtum als Irrtum enthüllen, ohne uns deshalb auf unsere bessere Einsicht etwas einzubilden. Und während der Gegner auf uns einschlägt, müssen wir immernoch bemüht sein, ihn nicht zu bloßzustellen. Wahrlich – kritisieren, ohne zu verletzen, tadeln, ohne zu demütigen, aufdecken, ohne zu blamieren, korrigieren, ohne zu belehren – das ist viel verlangt. Denn das Brett, das die anderen vorm Kopf haben, scheint uns immer viel dicker als unser eigenes! Und trotzdem verlangt Jesus, dass wir mit dem Balken im eigenen Auge anfangen. Darum lassen sie uns zu guter Letzt die Perspektive umkehren und fragen, ob wir denn selbst Kritik vertragen. Haben die anderen es leicht, uns auf Fehler aufmerksam zu machen? Oder sind wir bereit, jeden verbal niederzuschießen, der unsere Vollkommenheit in Zweifel zieht? Der andere muss nicht mit jedem Vorwurf recht haben – das ist schon klar! Aber gebe ich ihm eine Chance und prüfe mich selbst? Natürlich beteuert jeder, er könne sachliche Kritik annehmen und sei für Korrekturen offen. Wenn's aber konkret wird, verfallen wir doch rasch in Abwehr und wollen uns um jeden Preis rechtfertigen. Oft genug sind wir ja schon mit uns selbst unzufrieden. Und das Letzte, was wir dann brauchen, sind andere, die in unserer Wunde stochern! Doch wenn wir uns deshalb die Wahrheit und den Konflikt gar nicht erst zumuten, kann keiner von uns mehr klüger oder besser werden. Einander in Ruhe zu lassen, bringt uns nicht weiter – das Ergebnis ist nur, dass wir dann heimlich übereinander reden, statt offen miteinander. Sollte es mein Mitmensch also bereuen, wenn er den Mut hat, mich auf etwas hinzuweisen? Christen lieben Gemeinschaft, Harmonie und gutes Einvernehmen! Aber wenn (aus Angst, zu verletzen) keiner mehr Fehlentwicklungen beim Namen nennt – was wird dann aus der guten Ordnung? Und wenn (um Ärger zu vermeiden) niemand mehr dem Irrtum widerspricht – wo bleiben dann die Wahrheit und die reine Lehre? Es muss möglich sein, das Böse zu tadeln. Und dazu trage ich bei, wenn ich es anderen möglich mache, auch an mir zu tadeln, was ihnen verkehrt erscheint. Vielleicht schickt mir der Himmel so einen Kritiker, um mich wieder in die Spur zu bringen! Und wenn er es zunächst unter vier Augen versucht, wie von Jesus geboten (Mt 18,15-17), warum sollte ich ihn nicht geduldig anhören? Wir dürfen da nicht zu schnell beleidigt sein. Denn eigentlich können wir nur gewinnen. Erweist sich der gegen uns erhobene Vorwurf als unberechtigt, so hat der andere in den Wind geredet. Erweist er sich aber als berechtigt, gibt uns das die Chance, besser zu werden. Beides kann uns recht sein! Darum sollten wir uns nicht

nur darin üben, einander in Liebe die Wahrheit zu sagen, sondern sie auch ohne Zorn zu hören.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Beleidigungen

Hat man sie in letzter Zeit mal so richtig beleidigt? Hat man sie einen „Trottel“ genannt, einen „Faulpelz“, einen „Lügner und Betrüger“, einen „Vollpfosten“, eine „Schnarchnase“, einen „Deppen“ oder „Freak“? Unter Erwachsenen kommt das zum Glück nicht so oft vor. Aber auf dem Schulhof hört man weit schlimmere Worte. Und im Internet ist das Beleidigen geradezu ein Sport. Man bringt Geringschätzung zum Ausdruck, würdigt herab, beschimpft, verleumdet und wirft mit Dreck, so gut man kann. Natürlich will man dadurch verletzen, bloßstellen und Macht ausüben! Aber – liegt es nicht sehr weitgehend an dem Beleidigten, ob er das schwer nimmt oder leicht? Müssen wir denn durch einen wütenden Aufschrei beweisen, dass der andere uns getroffen hat und im Verletzen erfolgreich war? Müssen wir uns auf dasselbe Niveau begeben, indem wir mit Beleidigungen antworten? Oder müssen wir dem anderen gar auf die Nase hauen, um unsre Ehre wieder herzustellen? Manche Freunde sagen: „Das kannst du nicht auf dir sitzen lassen!“ – und schäumen vor Wut. Aber warum eigentlich nicht? Eine Beleidigung kann doch nur in dem Maße verletzen, wie sie wahr ist! Ist sie aber nicht wahr, warum regen wir uns dann auf? Sind wir tatsächlich „dumm“, „faul“ oder „feige“ gewesen, müssen wir wohl hinnehmen, so genannt zu werden. Ist es aber gelogen, wird man's dann nicht merken, so dass die Wahrheit ans Licht kommt? Natürlich ist es schwer, rational zu reagieren, wenn man sich emotional getroffen fühlt – eventuell ist dann unser Stolz das Problem! Doch nüchtern betrachtet stellt der Beleidigende nur eine Behauptung auf. Er macht von seiner Meinungsfreiheit Gebrauch und tut ungefragt kund, dass wir – gemessen an seinen persönlichen Maßstäben – Trottel, Langweiler oder Heuchler sind. Vielleicht liegt es daran, dass seine Maßstäbe verkehrt sind oder dass seine Beobachtung ihn trügt. Aber denken und sagen darf er's trotzdem. Und er muss für seine Behauptung nur dann den Beweis antreten, wenn er von anderen Zustimmung verlangt. Fordert er sie, so liegt die Beweislast bei ihm. Sie liegt aber keinesfalls bei uns. Denn warum sollten wir uns als Beleidigte genötigt sehen, den Gegenbeweis anzutreten, dass wir besser sind, als dieser Mensch denkt? Warum müssen wir ihn zwingen etwas zurückzunehmen, das einer Prüfung sowieso nicht standhält? Befindet er sich im Irrtum, ist das doch sein Problem! Und nur, wenn der Vorwurf zuträfe, wäre es unser Problem! Benimmt er sich aber daneben, ist das peinlicher für ihn als für uns. Müssen wir also wutentbrannt auf ihn losgehen, um unseren Namen reinzuwaschen? Müssen wir mit jedem eine Fehde beginnen, der schlecht über uns redet? Wenn der Gegner will, dass man seine Bosheiten glaubt, liegt die Beweislast bei ihm. Schwächen, die wir nicht haben, kann er nicht aufdecken. Und was nicht wahr ist, kann er nicht beweisen. Warum sollen wir ihm also die Freude machen, seine Meinung derart wichtig zu nehmen, dass wir uns drüber aufregen? Wir zeigen damit nur, wo wir verletzlich sind. Künftig weiß dann jeder, wo unsere Zündschnur sitzt – und ein Funke genügt, damit wir zuverlässig explodieren. Freilich fällt es schwer, Beleidigungen zu ignorieren. Jemand könnte denken, wir widersprechen nicht, weil an dem Vorwurf etwas dran sei. Und so kann man in der Tat nicht jede Verleumdung „auf sich sitzen lassen“. Vielleicht hat man ein Amt, für das man Respekt einfordern muss, oder man hat einen Erziehungsauftrag. Doch ist es nie klug, aus verletzter Eitelkeit auch selbst mit Dreck zu werfen. Denn was schert uns das, wenn andere uns keine Ehre erweisen, solange wir vor uns selbst und vor Gott gewiss sind, ehrbar gehandelt zu haben? Ist aufrichtige Gesinnung denn weniger wert, bloß weil der Nachbar sie nicht anerkennt? Die innere Haltung, die wir „Rechtschaffenheit“ oder „Integrität“ nennen, ist nicht auf den Applaus anderer Menschen berechnet – sie trägt ihren Wert in sich. Und darum genügt es völlig, dass Gott die Wahrheit kennt. Denn wichtig ist nur, dass wir den

Respekt der anderen verdienten. Und wenig liegt daran, ob wir ihn auch bekommen. Dass wir's im Falle einer Kränkung aber anders empfinden und spontan die Fäuste ballen, hat historische Wurzeln. Es geht auf die altgermanische Überzeugung zurück, dass der Beleidigte seine verletzte Ehre wieder herstellen muss, indem er an dem Beleidiger Rache übt. Nicht etwa der Beleidiger muss beweisen, dass er seinen Vorwurf zu Recht erhoben hat, sondern der Beleidigte muss aktiv werden, um mit allen Mitteln das Gegenteil zu beweisen und sich so von dem Vorwurf reinzuwaschen! Aus dieser Idee männlicher Ehre sind viele blutige Fehden entstanden. Und Tausende sind in Zweikämpfen umgekommen. Denn sie sahen sich genötigt, ihre Ehre um jeden Preis auch mit Gewalt zu verteidigen. Aber wie sinnvoll war das? Wenn die Ehre eines Menschen in der inneren Integrität seiner Person besteht (und nicht in äußerlichen Ehrbezeugungen), wie kann sie ein anderer dann überhaupt verletzen? Nüchtern betrachtet kann sich ein Mensch nur selbst entehren durch unehrenhaftes Denken und Tun. Ein anderer vermag es nicht! Und doch waren vom 16. bis ins 20. Jahrhundert viele der Meinung, die beschädigte Reputation eines Offiziers und Ehrenmannes sei nur durch eine Forderung zum Duell wiederherzustellen. Und wie bei den Germanen ordnete man die Beweislast der falschen Seite zu. Nicht der Beleidiger musste das Verletzende beweisen, das er behauptet hatte. Sondern der Beleidigte war es sich schuldig, den Gegenbeweis anzutreten in einem Duell auf Leben und Tod. Doch wo ist da die Logik? Wieso wird eine von dem Beleidiger begangene Dummheit dadurch wieder gut gemacht, dass er mich anschließend auch noch erschießen darf? Was wird davon besser, wenn ich auf diese Weise für seinen Fehler büße? Warum soll ich überhaupt „ehrlos“ sein, bloß weil jemand leichtfertig meint, er sollte das behaupten? Und was ist gewonnen, wenn ich zur gekränkten Ehre auch noch das Leben verliere und – mit der Waffe meine Ehre verteidigend – auf dem Friedhof lande? Es ist doch gar nicht einzusehen, warum derjenige, der besser Fechten und Schießen kann, in der strittigen Frage auch Recht haben sollte! Ein Duell wird das nicht klären. Denn ganz gleich, wer wen totschießt – das Ergebnis sagt immer nur etwas über die Kraft und Geschicklichkeit der Kontrahenten. Es besagt aber rein gar nichts über die Ehre oder Unehre des beleidigten Teils. Und wenn zwei sich verbal angiften, kommt dabei auch nicht mehr heraus. Denn man kann sich zwar über eine Beleidigung empören und zornig zurückschlagen. Doch die Achtung, die der andere genussvoll verweigert, kann man damit nicht erzwingen. Warum sollten wir's also in einem Wortgefecht versuchen und unserem Gegner damit die Befriedigung verschaffen, dass wir seine Meinung anscheinend wichtig nehmen und mit seiner Missachtung nicht gut leben können? Soll denn ein böses Wort von ihm genügen, dass wir aus der Fassung geraten, Gift und Galle spucken – oder gar unser Leben riskieren, um seine Meinung zu ändern? Warum sollten wir dem Schimpfenden Macht zubilligen, als wäre er über uns zum Richter gesetzt? Dass er böse redet, wäre doch nur schlimm, wenn er recht hätte. Wäre sein Vorwurf zutreffend, so müsste uns das schmerzen. Sind wir aber sicher, dass er sich irrt – warum soll sein Irrtum dann unser Problem sein? Wir sind nur verantwortlich für das, was sich in unserem Kopf, nicht für das, was sich in seinem Kopf abspielt! Und lassen wir uns reizen, seine Gehässigkeit in gleicher Münze heimzahlen, geraten wir nur auf eine schiefe Bahn der Eskalation, die dann über Wüten, Zürnen und Beschimpfen bis zum Verdammen, Verfluchen und Morden führt (Mt 5,21-22). Wir sagen vielleicht, wir müssten das austragen, um „unsere Ehre zu verteidigen“. Doch steht weniger „Ehrgefühl“ dahinter als verletzte Eitelkeit, die sich einfach nur rächen will. Unser dummer Stolz kann es nicht ertragen, wenn uns andere nicht so grandios finden, wie wir uns selbst. Statt unserer Schwächen hassen wir dann lieber den, der sie beim Namen nennt! Und bringen wir ihn zum Schweigen, dann aus dummem Geltungsdrang. Was wäre aber die Alternative? Stoische Gelassenheit, Selbstverleugnung oder Resignation?

Das Alte Testament gibt dazu einen interessanten Hinweis (2. Sam 16,5-14). Denn es erzählt, wie König David eines Tages mit einem Tross seiner besten Krieger Jerusalem verlässt und durch den Ort Bahurim hindurchzieht. Dort sieht ihn ein Mann namens Simei, der zur Familie Sauls gehört. Und der kommt herbei und beginnt König David hemmungslos zu beschimpfen und zu verfluchen, läuft auch neben dem Tross her und bewirft den König mit Steinen und Erdklumpen. Man bedenke, was für eine irrsinnige Aktion das war! Da geht König David vorbei, der selbst ein gefürchteter Krieger ist, und zudem von seinen Elite-Kämpfern und Bodyguards begleitet wird. Simei aber liest von der Straße auf, was er finden kann, bewirft den König mit Dreck und nennt ihn einen „Bluthund“, der alles erdenkliche Unheil verdient, weil er angeblich der Sippe Sauls Unrecht tat! Die Soldaten des Königs finden das nicht lustig. Einer will mit Simei kurzen Prozess machen und fragt David, ob er dem unverschämten Kerl nicht mal eben den Kopf abschlagen soll. David hätte nur kurz nicken müssen! Tatsächlich setzt der König aber seinen Weg fort und sagt etwas Erstaunliches: „Lasst ihn fluchen; denn der Herr hat ihm geboten: Fluche David! Wer darf dann sagen: Warum tust du das? ... Lasst ihn ruhig fluchen, denn der Herr hat's ihm geboten. Vielleicht wird der Herr mein Elend ansehen und mir mit Gutem vergelten sein heutiges Fluchen“ (2. Sam 16,10-12). So eine Reaktion war nicht zu erwarten. Denn David ist ein alter Kriegermann, der schon jede Menge Blut an seinen Händen hat. So einen beleidigt man nicht ungestraft. Und Simei muss sich ziemlich gewundert haben. David aber lässt es sich gefallen, dass ihn der dreiste Mensch mit Dreck bewirft und sagt: „Lasst ihn fluchen, der Herr hat's ihm geboten.“ Nimmt der König das bloß an – oder weiß er es irgendwoher? Ist es Ausdruck einer resignativen Stimmung, dass er Simei gewähren lässt? Oder hat David eine dumpfe Ahnung, dass ihn dieser Zorn nicht ganz zu Unrecht trifft? Der König rechnet jedenfalls damit, er könnte diese Demütigung verdient haben, ja er meint, sie sei ihm von Gott auferlegt. David ist sich so mancher Schuld bewusst. Und daher versteht er Simeis Auftritt als einen Fingerzeig Gottes. Ist es aber Gott selbst, der den Stolz Davids beugen will, und Simei ist nur sein Werkzeug, so nützt es nichts, den Simei zu erschlagen, sondern das Gegenteil macht Sinn. Indem David den Simei unbehelligt lässt und seine Schmähungen duldet, signalisiert er, dass er die Botschaft als Gottes Botschaft verstanden hat – und lässt die schmutzigen Wurfgeschosse als Strafhandeln Gottes über sich ergehen. David schont nicht eigentlich Simei. Denn in einem anderen Fall hätte der sein Leben verwirkt. Und zuletzt nimmt es auch kein gutes Ende mit ihm (2. Sam 19,17-24; 1. Kön 2,8-9; 36-46). Aber just an diesem Tag spürt David Gottes Hand auf sich lasten, er spürt Gottes Tadel – und will sich dem nicht widersetzen. Den erbosten Simei könnte er leicht zum Schweigen bringen. Aber nicht das eigene Gewissen. Und das sagt ihm, dass er so mancherlei Schimpf und Schande verdient hätte und dass es weise ist, sich dem zu beugen, was Gott ihm durch Simei angedeihen lässt.

Nun – könnten wir uns diese Haltung nicht zu Eigen machen? Könnte es nicht sein, dass auch uns manche Demütigung „recht geschieht“, ja, dass uns Gott durch den Mund manches Spöters zurechtweist und uns so mitteilt, wir sollten besser nicht allzu groß von uns denken? Sind wir denn eine Zierde für diesen Planeten? Sind wir nicht vielmehr Sünder, die täglich neu von Gnade leben? Sind wir das aber wirklich – wie passt dazu ein hochfahrender Stolz? Wenn unsere Ehre vor Gott mehr als fraglich ist, warum darf sie nicht auch ein Mensch hinterfragen? Und haben wir vor Gott sehr viele Fehler, müssen wir dann vor anderen so tun, als hätten wir keine? Können wir's nicht generell Gott überlassen, ob er uns Respekt und Ansehen verschaffen will – und ansonsten einfach mal annehmen, wir hätten Schmähungen reichlich verdient? Über eine Beleidigung aufbrausend verraten wir doch nur, wie sehr der alte Mensch mit seinem Dünkel noch in uns lebendig ist. Ein Teil von uns baut immer noch auf den Glanz der

eigenen Gerechtigkeit. Dieser dümmere Teil von uns sucht immer noch Ruhm vor Menschen und nimmt es selbst in die Hand, sich zu rechtfertigen. Doch wie kann christliche Demut wachsen, wenn wir immer noch den Wunsch verspüren, unsere Kritiker niederzuschießen? Warum sind wir nicht gelassener? Wenn böse Zungen über uns lügen, könnte es zu unserem Frieden genügen, dass Gott die Wahrheit kennt. Genügt uns das aber nicht, so ist es weniger Ehrgefühl als Selbstliebe, dass wir denken, die Welt schulde uns Respekt! Christus, der solchen Respekt tausendmal mehr verdiente, der fragte nicht danach, sondern ging seinen Weg in größter Demut. Christus hat jene, die ihn verspotteten, so wenig gestraft wie der David den Simei! Wir aber, die wir uns mit Christus nicht vergleichen können, wir sollten uns über mangelnde Achtung beschweren? Als man Christus zum Kreuz führte, wie man ein Schaf zur Schlachtbank führt, da tat er seinen Mund nicht auf (Jes 53,7). Wir aber, die wir ja wirklich nichtswürdig sind, wir schreien Zeter und Mordio, laufen rot an und ballen die Fäuste, wenn uns jemand in Frage stellt? Besser wär's doch, wenn wir nach dem Vorbild Christi Geduld und Langmut übten und die segneten, die uns verfluchen (Mt 5,44; 1. Petr 2,23). Können wir das aber nicht, sondern gehen in die Luft, müssen wir uns fragen, woran es liegt. Denn jeder Vorwurf kann nur insoweit treffen, als er Wahrheit enthält. Enthält er aber keine und schmerzt uns trotzdem, dann weil wir immer noch Ehre bei den Menschen suchen. Da ist dann nicht die Frechheit des Beleidigers das Problem, sondern unser eigener Mangel an Demut! Und wo der zu Tage tritt, weil uns irgendein Schandmaul auf die Probe stellt, wie der freche Simei den David – da kann es sehr wohl ein Fingerzeig Gottes sein, dass wir die Nase immer noch zu hoch tragen. Und statt mit gleicher Münze heimzuzahlen, sollten wir mit David sprechen: „Lasst ihn fluchen, der Herr hat's ihm geboten“. Denn wenn Christus mein Frieden ist, meine Gerechtigkeit, mein Heil und mein Leben – sollte er nicht auch meine Ehre sein? Liegt nicht auch die in seinen Händen? Und lässt Christus mir soviel unverdiente Ehre angedeihen, dass er mich zu seiner himmlischen Herrlichkeit beruft, mich reinigt und heiligt, weil er mich zwischen seine Engel setzen will – sollte mir das nicht genügen? Tut Christus mir solche Ehre an, dass er sein eigenes Leben nicht schont, um meine Haut zu retten – was kümmert mich da noch die Missachtung törichter Menschen? Christus selbst ist des Christen Ehre. Und eine andere braucht er nicht. Wenn die Welt das aber nicht versteht und auf uns spuckt, wie sie schon auf Christus spuckte, wen kann das wundern? Soll es uns denn besser ergehen als Christus (Mt 10,24-25; 1. Petr 4,14), wo wir doch mindestens einen Teil der Schmach wirklich verdienen? Ach, an Gottes Ehre sollte uns viel mehr gelegen sein, denn ihm kommt sie wirklich zu – uns kommt sie gewiss nicht zu! Und dennoch ringen wir um die Anerkennung inkompetenter Menschen, die ebenso armselig sind wie wir, und wollen schier verzweifeln, wenn wir ihren Respekt nicht bekommen. Da bäumt sich die alte Adamsnatur mächtig auf und will zurückschlagen! Aber das ist ein dummer Reflex des alten Menschen, der immer noch seine eigene Ehre sucht, während ein Christ in Christus seine Ehre hat. Der alte Adam will keine Missachtung ertragen, ist in seinem Stolz verletztlich und beginnt zu wüten: Eher soll die Welt in Asche sinken, als dass er eine Kränkung duldet! Doch unserem besseren Teil, dem Christen in uns, dem reicht es, von Gott anerkannt zu sein als des Vaters geliebtes Kind. Und steht das fest, fragt er nicht mehr, was törichte Menschen über ihn denken. Das muss dann nicht heißen, dass man jede Schmähung unwidersprochen lässt. Denn Jesus selbst, als der Knecht des Hohenpriesters ihn schlug, gab eine scharfe Antwort: „Habe ich übel geredet, so beweise, dass es böse ist; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?“ (Joh 18,23). Das ist eine hervorragende Antwort auf Beleidigungen aller Art! Doch kein Christ hat es nötig, mit Schaum vor dem Mund seine Ehre zu verteidigen. Denn er gilt ja etwas vor Gott. Christus ist seine Ehre, die ihm keiner nehmen kann. Und eine andere braucht er nicht. Was heißt das aber praktisch? Wenn

jemand Gutes von uns denkt, sollten wir uns bemühen, dass er Recht hat. Und wenn jemand schlecht über uns redet, sollten wir so leben, dass ihm niemand glaubt. Behandelt man uns aber schlechter, als wir meinen es zu verdienen, so ist das kein Drama, sondern nur eine Gelegenheit, sich in Demut zu üben. Denn Gott behandelt uns weit besser als wir es verdienen. Und er gleicht damit alles aus, was die Welt uns vielleicht versagt. Nicht das Geschwätz von Unsresgleichen, sondern Gottes Urteil zählt. Und so können wir den inneren Frieden gelassen bewahren. Vergiften wir nicht unser Herz, indem wir auf bittere Rache sinnen. Hüten wir unsere Zunge auch dann, wenn wir Recht haben. Und lassen wir uns daran genügen, dass Gott uns gnädig ist. Denn einen anderen Ruhm als diesen braucht kein Mensch.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Neid

Es gibt ein Gefühl, das jeder kennt, obwohl es keiner so recht zugeben will. Und dies verleugnete, etwas peinliche Gefühl ist der Neid. „Ach was“, sagen die meisten, „ich bin doch nicht neidisch, das hab' ich doch gar nicht nötig!“ Und trotzdem – so im Stillen wurmt es uns, wenn ein anderer den Posten ergattert, den wir gern gehabt hätten, oder die Weltreise macht, die wir uns nicht leisten können. Das mit dem Neid beginnt schon in der Schule, wenn der Nebemann immer viel bessere Noten bekommt. Und natürlich beneiden die eher Unscheinbaren die Sportlichen und Schönen. Es gibt nun mal Begabte und Unbegabte, Arme und Reiche, Hübsche und Hässliche. Da ist es nicht zu vermeiden, dass man an sich selbst Defizite bemerkt. Und gleich malt man sich aus, wie glücklich man sein könnte, wenn man hätte, was der andere hat. Sehen wir ihn vom Schicksal bevorzugt, gibt uns das einen Stich ins Herz. Denn die Zurücksetzung, das „im Schatten stehen“, scheint uns nicht gerecht. Wir wollen auch selbst glänzen, wollen Tore schießen und bejubelt werden! Man denkt doch, man hätte es verdient! Und der giftige Stachel der Missgunst, die Verbitterung darüber, dass wir „zu kurz kommen“, wird dann zur Wurzel des Neides. Neid ist der Hass auf das Gute, das mir ein anderer voraus hat. Er ist „die Unlust über die Vorzüge oder das Wohlergehen anderer“ (F. Kirchner). Er ist der Hang, das Wohl dieser anderen mit Schmerzen wahrzunehmen, bzw. der Unwille, das eigene Wohl durch fremdes Wohl in den Schatten gestellt zu sehen (I. Kant). Häufig überspielen wir dieses Gefühl, tun ganz locker und sagen, man müsse auch „gönnen können“! Doch der Hang zum Neid ist im Menschen tief verwurzelt – und zeigt schon in den biblischen Berichten vielfach böse Wirkung. Denn warum sonst wäre Satan, dieser gut geschaffene Engel, von Gott abgefallen, wenn nicht aus Neid? Trotz seiner großen Kraft und Herrlichkeit konnte er's nicht ertragen, dass Gott ihm immer noch die Gottheit voraus hatte. Und als er sich rebellierend gegen seinen Schöpfer kehrte und verstoßen wurde, da konnte er's wiederum den Menschen nicht gönnen, dass sie nach wie vor mit Gott in Gemeinschaft standen. Darum pflanzte er Adam und Eva denselben Neid ins Herz, der schon sein eigenes Verhängnis war, und zog sie in seinen Untergang hinein, damit auch der Mensch der Seligkeit verlustig ginge – und ihm diesbezüglich nichts voraus habe (1. Mose 3,1-6; Weish 2,24). Kain erschlägt dann aus Neid den Abel, weil Abels Opfer freundlicher aufgenommen wird als seins (1. Mose 4,1-16). Und Neid treibt die Söhne Jakobs, den vom Vater bevorzugten Bruder Joseph nach Ägypten zu verkaufen (1. Mose 37,3-4.11). Die „Rotte Korach“ neidet Mose die von Gott anvertraute Leitungsfunktion (4. Mose 16,1ff.). Und auch Mirjam missgönnt ihrem Bruder seine Vorrangstellung (4. Mose 12,1-16). Weil Davids Heldentaten lauter bejubelt werden als die von König Saul, entbrennt Sauls Eifersucht (1. Sam 18,5-11). Absalom möchte auf seines Vaters Thron gelangen, indem er die Gunst des Volkes stiehlt (2. Sam 15,1-6). Und später neidet König Ahab dem Nabot seinen Weinberg und bringt ihn unrechtmäßig in seinen Besitz (1. Kön 21,1-29). Missgunst ist ein zentrales Thema in der Geschichte vom „verlorenen Sohn“, weil der ältere Bruder dem jüngeren den freundlichen Empfang nicht gönnt (Lk 15,25-32). Um Neid geht es im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, weil es die am Nachmittag Eingestellten leichter haben, ihren Tageslohn zu verdienen, als jene, die schon am Morgen engagiert wurden (Mt 20,1-16). Und auch in der Leidensgeschichte Jesu spielt Neid eine wichtige Rolle, weil ihm die Priester und Pharisäer den großen Zulauf des Volkes nicht gönnen. Anders als die Schriftgelehrten predigt Jesus mit Vollmacht (Mt 7,29), die Menschen strömen ihm zu, seine Taten wecken Begeisterung (Joh 11,46-48; 12,19). Und Jesus weiß sehr gut, dass ihn seine Feinde aus Neid zum Tod überantworten (Mt 27,18). Was ist das also für ein merkwürdiges Gefühl, von dem keiner zugeben

will, dass er es kennt, und das doch so viel Böses wirkt? Neid ist der Hass auf das Gute, das mir ein anderer voraus hat. Und der Neid hasst dieses Gute aus dem einzigen Grund, dass es nicht mein eigenes ist. Umgekehrt liebt er aber das Schlechte, sobald es einem anderen widerfährt. Und er liebt es aus dem einzigen Grund, dass es eben den andern trifft. Das Glück anderer Menschen betrübt den Neider, doch über ihren Schaden kann er sich freuen. Und der Ursprung dieser Gesinnung ist nicht schwer zu erraten. Denn der Neider denkt stets in Kategorien der Konkurrenz – und kann nicht mehr anders denken. Er versteht das Leben insgesamt als einen großen Wettbewerb, in dem es gilt, andere Menschen an Besitz, Macht, Klugheit oder Ansehen zu übertreffen. Der Neider bestimmt seine Position in der Rangfolge durch ständiges Vergleichen. Und dann folgt er der Logik eines Autorennens oder eines anderen Wettbewerbs, in dem man alles gut findet, was die Konkurrenten bremst – oder den eigenen Wagen beschleunigt nach vorne bringt. Weil der Neider in Kategorien der Konkurrenz denkt, empfindet er den Vorteil eines anderen als Nachteil für sich selbst, während er den Nachteil des anderen für sich als Vorteil wertet. Und das macht es ihm unmöglich, sich mit anderen zu freuen – oder mitfühlend mit ihnen zu trauern. Denn er unterstellt immer, dass der Gewinn des Nebenmanns auf seine Kosten geht, wie er auch meint, selbst nur auf Kosten des anderen gewinnen zu können. Und das macht den Neidischen zu einem sehr einsamen Menschen. Nur dort ist er zur Gemeinschaft fähig, wo er in der Solidarität einer angeblich benachteiligten Gruppe die Mitglieder einer angeblich bevorzugten Gruppe hassen kann. Da fühlt er sich allen verbunden, die mit ihm gemeinsam „zu kurz kommen“. Sonst ist er aber keine angenehme Gesellschaft, weil er fremde Erfolge herabsetzt, fremde Leistungen madig macht und fremdes Glück zu trüben versucht. Gern hört er Berichte von den Fehlleistungen seiner Mitmenschen. Vollbringt aber jemand Großes, kann er seine Verbitterung kaum verbergen. Sich ständig vergleichend ist der Neider selten zufrieden. Und nichts ist ihm „genug“, solange ein anderer „mehr“ hat. Vielleicht baut er sich ein Haus und legt einen schönen Garten an. Doch wenn der Nachbar ein größeres Haus baut, mit einem noch tolleren Garten, ist sein Seelenfrieden dahin. Ja, warum denn? – könnte man fragen. Sein eigenes Haus ist doch nicht schlechter geworden, und der Erholungswert seines Gartens nicht geschmälert. Alles erfüllt nach wie vor seinen Zweck! Aber eben das ist die Krankheit des Neidischen, dass er das ihm Gegebene nicht an realen Bedürfnissen misst und Dinge nicht um ihrer Qualitäten willen schätzt, sondern sie bloß braucht, um im Vergleich mit anderen besser dazustehen. Nur im Überbieten findet er Bestätigung. Und er hätte nicht das Gefühl etwas zu gelten, wenn er nicht weiter spuckte, lauter lachte und schlauser redete als andere. Selbst an den Äpfeln seines Gartens hat er keine Freude, wenn die Äpfel des Nachbarn einen Tick größer oder grüner sind! Und das heißt – der neidische Mensch ist wirklich arm dran. Er muss immer irgendwen unter sich oder hinter sich lassen, um sich gut zu fühlen. Er misst das ihm Gegebene nicht an seinem Bedarf, sondern an dem, was andere haben. So schmälern ihm dann die Vorzüge fremder Frauen die Freude an der eigenen. Und die Lust am Singen vergeht ihm einfach nur, weil's ein anderer besser kann. Zufrieden ist er, wenn er zu gleichem Glanz aufsteigt, oder wenn der andere verliert, was er ihm voraus hat. Gelingt aber weder dies noch das, nimmt er das Wohl der anderen mit Schmerzen wahr und leidet unter fremdem Glück. Statt das Gute zu genießen, das er hat, fragt er, ob's anderen noch besser geht. Und natürlich findet er auf diese Weise keinen Frieden. Denn er mag so schön und reich sein, wie er will – ist es ein anderer in noch höherem Grade, ist ihm die Freude verdorben. Wahrlich, das sind die hässlichen Gefühle einer hässlichen Seele, die sich durch das stetige Vergleichen selbst unglücklich macht! Aber wir müssen darauf achten, den unseligen Neid von anderen Gefühlen zu unterscheiden, die nicht gleichermaßen verwerflich sind. Denn nur weil ein Mensch erstrebt, was ein anderer hat, ist er noch nicht „neidisch“ zu nennen –

und nicht jeder, der etwas begehrt, ist darum schon zerfressen vom „Geist der Konkurrenz“. Wir dürfen da nicht alle in einen Topf werfen. Denn wenn ein Mensch wirklich arm ist und sieht, wie der Nachbar mit einem kleinen Geschäft seine Familie ernährt – wer würde dem „Neid“ vorwerfen, wenn er nun auch gern ein Geschäft hätte? Es geht ihm ja gar nicht um die Konkurrenz mit dem Nachbarn, dem er sein Einkommen sehr wohl gönnt. Der arme Mann will nur eben seine Kinder kleiden und ernähren können! Sein Maßstab ist nicht irgendein Vergleich, sondern der realer Bedarf. Darum hätte er gern ein Geschäft und beginnt dafür zu arbeiten. Und das ist kein „Neid“, wie die Gegenprobe zeigt. Denn anders als einen Neider würde es den armen Mann ja nicht mit Befriedigung erfüllen, wenn der Nachbar morgen sein Geschäft verlöre und dann genauso arm wäre wie er selbst. Nein, was hätte er davon? Was würde es ihm helfen, da Konkurrenz doch gar nicht sein Thema ist? Das Gleiche gilt übrigens, wenn ein Schüler die Kunst des Lehrers erstrebt, oder ein Geselle sich die Fertigkeiten seines Meisters aneignen möchte. Auch von denen gilt zwar, dass sie „haben wollen, was ein anderer hat“. Doch wenn die Bewunderung für das, was ihr Vorbild kann, den persönlichen Ehrgeiz weckt und sie anspricht fleißig zu üben, dann ist das kein „Neid“, sondern den Meister nachahmend machen sie ihm das schönste Kompliment! Sie sagen: „Ach, könnte ich nur so malen, tanzen oder schreiben, könnte ich so Klavier spielen oder so mit dem Schmiedehammer umgehen – das wär's!“ Sie begehren, was ihr Vorbild hat und kann. Aber es wäre nicht fair, das „Neid“ zu nennen. Denn in der Bewunderung für den Meister steckt keine Missgunst. Und die Gegenprobe zeigt das. Denn der Schüler träumt zwar davon, in seiner Kunst auf das Niveau des Vorbilds „hinaufzukommen“. Aber wenn es dadurch gelänge, dass das Vorbild seine Fähigkeiten durch Alter oder Krankheit einbüßte, würde der auf diesem Weg erzielte „Gleichstand“ den Schüler nicht mit Befriedigung erfüllen, sondern mit Bedauern. Das bloße „Streben nach dem, was ein anderer hat“ reicht also nicht aus, um den Neid zu definieren, wenn nicht die Missgunst hinzukommt und der Wunsch, andere in den Schatten zu stellen. Neid ist nicht einfach das Streben nach dem Guten, das ich bei anderen sehe, sondern der Zorn darüber, dass mir überhaupt jemand Guten voraus hat. Neid ist „Unlust über die Vorzüge oder das Wohlergehen anderer“. Der Neider meint nicht, dass man im Leben dann und wann mit anderen konkurrieren muss, sondern er verallgemeinert das: Er denkt, das Leben sei insgesamt ein Wettbewerb – und eben das mache Sinn und Ziel des Lebens aus, dass man sich im „Ranking“ gut platziert. Dementsprechend wertet der Neider den Vorteil des Konkurrenten als Nachteil für sich selbst – und umgekehrt. Doch wie kommt man zu so einem Weltbild? Und warum ist es so verbreitet? Warum beglückt es uns, anderen überlegen zu sein? Ist das wirklich so selbstverständlich, wie es uns vorkommt? Von Diogenes wird erzählt, dass er auf der Straße einen jungen Mann traf, der vor Freude strahlte. „Warum freust du dich?“ fragte Diogenes. Und der junge Mann antwortete stolz: „Ich habe den Sieg bei der Olympiade errungen, ich habe alle Mitstreiter besiegt!“ Diogenes aber war wenig beeindruckt und erwiderte: „Was für eine Ehre ist es, Schwächere zu besiegen?“ Der junge Sportler hat den Einwand wahrscheinlich nicht verstanden. Aber Diogenes meint die Frage ernst. Warum soll es eine Ehre oder eine Freude sein, im Wettkampf zu demonstrieren, dass die anderen schwächer sind? Wenn der Stärkere den Schwächeren unterläge, hätte er doch wohl etwas falsch gemacht! Man kann vom Stärkeren erwarten, dass er gewinnt. Und erstaunlich wäre nur der umgekehrte Fall, wenn der Schwächere über den Stärkeren siegte. Aber damit wäre dann nur bewiesen, dass der Schwächere in Wahrheit der Stärkere war. Und warum sollte ihn das freuen? Was ist ehrenhaft daran, wenn der mit den schnellsten Beinen als erster ins Ziel kommt? Und warum macht es ihn stolz, Menschen zu überbieten, die sportlich weniger begabt sind? Was kann denn einer für die ihm von Gott mitgegebenen Möglichkeiten und Grenzen? Hat er sich etwa selbst gemacht? Wenn aber nicht –

warum prahlt er dann mit Begabungen, die ihm sein Schöpfer schenkte? Hätte ich eine Stimme wie Caruso, wollte ich auch singen wie Caruso. Und hätte ich Einsteins großen Verstand, würde ich ebenso große Forschung betreiben. Wäre mir Rembrandts Genie gegeben, könnte ich auch so herrlich malen. Und mit Shakespeares Talent fiele es mir nicht schwer, ebensolche Stücke zu schreiben. Hätte ich Adleraugen, bräuchte ich keine Brille. Wäre ich schnell wie ein Windhund, bräuchte ich kein Fahrrad. Und hätte Gott mich zum Bären gemacht, wäre ich stärker als ein Hase. Das alles ist ebenso wahr wie banal! Aber was besagt es schon – außer, dass wir verschieden sind? Besagt es etwa, dass der Adler mehr wert ist als der Bär, oder dass Einstein sich schämen muss, weil er nicht Shakespeare war? Soll ich mich bei Gott beschweren, weil er die Rolle Carusos an Caruso vergeben hat? Oder wird Gott mir vorwerfen, dass ich kein Windhund war? Bei all dem Vergleichen kommt nur Blödsinn heraus! Jeder von uns soll tun, was er kann, und wer viel kann, soll auch viel tun – das ist er den anderen schuldig. Aber mit einer großen Begabung die minder Begabten in den Schatten zu stellen, ist keine Kunst und ist auch nicht ehrenvoll. Denn niemand hat sich mit seinen Talenten selbst erschaffen oder selbst begabt. Gott ist Herr über unsere Möglichkeiten und Grenzen. Und wenn er jemand mit geistigen oder körperlichen Gaben reichlich ausgestattet hat, dann sind das Geschenke, für die man doch sinnigerweise nicht den Beschenkten lobt, sondern den Spender, der sie so großzügig gegeben hat. Wenn Applaus angebracht ist, dann gebührt er Gott! Welchen Sinn hat also das ewige Vergleichen und Überbieten, dieses verkniffene Denken in Kategorien des Wettbewerbs und der Konkurrenz? Haben wir nicht am Neider gesehen, wie ihn das einsam und hässlich macht? Gott selbst ist der Ursprung aller Ungleichheiten, weil er die Menschen so bunt verschieden macht. Doch er schafft nicht Ungleichheiten, damit einer den anderen beneiden muss, während dieser prahlen kann. Sondern Gott schafft uns verschieden, damit wir Gelegenheit haben, einander freundlich zu ergänzen, zu kooperieren und einander mit unseren vielfältigen Gaben zu helfen und zu dienen. Und so ist die von Gott gebotene Liebe in jeder Hinsicht das Gegenteil des Neids und zugleich die rechte Antwort auf alle Neidereien, weil die Liebe das Gute, das einem anderen widerfährt, mit Freude sieht und es ihm von Herzen gönnt. Die Liebe ist nicht schadenfroh, sondern mitfühlend. Sie freut sich nicht an Siegen, die auf Kosten anderer errungen werden. Und die Liebe vergleicht auch keine „Leistungen“. Sie veranstaltet kein „Wettrennen“, bei dem jemand auf der Strecke bleibt. Und sie zeigt nicht mit dem Finger auf die abgehängten Verlierer. Sondern die Liebe freut sich mit den Fröhlichen und weint mit den Weinenden (Röm 12,15). Der Neid kann das nicht verstehen – er will dem anderen sein Gutes nehmen. Die Liebe dagegen will dem, der nichts hat, Gutes schenken. Der Neid will allen Applaus für sich. Die Liebe dagegen spendet ihr Lob gern den anderen. Der Neid ist stets gekränkt und verbittert. Die Liebe dagegen ist langmütig und freundlich. Und während der Neid verzweifelt „das Seine“ sucht (von dem er meint, dass die Welt es ihm schuldig sei), sucht die Liebe gerade nicht „das Ihre“ und fordert auch gar nichts (1. Kor 13,4-7). Sie will nichts „von“ dem anderen, sondern will alles Gute „für“ den anderen. Und so ist die Liebe das beste Gegenmittel gegen den Neid – und trägt den Frieden in sich, der dem Neidischen fehlt. Denn während der sich vergeblich müht, die eigene Geltung sicherzustellen durch überlegenes Haben, Können und Wissen, überlässt die Liebe das Gott. Nicht Christen setzen ihre Geltung durch – mit Hilfe irgendwelcher Leistungen. Sondern Christus setzt unsere Geltung durch – mit dem, was er am Kreuz für uns geleistet hat. Und das Problem der Konkurrenz, an dem sich der Neidische abarbeitet, plagt uns darum nicht mehr. Die uns umfangende Liebe Gottes hat es für uns gelöst. Denn als Christen müssen wir unseren Wert nicht an unserer Platzierung innerhalb einer menschlichen „Vergleichsgruppe“ bemessen, sondern bemessen unseren Wert an der Mühe, die Gott es sich hat kosten lassen, uns zu erlösen. Und damit sind wir auf einen

Schlag aller Konkurrenz enthoben und in den Stand der Gotteskindschaft versetzt. Denn christliches „Selbstwertgefühl“ stammt nicht aus dem Vergleich mit anderen Menschen, sondern allein aus der von Gott zugesagten Gnade. Wir müssen da nicht erst an einem Wettrennen teilnehmen. Christus hat längst für uns gesiegt. Und das macht uns frei, uns an den Erfolgen anderer neidlos zu freuen, weil wir durch ihren Vorteil kein bisschen schlechter dastehen – und durch ihren Nachteil nicht besser. So ist der Satz völlig richtig: „Man muss auch gönnen können“! Doch niemandem wird das so leicht gemacht, wie gerade Christen. Denn Christus hat vor uns den großen Schatz seiner Gnade aufgetan – Gott selbst ist unser Ruhm, unser Sieg, unsre Ehre! – und mit ihm beschenkt laufen wir nun „außer Konkurrenz“. Wir wünschten aber sehr, dass auch alle anderen Anteil bekämen am Reichtum der Gnade und darin ihren Frieden fänden. Denn es ist ein Jammer, mit anzusehen, wie so viele sinnlos um das Falsche konkurrieren und sich an falschen Maßstäben messen. Bitten wir also Gott, den Neid nicht nur in uns, sondern in allen Menschen zu überwinden – und das hässliche Geschwür zu entfernen, das an so vielen Herzen nagt.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Das Alter

Alt zu werden ist kein Spaß. Und die meisten Menschen, wenn sie die Wahl hätten, wären lieber jung. Weil sie aber keine Wahl haben, werden sie irgendwann 80 oder 90. Und wenn dann Gratulanten kommen, müssen sie sich viel gut gemeinten Unsinn anhören. Denn unsere Gesellschaft hat keine ehrliches Verhältnis zum Alter, sondern neigt sehr zur Beschönigung. Es wissen zwar alle, dass die Annäherung an das Lebensende mit Gebrechlichkeit einhergeht, mit einem schleichenden Verfall der geistigen und körperlichen Kräfte – und oft auch mit Einsamkeit. Doch an hohen Geburtstagen redet man trotzdem, als wär's ganz wunderbar alt zu werden, als wär's eine große Ehre und ein tolles Geschenk. Man tut so, als könnten die Senioren – wenn sie nur aktiv bleiben und die richtige Einstellung haben – ihr Alter zu einer verlängerten Jugend machen. Doch die Alten wissen, dass das nicht stimmt. Und die Jungen behaupten es auch mehr aus Verlegenheit. Denn eigentlich sind sie froh, noch jünger zu sein, und wissen mit den Alten nicht sehr viel anzufangen. Unsere Gesellschaft verwahrt sie zwar in Pflegeheimen, die schmeichelhafte Namen tragen, wie „Senioren-Residenz“, „Premium-Wohnstift“, „Park-Ressort“, „Haus Abendsonne“. Im Grunde sind's aber Endlager für verbrauchte Menschen, deren nächster Weg auf den Friedhof führt. Denn letztlich ist das Alter eben doch ein Phänomen der Erschöpfung. Der alte Mensch gleicht einem Auto, dessen Tankanzeige auf „Reserve“ steht. Und seine verschlissenen Bauteile können nicht alle getauscht werden. Er ist gefangen in einem nicht mehr so reizvollen Körper mit zunehmenden Fehlfunktionen. Und von der sprichwörtlichen „Altersweisheit“ merkt auch nicht jeder was. Im Rückblick sieht er zwar, dass er die tausend Möglichkeiten seiner Jugend eingetauscht hat gegen ebenso viele Erfahrungen. Doch was nützen all die Erfahrungen, wenn's den Alten nun an Möglichkeiten fehlt? Weil sie immer weniger Zukunft haben, erzählen sie umso lieber von der Vergangenheit und variieren ihre Lebensgeschichte so lange, bis sie die zu einer rühmlichen Geschichte „um-erzählt“ haben. Sie wollen sich und anderen Rechenschaft geben. Doch junge Hörer zeigen wenig Interesse, weil sie ja mit der eigenen Zukunft beschäftigt sind, die sowieso ganz anders wird. Ehemals schön und wichtig gewesen zu sein, hilft da wenig. Es verschafft uns keine Geltung in der Gegenwart. Und so kommt sich der Mensch nach und nach abhanden. Sein Leben gleicht einem Theaterstück, das gegen Ende langweilig wird. Und während das Publikum heimlich gähnt, fragt sich der Schauspieler, wann wohl der Vorhang fällt. Denn eigentlich kann er nicht mehr. Er hat seine Kräfte verausgabt, als er noch meinte, sie seien unbegrenzt. Aber war das wirklich ein Fehler? War ihm sein Leben nicht eben dazu gegeben – dass es sich verbrauchen sollte, wie sich eine Kerze verbraucht, wenn sie ihren Zweck erfüllt? Ein Motor, der lange läuft, zeigt entsprechend hohen Verschleiß. Doch schließlich wurde er gebaut, um zu laufen! Er hat seinen Zweck durchaus nicht verfehlt – geht aber trotzdem kaputt. Und die Erschöpfung, die man dann empfindet, ist kein schöner Zustand. Auch die Bibel sieht das ganz nüchtern. Der Prediger Salomo empfiehlt ausdrücklich, in der Jugend guter Dinge zu sein und sich am Leben zu freuen „...ehe die bösen Tage kommen und die Jahre sich nahen, da du wirst sagen: »Sie gefallen mir nicht.«“ Da werden die Arme dann schwach, und die Beine krumm, die Zähne werden weniger, die Augen trüber, die Ohren tauber, die Haare weißer, die Stimme dünner. Der Schlaf ist nur noch leicht, der Gang schleppend und die Hände zittern – bis schließlich der Lebensfaden reißt (Pred 12,1-6). Zwar kennt die Bibel auch das positive Gegenbild jener Menschen, denen Gott ein langes Leben verleiht, so dass sie Kinder und Kindeskin-der sehen, um zu guter Letzt „alt und lebenssatt“ zu sterben. Deren hohes Alter gilt als Erweis göttlicher Gnade (1. Mose 25,8; 35,29; Hiob 42,17). Doch die Bibel erzählt eben auch, wie Ja-

kobs alter Vater aufgrund seiner Blindheit betrogen wird (1. Mose 27,1f.), wie Barsillai im Alter das Genuss- und Unterscheidungsvermögen verliert (2. Sam 19,36), und der hochbetagte König David nicht mehr warm werden kann – wie sehr man ihn auch mit Kleidern bedeckt (1. Kön 1,1). Nicht ohne Grund gibt's in der Bibel Schutzbestimmungen für die Alten, die man nicht verachten (Sir 8,7; Spr 23,22), sondern ehren soll (2. Mose 20,12; 3. Mose 19,32), auch wenn sie kindisch werden (Sir 3,14-15). Doch wer wollte die beneiden, die solche Rücksicht nötig haben? Nein, dem Zustand, in dem wir zittern und kleckern, nähern wir uns nicht freiwillig! Doch kann man immerhin versuchen, der letzten Lebensphase positive Seiten abzugewinnen, die sie ja auch hat. Mir scheint es z.B. ein großer Vorzug, dass man im Alter niemandem mehr etwas beweisen muss. Von jungen Leuten werden in Schule und Beruf ständig Fortschritte erwartet. Sie müssen sich erst in vielen Prüfungen beweisen, bevor man sie ernst nimmt. Und obendrein haben sie viel Stress mit der Partnersuche. Der alte Mensch hingegen ist aus dem Beruf raus, muss nicht mehr konkurrieren – und muss auch keinen Vorgesetzten hofieren, um weiterzukommen. Er muss niemandem mehr schmeicheln, hat wenig zu verlieren, spürt kaum noch Verantwortung und genießt einige Narrenfreiheit. Denn niemand erwartet mehr, dass der Alte „auf Zack“ ist oder jede Mode mitmacht. Wenn ihn die Jüngeren aber nicht mehr brauchen, ist auch das kein so schlimmes Schicksal wie viele denken, sondern eigentlich ein Segen. Denn wenn man sich schon „in Auflösung“ befindet – was wäre dann schlimmer, als für diesen oder jenen „unersetzlich“ zu sein, den man im Stich lässt? Es entlastet und befreit, wenn man seine Aufgaben in jüngere Hände legen kann. Denn die eigenen Arme dürfen dann schwächer werden. Und man kann sich freuen, dass die eigene Aufgabe nicht endlos, sondern befristet war. Unsere Aufgabe ist immer nur, die Zeit zu überbrücken, in der unsere Vorgänger „nicht mehr“ belastbar sind – und unsere Nachfolger „noch nicht“. Und so wär's allzu eitel, wenn der Mensch unbedingt eine Lücke hinterlassen wollte, oder sich freute, wenn's „ohne ihn nicht geht“. Nein! Die besten Lehrer sind jene, die sich nach und nach überflüssig machen. Und wenn sich ein Mensch in sinnvoller Tätigkeit erschöpfte, dann ist sein „kaputter“ Zustand auch keine Schande. Denn es ging ja eine Anstrengung voraus, die ihm das Recht gibt, müde zu sein. Wer erschöpft ist, hat „alles gegeben“ – und muss sich dafür nicht schämen. Sondern umgekehrt wär's viel bedenklicher, wenn ein alter Mensch keine Spuren von Ermüdung zeigte. So einen müsste man wohl fragen, auf wessen Kosten er sich ein Leben lang geschont hat – und wofür er seine Kräfte auch jetzt noch spart! Ja, die allzu munteren Alten muss man fragen, ob ihnen nie eine lohnende Aufgabe begegnet ist. Denn die eigenen Potentiale ungenutzt und „originalverpackt“ dem Schöpfer zurückzuerstatten – was macht das für einen Sinn? Allzu vitale Senioren erwecken nur den Eindruck, dass sie mit ihrem Leben nichts anzufangen wussten. Und viel ehrenwerter scheint es mir, wenn ein Mensch sein Pulver in guter Absicht restlos verschossen hat. Dessen „Er-Schöpfung“ zeigt dann bloß, dass er seine Möglichkeiten „aus-geschöpft“ und sich in guten Kämpfen verschlissen hat. Wer dagegen bis zuletzt keine Narben aufweist, der hat offenbar für nichts gekämpft. Wer sich nicht verzehrte, hat für nichts gebrannt. Und wer nicht litt, hat auch nie wirklich gelebt. Erschöpfung ist also beileibe nicht als Strafe anzusehen. Sondern gerade das ist die höchste und schwerste Lektion im Leben, dass wir lernen, mit Anstand verbraucht zu sein. Und es ist – kurz gesagt – eine Übung in der Demut und im Glauben. Warum Demut? Natürlich, weil uns im Alter abhandenkommt, womit wir in jüngeren Jahren Eindruck schinden konnten. Plötzlich müssen wir für jede Handreichung „bitte“ und „danke“ sagen. Und das geht uns gewaltig gegen den Strich. Denn als wir in der Jugendfrische unsere vielen Rechte und Kompetenzen erwarben, dachten wir nicht dran, dass sie befristet wären. Es kam uns gar nicht in den Sinn, dass wir alles Können und Vermögen, das uns zuwächst, irgendwann auch wieder abgeben müssten! Doch das

Alter raubt uns scheinbarweise, was wir hatten, konnten und wussten. Unerbittlich schränkt es uns ein – und entkleidet uns der stolzen Menschen-Herrlichkeit. Wir stehen dem ohnmächtig gegenüber, sind peinlich berührt und können uns dann entweder totärgern und in Selbstmitleid zerfließen – oder eben Demut lernen. Denn im Alter müssen wir eingestehen, dass unser gesamter Reichtum aus Leihgaben bestand, die uns der Herr des Lebens auch wieder entzieht. „Hoppla,“ denkt man, „was mir so leicht genommen werden kann, war offenbar nie wirklich „mein“ im Sinne eines unbegrenzten Verfügens. Erst jetzt, wo sie schwinden, merke ich, dass mir Kraft und Leben von fremder Hand zur Verfügung gestellt wurden. Ich muss mit der Zeit nicht nur dies und das zurückgeben, sondern sogar mich selbst. Nicht mal ich selbst gehöre mir! Nicht mal mich selbst habe ich dauerhaft „im Griff“, sondern bin nur vorübergehend das, was mein Schöpfer aus mir macht! Offenbar war ich auch früher nie etwas durch mich, sondern immer nur durch ihn.“ So lässt das Alter die wahren Verhältnisse zu Tage treten – und schenkt damit späte Einsicht. Es lehrt uns, den Mund weniger voll zu nehmen und vor Gott bescheiden den Hut zu ziehen. Eben dadurch ist das Alter dann aber auch eine Schule des Glaubens. Denn der verbrauchte Mensch hat von der Welt nicht mehr viel zu erwarten, von Gott aber umso mehr. Und das verschiebt den Fokus seiner Aufmerksamkeit. Solange wir jung und vital sind, liebt uns die Welt, und wir lieben sie. Da schmeckt uns das Glück dieser Erde viel zu gut, als dass wir oft an den Himmel dächten! Doch das Alter entwöhnt uns von den irdischen Genüssen, so wie man ein Kind von der Mutterbrust entwöhnt. Je länger je mehr verleiden uns die Altersgebrechen das Dasein. Und so richtet sich unseren Blick wie von selbst auf die Ewigkeit. Denn im Greisenalter kann man sich ja nicht mehr vormachen, man hätte in dieser Welt schon seine Heimat gefunden und könnte ewig bleiben – nein! Deutliche Zeichen künden an, dass uns entweder die Welt verlässt oder wir sie. Wir sind zwar noch da – und all das Verlockende auch! Aber es entzieht sich den getrüben Augen ebenso wie den zitterigen Händen. Und auch der Magen verträgt es nicht mehr. So entwöhnt uns das leidige Alter vom Leben, wie die Amme das Kind von der Brust entwöhnt. Es zwingt uns loszulassen. Und manch einer empfindet diesen Verlust seiner Besitztümer, Kontakte und Fähigkeiten als ein „Sterben auf Raten“. Doch der gläubige Menschen hat's da wieder mal besser. Denn der erwartet ja im Himmel mehr zu gewinnen, als er hier auf Erden verliert. Sterbend lässt er diesen Jahrmarkt der Eitelkeiten hinter sich, um in Gottes Güte einzugehen. Er macht dabei einen guten Tausch. Und je mehr Liebes ihm schon zu Lebzeiten genommen wird, umso leichter wird das Gepäck, mit dem er Gott entgegengeht. Freilich – wer nicht glaubt, muss die Dinge anders sehen. Ihm fehlt der Trost gerade dann, wenn er ihn besonders nötig hätte. Ihn trifft der Fluch, über den Tod hinaus keine Perspektive zu kennen. Und wenn er am Glück dieser Erde nicht satt geworden ist, stirbt er hungrig und ohne Hoffnung. Ein Christ dagegen kann sich sterbend in Gottes Arme fallen lassen – und hat dann zum Selig-Sein immer noch ewig Zeit. Er steht auch als Greis nicht etwa am Ende, sondern am Anfang. Für ihn kommt das Beste erst noch. Und wenn er körperlich „abbaut“, bringt ihn das geistlich sogar voran. Denn je weniger er sich helfen kann, desto ausschließlicher baut er auf Gottes Hilfe. Und so wird ihm gerade das Alter noch einmal zur Schule des Glaubens. Denn was diesem Glauben in jungen Jahren entgegensteht, ist ein törichter Wille zur Autonomie, den oft erst das Alter niederringt. Viele lernen erst Hilfe anzunehmen, wenn sie den Löffel nicht mehr halten können. Erst da schaffen sie es, Kontrolle aus der Hand zu geben. Denn der natürliche Mensch in seinem Dünkel hasst nichts so sehr wie Abhängigkeit. Der Sünder in uns will eigenmächtig leben. Im Grunde verabscheuen wir es, bedürftig zu sein! Doch Gott gegenüber waren wir's schon immer. Und das zunehmende Alter macht diese verdrängte Tatsache nur sichtbar. Das kränkt dann zwar unseren Stolz. Doch mit etwas Einsicht und Glauben können wir drüber hinwegkommen. Denn wenn's gut läuft – und

wir (statt zu jammern) in den Prozess einwilligen – entspricht unserem Nicht-mehr-können auch ein Nicht-mehr-müssen. Mit zunehmendem Alter reduziert sich nicht bloß unser Vermögen zur Selbstkontrolle, sondern es reduziert sich auch das, was uns noch zu kontrollieren bleibt. Zugleich mit der Möglichkeit des Steuerns schwinden auch die zu steuernden Lebensbereiche. Der alternde Mensch wird selbst „immer weniger“, seine Reichweite geringer. Und wenn er so klug war, Besitz und Verantwortung rechtzeitig abzugeben, muss er auch nicht um jeden Preis „fit“ bleiben. Denn dass einer nicht mehr kann, geht in Ordnung, wenn er auch nicht mehr muss. Er kann zu dem Unvermeidlichen sein Einverständnis geben, seinen Leib irgendwann in die Erde und seine Seele in Gottes Hand legen! Wer aber nicht mal seinem Schöpfer traut und infolgedessen nicht loslassen will – der wird bald unerträglich. Denn für ihn treten seine Wünsche und seine Möglichkeiten immer weiter auseinander. Der „kann“ dann nicht mehr, „will“ aber unbedingt. Und der Kontrollverlust, den er bestreitet, macht ihn schnell zur lächerlichen Figur: Sein Schiff ist längst auf Grund gelaufen, während er noch hektisch am Ruder dreht. Seine Vergangenheit ist entschwunden, eine Zukunft kann er nicht sehen – und tief beleidigt und protestierend wird er dennoch vom Leben aussortiert. Das ist traurig anzusehen! Ein alternder Christ hat's aber deutlich besser. Denn der kann sagen: „Ist doch egal! Bin ich mit Gottes Hilfe jung gewesen, kann ich auch mit ihm alt sein. Führte er mich im Sonnenschein, so tut er's genauso im Regen. Und war er bei mir auf Erden, so ist er's doch erst recht im Himmel. Einst war ich stark durch ihn, nun bin ich schwach durch ihn. Wie er's aber fügt, soll es mir recht sein. Denn ich muss Gott nicht drüber belehren, wie er's machen soll, wenn er mir nur weiter die Treue hält...“ Ich will damit nichts „schönreden“. Auch bei Christen kommt es leicht zu einem Missverhältnis zwischen dem „Nicht-mehr-können“ und „Doch-noch-müssen“! Alt-werden ist kein Spaß. Auch gläubigen Senioren bleibt am Lebensende nichts von dem übrig, was die Welt für groß und wichtig hält. Aber es bleibt ihnen doch Gott. Und wer den auf seiner Seite hat, der ist auch in seiner Schwäche noch stark, in seiner Armut reich und im Tod lebendig. Wir müssen nur lernen, uns an Gott genügen zu lassen – und können dann in Frieden alt werden. Denn zur Lebenskunst gehört nicht nur der Angriff mit heißem Blut, sondern auch der geordnete Rückzug. Und der darf einem Christen umso leichter fallen, als ja bereits ein anderer den Krieg für ihn gewonnen hat.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die Gegenwart des Kommenden

Es ist merkwürdig, von der „Gegenwart“ des „Kommenden“ zu sprechen – und mancher wird schon in dieser Überschrift einen Widerspruch sehen. Denn ist es nicht das Wesen des Gegenwärtigen, dass es schon da ist? Und ist es nicht das Wesen des Kommenden, dass es noch fehlt? Wie kann man da sinnvoll von einer „Gegenwart des Kommenden“ sprechen? Das erscheint paradox – und ist doch für den christlichen Glauben von so zentraler Bedeutung, dass ich es in vierfacher Hinsicht erläutern will.

1. Die Gegenwart des Kommenden im Warten

Was ist das für ein merkwürdiger Vorgang, den wir „Warten“ nennen? Man sollte meinen, dass wir ihn gut kennen, und doch ist er nicht leicht zu beschreiben. Denn wer „wartet“, scheint eigentlich „nichts“ zu tun. Und dennoch ist Warten eine Tätigkeit, die anstrengend sein kann. Wie ist das aber möglich, dass uns eine Nicht-Tätigkeit, eine Un-Tätigkeit anstrengt? Nun – Warten kostet Kraft, weil es von uns verlangt, innerlich auf etwas konzentriert zu sein, das äußerlich noch nicht da ist. Und das ist schwer. Denn alles, was schon da ist, buhlt um unsere Aufmerksamkeit. Und wenn es auch noch so banal sein mag, scheint es doch immerhin „wirklicher“ zu sein als die Wirklichkeit, die man erst noch erwartet. Was schon da ist, prägt sich von selbst den Sinnen ein und greift Raum in unseren Gedanken. Was aber nicht da ist, weil wir's erwarten, das ist für die äußeren Sinne noch nicht da, sondern ist sozusagen nur für die inneren Sinne da, nur für die Gedanken, weil der Wartende nur um seine Möglichkeit weiß und ihre Verwirklichung herbeisehnt – ohne dass er viel dafür tun könnte. Das als künftig Erwartete ist eigentlich nur wirklich, weil und insofern der Mensch es erwartet. Und dessen Warten ist gewissermaßen die vorweggenommene Wirkung eines Ereignisses, das eigentlich noch gar keine Wirkungen haben dürfte, weil es als Ereignis noch nicht eingetreten ist. Wie aber kann etwas Wirkungen haben, bevor es da ist? Das ist natürlich nur möglich, weil der Mensch Gegenwart und Zukunft unterscheiden und kraft dieser Unterscheidung vorausschauende Erwartungen hegen kann. Nur der Mensch ist in dieser Weise fähig, sich schon heute zu etwas zu verhalten, das erst morgen passieren wird. Wenn er aber darauf wartet, so tut er dabei nichts anderes als eben „zu warten“ – und das heißt: er beschäftigt sich nicht mit tausend anderen Dingen, sondern hält sich selbst bereit, um das Erwartete zu empfangen. Mag sein, dass er in der Wartezeit an der Bushaltestelle sein Kleingeld zählt. Doch ist er immer bereit, diese beiläufigen Beschäftigungen abzurechnen, wenn der Bus kommt. Der Wartende hält sich also bereit, er hält sich offen, er hält sich sowohl die Zeit als auch den Kopf frei, weil nichts anderes seine Aufmerksamkeit fesseln soll als nur das, was er erwartet. Wie lange er aber zu warten vermag, das hängt von der Wertschätzung der Sache ab, auf die er wartet. Absolut nicht warten zu wollen, ist Ausdruck von Geringschätzung! Wenn geduldiges Warten aber Kraft kostet (weil es eine Bindung innerlich aufrechterhält, die sich äußerlich noch nicht hergestellt hat), so ist es doch nicht ohne Lohn, sondern verändert und beflügelt den Wartenden schon in der Gegenwart. Denn als Wartender hat er eine Wette auf die Zukunft abgeschlossen. Und weil er bei dieser Wette selbst der Einsatz ist und in eigener Person auf dem Spiel steht, geht er mit dem, was er erwartet, eine innige Verbindung ein. Er gibt dem Kommenden schon vorweg Raum in seinem Herzen.

Er macht es damit zu einem Teil seiner Gegenwart. Und zugleich gelangt er durch die Vorwegnahme des Kommenden schon ein Stück über seine Gegenwart hinaus. Denn das Herz des Wartenden liegt nicht tot herum wie ein Stein, sondern ist wie ein fliegender Pfeil, den er

über den Grenzzaun in die Zukunft schießt. Indem er das tut, ist der Wartende nicht mehr bloß ein Bewohner der gegebenen Welt, sondern zugleich ein Bürger der kommenden Welt. Und von Erwartung getrieben ist sein Herz der Zeit voraus.

Warten heißt demnach, das in Gedanken präsent zu halten, was sich den Augen noch entzieht. Es heißt, sich durch das Sichtbare und Verfügbare nicht ablenken zu lassen vom Unsichtbaren und Unverfügbaren. Und wenn solches Warten auch passiv und leicht erscheint, kann es für den Betroffenen doch anstrengend sein, weil das Warten zu einem guten Teil im Ertragen dieser Passivität besteht. Oder wollte jemand leugnen, dass sich die klugen und die törichten Jungfrauen aus Matthäus 25,1-13 etwas Schweres vorgenommen hatten? Sie alle wollten sich bereithalten für die Ankunft des Bräutigams zu ungewisser Stunde! Doch nur die Hälfte war der Aufgabe gewachsen. Die fünf törichten Jungfrauen haben sich weder mit Geduld noch mit genügend Öl gewappnet. Ihr Glaube ist ein Strohfeuer, denn sie warten nur ein Weilchen, verpassen dann aber die Hauptsache und stehen zuletzt jammernd vor verschlossenen Türen. Die klugen Jungfrauen hingegen haben sich auf längeres Warten eingerichtet, haben Öl für ihre Lampen und Geduld für viele Stunden, ihr Glaube ist resistent gegen Frust und Langeweile, und sie verpassen darum auch die Hochzeit nicht, denn die klugen Jungfrauen sind konzentriert und beharrlich entschlossen, sich um keinen Preis ablenken zu lassen. Sie sind nicht mal bereit, mit den anderen ihr Öl zu teilen! Und Jesus, der doch sonst viel vom Teilen hält, stellt uns gerade diese Entschlossenheit und diesen gnadenlosen Willen, ans Ziel zu gelangen, als Vorbild vor Augen. Denn so und nicht anders will er bei der Wiederkunft seine Jünger antreffen. Wenn er überraschend hereinbricht in diese Welt, will er die Seinen nicht etwa schlafend vorfinden oder abgelenkt, sondern hellwach und vorbereitet. Er will sehen, ob sie ihm den Ehrenplatz in ihrem Leben freigehalten haben – oder seinen Stuhl einem anderen überließen. Wer das aber weiß und ihn mit brennender Geduld erwartet, für den ist in solchem Warten das Kommende schon gegenwärtig.

2. Die Gegenwart des Kommenden im Wort

Menschliche Worte sind oft „Schall und Rauch“ – ohnmächtiges Gerede, das leicht ignoriert werden kann, weil es eben „bloß Worte“ und keine Taten sind. Doch bei Gott ist das anders. Sein Wort steht nicht in Alternative zu „Taten“, sondern Gottes Wort ist Tat. Es beschreibt nicht bloß, was auch unbeschrieben wirklich wäre, sondern es schafft die Wirklichkeit, von der es redet. Es erzählt nicht bloß von Gottes Reich, sondern erzählt davon so, dass der Hörende dabei innerlich umgeschaffen und in Gottes Reich einbezogen wird. Und das heißt: mit dem Evangelium kommt nicht nur die Botschaft von künftiger Gnade, sondern im Hören des Evangeliums ereignet sich diese Gnade. Und wo die Verheißung geglaubt wird, ist sie im selben Moment auch schon erfüllt. Wie aber geht das zu? Auf den ersten Blick scheint die Bibel nur einen Bericht zu bieten: eine wahrlich große, alle Vergangenheit und Zukunft umfassende Erzählung. Doch kann man es nicht – wie bei anderen Berichten – bei der bloßen „Kenntnisnahme“ bewenden lassen. Denn die biblische Erzählung erhebt den Anspruch, die universale Rahmenerzählung zur individuellen Lebensgeschichte des Lesers zu sein. Und wenn sie das wirklich ist, bildet sie den übergeordneten Kontext, aus dem sich die angemessene Deutung des individuellen Daseins des Lesers ergibt. Mit anderen Worten: die Bibel erhebt den Anspruch, mir nicht die Geschichte anderer Menschen, sondern meine Geschichte zu erzählen. Nicht der Leser deutet und interpretiert die Bibel, sondern die Bibel deutet und interpretiert ihren Leser. Sie erzählt ihm von der vielschichtigen Beziehung Gottes zu den Menschen, von ihrer ursprünglichen Gestalt, von ihrer Störung und ihrer Heilung. Und diese erzählende Ansage schließt das Angebot eines der Erzählung entsprechenden Selbstverständnisses mit ein. Wer

in der biblischen Geschichte seine eigene Geschichte erkennt, wird eben dadurch ein anderer Mensch und wird eben der Heilung teilhaftig, von der ihm die Bibel erzählt hat. Glaubt der Empfänger der Botschaft, so vollzieht sich an ihm das, wovon die Botschaft berichtet: Gott kommt in die Welt, um die gestörte Gottesbeziehung des Menschen zu heilen. Er sendet sein Wort, damit es tut und wirkt, wovon es spricht. Und wo ein Mensch hörend die in diesem Wort enthaltene Deutung seines Daseins erkennt und anerkennt, versteht er seine Gottesbeziehung nicht nur neu, sondern erlebt im Glauben eine vollständige Wandlung dieser eben noch problematischen Beziehung zu einer positiven und versöhnten. Gott offenbart sich durch das biblische Wort nicht ohne dabei den Hörenden neu zu sich in Beziehung zu setzen und ihm durch sein glaubendes Erkennen Anteil zu geben an Gottes eigener Wahrheit und Lebendigkeit. Bei distanzierter Betrachtung scheint die Bibel zwar nur „Mitteilungen“ zu bieten. Wer aber entdeckt, dass sie ihn selbst betreffen, wird durch Gottes Mitteilung neu geschaffen und wiedergeboren, weil sie ihn nicht bloß „informiert“, sondern überführt, überwindet und in die heilvolle Gemeinschaft Gottes einbezieht. Glaubendes Erkennen ist also ein Innewerden, bei dem der Erkennende durch das Erkannte in seiner ganzen Existenz neu bestimmt wird und am Erkannten zu partizipieren beginnt. Gott teilt dabei nicht irgendetwas mit, sondern „sich“. Und daraufhin im Hl. Geist die Einheit von Vater und Sohn zu bekennen, heißt zugleich, die Einheit mit Gott zu gewinnen, denn wer im Glauben Gottes Einheit erkennt und bekennt, hat auch Anteil an ihr. Wenn dem Hörer des Evangeliums die Verwerfung der Sünde und die Bagnadigung des Sünders so vor Augen stehen, dass er beide Urteile auf sich selbst bezieht und bejaht, dann hat er durch die Bejahung beider Anteil gewonnen an der Gnade. Wer aber Anteil hat an der Gnade, der hat von Gottes Liebe nicht bloß „gehört“, sondern wurde von ihr erreicht und in sie einbezogen. Sein Glaube ist dann viel mehr als eine Kenntnismahme göttlicher Worte! Sein Glaube ist ein Sich-gründen und Ruhen in dem, der diese Worte sprach. Und das heißt: wird das Wort von der Gnade dankbar aufgenommen, wird eben damit die Gnade zum Ereignis, und der, der an sie glaubt, hat sie auch. Wird das Wort von der Gnade aber stolz abgelehnt, ist damit die Gnade abgelehnt, und der, der meint, sie nicht nötig zu haben, erfährt sie auch nicht. Das eine ist mit dem anderen unmittelbar gegeben! Denn da ist nicht einerseits die Gnade und andererseits das Wort, das von ihr redet, sondern die Gnade ist im Wort enthalten, und das Wort in der Gnade. Da ist nicht einerseits Jesus und andererseits das Wort, das von ihm erzählt, sondern Jesus ist im Wort, das Wort ist Jesus, und er wird mit dem Wort zugleich angenommen oder abgewiesen. Da ist nicht einerseits das Reich Gottes und andererseits die Botschaft vom Reich, sondern das Reich ist in der Botschaft enthalten, und wenn die einen Menschen erreicht, erreicht und ergreift ihn Gottes Reich und wird im Hören und Glauben zum Ereignis. Es wäre daher ein Missverständnis, wenn jemand meinte, die Entscheidung über das Schicksal seiner Seele fiele erst in ferner Zukunft beim Jüngsten Gericht. Denn im Wort, das unseren Glauben fordert, ist auch das kommende Gericht schon Gegenwart. Wo immer Gottes Wort verkündet wird, ist es Christus, der darin Anspruch auf das Leben der Hörer erhebt. Und weil er selbst die Gnade ist, die es zu ergreifen gilt, bedeutet jedes Ja oder Nein zu Christus ein endgültiges Urteil des Menschen über sich selbst. Wer Christus verwirft, ist schon verworfen, und wer ihn annimmt, ist schon angenommen. Denn Christus spricht: „Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen“ (Joh 5,24). Ist demnach das Gericht, ist das Reich Gottes oder das ewige Leben „fern“? Nein! All dies Kommende ist – unbeschadet seiner Zukunft – auch schon Gegenwart im Wort!

3. Die Gegenwart des Kommenden im Glauben

Was ist es eigentlich, worauf christliche Hoffnung sich richtet? Was ist die gemeinsame Substanz der verschiedenen Bilder vom Reich Gottes, vom Paradies, vom himmlischen Jerusalem, vom Ewigen Leben und der Seligkeit der Erlösten? Es lässt sich nicht wie bei einem „Schlaraffenland“ in Kategorien des Konsums und der Zerstreung ausdrücken. Sondern das zentrale Bedürfnis, das der Himmel stillen wird, ist jenes nach ungestörter Gemeinschaft mit Gott. Nicht irgendetwas wird in der Seligkeit beglücken, sondern Gottes Nähe wird beglücken. Und diese Nähe wird eben darum herrlich sein, weil zwischen Gott und den Erlösten kein Dissens mehr besteht, sondern völlige Übereinstimmung. Wir werden Gott verstehen, den wir im Leben so oft nicht verstanden. Wir werden ohne jeden inneren Widerstand dasselbe wollen, was Gott will. Und wir werden an dem teilhaben, was Gott in seiner Heiligkeit, Wahrheit, Ewigkeit, Freiheit und Lebendigkeit selbst ist. Ja, Augustin sagt, wir werden Gottes „voll“ sein! Statt uns widerspenstig an ihm zu reiben und ihm das Gott-Sein zu neiden, statt verzweifelt zu rebellieren und zu konkurrieren, statt anmaßend und vergeblich auf dem eigenen Willen zu beharren, werden wir uns freudig in ihn hinein verlieren, werden nicht versuchen ihm zu gleichen, sondern werden ihm gänzlich entsprechen – wie ein Handschuh der Hand. Wir werden uns bewusst von Gott unterscheiden, indem wir ihm die Ehre geben, und werden gerade in dieser Selbstunterscheidung ganz mit ihm einig sein. Wenn das aber den Himmel ausmacht, wenn also das Wesentliche an ihm die Übereinstimmung mit Gott ist – sollte dieser Himmel dann ausschließlich in der Zukunft oder im „Jenseits“ liegen? Sollte er nicht schon hier und heute beginnen, wo immer ein Mensch glaubt? Ist denn Glaube etwas anderes als eine fragmentarische und doch reale Form jener innigen Verbundenheit und Übereinstimmung mit Gott? Wer leugnen wollte, dass Gottes Reich schon auf Erden begonnen hat, müsste das Evangelium selbst leugnen. Denn das Evangelium verspricht dem Glaubenden keine Erlösung ohne sie im selben Moment auch zu wirken! Es verspricht keine Gnade ohne sie zu verleihen. Und es redet nicht von Rechtfertigung, ohne sie zu vollziehen. Das Neue Testament beschreibt das Heil nicht als bloße „Zukunftsmusik“, sondern zugleich als etwas dem Glaubenden aktuell Gegebenes. Und als solches kann es in begnadeten Momenten zu einer starken inneren Erfahrung werden. Denn der Glaube selbst ist ein tiefer Konsens mit Gott – und damit ein Vorgeschmack und eine Vorwegnahme dessen, was den Himmel ausmachen wird. Das Reich Gottes wächst im Verborgenen. Und dies Verborgene ist der Innenraum des Glaubens. Wer dort einkehrt, erfährt das Künftige aber schon in der Gegenwart und kommt dabei „auf den Geschmack“, weil's im Innenraum des Glaubens viel richtiger zugeht als draußen, und es die Verstehenden darum unwiderstehlich nach innen zieht. Draußen in der Welt geht's gnadenlos zu, und wer die Macht hat, diktiert, was als Recht gelten soll. Drin aber beugen auch die Mächtigsten ganz ohne Zwang die Knie vor dem Einen, der nicht nur Recht, sondern auch Gnade walten lässt. Draußen in der Welt gibt's keine Unschuld, denn die kommt da sofort unter die Räder. Drinnen aber freuen sich die, die reinen Herzens sind, an dem, der gänzlich ohne Sünde ist. Draußen herrscht das käufliche Glück, nach dem die Menschen gieren, ohne jemals daran satt zu werden. Drinnen aber gibt es statt vergänglichem Spaß jene ruhige Seligkeit, die Christus verströmt und die so ewig ist, wie das ewige Leben selbst. Draußen entspringt die Hektik einer großen Verwirrung, weil einer den anderen belügt und durch Täuschung erlangen will, was er mit Gewalt nicht nehmen kann. Drinnen aber finden sich keine Blender, sondern schlichte Leute, die in Demut einfach nur sind, was sie sind, und auch nichts anderes vorgeben müssen. Draußen lärmen die Gierigen, und es schreien die Enttäuschten, denn da muss man fressen oder gefressen werden. Doch bei Christus drinnen findet jeder einen Winkel, wo er bleiben darf, und keiner wird gefragt, was er da zu suchen hätte. Ja – und das ist denn auch schon die

ganze Sensation, dass in der Innenwelt des Glaubens, anders als in der Welt, alles mit rechten Dingen zugeht. Da steht nur der im Mittelpunkt, der dort hingehört. Und verehrt wird allein der Heilige, der aller Verehrung würdig ist. Wer in irgendeinem Sinne „unten“ ist, muss das nicht leugnen, denn im Konsens mit Gott „unten“ zu sein, hat nichts Demütigendes. Und wer „oben“ ist, trumpt deswegen nicht auf, denn im Konsens mit Gott „oben“ zu sein, schließt allen Stolz aus. In der Innenwelt des Glaubens herrscht ein Frieden, der nicht erzwungen und darum auch nicht gefährdet ist. Er ergibt sich einfach daraus, dass hier die himmlische Ordnung waltet, die der Welt draußen fehlt. Da wird in aller Einfachheit verehrt, was gut ist, und erstrebt, was heilig ist. Alles Geschöpfliche richten sich willig an dem Schöpfer aus, der ihm Ursprung, Ziel und Maßstab ist. Gott und Mensch sind völlig versöhnt beieinander, und das aufgeschreckte Herz findet zur Ruhe, weil die Sehnsucht, einträchtig und angstfrei bei Gott zu sein, hier erfüllt wird. In der Glaubenswelt macht keiner etwas falsch, und keiner ist zu schäbig, um hineinzudürfen. Keiner wird auf seine Vergangenheit festgenagelt, und keiner muss so tun, als wäre er toller, als er ist. Aber durch die Anbetung des Würdigen kommt ein jeder in seine Wahrheit. Da wird auch der krümmste Hund zum Hausgenossen des Höchsten, und auch die größten Sünder werden geadelt durch das Eingeständnis ihrer Schuld. Der Heilige aber, der ihnen in ihre Niedrigkeit entgegenkommt, weist keinen ab, sondern duldet alle. Denn was immer an ihnen falsch sein mag, wird doch dadurch richtig, dass sie Christus aufsuchen, es ihm vor die Füße legen und sich auf ihn ausrichten. Da ist ein jeder wohlgelitten, keiner wird beschämt, und keiner spielt sich auf. Die Mitte bildet der, dem es gebührt, die Mitte zu sein. Und die nicht das Zentrum bilden, versuchen auch nicht, das Zentrum zu werden. Das Beste ist aber, dass keiner um sich selber kreist, sondern alle auf den konzentriert sind, bei dem sie, über die eigene Herzensenge hinausgehoben, selbstvergessen zu sich selbst finden. Der Glaube ist demnach die Form, in der der Himmel schon heute offen steht. Er ist nicht irgendwo „oben“, sondern „innen“ zu suchen. Und wer gemerkt hat, dass es in der Welt nicht recht zugeht, kann dort jederzeit einkehren. Christus bringt in die verdrehten Seelen die heilsame Ordnung, die all unsere Bitten erfüllt. Denn wir bitten „Dein Reich komme“. Und der Glaube, der so bittet, erfüllt auch sogleich, was er bittet. Denn in der Wendung zu Christus nehmen wir vorweg, was das Reich Gottes künftig sein wird: wer immer Gott die gebührende Ehre gibt, entspricht damit der Wahrheit, tut, was recht ist, und ist dadurch ganz einig mit dem, den er verehrt. Mit Gott aber einig zu sein oder wieder einig zu werden – was wäre erstrebenswerter? Eben dies ist die Bestimmung des Menschen, die sich im Glauben erfüllt. Eben dies ist schon „Himmel“. Denn im Glauben ist Gott unser, wir sind sein, und alles kommt ins Lot. Wer mag, kann das „Mystik“ nennen. Ich nenne es lieber die Gegenwart des Kommenden im Glauben.

4. Die Gegenwart des Kommenden im Sakrament

Ein kluger Mann hat gesagt: „Nicht wo der Himmel ist, ist Gott, sondern wo Gott ist, ist der Himmel.“ Und wer den Himmel nicht als Schlaraffenland, sondern als ungetrübte Gemeinschaft mit Gott versteht, kann dem nur zustimmen. Denn ein Mensch mag ja sein, wo er will, lebendig oder tot, wenn er von Gott getrennt ist, befindet er sich immer in der Hölle. Und ein Mensch mag sein, wo er will, lebendig oder tot, wenn er mit Gott vereint ist, befindet er sich immer im Himmel. Die Entfremdung von Gott macht die Hölle zu Hölle, und die Versöhnung mit ihm den Himmel zu Himmel. Wo aber ist Gott den Gläubigen versöhnt und nah, wo ist er ihnen schon hier und heute gnädig zugewandt und gegenwärtig? Ist das nicht in besonderer Weise der gottesdienstlichen Gemeinde verheißen, wenn sie sich um Wort und Sakrament versammelt? Christus verspricht seiner Gemeinde: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Mt 28,20). Und er betont: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen,

da bin ich mitten unter ihnen" (Mt 18,20). Wenn er aber in eigener Person der Weg, die Wahrheit und das Leben ist (Joh 14,6), wie sollte dann ein Mensch, der „in Christus" ist, nicht mit Christus zugleich den Himmel haben? Der Glaube gibt Anteil an allem, was Christus zu Eigen ist, nämlich Gerechtigkeit, Heiligkeit und ewiges Leben. Wer das alles aber in Christus findet und in Christus „hat", was fehlt dem noch zu seinem Heil? Ist dem nicht schon alles Wesentliche mit dem Brot des Abendmahls in die Hand gedrückt? Gibt Christus sich in Brot und Wein, so dass die Gläubigen seines Leibes und Blutes teilhaftig werden und den in sich aufnehmen, der sie in sich aufnimmt – was trennt sie in der Gemeinschaft mit Christus dann noch vom Reich Gottes, wenn doch das Reich Gottes selbst in nichts anderem besteht als in eben dieser Gemeinschaft? In der Ewigkeit werden die Christen aller Jahrhunderte gemeinsam mit Christus zu Tisch sitzen beim himmlischen Freudenmahl. Doch nehmen wir dieselbe Gemeinschaft auch schon beim irdischen Abendmahl vorweg! Heute ist dieses Heil noch verborgen und muss geglaubt werden. Einst wird es offenbar und für jedermann zu sehen sein. Aber ist es nicht dennoch hier und dort, jetzt und dann, dasselbe Heil, dieselbe Gemeinschaft und derselbe Herr, dessen Nähe uns selig macht? Christen sollen nicht etwa „so tun", als wäre Christus unter ihnen, sondern sie dürfen wissen, dass er es ist! Sie sollen sich nicht „vorstellen", er sei gegenwärtig, sondern dürfen darüber frohe Gewissheit haben! Denn Jesus, die Erlösung und der Himmel kommen nicht irgendwann später, sondern in Wort und Sakrament ist Jesus schon jetzt bei den Seinen, in und mit ihm ist die Erlösung da, und diese Erlösung zur veröhnten Gemeinschaft mit Gott ist selbst schon der Himmel...

Sieht man es den Christen an, dass sie schon mit einem Bein im Himmel stehen? Leider nein. Wir sind oft nicht so getrost und zuversichtlich, wie es der Gegenwart des Kommenden entspräche. Oft spiegelt sich in den Gemütern und in den Gesichtern eher das, was C.S. Lewis nüchtern feststellte: „Bis zur Auferstehung kommt für uns noch immer das Kreuz vor der Krone, und morgen ist Montag." Damit ist die Gegenwart des Heils natürlich nicht bestritten. Es ist gegenwärtig und mächtig genug, um die Kirche trotz aller Widrigkeiten am Leben zu halten. Das Heil ist dem Einzelnen aber nicht immer so gegenwärtig, wie er es gerne hätte. Nein! Das Reich Gottes wächst leider so verborgen, dass man es leicht übersehen kann. Diese Verborgenheit wird schmerzlich erlitten. Und man muss nicht versuchen, diesen Schmerz mit aufgesetzter Fröhlichkeit zu überdecken. Man darf sich aber immer wieder klar machen, dass solcher Schmerz ein Symptom von geistlicher Gesundheit ist. Man sucht schließlich nur, was man kennt, und ersehnt nur, was man liebt. Wenn man etwas vermisst, hat es seinen Grund darin, dass man damit vertraut und innig verbunden ist. Und solche Verbundenheit ist eine Form von Nähe! Wenn man weiß, dass etwas verborgen ist, ist es nicht mehr ganz und gar verborgen. Wenn man Zusagen hat, deren Erfüllung feststeht, weil Gott sie garantiert, sind sie schon so gut wie erfüllt. Und wenn man Erbe eines Reiches ist, das einem sicher zufallen wird, ist man auch schon heute „reich". Wer vom höchsten Richter freigesprochen wurde und in der Zelle nur noch auf die Entlassung wartet, ist selbst in Ketten ein freier Mann!

So kommt zwar trotzdem „das Kreuz vor der Krone". Aber die Krone bleibt deswegen nicht aus. Christus bringt zu Ende, was er angefangen hat. Und wer das weiß, ist in dieser Gewissheit schon viel erlöster, als er sich selbst und der Welt erscheinen mag...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Vom Kommen und Gehen des menschlichen Glanzes

Wir haben schon oft Silvester gefeiert. Und doch beinhaltet dieser Tag eine Überraschung, die paradoxer Weise jedes Jahr dieselbe ist – weil wir immer wieder erschrecken über das Eilen der Zeit und den Wechsel der Dinge. Mensch, sagt man sich, letztes Jahr um diese Zeit lebten der und der noch! Wir planten Projekte, die längst schon wieder abgehakt sind! Und wir machten uns eine Menge Sorgen, die unnötig waren, weil alles ganz anders kam! Man erinnert sich an manches so lebendig, als wär's gestern gewesen, und doch sagt der Kalender, es sei schon 20 Jahre her! Man schaut erschrocken in den Spiegel, ist selbst nicht mehr der, der man einmal war, und fragt sich, wie das alles bloß gekommen ist! Wenn dieselbe Irritation aber bei jedem Jahreswechsel wiederkehrt – was sollen wir dann damit machen? Sollten wir sie einfach mit Sekt herunterspülen?

Ich denke damit wäre eine Chance verschenkt. Denn der vielfache Wechsel und Wandel hat uns ja etwas zu sagen! Er kann uns die Augen dafür öffnen, dass wir als Person mit unseren Kräften, Eigenschaften und Qualitäten nicht so innig und dauerhaft verbunden sind, wie wir meinen. Denn ein jeder redet zwar von „seiner“ Kraft und „seinem“ Wissen, von „seinem“ Haus und „seinem“ Ansehen, „seiner“ Gesundheit, „seinen“ Freunden und „seinen“ Fähigkeiten (als wären diese Dinge schon immer „sein“ gewesen und es auch blieben). Aber das stimmt eben nicht! Wir meinen, diese Qualitäten wären Aspekte unserer Person, die zu uns gehören wie das Gewicht zum Blei, die Hitze zum Feuer und die Nässe zum Wasser. Doch wenn wir den Wandel der Jahre überblicken, wird deutlich, dass wir unsere Qualitäten erst nach und nach erworben haben, und sie uns nach und nach auch wieder abhanden kommen. Wir sagen zwar „ich“ und „mir“ und „mein“ und „mich“ – „meine“ berufliche Stellung, „mein“ Fachwissen, „mein“ Freundeskreis, „meine“ Ausdauer beim Wandern, „meine“ Schlagfertigkeit, „mein“ gutes Gedächtnis! Aber in Wahrheit ist das alles nur eine Zeit lang „unser“ und geht dann weiter, wie ein Wanderpokal oder wie die Krone eines Königs, die einst auf dem Kopf des Großvaters saß und über kurz oder lang den Kopf des Enkels schmücken wird.

Nehmen sie z.B. das Wissen. Denn das ist auch so ein „Wanderpokal“. Als wir 10 Jahre alt waren, waren wir im Vergleich zu heute ziemlich dumm. Aber wir hatten Zeit und hatten Lehrer, so dass wir im Austausch gegen Zeit und Mühe Wissen erwarben. Es floss sozusagen von den Lehrern zu uns hinüber und füllte unseren Speicher. Heute kommen wir uns einigermaßen klug vor und bedauern vielleicht unsere Lehrer, weil einige von ihnen tot sind, und andere gar nicht mehr viel wissen, weil sie dement oder senil sind. Aber meinen sie, es würde uns besser ergehen? Vielleicht können wir heute noch Wissen weitergeben an einen Lehrling oder einen Enkel. Aber sehr bald können uns die geistigen Kräfte verlassen, so dass wir mental dorthin zurückkehren, wo wir mit 10 Jahren waren, und eines Tages nicht mal mehr unsere Kinder erkennen. Was uns ausmacht, unterliegt dem Wandel, das Leben ist immer im Fluss! Und wir sind ständig damit beschäftigt, vorhandene Potentiale einzusetzen und gegen etwas anderes zu tauschen, so wie Händler auf dem Markt Waren und Währungen in einander konvertieren. Haben wir Kraft und Zeit, können wir die in Arbeit umsetzen und für die Arbeit Lohn verlangen. Den Lohn setzen wir unter anderem in Lebensmittel um – und die erneuern unsere Kraft. Man kann auch Zeit und Geld aufwenden, um sich zu bilden, kann mit dieser Bildung Ansehen erlangen, durch das Ansehen ein Amt gewinnen und durch das Amt wiederum zu Macht kommen. Investiert man hingegen in Charme und Hilfsbereitschaft, erwächst daraus ein Freundeskreis, von den Freunden kann man Informationen beziehen und diese wieder vorteilhaft einsetzen.

So tauschen wir stets eine Währung in die andere, geben das eine und bekommen das andere. So wie mancher in der Jugend mit einem Übermaß an Arbeit seine Gesundheit ruiniert, um dabei ein Vermögen anzuhäufen. Und denselben sehen wir dann im Alter, wie er genau dieses Vermögen wieder den Ärzten geben muss, um einen Teil seine Gesundheit wiederzuerlangen. Es ist ein strategisches Spiel, in dem jeder einsetzt, was er hat. Der eine Schönheit und Charme, der andere Erfahrung und Klugheit, der dritte Körperkraft, und der vierte Geduld und Fleiß. Nur – was immer wir zum Tausch einsetzen ist flüchtig, und das Erworbene ist es gleichermaßen, so dass nichts von alledem auf Dauer „unser“ ist, sondern alles einem Wanderpokal gleicht, einer Leihgabe oder einer Königskrone, die sich heute dieser aufsetzt und morgen jener. Am Anfang unseres Lebens liegen wir hilflos auf dem Rücken. Zwischendurch kommen wir uns eine Zeit lang großartig vor. Und am Ende liegen wir wieder hilflos auf dem Rücken, um beim Verlassen dieser Welt nichts von dem mitzunehmen, was wir für unseren Besitz hielten. Was heißt das aber anderes, als dass unsere vielen Qualitäten (von denen wir doch meinen, dass sie unser Wesen ausmachen!) im eigentlichen Sinne gar nicht „unser“ sind? Ja, ich meine, das ist es eigentlich, was der Wandel der Zeiten uns lehrt: Dass wir nämlich nicht wirklich Macht und Leben in uns tragen (das ja, wenn es aus uns selber käme, uns auch immer bleiben müsste), sondern dass wir mit Macht und Leben nur „beliehen“ und „umhüllt“ sind. Etwa so, wie eine Schaufensterpuppe im Fenster eines Modegeschäftes mit wechselnden bunten Kleidungsstücken „umhüllt“ wird. Die Puppe selbst ist eigentlich uninteressant und gilt wenig. Aber der Besitzer des Ladens hängt mal eine Bluse drüber, mal eine Weste und mal einen Pelz. Die Schaufensterpuppe wird „beliehen“ mit reizvollen Qualitäten und Farben, die sich abwechseln und sie für den Betrachter interessant machen. Aber die Puppe dürfte das nicht stolz auf sich beziehen. Denn ihr gehören weder die Farben noch die Kleidungsstücke. Sie trägt sie alle nur vorübergehend und ist dabei selbst nicht mehr als ein besserer Kleiderbügel. Und so ist der Mensch auch. Denn wir selbst sind gar nicht viel, sondern sind nur Dasjenige, woran zeitweise Größe, Klugheit, Fleiß und Schönheit erscheinen. Der Ladenbesitzer aber, das ist Gott, der uns all unseren Schmuck verleiht und uns die Qualitäten auch wieder nimmt, wie und wann es ihm gefällt. Wir Menschen sind wie eine weiße Wand, an die ein Filmprojektor bunte Bilder wirft. Und das ist gar nicht zu verachten! Denn natürlich schauen alle wie gebannt auf diese Wand und auf den Film, der da zu sehen ist! Während der Vorstellung dreht sich keiner um und schaut auf den Projektor! Aber wenn der Film endet, wird die Wand sichtbar als eine graue Projektionsfläche, der selbst gar kein Zauber innewohnt. Die Wand ist dann nackt, ist nur noch, was sie in sich selbst ist. Und das ist herzlich wenig. Der Reiz ist verflogen, der Film zu Ende, und keiner schaut die Wand um ihrer selbst willen an. Denn sie war nur der Träger für etwas ihr Fremdes, das kam und wieder verschwand. Wir Menschen aber – sind wir etwa mehr? Gewiss ist manche Frau bewundernswert schön, aber wird es ihr etwa bleiben? Bestenfalls wird ihre Schönheit auf dem Gesicht der Enkelin wiederkehren, als sei sie auf geheimen Wegen dorthin gewandert! Mancher Mann ist brilliant und lustig und glänzt mit klugen Reden. Aber es warten schon jene, die ihn übertrumpfen und in den Schatten stellen, während er nur noch mit dem Gebiss klappert. Heute ist jemand mächtig, und doch sägt der Nachfolger schon an seinem Stuhl! Heute wird einer auf allen Titelseiten gefeiert, und in zehn Jahren erinnert man sich kaum seines Namens! Wer's aber miterlebt, kann daraus lernen, dass jener Glanz, der uns eine Zeit lang schmückt, nicht aus uns selbst kommt und nicht uns gehört (so dass er bleiben müsste), sondern: Aller Glanz ist uns von außen verliehen. Wem aber ist dieser Glanz dann wahrhaft zu Eigen? Wem gehört er, und von wem kommen all diese Leihgaben, wenn nicht von uns?

Na – von Gott natürlich. Denn er ist das Wirkliche in allem Wirklichen, ist der Urgrund des Guten in allen guten Dingen und ist in allem Seienden das Sein selbst. Eigentlich ist alle Schönheit Gottes Schönheit. Es gefällt ihm aber immer wieder, hier und da Funken davon in diesem oder jenem Geschöpf aufblitzen zu lassen, das dann für gewisse Zeit daran Anteil hat und die Beobachter in Staunen versetzt. Eigentlich ist alle Klugheit Gottes Klugheit, alle Kraft ist Gottes Kraft, alle Wahrheit ist seine Wahrheit, alles Leben ist Ausfluss seiner Lebendigkeit. Alle Güte und Freundlichkeit, alle Disziplin und Klarheit, alles wahrhaft Mütterliche und Väterliche und was sonst eine echte Qualität darstellt, kommt von ihm und ist Abglanz seiner Herrlichkeit. Wir Menschen aber sind nur die Wand, der Gott als Projektor seine Farbigkeit verleiht. Wir sind die Schaufensterpuppen, an denen Gott als Ladenbesitzer mal dies und mal das erscheinen lässt. Und nur weil wir das so gern verdrängen, nur weil wir uns selbst nicht als „Beliehene“ sehen möchten, nur darum wundern uns all die Veränderungen von Jahr zu Jahr. Wir bilden uns gern ein, wir seien doch mit unseren Kräften und Fähigkeiten identisch und also fest mit ihnen verknüpft. Aber dem ist nicht so. Denn Gesundheit, Geld, Wissen und Schönheit sind stets auf Wanderschaft. Sie besuchen uns, verweilen ein paar Jahre, gehen dann aber auch wieder. Und nur weil es so schleichend passiert, fällt uns gar nicht auf, dass wir täglich anders werden. Ein italienisches Sprichwort sagt, die Zeit sei eine geräuschlose Feile. Sie arbeitet fast unbemerkt und trägt immer nur ganz wenig ab. Aber wenn die Späne auch leise fallen, sorgt die Zeit doch für beständigen Wandel, und im Verfließen der Jahre kommt uns der Mensch abhanden, der wir früher mal waren. Der Zaun, über den man sonst locker gesprungen ist, kommt einem plötzlich viel höher vor. Und man ertappt sich bei Redewendungen, die man einst aus dem Mund des eigenen Großvaters hörte. Wenn's das aber ist, worauf ein Jahreswechsel uns stößt – dass wir nur Projektionsflächen sind, an denen mal diese und mal jene Qualität Gottes vorübergehend aufscheint – was machen wir dann damit? Wollen wir deswegen beleidigt sein? Nein! Ich finde, dazu haben wir keinen Anlass, sondern im Gegenteil: Wenn man sich an den Gedanken gewöhnt hat, ist es sogar schön und ehrenvoll! Denn wir werden von Gott gewürdigt, für eine gewisse Zeit Träger seiner guten Eigenschaften zu sein, und bekommen damit in seinem Plan eine Rolle zugewiesen. Konnte dann jemand ein Jahr lang ein guter Lehrer sein und Wissen weitergeben – ist das nicht gut und ehrenvoll? Ist es jemandem gelungen, einem Kind eine gute Mutter zu sein, oder pflegend einem kranken Menschen wirklich zu helfen – ist das dann nicht toll und erfüllt es das Leben nicht mit Sinn? Vielleicht ist jemand nicht besonders begabt – und kann doch mit eisernem Fleiß den Lebensunterhalt seiner Familie sichern. Vielleicht ist an jemandem gar nichts schön außer der Singstimme – und doch kann er damit traurigen Menschen Freude bereiten. Vielleicht macht sich jemand regelmäßig unbeliebt – aber wenn er mit unbequemer Wahrheit den Anderen die Augen öffnet, ist das etwa nichts? Da ist kein Menschenleben, das nichts Gutes enthielte, und keiner ist so alt oder krank, dass er nicht auf irgendeine Weise als Werkzeug Gottes dienen könnte. Selbst ans Bett gefesselt kann man immernoch die Hände falten und für andere beten! So hat Gott in jeden von uns etwas von seinen Qualitäten und Möglichkeiten hineingelegt! Und wenn's auch nicht viel scheint, oder nicht von Dauer ist, kann's uns doch daran hindern, uns selbst zu verachten. Das Gute, das wir haben und in Gottes Auftrag verwalten, mag nicht uns gehören. Aber was macht das schon, wenn es ihm doch gefällt, uns mit seinen Federn zu schmücken? Ist es nicht ehrenvoll zu wissen, dass etwas vom Allerhöchsten an uns erscheinen will und durch uns eine Zeit lang vor der Welt sichtbar wird? Wenn's mir aber wenig scheint, kann ich mir dann nicht vornehmen, es demnächst besser zu machen, damit Gottes Gaben hilfreicher an mir zur Geltung kommen? Ist es nicht Eleganz was mich auszeichnet, na gut, vielleicht kann ich Gott um echte Demut bitten? Ist es nicht übermäßige Intelligenz, na, viel-

leicht kann ich Güte ausstrahlen? Und sollte ich auch mit der Güte Probleme haben, kann ich dann nicht immernoch Gerechtigkeit üben? Wäre das nicht ein Programm und ein guter Vorsatz, dass jeder von uns versucht ein Abglanz Gottes in der Welt zu sein und ein kleines Fenster, durch das Gottes Licht ins Dunkle fällt? Wenn sie aber denken „Das bin ich nicht, das konnte ich noch nie, das liegt nicht in mir!“ – dann erinnern sie sich bitte an das Gesagte! Das Gute liegt sowieso nie im Menschen selbst (so dass wir selbst die Quelle sein müssten), sondern das Gute liegt immer in Gott – und der kann uns reichlich zufließen lassen, was immer er will. Gottes Vorrat an Güte, Kraft und Weisheit ist unerschöpflich! Und darum dürfen wir ihn ruhig bitten, uns zu Rohren und Kanälen zu machen, durch die seine Kräfte hindurchfließen zu allen, die dessen bedürfen. Zeit ist genug, denn immer wieder wird uns ein neues Jahr geschenkt! Und es liegt nur an uns, es mit der richtigen Haltung zu beginnen. Nämlich nicht mit der Hoffnung, dass Gott uns endlich nützlich wird und endlich tut, was wir wollen, sondern in der Hoffnung, dass wir endlich ihm etwas nützlicher werden und anfangen zu tun, was er will. Wir bleiben sowieso nicht! In ein paar Jahren sind wir nur noch gewesen. Was wir dann aber gewesen sind, das haben wir heute noch in der Hand. Und können wir unser Leben auch nicht konservieren, haben wir doch die Chance, es für einen guten Zweck zu verbrauchen. Auch für den Fall, dass wir unsere gute Bestimmung lange ignoriert haben, haben wir sie doch keineswegs verloren. Ebenbilder Gottes sollen wir sein – ein Widerschein und Werkzeug seiner Güte auf Erden! Solange wir atmen, haben wir dieses Ziel nicht endgültig verfehlt! Wir können Kurs darauf nehmen und den Rest unseres Lebens Gott zur Verfügung stellen, indem wir bitten, er möge uns genau so formen und wandeln, wie er uns haben will, und möge uns dann gebrauchen, wie er es für richtig hält. Stellen wir also unsere törichten Träume ganz bewusst hinten an. Und bitten wir Gott in dem Sinne um ein gesegnetes Leben, dass es hart sein möge, fröhlich, oder auch ganz gewöhnlich, wenn's denn nur ihm gefällt und uns ihm näher bringt...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Glaubensfortschritt

Wer den christlichen Glauben durchdenkt, stellt bald fest, dass er kolossal hohe Anforderungen stellt. Glauben heißt: Gott Gott sein lassen und sich seinem Wort unterordnen. Es heißt, sich in Gottes Willen ergeben und den Mitmensch lieben. Glauben heißt, Gott oberste Priorität geben und sich entschlossen an Christus hängen. Glaube ist unbedingtes Vertrauen, ist Gehorsam, ist Hingabe. Und wer das alles zusammennimmt, kann vor dieser Aufgabe schon erschrecken. Denn er wird finden, dass der christliche Glaube dort, wo er ganz verwirklicht würde, identisch wäre mit dem, was die Bibel „Gerechtigkeit“ und „Heiligkeit“ nennt. Ja, wer wirklich von ganzem Herzen Gott liebte, der würde ganz von selbst alle Zehn Gebote erfüllen. Das gottgefällige Denken und Handeln wäre ihm ganz selbstverständlich. Und das heißt in letzter Konsequenz: Wer im vollen Sinne „glauben“ könnte, wäre gar kein Sünder mehr, sondern wäre der Mensch, wie ihn Gott gewollt hat. Und wo ist dabei das Problem?

Das Problem ist, dass wir zu solchem Glauben nicht fähig sind – und dennoch wissen, dass es auf den Glauben ankommt. Denn schließlich ist es allein der Glaube, der uns mit Christus verbindet. Allein durch den Glauben haben wir Zugang zu Gottes Gnade. Wer aber im beschriebenen Sinne nicht glauben kann, wer diesem Ideal nicht genügt, ist der dann auch von der Gnade ausgeschlossen? Aus dem Gefühl heraus will man „nein“ sagen – das kann so nicht sein – denn schließlich ist Christus nicht für Heilige und Gerechte gestorben (die dieses Opfer gar nicht nötig hätten), sondern für Sünder.

Nur: Wo liegt der Fehler? Sollten wir den Glauben falsch beschrieben haben? Nein – es stimmt schon: Glaube ist Hingabe und Gehorsam, Liebe, Vertrauen und Ergebung. Nur darf man nicht übersehen, dass es sich um ein Ideal handelt, das wir in dieser Reinheit nicht leben können – und das wir zum Glück auch nicht in Reinform leben müssen. Denn wenn das Evangelium sagt, dass es Sünder sind, die durch ihren Glauben an Jesus Christus die Gnade erlangen, dann meint es damit offensichtlich nicht jenen „vollkommenen“ Glauben, der mit Gerechtigkeit und Heiligkeit identisch wäre. Nein. Das Neue Testament rechnet gar nicht mit „vollkommenen“ Christen. Vielmehr: Wenn es uns die Jünger Jesu vor Augen stellt, zeichnet es ein ganz realistisches Bild ihres Kleinglaubens, ihrer Schwäche und ihrer Fehlbarkeit. Der Glaube der Jünger besteht darin, dass sie dem Glaubensziel entgegenstreben, ohne es bereits ergriffen zu haben. Sie sind unterwegs, sie sind aber nicht am Ziel. Und einen anderen als diesen fragmentarischen, stets angefochtenen Glauben hat auch die spätere Christenheit nie hervorgebracht. Denn es gibt niemand, der auf dem Weg des Glaubens Vollkommenheit erlangt, sondern es gibt immer nur Menschen, die sich in einiger Entfernung vom Ziel, dem Ziel zu nähern versuchen. Gewiss sind einige näher dran als andere. Es gibt beispielhafte Frömmigkeit, Glaubens-tiefe, Bekennermut. Einige streben dem Ziel ja schon lange zu – und andere erst seit kurzem. Doch gibt es zwischen ihnen keinen prinzipiellen, sondern nur einen graduellen Unterschied. Denn von keinem kann man sagen, dass er das Ziel erreicht hätte.

Die einen sind 500 Meter davon entfernt, die anderen 50 oder 5000 Meter. Die einen scheinen „stark“ und „erfahren“ im Glauben, die anderen eher „schwach“ und „wankelmütig“. Doch wer könnte von sich sagen, er habe „genug“ geglaubt, „tief“ genug, „intensiv“ genug und „herzlich“ genug? Das kann keiner. Denn wer nicht am Endpunkt des Weges steht, kann nicht sagen, er sei schon weit genug gegangen. Er kann immer nur sagen, er sei unterwegs. Wir finden darum bestätigt, was schon Martin Luther festgestellt hat: ***„Also ist dies Leben nicht eine Frommheit, sondern ein Frommwerden, nicht eine Gesundheit, sondern ein Gesundwerden, nicht ein Wesen, sondern ein Werden, nicht eine Ruhe, sondern eine Übung. Wir sind's noch nicht, wir***

werdens aber; es ist noch nicht getan und geschehen, es ist aber im Gang und Schwang. Es ist nicht das Ende, es ist aber der Weg; es glühet und glimmt noch nicht alles, es reinigt sich aber alles.

Freilich: Wenn das stimmt, und kein Mensch zu Lebzeiten das Ziel erreicht, hat es dann noch Sinn, sich anzustrengen? Kann man sich die Mühe dann nicht sparen und sich zurücklehnen? Die Folgerung wäre berechtigt, wenn der Sinn des Laufens ausschließlich im Erreichen des Zieles läge. Doch ist das nicht so selbstverständlich wie es klingt. Es ist ebenso denkbar, dass das Laufen in sich selbst einen Wert hat. Dann wäre weniger das Ankommen entscheidend als das Unterwegs-Sein. Und genau das, meine ich, setzt die Bibel voraus. Denn wie wäre sonst zu erklären, dass Jesus zwischen den „Anfängern“ und den „Fortgeschrittenen“ des Glaubens so wenig unterschied?

Gewiss sprach er von „kleinem“ und von „großem“ Glauben. Und natürlich forderte Jesus von seinen Jüngern den „großen“. Aber er traute auch dem „kleinen“ Glauben zu, dass er Berge versetzen kann. Und er wandte sich Menschen zu, die kaum Glaubenserfahrung vorzuweisen hatten, bloß weil sie sich in ihrer Verzweiflung zu ihm flüchteten. Manchmal lobte er den Glauben dieser Menschen, obwohl sie nicht einmal Juden waren. Und gleichzeitig ließ er viele religiöse „Profis“ links liegen. Warum aber? Ich sehe nur eine einleuchtende Erklärung: Offenbar zählt für Gott nicht so sehr, wo sich ein Mensch auf dem Weg des Glaubens befindet (wie nah oder fern er also der Vollkommenheit ist), sondern für Gott zählt, ob der Mensch auf diesem Weg läuft und ob er sich ernstlich um den Glauben bemüht.

Um es bildlich zu sagen: Einer der weit „hinten“ auf der Rennstrecke schwitzt und keucht, ist Gott lieber als einer, der weit „vorne“ im Gras sitzt und sich ausruht. Denn Gott weiß, von wie vielen äußeren Faktoren es abhängt, wie weit einer mit seinem Glauben kommt. Manche Menschen haben es schon durch ihre Herkunft und Erziehung leichter mit dem Glauben, weil sie immer von gläubigen Menschen umgeben waren. Andere aber werden durch psychische, soziale und biographische Umstände in der Entwicklung ihres Glaubens gehemmt. Ich denke, dass Gott, weil er das weiß, daraus ähnliche Folgerungen zieht, wie ein fairer Sportlehrer. Er sieht, dass die kleinen Dicken nicht so schnell laufen können wie die großen Schlanken. Es ist nicht ihre Schuld. Und darum benotet ein fairer Sportlehrer nicht die „objektiven“ Zeiten, die er gestoppt hat, sondern das Engagement, das er beobachtet. So ein Sportlehrer bewertet den Schüler danach, ob er sich bemüht hat, im Rahmen seiner Möglichkeiten das Beste zu geben. Und ich meine, dass Gott es ähnlich hält.

Es kommt ihm nicht so sehr darauf an, ob wir auf dem Weg des Glaubens vorn oder hinten laufen. Aber er legt Wert darauf, dass wir im Rahmen unserer Möglichkeiten unser Bestes geben. Es wird ohnehin keiner aus eigener Kraft die Ziellinie überschreiten. Auch der Frömmste nicht. Das „Ankommen“ muss Gott uns genauso schenken wie die Kraft zum Laufen. Aber er will beides nicht denen schenken, die sich ins Gras legen und damit ihr Desinteresse demonstrieren, sondern er wird es denen schenken, die er bis zuletzt laufen sieht. Schließlich: Wenn es sich jemand abseits des Weges gemütlich macht, wenn er nicht mehr strebt und kämpft, sondern mit sich zufrieden ist, wie sollte man bei dem von „Glaube“ reden?

Hüten wir uns darum, aus dem Gesagten falsche, allzu bequeme Konsequenzen zu ziehen! Es stimmt zwar, dass unser Glaube immer unvollkommen sein wird. Aber das bedeutet nicht, dass wir uns bei dieser Unvollkommenheit beruhigen dürften. Es ist richtig, dass der Glaube kein „Haben“ ist, sondern ein „Streben“. Wer daraus aber folgern wollte, er könne sich mit der Schwäche seines Glaubens getrost abfinden, der hätte im selben Moment mit dem Streben auch den Glauben aufgegeben. Ein solcher Mensch hätte sich tatsächlich „ins Gras fallen lassen“ und er wäre damit – in einem sehr ernststen und schrecklichen Sinne – „aus dem Rennen“.

Darum: Ziehen wir die richtigen Konsequenzen! Denn dann werden die „Schwachen“ im Glauben getröstet werden, und die „Starken“ werden zu weiteren Anstrengungen motiviert. Für die Schwachen im Glauben folgt aus dem Gesagten, dass sie ob ihrer Schwäche nicht verzweifeln müssen. Denn solange einer überhaupt auf dem Weg des Glaubens voranzukommen sucht, rechnet Gott ihn zu den „Laufenden“. Ob er vorneweg läuft oder hinterher, ist dabei nicht so wichtig. Denn auch schwacher und schwankender Glaube ist dann nicht „zu wenig“. Für die „Starken“ im Glauben folgt aber, dass auch ihr starker Glaube nie in dem Sinne „genug“ ist, dass sie sich darauf ausruhen könnten. Denn, wenn es Gott nicht so sehr darauf ankommt, ob wir „nah“ oder „fern“ vom Ideal sind, sondern darauf, dass wir danach streben, dann ist dieses Streben eine lebenslange Aufgabe. Es gibt dann keinen fortgeschrittenen „Glaubensstand“, bei dem wir uns beruhigen könnten. Und es gibt auch für die Superfrommen kein „genug“ des Glaubens. Vielmehr ist das tägliche Ringen um den Glauben für den religiösen „Spitzenathleten“ genauso nötig wie für den „Fußkranken“. Die Schwachen müssen sich ihres „Rückstandes“ nicht schämen. Und die Starken dürfen sich auf ihren „Vorsprung“ nichts einbilden. Wer auf dem Weg ganz hinten steht, kann sich augenblicklich auf den Weg machen – und gehört im selben Augenblick zu den „Laufenden“. Wer aber dem Ziel des Glaubens nahe kommt und kurz davor das Streben aufgibt, gehört augenblicklich zu den „Sitzenden“ – und hat alles verloren. Passen wir also auf, dass wir „unterwegs“ bleiben. Wachsen wir im Glauben so gut wir können. Und bemühen wir uns dabei um jene Mischung von Realismus, Zuversicht und Entschlossenheit, die schon Paulus bekundet hat:

„Nicht, dass ich's schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's wohl ergreifen könnte, weil ich von Christus Jesus ergriffen bin. Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht so ein, dass ich's ergriffen habe. Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich aus nach dem, was da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, dem Siegespreis der himmlischen Berufung Gottes in Christus Jesus.“ (Phil 3,12-14)

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Widerstand

In einem Fernsehfilm habe ich eine seltsame Szene gesehen: Da müht sich ein Mensch, den Huf eines Pferdes anzuheben und ihn zu reinigen. Weil er aber ungeschickt zu Werke geht, gelingt es ihm nicht. Er versucht es erneut – mit denselben unsicheren Handgriffen, die schon beim ersten Mal nicht zum Erfolg geführt haben. Und er scheitert wieder. Daneben aber steht ein Zuschauer, der spöttisch bemerkt, das sei doch wohl die Definition von „Wahnsinn“, dass man eine Handlung immer auf dieselbe Weise wiederholt – und dennoch ein anderes Ergebnis erwartet. Nun ist das in der geschilderten Situation gewiss keine freundliche Bemerkung gewesen. Bedenkenswert erscheint sie mir aber trotzdem. Denn sie bringt auf den Punkt, was gemeinhin für „Wahnsinn“ und was für „Vernunft“ gehalten wird. Ist es nicht „Wahnsinn“, eine Handlung zu wiederholen, die schon mehrfach nicht den gewünschten Erfolg gebracht hat? Und wäre es demgegenüber nicht „vernünftig“, die Vorgehensweise zu ändern, um auf anderem Wege zu einem befriedigenderen Ergebnis zu gelangen? Ja: Im Allgemeinen gilt es als Zeichen von Intelligenz, wenn man sein Verhalten den Gegebenheiten so lange anpasst, bis diese Anpassung mit den erwünschten Ergebnissen belohnt wird. Vorausgesetzt wird dabei allerdings, dass die Wirklichkeit immer Recht hat. Und das ist gar nicht so selbstverständlich wie es scheint. Denn es könnte ja sein, dass diese Welt auf „richtiges“ Handeln mit „falschen“ Ergebnissen antwortet. Sie wäre dann eine „verkehrte“ und „verdrehte“ Welt. Was aber wäre in diesem Falle zu folgern?

Müsste man dann schließen, in einer Welt, die auf „richtiges“ Handeln mit „falschen“ Ergebnissen reagiert, sei es vernünftig, „falsch“ zu handeln, um „richtige“ Ergebnisse zu bekommen? Anders gesagt: Ist es wirklich noch „vernünftig“, das eigene Verhalten den Gegebenheiten anzupassen, wenn diese Gegebenheiten verkehrt und unvernünftig sind? Wäre das nicht viel eher „Wahnsinn“ zu nennen? Und könnte in dem, was die obige Definition „Wahnsinn“ nennt, nicht eine höhere Vernunft liegen, weil „richtiges“ Handeln auch dort „richtig“ bleibt, wo eine verkehrte Welt es mit verkehrten Ergebnissen bestraft?

Auch geduldige Leser werden sich nun fragen, was das mit dem christlichen Glauben zu tun hat. Ich meine aber: Sehr viel. Denn nach biblischer Lehre ist diese Welt tatsächlich „verkehrt“ und „verdreht“. Sie ist keineswegs gleichzusetzen mit Gottes ursprünglicher Schöpfung, von der er ausdrücklich sagte, sie sei „sehr gut“ (1.Mose 1!). Vielmehr ist die real-existierende Welt das, was durch den Einbruch des Bösen aus Gottes guter Schöpfung geworden ist (1.Mose 3!). Sie ist zwar nicht durch und durch „schlecht“ oder von Gott „verlassen“. Nein – das Gute, das Gott in seine Schöpfung gelegt hat, ist zum Glück noch da. Aber seit dem Sündenfall ist es überall vermengt mit dem Bösen, wird davon verdeckt, beeinträchtigt, verunreinigt, gestört und entstellt. Wir haben es darum überall in dieser Welt mit „Gottes Werk“ zu tun. Es ist aber immer auch „des Teufels Beitrag“ dabei. Und diese Mischung ist gerade dann am gefährlichsten, wenn der Mensch sich an die Verkehrtheit der Welt gewöhnt und anfängt, das Verkehrte und Verdrehte „normal“ zu finden. Ja, das Böse triumphiert auf eine heimliche Weise, es eringt einen schleichenden Sieg, wenn Menschen die Gesetzmäßigkeiten dieser Welt einfach hinnehmen und ihr Handeln diesen Gesetzmäßigkeiten anpassen: Denn dann erscheint es bald als „unvermeidlich“ und „natürlich“, dass die Starken sich durchsetzen und die Schwächeren auf der Strecke bleiben. Man wundert sich dann auch nicht mehr, wenn man belogen wird. Denn jeder scheint es zu tun. Und wenn das Fernsehen mal wieder verhungerte Kinder zeigt, schaltet man um. Man hat das schon zu oft gesehen. Irgendwann erwartet man nicht mehr, dass es auf der Welt gerecht zugehen könnte. Denn der Ehrliche war schon immer der

Dumme. Man stumpft ab. Denn Idealismus ist auf die Dauer eine aufreibende Sache. Also richtet man sich ein in dieser Welt. Man spielt das schmutzige Spiel mit. Man heult mit den Wölfen. Und man fühlt sich dabei nicht einmal besonders „schlecht“. Denn die anderen machen es ja genauso. Ist das Abgeklärtheit? Ist es Resignation? Oder ist es im Sinne der obigen Definition einfach nur „Vernunft“?

Ich fürchte, aus christlicher Sicht muss man es „Kollaboration“ nennen. Denn Gottes Schöpfung gleicht einem besetzten Land. Sie unterliegt einer „Fremdherrschaft“. Und wer diese Fremdherrschaft anerkennt, wer sie akzeptiert und mit ihr zusammenarbeitet, statt im Namen Gottes Widerstand zu leisten, ist ein Kollaborateur. Denn indem er den „Lauf dieser Welt“ hinnimmt, sich einfügt und sich arrangiert, spielt er dem Bösen in die Hände. Er kann das natürlich weit von sich weisen. Er mag es für klug halten, die bestehenden Regeln zu befolgen. Er entschuldigt sich vielleicht damit, dass er diese Regeln nicht gemacht hat. Und wenn er tut, was angeblich alle tun, gibt ihm der vordergründige Erfolg seines Handelns sogar Recht. Nur: Ein Nachfolger Jesu Christi wird dieser Mensch nicht sein. Denn Jesus steht in fundamentaler Opposition zu der Wirklichkeit „wie sie nun mal ist“. Jesu Reden und Tun ist „subversiv“. Er steht der herrschenden Doktrin dieser Welt als ein Dissident gegenüber. Denn er orientiert sich nicht an der Welt, die **ist**, sondern an der Welt, die **kommt**. Jesus sieht die Zeit eines Machtwechsels gekommen. Er verkündet den Anbruch des Reiches Gottes. Und er lässt keine andere Lebenshaltung gelten als nur die, die ganz auf dieses Reich Gottes ausgerichtet ist.

Kein Wunder, dass Jesus sich damit unbeliebt gemacht hat. Denn auch zu seiner Zeit hielten es die meisten Menschen für klüger, sich den Gegebenheiten dieser verkehrten Welt anzupassen. Auch sie hielten es für „vernünftig“, nicht „allzu gerecht“, nicht „allzu fromm“, nicht „allzu ehrlich“ zu sein. Sie wollten ihren Frieden machen mit der Welt „wie sie nun mal ist“ und versuchten darum, sich nicht nur mit „Gottes Werk“, sondern auch mit „des Teufels Beitrag“ zu arrangieren. Für Jesus liegt aber genau darin der Fehler. Denn für ihn ist die „alte“ Welt ein Auslaufmodell. Sie ist für ihn gerade das, was es zu überwinden gilt. Und es lohnt sich auch nicht mehr, sich in ihr einzurichten. Denn sie hat ihre Zukunft hinter sich: Gottes Reich ist im Kommen. Und Jesus fordert von seinen Jüngern, im Vorgriff auf dies Künftige schon heute ein unangepasstes und riskantes Leben zu führen. Sie sollen nach den Regeln **der** Welt leben, die sich mit Jesus durchzusetzen beginnt. Und sie sollen fest auf das vertrauen, was man (noch) nicht sehen kann. Denn der Ist-Zustand ist für Jesus nur ein Provisorium. Er sieht die Welt im Übergang begriffen. Und seine Jünger sollen darum „auf dem Sprung“ sein – so wie Auswanderer und Fremdlinge, die ihre Heimat nicht hier in dieser verdrehten Welt haben, sondern im Reich Gottes. Diejenigen, die so leben – die innerlich „auf dem Sprung“ sind, weil sie noch Großes erwarten – werden von Jesus „selig“ genannt (Mt 5,1–12). Und er freut sich für sie. Denn unter den Bedingungen der „alten“ Welt wären sie immer Verlierer geblieben. In Gottes Reich aber werden sie Gewinner sein. Selig sind darum die, die mit den Absurditäten dieser Welt nicht zurecht kommen. Denn sie werden dieser Welt gegenüber Recht behalten. Selig sind, die sich in einer Welt voller Angst und Gewalt nicht behaglich einrichten mögen. Denn ihre Tränen werden getrocknet werden. Selig sind die, die man „hoffnungslose Idealisten“ und „Weltverbesserer“ nennt. Denn Gott ist einer von ihnen!

Natürlich runzeln die Abgeklärten die Stirn und sagen: Wer so widerborstig lebt, stellt sich außerhalb der Gemeinschaft. Wer die Realitäten bewusst ignoriert, wird sehen, was er davon hat. Im günstigsten Fall wird er für einen Spinner gehalten, im schlechtesten Fall gekreuzigt. So denken leider auch manche Christen. Jesus Christus aber, der sich über die Konsequenzen durchaus im Klaren war, zog es trotzdem vor, sich nicht zu arrangieren. Alle „Vernunft“ dieser Welt hat ihn nicht dazu bringen können, die Normalität des Schlechten „normal“ zu finden.

Und schon diese Nicht-Anerkennung war ein wirkungsvolles Stück Widerstand. Denn das Böse möchte gern für unvermeidlich und natürlich gehalten werden. Jesus aber hat diesen Anspruch zurückgewiesen, hat die Existenzberechtigung des Bösen bestritten, hat jeglichen Kompromiss, jeglichen Respekt und jegliche Zusammenarbeit verweigert. Sein Leben war eine Revolte gegen den faulen Frieden. Es war eine Kampfansage an den „Fürst dieser Welt“. Jesus war ein Provokateur. Und nicht einmal der Tod konnte ihn zum Schweigen bringen. Wie also dürften wir uns auf Christus berufen, wenn nicht auch unser Glaube dieses Element der Revolte, des Dissenses und des Widerstandes in sich trüge? Ja, Christen müssen allzeit rebellische und aufsässige Menschen sein, die für „Gottes Werk“ eintreten und „Teufels Beitrag“ nach Kräften sabotieren. Denn man kann sich in eine verkehrte Welt nicht einfügen, ohne dabei selbst verkehrt zu werden. Glauben heißt, diese Anpassung zu verweigern im Denken, im Reden und Handeln. Will das aber jemand „Wahnsinn“ nennen, so lebe der Wahnsinn – und Gott behüte uns vor der „Vernunft“!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Hoffnung

Ich habe noch nie jemanden getroffen, der gegen Hoffnung gewesen wäre. Vielmehr ist das Gegenteil der Fall: Mit der Forderung nach Hoffnung rennt man überall offene Türen ein. Denn „die Hoffnung darf man nie aufgeben“, sagen die Leute, „hoffen ist immer gut“. Allerdings – stimmt das wirklich? Allenthalben wird ein Loblied auf die Hoffnung gesungen. Und doch möchte ich dazu ermutigen, in den Hoffnungen wählerisch zu sein – und genau zu unterscheiden. Denn es ist wichtig, dass wir nicht von einer unbestimmten Allerwelthoffnung reden, sondern sehr präzise von der christlichen Hoffnung, die allein zu trösten vermag. Hoffnung ist nämlich nicht gleich Hoffnung – nein! Je nachdem, was Grund und Ziel der Hoffnung ist, ist Hoffnung und Hoffnung zweierlei. Und die falsche Hoffnung ist durchaus ein Feind der richtigen. Freilich – was für Arten der Hoffnung kennen wir?

Die erste Hoffnung, mit der wir in Berührung kommen, ist die naive Hoffnung, die auf nichts anderem beruht als auf bloßer Unkenntnis. Wir beobachten diese Hoffnung bei Kindern. Denn die wissen noch nicht, was alles ihr Leben und ihre Träume bedroht. Kinder kennen nicht die Abgründe von Schuld, Angst und Verzweiflung – und sind eben aus dieser Unkenntnis heraus hoffnungsvoll und optimistisch. Bei Kindern ist das auch gut und richtig – es muss so sein. Uns Erwachsenen aber kann diese Art der Hoffnung wenig nützen. Denn um sie zu teilen, müssten wir die Augen vor der Wirklichkeit verschließen. Wir müssten so tun, als wüssten wir nicht um Vergänglichkeit und Vergeblichkeit. Weil wir das aber nicht können, ohne unaufrichtig zu sein, darum ist uns der Weg zurück in die kindliche Hoffnung verbaut. Sie ist keine Hoffnung, die uns an Gräber trösten könnte. Denn Hoffnung ist nicht gleich Hoffnung. Was aber gibt es noch? Neben der naiven Hoffnung der Kinder ist die Hoffnung der Selbstbewussten und Stolzen zu nennen, die sich irgendwann im Jugendalter einstellt, wenn an die Stelle der schwindenden Naivität ein um so größeres Macht- und Kraftgefühl tritt. Denn da spüren wir den Pulsschlag eines starken Willens in uns und ziehen aus, um die Welt zu erobern. „Ha, es wäre doch gelacht,“ ruft diese Hoffnung, „wenn ich mir nicht nehmen könnte, was ich erträume!“ Solche Hoffnung ist ein Produkt der Selbstüberschätzung, aus der heraus man meint, dem Scheitern und der Vergänglichkeit etwas entgegensetzen zu können. Da pflegt man die Gesundheit und stählt den Körper, um dem Schicksal ein Lebensjahr nach dem anderen abzutrotzen. Da werden Häuser gebaut und Firmen gegründet. Da erwirbt man sich öffentliches Ansehen und erzieht Kinder, in deren Andenken man eines Tages weiterzuleben hofft.

Der Grund solcher Hoffnung liegt aber allein im Menschen selbst, der meint, er sei tüchtiger als die, die er schon hat scheitern sehen. Der Tod geht da immer nur die anderen an, denn im Grunde hält der Mensch sich für zu kostbar, um sich den eigenen Untergang wirklich vorstellen zu können. Er nimmt an, Gott werde eine aufrechte Seele wie die seine bestimmt nicht fallen lassen, und gibt sich hoffnungsvoll – aus purer Eitelkeit. Denn er meint, er sei zu schade, um von der Bildfläche zu verschwinden. Auch solche Hoffnung ist noch naiv – und ist natürlich **nicht** geeignet, uns zu trösten. Denn Hoffnung ist nicht gleich Hoffnung – und die falsche ist der Feind der wahren. Man könnte freilich meinen, dass sich das Problem von selbst erledigt, sobald die Blüte des Lebens überschritten ist, und die Kräfte nachlassen. Die Hoffnung aus Selbstüberschätzung wird ja durch die Gebrechlichkeit des Alters widerlegt. Und man könnte denken, der Mensch würde nun klug. Doch weit gefehlt. Denn der alternde Mensch, wenn er mangels Potentials in sich selbst keine Gründe mehr findet, um zu hoffen, hofft auch ohne Gründe – aus reinem Starrsinn – und verlegt sich, nachdem er die naive und die überhebliche Hoffnung aufgeben musste, auf eine dritte Spielart, die wir die blinde Hoffnung nen-

nen können. „Blind“ ist sie, weil der Mensch weit und breit nichts sieht, was ihn zur Hoffnung berechtigen könnte, sich aber trotzdem weigert, zu verzweifeln. Er kennt sehr wohl den Tod, die eigene Schuld, die Absurditäten des Daseins und den Wurm, der an allem nagt, hofft aber aus Trotz und aus Prinzip – einfach, weil er anders nicht leben kann. Solche Leute hoffen notgedrungen, weil die Alternative zur Hoffnung die Selbstaufgabe wäre. Im Grunde ist es ihnen aber zuwider, hoffen zu müssen. Denn sie würden lieber kontrollieren, als zu vertrauen. Sie würden lieber zufassen, als zu warten. Sie würden lieber wissen, als zu hoffen. Da sie aber keine andere Möglichkeit sehen, ziehen sie die Hoffnung der Verzweiflung vor – und hoffen blindlings drauflos. Ein unwilliges Hoffen ist das, ein irrationales und trotziges Hoffen auf irgendwas. Und es ist wohl nicht nötig zu sagen, dass solche Hoffnung zu vage und unbestimmt ist, als dass sie uns an den Gräbern unserer Lieben trösten könnte. Denn Hoffnung ist nicht gleich Hoffnung. Und die falsche Hoffnung ist der Feind der wahren. Was aber ist wahre, christliche Hoffnung?

Wahre, christliche Hoffnung hat nichts zu tun, mit dem Zweckoptimismus politischer Festtagsreden. Sie ist auch nicht zu verwechseln mit dem „Positiven Denken“, das Frauenzeitschriften gern empfehlen. Und erst recht ist christliche Hoffnung kein „Prinzip“, an das man sich klammert, weil das Leben sonst zu trostlos wäre. Denn wahre Hoffnung, die ihren Namen verdient, braucht einen Spender, einen Grund und ein Ziel. Der Spender der christlichen Hoffnung aber ist Jesus Christus. Der Grund ist Christus. Und das Ziel ist er auch. **Gespendet** hat Christus unsere Hoffnung, als er seinen Jüngern das ewige Leben zusagte. **Begründet** hat er unsere Hoffnung, als er sterbend den Preis unserer Erlösung zahlte. Und **ein Ziel** gab er unserer Hoffnung, als er uns einlud bei ihm zu sein in seinem Reich. So ist Christus zugleich das „Woher“ und das „Wie“ und das „Wohin“ unserer Hoffnung. Und wer diese Hoffnung hat, weil er Christus hat, der kann sich von jenen drei Zerrbildern der Hoffnung getrost verabschieden. Denn seine Hoffnung ist auf diese schlechten Krücken nicht mehr angewiesen. Wenn wir Christus haben, müssen wir nicht in kindliche Naivität fliehen, um hoffen zu können. Wir müssen den Grund der Hoffnung nicht in uns selber suchen. Wir hoffen dann nicht bloß aus Prinzip oder aus Trotz und stochern auch nicht weiter im Nebel, sondern – wenn wir Christus haben – können wir ihn kennen und benennen als den, von dem her und auf den hin wir hoffen: *„Ich habe den Herrn allezeit vor Augen“,* sagt Petrus einmal, *„denn er steht mir zur Rechten, damit ich nicht wanke. Darum ist mein Herz fröhlich, und meine Zunge frohlockt; auch mein Leib wird ruhen in Hoffnung. Denn du wirst mich nicht dem Tod überlassen und nicht zugeben, dass dein Heiliger die Verwesung sehe. Du hast mir kundgetan die Wege des Lebens; du wirst mich erfüllen mit Freude vor deinem Angesicht.“* (Apg 2)

Wer so ein fröhliches Zeugnis der Hoffnung hört oder liest, frage sich selbst, ob er diese Hoffnung schon von Herzen teilt, oder ob er sich bisher mit schlechtem Ersatz zufriedengegeben hat. Ist er aber diesbezüglich im Zweifel, so ergreife er die Chance und fange an, in seiner Hoffnung wählerischer und anspruchsvoller zu sein. Denn entgegen der landläufigen Meinung ist längst nicht jede Hoffnung gut und richtig. Und nicht jeder Trost ist guter Trost. Wir sollten kritischer hinschauen auf den Grund unseres Hoffens. Denn das ist eine zentrale Botschaft des Neuen Testaments, dass wir, wenn wir hoffen wollen, uns nicht trösten dürfen mit einer trügerischen Hoffnung, die bloß auf Naivität, auf Selbstüberschätzung oder auf Trotz beruht, sondern nur mit der wahren Hoffnung, die Christus schenkt. Wir sollten nicht die Kopie nehmen, wenn wir das Original haben können! Damit aber die Hoffnung Christi in unser Leben einziehen kann, müssen ein paar andere Dinge weichen:

Unser aufgeblasenes Ego muss weichen, damit Christus in unserer Seele Platz hat. Wir müssen einwilligen, klein zu sein, damit Gott groß in uns werde. Wir müssen schweigen lernen, damit

Gott zu reden beginnt. Wir müssen unsere Schwäche zulassen, damit er stark in uns sei. Wir müssen auf Selbstbehauptung verzichten, damit Gott für uns streiten kann. Und wir müssen uns loslassen, damit Gott uns auffängt. Kurz: Wir müssen verzichten auf all die Hoffnungen, die Menschen sich selbst machen, und müssen uns mit der Hoffnung bescheiden, die Gott uns von sich aus schenkt.

Haben wir die aber, so dürfen wir sie festhalten und dürfen uns von Herzen daran freuen, weil sie nicht nur uns selbst einschließt, sondern auch unsere Verstorbenen. Eine gewaltig große Hoffnung ist das – sie ist eindeutig zu groß für unseren Verstand. Aber eine kleinere Hoffnung hat Gott uns nicht gegeben. Und eine kleinere würde auch nicht genügen. Denn es ist gegen den Tod kein Kraut gewachsen als nur Christus allein. Wer von ihm nichts wissen will, mag auf eigene Rechnung mit dem Tod verhandeln. Wer sich seinem Schutze nicht unterstellen will, mag anderen Herren nachlaufen. „Such, wer da will, ein ander Ziel“. Wir aber wollen uns bergen unter dem Mantel Christi. Denn da ist gute Hoffnung, die nicht zuschanden wird. Im Namen des kommenden Heils übersteigen wir die beängstigende Erfahrung der Gegenwart. Und mag uns auch Dunkel umhüllen, so bestreiten wir doch diesem Dunkel eine letzte Bedeutung, weil uns das Licht des Ostermorgens schon längst erreicht hat.

Komme, was wolle – Gott ist mächtig! Komme, was wolle, denn unser Gott erfüllt, was er verheißen hat. Er vergisst nicht das Geringste und er nimmt auch nichts zurück. Darum hoffen wir auf ihn allein, sind unbescheiden und geben uns nicht mit weniger zufrieden als mit ihm selbst – dem Herrn, der da kommen wird in Herrlichkeit, um Himmel und Erde zu vollenden...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die menschliche Seele

Wenn wir an unsere Vergänglichkeit erinnert werden und an all die Verstorbenen, die nicht mehr unter uns sind, befällt uns so etwas wie Wehmut und stille Betrübnis. Denn viele, die wir verloren haben, obwohl wir sie gar nicht entbehren konnten, sind im Dunkel des Todes versunken. Und wir, die wir uns immerhin erinnern, können sie auch mit noch so viel Erinnerung dem nicht entreißen, dass ihr Leben vergangen ist. Daraus entsteht ein Gefühl der Ohnmacht. Und weil wir nur zu gut wissen, dass auch wir einmal dieser Welt abhanden kommen, weil jede Krankheit uns daran erinnern, dass auch unser Körper ein Verfallsdatum hat, macht uns das – je nach Mentalität – gekränkt, zornig oder verzweifelt. Denn unser Leben zu erhalten, ist ja alle Tage unsere Hauptbeschäftigung, die allerhand Mühe und Willenskraft kostet – und die dann auf längere Sicht doch erfolglos bleiben muss, weil das Leben eines Tages auch uns aussortiert und dem Tod überlässt. Ist es da ein Wunder, dass der Traum von der Unsterblichkeit die Menschheit schon immer bewegt? Ja, unsterblich zu sein, unbesiegbar und „ewig jung“, davon träumt der Mensch, seit es ihn gibt. Denn wenn er unsterblich wäre, hätte er endlos Zeit für alles und wäre Gott-gleich ewig, er müsste sich nie verabschieden von dem, was er liebt, und müsste nicht fürchten, jemals vom Tod unterbrochen und abgebrochen zu werden. Von unsterblichem Ruhm träumen darum Feldherren, Schriftsteller und Stars. Von ewiger Jugend träumt so manche Frau, wenn sie Antifaltencrem kauft. Und auch der ganze Medizinbetrieb ist darauf angelegt, unser Leben maximal zu verlängern. Mancher Forscher hofft, den Alterungsprozess zu stoppen oder den Krebs zu besiegen, damit der Mensch mit steigender Lebenserwartung der Unsterblichkeit immer näher kommt. Und doch, das ist das Absurde, wissen viele nicht einmal, wie sie einen regnerischen Nachmittag herumbringen sollen, ohne sich zu langweilen oder den Fernseher anzumachen. Da fragt man sich schon, ob der Mensch mit all der Zeit, die ihm Unsterblichkeit bescheren würde, überhaupt etwas anzufangen wüsste! Würde dieses Erdenleben bei ewiger Verlängerung nicht zur öden Wiederholung? Und sind wir sicher, dass wir in unserer heutigen Verfassung – so beladen mit Schuld und Schwäche – wirklich verewigt werden wollen, um dann ewig so zu bleiben? Hat der Tod nicht auch seine Berechtigung, insofern er untergehen lässt, was an uns verkehrt ist, und dabei viel Peinliches und Unvollkommenes tilgt, das in diesem Leben ohnehin nicht mehr besser geworden wäre? Tatsächlich hat das seine Ordnung, dass unser Erdenleben endet. Es ist einerseits der „Sünde Sold“, wie Paulus sagt, es ist der Lohn unserer Verkehrtheit. Und es ist andererseits die Chance, einen guten Tausch zu machen. Denn wenn unser Leib stirbt, ist damit die Frage nach der Unsterblichkeit noch keineswegs erledigt. Ein verlängertes Erdenleben ist damit zwar ausgeschlossen. Aber es könnte schließlich sein, dass wir eine unsterbliche Seele haben. Oder ist es nicht genau das, was im christlichen Abendland über Jahrhunderte hinweg ganz selbstverständlich angenommen wurde? Ist es nicht das, was die griechische und römische Antike glaubte, und was nicht zuletzt auch die Bibel bezeugt? Ist es nicht in fast allen Kulturen und Religionen uralte Überzeugung, dass der Kern der Person, dass nämlich ihre „Seele“ nach dem Tod in irgendeiner Weise fortbesteht? Tatsächlich können wir das auch aus dem christlichen Glauben heraus bejahen und können Trost darin finden. Denn unsere Verstorbenen sind nicht einfach „weg“ oder unauffindbar „verloren“, sondern sind für Gott und vor Gott ganz gegenwärtig.

Nur müssen wir, wenn wir in diesem Sinne von einer Unsterblichkeit der menschlichen Seele sprechen, genau dazu sagen, wie wir es meinen. Denn sonst laufen wir Gefahr missverstanden zu werden. Die Dichter und Denker der Antike hielten die menschliche Seele nämlich auch

schon für „unsterblich“. Die heidnischen Griechen und Römer verwendeten denselben Begriff. Sie meinten aber durchaus etwas anderes. Denn Leute wie Platon oder Aristoteles dachten, eine jede menschliche Seele habe schon einmal vor ihrer irdischen Existenz zur himmlischen Welt gehört. Sie meinten, jede Seele sei göttlicher Herkunft, ja, die Seele sei sozusagen ein kleines Stück, ein Splitter von Gott selbst und gehöre daher substantiell schon immer zur idealen und ewigen, himmlischen Welt. Diese Seele dachte man sich nur vorübergehend mit einem irdischen Leib verbunden, der von vornherein als minderwertig galt, weil er materiell und vergänglich ist. Ja, diesen Leib, den angeblich schlechteren Teil des Menschen, hielt man geradezu für einen Gefängnis, in das der göttliche Seelenfunken eingesperrt ist. Und den Tod konnte man dann folgerichtig als eine Befreiung ansehen, weil mit dem Tod das Gefängnis des Leibes zerbrach, und der Seelenfunken in die himmlische Welt zurückkehren durfte, wo er seinem Wesen und seiner Herkunft nach schon immer hingehörte.

Nun, die ganze Vorstellung ist schmeichelhaft für jene, die gerne glauben wollen, tief in ihnen wohne etwas Göttliches. Was aber ist falsch daran? Was stimmt nicht? Aus christlicher Sicht eine ganze Menge! Denn zunächst einmal ist es der Bibel fremd, den Menschen in zwei Teile zu zerlegen, von denen der Leib angeblich der schlechtere sein soll. Vielmehr sagt der Schöpfungsglaube sehr deutlich, dass der Leib des Menschen eine gute Gabe Gottes ist und keineswegs ein „Kerker der Seele“. Konsequenter Weise schildert die Bibel auch die Auferstehung und das Reich Gottes nie als „leiblose“, rein geistig Existenz, sondern immer als ein Dasein in neuer, himmlischer Leiblichkeit. Darüber hinaus aber ist die griechische Vorstellung von der Seele abzulehnen, weil darin die Unsterblichkeit wie eine Beschaffenheit oder innere Qualität der Seele erscheint. Man stellt sich die Seele unzerstörbar vor, weil sie sozusagen ein kleiner Splitter von Gott selbst sein soll. Doch auch das ist – biblisch betrachtet – großer Unsinn, weil dabei der strikte Unterschied von Schöpfer und Geschöpf übersehen wird.

Wohl kommt der Mensch aus Gottes Hand! Aber deswegen ist am Menschen noch nichts „göttlich“ und nichts „unzerstörbar“. Weder Geist noch Leib oder Seele haben von sich aus das Potential zur Ewigkeit. Denn der Mensch ist seit dem Sündenfall nicht nur „in Teilen“ vergänglich, sondern ist es ganz und gar! Darum gibt es auch keinen Automatismus, nach dem die Seele eines Verstorbenen ganz von selbst zum Himmel aufstiege, weil sie dort hingehört, sondern es gibt in biblischer Sicht den Tod, der den ganzen Menschen betrifft, und es gibt die Auferstehung, die ebenfalls den ganzen Menschen betrifft. Es gibt kein Weiterleben, das automatisch erfolgte, sondern nur eines nach dem freien Willen Gottes. Die heidnischen Dichter und Denker irrten also, wenn sie meinten, der Mensch habe einen unzerstörbaren Kern. Sie verstanden nicht den engen Zusammenhang von Leib und Geist. Und sie überschätzten das Geistige, das sie an sich schon für unvergänglich hielten. Ist es also klug, wenn Christen dasselbe Wort benutzen und genau wie die alten Griechen von einer „Unsterblichkeit der Seele“ reden? Wenn wir es tun, müssen wir uns zumindest vor Missverständnissen schützen und müssen sagen, dass wir etwas Anderes meinen als z.B. Platon. Denn was Christen „Unsterblichkeit“ nennen, das verdankt die Seele nicht ihrem eigenen Beharrungsvermögen, sondern allein der Treue und Beharrlichkeit Gottes. Mit anderen Worten: Dass die Toten nicht einfach „nichts“ sind, nicht verschwunden und nicht verloren, beruht einzig darauf, dass Gott ihrer gedenkt, dass er sie weiterhin kennt, dass er sie nicht vergisst und sie aus der Beziehung zu ihm auch nicht entlässt. Gottes Auge ruht weiterhin auf den Verstorbenen – und nur das verleiht ihnen die bleibende Wirklichkeit, die sie aus sich selbst heraus nicht haben. Wir müssen also allen widersprechen, die im Menschen selbst etwas Unzerstörbares vermuten. Auf der anderen Seite aber müssen wir auch denen widersprechen, die ins entgegengesetzte Extrem verfallen und mit der völligen Zerstörung des Sterbenden rechnen. Das ist der größere Teil unserer Mitmen-

schen! Denn die heute vorherrschende, materialistische Sicht der Dinge setzt wie selbstverständlich voraus, der Mensch würde durch den Tod komplett ausgelöscht. Und auch an dieser zweiten Front kommt es auf Deutlichkeit an. Denn die materialistische Überzeugung, es gäbe so etwas wie eine Seele gar nicht, nach dem Tod sei einfach „nichts“, und der Mensch sei danach ausgelöscht wie „nie gewesen“, ist genauso unbiblisch wie die Seelenlehre der Griechen – und ist auch mindestens so gefährlich, weil der, der sie vertritt, irriger Weise annimmt, mit seinem Leben ende auch seine Verantwortung. Viele Zeitgenossen, die sich für besonders aufgeklärt und nüchtern halten, versuchen mit aller Macht im Diesseits selig zu werden, nehmen jedes Vergnügen mit und nehmen's ansonsten nicht so genau – weil sie meinen, mit ihrem Tod in ein großes Dunkles Gar-Nichts zu verschwinden. Sie verlassen sich darauf, dass mit dem Tod „alles aus“ sei, rechnen mit keiner Fortexistenz und bereiten sich auch auf nichts vor. Sie glauben ganz fest, dass ihr Seelenleben bloß eine Körperfunktion sei, die mit den übrigen Körperfunktionen erlischt. Doch diesen Menschen muss man aus biblischer Sicht ein wahrhaft böses Erwachen vorhersagen, weil Gott nicht vorhat, sie einfach so in den Tod entzwischen zu lassen. Nein – es wird sich keiner in den Tod davonstehlen, sondern ein jeder wird vor seinen Schöpfer gestellt, um ihm Rechenschaft zu geben. Und wahrlich mancher, der dann belangt wird, wird sich wünschen, es wäre mit dem Tod „alles aus“ gewesen, weil er dann nämlich unsterblich lange seine Verantwortung spürt und ganz unverhofft eine Ewigkeit verbringt – in der Verdammnis. Ja, manch einer würde sich nicht Unsterblichkeit wünschen, wenn ihm klar wäre, dass dies bedeutet, Gott niemals los zu werden. Mancher wird sich wünschen, er könnte sich die Bettdecke des Todes über beide Ohren ziehen und sich darunter verkriechen. Aber das wird keinem gelingen. Denn in dem genannten Sinne sind wir unsterblich – nämlich präzise in dem Sinne, dass Gott uns aus der Beziehung zu ihm niemals entlässt.

Wir werden unser Dasein nicht endlos verlängern, denn einen unzerstörbaren Kern haben wir nicht. Wir werden aber auch nicht einfach ins Dunkle verschwinden, weil Gottes Blick uns festhält. Gott wird keinen von uns jemals vergessen, wir werden ihm alle gegenwärtig sein von Ewigkeit zu Ewigkeit. Aber den einen wird er eben auf beglückende, und den anderen auf fürchterliche Weise gegenwärtig sein. Für die einen wird die ewige Gegenwart vor Gottes Angesicht unendlichen Trost bedeuten und unendliche Freude. Und für die anderen wird es ein Albtraum sein, dem Zorn Gottes unendlich ausgesetzt zu bleiben und seinem Blick nirgends zu entrinnen. Wer wir am Tag unseres Todes sind, dieser Mensch werden wir für die Ewigkeit bleiben – sei es im Frieden mit Gott oder im Unfrieden. Und diese langen Konsequenzen unseres kurzen Lebens sollten uns gewärtig sein, damit wir aufwachen und über die uns verbleibende Zeit ernsthaft nachdenken! Im Blick auf die Verstorbenen aber darf uns das Gesagte trösten. Denn „ausgelöscht“, „verloren“ oder „vergessen“ ist keiner von ihnen. Das Neue Testament sagt deutlich genug, dass die Seelen der Verstorbenen nach dem Tod bewahrt bleiben bis zum Jüngsten Tag, um bei der Auferstehung mit ihrem Leib neu vereint vor den Richterstuhl Gottes zu treten und dort endgültig in die Gemeinschaft des Reiches Gottes aufgenommen oder von dieser Gemeinschaft ausgeschlossen zu werden. Keiner wird einfach in seinem Grab bleiben, und keiner wird aus eigener Kraft auferstehen, sondern alle werden da sein, weil Gott an ihnen festhält. Unsere Untreue ist der Grund unseres Todes, aber Gottes Treue ist der alleinige Grund unserer Unsterblichkeit. Weil das aber auch für die Verstorbenen gilt, darum müssen wir um sie nicht in Sorge sein. Sie sind nicht bloß in unserer Erinnerung aufgehoben – die währt ja nicht länger als unser eigenes Leben. Sondern sie sind in Gott aufgehoben, in seinem Gedenken, in seiner Treue und seiner Beharrlichkeit. Er hat nie einen vergessen. Und was er festhält, das reißt ihm auch keiner aus der Hand. Darum sind wir zwar von unseren Lieben

getrennt nach dem Augenschein dieser Zeit, sind aber zugleich mit ihnen vereint in Gott, weil ihm die Verstorbenen genauso nah sind wie die Lebenden – und es bleiben...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Tod und Vergänglichkeit

Wenn jemand stirbt, trauern wir um ihn. Aber es ist nicht zu vermeiden, dass wir uns dabei auch unserer eigenen Vergänglichkeit bewusst werden. Denn wir werden ja denen, die wir betrauern, eines Tages nachfolgen. Und dass wir heute schon davon wissen – das wirft Fragen auf. Denn was ist das eigentlich für ein Widerfahrnis, das uns allen bevorsteht, und über das doch keiner gerne redet? Ist der Tod etwas Natürliches, wie manche sagen? Etwas, das wir **annehmen** sollten, weil es nun mal zum Leben gehört? Ist der Tod ein überlegener Feind, den wir **fürchten** müssen, weil er uns am Ende alles nimmt, was wir sind und haben? Oder können wir dem Tod vielleicht **begrüßen** wie einen Freund, der uns Ruhe und Frieden schenkt, wenn uns unsere Füße nicht mehr tragen wollen? Der eine sagt so, der andere so. Und man kann daraus zunächst nur folgern, dass Erfahrungen des Todes vielgestaltig sind. Als Christ nimmt man dann vielleicht die Bibel zur Hand, um Klarheit zu gewinnen. Aber wer da eine schnelle und einfache Antwort erwartet, wird enttäuscht. Denn auch das biblische Zeugnis über den Tod ist vielgestaltig. Ja, die Bibel bestätigt, dass der Tod nicht nur ein Gesicht hat, sondern mindestens drei:

(1.) Das erste Gesicht des Todes ist gewissermaßen neutral. Denn an vielen Stellen scheint die Bibel einfach sagen zu wollen, dass der Tod etwas Natürliches ist, etwas, das zu unserer Geschöpflichkeit dazugehört, etwas, wodurch wir in den großen Zyklus des Werdens und Vergehens eingebunden sind wie das liebe Vieh und die Pflanzen auch. Der Mensch ist **„...wie ein Gras, ... das am Morgen blüht und sprosst und des Abends welkt und verdorrt.“** So liest man es im 90. Psalm. Und man könnte mit einem Schulterzucken sagen: So hat es Gott nun einmal geordnet. Alles hat seine Zeit, das Leben hat seine Zeit – und das Sterben eben auch. Allen Kreaturen hat der Schöpfer gewisse Grenzen gesetzt. Und eine solche Grenze ist eben auch der Tod. Dass es ihn gibt, wird niemanden freuen. Gegen ihn zu rebellieren besteht aber kein Anlass. Denn jeder sieht ein, dass immer eine alte Generation abtreten muss, damit eine neue Generation wirken und sich entfalten kann.

Ja: Wir sehen ein, dass diese Welt nicht so voller Leben und Vielfalt sein könnte, wenn nicht das Alte immer wieder dem Neuen Platz machte. Schließlich muss im Herbst auch das Laub von den Bäumen, damit im Frühling neue Blätter sprießen können. Und insofern müssen wir gestehen, dass es auch mit unserem Sterben seine Ordnung hat. Natürlich ist diese Ordnung nicht leicht zu bejahen, weil sie mich am Ende mein Leben kostet. Aber wenn der Tod wirklich erst am Ende kommt, nach 70, 80 oder 90 Jahren erfüllten Lebens, dann können wir ihn normalerweise ganz gut hinnehmen. Wir protestieren ja auch nicht dagegen, dass auf den Sommer ein Herbst und ein Winter folgt. Ist das also die rechte christliche Einstellung zum Tod, dass wir uns einfach mit ihm abfinden? Man könnte es meinen.

(2.) Blättern wir aber in der Bibel weiter, so finden wir, dass sie an anderer Stelle wieder ganz anders vom Tod spricht – und uns ein anderes, viel bedrohlicheres Gesicht des Todes zeigt. Paulus z.B. lehrt uns, der Tod des Menschen sei keineswegs eine einfache Naturgegebenheit, sondern er sei **„der Sünde Sold“** – also eine Strafe und ein Gerichtsakt Gottes, ein Verhängnis, das nur deshalb über den Menschen gekommen ist, weil er sich von Gott abgewandt hat. Paulus schreibt im Römerbrief: **„...wie durch einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist und der Tod durch die Sünde, so ist der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, weil sie alle gesündigt haben.“** Demnach wäre es eine Verharmlosung und eine Oberflächlichkeit, wenn

wir den Tod **nur** als eine Naturgegebenheit ansehen und ihn darum gelassen hinnehmen wollten. Nein, er hat daneben noch ein zweites, ein hässliches Gesicht. Denn der Tod zerschlägt uns, er zerbricht uns, er gibt uns dem Vergessen anheim. Und was das Schlimmste daran ist – er ist im Recht. Denn das ist es, was das Neue Testament meint, wenn es sagt, der Tod sei „der Sünde Sold“. Zerschlagen zu werden vom Tod, das ist der Lohn, den wir dafür erhalten, dass wir uns von Gott weg dem Bösen zugewandt haben.

Oder anders gesagt: Wenn das Leben des Sünders Widerspruch gegen Gott ist, dann ist unser Tod Gottes Widerspruch gegen die Sünde. Es ist sein Widerstand gegen das Böse, dass er durch unser von Bösem gekennzeichnetes Leben einen dicken Strich zieht und durch den Tod das, was nicht sein soll, ins Nicht-Sein befördert. Das mag uns hart erscheinen. Aber Gott hat Recht damit. Denn warum sollte er ein Geschöpf ewig leben lassen, wenn dieses ewige Leben nur eine unendliche Verlängerung seiner Gottlosigkeit wäre? Darum ist es recht, dass der Geist, der sich gegen Gott auflehnt, vergehen muss. Es ist recht, dass der Widerstand gegen Gott gebrochen wird. Es ist recht, dass der, der sich von Gottes Licht abwendet, dem Dunkel des Todes anheimfällt. Sofern wir Sünder sind, ist unser Tod also kein harmloses Naturgeschehen, sondern ist immer zugleich der Vollzug des Gerichts über uns. Ist es demnach die rechte Einstellung eines Christen zum Tod, dass man ihn fürchtet? So mag es scheinen.

(3.) Wenn wir uns aber gerade an diesen Gedanken gewöhnt haben, stoßen wir plötzlich auf biblische Worte, die den Tod als etwas Schönes und geradezu Erstrebenswertes darstellen. Die Bibel zeigt uns noch einmal ein total anderes, ein freundliches Gesicht des Todes. Denn derselbe Paulus, der im Tod ein verdientes Gericht sieht, schreibt im Brief an die Philipper, er *„...habe Lust, aus der Welt zu scheiden und bei Christus zu sein, was auch viel besser wäre.“* Und er sagt dort sogar *„...Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn.“* Da haben wir nun das dritte Gesicht des Todes: Für den Christen ist der Tod erstens Naturgeschehen, zweitens Vollzug des göttlichen Gerichts – und drittens das Tor in den Himmel. Auf diesen dritten, den freundlichen Aspekt des Todes kommt es aber entscheidend an. Denn er ist es, der uns an Gräbern nicht bloß weinen und schweigen, sondern singen und reden lässt.

Tatsächlich ist *„Christus unser Leben und Sterben unser Gewinn“*, weil der Tod eine Durchgangsstation ist in die ungetrübte Gemeinschaft mit Christus. Heute haben wir solche Gemeinschaft noch nicht, denn in diesem irdischen Dasein ist alles Stückwerk und Halbheit: Wir werden in diesem Leben den Zweifel nicht los, wir werden die Anfechtung nicht los, wir werden die Sünde nicht los, weil uns das alles zu sehr in den irdischen Knochen steckt. Jetzt sehen wir wie durch einen Spiegel nur ein dunkles und verschwommenes Bild, sagt Paulus. Dann aber werden wir Gott sehen von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkennen wir nur stückweise, dann aber werden wir erkennen, wie wir erkannt sind. Und das ist in der Tat eine verlockende Aussicht. Denn alle Schwachheit wird dann von uns abgetan. Wir werden teilhaben an der Auferstehung Jesu Christi. Wir werden bekleidet mit Ehre und Gerechtigkeit und ziehen als Vollendete ein in das Haus des himmlischen Vaters, das viele Wohnungen hat. Sind wir uns dieser großen Verheißungen aber bewusst und wissen wir, dass wir ungestorben nicht ans Ziel kommen, so werden wir den Tod nicht mehr für einen Feind halten, sondern für einen Freund. Denn er ist dann nichts weiter als ein kurzer Schlaf, nichts weiter als ein Fährmann, der uns zu besseren Ufern übersetzt, nichts weiter als unsere Geburt zum ewigen Leben: Etwas, wonach sich der Christ mit Fug und Recht sehnen darf...

Nun allerdings, da wir drei Gesichter des Todes kennengelernt haben, scheint die Verwirrung komplett. Denn jeder wird sich fragen, was er von seinem eigenen Tod halten soll. Welches

der drei Gesichter schaut mich da an? Muss ich mich fürchten, darf ich mich freuen – oder etwa beides zugleich? Um das zu beantworten, müssen wir beachten, welche Geschöpfe es mit welchem Gesicht des Todes zu tun bekommen. Denn das ist nicht bei allen gleich. **Für Pflanzen und Tiere** ist der Tod ein Naturgeschehen im großen Schöpfungszyklus des Werdens und Vergehens – und nichts weiter. Pflanzen und Tiere kennen keine Sünde, darum ergeht über sie auch kein Gericht, und sie bedürfen darum auch keiner Erlösung. Sie sehen nur das erste, das neutrale Gesicht des Todes. **Für Menschen ohne Glauben**, die mit Gott entzweit sind, ist der Tod ebenfalls Naturgeschehen. Er ist darüber hinaus aber auch Gottes Gericht über ihr gottloses Dasein. Gott macht durch den Tod einen Strich durch ihr Leben und vernichtet die, die sich für das Nichtige entschieden haben. Der Ungläubige sieht also das erste und zweite Gesicht des Todes – das neutrale und das feindliche. **Dem Christen** aber begegnen alle drei Gesichter des Todes. Der Christ ist Geschöpf unter Geschöpfen und kennt daher den Tod als Naturgeschehen. Er ist auch als Christ immernoch ein Sünder und erfährt darum den Tod als Gericht über all das, was in ihm noch der alten Adamsnatur angehört. Schließlich aber ist er nicht **nur** Sünder, sondern ist vor allem ein um Christi willen gerechtfertigtes und freigesprochenes Kind Gottes. Er hat Anteil an der Auferstehung Christi, er hat die Verheißung des Ewigen Lebens – und wenn er das nur nicht vergisst, kann er getrost auf den Tod zugehen. Denn das freundliche Gesicht des Todes ist für Christen das entscheidende.

Wenn der Tod auch alles gleichzeitig ist – natürliche Grenze **und** Gericht **und** Erlösung –, so stehen diese drei Dinge doch nicht gleichberechtigt nebeneinander, sondern werden klar dominiert von der Gewissheit der Erlösung. Wer sich darauf freut, ganz bei Gott zu sein, muss nicht darüber grollen, dass sein Erdenleben eine Grenze hat. Und wer ein neuer Mensch werden will, wird nicht widerstreben, wenn das Alte an ihm im Gericht des Todes untergeht. Vielmehr wird er sich freuen, dass der Tod dasjenige von ihm abstreift, was das Reich Gottes nicht ererben kann. So nimmt uns der Glaube die Scheu vor dem Tod – und wir können ihn begrüßen als den von Gott gesandten Fährmann, der uns hinüberbringt ins himmlische Jerusalem. Natürlich ist solche Glaubenszuversicht schwer durchzuhalten, wenn's wirklich ans Sterben geht. Wenn wir den Boden unter den Füßen verlieren, tun wir uns nicht leicht damit, uns in Gottes Hände fallen zu lassen. Wir klammern uns fest am letzten Quäntchen Lebenskraft. Und das gereicht uns nicht zur Ehre. Doch am Ende wird Gottes Gnade stärker sein als unsere Furcht, und Gott wird mächtig sein gerade in unserer Schwäche. Das letzte Wort hat nicht das Gericht, sondern die Gnade. Am Ende steht das österliche Lachen. Freuen wir uns also, und tun wir dem Tod nicht zuviel Ehre an. Denn Gott sei Dank ist Jesus Christus unseres Todes Tod!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Des Lebens Ziel

Es ist etwas Seltsames um den Tod. Denn er ist uns vertraut und ist doch fremd zugleich. Der Tod steht uns täglich vor Augen, wenn wir die letzten Seiten der Zeitung aufschlagen. Und doch leben wir unseren Alltag als ginge der Tod uns selber nichts an. Wir wissen natürlich um unsere Vergänglichkeit! Und doch nehmen wir sie erst dann so richtig ernst, wenn der Tod nach unserer Familie greift. Dann stellen wir erschrocken fest, dass der Tod uns jederzeit auch das Vertrauteste nehmen kann, und zucken zusammen als hätten wir's vorher nicht gewusst. Aber wissen wir es wirklich nicht? Fällt nicht in jedem Herbst das Laub von den Bäumen?

Die Blätter verfärben sich, fallen zu Boden und verrotten. Niemand wundert sich darüber. Auch die Tiere werden geboren, wachsen und sterben. Selbst die Häuser, die wir bauen, stehen nicht ewig! Vergänglichkeit ist das allgemeinste Gesetz, das wir kennen. Und doch: Dass es in seiner Allgemeinheit auch uns selbst einschließt – an diese verdrängte Wahrheit müssen wir erst schmerzlich erinnert werden.

Am Grabe lieber Menschen können wir's dann nicht mehr leugnen. Und doch haben wir auch in solcher Situation noch Schwierigkeiten, es zu akzeptieren. Denn tief drinnen in uns sagt eine Stimme: „Bin ich nicht mehr als so ein Blatt am Baum? Bin ich nicht mehr, und waren nicht auch die Verstorbenen mehr als dies? Hätten sie nicht Besseres verdient?“ So fragen wir – und wollen gegen den Verlust protestieren. Doch dann trennen sich unsere Wege und wir müssen hinnehmen, dass unser Leben kein Ruhen ist und kein Bleiben, sondern bloß eine gemeinsame Reise von ungewisser Dauer. Jederzeit kann sich der Weg vor uns gabeln, ein über Jahrzehnte vertrauter Mensch schlägt auf einmal eine andere Richtung ein – und wenn wir dagegen Einspruch erheben wollten, so machte das noch nicht einmal Sinn, denn wir wussten ja, dass es so kommen würde...

Wir alle sind auf derselben Reise, immer unterwegs von der Wiege hin zur Bahre, unterwegs von der Jugend ins Alter, unterwegs von der Zeit in die Ewigkeit. Und so wie wir uns bei Beerdigungen fragen, wie erfolgreich die Reise des Verstorbenen gewesen sein mag, so fragen wir uns vielleicht auch selbst, ob unsere eigene Lebensreise eher einer Irrfahrt gleicht oder einem Triumphzug, einer Suche oder einer Flucht, einem mühsamen Marsch oder einer beschaulichen Wanderung. Natürlich wünscht sich jeder eine glückliche Reise und ein gelingendes Leben. Aber wissen wir überhaupt, woran wir „gelingendes“ Leben erkennen? Wird es nicht bei uns allen aus Höhen und Tiefen bestehen, so dass sich Erfolg und Scheitern mischen? Wenn's aber so ist, soll man dann von „erfülltem Leben“ reden allein wegen der Fülle der Erfahrungen und weil's Spaß gemacht hat? Oder ist es schon dann ein gelungenes Leben, wenn es bei angemessener Lebensqualität 60 oder 70 Jahre währte? Man wird das nicht leicht entscheiden können – und wenn man länger darüber nachdenkt, stößt man auf noch grundsätzlichere Fragen. Denn wenn es stimmt, dass das Leben eine Reise ist – hängt dann das Gelingen dieser Reise nicht davon ab, zu welchem Ziel sie führt? Ist das nicht bei jeder Reise so? Und stellt es den Wert unserer Lebensreise dann nicht arg in Frage, wenn die Endstation der Tod ist? Kann Leben überhaupt gelingen, wenn es doch nur auf den Tod hinausläuft?

Vielleicht wird man an unserem Grab sagen: Das war doch eigentlich ein ganz „gelungenes“, ein „erfülltes“ Leben! Und trotzdem bleibt die Frage, ob nicht der Tod vor unsere Lebenssumme ein dickes Minus schreibt. Denn wenn wir doch am Ende samt allem, was wir gewesen sind, dem Vergehen und dem Vergessen preisgegeben werden, dann scheint dadurch auch alles Vorangegangene entwertet. Das Leben scheint gar nicht gelingen zu können, wenn es doch nur auf eine letzte Niederlage hinausläuft. Ob es sich aber wirklich so verhält, das ist eine Fra-

ge des Glaubens. Sind wir wirklich, nur Luftblasen und Schaumkronen auf dem ewigen Fluss der Zeit? Sind wir etwas Belangloses, das aus den Fluten aufsteigt, für Sekunden mitgerissen wird und dann wieder untergeht und spurlos verschwindet? Es scheint so! Doch wenn uns Gott gewollt und geschaffen hat, ist es dann wahrscheinlich, dass er uns auf eine derart sinnlose Reise schickt?

Tatsächlich genügt ein Blick in die Bibel, um die Dinge in ein anderes Licht zu rücken. Denn da wird schnell klar, dass unser Schöpfer bessere Absichten mit uns hat. Ja, Gott gönnt uns etwas Besseres als bloß den Tod. Und er schenkt uns jene Wegstrecke von der Wiege bis zur Bahre vor allem dazu, dass wir inmitten der Zeit einen Bund schließen können mit ihm, dem ewigen Gott, und durch diesen Bund Anteil gewinnen am ewigen Leben. Unser Erdendasein ist kein Selbstzweck! Es ist uns nicht zum Spaß gegeben und nicht zum Zeitvertreib, sondern soll uns Gelegenheit geben mit Gott ins Reine zu kommen. Und nutzen wir's dementsprechend, vereinigen wir uns in der Zeit mit unserem Schöpfer und Erlöser, so bleiben wir mit ihm vereint auch über dieses Erdenleben hinaus. Darum ist der Tod auch nicht das Ziel unseres Lebens – er wäre ein absurdes Ziel! – sondern das eigentliche Ziel unseres Lebens ist der Bund mit Gott, den wir hier im Glauben schließen und der uns auch dort, jenseits der Todesgrenze, noch mit Gott vereint. In die Gemeinschaft mit Gott hineinzuwachsen, das ist unsere eigentliche Bestimmung – dazu sind wir hier! Und wer das versteht, dem hat sich die Frage, was denn ein „gelungenes“ Leben ausmacht, ganz von selbst beantwortet. Denn wer sein Leben nicht genutzt hat, um Gott zu finden, dem ist sein Leben misslungen, auch wenn es lang und voller Freude war. Wer aber zu Gott gefunden hat, dem ist das Leben geglückt, selbst wenn es kurz und mühselig gewesen wäre.

Für einen gläubigen Menschen ist der Tod keine triste Endstation, sondern nur das Ende von seines Lebens erstem Teil. Ja, so groß ist die Macht des Glaubens, dass er den Tod degradiert, bis er nichts weiter mehr ist als ein Übergang von dieser traurigen Welt in eine bessere, nichts weiter als eine Überfahrt von einem Ufer an das andere, nichts weiter als eine Geburt, die ihn auf schmalem Wege von einer engen und dunklen Welt hinausbefördert in eine weitere, hellere und viel schönere Welt. Wenn wir das aber glauben dürfen – brauchen wir dann weiteren Trost angesichts unserer Sterblichkeit? Oder sollte es uns unmöglich sein, die Verstorbenen gehen zu lassen? Nein. Weil Gott für die Seinen sorgt, dürfen wir ohne Sorge sein...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Überkleidet werden

Jede Erkrankung ist ein Höflichkeitsbesuch des Todes, bei dem er sich schon mal vorstellt und bekannt macht. Doch wenn der unangenehme Besucher wieder gegangen ist, tun wir gern so, als wäre nichts gewesen, und als käme er ganz gewiss nicht wieder. Wir verschließen die Augen vor dem, was uns die Krankheiten ankündigen, und weigern uns, ihre Botschaft zur Kenntnis zu nehmen. Denn schließlich sind wir ja viel zu sehr mit dem Leben beschäftigt. Wir versuchen so vieles zu planen! Wir schließen Bündnisse, die nicht immer halten, wir suchen Geborgenheit in verworrenen Zeiten, wir verausgaben uns in der Sorge um eine Familie, wir durchlaufen mancherlei Phasen, erreichen und verfehlen so manches Ziel. Und trotz aller Mühe verlieren wir über alledem viel Zeit, verlieren treue Begleiter, verlieren irgendwann die Gesundheit, die Kraft und zuletzt das Leben. Wenn's gut geht, lässt sich das Ende immer wieder hinausschieben. Und doch ist schon heute sicher, dass wir um eine letzte Niederlage nicht herumkommen werden...

Freilich: In der Blüte unseres Lebens wollen wir das nicht hören und können es uns nicht vorstellen, denn da stehen wir noch kraftvoll da, ansehnlich und aufrecht – gewissermaßen im feinen Zwirn der besten Jahre. Da sind wir noch ausgestattet mit Kraft und Verstand, haben Witz und Geschick, haben Freunde um uns her und gute Ideen dazu. Die Zähne sitzen fest und die Augen sehen scharf, der Rücken ist breit und vermag viel zu tragen. Aber was macht dann das Leben aus uns, wenn's Mühe und Arbeit bringt? Und was macht erst recht das Alter aus uns, wenn der Tod seine Vorboten schickt?

Stück für Stück nimmt er uns die Qualitäten, die wir hatten. Er trübt unsere Augen, er beugt unseren Rücken, er schwächt unser Herz. Er raubt manchem das Gedächtnis und verwirrt anderen die Gedanken. Er macht uns die Haare grau, die Knochen brüchig, und die Muskeln müde, bis mancher das Gefühl hat, nur noch ein Schatten seiner selbst zu sein. Ja, der herannahende Tod entblößt uns, er nimmt uns das Gewand der Kraft und Geschicklichkeit von den Schultern und lässt uns nackt dastehen. Denn alles, was an uns stark und herrlich war, lässt er in der Vergangenheit versinken – und demütigt uns dadurch. Die einst Häuser errichteten, können irgendwann nicht mal mehr auf den eigenen Beinen stehen. Die einst das Sagen hatten, sind irgendwann auf das Wohlwollen der Jüngeren angewiesen. Mit den Blitzgescheiten von damals redet man wie mit unmündigen Kindern. Und manche, die großes Ansehen genossen, müssen sich am Ende pflegen lassen wie Säuglinge...

Ja: Menschen brauchen sich auf, sie verlieren sich in Mühe und Arbeit, und oft genug werden sie zwischen den Mühlsteinen der Geschichte zerrieben. Sie verlieren gerade das, was ihnen Halt geben sollte, und werden schließlich auch noch vergessen, weil sich nach zwei, drei Generationen niemand mehr an sie erinnert. Wenn wir das aber erkennen – ist es dann ein Wunder, dass wir der Auseinandersetzung mit dem Tod lieber ausweichen, als unserer Vergänglichkeit ins Auge zu sehen? Menschlich-verständlich ist das allemal. Und trotzdem wäre es falsch, wenn wir uns der Realität dauerhaft verweigern wollten. Unserer Endlichkeit nur mit Angst und Widerwillen zu begegnen, ist weder eine aussichtsreiche noch eine christliche Haltung. Denn erstens richtet unser Widerwille gegen den Tod nichts aus. Zweitens hindert uns unser Ausweichen daran, die letzte Lebensphase ohne Murren aus Gottes Hand anzunehmen, wie es Recht wäre. Und drittens verkennen wir in unserem Widerstreben, dass der Abbau des Lebens auch etwas Gutes hat, insofern der Verfall des alten Menschen den Aufbau des neuen Menschen vorbereitet. An dies Neue und Bessere, das wichtiger ist als das Vergehende, können wir uns von Paulus erinnern lassen. Er schreibt:

„...wir wissen: wenn unser irdisches Haus, diese Hütte, abgebrochen wird, so haben wir einen Bau, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. Denn darum seufzen wir auch und sehnen uns danach, dass wir mit unserer Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet werden, weil wir dann bekleidet und nicht nackt befunden werden. Denn solange wir in dieser Hütte sind seufzen wir und sind beschwert, weil wir lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden wollen, damit das Sterbliche verschlungen werde von dem Leben. Der uns aber dazu bereitet hat, das ist Gott, der uns als Unterpfand den Geist gegeben hat. So sind wir denn allezeit getrost und wissen: solange wir im Leibe wohnen weilen wir fern von dem Herrn; denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Wir sind aber getrost und haben vielmehr Lust, den Leib zu verlassen und daheim zu sein bei dem Herrn.“ (2. Kor 5,1-8)

Nun: Sprechende Bilder sind es, die der Apostel hier benutzt. Unser irdisches Leben nennt er eine Hütte, eine klapprige, windschiefe Bude. Und er stellt ihr gegenüber den himmlischen Bau, den Gott für uns bereitet hat, das unvergängliche Haus, das wir beziehen dürfen, wenn wir aus diesem Leben geschieden sind. Paulus spricht von unserem irdischen Leib wie von einem alten Kleid, einem rissigen und löchrigen Bettelgewand. Und er stellt dem gegenüber den neuen, himmlischen Leib, den Gott unserer Seele überstreifen wird, wenn wir das Bettelgewand des Erdenlebens abgestreift haben. Ja: Paulus lässt keinen Zweifel daran, dass das, was uns in Gottes Reich erwartet, tausendmal besser sein wird als das irdische Leben. Er schreibt sogar, dass die Christen voller Sehnsucht sind, diesen hinfälligen Leib zu verlassen und den Leib der Ewigkeit anzuziehen. Aber der Apostel weiß auch, dass uns der Übergang von hier nach dort Angst macht.

Denn das ist ja klar: Wer ein neues Kleid anziehen will, muss vorher das alte ausziehen – und ist für einen Moment dazwischen nackt. Wer aus der irdischen Hütte auszieht, um in das himmlische Haus einzuziehen, der ist für die Zeit des Umzuges ohne Behausung. Und diesen Wechsel, die Zwischenzeit, fürchten wir, weil wir dann nicht mehr hier und noch nicht richtig da sind. Allzu ungewiss scheint uns, was der Tod mit uns machen wird. Und entsprechend schwer fällt es uns, das letzte Fetzen des alten Bettelgewandes, das letzte Quäntchen irdischen Lebens loszulassen. Nur widerwillig erleben wir den Prozess des Alterns, in dem wir unserer Kraft entkleidet werden. Und je weniger Vertrauen wir haben in das Neue, das kommt, umso verbissener halten wir das Alte fest. Doch ist das nicht nur aussichtslos, weil der Tod uns unser Leben schließlich doch aus den Händen windet, sondern es ist auch dumm. Denn das weiß jedes Kind: Bevor ich ein neues Kleid anziehen kann, muss ich das alte ausziehen. Wenn ich aus der irdischen Hütte nicht ausziehe, kann ich in das himmlische Haus nicht einziehen. Wer den Wandel scheut, kann nicht erneuert werden. Und wer nicht stirbt, kann nicht auferstehen zum ewigen Leben. Denn das Alte muss ja weichen, damit Neues werden kann. Das Irdische an uns muss untergehen, damit das Himmlische zum Zuge kommt.

Wenn wir das aber begreifen, werden wir auch den Tod unserer Angehörigen mit anderen Augen sehen. Und wir werden dann über den Abschied von ihnen auch nicht verzweifeln. Denn sterben zu müssen, ist nicht nur etwas Hartes, das uns Gott verordnet. Sondern für den Gläubigen ist es zugleich etwas Verheißungsvolles, das ihm zum Besten dient. Wir werden zwar alt und gebrechlich. Und wir brauchen uns auf. Der Mensch geht sich nach und nach verloren – er kommt sich selbst abhanden. Und das ist gewiss kein Spaß! Aber als Christen dürfen wir wissen, dass dieser notwendige Abbau des Alten Raum schafft für den Aufbau von etwas Neuem. Ja: Näher am Tod ist für den Christen immer auch näher am Ziel. Und darum dürfen wir das Herannahen des Todes nicht nur mit einem weinenden, sondern auch mit einem lachenden Auge beobachten.

Entkleidet uns der Tod auch aller Kraft und allen Schmuckes, macht er uns auch arm und bloß, so haben wir doch die Verheißung, dass Gott uns in seiner Gnade viel herrlicher und reicher einkleiden wird, als wir es uns heute vorstellen können. Unser Leib – die irdische Hütte, die wir eine Zeit lang bewohnen – wird niedergerissen. Doch die himmlischen Wohnungen, die Christus uns bereitet hat, die warten schon. Und wenn wir erst einmal dort sind, werden wir darüber lachen, wie zögerlich und widerwillig wir die Reise angetreten haben...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gottes Gericht am Ende der Zeit

Wer sich viel mit älteren Menschen unterhält, weiß, wie nachhaltig der Krieg diese Generation geprägt hat und wie häufig die Kriegszeit in den Mittelpunkt der Gespräche tritt. Einige denken ganz gern an diese Zeit, denken an ihre Jugend und wie sie es geschafft haben, mit Fleiß und Geschick durch die harte Zeit hindurchzukommen. Da verklärt sich manches im Abstand der vielen Jahre. Doch gibt es auch die anderen, denen es nie gelungen ist, von diesen Ereignissen Abstand zu gewinnen. Es gibt Kriegsteilnehmer, die Nacht für Nacht von Alpträumen heimgesucht werden und schweißgebadet erwachen, weil ihnen das Morden nicht aus dem Kopf geht, weil sie die Schreie verwundeter Kameraden immer noch hören, weil sie die eigene Todesangst und die Angst um die Familie nicht loswerden.

Freilich – diesen Menschen wird gesagt, sie sollten doch endlich die alten Geschichten vergessen. Und sie täten es wohl selbst gern. Aber wenn sie abends im Bett die Augen schließen, sind die Bilder wieder da: Brennende Häuser und sterbende Soldaten, endlose Flüchtlingstrecks und Leichen am Straßenrand. Diese Leute werden nicht gesprächig, wenn es um den Krieg geht, sondern schweigsam. Denn ihre Erfahrungen eignen sich nicht als Anekdoten für die Enkelkinder. Sie waren gewissermaßen Augenzeugen einer biblischen Tragödie. Sie haben erlebt, wie Kain den Abel erschlug. Ja, sie waren selbst Kain oder waren selbst Abel, waren Gewalttäter oder Gewaltopfer oder beides – und sie werden damit nicht fertig. Ihre Erfahrungen rauben ihnen den Schlaf, weil sie spüren, dass Krieg, Mord und Gewalt mehr sind als bloße Zwischenfälle im normalen Betrieb der Weltgeschichte. Sie spüren, dass durch Mord und Gewalt die ganze von Gott gewollte Weltordnung aus den Fugen gerät. Sie spüren, dass der Krieg nicht bloß ein kleiner Riss ist im Gebäude unserer Welt, sondern etwas grundstürzend Falsches, wobei man sich einfach nicht beruhigen kann, etwas, das auch durch tausendfache Wiederholung nicht normal und nicht akzeptabel wird. Es sind dies sensible Menschen, es sind verstörte Menschen – und sie sind gerade durch ihr Verstört-Sein dem christlichen Glauben sehr nahe. Denn ich meine, sie empfinden, was auch Gott empfindet. Die Sache mit Kain und Abel lässt nämlich auch Gott nicht ruhen. Auch er leidet daran, dass jener erste Totschlag eine tiefe Unordnung in die Welt gebracht hat. Etwas, was man nicht auf sich beruhen lassen kann und das auch nicht mal so eben „vergeben und vergessen“ werden darf.

Gewiss, Kain wäre es so am liebsten gewesen. Er hätte die Angelegenheit gern schnell vergessen. Es steht zwar nicht ausdrücklich in der Bibel, aber ich vermute, er hat die Leiche seines Bruders auf dem Acker verscharrt, gleich dort am Ort der Tat. Und er hat wohl gehofft, damit sei die ganze Angelegenheit begraben. Doch dummerweise kommt einer, der sich für die Gewaltopfer dieser Welt interessiert. Gott kommt und fragt Kain: „Wo ist dein Bruder Abel?“. Kain ist dreist genug, Gott zu belügen. Und so antwortet er: „Ich weiß nicht“. Und weil Angriff die beste Verteidigung ist, fügt er noch ein freches Wortspiel an: „Soll ich des Hirten Hirte sein? – Soll ich meines Bruders Hüter sein?“. Ja, so redete Kain damals und so reden Kains Söhne bis heute. Denn die Gewalttäter aller Zeiten folgen seinem Beispiel. Immer wieder kommt es zu Bruderkriegen. Und nicht selten werden die Opfer irgendwo in Massengräbern verscharrt. Man verlässt sich darauf, dass wortwörtlich Gras über die Sache wächst, dass die Überreste der Opfer nicht gefunden und ihre Namen vergessen werden. Überall auf der Welt verfolgen Kains Söhne dieselbe Strategie wie ihr Stammvater. Sie schüchtern Zeugen ein, verwischen Spuren und hoffen, dass kein Richter sie je belangt. Sie rechnen mit der Vergesslichkeit der Weltöffentlichkeit – und diese Rechnung geht oft auf.

Ist das nicht unerträglich? Ich denke, es müsste uns allen mehr als eine schlaflose Nacht berei-

ten, dass die Frechheit der Täter so oft das letzte Wort behält und die Tränen der Opfer so oft ungesühnt bleiben. Oder können sie sich daran gewöhnen, dass die Mörder und Vergewaltiger, die Kinderschänder und Folterer dieser Welt so oft ungeschoren davonkommen? Können sie sich daran gewöhnen, dass so viele Opfer nicht rehabilitiert werden und keine Gelegenheit haben, als Ankläger gegen die Täter aufzutreten? Mir jedenfalls gelingt es nicht, darüber zur Ruhe zu kommen. Und darum bin ich froh, dass es da einen gibt, der nicht vergesslich und nicht gleichgültig ist, einen Richter, der nicht getäuscht und nicht umgangen werden kann. Und das ist Gott. Denn so lesen wir es im biblischen Text: Abel selbst war mundtot gemacht und verscharrt. Aber das Blut Abels schrie zu Gott von der Erde. Dieses eindrückliche Bild vom vergossenen Blut, das zum Himmel schrie, verweist uns auf den Umstand, mit dem Kain nicht gerechnet hatte: Mag man auch Menschen täuschen können, so kann man doch nichts verbergen vor Gott. Kein Grab ist so tief, dass Gott die Ermordeten darin nicht fände. Keine Gefängnismauer ist so dick, dass Gott die Schreie der Gefangenen nicht hörte. Keine Nacht ist so dunkel, dass sie die Täter vor Gottes Auge verbergen könnte. Gott zählt jede Träne, die eine Mutter um ihre Kinder weint. Er zählt jeden Schlag, der einen Unschuldigen trifft. Und das ist gut so. Denn das Leid, das Menschen Menschen antun, schreit zum Himmel wie Abels Blut zum Himmel schrie. Gott hört dieses Schreien – und das ist gut. Denn wer immer der irdischen Gerechtigkeit entgeht, wird doch von der himmlischen eingeholt. Mag sich einer auch dem internationalen Gerichtshof in Den Haag entziehen können, so wird er doch am Ende vor Gottes Richterstuhl landen. Und das ist gut so. Denn ohne Sühne kommt diese Welt nie wieder ins Lot. Darum bin ich ein Freund und Fürsprecher des Jüngsten Gerichts – auch wenn das seltsam klingt. Ich sehne den Tag des Gerichtes herbei, wenn Gott Kain und Abel aus der Erde erweckt, wenn er alle Täter und alle Opfer einander gegenüberstellt und durch seinen Richterspruch beiden Seiten Gerechtigkeit widerfahren lässt. Ich freue mich auf diesen Tag, denn den Tätern darf die Konfrontation mit ihrer Schuld nicht erspart bleiben, und die Opfer müssen wiederhergestellt werden durch Gottes Hand. Erst dann werden sich die Wunden schließen, erst dann finden die ruhelosen Geister Ruhe und die letzten offenen Rechnungen werden geschlossen.

Freilich, ich weiß, dass mancher sich wundert über meine Freude am Jüngsten Gericht. Denn wo bleibt da die Gnade Gottes, wo bleibt die Vergebung und die Barmherzigkeit, von der Jesus sprach? Doch irritiert mich der Einwand nicht. Ich meine nämlich, dass Jesu Verkündigung von der Vergebungsbereitschaft Gottes immer den Horizont des Gerichtes hatte – und ihn auch unbedingt brauchte, weil sie anderenfalls zynisch wirken würde. Wäre Gottes Gnade nicht Gnade im Gericht, sondern Gnade ohne Gericht, so bliebe den Tätern die Konfrontation mit ihrer Schuld erspart. Vergebung hieße dann, dass die Leiden der Opfer ignoriert, großzügig übergangen und dem Vergessen preisgegeben würden – Jesu Botschaft von der Vergebung wäre ohne den Horizont des Gerichtes eine zynische Botschaft. Denn man bedenke: Das Evangelium, das wir zu verkündigen haben, stellt auch dem größten Sünder die Möglichkeit der Begnadigung in Aussicht. Gottes Gnade ist groß genug sogar für einen Adolf Hitler oder einen Josef Stalin. Niemand ist so schuldig, dass ihm nicht um Christi willen vergeben werden könnte, wenn er sich im Glauben nach dieser Vergebung ausstreckt. Doch was wäre das für eine Vergebung, wenn sie über die Opfer einfach hinwegginge? Was wäre das für ein Gott, der angesichts von Millionen ermordeter Juden bloß sagen würde „Schwamm drüber, ich vergebe den Tätern“? Es wäre kein barmherziger Gott, es wäre bloß ein zynischer, mit den Mördern kollaborierender Gott. Denn das ist ja das Kalkül so vieler Täter, dass ihre Opfer, die irgendwo verschwinden, vergessen werden. Die Täter verlassen sich auf die Vergesslichkeit der Weltgeschichte, sie verlassen sich auf das Schweigen eingeschüchterter Zeugen, sie verlassen sich

darauf, dass kein Richter je ihre Taten ans Licht bringen wird. Und nun sollte gerade Gott dafür sorgen, dass ihre Rechnung aufgeht? Gerade er sollte durch eine schnelle himmlische Amnestie einen Federstrich durch die Leiden der Vergangenheit machen und damit erlittene Schmerzen bagatellisieren? Gott sollte einfach so Fünfe gerade sein lassen und sich damit auf die Seite der Täter und gegen die Opfer stellen?

Nein – weil das nicht sein kann, darum liegt mir Gottes Gericht am Herzen. Denn das heißt ja Gericht, dass den Opfern Recht widerfährt, dass die Toten als Ankläger aufstehen und dass die namenlosen Gequälten und Geschundenen Rehabilitation erfahren. Den Schuldigen aber darf das Geständnis ihrer Schuld nicht erspart bleiben, denn anderenfalls beruhte ihre Seligkeit nur auf der Verharmlosung der Not, die sie angerichtet haben. Der Gott, der ihnen leichtfertig vergäbe, demonstrierte damit, dass ihn das Leid der Unterdrückten nur oberflächlich berührt hat, seine Vergebung erschiene mehr als Ausdruck von Gleichgültigkeit denn von Liebe. Weil das aber nicht dem biblischen Zeugnis von Gott entspricht, darum bin ich ein Freund und Fürsprecher des Jüngsten Gerichtes. Und ich meine, wir sollten mehr davon reden und öfter daran denken, als wir es tun. Nicht um Menschen damit zu belasten und ihnen Angst zu machen, sondern um sie zu entlasten. Denn stellen sie sich einmal vor, es gäbe Gottes Gericht nicht – was wäre die Folge? Wir könnten nicht etwa aufatmen, sondern wir bekämen eine drückende Verantwortung aufgelegt. Denn dann müssten wir Menschen selbst versuchen, die aus den Fugen geratene Weltordnung wiederherzustellen. Der Mensch müsste selbst auf Gottes verwaisten Richterstuhl klettern. Denn gäbe es kein jenseitiges Gericht Gottes, so gäbe es auch keine Gerechtigkeit außer der, die Menschen selbst in dieser Weltgeschichte herstellen. Könnten wir uns nicht auf Gottes Gericht verlassen, trügen wir alle Verantwortung für die sittliche Weltordnung auf den eigenen Schultern. Wir müssten dann wohl oder übel die Exekutive in die Hand nehmen, müssten strafen, was zu strafen ist, und belohnen, was zu belohnen ist. Wir müssten mit dem Jüngsten Gericht schon zu Lebzeiten der Täter beginnen, weil ja zu fürchten wäre, dass die Toten nicht mehr belangt werden.

Was das aber für den Frieden in der Welt bedeutete, kann sich jeder ausmalen: Einer würde sich zum Richter des anderen aufschwingen, einer würde zum Racheengel und zum Henker des anderen. Und das Ergebnis wäre nicht Gerechtigkeit, sondern weiteres schreckliches Blutvergießen. Denn die Menschheit zerfällt in Täter und Opfer und solche, die beides sind – aber als Richter in letzter Instanz eignet sich keiner von uns. Sollten wir Gottes Rolle als Richter übernehmen, wären wir überfordert. Und auch darum ist es gut, dass wir ihm das Gericht überlassen können, wie es Paulus im Römerbrief empfiehlt: **„Rächt euch nicht selbst, meine Lieben, sondern gebt Raum dem Zorn Gottes; denn es steht geschrieben: »Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr.«“ (Röm 12,19)**

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Allversöhnung oder Hölle?

Haben Sie es schon gemerkt? In großen Teilen der Kirche hat eine neue Lehre Einzug gehalten. Es ist ohne viel Aufsehen geschehen, mehr so „unter der Hand“. Aber die neue Lehre ist inzwischen derart verbreitet, dass mancher sie für selbstverständlich hält. Viele Pfarrer bekennen sich dazu und predigen entsprechend. Und worum geht es? Es handelt sich um die Lehre von der „Allversöhnung“, auch genannt die Lehre von der „Wiederbringung aller“. Und sie besagt im Kern, dass die Geschichte Gottes mit den Menschen keinen „doppelten Ausgang“ findet (so dass manche Menschen in den Himmel kommen, und andere in die Hölle), sondern dass am Ende der Geschichte alle begnadigt und gerettet werden. Nach dieser Lehre werden auch die Bösesten und Ungläubigsten und sogar der Teufel selbst von Gott gewandelt und erlöst, so dass die Hölle leer bleibt, und über kurz oder lang alle ins himmlische Reich eingehen. Die Vertreter dieser Lehre glauben nicht an eine ewige Verdammnis, nicht an Höllenqualen und auch nicht an einen Gott, der jemanden endgültig verwirft, denn sie meinen, das passe schlecht zu Gottes Liebe und Güte – zu dieser Güte passe aber viel eher ein grenzenloses Erbarmen, das keine Ausnahmen macht, sondern alle Geschöpfe einschließt und alle rettet... Nun, kennen Sie Leute, die an solch eine „Allversöhnung“ glauben? Oder glauben sie selbst daran? Wenn die Sache in ihren Ohren zumindest „sympathisch“ klingt, kann ich das gut verstehen. Denn als der Sünder, der ich bin, wünschte ich mir auch, dass es keine Hölle gäbe. Es wäre sehr beruhigend. Und als Pfarrer hätte ich es leichter, denn mit einem Gott, der alle amnestiert, wären alle Menschen einverstanden. Wenn er am Ende sowieso alle begnadigt, könnten wir uns entspannen, mit der Mission wäre es nicht so dringend, und mit der Nachfolge nicht so ernst. Man könnte dann sagen: „Nehmt's leicht, am Ende wird alles gut – sogar für die Bösen!“ Doch bevor wir uns in die neue Lehre allzusehr verlieben, sollten wir kurz nachdenken. Denn in der evangelischen Kirche haben wir nicht zu predigen, was gefällt, sondern was geschrieben steht. Und das hat den einfachen Grund, dass wir über Himmel und Hölle nichts aus eigener Erfahrung wissen, sondern davon überhaupt nur wissen können, was Gott uns offenbart. Niemand kann uns über den Ausgang der Geschichte Auskunft geben, außer dem, der den jüngsten Tag herbeiführt. Und das ist Gottes Sohn, der heute zur Rechten Gottes sitzt und dann kommen wird, um zu richten die Lebenden und die Toten. Von ihm beziehen wir unsere Weisheit! Christen glauben nicht, was ihnen einfällt, sondern was Christus sie lehrt! Darum müssen wir an diesem Punkt das Neue Testament aufschlagen und nachsehen, ob wir die Lehre von der Allversöhnung darin finden. Lehrt Jesus eine „Generalamnestie“ für alle Menschen, oder lehrt er sie nicht? In Matthäus 5,22 warnt Jesus jedenfalls vor dem „höllischen Feuer“ und in den Versen 29 und 30 empfiehlt er, sich schleunigst von allem zu trennen, was zum Abfall verführt, damit nicht unser ganzer Leib „in die Hölle geworfen werde“. Ähnliche Warnungen vor der Hölle und dem „ewigen Feuer“ finden wir in Matthäus 10,28 und 18,8-9. Wenn also Jesus gemeint hätte, dass es einen solchen Ort der Verdammnis gar nicht gäbe, warum sollte er so oft davon reden? Jesus ist noch nicht einmal der Ansicht, dass eine Mehrheit gerettet wird, und nur wenige verloren gehen, sondern er sagt in Matthäus 7,13-14: „Geht hinein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammnis führt, und viele sind's, die auf ihm hineingehen. Wie eng ist die Pforte und wie schmal der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind's, die ihn finden!“ Gottes Sohn redet da ganz klar von zwei Pforten, von denen nur die engere zum Leben führt. Und wenn es nur wenige sind, die dort hindurchgehen, muss sich die Mehrheit doch wohl auf dem breiten Weg in die Verdammnis befinden. Würde Jesus nicht mit einem doppelten Ausgang der Geschichte rechnen,

hätte er sich hier wirklich ungeschickt ausgedrückt, und eine Korrektur wäre spätestens in den Gleichnissen Jesu zu erwarten. Aber was lesen wir? Nachdem er seinen Jüngern das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen erzählt hat, erklärt er es folgendermaßen: „Der Menschensohn ist's, der den guten Samen sät. Der Acker ist die Welt. Der gute Same sind die Kinder des Reichs. Das Unkraut sind die Kinder des Bösen. Der Feind, der es sät, ist der Teufel. Die Ernte ist das Ende der Welt. Die Schnitter sind die Engel. Wie man nun das Unkraut ausjätet und mit Feuer verbrennt, so wird's auch am Ende der Welt gehen. Der Menschensohn wird seine Engel senden, und sie werden sammeln aus seinem Reich alles, was zum Abfall verführt, und die da Unrecht tun, und werden sie in den Feueröfen werfen; da wird Heulen und Zähneklappern sein. Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich. Wer Ohren hat, der höre!“ (Matthäus 13,37-43) Das klingt nicht gerade nach Allversöhnung und „Generalamnestie“, sondern es geht wieder um die Scheidung zweier Gruppen, denen Unterschiedliches bevorsteht! Und noch im selben Kapitel erzählt Jesus ein zweites Gleichnis, das ebenso eindeutig ist wie das erste. Er sagt: „Wiederum gleicht das Himmelreich einem Netz, das ins Meer geworfen ist und Fische aller Art fängt. Wenn es aber voll ist, ziehen sie es heraus an das Ufer, setzen sich und lesen die guten in Gefäße zusammen, aber die schlechten werfen sie weg. So wird es auch am Ende der Welt gehen: Die Engel werden ausgehen und die Bösen von den Gerechten scheiden und werden sie in den Feueröfen werfen; da wird Heulen und Zähneklappern sein.“ (Matthäus 13,47-50) Das Gleichnis von der königlichen Hochzeit (Matthäus 22,1-14) hat denselben doppelten Ausgang. Da werden ganz viele Gäste zum Fest geladen, aber der eine, der kein hochzeitliches Gewand anhat, wird gebunden und in die Finsternis hinausgeworfen. Jesus gibt zu verstehen, es werde mit dem Himmelreich auch so sein, dass nicht unterschiedslos alle hineinkommen, sondern dass eine Auswahl stattfindet. Und in Matthäus 7,21 sagt er es ausdrücklich: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr!, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.“ In Kapitel 10,22 heißt es „Wer bis an das Ende beharrt, der wird selig werden.“ Jesus sagt nicht, jeder werde selig werden, auch wenn er nicht beharrt! Und in Matth. 12,32 spricht er von einer speziellen Sünde, die „weder in dieser noch in jener Welt“ vergeben wird. Wenn aber nicht jede Sünde vergeben wird, wie sollten dann alle Menschen selig werden? Jesus rechnet offenbar nicht damit, dass alle gerettet werden. Gott sagt am Ende nicht: „Schwamm drüber – ihr seid mir alle recht!“, sondern er scheidet die Menschheit sorgsam in zwei Gruppen. Und Jesus bestätigt in Matthäus 24,40-41, dass die Scheidung beim Kommen des Menschensohns mitten durch die natürlichen Gemeinschaften hindurchgeht: „Dann werden zwei auf dem Felde sein“ – sagt er – „der eine wird angenommen, der andere wird preisgegeben. Zwei Frauen werden mahlen mit der Mühle; die eine wird angenommen, die andere wird preisgegeben.“ Bei den klugen und törichten Jungfrauen (Matthäus 25,1-13) läuft es auf dasselbe hinaus, weil zwar alle auf den Bräutigam warten, aber die einen haben Vorrat an Öl und gehen mit zur Hochzeit hinein, und die anderen kommen zu spät und bleiben draußen vor verschlossenen Türen. Klingt das, als hätte Jesus die Allversöhnung gelehrt, und eine Möglichkeit, den Himmel zu verpassen, gäbe es gar nicht? Wer noch zweifelte, was Jesus meint, könnte zuletzt das Gleichnis vom Weltgericht lesen (Mt 25,31–46), in dem beschrieben wird, wie der Menschensohn kommen wird, um die Völker zu richten. Er wird sie voneinander scheiden, wie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet, und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken. Denen zur Rechten sagt er: „Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbt das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt!“ Und denen zur Linken sagt er: „Geht weg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln!“ Ich will sie nicht mit noch mehr Bibelstellen langweilen, die alle dasselbe besagen. Denn weder Jesus

noch sonst jemand im Neuen Testament lehrt, dass alle Menschen gerettet würden, sondern Jesus und die Seinen rechnen damit, dass Sünder, die nicht im Glauben das Heil ergreifen, auf ewig verloren sind. Es ist nicht wahrscheinlich, dass Jesus sich an so vielen Stellen immer wieder ungeschickt ausdrückt. Und es ist noch viel weniger anzunehmen, dass er seine Jünger bewusst täuscht. Wäre die Hölle keine Realität, so hätte Jesus das dementiert. Wenn er's aber ausdrücklich bestätigt – wer will sich dann herausnehmen, über diese Dinge besser Bescheid zu wissen als Gottes Sohn selbst? Hat jemand mehr Erfahrung mit Himmel und Hölle als Gottes eigener Sohn, der vom Himmel zur Erde kam, von uns Menschen gekreuzigt und „zur Hölle geschickt“ wurde, der von dort auferstand, gen Himmel fuhr und einst zurückkommen wird, um zu richten die Lebenden und die Toten? Freilich: Manche Theologen wissen es besser als Gottes Sohn. Die sind klüger als das Neue Testament und verkünden heute, die Hölle sei nur ein Mythos, mit dem man Kinder erschreckt, und in Wahrheit sei Gott viel zu lieb, um jemand ewig zu strafen. Wenn Jesus das Gegenteil sagt – na, wer ist schon Jesus? Diese Theologen wissen anscheinend mehr über Gott als Gott selbst. Und wenn das Neue Testament hundert Mal einschärft, es sei bitter ernst mit dem Gericht, lachen sie immernoch darüber, weil sie ja Gott besser kennen und wissen, dass seinem Wesen gar nichts anderes entspricht als unendliche Milde und grenzenloses Erbarmen...

Nun, das wird ein böses Erwachen geben. Darum machen wir uns besser noch mal klar, aus welcher Quelle sich theologisches Wissen speist: Wir würden Gott nur von ungefähr und in seinem Wesen überhaupt nicht kennen, wenn er sich nicht in Christus offenbart hätte. Und wir kennen Christus nur durch das Neue Testament. Wenn Christus aber im Neuen Testament durchgängig von Gericht und Verwerfung redet, sollten wir das besser als Tatsache hinnehmen und akzeptieren. Für die Allversöhnung lassen sich nur ein paar Verse aus paulinischen Briefen anführen, die scheinbar (wenn man sie aus dem Zusammenhang nimmt) von universalem Heil reden (Röm 5,18-19, Röm 11,32, 1. Kor 15,22-28, Phil 2,9-11, Kol 1,19-20, 1. Tim 2,4). Dass diese Verse aber anders zu verstehen sind, beweist Paulus selbst, wenn er in Röm 2,1-16 ganz unmissverständlich einem doppelten Ausgang des Gerichts voraussetzt. Blättern wir noch bis zur Offenbarung des Johannes, so bestätigt auch sie es im Ganzen wie im Einzelnen: Es gibt jenen „feurigen Pfuhl“ (Offb 20,11-15). Wer es bestreiten will, muss neben Jesus und Paulus auch Johannes zum Lügner erklären! Wagen wir das aber nicht, so lautet die weiterführende Frage nicht mehr „ob“, sondern „wie“ die Hölle ist... Oder wollen wir das gar nicht so genau wissen? Natürlich liegt es nah, zuerst an leibliche Schmerzen zu denken, wie sie die mittelalterliche Malerei zur Genüge dargestellt hat. Doch die Hölle ausschließlich als physische Folter zu beschreiben, dürfte genauso falsch sein, wie wenn man sich den Himmel als Schlaraffenland vorstellt. Denn so wie es in Gottes Reich nicht vorrangig um Essen und Trinken und leibliche Genüsse geht, wird die Hölle nicht allein in leiblichen Schmerzen bestehen. Was den Himmel so herrlich macht, ist die unverstellte Gemeinschaft mit Gott. Seine pure Gegenwart ist es, die die Seligen selig macht! Und im Umkehrschluss kann man sich die Hölle als ein Zustand denken, in dem genau diese Gegenwart Gottes fehlt und unendlich vermisst wird. Viele Gleichnisse Jesu laufen ja darauf hinaus, dass die Verlorenen aus der Heilsgemeinschaft ausgeschlossen werden, daran nicht teilhaben können und in einem schrecklichen Sinne „draußen stehen“. Dieses „Draußenstehen“ aber erst zu begreifen, wenn's nicht mehr zu ändern ist, das dürfte die größte Qual der Verdammten sein. Sie erleiden nicht irgendwas, sondern erleiden die Gottesferne, die sie selbst gewählt und zementiert haben. Sie verharren trotzig im Widerspruch zu Gott – und wissen zugleich, dass dieser Widerspruch nie zu etwas führen kann. Sie haben sich von Gott als der Quelle des Lebens abgeschnitten – und sterben nun ohne Ende. Sie haben sich von Gott als dem Inbegriff der Wahrheit getrennt – und damit ihr Dasein in

einen Irrtum verwandelt. Sie haben Gott als dem Inbegriff der Liebe abgewiesen – und frieren nun in der Kälte ihrer eigenen Herzen. Sie haben sich vom Licht weg dem Dunkel zugewandt – und tappen nun in Finsternis. Sie sehen die Quelle sprudeln – sind aber zu fern, um ihren Durst zu löschen. Sie ahnen gewiss, welcher Friede bei Gott herrscht – haben aber niemals Anteil daran und bleiben ewig friedlos, denn Gott entlässt sie nicht aus dem Dasein, sondern erhält sie in einer Existenz, die nur aus Distanz und Defizit besteht. Und das ist angemessen. Denn wenn Sünde ihrem Wesen nach nicht „Unmoral“ ist, sondern eine viel tiefere „Trennung von Gott“, dann besteht die passende Strafe genau darin, von Gott getrennt zu sein. In der Trennung liegt die Schuld und zugleich die angemessene Strafe. Denn es ist die Hölle, draußen zu stehen und zu sehen, wie drinnen im Himmel gefeiert wird – ja, draußen zu stehen mit der Gemeinschaft vor Augen, zu der man eingeladen war, und die man ausgeschlagen hat. Es ist die Hölle, einen Gott zu hassen, der doch ewig Recht behält, und sich durch eben diesen Hass immer noch mehr auszuschließen von allem, was gut sein könnte. Und es ist eine Hölle, die der Mensch sich selbst bereitet, denn den Horror einer gegen Gott gerichteten Existenz haben wir Menschen selbst erfunden. Seit Adam und Eva träumen wir davon, uns dem Schöpfer gegenüber selbständig zu machen. Und die „Hölle“ ist einfach nur der fragwürdige Erfolg dieses Projektes, dass nämlich jene, die sich von Gott als der Quelle des Guten lösen und entfernen wollten, tatsächlich fern von allem Guten ein schauriges Dasein fristen. Quälend wird die Erinnerung sein, dass man ein Leben lang die Hand Jesu Christi ausschlug, die man nur hätte ergreifen müssen, um gerettet zu werden. Und man wird sich für diesen Widersinn hassen, weil man nicht bloß „irgendwas“ verloren hat, sondern Gott verloren hat, dem nahe zu kommen das eigentliche Ziel unseres Lebens gewesen wäre...

Da wird sein „Heulen und Zähneklappern“, sagt Jesus. Wenn wir aber Grund haben, das als Warnung ernst zu nehmen – warum lässt man die Botschaft nicht einfach stehen? Warum flüchten so viele in die unbiblische Illusion der „Allversöhnung“? Alles spricht dafür, dass es diesen Ort gibt, wo selbst das Beten keinen Sinn mehr macht, weil Gott nicht mehr hinhört. Und trotzdem: Befragt man die Theologie der Gegenwart, hört man tausend Erklärungen, weshalb die Hölle nicht existieren könne, oder wenigstens nicht so, nicht auf die Dauer oder nur für ganz wenige. Man bemüht sich wegzuerklären, was glasklar geschrieben steht! Doch wenn wir den Gedanken an die Strafe so sehr fürchten, warum fürchten wir nicht gleichermaßen die Schuld, aus der sie resultiert? Scheuen wir die Hölle so sehr, warum scheuen wir dann nicht die Sünde? Schreckt uns diese Wirkung, warum meiden wir nicht die Ursache? Wir regen uns auf, wenn Gott jemand aus seiner Gemeinschaft ausschließt und verwirft. Wenn derselbe Mensch aber zuvor Gott aus seinem Leben ausgeschlossen und Gottes Wort verworfen hat, dann regt uns das nicht auf? Wir verneinen Gott, wenn er aber seinerseits uns verneint, dann ist das ein Skandal? Wir dürfen ihn ignorieren, wenn er aber dasselbe mit uns macht, dann ist er ein Tyrann? Das ist verräterisch, denn es zeigt, dass wir nicht die menschliche Gottlosigkeit schlimm finden, sondern es nur schlimm finden, wenn sie Folgen hat. Wir scheuen gar nicht das Unrecht, sondern nur die Strafe. Und darum wenden wir tausend Künste auf, die Hölle aus der Bibel heraus-, und die Allversöhnung hineinzulesen. Menschlich verständlich mag das sein: Der Raucher will ja auch nichts von Lungenkrebs hören, der Trinker nichts von Leberzirrhose, und der Junkie nichts vom Drogentod. Genauso empören wir Sünder uns, wenn man uns mit der Hölle kommt. Wir sind da wie Kinder, die einem hungrigen Löwen begegnen und sich schnell die Augen zuhalten, weil sie sich ja sonst fürchten müssten. Nur: Verschwindet davon der Löwe? Verschwindet die Hölle, weil wir uns weigern, an sie zu glauben? Tun wir's lieber – und danken wir Christus umso mehr, dass er uns vor ihr retten will! Glauben wir uns hindurch zu der Zuversicht, dass wir um Christi willen nicht bekommen, was wir verdienen!

Allerdings bleibt auch dann noch ein Problem bestehen. Denn selbst wenn wir uns für die eigene Person unseres Heils gewiss sind, muss es uns immernoch schaudern beim Gedanken an die Verdammnis der Anderen, die nicht zum Glauben finden. Wir wären schlechte Christen, wenn uns ihr Schicksal kalt ließe! Aber wollen wir das Problem wieder lösen, indem wir Ausflüchte suchen, von denen im Neuen Testament nichts geschrieben steht? Ich gebe zu, dass die Versuchung groß ist. Auch ich stelle mir manchmal vor, wie die Erlösten im Himmel von Mitleid ergriffen eine Delegation zu Gott schicken und ihn in aller Demut bitten, die ewige Qual der Verdammten in ein ewiges Nicht-Sein zu wandeln, sie also nicht unbegrenzt in der Existenz festzuhalten, sondern irgendwann die Unglücklichen selbst (und damit ihre Leiden) verlöschen zu lassen. Davon steht nichts in der Bibel, es ist nur ein Traum von mir! Ich stelle mir vor, wenn eine große Zahl von Heiligen und Erlösten bei Gott vorstellig würde, mit der Bitte, die Nicht-Rettbaren aus der höllischen Qual ins Nichts-Sein zu entlassen, so dass ihr bewusstendloses Sterben in einen bewusstlos-ewigen Tod mündete, dass (wenn diese Fürbitte bei Gott Gehör fände) zwar nicht „alle versöhnt“ würden, aber doch zumindest alle, die übrig bleiben – und es ewig Unversöhnte nicht mehr gäbe... Doch ist das nicht viel mehr als eine Phantasie, die man sich zurechtlegt, um sich eine ewige Dauer der höllischen Pein nicht vorstellen zu müssen. Und derselbe Einwand ist dagegen geltend zu machen, wie gegen die Idee der Allversöhnung: Wenn Jesus gewollt hätte, dass seine Jünger sich mit solchen Hoffnungen beruhigen, hätte er selbst davon gesprochen und entsprechende Möglichkeiten angedeutet. Tat er das aber nicht, so müssen wir unsere Phantasien zügeln, müssen sie strikt von der biblischen Lehre unterscheiden und bei den harten Fakten stehen bleiben: Die Heilige Schrift spricht von einer Hölle, aus der es keinen Ausweg gibt – und niemand von uns weiß es besser. Darum: Reden wir uns nicht ein, es werde schon nicht so schlimm kommen, und Gott würde mit dem Gericht nicht ernst machen, sondern folgen wir lieber den Weisungen Jesu, der uns die Hölle ersparen will. Verdrängen wir nicht die Gefahr, sondern ergreifen wir die Hilfe, die uns geboten wird. Und leisten wir unseren eigenen Beitrag dazu, dass es in der Hölle nicht gar so voll wird. Warnen wir alle, die eine Hölle nur noch aus albernen Comics kennen. Und lassen wir uns dafür ruhig auslachen. Denn jene, die noch rechtzeitig begreifen, dass mit Gott nicht zu spaßen ist, werden uns für diese Warnung ewig dankbar sein. Ja, Gott helfe uns, dass wir auch in dieser Hinsicht Boten seiner Wahrheit sind und wenigstens noch diesen oder jenen von der breiten Straße herunterholen, die in die Verdammnis führt...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Der Weltuntergang

Das letzte Buch der Bibel – die Offenbarung des Johannes – gilt als düstere Schrift voller Blut und Schrecken. Und doch übt sie eine besondere Faszination aus. Denn sie steckt nicht nur voller Rätsel und Symbole, die unsere Neugier wecken, sondern präsentiert sich zugleich als Bilderbuch vom Weltuntergang und verschafft damit dem Leser eine Gänsehaut. Erst wird ein geheimnisvolles Buch mit sieben Siegeln geöffnet. Dann hält Gott Gericht über die Welt, und Schalen göttlichen Zorns werden über ihr ausgeschüttet. Die apokalyptischen Reiter bringen Unheil und Verderben, Kriege und Seuchen, Naturkatastrophen und schlimme Verfolgung. Tiere steigen aus der Tiefe auf und stürzen die Welt ins Chaos. Dämonische Mächte gewinnen die Oberhand. Der Antichrist kommt. Und dann ist im wahrsten Sinne des Wortes „die Hölle los“. Denn erst ganz am Ende der großen Schlacht zwischen Gut und Böse gewinnt der wiederkehrende Christus die Oberhand. Erst am Ende werden Sünde, Tod und Teufel überwunden. Und nur die Gläubigen, die bis zuletzt standhaft blieben, werden gerettet. Sie gehen in das neue Jerusalem ein, in die große Neuschöpfung von Himmel und Erde. Und zuletzt ist der Triumph Christi dann vollständig. Sein Sieg über die Ausgeburten der Hölle steht schon fest, der Weg dahin ist unumkehrbar beschritten. Aber dieser Weg führt eben auch durch Ströme von Blut, er bringt Erdbeben und Seuchen, tausendfaches Sterben und bitterstes Strafgericht über alles, was sich Gott entgegenstellt. Da zerbricht jede geheuchelte Harmonie und jede nur gespielte Religion. Und es tritt offen zu Tage, dass sich die Schöpfung schon viel zu lang im Aufstand gegen ihren Schöpfer befand. Der große Streit endet aber nicht, bevor er vollständig ausgetragen und aller Widerstand gebrochen ist. Denn Gottes Geduld hat mal ein Ende. Zuletzt legt er seine Feinde in den Staub. Und nur die gehen nicht verloren, die ihre Kleider weiß gewaschen haben im Blut des Lammes, die also zu Christus gehören und durch ihn gerettet werden. „Oh, weh,“ sagt da mancher Bibelleser, „wie grausam ist diese Perspektive, wie düster sind die Aussichten, und wie rätselhaft die Zeichen! Hoffentlich kommt das nicht so – oder wenn, will ich nicht dabei sein!“ Doch wäre es naiv anzunehmen, der Weltuntergang könnte ausbleiben. Denn schließlich handelt es sich um keinen Schauerroman, sondern um Gottes Wort. Und wie sollte der Allmächtige das, was er ankündigt, nicht auch tun? Johannes hat diese Dinge in seinen Visionen vorausgesehen. Und das Neue Testament überliefert sie nicht umsonst, sondern damit wir nicht überrascht sind, wenn es eines Tages so kommt. Das dicke Ende bleibt nicht aus. Gott wird einmal mit all seinen Feinden abrechnen. Und wenn seine mächtige Hand nach dieser Welt greift, wird es eine solche Erschütterung geben, dass nicht mal die Toten weiter schlafen können. Oder sollte Gott sich etwa dran gewöhnen, dass man auf Erden seiner spottet, sein Wort verlästert und sein Gebot ignoriert? Wer dachte, Gott sei ewig geduldig, kann schon mal die Ohren anlegen. Denn die, die Gott nicht kennen wollten von seiner freundlichen Seite, werden ihn kennenlernen von seiner anderen Seite. Und da wird das Lachen dann teuer. Viele werden sich wünschen, sie hätten Gottes Anspruch beizeiten ernst genommen. Aber ist die Johannesoffenbarung deswegen ein schreckliches Buch? Nein, ganz und gar nicht! Ich finde sie weder rätselhaft noch schrecklich, sondern finde sie im Wesentlichen sehr eindeutig und tröstlich. Und genau so – als Trostschrift – hat Johannes sie auch gemeint. Er schrieb im Blick auf sieben ihm vertraute Gemeinden in Kleinasien, denen er am Anfang der Offenbarung sieben Sendschreiben widmet. Und seine Absicht ist offenkundig, diese Gemeinden zu ermahnen und zu stärken, weil sie gerade Verfolgung erleiden durch den römischen Staat. Im Jahr 85 nach Christi Geburt hatte Kaiser Domitian verordnet, dass alle Einwohner des römischen Reiches ihn als „Gott“ verehren sollen. Der Kaiser wurde damit Ge-

genstand einer staatlich vorgeschriebenen Religion. Und Christen, die am Kult nicht teilnahmen, wurden verfolgt, eingesperrt und getötet. Als Johannes schreibt, sind schon einige aus Furcht vom Glauben abgefallen – und andere sind tapfer den Märtyrertod gestorben. Johannes aber geht es darum, die bedrängten Gemeinden zum Durchhalten zu ermahnen und ihnen Trost zu spenden. Denn das Endzeit-Panorama, das Gott ihm eröffnet hat, hilft den verfolgten Christen ihre Lage zu verstehen. Einerseits können sie daraus entnehmen, dass die aktuelle Bedrängnis zu erwarten war. Denn es ist unvermeidlich, dass Satan sich gegen Christus und seine Kirche erhebt – natürlich bäumt er sich gegen alle auf, die ihm im Namen Gottes widerstehen! Andererseits aber wird ihm sein Wüten und Toben nicht zum Sieg verhelfen. Denn wenn ein Christ seinem Glauben treu bleibt, hat die Finsternis keinerlei Gewalt über ihn. Zwar werden in den kommenden Erschütterungen nur jene gerettet, die im Glauben beständig sind. Die aber, sagt Johannes, werden garantiert gerettet und werden am Ende triumphieren. Denn wer an Christus festhält, kann in seinem Glauben ebensowenig überwunden werden wie Christus selbst. Wer beharrlich glaubt, kann dem Leibe nach getötet werden. Doch seine Seele bleibt außer Gefahr. Und wenn Himmel und Erde mit Getöse zusammenstürzen, leidet dieser Mensch doch keinen Schaden und kann der Hölle spotten, weil er zu Christus gehört. Darauf dürfen die bedrängten Gemeinden bauen, an die Johannes schreibt. Es soll ihnen Mut machen – und sogar Vorfreude wecken. Denn Johannes verbreitet keineswegs düstere Perspektiven, sondern eine gute Nachricht ersten Ranges: Gott hat ihm gezeigt, dass all die kommenden Prüfungen, Plagen und Katastrophen nicht etwa Gottes Plan in Frage stellen, sondern in diesem Plan vorgesehen sind – und dass sie kommen müssen, damit Gottes Plan aufgeht. Die Lage wird sich zuspitzen, und die Begleitumstände sind hässlich. Aber der Ausgang der Sache ist keineswegs offen, sondern durch Christus längst entschieden. Da mögen die Ausgeburten der Hölle noch so drohen und fluchen, sie brüllen doch vergeblich. Denn ihr Ende ist bei Gott längst beschlossen – und alles Toben wird nichts nützen. Gott ist nicht aufzuhalten. Sein guter Wille setzt sich durch. Am Ende siegt Jesus Christus, das Lamm Gottes. Und mit ihm triumphieren alle, die ihm treu geblieben sind. Wenn das aber die zentrale Botschaft ist – warum heißt es dann, die Offenbarung des Johannes sei düster und deprimierend? Ich verstehe das nicht. Denn deprimierend ist die Sache nur, wenn man sie aus der Perspektive des Teufels betrachtet. Der findet bei Johannes den Fahrplan seines Untergangs – und kann ihn nicht verhindern. Ein Christ dagegen darf diesem Buch vieles entnehmen, das höchst erfreulich ist: Es wird darin festgestellt, dass die geschaffene Welt nicht ewig ist und sich mit ihrer Geschichte auch nicht sinnlos im Kreis dreht. Sie ist kein schlechter Film, der immer wieder von vorn beginnt. Vielmehr – wie die Welt einen Anfang hatte in der Zeit, wird sie auch ein Ende haben. Und das ist gut so. Denn zugleich steht ja fest, dass jenes Weltende, wenn es kommt, kein Widerruf der guten Schöpfung sein wird, sondern im Gegenteil eine grandiose Neuschöpfung von Himmel und Erde. Gott bricht sein Schöpfungswerk nicht ab wie ein misslungenes Experiment, sondern vollendet das Begonnene, beseitigt jegliche Störung, bringt alles zurecht und setzt seinen guten Willen durch. Dass es dagegen Widerstand gibt, ist aber kaum verwunderlich. Denn wenn Gott sich dran macht, das Böse zu vernichten, wehrt es sich natürlich. Die Mächte der Finsternis räumen nicht kampflös das Feld, sondern (tödlich getroffen) gebärden sie sich besonders wild. Die Entwicklung zum Ende hin kann folglich kein sanfter Prozess sein. Sie wird von harten Gefechten und kosmischen Katastrophen begleitet. Die Welt, wie wir sie kannten, versinkt dabei in Schutt und Asche. Aber das muss uns durchaus nicht traurig machen. Denn es bedeutet ja nur, dass der Welt (genau wie dem einzelnen Menschen) das Sterben nicht erspart bleibt – und auch die Welt im Ganzen nicht am Tod vorbei gerettet wird, sondern durch den Tod hindurch. So wie der einzelne Mensch wird auch die Welt nur neu,

wenn sie in ihrer alten Form untergeht. Doch wie der einzelne Mensch (auferstanden und erneuert) immernoch mit sich identisch ist, so wird Gott auch seine alte Schöpfung nicht gegen eine andere tauschen, sondern seine alte Schöpfung auferstehen lassen in runderneuerter, tausendfach verbesserter Form. Vielleicht macht es uns Bedenken, dass dem ein Jüngstes Gericht vorausgeht. Aber auch das ist nachvollziehbar und notwendig. Denn wie sollte Frieden werden, wie sollten die alten Wunden heilen, wenn nicht vorher die ganze Wahrheit auf den Tisch kommt und den Opfern der Weltgeschichte Gerechtigkeit widerfährt? Nur dort gibt es echte Versöhnung, wo man Schuld nicht mehr verschweigt. Und darum gehört zum reinigenden Gewitter der Endzeit auch das Jüngste Gericht. Bei Gott gibt es keine Vergebung auf Kosten der Gerechtigkeit! Und so kommen auch die Versäumnisse der Christen noch einmal zur Sprache. Doch sagt die Offenbarung des Johannes ganz klar, dass es zuletzt nicht auf jene Bücher ankommt, in denen unsere Werke verzeichnet sind, sondern auf das Buch des Lebens. Und das enthält die Namen aller, die zu Christus gehören, weil sie getauft wurden und auf ihn vertraut haben. Im Buch des Lebens stehen all jene, deren Strafe Christus am Kreuz getragen und deren Fluch er damit gebrochen hat. Es sind die, die ihre Kleider im Blut des Lammes weiß gewaschen haben und ihren Glauben in der Zeit der Bedrängnis durchhielten. Folglich entscheidet im Gericht allein die Zugehörigkeit zu Christus. Dass er aber die Seinen liebt und zugleich seine Feinde verdammt – sollte das ein Widerspruch sein? Keineswegs! Gerade Gottes Liebe zum Guten nötigt ihn, das Böse konsequent zu verwerfen. Gott muss verneinen, was ihn verneint. Denn wie könnte ein ungebrochen böser Wille in der neuen Schöpfung Aufnahme finden, ohne dort Gottes Gemeinschaft mit den Erlösten gleich wieder zu gefährden? Da wird kein Leid mehr sein, kein Streit und kein Geschrei, sondern Gottes Herrlichkeit wird alles erfüllen! Wenn das aber die zentrale Botschaft ist – warum sollten wir das letzte Buch der Bibel gruselig finden oder düster? Es eignet sich nicht als Fahrplan, um das Weltende zu berechnen. Wir sollen nicht genau wissen, wie nah oder fern es ist (Mt 24,35-44). Aber wenn sich die Schreckensmeldungen häufen und wir den Eindruck haben, die Welt versänke demnächst im Chaos, dann hilft uns die Johannesoffenbarung die Nerven zu behalten – und auch die Zuversicht. Denn wenn das Weltende kommt, ist es für Christen weder eine Überraschung noch ein Grund zur Panik. Schließlich ist es von Gott so vorgesehen, dass die Welt einmal untergeht. Diese Ankündigung hat er dem Neuen Testament gleich beigegeben! Und weil es Gottes Plan ist, gibt's auch keinen Grund, darin ein Unglück zu sehen. Denn nach seinem Willen soll der Untergang ein Übergang zu etwas Besserem sein. Natürlich wird der Weltuntergang nicht schön. Und wenn man die Wahl hätte, wäre man lieber nicht dabei. Aber je hässlicher und dunkler es um uns herum wird, desto näher sind wir auch dem Reich Gottes. Und dem näher zu kommen, kann ein Christ unmöglich bedauern. Denn wir wissen: Wenn's auf Erden gar nicht mehr schlimmer werden kann, eben dann steht Christus vor der Tür und macht dem Spuk ein Ende. Wer davon nichts ahnt, wird sich natürlich fürchten. Aber die Gläubigen müssen sich nicht beirren lassen. Denn unser Herr ist auch Herr über die Apokalypse. Und wenn er zum zweiten Mal kommt, dann nicht etwa in Schwäche, um erneut an dieser Welt zu leiden, sondern mit Macht, um alle Versprechen wahr zu machen, die er uns gegeben hat. Christus wird seine Feinde in den Staub legen und die Gerechtigkeit schaffen, die wir heute noch so vermissen. Wer aber wollte sich darauf nicht freuen? So wie der alte Mensch muss auch die alte Welt überwunden werden. Und es ist nicht vorstellbar, wie das schmerzfrei geschehen könnte. Doch was soll an Erschütterungen schlimm sein, wenn das Bestehende doch überwiegend verkehrt ist? Diese Welt gleicht in mancher Hinsicht einem Gefängnis. Sollten wir's da nicht mit einem Lächeln sehen, wenn die Wände Risse bekommen? Gewiss geht die Welt ein-

mal unter. Aber ein Grund zur Traurigkeit ist das keineswegs. Denn sie macht nur Platz für das, was besser ist. Und dagegen kann recht besehen niemand etwas haben.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Wiederkunft Christi

Im Advent erwartet die ganze Christenheit das Geburtsfest Jesu. Doch während **das** selbstverständlich ist und in vorweihnachtlicher Perspektive keiner Erklärung bedarf, gerät immer mehr in Vergessenheit, dass die Christenheit noch in einem **zweiten** Sinne auf die Ankunft Christi wartet. Denn wir erwarten nicht nur seine Ankunft in Bethlehem, um sie am Heiligabend zu feiern, sondern erwarten **auch** seine Wiederkunft am Jüngsten Tage. Der Blick geht also zeitlich nicht nur **zurück** sondern auch **voraus**. Gott **kam** nicht nur, er ist auch im **Kommen**! Aber freilich – wer denkt schon daran? Im Advent sind die Menschen ganz fixiert auf das Kind in der Krippe. Auf etwas Anderes sind sie nicht eingestellt! Doch gerade darum scheint es mir wichtig, daran zu erinnern, dass der Glaube mit Jesus eine **doppelte** Erwartung verbindet. Jesus Christus ist nicht nur das Kind im Stall zu Bethlehem, sondern ist zugleich der, der kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten. Im Glaubensbekenntnis steht beides eng beieinander. Denn der „geboren (wurde) von der Jungfrau Maria“ ist auch der, der „wiederkommt“. Jenes Kind, für das es keine Herberge gab, ist der künftige Weltenrichter. Und seiner **Ankunft** damals in Bethlehem korrespondiert seine **Wiederkunft** am Ende der Zeit, so dass wir chronologisch nicht nur von Christus **her kommen**, sondern zugleich auch auf ihn **zugehen**. Denn Marias Wickelkind, das die Welt gekreuzigt, misshandelt und von sich gestoßen hat, ist auferstanden und sitzt seit der Himmelfahrt „zur Rechten Gottes“. Diese Erhöhung „zur Rechten Gottes“ bedeutet aber nichts anderes, als dass Gott die Macht in Jesu Hände gelegt hat, auf dass sich einst im Namen Jesu beugen sollen *„aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind.“*

Dieses großes „Comeback“ des Gekreuzigten wird manchem ein böses Erwachen bereiten. Denn ausgerechnet der, **den** die Welt verurteilte zum Tod am Kreuz, ausgerechnet **der** wird das Urteil fällen über die Welt. Der von Pilatus gerichtet **wurde**, wird aller Richter Richter sein. Und der, dessen Leben **wir** heute bedenken und bewerten, wird am Ende **unser** Leben bedenken und bewerten. Während wir noch unschlüssig sind, was **er uns** bedeutet, entscheidet er vielleicht schon, was **wir ihm** bedeuten. Denn unter unser Leben einen Strich zu ziehen und es zu bilanzieren, das liegt nicht etwa bei **uns**, sondern es liegt bei **ihm**, so dass wir seine weihnachtliche **Ankunft** und seine endzeitliche **Wiederkunft** gar nicht voneinander trennen können.

Zu Weihnachten sehen wir Gottes Sohn noch ganz niedlich in der Krippe liegen auf Heu und auf Stroh. Aber eben von diesem zarten Säugling sagt das Johannesevangelium, dass der Vater niemanden richtet, sondern alles Gericht dem Sohn übergeben hat. Der, der sich seiner himmlischen Herrlichkeit freiwillig entäußerte und sich so weit erniedrigte, dass er als Mensch geboren wurde, menschlich lebte, litt und starb, **der** wurde **über** alles Menschliche erhoben und mit **allen** Vollmachten ausgestattet, um über die Menschen Richter zu sein. Und wenn man es recht bedenkt, liegt darin große Weisheit. Denn wie hätte Gott das Amt des Richters kompetenter besetzen können? Überlegen sie einmal! Wer könnte wohl unser menschliches Dasein gerechter beurteilen als der, der es mit uns geteilt hat? Hätte Gott das Gericht einem Engel übertragen, so würden die Menschen zu Recht protestieren: „Der hat ja keine Ahnung“, würden sie sagen, „der kennt unser Leben nicht, kennt weder unsere Angst noch unsere Versuchungen, weder unsere Sorgen noch unsere Leiden! So ein Engel versteht uns nicht. Der schwebt **über** den Dingen!“ Doch wer könnte solchen Widerspruch erheben gegen Jesus? Wer könnte am Ende der Zeit ein kompetenterer Richter sein über menschliche Schuld und menschliches Elend als dieser Jesus, der im Dreck geboren wurde und den Staub der Straße

atmete, der in unseren Schuhen gelaufen ist und mit Zöllnern und Sündern verkehrte, der in Versuchung geführt wurde, der Hunger und Durst litt, der geschlagen und verhöhnt, verraten und gekreuzigt wurde? Wagte **dem** wohl jemand zu sagen, er verstünde nichts von den Härten des menschlichen Lebens? Wahrlich: Nein! Darum ist nichts Weiseres denkbar, als dass ein jüdischer Zimmermannssohn diese Welt richtet, ein Provinzler, ein Habenicht und Justizopfer. Denn **der** weiß ganz genau, was es heißt, verraten und zu Unrecht verurteilt zu werden. Er weiß wie das Leben schmeckt – und wie der Tod. Er hat sich nichts davon erspart, und kein Mensch kann sagen, **sein** Schicksal sei härter gewesen als das, das Jesus auf sich nahm.

Andererseits aber: Wer könnte sich besser zum Richter eignen als **der**, der mitten in menschlicher Angst, Not und Versuchung **ohne** Sünde blieb? Kein Richter darf auf eine Gerechtigkeit pochen, die er nicht selbst praktiziert und erfüllt. Das versteht sich! Wer aber hätte wahre Gerechtigkeit glaubwürdiger gelebt als Jesus? Er hat die Nächstenliebe nicht bloß gefordert, sondern hat sie praktiziert. Er hat die strengen Maßstäbe der Bergpredigt nicht nur verkündet, sondern hat selbst gezeigt, wie man sie befolgt. Er hat den Gehorsam gegen den Willen Gottes nicht nur von seinen Jüngern **eingefordert**, sondern hat **vorgemacht**, wie man solchen Gehorsam bis zum bitteren Ende durchhält. Wer könnte also ein kompetenterer Richter sein als Jesus Christus, der das Gesetz unter Einsatz seines Lebens erfüllte? Zuletzt aber – und das ist das Wichtigste: Welcher Richter könnte uns lieber sein als der, der sich selbst opferte, um unseren Freispruch zu erwirken? Von welchem Richter dürften wir mehr Gnade erwarten als von dem, der um begnadigen zu können **unsere** Strafe trug? Wird dieser Richter für die Gläubigen nicht zugleich der Rechtsanwalt und Verteidiger sein? Und wenn unser Richter zugleich unser Verteidiger ist – welcher Ankläger kann uns dann verdammen? Bei wem dürften wir mehr auf Vergebung hoffen, als bei dem, der den höchsten Preis zahlte, um uns vergeben zu können? Wird Jesus als unser Richter je vergessen, was er auf Erden als unser Bruder für uns tat? Wird er je einen abweisen, der sich in echter Reue und Demut zu ihm flüchtet? Nein, wahrlich: Wir können Gott gar nicht genug dafür danken, dass er die Rollen in **dieser** Weise verteilt. Denn Gott hätte auch Mose zum Richter bestellen können, den radikalen Elia, Johannes den Täufer oder sonst einen der strengen Propheten, die der Welt vergeblich gepredigt haben. Aber – Gott sei Dank! – hat Gott das Gericht in die Hände Jesus Christi gelegt. Denn **der** ist Gottes Gerechtigkeit und Gnade in **einer** Person. **Er** ist der Barmherzige, dem niemand erzählen muss, wie Schmerzen sich anfühlen. **Er** ist der, der uns alles Gute gelehrt, und dem wir alles Böse getan haben! **Er** ist es aber auch, der das Böse mit Gutem überwand und das Bittere schmeckte, um es **uns** nicht bitter heimzahlen zu müssen! Das alles ist **er**, der zu Bethlehem einen so bescheidenen Auftritt hatte.

Wir aber sollten uns darüber im Klaren sein, dass wir an Weihnachten (ob wir wollen oder nicht!) auch immer die Geburt unseres Richters feiern. Und wir sollten darin, auch wenn's befremdlich klingt, einen **Vorteil** sehen. Denn **auf diese Weise** wird es kein Fremder sein, der am Ende unserer Tage über uns urteilt, sondern einer, den **wir** heute schon kennen, der **uns** kennt, und dem wir uns schon hier und heute anvertrauen können. Wir werden ihm unausweichlich begegnen – alle werden in seiner Hand sein, und keiner kommt an ihm vorbei! Unsere große Chance aber ist, dass wir ihm schon heute nahe sein und mit ihm in Beziehung treten können. Denn wir stehen an seiner Krippe und stehen als Christen auch unter seiner Weisung. Wir stehen als Jünger Jesu in seiner Nachfolge, stehen mitschuldig unter seinem Kreuz und stehen staunend am leeren Grab. Nehmen wir das aber alles zusammen, so wird die Begegnung mit unserem Richter beileibe keine Erstbegegnung sein, sondern ein **Wiedersehen**, kein Kennenlernen, sondern ein **Wiedererkennen**, keine Überraschung, sondern viel eher eine **Heimkehr**. Dass es sich aber lohnt, daran schon **heute** zu denken, das liegt auf der Hand. Denn

es kann unsere Maßstäbe verändern und klären. Gewöhnlich sind wir im Alltag falsch gepolt – und geben viel zu viel auf die Meinung derer, deren Meinung letztendlich nicht zählt. Wir vergeuden viel Kraft, um Leute zu beeindrucken, deren Urteil wir fürchten und denken: Ach, was wird mein Chef dazu sagen? Wie findet das meine Frau? Werden meine Freunde darüber lachen? Unsere ganze Sorge scheint zu sein, wie wir dastehen in den Augen anderer Menschen. Doch in Wahrheit wird keiner von ihnen unser Richter sein. Sondern sie alle werden kleinlaut neben uns auf der Anklagebank sitzen, und es wird völlig egal sein, wie sie uns finden, weil **nur** Jesus Christus unser Richter ist. Keine Meinung wird zählen, als nur **seine** Meinung, und kein Urteil wird gelten außer **seinem** Urteil. Es wird keine Rolle spielen, wie wir uns selbst einschätzen, und erst recht nicht, wie die anderen uns fanden. Denn wenn's drauf ankommt, sind **sie** nicht **meine** Richter und **ich** bin nicht **ihr** Richter, sondern Christus allein wird unser Schicksal in Händen halten. Sollten wir da nicht auf das Gerede der Anderen pfeifen und lieber Christus näher kennenlernen, uns auf **ihn** einstellen und bei **ihm** Eindruck schinden, solange wir noch Zeit haben? Der Applaus, den wir **einander** spenden, wird schnell vergessen sein, und die Lobsprüche dieser Welt werden keinen interessieren. Christus aber wird immer derselbe sein, der er war, wird unbestechlich sein und wird sich an die erinnern, die nach ihm gefragt haben. Das Kind in der Krippe wird uns als Richter wieder begegnen. Darum sollten wir die Zeit nutzen und uns auf **den** einstellen, der nicht kam, um wieder zu verschwinden, sondern der **allezeit** kommt, um sein Evangelium auszusäen und zuletzt einmal wiederkommt, um zu ernten, was gewachsen ist. Gebe Gott, dass ihn **unser** Acker dann nicht enttäuscht...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Auferstehung der Toten

Das Neue Testament spricht meist eine friedfertige und versöhnliche Sprache. Aber gelegentlich hat die Apostel doch der Zorn gepackt. In der Gemeinde zu Korinth z.B. war es üblich geworden, mal so und mal so über die Auferstehung zu denken – sie nach Belieben zu debattieren, zu behaupten, zu bezweifeln oder offen zu leugnen. Paulus aber fährt mit einem Donnerwetter dazwischen und erinnert die Korinther daran, dass die Auferstehung nicht irgendeine, unter Christen diskutabile Nebensache ist, sondern das Fundament, auf dem ihr ganzes Christsein ruht. Was redet ihr da – ruft Paulus:

„Es gibt keine Auferstehung der Toten? Gibt es keine Auferstehung der Toten, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsre Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich. Wir würden dann auch als falsche Zeugen Gottes befunden, weil wir gegen Gott bezeugt hätten, er habe Christus auferweckt, den er nicht auferweckt hätte, wenn doch die Toten nicht auferstehen. Denn wenn die Toten nicht auferstehen, so ist Christus auch nicht auferstanden. Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube nichtig, so seid ihr noch in euren Sünden; so sind auch die, die in Christus entschlafen sind, verloren.“ (1.Kor 15,12-18)

Heiliger Zorn spricht aus diesen Worten. Aber Paulus vergisst deswegen nicht zu argumentieren, sondern stößt die Korinther auf den Zusammenhang, den sie so sträflich vergessen hatten: Dass es nämlich bei der Auferstehung Jesu immer zugleich auch um **ihre eigene** Auferstehung geht. Nicht allein das Schicksal Christi steht da in Frage, dass man unbesorgt diskutieren könnte, sondern zugleich die Zukunft jedes einzelnen Christen. Denn wäre Jesu Grab ein ewiges Grab, so würden es unsere Gräber auch sein. Hat aber sein Grab sich aufgetan, so werden es unsere auch tun. Das eine lässt sich vom anderen nicht trennen. Und darum schärft Paulus uns ein, dass recht verstandener Osterglaube immer zugleich der Glaube an **unsere** eigene Auferstehung ist. Osterglaube lässt sich nicht beschränken auf die rückwärtsgewandte Frage, was denn am Ostermorgen vor zweitausend Jahren mit dem Leichnam Jesu geschah. Sondern er enthält immer zugleich die Erwartung, dass eines Tages auch mit meinem eigenen Leichnam etwas Besonderes geschehen wird. Es fragt sich nur: was?

Was wird, was kann noch mit uns geschehen, wenn unsere Leiber zu Staub zerfallen sind? Wird dann unser alter Leib wiederbelebt? Bekommen wir einen ganz neuen Leib? Oder brauchen wir vielleicht gar keine Leiber mehr in der himmlischen Welt? Wenn wir diese Fragen an Paulus zurückgeben, der sie provoziert hat, so antwortet er uns mit eindrücklichen Bildern. Schaut, sagt er: Das Weizenkorn, das wir in der Erde begraben, ist ganz anders als die Pflanze, die später daraus hervorgeht. Vögel sind anders als Fische. Und Fische sind anders als das Vieh. Die Sonne glänzt anders als der Mond. Und der Mond anders als die Sterne. Denn es gibt nun einmal himmlische Körper und irdische Körper, die sich nicht einfach miteinander vergleichen lassen. So andersartig, so unvergleichlich, sagt nun Paulus, wird es auch sein mit der Auferstehung der Toten. Denn es wird gesät verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesät in Niedrigkeit und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesät ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib. Nun: Diese Auskunft ist vielleicht nicht so konkret, wie unsere Neugier sich das wünschen würde. Aber wenn wir genau hinhören, können wir den Ausführungen des Apostels doch vier wichtige Dinge entnehmen:

(1.) Paulus spricht ausdrücklich von einer **leiblichen** Auferstehung und macht damit deutlich, dass die Auferstehung eine handfeste und materielle Seite hat. Natürlich wird der himmlische

Körper anders sein als der irdische Körper. Aber jedenfalls ist es ein Körper. Und wir können daraus schließen, dass die Auferstehung keine bloß seelische Angelegenheit sein wird, bei der wir blass und geisterhaft umeinanderschweben. Nein! Nicht als flüchtige Schatten, Nebel oder Gespenster werden wir aus den Gräbern hervorgehen, sondern in einer neuen, für den Himmel tauglichen Leiblichkeit. Ob Gott für diese neuen Körper nur die Stoffe verwenden wird, die einmal unseren irdischen Leib gebildet haben, ob er sie ersetzt, verwandelt oder ergänzt, wissen wir nicht – und müssen es auch nicht wissen. Soviel aber ist klar, dass Gott an die Substanz unserer alten Leiber anknüpft und damit der materiellen Seite seiner Schöpfung treu bleibt. Denn als eine Einheit aus Geist und Leib hat er den Menschen geschaffen – und solch eine Einheit aus Geist und Leib werden wir auch in der Auferstehung wieder sein.

(2.) Trotz der genannten Übereinstimmung zwischen „Alt“ und „Neu“ betont Paulus ausdrücklich den **Unterschied** zwischen unserem alten, irdischen und dem neuen, ewigen Leben. Denn wir dürfen die Auferstehung nicht als bloße „Wiederbelebung“ missverstehen. Wenn Gott uns aus den Gräbern holt, dann tut er das nicht, um uns wieder in unser altes Erdendasein zurückzuführen. Er tut es nicht, um uns wieder den alten physikalischen und biologischen Gesetzen zu unterwerfen und uns damit wieder in ein vergängliches Dasein einzugliedern. Nein! Mit einer bloßen Neuauflage **dieses** irdisch-begrenzten Lebens, mit einem zweiten Aufguss des alten Daseins, das wir gerade erst recht und schlecht hinter uns gebracht haben, wäre niemandem geholfen. Und darum ist die Auferstehung, von der Paulus redet, auch nicht einfach die Wiederbelebung eines Leichnams, sondern ein qualitativer Sprung und eine Neuschöpfung, weil sie die Auferstehung unserer Fehler, unserer Schwächen und Krankheiten ausdrücklich **nicht** einschließt. Was an uns Sünde ist, darf getrost begraben bleiben – und **muss** sogar begraben bleiben, weil es sonst unser neues Leben vergiften und belasten würde. Eine radikale Erneuerung ist nötig, um uns tauglich zu machen für Gottes Reich.

(3.) Und doch, trotz aller Erneuerung, wird der auferstandene Mensch mit dem gestorbenen **identisch** bleiben. Denn Auferstehung als „Neuschöpfung“ verlöre ihren Sinn, wenn der „neue“ Mensch in keiner Hinsicht mehr der Alte wäre. Es ginge sonst wie bei einem alten Fahrrad, bei dem man erst die Räder durch neue Räder ersetzte, dann den Rahmen durch einen neuen Rahmen, und schließlich den Lenker, den Sattel und die Pedale. Am Ende bliebe von dem alten Fahrrad gar kein Teil mehr übrig – und man hätte es damit nicht etwa erneuert, sondern hätte es in Wirklichkeit durch ein neues, ganz anderes Fahrrad ersetzt. So jedenfalls wird Gott **nicht** mit uns verfahren, wenn er uns auferweckt. Denn er ist seinen Geschöpfen treu, die er nicht gegen andere austauschen will, sondern die er auferweckt, um sie zu vollenden. **Uns** gilt seine Liebe. Darum wird Gott uns in der Auferstehung zwar radikal umgestalten, wird aber unsere Identität dabei nicht aufheben. Vielmehr wird der, der aus dem Grab hervorgeht, durchaus noch derselbe sein, den man hineingelegt hat – nur eben befreit von allen Altlasten seiner Vergangenheit und gereinigt vom Schmutz seiner Schuld.

(4.) Sollten sie nun Schwierigkeiten haben, sich Auferstehung vorzustellen, so ist das verständlich – und ist kein Grund zur Sorge. Denn natürlich fällt es schwer, sich all das Negative wegzudenken, das uns heute noch bedrückt und prägt. Ein Spötter könnte fragen, was denn überhaupt noch von uns übrig bleibt, wenn uns Eigensinn und Selbstliebe verlassen haben. Doch auch in dieser Schwierigkeit kann Paulus noch einmal Mal weiterhelfen. Denn er sagt, dass wir im Leben der Auferstehung ganz **nach dem Bilde Christi** gestaltet sein werden. So wie alle in Adam sterben, sagt er, *„...so werden sie in Christus alle lebendig gemacht werden.“* Und das

heißt: So wie wir jetzt dem Adam gleichen, und in dieser Gleichheit das Unglück unseres Todes begründet liegt, so werden wir nach der Auferstehung Jesus gleichen, und in dieser Ähnlichkeit wird sich unser neues Leben dokumentieren. Denn Jesus Christus ist das wahre Bild des Gott entsprechenden Menschen. Christus ist genau **so** Mensch, wie wir schon immer Mensch hätten sein sollen. Und darum werden wir als Auferstandene, als von Gott Vollendete, Christus ähnlich werden: Eins werden wir sein mit Gottes Willen und durchdrungen von seiner Liebe, teilhabend an der Fülle seines Lebens und ganz ungezwungen Gott gehorsam. Veröhnt werden wir sein mit uns selbst und mit Gott. Fröhlich wie die Engel werden wir sein, heilig wie der Herr, aus aller Not geborgen, von allem Schmutz gereinigt, getröstet und befreit, überwältigt und beschämt – und bei alledem voller Dankbarkeit. Wer sich aber **darauf** nicht freut – ich fürchte, dem ist nicht zu helfen. Denn schönere Aussichten kann man sich kaum denken. Es ist unglaublich, dass unseren morschen Knochen einmal so Großes widerfahren soll. Es ist erstaunlich, dass Gott sich solche Mühe mit uns macht. Und es erklärt sich nur daraus, dass wir durch unsere Taufe Glieder des Leibes Christi geworden sind. Durch die Taufe hat sich Christus so unlöslich mit uns verbunden, wie der Kopf mit dem Körper verbunden ist. Und daraus folgt unsere Auferstehung ganz von selbst. Denn wo der Kopf hinget – sollten da nicht die Glieder ganz sicher folgen? Ist Christus durch die Nacht des Todes hindurch – wird er uns dann nicht automatisch nach sich ziehen? Es ist unvermeidlich, dass die Glieder dem Kopf folgen. Und darum hat Luther die Auferstehung einmal mit einer Geburt verglichen: Auch da, sagt er, wird zuerst der Kopf geboren. Und ist der Kopf erst mal draußen aus dem Mutterleib, sagen die Hebammen, dass es keine Not mehr hat. Denn der Kopf hängt schließlich am Leib, und wird gewiss nicht alleine bleiben, sondern wird die Schultern, den Rücken und alles andere nach sich ziehen. Genau so, sagt Luther, ist's mit der Auferstehung, Christus, der aller Christen Haupt ist, der ist schon hindurch durch den Tod. Und wenn auch Teile seines Leibes noch in den Gräbern liegen, so hat's doch keine Not mehr. Denn Christus wird uns alle nach sich ziehen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Neuschöpfung von Himmel und Erde

„Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr. Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann. Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu! Und er spricht: Schreibe, denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiss! Und er sprach zu mir: Es ist geschehen. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Ich will dem Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst. Wer überwindet, der wird es alles ererben, und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein.“ (Offb 21,1–7)

Dieses Stück aus der Johannesoffenbarung gehört zu den mächtigsten und eindrucklichsten Texten der Bibel. Es ist eine atemberaubende Vision – eine grandiose Verheißung der Vollenendung, auf die diese Welt zusteuert. Und wer das Bild vom himmlischen Jerusalem in sich aufnimmt, wer sich von ferne vorstellen kann, wie Gott alle Tränen abwischen wird, der muss zwangsläufig Sehnsucht verspüren nach dem Tag, da Gottes Schöpfung ihr Ziel erreicht, da alles Krumme gerade und alles Halbe ganz wird. Allerdings fürchte ich, dass viele Menschen mit dieser Vision wenig anfangen können. Denn die prophetisch-visionäre Seite des Glaubens wird in unserer Zeit sehr vernachlässigt. Die biblischen Vorstellungen vom Reich Gottes, vom Ewigen Leben und vom Paradies gelten als diffus und unzeitgemäß. Und nur, wenn Kinder fragen, wohin die Verstorbenen gegangen sind, sagt man aus Verlegenheit noch: „Sie kommen in den Himmel“. Was die Menschen sich darunter vorstellen, ist aber sehr verschieden. Und es hat oft nur noch wenig mit den biblischen Verheißungen zu tun. Für den einen ist der Himmel eine Art Schlaraffenland. Und für den anderen ist es ein Ort, wo man unablässig Harfe spielen muss. Einer beschreibt den Himmel als den Ort, wo wir mit allen unseren Verstorbenen ein großes Wiedersehen feiern. Ein anderer erwartet, dass dort die Zukurzgekommenen für irdische Entbehrungen entschädigt werden. Und der Dritte träumt von einer Art himmlischem Balkon, von dem aus man verfolgen kann, wie es auf Erden weitergeht. So sind die Vorstellungen vom Ewigen Leben sehr vielfältig. Mal mit biblischem Hintergrund, mal phantasievoll und mal klischeehaft. Aber dass diese Vielfalt ein Ausdruck starken religiösen Interesses sei, wird man nicht behaupten können. Eher gilt das Gegenteil. Frühere Generationen, die die Welt oft als Jammertal voller Blut, Schweiß und Tränen erlebten, konnten es noch aus vollem Herzen singen: *„Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt Gott, ich wär in dir. Mein sehnd Herz so groß Verlangen hat und ist nicht mehr bei mir.“* So freuten sich unsere Väter und Mütter im Glauben ihres Heimatrechts im Himmel. Was aber ist mit uns los? Früher hatten die Menschen keine größere Sorge, als in den Himmel zu kommen. Heute aber bemüht man sich nach Kräften, möglichst lange das Diesseits auszukosten. Wir wissen wohl noch, dass wir als Christen Kandidaten des Himmels sind – und im Blick auf den Tod empfinden wir das als tröstlich. Aber dass uns diese Himmelshoffnung beflügelte, dass man uns die Vorfreude anmerkte, wird man von den Wenigsten sagen können. Woran aber liegt's?

Wenn Christus seinen Jüngern großen Lohn im Himmel verheißt, warum ziehen wir dann Gesichter, als wären wir auf ewig Gefangene dieser trüben Welt? Sind wir einfach zu satt, geht es uns einfach zu gut in unserem irdischen Wohlstand, so dass wir an den irdischen Gütern kle-

ben, statt nach himmlischen zu streben? Vermeiden wir es, über den Himmel nachzudenken, weil uns das an unseren kommenden Tod erinnern würde? Ist uns der Himmel zu selbstverständlich geworden? Oder ist er im Gegenteil zu fern und zu unwahrscheinlich? Viele Gründe mag es geben, weshalb unser Verhältnis zu diesem Glaubensgegenstand gestört ist. Besonders schwer wiegt meines Erachtens aber der immer wieder geschürte Verdacht, christliche Himmelshoffnung sei eine Flucht vor den Problemen dieser Erde – ja man wende sich dabei von der Erde ab, weil man mit ihr nicht klarkommt und flüchte in den Wunschtraum vom Himmel. Ist's nicht so? – sagen die Kritiker: Man redet vom Himmel, um die Kinder zu beruhigen, um den Sterbenden eine Perspektive zu geben und um die Leidenden auf später zu vertrösten. Man redet vom Himmel, um nicht verlegen schweigen zu müssen. Im Grunde aber baut man bloß fromme Luftschlösser, weil man die Ausweglosigkeit des irdischen Elends sonst nicht ertragen würde. Man gaukelt sich und anderen den Himmel als tröstliches „Happy-End“ der Weltgeschichte vor. Wem aber ist damit geholfen? Statt sich der harten Realität zu stellen, heißt es, weicht man ihr aus – und man verändert diese Realität auch nicht. Vielmehr beruhigt man sich dabei, dass der Himmel den gerechten Ausgleich für alle irdische Ungerechtigkeit bringen wird, und legt die Hände in den Schoß. So eine Jenseitshoffnung, sagen die Kritiker, habe zwar den Schein des Frommen für sich, komme aber einem Verrat an der Erde gleich. Denn wer auf den Himmel wartet, kämpft nicht mehr für diese Erde. Das irdische Leben wird durch die Erwartung des Himmels entwertet und erscheint bedeutungslos, weil es doch nur ein Vorspiel des Eigentlichen sein soll. Diese Entwertung des Diesseits zugunsten eines himmlischen Jenseits wollen die Kritiker nicht mitmachen, sondern sie wollen dieser Erde treu bleiben. Sie wollen die Leidenden nicht auf später vertrösten und wollen ihren Schmerz nicht mit Versprechungen betäuben, sondern den Armen schon hier und heute Gerechtigkeit verschaffen. Darum verkündete z.B. Heinrich Heine: **„Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen“**. Er spottete über das **„alte Entsagungslid, das Eiapopeia vom Himmel“**. Und er versprach Besseres: **„Ein neues Lied, ein besseres Lied, ihr Freunde will ich euch dichten. Wir wollen hier auf Erden schon das Himmelreich errichten.“**

Es wäre leicht zu zeigen, dass dieses Programm entschiedener Diesseitigkeit erhebliche Schwächen hat – und dass die daraus erwachsenen politischen Versuche der Menschheitsbeglückung allesamt gescheitert sind. Aber der darin enthaltenen Anfrage an den Glauben muss man sich dennoch stellen. Denn wenn jene Kritiker des Himmels Recht hätten, wenn man sich zwischen der Liebe zum Diesseits und der Hoffnung auf das Jenseits entscheiden müsste – dann hätten wir wirklich ein Problem. Wir müssten dann entscheiden, ob wir loyale Bürger der Schöpfung oder lieber Kandidaten des Himmels sein wollten. Und wenn wir uns dann für den schönen, verheißenen Himmel entschieden, so hätten wir damit unserer von viel Elend gezeichneten Erde die Treue aufgekündigt. Wir handelten dann wie ein Mann, dem seine Ehefrau nicht mehr gefällt, weil sie durch Krankheiten, Ausschläge und Falten entstellt ist, und der – statt sich um die Gesundung seiner Frau zu bemühen – von der schönen Nachbarin träumt. Wir würden uns dann von unserer arg geschundenen Welt innerlich verabschieden, um sie gegen eine bessere, himmlische Welt einzutauschen. Und eine Himmelshoffnung **dieser** Art wäre in der Tat eine zweifelhafte, eine gegen Gottes Schöpfung gerichtete, die Zukunft dieser Schöpfung verneinende Hoffnung. Doch liegt hier ein Missverständnis vor, dem Heinrich Heine und seine Gesinnungsgenossen aufgesessen sind. Denn eine Alternative zwischen dieser Welt, der Schöpfung, und jener kommenden Welt, dem Himmel, gibt es im christlichen Glauben gerade **nicht**. Diese Erde ist **nicht** die von Krankheit entstellte Frau, und der Himmel ist **nicht** die schöne Nachbarin. Sondern beide sind dieselbe Person. Der Himmel ist nichts anderes als die durch Gottes mächtigen Zugriff gesundete Erde. Und darum ist auch der Him-

mel keine Alternative zur Schöpfung, sondern er ist die Zukunft der Schöpfung, an der unsere Toten schon heute teilhaben, an der aber einst auch alle übrige Kreatur teilhaben wird. Christen, das ist der entscheidende Punkt, erwarten keine andere Welt, sondern sie erwarten die Vollendung **dieser** Welt. Und wenn wir uns auf den Himmel freuen, heißt das nichts anderes, als dass wir an die Gesundheit dieser Welt glauben, weil Christus ihr Arzt ist. Den Himmel lieben heißt, die Vollendung dieser Erde ersehnen. Denn wer seine von Krankheit entstellte Frau liebt, der liebt ja auch nicht ihre Entstellung, sondern liebt gerade das, was der hässliche Augenschein verbirgt. Die Treue zu seiner Frau besteht darin, dass er sich nicht mit der Krankheit abfindet, sondern gegen den Augenschein fest an ihre Gesundheit glaubt. Eben so aber besteht die christliche Treue zur Schöpfung darin, dass wir nicht etwa nach einer anderen, attraktiveren Welt schießen wie nach einer schönen Nachbarin, sondern fest an die Gesundheit und Vollendung dieser Schöpfung glauben, die mit Gottes Reich anbrechen wird – mit jenem himmlischen Jerusalem, von dem Johannes spricht, in dem Gott die Tränen trocknet und das Krumme gerade macht. Es verhält sich also umgekehrt als die Kritiker meinen: Je treuer wir der Erde sind, umso ungeduldiger werden wir den Himmel ersehnen. Und wer das begreift, wird darin keine Verlegenheitsauskunft für Kinder und alte Leute finden, sondern ein ebenso erfreuliches wie zentrales Motiv des Glaubens. Denn mögen auch unsere Vorstellungen vom Himmel mangelhaft sein, so stehen doch fünf Dinge fest:

Wir werden im Himmel ganz bei Gott sein, ohne alle Furcht und Scham, beglückend nah an ihm, der Quelle des Lebens (1). Wir werden ganz bei denen sein, die wir lieben, und kein Missverstehen wird uns mehr trennen (2). Wir werden ganz bei uns selbst sein – werden nämlich die guten Menschen sein, die wir von Anfang an sein sollten und auf Erden nicht sein konnten (3). Was verkehrt war an dieser Welt (Blut, Schweiß und Tränen, Schuld, Schmerz und Tod) wird vergangen sein (4). Was aber gut war an dieser Welt, werden wir nicht vermissen, sondern die Essenz alles Guten, das wir auf Erden zu lieben lernten, wird sich im Himmel wiederfinden (5).

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Hölle und Verdammnis

Die Hölle ist ein biblisches Thema, über das selten gesprochen wird. Und noch seltener wird es in Predigten behandelt. Denn wer von der Hölle redet, wird allzu leicht missverstanden – so als wollte er anderen Angst einjagen. Die es hören finden aber, dass sie sich vor anderen Dingen schon genug fürchten. Und so wird ihre Abneigung, über die Hölle nachzudenken, sehr bald zu einer Abneigung gegen den, der sie damit behelligt. Aus dem verständlichen Wunsch, die Hölle zu meiden, vermeidet man es, sie zum Thema zu machen. Und so reden die Theologen lieber von etwas Erfreulichem. Denn was soll es auch bringen, den Teufel an die Wand zu malen? Wer ernst nimmt, was die Bibel über die Hölle sagt, muss sie wahrscheinlich nicht fürchten. Und wer es nicht ernst nimmt, lernt sie noch früh genug kennen. Die etwas von der Verdammnis wissen, sind vermutlich gläubige Leute, denen die Verdammnis nicht droht. Und die anderen, denen die Verdammnis wirklich droht, glauben sowieso nicht dran, bevor sie drinstecken. Die einen betrifft es nicht, weil sie das Evangelium kennen. Und die anderen interessiert es nicht, weil sie dem Evangelium nicht glauben. Was soll man also lange drüber reden?

1.

Schon die simple Frage, ob's die Hölle denn „gibt“, macht seltsam große Schwierigkeiten. Eigentlich müsste die Frage leicht zu klären sein, weil im Neuen Testament so viel von der Hölle geschrieben steht. Aber gerade die Theologen sind es, die sich von Gottes Wort nicht überzeugen lassen. Jesus redet zwar dauernd von der Hölle. Aber „Was weiß denn schon Jesus!“, scheine sie zu sagen. Allein im Matthäusevangelium spricht Gottes Sohn an sechs verschiedenen Stellen von der „Hölle“ (Mt 5,29; 5,30; 10,28; 11,23; 16,18; 23,15) und an zwei Stellen von der „Verdammnis“ (Mt 7,13; 23,33). Weiter spricht er zweimal von denen, die hinausgeworfen werden in die Finsternis, wo Heulen und Zähneklappern ist (Mt 8,11-12; 22,12-13) und auch noch zweimal von denen, die im Feuerofen landen (Mt 13,41-42; 13,49-50). Jesus redet von der Verdammnis der Heuchler und der unnützen Knechte (Mt 24,48-51; 25,27-30). Er lässt keinen Zweifel daran, dass die törichten Jungfrauen am Ende von der himmlischen Hochzeit ausgeschlossen bleiben (Mt 25,10-12). Und auch in der Rede vom Weltgericht über die Völker wird den Verfluchten gesagt, dass sie weggehen sollen in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln (Mt 25,41-42). „Aber, hey“, sagen moderne Theologen – „Wer ist denn schon Jesus? Was weiß der davon? Was bedeuten schon 16 Belege allein bei Matthäus?“ Im übrigen Neuen Testament kommen noch 20 weitere Stellen hinzu, die entweder von der Hölle reden oder vom nie verlöschenden Feuer, von der Verdammnis oder vom feurigen Pfuhl, der mit Schwefel brennt, von ewigem Verderben und dunkelster Finsternis (Mk 9,43; 9,45; 9,47-48; Lk 10,15; 12,5; 16,23-26; 2. Petr 2,4; Jak 3,6; Phil 3,19; 2. Thess 1,6-10; 2. Petr 2,1-17; Offb 1,18; 6,8; 17,8; 17,11; 19,20; 20,10; 20,14; 20,15; 21,8). „Aber was soll's, das ist ja nur Gottes Wort! Was versteht schon die Bibel davon, was wir aufgeklärten Geister nicht besser wüssten?“ So sehen sie nicht, was sie nicht sehen wollen – und alle Argumente sind vergebens. Denn ein Christ, der auf biblischem Boden steht, brauchte nicht 36 neutestamentliche Stellen, um von der Existenz der Hölle überzeugt zu sein. Und jene anderen würden es auch dann nicht glauben, wenn's 300-mal geschrieben stünde. Die werden vom Dasein der Hölle erst überzeugt sein, wenn sie den Check-In hinter sich haben und mit beiden Füßen drinstehen.

2.

„Aber, aber“, hört man da andere rufen, „ist unser Gott nicht ein Gott der Liebe? Wie passt denn dazu die Hölle? Ist das nicht der Inhalt des Evangeliums, dass Gott zu allen grenzenlos „lieb“ ist? Und folgt daraus nicht, dass alles Gerede vom Zorn Gottes und von den Höllenstrafen ein Irrtum sein muss – eine Drohkulisse, mit der die katholische Kirche Menschen erschrecken wollte, also bloß eine schlimme Erfindung des Mittelalters, mit der Luther zum Glück aufgeräumt hat?“ Nein, und dreimal „nein“. So populär das sein mag, und so menschenfreundlich es auch wirkt, ist es doch historisch und theologisch falsch. Denn die gute Botschaft des Neuen Testaments lautet keineswegs, dass es keine Hölle gäbe, sondern dass uns der Glaube die Hölle ersparen kann. Das Evangelium sagt nicht, dass es keine Strafen Gottes gäbe, sondern dass Christus sie stellvertretend für uns getragen hat. Da steht nicht, dass der Teufel nicht existierte, sondern dass er über Christen keine Macht hat. Da steht nicht geschrieben, dass Gott nicht zürnte, sondern dass man erfolgreich von seinem Zorn zu seiner Gnade fliehen kann. Und das ist nun mal eine völlig andere Botschaft, wenn ich erkläre, wie man einer realen Gefahr sicher entgehen kann, als wenn ich behaupte, es gäbe diese Gefahr gar nicht und habe sie auch nie gegeben. Dies Letztere ist nicht das Evangelium Jesu, sondern eine völlig andere Botschaft, die auch davon nicht richtiger wird, dass zahllose Kirchenvertreter sie lauthals verkünden. Man kann leicht zeigen, wie falsch sie ist! Aber will's denn jemand hören, der sich vor der Hölle nur sicher fühlt, wenn er glauben darf, es gäbe sie nicht?

3.

Viele Menschen wünschen sich und wollen um jeden Preis, dass die Bibel diesbezüglich Unrecht hat. Und so sagen sie dann: „Naja, auch wenn's geschrieben steht – das ist doch trotzdem gemein und übertrieben, wenn Gott zeitliche Sünden mit ewigen Strafen ahndet! Gerät Gott nicht in ein zweifelhaftes Licht, wenn er scheinbar an endlosen Qualen Freude hat?“ Mit erhobenem Zeigefinger ermahnen sie Gott, er solle doch etwas „humaner“ sein! Und damit verdrehen sie wiederum die Tatsachen. Denn tatsächlich landen die Verdammten nicht in der Hölle, weil Gott sie dort sehen wollte, sondern weil sie seine Einladung in den Himmel ausgeschlagen haben. Oder waren nicht genug Prediger unterwegs, die ihnen den Weg in den Himmel zeigen wollten? Haben sie das Evangelium etwa nicht hören können? Und hat dieses Evangelium nicht auch dem größten Sünder Vergebung in Aussicht gestellt, wenn er sich denn nur bekehren wollte? Wenn sie das aber hörten und lachend von sich wiesen – wer ist dann für die Folgen verantwortlich? Sie konnten der Bibel klar entnehmen, welche Folgen ihr Tun haben würde. Und der Hinweis auf Gottes Gnade stand auch gleich dabei. Vielen hat man die Gnade förmlich aufgedrängt und hinterhergetragen! Doch sie wollten das Geschenk nicht annehmen. Und so gesehen sind in der Hölle nur Freiwillige. Man hat ihnen den besseren Weg gewiesen, der direkt in den Himmel führt. Sie aber haben voller Spott das rettende Angebot ausgeschlagen. Trotz der freundlichen Einladung wollten sie nicht zu Gott kommen – jedenfalls nicht zu seinen Bedingungen! Und folglich sind sie nun freiwillig in der Hölle. Gott wollte sie da durchaus nicht sehen. Deshalb rief er ja zur Umkehr! Er erklärte, dass er sie verdammen müsse, wenn sie nicht umkehrten, und bekannte zugleich, dass er's nur ungern täte. Er bot ihnen eine tolle Alternative voller Nachsicht und Barmherzigkeit! Sie aber (als ob sie ihr Unglück suchten!) hielten an dem fest, was zum Unglück führt, und wurden damit zur Ursache ihrer eigenen Leiden, wie Richard Baxter das einmal treffend beschrieben hat. Angeblich wollten sie nicht in der Hölle brennen, taten aber trotzdem alles, was sie dahin bringen muss, und handelten damit so widersinnig, wie wenn einer sagte: „Ich schlucke zwar hier dieses Rattengift, aber dran sterben will ich nicht. Ich springe zwar kopfüber von der Spitze eines Turms,

aber das Genick brechen möchte ich keineswegs. Ich steche mir ein Messer ins Herz, würde aber doch gern am Leben bleiben. Ich lege Feuer in meinem eigenen Haus, aber wenn ich verbrenne, soll Gott schuld sein, weil er mich am Zündeln nicht gehindert hat." Ist das nicht absurd? Mir scheint, wer das Unrecht bejaht, aus dem gerechte Strafe folgt, der bejaht damit auch die Strafe. Würde er aber beizeiten gewarnt – ist es dann „unfair“ von dem Polizisten, oder „gemein“ von dem Richter, dass sie ihn seiner Strafe zuführen? Kann denn einer Tag für Tag den Weg gehen, den er sich ausgesucht hat, und dann, wenn sein Weg ihn an ein hässliches Ziel führt, darüber klagen, dieses hässliche Ziel habe er nicht erreichen wollen? Kann einer ins Wasser fallen, alle Stangen wegstoßen, die man ihm zur Rettung hält, und dann jammern, dass er ertrinken muss? Man hat doch den Eindruck, dass er's so will! Und gleiches gilt von jenen, die das Evangelium beiseite schieben, um weiter ungehindert der Verdammnis entgegenzugehen.

4.

Worin besteht dann aber ihre Qual? Und wie ist das so – in der Hölle? Es liegt mir fern, eine ungesunde Neugier zu befriedigen, wie das Gemälde vom Jüngsten Gericht manchmal tun. Die haben oft Lust am Schrecklichen und illustrieren die Hölle viel genauer, als es die Bibel für nötig hält. Soviel dürfte aber sicher sein, dass der Mensch nicht nur auf Erden, sondern auch in der Ewigkeit eine leib-seelische Ganzheit bildet – und dass dementsprechend auch die Leiden der Verdammten zugleich körperlicher und seelischer Art sind. Bei der Auferstehung zum Gericht werden die Seelen mit unvergänglichen Leibern verbunden. Und so werden die Freuden des Himmels ebenso eine körperliche Seite haben wie die Qualen der Hölle. Doch wie es nicht zuerst leibliche Genüsse sind, die den Himmel zum Himmel machen, sondern die beseligende Gemeinschaft mit Gott, so darf man annehmen, dass auch die Hölle nicht in erster Linie durch leibliche Entbehrungen zur Hölle wird, sondern durch das seelische Leid dessen, der sich von der beseligenden Gemeinschaft mit Gott ausgeschlossen weiß – und zugleich weiß, dass er sich selbst davon ausgeschlossen hat. An Feuer, Finsternis und Schmerz wird es nicht fehlen. Aber das eigentlich Quälende der Hölle dürfte doch sein, immer neu den Widerspruch zu erkennen, den ich als Sünder nicht nur denke, sondern der ich selbst „bin“. Und dieser innere Widerspruch wird es sein, der da peinigt: Weil in der Liebe Gottes alles liegt, was wir ersehnen, und wir sie doch nicht ertragen. Weil wir den Schöpfer verneinen, der uns bejaht hat, und wiederum das Böse bejahen, das uns zerstört. Weil wir die Tür selbst zugeschlagen haben, und es doch hassen, draußen zu stehen. Ja, weil jeder für sich ein Knoten ist, den er selbst nicht lösen kann, wir aber den Einzigen, der es gekonnt hätte, weit von uns stießen. In der Hölle ist der Mensch ein Irrender, der sehenden Auges seinen Irrtum nicht zugeben will, der durch falsches Beharren eben jenes Unglück verschuldet, das nun seine Identität ausmacht, und der auch nicht aufhören kann, als „Person-gewordenes-Unglück“ im Spiegel das eigene Unglück zu beschauen. Da hört man nicht auf, in Falschen zu beharren. Und das ist dann der eigentliche Grund, weshalb die Höllenqual nicht endet, dass sich der Sünder auch im Bewusstsein seiner Verkehrtheit doch weiter gegen Gott auflehnt. Er ist gar nicht so sehr Gottes oder des Teufels „Gefangener“, sondern kann selbst nicht von dem lassen, was ihn foltert. In törichtem Trotz will er seinen Eigenwillen gegen Gott behaupten. Er weiß zugleich, dass es ihm nie gelingen kann. Und so steckt er in diesem Widerspruch fest, der bloß darum ewig ist, weil er selbst ewig dran festhält. Das ist der „Wurm“, der an seinem Gewissen nagt, dass er sich mit seinem Eigensinn im Unrecht weiß und klar sieht, was das Ziel gewesen wäre: Er hat Gott verfehlt! Nun aber kann er Gott nicht mehr erreichen und kann ihn zugleich nicht loswerden, kann die Beziehung zu ihm nicht mehr heilen, wird aus dieser Beziehung aber auch nicht ent-

lassen, und müht sich so im Wissen um die Sinnlosigkeit aller Mühen. Er streitet mit Gott ohne je siegen zu können, und fühlt drückende Schuld ohne Hoffnung auf Vergebung. Er kann Gott ebensowenig akzeptieren wie loswerden – und verharnt unentrinnbar in seinem Missverhältnis zum Wahren und Guten. Alles, was er in der Hölle erlangen kann, erkennt er im selben Moment als wertlos. Und alles, was er als wertvoll erkennt, kann er in der Hölle nicht mehr erlangen. Während aber irdisches Leid durch die Gewissheit gemildert wird, dass der Tod es beendet, wird höllisches Leid dadurch verschärft, dass seine einzige Perspektive die Fortsetzung ist – als ewige Repetition eines Satzes, aus dem (nun!) nichts mehr zu lernen ist. Alle Illusionen sind dahingefallen, aber das nützt nichts mehr. Denn der Tod verewigt uns genau als die, die wir im Leben waren. So wird die Hölle nichts von dem Guten enthalten, das uns Freude schenkt, Licht oder Trost – sie wird aber alles enthalten, was uns bis zur Verzweiflung traurig macht und in Angst versetzt. Und nur die eine Ergänzung ist noch wichtig, dass wir uns diese Hölle selbst antun. Denn die „Theologia deutsch“ sagt völlig zu Recht, dass in der Hölle nichts anderes brennt als nur der verkehrte Eigenwille. Und hätte der Mensch bloß diesen seinen Willen nicht von Gott abgespaltenen und ihn damit dem Willen Gottes entgegengesetzt, so existierte auch keine Hölle. Denn anders zu wollen als Gott will, das ist recht eigentlich die Hölle selbst – wie umgekehrt die volle Übereinstimmung mit Gott der Himmel ist und unmittelbar in den Himmel versetzt. Ja, ein mit Gott entzweiter Mensch trüge die Hölle überall in sich selbst, auch wenn er sich im siebten Himmel befände, während man umgekehrt einen mit Gott versöhnten Menschen getrost in die Hölle verpflanzen könnte. Die würde ihm nicht schaden, denn er trüge Gottes Reich auch dort in sich und befände sich dementsprechend wohl.

5.

„Aber hat Gott denn kein Mitleid?“ Das ist der letzte Trumpf, der gezogen wird. Und natürlich wird die Frage mit einem Unterton der Empörung vorgebracht: „Sollte Gott nicht Mitleid haben mit denen in der Verdammnis? Und wenn sie auch falsch gelebt haben – muss er denn so nachtragend sein? Kann er nicht einfach akzeptieren, dass sie sich gegen ihn entschieden haben, und ihnen diese Freiheit lassen?“ Ja, das kann er – und tut es auch. Aber genau das ist ja das Problem! Denn nur weil Gott uns die Freiheit lässt, gegen ihn und fern von ihm sein zu können, nur darum gibt's die Hölle. Und solange Menschen ihre Freiheit auf so fatale Weise nutzen, sehe ich auch nicht, wie sie verschwinden könnte. Denn Gott selbst ist der Inbegriff und die Quelle des Guten, des Lichtes, der Wahrheit und der Liebe. Und wenn er respektiert, dass ein Mensch ihn ablehnt, erlaubt er ihm damit, seinen Standort in maximaler Entfernung einzunehmen – nämlich maximal entfernt von allem Licht, aller Wahrheit und aller Liebe. Und von alledem weit entfernt zu sein, eben das ist die Hölle. Denn die Strafe für die Trennung vom Guten ist nun mal, von allem Guten getrennt zu sein. Gott hat jede Menge Mitleid mit denen, die sich in diesen Zustand bringen. Darum lädt er ja alle zu sich ein und freut sich über jeden, der den Weg findet! Aber wäre das wirklich „Mitleid“, die Freiheit der Widerstrebenden zu brechen und sie an den Haaren in den Himmel zu zerren? Wäre das „Mitleid“ – und wäre es ihnen überhaupt recht –, wenn der Gott, dem sie ein Leben lang ausgewichen sind, ihnen nach dem Tod seine Nähe aufzwingen wollte? Sie wünschten sich immer von Gott befreit und „autonom“ zu sein – und sie durften das auch, so wie dem „verlorenen Sohn“ erlaubt wurde, in der Fremde verloren zu gehen. Aber von Gott befreit zu sein heißt nun mal, von allem Guten befreit zu sein. Und das ist „Hölle“. Warum fordert man also „Mitleid“? In maximaler Entfernung von Gott bekommt der Sünder seinen Willen. Er wird von Gottes Liebe nicht weiter belästigt. Und da er haltlos sein wollte, darf er nun so tief fallen, wie er mag. Aber wenn's das

war, was er wünschte – wie kann man dann sagen, Gott habe kein Mitleid? Will so ein Mensch denn bloß seine Freiheit, nicht aber ihre Konsequenzen? Erwartet er, er könnte Dummes tun, ohne hinterher „dumm dazustehen“? Wenn ihm aber die Regeln, die im Himmel gelten, sowieso nicht gefallen – warum jammert er dann, er dürfte nicht hinein? Gott hätte ihm gern einen Platz reserviert. Aber er hat nicht gewollt. Und jetzt, nachdem sich das Zeitfenster für Entscheidungen geschlossen hat, jetzt heißt es, Gott habe kein Mitleid? Weil Gott respektiert, was einer aus seiner Freiheit macht, soll er nun gemein sein? Und dass er die Widerstrebenden nicht zwangsbeglückt, macht man ihm zum Vorwurf? Das verstehe, wer will. Ich versteh's nicht. Und so wünschte ich zwar allen Betroffenen, sie dürften, statt in der Hölle zu sein, einfach gar nicht mehr sein. Aber dass Gott ihnen Unrecht täte, lasse ich nicht gelten. Denn er verneint nur jene, die ihn verneinen. Und das kann man ihm kaum zum Vorwurf machen. Gott weiß, was er tut – auch in dieser Hinsicht. Wir Christen sollen uns deswegen aber nicht vor der Hölle fürchten. Sondern wir dürfen jenem Mann nachsprechen, der fröhlich sagte: „**Ich bin mit Himmel versorgt**“ (H. Müller). Um Christi willen sind wir als Christen „mit Himmel versorgt“ – und die Hölle geht uns nichts an. Denn Christus kam, auf dass sie uns nicht weiter kümmern müsse. Gott sei Dank bleibt er Sieger! Und so wollen wir auf ein Problem, das er längst für uns gelöst hat, keinen weiteren Gedanken verschwenden.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ewiges Leben und Reich Gottes

Zu Ostern erinnern wir uns an die Auferstehung Jesu Christi, die zeitlich hinter uns liegt. Aber damit unlöslich verbunden ist die Erwartung unserer eigenen Auferstehung, die zeitlich noch vor uns liegt. Denn Christus ist damals nicht bloß auferstanden, um seinen Tod zu überwinden, sondern um dabei zugleich unseren Tod zu überwinden. Auferstehend hat er den Weg gebahnt, den auch wir gehen werden. Was läge also näher, als einen Blick zu riskieren auf diesen Weg, und auf die Zukunft, die uns erwartet? Jesus sagt, er sei uns vorausgegangen, um uns die Stätte zu bereiten, wo wir Anteil haben werden an seiner und des Vaters Herrlichkeit. Wie aber sollen wir uns das vorstellen? Darf ich mal eine Vorschau geben?

Der erste Schritt ist selbstverständlich, dass wir **sterben** und den Weg in die Erde finden. Dass uns davor bange ist, weil das Sterben mit Schmerzen und mit Ängsten verbunden sein kann, ist nur natürlich. Es hat ja auch keiner Gelegenheit, das Sterben zu üben. Aber gelungen ist es noch jedem. Und leichter darf es uns werden durch die Zusage, die wir haben, dass wir nicht in der Erde landen wie nutzlos Verlorenes und Vergessenes, sondern dass wir auf Gottes Acker ausgesät werden wie Samenkörner, die dort keineswegs bloß verrotten, sondern **keimen** auf eine wunderbare Ernte hin. Der alte Mensch an uns soll untergehen, um dem neuen Menschen Platz zu machen! Das Unvollkommene vergeht, damit Vollkommenes auferstehen kann! Und in der Zeit bis zur Auferstehung werden wir uns auch nicht langweilen, denn ganz gleich, wieviel Zeit bis zum Jüngsten Tag vergeht, wird es uns doch vorkommen, als hätten wir gerade eine Viertelstündchen geschlafen. Wenn dann die Posaunen zur Auferstehung rufen, werden sich unsere Gräber auftun und auf unvorstellbare Weise wird Gott unseren Leibern ein neues Leben verleihen, wie er es auch Christus verlieh am Ostermorgen.

Inwieweit dabei auf die Stoffe zurückgegriffen wird, die heute unseren Körper bilden, kann niemand genau sagen. Aber wenn der Allmächtige diese Materie gebrauchen **will**, wird er gewiss keine Probleme haben, sie zu finden. Entscheidend ist nur, dass kein **anderer** Leib aufersteht als eben dieser, der des Recyclings gewürdigt wird. Bei allen Wandlungen, die vorgehen, werden wir dennoch **mit uns identisch** bleiben. Und auch das ist wichtig: Was aufersteht wird **leiblich** sein und nicht bloß geistig oder seelisch. Paulus sagt: *„Es wird gesät ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib.“* Wenn wir uns aber unter diesem **geistlichen Leib** wenig vorstellen können, so ist doch klar, **dass** er irgendwie stofflich sein wird, **dass** er anknüpft an unseren alten Leib, und **dass** er weit vollkommener sein wird als der alte, weil der Leib der Auferstehung keine Gebrechen oder Krankheiten kennt. Als neue Menschen sind wir schließlich für die Ewigkeit gemacht! Ob wir aber viel Zeit haben, über die verbesserte Neuauflage unserer Person zu staunen, weiß ich nicht. Denn es wird wohl unmittelbar das Jüngste Gericht folgen. An dem kommt keiner vorbei – und keiner kann sich entziehen. Doch als Christen werden wir dort eigentlich nur bestätigt finden, was uns schon auf Erden klar war: Wir **alle** werden mit unseren Taten konfrontiert – und bei **keinem** ergibt sich eine befriedigende Bilanz. **Diejenigen** aber, die sich hinter Christus in Deckung bringen und sich auf sein stellvertretendes Tun berufen, werden um seinetwillen freigesprochen. Wer seine Sündenlast **anerkennt**, sie schleunigst an Christus **abgibt**, und sich im Austausch dafür Christi Gerechtigkeit **schenken lässt**, der erlebt im Jüngsten Gericht eigentlich nur, dass sich im Himmel verehrt, was ihm schon zeitlich geschenkt war. Die Barmherzigkeit Gottes, die wir hier schon glauben, werden wir dort schauen. Und dann? Wenn wir einigermaßen **beschämt** und doch maßlos **erleichtert** aus dem Gericht hervorgehen – was kommt dann?

Die Bibel scheut sich nicht, von der Ewigkeit **anschauliche** Bilder zu zeichnen. Und das ist auch

konsequent. Denn wenn der auferstandene Jesus **kein** immaterielles Gespenst war, sondern durchaus angefasst werden konnte, und wenn auch unsere neuen Leiber gleich **seinem** auf irgendeine Weise stofflich sein werden, dann gehört dazu auch ein Himmel mit **Substanz**. Die Bibel spricht ausdrücklich von einem **neuen** Himmel und einer **neuen** Erde. Sie meint damit aber keineswegs eine **andere** Schöpfung als diese, sondern meint die vollendete Form **dieser** Schöpfung, die sich zur alten Erde wohl etwa so verhalten wird, wie unser Auferstehungsleib zum irdischen Leib. Gott hält seiner Schöpfung die Treue, indem er sie reinigt, runderneuert und vollendet. Und genau wie er **uns** nach Geist und Leib die Treue hält, so gönnt er auch **der alten Erde** ein großes Comeback. Weil dabei aber alles bewahrt bleibt, was an dieser Welt gut war, und nur das Schlechte fehlt, bin ich ziemlich sicher, dass die Ewigkeit nicht bloß nach Weihrauch duftet, sondern auch nach frischer Erde, nach Frühlingsregen und Meeresbrise. „Herrlichkeit“ wird ein viel zu kleines Wort sein für das, was es dort zu sehen gibt! Bunt und lebendig wird es zugehen! Wahrheit und Klarheit werden herrschen! Wenn Jesus aber von himmlischen Wohnungen redet, die er im Hause des Vaters für seine Jünger vorbereitet, dann werden diese Wohnungen sicher ein Teil des himmlischen Jerusalems sein. Denn dass Gott bei den Seinen ist, und die Seinen bei Gott, dass bringt die Bibel in das Bild einer von Licht durchfluteten himmlischen Stadt, die aus Gold, Edelsteinen und Perlen erbaut ist und zwölf Tore hat, bewacht von zwölf Engeln, die aber keinen Tempel braucht, weil Gott selbst ihr Tempel ist, und die auch keine Sonne kennt, weil Gott selbst ihre Sonne ist, die aber durchflossen wird von Strömen lebendigen Wassers und voller Bäume ist, die herrliche Früchte tragen, in der jedoch weit und breit nichts Verfluchtes zu finden ist, nichts Unreines, kein Gräuel und keine Lüge. Denn von alledem, was uns **hier** das Leben verbittert und verleidet, wird die himmlische Stadt gereinigt sein: **„Gott wird abwischen alle Tränen von unseren Augen und der Tod wird nicht mehr sein noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein denn das Erste ist vergangen.“** Als Bewohner des himmlischen Jerusalems sind wir angetan mit weißen Gewändern, denn wir haben unsere Kleider hell gewaschen im Blut des Lammes. Und keiner ist dort, der nicht geheiligt, entsühnt und befreit wäre durch das stellvertretende Leiden Christi. Wenn's dort aber auch Tiere gibt, woran ich gar nicht zweifle, dann wird der himmlische Friede an ihrem Miteinander abzulesen sein, weil Wolf und Schaf beieinander wohnen, weil der Löwe Stroh frisst wie das Rind, und kleine Kinder mit Schlangen spielen, ohne dass irgendwer zu Schaden käme. Wir dürfen uns das ruhig paradiesisch vorstellen und handfest! Wendet aber jemand ein, dass wir dabei allzu irdische Vorstellungsmuster auf den Himmel übertragen, so können wir das ganz gelassen zugeben, **weil's** die Bibel nicht anders macht, **weil** wir um das Ungenügen unserer Vorstellungen durchaus wissen und selbst damit rechnen, dass der Himmel diese Vorstellungen bei Weitem überbietet und übertreffen wird: **„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild“** sagt das Neue Testament ja selbst, **„dann aber von Angesicht zu Angesicht.“** Jetzt erkennen wir stückweise, dann aber werden wir erkennen, wie wir erkannt sind. Richtig bleibt an dem Einwand allerdings, dass wir uns das Leben nach der Auferstehung nicht all zu sehr in Kategorien des Konsums und der Zerstreung vorstellen sollten. Denn das Herrliche am Himmel wird nicht sein, dass **alle irdischen** Bedürfnisse gestillt werden, sondern dass **das eine**, zentrale Bedürfnis nach ungestörter **Gemeinschaft mit Gott** gestillt wird. Wir werden uns im Himmel nicht vorwiegend miteinander beschäftigen, und auch nicht mit den läppischen Vergnügungen, mit denen wir uns hier auf Erden trösten, sondern wir werden **auf Gott** konzentriert sein. Nicht **irgendwas** wird uns beglücken, sondern **seine Nähe** wird uns beglücken. Und an einen anderen Genuss als diesen werden wir wohl nicht einmal denken. Denn in der Gemeinschaft mit Gott werden unsere Gedanken nicht unruhig umherschweifen zu diesem oder jenem Vergangenen, sondern die Erkenntnis Gottes wird uns

innerlich füllen und beseligen. Wir werden Gott verstehen, den wir in diesem Leben so oft nicht verstanden. Wir werden sein Angesicht sehen, das uns jetzt noch verborgen ist. Und wir werden ohne jeden inneren Widerstand dasselbe wollen, was Gott will. Ja, Augustin sagt, wenn Gott alles in allen sein wird, dann werden wir Gottes **voll** sein. Und das Unglück unseres jetzigen Lebens, das hauptsächlich darin besteht, in schuldhafter und törichter Weise von Gott getrennt zu sein, ist dann überwunden und vergessen. Wir sind dann ganz in Gott und ganz von ihm umfassen, nichts steht mehr zwischen ihm und uns, keine Scham, keine Schuld, kein Misstrauen. Und wenn wir als Geschöpf auch vom Schöpfer unterschieden bleiben und nie mit ihm identisch werden, so werden wir doch in keiner Weise mehr von ihm getrennt sein.

Der Himmel besteht also **nicht** darin, dass wir dies und jenes schauen und genießen im Sinne eines Schlaraffenlandes, **sondern** dass wir Gott schauen und Gott genießen. Die Seligkeit der Seligen besteht darin, mit Gott innig verbunden zu sein. Und diese Verbundenheit wird nicht gestört durch Zurückliegendes. Denn wer auf Erden etwas verloren hat um Christi willen, der findet sich durch die Gemeinschaft Gottes hundertfach entschädigt. Und wer in der Zeit gelitten hat, wird feststellen, dass diese Leiden nicht mehr ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart wird. Die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, die sind dann satt. Und die Barmherzigen haben Barmherzigkeit erlangt. Die Sanftmütigen besitzen das neue Erdreich. Die Verfolgten haben in Gott Ruhe gefunden. Und die Friedfertigen freuen sich ohne Ende, weil sich im Himmel der Streit erübrigt, der manchmal auf Erden nötig war. Denn dann haben sich gebeugt aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen, dass Jesus Christus der Herr ist.

Die **Hoffnung** hat dann aufgehört, weil sich längst alles erfüllte, was Gott versprochen hat. Und das **Predigen** hat aufgehört, weil die Erkenntnis Gottes ohnehin alles überflutet. **Fragen und Zweifel** haben aufgehört, weil alle Bescheid wissen. Und nur die **Liebe** hört niemals auf, weil sie bleibt in Ewigkeit. Während wir aber lieben und loben, schauen und staunen, werden wir auch **essen und trinken**. Denn das ist das Bild, das uns Jesus am häufigsten vor Augen stellt. Wenn er mit seinen Jüngern über das Reich Gottes redet, schildert er es bevorzugt als ein Freudenmahl, als großes Fest oder Hochzeitsfeier. Und Jesus redet dabei ganz unbefangen vom **Wein**, der getrunken wird, und von festlichen **Gewändern**, redet auch vom **Essen** an Gottes Tisch und von fröhlicher **Gemeinschaft**. Da werden Angehörige **aller** Völker versammelt sein, die zusammengeströmt sind aus aller Herren Länder, und werden zusammen das auserwählte Geschlecht sein und die königliche Priesterschaft, und die Gerechten werden leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich...

Man könnte noch Vieles aus der Schrift zusammentragen. Entscheidend ist aber nicht die Vollständigkeit der Beschreibung. Sondern entscheidend ist, dass wir das Gesagte **ganz ernst und persönlich** nehmen und es keinesfalls unter die schönen Träume rechnen. Denn was ich geschildert habe, ist nichts anderes als unsere Zukunft, die genau so sicher kommt, wie unser Tod, und die genauso ernst genommen werden will. Denn Gott hat es sich viel kosten lassen, uns diese Perspektive zu eröffnen. Und er wusste, dass wir der Bedrängnis eines Christenlebens ohne diese Perspektive nicht standhalten könnten. Darum sagt er's uns so deutlich und will, dass wir's hören. Denn er hat wahrlich Besseres mit uns vor, als uns bloß ein Grab zu bereiten. Er wird uns aus unseren Gräbern wieder auferwecken, so wie er es mit seinem Sohn getan hat. Und auf den fulminanten Abschluss, den Gott damit unserer kläglichen Lebensgeschichte geben wird, dürfen wir uns von Herzen freuen. Denn wenn wir durch die Taufe und den Glauben eins geworden sind mit Christus und ihm gleich geworden sind in seinem Tod, werden wir ihm auch gleich sein in der Auferstehung. Und für dieses schöne Ziel lohnt es sich, ein lumpiges Erdenleben zu investieren! Denn hier sind wir nur kurz und dort ganz lang. Ja:

Wenn die Ärzte abwinken, und die Welt uns am Ende glaubt, dann werden **wir** erst am Anfang stehen und dürfen in der Überzeugung Abschied nehmen, dass das Beste noch kommt!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ein zusammenfassendes Bekenntnis

Ich erkenne und bekenne, dass ich in Gottes Gegenwart, unter seinen Augen und von seiner Gnade lebe. Er ist die alles bestimmende Wirklichkeit. Er übersteigt bei weitem, was ein Mensch zu denken vermag. Und obwohl er immer ein und derselbe ist, begegnet er seinen Geschöpfen doch dreifach, als Vater, als Sohn und als Heiliger Geist.

Gemessen an seiner Lebendigkeit sind alle tot. Gemessen an seiner Weisheit ist jeder töricht. Gemessen an seiner Unendlichkeit ist es überall eng. Gott war immer und wird immer sein. Für ihn gibt es kein zu früh und kein zu spät. Denn in seiner Ewigkeit ist er aller Zeit enthoben. Das Vergangene ist ihm genauso gegenwärtig wie das Zukünftige. Und ohne ihn geschieht nichts, was geschieht. Denn niemand widersteht seiner Vorsehung oder bringt seine Pläne zu Fall.

Gott ist in allem, alles ist in ihm und nichts ist außerhalb von ihm, denn er ist nirgends nicht. Was Gott will, das kann er auch. Und zu allem hat er das Recht. Denn sein Wille allein ist Maßstab und Norm des Guten. Gott unterliegt keinem Urteil und schuldet niemandem Rechenschaft. Er schaut aber in jedes Herz und nichts ist vor ihm verborgen.

Gott liebt seine Geschöpfe. Er hasst aber das Böse, durch das sie sich selbst ins Verderben stürzen. Für alle, die zu ihm flüchten, ist er ein Fels und eine feste Burg. Für seine Feinde aber ein Abgrund und ein verzehrendes Feuer. Gott bleibt stets frei, zu erwählen und zu verwerfen, denn er ist an nichts gebunden als nur an sein eigenes Wort. Alles aber, was nicht Gott ist, ist zu seinem Dienst bestimmt.

Ich erkenne und bekenne, dass der Mensch nichts von Gott weiß, als nur, was Gott ihn wissen lässt. Er ist nur dort zu greifen, wo er begriffen werden will, und kann nur auf dem Weg gefunden werden, den er selbst in Christus gewiesen hat. Er, der Himmel und Erde erfüllt, ist ein verborgener Gott. Doch hat er sich seinen Geschöpfen offenbart und davon Zeugnis gegeben in der Heiligen Schrift, die durch Gottes Geist eingegeben von Menschen niedergeschrieben wurde.

So begegnet Gott dem Menschen zwar nicht nur in Jesus Christus. Aber er begegnet ihm nur in Christus so, dass er seinen Schöpfer begreifen und mit ihm versöhnt werden kann. Die Heilige Schrift ist das einzige Medium, das uns mit Gottes geschichtlicher Offenbarung in Christus verbindet. Sie ist darum der Maßstab, an dem sich christliches Leben und kirchliche Lehre messen lassen müssen. Die Heilige Schrift ist klar, zuverlässig und verbindlich in allen Fragen des Glaubens und des Lebens. Zur Auslegung taugt aber nur, wer sich ihrer Autorität unterordnet. Denn nicht der Mensch richtet über Gottes Wort, sondern Gottes Wort richtet über ihn.

Ich erkenne und bekenne, dass kein Ding dieser Welt sich selbst hervorbringt. Auch ich selbst habe es nicht getan, sondern habe (wie die Welt insgesamt) den Grund meines Daseins in Gott. Denn die in Natur und Geschichte wirkenden Kräfte sind Gottes Kräfte, sind seine Werkzeuge, Mittel und Masken. Gott selbst ist kein Seiendes, sondern der Grund allen Seins. Alle Geschöpfe aber sind nur in dem Maße wirklich, wie er ihnen aus seiner eigenen Kraft und Fülle Wirklichkeit verleiht.

Niemandem widerfährt etwas anderes als nur, was Gott ihm zumutet oder gönnt. Darum hat es der Mensch immer und überall mit ihm zu tun. Weil aber er, der uns nichts schuldet, doch einen jeden beschenkt und begnadet mit Lebenszeit, Gesundheit, Kraft und Vernunft, ihn auch täglich erhält, ernährt und führt, wäre es recht und billig, dass der Mensch ihm fröhlich

folgte und gehorsam wäre, seine Weisungen und Ordnungen respektierte und die ihm von Gott anvertrauten Gaben nie anders als im Sinne des Gebers nutzte.

Ich erkenne und bekenne, dass ich – gleich allen Menschen – meine gottgewollte Bestimmung ganz und gar verfehle. Gott hat den Menschen freundlich dazu berufen, sein geliebtes Kind und Ebenbild zu sein. Der Mensch sollte ihm ganz entsprechen, wie der Siegelabdruck dem Siegelring. Er sollte empfangen, wo Gott schenkt, sollte hören, wo Gott redet, und folgen, wo Gott ruft. Doch hat der Mensch seinem Schöpfer den Rücken zugekehrt, um sich in die Gier und in die Sorge dieser Welt zu verstricken.

Der Mensch nimmt seinen Willen wichtiger als Gottes Gebote. Er schreibt sich als Verdienst zu, was Gottes Geschenk und Gabe ist. Auch in seinen besten Taten sucht er den eigenen Vorteil und die eigene Ehre. Aus eigenem Antrieb liebt er aber weder Gott noch seinen Nächsten, sondern wendet sich ihnen nur zu, wenn er sich davon Genuss oder Nutzen verspricht.

Da der Mensch so beharrlich sündigt in Gedanken, Worten und Werken, hat Gott guten Grund, jeden Einzelnen in das Nichts zurückzustößen, aus dem er ihn gerufen hat. Gottes Zorn ist gerecht, denn es ist der Wider-Wille des Schöpfers gegen das Böse, das seine Schöpfung zu zersetzen droht. Ich bitte ihn darum auch nicht, meine Sünde zu dulden – Gott wird gerade wegen seiner Güte allezeit ein Feind des Bösen bleiben. Ich bitte ihn vielmehr, meine Sünde von meiner Person zu unterscheiden, meine Sünde zu verwerfen, meine Person aber anzunehmen – um Christi willen.

Ich erkenne und bekenne, dass Jesus Christus, Gottes Sohn, mit dem Vater und dem Heiligen Geist gleichen Wesens, gleicher Würde und gleichen Willens ist. Nicht ein Volk, eine Familie oder die Geschichte haben Christus hervorgebracht, sondern der Vater hat ihn gesandt, damit er dem Teufel zum Teufel und der Menschheit zum Erlöser würde.

Gott wollte seine Geschöpfe nicht dem Verderben überlassen, sondern wurde Mensch, um der Sünder Not zu seiner Not zu machen, um am Kreuz ihre Schuld zu tragen, um ihren Tod zu sterben und ihnen damit Freiheit zu schenken. In Jesus Christus hat Gott selbst seinen Kopf hingehalten und mit seinem eigenen Leib den Schlag abgefangen, der die Schuldigen hätte treffen müssen. Er trug unseren Fluch, um uns zu segnen, er wurde arm, um uns reich zu machen, er ging für uns durch die Hölle und überwand den Tod, um uns einen Weg ins Leben zu bahnen.

Christus zahlte den höchst denkbaren Preis, um auch mich freizukaufen, und ist mein Herr geworden, um mit mir seine Gerechtigkeit, Heiligkeit und Lebendigkeit zu teilen. Ich aber will nie von ihm geschieden sein und will auch nicht mehr versuchen, für mich selbst gerade zu stehen. Vielmehr lasse ich Christus meinen Rechtsanwalt und Verteidiger sein, rühme mich nicht vermeintlicher Verdienste, sondern rühme mich allein Christi und seiner Gnade. Er legt allen Glaubenden den Mantel seiner Gerechtigkeit um die Schultern, bedeckt damit ihre Schande, leiht ihnen seine Identität und rettet ihnen den Hals, denn Gott hält ihnen zugute, was (nicht sie, sondern) Christus für sie getan hat.

Ich erkenne und bekenne, dass Gott sich durch den Heiligen Geist der Sünder annimmt, weil ohne seinen Beistand unser Wille gelähmt, unsere Vernunft umnachtet, unser Gewissen stumpf und unser Herz vergiftet ist. Wo aber Gott einen Menschen durch seinen Geist reinigt und tröstet, heiligt, erneuert und erleuchtet, da wirkt er in ihm den Glauben, ertränkt in der Taufe, was von Adams Art war, und erweckt zum Leben, was zu Christus gehört. Der Heilige Geist lehrt mich und alle Glaubenden, Gottes strenges Urteil (im Gesetz) genauso gehorsam anzunehmen wie Gottes gnädiges Urteil (im Evangelium) und beide Urteile uneingeschränkt

gelten zu lassen. Der Heilige Geist befreit mich und alle Glaubenden von dem Wahn, selbst tun zu müssen, was Christus für uns getan hat. Und er vertritt uns vor Gott, wie es Gott gefällt. Er lehrt uns, nicht länger in der Welt zu suchen, was nur bei Gott zu finden ist. Er hilft uns, unsere Mitmenschen mit Gottes Augen zu sehen. Und er gibt uns den Mut zu einem widerständigen Leben, das sich nicht nach den Regeln der gegebenen, sondern der kommenden Welt richtet.

Als Christ muss ich nicht glänzen, sondern kann mir daran genügen lassen, in dem Licht zu stehen, das von Christus ausgeht. Ich finde den Sinn meines Lebens darin, die eigene Rolle in Gottes Plan zu erkennen und auszufüllen. Und ich strebe vorbehaltlos nach Wahrheit. Denn wer den wahren Grund aller Wirklichkeit sucht, kann letztlich nichts anderes finden als Gott.

Ich erkenne und bekenne, dass Gott die Seinen nicht zu Einzelkämpfern machen wollte, sondern sie zur Gemeinschaft seiner Kirche verbunden hat. Wie die Glieder und die Amtsträger dieser Kirche nicht vollkommen sind, so bin auch ich es nicht. Aber wie eine klebrige Auster kostbar wird durch die Perle in ihr, so wird die Kirche geheiligt durch das Evangelium, das sie durch die Jahrhunderte trägt. Solange sie ein Gefäß ist, das diesen Schatz treu bewahrt, verdient sie, um seineswillen geliebt zu werden.

Weil Gottes Torheit klüger ist als die Weisheit der Menschen, will ich nicht weise sein aus mir selbst, sondern nur durch Gottes Geist. Ich will nichts mehr anders sehen als nur im Licht christlicher Wahrheit. Und täglich will ich danach streben, (meiner Lebensführung nach) so gerecht zu werden, wie ich es (Gottes barmherzigem Urteil nach) schon bin.

Mit allen Christen gemeinsam will ich ein Schüler der Heiligen Schrift bleiben, will die Gemeinschaft der Gläubigen suchen, will meiner Taufe würdig leben und mich am Abendmahl stärken, weil ich in und mit dem Brot und dem Wein Christi Leib und Blut empfangen. Als Christ will ich nicht mehr mir selbst dienen, sondern stelle mich Gott zur Verfügung. Er vergebe mir, was ich war, er nehme mich, wie ich bin, und mache mich, wie er mich haben will!

Ich erkenne und bekenne, dass Gott tut, was er sagt, und kann, was er will. Darum wird einst aller Widerstand weichen, und alle Knie werden sich beugen vor unserem Gott, der kommen wird, um zu vernichten, was nicht sein soll, um gerade zu richten, was krumm ist, und aufzurichten, was am Boden liegt. Wenn dann Gottes Wege zum Ziel gelangen und sein Schöpfungswerk sich vollendet, kommt auch das verborgenste Unrecht ans Licht, alle Verheißungen werden erfüllt und alle Rätsel gelöst. Die Toten werden auferstehen, die Täter werden mit ihrer Schuld konfrontiert, und jedem Geschöpf widerfährt Gerechtigkeit.

Weil aber die, die zu Christus gehören, nicht bekommen, was sie verdienen, sondern um Christi willen die Gnade erfahren, die sie brauchen, darum will ich den Jüngsten Tag nicht fürchten, sondern voller Sehnsucht erwarten.

Es vergehe diese alte, kranke Welt!

Es komme aber der Herr!

Amen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Nachwort über „moderne“ Theologie

Ich werde manchmal gefragt, warum ich keine „moderne“ Theologie vertrete. Denn viele Kollegen geben sich ja „liberal“, „undogmatisch“ und „bibelkritisch“. Sie berufen sich auf „neuere Entwicklungen“ in der Theologie und sagen, man müsse „mit der Zeit gehen“. Weil die Zeit aber den Wandel verlangt, finden sie im Glaubensbekenntnis kein einziges Wort, das sie nicht anzweifeln, uminterpretieren oder neu auslegen müssten...

Und warum folge ich diesem Trend nicht? Bin ich ein Ignorant, der die Zeichen der Zeit nicht erkannt hat, und darum den Fortschritt verpasst? So einfach ist es wohl nicht. Denn die geistesgeschichtlichen Entwicklungen, die zur derzeit herrschenden Theologie geführt haben, sind mir durchaus geläufig und ich kenne ihre Propheten. Nur kann ich ihre Voraussetzungen nicht teilen – und will das gern erklären, wenn man mir erlaubt, ein wenig auszuholen. Das Projekt der herrschenden „liberalen Theologie“ besteht nämlich darin, den christlichen Glauben mit dem neuzeitlichen Denken zu verheiraten. Und ich behaupte, dass diese Ehe nicht funktionieren kann, wenn nicht entweder die Braut oder der Bräutigam eine grundlegende Veränderung durchmachen...

Doch beginnen wir mit den Denkvoraussetzungen der Neuzeit, die der Philosoph Rene Descartes als erster klar formuliert hat. Descartes meinte, dass man Irrtümer am ehesten vermeidet, wenn man zunächst alles radikal bezweifelt und dann den Ausgangspunkt des Erkennens nur bei dem nimmt, was ganz gewiss ist. Was aber ist so gewiss und evident, dass es niemand sinnvoll bezweifeln kann? Descartes meinte, es sei das zweifelnde Subjekt selbst – also das „Ich“ des Denkenden, der zumindest daran nicht zweifeln kann, dass er sich mit Zweifeln herumschlägt (dass da also „etwas“ denkt), und demnach das, was denkt, auch „da“ sein muss. Es gäbe kein Problem mit der Erkenntnis, wenn niemand da wäre, der das Problem hat! Wenn ich das Problem aber habe, kann ich zumindest am eigenen Dasein nicht mehr zweifeln. Ich denke, also bin ich. Dessen ist sich der Philosoph gewiss. Und von dieser Gewissheit nimmt alle weitere Erkenntnis ihren Ausgang. Seiner selbst ist sich Descartes sicher. In dem Punkt meint er, festen Boden unter den Füßen zu haben. Und alles weitere, was er sonst noch als „wahr“ und „wirklich“ ansieht, verdankt dies dem denkenden Subjekt, das den Dingen nach kritischer Prüfung Wahrheit und Wirklichkeit zuerkennt. Entscheidend „neuzeitlich“ ist die Perspektive, die der Philosoph dabei einnimmt. Er ist zunächst nur seiner selbst sicher. Er traut allein seinem eigenen Urteilsvermögen. Und erst im zweiten Schritt traut er dann auch den Dingen und den Überzeugungen, die vor seinem Urteilsvermögen Bestand haben. Abgesehen vom Denkenden selbst ist die Geltung aller Dinge von seinem Urteil abgeleitet. Und weil wir selbst Kinder der Neuzeit sind, kommt uns dieser Ansatz auch ganz selbstverständlich und natürlich vor.

Das Wertvolle gelangt für mich nur in den Status des Wertvollen, wenn ich es als „wertvoll“ anerkenne. Das Wahre werde ich nur als wahr ansehen, wenn ich es vor dem Forum meiner Vernunft als „wahr“ beurteilt habe. Und das Schöne würde ich nicht schön nennen, wenn ich es nicht selbst „schön“ fände. Wer dem neuzeitlichen Ansatz folgt, hat keine andere Wahl, als bei sich selbst anzufangen und alles weitere an dem Maßstab zu messen, der er selbst ist. Sein kritischer Sinn ist schließlich das einzige Werkzeug, dem er traut! Und als aufgeklärter Mensch würde er sich schämen, etwas für wahr zu halten, das er nicht mit dem eigenen Verstand geprüft hat. Wenn alles dem Zweifel unterliegt, kann es keine andere Autorität geben als die, die ich durch meinen Vernunftbesitz selbst bin. Und ich schulde es dann auch mir selbst als vernunftbegabtem Wesen, mich im Gebrauch meiner Vernunft nicht von anderen bestimmen oder leiten zu lassen. Denn das denkende Subjekt versteht sich als „autonom“ in dem Sinne,

dass es keinem anderen Gesetz unterliegt als nur dem, das ihm selbst innewohnt. Und das ist nun mal die menschliche Vernunft – oder das was der Einzelne dafür hält...

Zweifellos hat diese Denkungsart großes kritisches Potential. Und mit ihrer Hilfe konnte tatsächlich viel Unsinniges entlarvt und überwunden werden. Sie erlaubte den Untertanen den absolutistischen Staat zu hinterfragen. Und sie half verängstigten Völkern ihren Aberglauben abzulegen. Sie befreite die Wissenschaft von Denkverboten und revolutionierte soziale Systeme. Denn in der Neuzeit herrscht der Grundsatz, dass nichts gilt, dessen Geltung sich nicht begründen lässt. Nur die Ordnung ist als legitim anzusehen, die ihre Legitimität nachweist und in kritischer Prüfung bewährt. Das ist ein kraftvolles Werkzeug, mit dem sich viele Ketten sprengen lassen!

Aber die Sache hat auch einen Haken. Denn dass unser menschliches Urteilsvermögen der ihm zugewiesenen Aufgabe überhaupt gewachsen ist, wird bei alledem mehr vorausgesetzt als bewiesen. Das Subjekt schüttelt die anderen Autoritäten nur ab, indem es sich selbst zur obersten Autorität erhebt. Es gewinnt Freiheit nur durch völlige Bindung an sich selbst. Es zieht alle Macht an sich, wird zum Gesetzgeber und Richter in eigener Sache, erklärt sich für souverän und hinterfragt dann alles außer dieser Anmaßung. Alles andere bedarf der Begründung! Aber das „Ich“ als die Instanz, die Begründungen verlangt, begründet das Recht seiner Forderung nur damit, dass es anderen Instanzen nicht trauen könne. Es zweifelt an allem, außer an der Berechtigung der eigenen Zweifel. Und während der Mensch meint, damit eine uneinnehmbare Festung zu beziehen, hat er sich zugleich in ein Gefängnis eingemauert. Denn seine Autonomie ist auch eine Falle. Er kann sich nicht mehr „fremdbestimmen“ lassen, denn er hat den Grundsatz verinnerlicht, dass nur gelten darf, was seine eigene Einsicht gelten lässt. Und von diesem Standpunkt kommt er selbst Gott gegenüber nicht mehr herunter. Denn für Gegebenheiten, die den Horizont seines menschlichen Urteils überschreiten, ist er jetzt weitgehend blind.

Der neuzeitliche Mensch will sich an Regeln halten, denen er zugestimmt hat, und will Wahrheiten vertreten, die ihm einleuchten, er will als „gut“ anerkennen, was ihm „gut“ vorkommt, will Ziele verfolgen, die ihm lohnend erscheinen, und Pläne umsetzen, die er begreifen kann. Das klingt als wär's nur recht und billig! Aber ist die Wirklichkeit auch geneigt, sich den vom Subjekt gesetzten Bedingungen zu fügen? Lässt sie sich durch das Nadelöhr subjektiver Billigung zwängen? Oder lacht sie über den beschränkten Geist, der sich da zu obersten Instanz und zum Maß aller Dinge erhoben hat? Es dürfte sicher sein, dass die Wirklichkeit nicht dort aufhört, wo menschliches Begreifen endet. Warum sollte sie auch? Was wahr ist, bleibt auch dann wahr, wenn es nicht jedem einleuchtet. Die Gesetze eines Staates gelten auch für die Bürger, die ihnen nicht zugestimmt haben. Frauenrechte können „gut“ sein, auch wenn sie manchen Männern nicht „gut“ vorkommen. Und wer nur Pläne umsetzen will, die er restlos verstanden hat, ist als Mitarbeiter einer großen Firma nicht zu gebrauchen. Es gibt einfach Dinge, die meine Zustimmung nicht nötig haben. Sie kümmern sich um mein Bedürfnis nach Autonomie so wenig, wie es die Schwerkraft kümmert, ob ich fallen möchte! Und am schwersten wiegt der Konflikt dort, wo das vermeintlich souveräne menschliche Subjekt seinem Schöpfer begegnet.

Denn der fängt nicht erst an Gott zu sein, wenn der Mensch sich davon überzeugen lässt. Der menschliche Glaube macht ihn nicht zu Gott, sondern erkennt ihn nur als Gott. Und in eben dieser Erkenntnis kollabiert das Selbstverständnis des „modernen“ Menschen. Denn wenn Gott Gott ist, ist er die alles bestimmende Wirklichkeit, der gegenüber menschliche „Selbstbestimmung“ nur Illusion oder Anmaßung sein kann. Schöpfer und Geschöpf befinden sich nie auf Augenhöhe, sondern zwischen ihnen besteht ein unaufhebbares Gefälle, das, sobald man

es erkennt, eine entsprechend veränderte Haltung fordert. Ist Gott der Herr, so kann ich ihm nicht begegnen als wäre er Meinesgleichen. Ist Gott mein Richter, kann ich nicht so tun als unterläge er meiner Beurteilung. Und ist Gott die Wahrheit, kann ich die Anerkennung dieser Wahrheit nicht an Bedingungen knüpfen. Jede Form der Selbstbehauptung gegenüber Gott steht im Widerspruch zu der Erkenntnis, dass er das Recht des Schöpfers auf seiner Seite hat. Und wer Gott in seiner Gottheit erkennt, hat daher gar keine andere Wahl als seine menschliche Autonomie in fröhlicher Theonomie untergehen zu lassen. Es gibt keine andere Art, wie wir der Rollenverteilung zwischen Gott und uns entsprechen könnten. Bedingungslose Kapitulation ist der einzige Weg, der Situation gerecht zu werden. Darum gesteht der Glaube überwältigt zu sein, gibt Gott hin, was Gott sowieso gehört, und verzichtet auf alle sichernde Distanz, weil jede Abgrenzung Gott gegenüber nur Realitätsverweigerung oder Unrecht sein könnte.

Der Glaube pocht nicht auf Selbstbestimmung, sondern bejaht fröhlich seine Fremdbestimmung durch Gott. Er lässt seinen Willen im Willen Gottes aufgehen und gewinnt dabei jene Einheit mit dem Vater, in der die Bestimmung des Menschen liegt. Seine innere Haltung kann dabei aber nicht mehr die des neuzeitlichen Subjektes sein. Denn der Gläubige reklamiert gerade nicht die Kontrolle (weder über sein Denken noch über sein Leben), sondern gibt diese Kontrolle willig und sorglos an den barmherzigen Vater ab. Er hält sich nicht mehr selbst für die höchste Instanz und vertraut dem eigenen Urteilsvermögen nicht mehr blind. Denn der Gläubige weiß, dass Gottes Gebote auch dann gelten, wenn sie ihm nicht einleuchten, dass Gottes Pläne richtig sind, auch wenn er sie nicht versteht, und dass er Gottes Wahrheit durch seine Zustimmung weder etwas hinzufügen noch etwas wegnehmen kann.

Natürlich hört der Glaube deswegen nicht auf, sich seines Verstandes zu bedienen! Er benutzt ihn aber nicht, um Gott etwas vorzudenken, sondern um Gottes Gedanken nachzudenken. Er urteilt nicht selbstgewiss und naseweis über Gottes Wort, sondern sitzt als Schüler zu seinen Füßen. Und wenn er etwas nicht versteht, kreidet er das nicht der Heiligen Schrift an, sondern seinem eigenen beschränkten Verstand. Denn es scheint ihm nicht wahrscheinlich, dass der allwissende Gott, wenn er seiner Menschheit etwas Wichtiges mitteilen will, sich dabei unklar ausdrückt, lispelt, lallt oder stottert...

Wie jemand sehr richtig bemerkte: Eine Wahrheit begriffen zu haben und von einer Wahrheit ergriffen zu sein – das sind verschiedene Dinge. Und gerade in der Theologie bestätigt sich, wie groß der Unterschied ist. Denn ein kluger Kopf kann das Evangelium durchaus begreifen, ohne daran zu glauben. Das aktive Begreifen, das sich des untersuchten „Gegenstandes“ intellektuell bemächtigt, hebt die innere Distanz nicht auf! Ist der Theologe aber als Christ vom Evangelium ergriffen, geht in diesem ganzheitlichen und passiven Widerfahrnis alle Distanz unter. Der „Forschungsgegenstand“ hinterfragt plötzlich den Forscher. Der, der sich ein Urteil bilden wollte, sieht sich von Gott beurteilt. Und wenn er Gottes unbedingten Vorrang anerkennt, führt ihn das zwangsläufig über das autonome Selbstverständnis des neuzeitlichen Subjekts hinaus.

Der Glaube lässt den Menschen nicht, wie er war, sondern wandelt ihn grundlegend, wandelt dabei sein Selbstverständnis – und nicht zuletzt die Voraussetzungen seines Denkens. Wenn das aber zum Glauben notwendig dazugehört, wie kann dann „liberale“ Theologie die Denkbedingungen vorgläubiger Subjektivität beibehalten und sie zum kritischen Maßstab der Glaubenslehre erheben? Darin liegt ein Widerspruch, an dem das Projekt liberaler Theologie scheitern muss, weil es zwei Elemente zusammenzwingt, die ohne grundlegende Wandlung keine Synthese eingehen können. Jenes menschliche Subjekt, das sich selbst als die einzig zweifelsfreie, höchste Instanz ansieht, und jener Gott, der tatsächlich die höchste Instanz und

die Wahrheit selber ist, finden so nicht zusammen, wenn nicht eine der beiden Seiten eine Veränderung erfährt. Der an allem zweifelnde Mensch, der nur sich selbst vertraut, und jener Gott, der allein Vertrauen verdient, sind einfach nicht kompatibel. Denn der neuzeitliche Mensch will unbedingt Herr des Verfahrens bleiben. Gott aber, der in Wahrheit sein „Herr“ ist, kann sich diesem Menschen nicht erschließen, ohne ihm dabei die Illusion seiner Autonomie zu nehmen. Gott wird gar nicht erkannt, wenn der Mensch ihn nicht als seinen Herrn erkennt und die Kontrolle an ihn abgibt. Nur so kommen die beiden zusammen! Denn solange ein Mensch meint, es sei seinem Gutdünken überlassen, sich über Gott diese oder jene Meinung zu bilden, hat er noch nicht verstanden, was das Wort „Gott“ bedeutet. Versteht er aber, was es bedeutet, und mit wem er da zu tun hat, ist's im selben Moment auch mit der souveränen Distanz vorbei, und die Rollen kehren sich um. Jene Autonomie, auf die der „moderne“ Mensch sich versteift, kann es Gott gegenüber nicht geben. Entweder erhebt sich der Mensch zum Herrn, oder er beugt sich seinem Herrn. Entweder bleibt er bei sich, oder er gibt sich hin. Wenn ihm aber zum einen wie zum anderen der Mut fehlt, weil er weder Fisch noch Fleisch sein mag, genau dann fängt er an liberale Theologie zu betreiben.

Da ringt er dann mit großem Aufwand um den Nachweis, dass die Autonomie des Menschen doch irgendwie zusammen mit der Hingabe an Gott bestehen könne. Und seine Überzeugung, zwischen den beiden müsse ein Kompromiss möglich sein, erhebt er zum theologischen Programm. Denn er meint damit der Christenheit einen Gefallen zu tun. Liberale Theologie ahnt, dass viele Menschen, wenn sie sich zwischen ihrer Autonomie und dem Glauben entscheiden müssten, die Autonomie wählen würden. Und sie versichert ihnen darum eilig, dass es einer solchen Entscheidung nicht bedürfe. Um die Religion in die Moderne hinüberzuretten, willigt sie ein, die Religion nur noch in den Grenzen der Vernunft zu betreiben. Und in der Glaubenslehre soll darum nur gelten, woran die Gebildeten keinen Anstoß nehmen. Liberale Theologie betreibt eine Schriftauslegung, die alles für „unecht“ oder „redaktionell“ hält, was sie nicht selbst als „echt“ erwiesen hat. Sie verkündigt eine Frohbotschaft, die jeder leicht glauben kann, weil sie nur solche Sätze entschieden vertritt, die auch der Vernunft eingehen. Und sie beschränkt sich auf eine Ethik, die lediglich wiederholt, was Sitte, Humanität und Staatsgesetz sowieso schon gebieten.

Natürlich soll auch in der liberalen Theologie Gottes Wort gelten! Aber doch erst, wenn sie es auf ihre Weise zeitgemäß gereinigt und angepasst hat! Natürlich bindet sie Gottes Gebot! Aber freilich nur in dem, was sie daran selbst relevant, human und vermittelbar findet! Natürlich soll man glauben! Aber doch nur das, was keinem begründeten Zweifel unterliegt! Sicher gilt das biblische Wort! Aber doch bloß, wenn's niemand wörtlich nimmt! Sollte der chemisch gereinigte Glaube aber immernoch Geheimnisse bergen, dann bitte nur solche, die dem aufgeklärten Menschen zugemutet werden können. Denn der hat sich die Kniffe der liberalen Theologie längst abgeschaut, kultiviert seinen kritischen Vorbehalt in Glaubensdingen und benutzt ihn fleißig, um jede klare Ansage Gottes in einen diskutablen Vorschlag zu verwandeln.

Es ist dann nicht die Schrift, die sich selbst auslegt, sondern das menschliche Subjekt, das sich nach gehöriger Bedenkzeit die biblischen „Anregungen“ heraussucht, die ihm „etwas sagen“. Und jeder merkt, dass die neuzeitliche Denkungsart dabei keineswegs aufgegeben, sondern beibehalten wird. Denn wer hat bei alledem das Heft in der Hand? Wer hat die Deutungshoheit über Gottes Wort? Wessen Weltanschauung bildet den Filter, durch den man das Evangelium presst? Wer sortiert die biblischen Verse, um den Kern von der Schale, den Inhalt von der Form und das ewig Gültigen vom Zeitbedingten zu trennen? Ist es nicht nach wie vor das menschliche Subjekt, das da über seinen Glauben die Kontrolle behält? Ist es nicht der Jünger, der selbst den Umfang und die Grenzen seiner Nachfolge definiert? Ist es nicht der theologisch

gewitzte Schüler, der darüber entscheidet, was Gottes Wort ihn lehren darf? Und sollte Gott sich wirklich darüber freuen, wenn „moderne“ Gläubige dann unter vielen einschränkenden Klauseln und Vorbehalten zuletzt die Güte haben, ihn als ihren Gott in Erwägung zu ziehen?

Ohne Umschweife gesagt: Es ist die Lebenslüge der liberalen Theologie, dass sie sich mit Christentum waschen will, ohne dabei nass zu werden. Sie will sich vor Gott beugen, ohne dabei den Rücken krumm zu machen. Und obwohl der Schwindel offensichtlich ist, soll ihn keiner beim Namen nennen. Denn dass einer Gottes Diener wird und dabei heimlich doch sein eigener Herr bleibt (weil er sich ja – den Glauben frei wählend – selbst zu Art und Umfang dieses Dienstes bestimmt), ist ein Unding. Wenn der Mensch Gottes Geboten folgt, weil und insofern seine Vernunft mit diesen Geboten übereinstimmt, ist das nicht wirklich Gehorsam. Wenn einer Gottes Wort gelten lässt, weil und insofern er es geprüft und für „zeitgemäß“ befunden hat, betrügt er sich selbst. Und wenn er nur die Wunder glaubt, die er sich im Rahmen der Naturgesetze noch irgendwie „vorstellen“ kann, treibt er mit Gott Scherze. Denn genau genommen hat so einer ja kein Vertrauen zu Gott, sondern hat primär Vertrauen zu sich selbst – und erst dann in abgeschwächter und sekundärer Weise auch zum Allmächtigen. Er glaubt mehr an seine eigene Urteilskraft als an Gott, und simuliert Christentum, ohne damit ernst zu machen...

Was ist der „modernen“ Theologie also vorzuwerfen? Es ist nicht etwa dies, dass sie bei den Denkvoraussetzungen der Neuzeit ansetzt, sondern nur, dass sie nicht darüber hinausführt! Es ist nicht falsch, den modernen Menschen dort abzuholen, wo er mit seinen ängstlichen Zweifeln und seiner Vernunftautonomie steht. Aber es ist falsch, ihn dort zu lassen! Denn Selbstbestimmung ist ein Ausgangspunkt, auf dem man nicht verharren kann, wenn man den Weg des Glaubens beschreiten will. Man kann sich nicht Gott in die Arme werfen und gleichzeitig reflexive Distanz zu ihm bewahren wollen. Denn bleibe ich bei mir, komme ich bei ihm nicht an.

Warum aber ist das so? Warum kommt dem Glauben die Distanz notwendig abhanden? Es liegt einfach daran, dass wirklicher Glaube nicht als Schlussfolgerung oder Entscheidung aus dem souveränen Vernunftgebrauch des Menschen erwächst, sondern sich ohne solche Legitimation oder Ableitung als Größe eigenen Rechts und als neue Voraussetzung des Vernunftgebrauchs etabliert. Wo Gottes Geist das Ruder übernommen hat, bestimmt weniger das Denken den Glauben als der Glaube das Denken. Denn echter Glaube ist der Vernunft gegenüber die tiefer liegende und fundamentalere Größe. Damit kommt das neuzeitliche Subjekt nicht klar. Es protestiert. Und doch ist einzusehen, weshalb das Verhältnis nicht anders sein kann:

Was immer ein Mensch aus Voraussetzungen ableitet, ist weniger gewiss als diese Voraussetzungen, und weniger gewiss, als der Mensch, der es ableitet, denn der Prozess des Ableitens kann fehlerhaft sein. Jede Folgerung ist nur so belastbar, wie ihre Voraussetzungen richtig sind. Und bevor der Denkende seinen Folgerungen traut, muss er sich und seinem Denken trauen. Die Geltung des Gefolgerten ist immer nur sekundär, und seine Autorität von dem geliehen, der (hoffentlich richtig) gefolgert hat. Wenn demnach der Glaube eine Schlussfolgerung wäre oder ein Resultat souveräner Entscheidung, bliebe er vom Urteilsvermögen des menschlichen Subjekts immer abhängig und hätte nur den relativen Grad von Gewissheit, den man menschlichem Urteil zutrauen darf. Der Denkende behielte den Vorrang vor dem Gott, den er sich denkt – und das neuzeitliche Subjekt behielte die Oberhand!

Doch der Vorrang des Denkenden und seiner Skepsis steht in klarem Widerspruch zu allem, was der Glaube erlebt und bezeugt. Ist Gott tatsächlich die alles bestimmende Wirklichkeit, so leitet er sich nicht von uns ab, sondern wir von ihm. Wir begründen ihn dann nicht, sondern er begründet uns. Seinem Wort entspringt unser Dasein und unser Erkennen. Er ist die Vo-

raussetzung, wir die Folgerung. Und wenn das stimmt, kann die Aufgabe der Theologie nicht darin bestehen, sich erst mal selbst zum Glauben zu überreden, sondern nur darin, unter Voraussetzung des Glaubens verstehend nachzubuchstabieren, was Gott über uns und sich selbst gesagt hat. Steht und fällt der Glaube mit irgendwelchen Argumenten (die uns heute einleuchten und morgen vielleicht schon nicht mehr), so ist es der Mensch, der seinen Glauben trägt und begründet. Wirklicher Glaube aber trägt und begründet den Menschen! Wirklicher Glaube ist kein Denkergebnis, sondern eine neue, durch Gottes Geist geschenkte Denkvoraussetzung. Er ist nicht die wohltemperierte „religiöse Ansicht“, die ein menschliches Subjekt sich leistet, sondern ein von Gott kommender Impuls, der den Gläubigen von sich selbst fortreißt und ihn extern neu gründet in Gott.

Und genau diesem Sachverhalt wird die modern-liberale Theologie nicht gerecht, wenn sie suggeriert, der Standpunkt autonomer Selbstbestimmung ließe sich Gott gegenüber beibehalten. Denn der Schöpfer befindet sich mit seinen theologisierenden Geschöpfen zu keiner Zeit auf Augenhöhe und überlässt ihnen auch nie die Deutungshoheit über die göttlichen Dinge. Vielmehr muss das menschliche Subjekt die Kränkung hinnehmen, dass ihm im Glauben keine tragende und aktive Rolle zufällt, sondern eine leidende und passive. Das menschliche Subjekt verschafft und ergrübelt sich keine Glaubensgewissheit, sondern bekommt sie geschenkt. Unter dem Einfluss des Heiligen Geistes hört der Mensch lediglich auf, der Wahrheit Gottes zu widerstreben, die ganz unabhängig von seinem Rasonieren ist, wie sie ist! Er bekommt damit ein so festes Fundament unter die Füße, wie er es selbst nie hätte legen können! Und wenn er – von Gottes Geist überführt und überwunden – auch keineswegs aufhört zu denken, denkt er doch künftig als Überwundener und leugnet nicht etwa die „Fremdbestimmung“, die zum Glauben dazugehört, sondern bejaht sie...

Noch einmal sei es betont: Der modernen Theologie ist nicht vorzuwerfen, dass sie vom radikalen Zweifel des menschlichen Subjekts ihren Ausgang nimmt. Denn das mag als Geburtsfehler gelten, den in der Neuzeit alle teilen. Dass diese Theologie aber bei Gott angekommen den Fehler nicht ablegen will, sondern auf der Schwelle verharrt und die gläubige Hingabe an Bedingungen knüpft, um dann Autonomie und Theonomie zu einem undeutlichen Quark zu verühren – das ist übel. Denn was heißt das anderes, als Gott zu begegnen und sich doch nicht zu beugen? Was heißt es anderes, als zwei Herren zu dienen, die dann beide nicht zu ihrem Recht kommen?

Man kann Gott nicht ganz nahe sein, ohne gänzlich von ihm bestimmt zu werden. Und wenn man es doch versucht, kommt nichts Gutes dabei heraus. Statt zu glauben, räsoniert man über den Glauben. Statt zu beten, führt man einen Diskurs darüber. Statt Skepsis zu überwinden, kultiviert man sie. Und am Ende ersetzen Erwägungen über Religion den religiösen Vollzug. Die liberale Theologie ist wild entschlossen, ihre Loyalität zwischen Gott und der säkularen Vernunft aufzuteilen, um dann im Widerstreit der beiden selbst den Schiedsrichter zu geben, der angeblich Glaube und Vernunft „versöhnt“, tatsächlich aber nur faule Kompromisse mit dem Unglauben schließt.

Mit dieser Haltung dementiert Theologie das, wofür sie einstehen sollte. Darum kann ich da nicht mitgehen und halte mich lieber an die Theologie der Reformatoren, bei denen die Christenheit eines Tages wieder anknüpfen wird, wenn sie den modernen Irrweg als solchen erkannt hat. Es mag heute die Mehrheit sein, die sich im Niemandsland zwischen Glaube und Skepsis wohlfühlt. Aber davon, dass ihn so viele gehen, wird der falsche Weg nicht richtiger. Es bleibt unverschämt, Gott die Menschenvernunft hinzuhalten als das Stöckchen, über das er springen soll! Wer das aber lang genug beobachtet, wird den Verdacht nicht mehr los, dass

Dávila Recht hat: „Die modernen Theologien sind gewöhnlich Verrenkungen, die der Theologe anstellt, um sich nicht selbst seinen Unglauben eingestehen zu müssen.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

ANHANG ZUM KIRCHENJAHR

Advent

Vom Warten und Kommen

Wenn man sagt, der Advent sei eine Zeit der Erwartung, ist das ebenso richtig wie missverständlich. Denn Außenstehende könnten folgern, Christen erwarteten nur in der Adventszeit etwas – und was sie erwarteten, sei bloß das Weihnachtsfest! Darin läge aber ein arges Missverständnis. Denn christlicher Glaube ist ganzjährig voller Erwartung. Und er schaut dabei auch nicht allein auf den Heiligabend. Denn Jesu Geburt ist zwar die Erfüllung von Verheißungen des Alten Testaments. Seine Verkündigung ist aber zugleich Ursprung neuer Verheißungen, die nun wieder auf ihre Erfüllung warten. Denn mit Christus hat das kommende Gottesreich tatsächlich schon begonnen. Wo man ihm glaubt, ist es geistlich und sakramental schon genauso präsent wie Christus selbst. Doch wächst Gottes Reich derzeit auf verborgene Weise. Und erst wenn Christus sichtbar wiederkehrt, kommt mit ihm auch unübersehbar das Ende der uns bekannten Welt, die dann übergeht in einen neuen Himmel und eine neue Erde. Das ist ein Prozess voller Spannung und Dynamik. Denn die neuen Erwartungen, die Christus geweckt hat, sind noch viel größer als die alten, die er erfüllte. Und so werden wir im Neuen Testament aufgefordert, wach zu bleiben, nach vorn zu schauen und vorbereitet zu sein. Denn bis Christus wiederkehrt, haben die Christen allerhand Prüfungen zu bestehen. Wir wissen nicht, an welchem Tag Christus kommt (Mt 24,42). Aber nur, wer Geduld aufbringt und beharrlich wartet, wird auch selig (Mt 24,13 / Offb 2,10). Wir sollen Knechte sein, die ihrem Auftrag so treu nachgehen, dass ihr Herr jederzeit zurückkommen kann – und sie jederzeit bei der Arbeit findet (Mt 24,45-51). Wir sollen wie jene klugen Jungfrauen sein, die für ihre Lampen immer genug Öl vorrätig haben, um von jetzt auf gleich dem Bräutigam entgegenzugehen (Mt 25,1-13). Und so sind wir als Christen nicht bloß im Advent, sondern jederzeit „auf dem Sprung“, sitzen sozusagen „auf gepackten Koffern“ und freuen uns auf den Tag, da der gottlose Zustand dieser Welt einmal endgültig überwunden wird. Denn als Christen haben wir genau danach Sehnsucht und hegen den dringenden Wunsch, dass entweder der Herr zu uns kommt – oder wir zu ihm. Kommt der wiederkehrende Christus mit seinem Reich zu uns, während wir noch leben, so ist es recht. Kommen wir aber zu ihm in sein Reich, weil wir gestorben sind, ist uns das genauso recht (2. Kor 5,6-8 / Phil 1,21-24). Und nur, langfristig getrennt zu sein, kann uns nicht recht sein. Denn sooft wir beim Abendmahl vom Brot essen und aus dem Kelch trinken, verkünden wir den Tod des Herrn, bis er kommt (1. Kor 11,26). Und wir rufen ihn herbei mit dem alten aramäischen Ausdruck „maranatha“, der bedeutet: „Unser Herr, komm!“ In der frühen Christenheit war dieser Gebetsruf „maranatha“ ein fester Bestandteil der Abendmahlsfeier (Didache 10,6 / vgl. Offb 22,20). Und so leben wir als Christen nicht bloß in den Adventswochen, sondern ganzjährig in großer Erwartung und „im Licht des kommenden Tages“ (1. Thess 5,1-6). Denn zusammen mit der Wiederkunft Christi und dem jüngsten Gericht erwarten wir den neuen Himmel und die neue Erde (2. Petr 3,13). Wir brauchen dabei Geduld, weil es scheinen kann, als sei Christus längst überfällig (Jak 5,7-8 / 2. Petr 3,3-9). Doch werfen wir unser Vertrauen deswegen nicht weg, sondern halten immer daran fest, dass das Beste in unserem Leben erst noch kommt (Hebr 10,35). Was bedeutet es aber, wenn ein Mensch auf diese Weise wartet, und ein anderer verspricht, zu ihm zu kommen? Zunächst einmal stimmen beide darin überein, dass sie zusammen sein sollten, es aber noch nicht sind. Und sowohl der Wartende wie der Kommende lassen ihr Handeln von diesem schmerzlichen Sachverhalt be-

stimmen. Sie halten die Spannung aus, gedanklich eigentlich schon zusammen und äußerlich doch noch getrennt zu sein. Und sie stellen damit ihr Vertrauen unter Beweis. Denn der Wartende verlässt sich genauso auf den Kommenden wie umgekehrt. Sie haben einander zugesagt, zu warten und zu kommen. Aber weder sieht der Wartende den Kommenden kommen, noch sieht der Kommende den Wartenden warten. Vorläufig bleibt da eine ärgerliche Distanz! Und so muss jeder darauf bauen, beim anderen nicht vergessen zu sein. Es lässt sich auch jeder auf ein Risiko ein. Denn wenn einer von beiden nicht tut, was er versprach, macht der andere sich lächerlich. Der Kommende kommt dann dorthin, wo keiner auf ihn wartet. Oder der Wartende wartet auf einen, der nicht kommt. So hat es jeder in der Hand, sein Gegenüber zu enttäuschen und scheitern zu lassen. Jeder kann die Hoffnung des anderen zunichtemachen. Und so werden durch die wechselseitige Sehnsucht beide Seiten verletztlich. Ein anderer, der immer nur auf das aus ist, was ihm schon greifbar vor Augen steht – der entgeht dem natürlich und riskiert nichts: Ohne Erwartung kann man nicht enttäuscht werden. Man hat seinen Fokus immer bei sich selbst. Und trotzdem liegt im Warten wie im Erwartet-Werden eine höhere Wertschätzung, als sie einer haben kann, der nur für sich und für den Moment lebt. Denn der Wartende ist es dem Kommenden wert, dass er kommt. Und der Kommende ist es dem Wartenden wert, dass er wartet. Das versteht sich nicht von selbst. Denn ein Christ könnte in Versuchung kommen, sich mit den greifbaren Gütern der Erde zu trösten, während es Christus viel weniger kostete, wenn er sich mit den Engel begnügte, die schon im Himmel sind! Doch, nein: Der Christ lebt nicht von den Freuden, die er haben könnte, wenn er es aufgäbe, auf Christus zu warten. Und für Christus ist der Himmel offenbar nicht genug, wenn wir darin fehlen! Beide Seiten verschmähen es, sich mit dem abzufinden, was schon gegeben ist, und freuen sich stattdessen auf ihre vollendete Gemeinschaft, die noch in der Zukunft liegt. Sowohl der Wartende als auch der Kommende legen damit das Bekenntnis ab, dass sie der Vervollständigung durch den anderen bedürfen. Und das ist bei Christus besonders seltsam, weil er Gott ist – und Gott eigentlich niemanden braucht! Dennoch zeigt Gott mit seiner Liebe zu den Sündern, dass er sich selbst nicht genug sein will. Er besteht darauf, eine Gemeinschaft herzustellen, die wir viel nötiger haben als er. Und auch darin ist unser Verhältnis asymmetrisch, dass er allein den hohen Preis für diese Gemeinschaft bezahlt. Wir Christen, die wir bloß warten, tragen nichts dazu bei, die Trennung zu überwinden. Christus aber, der zu uns kommt, überwindet sie um den Preis seines Lebens. Und so sind die Partner nicht so „auf Augenhöhe“, wie sie es wären, wenn sich beide zugleich entgegenliefen. Vielmehr hat Christus die aktive Rolle des Kommenden. Und wir Christen haben die passive Rolle der Wartenden. Wir als Wartende tragen nichts dazu bei, den Abstand zu verkürzen – er als der Kommende tut das sehr wohl! Und doch sind wir uns darin wieder gleich, dass der eine gedanklich beim anderen ist. Beide, die zueinander wollen, leben „exzentrisch“, weil der Schwerpunkt ihrer Gedanken nicht bei ihnen, sondern jeweils beim anderen liegt. Einer ist des andern Ziel. Und dem Kommenden sieht man das auch an, weil er in Bewegung ist. Der Wartende dagegen wirkt äußerlich, als würde er in sich ruhen. Tatsächlich ist aber auch der Wartende innerlich nicht bei sich, sondern gedanklich schon beim Kommenden. Und in dieser gedanklichen Vorwegnahme der noch nicht bestehenden Gemeinschaft bilden die beiden doch schon eine Gemeinschaft und nehmen innerlich vorweg, was äußerlich erst noch werden muss. Der Kommende ist dem Wartenden in seiner Erwartung schon gegenwärtig, wie auch der Wartende dem Kommenden als Ziel seines Laufes bereits vor Augen steht. Beide dokumentieren aber durch ihr Tun, dass sie sich längst kennen. Denn warum sollte einer ersehnen und anstreben, was er nicht kennt? Wären sie sich wirklich unbekannt, wüsste der Wartende nicht, nach wem er ausschaut. Und der Kommende wüsste nicht, wen er sucht. Indem sie dagegen warten und kommen, zeigen die

Christen genau wie Christus, dass sie einander höher schätzen als das, was sie ohne Warten und Kommen haben könnten. So beruht dann die Vorwegnahme des Künftigen auf der lebhaften Erinnerung des Vergangenen in der Gegenwart. Denn man wartet nur, wenn es eine Vorgeschichte gibt, die Erwartungen begründet. Eine gewisse Nähe muss schon dagewesen sein, damit zwei Seiten überhaupt Nähe erstreben. Und wenn's auch aussieht, als bestünde Warten in Untätigkeit, ist es faktisch doch ein Tun, das Kraft kostet. Denn der Wartende ist unablässig damit beschäftigt, den Raum freizuhalten, den der Kommende in seinem Leben einnehmen soll. Seine Ankunft kann der Wartende nicht beschleunigen. Davon, dass er ständig auf die Uhr schaut, kommt der Kommende auch nicht früher. Aber als Wartender kann er sich bemühen, im eigenen Leben den Raum freizulassen, den der kommende Christus bei ihm füllen will. Und genau das ist die Aufgabe, der wir uns im Advent verstärkt widmen! Denn wie soll Christus bei uns einziehen, wenn da gar kein Platz mehr ist? Wie soll er uns lehren, wenn unsere Köpfe schon von eigener Weisheit überquellen? Wie soll er uns seine Gnade schenken, wenn wir schon alle Hände voll – und also für sein Geschenk keine Hand mehr frei haben? Arm, hungrig und bedürftig zu sein, ist für den Wartenden kein Nachteil, sondern ein Vorteil. Denn wo könnte sich Christus wohler fühlen als dort, wo er dringend gebraucht wird? Wohin käme er lieber als dorthin, wo man sein Fehlen beklagt? Und wo träte er schneller ein als dort, wo man ihm seinen Platz freigehalten hat? Ebenso logisch ist aber das Umgekehrte. Denn wenn in unserem Leben keine Lücke klafft, kann Christus sie auch nicht füllen. Wo wir uns nicht krank fühlen, kann uns Christus nicht heilen. Und wo wir kein Verschulden anerkennen, hat uns Christus nichts zu vergeben. Denn er kommt zwar zu den Mühseligen und Beladenen als Retter. Zu den Stolzen und Satten kommt er aber als Richter. Und so feiert nur der wirklich Advent, der Christus von Herzen vermisst. Nur der hat zur christlichen Erwartung ein Talent, der sich Gottes bedürftig weiß. Und jenen anderen, die schon randvoll sind mit eigenem Dünkel, eigenen Gedanken, Plänen und Zielen, denen hat Christus nichts zu sagen oder zu geben – ja, die gehen ihn gar nichts an, denn sie haben für den Heiland weder Platz noch Bedarf. Zu denen kommt er darum nicht als Retter, sondern als Richter. Und er ist ihnen als der wiederkehrende Christus genauso wenig willkommen, wie er's bei seiner ersten Ankunft vor 2000 Jahren war. Nun hält ihn das zum Glück nicht auf. Er kommt auch zu denen, die ihn nicht vermissen! Aber werden sie an seinem Erscheinen Freude haben? Nein. Ihr Erschrecken wird deutlich verraten, dass die zweite Ankunft Christi sie genauso stört, wie damals die erste den Herodes, die Pharisäer, die Priester und die Schriftgelehrten störte. Die hatten sich den Messias ganz anders vorgestellt! Und als ihnen Gott in der Person Jesu ungeheuer nahe kam, war's ihnen gar nicht recht. Gottes Gegenwart brachte sie derart in Schwierigkeiten, dass sie versuchten, ihn aus ihrem Leben wieder hinauszudrängen! Sie behaupteten zwar, sie hätten mit Ungeduld auf den Messias gewartet. Als er aber wirklich kam, störte er sie so gewaltig, dass sie ihn mithilfe des Kreuzes bald wieder aus der Welt schaffen wollten. Gott kam in sein Eigentum, sagt das Neue Testament, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf (Joh 1,11). Und wie steht es diesbezüglich mit uns? Könnten wir Christus spontan und freudig aufnehmen? Sind wir sehnsüchtig Wartende? Sitzen wir auf gepackten Koffern und haben keinen heißeren Wunsch, als das Christus zu uns käme – oder wir zu Christus? Ist bei uns „Raum in der Herberge“ – oder wär's uns im Grunde lieber, keinen Retter zu brauchen, keine Vergebung und keine Gnade? Warten wir auf Gottes Reich – oder klammern wir uns verzweifelt an diese Erde? Laufen wir Gott freudig entgegen – oder verstecken wir uns vor ihm? Dürfte Christus heute kommen? Und würde er uns bei der Arbeit antreffen? Öffnen wir ihm unsere Tür – oder sind wir lieber selbst „Herr im Haus“? Das sind keine leichten Fragen. Doch Christus kommt auf jeden Fall. Er kommt, wenn keiner mit ihm rechnet. Und er kommt nicht allen zur Freude. Manche

werden ihre Türen freudig aufreißen, weil sie längst einen Stuhl für ihn bereitgestellt haben. Und andere werden sich fluchend im Keller verstecken. Doch Christus kommt auf jeden Fall. Er kommt, um zu bleiben. Und so sollten wir uns im Advent darin üben, ihn auf innige, tiefe und weitsichtige Weise zu erwarten – mit Entschlossenheit und brennender Geduld!

Gebet zum Advent

Allmächtiger Gott, barmherziger Vater,
du hast deinen Sohn in die Welt gesandt zu unser aller Erlösung. Aber als er in sein Eigentum kam, da nahmen wir ihn nicht auf. Er war uns lästig, darum sagten wir, es sei kein Raum in der Herberge. Er stellte unsere Herrschaft in Frage, darum wollten wir ihm nicht glauben. Er deckte unsere Schuld auf, darum schlugen wir ihn ans Kreuz. Ach, himmlischer Vater, wegen alledem sind wir nicht wert, dass er noch einmal zu uns kommt. Aber im Advent klopft dein Sohn wieder an unsere Türen. Und mit deiner Hilfe wollen wir es diesmal besser machen. Christus weiß was zu tun ist, wir wissen es nicht. Darum lehre uns, von uns selbst nur noch wenig zu erwarten, von deinem Sohn aber ganz viel. Öffne unsere Augen, damit wir nicht bloß das Kind in der Krippe sehen, sondern in dem Kind deine Herrlichkeit. Und hilf, dass wir dann zum Christfest nicht bloß uns selbst und unsere Familien feiern, sondern wirklich deine Liebe. Herr, lass es nicht nur im Kalender Weihnachten werden, sondern in unseren Herzen. Und wenn da noch kein Platz ist, um deinen Sohn zu empfangen, dann wirf alles Störende hinaus und schaffe ihm freie Bahn. Wo dir unsere Dummheit den Weg verstellt, da räume sie beiseite. Wo unsere Trägheit dich hindert, da mache uns Beine. Und wo wir in die Irre gehen, da nimm uns bei der Hand. Ja, komm du Glanz der göttlichen Herrlichkeit! Klopfe laut an unsere Türen und gib uns Ohren, die es auch hören. Amen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Weihnachten

Wenn wir Weihnachten feiern, wissen scheinbar alle, worum es geht. Und wenn einer fragte, würden man ihm sagen: „Na ja, Jesus ist geboren! Gott wurde Mensch!“ Will er dann aber genauer wissen, warum die Menschwerdung eigentlich nötig war, wird es schwieriger. Denn warum ist Gott nicht im Himmel geblieben? Was gab es, was er nicht von dort aus hätte regeln können? Und warum hat er's nicht dabei bewenden lassen, durch Propheten, Engel oder heilige Schriften seinen Willen kundzutun? Warum tauchte er selbst dort auf, wo ihn keiner erwartete? Was hatte Gott hier zu suchen – im Staub und Schmutz dieser Erde? Man könnte meinen, er habe damit einiges durcheinander gebracht. Denn normalerweise unterscheiden wir den Urheber von seinem Werk und erwarten nicht, dass er ein Bestandteil dessen wird, was er hervorbringt. Ein Maler z.B. steht an der Staffelei seinem Bild gegenüber. Er trägt zwar die Farben auf die Leinwand auf. Aber der Maler selbst ist weder Farbe noch Leinwand. Und es würde ihn auch niemand dort im Gemälde zwischen den Pigmenten und Pinselstrichen suchen. Genauso bringt ein Komponist Noten aufs Papier, und ein Schriftsteller Sätze. Sie formen ihr Material, wie der Töpfer den Ton formt, und der Schreiner das Holz. Doch der Töpfer wird deswegen nicht zum Topf, und der Schreiner nicht zum Möbel. Als Betrachter verwechseln wir auch nicht den Künstler mit seiner Kunst oder das Werk mit seinem Schöpfer, sondern unterscheiden den Urheber vom Produkt. Wir erwarten keineswegs, dass der Schöpfer zum Bestandteil dessen wird, was er hervorbringt. Und im Falle Gottes ist das schon darum nicht zu erwarten, weil sich dabei das Unendliche einfügen muss ins Endliche, und das Ewige ins Zeitlichen! Doch – obwohl es absurd klingt – verlangt Weihnachten, dass wir genau dies Undenkbare denken: dass nämlich der Schöpfer geworden ist, was er gemacht hat, damit, was er gemacht hat, nicht zugrunde ginge (Augustinus). Gott nahm die Gestalt eines Menschen an. Er wurde so „verwechselbar“, als wollte er inkognito in der Masse der Menschen untertauchen. Und dennoch hörte Gott als Mensch nicht auf, Gott zu sein! Das schöpferische Wort wurde zum geschaffenen Fleisch. Der Autor des Drehbuches gab sich selbst eine Rolle in dem Film, den er als Regisseur auch selbst inszeniert. Und warum? Wodurch wurde dieser dramatische Schritt nötig? Wir sollten es wissen! Denn Gottes ursprünglich gute Schöpfung ist durch des Menschen Schuld ganz furchtbar „aus dem Ruder gelaufen“. Wir Menschen haben dem Bösen Tür und Tor geöffnet. Und wir verfielen ihm so gründlich, dass die gesamte Schöpfung in unser Verhängnis mit hineingezogen wurde. Nachdem alle Propheten mit ihren Mahnungen und Erinnerungen weder im Guten noch im Bösen etwas erreichen konnten, hätte Gott allen Grund gehabt, die Menschheit ihrem verdienten Untergang zu überlassen. Doch Gott zeigt sich auch den Untreuen treu. Und unbegreiflicher Weise liebt er gerade die, die seiner Liebe nicht wert sind. Darum gibt er der Menschheit nicht, was sie verdient, sondern gibt ihr – sich selbst. Gott teilt sich der Menschheit mit und teilt uns seine Gnade mit, indem er unser Leben teilt. Er wendet unsere Not durch die Berührung mit ihm selbst. Er küsst sozusagen die Aussätzigen, um ihren Schaden zu heilen. Gott will uns mit seiner Gesundheit anstecken. Er eignet sich unser Elend an, um es zu überwinden. Und er fügt sich dabei in den engen Rahmen menschlicher Bedrängnis, um diesen Rahmen ein für allemal zu sprengen. Gott stellt sich zu den Verlorenen und macht sie damit zu Gefundenen. Und offenbar war das nur möglich durch diesen ebenso verblüffenden wie radikalen Schritt, dass Gott tatsächlich einer von uns wurde. Offenbar war die menschliche Verfallenheit so groß, und das Gewicht der Sünde so schwer, dass unsere Rettung nicht billiger zu haben war. Gott selbst musste die Sache in die Hand nehmen, indem er ein menschliches Leben durchlief – von der Krippe bis hin zum bitteren Tod am

Kreuz. Und hätte es einen leichteren Weg gegeben, hätte Gott sich das vermutlich erspart! Da er uns aber nicht unserem Schicksal überlassen wollte, und der Satan keinem anderen Gegner gewichen wäre, setzte Gott selbst seinen Fuß in den irdischen Schlamm – und war sich dafür nicht zu schade. Das Gewicht seiner Liebe zog ihn auf die Erde hinab, sagt Augustinus! Gott erbarmte sich derer, die naseweis mit dem Bösen spielen wollten – und ihm sehr bald nichts mehr entgegensetzen konnten. Gott erscheint, um die Suppe auszulöffeln, die wir uns eingebrockt haben. Er wird zu dem, was er gemacht hat, damit, was er gemacht hat, nicht zugrunde gehe! Denn offenbar ließ sich unser Problem nicht aus der Ferne lösen, nicht durch Engel oder Propheten, sondern nur durch die Gegenwart des Allmächtigen selbst. So wird Gott ein Mensch, um sein Schicksal und unser Schicksal auf höchst seltsame Weise miteinander zu verknüpfen. Wie soll man das aber beschreiben, dass er in die Menschheit „hineingeht“, als wollte er darin verschwinden? Gott, der Gerechte, taucht in die Menge der Ungerechten ein, um ihr Geschick grundlegend zu wandeln. Er solidarisiert sich dabei gewiss nicht mit der Sünde, aber mit den Sündern. Er identifiziert sich nicht etwa mit dem Bösen, aber mit den vom Bösen Befallenen. Er will, dass Gottheit und Menschheit nie wieder auseinanderdividiert werden. Er lässt sich von uns zwar noch unterscheiden, lässt sich aber nicht mehr von uns trennen. Und indem er Mensch wird, reklamiert er die Menschheit wieder ganz für sich. Er macht sie dem Satan streitig, der sie beherrschen konnte, solange sie ausnahmslos aus Sündern bestand. Doch nun? Wie soll der Feind noch Ansprüche erheben, wenn plötzlich unter den Ungerechten dieser Gerechte steht, unter den Sterblichen dieser Ewige, und unter den Schwachen dieser überaus Starke? Über ihn hat Satan weder Macht noch Recht, an ihm verbrennt er sich die Finger und verliert die Kontrolle! Wenn sich Gott aber dauerhaft nicht von uns distanziert und sich nicht geekelt abwendet, sondern einfach nicht mehr von unserer Seite weicht: wie sollte Satan noch Zugriff haben? Mit uns allein wäre er schnell fertig, weil wir alle von derselben Sorte sind! Doch seit Gott Mensch wurde, steht mitten unter den Schuldigen ein Unschuldiger, und unter den Kindern Evas ein wahrer Sohn Gottes. In den Reihen der vielen Knechten verbirgt sich nun ein Herr, der unüberwindlich ist und dort nicht mehr weggeht! Unter den Gefangenen ist nun einer, der die Macht und das Recht zur Befreiung hat. Und da Jesus Teil der Menschheit bleibt, kann sie keinem pauschalen Gericht mehr unterliegen. Hinter Jesu Rücken darf sich nun jeder Sünder verstecken. Und sobald er's tut, ist er in Sicherheit! Denn alles, was jemals Strafe verdiente, hat Jesus an sich gezogen. All unsere Erbärmlichkeit hat er auf sich genommen und am Kreuz dafür gebüßt. Gleichzeitig hat er uns aber seine Gerechtigkeit geschenkt, um uns damit ewiges Leben zu verleihen. Ganz bewusst vermengt Jesus sein Schicksal mit dem unseren: er wird einer von uns, damit wir eins werden mit ihm! Wer aber eins ist mit Gottes Sohn, der ist damit für die Hölle verloren und hat gut lachen. Denn Christus vermischt seine Reinheit mit unserem Schmutz, er verbindet seine Kraft mit unserer Schwäche, er vermengt sein Leben mit unserem Tod. Und niemand muss lange rätseln, welche Seite sich als stärker erweist. Gottes Gnade behält natürlich die Oberhand! Und wenn der Feind trotzdem nach einem Christen greift, bekommt er es mit Christus zu tun. Will uns jemand verdammen, so tritt er als unser Rechtsanwalt auf. Will uns jemand anklagen, wird Gottes Sohn unser Verteidiger sein. Und möchte uns jemand überlisten oder bedrohen, verweisen wir ihn kühn an Christus selbst, der ihm schon die rechte Antwort geben wird. Wie man sich eine Jacke anzieht, so zog sich Gottes Sohn unser Leben an. Er lief in unseren Schuhen, teilte unsere irdischen Freuden und unsere Leiden. Er wollte sich uns schenken – und im Glauben schenken wir uns nun auch ihm! Seit das aber geschah, ist nichts mehr wie vorher. Denn nichts in unserem Leben ist nun ohne Beziehung zu Christus. Sind wir vielleicht arm? Er war's auch! Werden wir versucht? Ihm geschah das schon längst! Werden wir angefeindet? Er nicht

weniger! Erleben wir Freude? Er kennt sie gleichermaßen! Fühlen wir uns verlassen? Er noch viel mehr! Und müssen wir sterben? Ja, so ist Christus auch da schon vor uns hindurchgegangen! Selbst in die Hölle ist er hinabgestiegen, damit auch ganz unten keiner sagen kann, er sei zu tief gesunken, um von Christus erreicht zu werden. Wo immer wir hinkommen – Gottes Sohn ist vor uns da gewesen! Durch jeden Abgrund ist er gegangen, hat sich nichts Menschliches erspart und überall seine Spur hinterlassen. Er kennt also Schuld und Scham, Lüge und Spott, Hunger und Angst, Zorn und Gewalt, Krankheit und Schmerz, Verrat und Gemeinheit. Unser Gott schwebt nicht „über den Dingen“, sondern alles, was uns bedrückt, kennt er aus eigener Erfahrung. Wenn er das alles aber schon vor uns und für uns durchgemacht hat – sollte das unser Leben nicht grundlegend ändern? Ist nicht alles durch die Berührung mit Christus gewandelt worden? Ist nicht alles Böse und Gute, das uns begegnet, vorher ihm begegnet, so dass durch ihn all das Böse schon abgetan und überwunden ist, all das Gute aber durch ihn schon gesegnet und geheiligt? Christus ist in unsere Haut geschlüpft und hat unsere Kleider getragen, er ist durch unsere Häuser gegangen und hat von unseren Tellern gegessen. Unsere Not ist dadurch seine Not geworden, und unsere Verzagtheit hat er mit uns geteilt. Er hat unser größtes Problem gelöst, bevor wir es recht kannten! Er hat unser Leben von Anfang bis Ende durchlaufen, hat mit uns geschwitzt und für uns geblutet. Wenn er aber so konsequent unsere Lage teilt – meint dann noch einer, sie könnte aussichtslos sein? Nein! Überall auf seinem Weg hat Gottes Sohn seine Fahne errichtet. Alles Land, über das er ging, hat er zu seinem Eigentum erklärt. Und dort wird nun über kurz oder lang auch der Himmel einziehen. Denn Christi Berührung heiligt jeden Ort. Und wo sein Weg mit unserem verschmilzt, führt er auch garantiert zum Ziel. Gottes Sohn wurde irdisch, damit wir Menschen einmal himmlisch werden. Und auf alle, die ihn heute aufnehmen, springt dieser Funke über. Um bei uns zu sein, musste Christus sich zwar schmutzig machen. Aber dieser Schmutz wird nicht das letzte Wort behalten. Denn was Gottes Sohn anfasst, das adelt er. Und was er in die Hand nimmt, wird augenblicklich heil – wie es schon die Berichte der Evangelien zeigen: Die Heilung der blutflüssigen Frau geschieht allein durch eine Berührung im Gedränge. Und wenn Jesus Blinde heilt, berührt er dazu ihre Augen. Wenn Eltern ihm ihre Kinder bringen, legt er ihnen segnend die Hände auf. Und auch Matthäus schreibt, dass viele Kranke ihn nur berühren wollten – „und alle, die ihn berührten, wurden gesund“ (Mt 14,36). Was Jesus in die Hand nimmt, kann weder gottlos noch verloren sein. Und wenn er in ein Haus hineingeht, fliehen die Dämonen hinaus. Wo Christus hinschaut, wird aus der Finsternis Licht. Und in seiner Gegenwart ist Resignation ausgeschlossen. Denn wo sein Name genannt wird, verliert die Hölle ihre Macht. Wer sich zu ihm flüchtet, der ist frei von aller Schuld. Und mit wem er Gemeinschaft hat, der gewinnt auch Anteil an Jesu Kraft. Gottes Sohn ist selbst das Leben! Wie könnte also, was er anrührt, tot bleiben? Gottes Sohn ist selbst der Weg! Wie könnte also, wer beim Weg bleibt, in die Irre gehen? Ein jeder, der mit Christus in Kontakt kommt, wird angeschlossen an den Stromkreis des Heiligen. Seine Gerechtigkeit ist ansteckend. Seine Liebe springt auf alle über, die ihm nahe sind. Und dieses „Nahekommen“ ist darum das eigentliche Thema der Weihnacht. Denn Gottes Sohn stieg zwar vom Himmel herab, ging in die Armut hinein, in den Schmutz und in den Tod. Er tat das aber nicht, um dem Druck zu erliegen, sondern um durch seine Gegenwart alles zu ändern und uns allen Druck zu nehmen. Er lebte unser Leben und starb unseren Tod, er trug unsere Kleider und aß unser Essen, er lief in unseren Schuhen und kam in unsere Häuser. Er schlüpfte in dieses Menschenleben und durchlief es in allen seinen Stationen, um wieder herzustellen, was kaputt war, um wiederzufinden, was verloren war, und aufzurichten, was gefallen war. Gott selbst ist durch die Reihen der Toten geschritten, um sie mit neuem Leben zu erfüllen. Der König aller Könige wurde einer von uns. Und er hat

dadurch das Schicksal, das er mit uns teilte, zum Guten gewendet. Denn wenn Gott sich unter die Menschen mischt, ist das Menschsein nicht länger ein Zeichen der Verlorenheit. Wenn unter den Verdammten plötzlich der Allmächtige steht, um mit seiner Gerechtigkeit unser Unrecht aufzuwiegen, wenn er für uns kämpft, der unüberwindlich ist und mit seinem Licht unsere Finsternis überstrahlt, wenn Gott das Seine und das Unsere einfach zusammenwirft – kann uns der Feind dann noch für sich reklamieren? Sein Recht ist vergangen, und alles ist anders geworden, seit Christus an unserer Seite geht. Denn der König atmet nun unsere Luft. Er fühlt, was wir fühlen, er sieht, was wir sehen, und leidet unser Leiden. Er ist mittendrin in unserem Leben! Er spürt aber auch, wenn's eng wird, und lässt uns gerade dann nicht allein. Christus kam hinein in unsere verfahrenere Situation. Und man hätte denken können, das sei tragisch für ihn. In Wahrheit war's aber viel tragischer für die Situation! Denn sie konnte nicht mehr bleiben, wie sie war. Als Christus unsere Not auf sich nahm, da war es das Ende dieser Not. Als er unsere Angst auf sich nahm, da war es das Ende dieser Angst. Und als er für uns durch die Hölle ging, war das zwar schlimm für ihn, war aber noch viel schlimmer für die Hölle – denn für sie war's das Ende ihrer Macht. Nun steht Gottes Sohn nicht nur bei uns, sondern stellt sich schützend vor uns. Und das ist der wahre Grund weihnachtlicher Freude! Nicht die Familie-Idylle, nicht die Geschenke und nicht den Baum gilt es zu feiern. Sondern die Güte unseres Gottes, der geworden ist, was er gemacht hat, damit, was er gemacht hat, nicht zugrunde geht.

Gebet zur Weihnacht

Herr, Jesus Christus, du freundlicher Gottessohn,
dir sei Dank gesagt für deine Menschwerdung und Geburt. Du hättest die Welt sich selbst und ihrer Bosheit überlassen können. Aber aus Liebe und Erbarmen hast du Fleisch und Blut angenommen und bist unser Bruder geworden. Trotz deiner Macht und Herrlichkeit warst du dir nicht zu schade, dich mit unserer armseligen Menschennatur zu verbinden, und hast sie damit hoch erhoben. Die menschliche Natur war völlig verdorben, aber du hast sie geheilt. Sie war verflucht, aber du hast sie gesegnet. Sie war in Schande geraten, aber du hast sie zu Ehren gebracht. Wir hatten unser Vaterhaus mutwillig verlassen, aber du hast die zugeschlagene Tür wieder geöffnet. Es kostete dich dein Leben. Aber damit wir Mut schöpfen, wurdest du unser Trost. Damit wir sehen, wurdest du unser Licht. Damit wir leben, wurdest du unser Retter. Du hast Frieden gestiftet zwischen Himmel und Erde und hast uns den guten Weg eröffnet, den wir nun gehen. Wir aber wollen dich dafür preisen ohne Ende: Mitten im Dunkeln feiern wir nun das Licht, das mit dir in die Welt kam. Und mitten in schlechten Nachrichten feiern wir die gute Botschaft, die du uns gebracht hast. Mitten im Verfliegen unserer Erdentage feiern wir deine Ewigkeit. Und mitten im Seufzen feiern wir die Zuversicht, die du weckst. Der Tod umgibt uns, aber du bist unser Leben. Unsere Gedanken sind töricht, aber du bist unsere Weisheit. Die eigenen Taten beschmutzen, aber du wäscht uns weiß wie Schnee. Was sollten wir da noch murren? Der Herr wurde zum Knecht, damit wir Knechte Herren würden. Und das ewige Leben ging in unseren Tod, auf dass wir Toten lebendig würden. Welch ein seltsamer Wechsel ist das – und was für ein seliger Tausch! Wie groß ist das Geheimnis dieser Nacht, und wie blind stehen wir davor! Unseren Fluch hast du auf dich genommen, damit dein Segen uns gehöre. Deine große Liebe hast du in die Welt hinein verloren, damit wir Verlorenen dich in der Welt finden können. Ja, du bist gekommen, damit künftig unser sei, was dir gehört, und wir teilhaben an deiner Herrlichkeit. Für diesen Abgrund der Liebe – für diese bodenlose Barmherzigkeit – wollen wir dir von Herzen danken und wollen dich preisen in Ewigkeit. Amen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Silvester

Immer wenn es Silvester wird, stehen wir auf der Schwelle zwischen Abschied und Aufbruch. Wir gehen hinüber von einem ins andere Jahr. Und stärker als sonst spüren wir, wie uns der unaufhaltsame Lauf der Zeit doch seltsam berührt. Denn so leicht es auch ist, die Uhr und den Kalender zu lesen, so schwer bleibt doch zu verstehen, was Uhr und Kalender eigentlich messen. Wir reden zwar von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Aber wie die sich zueinander verhalten, ist durchaus nicht so klar. Denn die Vergangenheit ist nicht mehr. Die Zukunft ist noch nicht. Und allein die Gegenwart scheint wirklich „da“ zu sein. Gerade diese Gegenwart ist aber ein so kurzer Moment, dass sie gar keine Ausdehnung besitzt. In derselben Sekunde, in der ich das Gegenwärtige wahrnehme, verwandelt es sich auch schon in Vergangenes. Und bevor ich es als Gegenwart greifen und beschreiben kann, ist's schon nicht mehr Gegenwart. Das Vergangene und das Künftige scheint aber nur in der Weise vorhanden zu sein, dass ich es mir gedanklich zurückrufe oder es gedanklich vorwegnehme. Denn ich erlebe ja nie einen gestrigen oder einen morgigen Tag. Sondern, was ich erlebe, ist immer „heute“. Und wenn ich in diesem „heute“ nicht zurück- oder vorausdächte – was gäbe es dann überhaupt, außer dem jetzigen Moment? Damit die Vergangenheit nicht vergangen, sondern „präsent“ sein kann, muss ich sie mir erst erinnernd vergegenwärtigen. Und auch die Zukunft kann heute nur eine Rolle spielen, wenn ich sie mir, der Zeit vorauslaufend, vorstelle. Ein Tier hat solche Vorstellungen vom „Früheren“ und „Künftigen“ nicht. Darum lebt das Tier immer nur „jetzt“. Es greift gedanklich nicht über die aktuelle Zeit hinaus und weiß daher weder von seiner Geburt noch von seinem Tod. Der Mensch aber weiß davon. Und durch ihn geschieht dies Wunderliche, dass Ereignisse der Vergangenheit und der Zukunft – obwohl sie „nicht mehr“ oder „noch nicht“ sind – doch in der Gegenwart Wirkungen hervorbringen. Man könnte also meinen, Vergangenheit und Zukunft seien überhaupt nur in dem Maße „wirklich“, wie der Mensch ihrer gedenkt! Scheinbar gibt es zwischen den beiden keine andere Brücke als nur die kurze Sekunde der Gegenwart, die unablässig Zukunft in Vergangenheit verwandelt! Und obwohl uns diese Bewegung so offensichtlich erscheint, kann man nicht mal genau sagen, ob sich die Zukunft aus der Vergangenheit ergibt, oder ob die herandrängende Zukunft ihrerseits immer neue Vergangenheit produziert. Denken wir in kausalen Zusammenhängen von Ursache und Wirkung, so hat das Morgen seine Ursache im Gestern, und die Vergangenheit erschafft sich ihre Zukunft. Und trotzdem muss alle Vergangenheit zuerst Zukunft gewesen sein, bevor sie Vergangenheit werden konnte. Denn Ereignisse kommen uns ja „von vorn“ entgegen, wie das neue Jahr oder unser nächster Geburtstag. Aus der fernerer Zukunft rücken sie näher und näher, werden Gegenwart und verschwinden dann – je länger, je ferner – in der Vergangenheit! Wie ist das also? Resultiert die Vergangenheit aus der Zukunft, die sie mal war? Oder resultiert die Zukunft aus der Vergangenheit, die ihr vorausging? Ist die Frage falsch gestellt? Oder ist es überhaupt eine irriige Annahme, dass eins aus dem anderen „hervorgehen“ müsste? Dass jede neue Stunde die vorangehende zunichtemacht, könnte eine Täuschung sein, die bloß aus der subjektiven Wahrnehmung entspringt! Denn wenn ich in einem großen Schloss von einem Raum in den anderen gehe – und dann wieder weiter in den nächsten – denke ich ja auch nicht, dass nur der eine Saal existierte, in dem ich gerade bin. Die Räume hinter mir sind sehr wohl noch „da“, nachdem ich sie verlassen habe, wie auch die vor mir liegenden schon „da“ sind, bevor ich sie betrete. Und so könnte es sich auch bei den Zeiträumen, durch die wir hindurchgehen, so verhalten wie bei einer Wanderung in freier Natur. Auch da nimmt der Wanderer nur das wahr, was aktuell um ihn herum zu sehen ist. Die Landschaft, die er vor zwei

Stunden sah, wirkt nicht mehr auf ihn. Und die Landschaft, die er erst zwei Wegstunden weiter zu sehen bekommt, wirkt noch nicht. Aber sind diese Wegstrecken darum weniger „wirklich“? Der Wanderer wird vernünftiger Weise nicht annehmen, dass die Welt hinter ihm aufgehört zu existieren, wenn er hindurchgewandert ist! Und ebensowenig wird er denken, dass die Welt vor ihm erst dadurch entstünde, dass er in sie hinläuft. Vielmehr geht er davon aus, dass die Landschaft ganz unabhängig von seinem Besuch „da“ ist, und dass zwar von seinem aktuellen Standort abhängt, was er wahrnehmen kann, dass davon aber keineswegs abhängt, was vor und hinter ihm existiert. Wenn das aber so ist – warum unterstellen wir dann, dass vor und nach dem Zeitpunkt, den wir Gegenwart nennen, nichts real sei? Natürlich befindet sich jeder Mensch auf der Zeitleiste der Jahrtausende immer nur an einem Punkt, so wie er sich ja auch räumlich immer nur an einem Ort, nämlich entweder „hier“ oder „dort“ befindet. Doch könnte das ein Merkmal unserer Beschränktheit sein. Und für ein weniger beschränktes Wesen – wie z.B. Gott – stellt es sich ganz anders da. Denn so wie Gott allgegenwärtig im Raum überall zugleich ist, so ist er auch simultan in jeder Zeit. Wie ein Adler aus großer Höhe den gesamten Weg des Wanderers auf einmal überschaute und mit einem Blick erfasst, was der Wanderer immer nur abschnittsweise zu sehen bekommt – so gibt es für Gott kein „gestern“ und kein „morgen“, sondern ihm ist jeder erdenkliche Zeitpunkt gleich gegenwärtig und präsent. Wie der Mittelpunkt des Kreises kein Teil der Kreisbahn ist, so ist Gott kein Teil der von ihm geschaffenen Zeit. Er kennt weder Jugend noch Alter, weder Anfang noch Ende. Und wie der Mittelpunkt des Kreises zu jedem Punkt auf der Kreisbahn denselben Abstand hat, ist für Gott auch kein Zeitpunkt „präziser“ als ein anderer, sondern sie alle sind ihm gleichermaßen „aktuell“. Wie der Raum nicht Gott umfasst, sondern Gott den Raum, so ist Gott auch nicht irgendwo in der Zeit, sondern steht darüber in der Gleichzeitigkeit des Ewigen, für den es kein „zu spät“ und kein „zu früh“ geben kann. Und so ist unser Eindruck vom Zeitenlauf durchaus verkehrt – und sagt mehr über unseren engen Horizont als über die Zeit selbst. Denn wir sind wie Autofahrer, die nachts über die Autobahn brausen, und denen immer nur wirklich erscheint, was gerade vom Scheinwerferlicht des eigenen Fahrzeugs beleuchtet wird. Wir meinen dann, es sei die Zeit, die rast! Doch die Unruhe des steten Wechsels ist nur der Bewegung des Betrachters geschuldet, während die Straße selbst ruht. Für den Autofahrer folgt auf Kilometer 11 der Kilometer 12. Aber ist deswegen 12 eine Konsequenz von 11? Der Autofahrer muss 12 hinter sich bringen, um Kilometer 13 zu erreichen. Aber folgt daraus, dass es den Streckenabschnitt 13 ohne 12 nicht gäbe? Tatsächlich bringt die Fahrbahn eines Streckenabschnitts nicht den nächsten Kilometer hervor, wie sie auch nicht aus dem vorangegangenen resultiert. Vielmehr liegen die Abschnitte einfach wohlgeordnet hintereinander. Und nur weil der Autofahrer darüber hinweggeht, entsteht bei ihm der Eindruck einer Bewegung. Alles, was sein Scheinwerfer aktuell nicht beleuchtet, scheint „weg“ zu sein, weil's im Dunklen versinkt. Doch die Abschnitte hinter und vor ihm sind keineswegs „weg“. Sondern sie sind nur für ihn nicht da, weil er nicht dort ist, wo sie sind. Aus der übergeordneten Perspektive Gottes sind aber alle zugleich „jetzt“. Und aus seiner simultanen Perspektive bringt auch weder die Vergangenheit die Zukunft noch die Zukunft die Vergangenheit hervor. Sondern der gesamte Zeitenlauf ist so und bleibt so, wie Gott selbst ihn gefügt und schon vor aller Zeit in Voraussicht aller Dinge geordnet hat. Im Blick auf die Vergangenheit ist uns das auch geläufig. Wir sehen ein, dass sich Vergangenes nachträglich nicht mehr ändern lässt. An dem, was wir heute taten, kann morgen keiner mehr etwas drehen! Wenn Gott aber genauso fest auch schon über die Zukunft verfügt hat, gilt für sie dasselbe. Und dass wir durch unsere Aktivitäten die Zukunft ändern könnten, erweist sich damit als Illusion. Denn wie die Bibel sagt, erdenkt der Mensch zwar seinen Weg, Gott aber lenkt seinen Schritt (Spr 16,9 vgl. Spr 19,21 u. Jer 10,23). Und wie Gott uns einst den

Tag der Geburt bestimmt hat, so kennt er auch schon den Tag unseres Todes – und jede Wendung, die unser Weg bis dahin noch nehmen wird. „Es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht schon wüsstest“ sagt Psalm 139,4. Und er fährt fort: „Es war dir mein Gebein nicht verborgen, als ich im Verborgenen gemacht wurde, als ich gebildet wurde unten in der Erde. Deine Augen sahen mich, als ich noch nicht bereit war, und alle Tage waren in dein Buch geschrieben, die noch werden sollten und von denen keiner da war“ (Ps 139,15-16). Der Psalmbeter nimmt selbstverständlich an, dass Gott schon vor seiner Geburt alle Tage kannte, die er im Laufe seines Lebens einmal erleben sollte! Und so versteht er „Zukunft“ konsequent als das, was dem Menschen von Gott „zu-kommt“. Denn käme sie von uns her, hieße sie ja „Her-kunft“. Und „Schick-sal“ ist, was dem Menschen von Gott „zu-geschickt“ wird. Denn könnten wir's machen, hieße es passender „Mach-sal“! In biblischer Sicht ist demnach das „Heute“ so wenig ein hinreichender Grund für das „Morgen“ wie umgekehrt. Sondern beide haben ihren Grund in Gottes Vorsehung. Und so ist das Kommende ebenso wenig variabel wie das Vergangene. Denn Gott überlässt nicht dem Zufall, was seinen Geschöpfen begegnen soll. Sondern „ein jegliches hat seine Zeit“ und seine ihm von Gott bestimmte Stunde (Pred 3,1). Wenn sich's schließlich anders verhielte, und die Zukunft wäre auch für Gott offen und unbekannt – wie könnte die Bibel dann so randvoll sein von Prophezeiungen, festen Verheißungen und klaren Voraussagen? Mit der Offenbarung des Johannes liegt uns ein ganzes biblisches Buch vor, das nicht damit rechnet, dass irgendetwas, was es beschreibt, auch anders kommen könnte! Ein Gott, der nicht wüsste, was kommt, dürfte gar nicht wagen Propheten zu schicken, die über das kommende Weltgeschehen verbindliche Aussagen machen! Er wäre überhaupt ein recht lächerlicher Gott, weil er immer wieder von den spontanen Aktionen seiner Geschöpfe überrascht würde! Statt den Schicksalsmächten zu gebieten, wäre Gott ihnen ausgeliefert – und müsste hektisch reagieren! Doch so etwas wird in der Bibel nicht einmal erwogen. Denn sie bekennt, dass des Menschen Zeit in Gottes Händen steht (Ps 31,16). Und im Bewusstsein der eigenen Vergänglichkeit flieht der Psalmbeter zu seinem Gott, der als einziger davon nicht betroffen ist: „Herr, du bist unsre Zuflucht für und für“ sagt Psalm 90. „Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit“ (Ps 90,1-2). Himmel und Erde werden vergehen und werden veralten wie Gewänder, Gott aber bleibt, wie er ist, und seine Jahre nehmen kein Ende (Ps 102,26-28). Dem Menschen sind Anfang und Ende gesetzt. Er kann seines Lebens Länge keine Spanne hinzufügen (Mt 6,27). Er empfängt das Gute ebenso aus Gottes Hand wie das Böse (Hiob 2,10). Und ohne den Vater fällt nicht mal ein Sperling zu Boden (Mt 10,29-31). Gott verrät zwar nicht im Voraus, was er für welchen Tag in seinen Kalender geschrieben hat (Apg 1,7 / Mt 24,36). Ihm selbst aber steht es fest. Und sämtliche Verheißungen, die er Abraham, Isaak, Jakob, David und anderen gegeben hat, setzen voraus, dass Gott die Zukunft überschaut und bestimmt. Du „hast dem Hause deines Knechtes sogar für die ferne Zukunft Zusagen gegeben“, sagt David (2. Sam 7,19). Und wie wäre das möglich, wenn die Zukunft für Gott unbekannte Variablen enthielte? Tatsächlich liegt sie ihm genauso offen vor Augen wie die Vergangenheit und birgt für ihn keinerlei Überraschungen. Denn die wahre Herkunft der Zukunft ist er selbst. Und für uns ist das eine tröstliche Feststellung. Denn Gottes grenzenloses Wissen ist immer auch ein Vorauswissen der Fallstricke, Wendungen und Gefahren, die unser persönlicher Weg noch bereit hält. So stellt Gottes Wissen nicht nur sicher, dass der, der alles sieht, auch uns nicht übersehen wird – es garantiert nicht nur, dass wir bei Gott nicht vergessen sind. Sondern es schenkt uns auch die Gewissheit, dass keine Kreatur Gottes Rat und Willen zunichtemachen kann. Mag uns der böse Feind noch so viele Fallen stellen, gibt es doch keinen Hinterhalt, den Gottes Auge nicht längst vorausgesehen hätte. Und Gott lässt uns da nur hineintappen, wenn er's für gut oder nötig

befindet. Selbst dann bleibt er noch hilfreich an unserer Seite. Nichts kann ihn verblüffen. Und insofern ist es wirklich Gottes Ewigkeit, die uns die Zukunft verbürgt – ja, Gottes Ewigkeit ist die Zuflucht des Betenden (Hermann Cremer). Denn Gott hat jederzeit den Überblick, der uns fehlt. Und was er heute zusagt, wird er sich morgen nicht anders überlegen. Gott ist nicht in der Zeit beschlossen, sondern alle Zeit in ihm. Er hält seinen Zusagen so unverbrüchlich, wie er sich selbst die Treue hält. Und während bei uns auch die Treuesten durch Umstände gehindert werden können, ihre Zusagen wahr zu machen, ist das bei Gott ausgeschlossen. Denn den Allmächtigen kann niemand davon abhalten, seinen Willen in die Tat umzusetzen. Will er aber unser Heil, wie es das Evangelium ausdrücklich sagt – wie könnte unser Verhängnis noch triumphieren? Der Allwissende stümpert und stolpert nicht. Und so ergibt sich aus den biblischen Voraussetzungen nicht etwa eine vage Hoffnung, sondern es ergibt sich die logisch zwingende Erwartung, dass Gott, was er will und kann, auch tun wird. Schließlich ist Christus derselbe – gestern und heute und auch in Ewigkeit (Hebr 13,8). Er ist „das A und das O, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende“ (Offb 22,13). Er ist lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und hat die Schlüssel des Todes und der Hölle (Offb 1,18). Ihm ist gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden (Mt 28,18). Und jedes Knie wird sich ihm beugen (Phil 2,10). Hat er sich aber in freier Gnade selbst dazu bestimmt, unser Erlöser zu werden, steht dieser Beschluss genauso fest wie der, der ihn gefasst hat. Und dann wird auch unsere Zukunft keineswegs von Moment zu Moment jeweils neu „erfunden“, sondern sie wird nur „enthüllt“. Der morgige Tag deckt nur auf, was auch vorgestern schon feststand. Und so resultiert unser Schicksal nicht aus den planlosen Verwicklungen der Welt, sondern aus Gottes weiser Fügung. Und haben wir auch den Eindruck, die Welt wollte es böse mit uns machen, so gedenkt Gott doch, es gut zu machen (vgl. 1. Mose 50,20). Ich sage das aber bewusst nach schweren Jahren voller böser Überraschungen. Denn der bedrückenden Vorstellung, dass unser Leben in der Hand von Menschen läge, sollten wir keinen Raum geben. Und wenn's uns vorkommt, als stürzte die Menschheit planlos einer düsteren Zukunft entgegen (als fielen wir in ein großes, dunkles Loch), so muss man dem als Christ widersprechen. Denn als gläubige Menschen stürzen wir allenfalls unserem Gott entgegen. Und dessen guter Wille stand schon fest, bevor die Weltgeschichte überhaupt anfang. Sein Ziel war schon damals, dass wir zu ihm finden, und er zu uns. Sein Reich kommt zu uns – oder wir in sein Reich. Das ist unausweichlich! Und darum überlassen wir es den Heiden, eine „Heidenangst“ zu haben. Denn es ist genau so, wie es Corrie ten Boom einmal sagte: Wenn unser Zug in einen Tunnel fährt, kann es sehr finster werden. Aber wegen dieser Finsternis wirft man nicht die Fahrkarte weg und man versucht auch nicht aus dem Zug zu springen, sondern man vertraut dem Zugführer. Solches Vertrauen dürfen wir zu unserem Gott doch wohl auch haben! Und so mag das neue Jahr dann bringen, was immer es will. Wir wollen uns nicht fürchten. Denn unser Gott ist auch der Gott des kommenden Jahres – und tut nichts ohne Grund.

Gebet zu Silvester

Allmächtiger Gott, barmherziger Vater,

wir danken dir dafür, dass du im vergangenen Jahr mit uns gegangen bist. Von Jugend auf hast du uns begleitet und auch im Alter nicht verschmäht. Wenn wir dich abschütteln wollten, warst du immer noch da. Wenn wir betriebsblind waren, hast du uns dennoch gesehen. Und wenn unsere Gebete leiser wurden, hast du sie trotzdem gehört. Wohin wir auch liefen, du warst gegenwärtig. Und wenn wir ehrlich fragten, hat dein Wort nie geschwiegen. Unsere Gedanken waren oft töricht, deine Pläne aber waren weise. Unsere Herzen waren oft feige, du aber bliebst treu. Und selbst wenn wir nicht nach dir suchten, hast du uns dennoch gefunden.

Statt dem, was wir verdienten, hast du uns immer wieder gegeben, was wir brauchten. Und weil wir nun schon so lange von deiner Gnade leben, wagen wir, sie auch für die Zukunft zu erbitten: Vergib uns die Eigenmächtigkeit, die Großtuererei, den Kleinglauben und den törichten Eigensinn. Schenke uns aber Erneuerung und Belebung durch deinem Heiligen Geist. Damit wir endlich lernen zu lieben, was du liebst, und zu verabscheuen, was du verabscheust. Damit wir das Richtige wichtig, und das Richtige locker nehmen. Damit wie Strenge zeigen, wo sie nötig, und Milde zeigen, wo sie möglich ist. Du, Herr, bist unser Gestern und unser Morgen, unser Ursprung und unser Ziel. Lass uns im neuen Jahr die Konsequenzen ziehen. Denn dass wir dein sind und bleiben – das allein ist wichtig. Und darum bitten wir dich durch Jesus Christus unseren Herrn. Amen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gründonnerstag

Um zu verstehen, was es am Gründonnerstag zu feiern gibt, müssen wir uns in die Zeit versetzen, da Jesus mit seinen Jüngern durch Palästina wanderte und alles mit ihnen teilte. Denn er hatte die Jünger berufen, ihm nachzufolgen – und hatte sie dazu herausgerufen aus ihrer alltäglichen Arbeit, aus ihren Häusern und ihren Familien. Die Jünger folgten ihm ganz konkret zu Fuß, ohne lang zu fragen. Denn bei Jesus zu sein, war ihnen wichtiger als alles andere. Sie wollten nichts von dem verpassen, was er tat, und wollten alles hören, was er sagt. Sie wollten verstehen, was ihn bewegt, und bei jedem seiner Schritte dabei sein. Denn so einem Menschen waren sie nie zuvor begegnet. Obwohl sie von Jesu Worten immer nur die Hälfte verstanden, wollten sie unbedingt an seinem Leben teilhaben. Er aber wollte seinerseits dasselbe, teilte bereitwillig sein Leben mit ihnen, gab, was er zu geben hatte, und hielt dabei nichts zurück. Wie ein Hirte sammelte er seine Herde um sich und ersetzte den Jüngern das alte Leben, das sie um seinetwillen verlassen hatten, durch immer neue Einsichten und Erfahrungen. Sie haben sich dann oft an der falschen Stelle gefreut – oder wurden an der falschen Stelle zornig. Jesus korrigiert sie aber mit großer Geduld. Er lehrt sie beten, lehrt sie geistlich zu streiten und warnt vor Gefahren. Er gibt ihnen Geistesgaben und die Vollmacht, in seinem Namen zu taufen und zu predigen, zu binden und zu lösen. Er legt seinen Frieden auf sie und bezieht sie in Gottes Liebe mit ein. Und so weit geht die Identifikation, dass Jesus zu den Jüngern sagt: „Wer euch hört, der hört mich; und wer euch verachtet, der verachtet mich“ (Lk 10,16). Das ist aber umso erstaunlicher, als Jesus weiß, wie oft seine Jünger schon versagt haben und noch versagen werden. Er kennt ihre Schwächen. Und doch teilt er mit ihnen nicht nur sein Wissen, seinen Geist und die Nähe des Vaters. Er teilt ihnen nicht nur seinen Segen mit, seine Vollmacht und seine Kraft. Sondern er teilt buchstäblich sich selbst – und gibt ihnen Anteil an seiner Person. Denn so wie er am Kreuz nicht dies oder das, sondern „sich“ hingibt, so tut er's auch schon am Vorabend, bei der Mahlzeit am Gründonnerstag. Auch da gibt Jesus seinen Jüngern nicht dies oder das (nicht bloß Segen, Kraft, Brot oder Wein), sondern gibt sich selbst und hält nichts zurück, damit seine Jünger nicht nur teilhaben an seiner Lehre, seiner Autorität oder seiner Mission, sondern teilhaben an ihm selbst. Und das ist ebenso konsequent wie bestürzend. Denn nicht genug, dass Jesus beim letzten Mahl mit den Jüngern ihr Gastgeber ist – nein –, er will zugleich auch ihre Speise sein! Er gibt ihnen nicht bloß „etwas“, sondern sich. Denn in dem Brot, das er mit ihnen teilt, ist auf rätselhafte Weise er selbst enthalten. Und indem die Jünger davon essen, ist Jesus nicht mehr nur „bei“ ihnen, sondern „in“ ihnen und verwandelt sich in sie, wie auch sonst alle Nahrung, die in den Körper eingeht, in ihm aufgeht. Die Jünger aber, die damit Jesus aufnehmen in die eigene Person, verwandeln sich ihrerseits in Glieder des Leibes Christi. Denn indem sie seinen Leib aufnehmen in sich, werden sie aufgenommen in ihn – und bilden dann miteinander den einen Leib Christi. Christus wird auf so unbegreifliche Weise ihre Speise, dass anschließend er in ihnen, und sie in ihm sind. Danach kann Christus von seinen Jüngern nicht mehr sinnvoll unterschieden werden. Und er will es auch nicht. Denn untrennbare Gemeinschaft herzustellen, ist ja gerade das Ziel der heiligen Handlung, die Christus zu wiederholen befiehlt. Durch das Abendmahl existiert er in seiner Gemeinde und als seine Gemeinde – während wiederum die Gemeinde von dem lebt und für den lebt, an dem sie teilhat. Die Gemeinschaft, die am Gründonnerstag entsteht, sammelt sich also nicht bloß um Jesu Lehre herum oder um ein Ritual, sondern um Jesus Christus selbst. Denn in dem Mahl ist nicht „etwas“ von ihm enthalten, sondern er selbst. Und nur durch die innige Verbindung mit ihm hat die Gemeinde auch das Heil, das Christus für sie „erwarb“. Denn in seiner

Person ist alles Heil eingeschlossen – samt aller Vollmacht und Wahrheit, samt seiner Kraft, seinem Segen und dem ewigen Leben. Das alles wird in der Feier des Abendmahls dargereicht und von den Teilnehmenden empfangen. Aber es ist nur in und mit Jesus Christus da, der sich im Sakrament selbst verschenkt. Und so ist das Abendmahl nicht etwa die Inszenierung eines Versprechens, das erst noch woanders eingelöst werden müsste, sondern es gibt unmittelbar das, was es zeigt, mit sofortiger Wirkung. Es geht dabei nicht um ein pädagogisch-wertvolles „Symbol“, um ein bedeutungsschweres „Zeichen“ oder eine „gleichnishafte Handlung“ mit „übertragenem Sinn“, sondern um die Sache selbst, die Gegenwart Christi. Denn als Gottes Sohn zu den Jüngern sprach „das ist mein Leib, das ist mein Blut“, war das durchaus nicht „bildlich“ oder „metaphorisch“ gemeint, sondern konkret. Es hieß: „das bin ich, gegeben für euch.“ Und darum hat das Abendmahl keinen „bildlichen Sinn“, so als ob Brot und Wein bloß an uns appellierten: „Stell dir ganz fest vor, Jesus Christus wäre da!“ Sondern er ist da. Und er ist es sogar dann, wenn ein Heuchler das Sakrament spendet, und ein Ungläubiger es empfängt. Denn Christi Gegenwart ist kein Rätsel, das erst noch der Interpretation bedürfte, sondern ist Tatsache. Genauso real wie Christus damals seinen Jüngern gegenüberstand, so real begegnet er uns heute im Abendmahl. Und wäre es weniger als das, könnten wir's bleiben lassen. Denn bei aller Liebe zur bildhaften Rede brauchen Sünder doch keine bildhafte Erlösung, sondern eine wirkliche. Wir haben durchaus kein „Symbol“ der Gnade nötig, sondern die Gnade selbst. Und darum werden wir auch nicht auf eine Vergebung „verwiesen“, die erst noch jenseits des Abendmahls auf einer „anderen Ebene“ stattfinden müsste. Sondern wir empfangen diese Vergebung durch das Abendmahl selbst so konkret und verbindlich, wie unsere Not vor Gott konkret und verbindlich ist. Wir treten nicht als „metaphorische“ Sünder zum Altar, sondern als wirkliche. Und darum wäre uns mit weniger als dem wirklichen Erlöser auch nicht zu helfen. Denn die symbolische Darstellung eines Arztes wird ja auch keinen Kranken heilen, sondern nur der Arzt selbst kann das tun. Und so sind Brot und Wein nicht etwa verweisende „Zeichen“ für eine Wirklichkeit, die man sich erst noch dazudenken müsste, sondern sie enthalten Christus selbst. Die greifbaren und schmeckbaren Substanzen sind Mittel, Medium und Vehikel dessen, der in und mit Brot und Wein der Unsre werden will. Christus möchte nicht geistig „vorgestellt“, sondern leiblich aufgenommen werden. Und so wird im Abendmahl nichts „veranschaulicht“, was parallel dazu auf einer „geistigeren“ Ebene stattfindet, sondern es wird leiblich gegeben, was ohne die leiblichen Mittel nicht in derselben Weise gegeben werden kann. Nichts an dieser Feier ist „virtuell“ – alles ist „konkret“. Sie drückt dem Teilnehmer keinen Gutschein in die Hand, der erst noch eingelöst werden müsste, sondern die Feier ist selbst die unmittelbare Gemeinschaft mit Christus. Und das zu wissen, ist tröstlich. Denn es bedeutet, dass uns – trotz großem zeitlichen Abstand zum Ursprungsgeschehen – die Stärkung nicht vorenthalten wird, die wir für den Weg der Nachfolge brauchen. Christus sagt: „Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten“ (Joh 6,35). Das heißt: Wer in ihm ist, und in wem er ist, der hat damit ein neues Leben begonnen als Gottes Kind und Jesu Freund, als Glied an seinem Leib und als Teilhaber an der Fülle der Gottheit. Wenn also ein Christ im Glauben an den Altar tritt, empfängt er dort unmittelbar, was er sucht, ist zugleich erwählt und zum Heil vorherbestimmt, ist gerechtfertigt, versöhnt, erlöst, gesalbt, versiegelt, begnadigt, geheiligt und mit Gottes Geist beschenkt. Den Beweis all dessen hält er aber mit dem schlichten Brot des Abendmahls in der Hand. Denn, sakramental mit Christus vereint, hat er volles Bürgerrecht im Himmel und ist frei von aller Verdammnis. Empfängt er das Sakrament in ungeheucheltem Glauben, ist er im selben Moment auch Gottes Tempel und Salz der Erde, ist ein Mitarbeiter des Höchsten und ein Botschafter der Versöhnung. Was immer er früher verbrochen haben

mag – er darf sich dessen freuen, dass sein Name im Himmel geschrieben steht. Und er darf wissen, dass dort schon jetzt ein Stuhl für ihn reserviert ist. Denn Paulus versichert es uns ausdrücklich. Der „gesegnete Kelch, den wir segnen“ ist „die Gemeinschaft des Blutes Christi“, und „das Brot, das wir brechen“ ist „die Gemeinschaft des Leibes Christi“ (1. Kor 10,16-17). Ist uns aber mit den schmeckbaren Gaben die Gemeinschaft Christi geschenkt, und mit Christus wiederum das ewige Leben – was soll uns dann noch fehlen? Hat Gott uns seinen Sohn gegeben, wie wird er uns mit ihm nicht alles schenken (Röm 8,32)? Größeres kann er doch gar nicht mehr schenken, nachdem Gottes Sohn sich selbst uns gab! Sind wir aber Glieder seines Leibes – und dürfen uns dessen bei jedem Abendmahl neu vergewissern – was soll dann noch schiefgehen? Könnte Gott die jemals vergessen, für die sein Sohn so teuer bezahlt hat? Oder wäre gegen seinen barmherzigen Willen irgendein Kraut gewachsen? Haben wir Anteil an seiner Gerechtigkeit, wer will uns noch verklagen? Und haben wir in ihm die Wahrheit selbst, wer kann die auf Dauer verleugnen? Wenn aber Christus unsere Hand nicht mehr loslässt – werden wir dann nicht zwangsläufig dorthin kommen, wo er ist, und durch Not und Tod hindurch in den Himmel gelangen? Zugegeben: diese Verheißungen sind schwer zu glauben. Denn wir Menschen sind nichts als Bündel von Ängsten und Begierden – und sind der Liebe Gottes nicht wert. Und doch lädt er uns ein, auf dass sein Haus voll werde (Lk 14,23). Wir sind keine würdigen Gäste für seinen Tisch. Und doch lässt er uns von den Hecken und Zäunen herbeiholen. Denn die ursprünglich Geladenen ließen sich entschuldigen. Und der Gastgeber, der sein Fest nicht absagen möchte, ersetzt sie durch uns. Da werden Arme, Verkrüppelte, Blinde und Lahmen genötigt, an der feinen Tafel Platz zu nehmen – und wundern sich sehr. Wenn aber auch wir dabei sind: sollten wir uns nicht freuen? Gott lädt uns an seinen Tisch. Und wir müssen nicht lange zaudern. Denn wenn sich der Höchste für uns nicht zu schade ist – warum sollen wir ihm seine Freundlichkeit ausreden? Gott will sein Leben mit uns teilen und wählt das Abendmahl als Mittel, um sich uns zu schenken. Lassen wir uns also nicht lange bitten, sondern sagen wir „danke“, schätzen wir uns glücklich und treten wir herzu an den Tisch des Herrn.

Gebet zum Gründonnerstag

Herr, unser Gott,
du hast uns aufgetragen, das heilige Abendmahl immer wieder zu feiern. Und wir danken dir, dass wir daran teilnehmen dürfen. Denn, dass du für uns einen Stuhl frei hältst an deinem Tisch, ist freundlich und staunenswert. Was hast du Heiliger zu schaffen mit uns Sündern? Was hat der Ewige zu schaffen mit den Sterblichen? Was verbindet den Reinen mit den Schmutzigen, und den Herrn mit seinen Knechten? Allein deine Liebe überbrückt die Kluft und erhebt uns so hoch. Du aber freust dich darüber und teilst uns nicht nur „etwas“ mit, sondern teilst dich selbst mit – im Blut und im Leib deines Sohnes. Wir kommen zu dir wie Kranke zum Arzt des Lebens, wie Schmutzige zum Bad des Erbarmens, wie Blinde zum Licht der Klarheit. Du aber willst durch das heilige Mahl unsere Krankheit heilen, unsere Flecken abwaschen und unsere Blindheit erleuchten. Du hast dich für uns in den Tod gegeben – und auch zu einer Speise des ewigen Lebens. Darum verleihe uns, dass wir deine Gaben in ungeheucheltem Glauben empfangen und sie dann nicht mehr aus dem Herzen lassen. Durchdringe uns mit deiner Kraft. Präge unser Wollen, Denken und Tun. Und lass deine Gaben in uns wirksam werden zu starkem Glauben an dich und zu herzlicher Liebe untereinander. Belebe unsere Gemeinschaft mit deinem Geist. Und hilf uns, über den Gütern dieser Erde das ewige Heil nicht zu verlieren. Lehre uns heilig zu werden, wie du heilig bist, und die erfahrene Barmherzigkeit auch anderen zu erweisen – auf dass unser ganzes Leben Zeugnis gebe von deiner Macht und Güte. Amen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Karfreitag

(Teils wörtlich / stark angelehnt an Texte von J. Gerhard)

Der Karfreitag ist kein leichter Tag. Denn er lenkt unseren Blick auf das, was wir normalerweise nicht sehen wollen. Das Kreuz Christi ist eine grausam-blutige Angelegenheit. Und wer nicht verroht ist, möchte sich von so etwas lieber abwenden. Jedes mitfühlendes Herz muss es schmerzen, das Leiden Christi mit anzusehen. Und wenn man sich dann noch klar macht, wer da von solcher Grausamkeit betroffen ist, hält man es im Kopf nicht aus. Denn die Schläge treffen ja eindeutig den Falschen und könnten ungerechter nicht sein.

Das Haupt Jesu Christi, vor dem sich sogar die Engel verneigen, wird durch eine Dornenkrone zerkratzt und verwundet. Das freundliche Gesicht, das soviel Liebe verstrahlte, wird von Soldaten angespuckt und besudelt. Die Augen des Hirten, der die Verlorenen suchte, sehen am Ende nur hasserfüllte Fratzen. Und die Ohren, die Christus für unsere Not geöffnet hat, hören bitteren Spott und Beleidigungen. Jener Mund, der Gottes Wort redete und der Welt die allerbeste Nachricht brachte, wird mit Essig und mit Galle getränkt. Und die wundertätigen Hände, die so viele Kranke heilten und soviel Segen spendeten, werden mit Nägeln ans Kreuz geheftet. Der Leib Christi – diese allerheiligste Wohnstatt Gottes auf Erden! – wird mit Peitschen blutig geschlagen. Und das Herz, das für die Armen schlug, wird mit einem Speer durchbohrt. Ausgerechnet der Mann, der die Sünder verschonte, wird von Sündern hingerichtet. Und der die höchste Freude verdient hätte, wird gepeinigt und gefoltert. Der das Leben selber ist, wird brutal getötet. Und der den Schuldigen voller Barmherzigkeit vergab, erfährt selbst kein Erbarmen. Da will man sich doch wegwenden und die Augen vor diesem Anblick verschließen, weil die Welt größeres Unrecht nie gesehen hat!

Und doch können wir den Gedanken, die das wachruft, nicht ausweichen. Denn wenn das wirklich so nötig war, dass sowohl der himmlische Vater als auch der Sohn einwilligten – wenn also weder Vater noch Sohn etwas taten, um diesen Kreuzestod zu verhindern: wie groß muss dann das Verhängnis gewesen sein, das derartige Maßnahmen erforderte? Offenbar war es Gottes Plan! Und sein Sohn brachte dieses Opfer ganz bewusst! Doch was muss das für eine Krankheit gewesen sein, die solche Heilmittel braucht? Und was war das für eine Gefangenschaft, aus der man nur um solch einen Preis freigekauft wird? Was sind das für schreckliche Gebrechen, die nur durch den Tod des Arztes kuriert werden können? Wer noch nicht wusste, wie heftig der Zorn Gottes brannte, der kann's hier erschließen und kann am Kreuz sehen, welches Ausmaß von Strafe die Menschheit verdiente! So ernst und so groß war der Krieg, dass es dieser Vermittlung bedurfte. So bitter drohte das Gericht, dass Versöhnung nicht billiger zu haben war, sondern Gott selbst musste Fleisch annehmen, um in Menschengestalt zu büßen, was Adams Kinder angerichtet hatten. Der Heilige selbst musste solche Schmach erdulden, um sie von uns zu nehmen. Der Spender allen Segens musste diesen Fluch tragen, um unser Verhängnis zu durchbrechen. Der Unschuldige musste bluten, um mit seinem Leib den Schlag abzufangen, den wir verdienten. Und dieser Rollentausch bleibt unglaublich, so oft man's auch durchdenken mag. Gottes unschuldiger Sohn hängt sich unsere Schuld an den Hals und duldet alles, was daraus folgt. Sein Leib wird gebunden, geschlagen und angespuckt, verwundet und durchstoßen, getötet und ins Grab gelegt.

Seine Seele aber – die leidet gar nicht weniger als der Leib! Denn sie erleidet den Verrat eines Jüngers und die Feigheit all der anderen. Sie erleidet Einsamkeit und Spott – und zuletzt sogar das Gefühl, von Gott selbst verlassen, vergessen und verworfen zu sein. Betrübt bis in den Tod wird Christus den Schmerzen der Hölle unterworfen, schwitzt Blut und Wasser und erspart

sich nichts, was nötig ist, um unsere Rechnung zu begleichen. Weil's um unseretwillen nötig ist, darf er kein Engelsheer zu Hilfe rufen und darf nicht vom Kreuz herabsteigen. Weil's um unseretwillen nötig ist, darf er die Macht nicht gebrauchen, die er zweifellos gehabt hätte, und darf der Qual nicht entfliehen. Er bringt zuende, was er sich vorgenommen hat! Und doch weiß er schon im Sterben, dass es ihm nicht jeder danken wird, für den er das tut. Christus bahnt den Sündern einen rettenden Weg und weiß doch schon, dass ihn nicht jeder gehen wird. Er erkauft uns die Freiheit und weiß doch, dass mancher die Gefangenschaft vorzieht. Christus bringt das Licht und weiß doch, dass vielen die Finsternis lieber ist. Und während er noch kämpft, ahnt er schon, dass er sich um viele vergeblich müht. Aber wirft er's deswegen hin? Entzieht er sich und flieht, wie wir so gern fliehen, weglaufen und ausweichen?

Nein. Christus steht genau an der Stelle, wo der gerechte Zorn Gottes und die stumpfe Verstocktheit der Menschen aufeinanderprallen. Er „geht dazwischen“ und rührt sich dort nicht mehr weg, sondern trennt die feindlichen Parteien und erduldet den Druck, der von beiden Seiten auf ihm lastet. Wer aber hätte ihn in diesem Moment verstanden? Oder wessen Verständnis hätte ihn trösten können? Die römischen Schinder, die ihn routiniert zu Tode foltern, wissen noch nicht mal, dass er dies für sie und für ihre Kinder tut! Er betet für seine Henker, dass Gott ihnen vergeben möge! Doch die Unschuld dieses Mannes schert sie nicht. Und die Gaffer machen auch noch Witze über ihn. Ein Wunder, dass da kein Engel mit Feuer und Schwert dazwischenfuhr! Der Vater im Himmel aber, der jeden Schlag fühlte, jede Gemeinheit hörte und Christi ganzen Schmerz teilte – hätte er seinen Zorn in diesem Moment nicht verzehnfachen müssen? Man male sich ruhig einmal aus, was der Richter der Welt mit den Henkern seines Sohnes hätte tun können! Und dann frage man sich, mit welchem Ernst er's denen vergelten wird, die heute noch Jesu Namen lästern! In was wird sich seine Liebe wohl verwandeln, wenn sie derart grob zurückgestoßen wird? Und was wird denen geschehen, an die Christi Mühe vergeudet ist, weil sie auf seinem Ruf nicht hören? Kann man sich das Gewitter vorstellen, das einmal über den Undankbaren niedergeht, wenn sie die Zeit zur Buße endgültig haben verstreichen lassen? Stellen wir uns das lieber nicht vor. Vielmehr – nachdem Christus uns die Brücke gebaut hat, die in den Himmel führt, lassen sie uns seine Mühe wertschätzen, indem wir ohne Zögern darübergehen. Er hat uns den Weg gebahnt. Und das hat ihn wahrlich viel gekostet! Also ehren wir ihn am besten dadurch, dass wir den Weg beschreiten und die Brücke benutzen! Christus hat uns die Freiheit erkauft, also danken wir ihm am besten dadurch, dass wir sie reichlich gebrauchen und verteidigen! Er will unsere Lasten auf sich nehmen! Also zieren wir uns nicht, sondern geben wir sie restlos her! Und will er uns Gnade schenken, so zaudern wir besser nicht, sondern greifen mit beiden Händen zu. Denn Christus hängt keineswegs am Kreuz, damit wir ihn bedauern und beweinen, sondern damit wir unseren Fluch in Segen tauschen! Der beste Dank für seine Leiden wird also darin bestehen, dass wir ihn tun lassen, was er an uns tun will, und freudig sprechen:

„Ja, Herr ich fürchte nun meine Sünden nicht mehr, denn du bist meine Gerechtigkeit. Ich fürchte meine Torheit nicht mehr, denn du bist meine Weisheit. Und ich fürchte die Verwesung nicht mehr, denn du bist meine Auferstehung. Noch im Sterben sollst du meine Freude sein und im Gericht mein großer Trost, damit dein Werk an mir nicht vergeblich sei, sondern zum Ziel komme. Mögen andere auf ihre Tugend setzen oder auf ihre Willenskraft, auf ihre Vernunft, ihre Freunde oder ihren Reichtum: ich setze allein auf dich und danke dafür, dass ich es darf. Denn mein Fleisch muss einmal verwelken, aber dein Leben wird dennoch in mir grünen. Mein Geist wird sich einmal verwirren, aber deine Wahrheit wird sich dennoch an mir erweisen. All meine Fehler werden einmal zu Tage treten, aber deine Barmherzigkeit wird dennoch größer sein als meine Schande. Dank sei dir darum – und ewig sei's gepriesen, was du

am Kreuz für mich getan hast. Denn deine Gnade schirmt mich gegen allen Zorn, und deine Hand reißt mich aus jeder Hölle. Deine Taufe wäscht alle meine Flecken, und dein Abendmahl stillt den Hunger meiner Seele. Dein Heiliger Geist leitet mich durch jedes Labyrinth, und dein Auge wacht über mir, wo auch immer ich sei. Wahrlich, Herr: dein Leiden ist meine Verteidigung, und dein Himmel ist meine Heimat. Deine Treue ist mein Trost, und dein Wort ist mein Kompass. Dank dir bin ich der Hölle entgangen, und der Teufel sieht mich nur von hinten. Denn nun muss jede Anklage schweigen, und jede Rechnung ist beglichen..."

So getrost und zuversichtlich dürfen wir sein im Blick auf das Kreuz. Und wenn wir solche Wohltat auch nicht verdient haben – soll sie uns nicht dennoch fröhlich machen? Unausdenklich groß ist die Liebe des Vaters, und unendlich wertvoll das Opfer des Sohnes. Er aber brachte es nicht, um von uns bedauert zu werden, sondern um uns aus unserer Notlage herauszuhauen und uns mit einer Zuversicht zu erfüllen, die unüberwindlich ist. Denn wie könnte nun je vergessen werden, was er für uns tat? Oder was könnte die Reichweite der Wirkungen begrenzen? Wird Christus auch nur eine Seele verlieren, für die er so teuer bezahlt hat? Das ist undenkbar! Denn Gottes Sohn wird nicht ruhen, bis er die Seinen im Himmel versammelt hat, wo die Wohnungen im Haus des Vaters schon vorbereitet sind. Christus wird nicht dulden, dass sein Plan an unserer Torheit scheitert! Sind wir also in Christus, ist es nun Satan, der betreten schweigen muss. Denn wir lachen zuletzt, und er hat das Nachsehen. Christus hat den Gläubigen weiße Kleider der Unschuld übergezogen und lässt sie teilhaben an seiner eigenen Reinheit. Der Fluch, der uns galt, hat das Kreuz nicht überlebt. Und die quälende Stimme des Gewissens ist dort verstummt. Die Knechte der Sünde waren, sind wieder Gottes Kinder, und die Kandidaten der Hölle waren, werden von den Engeln mit Jubel empfangen. Das alles aber verdanken wir dem Kreuzestod Christi. Denn er trug unsere Last, damit wir es nicht müssen, und blutete, um unsere Wunde zu heilen. Er ging durch die Hölle, um sie uns zu ersparen, und starb, damit wir leben. Er hat seine Tränen vergossen, um die unseren zu trocknen, und wurde selbst gering, um uns zu erhöhen. Da dies aber zu unserem Trost geschah, wär's ihm ein schlechter Lohn, wenn wir hinterher noch verzweifeln wollten.

Maßlos war unsere Schuld – und war immer so groß, wie der Gott, den wir damit beleidigt haben! Aber maßlos und endlos war auch der Preis, den Gottes Liebe dafür zahlte. Strafe musste sein. Aber Strafe ist längst erfolgt, und um Christi willen sind wir amnestiert. Christus trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wird er also die Bußfertigen noch streng richten? Wird er die verdammen, für die er selbst gestorben ist? Oder wird er die verwerfen, für die er selbst gebeten hat? Nein! Wäre dies Werk von Menschen oder von Engeln vollbracht, so bliebe noch Raum für Zweifel, ob's denn auch zureichend sei. Da es aber Gottes Sohn getan hat, was könnte da noch fehlen? Macht Gott etwa halbe Sachen? Oder wird er den Preis nicht annehmen, den er selbst gezahlt hat? Wird er zulassen, dass an uns scheitert, was ihn so viel gekostet hat? Oder hat man je gehört, dass Gott eine Zusage zurückgenommen hätte? Weil das undenkbar ist – darum können wir beruhigt sein und dürfen dem Frieden trauen. Der für uns einsteht, hat das nämlich nicht nur damals getan, sondern er tut es auch noch heute, indem er uns ständig vor seinem himmlischen Vater vertritt und für seine Kirche stets Fürbitte leistet. Er ist uns nicht fern, sondern nah, und will zu allermeist, dass uns die Frucht seines Sterbens zu Gute kommt. Wir aber tun schon etwas Nützliches, wenn wir ihm dabei nicht im Wege stehen, sondern uns staunend gefallen lassen, was unbegreifliche Güte an uns bewirkt.

Schauen wir also weg vom Kreuz, weil's schauerlich ist, oder schauen wir hin, weil's unsre Rettung zeigt? Da ist wahrlich Gewalt und Grausamkeit genug, dass man sich wegwenden möchte! Aber jener, der am Kreuz unserem Hass erliegt, erringt eben in dieser Niederlage seinen größten Sieg. Indem er sein Leben verliert, hat er unseres gewonnen, und indem er den

Fluch trägt, hat er uns Segen geschenkt. Im blutigen Scheitern hat seine Liebe Erfolg, und aus seinem Grab geht er lebend hervor. Schauen wir also ruhig hin – und schauen wir auch tief genug –, denn dann werden wir nicht mehr aufhören, zu staunen und zu danken und Gottes Güte zu preisen...

Gebet zum Karfreitag

(frei nach Anselm von Canterbury)

Herr, unser Gott,

wir versammeln uns unter dem Kreuz deines Sohnes, weil wir aufs Neue zu verstehen suchen, was am Karfreitag geschah. Doch, Herr, wer könnte das Geheimnis erfassen oder deine Liebe ergründen? Der den Wein austeilte, musste Essig trinken. Und der die Hand nicht hob, wurde geschlagen. Der die Verlassenen suchte, wurde verlassen. Und der niemand schreien machte, schrie überlaut. Der die Wunden heilte, wurde durchbohrt. Und der den Wurm rettete, wurde zertreten. Der niemanden verriet, wurde ausgeliefert. Und der an nichts schuld war, wurde gequält. Der andere lebendig machte, wurde getötet. Und der die Henker begnadigte, starb gnadenlos. Was aber war die Ursache? Ach, Herr, wir selbst sind die Ursache dieses Leidens. Denn von uns kommt die Schuld, die Christus trug. Dass er starb, haben wir verdient, und die Arbeit seiner Schmerzen haben wir ihm gemacht. Der Ungerechte sündigt, und der Unschuldige wird geschlagen. Der Gottlose hat Übles getan, und der Heilige muss das Urteil tragen. Was der Böse verschuldet hat, muss der Fromme leiden. Und was der Mensch verbrochen hatte, dafür wollte Gott büßen. O, ewiger Gott, wie groß ist deine Liebe! Wir haben gefrevelt, du aber trägst die Strafe. Wir sind hochmütig gewesen, du aber wirst gedemütigt. Wir haben genossen, was süß und lieblich ist. Du aber schmeckst, was herb und bitter ist. Wir sind ungehorsam gewesen, du aber hast durch deinen Gehorsam den Fluch von uns genommen. Wie sehr musst du die arge Welt lieben, dass du einen so wunderlichen und harten Weg gehen wolltest zu ihrer und unsrer Befreiung! Das Geheimnis deiner Liebe ist zu groß, als dass wir es begreifen könnten. Doch weil es dir so und nicht anders recht war, soll es nun auch uns so und nicht anders recht sein. Sammle unter deinem Kreuz alle, für die du gestorben bist. Führe herzu, die noch fern sind, und rufe zurück, die dich verloren haben. Bringe heim die Irrenden und geh den Suchenden entgegen, damit keiner zurückbleibe, sondern alle eins werden und Frieden finden in dir. Amen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ostern

Das effektivste Verfahren, jemand loszuwerden, ist immernoch, dass man ihn umbringt. Und auch im alten Israel hat das zuverlässig zum Ziel geführt. Denn viele Propheten wurden dort zum Schweigen gebracht. Und zusammen mit den unbequemen Mahnern begrub man auch gleich ihre Botschaft. Sie waren gekommen, um in Gottes Namen die Wahrheit aufzudecken. Aber man stopfte ihnen den Mund. Und fast immer hat das gut funktioniert. Nur am Ostermorgen zu Jerusalem versagt das bewährte Verfahren. Denn zur allgemeinen Verblüffung ist da dem Tod (diesem sonst so zuverlässigen Kerkermeister) ein Gefangener entlaufen. Jesus besaß die Frechheit, sein Sterben zu überleben. Der Tod hat an ihm seinen Meister gefunden. Und das sorgt für erhebliche Verwirrung. Denn Jesus hatte zwar vorausgesagt, er werde am dritten Tage auferstehen (Mk 8,31 / 9,31 / 10,34). Doch das widersprach aller Erfahrung. Und so gingen die Frauen in der Absicht zum Grab, einen Leichnam zu salben. Sie fanden den Stein aber schon weggeschoben. Und niemand verstand, wie dieser Tote dem Tod entkommen war. Hatte ihn die Römer nicht auf gewohnt brutale und effektive Weise umgebracht? War er nicht routiniert und nach allen Regeln der Kunst beseitigt worden? Und doch ist der böse Plan an diesem Mann gescheitert. Denn der Tod wurde seiner nicht Herr. Und infolgedessen steht der Tod plötzlich als ein zahnloser Tiger da. Wie zum Spott lässt Jesus sich quicklebendig bei seinen Jüngern sehen. Er erscheint dem Kephais, danach den Zwölfen, dann 500 Brüdern auf einmal. Er begegnet dem Jakobus, sämtlichen Aposteln – und schließlich dem Paulus (1 Kor 15,1-8). Er geht mit zwei Jüngern nach Emmaus (Lk 24,13-35), redet mit Maria von Magdala (Joh 20,11-18) und lässt sich vom ungläubigen Thomas sogar anfassen (Joh 20,24-29). Am See von Tiberias isst er gebratenen Fisch mit Petrus, Thomas, Nathanael und vier anderen Jüngern (Joh 21,1-14). Ja, wie zum Spott auf die mörderische Kunst des Feindes kehrt Jesus zu den Seinen zurück und zeigt sich vom eigenen Tod unbeeindruckt. Denn nicht Menschen entscheiden, wer von der Bildfläche dieser Erde verschwinden muss, sondern Gott entscheidet das. Und in Jesu Fall hat er Einspruch erhoben. Gott bekennt sich zu seinem Sohn, indem er ihn auferweckt. Er stellt sich hinter ihn. Und der Versuch, das Leben Jesu auszulöschen, ist damit kläglich gescheitert. Denn Gewalt war diesmal keine Lösung. Und der Tod steht als Versager da. Statt dass er Jesus zum Schweigen brachte, redet der nun lauter als zuvor. Und die Auferweckung durch den Vater beglaubigt nachdrücklich Jesu Botschaft. Man wollte den Mann aus Nazareth dem Vergessen anheimgeben. Aber nun ist sein Evangelium in aller Munde. Gott selbst hat es bestätigt. Und obwohl man ihn eingesperrt hatte in ein enges Felsengrab, ist Jesus plötzlich überall zugleich und geht in völliger Freiheit durch geschlossene Türen. Oh, Judas, Kaiphas und Pilatus – welcher Plan wäre je so grandios gescheitert wie der eure? Der Begrabene lacht euch lebendig ins Gesicht, und was ihr verschweigen wolltet, spricht sich überall herum. Denn gerade durch eure Untat hat Jesu Erfolgsgeschichte so richtig Fahrt aufgenommen. Und aus der scheinbaren Niederlage des Kreuzes wurde unversehens ein großer Sieg. Denn jener Repräsentant Gottes, den ihr loswerden wolltet, der ist nun ewig bei euch. Nachdem ihr ihn zur Hölle geschickt habt, stieg er zum Himmel auf. Und von dort wird er wiederkommen, um euer Richter zu sein. Eben jener Gott, den ihr aus eurem Leben heraushalten wolltet, wird nie wieder daraus weichen. Und ihn in Ewigkeit vergeblich zu hassen, wird euer Albtraum sein. Denn Christus weicht nicht mehr von eurer Seite. Und er ist mächtiger denn je. Ihr habt es mit ihm von Herzen böse gemeint. Gott aber hat's zum Guten gewendet. Und von eurem vermeintlichen Sieg werdet ihr euch nie wieder erholen. Denn als Jesus gekreuzigt wurde, schienen Sünde, Tod und Teufel zwar zu triumphieren – er fiel ihnen zum Opfer wie Tausen-

de zuvor. Und doch waren sie diesem Opfer nicht gewachsen und hatten sich offenbar an dem Falschen vergriffen. Denn indem sie Gottes Sohn töteten, haben sie sich selbst entmachtet und alles Recht an der Menschheit verloren. Worauf schließlich beruhte die Macht des Todes? Doch einzig und allein auf der Schuld des Menschen! Gott verneint, was ihn verneint – und so war der Tod die logische Konsequenz der Sünde. Wenn Christus am Kreuz aber stellvertretend die Strafe für die Sünde trug, dann ist damit auch der Fluch gelöst. Christus zahlte den Preis für unsere Freiheit. Und mit dem Begleichen dieser Rechnung ist die Rechtsgrundlage des Todes entfallen! Christi Kreuz durchbricht das Verhängnis, das dem Tod sein Recht und seine Macht verlieh. Und infolgedessen wird Auferstehung nicht nur für Jesus möglich, sondern zugleich für alle, die zu ihm gehören. Den Christen ist ja wirklich vergeben. Die Sache ist erledigt. Der Tod hat keinen Anspruch mehr. Und das leibliche Sterben versetzt sie darum nur noch von der Zeit in die Ewigkeit, wo Christus sie schon mit offenen Armen erwartet. Ob man das aber weiß oder nicht weiß – macht das nicht einen gewaltigen Unterschied? Und versieht Ostern nicht unser gesamtes Leben mit einem neuen, positiven Vorzeichen? Tatsächlich feiern wir Christi Auferstehung nicht nur, weil sie für ihn, sondern weil sie für uns so herrliche Folgen hat. Wir feiern nicht Christi Vergangenheit, sondern unsere Zukunft. Denn man bedenke und erinnere sich, wie sich die menschliche Lage vor Ostern darstellte! Waren wir da nicht schon mitten im Leben vom Tode umfassen – und von Geburt an immer schon unterwegs zu unserem Grab? Bevor es Ostern wurde, liefen alle Veränderungen im Leben nur auf einen letzten Verlust hinaus, und der Tod behielt stets das letzte Wort. Denn über allem, was wir liebten, schwebte die Drohung der Vergänglichkeit. Jeder Gewinn war nur vorläufig, jede Freude befristet, und alles Glück nur „bis auf Weiteres“ gestundet. Wer aber zu oft dran dachte, musste dem Trübsinn verfallen. Denn auch die fröhlichsten Erfahrungen hatten ihr Verfallsdatum. Und das erfahrene Gute subtrahierte sich sofort von dem kleiner werdenden Rest, der noch zu erwarten war. Wie eine grausame Raupe fraß die Zeit an der Lebensspanne, die uns blieb. Und war der Schwund auch nicht immer merklich, schritt er doch unaufhaltsam voran. Wie bei einer Kreuzfahrt konnte man zwar essen, lachen, trinken, schlafen, feiern und darüber ganz vergessen, dass man auf Reisen war. Doch draußen zog die Welt dennoch vorbei – und das Ende der Reise rückte stündlich näher. Vor Ostern schwand unsere Lebenszeit mit jeder Minute und verzehrte sich wie ein sehr begrenzter Vorrat. Und so starb der Mensch nicht erst am Ende, sondern starb schon mit jedem Augenblick ein klein wenig. Der Schatten der Vergänglichkeit lag auf allem, was wir liebten, und schon während wir es gewannen, stand fest, dass wir's wieder verlieren würden. Der Tod war immer dabei als bedrohlicher Abgrund unter unseren Füßen. Und wir mussten das Ticken der Uhr verdrängen, um fröhlich zu sein. Doch das ist nun Schnee von gestern! Denn Ostern hat alles verändert und wirft ein neues Licht auf unser Dasein. Zusammen mit unserer Schuld hat Christus auch den Fluch von uns genommen, ständig der eigenen Vernichtung entgegenzugehen! Der Auferstandene hat uns freigekauft, damit wir das ewige Leben mit ihm teilen. Und infolgedessen sind nun alle Christen schon mitten im Tode vom Leben umfassen. Denn Ostern gibt unserem Dasein ein völlig neues Vorzeichen. Nun liegt der Schatten des Vergehens nicht mehr auf dem Guten, das wir lieben, sondern auf dem Übel, das uns plagt! Über kurz oder lang wird das Böse weichen, wir aber werden bleiben. Und damit haben sich die Verhältnisse komplett gedreht. Denn Jesus Christus geht uns nicht mehr von der Seite. Es hat ihn wahrlich viel gekostet. Aber er ging aus dem Streit mit Sünde, Tod und Teufel als Sieger hervor. Und uns freut das nicht bloß um seinetwillen, sondern mehr noch um unsertwillen. Denn obwohl wir zur Entmachtung des Feindes nicht das Geringste beitrugen, profitieren wir nun davon. Im Glauben mit Christus verbunden lässt uns seine Hand nicht mehr los. Und durch die Taufe mit Christus begraben werden wir auch mit ihm

auferstehen (Röm 6,3-4). Wir sind die Beute, um die er gerungen hat. Und so wird er sich unsere Seelen nicht wieder nehmen lassen. Die Hölle sieht uns nur von hinten. Und da wir an Christus genauso festhalten wie er an uns, bleiben wir ewig mit ihm eins. Wer aber mit Gottes Sohn eins ist, kann unmöglich untergehen – sondern untergehen kann nur noch das Peinliche und Verkehrte, das ihn auf Erden gehemmt und belastet hat. Ja, unter österlichem Vorzeichen stirbt eben nicht mehr der Christ, sondern, wenn's zu Ende geht, stirbt nur noch sein Elend. Nicht des Christen Tage sind gezählt, sondern die Tage seiner Not. Denn sein Leben bricht am Ende nicht ab, sondern kommt zum Ziel. Und selbst das, was von ihm begraben wird, ist nicht verloren, sondern wird nur als fruchtbare Saat auf Gottes Acker ausgestreut. Jenseits des Grabes hört dann aber alles auf, was an uns kläglich ist. Und darauf freuen wir uns von Herzen. Denn aus dem falschen Schein gehen wir ins wahre Leben. Wir schauen dann, was wir geglaubt haben. Wir verlassen unser Gefängnis und treten in die Freiheit hinaus. Wir hören auf traurig zu sein und finden Frieden. Wir kommen aus dem Sturm und machen im sicheren Hafen fest. Ja sterbend „genesen“ wir wie Patienten, die von einer schlimmen Krankheit „genesen“. Denn der Himmel kleidet uns in weiße Gewänder der Unschuld. Und Gott selbst wischt uns die Tränen von unseren Augen (Offb 21,3-4). Wenn wir diesem schönen Ziel aber mit Ablauf jeder Stunde ein Stückchen näher kommen – arbeitet die Zeit dann nicht für uns? Und wenn der Prozess unaufhaltsam ist – sind wir dann nicht mitten im Tod schon vom Leben umfassen? Ja, ein dreifaches „Hoch“ auf eine Vergänglichkeit, in der bloß noch das Leid vergeht, das Geschrei und der Schmerz! Herzlich willkommen sei uns aber jedes Ende, das in sich einen solchen Anfang birgt! Denn der Schatten der Endlichkeit liegt nicht mehr auf uns, sondern auf der Gewalt und dem Unrecht dieser Erde! Die Uhren ticken zwar immernoch. Aber unter österlichem Vorzeichen dürfen wir das mit Freude hören. Denn nun läuft nicht mehr unsere Zeit ab, sondern die Zeit der Bedrängnis läuft ab, und jede Minute bringt uns dem Reich Gottes näher. Durch Ostern hat sich das Blatt gewendet. Wir sehen nun überall den Rost auf unseren Ketten, und die Tage des Bösen sind gezählt, während Christi Wiederkehr unaufhaltsam näher rückt. Da kann uns nichts ferner liegen, als eine Verlängerung des aktuellen Zustands zu wünschen! Denn wir streben auf Gott zu – und er auf uns. Und was in der Begegnung untergeht, das werden nur noch unsere Fehler sein, die uns Gott wie Ballast von den Schultern nimmt. Der Schatten des Vergehens liegt nicht mehr auf dem, was wir lieben, sondern auf dem, was uns plagt! Und stirbt uns die Welt, so nur, um in Besseres überzugehen. Die Zeit arbeitet für uns, denn die Zukunft gehört Christus. Und wenn ihm unsere Sehnsucht gilt, darf es uns freuen, auf all den irdischen Dingen ein Verfallsdatum zu sehen. Freilich – wenn viele Zeitgenossen an Ostern nichts weiter feiern als den Frühling, die Hasen und die Eier, erleben sie es anders. Sie sehen immernoch mit Sorge und Bitternis, wie ihre Zeit verrinnt. Doch für Christen hat das Ticken der Uhr keinen bedrohlichen Klang, sondern einen verheißungsvollen. Der Schatten des Vergehens liegt nicht mehr auf dem, was uns lieb ist, sondern auf dem, was uns plagt. Sollten wir also nicht frech, fröhlich und renitent ein österliches Leben führen? Sollte Christus für uns siegen – und wir jubeln nicht? Sollte er unsere Ketten lösen – und wir bewegen uns nicht? Sollte er die Gefängnistüren sprengen – und wir folgen ihm nicht ins Freie? Nein. Mag weiter Trübsal blasen, wer keine Hoffnung hat. Wir dagegen wissen, dass die Zeit für uns arbeitet, und hören nicht mehr auf, den Sieg Christi zu besingen. Weil das aber Johannes Chrysostomus schon im 4. Jahrhundert so schön getan hat, will ich mit seinen Worten schließen:

„Niemand beklage seine Armut, denn das Reich ist allen erschienen. Niemand beweine seine Schuld, denn Vergebung leuchtet vom Grabe. Niemand fürchte den Tod, denn des Erlösers Tod

hat uns befreit. Er hat den Tod vernichtet, von dem er umfangen war. Er hat die Hölle gefangen geführt, in die er hinabfuhr. Er erzürnte sie, der er sein Fleisch zu kosten gab. Jesaja weisagt und spricht: Die Hölle ward betrübt, als sie dich gewahrte. Sie ward betrübt, denn sie ward zu Spott. Sie ward betrübt, denn sie ward vernichtet. Sie ward betrübt, denn sie ward gestürzt. Sie ward betrübt, denn sie ward gefesselt. Die Hölle nahm einen Leib und begegnete Gott. Sie nahm Erde und traf auf den Himmel. Sie nahm das Sichtbare und fiel durch das Unsichtbare. O Tod, wo ist dein Stachel? O Hölle, wo ist dein Sieg? Christ ist erstanden, und du bist gestürzt. Christ ist erstanden, und die Dämonen sind gefallen. Christ ist erstanden, und die Engel frohlocken. Christ ist erstanden, und das Leben ist Sieger. Christ ist erstanden, und leer sind die Gräber."

Gebet zu Ostern

Allmächtiger Gott, barmherziger Vater,
wir danken dir für die herrliche Auferweckung deines Sohnes. Er hat am Ostermorgen den Sieg errungen, der uns zugutekommt, und damit ist nun alles entschieden. All unsere Schuld ist bezahlt, und unsere Sünden sind getilgt, der Fluch ist gebrochen, und die Fesseln sind gelöst, so dass uns künftig nichts mehr trennt von deiner großen Liebe. Christus hat uns losgekauft. Tod und Teufel aber haben alles Recht an uns verloren. Nun mögen sie noch so brüllen und drohen, sie können uns doch nicht mehr schaden, weil wir Christus gehören, und niemand da ist, der uns noch verdammen dürfte. Ja, weil Jesus lebt, werden auch wir leben! Wo das Haupt hindurch ist, da wird es seine Glieder nach sich ziehen! Wenn Jesus uns ruft, müssen unsere Gräber uns freigeben! Wir aber, die wir solcher Mühe gar nicht wert sind: wie könnten wir es dir jemals danken und wie könnten wir deine Gnade je genug rühmen? Herr, hilf uns dir zu danken durch ein österliches Leben, auf dass wir inmitten des Todes an das Leben glauben, inmitten der Finsternis dein Licht verbreiten und inmitten der Lüge deine Wahrheit bezeugen. Ja, Herr, lass uns deine Boten sein in dieser glaubensarmen Zeit, bis du dereinst kommst mit Macht und Herrlichkeit. Amen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Himmelfahrt

Manche Feiertage sind erklärungsbedürftig. Doch der Himmelfahrtstag gehört eigentlich nicht dazu. Denn die Erhöhung Christi zur Rechten Gottes – dieser vertikale „Aufstieg“ – hat eine eindeutige Botschaft. Der Mann aus Nazareth, den sein eigener Jünger verriet, und der dann tief heruntergekommen war, weil man ihn anspuckte, kreuzigte und hinter dicken Wänden aus Stein begrub – eben der wird durch seine Himmelfahrt weit über Freund und Feind erhoben, er wird vollständig rehabilitiert und steigt ganz hoch hinauf, um zur Rechten Gottes zu sitzen und künftig an allem Regieren des Allmächtigen teilzuhaben. Ja, Himmelfahrt ist die Thronbesteigung eines Herrschers, den menschliche Bosheit verleumdete und tief in den Staub trat, den Gott aber aufhob und mit höchsten Ehren krönte. Die sündige Menschheit hatte ihn mit brutaler Konsequenz zur Hölle geschickt. Gott aber widersprach ihrem Urteil, dementierte das Begräbnis und holte seinen Sohn wieder aus dem Grab heraus, um ihm endgültig das Szepter der Macht in die Hand zu geben. Gott hat Christus „...von den Toten auferweckt und eingesetzt zu seiner Rechten im Himmel über alle Reiche, Gewalt, Macht, Herrschaft und alles, was sonst einen Namen hat, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen. Und alles hat er unter seine Füße getan und hat ihn gesetzt der Gemeinde zum Haupt über alles, welche sein Leib ist, nämlich die Fülle dessen, der alles in allem erfüllt“ (Eph 1,20-23). Das ist die gute Nachricht, über die jeder jubeln sollte. Doch leider gibt's Unverständige, die unsere Freude nicht teilen, weil es da um die „Herrschaft“ Christi geht – und sie einfach keinen „Herrn“ über sich haben möchten. Das Neue Testament bekennt fröhlich, dass Jesus dieser „Herr“ ist. Sie aber empört schon das hierarchische Denken als solches, weil es hier um Überordnung und Unterordnung geht, um Vorrang und Gefolgschaft. Die alten Kirchenlieder jubeln: „Jesus Christus herrscht als König, alles wird ihm untertänig...“ (EG 123,1). Jene wollen aber lieber „souverän“ als „untertänig“ sein – und ärgern sich, dass Gott nicht ihre Zustimmung braucht, um Gott zu sein. Nun kann man den Hass auf menschliche Despoten nachvollziehen. Nur, bitte: was hat das mit Jesus zu tun? Ist Macht denn an sich schon „böse“, und Autorität immer schon Anmaßung? Offenbar vergisst man, wer da an Himmelfahrt die Herrschaft antritt. Denn Jesus ist kein machtgieriger Tyrann, sondern der Sohn des Höchsten, der die ihm zustehende Herrlichkeit freiwillig abgelegt hat, um vom Himmel herabzusteigen und zu suchen, was verloren war. Christus entäußerte sich seiner souveränen Macht und nahm Knechtsgestalt an, um uns ein Beispiel der Demut zu geben. Er, der mit eiserner Hand hätte regieren können, entschied sich dafür, seinen Jüngern die Füße zu waschen. Er, der Legionen von Engeln befehligte, kam nicht, um zu strafen, sondern um unsere Strafe zu tragen. Er ist der Unschuldige, der sich aus reinem Erbarmen an unsrer Stelle kreuzigen ließ, obwohl wir Feinde waren. Und vor dem sollten wir uns nicht willig beugen? Ja, kennen wir denn jemand, vor dem wir es lieber täten? Oder kennen wir jemand, in dessen Händen die Macht besser aufgehoben wäre? Christus tat sein Leben lang nichts, um seiner selbst willen. Er tat alles um unseretwillen. Er hätte Grund, stolz zu sein, und ist doch von Herzen demütig. Jeden anderen könnte Macht verführen, ihn aber nicht. Jeder andere würde auf uns herabsehen, er nicht. Und ihm sollten wir nicht willig dienen – und dem nicht Ehre geben, dem Ehre gebührt? Antiautoritäre Affekte sind da fehl am Platz. Denn die Herrschaft Jesu raubt nur dem Satan seine Freiheit. Uns aber ist sie ein inneres Fest. Denn wenn wir Christus gehören, gehören wir keinem anderen mehr. Ist Christus unser Herr, dann ist es sonst niemand. Und schulden wir ihm Gehorsam, so darf ihn kein anderer von uns fordern. Denn alle menschlichen Autoritäten werden durch Christi Himmelfahrt relativiert. Und gerade die Großspurigen, die sich gern überheben,

werden in ihre Schranken gewiesen. Denn seit Christus zur Rechten Gottes sitzt, ist er in allen Fragen die letzte Instanz. Er ist der Herr aller Herren, vor dem sich die Mächtigen dieser Erde verantworten müssen. Und das ist gut so. Denn auf diese Weise werden die Tyrannen ihre Knie beugen vor dem unschuldigsten ihrer Opfer – nämlich vor Christus, dem Gekreuzigten. Was aber wäre gerechter als das? Einer von den Geschundenen und Gefolterten, einer der Rechtlosen, der von römischen Soldaten ermordet wurde, übernimmt die Macht. Einer von denen „ganz unten“ wird an Himmelfahrt hoch erhoben über alle Menschenschinder dieser Welt. Ein Verurteilter richtet über die Richter. Ein Knecht herrscht über die Herren. Ein Opfer entscheidet über die Täter. Und wir sollten das bloß zähneknirschend hinnehmen, statt diesen wahrhaft „revolutionären“ Vorgang zu bejubeln? Dies ist der einzige Herr, der niemanden demütigt. Jeder andere würde uns wieder zu Knechten machen. Dieser aber ist der Grund unserer Freiheit. Und es stünde schlecht um uns, wenn wir an seinem Durchsetzungsvermögen auch nur eine Sekunde zweifeln müssten. Denn wäre Jesus nur voller Gnade – und wäre dabei nicht auch mächtig, sondern schwach –, wie könnte er uns da helfen? Was nützte uns Jesu Solidarität, wenn sie nur das Engagement eines Machtlosen für Machtlosen wäre? Was hülfe uns ein Erlöser, der uns nur erlösen wollte, und nicht auch die Mittel hätte, seinen Willen durchzusetzen? Ein kraftloser Retter ist als hilfloser Helfer nur eine tragische Gestalt. Seit Gott aber mit dem Nachdruck des Allmächtigen seine gesamte Herrschaft in Jesu Hände legte, ist damit alles entschieden. Denn nun muss alle Macht gut, und alles Gute mächtig werden. Ja, Gerechtigkeit wird sich unaufhaltsam Bahn brechen im Himmel und auf Erden. Die Stolzen werden ihren Nacken beugen, und die Bedrückten werden aufgerichtet. Die Lügner müssen verstummen, und die Hungrigen werden satt. Einem jeden wird Recht geschehen. Und Gnade wird allen zuteil, die sich danach sehnen. Was könnte es aber Schöneres geben, als dieser Zukunft gewiss zu sein? Und welches Fest verdiente mehr gefeiert zu werden als Christi Himmelfahrt? Es ist die schönste Revolution, die sich denken lässt. Denn wenn menschliche Bosheit je das Gegenteil von dem erreichte, was sie erreichen wollte, dann an Himmelfahrt. Die Feinde kreuzigen Jesus, um ihn klein zu kriegen. Aber durch die Himmelfahrt wird er größer, als je einer gewesen ist. Sie wollen Jesu Macht brechen. Ihm aber wird gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden. Sie wollen ihn töten, er aber erwacht zu ewigem Leben. Sie wollen ihn aus der Welt schaffen, doch er wird allgegenwärtig. Sie wollen ihn zur Hölle hinab schicken, er aber steigt von dort bis in den Himmel hinauf. Sie wollen sein Evangelium zum Schweigen bringen – und erreichen doch nur, dass es seit 2000 Jahren an allen Enden der Erde verkündet wird. Wahrlich, nie ist ein Plan grandioser gescheitert, und nie hat sich ein Vorhaben so sehr ins Gegenteil verkehrt! Denn Himmelfahrt, als Thronbesteigung Christi, ist ein auf den Kopf gestellter Karfreitag. Die Welt wollte Gottes Sohn los werden – und befindet sich nun ganz in seiner Hand. Der Tod wollte Christus fangen – und wurde bei diesem Versuch von Christus überwunden. Der Teufel dachte, er hätte fette Beute gemacht – aber Christus setzte ihn „schachmatt“. Der Plan, Christus zu vernichten, führt zur seiner Erhöhung über alle Kreatur. Und alle, die Gott aus seiner Schöpfung hinauskomplimentieren wollten, um wieder ungestört darin zu herrschen, müssen erleben, wie das Evangelium Wurzeln schlägt in den Herzen der Menschen. Für die dunklen Mächte war Jesus ein Störenfried. Und sie hatten keine Skrupel, ihn zu liquidieren. Aber, ach – wie vergeblich war die Mühe! Und wie ist ihr Plan so dermaßen aus dem Ruder gelaufen durch Gottes mächtigen Widerspruch! Die Kreuzigung wurde nicht zu Jesu Niederlage, sondern zu seinem größtem Sieg. Statt dass sein Werk scheiterte, wurde es gerade so vollendet. Mitten im Untergang setzte sich der Erlöser durch. Und die ihm eine Falle stellten, wurden selbst darin gefangen. Denn wider Erwarten blieb Christus nicht begraben. Sondern der Vater rief ihn aus dem Grab heraus. Er bekannte sich zu seinem Sohn – und bestätigte

damit nicht nur Jesu gesamte Botschaft, sondern machte den Auferstandenen zugleich zum König aller Könige, zum Herrn aller Herren und zum Richter über alle Richter. Der Eckstein, den die Welt verworfen hat, wird zum Grundstein einer ewigen Herrschaft. Und der geschundene Mann wird von Gott zum allerhöchsten erhoben. Ja, welche Ironie, wie da der Hass dieser Welt wider Willen das Gute erreicht! Wie verblüffend hat Gott das Unterste zuoberst gekehrt! Man wollte Christus ein Ende bereiten und hat doch nur bewirkt, dass er sein Werk vollendete. Die Menschheit verwirft ihn, Gott aber nimmt ihn zu sich. Die Erde verschließt sich, aber der Himmel wird ihm herrlich geöffnet. Die Welt verdammt ihn, Gott aber macht daraus einen Triumph der Gnade. Die Sünder verwerfen Christus, Gott aber ehrt ihn nur umso mehr und gibt ihm Anteil an seiner ewigen Herrschaft. Das hatten sich die Feinde wahrlich anders gedacht! Doch wer könnte es rückgängig machen? Es geschah zwar in der Zeit, hat aber ewige Bedeutung. Es geschah in einem kurzen Moment, hat aber unabsehbare Konsequenzen. Denn Christi Macht ist nun identisch mit Gottes Macht, die durch nichts gehindert werden kann. Was Christus seinen Jüngern zusagte, gilt damit unverbrüchlich. Und der Allmächtige selbst hat es beglaubigt. Denn was sonst sollte es bedeuten, dass Christus „zur Rechten Gottes sitzt“? Es muss uns bewusst sein, dass unser Glaubensbekenntnis damit keine „Ortsangabe“ liefert. Der Himmel, in den Christus auffährt, ist nicht irgendwo „hinter den Sternen“ zu suchen. Denn Gott ist allgegenwärtig. Gott ist jederzeit überall. Und „rechts“ von „überall“ kann man sich nicht hinsetzen! Das räumliche Bild ist nicht so zu verstehen, als wollten wir Christus „lokalisieren“. Sondern es erinnert daran, dass rechts neben dem Hausherrn sein engster Vertrauter sitzt. Der ist sprichwörtlich „seine rechte Hand“. Und beide sind so eng miteinander, dass der Hausherr und „der zu seiner Rechten“ alles gemeinsam tun. Was der eine sagt, bindet auch den anderen – Vater und Sohn sind völlig eins im Denken, Wollen und Tun. Und genau das ist es, was das Apostolikum sagen will. Denn wenn es bekennt, Christus sei aufgefahren, „um zu sitzen zur Rechten Gottes“, verortet es ihn nicht irgendwo im Weltall, sondern beschreibt die vollkommene Gemeinschaft des Sohnes mit dem Vater. Ist der Sohn aber eins mit dem Vater und schenkt uns obendrein seinen Heiligen Geist – sind wir dann nicht direkt mit dem Himmel verbunden? Und sind wir damit nicht auch in Gottes Reich einbezogen mit vollem Bürgerrecht? Ja, so groß ist die Tragweite des Geschehens, dass wir seit Christi Himmelfahrt einen Freund und Bruder an oberster Stelle haben, der dort nicht nur bittend für uns eintritt, sondern auch schon die Wohnungen vorbereitet, in die wir einmal einziehen dürfen! Wir haben im Himmel schon mehr als „ein Bein in der Tür“. Und wenn wir auf Erden auch noch armselig dastehen und Prügel einstecken, wird's mit uns am Ende doch nicht anders gehen, als mit Jesus selbst – dass nämlich jene Mächte, die uns zerstören wollen, das Gegenteil erreichen. Christus ging durch den Tod ins Leben? Wir tun das auch! Gott erwählte Christus, als die Welt ihn verwarf? Uns geschieht das ebenso! Man wollte Christus vernichten, und doch lebt er ewig? Uns erwartet dasselbe! Denn durch Gottes Gnade hat die Hölle jedes Recht an uns verloren. Und selbst das Schlimmste, das kommt, muss uns nun zum Besten dienen. Wie Gott sich an Himmelfahrt zu Christus bekannt hat, wird er sich auch zu jedem Christen bekennen. Und so sind denn für uns die Weichen gestellt. Nicht bloß unsere, sondern alle Knie werden sich vor Christus beugen. Wer das aber verstanden hat – wird der in seinem Glauben nicht trotzig und fröhlich sein? Als das Gefolge Jesu Christi stehen wir auf der Siegerseite. Und sind wir auch unverdient dazu gekommen, dürfen wir doch Christi Siegesfahne für ihn schwenken. Er aber freut sich an unserer Freude – und wird uns über kurz oder lang nachholen in sein himmlisches Reich. Er ruht nicht, bis es ihm ganz gelungen ist. Und das sei ihm gedankt in Ewigkeit.

Gebet zum Himmelfahrtstag

Herr, unser Gott,

du hast deinen Sohn zu dir erhöht und hast ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist. Du hast ihn zum Herrn der Welt gemacht, damit er uns nahe sei mit seinem Segen, seinem Geist und seiner Kraft. Vor ihm sollen sich die Knie aller beugen, die im Himmel und auf Erden sind. Weil dem aber in uns und anderen noch so vieles widerstrebt, bitten wir dich, dass du deine Wahrheit noch heller leuchten lässt, dass du allen törichten Trotz überwindest und alle Herzen zu dir ziehst. Öffne die tauben Ohren, damit dein Wort laut in alle Seelen dringe. Öffne die blinden Augen, damit jeder sieht, wie gut du es meinst. Und öffne die verschlossenen Lippen, damit bald alle Zungen bekennen, dass Jesus Christus der Herr ist und bleibt in Ewigkeit. Amen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Pfingsten

Vom Heiligen Geist zu reden, fällt uns nicht leicht, weil er so wenig sichtbar und greifbar ist. Gottes Geist zeigt sich immer nur indirekt – in seiner Wirkung auf Menschen. Doch wenn man's recht bedenkt, ist das bei Gott-Vater und Gott dem Sohn gar nicht viel anders. Denn die Macht und Herrlichkeit des Schöpfers sehen wir auch nicht unmittelbar, sondern manifestiert in der Natur. Und Jesus Christus ist uns nicht gegenwärtig in Fleisch und Blut, sondern nur mittelbar durch das Neue Testament. So lässt sich keine „Person“ des dreieinigen Gottes direkt sinnlich erkennen. Was ihn ausmacht, entnehmen wir den Werken, in denen er sich offenbart. Und das ist beim Heiligen Geist auch nicht schwerer als beim Vater oder beim Sohn. Denn das Neue Testament ist voll von Beispielen, die zeigen, welche Veränderung der Hl. Geist im Menschen bewirkt. Wie steht einer gewöhnlich zu Gott, solange ihm Gottes Geist fehlt? Vielleicht probiert er mal aus, ob „Religion“ ihm etwas „bringt“. Er zweifelt aber bald an ihrem Nutzen und lässt sich dann nicht weiter drauf ein, weil ihm sein Verstand bezüglich Gottes keine Gewissheit schaffen kann. Erst der Hl. Geist ändert das. Denn der nimmt sich des Menschen an und wirkt in ihm einen festen Glauben, ohne dass der Betreffende recht wüsste, wie ihm geschieht. Manche bekehrt er so plötzlich und dramatisch wie den Paulus vor Damaskus. Und andere eher unmerklich in einem längeren Prozess. Er lehrt sie aber alle, von sich selbst abzusehen und mit unbeirrtem Vertrauen auf Christus zu schauen, lehrt sie also, immer weniger von sich selbst und dafür umso mehr von Christus zu erwarten. Menschen, die das erfahren, haben das Evangelium nicht anders kennengelernt als andere auch. Doch bei ihnen sorgt der Hl. Geist dafür, dass es sie innerlich auch trifft und verwandelt. Er macht aus ihnen den fruchtbaren Boden, in dem das Samenkorn des Evangeliums Wurzeln schlagen und wachsen kann. Und in der Kraft des Hl. Geistes sind diese Menschen dann gar nicht mehr schüchtern. Sondern wie die Jünger, die am Pfingsttag auf die Straße gingen, sagen sie das Evangelium offen weiter und bekennen ihren Glauben ohne Furcht. Das vermeintlich Wichtige, das sie bisher davon abhielt, Christus nachzufolgen, schlagen sie in den Wind. Sie lassen sich nicht mehr fesseln von Familie, Beruf und Besitz, sondern werden innerlich frei für Gott. Und wenn sie vorher stolz waren, lehrt der Hl. Geist sie Demut. Wenn sie über andere herrschen wollten, lehrt er sie zu dienen. Und wenn sie Heuchler und Betrüger waren, macht er sie ehrlich. War einer hartherzig, wandelt Gottes Geist das in Sanftmut. Und wenn einer sich zu sehr um Alltägliches sorgte, wie um seine Kleidung, seinen Ruf und seine Gesundheit, überlässt er das künftig der Fürsorge Gottes und fokussiert seine Aufmerksamkeit auf Gottes Reich und seinen Weg dorthin. Der Geist eröffnet ihm das Verständnis der Heiligen Schrift, so dass er Gottes Wort immer tiefer und richtiger versteht. Der Geist lehrt ihn jene „bessere Gerechtigkeit“, die nicht bloß dem Buchstaben, sondern dem Geist der Gebote folgt. Und wenn den Gläubigen im Gebet oder vor Gericht die passenden Worte fehlen, redet der Hl. Geist durch und für sie. Er stattet sie mit der Waffenrüstung des Glaubens aus (Eph 6,10-17). Er schenkt ihnen alle Stärke und Leidensbereitschaft, die sie brauchen. Er leitet sie in der Wahrheit, so dass sie Irrlehren rechtzeitig erkennen. Und er heiligt ihre Herzen, so dass sie Abscheu empfinden vor Götzendienst, Lüge und Zank, Neid, Unzucht und Gier. Er macht sie zu Botschaftern der Versöhnung, die freudig weitergeben, was sie empfangen haben. Der Geist stärkt sie aber auch durch die Gemeinschaft der Schwestern und Brüder. Er treibt sie ebenso zur Teilhabe am Abendmahl wie zu den guten Werken der Barmherzigkeit. Und weil die Geistbegabten an den Verheißungen Christi nicht zweifeln, sind sie von Hoffnung beflügelt, freuen sich auf Christi Wiederkunft und sehnen sich nach der himmlischen Heimat. Mal zeigt sich der Geist in ihrer Fähigkeit,

andere zu mahnen und zu trösten, mal in der Lehre oder in der Nächstenliebe, mal in großer Glaubensfreude – und dann wieder in heiligem Zorn. Weil sie ihre Geistesgaben aber in ganz persönlicher Ausprägung besitzen, muss nicht jeder in Zungen reden, Kranke heilen oder Weisheit lehren. Sondern jeder wuchert mit den ihm anvertrauten Pfunden. „In einem jeden offenbart sich der Geist zum Nutzen aller“ (1 Kor 12,7). Weil das aber bei jedem in spezifischer Weise geschieht, wird immer ein Christ den anderen ergänzen und bereichern – und keiner ist sich selbst genug. So finden wir das Wirken des Heiligen Geistes im Neuen Testament reichlich illustriert. Und wir finden der Beispiele fast zu viel. Denn die Fülle der Ausdrucksformen kann verwirren. Mal tut der Hl. Geist dies und mal das – und tut nicht bei jedem das Gleiche. Was ist dann aber der Kern und das Zentrum seiner Aktivität? Aus welcher Wurzel erwächst dieser Reichtum von Wirkungen? Ich will es auf den Punkt reduzieren, den ich für entscheidend halte, und will es den großen „Perspektivwechsel“ nennen. Denn das organisierende Zentrum des gewöhnlichen Menschen liegt in seinen Wünschen und Bedürfnissen – diese Perspektive bestimmt all sein Wahrnehmen, Bewerten und Handeln. Das organisierende Zentrum des vom Geist erfassten Menschen liegt hingegen jenseits der eigenen Person in Gott. Und sobald er diesen neuen Blickwinkel gewinnt, wandelt sich damit auch sein Wahrnehmen, Bewerten und Handeln. Denn nun betrachtet er alle Dinge so, wie sie sich in Gottes Augen darstellen. Der vom Geist ergriffene Mensch sieht sein Leben in neuem Licht. Er erkennt in Gott den maßgeblichen Bezugspunkt seines Daseins. Und er setzt dementsprechend neue Prioritäten. Denn was erstrebt der gewöhnliche Mensch – und worauf ist er fokussiert? Er will mit seinem Alltagsverstand nicht viel mehr, als sich wunschgemäß in dieser Welt einzurichten. Er möchte erfolgreich sein im Vermeiden von Schmerzen und im Erlangen von Freuden. Denn das scheint ihm der Inbegriff eines „gelungenen Lebens“, wenn er seinen Willen bekommt. Und alles, womit er zu tun hat, soll möglichst ein Mittel und Werkzeug werden zu diesem Ziel. Der vom Hl. Geist erfasste Mensch will hingegen Gott-gemäß in der Welt sein. Und er möchte darum, dass Gott seinen Willen bekommt – auch und gerade in seinem eigenen kleinen Leben. Der gewöhnliche Mensch bemisst alle Dinge daran, ob sie sein persönliches Wohlbefinden stören oder fördern. Doch der vom Geist erfasste Mensch bemisst alles daran, ob es ihn Gott näher bringt oder von Gott entfernt. Der Erste kreist egozentrischen um sich selbst, um möglichst „autonom“ von sich selbst und für sich selbst zu leben – die eigene Person ist ihm das Maß der Dinge. Der Zweite aber kreist in der Dynamik des Glaubens um Gott, um möglichst „theonom“ von Gott her und auf Gott hin zu leben. Jener Erste sieht sich selbst als die Sonne, um die der Rest des Universums kreisen soll – wenn es nicht geschieht, empfindet er das als Kränkung. Der Zweite hingegen sieht sich als einen Planeten, der um Gott als um seine Sonne kreist. Und er findet das völlig in Ordnung. Der Erste will unbedingt Zentrum sein. Der Zweite aber rückt willig in die Peripherie, um Gott in den Mittelpunkt zu stellen, in den er ja wirklich gehört. Der Erste steht folglich mit Gott in einer ungeklärten Konkurrenz. Der Zweite aber steht mit Gott in einem geklärten Konsens. Der Erste will verzweifelt mehr sein als das, was seine Bestimmung beinhaltet. Der Zweite hingegen bejaht sie von Herzen. Und während der Erste vergeblich versucht, Gott zu gleichen, freut sich der Zweite, Gott zu entsprechen. Von Gott abhängig zu sein, sieht der Erste als Unglück, der Zweite aber sieht genau das als sein Glück. Und Ausgangspunkt der großen Wandlung ist jenes Grundlegende, das nur der Hl. Geist bewirken kann – dass er nämlich das organisierende Zentrum und den Schwerpunkt aller Aufmerksamkeit aus der menschlichen Person heraus in Gott hinein verlegt. Dort gewinnt der vom Geist erfasste Mensch seinen neuen Standort. Er ruht in dem, was er nichts selbst ist. Und er gewinnt durch diesen Blickwinkel ein neues Verhältnis zu allen Dingen. Denn er hat zwar durch Gottes Geist seine Mitte gefunden. Er hat sie aber gerade nicht in sich selbst, son-

dern hat seine Mitte in Gott gefunden. Zwischen Gottes Standpunkt und seinem eigenen soll kein Gegensatz mehr aufkommen. Und alles andere ergibt sich daraus von selbst. Denn nach dem großen Perspektivwechsel schaut der Mensch alle Dinge mit Gottes Augen an und bewertet sie künftig, wie sie richtiger Weise in Bezug auf Gottes Maßstäbe zu bewerten sind. Das verschiebt seine Prioritäten. Neue Ziele gewinnen Vorrang. Und aus dem veränderten Denken und Streben ergibt sich eine neue Lebensführung. Denn der Mensch sieht zwar immernoch seine persönlichen Qualitäten und Kompetenzen. Aber während die ihn früher stolz und überheblich machten, sieht er darin nun Gaben, für die nicht er, sondern sein Schöpfer zu loben ist. Der Mensch sieht immernoch, dass er Fehler macht. Aber während er sie früher entschuldigte und Ausreden erfand, ist er unter verändertem Blickwinkel bestürzt und erschrocken. Denn er misst sich nicht mehr an den anderen, die „auch nicht besser“ sind, sondern misst sich am Willen Gottes und begreift, wie weit er sein Ziel verfehlt. Früher war er voller Selbstvertrauen. Nun ist Gottvertrauen an dessen Stelle getreten. Früher hat er über seine Mitmenschen hart geurteilt. Nun sieht er, wie sehr sie der Barmherzigkeit bedürfen. Früher wollte er Menschen gefallen und ihr Lob gewinnen. Nun ist entscheidend, was Gott über ihn denkt. Früher hing sein Herz an den Gütern dieser Erde. Nun sammelt er Schätze im Himmel. Früher mühte er sich, Unlust zu vermeiden und Lust zu gewinnen. Nun ist ihm alles recht, wenn es ihn nur Gott näher bringt. Früher wollte er stets Recht behalten. Nun besteht seine Weisheit darin, Gott Recht zu geben. Früher sollte selbst Gott ein Mittel sein zu seinen menschlichen Zwecken. Nun stellt sich der Mensch als Mittel für fremde Zwecke zur Verfügung, damit Gottes Wille geschehe. Das alles aber nicht, weil er sich ungeheuer anstrengte, die Dinge so zu sehen, sondern weil er (mit Gottes Geist begabt) die Dinge gar nicht mehr anders zu sehen vermag. Der Mensch hält nun von allem gerade so viel und so wenig, wie Gott davon hält. Er liebt, was Gott liebt, und hasst, was Gott hasst. Er hat Gottes Blickwinkel als den allein maßgeblichen übernommen. Und natürlich beginnt er dementsprechend zu handeln. Denn aus der Wahrnehmung der Dinge ergibt sich ihre Bewertung. Aus der Bewertung folgt, was der Mensch mit Priorität erstrebt. Und diesem Streben verleiht bald seine gesamte Lebensführung Ausdruck. Denn sind wir zur Gemeinschaft mit Gott geschaffen – worauf sollten wir dann aus sein, wenn nicht genau auf diese Gemeinschaft? Sehen wir unser Dasein mit Gottes Augen an, macht nichts anderes mehr Sinn, als Gott hingegeben zu leben. Und diese Hingabe wird damit zum organisierenden Prinzip, dem gemäß sich alles ordnet. Alles, was mit der Nähe Gottes unverträglich ist, muss früher oder später aus unserem Leben verschwinden. Und alles, was die Nähe Gottes fördert und verwirklicht, muss darin seinen Platz finden. Wie groß ist dann aber der Kontrast zum gewöhnlichen Menschen, der dem flüchtigen Glück dieser Welt nachjagt! Der strebt nur alle Tage, für sich und die Seinen ein möglichst großes Stück vom Kuchen abzuschneiden. Er teilt die Welt ein in das, was seinem Lebenshunger „nützt“, und jenes andere, das ihn „stört“. „Gut“ scheint ihm nur das Wunschgemäße, „schlecht“ aber das Hinderliche. Und als Maßstab dient allein die Durchsetzung seines eigenen Kopfes gegen die Widrigkeiten des Lebens. „Lieb“ nennt er alle Menschen, die sein Leben bereichern. „Böse“ erscheinen ihm aber jene, die seinem Glück im Wege stehen. Und weil das recht viele sind, muss seine Grundstimmung stets die Sorge sein. Nur zu gern würde er der Welt seinen Willen aufzwingen. Doch dazu fehlt ihm die Kraft. Und sobald er seine Grenzen spürt, hasst er sie auch schon. Denn er muss fürchten, der Tod könnte kommen, bevor sein Lebenshunger gestillt ist. Denkt er aber an Gott, so beneidet er ihn um seine souveräne Macht und missgönnt ihm seine Freiheit. Denn solange er den Hl. Geist nicht hat, kann dieser Mensch nicht Gottes Ehre suchen, sondern immer nur die eigene. Es ist seine „normale“ Verfassung, dass er sich höchst ungern in Gottes Hand befindet. Eben das ändert aber der Hl. Geist, wenn er den Menschen aus einer

unwilligen Gottesbeziehung in eine willige und wohlthuende überführt. Er versöhnt uns mit Gott – und zugleich mit der Rolle, die Gott uns in dieser Welt zuweist. Denn durch ihn verstehen wir, dass wir unsere eigenen Schöpfer und Erlöser weder sein können noch sein müssen. Wir können uns gelingendes Leben nicht rauben, wie man sich eine Beute raubt. Aber wir müssen das auch nicht, weil Gott für uns sorgt. Wir sind nicht der Mittelpunkt der Welt. Wir müssen es aber auch nicht sein, denn Gott lässt uns nicht am Rande stehen. Wir gehen auf den Tod zu als auf eine Grenze, die wir nicht überschreiten können. Aber das macht nichts, weil Gott uns darüber hinwegtragen wird. Wir müssen uns also nicht überfordern. Und wir müssen schon gar nicht mit Gott um die Führungsrolle in unserem Leben konkurrieren. Denn er behält sie sowieso. Erfolg ist dann keine Droge mehr, und Misserfolg kein Drama. Es verlässt uns der Wahn, wir müssten viel toller sein, als wir sind. Und an die Stelle des Hastens und Raffens tritt ein tiefes Einverständnis mit Gottes Führung. Durch den Hl. Geist finden wir unsere Mitte in Gott. Und mit ihm eins zu bleiben, ist dann wichtiger als alles andere. Es gibt kein großes Problem, dass Christus nicht schon für uns gelöst hätte. Und genau wie er für uns eintritt, tut es auch der Heilige Geist. Was könnte es also Besseres geben als diesen inneren Zustand? Der Heilige Geist verleiht uns das freudig-gelassene Bewusstsein, mit all unseren Bedrängnissen gut aufgehoben zu sein in der Fürsorge des himmlischen Vaters, den niemand hindern kann, alles zu tun, was zu unserem Heil nötig ist. Darum zu wissen, ist das denkbar größte Geschenk. Und Pfingsten ist der Tag, an dem uns dieses Licht aufgeht.

Gebet zu Pfingsten

Allmächtiger Gott, barmherziger Vater,
wir danken dir dafür, dass du nicht nur unsere Schuld und unseren Tod, sondern auch unsere Blindheit überwindest. Wir danken dir für alle Klarheit und Wahrheit, die du uns schenkst, für alle Geschwister, die mit uns im Kampf des Glaubens stehen, und für die Worte des Lebens in der Bibel und im Bekenntnis der Kirche. Weil wir aber nicht nur Hörer, sondern auch Boten deines Wortes sein wollen, bitten wir dich, dass du uns für diese Aufgabe tauglicher machst, als wir es heute sind, dass du unsere Augen öffnest, unsere Herzen ermutigst und unseren Verstand erleuchtest. Lass die Kirche deine Wahrheit verkündigen. Rette alle Menschen aus Wahn und Verblendung. Und wehre der falschen Lehre. Befreie deine Kirche von der Sucht, aller Welt gefallen zu wollen. Und gib ihr die Kraft zur Unterscheidung der Geister. Bewahre sie vor Irrtum und Lüge. Mach die Prediger frei von Menschenfurcht. Und lass die Suchenden nicht verderben überall in der Welt. Schenke deiner Kirche in den Wirrnissen dieser Zeit ein klares Bekenntnis. Reiß alles nieder, was an der Kirche morsch ist. Vergib uns unsere Trägheit. Und fange noch einmal neu mit uns an. Dein Geist sei das Feuer, das unsere Herzen erwärmt. Er sei das Licht, das unseren Verstand erhellt, und der Sturmwind, der reinigend durch unsere Glieder fährt – auf dass deine Wahrheit sichtbar werde in aller Welt, und deine Gnade verherrlicht werde in uns und durch uns für alle, die unseres Zeugnisses bedürfen. Gieße deinen Heiligen Geist reichlicher aus, Herr, mache der geistlichen Dürre ein Ende und schenke uns die Erfüllung deiner großen Verheißung – damit wir's zuletzt erleben dürfen, wie die Wahrheit durchbricht durch den Nebel der Lüge, und Gotteserkenntnis das Land bedeckt wie Wasser das Meer. Amen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Erntedank

Der Heuwagen, Hieronymus Bosch oder Werkstatt, Public domain, via Wikimedia Commons



Wer nicht genau hinsieht, kann sich in Bildern sehr täuschen. Und so erging es mir mit dem obigen Bild, das „Der Heuwagen“ heißt. Denn bei der ersten, flüchtigen Betrachtung habe ich es für eine fröhliche Ernteszene gehalten. Da wird Heu eingebracht auf diesem riesigen Wagen. Einige Menschen machen Musik. Und einige sehen aus, als würden sie tanzen. Manche trinken, andere bereiten Essen zu, und es herrscht Getümmel wie auf einem ländlichen Markt. Es geht so bunt zu wie bei einem Volksfest – und ich dachte: wahrscheinlich freuen sich die Landleute über eine reiche Ernte und lassen es sich gut gehen, weil nun für den kommenden Winter gesorgt ist. Mir schien, das sei ein passendes Bild zum Erntedankfest. Denn der riesige Heuwagen steht doch wohl für die vielen Früchte, die gewachsen sind – und somit für Gottes reichen Segen, von dem das Dorf wieder ein Jahr lang leben kann. Doch ist das alles ein Missverständnis. Und wer genauer hinschaut, sieht es auch gleich. Denn da thront zwar Jesus

Christus im Himmel. Aber seine Handbewegung sieht etwas ratlos aus. Und was unten auf der Erde vor sich geht, kann ihm auch unmöglich gefallen. Der Heuwagen dort wird keineswegs von Pferden gezogen, sondern von Monstern, die Löwen-, Fisch- und Vogelgesichter haben. Das sind keine Bauern, sondern Ausgeburten der Hölle. Und darum ist ihnen auch egal, dass sie den schweren Wagen über gestürzte Menschen hinwegziehen, die unter seinen Rädern zu Tode kommen. Viele andere drängen sich gefährlich nah an den Heuwagen heran, um sich etwas von dem Heu herunterzuziehen. Sie sind scheinbar ganz wild darauf! Einige benutzen lange Haken, Gabeln und Leitern, um ihren Teil abzubekommen. Aber obwohl so viel Heu da ist, dass es für jeden reichen sollte, scheinen die Gier und die Konkurrenz so groß, dass man mit gezückten Messern aufeinander losgeht. Direkt vor dem Wagen wird jemandem die Kehle aufgeschlitzt. Und links sieht man auch schon ein Opfer liegen. Denn es ist offener Streit entbrannt. Dieser Streit scheint aber irgendwie normal zu sein. Denn viele der Umstehenden kümmern sich gar nicht darum. Bischof und König jedenfalls, die auf schönen Pferden hinter dem Wagen herreiten, greifen nicht ein, um Ordnung herzustellen. Und auch am unteren Bildrand – in Sichtweite des Mordens – sind Menschen ganz ungerührt mit sich selbst beschäftigt. Da haben Frauen mit ihren Kindern zu tun. Ein Zahnarzt geht seinem Beruf nach. Und ein Musiker spielt auf dem Dudelsack. Rechts verstauen einige Nonnen das Heu, dass sie ergattern konnten, in einem großen Sack. Und der füllige Mönch, der ihnen zuschaut, erfrischt sich mit einem Trunk. Alles wirkt sommerlich-bunt unter diesem blauen Himmel. Aber ein schönes Erntefest ist es eben doch nicht. Sondern wir sehen Gier und Gewalt bei den einen – und Gleichgültigkeit bei den anderen.

Doch was will der Maler damit sagen? Hieronymus Bosch macht es uns nicht gerade leicht. Denn wir verstehen sein Bild erst, wenn wir darin die Illustration eines Sprichworts erkennen, das zu seiner Zeit in den Niederlanden bekannt und geläufig war. Da sagte man nämlich gern: „Die Welt ist ein Heuhaufen. Und ein jeder pflückt davon, so viel er kann.“ Dieses Sprichwort ist hier dargestellt! Und so geht es zwar wirklich um die Güter und Freuden dieser Erde – das mit dem Erntesegen war gar nicht so falsch. Aber jenes Sprichwort bringt zugleich des Menschen Begehrlichkeit ins Spiel: „Die Welt ist ein Heuhaufen. Und ein jeder pflückt davon, so viel er kann.“ Das heißt ja wohl: keiner will zu kurz kommen, alle reißen sich drum, und jeder möchte ein Stück vom Kuchen abhaben. Eigentlich ist Gottes schöne Erde so reich an Gütern, dass jeder satt werden könnte. Und doch ist ein rücksichtsloser Streit entbrannt, weil jeder rafft und hortet so viel er kann, weil er dem Nebenmann seinen Teil nicht gönnt – und selbst den Hals nicht vollbekommt: „Die Welt ist ein Heuhaufen. Und ein jeder pflückt davon, so viel er kann.“ Was Hieronymus Bosch malt ist demnach ein Gleichnis des Lebens insgesamt. Es ist aber gerade kein schmeichelhaftes, sondern ein trauriges Gleichnis. Denn alles dreht sich nur um Besitz, Konsum und Konkurrenz. Und rund um den schönen Heuhaufen, der ja eigentlich etwas Gutes ist, entbrennt aus lauter Raffgier ein Hauen und Stechen. Wer will, kann auf dem Bild alle sieben Todsünden finden. Oben auf dem Heuwagen, in dem Gebüsch, ist die „Wollust“ angesiedelt. Und der Mord, der unten auf dem Weg geschieht, steht für den „Zorn“. Der wohlgenährte Mönch repräsentiert sowohl die „Völlerei“ als auch die „Faulheit“. Die gekrönten Häupter auf ihren Pferden symbolisieren „Stolz“ und „Hoffart“. Die ihr Heu zusammenraffenden Nonnen stehen für den „Geiz“. Und all die anderen, die einander etwas wegschnappen wollen, illustrieren, was „Neid“ bedeutet. Bosch stellt uns ein Gleichnis des Lebens vor Augen, wie es kritischer und trauriger kaum sein könnte. Denn da scheint jeder seinen Vorteil zu suchen – und keiner hat Hemmungen, es auf Kosten der anderen zu tun. Die einzigen Lichtblicke sind der betende Engel, oben neben dem Lautenspieler, und der Mann unten links, der ein Kind davon abhält, ins gefährliche Getümmel hineinzulaufen. Doch woher kommt eigentlich

der lange Zug, der doch offenbar wie eine Prozession von links nach rechts in Bewegung ist? Und wo laufen die alle hin, die den Heuwagen begleiten und ihm folgen? Stünde das Bild für sich allein, könnten wir darüber nur Vermutungen anstellen. Doch tatsächlich handelt es sich um die große Mitteltafel eines Triptychons – und d.h.: es gibt dazu noch eine linke und eine rechte Seitentafel, die das Bild ergänzen.

Auf der linken Tafel, die sich dort befindet, wo der Heuwagen herkommt, ist als Ursprung allen Lebens die Schöpfung zu sehen – also die Erschaffung Adams und Evas, das Paradies, der Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradies. Und diese „Vorgeschichte“ erklärt schon viel von der Ambivalenz der mittleren Tafel. Denn die zeugt sowohl vom reichen Segen des Schöpfers (in Gestalt des Heuwagens), als auch von dem bösen Streit, der darum entbrannt ist. Gegenwärtig mischen sich „Gottes Werk“ und „Teufels Beitrag“ in fataler Weise. Auf der rechten Tafel ragt die Deichsel des Heuwagens aber schon direkt in die Hölle hinein, wo es noch viel mehr Monster gibt, noch mehr gequälte Menschen, Teufelsfratzen, ewiges Feuer und Folterungen verschiedenster Art. Da die Leserichtung der drei Tafeln aber mit der chronologischen Ordnung und mit der Richtung übereinstimmt, in die der Heuwagen gezogen wird, kann man die düstere Logik des Ganzen – und damit die Botschaft des Malers – kaum missverstehen: Bosch führt uns vor Augen, wie der uns vertraute „Lauf der Welt“, von Gottes guter Schöpfung herkommend, ungebremst der Hölle entgegen geht. Denn auf etwas anderes als „Hölle“, laufen Raffgier, Neid, Konkurrenz und Gewalt nicht hinaus. All diese Menschen sind süchtig nach dem Glück dieser Erde, sie gieren nach dem Heu auf dem Wagen. Sie fragen aber nicht, was es ihnen langfristig nützen wird oder wohin die Reise geht. Sondern sie tun einfach, was alle tun, und haben dabei keine andere Sorge, als dass sie eventuell zu kurz kommen. Ja: „Die Welt ist ein Heuhaufen. Und ein jeder pflückt davon, so viel er kann.“ Das muss man wohl als treffende Beschreibung des menschlichen Daseins gelten lassen. Denn Konsum geht vor – und Spaß muss sein. Jeder will vom Kuchen ein möglichst großes Stück abhaben. Die Cleveren machen sich die Taschen voll. Und die weniger Geschickten kommen unter die Räder. Wohin das langfristig führt, ist zwar kein Geheimnis. Aber den Lauf der Welt ändert man nicht mal eben. Und in der allgemeinen Konkurrenz will man auch nicht als einziger abseits stehen. Was wäre also die Alternative? Was könnte einer tun, der da auf dem Bild nicht mitmachen möchte – und trotzdem Bedürfnisse hat?

Wir kommen mit dieser Frage wieder auf das Erntedankfest zurück. Denn dessen Botschaft ist ja gerade, dass unser Verhältnis zu den Gütern und Freuden dieser Welt nicht durch Gier, sondern durch den Glauben, durch Dank und Verantwortung bestimmen sein soll. Das Erntedankfest ist sozusagen der christliche Gegenentwurf zum großen Gerangel um den Heuwagen. Und es mahnt uns, im Verteilungskampf eben nicht das Messer zu zücken, sondern freigiebig zu sein und mit anderen zu teilen. Denn ein Christ kann im Streben nach irdischen Gaben nie den himmlischen Geber vergessen, von dem sie kommen. Und so sehr er der konkreten Gaben und Güter auch bedarf, betrachtet er sie doch nie wie eine Beute, die er sich raubt. Sondern er sieht darin Gottes freundliches Geschenk, das er mit Dank entgegennimmt – und nicht anders als im Sinne des Spenders gebraucht. Natürlich erwirbt ein Christ seinen Lebensunterhalt durch Arbeit und Fleiß. Wenn er dann aber mit seiner Familie satt wird, schreibt er das dem Schöpfer zu und vertraut grundsätzlich nicht auf seine eigene Kraft und Geschicklichkeit, sondern auf Gottes Fürsorge. Gott selbst ist des Christen Glück und Ziel – die Güter der Erde sind es nicht. Darum hat er's nicht nötig, mit anderen um Besitztümer zu zanken oder ihnen das Ihre zu neiden. Sondern er strebt nach einer gerechten Verteilung des irdischen Reichtums und ist bereit, die Früchte seiner Arbeit mit den Bedürftigen zu teilen. Er weiß, dass alle Güter dieser Erde dem Allmächtigen gehören, der sie nicht geschaffen hat, um einzelne reich, son-

dern um alle satt zu machen. Und so wird ein Christ nicht wie ein Plünderer über den großen Heuwagen herfallen, um möglichst viel an sich zu raffen und zu horten – sondern er sieht sich im Blick auf das, was seine Arbeit einbringt, nur in der Rolle eines Verwalters. Er wird deswegen nicht zum Kostverächter, sondern genießt sehr wohl mit Freude, was Gott ihm Gutes gönnt! Er gönnt aber anderen dasselbe – und freut sich, wenn er Bedürftigen helfen kann. Alles in allem ist die christliche Haltung das Gegenteil der Selbstbedienungsmentalität, die Bosch uns vor Augen führt. Denn die Menschen auf seinem Bild kriegen den Hals nicht voll. Ein Christ hingegen sammelt lieber Schätze im Himmel als auf Erden. Und er pocht auch nicht auf vermeintliche Rechte, sondern betrachtet jede gute Gabe als Gottes ungeschuldetes Geschenk. Er arbeitet tüchtig, vertraut aber viel mehr auf Gottes Beistand als auf das eigene Bemühen. Und wenn er Pflanzen und Tiere nutzt, sieht er in ihnen viel mehr als nur Mittel zu irgendeinem Zweck. Er benimmt sich in Gottes schönem Garten nicht wie ein Eigentümer, sondern wie ein Gast, und teilt das Vorhandene gern mit den anderen Gästen. Sein eigentliches Gegenüber sind aber nicht sie, sondern sein maßgebliches Gegenüber ist der Schöpfer selbst. Dem sagt er „bitte“ und sagt „danke“ – und nimmt dabei den Geber wichtiger als die Gaben. Denn auch die besten irdischen Gaben sind vergänglich. Der himmlische Geber aber ist ewig. Käme diese Einsicht aber auch über die Menschen auf unserem Bild – würde das die Bedeutung des Heus nicht sehr relativieren? Und müsste sich die Szene nicht bald verändern? Die Streitenden könnten dann Frieden schließen und miteinander die Verletzten unter dem Wagen hervorziehen. Man könnte dafür sorgen, dass jeder soviel Heu bekommt, wie er braucht. Und jene Gestalten, die an der Deichsel ziehen, würden von selbst verschwinden. Denn es ist kein Naturgesetz, dass der Lauf der Welt unaufhaltsam in Richtung Hölle geht. Und am allerwenigsten ist es Gottes Wille. Denn der hat in seiner Freundlichkeit den Heuwagen seiner guten Gaben nicht dazu bestimmt, dass er Anlass für Streit, Gewalt und Unglück werden sollte – sondern ganz im Gegenteil: Nicht ein Fluch, sondern ein Segen soll dieser Reichtum sein, nicht Anlass zum Zank, sondern zur Freude. Und wenn uns das bei der Betrachtung klar wird, hat uns das Gemälde damit schon einen Dienst erwiesen.

Gebet zum Erntedankfest

Guter Gott,

wir danken dir für den Reichtum deiner Schöpfung und preisen dich – für die Schönheit der Pflanzen und die Vielfalt der Tiere, für die Helligkeit des Tages und die Dunkelheit der Nacht, für die Höhe der Berge und die Tiefe des Meeres, für jeden guten Bissen und jedes erfrischende Getränk, für die Wärme des Feuers und die Kühle der Luft, für die Fruchtbarkeit der Erde und die Reinheit des Wassers, für Sommer und Herbst, Winter und Frühling. Wegen all dieser Dinge, guter Gott, können wir mehr als zufrieden sein. Doch wollen wir dir die Menschen anbefehlen, die es heute noch nicht sind. Wir bitten für die Unersättlichen, die nie genug kriegen an Geld und Gut, dass sie frei werden von ihrer Gier, dass sie bescheidener und dankbarer werden. Wir bitten dich aber erst recht für jene, die wirklich zu wenig haben, die trotz schwerer Arbeit nur kärglich ernten und ihre Kinder hungrig zu Bett schicken müssen, dass sie Hilfe finden bei denen, die im Wohlstand leben. Herr, du hast diese Erde reich beschenkt und mit allem Nötigen ausgestattet. Verleihe uns nun auch die Weisheit, dass wir deinen Garten sorgsam pflegen und bebauen und seine Früchte gerecht verteilen. Lass uns das Gute genießen, aber so, dass wir über den Gaben niemals den Geber vergessen. Lass es uns genießen, aber so, dass wir es mit den Bedürftigen teilen. Ja, Herr, lass den Ertrag unserer Arbeit allen Menschen zum Nutzen dienen, dir aber zur Ehre. Amen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Reformationstag

Wenn uns gute Werke schaden...

Sie finden es vielleicht seltsam. Aber ich fürchte, dass uns unsere guten Taten viel mehr schaden als die schlechten – und dass auch viel mehr Menschen verloren gehen wegen guter als wegen böser Werke. Ja, es scheint mir gefährlicher, wenn einer in der Tugend Fortschritte macht, als wenn er regelmäßig Versuchungen erliegt. Und wenn ein guter Mensch für sein Engagement, für seine Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit gelobt wird, muss man sich um seine Seele große Sorgen machen. Denn ich meine wirklich, dass mehr von uns über ihre Stärken stolpern als über ihre Schwächen. Warum aber das? Was fällt mir ein? Wie kann ich behaupten, gute Werke seien gefährlich, wo uns das Neue Testament doch ständig mahnt, untadelig zu leben, Liebe zu üben und das Böse zu meiden? Nun, der Grund ist einfach, dass ein Mensch, wenn er sich auch nur halbwegs gut vorkommt, unweigerlich beginnt auf diese seine Qualität zu starren, sich selbst zu gefallen und dann stolz darauf zu vertrauen, dass ein so tüchtiger Kerl wie er sich vor Gott und den Menschen sehen lassen kann. Findet der Mensch nur den geringsten Grund, ist er auch schon überzeugt ein aufrechter Charakter zu sein. Und je besser er sich fühlt, desto weniger fragt er nach Gottes Gnade. Denn das ist typisch für unsere verdrehte Menschennatur, dass wir den Grund unserer Zufriedenheit gern in uns selbst suchen und uns allzu leicht für die eigenen Vorzüge begeistern – sei es nun unsere edle Herkunft, unser großer Scharfsinn oder unsere Willenskraft. Wo der Mensch kann, baut er lieber auf das, was er selbst leistet, als auf das, was Christus für ihn tut. Und dass er was Rechtes leistet, davon ist er schnell überzeugt. Denn während er mit den Sünden der anderen hart ins Gericht geht, weiß er die eigenen stets zu entschuldigen. Den Splitter im Auge des Bruders sehen wir, den Balken im eigenen Auge nicht (Mt 7,1-5). Und so meint dann jeder, er habe Vergebung längst nicht so nötig wie die anderen. Jeder für sich ist überzeugt, dass er's eigentlich nicht böse meint, sondern sein Bestes tut. Und in solchem Selbstvertrauen gerät dann Christus aus dem Blick. Denn man hat das Gefühl, wenn schon nicht „vollkommen“, so doch einigermaßen tüchtig zu sein – und gewiss nicht schuldiger als der Rest. So fühlt sich der Mensch dann der Gnade nicht wirklich bedürftig – und geht genau darum verloren. Nun meinen viele, das ließe sich doch vermeiden. Sie selbst z.B. wären anständige Leute – und wären trotzdem sehr bescheiden! Aber leider liegt uns das Selbstgefällige so sehr im Blut, dass wir ohne den Heiligen Geist nicht davon loskommen. Es ist uns unmöglich, „gut“ zu sein, ohne wenigstens heimlich darüber stolz zu werden! Oder kennen wir das nicht auch von schönen Menschen? Manche wachsen heran und sind wunderschön – solange sie nichts davon wissen. Sobald es ihnen aber bewusst wird, erwacht auch die Eitelkeit und verdirbt alles, weil man ihrem Getue dann leider anmerkt, wie sehr sie sich gefallen. Wenn einer studiert und ihm plötzlich klar wird, dass er viel schlauer ist als seine alten Freunde, geschieht dasselbe. Gleich bildet er sich was drauf ein, lässt die anderen seine Überlegenheit spüren und belehrt sie von oben herab. Und kommt ein Trottel durch glückliche Umstände zu viel Geld oder viel Macht, meint der auch nie, es sei bloß Glück gewesen, sondern denkt, es habe daran gelegen, dass er so viel cleverer und fleißiger ist als all die anderen. Ja, wenn ein Mensch wirklich mal aufrichtig und gut ist, ohne sich zu überheben, darf man's ihm bloß nicht sagen. Denn prompt fängt er an, auf seine Demut stolz zu sein – und alles ist verdorben! Eigentlich müsste das nicht so sein. Viel richtiger wär's ja, wenn wir alles Lob gleich an unseren Schöpfer weiterreichten, dem es in Wahrheit gebührt! Doch liegt der Fehler unausrottbar in der menschlichen Natur, dass wir den Grund unserer Zufriedenheit in uns selber suchen. Statt uns der Macht und Güte Gottes zu trösten, möchten

wir solche Qualitäten lieber selbst besitzen. Und so schaffen wir's nicht, ein einziges gutes Werk zu tun, ohne uns etwas drauf einzubilden. Und sollten die anderen wieder nicht bemerken, wie toll wir sind, klopfen wir uns wenigstens selbst auf die Schulter. Denn eigentlich wollen wir gar nicht von Gottes Gnade leben, sondern wollen aus uns selbst heraus etwas gelten. Auch von Gott möchten wir im Glanz unserer Verdiensten gesehen werden, damit er uns um ihretwillen liebt und belohnt. Nicht erbarmen soll er sich, sondern soll honorieren, was wir alles leisten! Doch in dieser anmaßenden Haltung haben wir dann unsere Rechtfertigung selbst in die Hand genommen und Christus außen vor gelassen. Wir rufen: „Schau mal, Gott – ich habe die Welt ein Stück besser gemacht! Schau mal – ich stehe auf der richtigen Seite und bin einer von den Guten! Schau mal – wenn alle so wären wie ich, wäre die Welt ein besserer Ort! Schau, wieviel Geld ich spende – das macht nicht jeder! Schau, wie geduldig ich meine Krankheit trage, ohne drüber zu jammern! Schau, wie meine Kinder so wohl geraten sind, habe ich das nicht gut gemacht? Schau, wie nett ich zu der alten Tante bin, obwohl ich sie gar nicht leiden kann! Schau, wie viele schöne Predigten ich schon zu deiner Ehre gehalten habe, sind die nicht prima?“ Ja, der verdammte Stolz hat uns im Griff. Wir wollen was gelten und etwas vorweisen, das nicht bloß unsere Mitmenschen beeindrucken soll, sondern auch Gott. Kaum haben wir etwas getan, das der Anerkennung wert erscheint, sonnen wir uns in dem Gefühl Wohltäter zu sein. Sollte uns aber der Gedanke beunruhigen, dass nicht alle Menschen in den Himmel kommen, trösten wir uns mit den vorzeigbaren Qualitäten, die uns über andere erheben – und von denen wir erwarten, dass sie an der Himmelspforte doch wohl einen Unterschied machen. Ja, für den Fall, dass Gottes Gnade nicht für alle reicht, haben wir lieber ein paar Asse im Ärmel. Was heißt das aber anderes, als dass wir unsere Rechtfertigung selbst in die Hand nehmen und sie eben nicht Jesus Christus überlassen, wie es unserem Glauben entspräche? Wenn wir eigene Gut-Taten in die Frage der Erlösung mit hineinmengen, obwohl da nur die Taten Christi etwas zählen – was heißt das anderes, als dass wir Christus gar nicht wirklich vertrauen, sondern ihm bezüglich unserer Seligkeit ins Lenkrad greifen? Thomas Wilcox, ein Theologe des 17. Jahrhunderts, warnt davor und sagt es mit aller Deutlichkeit:

„Du kannst Christus ebenso leicht durch Gutes-Tun als durch Sündigen zunichtemachen.“
„Glauben ist das wundervollste Ding in der Welt. Aber tue das Geringste von deinem Eigenen hinzu, so hast du es verdorben; Christus wird nicht den geringsten Blick darauf werfen, als ob es Glauben wäre. Wenn du glaubst und zu Christus kommst, so musst du alle deine eigene Gerechtigkeit zurücklassen und nichts mitbringen als deine Sünde (...). Christus will ein mit nichts vermengter Erlöser und Mittler sein, und du musst nichts als ein verlorener Sünder sein, oder Christus und du werden nimmer übereinkommen (...). Setze ihm das Geringste von deinem Eigenen an die Seite, so wird er dir nicht mehr Christus sein.“

Anders gesagt: Pfusche Christus nicht ins Handwerk! Denn wenn du ihm mit deinen guten Werken in die Quere kommst, wendet er sich ab und geht. Christus kam in die Welt, um Sündern zu helfen. Wenn du dich aber für etwas Besseres hältst als für einen Sünder, wird er sich für dich nicht mehr zuständig fühlen. Und das ist nur konsequent. Denn wenn du denkst, du hättest selbst genug Gutes getan, muss Christus dir ja nichts Gutes mehr tun. Wenn du meinst, du könntest vor Gottes Gericht für dich selber gerade stehen, kannst du's versuchen. Aber Christus wird dann nicht mehr dein Fürsprecher und Verteidiger sein. Das Heil deiner Seele liegt entweder in deiner eigenen oder in Christi Hand. Es liegt aber gewiss nicht in beiden. Und so musst du dich zwischen Tugendstolz und Glaubenstrost entscheiden – solltest dabei aber wissen, dass aller Trost, der nicht von Christus kommt, trügerisch ist und ins Verhängnis führt. Jesus jagt dich nicht davon, aber er sagt: Wenn du meinst, nicht arm zu sein an guten Werken und Gedanken – was willst du dann von mir? Ich komme zu denen, die mit leeren

Händen dastehen! Du bist kein „Mühseliger und Beladener“ – also was haben wir miteinander zu schaffen? Ich kümmere mich um zerbrochene Herzen! Du meinst glaubensstark und über Gott im Bilde zu sein – also was stiehlt du mir die Zeit? Ich bin ein Beistand für Angefochtene und Zweifler. So wie ein Arzt kommen ich bloß zu kranken Leuten. Wenn du aber meinst, du wärst gesund, geh doch deiner Wege und versuch's ohne mich! Du freust dich wie jener eingebilddete Pharisäer, der total froh war, kein Zöllner zu sein? Du willst Gott imponieren und hoch erhobenen Hauptes in Gottes Reich einziehen? Versuche dein Glück! Aber du wirst feststellen, dass die Jahreshauptversammlung der Selbstgefälligen nicht im Himmel stattfindet, sondern in der Hölle. Nun denken sie vielleicht, dass ich übertreibe. Aber es ist für mich eine traurige Erfahrung, dass zwar viele Menschen unter ihren Lebensumständen leiden, aber nur wenige unter einem echten Gefühl von Schuld. Fast alle sehen sich als Opfer fremden Versagens. Aber weit und breit hält sich kaum einer für einen Täter. Und wenn doch mal etwas schiefging, erklärt er sofort, warum eigentlich auch daran die andern schuld waren. Nach Geld wird ein Pfarrer heute viel öfter gefragt als nach Vergebung! Und das hemmt den geistlichen Fortschritt, den wir so nötig hätten. Denn wer sich für gut hält, sucht nicht nach der Gnade, die schlechte Menschen retten kann. Und dem schaden seine guten Taten dann wirklich mehr als die schlechten. Denn die schlechten könnte Christus ihm vergeben. Die guten aber verhindern, dass er sich an Christus überhaupt wendet. Und davon, dass sie Gutes tun, überzeugen sich die Menschen nur allzu leicht. Sie sind zu ihrer Familie genau so nett, wie das auch bei allen Heiden üblich ist – schließlich war sogar Hitler „lieb“ zu seinem Schäferhund! Und doch halten es die Leute schon für einen Beweis ihrer hohen christlichen Moral, wenn sie die eigenen Kinder lieben! Aus Angst vor dem Gefängnis haben sie noch niemand erschlagen. Und um nicht erwischt zu werden, haben sie ihre Frau nicht betrogen. Aber sind sie deshalb schon „gut“? Weil sie immer satt wurden, kamen sie nie in Versuchung, stehlen zu müssen. Und gelogen haben sie nicht mehr als nötig. Doch dieses im Grunde eigennützige, sozialkonforme Verhalten reicht ihnen schon, dass sie sich für ehrenwerte Leute und für gute Christen halten. Ein gütiges Schicksal hat sie um die Abgründe von Hass und Gewalt herumgeführt. Niemand drückte ihnen eine Waffe in die Hand. Und für große Verbrechen hätte ihnen sowieso die Leidenschaft gefehlt. Mehr aus Vorsicht als aus Tugend haben sie brav gelebt. Und schon meinen sie, die Anpassung an gesellschaftliche Erwartungen mache sie zu „guten Menschen“! Stets fällt ihnen jemand ein, der deutlich schlechter ist als sie. So fühlen sie sich der Gnade nicht bedürftig. Und weil man die Gnade nicht hat, wenn man nicht nach ihr greift, gehen sie dann verloren. Nicht, weil sie so große Sünder gewesen wären, sondern weil sie sich für Gerechte hielten – und in ihrem Dünkel meinten, Gott müsse doch mit ihnen zufrieden sein! Der eigenen Verkehrtheit ins Gesicht zu sehen, wäre viel besser gewesen. Denn dafür hat Gott ja längst eine Lösung gefunden. Christus hat am Kreuz teuer genug für alle Sünder bezahlt! Doch in Anbetracht ihres anständigen Lebens halten sie es nicht für nötig, sich Christus anzuvertrauen. Sorglos machen sie von seinem Angebot keinen Gebrauch. Sie wissen auch gar nicht, was Gott gegen sie haben sollte. Und so stolpern sie dann nicht über ihre schlechten Seiten, sondern über ihre vermeintlich guten. Denn während sie selbstzufrieden in den Spiegel schauen, haben sie Christus aus dem Blick verloren. Sie sind mit ihren Gedanken nicht bei ihm, sondern bei sich. Und falls nötig, meinen sie sogar, sie könnten Gott Rede und Antwort stehen. Sie nehmen ihre Rechtfertigung selbst in die Hand! Natürlich scheitern sie damit. Und nur der Teufel freut sich. Denn ihm ist es ganz gleich, ob wir über unsere Schwächen oder über vermeintliche Stärken stolpern. Viele dieser Narren, die von sich überzeugt sind, wissen durchaus, dass schuldige Menschen von der Gnade Gottes leben dürfen! Aber für „schuldig“ halten sie sich ja nicht. Sie sind nie verzweifelt genug, um sich ganz auf die Gnade zu werfen. Und so

wird ihnen diese Gnade dann auch nicht zuteil. Denn sie liegt zwar für alle bereit. Aber keiner greift nach ihr, der seine Sünde noch nicht leid geworden ist. Bevor man seine Sünde loswerden kann, muss man sie erstmal als Last empfinden. Und wenn einen vermeintlich gute Werke daran hindern, sind sie eben darum schädlich. An und für sich sind die Werke natürlich so „gut“, wie der Name es sagt. Sie werden uns aber zum Verhängnis, wenn wir sie dort hineinmischen, wo sie nichts zu suchen haben, und ihrer gedenken, wo wir ihrer nicht gedenken dürften – wenn wir nämlich vor Gott mit Verdiensten prahlen, während er uns beschenken will. Unsere „Anspruchshaltung“ macht Gottes Geschenk dann zunichte. Denn er will seine Gnade aus reiner Freundlichkeit geben. Wenn wir aber so tun, als gebührte sie uns als Lohn, weil wir ja angeblich „das Herz auf dem rechten Fleck haben“, kann und will Gott nicht mehr großzügig sein. Er möchte uns die dreckigen Lumpen des Sünders ausziehen und möchte uns die Gerechtigkeit Christi anziehen wie ein prächtiges Gewand. Wenn der Mensch sich aber in den Lumpen seiner eigenen Gerechtigkeit so gut gefällt, dass er sie anbehalten will, kann er nicht neu eingekleidet werden. Gott möchte dem Menschen alles schenken, was er nötig hat. Der aber kann's nicht entgegennehmen, wenn er die Hände schon voll hat mit seinen vielen „guten Taten“. Gott will ihm zusammen mit dem Heiligen Geist auch den Glauben eingießen. Aber des Menschen Kopf ist schon bis an den Rand gefüllt mit eitlen Menschengedanken, so dass nichts mehr hineinpasst. Der Mensch will seine Armut nicht gestehen – wie kann Gott ihn da reich machen? Er will seine Schuld nicht bekennen – wie kann Gott ihm da vergeben? Er behauptet gesund zu sein – wie kann der Arzt ihn da heilen? Unser Stolz blockieren dann, was Christus an uns tun will. Und so wär's am Ende besser, wir täten kein einziges gutes Werk, als dass wir über unseren Hochmut stolpern und verloren gehen durch Gut-Taten, auf die wir uns etwas einbilden. Ja, selbst offene Bosheit wäre besser gewesen, denn die hätten wir immerhin bereuen können. Was soll das nun aber heißen? Sollen sie jetzt kräftig sündigen, weil ein Pfarrer sie vor guten Werken dringlich gewarnt hat? Das freilich nicht! Aber behalten sie bitte in Erinnerung, was Wilcox sagte: Man kann Christus ebenso leicht durch Gutes-Tun wie durch Sündigen zunichtemachen. Und wenn man meint, man sollte zu seiner Erlösung einen eigenen Beitrag leisten, wird man durch die Beimischung dieses „Eigenen“ alles verderben. Christus will das nicht vermischt und vermengt sehen, was er, und was wir tun. Aus dem Job, den er für uns übernommen hat, sollen wir uns ein- für allemal raushalten. Und wenn wir hoffentlich auch weiter gute Werke tun, dann bitte um des Nächsten willen, der sie nötig hat, und nicht etwa, damit wir in den Himmel kommen. Denn diese Angelegenheit hat Christus unserer Verantwortung entzogen. Mischen wir uns da bloß nicht hinein, so als ob Gottes Sohn halbe Sachen machte. Unterlassen wir jeden Versuch, uns selbst vor Gott zu rechtfertigen. Denn wenn wir Christi Verdiensten eigene Verdienste zur Seite stellen, wird er uns nicht mehr Christus sein. Und unserem Feind ist egal, wodurch er uns von der Gnade wegtreibt. Wenn er's nicht durch moralisches Versagen schafft, ist es ihm genauso recht, wenn moralischer Stolz diese Wirkung hat. Das Ziel ist ja allein, dass uns Christus aus dem Blick gerät. Und so nehmen wir besser ganz ernst, was Luther so deutlich gesagt hat:

„Gottes Natur ist, dass er aus nichts etwas macht. Darum, wer noch nicht nichts ist, aus dem kann Gott auch nichts machen (...). Darum nimmt Gott nicht auf, denn die Verlassenen, macht nicht gesund, denn die Kranken, macht nicht sehend, denn die Blinden, macht nicht lebend, denn die Toten, macht nicht fromm, denn die Sünder, macht nicht weise, denn die Unweisen, kurz, erbarmt sich nicht, denn der Elenden, und gibt nicht Gnade, denn denen, die in Ungnade sind.“ Weil das aber wahr ist, darum lassen sie uns vor Gott gänzlich zunichte werden, auf dass er etwas aus uns machen kann!

Gebet zum Reformationstag

Allmächtiger Gott, barmherziger Vater,
wir gedenken heute der großen Finsternis, in die deine Kirche für viele Jahrhunderte geraten war, weil man menschliche Gedanken wichtiger nahm als dein klares Wort und menschliche Werke wichtiger nahm als deine Gnade. Wir bitten dich aber um deine Hilfe, damit wir nicht dieselben Fehler in neuer Gestalt wiederholen und wieder eigenmächtig dein Wort verdunkeln, verdrehen und missbrauchen. Wir gedenken der Väter und Mütter im Glauben, die du vor 500 Jahren zu deinen Werkzeugen erwählt hast, um das Evangelium und die christliche Freiheit wieder ans Licht zu ziehen. Sie haben uns mit ihren Leiden, ihren Mühen und ihrem Kämpfen großen Dienst erwiesen. Und darum bitten wir dich, dass du es deiner Kirche auch heute an solchen Dienern nicht fehlen lässt, die für deine Wahrheit streiten und deinen Tempel von allem reinigen, was nicht hineingehört. Herr, wir sind nicht davor gefeit, die Fehler der römischen Kirche zu wiederholen oder in neue zu verfallen. Immer wieder dünken wir uns klüger zu sein als dein biblisches Wort, immer wieder setzen wir unseren Willen durch statt dem deinen, immer wieder verwechseln wir den Geist unserer Zeit mit dem Heiligen Geist, immer wieder wird der Erfolg der Treue vorgezogen, und die menschliche Weisheit der gläubigen Einfalt. Kaum haben wir die Kirche zu unserem eigenen Projekt gemacht, ist sie auch schon gescheitert, stinkt und fault an allen Enden! Darum nimm deine Kirche neu in die Hand, Herr, und reinige, was wir daran verdorben haben. Erhalte uns bei deinem Wort als der rechten Lehre und gründe uns fest auf den ewigen Fels, der da Christus heißt. Bleibe fort und fort deiner Kirche Schutz und Schirm, decke sie mit deinen Fittichen und lenke ihren Weg – auf dass sie nicht uns gefalle, sondern vor allem dir, nicht uns Ehre mache, sondern deinem Sohn, und notfalls auch gegen unseren Menschenverstand getrieben werde von deinem Heiligen Geist. Ja, Herr, wir bitten dich, dass du deine Kirche aus aller Zertrennung herausführst, dass du sie hinführst zur Wahrheit und durch die Wahrheit zur Einheit. Wo sie verdorben ist, da reinige sie, und wo sie im Irrtum steckt, da zeige ihr den Weg. Wo sie Abgöttern vertraut, bringe sie zurecht, und wo sie zerteilt ist, da heile den Bruch. Was an unserer Kirche verkehrt ist, das ordne, und was recht ist, das stärke – auf dass wir endlich eine Herde werden unter einem Hirten, nämlich unter Jesus Christus, deinem Sohn. Amen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Buß- und Bettag

Wer sich zum Thema „Buße“ äußert, muss mit Unverständnis und mit Widerstand rechnen, noch bevor er überhaupt etwas gesagt hat. Denn „Buße“ hat mit Reue zu tun – und also mit den Fehlern eines Menschen. Der Ruf zur „Buße“ will vor Augen führen, was an uns verkehrt ist. Doch „schlecht“ zu sein, fühlt sich schlecht an. Und wenn einer meint, es ginge ihm so schon schlecht genug, kann er gut darauf verzichten, auch noch an moralische Defizite erinnert zu werden. Da wittert er sofort einen Angriff auf sein Selbstwertgefühl, schaltet auf Abwehr – und fühlt sich dazu auch halbwegs berechtigt. Denn der Zeitung kann er ja regelmäßig entnehmen, dass es viel Schlimmere gibt als ihn. Verglichen mit diesen Mördern, Dieben und Betrügern fühlt er sich als braver Bürger. Und das beruhigt ihn, weil er nur seine konkreten Taten bilanziert, unter denen die wenigsten so richtig „böse“ erscheinen – und einige sogar „gut“. Doch was das Herz erstrebt, ist viel wichtiger, als was die Hände tun. Die tiefergehende Frage ist nicht, wie einer redet und handelt, sondern warum. Nicht der äußere Lebenswandel ist zu bewerten, sondern die inneren Motive. Und da zeigt sich leider, dass auch die vermeintlich „anständigen“ Leute alles zu dem Zweck tun, einen Vorteil zu erlangen oder einen Nachteil zu vermeiden. Wir tun das Gute nicht, weil es gut ist, sondern weil es sich in irgendeinem Sinne „lohnt“. Wir unterlassen das Böse nicht, weil es böse ist, sondern weil wir sonst Ärger bekämen. Und so resultiert der brave Lebenswandel, auf den wir uns so viel zugutehalten, nur aus einer Abwägung der angenehmen oder unangenehmen Konsequenzen. Wir handeln nicht wirklich moralisch, sondern pragmatisch. Denn unsere Umwelt lobt und verstärkt das erwünschte Verhalten. Gleichzeitig sanktioniert und verurteilt sie das unerwünschte. Und in der Regel fügen wir uns dem sozialen Druck, weil wir wollen, dass man uns mag und nicht meidet. Für Akzeptanz und Einbindung zahlen wir den Preis, dass wir uns anständig und verträglich benehmen. Wir ersparen uns damit das schlechte Gewissen, genießen das Gefühl, gute Menschen zu sein – und schlafen ruhig. Wir tun's aber nicht wirklich aus edler Gesinnung oder zum Vorteil anderer, sondern um unseretwillen. Nun ist das nachvollziehbar und klug, weil wir die anderen ja brauchen! Doch mag unser Verhalten dann so erscheinen, als wär's ganz in Ordnung, sind es unsere Motive keineswegs. Denn was aus Eigennutz getan wird, kann man nicht im ethischen Sinne „gut“ nennen. Es sieht zwar äußerlich so aus. Doch würde derselbe Mensch, wenn's nötig wäre, um Vorteile zu erlangen oder Nachteile zu vermeiden, bereitwillig auch das Gegenteil tun. Ja, wenn es der Preis für soziale Akzeptanz wäre, täte er auch das Böse und zeigte sich im eigenen Interesse „moralisch flexibel“ – aus den genannten pragmatischen Gründen. Denn wir sind zwar gut darin, Moral zu simulieren, wenn es sich auszahlt. Zahlt sie sich aber nicht aus, ist uns die Moral bald egal. Und wenn sich das Gut-Sein nicht mal „gut anfühlt“, wenn es unser Selbstwertgefühl nicht steigert, weil es weder Dank noch Anerkennung findet, erlischt das Interesse schnell. Wer aber nicht glauben will, was ich da unterstelle, möge sich einmal zur Probe in jenen Gyges hineinversetzen, von dem Platon erzählt. Denn Gyges gerät unverhofft in eine Situation, in der sein Verhalten unentdeckt bleibt. Was immer er auch anstellt – die Gesellschaft sanktioniert es nicht. Lohn und Strafe entfallen. Und das bringt den Mann in Versuchungen, denen er nicht lange widersteht. Doch ich will vorne beginnen. Gyges ist ein einfacher Hirte im Dienste des Königs. Und eines Tages, nach einem Unwetter und einem Erdbeben, entdeckt er auf der Weide eine tiefe Erdspalte. Er gräbt ein wenig nach, steigt hinein und findet in einer Höhle die große Figur eines Pferdes – und in dem Pferd wiederum einen Leichnam, an dessen Finger ein goldener Ring steckt. Diesen Ring nimmt Gyges, steckt ihn sich selbst an die Hand und sieht darin zunächst nur einen Zufallsfund und

ein wertvolles Schmuckstück. Als er aber später mit anderen Hirten zusammensitzt und aus Langeweile ein wenig an seinem Ring herumspielt, entdeckt er dessen Zauberkraft. Zufällig dreht er den Stein auf der Oberseite des Rings nach innen, zur Handfläche hin. Und da merkt er, dass er für seinen Nebenmann unsichtbar geworden ist. Die anderen Hirten reden plötzlich, als wäre Gyges nicht da! Und der wundert sich natürlich. Er dreht den Stein des Ringes wieder nach außen – und ist sofort wieder sichtbar. Er begreift nun, dass er den Ring benutzen kann wie eine Tarnkappe. Er funktioniert wie so ein märchenhafter Mantel, der unsichtbar macht. Und das eröffnet ungeahnte Möglichkeiten. Denn was kann man ungesehen nicht alles erleben und anstellen! Ungesehen kann man viele Streiche begehen, kann Geheimnisse ergründen und verbotene Orte besuchen. Man kann sich in exklusive Gesellschaften einschleichen und interessante Gespräche belauschen! Ungesehen kann man durch fremde Häuser spazieren, kann auf Kostbarkeiten zugreifen, die sonst bewacht werden, und kann überall dabei sein, wo man nur will. Der Neugier sind keine Grenzen gesetzt! Unsichtbar kann man jeden Schalter umlegen und aus dem Gefängnis befreien, wen immer man will. Man kann sich gefahrlos wilden Tieren nähern, kann sich in jedes warme Bett legen und ohne zu fragen von jedem Buffet naschen. Das klingt auch alles recht lustig! Doch bei Gyges zeigt sich bald gar nichts Lustiges mehr, sondern es zeigt sich die Schattenseite der menschlichen Natur. Denn kaum hat Gyges die Kraft des Rings verstanden, nutzt er sie auf bedenkliche Weise. Er gelangt in den Palast des Königs, weil kein Wachsoldat ihn sieht. Er betrachtet all die Reichtümer, die Kunstwerke und den Luxus. Und weil dem Hirten auch die schöne Königin gefällt, schleicht er sich unbemerkt in ihr Schlafzimmer. Er wird zum Voyeur. Doch die Ahnungslose unbekleidet anzusehen, reicht ihm bald nicht mehr. Sondern Gyges verführt die Königin zum Ehebruch. Das Risiko ist gering, denn wenn er will, ist er für die Palastwache und für den betrogenen König unsichtbar. Niemand hindert oder ergreift ihn, niemand mahnt oder tadelt. Gyges kann anstellen was er will. Und genau das tut er dann auch. Denn wie sich herausstellt, war es nur die Furcht vor den Konsequenzen, die bisher die Schattenseite seines Charakters in Schach hielt. Es dauert nicht lange, da verabredet sich Gyges mit der Königin, den König zu ermorden. Und nach der Tat bemächtigt er sich selbst der Herrschaft im Lande. Man kann sich aber leicht vorstellen, dass es eine Schreckensherrschaft war, weil Gyges seine Untertanen ja hemmungslos ausspionieren, manipulieren und töten kann. Seiner Willkür sind keine Grenzen gesetzt. Und so weckt die Macht des Ringes all das Böse in ihm auf, das zuvor noch Hemmungen unterlag. Man fragt sich, wie das wohl endete! Doch davon erzählt Platon nicht, sondern spielt den Ball seinen Lesern zu mit der Frage, ob wir denn selbst, wenn wir jenen Ring besäßen, uns besser im Griff hätten als Gyges. Das ist natürlich eine hypothetische Frage und ein rein gedankliches „Experiment“. Doch kann es aufschlussreich sein, einmal die eigene Phantasie spielen zu lassen – und zu sehen, was uns da einfiel. Denn ungesehen kommt man in jedes Haus und hinter jede Tür, kann an fremden Schreibtischen Briefe und Tagebücher lesen, kann jede Neugier befriedigen und alles mitnehmen, was einem gefällt. Ohne ertappt zu werden, kann man Gespräche belauschen, kann unsympathische Menschen mal so richtig erschrecken – oder ihnen die Nackenschläge verpassen, die sie längst verdienten. Man kann für andere Schicksal spielen, kann Verwirrung stiften oder auch hilfreich sein. Alles, was man sich bisher nicht traute, ist plötzlich möglich, und für nichts wird man zur Rechenschaft gezogen! Was das Gedankenspiel zu Tage fördert, ist aber durchaus erschreckend. Denn all den Verlockungen, die uns in den Sinn kommen, widerstehen wir offenbar nur, weil es Folgen hätte, ihnen sichtbar nachzugeben! Das aber bedeutet: Wir scheuen gar nicht das Böse an sich, sondern scheuen uns nur, dabei erwischt zu werden. Und am Tun des Guten verlieren wir den Spaß, wenn's verborgen bleibt und keine Anerkennung findet. Das Ganze ist aber darum so entlarvend, weil

die Impulse, denen wir nachgeben würden, wenn wir den Ring besäßen, uns nicht erst mit dem Ring zuwachsen, sondern offenkundig schon da sind. Die fragwürdigen Wünsche und Ideen fliegen uns nicht mit dem Ring zu, sondern der Ring bringt sie nur ans Licht. Wir respektieren das Gute nur umständehalber, aus eigenem Interesse. Und wären die Umstände wirklich anders, so dass wir Gelegenheit hätten, unbeobachtet auszuleben, was in uns steckt, wäre es mit dem Anstand bald vorbei. Denn tatsächlich lassen wir das Böse nicht bleiben, weil wir das Gute so sehr lieben, sondern bloß, weil wir keinen Ärger wollen. Wir achten nicht wirklich das Recht und die Würde anderer Menschen, sondern wollen nur nicht erwischt werden. Wir verkneifen uns Übergriffe nicht, weil wir keine Lust drauf hätten, sondern nur, weil die Gesellschaft sie nicht toleriert. Hätten wir Narrenfreiheit, würden wir uns auch entsprechend benehmen! Und die Vorstellung, wir seien doch im Grunde „gute Menschen“, löst sich damit in Luft auf. Denn ein wirklich guter Mensch täte das Gute unter allen Umständen. Er verabscheute das Böse einfach, weil es böse ist. Und wenn so einer den Ring des Gyges bekäme, träte auch nichts anderes zu Tage als nur die gute Haltung, die der Mensch auch vorher hatte. Doch – von dieser Sorte sind wir nicht. Sondern wir verkneifen uns die Missetaten nur, weil wir's uns mit dem Rest der Welt nicht verscherzen wollen. Wir unterdrücken Gier und Gewalt, weil es uns die Sympathie der anderen kostet, wenn wir sie ausleben. Tatsächlich liegt uns das Gute aber so wenig im Blut, dass man uns erst lange mit Zuckerbrot und Peitsche dazu erziehen – und auch später noch in Schach halten muss. Denn wozu sonst bräuchten wir Passwörter und Ausweise, Gesetze und Polizisten, Türschlösser und Tresore? Der Aufwand, den wir zur Überwachung, Kontrolle und Ahndung betreiben, beweist, dass der Mensch dem Guten nicht freiwillig folgt. Er muss sich Zwang antun, um sozialverträglich zu leben. Und wenn wirklich einer von uns den Ring des Gyges hätte, täte sich der menschliche Abgrund auf, den wir mit viel Aufwand vor uns selbst und vor den anderen verbergen. Wo führt das aber hin? Was bezweckt die ganze Überlegung? Sollen wir uns nun hassen, weil wir so sind und in Depressionen versinken? Oder sollten wir mit aller Gewalt daran arbeiten, besser zu werden? Erwarten sie, dass ich nun an den guten Willen appelliere, den sie so wenig haben wie ich? Sollte ich drohen: „Lasst das Böse sein, damit ihr nicht in die Hölle kommt“? Oder sollte ich locken: „Tut das Gute, damit ihr in den Himmel kommt“? Es könnte tatsächlich den einen oder anderen ins Grübeln bringen, weil die Hölle ja eindeutig ein Nachteil ist – und der Himmel ein Vorteil! Doch hätten wir damit das Problem der stets eigennützigen Motivation gerade nicht überwunden, sondern hätten den Fehler nur im Bereich der Religion wiederholt. Denn genau wie die Moral wird auch der Glaube korrumpiert, wenn man ihn durch Lohn und Strafe motivieren will – und ihn damit auf Berechnung gründet. Was kann ich aber stattdessen raten? Vielleicht überrascht es sie. Aber ich empfehle, bezüglich der eigenen Moralität vollständig zu resignieren, wie ich selbst das auch tue. Geben sie ganz ernsthaft den Versuch auf, ein guter Mensch zu werden. Und hoffen sie nicht mehr auf diese oder jene gute Regung in ihnen selbst, sondern nur noch auf das Gute in Gott. Erwarten sie nichts mehr von sich selbst, umso mehr aber von Christus. Und setzen sie dann keine Hoffnung mehr auf ihre eigenen guten Absichten oder Taten, sondern nur noch auf die Absichten und Taten Christi. Denn wenn sie nicht deutlich besser sind als ich, sind auch sie (moralisch gesehen) ein hoffnungsloser Fall. Folgen sie mir aber in dieser Selbsteinschätzung, so tun sie's bitte auch in der positiven Konsequenz, dass sie nämlich ein „Fan“ werden des Guten und Heiligen in Gott. Denn allein an ihm sehen wir, was wir an uns selbst vermissen – und dürfen vor ihm umso tiefer den Hut ziehen. Nur Gott ist gut, wir sind's nicht! Aber wie sich ein Unterkühlter aufwärmen kann, indem er näher zum Feuer rückt, und wie einer im Schatten erhellt werden kann, wenn er sich zur Quelle des Lichts hinwendet, so kann auch ein schlechter Mensch die Nähe Gottes suchen, um an seiner

Güte ein wenig teilzuhaben. Und das ist der Weg, den ich empfehle, weil ich mir von keinem anderen etwas verspreche. Es kann mit uns erst besser werden, wenn wir uns nicht mehr für gut halten. Erst dann suchen wir jene Macht, die es selbst mit den Schlechten noch gut meint. Wir finden sie in Christus und dürfen ihm als Bankrotteure unsere Armut offen legen. Wir sagen dann: „Hey, ich bin nicht gut. Aber ich hänge mich an den, der die Güte selber ist. Ich bin nicht weise. Aber ich dränge mich an den heran, der alle Wahrheit kennt. Ich bin nicht sauber. Aber ich laufe zu dem, der rein ist und waschen kann. Ich kann mich gegen Vorwürfe nicht verteidigen. Aber ich bringe mich hinter Christus in Deckung. Ich bin sterblich und schwach. Aber ich strebe zu dem, der genug Kraft und Leben hat für uns beide...“ Ja, schauen wir ruhig mit Resignation und Spott auf uns selbst. Schauen wir aber mit Verehrung und Zuversicht auf Christus. Denn im Unterschied zu uns ist er bedingungslos gut. Christus ist wie eine Luftblase unter Wasser – die braucht keine Gründe, um nach oben zu steigen! Er ist wie ein Stein, den man loslässt – der braucht keine Gründe, um zu Boden zu fallen! Genauso fraglos und unbedingt ist Jesu Verhältnis zum Guten. Niemand muss ihn erst dazu motivieren, dressieren, drängen oder treiben! Doch unsereiner will immer erst wissen, was ihm das Gute „bringt“, bevor er's in Erwägung zieht. Ja, so kläglich sind wir auf unseren Vorteil fixiert, dass wir nicht mal das Böse aus Überzeugung tun, sondern aus Opportunismus, weil wir uns etwas davon versprechen! Dabei wissen wir durchaus, was gut wäre. Gut wäre, das Gute auch dann zu tun, wenn wir davon Nachteile haben, und das Böse auch dann abzulehnen, wenn es Vorteile bringt. Das wäre ein Zustand, in dem uns auch der Ring des Gyges zu nichts mehr verlocken könnte! Aber davon sind wir himmelweit entfernt. Das Problem, das wir nicht nur haben, sondern sind, bleibt ungelöst, wenn Gott es nicht löst. Und darum sollten wir Taulers Empfehlung folgen. Er sagt:

„In die einsame, stille, freie Gottheit trage deinen unnützen, hässlichen Seelengrund, der überwachsen ist mit Unkraut, ledig alles Guten und voll der wilden Tiere. Gott entgegen trage deine Finsternis, die allen Lichtes entbehrt, und lass ihn dich erleuchten.“

Packen wir also unseren ganzen Seelenplunder auf einen Bollerwagen. All die Sorgen und Gedanken, Ängste und Begierden, all die Halbheiten, Lügen und Illusionen. Packen wir obendrauf auch noch unseren Stolz und unsere Eitelkeit. Machen wir eine einzige große Fuhre daraus. Ziehen wir diesen Handwagen zum Kreuz Jesu hin. Und legen wir ihm unseren ganzen Müll vor die Füße. Bitten wir ihn, damit zu machen, was immer er möchte. Und warten wir dann auf seine Weisung. Denn wer so zu Jesus kommt, wird niemals abgewiesen. Und anders als durch ihn ist niemandem zu helfen.

Gebet zum Buß- und Betttag

Allmächtiger Gott, barmherziger Vater,
was könnten wir dir sagen, was du nicht schon weißt? Wir haben gesündigt in Gedanken, Worten und Werken. Wir haben deinem Wort nicht geglaubt und haben gegen deine Gebote verstoßen. Unseren Nächsten sind wir viel Liebe schuldig geblieben und haben ihnen mit deinen Gaben nicht immer gedient. Vielmehr haben wir ihnen das Leben schwer gemacht durch Eigensinn und Rechthaberei. Wir haben unseren Vorteil gesucht auf Kosten anderer. Und wir waren weder mit ihnen ganz aufrichtig noch mit uns selbst. Wir haben unsere eigenen Fehler entschuldigt, den anderen aber die ihren nachgetragen. Wir waren allzu hart gegen sie und allzu mild gegen uns selbst. Wir haben an der falschen Stelle geredet und an der falschen geschwiegen. Wir ließen uns gefangen nehmen von kleinlichen Wünschen und Sorgen, dich

aber, o Herr, haben wir allzu oft vergessen. Unserer eigenen Eitelkeit haben wir viel gedient, deiner Ehre aber wenig. Ja, immer wieder den bequemen Weg wählend haben wir dir Schande gemacht – und sind deswegen deiner Gemeinschaft nicht würdig. Doch wohin sollten wir gehen, wenn nicht immer wieder zu dir? Was bleibt uns übrig, als unsere Not und Angst immer wieder zu dir hinzutragen und unsere Bedrängnis am Fuß deines Kreuzes abzulegen? Du weißt damit umzugehen. Und wenn wir zu dir kommen, schickst du uns nicht weg. Darum klopfen wir erneut bei dir an, nehmen Zuflucht zu deiner Barmherzigkeit und bitten um Vergebung. Amen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ewigkeitssonntag

Sterben in Zuversicht

Wenn jemand stirbt, den wir gut kannten, dann erschrecken wir. Beim Eintreffen der Nachricht verstummt alles Gerede. Anderen Themen treten zurück. Wir schauen einander betroffen an. Und viele denken: „Hoppla, das hätte auch mich treffen können – oder meinen näheren Familienkreis!“ Es ist für einen Moment, als ginge der Tod persönlich durch den Raum. Und manchen schaudert es. Denn wenn jemand stirbt, ist ihm doch etwas Schlimmes passiert. Oder etwa nicht? Er kann am Leben nicht mehr teilnehmen, und wir bedauern ihn, weil das Leben doch schön ist. Oder etwa nicht? Schließlich tun wir sehr viel, um unser Leben zu erhalten. Wir essen gesund, fahren vorsichtig und gehen zum Arzt, weil Leben offenbar besser ist als Tot-Sein. Oder etwa nicht? Automatisch haben wir auch Mitleid. Denn es scheint ja, als sei der Verstorbene mit all seinen Lebenswünschen auf endgültige Weise gescheitert. Und doch darf man Zweifel haben. Denn wenn man einen schweren Weg zu gehen hatte, ist einem dann nicht wohler, wenn man das Ziel erreicht? Und wenn Sterben doch „schlimm“ sein kann – darf man dann nicht die beneiden, die das Schlimmste schon „hinter sich“ haben? Alles irdische Mühen und Streben bleibt sowieso fragmentarisch und vorläufig. Wenn der Tod unser Leben aber vollendet und alles so fixiert, wie es war – ist das dann nicht besser? Wer noch irgendetwas besitzt, kann es verlieren, wer noch um etwas ringt, kann scheitern, wer noch handelt, kann sich blamieren. So schweben die Lebenden immer in Gefahr und müssen sich sorgen. Die Verstorbenen aber, die haben nichts mehr zu verlieren – und haben darum auch keinen Kummer. Wir sind unfertig, sie sind fertig. Wir müssen arbeiten, sie können ruhen. Von uns wird dauernd etwas erwartet, von ihnen nicht. Wer hat's also besser? Sind die Toten wirklich mehr zu beweinen als die Lebenden? Oder hat ihnen der Tod eine Wendung zum Besseren gebracht? Die Christen der Barock-Zeit haben das so gesehen. Denn ihnen schien der Himmel verlockender als die Erde. Sie wussten, dass man im Diesseits sowieso nie ganz selig wird, weil hier alles gefährdet, schwankend und nicht von Dauer ist. Was der Mensch an einem Tag aufbaut, fällt am nächsten wieder um, so dass seine Arbeit nie wirklich endet! Der Tod hingegen erlöst von all dem vergeblichen Streben. Er ist der ultimative Ruhestand, den wir bei Gott verbringen dürfen! Und so hat der Barockdichter Andreas Gryphius ein Gedicht geschrieben, das die uns vertraute Perspektive umkehrt. Denn da spricht ein sterbender Christ, der keineswegs traurig ist, der Welt „ade“ zu sagen, sondern sich freut, weil er im Himmel doch viel mehr gewinnt, als er auf Erden verliert. Er ruft:

1.

Ade, verfluchtes Tränen-Tal!
du Schauplatz herber Schmerzen,
du Unglücks-Haus, du Jammer-Saal,
du Folter reiner Herzen.
Ade, mein Kerker bricht entzwei,
die Kette reißt, mein Geist wird frei,
die Schlösser sind zersprungen.

2.

Willkommen, oft gewünschter Tod,
wo du ein Tod zu nennen,
willkommen, süßer Lebens-Bot',
wer kann die Freud' erkennen?
in die uns Gott durch dich einführt,
den Schmuck mit welchem Jesus ziert,
die standhaft hier gerungen.

3.

Mein irdisch Haus, der Leib, geht ein,
der Not-Stall meiner Seelen,
der Stock, die Werkstatt herber Pein,
die enge Marter-Höhlen.
Der werte Schatz bleibt unverletzt,
den wir, ob schon der Feind nachsetzt,
dem Höchsten wiederbringen.

Ja, so kann man es auch sehen! Denn wer in dieser Welt viel liebt, bekommt auch viel zu leiden. Und wenn er in keinem rundum gesunden Leib steckt, lernt er auch die Schmerzen kennen. Ein Mensch ist eingesperrt in seinen fragilen Körper und befindet sich damit immer in angstvoller Lage. Seinen Gedanken kreisen um das, was ihm drohen könnte – und selbst wenn es nicht eintritt, ist doch schon die Sorge ein Gefängnis. Dem entkommen wir erst, wenn der Tod die Ketten unseres Kerkers auf endgültige Weise löst! Warum soll man den Tod also nicht wie einen Befreier willkommen heißen und als den Freudenboten jenes besseren Lebens, mit dem Jesus die Seinen „zieren“ und beschenken will? Für eine Seele, die voller Gottvertrauen dem Himmel entgegenstrebt, ist das leibliche Leben ja doch nur ein Notbehelf und eine Durchgangsstation! Auf Erden lebt diese Seele nur provisorisch, wie in einem Stall oder in einer Höhle. Da ist sie vielfacher Pein und Versuchung ausgesetzt, wird angefochten und bedrängt! Der Tod aber bringt die Seele als einen kostbaren Schatz zu unserem Gott zurück, der sie geschaffen hat. Und bei ihm ist sie dann vor weiteren Nachstellungen sicher. Warum soll man also den Tod als Unglück ansehen? Ähnelt er nicht eher einer glücklichen Heimkehr und einem „Feierabend“, wo wir die Füße hochlegen? Gryphius jedenfalls schaut auf die Welt wie auf ein blutiges Schlachtfeld, von dem sich die sterbende Seele sehr gern löst, um himmelwärts zu steigen:

4.

Die Erde schau' ich unter mir!
Ist dies, worum wir kämpfen?
mit Schwert und Flammen, welche wir
mit Blut und Leichen dämpfen?
Die Handvoll Gras, dies Häuflein Sand,
um welches Eitelkeit und Tand
und Fluch und Laster dingen?

5.

Hilf Gott, was lass ich? nichts als Weh!
als Zeter, Ach, und Klagen,
als eine bittre Tränen-See
und Höllen grause Plagen?
Heißt ihr dies Leben, die ihr lebt!
und zwischen Furcht und Leiden schwebt,
die Angst und Grimm verzehret?

6.

Dort fällt ein Reich, das andre kracht,
und dies wird nicht gefunden.
Dort schluckt die Erd' ein ihre Pracht,
die dar in Rauch verschwunden.
Was nicht der strenge Nord auslöscht,
was nicht die stolze Well' abwäscht
wird durch sich selbst verkehret.

Die Seele des Sterbenden, die Gryphius hier reden lässt, hat sich bereits ein Stück über das irdische Handgemenge erhoben – und sie bedauert das auch gar nicht. Denn sie schaut aus der Vogelperspektive drauf und wundert sich, worum die Menschen da so heftig streiten. Um ein Stückchen sandigen Bodens werden lange Kriege geführt, und für ein wenig Grasland vergießt man viel Blut. Mal gehört die Krone diesem und dann jenem – bis der Dritte sie erobert und wieder an den Vierten verliert. Nur behalten kann sie keiner! Und so gibt es um eitlen Besitz, um etwas Spaß und vergänglichen Ruhm ein ewiges Hauen und Stechen. Aber ist es das wirklich wert? Und ist dies wirklich „Leben“ zu nennen, wenn wir uns von Gier und Angst getrieben ins Getümmel stürzen, uns um ein bisschen Glück raufen und dabei immer sorgen, wir könnten zu kurz kommen? Selbst wer erfolgreich ist, schwebt noch allzeit ungesichert zwischen Furcht und Grimm, Hoffnung und Enttäuschung. Und selbst wenn er triumphierend ein kleines Reich erobern kann, ist ihm doch bestimmt, im nächsten Moment wieder unterzugehen. Wie schön sein Glück auch glänzen mag – die Erde verschluckt es, der Wind weht es fort und die Welle wäscht es weg. All das Ringen und Streiten schenkt keinen bleibenden Gewinn, wird aber von der nächsten Generation erneut mit verbissenem Eifer fortgesetzt! Und da soll der Sterbende traurig sein, nicht weiter teilzunehmen? Nein, er klopft sich den Staub aus den Kleidern und ist heilfroh, dem irdischen Schlachtfeld den Rücken zu kehren und in den himmlischen Frieden einzugehen!

7.

Und mag noch jemand sein, der mich
mit Zähren ruft zurücke,
Denkt, Liebsten, wo ihr und wo ich!
missgönnt man mir mein Glücke?
Ich lach', ihr weint! Ich sieg', ihr kriegt!
Ich herrsch', ihr dient! Ich steh', ihr liegt!
Ich leb', ihr müsst verschmachten.

8.

Ihr seid, um die man trauern soll;
ich, den die Lust erquicket.
Ihr zagt, und mir ist ewig wohl,
Gott hat mich heim geschicket,
der euch bald rufen wird zu mir.
Indessen lernt die falsche Zier
der eitlen Welt verachten.

9.

Ade, ihr Liebsten, ich muss fort,
lasst ab von euren Tränen.
Denkt, dass ich aussteig in den Port,
nach dem sich alle sehnen.
Dort war der Kampf, hier ist der Lohn.
Dort war der Kerker, hier der Thron.
Dort Wünschen, hier Erlangen.

10.

Das reiche Schloss der Ewigkeit
geht auf, ich bin ankommen.
Ade, Welt, Hoffen, Schmerz und Streit,
Gott hat mich eingenommen.
Hier will ich ewig leben dir,
hier will mit Jauchzen für und für
ich dich, mein Gott, umfangen.

(„Terra vale! Dominum vitae stat adire Tonantem“,
Andreas Gryphius, sprachlich angepasst)

Wahrlich, dieser Sterbende macht einen guten Tausch, wenn er von der Erde in den Himmel wechselt. Und er will sich von denen, die um ihn trauern, auch nicht zurückrufen lassen. Vielmehr sollen sie ihm sein Glück von Herzen gönnen! Sie nennen ihn vielleicht „entschlafen“, aber in Wahrheit ist er nun aufgewacht. Sie meinen, er hätte alles verloren, doch eigentlich hat er alles gewonnen. Sie weinen um ihn, dabei hat er nun gut lachen. Denn er ist all den Lebenden einen großen Schritt voraus. Und viel eher sollte er sie bedauern als sie ihn. Denn Gott hat ihn aus der Fremde „heimgeschickt“, er hat ihn „heimgeholt“ in den Himmel – und da ist ihm nun „ewig wohl“. Die Trennung von seinen Lieben mag ihn momentan schmerzen, sie ist aber nur vorübergehend. Denn bald wird Gott sie auf demselben Weg heimholen. Sterbend ist er seiner Familie nur schon mal vorausgereist und an dem Zielhafen ausgestiegen, nach dem sich alle sehnen. Für ihn ist der Kampf damit glücklich beendet, die Pflicht getan, der Siegespreis errungen. Denn Gott hat ihn aus seinem irdischen Kerker herausgeholt und in die himmlische Freiheit entlassen. Was er auf Erden nie erlangen konnte, findet er bei Gott. Hat er bei ihm aber „Leben in Fülle“, was sollen dann all die Tränen? Beweint man denn jemand, weil er das Ziel seines Weges glücklich erreicht hat? Sollte man ihm dazu nicht eher gratulieren? Er ist angekommen und hat einen Platz gefunden, den ihm keiner mehr streitig macht! Gott hat ihn „eingenommen“. Er aber durfte sich Gott in die Arme werfen und ist nun

auf der sicheren Seite. Er ist jeder Gefahr entronnen und kann jauchzen, weil er mit eigenen Augen sieht, was man auf Erden glauben muss, ohne es zu sehen! Und darum sollte ihn jemand bemitleiden? Deswegen sollten die Hinterbliebenen betroffen dreinschauen, als sei ihm etwas Schlimmes zugestoßen? Nein – sagt Gryphius. Wenn Gott ein unfertiges Menschenleben durch den Tod hindurch vollendet und damit die gefährdete Seele endgültig in Sicherheit bringt, wenn er ihr den großen Frieden schenkt, den sie auf Erden nie finden kann, und ihr dazu noch auf alle quälenden Fragen Antwort gibt: was könnte der Seele dann Besseres passieren? Macht sie nicht den denkbar besten Tausch? Vielleicht klingt das für manchen, als wollte ich ihm das Sterben schmackhaft machen. Doch ist das nicht nötig. Wenn die Zeit kommt, können wir uns sowieso nicht entziehen. Und da uns gar nicht zusteht, eine Wahl zu treffen, ist es auch müßig, darüber zu diskutieren, ob Leben wohl besser ist als Sterben. Doch möchte ich mit Gryphius in Erinnerung rufen, dass sich Christen mit mindestens einem lachenden Auge von dieser Welt verabschieden dürfen – und diesen letzten Weg nicht scheuen müssen. Denn das Gesundeste und Weiseste ist es, wenn ein Mensch weder begehrt, um jeden Preis zu leben, noch um jeden Preis zu sterben, sondern nur begehrt, das eine wie das andere auf gottgefällige Weise zu tun. Verzweifelt gesund sein zu wollen, wenn Gott es nicht schenkt, ist Unfug, und krank sein zu wollen, erst recht. Das uns gegönnte Leben mutwillig wegzuwerfen, ist sicher falsch. Und sich verbissen daran festzukrallen, ist auch nicht richtiger. Sondern darin liegt Weisheit, wenn wir alles so aus Gottes Hand annehmen, wie es seine Vorsehung fügt – und nur darum bitten, dass es uns nicht von Gott entfernen möge. Macht der Schöpfer uns gesund und munter, hat er bestimmt seine Gründe. Macht er uns aber krank und elend, so gilt ganz dasselbe. Wenn Gott will, dass wir leben, sollen wir nicht den Tod begehren. Und wenn er will, dass wir sterben, dürfen wir auch damit einverstanden sein. Nur eben, dass Gott uns dazu den nötigen Glauben und die Kraft schenken möge, mit jedem dieser Schicksale klarzukommen. Soll ich krank sein und langsam verfallen, so mag's in Gottes Namen geschehen. Und soll ich wieder genesen, ist es mir umso angenehmer! Wichtig ist aber, dass mich nichts von Gott trennt, sondern dass mich alles so oder so – durch Abbau oder Aufbau – meiner Vollendung in Gott näher bringt. Blaise Pascal hat das in einem Gebet schön und treffend sagt: „Herr, ich begehre nicht frei zu sein von Schmerz (...); aber ich bitte dich, mich nicht den Schmerzen der Natur zu überlassen ohne die Tröstungen deines Geistes (...). Ich begehre nicht eine Fülle von Trost zu haben ohne ein Leiden, denn das ist das Leben der Herrlichkeit; aber ich begehre auch nicht in der Fülle von Übeln zu sein ohne Tröstung (...), sondern ich begehre, Herr, beides zusammen zu fühlen, die Schmerzen der Natur für meine Sünden und die Tröstungen deines Geistes durch deine Gnade (...). Ich bitte dich weder um Gesundheit noch um Krankheit, weder um Leben noch um Tod, sondern dass du über meine Gesundheit und über meine Krankheit, über mein Leben und über meinen Tod gebietest zu deiner Ehre, zu meinem Heil und zum Nutzen der Kirche und deiner Heiligen, zu denen ich durch deine Gnade zu gehören hoffe. Du allein weißt, was mir dienlich ist; du bist der alleinige Herr, tue was du willst. Gib mir, nimm mir, aber bilde meinen Willen nach dem deinen, dass ich in demütiger und vollkommener Unterwerfung und in heiliger Zuversicht mich ansichke die Gebote deiner ewigen Vorsehung zu empfangen und alles, was mir von dir kommt, immer gleich verehere (...).“

Ist dem Mann egal, ob er lebt oder stirbt? Nein. Wie jeder andere hat er durchaus Wünsche, hat vielleicht Lust auf der Welt zu bleiben, oder von der Welt zu gehen. Aber, weil er das sowieso nicht zu entscheiden hat, richtet er sein Augenmerk darauf, so oder so bei Gott zu bleiben. Will Gott, dass er lebt, so begehrt er nicht zu sterben. Und verordnet Gott ihm zu sterben, will er keine Sekunde länger leben. Natürlich sind ihm Tröstungen lieber als Schmerzen! Aber

wenn Gott zu den Schmerzen auch den nötigen Trost und die Kraft gibt, diese Schmerzen zu tragen, will er sich nicht beklagen. Er möchte nicht dies oder das, sondern will, dass sein Wille immer mit dem Willen Gottes übereinstimmt. Und wenn ihm nur dieser Konsens erhalten bleibt, wenn seine Gemeinschaft mit Gott ungebrochen bleibt – dann ist ihm ziemlich egal, ob das in dieser Welt geschieht, oder in der nächsten. Daraus können wir aber folgern: Das wirklich Gefährliche am Tod ist nicht, dass wir unser Leben verlieren, sondern dass wir unterwegs vielleicht den Glauben verlieren, wenn uns das Sterben allzu viel Angst macht, oder wenn wir aus unersättlichem Lebenshunger Gottes Ruf widerstreben wollen. Unbestritten – wenn unsere leiblichen und geistigen Kräfte schwinden, stellt das auch den Glauben auf die Probe! Soll er sich aber bewähren, darf unser Glaube nicht dadurch bedingt sein, dass wir schmerzfrei sind, dass wir Genesung erleben und dann weitere Lebenszeit in Aussicht haben. Sondern er muss ein unbedingter Glaube sein, der nichts anderes zur Voraussetzung hat als nur den Gott, auf den er blind vertraut. Nicht darauf kommt's an, dass wir hierbleiben und um jeden Preis 90 oder 100 Jahre vollenden, auch nicht darauf, dass wir ungeduldig und vielleicht voreilig in den Himmel streben, sondern dass wir so oder so und in jeglichen Umständen die Nähe Gottes nicht verlieren. Denn wer Gott hat, was sollte dem noch fehlen? Sei so einer im Himmel oder noch auf der Erde – wenn er Gott hat, hat er immer genug. Und wird ihm sterbend der ganze Rest genommen, ist er in und mit Gott trotzdem noch reich. Das darf uns Gelassenheit schenken im Angesicht des Todes. Und dass die uns dann auch am Ende nicht verlässt, wenn's drauf ankommt, darum können wir Gott schon heute bitten.

Gebet zum Ewigkeitssonntag

Allmächtiger Gott, barmherziger Vater, gelobt seiest du für deine Ewigkeit. Bei dir ist das Vergangene nicht verloren, und das Künftige nicht ungewiss. Dir entflieht kein Augenblick, und du versäumst keine Stunde. Für dich gibt es kein „zu früh“ und kein „zu spät“, sondern deine Zeit ist immer „jetzt“. Dafür preisen wir dich, denn seit du Ewiger in Christus zeitlich wurdest, ist deine Ewigkeit unser Trost. Wir vergehen, du aber bleibst, wir werden alt und müde, du aber behältst deine Kraft, unser Glaube schwankt, du aber gibst ihm festen Grund, wir reden heute anders als morgen, dein Wort aber steht fest, unser Wille ist wandelbar, deine Entschlüsse aber wirft niemand um – und das ist unser Glück. Denn nicht auf Zeitliches, sondern auf Ewiges wollen wir unser Leben bauen, nicht auf uns selbst, sondern auf dich. Alles an uns ist wert zu vergehen, Herr – und doch ruft alles in uns nach Ewigkeit. Darum bitten wir dich um Christi willen, dass du uns und allen Menschen dieser Erde gewährst, was wir nicht verdienen: wandle uns, reinige und vollende uns, damit das Gute, das du in deine Geschöpfe gelegt hast, bewahrt bleibe für das ewige Leben, das Christus uns verheißen hat. Amen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

NACHTRÄGE

Sinn

Das Leben gleicht einem seltsamen Kartenspiel: Wir werden geboren und sind plötzlich mit-tendrin. Wir müssen das Spiel des Lebens mitspielen, obwohl wir die Spielregeln nicht ge-macht haben. Und wir dürfen noch nicht einmal selbst die Karten mischen. Nein, jeder be-kommt ungefragt sein Blatt zugeschoben: Talente und Begabungen, aber auch persönliche Schwächen und Unzulänglichkeiten – ein buntes Gemisch aus Trümpfen und Nieten.

Jeder hat ein anderes Blatt, und so sind die Ausgangspositionen der Menschen ganz unter-schiedlich. Weil uns aber gar nichts anderes übrig bleibt, versuchen wir im Spiel des Lebens die richtige Karte im richtigen Moment auszuspielen.

Dabei planmäßig vorzugehen ist schwer: Die Regeln des Spieles sind kompliziert, und sein Verlauf kaum vorherzusagen. Wir müssen mit Mitspielern zurechtkommen, die sich ohne zu fragen plötzlich an den Tisch setzen – Menschen treten unverhofft in unser Leben. Und wir müssen ebenso damit leben, dass Mitspieler, an die wir uns gewöhnt haben, plötzlich ausstei-gen – Ehepartner, Eltern und Freunde wenden sich ab oder sterben. So wandelt sich das Bild ständig: Mal meinen wir das Spiel des Lebens zu gewinnen, mal meinen wir zu verlieren.

Irgendwann aber legt uns jemand die Hand auf die Schulter und sagt: „Für dich ist das Spiel jetzt aus.“ Dann haben wir meist noch wenig verstanden und noch weniger vollendet, müssen aber doch erkennen, dass das Spiel des Lebens Ernst war. Während uns die Karten aus der Hand genommen werden, fragen wir uns, ob wir vielleicht zu viel falsch gemacht haben und deshalb das Leben verlieren. Dann aber müssen wir gehen – und wissen nicht einmal genau wohin...

Ist es da nicht natürlich, dass der Mensch sich selbst zum Rätsel wird? Mitten in der Routine des Alltages halten wir inne, wundern uns über unser Dasein – und fragen nach dem Sinn des Ganzen. Wozu bin ich, wo ich bin? Wozu tue ich, was ich tue? Was soll das bunte Treiben um mich her? Worauf soll das alles hinauslaufen? Hat mein Leben bloß ein Ende oder hat es auch ein Ziel?

Gewiss – an manchen Tagen ist das Leben so schön, dass es sich gewissermaßen von selbst versteht. Dann bedarf seine Fortsetzung keiner weiteren Rechtfertigung, weil fröhliches La-chen alle Fragen übertönt. Aber es gibt auch die finsternen Tage voller Blut, Schweiß und Trä-nen. Und da fragen wir dann mit Nachdruck nach dem tieferen Sinn dessen, was wir durchste-hen und erleiden. Wir wollen verstehen, woher, wohin und wozu das Rad der Weltgeschichte sich dreht. Denn wenn wir es verstünden, könnten wir die Opfer leichter tragen, die diese Drehung fordert und könnten unsere Rolle im großen Welttheater leichter finden. Doch eben da liegt die Schwierigkeit: Wir wissen einfach zu wenig über den großen Zusammenhang, in dem wir stehen. Wir überblicken nicht das große Getriebe, in dem wir ein kleines Rädchen sind. Und ohne einen solchen Überblick über das Ganze lässt sich die Frage nach dem Sinn der Teile nicht beantworten. Denn schließlich ist nichts „an und für sich“ sinnvoll oder sinnlos. Alles ist, was es ist, nur in dem ganz bestimmten Kontext, in dem es steht:

Ein Auto ist nicht „an und für sich“ gut oder schlecht, sondern gut oder schlecht im Blick auf einen bestimmten Zweck. Was gut ist für asphaltierte Rennstrecken kann schlecht sein auf Wüstenpisten.

100 Dollar sind nicht „an und für sich“ viel Geld oder wenig, sondern viel oder wenig im Kon-text einer bestimmten wirtschaftlichen Lage. Für einen verwöhnten Europäer, der durch eine

noble Einkaufsstraße schlendert, ist es nicht viel. Doch für ein hungriges Kind in Äthiopien kann es ein Vermögen sein.

Eine Pistolenkugel ist nicht „an und für sich“ gefährlich oder ungefährlich, sondern das ist abhängig von ihrem Ort. Steckt sie im Wald in einem Baum, ist sie ohne Bedeutung. Steckt sie aber im Revolver des Räubers, der mir den Weg verstellt, so bedeutet sie auf einmal sehr viel.

Viele Beispiele ließen sich hinzufügen, die dasselbe verdeutlichten. Über Sinn und Bedeutung einer Sache lässt sich nur urteilen, wenn man den Zusammenhang kennt, in dem sie steht. Weil das aber nicht nur von irgendwelchen „Sachen“ gilt, sondern ebenso von meinem eigenen Leben, darum ist die Frage nach dem Sinn meines Lebens so schwer zu beantworten.

Jeder von uns ist nur ein Teil eines riesigen Puzzles, ein Rädchen in einer gewaltigen Maschine, eine kleine Fußnote im Roman der Weltgeschichte. Weil unsere Kenntnis vom großen Zusammenhang aber sehr begrenzt ist, darum bedarf die Welt der Interpretation. Wir müssen sie deuten, wie man ein rätselhaftes Gedicht oder eine verschwommene Fotografie zu deuten versucht. Wir müssen unsere Welt deuten, wie man ein Buch deutet, in dem viele Seiten fehlen, oder wie einen Film, bei dem der Ton ausgefallen ist. Und wie macht man das?

Indem man von dem, was klar scheint, zurückschließt auf das, was dunkel ist. Und indem man eine Hypothese bildet bezüglich des Leitmotivs, von dem her das Ganze gedeutet und verstanden werden will. So eine „Grundidee“ zu unterstellen, ist natürlich ein Wagnis. Die Lage ist unübersichtlich. Aber da wir trotzdem in ihr handeln und leben müssen, können wir nicht warten, bis wir das Ganze durchschauen. Täglich werden uns Entscheidungen abverlangt. Deshalb kommt keiner von uns darum herum, die Welt, die er nicht wirklich „begreift“, wenigstens so oder so zu „deuten“. Jeder macht sich seinen Reim darauf – und wenn es auch ein ganz simpler ist. Dabei gilt aber immer, dass der Mensch, indem er dem Ganzen eine Bedeutung unterstellt, auch seinem eigenen Leben, als einem Teil des Ganzen, eine bestimmte Bedeutung zuschreibt:

Deutet er die Welt als Kriegsschauplatz, so findet er seinen eigenen Lebenssinn vermutlich darin, stark und im Lebenskampf überlegen zu sein.

Deutet er die Welt als großen Vergnügungspark, so wird er seinen Lebenssinn darin finden, keine Attraktion zu verpassen.

Und deutet er die Welt als große Täuschung und als Gefängnis seines „wahren Ichs“, so wird sein Lebenssinn wahrscheinlich darin liegen, sich von dieser Welt abzuwenden und eine mystische Reise ins Innere anzutreten.

Freilich: Die Zahl solcher „Weltanschauungen“ ist unendlich. Und ihre Qualität ist sehr unterschiedlich. Einige wurden uns anezogen oder zumindest von den Eltern nahe gelegt. Einige kollidieren mit harten Fakten. Einige sind in sich widersprüchlich. Einige vertragen sich nicht mit meinem Charakter. Einige machen den, der sie vertritt, geradezu lebensuntüchtig. Und andere geben Kraft und Orientierung.

Kein Wunder also, dass uns die Wahl schwer fällt. Kein Wunder aber auch, dass die, die eine tragfähige und überzeugende „Weltanschauung“ gefunden haben, sie anderen Suchenden weiterempfehlen. Auch die Kirche tut das – auf Geheiß Jesu Christi und im Interesse der Menschen. Denn in Auseinandersetzung mit der Bibel gelangen Christen zu der Überzeugung, dass keiner zu sich selbst, zur Wahrheit und zum Sinn seines Daseins findet, wenn er nicht zu Gott findet. Ihn aber zu finden, heißt begreifen, dass diese Welt von Gott her und auf Gott hin geschaffen ist. Für Christen ist Gottes Plan der „große Zusammenhang“, in dem sie stehen. Und auch in diesem Fall ergibt sich der Sinn des kleinsten Teils aus dem Sinn des großen Ganzen. Denn wer glaubt, findet den Sinn seines Daseins darin, an dem Ort, wo ihn Gott hingestellt hat, seine Aufgabe in Gottes Plan zu suchen und sie mit Hilfe der ihm von Gott geschenkten

Gaben und Talente möglichst gut zu erfüllen. Dass das immer leicht wäre, kann man nicht behaupten. Aber wo wir es versuchen, ist unser Leben zumindest kein absurdes „Kartenspiel“ mehr. Die Rahmenbedingungen sind zwar noch dieselben. Und wir sind auch den Wechselfällen des Lebens immer noch ausgeliefert. Aber wir sehen die Ereignisse mit anderen Augen, weil wir wissen, was der große Regisseur letztlich im Schilde führt. Wir erahnen etwas von der Weisheit des Projektes, in das er uns einbindet. Wir spüren, dass uns die Karten in unserer Hand nicht grundlos zugeschoben wurden. Und je länger wir uns auf das Wagnis des Glaubens einlassen, umso mehr erfahren wir, dass es den Sinn und das Glück des Lebens ausmacht, in etwas Größerem aufgehoben zu sein, als man selbst ist.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Glaubensbekenntnis

Vor einiger Zeit habe ich anlässlich eines großen Jugendtreffens einen Jugendgottesdienst gehalten. Wie man es in solchen Fällen tut, habe ich moderne Lieder ausgesucht, eine jugendgemäße Predigt vorbereitet und die Länge des Gottesdienstes begrenzt. Trotzdem kam nach dem Gottesdienst jemand zu mir und beklagte, der Gottesdienst sei zu konventionell, zu traditionell und überhaupt nicht jugendgemäß gewesen. Auf meine Rückfrage, was man denn anders hätte machen sollen, schlug er vor, man hätte doch z.B. das Glaubensbekenntnis weglassen können, da die meisten Jugendlichen mit dem Glaubensbekenntnis sowieso nichts anfangen könnten.

Nun – man soll sich Kritik zu Herzen nehmen. Und so habe ich überlegt, ob man vielleicht wirklich im Gottesdienst auf das Glaubensbekenntnis verzichten könnte, wenn es von manchen Menschen als Zumutung empfunden wird. Doch je länger ich darüber nachdenke, umso mehr Gründe fallen mir ein, warum das apostolische Glaubensbekenntnis ein fester Bestandteil jedes Gottesdienstes bleiben muss.

Es ist einfach unentbehrlich als Symbol für die Identität unserer Kirche, als Verbindungsglied zwischen allen Christen, als Grenzziehung gegenüber allem Irrglauben, als kurze Zusammenfassung der Heiligen Schrift und als Korrektiv für misslungene Predigten. Ich will diese fünf Gründe einzeln erläutern:

1. Das Glaubensbekenntnis scheint mir für Christen unentbehrlich, weil es unsere Identität beschreibt und sie nach außen erkennbar werden lässt. Das Glaubensbekenntnis ist Ausdruck dessen, dass wir wissen, wer wir sind. Denn wer etwas bekennt, gibt damit immer zugleich eine Beschreibung seiner selbst. Und zwar gilt das nicht nur in der Kirche, sondern auch sonst: Sage mir, wozu du dich bekennt – und ich sage dir, wer du bist. Singst du die Internationale, erkenne ich dich als Sozialisten. Hisst du vor deinem Haus die weiß-blaue Fahne, erkenne ich dich als Schalke-Fan. Klebt hinten auf deinem Auto der Playboy-Bunny, so sagt mir das etwas über den Fahrer. Und trägt jemand bevorzugt Trachtenanzüge, ist auch das eine Art von Bekenntnis.

So begegnen uns ständig Symbole, die der Identität eines Menschen Ausdruck verleihen, mit denen er sich zu erkennen gibt und zeigt, worauf er stolz ist. Und das kann auch nicht anders sein. Denn ein Mensch muss wissen, wer er ist und wer er nicht ist – er muss sich über seine Identität im Klaren sein. Allzu bunt ist die Welt und verwirrend, zahlreich sind die Stimmen, die uns zurufen „Sei dies, sei das, sei einer von uns“. Da ist es wichtig, sich anhand des Glaubensbekenntnisses vergewissern zu können: Zullererst bin ich mal ein Geschöpf Gottes, bin ein Jünger Jesu und ein Glied seiner Kirche. Alles was ich sonst noch bin, muss damit in Einklang stehen.

2. Unser Glaubensbekenntnis ist auch deshalb kostbar, weil es Gemeinschaft schafft. Denn nenne ich Christus meinen Herrn und Bruder, so sind alle anderen, die das auch tun, automatisch meine Geschwister. Ich kann ihnen vertrauen und kann mit ihrem Beistand rechnen, weil sie Glieder derselben Familie und Glieder am Leib Christi sind.

Viele Christen haben das auf Reisen schon als beglückend erfahren. Mag da einer im fernen Afrika sein oder in Japan, mögen ihn Kultur, Sprache und Hautfarbe trennen von den Menschen, die er trifft, so ändert sich das Bild doch schlagartig, wenn er sich als Christ zu erken-

nen gibt. Denn das wissen wir alle: Wer bekennt, was ich bekenne, wer sich nach Gottes Segen ausstreckt, wie ich das selbst tue, der kann mir nicht wirklich fremd oder fern sein.

Mag mich noch so viel von den anderen trennen und unterscheiden: Bin ich bei Christen, so weiß ich doch, dass ich bei Menschen guten Willens bin. Sie stehen auf demselben Fundament wie ich und beugen sich dem Wort Gottes wie ich, bilden also mit mir eine Gemeinschaft, auch wenn wir uns nie zuvor begegnet sind. Das gemeinsame Bekenntnis unseres Glaubens vereint uns über Zeit- und Landesgrenzen hinweg. Und das ist in einer Welt voller Misstrauen und Argwohn etwas Seltenes und Wunderbares.

3. Freilich: Wie das Glaubensbekenntnis auf der einen Seite zur Gemeinschaft verbindet, so schafft es auf der anderen Seite Distanz. Denn Glaubensbekenntnisse haben immer auch die Funktion der Abgrenzung. Wer bekennt, dass er etwas glaubt, bekennt zugleich, dass er das Gegenteil nicht glaubt. Auch wenn das nicht aggressiv oder mit dem Gestus der Verwerfung ausgesprochen wird, beinhaltet doch jedes ernsthafte Glaubensbekenntnis eine Grenzziehung. Denn sage ich „Christus ist der Herr“, so heißt das zugleich „Buddha ist nicht der Herr“. Sage ich „Christus ist unser Erlöser“ so heißt das zugleich „kein anderer ist unser Erlöser“.

Wie brisant das sein kann, haben viele Christen im Dritten Reich erfahren. Sie bekannten, dass man Gott mehr gehorchen muss als den Menschen und weigerten sich darum, Adolf Hitler unbedingten Gehorsam zu schwören. Sie erkannten, dass das Glaubensbekenntnis sich mit der Vergötzung von Menschen, Völkern und Rassen nicht verträgt. Und die Klarheit, mit der sie daraufhin die Geister unterschieden, macht sie uns zu Vorbildern. Grenzen zu ziehen liegt nicht jedem – ich weiß. Aber bekennen heißt nun einmal, etwas zu bejahen. Und etwas bejahen heißt, das Gegenteil verneinen.

Wenn wir daher den Irrglauben, den Aberglauben und den Unglauben unserer Zeit verneinen, ist das kein Zeichen von Intoleranz, sondern nur die Konsequenz dessen, dass wir ein Bekenntnis haben. Wir haben es. Und wir brauchen es. Denn wie hat das jemand so schön gesagt? Wer nach allen Seiten hin offen ist, der ist nicht ganz dicht...

4. Es könnte an diesem Punkt jemand einwenden, dass auch die Heilige Schrift all das leistet, was wir dem Glaubensbekenntnis zu Gute halten. Genügte es nicht zur Beschreibung unserer Identität zu sagen: Unsere Grundlage ist die Bibel? Würde die Gemeinschaft der Christen nicht schon dadurch gewährleistet, dass sie sich alle Gottes Wort unterstellen? Wäre es zur Abgrenzung nach außen nicht ausreichend, zu sagen: Wir verwerfen, was nicht mit der Heiligen Schrift in Einklang steht? Wozu also brauchen wir neben der Schrift noch das Glaubensbekenntnis?

Der Einwand leuchtet zunächst ein. Und richtig ist daran zweifellos, dass wir neben der Schrift keine „zweite“ Norm und keine „andere“ Autorität brauchen. Aber eine Konkurrenz zur Bibel will das Glaubensbekenntnis auch gar nicht sein. Im Gegenteil! Das Glaubensbekenntnis will genau das sagen, was die Bibel auch sagt – bloß viel kürzer. Das Glaubensbekenntnis ist also nichts anderes als eine knappe Zusammenfassung und Inhaltsangabe der Bibel. Und gerade wegen der Kürze ist es so wertvoll. Denn die Bibel ist ein weites Feld. Sie ist so überreich an Erzählungen, Personen und Schauplätzen, dass der ungeübte Leser sich leicht darin verliert. Hunderte von Seiten sind das voller Haupt- und Nebenlinien, voller Wichtigem und weniger Wichtigem. Wie sollen da Neulinge einen Überblick gewinnen?

Darum ist es gut, dass wir das Glaubensbekenntnis haben. Es ist so kurz, dass jeder Konfirmand es auswendig lernen kann – und doch ist alles darin enthalten, was der Christ wissen

muss. Es ersetzt gewiss nicht die Lektüre der Bibel. Aber es gibt dem ungeübten Leser eine Lesehilfe, indem es sagt, worauf denn alles in der Bibel hinauswill.

5. Schließlich hat das Glaubensbekenntnis auch noch eine Bedeutung im Gottesdienst. Es entlastet nämlich den Pfarrer von dem Druck, in einer Predigt alles sagen zu müssen. Wie oft geht ein Pfarrer aus dem Gottesdienst und denkt: Die Predigt war einseitig, die Predigt war nicht gut genug. Mal war nur von der Schöpfung die Rede und mal nur vom Jüngsten Tag, mal nur von Christus und dann wieder nur vom Heiligen Geist, mal war die Predigt voller Ermutigungen, mal voller Ermahnungen. Und was, fragt man sich dann, was ist mit den Gottesdienstbesuchern, die heute genau das andere hätten hören müssen? Das nämlich, was ich heute nicht gesagt habe?

Nun – da entlastet das Glaubensbekenntnis, das die Gemeinde spricht. Denn die Predigt kann immer nur einen kleinen Ausschnitt des Glaubens zum Thema machen, das Glaubensbekenntnis aber bringt in seiner Kürze alles auf den Punkt. Es ergänzt, was der Pfarrer vielleicht vergisst, und es korrigiert, wenn er einen falschen Ton angeschlagen hat. Denn auch das gibt es ja. Pfarrer können Opfer ihrer theologischen Vorlieben oder theologischer Moden werden. Pfarrer können schlecht predigen – und können im Extremfall sogar schriftwidrig und falsch predigen. Und in solchen Fällen ist es Gold wert, dass neben der missglückten Predigt das Glaubensbekenntnis steht:

Unverrückbar und unverändert, ohne modische Allüren und rhetorischen Glanz, dafür aber streng und klar und von ewiger Wahrheit. Ja – auch wenn alles im Gottesdienst verkehrt gewesen wäre – man könnte immer noch sagen: Etwas Wahres war dabei, denn das Glaubensbekenntnis war dabei.

Nun, ich will es dabei belassen. Denn es dürfte deutlich geworden sein, welch großen Dienst uns das Glaubensbekenntnis leistet. Und würden die genannten Gründe noch nicht genügen, so käme am Ende noch einer hinzu, der auch dem letzten Bekenntnismuffel die Zunge lösen wird. Es kommen nämlich hinzu die schlichten Worte Jesu:

„Wer nun mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ (Mt 10,31-33).

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Das Zeichen des Jona

Das Neue Testament erzählt von einem kurzen Gespräch, in dem einige Pharisäer an Jesus herantreten, um ein Zeichen von ihm zu fordern, durch das er sich legitimieren soll. Sie glauben nicht, dass er Gottes Sohn ist, und schlagen deshalb vor, er solle doch – wenn er tatsächlich Gottes Sohn – ist irgendetwas tun, was seine himmlische Herkunft beweist. Lauf doch mal über's Wasser, Jesus, oder lasse einen Felsen in der Luft schweben! Verwandle Steine in Brot oder beeindrucke uns sonst irgendwie, Jesus, imponiere uns, dann wollen wir dir auch glauben!

Jesus aber tut diesen Leuten den Gefallen nicht und weist ihre Forderung ab, so wie er sich stets geweigert hat, irgendwelche Wunder oder Machttaten vorzuführen, nur damit jemand sie bestaunen kann. Jesus weiß, dass solche Vorführungen nicht wirklichen Glauben wecken, sondern den Glauben eher überflüssig machen, weil sie ihn durch Beweise ersetzen. Jesus aber muss niemandem etwas beweisen. Er will anders überzeugen. Er fordert Vertrauen. Und auf die, die Beweise verlangen, kann er offenbar gut verzichten. Denn er lässt sie einfach stehen und geht seiner Wege...

Was mich an der Sache aber beschäftigt – das ist der letzte Satz Jesu. Denn er sagt zu seinen Gegnern: „Ein böses und abtrünniges Geschlecht fordert ein Zeichen; doch soll ihm kein Zeichen gegeben werden, es sei denn das Zeichen des Jona.“ Was mag das sein – das „Zeichen des Jona“? Was meint Jesus damit?

Matthäus deutet das Wort an anderer Stelle als einen Hinweis auf die drei Tage zwischen dem Tod und der Auferstehung Jesu, die den drei Tagen entsprechen, die Jona im Bauch des Fisches verbrachte. Doch diesen Hinweis hätte vor Ostern niemand verstehen können – und Jesu Gesprächspartner am allerwenigsten. Manchmal wird der Satz auch so gedeutet, dass Jesus selbst das Zeichen sei, so wie Jonas für das Volk von Ninive ein Zeichen sein sollte. Doch in diesem Sinne ist jeder Prophet ein „Zeichen“ – und man fragt sich, warum Jesus von den vielen Propheten ausgerechnet Jona nennen sollte.

Wenn man Jesu Wort aber so interpretiert, dass „das Zeichen des Jona“ ein Zeichen war, das Jona nicht war, sondern eines, das er bekam, so gerät man erst recht ins Grübeln. Denn welches Zeichen hätte Jona bekommen?

Gehen wir seine Geschichte mal daraufhin durch: Am Anfang wird Jona berufen, als Prophet des drohenden Unheils nach Ninive zu gehen. Von einem besonderen „Zeichen“ ist da aber nirgends die Rede. Und als Jona sich dieser Berufung entziehen will, weil Bußpropheten unbeliebte Leute sind, als er das Schiff besteigt, um seinem Auftrag zu entfliehen, da wird er auch von keinem „Zeichen“ aufgehalten, sondern von einem gewaltigen Sturm.

Als die Besatzung des Schiffes schon mit dem sicheren Untergang rechnet, gesteht Jona seine Schuld. Er weiß, dass es seinetwegen stürmt, und schlägt den anderen vor, sie sollten ihn über Bord werfen. Jona will also immer noch nicht zu seinem Auftrag zurückkehren, sondern sucht lieber einen nassen Tod. Was er aber findet, ist jener Walfisch, in dessen Bauch er drei nachdenkliche Tage verbringen darf. An Land gespuckt geht Jona dann endlich nach Ninive, er richtet Gottes Botschaft aus und ruft das Volk zur Umkehr. Weil er aber meint, dass dies ohne Wirkung bleiben wird, sucht er sich außerhalb der Stadt einen Logenplatz, um aus sicherer Entfernung Gottes Strafgericht mitzerleben – das dann zum großen Ärger des Jona ausbleibt. Wir kennen das alles und können es als bekannt voraussetzen. Nur: Wo – um alles in aller Welt – soll da ein Zeichen sein? Jona bekommt gar kein Zeichen, sondern er macht nur dreimal die Erfahrung, dass er seinen Willen nicht gegen Gottes Willen durchsetzen kann:

Als Jona fliehen will, durchkreuzt Gott seine Pläne durch den Sturm. Als Jona statt umzukehren lieber auf hoher See sterben will, durchkreuzt Gott seine Pläne durch den Walfisch. Und als Jona auf den Untergang Ninives wartet, um mitzerleben und zu beweisen, dass die Predigt sinnlos war, zu der Gott ihn gezwungen hat, da durchkreuzt Gott seine Pläne noch einmal, indem er die Menschen in Ninive umkehren lässt und die Stadt verschont. Da ist weit und breit kein „Zeichen“ für Jona! Was aber, wenn gerade darin das Zeichen des Jona gelegen hätte, dass er kein Zeichen bekam? Was, wenn das Schweigen Gottes gerade das war, was Gott ihm zu sagen hatte?

Jona wollte dreimal auf eigene Faust handeln, er wollte dreimal seinen Kopf durchsetzen, wollte dreimal Recht behalten. Gottes Antwort aber bestand darin, seinen widerspenstigen Propheten dreimal ins Leere laufen zu lassen und ihm keine Ruhe zu gönnen – bis er Jona dort hatte, wo er ihn haben wollte. Jona wurde nicht erlaubt, vor Gottes Auftrag wegzulaufen, es wurde ihm nicht erlaubt, in einen nassen Tod zu fliehen, und es wurde ihm nicht erlaubt, einen bitteren Triumph über Ninive zu feiern. Alle Wege, die Jona ohne Gott gehen wollte, wurden ihm verstellt. Wenn aber gerade das das „Zeichen des Jona“ wäre, dass Gott schweigt und dem Menschen schweigend die Wege verstellt, auf denen er seiner Bestimmung auszuweichen versucht, wäre dies „Zeichen des Jona“ dann nicht von höchster Aktualität, so dass wir sagen müssten: „Hoppla – so ein Zeichen habe ich auch schon mal bekommen?“

Es fehlt ein direkter Beweis, dass Jesu Wort so verstanden werden will. Aber man kann es so verstehen, und dann meine ich, beschreibt das „Zeichen des Jona“ eine Form von Gotteserfahrung, die gerade in unserer Zeit häufig gemacht wird. Denn unsere moderne Gesellschaft denkt ja im Großen und Ganzen wie jene Pharisäer. Viele unserer Zeitgenossen fordern, Jesus solle sich vorweg erst mal legitimieren, und wenn er das nicht tut, wenden sie sich ab. „Ha“, sagt der moderne Mensch, „Gott soll mir erst mal beweisen, dass es ihn gibt, dann denke ich vielleicht darüber nach, ob ich auf ihn hören will!“

Jesus aber antwortet heute wie damals, dass so einem bösen und abtrünnigen Geschlecht kein Zeichen gegeben wird – außer dem Zeichen des Jona, dass diese Leute nämlich auf ihrer Flucht vor Gott nirgends ankommen werden und nirgends Ruhe finden – wie man es an unserer Gesellschaft ja auch täglich sieht: Die Wege, die der Mensch ohne Gott geht, die führen nicht wirklich zum Ziel. Und wo er ohne Gott Frieden schaffen will, da verstrickt er sich gleich in neuen Streit. Weil er Gott nicht hören will, erlebt der moderne Mensch wie Gott so dröhnend schweigen kann. Und weil er die Gegenwart seines Schöpfers nicht spüren möchte, ist er verurteilt unter seiner Abwesenheit zu leiden. Denn so ist es ja nur recht und billig:

Wer mit ganzem Herzen an der Macht und am Geld hängt, der soll genau über diese seine Götzen stolpern und fallen. Wer Gottes Zeichen ignorieren will, der darf ohne Zeichen in die Irre gehen – und sein einziges Zeichen wird sein, dass er kein Zeichen Gottes bekommt, außer vielleicht dem, dass ihm Gott seine Wege schweigend durchkreuzt.

Wenn das aber das „Zeichen des Jona“ sein sollte, dann wäre in unserer Gesellschaft, die gern über einen Mangel an Gotteserfahrung klagt, genau dieser Mangel die wichtigste Gotteserfahrung überhaupt, die wir gar nicht hoch genug schätzen können! Denn dieses „Zeichen des Jona“ – kein Zeichen zu sehen und doch Gott nicht entfliehen zu können – kann heilsam sein und kann einen Menschen durchaus zur Umkehr führen, wie es ja auch den Jona dazu brachte, in Ninive zu predigen.

Vielleicht will ein Mensch in seinem Leben aller Religion den Abschied geben – und schafft es nicht. Vielleicht will er dann politisch aktiv werden – und findet darin keine Befriedigung. Vielleicht flieht er in irgendeinen Rausch, in ein Abenteuer oder eine Liebschaft – und kann

doch nirgends seinen Hunger stillen. Ja, mancher Mensch wendet sich hierhin, dahin und dorthin, nur um nicht Gott zu begegnen und entgeht ihm am Ende doch nicht!

Wenn das aber ein Zeichen Gottes sein kann, uns bewusst ohne weitere Zeichen zu lassen und dabei ganz laut zu schweigen, sollten wir dann nicht anfangen sein Schweigen zu hören und zu verstehen, was er uns damit sagt, dass er uns nichts weiter sagt?

Es bleibt dabei: Dem bösen und abtrünnigen Geschlecht "...soll kein Zeichen gegeben werden, es sei denn das Zeichen des Jona." Und doch sollten wir nicht vergessen, dass Jonas Geschichte gut endet und dass sie zuletzt mit all ihren Härten und Umwegen notwendig war. Denn hätte Gott den Jona laufen lassen, so wäre das für Jona und für die Leute in Ninive viel schlimmer gewesen als das, was geschah.

Jona fliehen zu lassen, damit er seine Bestimmung endgültig verfehlt, ihn im Meer ertrinken zu lassen, damit er auf diese Weise Gott trotzen könne, oder seiner Schadenfreude Nahrung zu geben – das alles wäre schlimmer gewesen. Denn wenn Gott uns die falschen Türen immer wieder vor der Nase verschließt und geduldig wartet, bis wir endlich die richtige Klinke herunterdrücken, dann ist das ja eine Form barmherziger Fürsorge. Dass wir diese Fürsorge aber in unserem eigenen Leben entdecken, dass wir vor den verschlossenen Türen klug werden und ihre Verslossenheit als das „Zeichen des Jona“ zu schätzen lernen, das gebe uns Gott...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Thesen zu Gesetz und Evangelium

(Teils formuliert in Anlehnung an C.F.W. Walther, 1897)

Der Lehrgehalt der ganzen heiligen Schrift, sowohl des Alten als auch des Neuen Testaments, besteht aus zwei voneinander grundverschiedenen Lehren, nämlich dem Gesetz und dem Evangelium. Gesetz und Evangelium recht zu unterscheiden, ist die schwierigste und höchste Christen- und Theologenkunst, die allein der Heilige Geist in der Schule der Erfahrung lehrt. Die rechte Erkenntnis dieses Unterschiedes ist nicht nur ein herrliches Licht zum rechten Verstand der Heiligen Schrift, sondern ohne jene Erkenntnis ist und bleibt auch dieselbe ein fest verschlossenes Buch.

Gesetz und Evangelium werden nicht recht unterschieden...

...wenn man unterstellt, das Gesetz werde nur aus methodischen Gründen verkündet, um nämlich den Menschen eine Angst einzujagen, von der das Evangelium sie anschließend befreien kann. Tatsächlich wird das Gesetz nur aus einem Grund verkündigt: Weil es gilt – und seine Geltung zu verschweigen fahrlässig wäre.

...wenn man dergestalt eins ins andere mengt, dass das Gesetz als frohe Botschaft erscheint und das Evangelium als neues Gesetz. Tatsächlich sind die beiden Worte Gottes so weit auseinander wie Knechtschaft und Freiheit, Tod und Leben, Finsternis und Licht.

...wenn man die zwischen Gesetz und Evangelium bestehende Spannung einebnet oder verharmlost, so als wäre da kein echter Gegensatz. Tatsächlich kann der Gegensatz zwischen beiden Worten Gottes nicht durch gedankliche Kunststücke überwunden werden, sondern nur auf heilsgeschichtlichem Wege durch das Kreuz Christi.

...wenn man den vorhandenen Gegensatz bewusst ins Absurde steigert, so als würde das Evangelium bejahen, was das Gesetz (gleichzeitig und in derselben Hinsicht) verneint. Die Spannung, um die es tatsächlich geht, ist nicht gedanklich-logischer, sondern existentieller Art.

...wenn angenommen wird, Gesetz und Evangelium verhielten sich (in der biblischen Geschichte oder in der Biographie des Gläubigen) wie einander ablösende Epochen, deren erste uns irgendwann nichts mehr angehe. Tatsächlich gelten Gesetz und Evangelium zugleich.

...wenn man den Gedanken aufkommen lässt, die Wahrheit läge irgendwo „in der Mitte“ zwischen Gesetz und Evangelium.

...wenn man meint, das Gesetz gelte nur den unmoralisch-schlechten Anteilen einer Person, das Evangelium aber den tugendhaft-guten. Tatsächlich sind Gesetz und Evangelium nicht Partial- sondern Totalbestimmungen, die nie nur einen Teil, sondern immer den ganzen Menschen betreffen.

...wenn man unterstellt, ein fortschreitender Glaube könne irgendwann über die rückhaltlose Anerkenntnis beider Urteile hinauswachsen. Tatsächlich ist Glaube nichts anderes als die Anerkenntnis dieser beiden Urteile – und das daraus resultierende Fliehen vor Gott zu Gott.

...wenn man Gesetz und Evangelium auseinanderreißen und eines ohne Bezug auf das andere predigen wollte. Gesetz ohne Evangelium stürzt den Menschen in die Verzweiflung, Evangelium ohne Gesetz führt ihn zu Überheblichkeit und falscher Sicherheit.

...wenn man das Gesetz den Erschrockenen und Verzagten vorlegt, den Sicheren und Stolzen aber das Evangelium predigt. Rechte Verkündigung kann nur geschehen, wo das Gegenüber in seelsorgerlicher Verantwortung wahrgenommen und situationsgerecht angesprochen wird.

...wenn das Verhältnis der beiden Worte ungewiss oder in der Schwebelage bleibt, so als ob zwischen Gesetz und Evangelium ein unentschiedenes Kräfteverhältnis oder eine Patt-Situation bestünde. Tatsächlich ist Gottes Liebe mächtiger als sein Zorn: Sie hat im Kreuz Christi den Fluch des Gesetzes überwunden. Darum muss auch in der Verkündigung das Evangelium deutlich und zweifelsfrei vorherrschen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Wissenschaftliche Tatsachen?

Schon Paulus hat gewusst, dass Gotteserkenntnis nicht anders geschieht als durch Gottes Heiligen Geist, weil nur Gottes eigener Geist Gott wahrhaft kennt. Dieser Zusammenhang ist einfach und einleuchtend, weil es ja auch zwischen Menschen so ist: Was in mir drin vorgeht, wissen andere Menschen nur, wenn ich es ihnen mitteile und mein Geist es ihrem Geist ver-rät. Die Innenansicht eines Menschen kennt nur er selbst. Und so wissen wir auch von Gott nur das, was er uns wissen lässt durch seinen Heiligen Geist und sein biblisches Wort. Aber so selbstverständlich das auch sein mag und so schön es sich ausführen ließe, zögere ich doch. Denn es ist heute sehr schwer geworden, Einsichten zur „Gotteserkenntnis“ zu vermitteln. Für viele unserer Zeitgenossen haben die Begriffe „Gott“ und „Erkenntnis“ schon von vornherein nichts miteinander zu tun. Unter „Heiligem Geist“ können sie sich nichts vorstellen. Und wenn wir entfalten wollen, was Paulus so schön erklärt, werden wir gleich belächelt und unterbrochen, weil viele Menschen das Religiöse beiseite wischen, es für Träumerei halten und stolz erklären, sie seien „Realisten“. „Ich glaube an gar nichts“ sagen die dann, „Ich brauche das nicht! Ich halte mich lieber an Tatsachen!“

Religiöse Aussagen werden von diesen Leuten abgelehnt, weil sie nicht empirisch zu prüfen sind. Das „wissenschaftliche Weltbild“ hingegen kommt ihnen ganz eindeutig und handfest vor. Denn diese Menschen wollen lieber nicht glauben, sondern wissen, messen und beweisen. Sie sind auch zuversichtlich, dass die Wissenschaft eines Tages genug „Fakten“ zu Tage fördern wird, um den Glauben ganz überflüssig zu machen. Und der wissenschaftliche Fortschritt der letzten zwei Jahrhunderte scheint ihnen Recht zu geben. Denn man hört ja, das Wissen der Menschheit verdoppele sich innerhalb von 5 bis 12 Jahren. So entsteht der Eindruck, der Bereich dessen, was wir nicht wissen, würde rapide kleiner und kleiner – und es könne nicht mehr allzu lange dauern, bis die Wissenschaft die letzten Schleier gelüftet hat. Man stellt sich vor, dass am Ende kein Mensch mehr etwas glauben muss, weil dann jeder alles wissen kann. Und viele Menschen sind stolz auf diesen Erkenntnisfortschritt, der sich zugleich in rasantem technischem Fortschritt niederschlägt.

Mitleidig blickt man auf die unaufgeklärten Menschen „von früher“, die so viel glauben mussten, weil sie es noch nicht besser wissen konnten. Im Bewusstsein überlegener Einsicht hält man ihre religiöse Welterklärung für überholt und verweist auf das Überangebot des Wissens, das nun dank Internet in jedem Haus verfügbar ist. Der moderne Mensch hält sich für klug, weil er alles googeln kann. Aus dem Fernsehen kennt er Bilder der fernsten Galaxien. Und mit dem Taschenrechner in der Hand ist ihm auch keine Rechenaufgabe zu schwer. Was aber ist dagegen einzuwenden?

Nun: Die Euphorie hat mehr als einen Haken. Denn wer wirklich einmal wissenschaftlich gearbeitet hat, weiß, dass jede gefundene Antwort zehn neue Fragen aufwirft. Und er weiß auch, dass die schiere Anhäufung von Fakten noch niemanden klug macht. Aus einer neuen Quantität von Information ergibt sich nicht automatisch eine neue Qualität des Verstehens. Und das ist besonders dann der Fall, wenn man über die Feststellung des Ist-Zustands hinauskommen und Entscheidungen treffen will. Denn was heute ist, kann man erforschen. Was aber morgen sein soll, das ist eine ganz andere Frage, die nicht allein aufgrund messbarer Gegebenheiten beantwortet werden kann. Um Entscheidungen zu treffen, braucht der Menschen nämlich nicht nur Einsicht in Tatsachen, Kausalzusammenhänge und technische Möglichkeiten. Sondern er braucht zugleich Werte, die ihm Orientierung geben, Ziele, die seinem Handeln Sinn verleihen, und ethisches Urteilsvermögen obendrein. Was aber im Leben wichtig oder unwich-

tig ist, erstrebenswert oder nicht, gut oder böse, das sagt uns keine Naturwissenschaft. Und darum scheint mir der viel gepriesene Fortschritt der Menschheit höchst einseitig zu sein. Der Mensch hat zwar in den letzten Jahrhunderten ungeahnte Kenntnisse und Fertigkeiten entwickelt. Er ist aber in Sachen Selbsterkenntnis und charakterlicher Reife nicht wirklich vorangekommen. Und das ist fatal. Denn es genügt nicht, zu wissen was ist, man muss auch wissen, was sein soll. Es genügt nicht, zu wissen was geht, man muss auch wissen, was Sinn macht. Es genügt nicht, dass man Naturkräfte durch Technik beherrscht, man muss auch wissen, wie man sich selbst beherrscht. Es genügt nicht, schnell voranzukommen, man muss auch wissen, wo man hinwill. Denn wenn der Mensch immer mehr kann und schon deshalb meint, es auch zu dürfen, dann wird es brandgefährlich.

Der Mensch lernt immer mehr, was möglich ist, und vergisst zugleich, was richtig ist. Er kennt von allen Dingen den Preis, kennt aber nicht mehr ihren Wert. Alles soll ihm verfügbar sein, und genau deshalb kann ihm nichts mehr heilig sein. Alles soll ihm erlaubt sein, und für nichts will er sich mehr schämen. Zugleich aber beweisen grausame Kriege immer wieder, dass dieser ach so aufgeklärte und moderne Mensch emotional und mental nicht viel über die Steinzeit hinausgekommen ist. Er wird noch von denselben Ängsten, Begierden und Aggressionen beherrscht, die schon den Höhlenbewohner steuerten. Doch hat er dank des Fortschritts die Keule gegen das Sturmgewehr getauscht, und den Faustkeil gegen die Atombombe. Die technische Entwicklung hat den menschlichen Entscheidungen eine viel größere Reichweite gegeben. Aber die moralische Kompetenz des Menschen ist leider nicht im selben Tempo mitgewachsen. Und das ist fatal.

Denn was ist ein Erkenntnisfortschritt wert, der nicht zur Abschaffung des Krieges führt, sondern nur zu seiner Perfektionierung? Was ist ein Erkenntnisfortschritt wert, der die Ausbeutung der Armen durch die Reichen nicht beendet, sondern nur die Methoden verfeinert? Dank Internet und Mobilfunk kann weltweit jeder jeden belauschen. Dank Gentechnik und Atomkraft können wir unglaubliche Dinge tun. Aber wissen wir noch, was wert ist getan zu werden? Angesichts der ungeheuren Möglichkeiten, die der Mensch sich verschafft hat, wäre es heute wichtiger denn je, dass er auch Gut und Böse zuverlässig zu unterscheiden lernte. Aber gerade in dieser Hinsicht ist in unserer „Fortschritts-gesellschaft“ kein Fortschritt zu erkennen. Und diesbezüglich ist von den hoch gelobten Naturwissenschaften auch kein Fortschritt zu erwarten. Denn die sind zwar für viele Menschen die letzte Autorität, der sie blind vertrauen. Sie sind aber von ihrer eigenen Aufgabenstellung her für Werturteile schlicht nicht zuständig. Naturwissenschaften fördern Tatsachen zu Tage. Aber aus denen ergeben sich (schon aus logischen Gründen) keine Ziele. Biologen beschreiben, wie ein Mensch am Leben bleibt. Aber warum und wozu er lebt, verraten sie uns nicht. Physiker können Kausalzusammenhänge beobachten, bis sie sicher sind, dass aus dem Zusammentreffen von A und B immer C resultiert. Ob aber C gut oder schlecht ist, wünschenswert oder nicht, das ist eine Frage, zu der Naturwissenschaftler wenig sagen können. Denn sie beschreiben was ist, und nicht, was sein soll. Sie beschreiben wie Dinge zusammenhängen, nicht, was ihr tieferer Sinn ist. Denn auch die gründlichste Beobachtung der Natur lehrt uns nicht, was gelingendes Leben ist. Und ein noch so großer Berg empirischer Fakten wird niemals die Frage beantworten, ob man z.B. Kinder im Mutterleib töten darf. Ethische Fragen und Sinnfragen liegen auf einer grundsätzlich anderen Ebene, auf der mit Experimenten und Messungen nichts zu erreichen ist...

Das macht den Fortschritt im „Faktenwissen“ nicht überflüssig und mindert auch keineswegs seinen Wert. Aber der selbsternannte „Realist“, der vom Glauben nichts hält, weil er meint, er könnte sich in den wichtigen Entscheidungen seines Lebens an „Tatsachen“ halten, verkennt die Lage. Der Mensch käme nämlich zu gar keiner Entscheidung, wenn er nicht auch (ihm oft

unbewusste) Wert- und Zielvorstellungen hätte und an deren Richtigkeit „glaubte“. Jeder Mensch wagt es, seiner ganz persönlichen Weltanschauung zu folgen. Und keine dieser Weltanschauungen ist in dem Sinne „wissenschaftlich“, dass sie allein aus „Fakten“ abgeleitet werden könnte. Denn die Welt korrekt zu beschreiben, ist eine Sache. Sie zu verstehen, ist noch eine andere. Erfahrung belehrt den Einzelnen darüber, wer er momentan ist. Aber aus der Tatsache, dass er so und so ist, ergibt sich logisch in keiner Weise, ob er so bleiben oder sich verändern soll. Aus einem nackten Sachverhalt ergeben sich prinzipiell keine Ziele oder Werte. Und insofern erliegen die selbsternannten „Realisten“, die sich nur an „Tatsachen“ halten wollen, einem großen Missverständnis. Denn Tatsachen allein sind ausgesprochen stumm – und verraten viel weniger, als man denkt!

Um zu handeln, müssen wir nicht nur wissen, was ist, sondern auch, was das bedeutet, was ist. Und um zu wissen, was unser Dasein bedeutet, müssen wir es interpretieren. Jeder Mensch unterstellt darum seinem Dasein einen Sinn. Und schon damit geht er über den Bereich feststellbarer „Fakten“ hinaus. Er mag sich darüber klar sein oder nicht: Jeder Mensch hat eine Weltanschauung, deren Wahrheit er anderen nicht beweisen kann, an deren Richtigkeit er aber dennoch „glaubt“. Jeder entscheidet dabei selbst, ob Gott in seiner Weltanschauung eine Rolle spielt. Aber keine Wissenschaft, wird dem Menschen die Entscheidung für oder gegen Gott (und das damit verbundene Wagnis) abnehmen. Gerade die Naturwissenschaften können und wollen in Glaubensfragen nicht weiterhelfen, weil Gott, der Schöpfer, nun einmal kein Bestandteil der von ihm geschaffenen Natur ist und insofern kein Gegenstand im Forschungsfeld der Naturwissenschaft...

Doch was bezwecke ich mit diesen Überlegungen? Will ich den Fortschritt madig machen? Keineswegs. Nur scheint mir dieser Fortschritt in so besorgniserregender Weise einseitig zu sein, dass man sich nicht uneingeschränkt über ihn freuen kann. Wir haben Fakten angehäuft, die als solche noch nicht klug machen. Und wir haben Kausalzusammenhänge erforscht, ohne davon wirklich weise zu werden. Die Technik hat den Kreis unserer Möglichkeiten mächtig erweitert. Aber die moralische Entwicklung der Menschheit hat damit nicht Schritt gehalten. Über die Religion, die unseren Vorfahren Halt und Orientierung gab, dünkt der moderne Mensch sich erhaben. Mental ist er aber durchaus nicht vorangekommen, sondern ist sogar zunehmend verwirrt. Er ist nicht reifer, nicht demütiger, treuer oder wahrhaftiger als die Menschen der Vergangenheit. Er kommt sich aber – im Vergleich zu ihnen – ungeheuer schlau vor, weil er gelernt hat mit den Atomen zu spielen und mit den eigenen Genen.

Ich finde das in erster Linie nicht toll, sondern gefährlich. Und einen Erkenntnisfortschritt im eigentlichen Sinne kann ich nicht erkennen. Denn die angeblich so unaufgeklärten Menschen der Vergangenheit waren religiös und wussten so zumindest, dass der Mensch nicht das Maß aller Dinge ist. Der Mensch der Gegenwart aber weiß das nicht mehr – und will es auch nicht wissen. Ist er also wirklich klüger...?

Zweifel sind erlaubt, denn das sogenannte „moderne Weltbild“ leidet an einer Verengung des Blickwinkels, die naiv ist – und gerade nicht „wissenschaftlich“. Denn, bitte: Was bedeutet denn dieses Wort? „Wissenschaftlich“ nennen wir ein Verfahren, das methodisch konsequent ist, das seine Methoden offen legt und zugleich nachweist, dass diese Methoden dem zu erkennenden Gegenstand angemessen sind. Weil die untersuchten Gegenstände aber nicht alle gleich sind, hat jede Wissenschaft ihre eigenen Methoden, je nach dem, was sie erforschen will. Wenn es um Sterne geht, ist ein Teleskop das Mittel der Wahl. Und wenn es um Bakterien geht, greift man zum Mikroskop. Die Psychologen denken sich Testverfahren aus. Die Mathematiker rechnen an Beweisen herum. Und die Geologen bohren in der Erde. Als „wissenschaftlich“ gilt dabei immer das Verfahren, das dem Gegenstand angemessen ist. Wenn es aber

um Gotteserkenntnis geht, wie kann man dann meinen, die Methoden der Naturwissenschaft seien auch diesem Gegenstand angemessen?

Sie sind es offenkundig nicht, denn wenn Gott wirklich Gott ist, ist er dem erkennenden Geist des Menschen weit überlegen. Gott wird auch dort, wo er sich zu erkennen gibt, nicht zum passiven Objekt unserer Studien, sondern bleibt das aktive Subjekt des Geschehens. Gott wäre nicht Gott, wenn er nicht souverän bliebe in dem, was er von sich wissen lässt! Und darum kann die Erkenntnis Gottes nicht dem Muster folgen, das Naturwissenschaft vorgibt.

Wenn ein Untersuchungsgegenstand tot ist und passiv wie eine Versteinerung oder ein Mineral, so versteht es sich, dass der Forschende ihm gegenüber aktiv wird. Wenn Gott aber viel aktiver und lebendiger ist als der Mensch, der nach ihm fragt, liegt es dann nicht auf der Hand, dass der Mensch sich diesem höchst vitalen und überlegenen Gegenstand gegenüber nur passiv und rezeptiv verhalten kann?

Gott als Gott lässt sich nicht unters Mikroskop legen! Der Prozess der Gotteserkenntnis liegt notwendig in seiner Hand! Und die Gott angemessene Methode kann darum nur sein, sich von ihm selbst sagen zu lassen, wer er ist. Wir können Gott keine Geheimnisse entreißen, wie wir Tieren und Pflanzen ihre Geheimnisse entreißen, indem wir sie aufschneiden. Sondern dem Gegenstand Gott werden wir nur gerecht, wenn wir dem nach-denken, was er selbst über sich mitteilt. Diese Selbstmitteilung Gottes nennt man aber Offenbarung – und man findet sie im Neuen Testament, weshalb dies Gott gegenüber die einzig „wissenschaftliche“ Haltung ist, ihn die Rahmenbedingungen der Gotteserkenntnis selbst bestimmen zu lassen und seine souveräne Selbstmitteilung gehorsam zur Kenntnis zu nehmen.

Wenn jemand also Jesus Christus kennt und erkundigt sich nach Gott dennoch bei einem Physiker, so wählt er die falsche Methode und darf sich nicht wundern, wenn er wenig erfährt. Denn Naturwissenschaft hat nicht den Generalschlüssel zur Erkenntnis aller Wirklichkeit, sondern hat nur den Schlüssel zur Erkenntnis eines bestimmten Ausschnittes. Sie erkennt das Materielle, das unter dem Menschen steht, erkennt aber nicht den Schöpfer, der über ihm steht. Und wenn diese halbe Wahrheit als die ganze ausgegeben wird, wird leider aus der halben Wahrheit, eine ganze Lüge...

Christen müssen sich von diesem Missverständnis nicht beeindrucken lassen, nur weil es verbreitet ist. Vielmehr können wir zurückkehren zu jenem kurzen Satz des Neuen Testaments: „Niemand weiß, was in Gott ist, als allein der Geist Gottes. Wir aber haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, dass wir wissen können, was uns von Gott geschenkt ist.“ Gotteserkenntnis funktioniert nur so, dass Gott uns teilhaben lässt an der klaren Erkenntnis, die Gott von sich selbst hat. Und die angemessene Methode, sich dem zu nähern, ist immer noch der Blick in die Bibel. Dass das aber unseren vielen Zeitgenossen nicht länger verborgen bliebe, das würde ich mir von Herzen wünschen. Denn solange sie Gottes Wirklichkeit ausblenden und ihn nicht auf der Rechnung haben, sind diese „Realisten“ leider die wahren Traumtänzer.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gott Gott sein lassen

Jede Epoche der Menschheitsgeschichte hat ihre eigene Prägung. Jede hat ihr spezielles geistiges „Klima“, das vom Aufstieg oder vom Niedergang einer Idee, einer Kultur oder eines Lebensstils bestimmt wird. Im Rückblick kann man den Geschichtsbüchern entnehmen, was für eine bestimmte Zeit „charakteristisch“ war. Doch wie steht es mit unserer eigenen Zeit? Haben sie sich schon einmal gefragt, wie künftige Generationen unsere „Epoche“ beschreiben werden? Wissen kann man das natürlich nicht. Aber ich vermute, man wird von einer Zeit sprechen, in der der Mensch ohne Gott auszukommen versuchte, ihn aus dem Bewusstsein verdrängte und (um die entstehende Lücke auszufüllen) sich selbst an Gottes Stelle setzte.

Freilich: Die meisten Zeitgenossen würden dem nicht zustimmen. Denn der Vorgang ist ihnen nicht bewusst. Sie würden nie fordern, dass der Mensch Gottes Rolle übernehmen soll. Sie würden auch den Wunsch verneinen, Gott zu gleichen. Und doch zeigt die Entwicklung der letzten Jahrzehnte, dass der „moderne Mensch“ sich Eigenschaften und Funktionen aneignet, die früher nur Gott zugeschrieben wurden. Gehen wir einmal einige dieser Eigenschaften durch:

- Die Menschen früherer Epochen waren auf einen relativ engen Lebensraum beschränkt, denn das Reisen war beschwerlich. Nur Gott konnte überall zugleich sein. Doch heute kann jeder in wenigen Stunden von Stockholm nach Kapstadt fliegen, kann mit seiner Tante in Rio telefonieren, kann dabei eine E-Mail aus Moskau empfangen und nebenher eine Livesendung aus Peking verfolgen. Zumindest „virtuell“ kann der Mensch an mehreren Orten zugleich sein – und nähert sich damit dem Zustand der Allgegenwart, der früher Gott vorbehalten war.
- Ähnlich verhält es sich mit der Allwissenheit Gottes. Denn die Wissenschaft verdoppelt das Wissen der Menschheit in immer kürzeren Abständen. Und manche Forscher erwecken den Eindruck, es sei nur noch eine Frage der Zeit, bis sie der Natur die letzten Geheimnisse entlockt haben. Wird Allwissenheit dann kein Attribut Gottes mehr sein? Schon heute kann sich jeder, der mit dem Internet umgeht, (potentiell) allwissend fühlen, weil er in Sekundenschnelle am Gesamtwissen der Menschheit teilhat.
- Weiß der Mensch aber erst einmal, was die Welt zusammenhält, wird ihm dann Gottes Ewigkeit noch verwehrt bleiben? Sollte er, wenn er erst einmal den Bauplan des Lebens kennt, nicht auch den Tod austricksen können? Medizin und Gentechnik arbeiten hart daran, menschliches Leben immer weiter zu verlängern, es durch Klonen zu „reproduzieren“ und es durch Eingriffe ins Erbmaterial zu „optimieren“. Was aber heißt das anderes, als dass der Mensch sein eigener Schöpfer zu werden versucht? Ist der Mensch dann (fast) ewig, (fast) allwissend und (fast) allgegenwärtig, so wird er versuchen auch die Grenzen seiner Macht immer weiter hinauszuschieben, um eines Tages allmächtig zu sein.
- Die einzige moralische Instanz, die den menschlichen Machtphantasien dann noch Einhalt gebieten könnte, wäre Gottes Wille und Gebot. Doch der moderne Mensch hat vorsorglich auch die Funktion des Gesetzgebers an sich gezogen und alles Recht zur „Konvention“ erklärt. Es soll ihm nicht mehr von höherer Instanz vorgegeben sein, sondern der Mensch selbst will in freier Übereinkunft darüber befinden, was als „gut“ und was als „böse“ zu gelten hat. Er macht sich damit zum Gesetzgeber und Richter in eigener Sache.

Das Anmaßende daran empfindet er nicht einmal. Denn was bleibt anderes übrig, wenn sich ein ganzes Zeitalter konsequent von religiösen Bindungen „emanzipiert“? Die Moderne möchte ohne Gott auskommen. Sie verdrängt ihn aus ihrem Bewusstsein. Und das heißt: Sie muss Gott ersetzen können. Wer aber Gott ersetzen will, der muss Gott ähnlich werden – ob er will oder nicht!

Wenn der Mensch keinen Schöpfer mehr kennt, muss er versuchen selbst der Schöpfer eines neuen und besseren Menschen zu werden. Gibt es keine göttliche Vorsehung mehr, so muss der Mensch selber Schicksal spielen. Hat das menschliche Leben keine gottgegebene Bestimmung mehr, so muss der Mensch ihm auf eigene Faust Sinn verleihen. Und will der Mensch sich der Autorität Gottes nicht mehr beugen, so muss er selbst festlegen, was als „gut“ oder „böse“ gelten soll. Wo es keine himmlische Gerechtigkeit gibt, muss der Mensch das jüngste Gericht auf Erden vorwegnehmen. Und wo Gott nicht Erlöser sein soll, da muss der Mensch sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen.

Natürlich kann er das nicht. Das Ganze ist kollektiver Wahnsinn. Aber dieser Wahnsinn hat Methode. Und er hat eine unausweichliche Logik. Denn was bleibt dem modernen Menschen anderes übrig, nachdem er Gott verdrängt und verloren hat? Das Vakuum, das durch die Abschaffung Gottes entstanden ist, muss ausgefüllt werden. Der Mensch versucht die Rolle zu spielen, aus der er den himmlischen Vater vertrieben hat, denn sonst müsste er zugeben, dass er den Mund zu voll nahm, als er sich für unabhängig erklärte. Der Mensch hat sich von Gott emanzipiert. Und Gott schaut nun zu, wie die Freiheit dem Menschen bekommt.

Denn mehr als zuschauen muss er nicht. Die Menschheit, die sich derzeit noch an ihrem Fortschritt berauscht, hat sich selbst überfordert. Und sie wird bald auf schmerzhaft Weise lernen, dass es so ist. Wenn wir das aber voraussehen – was können wir dann tun? Nun: Die Menschen werden irgendwann merken, dass sie sich überhoben haben. Und wenn es so weit ist, und Ernüchterung sich breit macht, dann brauchen sie Alternativen. Das einzige echte Alternativprogramm zur Anmaßung ist aber der Glaube. Denn allein dem Glauben gelingt es, Gott Gott sein zu lassen.

Das klingt nun ganz unspektakulär. Es klingt gar nicht nach „Programm“. Und doch: Gott Gott sein zu lassen – das erfordert heute eine bewusste Entscheidung. Es bedeutet, den Unterschied zwischen Gott und der eigenen Person nicht nur zu sehen, sondern ihn auch ehrlichen Herzens zu bejahen. Und das ist keineswegs leicht, denn es heißt, die eigene Begrenztheit, Fehlbarkeit, Abhängigkeit und Bedürftigkeit zu bejahen.

Das fällt uns sehr schwer. Denn das Merkmal des modernen Menschen ist ja gerade, dass er verzweifelt etwas anderes sein will als bloß ein endliches Geschöpf. „Der moderne Mensch will die höhere Gewalt nicht erleiden, sondern sein“, sagt der Philosoph Sloterdijk. Ist das aber das Kennzeichen unserer Zeit, so besteht Glaube darin, bewusst unzeitgemäß zu denken, sich selbst von der „höheren Gewalt“ klar zu unterscheiden – und diesen Unterschied auch kein bisschen zu beklagen. Denn welchen Sinn hat es, mit Gott zu hadern, weil er mich nicht größer, besser, langlebiger, klüger und mächtiger gemacht hat als ich bin? Bemühe ich mich verzweifelt, über das mir zugemessene Maß hinauszuwachsen, so verlerne ich darüber nur das Danken und entzweie mich mit meinem Schöpfer.

Der Glaube aber weist den entgegengesetzten Weg. Er gibt Gott die Ehre und bleibt gerade dadurch mit ihm eins, dass er sich unablässig von Gott unterscheidet. Er bejaht die Distanz, die Gott zwischen sich und mich gelegt hat. Und er gewinnt gerade dadurch die größtmögliche Nähe zu dem, der diese Distanz geschaffen hat. Der Geist der Moderne will das nicht ertragen. Er kann sich nicht bescheiden. Er ruft, "Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich's aus, kein Gott zu sein!" (F. Nietzsche). Der Glaube dagegen lehrt den Menschen Mensch zu bleiben, indem er

Gott Gott sein lässt. Er will Gott nicht ähneln, sondern will ihm entsprechen. Und er kommt dort zum Ziel, wo der Mensch nicht mehr und nicht weniger sein möchte, als was Gott aus ihm macht. Man kann das wohl nicht treffender zusammenfassen, als es Gerhard Tersteegen in einem Gebet getan hat:

„Lehre mich, o Herr, in aller Gelassenheit und kindlicher Abhängigkeit von dir leben, dass ich mit demütigem Dank empfangen das, was du gibst; aber nicht ergreifen, nicht verlangen, nicht behalten wolle, was du nicht gibst oder mich behalten lässtest. Oh, dass ich in deiner göttlichen Hand sein möchte wie ein weiches Wachs, das sich beugen lässt in alle nur beliebige Formen und keine andere als nur diejenige Gestalt annimmt, die sein Meister ihm gibt! Ich will so sein, wie du mich machst, und nicht anders; und ich will wohl entbehren, was du entweder nicht gibst, oder was du, nachdem du es gegeben hast, wieder wegnimmst: um nur zu ruhen in dir selbst und in deinem heiligen Wohlgefallen.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Schöpfung

Alle Erkenntnis beginnt mit dem Staunen. Das fundamentalste Erstaunen aber, das wir kennen, ist nicht das Erstaunen darüber, dass etwas so oder so ist, sondern dass überhaupt etwas ist. Denn schließlich könnte auch nichts sein. Große Leere wäre möglich. Trotzdem aber sind wir da, samt der Welt, die uns umgibt. Und das ist in der Tat zum Staunen. Das schreit nach einer Erklärung. Denn warum ist etwas – und warum ist nicht nichts?

Gäbe es nichts: Himmel und Erde nicht, das Land und das Meer nicht, die Pflanzen und die Tiere nicht – ja dafür bräuchte es keine Erklärung. Gähnende Leere verstünde sich von selbst. Wo nichts wäre, da wäre auch nichts zum Staunen. Es ist aber eine ganze Menge. Es ist eine ganze kunterbunte Welt, die angefüllt ist mit den merkwürdigsten Kreaturen und Phänomenen. Und das, obwohl jede dieser Kreaturen und jedes dieser Phänomene auch nicht sein könnte. Sie sind da und ich bin da, obwohl für unser Dasein keine erkennbare Notwendigkeit besteht. Der Welt würde wahrscheinlich nicht viel fehlen, wenn wir fehlten. Und trotzdem sind wir da – ist das nicht sehr zum Wundern?

Sind wir uns nicht selbst ein Rätsel, da wir uns doch nicht selbst gemacht, sondern uns schon seiend vorgefunden haben? Wir sind, obwohl wir auch nicht sein könnten. Wir starren hinaus in eine Welt, die da ist, obwohl sie nicht da sein müsste. Und für beides muss es einen Grund geben. Nur worin könnte dieser Grund liegen? Weshalb sind wir?

Die erste Möglichkeit einer Antwort wäre zu sagen: Der Grund deines Daseins bist du selbst, der Grund liegt in dir selbst. Aber auch wenn wir das schmeichelhaft fänden, so wird diese Antwort doch einer ernsthaften Prüfung kaum standhalten. Denn der Grund meines Daseins kann ich schon deshalb nicht sein, weil ich nicht da war, bevor ich da war. Ich habe mich nicht selbst aus dem Nichts heraus ins Sein gehoben. Ich habe mich nicht selbst geschaffen. Ich wurde nicht gefragt, ob ich, wann ich und wo ich zur Welt kommen wollte. Und ob ich, wann ich und wo ich sie wieder verlasse, liegt auch nicht in meiner Hand. Vielmehr ist da eine Macht, die mich ins Leben hob, die mich am Leben hält und irgendwann auch wieder im Nichts versinken lässt. Und zwar nicht, wenn es mir, sondern wenn es ihr gefällt. Diese Macht gewährleistet, dass ich heute atmen und laufen, denken und lachen kann.

Ich dagegen bin meiner so wenig mächtig, dass ich meine Existenz aus mir selbst heraus weder gewährleisten noch unbegrenzt verlängern kann. Und so wird mir im Staunen über mein Dasein zuerst dies gewiss, dass ich der Grund meines Daseins jedenfalls nicht selber bin. Doch wenn ich es nicht bin, wer dann? Populär ist die Antwort, der einzelne Mensch sei ein Produkt der Welt, die ihn umgibt. Und diese These hat erst einmal den Augenschein für sich. Denn wenn es mich gibt, obwohl es mich auch nicht geben könnte, dann hat das ja z.B. etwas mit meinen Eltern zu tun. Es gäbe mich nicht, wenn Mutter und Vater sich nicht getroffen hätten. Vordergründig betrachtet sind also sie der Grund meines Daseins. Nur kommt mein Fragen dadurch nicht zur Ruhe. Denn ich sehe wohl ein, dass ich da bin, weil es meine Eltern gab.

Aber warum es meine Eltern gab, ist damit nicht geklärt. Die haben sich schließlich ebenso wenig selbst geschaffen wie ich! Sie sind auch nicht der Grund ihres eigenen Daseins! Ich muss also weiterfragen. Und wenn ich nun solches Nachfragen geduldig fortsetze, entdecke ich eine schier endlose Kette von Ursachen und Wirkungen. Bin ich eine Wirkung und meine Eltern die Ursache, so sind meine Eltern ihrerseits auch Wirkungen von Ursachen, die noch weiter zurückliegen. Die, von denen ich herkomme, kamen auch irgendwo her. Und wenn ich dieses Herkommen-von-Anderem immer weiter zurückverfolge, führt mich meine Ahnentafel bis

in Mittelalter, vom Mittelalter bis zur Völkerwanderung und von dort bis in die Frühgeschichte der Menschheit.

Nach der Ursache der Ursache der Ursache suchend kann ich die Zeit des Neandertalers durchwandern und auch die Zeit der Dinosaurier, vielleicht bis zurück zum Urknall. Und solches Wandern ist interessant. Nur, wenn ich eigentlich auf der Suche bin nach dem Grund meines Daseins, so werde ich enttäuscht. Denn so wie es mir geht – dass ich nicht der Grund meines Daseins bin – so geht es auch all denen, auf die ich mich zurückführe. Sie alle sind ebenfalls nicht Grund ihres eigenen Daseins, sondern verdanken sich anderem und verweisen mich darum weiter. Alle, die mich hervorgebracht haben, sind selbst hervorgebracht worden. Alle sind Wirkung von Ursachen jenseits ihrer selbst.

Und das ändert sich nicht einmal, wenn ich beim Urknall angekommen bin, bei der Entstehung dieses Universums. Denn dort verliert sich zwar die Spur im Dunkel unseres Nicht-Wissens, weil die Naturwissenschaft über den Grund des Urknalles wenig sagen kann. Aber von nichts kommt nichts – auch kein Urknall. Und weil das so ist, können wir schon jetzt sagen, dass uns naturwissenschaftliche Weltentstehungstheorien, wie sehr man sie auch erweitert und verbessert, in dieser Sache nicht wirklich weiterbringen werden. Denn all unser Forschen begründet Dasein mit dem Hinweis auf Vorstufen, deren Dasein selbst der Begründung bedarf. Wir können gar nicht anders, als zu erklären unter ständigem Rückgriff auf Erklärungsbedürftiges. Und dabei gewinnen wir nur den Schein einer Antwort.

Denn unsere Frage ist ja am Ende nicht die nach immer früheren Gliedern der Kausalkette. Sondern wir fragen, warum es diese Kette überhaupt gibt. Wir wollen nicht wissen, was zuerst da war, das Huhn oder das Ei. Sondern wir wollen wissen, warum es überhaupt Hühner und Eier gibt. Wir interessieren uns nicht dafür, woher wir sind, um auf vorgeschichtliche Stufen menschlichen Seins verwiesen zu werden. Sondern wir fragen, warum wir sind – samt unserer Vorgeschichte. Auf diese Rätselfrage aber, „Warum ist überhaupt etwas und warum ist nicht nichts?“ antwortet die Naturwissenschaft nicht. Und zwar nicht, weil sie noch nicht genug fortgeschritten, sondern weil sie unzuständig ist.

Naturwissenschaft kann in ihrer Suche nach der Ursache der Ursache der Ursache immer nur auf Bedingtes stoßen, das eine Ursache jenseits seiner selbst hat. Naturwissenschaft bekommt immer nur Natur in den Blick, also Gewordenes. Und sie muss darum unsere Frage nach dem Grund unseres Daseins immer von einem Stadium des Weltenlaufes auf das vorangegangene verschieben. Durch unablässiges Verschieben wird aber keine Frage gelöst und nichts wirklich erklärt. Vielmehr müssen wir einsehen, dass wir mit unserem Fragen nur zu einem Ende kommen, wenn wir den Blick wegwenden vom Bedingten zum Unbedingten. M.a.W.: Die Suche nach unserem Ursprung führt uns zum Gedanken einer Macht, die hat, was wir nicht haben – die nämlich den Grund ihres Seins in sich selber hat. Eine Macht, die nicht von anderem her, sondern von sich selber her ist. D.h.: Das Erstaunen über unser Dasein zwingt uns zuletzt, nach einem Schöpfer des Geschaffenen zu fragen. Denn wenn der Grund der Welt in der Welt nicht ausfindig zu machen ist, dann muss er jenseits der Welt liegen. Was aber wäre jenseits der Welt außer Gott? Wer sonst sollte die Quelle sein, aus der die Welt geflossen ist, wenn die Welt doch nicht ihre eigene Quelle sein kann? Wer sonst soll am Anfang aller Kausalketten gestanden haben, wenn nicht Gott? Nur bei ihm kommt die Frage nach der Ursache aller Ursachen zur Ruhe, weil er ohne Ursache ist. Gott nämlich kam nicht erst, er war schon immer.

Er ist keines Dinges Wirkung, ist aber aller Dinge Ursache. Er ist von nirgends her, alles aber ist von ihm her. Er selbst hat keinen Grund und keinen Anfang, alles aber hat seinen Grund und Anfang in ihm. Wer also wissen will, warum er da ist, dem kann man nur antworten: Glaube nicht, du seist ein Resultat der Naturgeschichte oder ein Produkt deiner Eltern. Kein

Zufall hat dich hervorgebracht, keine menschliche Planung – und am wenigsten verdankst du dich dir selbst. Sondern du bist da, weil Gott dich wollte. Du bist von höchster Instanz bejaht. Freue dich dessen und höre nie auf, darüber zu staunen. Erkenne die Würde, die es dir verleiht, von Gott gewollt zu sein, und lerne dich zu dieser Geschöpflichkeit zu bekennen, so wie es Luther im Kleinen Katechismus tut:

„Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen, mir Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält; dazu Kleider und Schuh, Essen und Trinken, Haus und Hof, Weib und Kind, Acker, Vieh und alle Güter; mit allem, was not tut für Leib und Leben, mich reichlich und täglich versorgt, in allen Gefahren beschirmt und vor allem Übel behütet und bewahrt; und das alles aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit, ohn all mein Verdienst und Würdigkeit: für all das ich ihm zu danken und zu loben und dafür zu dienen und gehorsam zu sein schuldig bin. Das ist gewisslich wahr.“

Ein Gleichnis (frei nach A. Flew)

Zwei Männer marschieren durch den Urwald. Die beiden haben sich im Regenwald verirrt, der immer dichter und düsterer wird. Oft müssen sie sich mit Macheten den Weg durch das Dickicht bahnen. Sie steigen über morsche Bäume, sie kriechen zwischen Felswänden hindurch und umgehen sumpfige Löcher. Eine lebensfeindliche Umgebung ist das. Denn der Urwald bietet keinen Schutz und kaum Nahrungsmittel. Die beiden Männer sind schon sehr müde und verzweifelt. Doch da, plötzlich, tut sich vor ihnen eine Lichtung auf. „Was ist denn das?“ ruft der eine. „Das ist ja ein herrlicher Fleck!“

Und wirklich: Mitten im lebensfeindlichen Dschungel liegt eine Art Garten vor ihnen. Da stehen Obstbäume auf der einen Seite, und eine Blumenwiese erstreckt sich auf der anderen. Mittendrin liegt ein Teich mit glasklarem Wasser – so klar, dass man die großen Fische darin beobachten kann. Rundherum wachsen Pflanzen, die die beiden Männer noch nie gesehen haben. Nach einer Seite fließt ein Rinnsal aus dem Teich und bewässert ein Getreidefeld. Und auf der anderen Seite fließt Wasser in eine Niederung. „Schau nur“ ruft der eine: „Da unten wächst etwas, das sieht aus wie Salat. Und da drüben, sind das nicht Melonen?“ Beide sind froh, diesen Ort gefunden zu haben. Sie pflücken ein paar Äpfel und Birnen und setzen sich unter einem Baum ins Gras.

„Es muss einen Gärtner geben, der das alles hier angepflanzt hat“ sagt der eine. „Unsinn“ entgegnet der andere. „Wo soll denn hier ein Gärtner herkommen? Auf unserem ganzen Marsch haben wir keine menschliche Behausung gesehen. Hier gibt es niemand.“ Aber sein Freund widerspricht: „Schau doch: Hier ist rundherum Urwald. Wenn niemand käme, um diesen Garten zu pflegen, wäre er längst überwuchert und so verwildert, wie der Dschungel rundherum.“ „Ach was“ erwidert sein Begleiter. „Hier wird der Boden anders sein. Darum wächst hier anderes als dort drüben.“

Nachdem sie gegessen haben, untersuchen die beiden den Garten genau – aber einig werden sie sich nicht. „Schau doch nur hin!“ sagt der Erste, „Der Teich ist so angelegt, dass er links das Getreide und rechts das Gemüse bewässert.“ „Ach was du dir einbildest“ meint der andere. „Da wo das Wasser hinfließt, da wächst eben mehr als anderswo.“ Sein Freund aber lässt nicht locker: „Sieh doch, wie diese Büsche gepflanzt sind. Genau so, dass sie ihren Schatten auf jene Blumen werfen, die keine direkte Sonne vertragen – das ist doch kein Zufall. Hier gibt es einen Gärtner.“

Sein Freund ist nicht zu überzeugen. Und so beschließen sie, einige Tage zu bleiben und zu warten, ob wohl ein Gärtner kommt und den Garten pflegt. Nach fünf Tagen hat der eine aber genug: „Jetzt sind wir schon fast eine Woche hier und niemand ist gekommen. Siehst du nun ein, dass diese schöne Lichtung zufällig entstanden ist?“ „Nein, keineswegs“ erwidert sein Freund. „Es muss hier einen unsichtbaren Gärtner geben. Man sieht ihn nicht, aber man erkennt überall seine Wirksamkeit. Wir sind schon fast eine Woche hier. Aber die Abflüsse des Teiches verstopfen nicht, zwischen dem Gemüse wächst kein Unkraut, und die Schlingpflanzen des Urwaldes greifen nicht auf die Obstbäume über. Jemand hält hier Ordnung – auch wenn wir ihn nicht sehen. Der Gärtner ist nicht sichtbar, aber sein Wirken ist sichtbar. Warum schaust du nicht richtig hin? In der ganzen Anlage steckt ein Gefühl für Schönheit, da steckt Überlegung dahinter, das musst du doch sehen!“

Der andere ist beharrlich: „Wenn es einen Gärtner gäbe, hätten wir ihn treffen müssen. Also rede dir nichts ein. Was dir so schön und geordnet erscheint, ist bloß eine Laune der Natur. Vielleicht liegt es am Grundwasser, am Boden oder an der Windrichtung – was weiß ich.“

Sie stritten lange, doch einigen konnten sie sich nicht. Schließlich verständigten sie sich darauf, dass es ja egal sei. So oder so sei der Garten viel zu schön, um wieder wegzugehen. Sie richteten sich also im Garten ein und lebten gut und fröhlich von seinen Früchten...

Eines Tages aber mussten sie feststellen, dass die Frage nach dem Gärtner doch nicht gleichgültig war. Denn der Mann, der nicht an den Gärtner glaubte, kam auf die Idee, man könne den Garten doch ein wenig verändern. Er sagte: „Komm, lass uns diese Hecke wegnehmen, das Melonenbeet verbreitern und die lästigen Wühlmäuse vertreiben!“ Der andere aber widersprach: „Nein, wir dürfen dem unsichtbaren Gärtner nicht ins Handwerk pfuschen. Lass uns lieber die Ordnung bewahren, die wir vorgefunden haben. Wir sind schließlich nicht Eigentümer, sondern nur Gäste dieses Gartens!“

„Gäste?“ rief der andere. „Was du immer redest. Wir sind lange genug hier, um dieses Fleckchen Erde als unser Eigentum zu betrachten. Und in meinem Garten dulde ich keine Wühlmäuse.“

„Was hast du nur gegen die Tierchen?“ bekam er zur Antwort. „Sie sind doch genauso lange hier wie wir!“ Doch da wurde sein Freund richtig zornig: „Willst du etwa sagen, diese blöden Wühlmäuse wären auch Gäste deines großen Gärtners? Soll das heißen, sie hätten dasselbe Recht hier zu sein, wie wir? Willst du mir am Ende erzählen, dein großer Gärtner hätte das Melonenbeet nur gepflanzt, damit die kleinen Ungeheuer sich darüber hermachen können?“

„Ja, könnte das nicht sein?“ Lange herrschte düsteres Schweigen zwischen den Beiden. Doch dann platzte der eine heraus: „Du bist verrückt. Und ich sage dir auch, warum: Wenn wir nämlich Gäste deines Gärtners wären, müssten wir nicht nur die bestehende Ordnung respektieren, wir müssten nicht nur die Wühlmäuse dulden, sondern müssten uns auch noch für jeden Schluck Wasser und jeden guten Bissen bei unserem Gastgeber bedanken...“

„Donnerwetter“ sprach der andere. „Du hast Recht! Wir haben das Danken vergessen. Lass uns von nun an vor jeder Mahlzeit dem Gärtner sagen, wie gut es uns hier gefällt und wie gut es uns schmeckt. Ich wette, er freut sich darüber.“ Das Gespräch endete damit. Der Streit der beiden Freunde aber geht weiter – bis auf den heutigen Tag...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Leid

Es genügt ein Blick in die Zeitung oder in die Tagesschau – und schon steht uns das Elend dieser Welt vor Augen. Die Bilder der Kriege mischen sich mit denen von Hungerkatastrophen und Erdbeben, Seuchen und Überschwemmungen, Bränden, Eisenbahnunglücken, Flugzeugabstürzen und Terroranschlägen. Die Menge des Elends ist kaum zu ertragen. Es schaudert uns, und wir stellen die alte Frage, die seit Hiob immer wieder gestellt worden ist: Warum denn wohl Gott das alles geschehen lässt.

Ist er denn nicht allmächtig? Ja? – dann kann er es doch verhindern! Ist er denn nicht gut? Ja? – dann will er es doch bestimmt verhindern! Ist er aber allmächtig und gut zugleich – wieso gibt es dann noch so unermessliches Leid?

Nun – es ist dies auch meine Frage seit Jugendtagen. Teils interessierte sie mich aus Betroffenheit. Teils aber auch nur, weil damit ein Schüler seinen Religionslehrer so schön in Schwierigkeiten bringen kann. Ich habe oft die Frage nach Gottes Anteil am Leid aufgeworfen, weil es mir Freude bereitete, damit Erwachsene – die doch sonst immer alles wissen – in Ratlosigkeit zu stürzen. Ich genoss es, zu sehen, wie kluge Leute bei dem Versuch, Gott zu rechtfertigen, an ihre Grenzen stießen, ins Stammeln kamen und sich in Widersprüche verwickelten.

Heute allerdings sehe ich die Sache anders. Warum Gott das Leid dieser Welt zulässt – das ist immer noch meine Frage. Aber ich bin hellhörig dafür geworden, wie und mit welcher inneren Haltung ein Mensch diese Frage stellt. Vier Grundentscheidungen sind mir dabei wichtig geworden:

1. Respektieren, dass Gott uns keine Rechenschaft schuldet

So wie ich die Frage als Waffe gegen meine Religionslehrer einsetzte, so wird sie oft auch als Waffe gegen Gott gerichtet. Neunmalklugen Menschen sitzen über Gott zu Gericht, empören sich über den Zustand der Welt und fordern, dass Gott sich rechtfertige für die Art und Weise wie er sie regiert. Aber steht uns das zu? Wohl kaum. Darum muss man ein paar Dinge gerade rücken, bevor man sich dem Problem des Leidens ernsthaft nähern kann:

Erstens sollten die, die sich über das Elend der Welt erregen, von der Summe des Leidens alles abziehen, was nicht auf Gottes, sondern auf der Menschen Konto geht. Denn wer fängt die Kriege an? Fängt Gott sie etwa an? Nein, wir sind es, die nach den Waffen greifen und uns gegenseitig die Bajonette in den Leib rammen. Und mit den Hungerkatastrophen ist es ebenso: Lässt Gott auf Erden etwa nicht genug wachsen, dass alle davon satt werden könnten? Oh, doch! All die Hungertoten gehen auf unser Konto, weil wir nicht Willens oder in der Lage sind, das Vorhandene gerecht zu verteilen. Und was ist mit den Erdbeben? Für die meisten Toten sind Baufirmen verantwortlich. Menschen errichteten die schlechten Häuser, die beim Erdbeben zu Todesfallen werden. Bevor wir also Gott anklagen, sollten wir zuerst einmal uns selbst anklagen.

Zweitens: Bevor wir Gott anklagen, sollten wir überlegen, auf welcher Rechtsgrundlage wir gegen ihn klagen wollen. Denn das ist ja klar: Wenn wir das Leid, das uns widerfährt, als Unrecht Gottes empfinden, dann unterstellen wir, wir hätten einen Anspruch darauf, von Leid verschont zu bleiben. Aber haben wir den wirklich? Gibt es ein Menschenrecht auf ein langes und glückliches Leben? Gibt es einen Anspruch auf Zufriedenheit, den wir gegen Gott geltend machen könnten? Nein. Gewiss ist die Trauer groß, wenn einer von uns nicht mit 80 oder 90, sondern schon mit 30 oder 40 Jahren stirbt.

Aber bitte: Hatte er denn bei seiner Geburt einen Garantieschein dabei? Hat Gott irgendeinem von uns eine bestimmte Lebensdauer versprochen? Nein. Darum muss man es einmal deutlich sagen: Was immer Gott uns widerfahren lässt, ist niemals Unrecht, weil wir Menschen gegenüber Gott keine Rechte haben. Nimmt er uns die Familie, nimmt er uns die Gesundheit, nimmt er uns das Leben, so nimmt er doch nichts, was ihm nicht gehörte. Wir schreien, als sei er ein Räuber, in Wahrheit ist er aber der Eigentümer, der lediglich eine Leihgabe zurückholt.

Drittens: Wenn wir nach dem Ursprung des Leidens fragen – wenn wir fragen, warum Gott Leid bewirkt oder zumindest zulässt – müssen wir uns die Gegenfrage gefallen lassen, ob wir im gleichen Maße, wie wir über Böses klagen, auch für Gutes gedankt haben. Nicht? Dann sind wir entlarvt als heuchlerische Kläger, die Gott nur ins Spiel bringen, weil sie einen Sündenbock brauchen. Das unverdiente Gute, das er uns schenkt, nehmen wir wie selbstverständlich hin – ohne ein Wort des Dankes. Wehe aber, wenn uns vermeintlich unverdientes Leid zustößt – dann schreien wir Zeter und Mordio und beklagen uns über Gott. Unglaublich macht das unsere Klage. Denn in Wahrheit ist der Ursprung des Guten in der Welt ein mindestens ebenso großes Rätsel wie der Ursprung des Bösen (und verdiente mindestens ebenso viel Aufmerksamkeit).

Viertens: Bevor wir darüber klagen, es geschehe uns Unrecht, sollten wir überlegen, ob uns nicht vielleicht Recht geschieht. Es könnte ja schließlich sein, dass viel von dem Leid, das Gott uns und anderen widerfahren lässt, nichts weiter ist als gerechte Strafe. Wenn einer immer hartherzig war und dann im Alter einsam ist – geschieht ihm etwa Unrecht? Wenn einer säuft und deswegen einen schweren Autounfall hat – geschieht ihm etwa Unrecht? Wenn einer in der Ehe untreu ist und wird von seiner Frau verlassen – geschieht ihm etwa Unrecht? Wenn einer seine Kinder vernachlässigt und sie missraten ihm – geschieht ihm etwa Unrecht? „Nein“ würden wir spontan sagen. Und doch: Oft vergehen diese Menschen vor Selbstmitleid und beklagen sich bitterlich, weil Gott ihr Unglück zugelassen hat. Entschuldigung, muss man dann sagen: Ist Gott denn verpflichtet, dich vor den Folgen deiner Dummheit zu bewahren? Gräbst du eine Grube, fällst selbst hinein – und gibst Gott die Schuld?

Fünftens schließlich muss uns nach alledem bewusst werden, dass es uns nicht zusteht, Gott auf die Anklagebank zu zerren. Gott kann niemals Angeklagter sein, weil Gott keinem Gesetz unterliegt. Vielmehr ist sein Wille das Gesetz, dem wir unterliegen. Gott schuldet niemandem etwas, wir aber schulden alles Gott. Nicht er hat uns, wir haben ihm Rechenschaft zu geben. Kein Richter ist über Gott, Gott aber ist Richter über alles.

Wer also anklagend mit dem Finger auf Gott zeigt, stellt die wahren Verhältnisse auf den Kopf und wird erleben, dass Gott sich auf diese Rollenverteilung nicht einlässt. Denn die Ankläger Gottes tun etwas sehr Überhebliches: Sie fordern, Gott solle die Welt so regieren, wie es ihren Vorstellungen entspricht, oder er solle am besten aufhören Gott zu sein. Sie wollen Lehrer der Gerechtigkeit sein, Gott dagegen soll als Schüler zu ihren Füßen sitzen. Absurderes aber lässt sich nicht denken. Darum ist es besser zu schweigen als Gott gegenüber diesen falschen Ton anzuschlagen...

2. Gott im Leiden an unserer Seite finden

Aus Obigem ergibt sich, dass Gott über unsere Anklagen erhaben ist. Und das bleibt festzuhalten. Nur darf man daraus nicht folgern, Gott sei über das Leid als solches erhaben, er schwebe also unberührt und unangreifbar über dem Elend, über den Tränen, über dem Blutvergießen. Denn das tut er keineswegs. Zwar vertraten immer wieder gelehrte Männer solche Vorstellungen von einem ungerührten Gott. Und manche meinten sogar, gerade das mache Gottes Gottheit aus, dass er von Leid, Tod und Trauer nicht berührt werden könne. Christlich sind solche

Vorstellungen aber nie gewesen. Denn für das christliche Gottesbild ist Gottes Offenbarung in Christus maßgebend. Und die zeigt Gott nicht "über", sondern "im" Leid. Gott ist nämlich in Christus total „heruntergekommen“.

Er scheut nicht den Dreck des Stalles zu Bethlehem und nicht den Foltertod am Kreuz. Unser Gott schwitzt Blut und Wasser im Garten Gethsemane, er kennt Versuchung, Angst und Verlassenheit, er setzt sich mit Prostituierten und Verbrechern an einen Tisch, wird verraten und geschlagen, eingesperrt, ausgelacht und angespuckt. Und darin liegt für uns etwas sehr Tröstliches. Denn wer als Christ leidet, darf wissen, dass es keine Not gibt, die Gott nicht kennt, und keinen Schmerz, den er nicht versteht – unser Gott hat Leid am eigenen Leibe erfahren. Wenn wir mit Klagen und Tränen vor ihn kommen, dann weiß er also, wovon wir reden. Und welchen Kelch des Leides er uns auch zu trinken gibt – wir dürfen gewiss sein, dass er ihn selbst schon geleert und seine Bitternis geschmeckt hat.

Gottes Stehen auf der Seite der Leidenden ist schon der erste Teil seiner Antwort auf das Leid der Welt. Hört er unser Klagen, so zeigt er uns das Kreuz Christi und sagt zu uns: „Schaut her: Ich stehe an eurer Seite inmitten des Leides. Ich schwebe nicht darüber in sicherem Abstand, sondern ich bin mittendrin. Ich leide mit euch. Und ich leide mit euch, damit das Leid einmal endet. Ich zähle eure Tränen – und ich verspreche, dass sie einmal getrocknet werden. Ich sehe jedes Kind, das geschlagen wird, jeden Gefolterten und jeden Ermordeten – und ich verspreche euch, dass das Unrecht, das ihnen widerfährt, gesühnt werden wird. Ich selbst, spricht Gott, habe jeden dieser Schläge gespürt und habe mein Blut vergossen, ich selbst bin in den Tod gegangen. Doch nicht, damit er siege, sondern damit er besiegt werde.

Ich bin sein Gefangener geworden, um das Gefängnis zu sprengen und die Gefangenen herauszuführen. Durch die Auferstehung Christi habe ich den Weg ins Freie gebahnt. Und ich verspreche, dass ich auf meinem Weg keines der Opfer vergessen werde – nicht einmal die, die ihr selbst schon vergessen habt.“

3. Leid durch Annahme überwinden

Höre ich diese Botschaft, so kann ich daraufhin mein Verhalten ändern. Statt sinnlos gegen einen Gott anzurennen, an dessen Überlegenheit meine Anklage abprallt, kann ich Gott neben mir entdecken. Ich kann seiner Gegenwart gewiss sein mitten in der Erfahrung des Bösen. Und noch mehr: Ich kann von ihm lernen, wie man Böses zum Guten wenden und nutzen kann. Denn er versteht sich auf diese Kunst. Oder war die Kreuzigung etwa nicht gemeint als Vernichtungsschlag gegen Christus? Christus aber hat aus dem Gipfel der Bosheit Gutes entspringen lassen, indem er das Leiden annahm und es annehmend überwand und besiegte.

Eine ähnliche Möglichkeit, Übles zum Guten zu kehren, steht auch uns offen. Denn wenn wir wissen, dass Gott uns liebt, können wir auch leidvolle Erfahrungen aus seiner Hand entgegennehmen, ohne zu murren. Und warum? Weil das Evangelium die Erwartung begründet, dass uns auch das Schmerzvolle, das Gott uns zukommen lässt, zum Besten dienen soll. Wir unterstellen also, dass er uns auch mit dem scheinbar Schädlichen nicht schaden, sondern helfen will. Und konkret heißt das, das eigene Leid produktiv zu deuten und mit Sinn zu erfüllen, indem wir uns folgende Fragen stellen:

Kann mein Leiden eventuell hilfreich sein beim Abbau alter Schwächen? Können die schmerzhaften Schläge, die mich treffen, vielleicht produktiv sein, wie die Schläge eines Bildhauers, die einem Steinbrocken schönere Gestalt verleihen? Gehört der Schmerz vielleicht zu einem Reifungsprozess, der mich voranbringt auf dem Weg des Glaubens?

Ein schmerzlicher Verlust kann uns einüben in die Trennung von irdischen Gütern und falschen Idolen. Er kann befreien von alten Bindungen und kann Wege eröffnen, von denen man

nichts ahnte. Man kann Leid annehmen als eine Probe des Glaubens, in der der Glaube belastet wird, aus der er aber gekräftigt hervorgeht wie ein Muskel aus dem Training.

Vielleicht versetzt uns Gott einen Schlag als notwendigen Dämpfer und als Warnung auf Abwegen. Vielleicht schickt er uns in eine Schule der Dankbarkeit. Vielleicht fordert er uns heraus, Menschen in ähnlicher Not zu helfen. Vielleicht sollen wir uns üben in Geduld und Hoffnung, vielleicht im zähen Widerstehen, vielleicht aber auch in vertrauensvoller Ergebung.

Für all das gibt es biblische Beispiele. Und ein jeder hat viele Möglichkeiten, sein Leiden positiv zu interpretieren, so dass es ihm zum Besten dient. Nur, dass die Entscheidung dem Betroffenen selbst überlassen bleiben muss. Niemand kann einem anderen zudiktieren, auf welche Weise er sein Leid annehmen soll. Niemand darf sich anmaßen, einen Leidenden darüber zu belehren, welchen guten Sinn sein Leiden hat. Aber ein Leidender kann sich – in der Zuversicht, dass Gott es zuletzt nicht böse mit ihm meint – selbst auf die Suche begeben nach dem positiven Ertrag seiner Prüfung. Und dann kann (sehr zum Ärger Satans) auch großer Schmerz fruchtbar werden: In ähnlicher Weise fruchtbar wie Christi Leiden am Kreuz.

4. Gottes Antwort nicht vorgeifen

Nun – vielleicht meint nun jemand, das alles sei gesagt, um der schwierigen Frage nach dem Leid auszuweichen. Will da einer die Frage umgehen, weil er keine Antwort weiß? Doch damit hätten sie mich missverstanden. Denn ich gestehe ganz freimütig, dass ich keine rational befriedigende Antwort weiß, dass mich dieses Nicht-Wissen manchmal quält, und dass das Rätsel des Leidens zu den Dingen gehört, nach denen ich Gott fragen werde, wenn ich einmal vor ihm stehe. Bis dahin aber will ich nicht den Fehler machen, den Hiobs Freunde begingen, als sie Hiobs Leid so scharfsinnig „erklärten“. Denn ich erwarte nicht, dass die Antwort von menschlicher Vernunft erdacht und erklügelt wird (mit den Büchern derer, die an dieser Aufgabe gescheitert sind, kann man Bibliotheken füllen). Vielmehr erwarte ich, dass Gott seine Antwort selbst gibt, wenn die Zeit gekommen ist. Genauer gesagt: Ich unterscheide zwischen drei Zeiten und drei Lichtern, wie es auch Martin Luther getan hat.

Das erste Licht ist das Licht der Natur und der natürlichen Vernunft, das allen Menschen, auch den Heiden, gegeben ist, damit sie sich in der Welt zurechtfinden. In diesem Lichte ist vieles erkennbar, vieles aber bleibt auch im Dunkel. So gibt uns z.B. die Vernunft keine Antwort auf die Frage, wie denn die Menschheit von der Last ihrer Schuld befreit und wie Sünde vergeben werden kann. Dieses Rätsel wurde erst gelöst, als das zweite Licht, das Licht des Evangeliums, hinzukam. Durch das Licht des Evangeliums lernten wir Jesus Christus als Erlöser kennen, und schon war das genannte Rätsel kein Rätsel mehr. Doch auch das Licht des Evangeliums lässt noch gewisse Fragen im Dunkeln – und die Frage, warum Gott so viel Leid zulässt, gehört dazu. Weil uns die Bibel hier keine Auskunft gibt, kommen wir in dieser Frage vorläufig nicht weiter. Aber wir dürfen erwarten, dass am jüngsten Tage noch ein drittes Licht, das Licht der Herrlichkeit, aufgehen wird, das heller sein wird als das Licht des Evangeliums, so wie schon das Licht des Evangeliums heller war als das Licht der Natur. Und weil uns Gott im Licht seiner Herrlichkeit dann unmittelbar gegenübertritt, ist zu erwarten, dass die Fragen, die uns heute noch quälen, leicht zu beantworten sein werden.

Dann nämlich wird uns ein Licht aufgehen, das heller ist als das Licht unserer Vernunft und unseres angefochtenen Glaubens. Es wird dann klar vor unseren Augen liegen, warum alles so sein musste, wie es war. Und alle weiteren Fragen werden sich erübrigen. Durch die Hoffnung auf diesen Moment, der hoffentlich bald kommt, tröste uns Gott...

Vorsehung und Führung

Der Begriff der „Vorsehung“ ist aus verschiedenen Gründen sehr aus der Mode gekommen. Ältere Menschen haben noch in ungueter Erinnerung, dass Adolf Hitler sich gern als Instrument der „Vorsehung“ darstellte und seine „Sendung“ damit religiös überhöhte. Politisch Engagierte fürchten, der Vorsehungsglaube würde die Eigenverantwortung des Menschen ersticken und ihn „schicksalsergeben“ machen. Und auch Theologen vermeiden das Thema, weil es unangenehme Fragen nach sich zieht. Je deutlicher man sagt, dass Gott den Lauf dieser Welt lenkt, desto schwerer ist zu erklären, warum soviel Leid darin enthalten ist. Diese Verantwortung würde man lieber dem „Zufall“ oder der „Willensfreiheit“ des Menschen zuschreiben. Doch die Bibel verstellt diese Ausflüchte und hält ihren klaren Vorsehungsglauben dagegen:

„Des Menschen Herz erdenkt sich seinen Weg; aber der HERR allein lenkt seinen Schritt.“ – so steht es schon im Alten Testament. Und auch Jesus lässt keinen Zweifel daran, dass Gott das Weltgeschehen bis ins Detail bestimmt. Nicht einmal ein Sperling, sagt er, fällt auf die Erde, ohne dass es der Vater im Himmel weiß und will (Mt 10,29).

Das freilich versteht sich nicht von selbst und hat den Augenschein gegen sich. Denn das Leben wirkt nicht gerade wie ein „planmäßiger“ Ablauf. Sind die Wege der Menschen nicht arg verwickelt? Sind die Wechselfälle des Schicksals nicht unberechenbar? Sind wir nicht Spielball vieler, vieler Zufälle? Sieht unser Leben im Resultat wirklich nach göttlicher Ordnung und Führung aus?

Nun: Zweifel in dieser Sache sind nur zu verständlich. Und trotzdem sollten wir nicht vorschnell urteilen. Denn wenn wir den Plan nicht erkennen, der dem Geschehen zugrunde liegt, muss das nicht heißen, dass es keinen Plan gibt. Es könnte auch einfach daran liegen, dass wir die Zusammenhänge nicht so überblicken, wie Gott sie überblickt, und dass in unseren Augen chaotisch erscheint, was aus Gottes Perspektive durchaus seine Ordnung hat. Ja, die Bibel selbst kennt unsere Einwände und gibt uns für Gottes Vorsehung schöne Beispiele an die Hand:

Erinnern sie sich z.B. an die verwickelte Lebensgeschichte des Josef, die uns im 1. Buch Mose erzählt wird? Josef war einer der zwölf Söhne Jakobs und war des alten Vaters Liebling. „Den zieht der Vater vor. Der bekommt immer etwas geschenkt!“, sagten die anderen Brüder und waren nicht ohne Grund neidisch. Denn der Vater hatte Josef ein besonders schönes Gewand geschenkt. Und obendrein erzählte ihnen Josef eines Tages von den Träumen, die er gehabt hatte:

Die Getreide-Garben der Brüder auf dem Feld verneigten sich tief vor Josefs Garbe. Und auch elf Himmelskörper – Sonne, Mond und Sterne – verbeugten sich vor Josef. Mit solchen Träumen macht man sich nicht beliebt. Und außerdem hatte Josef die Unart, seine Brüder beim Vater zu verpetzen. Der Vater setzte ihn als „Spion“ gegen die älteren Brüder ein. Und das konnte auf die Dauer nicht gut gehen. Eines Tages, als Josef zu seinen Brüdern auf die Weideplätze kam, fassten sie den Plan, sich des ungeliebten Bruders zu entledigen. Sie rissen ihm das bunte Gewand vom Leib, tauchten es in Tierblut, schickten es dem Vater und meldeten, Josef sei von einem wilden Tier gefressen worden. Tatsächlich aber warfen sie Josef für kurze Zeit in eine Grube und verkauften ihn dann als Sklaven an eine Karawane, die auf dem Weg nach Ägypten war.

Dort in Ägypten wurde er an den hohen Staatsbeamten Potifar verkauft, für den Josef ein Landgut verwaltete. Doch unglücklicherweise fand auch Potifars Frau Gefallen an Josef. Der Israelit blieb standhaft, doch aus der enttäuschten Liebe der Frau Potifar wurde Hass. Sie be-

schuldigt Josef, er habe sich an ihr vergangen, und prompt landet Josef im Gefängnis. Er begegnet dort zwei Gefangenen des Pharaos und kann bei ihnen seine Begabung, Träume zu deuten, unter Beweis stellen.

Die Träume des Mundschenks und des Bäckers des Pharaos erfüllen sich, genau so wie es Josef vorausgesagt hat. Und als der Pharaos selbst von Träumen geplagt wird, die ihm seine Weisen nicht zu deuten wissen, erinnert sich der Mundschenk an Josef. Josef wird vor den Pharaos geholt, und interpretiert ihm nicht nur seine Träume von den sieben fetten und sieben mageren Kühen als Jahre guter Ernten und Jahre der Dürre, sondern er gibt zugleich Ratschläge, wie das Problem zu meistern ist.

So wird Josef zum „Wirtschaftsminister“ des Pharaos befördert, und nach dem Abstieg ins Gefängnis folgt eine unerwartet steile Karriere. Ein paar Jahre später herrscht auch in Israel Dürre, so dass der alte Vater Jakob mit seinen Söhnen Hunger leidet. Die Söhne ziehen darum nach Ägypten und kaufen Getreide beim Wirtschaftsminister des Pharaos, ohne in diesem hohen Herrn ihren Bruder Josef zu erkennen. Josef hingegen erkennt sie, ohne sich zu offenbaren, stellt sie mehrfach auf die Probe und lässt sie unter dem Vorwand, sie hätten ihn bestohlen, gefangensetzen. Zuletzt aber gibt sich Josef seinen Brüdern zu erkennen und lädt sie sogar ein, sich samt ihren Familien im fruchtbaren Ägypten anzusiedeln.

So gelangen die Stammväter Israels nach Ägypten, wo sie später zu einem großen Volk werden. Als aber der alte Jakob stirbt, da bekommen es die Brüder noch einmal mit der Angst zu tun und fürchten, Josef werde nun Rache an ihnen nehmen, weil sie ihn einst in die Sklaverei verkauften. Doch da sagt Josef den entscheidenden Satz, der die Quintessenz der gesamten Geschichte bildet: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, um zu tun, was jetzt am Tage ist, nämlich am Leben zu erhalten ein großes Volk“ (1. Mo. 50,20).

Ja wirklich – es nimmt ein gutes Ende mit diesem Josef und er erkennt im Rückblick, dass sein verschlungener Weg nötig war, damit seine Traumdeutung eine Hungersnot in Ägypten verhindern konnte. So hatte es Gott gewollt und gefügt – und das es gelang, scheint im Blick auf die Vorgeschichte mehr als erstaunlich. Denn verwickelter als der des Josef, kann kaum ein Lebensweg sein. Von allen Menschen, die am Geschehen beteiligt sind, hat keiner auf das gute Ende hingesteuert. Keiner der Akteure behielt den Überblick, alle verfolgten nur ihre kleinen, egoistischen Ziele – und trotzdem haben all die großen und kleinen Fehler das gute Ende nicht verhindert, sondern herbeigeführt!

Man denke nur einmal an den alten Jakob, Josefs Vater. Warum hat er seinen „Lieblingssohn“ den anderen vorgezogen und verwöhnt? Hätte der Vater nicht wissen müssen, dass er damit Konflikte zwischen seinen Söhnen heraufbeschwor? Wer eines seiner Kinder bevorzugt, muss doch wissen, dass er den Neid der anderen weckt!

Und bei Josef war der pädagogische Fehlgriff offenkundig! Denn wie die Träume beweisen, bildet sich Josef gewaltig etwas ein. Josef wird überheblich und ist obendrein noch so dumm, den Brüdern von seinen Träumen zu erzählen, und sich ihren Hass zuzuziehen.

Es war schließlich damit zu rechnen, dass den Brüdern die menschliche Größe fehlen würde, um die Träume Josefs einfach zu belächeln. Josef war wirklich ein Angeber. War er nicht selbst schuld, wenn die Anderen ihn nicht mochten?

Freilich – auch die Brüder tragen Schuld. Wenn schon nicht um Josefs, so hätten sie doch wenigstens um des Vaters willen ihr Aggressionen zügeln müssen. Sie mussten wissen, wie es den Vater schmerzen würde, wenn sie ihm das blutige Gewand des Josef zusammen mit einer dicken Lüge auftischen.

Man sieht: In dieser Geschichte handeln alle aus niederen Beweggründen oder zumindest aus menschlicher Schwäche heraus – genau wie im richtigen Leben. Und doch schreibt Gott auf diesen krummen Linien gerade, verwandelt sozusagen Dreck in Gold und führt das Ganze zu einem guten Ende. Keiner der Akteure kann sich dabei ein Verdienst zuschreiben, denn jeder kochte sein eigenes Süppchen. Jeder spielte sein eigenes Spiel. Und doch trägt jeder – ohne es zu ahnen – seinen Teil dazu bei, dass die Heilsgeschichte ihren Gang nimmt, dass Gottes Plan aufgeht, und das Volk Israel nach Ägypten kommt.

Schließlich: Wenn die Karawane nicht nach Ägypten, sondern nach Babylon gezogen wäre, dann wäre Josef keiner Frau Potifar begegnet. Dann aber wäre er nicht im Gefängnis gelandet, hätte keine Träume des Pharaos deuten und seine Brüder nicht nach Ägypten holen können. Alles wäre anders gekommen! Wenn Potifar nicht im falschen Moment außer Haus gewesen wäre, wenn er seine Frau besser gekannt und durchschaut hätte oder sich seine Frau in einen anderen verliebt hätte: Alles wäre anders gekommen! Wenn Josef nicht die Bekanntschaft mit dem Mundschenk und Bäcker im Gefängnis gemacht hätte, wenn die beiden ihre Träume für sich behalten hätten oder Josef diese Begabung, Träume deuten zu können, nicht gehabt hätte: Alles wäre anders gekommen!

Keiner dieser Menschen wusste etwas von der Tragweite seines Tuns. Jeder dachte nur an seine Haut. Und doch haben sie alle – ohne es zu wollen oder zu wissen – Gottes Ziel erreicht. Ein Mensch durchkreuzte ständig die Pläne der anderen – und am Ende ging nur Gottes Plan auf. Josef aber ist der Einzige, der das am Ende begreift, und auch die Ironie erkennt, die der Sache innewohnt. Denn am Anfang stehen diese ärgerlichen Phantasien Josefs, der träumt, seine Brüder müssten sich vor ihm verneigen. Dann versuchen seine Brüder die Erfüllung dieses Traumes zu verhindern, indem sie Josef nach Ägypten verkaufen. Und am Ende haben sie genau mit dieser Untat herbeigeführt, was sie verhindern wollten. Denn sie stehen vor Josef, dem Wirtschaftsminister des Pharaos, und verneigen sich vor ihm...

Gottes Vorsehung ist geprägt von einem eigenwilligen Humor! Und doch geht uns die Sache noch viel tiefer etwas an, weil es hier nicht um das Einzelschicksal des Josef geht, sondern zugleich auch um unseres. Es ist nämlich auch unser Leben ein unentwirrbares Geflecht von eigenen Entscheidungen und schicksalhaften Verkettungen, von schuldhaftem Verhalten, Irrtümern und sogenannten „Zufällen“. Ein heilloses Durcheinander ist unser Dasein – aus menschlicher Sicht. Und doch dürfen wir glauben, dass unser Leben zugleich, so wie Josefs Leben, Teil eines übergeordneten göttlichen Planes ist.

Es sieht nicht danach aus, weil vordergründig die Menschen handeln und man sich sagt: Wenn ich damals nicht mit dem und dem in die Schule gegangen wäre... Wenn ich in jenem Jahr nicht im Süden, sondern im Norden Urlaub gemacht hätte... Wenn ich an jenem Morgen nicht verschlafen hätte... Alles wäre anders gekommen! In Wahrheit aber ist das wirre Geflecht von Zufällen, Entscheidungen und Zwängen nur der Vordergrund, und schaut man auf den Hintergrund, so ist es alles Gott Führung.

Diesen Hintergrund des Weltspektakels zu sehen, das sollten wir üben – und sollten darin nicht nachlassen. Denn es ist sehr tröstlich, auf Gottes unsichtbares Regieren zu vertrauen, und ist manchmal das Einzige, worauf man vertrauen kann. Denn anders als wir Menschen kann Gott auch auf krummen Linien grade schreiben und kann aus bösen Plänen gute Folgen erwachsen lassen, wie er es bei Josef tat.

Josefs Geschichte kann uns daher Mut machen, Gottes Vorsehung auch dort zu bejahen, wo wir sie nicht verstehen. Und sie sollte uns helfen, uns selbst weniger wichtig zu nehmen, weil doch mitten in dem Chaos, das wir anrichten, immer zugleich Gottes verborgene Hände tätig sind, die auf unmerkliche, aber effektive Weise regieren, führen und ordnen. Es wird regiert!

Dass wir's aber ab und zu sehen und spüren und dem himmlischen Regieren auch dann vertrauen, wenn wir es nicht spüren, das verleihe uns Gott...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Führung

Kommt Ihnen Ihr Leben manchmal chaotisch vor? Und wundern Sie sich im Rückblick auf Jahre und Jahrzehnte über die merkwürdigen Wendungen, die Ihr Leben genommen hat? Es geht vielen nachdenklichen Menschen so. Denn wer über längere Zeiträume hinweg die Absichten seines Handelns mit den Folgen vergleicht, kann oft nur mit dem Kopf schütteln.

Die Faktoren, die über Erfolg und Misserfolg unseres Tuns bestimmen, sind nämlich zu vielfältig, und ihr Zusammenspiel ist zu wenig vorhersehbar, als dass langfristige Planungen möglich wären. Eine zufällige Bekanntschaft genügt, ein verpasster Anruf, eine unachtsame Sekunde am Steuer, ein kleines Missverständnis – und die Dinge entwickeln sich völlig anders als erwartet.

Was zunächst wie eine Dummheit aussieht, kann sich später als glückliche Fügung erweisen. Und mit einem scheinbar cleveren Schachzug hat sich schon mancher nachhaltig ins „Aus“ manövriert. Immer wieder kommt es anders als man denkt. Und der Mensch, der sein Leben gern unter Kontrolle hätte, ärgert sich darüber. Denn die Abläufe und Geschichten, die er sorgsam plant, die schreibt ihm das Schicksal einfach um. Er ordnet sein Leben säuberlich. Doch ein unerwarteter Windstoß wirbelt alles wieder durcheinander. „Welch eine Willkür!“ denkt er dann: „Welch eine Unvernunft!“ Aber stimmt das wirklich?

Ist dort, wo wir keine Ordnung sehen, nur Chaos und Improvisation? Oder könnte eine verborgene Ordnung darin walten, eine höhere Vernunft, die wir nur nicht verstehen? Vielen ist es gar nicht mehr bewusst. Aber der christliche Glaube rechnet genau mit solch einer hintergründigen Ordnung. Er rechnet im Großen wie im Kleinen mit der Vorsehung Gottes. Er rechnet überall in Natur und Geschichte mit der verborgenen Gegenwart und Wirksamkeit des Schöpfers. Und er gewinnt dadurch zu dem, was andere Leute „Zufall“, „Schicksal“, „Pech“ und „Glück“ nennen, ein viel tieferes Verhältnis. Es lässt sich in einen Satz zusammenfassen, den J. C. Lavater gesagt haben soll:

„Wir können nicht besser geführt werden, als wir geführt werden.“

Das ist nun freilich eine verblüffende Behauptung, die erst einmal allem Augenschein widerspricht, und die zu unserer scheinbar so „ungeordneten“ Welt gar nicht passen will. Lavaters Satz provoziert, weil er unterstellt, dass wir durch Gottes Vorsehung nicht nur geführt werden, sondern dass wir sogar in der denkbar besten Weise geführt werden. Das klingt ganz unwahrscheinlich, wenn man an seine letzte Erkältung denkt, an berufliche Rückschläge, versäumte Fristen, vertane Zeiten, vergebliche Mühen, überflüssigen Streit, Zahnschmerzen, lästige Besucher und Erdbeben. Denn wenn wir nicht besser geführt werden können, als wir geführt werden, dann müssen auch diese Dinge irgendwie in Gottes Vorsehung inbegriffen sein.

Ja: Aus Lavaters These folgt sogar, dass es für mich schlechter wäre, wenn ich jene Zahnschmerzen nicht gehabt hätte! Denn wenn Gott mir den Gang zum Zahnarzt nicht ersparte, wird er auch dafür – wie für alles andere – einen guten Grund gehabt haben.

Ich gebe zu, dass es eine Zumutung ist, so zu denken. Es ist mindestens ungewohnt. Und doch kann man diesen Konsequenzen nicht ausweichen, wenn man ernsthaft mit Gott rechnet. Schließlich ist der Gott der Bibel kein schläfriger Gott, der sich müde aus seiner Welt zurückgezogen hätte. Der Gute Hirte, von dem Psalm 23 spricht, ist nicht von der Art, dass er nur ab und zu nach seinen Schafen schaut – und ihr Schicksal ansonsten dem Zufall überlässt.

Gott steht dem Weltgeschehen nicht passiv gegenüber, um nur dann und wann einzugreifen. Der Allmächtige kann nicht umgangen und der Allwissende nicht überrascht werden. Vielmehr: Wenn Gott uns führt, dann führt er uns immer. Und dann führt er uns auch nicht in dilettantischer, sondern in der für uns besten Weise.

Diese „beste“ Weise, muss für uns keineswegs „angenehm“ sein! Was uns nach Gottes Ratsschluss gut tut, ist nicht unbedingt das, was wir gut finden. Aber wenn wir Gottes Regieren ernst nehmen, dann gibt es nichts, was in seinem Plan nicht irgendeinen Sinn hätte. Es gibt keinen Zufall. Und es gibt auch nichts, was tatsächlich „hätte anders kommen können“. Denn wenn Gott unsere Schritte lenkt, dann stümpert er nicht herum. Gott würfelt nicht. Was er will, geschieht. Und was er plant, trifft ein.

Hören wir deswegen auf zu planen und zu handeln? Nein. Natürlich nicht. Aber wir können uns vornehmen, uns über die vielen Querschläger und Stolperfallen auf unserem Weg nicht allzu sehr zu ärgern. Denn Gottes Plan ist klüger als unserer. Er weiß besser, was für uns gut ist, als wir selbst es wissen. Und wenn er uns Umwege führt, dann denkt er sich etwas dabei. So ist es denn gar nicht nötig, dem Leben die Ordnung aufzuzwingen, die wir uns erträumen. Vielmehr ist es nötig und heilsam, wenn wir Gottes Ordnung respektieren, die schon längst in unserem Leben waltet.

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken“, spricht der Herr „und eure Wege sind nicht meine Wege, sondern soviel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken“ (Jes 55,8-9). Dass wir aber lernen, uns darüber nicht sinnlos zu ärgern – dazu helfe uns Gott...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Menschwerdung

Ich möchte ihnen eine Geschichte erzählen, die mit Weihnachten auf den ersten Blick nichts zu tun hat. Denn die Geschichte spielt nicht in Bethlehem und auch nicht hier bei uns, sondern im fernen China:

Es ist schon lange her, da veranstaltete der Kaiser von China ein großes Fest. Viele angesehene Bürger aus dem ganzen chinesischen Reich lud er zu sich ein in seinen kaiserlichen Palast. Und die meisten von ihnen kamen in vornehmen Kutschen angefahren. Elegante Herren waren da zu sehen, wie sie den Damen aus dem Wagen halfen. Und natürlich trugen sie alle die feinsten Festgewänder. Denn jeder war stolz, ein Gast des Kaisers zu sein. Doch hatte es am Abend des Festes zu regnen begonnen. Und so bildeten sich vor der Toreinfahrt große Pfützen. Da kam ein Wagen angefahren und hielt vor dem Tor. Ein vornehm gekleideter, älterer Herr stieg aus, blieb aber am Trittbrett seiner Kutsche hängen – und fiel der Länge nach in eine Pfütze.

Mühsam erhob er sich wieder. Es war nichts weiter passiert. Nur war er von oben bis unten beschmutzt – und wurde deswegen sehr traurig. Denn so, wie er jetzt aussah, konnte man sich auf einem Fest des Kaisers nicht sehen lassen. Einige Gäste machten spöttische Bemerkungen über die Ungeschicklichkeit des alten Mannes. Und ein Diener, der den Vorfall beobachtet hatte, meldete das Ganze seinem Herrn, dem Kaiser. Der eilte sofort hinaus und konnte den beschmutzten Gast gerade noch erreichen, als dieser schon nach Hause fahren wollte. Der Kaiser bat den Gast, doch zu bleiben – ihm würde der Schmutz an seinen Kleidern nichts ausmachen. Doch der Gast hatte Angst vor den Blicken und dem Getuschel all der feinen Leute. Er schämte sich seines Aufzugs. Seine Ungeschicklichkeit war ihm peinlich und lehnte darum ab.

Was aber tat der Kaiser? Man glaubt es kaum: Der Kaiser ließ sich mit seinen schönen Gewändern in dieselbe Pfütze fallen, so dass auch er von oben bis unten voller Dreck war. Dann aber nahm er seinen Gast an der Hand und zog ihn mit sich. Sie gingen zusammen in den Palast – mitten hinein in den festlich geschmückten Thronsaal. Und keiner der dort Versammelten wagte es, auch nur ein Wort gegen den schmutzigen Gast zu sagen!

Nun, man könnte meinen, das sei nur eine schöne Geschichte über Gastfreundschaft – und nichts weiter. Aber ich meine, es steckt viel mehr darin. Denn für mich ist die Geschichte ein Gleichnis dessen, was sich zu Weihnachten zwischen Gott und uns Menschen ereignet hat. Gott ist nämlich ähnlich freundlich, wie jener Kaiser von China. Er hat uns Menschen eingeladen in sein himmlisches Reich. Er will dort mit uns und allen Engeln zusammen sein und feiern. Und Gottes Reich ist noch viel herrlicher als ein kaiserlicher Palast. Wir Menschen aber sind jenem Gast ähnlich – dem alten Herrn. Denn wir haben zwar gute Vorsätze und würden gern an Gottes Fest teilnehmen. Wir sind stolz auf die ehrenvolle Einladung. Wir versuchen uns auch passend zu kleiden. Aber bevor wir bei Gott ankommen, fallen wir in den Dreck.

Schwäche und Egoismus nennt man diesen Dreck. Neid und Bosheit. Schuld und Unglaube heißt der Schmutz. Und wir sind damit besudelt von oben bis unten. So sehr, dass wir uns vor Gott und seinen Engeln schämen müssen. Durch eigene Ungeschicklichkeit sind wir so schmutzig, dass man uns unmöglich in den Himmel lassen kann. Denn als Sünder passen wir einfach nicht zu Gott. Wir sind seiner Gemeinschaft nicht würdig. Wir beleidigen seine Augen. Wir haben nichts zu suchen – dort, wo die Heiligen sind.

Was aber tut Gott? Man glaubt es kaum! Er wirft sich der Länge nach in dieselbe Pfütze – oder biblisch gesprochen: Gott verlässt den Himmel und wird Mensch. Er macht sich uns gleich. Er

teilt unsere peinliche Situation. Er nimmt unsere Gestalt an und legt sich als Kind in die Krippe von Bethlehem.

Ja: Gott wird einer von uns und stellt sich uns an die Seite, damit wir uns nicht mehr schämen müssen. Gott belastet sich mit unserem Schmutz, er lädt unseren Fluch auf sich, und nimmt uns dann an die Hand, um uns in den Himmel zu geleiten. Und meinen sie, einer der Engel würde es jetzt noch wagen, über uns schmutzige Gäste zu lachen? Meinen sie, einer der Heiligen würde die Nase über uns rümpfen, nachdem Gott sich uns gleich gemacht hat?

Nein. Gott war sich nicht zu schade, ein Mensch zu werden. Er war bereit, mit uns im Dreck zu liegen, mit uns zu lachen und mit uns zu leiden. Sind wir ihm aber so kostbar, dann überdeckt seine Liebe all unsere Schande. Nimmt er uns bei der Hand, so müssen wir uns nicht mehr schämen, sondern sind geadelt durch seine Nähe. Ist Gott für uns, so kann im Himmel niemand mehr gegen uns sein. Und eben das ist es, was wir an Weihnachten feiern. Denn der Glanz dieses Abends kommt nicht von Kerzen und Lametta. Der Glanz dieses Abends liegt nicht in der Musik oder in den Geschenken. Sondern was heute glänzend sichtbar wird, das ist Gottes Liebe, die uns nicht den Folgen unseres Ungeschicks überlässt.

Wir alle haben diese Liebe nötig – daran ist kein Zweifel. Und darum geben wir Acht, dass wir uns ihr nicht entziehen. Es wäre falsch, in der Pfütze liegen zu bleiben. Und es wäre ebenso falsch, sich abzuwenden und beschämt wieder nach Hause zu fahren. Nein, tun wir das nicht! Denn Gott wäre sehr traurig. Er will uns unbedingt dabei haben, bei seinem Fest – und hat einen hohen Preis bezahlt, um unsere Teilnahme möglich zu machen.

Darum: Lassen wir uns von ihm an der Hand nehmen, sträuben wir uns nicht und zaudern wir nicht, sondern lassen wir uns gefallen, was Gott für uns tat – und tut: Damals in Bethlehem, heute hier, und einst in seinem himmlischen Reich...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Jesu spezielle Gerechtigkeit

Finden sie nicht auch, dass Christus es manchmal übertreibt mit der Barmherzigkeit? Was wir in Matthäus 20,1-16 lesen, ist ein gutes Beispiel dafür. Da werden Tagelöhner eingestellt, um im Weinberg zu arbeiten. Die zuerst kommen, arbeiten den ganzen langen Tag und bekommen den Lohn für einen Tag. Und die zuletzt kommen und nur eine einzige Stunde arbeiten, bekommen auch den Lohn für einen ganzen Tag. Ist das nicht himmelschreiendes Unrecht? Wo kommen wir denn da hin, wenn jeder nicht bekommt, was er verdient, sondern bekommt, was er braucht?

Aber Jesus sagt: So wie dieser Weinbergbesitzer ist Gott – er ist freundlich und barmherzig. Denen, die sich ihr Leben lang über viele Jahrzehnte hin treu und redlich abgemüht haben, um den Weg ins Himmelreich zu finden, denen wird der Lohn zuteil, dass sie eingehen ins Himmelreich. Und denen, die ihr Leben lang nichts von Gott wissen wollten, sondern sich erst auf dem Sterbebett zu Gottes Barmherzigkeit flüchten, wird derselbe Lohn zuteil, dass sie eingehen ins Himmelreich.

Ist das etwa gerecht? Ist das nicht übertriebene Barmherzigkeit? Da sträubt sich etwas in uns. Denn – „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“ – das leuchtet uns ein. Aber Jesus behauptet, bei Gott gäbe es gleichen Lohn für ganz verschiedene Arbeit. „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“ – auch das leuchtet uns ein. Aber Jesus behauptet, Gott habe ein weites Herz für Spätgekommene. „Jeder soll bekommen, was er verdient“ – das leuchtet uns ein. Aber Jesus behauptet, dass wir bei Gott nicht bekommen, was wir verdienen, sondern was wir brauchen. Ist das denn Recht?

Manch einer ist befremdet von jenem Weinberggleichnis und blättert in seiner Bibel lieber darüber hinweg. Doch liest er das Evangelium zu Ende, so holt ihn das Ärgernis spätestens im Bericht von der Passion Christi wieder ein. Denn da stößt er auf jenen „Schächer“, der neben Christus gekreuzigt wurde. Dieser Verbrecher findet buchstäblich in den letzten Minuten seines Lebens zu Christus und empfängt doch vollen Lohn – Christus verfährt mit ihm, wie jener Weinbergbesitzer mit den spätgekommenen Arbeitern. Wir lesen im 23. Kapitel des Lukas-evangeliums:

„Es wurden aber auch andere hingeführt, zwei Übeltäter, dass sie mit ihm hingerichtet würden. Und als sie kamen an die Stätte, die da heißt Schädelstätte, kreuzigten sie ihn dort und die Übeltäter mit ihm, einen zur Rechten und einen zur Linken. (.....) Aber einer der Übeltäter, die am Kreuz hingen, lästerte ihn und sprach: Bist du nicht der Christus? Hilf dir selbst und uns! Da wies ihn der andere zurecht und sprach: Und du fürchtest dich auch nicht vor Gott, der du doch in gleicher Verdammnis bist? Wir sind es zwar mit Recht, denn wir empfangen, was unsre Taten verdienen; dieser aber hat nichts Unrechtes getan. Und er sprach: Jesus, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst! Und Jesus sprach zu ihm: Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradies sein.“

Wahrhaftig, diese Zeilen sind ein harter Brocken für alle christlichen Moralisten. Denn machen wir uns klar, was das für ein Mensch war, der da neben Christus gekreuzigt wurde. Er war nicht das Opfer eines Justizirrtums, er war nicht unschuldig wie Christus, sondern er sagt selbst, dass er durch seine Taten verdient hat, so zu sterben. Wenn aber einer von sich selbst sagt, er habe den Galgen verdient, dann können es keine Kleinigkeiten gewesen sein, die er sich hat zu schulden kommen lassen. Dieser Mann hatte sein Leben gründlich verpfuscht. Und doch genügte dieser eine Satz: „Jesus, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst!“ um einen Federstrich zu machen durch die Versäumnisse eines ganzen Lebens. Ist so ein läppi-

sches Sätzchen nicht ein zu geringer Preis für das große Gnadengeschenk, das Jesus jenem Verbrecher zusagt? Wird dadurch nicht allzu sehr der Unterschied verwischt, zwischen einem ernsten, frommen und disziplinierten Leben und einem Leben in Frevel und Gottlosigkeit? Es scheint geradezu unerträglich, dass Christus den mit Recht Verfluchten auf seine bloße Bitte hin dem redlich verdienten göttlichen Gericht entzieht. Und es scheint alle zu beleidigen, die ein Leben lang den mühsamen Kampf des Glaubens gekämpft haben, wenn nun so einer (sozusagen Hand in Hand und gleichauf mit Christus) ins Paradies hineinspaziert. Da sträubt sich etwas in uns gegen solches Übermaß an Gnade.

Wer schließlich sollte noch moralische Anstrengungen unternehmen und ein Leben lang nach dem Guten streben, wenn er am Ende keinen anderen Lohn empfängt als jener Verbrecher? Wer sollte sich ein Leben lang disziplinieren, wenn es genügt, in der Todesstunde noch eben unter den Mantel der Barmherzigkeit zu schlüpfen? Nein, spricht der Moralist in uns. Unterschiede müssen sein. Barmherzigkeit für reuige Sünder: gut. Großzügigkeit gegenüber den Schwächen des Fleisches: gut. Mitleid mit solchen, die durch unglückliche Verhältnisse vom rechten Weg abgekommen sind: auch gut. Aber zu viel ist zu viel. Und die Geschichte vom reuigen Schächer ist zu viel. Oder nicht?

Tatsächlich müssen wir an diesem Punkt innehalten. Denn wir entfernen uns vom Evangelium. Und das kann nicht gut gehen. Der Moralist in uns rennt vergeblich gegen Gottes Wort an. Und der Pädagoge in uns beklagt vergeblich das Übermaß der göttlichen Güte. Schließlich muss man bezweifeln, dass wir uns besser auf die Erziehung des Menschengeschlechtes verstehen als Gott. Und wir müssen uns von Gott fragen lassen, was jener Weinbergbesitzer im Gleichnis die murrenden Arbeiter fragt: „...habe ich nicht Macht zu tun, was ich will, mit dem, was mein ist? Siehst du scheel drein, weil ich so gütig bin?“

In der Tat: Prüfen wir doch einmal, was der tiefere Grund unserer Empörung ist. Vielleicht ist es ja gar nicht die Sorge, Gottes verschwenderische Gnade könnte Menschen zu leichtsinnigem Leben verführen. Vielleicht ist lediglich Neid der Grund unserer Empörung, weil man sich verkniffen hat, was der Schächer sich nicht verkniffen hat?

Ist es der Neid derer, die sich eigentlich auch gern im Schlamm der Sünde gesuhlt hätten? Ist es die Enttäuschung der Dünkelhaften, die für ihr diszipliniertes Leben eine Vorzugsbehandlung erwartet hatten? Manche Christen schauen ja grimmig, wenn andere ihren Schwächen nachgeben, und sagen mit innerer Genugtuung „Ihr werdet schon sehen, was ihr davon habt“. Sie haben ihre Freude an der Vorstellung des Gerichtes, das die anderen erwartet. Sie trösten sich mit dem Gedanken, dass das verwerfliche Tun sich rächen wird. Und sie müssen natürlich enttäuscht sein, wenn einem großen Sünder, wie dem Schächer am Kreuz, das verdiente dicke Ende erspart bleibt. Aber diese Enttäuschung könnte heilsam sein. Denn wir lernen hier etwas über Gottes Maßstäbe, die anders sind als unsere.

Wir neigen dazu, zwischen bösen und guten Menschen einen dicken Strich zu ziehen. Für uns ist ein himmelweiter Unterschied zwischen Verbrechern und anständigen Leuten – und entsprechend teilen wir die Menschheit in zwei Gruppen: In solche, die das Ziel des Lebens verfehlen, und in solche, die das Ziel des Lebens erreichen. Aber für Gott stellt sich die Sache anders da. Legt er nämlich den strengen Maßstab seines Gesetzes an, so verfehlen nicht bloß einige, sondern alle Menschen ihr Ziel. Gewiss sind nicht alle gleich: Manchen geht 1000 Meter vor dem Ziel die Luft aus, und andere sind erst 500 Meter vor dem Ziel am Ende. Aber was macht das schon für einen Unterschied, wenn beide nicht ankommen?

Gewiss mag man sagen, da sei ein besserer und ein schlechterer Verlierer – einer war weit abgeschlagen, und der andere ist an der Aufgabe nur knapp gescheitert. Doch verlieren wir eben alle den Kampf gegen das Böse in uns. Und darum relativiert sich in Gottes Augen der Unter-

schied zwischen „großen“ und „kleinen“ Sündern. Ein anderer Unterschied tritt aber dafür in den Vordergrund. Denn in der Masse der Verlierer gibt es jene, die sich als Verlierer wissen und sich darum nach der Gnade Gottes ausstrecken. Und es gibt jene Verlierer, die sich im Kampf mit der Sünde für Gewinner halten und darum Gottes Gnade missachten.

Jener Schächer am Kreuz gehörte zu der ersten Gruppe. Er wusste genau, dass er sein Leben verpfuscht und sein Ziel verfehlt hatte. Er war ein armer Hund und hatte alles verloren außer der Hoffnung, dass dieser neben ihm gekreuzigte Christus seiner gedenken würde. Genau deshalb aber sagt Martin Luther, der Schächer sei der erste Heilige im Neuen Testament und der erste rechte Doktor der Theologie. Denn er beherrscht die zwei Stücke, auf die es im Glauben ankommt. Zuerst sieht er seine Schuld ein, er anerkennt das Recht seiner Strafe, verzweifelt an sich selbst und beugt sich dem Gericht. Das ist wahre Buße. Dann aber blickt er von sich selbst weg auf Christus hin und legt sein verpfushtes Dasein in Christi Hände: „Jesus, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst!“. Das ist wahrer Glaube.

Diesen Glauben aber hat Christus nicht enttäuscht. Indem er ihm zusagte „Heute wirst du mit mir im Paradies sein“ hat Christus dem Schächer die ganze Fülle der göttlichen Gnade zugesprochen. War das mehr Gnade, als der Schächer verdiente? Gewiss. Aber es war genau das Übermaß der Gnade, das der Schächer brauchte. Darum dürfen sich seitdem alle freuen, die sich dem Schächer verwandt fühlen. Seit diesem Tag dürfen alle jubeln, die ihr Leben verpfuscht haben und zerbrochenen Herzens sind. Seit diesem Tag dürfen alle Versager hoffen, alle Zuspätkommer und alle, die sich selbst verwünschen. Seit diesem Tag ist die Kirche der große Club derer, die sich glücklich schätzen, weil sie nicht bekommen, was sie verdienen, sondern was sie brauchen.

Und fragt da noch einer, wo die Moral bleibt, wo die Pädagogik bleibt und der menschliche Gerechtigkeitssinn – so kann ich nur antworten: Zur Hölle mit der Moral, mit der Pädagogik und mit dem menschlichen Gerechtigkeitssinn! Denn die Moral ist nicht für uns gestorben, und die Pädagogik hat uns nicht erlöst. Christus aber hat es getan. Ihm hat es gefallen, uns mit der Überfülle seiner Barmherzigkeit zu beschämen. Er hat über uns die Sonne des Evangeliums aufgehen lassen, die durch den Glanz ihrer Strahlen Dreck in Gold verwandelt und aus einem Schwerverbrecher am Kreuz einen Kandidaten des Paradieses macht. Wer das bekritteln will und den Schatten sucht, mag es tun. Ich aber will mich lieber ausstrecken nach diesem Lichtstrahl, dass er auch auf mich falle – und ich empfehle ihnen das Gleiche...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Erwählung

(eng angelehnt an einen Text von C.H. Spurgeon)

Ich habe mir vorgenommen, das Thema „Erwählung“ zu behandeln. Und obwohl das eigentlich ein schönes Thema ist, bin ich mir großer Schwierigkeiten bewusst. Denn einerseits ist vielen Christen gar nicht mehr klar, dass sie Erwählte sind – sie sind es nicht gewöhnt, sich so zu sehen. Und andererseits löst die Erwählung, die ja ihrem Wesen nach ein Auswählen ist (also das Bevorzugen eines Teils aus einer größeren Menge), sofort die Rückfrage aus, was denn mit den Anderen wird, die nicht erwählt sind. Es scheint uns nicht fair, wenn wir einen Vorzug genießen, der anderen fehlt. Und schon wird aus dem schönen Thema, das uns eigentlich mit Freude erfüllen sollte, ein großes Problem.

Wenn Gott sich aber dennoch die Freiheit nimmt, die Einen zu lieben und die Anderen nicht, was wollen wir dann machen? Wollen wir dann die Zeugnisse seiner Freiheit und Souveränität aus dem Neuen Testament tilgen? Nein, das Erste muss wohl sein, dass wir uns den biblischen Befund vor Augen halten und uns bewusst machen, wie oft die Christen dort als Auserwählte bezeichnet werden. Als Zweites gilt es sich klar zu machen, dass das Bewusstsein der Erwähltheit einen Christen nicht etwa mit Stolz erfüllt, sondern mit Demut. Und erst im dritten Schritt kann dann geklärt werden, ob den Nicht-Erwählten Unrecht geschieht.

(1.)

Schauen wir zunächst ins Neue Testament, so finden wir dort gleich den Satz aus dem 2. Thessalonicherbrief: „Wir aber müssen Gott allezeit für euch danken, vom Herrn geliebte Brüder, dass Gott euch als Erste zur Seligkeit erwählt hat in der Heiligung durch den Geist und im Glauben an die Wahrheit, wozu er euch auch berufen hat durch unser Evangelium, damit ihr die Herrlichkeit unseres Herrn Jesus Christus erlangt.“ (2. Thess 2,13-14)

Ganz ähnlich klingt es in Epheser 1: „Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns gesegnet hat mit allem geistlichen Segen im Himmel durch Christus. Denn in ihm hat er uns erwählt ehe der Welt Grund gelegt war, dass wir heilig und untadelig vor ihm sein sollten in seiner Liebe.“ (Eph 1,3-4)

Wir finden dasselbe auch in Jesu Rede über die Endzeit in Mk 13. Er sagt dort: „...wenn der Herr diese Tage nicht verkürzt hätte, würde kein Mensch selig; aber um der Auserwählten willen, die er auserwählt hat, hat er diese Tage verkürzt.“ (Mk 13, 20 -27)

Überall in den Briefen werden die Gläubigen „die Auserwählten“ genannt. Die Kolosser fordert Paulus z.B. auf: „So zieht nun an, als die Auserwählten Gottes, als die Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld.“ (Kol 3,12)

Und in Joh 15 sagt wiederum Jesus zu seinen Jüngern: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und bestimmt, dass ihr hingehet und Frucht bringt und eure Frucht bleibt...“ (Joh 15,16) In Vers 19 fährt Jesus fort: „Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb. Weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch aus der Welt erwählt habe, darum hasst euch die Welt.“

Nach einer Predigt heißt es in der Apostelgeschichte, dass alle gläubig wurden, „...die zum ewigen Leben bestimmt waren.“ (Apg 13,48) Und in Römer 8 lesen wir: „...die Gott ausersehen hat, die hat er auch vorherbestimmt, dass sie gleich sein sollten dem Bild seines Sohnes (...) Die er aber vorherbestimmt hat, die hat er auch berufen, die er aber berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht, die er aber gerecht gemacht hat, die hat er auch verherrlicht.“ (Röm 8,29)

-30) Gott selbst wird mit dem Wort zitiert: „Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich.“ (Röm 9,15)

Wenn einer daran zweifelte, könnte man eine noch größere Zahl an Schriftbeweisen beibringen. Und immer fester würde die Erkenntnis, dass ein Mensch sich nicht selbst zum Christen macht (durch seinen Entschluss), sondern dass er von Gott dazu gemacht wird (durch Gottes Entschluss). Unsere Entscheidung für Gott ist immer ein Resultat von Gottes Entscheidung für uns. Wenn wir uns zu Gott wenden, ist das eine direkte Wirkung dessen, dass Gott sich uns zugewandt hat. Wir wählen also nicht, sondern wir werden erwählt. Und das nicht etwa, weil wir besser wären als andere oder es gar verdienten, sondern einfach weil Gott es vor aller Zeit so beschlossen hat. Mit den Worten eines reformatorischen Bekenntnisses gesagt: „Die Vorherbestimmung zum Leben ist der ewige Vorsatz Gottes, wodurch er vor Grundlegung der Welt nach seinem uns verborgenen Räte fest beschlossen hat, diejenigen, welche er in Christus aus dem Menschengeschlecht erwählt hat, vom Fluch und Verderben zu befreien und als Gefäße der Ehre durch Christus zur ewigen Seligkeit zu bringen.“

(2.)

Tatsächlich: Es wurde schon über uns beschlossen, als wir noch gar nicht da waren. Gottes Erwählen stand fest, bevor wir geboren wurden. Er entschied zu unseren Gunsten, ohne uns auch nur zu fragen. Und schon daran ist abzulesen, dass wir dieses Glück, zum Heil erwählt zu sein, keinem Wohlverhalten verdanken. Nein! Gottes gnädiges Erwählen ist keine Belohnung für irgendwas, und man qualifiziert sich auch nicht dafür durch fromme Gedanken, sondern genau umgekehrt ist es die Erwählung, die unser Leben qualifiziert und es zum Guten wendet, ohne dass wir dessen würdig wären. Eben deshalb aber macht diese biblische Lehre den Menschen keineswegs stolz, sondern macht ihn ganz im Gegenteil demütig. Denn es ist richtig, was C. H. Spurgeon sagt: Die Lehre von der Erwählung zieht (wie keine andere Lehre der Welt) dem Gläubigen das letzte Hemd aus und nimmt ihm jegliches Vertrauen auf sich selbst oder irgendetwas anderes – außer Jesus Christus.

Denn in Christus waren wir schon geliebt, bevor Gott uns geschaffen hatte, und waren in ihm gerettet, bevor wir auch nur unseren Namen sagen konnten. Bleibt da irgendein Grund, um stolz zu sein, wenn ich mit meiner Person doch in keiner Weise der Anlass für Gottes Wahl gewesen sein kann? Wessen könnte man sich da rühmen? Nur Gottes kann man sich rühmen, der grundlos für mich entschied! Und darum gibt es nichts, was demütigender für uns ist als die Lehre von der Erwählung. Denn sie macht offenbar, dass da nichts an uns dran ist, um desentwillen Gott uns liebte, sondern dass seine Liebe gänzlich grundlos ist. Und wer unter diesen Umständen auf seine Erwählung stolz sein wollte, würde eben damit beweisen, dass er töricht und bestimmt nicht erwählt ist. Wer aber unter dem Eindruck seiner Erwählung erschrickt, weil sie dermaßen unverdient ist, darf ganz gewiss glauben, dass er erwählt ist. Denn es zählt zu den segensreichen Wirkungen der Erwählung, dass sie uns hilft vor Gott demütig zu werden.

Ihm gegenüber stehen wir mit leeren Händen da. Doch der Welt gegenüber kann uns das Bewusstsein der Erwählung keck und fröhlich machen. Denn was kümmert uns das Geschwätz der Leute, die über uns richten und uns verwerfen, wenn doch Gott an seinem Erwählen festhält? Ach, welche herrliche Freiheit verleiht das, wenn Gott sich für uns entschieden hat! Und auf wie sicherem Fundament steht unser Heil, wenn es einzig und allein auf Gottes Wahl und Wille beruht! Wer könnte denn ändern, was Gott schon vor Anbeginn der Welt zu meinen Gunsten beschlossen hat? Wer könnte daran rütteln? Und wer könnte Gott hindern, in aller Treue und Geduld seinen Vorsatz an mir zu einem guten Ende zu führen? Kein Teufel wird

meiner habhaft, wenn ich in Gottes Ratschluss geborgen bin! Darum macht nichts einen Menschen so demütig und nichts macht ihn so frei, als wenn er glaubt und an seinem Glauben erkennen darf, dass er erwählt ist...

(3.)

Was ist nun aber mit den Anderen? Müssen die nicht darunter leiden, nicht erwählt zu sein? Und ist es nicht hartherzig von Gott, einige zu erwählen und andere nicht? Irgendwie tun uns die Nicht-Gläubigen leid, die ja genau so sind, wie wir auch. Wir wollen nicht, dass sie verloren gehen und fordern darum „gleiches Recht für alle“. Doch vergessen wir dabei, dass es in Gottes Erwählen eben nicht um ein Recht geht, sondern um jene frei gewährte Liebe, die auch bei Menschen nicht einklagbar ist. Oder geht man zu einer Mutter und sagt: Du liebst deine Kinder, „gleiches Recht für alle!“, du musst die Kinder der Anderen genauso lieben? Muss ein Mann, der seine Frau liebt, aus Fairnessgründen auch alle anderen lieben? Oder muss einer, der seine Freunde gern hat, aus Gründen der Gerechtigkeit alle anderen Leute genauso gern haben?

Wenn wir diese Forderung aber absurd finden und uns ganz selbstverständlich das Recht nehmen, manche Leute zu mögen und andere weniger, sollte Gott dann nicht auch das Recht haben, sich zu Freunden zu erwählen, wen er will? Wahrlich, ich wollte mit Gott keinen Streit darüber anfangen, was er darf und was nicht! Er ist nicht verpflichtet, alle Menschen gleich zu lieben, weil er überhaupt nicht verpflichtet ist, einen Einzigen zu lieben! Wo der Protest aber aus Mitleid erwächst, weil man sich vorstellt, die Nicht-Erwählten müssten traurig sein – da liegt ein Missverständnis vor. Denn der innere Widerstand gegen die Erwählungslehre rührt von der Vorstellung her, dass eine arme Seele zu Christus käme, sich nach Gnade sehnte und von Christus abgewiesen würde. Das wäre in der Tat eine Situation, die wir mit dem Jesus Christus, den wir kennen, nicht zusammenbringen. Denn Jesus wirft keinen hinaus, der zu ihm kommt, er setzt keinen vor die Tür, der Asyl erbittet, und er verweigert sich auch nicht den Mühseligen und Beladenen. Aber so ein Fall tritt auch niemals ein, weil diejenigen, die Gottes Gnade suchen und erbitten, garantiert erwählt sind, und die anderen, die nicht erwählt sind, Gottes Gnade gar nicht wollen, sondern drüber lachen.

Keiner kommt vergeblich zu Jesus – das ist richtig! Keinem wird die Tür verschlossen! Aber wenn einer nicht erwählt ist und vom Geist Gottes getrieben, kommt er auch gar nicht. Die aber nicht kommen, weil sie auf Gottes Gnade pfeifen, gehen nicht gezwungenermaßen und traurig in ihren Untergang, sondern gehen willentlich und fröhlich. Die Nicht-Erwählten fragen nicht nach dem himmlischen Heil, sondern nach dem irdischen Spaß. Sollen wir uns also ihretwegen empören, weil sie nicht bekommen, was sie doch gar nicht begehren? Geht es nicht ganz in Ordnung, wenn Gott ihnen ihren Willen lässt und sie dem Bösen überantwortet, das sie dem Guten vorziehen?

Wenn sich jemand bewusst in den Schatten stellt, kann man der Sonne nicht vorwerfen, dass sie ihn nicht wärmt. Denn die nicht erwählt sind, verachten Gottes Wort, haben keine Lust ihm zu folgen und gehen lieber ihren Begierden nach. Niemand verschließt vor ihnen die Kirchentür! Ganz im Gegenteil: Unsere Glocken rufen ständig nach ihnen! Aber Oberflächlichkeit draußen ist ihnen lieber als Besinnung drinnen – und innere Not spüren sie nur, wenn ihnen das Geld ausgeht. Da sie aber die Freuden der Welt mehr lieben als die Weisheit des Glaubens, sollten wir da in ihrem Namen protestieren, weil Gott sie nicht zum Glauben erwählt?

Wir rufen sie ja zu Gott, wir beten für sie, wir laden sie ein – und wenn sie aufhorchten, wäre ihre Erwählung schon fast gewiss. Da sie aber den Ruf hören und sagen „das schert mich nicht“, sollte ihnen Gott dann aufrichtigen, was sie nicht haben wollen und nicht vermissen?

Keiner sucht Gott vergeblich, wenn er ihn sucht, lassen sie uns daran festhalten! Wenn einer den Glauben wünscht, dann hat Gott ihn dazu erwählt – und hat ihm zuallererst den Hunger verliehen nach der Speise, die er dann gewiss auch bekommen wird. Wenn einer den Glauben aber gar nicht wünscht, sondern verlacht, wenn er keinen Hunger hat nach Gott, wie kann man dann fordern, Gott müsse ihn sättigen?

Mit welchem Recht könnte einer von Gott fordern, was er gar nicht begehrt? Und wenn er es nicht begehrt und nicht fordert, und Gott gibt es anderen, die es zu schätzen wissen – welchen Anlass hätte er zu klagen? Die Nicht-Erwählten bekennen ganz offen, dass sie vom Glauben nichts halten, nichts vom Abendmahl und nichts von der Bibel. Sie begehren auch keine Vergebung, weil sie sich nicht für Sünder halten. Wenn Gott ihnen aber nicht gibt, was sie ausdrücklich nicht haben wollen, sondern seine Segensgaben anderen gibt, wer dürfte darüber murren?

Die Betroffenen wollen zur Heiligung ihrer Herzen gar nicht erwählt sein! Und, bitteschön, sie sind's auch nicht! Die anderen aber, die voller Sehnsucht sind und erwählt sein möchten zur ewigen Gemeinschaft mit Gott, die sind auch dazu erwählt und finden Gott freigiebig über alle Maßen. Wenn einer das Heilige wünscht und begehrt, dann ist es ihm auch bestimmt. Wenn's aber einer verachtet und nicht haben will, bleibt es ihm erspart. Wenn wir Gott lieben, hat er uns dazu erwählt, dass wir ihn finden. Wenn aber nicht, dann dürfen wir ohne ihn unserer Wege gehen – und werden den gewiss nicht vermissen, den unser Herz doch hasst.

Ich verdanke diese Einsichten einem englischen Prediger namens C. H. Spurgeon, der sie schön veranschaulicht hat. Angenommen ein Mann auf der Straße würde rufen: „Welche Schande, dass ich keinen Sitzplatz in der Kirche habe, um zu hören, was man da predigt.“ Und er würde fortfahren: „Ich hasse diese Prediger, ich kann die Lieder nicht leiden, ich ertrage die evangelische Lehre nicht – und außerdem ist es eine Schande, dass ich keinen Sitzplatz habe“, würden wir seine Rede nicht unsinnig finden? Wir würden doch sagen: Dem Mann liegt nichts daran, er hat für den Sitzplatz in der Kirche gar keine Verwendung. Warum also sollte er sich ärgern, dass andere Leute etwas haben, was sie schätzen, was er aber verachtet?

Ich hoffe, dass ihnen über alledem die ungemein tröstlichen Konsequenzen der Erwählungslehre nicht entgangen sind. Denn wenn jemand ernstlich durch Jesus Christus errettet werden möchte, dann ist schon damit bewiesen, dass Jesus Christus ihn auch zur Rettung erwählt hat, und alle Türen stehen ihm offen. Noch bevor er richtig danach gefragt hat, ist die Frage seiner Erwählung schon positiv beantwortet. Denn wenn einer sich wirklich nach der Gnade auszustrecken beginnt, ist das ein untrügliches Zeichen dafür, dass die Gnade schon bei ihm angekommen ist.

Niemand macht sich auf den Weg zu Gott, wenn Gott ihn nicht zieht. Und niemand, der bei Jesus Christus anklopft, wird hinausgeworfen. Wenn ein Mensch dann aber bei Christus angekommen ist, wenn er getauft wurde und zum Abendmahl geht, dann gibt es in Sachen Erwählung keine Zweifel mehr, sondern nur noch die herrliche Gewissheit, dass das Heil dieses Menschen nicht etwa aus seinem eigenen, schwachen Willen hervorgegangen ist, sondern aus Gottes ewigem Willen, der nicht wackelt und nicht wankt. Selig sind also alle, die es nach Gott dürstet, denn sie werden sich an ihm laben und sind berufen, in ihm Frieden zu finden für alle Zeit und Ewigkeit.

Für die Anderen aber, die den Glauben heute noch belächeln, wollen wir von Herzen beten und wollen ihnen geduldig nachgehen, um zu sehen, ob sie nicht doch noch den Weg finden. So lang einer lebt, ist es nicht zu spät! Darum wollen wir Gottes Boten sein und schauen, ob nicht doch noch mehr zu uns gehören, und wollen die aufwecken helfen, die ihre Erwählung

bisher verschlafen und nicht erkannt haben. Wollte Gott es wären noch ganz viele, die wir mitnehmen können auf den guten Weg!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gemeinschaft der Heiligen

Wer das Neue Testament liest, stolpert gelegentlich über Stellen, in denen er ermahnt wird, ein Leben in „Heiligkeit“ zu führen. Und wahrscheinlich haben sich schon viele über diese Zumutung geärgert. „Erneuert euch in Geist und Sinn“ sagt z.B. Paulus im Epheserbrief „und zieht den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit.“ Du meine Güte, denkt man, dieser Anspruch ist zu hoch! Erwartet Paulus wirklich, dass wir Heilige sein könnten? Wir schrecken zurück und wollen angesichts dieses Zieles von vorneherein resignieren. Denn wenn wir an „Heiligkeit“ denken, dann sind es große Gestalten vergangener Tage, die uns in den Sinn kommen. Jene Heiligen nämlich, die von der katholischen Kirche verehrt und angerufen werden. Der Heilige Franziskus fällt uns vielleicht ein, der den Vögeln gepredigt haben soll. Oder Bonifatius, der die Donar-Eiche fällte. An die Heilige Elisabeth denken wir, die sich in Marburg der Armen- und Krankenpflege gewidmet hat. An Jakobus denken wir. Oder an Christopherus, den Riese, der das Christuskind über den Fluss trug. Eine lange Liste interessanter Gestalten können wir dem Heiligenkalender entnehmen – und von jedem dieser Menschen wäre Rühmlisches zu erzählen. Aber wer von uns hätte den Mut, sich mit ihnen in eine Reihe zu stellen? Ist also Paulus auf dem Holzweg, wenn er Heiligkeit fordert von Menschen, die nur recht und schlecht ein anständiges Leben zu führen bemüht sind? Oder sind wir vielleicht auf dem Holzweg, weil wir seinen Begriff von „Heiligkeit“ falsch verstehen?

In der Tat meine ich, dass wir hier einem Missverständnis aufsitzen. Und wollen wir verstehen, was Paulus mit „Heiligkeit“ meint, so müssen wir neu ansetzen und zunächst in die Bibel schauen. Dort hat „Heiligkeit“ nämlich einen ganz anderen Sinn als wir gewöhnlich meinen – und hat mit moralischer Vollkommenheit gar nichts zu tun. Vielmehr nennt die Bibel alles „heilig“, was in besonderer Weise zu Gott gehört.

Das können Menschen sein, die er zu seinen Boten macht. Es können aber auch Gegenstände sein, wie die Bundeslade oder die Tempelgeräte. Denn „heilig“ ist alles, was Gott in Dienst nimmt, und was zu diesem Zweck mit göttlicher Kraft aufgeladen wird. „Heilig“ ist, was Gott benutzt, um sein Heil zu vermitteln – wie etwa das Heilige Abendmahl oder die Heilige Schrift. „Heilig“ ist aber auch die Stätte, da er sich offenbart. „Heilig“ sind Gottes Gebote, weil er sie autorisiert. Und „heilig“ sind Gottes Propheten, weil er sie mit der Vollmacht seines Heiligen Geistes ausgestattet hat.

Das Heilige ist in der Welt, aber es ist nicht von der Welt, sondern ist erschreckend und faszinierend wie Gott selbst, der es aus dem Bereich des bloß Weltlichen und Profanen herausgehoben hat. Solche „Heiligkeit“ im biblischen Sinne hat nichts mit verbissenem Moralismus zu tun, mit vermeintlicher Unschuld oder Selbstlosigkeit. Sondern „heilig“ ist einfach das, was Gott mit seiner Macht durchdringt. „Heilig“ ist, wer mit Gott Gemeinschaft hat – und jenseits dieser Gemeinschaft ist nichts „heilig“. Darum ist Heiligkeit nichts anderes als Zugehörigkeit zu Gott. Und „Heilige“ sind Menschen, die am „Heiligen“ teilhaben. Wenn das aber so ist – was folgt dann daraus? Wer sind dann die, die am Heiligen teilhaben? Sollten das nicht zuallererst die sein, die an Jesus Christus teilhaben – an der Taufe Jesu Christi, am Evangelium Jesu Christi und am Abendmahl Jesu Christi? Mit anderen Worten: Sind dann nicht alle Christen Heilige? Auch Sie und ich?

Ich weiß: Das ist ein Gedanke, den wir zunächst abwehren, weil es den Geschmack des Unbescheidenen hat, wenn sich einer selbst als „Heiligen“ ansieht. Und doch ist es eine Unbescheidenheit, zu der uns das Neue Testament ermutigt. Denn dort werden alle Christen als „Heili-

ge" angedet. Nicht ein paar handverlesenen Ausnahmemenschen sind damit gemeint, die irgendein Papst heilig gesprochen hat, weil man ihnen Wundertaten nachsagt, sondern alle Christen sind gemeint. Wenn darum Paulus einen Brief nach Rom schreibt, dann lautet die Adresse: „An alle Geliebten Gottes und berufenen Heiligen in Rom" (Röm 1,7)

Paulus will der römischen Gemeinde mit dieser Anrede nicht etwa schmeicheln. Und er ist sich auch völlig im Klaren darüber, dass die Empfänger seines Briefes Sünder sind. Aber er weiß, dass es Sünder sind, die Christus angehören. Sie haben Teil am Heiligen Geist, sie haben Teil am heiligen Abendmahl, sie haben Teil an der Heiligen Taufe. Und diese Teilhabe am Heiligen macht sie trotz aller Unvollkommenheit zu Heiligen – so wie Paulus es auch den Korinthern zusagt: „Ihr seid reingewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerecht geworden durch den Namen des Herrn Jesus Christus und durch den Geist unseres Gottes." (1.Kor 6,11)

Diese Zusage gilt uns genauso wie damals den Christen in Rom und Korinth. Auch wir sind „geheiligt" durch Jesus Christus, seit wir auf seinen Namen getauft wurden. Und wenn dieser Gedanke auch ungewohnt sein mag, ist er doch ernst zu nehmen. Denn die Heiligen, von denen unser Glaubensbekenntnis spricht, die „Gemeinschaft der Heiligen" die darin erwähnt wird, das sind nicht irgendwelche anderen, sondern die Heiligen sind wir. Sie und ich und alle, die durch den Glauben mit Christus verbunden sind.

Wir selbst sind diese „Gemeinschaft der Heiligen" – auch wenn wir uns schwach und fehlbar vorkommen. Denn „heilig" ist sowieso keiner aus sich selbst heraus, weil er etwa gute Werke täte oder einen guten Charakter hätte. Sondern heilig ist ein Heiliger durch die Gnade Jesu Christi, die ihn reinwäscht und ihn trotz aller Mängel und Schwächen einfügt in die Gemeinschaft mit Gott. Wir sind darum nicht weniger „heilig" als Franziskus oder Elisabeth, Laurentius, Jakobus, Bonifatius oder Christopherus. Denn jene vom Katholizismus idealisierten Gestalten waren Sünder – genau wie wir. Und sie wurden durch ihren Glauben an Jesus Christus geheiligt und gerechtfertigt – genau wie wir. Nicht als Übermenschen sollten wir sie darum sehen, sondern als Glaubensgeschwister, deren Leben uns zeigt, wozu auch wir berufen sind.

Im Blick auf unser Glaubensbekenntnis gilt es aber allen Missverständnissen vorbeugen. Denn es ist darin zwar erst von der „heiligen christlichen Kirche" die Rede und dann von der „Gemeinschaft der Heiligen". Es ist aber nicht gemeint, dass das zwei verschiedene Gruppen wären. Sondern der Begriff der „Kirche" erfährt durch „Gemeinschaft der Heiligen" lediglich eine nähere Bestimmung. Die Kirche ist die „Gemeinschaft der Heiligen". Das aber nicht, weil sie vollkommen wäre, sondern weil ihr die „Vergebung der Sünden" zu Teil wird, die im Bekenntnis gleich danach als Drittes genannt wird. Alle drei Begriffe gehören eng zusammen. Denn nur die Vergebung der Sünden ist es, die uns als Kirche zu einer Gemeinschaft von Heiligen macht. Sind wir aber eine Gemeinschaft von Heiligen, von Geheiligten und Gereinigten, warum leben wir dann nicht so? Sind wir Kinder Gottes, warum stellen wir uns dann der Welt gleich? Warum werden wir dann nicht auch äußerlich, was wir inwendig schon sind?

Unsere Überlegungen drängen an diesem Punkt ganz von selbst auf die praktischen Konsequenzen hin, die auch Paulus uns nahelegt. Denn „heilig" zu sein, das ist kein bloßer Ehrentitel und kein Lorbeer, auf dem man sich ausruhen könnte, es ist auch keine Überforderung, wie wir anfangs meinten, sondern ist ein Auftrag, der mit Leben gefüllt werden will, wie es Paulus von uns fordert:

„Legt von euch ab den alten Menschen mit seinem früheren Wandel, der sich durch trügerische Begierden zugrunde richtet. Erneuert euch aber in eurem Geist und Sinn und zieht den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit."

Evangelisch-Sein

Alle Jahre wieder zum Reformationsfest werden wir daran erinnert, dass wir „evangelisch“ sind. Und die Prediger stehen an diesem Tag vor der Aufgabe, das „Evangelisch-Sein“ zu beschreiben. Es gilt sich bewusst zu machen, dass wir nicht bloß zufällig evangelisch sind, nicht aus Konformismus oder bloß aus Tradition, sondern aus gutem Grund. Diesen Grund aber mit wenigen Worten zu benennen, ist schwer. Denn leicht gerät man in eine formelhafte Theologensprache oder verliert sich in den historischen Details der evangelisch-katholischen Kontroverse. Ich möchte darum einen anderen Weg gehen, um zu beschreiben, was das Wesen des „Evangelischen“ ausmacht. Ich möchte es verdeutlichen anhand einer Geschichte, in der Selma Lagerlöf das Leben eines gewissen „Raniero“ beschrieben hat:

Dieser Raniero war ein ungewöhnlich starker Mann und ein Raufbold zugleich. Er wusste, dass ihm im Kampfe niemand gewachsen war – und entsprechend stolz und großsprecherisch trat er auf. Er war grausam gegen Tiere und auch hart gegen seine Frau. Er machte z.B. Schießübungen auf einen Singvogel, den seine Frau im Käfig hielt. Und als er ihren Vogel getötet hatte, rühmte er sich überall des guten Schusses. Er demütigte den Vater und den Bruder seiner Frau. Und einen bedauernswerten Behinderten hänselte Raniero so lange, bis er Selbstmord beging. Raniero suchte immer Gelegenheit, sich durch seine Kraft hervorzutun, und scheute keine Gefahr, wenn er durch einen Kampf Ruhm ernten konnte. Er wurde schließlich von jedermann gefürchtet, hatte aber durch seine Grausamkeit die Liebe seiner Frau verloren und wurde von ihr verlassen. Natürlich wollte er ihre Liebe wiedergewinnen. Doch fiel ihm dazu kein anderes Mittel ein, als weitere, noch größere und schrecklichere Taten zu vollbringen, die seine Frau beeindrucken und zu ihm zurückbringen sollten. So schloss sich Raniero dem Heer der Kreuzritter an und brach mit ihnen nach Jerusalem auf, um das Grab Christi aus der Hand der Heiden zu befreien.

Wie viele andere Kreuzfahrer hoffte er, im Morgenland nicht nur Reichtümer und Ländereien zu gewinnen, sondern auch Ruhm und Ehre. Und zudem meinte er, Gott würde ihm den Kampf gegen die Heiden als großen Verdienst anrechnen. Tatsächlich gelangt Raniero mit dem Heer der Kreuzritter nach Jerusalem und steigt in der Schlacht als einer der ersten über die Stadtmauer. Mit den anderen Kreuzfahrern wütet er schrecklich in Jerusalem. Tausende von Männern, Frauen und Kindern werden erschlagen, bis Jerusalem rot ist vom Blut der muslimischen Einwohner. Und danach feiern die christlichen Heere ein großes Siegesfest. Raniero aber, als der tapferste der Krieger, wird für seine Heldentaten besonders geehrt: Er darf mit den anderen Kreuzrittern in die Grabeskirche einziehen und als erster seine Kerze entzünden an der heiligen Flamme, die dort vor Christi Grab brennt. Raniero ist sehr stolz auf diese besondere Ehrung.

Als er aber seine Kerze am Grab Christi entzündet hat, beginnt die Lichtflamme ihn nach und nach zu verändern. Er fasst den Entschluss, diese heilige Flamme in die Heimat zu tragen, um damit im Dom seiner Heimatstadt Florenz die Altarkerzen zu entzünden. Seine Mitstreiter lachen ihn aus wegen dieser Idee und erklären es für unmöglich, eine brennende Kerze von Jerusalem bis nach Florenz zu transportieren, ohne dass sie unterwegs verlöscht. Aber Raniero hält an seinem Plan fest. Am nächsten Morgen bepackt er sein Pferd mit zwei Bündeln langer Kerzen und reitet los. Von nun an dient er ganz dem Schutz der heiligen Flamme. Denn tatsächlich erweist sich sein Vorhaben als sehr schwierig:

In der Morgendämmerung muss Raniero Insekten abwehren, die sich in die Flamme stürzen wollen. Und weil beim Reiten die Zugluft das Licht zu löschen droht, muss er sich rücklings auf sein Pferd setzen, um mit seinem Körper den Wind abzuhalten. Später wird er von Räu-bern überfallen. Und da er mit dem Licht in der Hand nicht kämpfen kann, muss er den Räu-bern alles überlassen, was er hat, nur um die Flamme behalten zu dürfen. Durch die Strapazen der Reise sieht der stolze Kreuzritter bald aus wie ein Bettler. Und alle, die seinen Weg kreuzen, halten ihn für verrückt, weil er verkehrt herum auf dem Pferd sitzt, um eine Kerze vor Zugluft zu schützen. Er wird verspottet und mit Steinen beworfen – aber um der Flamme willen wehrt er sich nicht. Der einst so stolze Raufbold lernt, um Brennmaterial zu bitten. Und er lernt für fremde Hilfe dankbar zu sein. Er, der nie etwas fürchtete, beginnt die Regentropfen zu fürchten. Er, der seine Kraft immer nur einsetzte, um seinen Ruhm zu vermehren, setzt sie nun ein, um der heiligen Flamme zu dienen und das Schützenswerte zu schützen. Der, der sich für unverwundbar hielt, ist plötzlich ganz verletzlich, weil das Heilige, das er liebt, so verletzlich ist. Und der sonst nur an sich dachte, denkt nun an nichts anderes mehr als an sein Licht.

Wenn das Wetter ungünstig ist, muss Raniero seine Reise unterbrechen und geduldig warten. Er muss dabei alles meiden, was er früher liebte, denn bei Trinkgelage, Streit und Rauferei kann man nicht über eine Flamme wachen. Er lernt seinen Zorn zu zügeln, wenn die Passanten ihn verspotten. Und nach und nach beginnt er sich an allen zu freuen, die friedfertig, klug und barmherzig sind. Als Raniero nach langer Fahrt nach Florenz hineinreitet, hat die Flamme vom Grab Christi einen anderen Menschen aus ihm gemacht.

Auch hier in Florenz wird er noch ausgelacht, und die Straßenjungen werfen mit ihren Mützen nach der Flamme, die der verrückte Pilger verzweifelt zu schützen sucht. Zuletzt aber gelingt es Raniero wie durch ein Wunder, die Altarkerzen im Dom mit seiner Flamme zu entzünden. Doch ist dieser Erfolg nicht das Wichtigste an dieser Geschichte. Und das Wichtigste ist auch nicht, dass er seine Frau wiederfindet. Das Wichtigste ist, dass jene Lichtflamme, die von Jesus Christus ausging, Ranieros stolzes und hartes Herz vollständig verwandelt hat.

Diese Wandlung, von der Selma Lagerlöf erzählt, hat auf den ersten Blick nichts, auf den zweiten Blick aber sehr viel mit dem Geist der Reformation zu tun. Denn jener Raniero, der mit der Flamme in der Hand verkehrt herum auf dem Pferd sitzt, dieser heilige Narr scheint mir das beste Sinnbild und Gleichnis eines evangelischen Christen zu sein. Ein merkwürdiges Bild und Gleichnis, wird man vielleicht sagen. Aber überlegen sie einmal: Was heißt denn „Evangelisch-Sein“ anderes, als dass ein Mensch die Flamme des Evangeliums für seinen kostbarsten Besitz hält? Was heißt „Evangelisch-Sein“ anderes, als dass wir das Licht des Wortes Gottes leuchten lassen und neben diesem Licht alles andere für zweitrangig halten?

Darum ist Raniero, der in größter Selbstvergessenheit über dem Heiligen wacht, das Urbild eines evangelischen Christen. Er hat vergessen, dass er einmal ein Held werden wollte. Er hat vergessen, wen seine Taten beeindrucken sollten. Und ein Heiliger zu werden, liegt ihm völlig fern. Er lässt sich ganz an der Gnade genügen, dass ihm das Heilige geschenkt ist. Er will selbst kein Licht und keine Leuchte sein, sondern er lässt sich daran genügen, in dem Licht zu stehen, das von Christus ausgeht. Und diese fröhliche Bescheidenheit – diese Selbstvergessenheit im Angesicht des Evangeliums – macht das Evangelisch-Sein aus.

Denn Evangelisch-Sein heißt, sich der Gnade Gottes rühmen und die eigenen Qualitäten vergessen. Evangelisch-Sein heißt, konzentriert sein auf Gottes Wort und menschliches Gutdünken unterordnen. Evangelisch-Sein heißt, Gott die Ehre zu geben, statt selbst glänzen zu wollen. Evangelisch-Sein heißt, sich verspotten lassen, wenn es um des Evangeliums willen nötig

ist. Und Evangelisch-Sein heißt, die Flamme des Evangeliums mit dem eigenen Körper zu schützen, wenn es sein muss.

Darum ist mir dieser heilige Narr Raniero, der alles erduldet, wenn nur seine Flamme nicht verlöscht, das wahre Sinnbild evangelischer Kirche. Und wirklich: So wünschte ich mir meine Kirche, dass sie weniger besorgt wäre um ihre Geltung und ihr Image in der Welt und weniger beschäftigt mit ihrer Selbsterhaltung, sondern restlos konzentriert wäre auf ihren Auftrag, die Flamme des Evangeliums weiterzutragen. Prunkvoll aufzutreten und glänzend dazustehen, wie der stolze Kreuzritter Raniero vor Jerusalem – das kann man anderen Konfessionen überlassen, wenn sie es für wichtig halten. Mag Besitzstandswahrung betreiben, wer will. Unser Amt ist es, dem Evangelium zu dienen und keinen anderen Glanz zu suchen als nur den, der vom Evangelium ausgeht.

Egal nämlich, was auf unserem Taufschein steht, egal, wie lange wir uns schon „evangelisch“ nennen – in Wahrheit „evangelisch“ sind wir erst, wenn das Evangelium zum Mittelpunkt unseres Denkens und Handelns geworden ist, so wie Ranieros Flamme zum Mittelpunkt seines Denkens und Handelns wurde. Darum bedarf eine Kirche, die in Gefahr steht, nur noch sich selbst zu verwalten und sich selbst zu erhalten, einer neuen Reformation, in der sie sich alter Wahrheiten bewusst wird: Dass sie nämlich kein Selbstzweck ist, sondern zum dienenden Instrument des Evangeliums bestimmt ist. Und dass alles an dieser Kirche nur insofern Wert hat, als es zum Brennmaterial für die Flamme des Evangeliums taugt. Konzentrieren wir uns also aufs Wesentliche. Wer sich rühmen will, der rühme sich einzig des Evangeliums. Wer sich freuen will, der habe seine Freude am Brennen dieser heiligen Flamme. Und wer Ehre sucht, der lege seine Ehre darein, das Wort Gottes unverkürzt zu hören und weiterzusagen.

Vor allem aber lassen sie uns das Entscheidende nicht vergessen: Evangelisch-Sein bedeutet nicht, ein Licht und eine Leuchte sein zu müssen, sondern es bedeutet, in dem Lichtschein zu stehen, der von Christus ausgeht. Haben wir den Mut, uns verkehrt herum aufs Pferd zu setzen. Denn dann war die Reformation nicht vergeblich.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Sich in den Willen Gottes ergeben

Es gibt in unserer Gesellschaft ein ungeschriebenes Gesetz, das kaum je in Frage gestellt wird, und dieses Gesetz lautet: „Man darf nicht resignieren.“ Egal ob man alte oder junge Menschen fragt, Gläubige oder Ungläubige – darin sind sich eigentlich alle einig: Dass „Resignation“ etwas Schlechtes ist, und Hoffnung allemal etwas Gutes. „Man darf sich doch nicht hängen lassen!“ heißt es. „Man muss doch nach vorne schauen!“, „Wer wird denn gleich aufgeben?“, „Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg!“.

Jeder kennt diese aufmunternden Sprüche, mit denen einer dem anderen Hoffnung und Zuversicht einzuflößen versucht. Nur: Warum tun wir das eigentlich? Was ist so schlimm daran, wenn jemand seine Hoffnungen fahren lässt und sich in das Unabänderliche ergibt? Warum muss man ihn unbedingt davon abhalten, seine Träume zu begraben und sich in ein widriges Schicksal zu fügen?

Nun – ich weiß, dass solche Fragen ketzerisch klingen. Und dass man sie gerade von einem Pfarrer nicht erwartet. Dennoch möchte ich das allzu Selbstverständliche in Frage stellen und entgegen dem üblichen Zweckoptimismus ein Loblied singen auf eine rechte, christliche Bereitschaft zum Verzicht. Ich weiß: Verzichten, Loslassen, Wünsche aufgeben – das ist höchst unpopulär. Aber überlegen sie einmal:

Wenn Gott uns bestimmte Wünsche nicht erfüllen will, ist es dann gut, gegen seinen Willen anzuhoffen? Wenn es Gott ist, der mir dies oder das verwehrt, ist es dann nicht besser, zu wollen, was er will, von den eigenen törichten Träumen Abschied zu nehmen und sich ohne alle Bitternis in Gottes Vorsehung zu fügen?

Ja, eben das nenne ich christliche Bereitschaft zum Verzicht, wenn man es Gott überlässt, welche Wünsche er uns erfüllen mag – und welche nicht. Denn unsere menschliche Hoffnung richtet sich auf vielerlei (auch auf viel Fragwürdiges) und wir wissen nie genau, ob unsere Träume in Gottes Pläne hineinpassen. Passen sie aber nicht hinein, lässt Gott sie platzen, und halten wir dennoch stur an ihnen fest, so kann ein allzu beharrliches Hoffen gefährlich werden. Denn bewusst gegen Gottes Willen anzuhoffen, das heißt ja zuletzt: Sich mit Gott entzweien. Es heißt, ihm abfordern, was er nicht geben will. Es heißt aufbegehren und verlangen, dass Gottes Pläne meinen Plänen weichen sollen. Weil das aber nicht gut gehen kann, darum empfehle ich jene Bereitschaft zum Verzicht, die sich in den Willen Gottes fügt, weil sie ihm mehr Weisheit zutraut als sich selbst.

Dass es einfach wäre, sich in dieser Weise zu „fügen“, will ich nicht behaupten. Auch Jesus hat im Garten Gethsemane lange mit sich gerungen, bevor er zum Vater sagen konnte: „Dein Wille, nicht mein Wille geschehe.“ Und doch war dieser schwere Weg der Selbstausslieferung an Gott der einzige Weg, mit Gott eins zu bleiben. Jesus ist ihn gegangen. Gehen wir ihn auch?

Wir sind damit an einem heiklen Punkt angelangt, weil das, was ich „Selbstausslieferung an Gott“ nenne, missverstanden werden kann. Leicht könnte jemand folgern, „Glaube“ bestehe darin, dass man einfach alles hinnimmt, wie es kommt, und sich still in den Lauf der Welt schickt. Doch hätte er mich missverstanden. Denn ergeben soll sich ein Christ nur in den Willen Gottes – und keineswegs in jedes widrige Schicksal, das ihm und anderen widerfährt.

Gottes heilvoller Wille und der beklagenswerte Lauf der Welt müssen unterschieden werden. Denn unterschiedslos alles hinzunehmen, hieße ja auch das Böse hinzunehmen. Es hieße, sich auch an den Krieg und das Verbrechen, an den Hunger in der Welt und an die eigene Sünde zu gewöhnen. Und das sollen wir natürlich nicht.

Nein: Wir sollen durchaus dem widerstehen, was verkehrt ist in dieser Welt. Wir sollen dagegen ankämpfen und sollen uns dem Elend dieser Welt mit aller Kraft entgegenwerfen – denn das hat auch Jesus getan! Er hat Menschen provoziert, hat mit ihnen gestritten und ihr Leben auf den Kopf gestellt. Er hat radikale Veränderungen gefordert und hat damit Unruhe gestiftet. Seine Ergebung in den Willen Gottes hat ihn daran aber nicht gehindert, sondern im Gegenteil: Gerade die Hingabe an den Willen Gottes hat Jesus zum Widerspruch gegen den Zustand dieser Welt getrieben. Jesus hat mehr gehofft, hat mehr gewollt und mehr gekämpft als irgendein anderer Mensch. Und doch ließ er dabei seinen eigenen Willen ganz aufgehen im Willen Gottes. Nicht um seiner selbst willen tat Jesus, was er tat. Nicht, weil er privaten Hoffnungen nachgejagt wäre, sondern im Gegenteil: Nur weil er bereit war, auf alle persönlichen Hoffnungen zu verzichten, konnte er tun, was er zu tun hatte – und konnte sein Leben geben für uns Sünder. Nicht einem blinden Schicksal war er ergeben – aber Gott war er ergeben. Und eben darin sollten wir ein Vorbild unseres Glaubens finden, damit auch wir uns in den Willen Gottes fügen – uns aber keinesfalls fügen in den beklagenswerten Zustand dieser Welt.

Freilich: Wie unterscheidet man das eine vom anderen? Und was tut man im konkreten Fall, wenn das Leben wieder mal einen Weg verstellt, den man gerne gehen wollte? Woher weiß man dann, ob Verzicht angesagt ist oder Kampf, Ergebung oder Widerstand?

Eine pauschale Antwort auf diese Frage gibt es nicht. Aber es gibt immerhin einen Satz, der uns bei der Entscheidung helfen kann. Ein kluger Mensch hat nämlich gesagt: „Gott erfüllt nicht alle unsere Wünsche, aber alle seine Verheißungen“. Und wenn man diese Einsicht auf unser Problem anwendet, ergibt sich daraus so etwas wie eine „Faustregel“. Unsere eigenen Wünsche (die oft nur auf Kosten anderer Menschen erfüllt werden können), sollten wir bereitwillig zur Disposition stellen. Aber auf Gottes Verheißungen und Geboten (die immer auch Hoffnung für andere Menschen einschließen) dürfen wir beharren.

Mit anderen Worten: Wenn der Wunsch, der mich umtreibt, eigennütziger Art ist, dann ist Zurückhaltung geboten und gegebenenfalls Verzicht. Erwächst der Wunsch aber aus der Sorge um andere Menschen oder kann ich mich dafür auf Gottes eigenen Willen berufen (kundgetan in Geboten, Weisungen und Verheißungen der Bibel!), so darf ich zuversichtlich sein im Hoffen und beharrlich im Träumen.

Wahrscheinlich gehören die meisten unserer Wünsche zur ersten Gruppe: Künstler hoffen auf ihren großen Durchbruch. Politiker hoffen, an die Macht zu kommen. Lottospieler hoffen auf das große Geld. Streitsüchtige hoffen darauf, endlich Recht zu bekommen. Geschäftsleute hoffen, die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Und Sportler hoffen, einmal an der Spitze zu stehen. Das alles sind eigennützige Träume, wie sie jeder Mensch hat. Weil sie aber mit der eigentlichen christlichen Hoffnung nichts zu tun haben, sollten wir Wünsche dieser Art ganz Gott anheim stellen. Vielleicht mag er sie erfüllen. Mag er's aber nicht, so sollten wir bereitwillig und ohne Bitternis verzichten.

Ganz anders steht es dagegen, wenn wir leibliches Wohl oder seelisches Heil für andere herbeisehnen. Ist es mir ein Anliegen, dass andere geschützt, bewahrt oder gerettet werden, so darf ich unterstellen, dass ich darin mit Gottes Willen einig bin. Denn Gott meint es gut mit seinen Geschöpfen. Er hat versprochen, sie nicht sich selbst zu überlassen. Und auf die Hoffnung, die aus solcher Verheißung erwächst, dürfen wir um keinen Preis verzichten. Denn hier zu verzichten hieße, sich mit dem abzufinden, was Gott zuwider ist.

An den Krieg dürfen wir uns deshalb nicht gewöhnen und auch nicht an das Verbrechen, nicht an sexuellen Missbrauch und Folter, nicht an die Unerlöstheit und Gottferne dieser Welt. Hier zu resignieren, hieße Gottes Gebot und Verheißung preiszugeben. Darum gilt es an diesen

Punkten beharrlich zu widerstehen, sich auch nicht beim Vorfindlichen zu beruhigen, sondern unablässig dem Bösen das Existenzrecht zu bestreiten in Wort und Tat.

Jesus hat auf diese „widerständige“ Weise gelebt. Tun wir es auch? Möge Gott uns Weisheit schenken, dass wir niemals unsere Pläne und seine Pläne verwechseln, dass wir lernen, eigennützige und uneigennützige Träume zu unterscheiden, uns Gott bereitwillig fügen, dem Bösen aber allezeit widerstehen.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die goldene Regel

Es kam ein Heide zu dem berühmten Rabbiner Schammai und sprach zu ihm: „Rabbi ich will ein Jude werden. Aber nur unter der Bedingung, dass du mich alles Nötige lehrst, während ich auf einem Bein stehe.“ Der hochgelehrte Rabbi Schammai wurde darüber so böse, dass er den unverschämten Bittsteller mit einem großen Lineal in der Hand aus dem Haus jagte. Doch jener Heide ließ nicht locker. Er ging zu einem anderen bekannten Rabbiner, zum Rabbi Hillel und trug ihm dasselbe vor: „Rabbi ich will ein Jude werden. Aber nur unter der Bedingung, dass du mich alles Nötige lehrst, während ich auf einem Bein stehe“.

Rabbi Hillel wunderte sich, wurde aber nicht böse, sondern gab sein Einverständnis. Er ließ den Mann sich auf ein Bein stellen und sprach zu ihm: „Was du nicht willst, dass man es dir tut, das füge auch keinem anderen zu. Das ist Gottes ganzer Wille, alles andere ist Auslegung dieses Grundsatzes. Geh und lerne!“

Nun, die Erzählung endet an dieser Stelle, aber ich denke, jener frischgebackene Jude wird begeistert gewesen sein, von Rabbi Hillels „Schnellkurs“. Denn die goldene Regel kann sich wirklich jeder merken – auch wenn er keine Zeit hat für theologisch-moralische Studien: „Was du nicht willst, dass man es dir tut, das füge auch keinem anderen zu.“

Weil das eine so griffige Regel ist, ist sie sehr verbreitet. Sie taucht in vielen Religionen und Kulturen der Welt auf – und, was viele gar nicht wissen: Auch Jesus hat sie sich zu Eigen gemacht. Wir lesen im Lukasevangelium, dass Jesus seine Jünger ermahnte: „...wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, so tut ihnen auch!“ (Lk 6,31)

Diese Regel ist schnell gelernt. Und sie ersetzt, wenn man sie richtig anwendet, viele dicke Gesetzbücher. Denn da braucht einer, der Gutes tun will, nicht lange nach einer passenden biblischen Anweisung zu suchen, sondern kann sich darauf beschränken die eigene Seele zu studieren. Er muss sich nur fragen: Wenn ich in der Lage dieses oder jenes Menschen wäre, was würde ich wollen, dass man mir tut? Wäre ich mein Nachbar, wäre ich dieser oder jener, welche Hilfe würde ich mir wünschen? Und schon weiß er, was zu tun ist.

Allerdings muss ich ein wenig Wasser in den Wein schütten: Denn so einfach ist die Regel nun doch nicht, dass man sie nicht missverstehen könnte. Darum erlaube ich mir drei Randbemerkungen dazu:

1. Randbemerkung: Es ist wichtig zu bemerken, dass Jesus die Goldene Regel nicht negativ formuliert wie Rabbi Hillel, sondern positiv. Jesus verlangt damit mehr als Hillel. Die negative Formulierung „Was du nicht willst, das man dir tu', das füg' auch keinem anderen zu“ spricht nämlich nur von dem, was man lassen soll. Es könnte daher jemand auf die Idee kommen, Gottes Wille sei schon erfüllt, wenn man gar nichts tut – oder wenigstens nichts Böses. Aber das reicht Jesus keineswegs. Nein, Gottes Wille ist nicht bloß, dass wir unsere Mitmenschen in Ruhe lassen, sondern dass wir tätige Nächstenliebe an ihnen üben.

Wir sollen also nicht nur das Böse lassen, sondern das Gute tun. Und darum formuliert Jesus positiv: „...wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, so tut ihnen auch!“ (Lk 6,31). Da wird Tätigkeit geboten, darum kann man auch durch Untätigkeit schuldig werden. Martin Luther hat das in einer Predigt über die goldene Regel seinen Hörern eingeschärft. Er sagt:

„Kleide den Nackten. Wenn du es gekonnt hast und hast ihn nicht gekleidet, so ist's soviel als hättest du ihn beraubt. Nimm den Fremdling auf. Wenn du es gekonnt hast und hast ihn nicht beherbergt, so ist's soviel als hättest du ihn fortgejagt. Tränke den Durstigen. Wenn du es gekonnt hast und hast ihn nicht getränkt, so ist's soviel als hättest du ihn durstig gemacht. Trös-

te den Traurigen. Wenn du es gekonnt hast und hast ihn nicht getröstet, so ist's soviel als hättest du ihn traurig gemacht. Lehre den Irrenden. Wenn du es gekonnt hast und hast ihn nicht belehrt, so ist's soviel, als hättest du ihn irreführt. Weise den Sünder zurecht. Wenn du es gekonnt hast und hast ihn nicht zurechtgewiesen, so ist's soviel als hättest du ihn zum Sündigen verleitet. Entschuldige den Verleumdeten. Wenn du es gekonnt hast und hast ihn nicht entschuldigt, so ist's soviel als hättest du ihn verleumdet. Heile den Kranken. Wenn du es gekonnt hast und hast ihn nicht geheilt, so ist's soviel, als hättest du ihn geschwächt."

2. Randbemerkung: Jesu Regel setzt voraus, dass der, der sie anwendet, auch für die eigene Person das Gute will. Denn sonst kommt Unsinn dabei heraus. Denken sie nur einmal an einen Alkoholiker. Der könnte sagen: „Ich werde gern zu Trinkgelagen eingeladen. Also befolge ich nun Jesu Regel „...wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, so tut ihnen auch!“ und lade die anderen Säufer des Ortes auch zu einem Gelage ein.“ Ebenso könnte ein Krimineller sagen: „Ich hätte gerne, dass man mir bei meinen unsauberen Geschäften nicht auf die Finger schaut. Also befolge ich Jesu Regel und sehe auch über die Machenschaften aller anderen Ganoven hinweg.“ Und ein Eitler könnte denken: „Ich mag es, wenn man mir schmeichelt, also schmeichle ich nun auch den anderen.“

Man muss zugeben, dass Jesu Wort in diesen Fällen formal richtig angewandt wird. Und trotzdem wird niemand meinen, die Schlussfolgerungen seien in Jesu Sinne. Darum wird hier ein Schwachpunkt der Goldenen Regel sichtbar, dass sie nämlich in die Irre führt, wenn der, der sie anwendet, sich über die eigenen charakterlichen Mängel nicht im Klaren ist. Unsere unmoralischen Wünsche sind kein geeigneter Maßstab für das Gute, das wir anderen tun sollen. Wollen wir Jesu Regel also erfolgreich anwenden, so gehört eine gewisse Selbstprüfung dazu: Wir müssen nicht nur fragen, was wir uns selbst wünschen, um es dann den anderen zukommen zu lassen. Sondern wir müssen vorher auch prüfen, ob das, was wir uns selbst wünschen, wirklich etwas Gutes ist, oder nur scheinbar.

3. Randbemerkung: Jesu Goldene Regel darf nicht als ein eigennütziger Grundsatz missverstanden werden. Die Regel „...wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, so tut ihnen auch!“ meint etwas völlig anderes, als „Eine Hand wäscht die andere“. Freilich, auf den ersten Blick scheint es da eine Übereinstimmung zu geben mit der landläufigen Weisheit: Bist du nett zu deinem Nachbarn und hilfst ihm, so wird er auch nett sein zu dir und dir helfen. Man verfährt nach dem Grundsatz „wie du mir, so ich dir“ und beiden ist geholfen. Jesus geht es aber gerade nicht um solche Geschäfte zum gegenseitigen Nutzen. Denn es stimmt zwar: „Wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus“. Aber wenn einer nur darum anderen Gutes tut, damit sie ihm wiederum Gutes tun, ist das nicht christliche Nächstenliebe, sondern nur Lebensklugheit und Berechnung.

Nicht der tut wahrhaft Gutes, der es um seines Vorteils willen tut, sondern der dabei von seinem eigenen Vor- oder Nachteil ganz absieht. Darum sagt Jesus nicht: „...wie ihr wollt, dass euch die Leute tun, so tut zuerst ihnen, damit sie sich verpflichtet fühlen, euch auch Gutes zu tun. Er sagt auch nicht „Was euch die Leute tun, das tut ihnen auch“. Das würde nur bedeuten Gutes wie Böses mit gleicher Münze heimzuzahlen. Vielmehr ermahnt uns Jesus, den anderen zu tun, was wir wollten, das man uns täte – und zwar unabhängig davon, ob es wirklich geschieht.

Wir sollen also helfen, auch wenn uns keiner hilft. Wir sollen die Wahrheit sagen, auch wenn die anderen uns belügen. Und wir sollen segnen, auch wenn die anderen uns verfluchen. Denn die Freunde zu lieben und die Feinde zu hassen ist kein Kunststück. Darum gilt es genau auf

die weiteren Erläuterungen Jesu zu hören. Er sagt: „...wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, so tut ihnen auch!“ Er fährt aber fort: „...wenn ihr die liebt, die euch lieben, welchen Dank habt ihr davon? Denn auch die Sünder lieben ihre Freunde. Und wenn ihr euren Wohltätern wohltut, welchen Dank habt ihr davon? Denn die Sünder tun dasselbe auch. Und wenn ihr denen leiht, von denen ihr etwas zu bekommen hofft, welchen Dank habt ihr davon? Auch die Sünder leihen den Sündern, damit sie das Gleiche bekommen. Vielmehr liebt eure Feinde; tut Gutes und leiht, wo ihr nichts dafür zu bekommen hofft. So wird euer Lohn groß sein, und ihr werdet Kinder des Allerhöchsten sein; denn er ist gütig gegen die Undankbaren und Bösen.“ (Lk 6,32-35).

Nun, ich will es dabei bewenden lassen, denn meine Randbemerkungen zur goldenen Regel sind ja längst zu lang, als dass man sie auf einem Bein stehend hätte anhören können!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Das Gewissen

Das Gewissen ist eine seltsame Sache. Jeder kennt es. Mindestens in der Form des „schlechten“ Gewissens. Und jeder legt wert darauf, eines zu haben. Denn man möchte nicht für „gewissenlos“ gehalten werden. Wer aber sagen soll, was sein Gewissen eigentlich ist und was es macht, der findet nicht gleich eine Antwort. Denn die Erfahrungen mit dem Gewissen sind vielfältig:

Bei manchen Menschen regt sich das Gewissen, weil sie lange nicht mehr beim Zahnarzt waren. Und andere haben Gewissensbisse, weil sie ihren Müll nicht richtig trennen. Manche fühlen sich schuldig, weil sie ihre unangenehme Tante zu selten besuchen. Und andere quält das Gewissen, weil sie einen lästigen Anrufer nicht zurückrufen. Der eine schämt sich, wenn er einen Klassenkameraden trifft und seinen Namen vergessen hat. Und den anderen plagt es, wenn er gegen seinen Diätplan verstößt.

Was dem einen schlaflose Nächte bereitet, wird vom anderen belächelt. Und man könnte daraus folgern, das Gewissen sei prinzipiell variabel. Doch wenn es einmal redet, ist es nicht leicht, es zum Schweigen zu bringen. Ein Gewissen zu haben, ist Ehrensache. Und trotzdem wäre es uns am liebsten, wenn wir von unserem Gewissen gar nichts spürten. Denn sobald wir es spüren, sobald es sich regt, ist etwas nicht in Ordnung.

Kurz gesagt: Unser Gewissen ist so etwas wie ein innerer Gerichtshof, der unablässig über unseren moralischen Zustand verhandelt – und in dem wir selbst zugleich Angeklagter, Ankläger und Verteidiger sind. Der Ankläger in unserem Gewissen richtet kritische Blicke auf unser Leben und Handeln. Er vergleicht, was er sieht, mit den Normen, deren Geltung wir anerkennen. Und wo unser Leben von diesen Normen abweicht, schlägt er Alarm. Das schlechte Gewissen verfolgt uns dann. Und wenn wir es nicht beruhigen können, dann bringt es uns um den Schlaf. Ja, das Gewissen ist ein merkwürdiges Tribunal, in dem ich Mitwisser meiner eigenen Geheimnisse bin, mir erbitterte Vorwürfe mache – und mich auch gleich wieder vor mir selbst in Schutz nehme.

Manche Menschen leiden sehr unter den inneren Kämpfen, die dabei ausgetragen werden. Der ständige Abgleich von Sollen und Sein kann zermürend sein. Und doch wird niemand das Gewissen für entbehrlich halten. Denn es gehört zu den wichtigen Alarmsystemen, mit denen die menschliche Natur ausgestattet ist. Fehlt uns Nahrung, rührt sich der Hunger. Wird unser Leib verletzt, warnt uns der Schmerz. Handeln wir falsch, so schlägt uns das Gewissen.

Kann man also sagen, das Gewissen sei so etwas wie die naturgegebene moralische Steuerung des Menschen – ein angeborener ethischer Orientierungssinn? Ja, in gewisser Weise stimmt das. Denn wie Gott uns leibliche Organe mitgegeben hat, mit denen wir z.B. „warm“ und „kalt“ unterscheiden können, so hat er uns auch mit einem seelischen Organ ausgestattet, das „gut“ und „böse“ unterscheidet. Wenn unser Gewissen optimal funktioniert, wird es wirklich „Gottes Stimme“ sein, die wir im Inneren vernehmen. Und sogar die, die sich lieber die Ohren verstopfen würden, hören etwas davon. Auch die, die jede Verantwortung leugnen, fühlen sich verantwortlich. Und die, die das Böse tun, wissen insgeheim, was das Gute wäre. Sie können sich nicht damit entschuldigen, es hätte ihnen niemand gesagt, denn sie haben ein Gewissen (vgl. Röm 2,14-15).

Kompliziert wird die Sache allerdings dadurch, dass unser Gewissen manipuliert und in seiner Funktion gestört werden kann. Die früheste dieser Störungen tritt schon im Kindesalter ein, wenn falsche Erziehung die gesunde Entwicklung des kindlichen Gewissens verhindert. Später können Ideologien ein Gewissen falsch orientieren und an falsche Normen binden (Man den-

ke nur an den Rassenwahn und den Führerkult der Nazis). Und schließlich kann ein funktionierendes Gewissen durch entsprechend brutale Gewöhnung seiner Sensibilität beraubt und abgestumpft werden.

Es gibt viele Möglichkeiten auf das Gewissen eines Menschen einzuwirken, wenn man pädagogisch und psychologisch geschickt vorgeht. Das reicht bis zur „Gehirnwäsche“, die dort, wo eigentlich Gottes Stimme laut werden soll, Ideologien implantiert. Das kann auf gewaltsame oder auf eher subtile Weise geschehen. Doch wer darum weiß, wird sich hüten, die Stimme des Gewissens einfach unkritisch mit der Stimme Gottes gleichzusetzen.

Es bleibt zwar dabei: Das Gewissen soll uns diese Stimme hörbar machen und sie stets in Erinnerung rufen – dazu ist es uns gegeben. Doch funktionieren kann das Gewissen nur, wenn es entsprechend geschult und geschärft wurde. Es ist seine Aufgabe, unser Denken, Reden und Handeln mit den gültigen Normen zu vergleichen. Doch welche Normen das sind, davon hat das Gewissen zunächst nur eine dunkle Ahnung. Es muss aus Gottes Wort heraus über Gottes Willen informiert werden. Und es bedarf dazu der Schulung durch überzeugende Erzieher und Vorbilder. Denn nur wenn man dem Gewissen den richtigen Maßstab in die Hand gibt, kann es damit richtig messen, und im richtigen Moment Alarm schlagen.

Heißt das nun, dass mein Gewissen sich irren kann – und ich daher auch ruhig einmal gegen mein Gewissen handeln darf? Die Antwort lautet: Ja und Nein. Ja: Das Gewissen kann irren, wenn es durch Menschen und Ideologien auf die falsche Spur gebracht wurde. Und doch gilt: Nein. Gegen das Gewissen zu handeln ist niemals gut. Denn solch ein Tun verstößt gegen Normen, die ganz offenbar in mir verankert sind – und der Konflikt, der dabei zu Tage tritt, sollte offen ausgetragen werden.

Habe ich ernste Zweifel an der Geltung einer Norm, so muss ich sie prüfen, mich gegebenenfalls von ihr verabschieden und dann mit gutem Gewissen gegen sie handeln. Hält die Norm meiner Prüfung stand, so muss ich sie respektieren. Die Alarmglocken des Gewissens aber einfach zu überhören und ihre Warnung zu ignorieren, kann nicht richtig sein. Denn es führt zur Abstumpfung und zuletzt zur Zerstörung des Gewissens. Ob man das aber riskieren will, muss man gut überlegen. Denn schließlich gehört das Gewissen – dieses sensible Instrument – zu den Dingen, die uns vom Tier unterscheiden. Und ein „vertierter“ Mensch ist etwas ganz Furchtbares...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Die biblischen Gebote

Wer sich mit dem „ethischen“ Handeln beschäftigt, fragt nach Instanzen, die uns helfen, das Schlechte, das wir lassen sollen, von dem Guten, das wir tun sollen, zu unterscheiden. Er mag dazu das menschliche Gewissen betrachten, stellt dann aber fest, dass es getäuscht und abgestumpft werden kann. Vielleicht untersucht er die „Goldene Regel“ und findet, dass auch die beste Regel, wenn man sie falsch anwendet, in die Irre führt. Und wenn er die „Vernunft“ zu Hilfe ruft, zeigt sich, dass die „reine“ Vernunft beim Tun des Bösen genauso nützlich ist, wie beim Tun des Guten. Woher also nehmen wir die Maßstäbe, die wir brauchen, um ethische Entscheidungen zu fällen?

Es liegt nahe, in dieser Situation auf die Zehn Gebote zurückzugreifen. Denn schließlich sind sie seit Jahrtausenden eine Quelle moralischer Orientierung. Und außerdem steht hinter ihnen eine höhere Autorität als die der menschlichen Einsichten und Ansichten. Ja, könnte man sagen: Wenn das Gewissen irren kann, warum fragen wir nicht den, der das Gewissen geschaffen hat? Wenn die Vernunft uns im Stich lässt, warum fragen wir nicht den, der sie uns gegeben hat? Wenn wir eine „Gebrauchsanweisung“ für diese Welt suchen, warum dann nicht bei dem, der die Welt gemacht hat?

Für gläubige Menschen ist es nicht nur naheliegend, so zu fragen, sondern unausweichlich. Denn schließlich ist diese Welt Gottes Eigentum. Sie ist sein liebevoll angelegter Garten. Und darum kann nur er als Hausherr und Eigentümer die Regeln festlegen, die auf seinem Grund und Boden gelten sollen. Was in ethischen Fragen zählt, ist Gottes Wille und Gebot. Denn ein abstraktes „Gutes“, das von Gott unabhängig wäre, eine ihm vorgegebene „sittliche Norm“ gibt es gar nicht. Vielmehr ist Gottes Wille selbst die Norm, deren Zielsetzung sich unmittelbar aus seinem schöpferischen Handeln ergibt. Gott liebt und bejaht nämlich seine Schöpfung. Er will, dass sie bleibt. Und er unterwirft sie (eben deshalb!) gewissen Regeln, die nötig sind, um das Geschaffenen zu schützen und gesund zu erhalten, das Gute zu fördern und dem Bösen Einhalt zu gebieten.

Gottes Gebote sollen verhindern, dass die Geschöpfe sich selbst oder anderen Schaden zufügen. Sie dienen dem Leben! Damit aber keiner sagen kann, er hätte von diesen Geboten nichts gewusst oder hätte sie nicht verstanden, darum hat Gott sie der Menschheit in knapper und unmissverständlicher Form mitgeteilt. Gottes Gebote sind so überschaubar, dass der Mensch die wichtigsten zehn an den Fingern seiner beiden Hände abzählen kann. Und soweit er sich daran hält, ist er „ethisch“ und „moralisch“ auf der sicheren Seite. Denn Gottes Gebote sind ein praktisches Geländer, an dem man sich festhalten kann, wenn der Fuß abzugleiten droht. Sie sind Warnschilder, die uns auf Gefahrenstellen aufmerksam machen. Und sie sind Leuchter, die uns sicher nach Hause geleiten.

Ist unser Problem also gelöst? In gewissem Sinne: Ja. Wir wissen was gut und was böse ist. Und zwar nicht, weil wir klug genug waren es herauszufinden, sondern schlicht, weil Gott es uns gesagt hat: Wir sollen nicht töten, nicht stehlen, nicht ehebrechen, nicht lügen, nicht neidisch und nicht gierig sein. Wir sollen aber die Eltern ehren, sollen den Feiertag und den Namen Gottes heilig halten – und sollen vor allem nichts Irdisches an Gottes Stelle treten lassen.

Das alles ist deutlich genug. Und man sollte meinen, dass der Mensch, ausgestattet mit so klaren Weisungen, nicht mehr viel falsch machen kann. Doch leider ist nichts auf dieser Welt so gut, dass es nicht seiner Bestimmung entfremdet, verdorben und falsch angewandt werden könnte. Nicht mal Gottes Gebote! Wie ist das möglich?

Oft werden Gottes Gebote gerade dort missverstanden, wo man sie mit besonderem Eifer zu erfüllen versucht. Denn wenn ein Mensch sich ganz in die Perfektionierung des eigenen Gehorsams vertieft, wird dieser Gehorsam leicht zum Selbstzweck. Das einzelne Gebot wird dabei immer weiter ausgelegt und ausgedeutet. Man kommentiert es und präzisiert es. Man macht aus der Befolgung der Gebote ein juristisch ausgefeiltes System. Man hält für jede Lebenslage ein Fallbeispiel bereit und für jede Komplikation eine lehrbuchmäßige Lösung. Man scheint damit ganz „nah dran“ zu sein am Willen Gottes, denn man pocht leidenschaftlich auf jeden einzelnen Buchstaben des Gesetzes. Und doch ist man in Wahrheit „weit weg“ von dem, was das Gesetz eigentlich will.

Denn wer nur auf den Buchstaben starrt, verliert aus dem Blick, in welchem Geist und mit welcher Absicht das Gesetz gegeben wurde. Das Gesetz will nämlich, dass ich das Gute tue, nicht um des Gesetzes, sondern um meines Mitmenschen willen. Nicht meine Moralität ist das Ziel der Gebote, sondern das zeitliche und ewige Heil des anderen Menschen.

Wenn ich das aber vergesse, und mich in meinem Eifer bloß „regelkonform“ verhalte, um „regelkonform“ zu sein, dann habe ich die Gebote von der positiven Intention gelöst, der sie sich verdanken. Und unversehens ist aus dem, was ein hilfreiches Gelände sein sollte, eine Stolperfalle geworden. Das Neue Testament selbst illustriert diesen Vorgang, wenn es um die strikte Heiligung des Feiertages geht (Mt 12,9-14):

„Jesus kam in ihre Synagoge. Und siehe, da war ein Mensch, der hatte eine verdorrte Hand. Und sie fragten ihn und sprachen: Ist's erlaubt, am Sabbat zu heilen?, damit sie ihn verklagen könnten. Aber er sprach zu ihnen: Wer ist unter euch, der sein einziges Schaf, wenn es ihm am Sabbat in eine Grube fällt, nicht ergreift und ihm heraushilft? Wieviel mehr ist nun ein Mensch als ein Schaf! Darum darf man am Sabbat Gutes tun. Da sprach er zu dem Menschen: Strecke deine Hand aus! Und er streckte sie aus; und sie wurde ihm wieder gesund wie die andere. Da gingen die Pharisäer hinaus und hielten Rat über ihn, wie sie ihn umbrächten.“

Zweifellos ist das ein krasses Beispiel für einen Missbrauch der Gebote. Denn für die Pharisäer ist am Feiertag nicht nur jede Arbeit verboten, sondern selbst die „ärztliche Tätigkeit“ Jesu, die einem Kranken Heilung bringt. Der Buchstabe des Gesetzes ist für diese Leute zum starren Käfig geworden und der Gehorsam zum Selbstzweck, denn die heilvolle Absicht, die hinter Gottes Geboten steht, haben sie nicht mehr im Blick. Die Freiheit aber, mit der Jesus sich über die Bedenken dieser „Moralisten“ hinwegsetzt, sollte uns eine Warnung sein:

Auch wir dürfen die liebende Hinwendung zum Nächsten nicht durch einen äußerlich-formalen Gehorsam ersetzen. Denn wer das Böse bloß sein lässt, um einer Strafe zu entgehen, und das Gute bloß tut, um moralisch unangreifbar zu sein, der bejaht dabei nicht den Mitmenschen, dem sein Handeln zu Gute kommen soll, sondern bejaht im Grunde nur sich selbst. Er ist mit seinen Gedanken und mit seinem Herzen nicht wirklich beim anderen, sondern handelt bloß „gut“, um „gut“ dazustehen. Und eben damit verfehlt er den Sinn der Gebote. Denn die leiten uns an, das Gute nicht bloß zu tun, sondern es (zuerst und vor allem) von ganzen Herzen zu wollen. Wo solcher Wille aber fehlt, da wird der Buchstabe des Gesetzes zu einer unverstandenen, nicht fröhlich, sondern nur zwanghaft befolgten „Vorschrift“.

Heißt das nun, man solle sich, statt am Wortlaut der Gebote lieber an ihrer „Intention“ orientieren? Können wir großzügig über das hinweggehen, was Gott gesagt hat, weil wir ja wissen, was er gemeint hat? Haben wir die einzelnen Gebote vielleicht gar nicht mehr nötig, wenn wir nur durchdrungen sind von Gottes Geist, dem Geist der Liebe, dem diese Gebote entspringen? Nein! Das hieße nur, von einem Fehler in einen anderen zu verfallen. Denn wie es einen „pharisäischen“ Missbrauch der Gebote gibt, der den Buchstaben gegen den Geist ausspielt, so gibt es auch einen „libertinistischen“ Missbrauch, der den Geist gegen den Wortlaut auszuspielen

versucht: „Was brauche ich Gebote“ – sagt man dann –, „wenn doch der Geist der Nächstenliebe in mir ist? Spürt denn die Liebe nicht von selbst, was zu tun ist? Bedarf sie denn irgendwelcher Regeln und Vorschriften? Weiß die Liebe nicht am besten, was der andere gerade braucht?“

Diese Argumentation klingt in unseren Ohren sympathischer als die der Pharisäer. Und doch ist es nur die Umkehrung ihres Fehlers, die umso gefährlicher ist, als sie einen Anschein des Rechtes auf ihrer Seite hat. Vordergründig stimmt es nämlich: Wären wir so von Nächstenliebe durchdrungen, wie Jesus es war, wären wir also innerlich eins mit dem guten Willen Gottes, so bräuchten wir in der Tat keine Gebote mehr. Gottes Wille wäre uns dann so tief ins Herz eingesenkt, dass wir die äußere Leitung durch die Gebote nicht mehr nötig hätten. Das Gute wäre uns schlicht ein Bedürfnis. Und das Böse wäre uns ganz von selbst zu wider.

Nur bitte: Wer von uns ist so weit, dass er diese Voraussetzung erfüllt? Wer steht mit Jesus auf einer Stufe? Von Jesus galt gewiss, dass er immer zweifelsfrei und instinktsicher das Gute traf. Er hätte dazu wohl keiner Gebote oder Weisungen bedurft. Wir Sünder aber, die wir, wenn überhaupt, nur einen sicheren Instinkt für das Falsche haben, sind auf die äußere Stützung und Weisung durch Gottes Gebote dringend angewiesen. Wir sind nicht Herr über die Gebote, wie Jesus das war, sondern wir bleiben lebenslang ihre Schüler. Denn wir brauchen sie als Geländer, um uns daran zu halten, als Warnschilder an Gefahrenstellen und als Leuchtfeuer auf ungewissen Pfaden.

Wie also sollen wir's machen, um beide Fehler zu vermeiden? Ich denke der sichere Weg im Umgang mit den biblischen Geboten führt in der Mitte hindurch. So nämlich, dass wir weder den Wortlaut der Gebote gegen ihre Intention ausspielen noch ihre Intention gegen den Wortlaut, sondern stets das eine mit dem anderen im Zusammenhang sehen.

Biblische Gebote zu befolgen, deren Sinn man nicht versteht, ist vielleicht besser als nichts. Und auch ein regellos-spontanes „Gut-sein-Wollen“ wird gelegentlich zu richtigen Entscheidungen führen. Doch zuverlässige ethische Orientierung gewinnen wir erst, wenn wir Gottes Gebote von seinem Schöpferwillen her verstehen, uns die positive Richtung dieses Willens zu eigen machen, auch unsererseits das Geschaffene bejahen, und dann aus den Geboten lernen, wie sich dieses „Bejahen“ in Taten konkretisiert.

Dabei sollte kein Gebot bloß formal und äußerlich erfüllt werden. Aber wir sollten auch keinen Schritt tun, ohne nach relevanten Weisungen Gottes gefragt zu haben. Es wäre falsch, wenn das Gebot nur unsere Hände binden würde, ohne unser Herz zu erreichen. Aber es wäre genauso falsch, sich unter Berufung auf das Herz über Gottes klare Weisungen zu erheben. Der Gehorsam kann die Liebe genauso wenig ersetzen, wie die Liebe den Gehorsam. Vielmehr sollten beide so zusammenkommen, dass das eine Ausdruck und Manifestation des anderen ist. Denn Gott will nicht bloß, dass wir tun, was er sagt, weil er es sagt, sondern er will, dass wir tun, was er sagt, weil wir dasselbe wollen, was er will...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Heiligt der Zweck die Mittel?

Ob der Zweck die Mittel „heilig“, das ist eine schwierige ethische Frage. Denn egal, ob man sie mit „ja“ oder „nein“ beantwortet – es scheint immer irgendwie falsch zu sein und scheint immer zu unmöglichen Konsequenzen zu führen. Man kann das anhand eines Beispiels leicht zeigen:

„Pauls Ehefrau ist an einer speziellen Form von Krebs erkrankt und droht daran zu sterben. Da hört Paul von einem Apotheker, der in der Nähe wohnt und ein aus Radium gewonnenes Mittel entwickelt hat, das seiner Frau helfen könnte. Der Apotheker bezahlt 200 Euro für das Radium und verlangt 2000 Euro für das fertige Mittel. Paul tut alles nur Erdenkliche, um das nötige Geld aufzutreiben, aber er kann nur 1000 Euro bekommen. Der Apotheker weigert sich, das Mittel für diesen Preis zu verkaufen. Paul ist verzweifelt, bricht nachts in die Apotheke ein und stiehlt die Arznei.“

Durfte Paul das tun? Hat er in Anbetracht seiner Notlage „richtig“ gehandelt? Außer Frage steht, dass Pauls Verhalten menschlich verständlich ist. Seine Beweggründe sind nachvollziehbar. Klar ist auch, dass juristisch betrachtet ein Einbruch und Diebstahl nie „legal“ sein kann. Aber ist er im geschilderten Fall vielleicht ethisch „legitim“?

Ist Paul in eine Lage geraten, in der der Zweck die Mittel heiligt? Wer darauf „nein“ sagen wollte – „man darf nicht stehlen“ – der würde ziemlich hartherzig erscheinen. Denn das Leben eines Menschen wiegt schwer. Und dieses Leben einem Prinzip zu opfern, scheint selbst dann unangemessen, wenn es ein sehr ehrenwertes Prinzip ist. Natürlich hätte Paul – juristisch gesehen – eine „weiße Weste“ behalten, wenn er sich mit der Verweigerung des Apothekers schlicht abgefunden hätte. Er wäre dann Witwer geworden. Und kein Polizist oder Staatsanwalt hätte ihm je etwas vorgeworfen. Doch hätte Paul den Erhalt seiner moralischen Integrität bezahlt mit dem Tod seiner Frau. Um sich selbst nicht die Finger schmutzig zu machen, hätte er billigend in Kauf genommen, dass sie stirbt. Und solche „Moralität“ wäre in der Tat eine ziemlich lieblose (und darum fragwürdige) „Moralität“.

Sollten wir also Pauls Einbruch billigen? Sollten wir sagen: „Ja, der Zweck heiligt die Mittel“? Das liegt nur allzu nahe. Denn Paul handelt aus Liebe. Und außerdem kann man mit gewissem Recht sagen, der geldgierige Apotheker mit seinen überhöhten Forderungen sei selber schuld. Verdient er es nicht geradezu, bestohlen zu werden? In der Tat ist der Apotheker nicht nur Opfer (eines Einbruches), sondern auf seine Weise auch Täter. Aus dem Bauch heraus sagt man darum: Es geschieht ihm recht.

Das Problem ist nur, dass der Grundsatz, der Zweck heilige die Mittel, wenn er einmal an einer Stelle akzeptiert wurde, bald auf unzählige andere Fälle übertragen und ausgeweitet wird. Da bricht ein Damm. Denn wenn Paul prinzipiell berechtigt war, für einen guten Zweck zu stehlen, warum sollte man dann nicht bei anderer Gelegenheit berechtigt sein, für einen guten Zweck zu lügen oder zu töten? Welches Mittel welchem Zweck zu dienen vermag, ist schließlich immer Ansichtssache. Man kann es sich immer so zurechtlegen, dass es passt. Und ist der Zweck nur wichtig genug (der „Endsieg“, die „Revolution“, der „Fortschritt“, mein „persönliches Glück“), so scheint bald jedes Mittel recht. Im Ergebnis hält man sich nur noch an Prinzipien und Gebote, wenn es nicht gerade opportun erscheint, sie „um des guten Zweckes willen“ zu umgehen. Wenn aber Grundsätze nur noch dort gelten sollen, wo sie nicht stören – hat man sie dann nicht faktisch aufgehoben?

Tatsächlich gewinnt die Behauptung, der Zweck heilige die Mittel, durch Geschichten wie die von Paul eine vordergründige Plausibilität. Doch wird sie erst einmal im Grundsatz anerkannt,

so ist damit jeglichem Missbrauch Tür und Tor geöffnet. Und wohin das führt, das zeigt die Konfirmandin, die letztens ganz offen den Standpunkt vertrat, es sei ihr nicht zuzumuten, die Wahrheit zu sagen, wenn ihr daraus Nachteile entstünden. Der „Zweck“ Nachteile zu vermeiden „heilige“ nämlich das „Mittel“ der Lüge!

Es liegt auf der Hand, dass diese Form der Argumentation jegliche Ethik außer Kraft setzt. Nur: Was ist dagegen zu tun? Soll man sagen, der Zweck heilige die Mittel nur manchmal – und manchmal eben nicht? Sollte man den populären Satz nicht lieber ganz verwerfen? Ich meine der Satz „Der Zweck heiligt die Mittel“ enthält in enger Verquickung eine Wahrheit und einen Irrtum, die man sorgfältig voneinander trennen muss:

Wahr ist, dass der Mensch manchmal eine (kleinere) Schuld auf sich laden muss, um eine andere (größere) Schuld zu vermeiden. Ein Irrtum wäre es aber, wollte man daraus folgern, die kleinere Schuld würde in solchen Fällen „geheiligt“ und hörte somit auf Schuld zu sein.

Richtig ist, dass das menschliche Leben nicht mit weißer Weste bewältigt werden kann. Wie bei Paul gibt es manchmal keine „saubere“ Lösung, sondern nur die Wahl zwischen mehreren schlechten Alternativen. Paul muss entweder gegen das Leben seiner Frau oder gegen das Eigentumsrecht des Apothekers handeln. Er darf sich in dieser Situation für das entscheiden, was ihm das geringere Übel zu sein scheint.

Falsch wäre es aber, wenn er aus seiner Zwangslage folgern wollte, der Einbruch in die Apotheke könne ohne Schuld begangen werden, er sei als Mittel „geheiligt“ und darum moralisch unbedenklich. Das ist er nicht! Denn als Regelverstoß, als Sünde und Gesetzesbruch bleibt der Diebstahl was er ist. Unrecht verwandelt sich nicht dadurch in Recht, dass ich es nicht vermeiden kann. Und das heißt: Paul darf sich keineswegs „im Recht“ fühlen (auch nicht mit Hinweis auf die überhöhte Forderung des Apothekers!), sondern sollte nach vollbrachter Tat seine Schuld ganz bewusst auf sich nehmen.

Anders gesagt: Der Zweck heiligt nicht die Mittel – und trotzdem muss manchmal von diesen Mitteln Gebrauch gemacht werden. Wenn es wirklich keine saubere Lösung gibt (wenn!), darf man sich für die am wenigsten schmutzige entscheiden, soll sie aber deswegen nicht „sauber“ nennen, sondern sollte verantworten, was man entschieden hat.

In Pauls Fall hieße das: Den Einbruch begehen, der Frau das Mittel bringen, sich selbst der Polizei stellen und die Strafe ohne Murren tragen! Denn eben dies Letztere – die Bereitschaft, ohne Ausflüchte für das eigene Tun gerade zu stehen – macht in solchen Fällen den Unterschied aus zwischen einem Lump und einem aufrechten Menschen...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Das Maximum-Happiness-Principle

Es gibt einen moralischen Grundsatz, der sich großer Beliebtheit erfreut, weil er nicht hochtrabend und streng daherkommt, sondern ganz praktisch und sympathisch. Er lautet: „Handle stets so, dass das Glück der von deiner Handlung betroffenen Menschen vermehrt und gesteigert wird. Bedenke also alle Folgen deines Tuns – und dann tue das, was möglichst viele Menschen möglichst glücklich macht.“

Der Fachbegriff für diese Lebenshaltung heißt „Utilitarismus“, weil sie ihr Augenmerk nur auf den „Nutzen“ einer Handlung legt – und anderes dementsprechend weniger wichtig findet. Ob der Mensch gesetzeskonform oder tugendhaft handelt, ob er irgendwelchen Prinzipien oder einfach der Stimme seines Gewissens folgt, ist für den Utilitarismus von untergeordneter Bedeutung, wenn nur das Ziel (die Maximierung des von Menschen erlebten Glückes) erreicht wird. Nur auf dieses Ergebnis kommt es an. Nur an diesem Maßstab wird gemessen. Und diese klare, pragmatische Zielorientierung kann gerade auf Christen überzeugend wirken. Denn wir wissen ja, dass wir unseren Nächsten lieben sollen. Und wen man liebt, den möchte man glücklich sehen! Warum soll man also die ethische Zielbestimmung unnötig komplizieren? Leid zu vermeiden und Glück zu fördern – wie könnte das jemals falsch sein? Glück zu verhindern und Leid zu vermehren – wie könnte das jemals richtig sein?

Der „Utilitarismus“ leuchtet schon deshalb vielen Menschen ein, weil jeder für die eigene Person nach Glück strebt. Und auch aus der Perspektive des Glaubens scheint er kaum anfechtbar. Denn wenn Gott seine Geschöpfe liebt, dürfen wir unterstellen, dass auch er sie glücklich sehen will. Unser Handeln auf dieses Glück auszurichten, scheint daher eine gute und sichere Maxime zu sein. Vermehren wir in unserem Umfeld Freude und Lebenslust. Vermeiden wir alles, was jemandem Schmerzen bringt. Und prüfen wir in Entscheidungssituationen immer nur die eine Frage: Welche der möglichen Handlungsweisen die Summe des Glücks auf Erden am effektivsten erhöht.

Freilich: Ob sich das, was so einfach klingt, auch einfach anwenden lässt, ist eine offene Frage. Denn in den Konflikten des Alltages ist oft nur schwer zu beurteilen, welches Verhalten (langfristig!) die meisten Menschen glücklich macht. Und der Maßstab, den es anzuwenden gilt, ist auch nicht so klar, wie es scheint. Denn unter „Glück“ kann man mancherlei verstehen.

Das „Maximum-Happiness-Principle“ der Utilitaristen („Handle so, dass das größtmögliche Maß an Glück entsteht!“), setzt einfach voraus, wir wüssten, was wahres Glück ist. Aber ist es für meinen Nachbarn wirklich dasselbe wie für mich? Ist Glück das, was die Masse dafür hält? Ist es Glück, jeden noch so närrischen Wunsch erfüllt zu bekommen? Geht es beim „Glück“ um satte Bäuche und Spaß, um Brot und Spiele? Zählt auch das Glück dazu, das Drogen mir schenken? Oder ist in Wahrheit nur ein sinnerfülltes Leben „glücklich“ zu nennen?

Man könnte dieses Problem umgehen, indem man sagt: Glücklich ist, wer sich (subjektiv) glücklich fühlt. Aber wer sagt eigentlich, dass dieses Glücksgefühl wirklich das oberste Ziel des Menschen ist? Leben wir, um glücklich zu sein? Oder könnte es sein, dass einer, der glücklich, sorglos und gedankenlos dahinlebt, gerade dadurch den tieferen Sinn seines Daseins verfehlt? Angenommen, die Bestimmung des menschlichen Lebens läge darin, einen Prozess der inneren Reifung zu durchlaufen und dadurch Erkenntnis zu gewinnen – könnte es dann nicht sein, dass ein zeitweise „unglücklich“ verbrachtes Leben (an diesem Maßstab gemessen!) viel „gelungener“ und insofern für den Menschen „besser“ wäre?

Schon diese Fragen nähren Zweifel. So richtig problematisch wird das „Maximum-Happiness-Principle“ aber, wenn man es praktisch anzuwenden versucht. Denn selten hat man Gelegen-

heit, so zu handeln, dass alle Beteiligten dabei „gewinnen“. Keine Handlung hat nur Vorteile. Es ergeben sich immer auch Nachteile. Um den „Glücksgewinn“ zu ermitteln, den mein Handeln maximal erzielen kann, muss ich also das Glück addieren, das ich bei einigen Personen verursache, und muss davon das Leid abziehen, das meine Handlung bei anderen hervorruft.

Erst aus der Summe ergibt sich, ob es „lohnt“, die aus der Handlung entstehenden Nachteile in Kauf zu nehmen. Aber kann man Glück wirklich wie eine „Recheneinheit“ behandeln? Kann man Glücksmengen gegeneinander aufrechnen wie Äpfel und Birnen, Liter und Kilos? Kann man Glück bilanzieren wie einen Firmengewinn? Kann man es steigern, wie das Bruttosozialprodukt? Ist das Gute dann nur noch eine Frage Kalküls? Und vor allem: Darf man das Leid des einen Menschen so gegen das Glück der anderen aufrechnen, dass es in der positiven Gesamtbilanz „ausgeglichen“ wird? Gerade hier treffen wir einen wunden Punkt des Utilitarismus:

Stellen Sie sich nur einmal eine alte Frau vor, die im Supermarkt an der Kasse steht. Sie ist sehbehindert und vertut sich darum immer wieder beim Abzählen des Kleingeldes. Die Schlange hinter ihr wird länger und länger. Aber die Frau kommt mit ihrem Portemonnaie nicht zurecht. Bald blockiert sie 20 ziemlich genervte Menschen. Und was soll die Kassiererin tun? Sie könnte 20 Menschen ziemlich glücklich machen, wenn sie die alte Dame beiseite schieben würde. Die Glücksbilanz der Wartenden würde sich schlagartig verbessern. Aber darf man das Glück der vielen Wartenden so einfach gegen die Kränkung einer alten Frau aufrechnen?

Ein anderer Fall: Wenn es der Polizei gelungen ist, Terroristen zu fassen, und es durch die Folterung dieser Terroristen möglich wäre, wichtige Informationen zu erlangen, Anschläge zu verhindern und damit Unschuldigen das Leben zu retten – wäre man dann berechtigt, das Leid der (wenigen) Gefolterten gegen das Glück der (vielen) Geretteten aufzurechnen?

Konsequente Utilitaristen müssten sich in solchen Fällen stets für „das größte Glück der größten Zahl“ entscheiden. Aber ist das vertretbar, wenn dafür fundamentale ethische Grundsätze wie die Menschenwürde verletzt werden müssten? Darf man Glück gegen Gerechtigkeit aufwiegen – oder gegen Wahrhaftigkeit?

Stellen wir uns einen Arzt vor, der seinem Patienten eine tödliche Diagnose eröffnen muss. Sagt der Arzt die Wahrheit, so kann es sein, dass der Patient monatelang voller Angst und Sorge auf den Tod wartet. Macht er dem Patienten aber falsche Hoffnungen, könnte es sein, dass er die letzten Monate frohgemut mit seiner Familie verbringt, bevor ihn der Tod überrascht. Die zu erwartende „Glücksbilanz“ ist ziemlich klar. Und doch: Hat der Patient nicht ein Recht auf die Wahrheit?

Darf man also im Namen des Glückes lügen, foltern und kränken? Darf man wenige Menschen opfern, um dadurch viele zu retten? Aus der Sicht des Glaubens kann man getrost „nein“ dazu sagen. Denn:

(1.) Das Recht des einen Menschen ist mit dem Glücksgewinn des anderen prinzipiell nicht „verrechenbar“ (sonst hätten die Männer recht gehabt, die aus Angst vor blutigen Unruhen den Tod Jesu geplant und in Kauf genommen haben: vgl. Joh 11,50!).

(2.) Um es ganz deutlich zu sagen: Gott hat uns nicht primär dazu geschaffen, dass wir auf Erden glücklich werden. Was man „irdisches Glück“ nennt, ist nicht das Ziel unseres Daseins, sondern nur ein erfreulicher (!) Teil unseres Weges.

(3.) Was gut, richtig und von Gott geboten ist, gilt unabhängig davon, ob es gerade irgendwen glücklich oder unglücklich macht. Gottes Gebote sind zwar so weise, dass sie – wenn sie befolgt würden! – das Glück der Menschheit vervielfachen. Doch ist das nicht der alleinige Grund und schon gar nicht die Bedingung ihrer Geltung.

Ist es also verkehrt, Handlungen daraufhin zu prüfen, ob sie Glück oder Unglück vermehren? Nein. Natürlich nicht. Der Utilitarist, der nach der Glücksbilanz aller Betroffenen fragt, steht schon meilenweit über dem Egoisten, der sich nur für seine eigene Glücksbilanz interessiert. Und auch als Christ wird man dort, wo man nicht durch andere ethische Grundsätze gebunden ist, der Glück verheißenden Handlungsoption den Vorzug geben. Doch als Leitwährung und oberster Maßstab unseres Handelns kann das Glück nicht dienen. Denn dazu ist es ein viel zu subjektiver und missverständlicher Begriff. Für den, der sich allein am Glück orientieren will, wird es schnell zum „Irrlicht“.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Von der Tugend des Respekts

Zu den Tugenden, die in unserer Zeit außer Mode gekommen sind, gehört sicherlich der Respekt vor anderen Menschen. Früher wurde dieser Respekt durch höfliche Umgangsformen zum Ausdruck gebracht: Man grüßte sich auf der Straße und zog voreinander den Hut. Man legte Wert auf die korrekte Anrede und das formelle „Sie“. Man stand auf, wenn eine Dame das Zimmer oder ein Lehrer den Klassenraum betrat. All das war ein selbstverständlicher Teil der Erziehung – und entsprach einer hierarchisch gegliederten Gesellschaft.

Doch spätestens in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts gerieten mit den Hierarchien auch die Umgangsformen in die Krise. Der Studentenbewegung erschien es hohl und verlogen, vor Würdenträgern einen „Bückling“ zu machen. Die Anerkennung von Autoritäten vertrug sich nicht mit dem neuen demokratischen Bewusstsein. Die Umgangsformen wurden lockerer. Man erzog die Kinder antiautoritär. Und seither gilt Respektlosigkeit als regelrecht chic. „Mein Kind ist selbstbewusst“ hört man nun Eltern prahlen, „es lässt sich von den Lehrern nichts gefallen!“.

Und selbst Senioren halten sich etwas darauf zugute, dass sie jedem ohne Scheu ihre abschätzige und beleidigende Meinung sagen. „Ich red' halt, wie mir der Schnabel gewachsen ist!“, begründen sie das – und fahren dann fröhlich fort, andere Menschen herabzuwürdigen und verächtlich zu machen. Ja: Manche Senioren legen mit ihrem losen Mundwerk genau die Respektlosigkeit an den Tag, die sie der „Jugend von heute“ vorwerfen.

Was aber steckt dahinter? Und woher kommt die große Leidenschaft, jeden, der eventuell „etwas Besseres“ sein könnte, mit Schmutz zu bewerfen? Ist es die Neigung der Mittelmäßigen, alles Übertreffende auf ihr eigenes Mittelmaß herunterzuziehen? Ist es der demokratische Gleichheitsgrundsatz, der dahingehend missverstanden wird, alle Menschen seien gleich schlecht – und sollten darum auch gleich schlecht behandelt werden? Will man Selbstbewusstsein demonstrieren, indem man alle gering achtet, außer sich selbst? Oder rächen sich Menschen, die sich nicht anerkannt fühlen, indem sie auch ihrerseits niemand anerkennen?

Vielleicht spielt das alles eine Rolle. Entscheidend dürfte aber sein, dass man den Respekt, den man einem Menschen schuldet, abhängig macht von vorher zu erbringenden Leistungen: „Wer von mir respektiert werden will, soll erst einmal beweisen, dass er Respekt verdient!“ – so könnte man diese Haltung zusammenfassen. Wer sie vertritt, will nur den würdigen, der sich würdig verhält, und nur den achten, der Achtenswertes leistet. „Ehre, wem Ehre gebührt!“ – lautet das Motto. Doch was bedeutet das anderes, als jeden Menschen bis zum Erweis des Gegenteils für „nichtswürdig“ zu halten und ihm Achtung zu verweigern? Es läuft darauf hinaus, dass der Mensch sich eine respektvolle Behandlung erst „verdienen“ muss. Wenn ihm das aber nicht gelingt – bin ich dann wirklich berechtigt, auf ihn herabzuschauen?

Meist wirkt sich die Verknüpfung von Leistung und Respekt doppelt negativ aus, indem sie den Urteilenden zur Arroganz verleitet und den Beurteilten in die Depression treibt. Denn jeder Mensch hat den Wunsch, geachtet zu werden und sich selbst achten zu können. Wenn die Anderen aber seine Leistungen nicht sehen oder sie nicht verstehen, sie nicht anerkennen oder nicht würdigen – wie soll er dann das eigene Dasein bejahen können? In einer Gesellschaft, die Respektlosigkeit zum Normalfall macht, werden die Schwächeren permanent gekränkt, weil sie den Respekt, den sie brauchen, nicht erzwingen können. Auf fortgesetzte Kränkung reagiert der Mensch aber entweder depressiv, aggressiv oder selbstzerstörerisch. Vom Alkoholismus bis hin zum Amoklauf werden viele schreckliche Taten begangen, weil die Betroffenen sich nicht beachtet und nicht geachtet fühlen. Dabei ließe sich das ändern, wenn

in unserer Gesellschaft ein Konsens darüber bestünde, dass jeder Mensch – unabhängig von irgendwelchen Leistungen – Respekt verdient.

Es fragt sich nur, worauf dieser Respekt zu gründen ist. Auf Einsicht und Freundlichkeit vielleicht? Auf staatliche Gesetze? Auf eine wechselseitige Übereinkunft der Beteiligten? Oder auf ein positives Menschenbild? Ergibt sich auf diese Weise ein Respekt, der auch jene einschließt, die sich ganz offen ehrlos und würdelos benehmen? Oder müssen wir uns einreden, diese Leute hätten einen „guten Kern“, der bloß nicht recht zur Geltung kommt?

Nein: Ich denke, der christliche Glauben hat eine bessere Antwort zu geben. Denn vom Glauben her kann man den Mitmenschen illusionslos sehen, als den Sünder, der er ist – und kann dennoch respektvoll mit ihm umgehen, weil man im Geschöpf den Schöpfer ehrt. Als Christ respektiere ich mein Gegenüber nicht aufgrund von Leistungen oder Qualitäten, sondern ich respektiere im Gegenüber den Willen meines Schöpfers, der auch diesen Menschen gewollt und geschaffen hat, ihn wichtig nimmt und liebt. Mag mir ein Mensch noch so nichtsnutzig und unsympathisch erscheinen: Jesus Christus ist doch für ihn gestorben. Er war es ihm wert. Wenn Gott aber einen so hohen Preis gezahlt hat, um diesen Menschen zu retten, dann steht es mir nicht zu, ihn zu verwerfen und zu verdammen. Ich muss deswegen nicht jeden mögen. Und ich muss auch nicht gut finden, was er tut. Aber ich muss jeden Menschen insoweit respektieren, dass ich die Daseinsberechtigung anerkenne, die ihm sein Schöpfer zuerkannt hat. Er mag mich stören, dieser Mensch. Und doch nimmt er in dieser Welt nur deshalb Raum ein, weil Gott ihm Raum gegeben hat. Dem Geschöpf aber durch verächtliche Behandlung diesen Raum abzusprechen, hieße seinen Schöpfer zu kritisieren. Die Respektlosigkeit, mit der ich dem Geschöpf begegne, wäre zugleich Respektlosigkeit gegen den, der es gewollt hat. Und das verträgt sich nicht mit dem christlichen Glauben.

Mag ich einen Menschen auch „unmöglich“ finden – er hat trotzdem das Recht zu sein, weil Gott ihn schuf. Und diese Schöpfertat soll ich (innerlich und äußerlich!) tätig bejahen, indem ich dem anderen mit Achtung begegne. Denn wollte ich das Dasein des Anderen verneinen, indem ich heimlich denke „ach, wäre dieser Mensch doch nie geboren!“, so hieße das in Wahrheit, ihm den Tod zu wünschen und durch die Nichtachtung seiner Person gegen das 5. Gebot zu verstoßen (vgl. Mt 5,21-22!).

Respekt schulden wir also jedem – und sollten uns auch durch seine Fehler nicht davon abbringen lassen. Doch bedeutet das nicht, dass wir auf Kritik verzichten müssten, um respektieren zu können. Im Gegenteil: Die Kritik braucht den begleitenden Respekt, damit sie ohne Gesichtsverlust angenommen werden kann. Und der Respekt braucht die begleitende Kritik, um vor Missverständnissen geschützt zu sein. Missversteht nämlich jemand den erwiesenen Respekt als Zustimmung zu seiner problematischen Lebensweise, fühlt er sich in seiner Eitelkeit bestärkt oder meint er gar, man respektiere ihn aus Furcht, so darf und muss man diesen Irrtum aufklären:

Rabbi Samuel ben Sosratai ging nach Rom, als die Kaiserin ein Armband verloren hatte. Er fand es. Ein Herold zog durch das Reich und rief aus: „Wer das Armband innerhalb von dreißig Tagen zurückbringt, erhält eine Belohnung; wird es aber bei jemandem nach den dreißig Tagen gefunden, wird ihm der Kopf abgeschlagen!“ Rabbi Samuel brachte das Armband nicht innerhalb der dreißig Tage zurück. Er tat es erst, als die dreißig Tage vorüber waren. Da sprach die Kaiserin zu ihm: „Warst du denn nicht im Reich?“ Er antwortete: „Doch!“ „Hast du den Ruf des Herolds gehört?“ „Ja, ich habe ihn gehört.“ „Und was hast du ihn ausrufen gehört?“ Er erzählte es ihr. „Warum hast du also nicht das Armband innerhalb der dreißig Tage zurückgebracht?“ Er antwortete: „So dass du nicht sagen sollst, dass ich dich fürchte. Ich habe es zurückgebracht, weil ich Gott fürchte.“ Da sprach die Kaiserin: „Gelobt sei der Gott der Juden!“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Von der Tugend der Barmherzigkeit

Mit der Forderung nach Barmherzigkeit rennt man im Allgemeinen offene Türen ein. Denn wer wollte schon als „unbarmherzig“ gelten? Es ist uns sympathisch, wenn Menschen Mitleid zeigen, wenn sie zu helfen und zu vergeben bereit sind. Denn jeder von uns war selbst schon einmal auf die Milde und Nachsicht anderer angewiesen. Prinzipielle Einwände gegen Barmherzigkeit hat wahrscheinlich niemand. Und trotzdem wird es schwierig, wenn diese Tugend nicht nur gepriesen, sondern im konkreten Fall angewandt werden soll. Da gerät sie nämlich schnell mit Forderungen der Gerechtigkeit in Konflikt, die ihrerseits auch berechtigt sind. Und was ist dann wichtiger? Die konsequente Anwendung des Rechtes – oder der barmherzige Umgang mit den Fehlritten anderer?

Diese Fragestellung wurde mir unerwartet wichtig, als ich vor vielen Jahren mit meiner Frau eine Motorradtour unternahm. Spät abends kam uns auf einer entlegenen Landstraße ein Autofahrer entgegen, der plötzlich schlingerte, seine Spur verlies und das Heck meines Motorrades streifte. Die Stoßstange verfehlte zum Glück unsere Beine und zerstörte nur den Seitenkoffer – weiter war nichts passiert. Der Mann roch sehr nach Alkohol, als er sich wortreich entschuldigte. Und da er um seinen Führerschein fürchtete, bat und bettelte er sehr, wir sollten doch die Polizei aus dem Spiel lassen. Nachdem er zugesichert hatte, den Seitenkoffer zu bezahlen, ließ ich mich überreden. Zum einen, weil wir bei Einbruch der Nacht in dieser verlassenem Gegend sehr lang auf die Polizei hätten warten müssen. Und zum anderen, weil ich „barmherzig“ sein wollte. Ich ließ den Mann also gehen.

Später kamen mir allerdings Zweifel an dem, was ich für „Barmherzigkeit“ gehalten hatte. Denn nach einigen Tagen erfuhr ich, dass der alkoholisierte Mann noch in derselben Nacht mit demselben Wagen einen zweiten, viel schwereren Unfall verursacht hatte. Was, dachte ich, wenn dabei jemand ums Leben gekommen wäre? Hätte ich diesen Todesfall dann nicht mitverschuldet, weil ich den angetrunkenen Fahrer aus missverständlicher „Milde“ nicht aus dem Verkehr ziehen ließ? Tatsächlich hatte meine (etwas gönnerhafte) „Barmherzigkeit“ andere Menschen in Gefahr gebracht. Und ich begriff im Nachhinein, was jeder Richter und jeder gute Erzieher bestätigen kann: Dass nämlich Nachsicht an der falschen Stelle genauso verheerende Folgen haben kann wie übermäßige Strenge. Gerade im Umgang mit Kindern liegt es nahe, sich auf „Barmherzigkeit“ zu berufen, wenn man keine Lust hat, die Einhaltung sinnvoller Regeln durchzusetzen. Konsequenz ist bekanntlich mühsam – und Wegschauen sehr einfach. Es ist eine sehr fragwürdige „Milde“, wenn sie aus Trägheit erwächst. Doch andererseits – wo kämen wir hin, wenn wir niemals „Fünfe gerade sein lassen“? Und wie könnten wir als Christen, die wir doch täglich von Gottes Barmherzigkeit und Vergebungsbereitschaft leben, auf Güte und Milde verzichten? Gott ist schließlich großzügig mit uns! Kann er da nicht erwarten, dass wir es mit den anderen auch sind? Oft genug fordert uns das Neue Testament auf zu vergeben, wie uns vergeben ist (vgl. Mt 18,21ff.).

Und doch zeigt das Beispiel des alkoholisierten Autofahrers, dass eine pauschale, unterschiedslose „Milde“ großen Schaden anrichten kann, wenn die „großzügige“ Behandlung eines Menschen sein Fehlverhalten weiter fördert und bestärkt. Es kann schwerlich Gottes Wille sein, dass wir immer und überall beide Augen zudrücken. Denn in einem solchen missverständlichen Sinne ist auch Jesus nicht „barmherzig“ gewesen. Jesus war keineswegs nachsichtig mit den Pharisäern, sondern hat ihre Heuchelei heftig angeprangert (vgl. Mt 23,1-36). Er war auch nicht nachsichtig mit den Tempelhändlern (vgl. Mt 21,12-13) oder den Reichen (vgl. Mt

19,16-26). Und in der Bergpredigt zeigt er eine Strenge, die die Hörer zutiefst erschreckt haben muss (vgl. z.B. Mt 5,29-30).

Wenn Jesus aber auf der anderen Seite große Barmherzigkeit zeigt, mit dem Schächer am Kreuz (vgl. Lk 23,39-43) und der Ehebrecherin (vgl. Joh 8,1-11), mit den Zöllnern und Sündern (vgl. Lk 5,27-32), den Mühseligen und Beladenen (vgl. Mt 11,28) – ist das dann inkonsequent? Nein. Vielmehr zeigen all diese Berichte, dass Jesus klar zu unterscheiden weiß: Wo ein Mensch an seinem Fehlverhalten uneinsichtig festhält, da zeigt Jesus nie Nachsicht und Milde. Wo aber einer seine Schuld einsieht, da ist Jesus niemals streng. Wo ein Sünder keine Reue zeigt, da ist Jesus auch nicht nachsichtig, denn dort würde Nachsicht das Fehlverhalten nur weiter bestärken. Toleranz würde als Duldung des Bösen oder gar als Zustimmung missverstanden – und würde damit alles nur noch schlimmer machen! Wo aber ein Sünder umkehren will vom falschen Weg, seine Schuld gesteht und Reue zeigt, da ist Jesus niemals unerbittlich oder hart, sondern zeigt unermüdliche Geduld und Freundlichkeit, indem er den Umkehrenden ermutigt, ihn mit offenen Armen empfängt und auch den geringsten Fortschritt gelten lässt.

Mit anderen Worten: Die Barmherzigkeit, die Gott übt und auch von uns fordert, ist kein Prinzip, das man unterschiedslos auf alles und jeden anwenden könnte. Sie ist keine Toleranz gegenüber dem Falschen. Und sie kommt darum auch nur bei den Schuldbewussten richtig an, die sich der Barmherzigkeit bedürftig wissen. Barmherzigkeit nutzt nur dem einsichtigen Täter. Dem Uneinsichtigen schadet sie sogar. Darum sollte diese Tugend streng unterschieden werden von ihrer fragwürdigen Zwillingschwester, der billigen Kopie der Barmherzigkeit, dem Laissez-faire. Denn die Haltung eines prinzipiellen Laissez-faire, die einfach jedes Verhalten gelten lässt („Man darf das nicht so eng sehen“), beruht nicht auf Liebe, sondern nur auf einer Relativierung der Normen. Es ist eine Haltung voller Gleichgültigkeit. Denn wenn ich jemandem alles durchgehen lasse, heißt das nur, dass mir sein Schicksal egal ist.

Barmherzigkeit ist demgegenüber ganz anders: Sie nimmt die geltenden Normen ganz ernst und nimmt auch den Menschen wichtig, der gegen sie verstößt. Sie speist sich aus liebevollem Interesse am Anderen – und ist darum auch bereit, einen Konflikt auszuhalten, wenn es nötig ist, um den, der in sein Unglück läuft, zu stoppen. Barmherzigkeit leidet mit dem, der durch falsches Handeln sich selbst und anderen schadet. Doch eines tut sie – bei aller Liebe – nie: Sie freundet sich nie mit dem Fehler an, der begangen wurde, sondern freundet sich nur mit dem Menschen an, der ihn begangen hat.

Barmherzigkeit redet nichts schön. Sie nennt das Schwarze nicht weiß und tut nicht so, als wäre das Böse gut. Sie ist aber gern bereit, die Tat vom Täter so zu unterscheiden, dass sie die Tat verwerfen und den Täter trotzdem vorbehaltlos annehmen kann. Barmherzigkeit gibt keinen auf. Nur: Wo der Täter selbst diese Unterscheidung nicht mitvollzieht und stattdessen an seinem Tun festhält, da kann die Barmherzigkeit nicht zum Zuge kommen. Denn wenn der Täter die Tat gar nicht bedauert und sich nicht davon lossagt, wie könnte er dann Barmherzigkeit annehmen?

Die traurige Konsequenz ist, dass es weder bei Menschen noch bei Gott eine Vergebung ohne Reue geben kann. Der Schuldige selbst muss Vergebung wollen. Niemand kann sich verzeihen lassen, was er nicht für Schuld, sondern für „sein gutes Recht“ hält. Und praktisch heißt das: Jeder von uns muss, bevor er sich für oder gegen „nachsichtiges“ Verhalten entscheidet, prüfen, ob sein Gegenüber diese „Nachsicht“ auch richtig verstehen kann. Sieht der Täter darin nur die Bestätigung, dass sein Normenverstoß „nicht so schlimm“ war, zeigt er keine Einsicht und dementsprechend auch keinen Willen zur Umkehr, so würde Barmherzigkeit ihn nur auf dem falschen Wege bestärken. Sie würde ihm mehr schaden als nützen. Ist dagegen der Normverstoß dem Täter in der Weise bewusst, dass er seinen Fehltritt bedauert, so schulde ich ihm

als Christ alle nur erdenkliche Nachsicht, Geduld, Vergebung und Ermutigung. Dann nämlich bin ich gefordert, am Nächsten zu handeln wie Gott an mir handelt, und soll die Freundlichkeit, die mir wiederfährt, weitergeben an meinen Schuldiger, der sie genauso nötig hat wie ich.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ich bin der Welt entbehrlich

Im November ist es nicht leicht, den trüben Gedanken zu entgehen. Denn wenn man durchs Fenster in den Regen schaut, scheinen alle Farben aus der Welt gewichen. Erich Kästner hatte schon Recht: „Der November trägt den Trauerflor“. Und ob wir wollen oder nicht – unsere Gedanken wandern wie von selbst zu den Menschen, die nicht mehr bei uns sind. Man erinnert sich der Verstorbenen. Man sieht ihre Gesichter vor sich, die noch so vertraut sind. Und wenn man beginnt die Namen aufzuzählen, erschrickt man über die Menge der Freunde, die man schon „überlebt“ hat.

Wie waren diese Menschen einst so wichtig! Man konnte sich ein Leben ohne sie gar nicht vorstellen. Als sie starben meinte man, die Welt müsse stehen bleiben, weil nun doch etwas Entscheidendes fehlt! Aber es geschah nichts. Man hatte das Gefühl, die Welt müsse mindestens den Atem anhalten, weil etwas Gravierendes vorgefallen ist! Aber das Leben ging einfach weiter. Die Mutter, der Freund, der Ehepartner – sie bedeuten uns so viel. Und doch gehen sie, ohne dass die Welt groß Notiz davon nähme.

Es gibt eine Anzeige in der Zeitung, einen kurzen Gottesdienst, einen Stein auf dem Friedhof – und das war's. Nach ein paar Jahren fällt uns zu manchen Gesichtern schon der Name nicht mehr ein. Und weil's den Anderen einmal mit uns genauso gehen wird, erschrecken wir. Sind wir der Welt so wenig wichtig? Wird sie auch über unseren Tod ungerührt hinweggehen? Der Gedanke kränkt unseren Stolz. Doch andererseits: Würde es etwas ändern, wenn man um unser Sterben ein großes Aufheben machte?

Uns selbst und der Familie mag unser Dasein bedeutsam erscheinen. Doch der Rest der Welt kommt ohne uns aus. Auch wenn wir gern das Gegenteil glauben wollten: Wir sind ersetzlich! Sich das aber klar zu machen, ist eine bittere Lektion. Denn mit einem leichten Federstrich aussortiert zu werden, geht uns gegen den Stolz.

Wir versuchen schließlich wichtig zu sein – oder uns wenigstens wichtig zu machen. Wir versuchen bedeutend zu sein für möglichst viele. Wir versuchen Spuren in der Welt zu hinterlassen. Doch ein Gang über den Friedhof lehrt uns, dass es nicht gelingt. In den Herzen derer, die uns lieben, hinterlassen wir zwar eine Lücke. Aber nicht einmal diese Lücke wird bleiben. Denn ein, zwei Generationen später leben die, die uns kannten, selbst nicht mehr.

Vielleicht ärgert es uns, vergessen zu werden. Und doch sollte man sich in einer stillen Stunde fragen, ob uns wirklich Unrecht geschieht. Sind wir für die Welt eine solche Zierde, dass sie durch unser Verschwinden wirklich ärmer und hässlicher wird? Ist etwas an uns so kostbar, dass es unbedingt verewigt werden müsste? Sorgen nicht unsere Fehler und Schwächen dafür, dass wir Tag um Tag durch liebloses Reden und Tun neues Unheil anrichten? Und wenn es so ist: Kann man es Gott dann verdenken, dass er uns nicht ewig auf Erden bleiben lässt, sondern unserem Treiben irgendwann ein Ende setzt?

Ich denke: Nein. Es hat schon seine Ordnung, dass die, die von Erde genommen sind, auch wieder zu Erde werden. Denn uns gebührt eine gewisse Zeit – und Gott allein gebührt die Ewigkeit. Müssen wir also klagen über die relative Bedeutungslosigkeit unseres Daseins? Und muss es uns empören, wenn sich die Erde nach unserem Tod ungerührt weiterdreht? Nein. Denn was nützte uns ein Staatsbegräbnis und was nützten uns die Anteilnahme und die Tränen der ganzen Welt, wenn wir diese Welt doch hinter uns lassen?

In dem Moment zählt nur noch, dass es jenseits dieser Welt jemanden gibt, der uns kennt und wichtig nimmt. Von Bedeutung ist dann nur, dass wir in die Hand unseres Schöpfers zurück-

kehren, aus der wir einst hervorgegangen sind. Angesichts des Todes ist nicht mehr entscheidend, was unser Leben uns und anderen Menschen, sondern nur, was es Gott bedeutet.

Denn für die Mehrheit unserer Mitmenschen wiegt unser Leben leicht: Für sie ist es nur eins von hunderttausend anderen. Für Gott aber sind wir – trotz all unserer Fehler – einzigartig und wichtig. Er kennt uns besser als wir uns selbst kennen. Und doch ist es für Gott nicht der Erfolg oder das Scheitern, das einem Menschen Bedeutung verleiht. Sondern für Gott sind wir kostbar, weil er uns liebt. Gottes Liebe vermag wichtig zu nehmen, was nach weltlichen Maßstäben durchaus nicht wichtig ist. Er verleiht den Nichtswürdigen Würde, indem er sie seiner Aufmerksamkeit würdigt. Wenn Gott aber unser gedenken will, muss uns dann die Vergesslichkeit der Welt noch schrecken?

Gott spricht zu jedem Christen: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!“ (Jes 43,1). Gott besiegelt diese Zusage in der Taufe. Und wer ihr vertraut, kann auf allen faulen Trost verzichten. Ein Christ muss sich nicht einreden, seine Angehörigen könnten ihm „ewiges Angedenken“ bewahren. Sie leben ja selbst nicht „ewig“! Er wird auch weder in seinem Lebenswerk noch in seinen Kindern „weiterleben“, sondern wird sterben und in der Welt vergessen sein. Aber das macht nichts. Denn seine bleibende Bedeutung wird darin liegen, dass er Gott etwas bedeutet. Von der Welt kann er das nicht erwarten. Sie vermag den Toten kein bleibendes Denkmal zu setzen. Die Welt kann ja nicht mal den Lebenden echte Geborgenheit oder wahren Frieden schenken! Gott aber kann es. Und er will es auch.

Darum sollten wir versuchen, uns selbst nicht zu wichtig und unseren Abschied von dieser Welt nicht zu schwer zu nehmen. Denn die Welt braucht uns nicht. Für Gott aber sind wir kostbar. Glauben wir von Herzen, so finden wir Gnade vor seinem Richterstuhl. Finden wir aber Gnade bei Gott, so wird er all unsere Gebrechen heilen, all unsere Tränen trocknen, alle Wunden schließen und allen Hunger stillen.

Sind also die zu bedauern, die im Glauben sterben? Müssen wir ihretwegen Trübsinn blasen – oder unseren eigenen Tod fürchten? Nein. Es stimmt zwar, dass wir der Welt entbehrlich sind. Aber das beruht auf Gegenseitigkeit. Denn dem Christen ist auch die Welt entbehrlich. Sie braucht uns nicht. Wir brauchen sie aber auch nicht. Denn Gott hält eine bessere Welt für uns bereit. Und wenn wir ihm vertrauen, so ist dort, im Reich Gottes, ein Platz für uns reserviert. Müssen wir also unsere Depressionen pflegen? Nein!

Es bringt uns zwar jeder Tag einen Schritt näher zum Grab. Aber für Christen ist näher beim Tod auch näher bei Gott. Dieses Leben ist nur ein Weg. Und Gott ist das Ziel. Wer das aber zu unterscheiden weiß und daran denkt, dass der Weg eben nicht das Ziel ist, der muss sich weder vor dem Gehen fürchten – noch vor dem Ankommen...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Österliches Aufwachen

Wenn wir Ostern feiern, reden wir von der „Auferstehung“ Jesu Christi und damit indirekt auch von unserer eigenen „Auferstehung“. Was wir damit aber meinen, sagt schon der Begriff selbst deutlich genug, weil einer natürlich nur „auf – er – stehen“ kann, wenn er vorher gelegen hat. Das Liegen ist die angemessene Haltung des Toten, weil man zum Liegen keine Kraft braucht. Wer aber „aufsteht“ oder „aufersteht“, der bringt sich selbst in die Senkrechte, und weil man dazu Kraft braucht, beweist er zugleich seine Lebendigkeit. Denn aufrecht stehen ist die Haltung des Lebendigen.

Nun gibt es neben dem Begriff der „Auferstehung“ aber noch ein zweites Wort, das ganz im gleichen Sinne verwendet wird, obwohl es durchaus etwas anderes sagt – und das ist das Wort „Auferweckung“. Nun werden Sie sagen: „Auferstehung“ oder „Auferweckung“, was nimmt sich das? Sind die Begriffe nicht austauschbar? Doch gibt es durchaus einen Unterschied, wenn man auf die Aktivität und Passivität des Betreffenden achtet. Aufstehen tut man nämlich, und auferweckt wird man. Das eine mache ich, das andere macht ein anderer. Und außerdem bringt der Begriff der Auferweckung neben der liegenden Haltung auch noch den Schlaf ins Spiel. Denn so wie der, der aufstehen soll, vorher gelegen haben muss, so muss der, der aufgeweckt wird, vorher geschlafen haben. Ist aber Tot-Sein wie Schlafen – oder ist Schlafen wie Tot-Sein?

Eine gewisse Verwandtschaft ist nicht zu leugnen, weshalb man den Tod manchmal poetisch „des Schlafes Bruder“ nennt. Schlaf und Tod sind tatsächlich Zwillingbrüder, denn zum einen bringen sie uns beide in die Horizontale – im Bett wie im Grab wird gelegen, der Körper ist kraftlos, entspannt, dahingegossen. Und zum anderen rauben uns Tod und Schlaf das Bewusstsein, so wie wir es am Tage haben. Der Schlafende ist zwar nicht so „ohnmächtig“, wie wir's bei den Toten vermuten – wer schläft kann immerhin lebendig träumen! Aber die Realitätskontrolle des wachen Bewusstseins hat der Schlafende jedenfalls nicht. Er weiß nicht, was um ihn her passiert, er ist geistig abwesend und darum schutzlos und gefährdet, denn Einschlafen ist ein Kontrollverlust. Es ist das Gegenteil von „Wach – samkeit“, es ist ein Abschied vom Tagesbewusstsein, und somit ist jedes Einschlafen ein kleiner Tod – nämlich ein Sich-Fallenlassen in den Schlummer und ins Dunkle der Nacht, dem irgendwann am Ende unseres Lebens das Dunkel des Todes entsprechen wird.

Das alles ist nun ganz bekannt und vertraut, es wird niemand überraschen. Doch hat es mich überrascht und verwirrt, als ich bei Blaise Pascal einen Satz las, der die gewohnten Zuordnungen durcheinanderwirft und ihr ausdrücklich widerspricht. Denn Pascal schreibt: „Der Schlaf sei das Abbild des Todes, sagt Ihr; und ich sage, dass er vielmehr das Abbild des Lebens ist.“

Wie – denkt man: Der Schlaf soll ein Abbild des Lebens sein? Was meint er? Wäre das Leben dann selbst eine Art Schlaf, und der lichte Tag, den wir doch mit offenen Augen sehen, der sollte in Wahrheit eine Dämmerung und ein Schlummer sein?

„Der Schlaf sei das Abbild des Todes, sagt Ihr; und ich sage, dass er vielmehr das Abbild des Lebens ist.“ War Pascals Geist etwa umnebelt, so dass er sich wünschte endlich mal ganz klar zu sein? Will er sagen, er fühle sich mitten im Leben so ohnmächtig und kraftlos wie ein Schlafender – irgendwie desorientiert und von Alpträumen verfolgt, so wie einer, der sich in seinem Bett ruhelos von einer Seite auf die andere wirft?

Nun: Wir können sicher sein, dass Pascal diesen Satz bei klarem Bewusstsein schrieb. Denn er war einer der wachsten Geister seiner Zeit. Und doch verstehe ich, was er meint, denn er will

wohl sagen, dass unser jetziges irdisches Leben im Vergleich zum künftigen himmlischen Leben nur ein „Schlaf“ zu nennen ist. Natürlich empfinden wir das erst mal anders: Wir sehen ja jetzt, im wachen Zustand, viel klarer als heute Nacht, als wir schliefen und träumten. Doch Pascal sagt: So groß wie der Unterschied zwischen dem natürlichen Schlafen und dem Wachsein, so groß wird der Unterschied sein zwischen dem, was wir heute Wachsein nennen, und dem auferweckten Wachsein und der viel größeren Klarheit, die uns im Reich Gottes erwartet. Oder ist es nicht genau das, was Paulus sagt? „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild“ – schreibt er im 1. Korintherbrief – „dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.“ (1.Kor 13,12)

Paulus rechnet damit, dass wir einst viel klarer sehen werden, als wir es jetzt können. Er erwartet, dass Gott uns eines Tages die Augen öffnet, wie wir es noch nie erlebt haben. Und schon in den Psalmen finden wir dasselbe angedeutet, denn dort heißt es: „Wenn der HERR die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll Rühmens sein.“ (Ps 126,1-6)

Ja, wenn Gott uns auferweckt, werden wir sein wie die Träumenden, die nach einem langen Schlaf erwachen und erst nach und nach begreifen, dass ein langer Alptraum vorüber ist. Und wir werden sein wie die Träumenden, die sich den Schlaf aus den Augen reiben und erleichtert und ungläubig um sich schauen, weil ihnen endlich die Sonne ins Gesicht scheint. Die Schatten der Nacht werden dann flüchten, und alle Ängste werden weichen, die Gedanken werden sich klären, und Gottes herrlicher Tag wird beginnen – um nie wieder zu enden. Und da sagt ihr, der Schlaf sei ein Abbild des Todes? – fragt uns Pascal. Nein! Denn in Wahrheit ist der Schlaf, viel eher ein Abbild unseres jetzigen Lebens, das so wenig Klarheit kennt und so viel Umnachtung, das voller flüchtiger Bilder ist und im Bann der Vergänglichkeit steht.

Oder male ich etwa zu schwarz? Ich glaube nicht. Denn von den lichten Momenten abgesehen, die Gott uns gönnt, stolpern wir doch meist durch unser Leben wie durch eine dunkle Kammer, in der wir immer wieder hier und dort anstoßen, in der wir wenig sehen und noch weniger verstehen, in der wir viel Ratlosigkeit miteinander teilen und uns blutige Nasen holen, um zuletzt genauso unfreiwillig zu sterben, wie wir geboren wurden. Wer aber sieht, wozu Menschen fähig sind und was sie einander antun, wie sollte der nicht das Gefühl haben, dies sei ein böser Traum? Doch wird er vergehen, dieser Traum. Denn was uns heute noch so schrecklich wirklich erscheint und so unausweichlich, so unabänderlich und schwer, das wird Gottes Weckruf vertreiben wie einen bösen Traum – und es wird in dem Moment verfliegen, in dem wir auferstehen. Denn so wenig Jesu Auferstehung bloß eine Rückkehr war, so wenig wird unsere Auferstehung eine Rückkehr sein in den alten Trott dieses Lebens. Nein! Etwas viel Besseres erwartet uns, als bloß ein zweiter Aufguss des Gewesenen! Denn durch Gottes Freundlichkeit werden wir auferweckt aus dem Dämmerzustand dieses Lebens, werden Gott schauen und dann erst recht begreifen, wie schrecklich tief wir geschlafen haben im Schlaf unseres Kleinglaubens und unseres Nicht-Verstehens, im Schlaf unserer unnützen Sorgen und unserer geistlichen Umnachtung.

Dösig und dämmrig sind wir heute noch, nur blinzelnd sehen wir Gottes Licht, aber aufwachen werden wir einmal, um so wach zu sein, wie wir noch nie wach waren, und um quicklebendig zu sein, wie wir noch nie lebendig waren. Ja, wir werden aufwachen aus unseren Gräbern, als hätte jemand morgens die Gardinen aufgezogen, und Licht wird fluten in die Dunkelkammer unseres Daseins. Denn am Tage unserer Auferweckung werden wir die befreiten Glieder strecken und uns die Augen reiben und werden zum Nachbarn sagen „Kneif' mich mal!“, denn wir werden sein wie die Träumenden, von denen der Psalmist redet.

Was uns heute hell vorkommt, wird uns dann in Gottes Licht als eine große Finsternis erscheinen, und was wir jetzt noch Klarheit nennen, das wird uns in Gottes Licht eher wie Verwirrung vorkommen, denn Pascal hat ja Recht: Dieses Erdenleben ist bloß ein Schlaf und ist noch nicht mal ein friedvoller, so dass wir uns auf das Ende dieses Zustands freuen können und wahrlich jubeln dürfen, wenn endlich Gottes großer Wecker klingelt und uns zum Auferstehen ruft. Oder wissen wir nicht, wie schön das sein kann, wenn ein lang ertragener Schmerz endlich nachlässt? Natürlich wissen wir`s! Unsere Auferweckung aber wird genau von dieser Art sein. Sie wird sein wie das Nachlassen eines Schmerzes, an den wir lebenslang gewöhnt waren. Wir werden die Augen aufreißen, als hätten wir sie noch niemals geöffnet, und werden sehen, was wir noch nie sahen, wir werden jubeln, wie wir noch nie gejubelt haben, und werden uns fragen, wie wir überhaupt den Dämmerzustand dieses Lebens ertragen konnten. Denn im Verhältnis zu Gottes Herrlichkeit ist diese Wirklichkeit nur ein flüchtiger Schatten und im Vergleich zum himmlischen Leben, wird uns dieses Leben hier nur als ein langes Sterben erscheinen.

In Gottes Reich wird uns eine Frische empfangen, ein Licht, eine Wärme und eine Weite, wie wir sie heute gar nicht auszumalen wissen. Und selbst denen, die sich tief ins Bett des Todes verkrochen haben, wird die Decke weggezogen, damit sie's nicht verpassen. Denn die hier gelähmt und verkrüppelt waren, die werden dort fröhlich über die Wiesen springen. Die Einsamen werden Freunde haben und die Getrennten werden vereint sein, die Weinenden werden getröstet und die Mühseligen erleichtert. Die hier hässlich sein mussten, dürfen dort in Schönheit glänzen, und die sich hier ihrer Schwäche schämten, werden sich nimmermehr schämen. Den Opfern wird jede Gerechtigkeit widerfahren und den von Fragen Gequälten wird jede Antwort zu Teil. Wer sich mühsam über diese Erde schleppte und bittere Tränen vergoss, wird getröstet werden, und die Erkenntnis Gottes wird alles erfüllen, wie Wasser den Meeresgrund bedeckt. Da wird keiner mehr krank sein und keiner verzweifelt, sondern jeder der krumm war, wird vor Gottes Thron aufgerichtet. Denn wenn Gottes Wecker klingelt zur großen Auferweckung, dann tun sich unsere Gräber auf, und aller Schmutz fällt von uns ab, all unsere Fehler lassen wir im Grab zurück, unsere blinden Augen werden sich weiten, und wenn wir dann ungläubig schauen, wird Jesus uns anlächeln und wird rufen: „Ich hab's euch doch gesagt!“

„Wenn der HERR die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll Ruhmens sein.“ (Ps 126,1-6) Wer sich darauf aber nicht freuen wollte, der wäre selber schuld, der hätte den Schuss nicht gehört, der an Ostern durch die Welt hallt – und wäre wirklich ein Schnarcher. Denn das Wesen dieser Welt vergeht so schnell wie ein kurzer Schlaf, unser Herr aber wird kommen mit Pauken und Trompeten, wofür wir ihn ohne Aufhören loben wollen bis zum dem Moment wo einer zum andern sagen wird: „Kneif' mich mal!“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Hürdenlauf zum Grab

Es ist kein Wunder, dass die Begegnung mit dem Tod viele Fragen aufwirft. Denn die Abschiede, zu denen der Tod uns zwingt, bereiten große Schmerzen. Und es liegt in der menschlichen Natur, dass wir dem, was uns Schmerzen bereitet, auf den Grund gehen wollen. Wir versuchen zu ergründen, was uns weh tut, entweder um die Ursache des Schmerzes abzustellen – oder wenigstens, weil ein Verlust, den wir verstehen, leichter zu ertragen ist. Wir wüssten gern, warum wir diese traurigen Wege gehen. Doch freilich: Wie sollen wir Auskunft geben können über den Sinn des Todes, wo die meisten nicht einmal Auskunft geben können über den Sinn ihres Lebens? Wissen wir schon nicht, warum wir leben, wie sollen wir da begreifen, was es heißt zu sterben? Das Licht des Verstehens fehlt uns gerade da, wo wir es am nötigsten hätten. Und die Dunkelheit, die vom Tod ausgeht, verfinstert damit auch den Rest unseres Lebens. Denn vom Friedhof heimgekehrt gehen wir ja nicht einfach zur Tagesordnung über, sondern nehmen die lästige Frage mit in unseren Alltag, welchen Sinn dieser Alltag haben kann, wenn er auf nichts weiter hinausläuft als auf den Tod.

Wir bauen Häuser – aber wir bewohnen sie nicht ewig. Wir gehen einer Arbeit nach – aber irgendwann wird sie ein anderer tun. Wie gründen Familien – aber irgendwann werden sie auseinandergerissen. Ist also unser Leben vergebliche Liebesmüh? Unser Dasein wäre dann nicht nur vergänglich, sondern auch vergeblich. Denn mit allem erdenklichen Fleiß hinterlassen wir doch keine Spuren, die der Tod nicht bald wieder verwischt.

Freilich: Normalerweise will das niemand wissen. Und wer es ausspricht, gilt als depressiv. Es sind Wahrheiten, die wir lieber verdrängen und mit Fröhlichkeit überspielen. Wir wollen andere Ziele vor Augen haben als ausgerechnet den Tod. Und darum schmieden wir tausend scheinbar wichtige Pläne, die uns ablenken und beschäftigen. Sind wir Schüler, so leben wir auf den Schulabschluss hin – und dieses Streben gibt unserem Leben Sinn. Haben wir die Schule geschafft, suchen wir den beruflichen Einstieg. Das ist dann das neue Ziel. Haben wir den Beruf, so geht's ans Heiraten. Die Suche nach dem richtigen Partner füllt unser Leben aus. Sind wir verheiratet, so sollen Kinder kommen. Familiengründung heißt das neue Etappenziel. Und sind die Kinder erst mal da, so muss natürlich ein Haus her. Wer könnte das nicht für sinnvoll halten? Wir stecken alle Energie hinein, das Haus abzubezahlen. Haben wir's aber abbezahlt, so gehen wir schon auf den Ruhestand zu. Das ist dann nochmal ein neues Ziel, das unserem Leben Sinn verleiht. Wir streben auf die Rente zu und freuen uns, wenn wir sie halbwegs gesund erreichen. Was aber dann?

Dann geht es irgendwie nicht weiter. Denn bis dahin war unser Leben ja eine Art von Hürdenlauf. Wir suchten immer die nächste Hürde, die nächste Stufe, die nächste Herausforderung. Wir zweifelten nie am Sinn unseres Daseins, denn wir hatten ja immer konkrete Ziele vor uns. Und war ein Ziel erreicht, so ersetzten wir es schnell durch ein neues. Wir ließen keine Leere zu, denn so lange man Pläne hat, scheint das Leben Sinn zu machen. Der Lebensinhalt lag immer im nächsten Schritt, in der nächsten Urlaubsreise, im nächsten Fest, im nächsten Frühling. Nur, an der letzten Station angekommen, im Angesicht des Todes, funktioniert das nicht mehr. Da lässt sich die Sinnfrage nicht mehr auf ein nächstes Ziel hin verschieben. Denn über den Tod hinaus kann man sich nichts vornehmen. Da muss man innehalten am Endpunkt des Lebensmarathons. Und weil der Blick dann nicht mehr erwartungsvoll nach vorn gerichtet werden kann, wandert er zurück. Was aber sehen wir im Lebensrückblick? Da scheint jeder Teil unseres Lebensweges für sich genommen sinnvoll. Die Schule, der Beruf, die Familie, das

Haus. Es schien immer folgerichtig, nach einer Hürde die nächste in Angriff zu nehmen. Nur die Gesamtstrecke – wozu haben wir die eigentlich hinter uns gebracht?

Wohl führte jeder Schritt zum nächsten – aber wohin führt uns die Summe der Schritte? Im Rückblick steht nicht der einzelne Schritt in Frage, sondern der Sinn des ganzen Laufes. Und da bleibt dann ein großes Fragezeichen. Denn welchen Sinn hat der weite Weg von der Wiege bis zur Bahre, wenn er nirgendwo anders hinführt als nur ins Grab? Erhalten und pflegen wir unser Leben bloß, um es möglichst spät zu verlieren? Und lohnt sich diese Mühe, wenn der Tod am Ende doch einen dicken Strich durch unsere Rechnung macht?

Man kann solchen Fragen nicht ausweichen. Und ich meine, wir werden sie erst los, wenn wir sie vom Glauben her beantworten. Denn das Leben ist nicht lustig genug, als dass es seinen Sinn in sich selbst haben könnte. Ist das Leben aber nicht Selbstzweck, so kann es nur Mittel sein zu einem anderen Zweck – einem höheren Zweck. Und das ist in der Tat die Auskunft, die der christliche Glaube uns gibt. Der Glaube sieht es nämlich ganz nüchtern: Dieses Erdenleben für sich genommen ist ein Geschäft, das seine Kosten nicht deckt. Aber es ist brauchbar, als ein Sprungbrett zu etwas Besserem hin. Und wer dies Bessere kennt, für den muss der Tod, keine sinnlose Tragödie sein, kein Abbruch und keine Niederlage, sondern ein Neubeginn. Denn für einen Christen ist dies Erdenleben nichts weiter als eine Durchgangsstation zum ewigen Leben und, wenn man so will, ein Reifungsprozess. Das Diesseits wird damit keineswegs abgewertet, nein! Unser Erdenleben hat viele schöne Seiten und bleibt eine herrliche Gabe. Doch hat niemand den Sinn dieser Gabe erfasst, wenn er nicht merkt, dass dieses Leben über sich hinaus verweist. Diese Erde soll uns gar nicht dauerhaft zur Heimat werden, sondern wir sollen uns hier nur vorbereiten auf den Himmel. Ja: Wir sollen uns einüben in die Gemeinschaft mit Gott – und sollen reif werden für Gottes Reich. Denn das ist der eigentliche Sinn der 60, 70 oder 80 Jahre, die Gott uns gönnt. Diese Jahre sollen uns Gelegenheit geben, in der Zeit mit ihm den Bund zu schließen, der uns in der Ewigkeit trägt. Und ob dabei zugleich unsere Lebenspläne aufgehen – ob wir viel oder wenig Spaß haben – das ist demgegenüber zweitrangig. Denn entscheidend ist nur, ob ein Mensch zu Lebzeiten den Sinn seines Daseins erfasst, ob er seine Bestimmung erkennt oder verkennt, ob er glaubt oder nicht. Denn an dieser Stelle gabeln sich die Wege nach oben und nach unten...

Man darf nicht verschweigen, dass es da zwei Möglichkeiten gibt. Es wäre fahrlässig! Denn jeder Mensch muss wissen, dass er den Sinn seines Lebens verfehlen kann, dass er dann sein gottgewollt-sinnvolles Leben in ein ebenso gottloses wie sinnloses Leben verwandelt – und seine Bestimmung verfehlt. So ein Mensch ist wie ein Päckchen, das seinen Adressaten nie erreicht. Und in diesem Fall ist der Tod dann wirklich eine Tragödie. Denn das Leben mag noch so „schön“ oder „glatt“ verlaufen, es mag voller Wohlstand und Genuss sein – es wird doch der Mensch, der sein Leben ganz dem Vergänglichen gewidmet hat, mit dem Vergänglich zusammen vergehen.

Wer hingegen in seinem Erdenleben ein Sprungbrett und ein Mittel sieht, das ihm zu höheren Zwecken dienen soll, der kann dieses kurze Erdenleben investieren, wie man Kapital investiert, und kann durch diesen Einsatz das ewige Leben gewinnen. Denn genau dazu hat Gott uns dieses Leben gegeben, damit wir Gelegenheit haben in der Zeit mit ihm den Bund schließen, der uns in der Ewigkeit trägt. Gott streckt uns die Hand entgegen und will, dass wir einschlagen. Er macht es uns leicht! Aber billiger, als um den Preis der Nachfolge Jesu Christi ist die Seligkeit nicht zu haben. Sie ist uns zudedacht, diese Seligkeit! Und sie ist sogar „umsonst“ – weil Christus am Kreuz dafür bezahlt hat. Aber die ewige Seligkeit wird uns nicht automatisch zu Teil, wenn wir unser Leben „irgendwie“ hinter uns gebracht haben. Sondern sie wird uns zu Teil, wenn wir sie im Glauben annehmen, die Chance bewusst ergreifen und dem Wort

Christi folgen. Vergessen wir's also nicht: Das Leben ist eine Brücke. Wir können getrost hinübergehen. Aber wir sollen keine Häuser darauf bauen...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ruhe in Frieden

Man liest den Satz oft auf Grabsteinen und in Todesanzeigen: „Ruhe in Frieden.“ Aber was meinen wir eigentlich damit? Und was ist das für ein Frieden, den wir da wünschen? Haben die Verstorbenen Frieden, weil sie von den Sehnsüchten und Wünschen, die uns im Leben umtreiben, nichts mehr spüren? Oder haben sie Frieden, weil sich ihre Wünsche erfüllt haben? Haben sie Frieden, weil sie gegen nichts mehr ankämpfen können – oder weil sie gegen nichts mehr ankämpfen müssen? Ist ihr Lebenskampf beendet, weil sie vom Tod besiegt wurden? Oder ist er beendet, weil Christus ihren Tod besiegt hat? Ist die Ruhe, die wir den Verstorbenen wünschen, die Ruhe, die auf dem Schlachtfeld einkehrt, wenn keiner mehr am Leben ist? Oder ist es die Ruhe, die aus geschlossenem Frieden erwächst? Ja: Bei Lichte besehen ist Friede nicht gleich Friede, und Ruhe ist nicht gleich Ruhe. Und wenn wir an Gräbern sagen: „Ruhe in Frieden“, dann kann das zweierlei bedeuten. Denn entweder ist es die Übermacht des Todes die uns tröstet, weil wir meinen, die, die am Ende litten, seien nun einfach nicht mehr da. Oder es ist die Übermacht des Lebens die uns tröstet, weil wir meinen, dass die, die litten, nun geborgen sind in Gott.

Im ersten Falle hätten wir Ruhe mit Totenstille gleichgesetzt. Und mit dieser Totenstille wäre bloß ein Friedhofsfrieden über die Verstorbenen gekommen. Ein Frieden, der uns vielleicht nur deshalb erleichtert, weil wir ein vergebliches Ringen nicht mehr mit ansehen müssen. Im zweiten Falle aber, wenn wir aus dem Glauben heraus Frieden wünschen, hätten wir nicht bloß an das Ende, sondern an die Vollendung eines Lebens zu denken. Sofern wir Christen sind, meinen wir nämlich nicht bloß, dass die in Christus Verstorbenen das Leben verloren, sondern dass sie den Himmel gewonnen haben. Wir meinen, dass sie nicht bloß am Ende, sondern am Ziel sind. Wir meinen, dass sie nicht bloß das Schlimmste hinter sich, sondern das Beste noch vor sich haben, dass sie nämlich nicht bloß aufgehört haben an dieser Welt zu leiden, sondern dass sie angefangen haben, sich an Gottes unmittelbarer Gegenwart zu freuen.

Mit anderen Worten: Christliche Hoffnung beinhaltet viel mehr, als nur die Gnade, sich in Nichts auflösen zu dürfen. Sie zielt auf viel mehr als bloß auf einen schmerzlosen Schlaf der Bewusstlosigkeit. Denn der Friede, den wir meinen, ist ganz konkret die Gemeinschaft eines Christen mit seinem auferstandenen Herrn, der ja aus keinem anderen Grunde zur Welt kam, als nur um den Seinen diesen Frieden zu schenken. Im Johannesevangelium sagt Jesus: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht“ (Joh 14,27). Und wenig später betont er es nochmals: „Das habe ich mit euch geredet, damit ihr in mir Frieden habt. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ (Joh 16,33).

Das sind kurze und doch mächtige Worte, die Jesus mitten hinein spricht in die Angst, in den Streit und die Not dieser Welt. Es sind Verheißungen des Friedens inmitten des Sturmes. Und sie gelten jedem, der auf den Namen Jesu Christi getauft wurde. Jedem Christen ist dieser Friede versprochen. Und darum – nur darum! – können wir unsere Verstorbenen ohne Sorge ziehen lassen. Nicht, weil ein langes Leben schon aufgrund seiner Länge als gelungen gelten könnte. Nicht, weil die Ruhe des Todes an und für sich besser wäre als die Unruhe des Lebens. Nicht, weil vorher alles bereinigt wurde. Und auch nicht bloß, weil viele im Sterben eine Situation hinter sich lassen, die ihnen sowieso nicht mehr gefiel. Sondern vor allem deshalb können wir sie gehen lassen, weil sie einen Lauf vollendet haben, der nicht ziellos war, sondern sie zurückführte in die Hand ihres Schöpfers, der es gut mit ihnen meint...

Das ist großer Trost, der da aus dem Glauben kommt! Wer den aber nicht teilt, der muss nach anderem suchen, was ihn trösten kann. Und er wird wenig finden. Denn bei realistischer Betrachtung zeigt sich, dass ein hartnäckiger christlicher Glaube alles ist, was wir zerbrechlichen Geschöpfe dem Tod entgegenzuhalten haben. Wenn nach und nach alles ins Wanken gerät, woran wir uns hielten, wenn die Kraft uns verlässt, wenn wir flexibel sein müssten und doch nicht mehr flexibel sein können – dann wird es Gottes Liebe sein, die uns trägt, oder nichts wird uns tragen. Entweder ist es dann Gottes Treue, die uns hält, oder nichts wird uns halten. Entweder werden wir dann durch seine Gnade alles gewinnen oder werden alles verlieren. Darum sollte niemand Trost und Hoffnung, auf wackelige Fundamente gründen: Nicht auf die menschlichen Qualitäten eines Verstorbenen oder auf das treue Angedenken der Nachwelt. Sondern besser auf den einen, der über Tod und Leben hinaus für uns und unsere Verstorbenen zu sorgen vermag – nämlich auf Jesus Christus, der inmitten unserer Überforderung niemals überfordert ist, und der auch in der Zweideutigkeit unserer Gefühle immer Eindeutigkeit bewahrt. Jesus Christus ist der eine und einzige, der die Liebe besaß, für uns zu sterben, und der die Macht besitzt, auch unseren Tod zu überwinden. Jesus Christus ist der eine und einzige, der sich für die Verstorbenen noch zuständig fühlen kann, weil nur sein Arm hinabreicht bis ins Reich des Todes. Er ist der eine, der gerade richten kann, was in unserem Leben krumm war. Er ist der eine, der alle Tränen zu trocknen und alle Wunden zu heilen vermag. Und er ist darum auch der einzige, dem wir unsere Verstorbene anvertrauen können.

Denn sie sind zwar von Erde genommen. Und sie werden wieder zu Erde. Aber wenn sie Gnade finden vor den Augen Jesu Christi, so wird er ihnen ein neues Leben schenken. Sorgen wir uns also nicht um die Verstorbenen. Sondern sorgen wir um uns selbst, dass wir uns selbst auf den letzten Weg und auf die Ewigkeit vorbereiten. Hier sind wir nämlich nur kurz. Dort sind wir lang. Hier ist alles so vergänglich wie wir selbst. Dort aber sind Wohnungen, aus denen uns keiner mehr vertreibt. Hier ist Leid und Geschrei. Dort aber ist Friede. Hier ist Streit und Traurigkeit. Dort aber ist Liebe. Hier ist Missverstehen, Angst und Schuld. Dort aber ist Wahrheit und Vergebung unter Gottes Augen. Wenn's aber so ist – sollten wir dann den Verstorbenen nicht gönnen, dass sie uns einen großen Schritt voraus sind? Gehen wir unseren Weg nur im Glauben weiter, so führt er uns über kurz oder lang zu demselben Ziel. Und an diesem Ziel anzukommen, allein das ist wichtig...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Nicht Marmor oder Diamant

An den Gräbern unserer Angehörigen spüren wir deutlich, was wir im Alltag gern vergessen und verdrängen: Wir spüren die Endlichkeit unseres Daseins. Und wir merken, dass diese Endlichkeit unserem Leben großen Ernst verleiht. Denn der Tod nimmt uns die Möglichkeit, an unserem Leben noch einmal etwas zu ändern. Er verhindert die Revision des einmal gelebten Lebens und verleiht damit allen getroffenen Entscheidungen Endgültigkeit. Was schön war am Leben mit dem Verstorbenen, das wird sich nicht mehr wiederholen lassen. Und was daran verkehrt war, wird sich nicht mehr korrigieren lassen. Was man gesagt hat, lässt sich nicht mehr zurücknehmen. Und was man zu sagen versäumt hat, kann man nicht mehr nachholen. Gewiss sind da Erinnerungen, die man treulich bewahren kann. Doch was der Verstorbene anderen schuldig blieb, und was wir ihm schuldig blieben, das wird sich nicht mehr korrigieren lassen:

Ist der Tod erst einmal da, so bleibt alles wie es war, sei's gut gewesen oder schlecht, vollendet oder unvollendet, denn der Platz des verstorbenen Menschen, bleibt künftig leer. Wahrscheinlich enthielt sein Leben die übliche Mischung aus schweren Zeiten und schönen Zeiten. Doch was ihm in der Zeit Geborgenheit gab, Heimat, Freude und Sicherheit, das half ihm im Angesicht des Todes wenig...

Freilich: Wir wollen das nicht wahrhaben. Wir versuchen feste Burgen um uns herum aufzubauen. Wir suchen Schutz bei Menschen und suchen zugleich Macht über sie zu gewinnen. Wir schützen uns mit festen Gewohnheiten und festen Ansichten. Wir legen uns eine raue Schale zu und verteidigen unseren Platz. Wir ziehen uns zurück und verkriechen uns in uns selbst. Wir hängen uns an Häuser, als ob wir ewig drin wohnen könnten. Wir versuchen Spaß zu haben, um nur nichts zu verpassen, wir versuchen satt zu werden, an dieser Welt. Am Ende aber rinnt uns das alles durch die Finger, und man trägt uns hinaus auf den Friedhof.

Was nützen uns dann Hab und Gut? Was nützen uns Klugheit und Erfahrung? Was nützen alle Menschen? Zuletzt unterliegt das alles, dem allgemeinsten Gesetz, das wir kennen, nämlich dem Gesetz der Vergänglichkeit.

In der Blüte unserer Jahre meinen wir, wunder was wir sind. Am Ende aber stoßen wir auf die schlichte, biblische Wahrheit, die uns einen ernüchternden Spiegel vorhält: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden.“ (1.Mose 3,19) Hart klingen diese Worte, in den Ohren stolzer Menschen. Und doch erinnern sie uns bloß, an den biblischen Bericht von der Erschaffung des Menschen, nach dem Gott den Menschen aus einem Klumpen Erde formte. Wie ein Töpfer nach dem Ton greift, so nahm der Schöpfer eine Handvoll Lehm, um daraus Menschen zu bilden. Und schon die Wahl dieses weichen und formlosen Materials sagt einiges über die Kreatur, die daraus entstand.

Denn Gott hat uns eben nicht aus hartem Ebenholz geschnitzt. Er hat uns nicht aus Stahl gegossen. Er hat uns nicht in glänzenden Marmor gemeißelt. Er hat uns nicht aus unvergänglichem Diamant herausgeschliffen. Sondern er hat uns aus der dunklen Erde geformt, die fruchtbar ist, weich und wandelbar. Er hat den Menschen damit eingeschlossen in den Kreislauf des Werdens und Vergehens. Er hat ihm Erdschwere und Erdverbundenheit mitgegeben. Er hat ihn zerbrechlich gemacht, wie irdene Gefäße eben zerbrechlich sind. Und er hat damit auch den Weg vorgezeichnet, den wir am Ende gehen. Denn wir sind alle von Erde genommen und werden wieder zu Erde werden. Und wenn man uns eines Tages zu Grabe trägt, wird man auch über uns sagen: „Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zum Staube.“

Kränkt uns das? Verletzt es unser Selbstwertgefühl? Das mag schon sein. Doch in Wirklichkeit zerstört die Einsicht in unsere Vergänglichkeit, ja nur Illusionen – und zerstört darum nichts, was nicht wert wäre zerstört zu werden. Wer dem stolzen Wahn anhängt, er müsste hart sein wie Stahl, der wird eines Tages entdecken, dass er zerbrechlich ist. Wer meint, er wäre rein wie ein Diamant, der wird an sich eines Tages dunkle Flecken der Schuld bemerken. Und wer denkt, er könnte unvergänglich glänzen wie Marmor – der wird sich damit früher oder später zum Narren machen.

Schaden wird das dem Menschen aber nicht. Denn wir lernen dabei ja nur, dass wir weder von dieser Welt noch von uns selbst erwarten sollten, was allein von Gott erwartet werden kann. Nicht unsere Sache kann es sein, dem Tod etwas entgegenzusetzen. Sondern allein Gottes Sache kann es sein. Denn er allein hat die Macht und auch den Willen dazu. Ja, tatsächlich: Er, der uns überhaupt nichts schuldet, kann und will uns doch das ewige Leben schenken. Er, der unser nicht bedarf, kann und will mit uns seinen Himmel bevölkern. Er, den wir so oft verleugnen, kann und will sich dennoch zu uns bekennen. Denn auf nichts anderes zielte die Sendung Jesu Christi: Gott wollte uns nahe sein in Not und Schuld. Jesus Christus wurde unser Bruder und er setzte seinen Fuß in den irdischen Schlamm, damit wir nicht verzweifeln müssten. Er wollte unser Leben zum Guten wenden, obwohl wir diese Wendung nicht verdient haben. „Denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Nun: Diese Botschaft bedeutet dem einen viel, und dem anderen wenig. Soviel aber ist klar, dass dieser Glaube alles ist, was wir zerbrechlichen Geschöpfe dem Tod entgegenzuhalten haben. Menschenwitz und Menschenweisheit, Ruhm und Wohlstand, Freundschaft und Verdienste – das alles fegt der Tod hinweg. Und dann wird es Gottes Liebe sein, die uns trägt, oder nichts wird uns tragen. Entweder ist es dann Gottes Treue, die uns hält, oder nichts wird uns halten. Entweder haben wir dann durch Gottes Gnade alles gewonnen, oder haben alles verloren. Und ob das eine oder das andere der Fall ist, das liegt allein bei Gott. Sollten wir uns also um die Toten sorgen – und nicht lieber um die Lebenden? Machen wir uns beizeiten klar, dass unser Dasein kein Spiel ist, sondern eine Entscheidung fordert.

Ist Jesus mein Leben, so ist Sterben mein Gewinn, nämlich der Gewinn ungetrübter, ewiger Gemeinschaft mit dem Herrn. Ist Jesus aber nicht mein Leben, so ist Sterben auch nicht mein Gewinn, sondern mein Untergang. Glaube ich die Auferstehung Jesu Christi als seinen Sieg über den Tod, so kann ich über den Tod lachen und die Heimreise antreten zu Gott. Fehlt mir aber der Glaube, so wird der Tod über mich lachen, wird mir den Mund stopfen und mich führen, wohin ich nicht will. Nehmen wir darum jeden Todesfall zum Anlass in uns zu gehen. Und sorgen wir uns künftig weniger darum, wo wir wohnen in der Zeit, sondern darum, wo wir wohnen werden in der Ewigkeit...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Eine Geschichte von Verlusten

Wenn ein Leben endet, kann man im Rückblick oft nur staunen, wie viele Höhen und Tiefen in ein paar Jahrzehnten Platz haben. Wieviel Leid kann in 60 oder 70 Jahren erlebt werden – und wieviel Freude! Wie viele schöne Momente kommen da zusammen und wie viele schwere! Am Ende ist es eine bunte Mischung voller Umbrüche und Wechsel. Nur dass der Mensch eben alles, was er im Laufe des Lebens geschenkt bekam, irgendwann wieder hergeben musste. Ja, unser aller Leben nimmt so einen gemischten und zuletzt tragischen Verlauf. Denn was uns auf Erden geschenkt wird, werden wir zuletzt nicht festhalten können, so dass man unser Leben als eine fortgesetzte Geschichte von Verlusten sehen kann:

Wir verlieren nach und nach die Träume unserer Jugend, und verlieren viel Zeit mit belanglosen Dingen. Wir verlieren geliebte Menschen und verlieren ungenutzte Chancen. Wir verlieren mit den Jahren an Kraft und Gesundheit – verlieren vielleicht auch die Kontrolle über uns selbst. Und der letzte Verlust, den wir erwarten, das ist dann der Verlust des Lebens. Ob wir das aber „fair“ finden – wer fragt danach? Ein anderer entscheidet, wann wir genug gelebt haben! Und je klarer wir das sehen, umso wichtiger wird es, dass wir uns bewusst darauf einstellen, anfangen das Bleibende vom Vergänglichlichen zu unterscheiden und dem Ewigen dann Vorrang einräumen vor dem Zeitlichen, weil wir das Zeitliche sowieso verlieren, und dann nur noch das Ewige zählt. Jesus hat das auf den Punkt gebracht als er fragte: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele?“

Nichts! – lautet natürlich die Antwort. Nichts würde es dem Menschen helfen! Denn am Ende zählen nicht die Besitzstände und Erfolge dieser Welt, die wir sowieso zurücklassen, sondern am Ende zählt nur noch der Zustand unserer Seele, die wir in Gottes Obhut gegeben haben oder eben nicht. Das Wort Jesu, erinnert uns daran, dass es in der Lebensbilanz auf ganz vieles nicht ankommt. Es kommt am Ende nicht darauf an, dass unsere Wünsche erfüllt wurden. Es kommt nicht darauf an, ob unser Leben den Verlauf nahm, den wir in der Jugend erträumten. Es kommt auch nicht darauf an, dass wir gewinnen, was die Welt für groß uns wichtig hält. Sondern darauf kommt's alleine an, dass im Auf und Ab des Lebens unsere Seele gesund bleibt, gefestigt wird im Glauben und ihre Heimat findet in Gott.

Nur das zählt am Ende. Denn daran entscheidet sich die Frage der Erlösung und damit das Schicksal unserer Seele in der jenseitigen Welt. Was also wiegt das kurze, irdische Wohlbefinden im Vergleich zur ewigen Seligkeit? Was nützt die Gesundheit des Leibes, wenn die Seele dabei verwaht? Was nützt die Freundschaft der Menschen, wenn ich nicht aufrecht bin vor Gott? Was nützt ein Leben voller Vergnügen, wenn ihm der Sinn fehlt? Und was nützt der erfolgreichste Lebensweg, wenn er nirgendwo hinführt als nur ins Grab? „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele?“

Weil's also auf unseren inneren Zustand viel mehr ankommt als auf den äußeren, darum ruft Jesus uns auf, die Kürze des Lebens zu bedenken und uns auf das Wesentliche zu besinnen: Das Wesentliche ist aber nicht, dass ein Mensch sehr alt wird, dass er ums Leiden herumkommt oder von anderen bewundert wird, sondern wesentlich ist nur, ob wir mit Gott im Reinen sind. Wahrlich: Wir sollten uns weniger darum sorgen, ob uns das Leben etwas schuldig bleibt, sondern darum, dass wir Gott nicht schuldig bleiben Ehrfurcht und Vertrauen!

Doch kann man das Wort Jesu auch umdrehen und damit ins Tröstliche wenden. Wenn Jesus nämlich sagt „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme an seiner Seele Schaden?“, dann gilt auch die logische Umkehrung dieser Frage: „Was schadete es dem Menschen, wenn er die ganze Welt verlöre, und seine Seele bliebe bewahrt?“

Nichts könnte es ihm schaden! – muss unsere Antwort lauten. Oder vermag die Welt etwas zu nehmen, was Gott uns nicht wiedergeben könnte? Kann uns die Welt Unruhe machen, wenn unsere Seele Frieden hat? Und können wir nicht getrost alles Äußere untergehen lassen, wenn doch unser Innerstes bewahrt bleibt in Gottes Hand? Ist denn noch mehr an uns dran, das der Verewigung wert wäre? Nein? Und wenn nicht: Kann uns dann schwerer Schaden zugefügt werden, solange Gottes Auge über unserer Seele wacht?

Unsere Antwort darf wiederum „Nein“ lauten. Und dieses „Nein“ ist zugleich die Vollendung des Glaubens und die beste Vorbereitung auf den Tod. Denn wer dies „Nein“ mit Gewissheit spricht, der hat gelernt, Vergängliches und Unvergängliches zu unterscheiden. Wenn ich die ganze Welt gewönne, und wäre doch fern von Gott, so wäre damit nichts gewonnen. Wenn ich aber diese ganze Welt verlöre, und wäre doch bei Gott geborgen, so wäre damit nichts verloren. Weil das nun aber nicht nur für uns gilt, sondern ebenso für unsere Verstorbenen, darum können wir sie ohne Bitternis zu Grabe tragen. Hätte einer die ganze Welt gewonnen, und doch Schaden an seiner Seele genommen, so hätte der Tod Macht über ihn. Hat er aber sterbend die ganze Welt verloren und zuvor seine Seele in Gottes Hand gelegt, so ist gar nichts verloren, sondern alles gewonnen...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Gefangenschaft in der Zeit

Es ist erstaunlich, wie gedankenlos man seine Jahre verbringt. Man lebt dahin, als gäbe es keine Grenze, und tut so, als hätte man sein Leben im Griff. Doch dann kommt der Tod wie ein ungebeter Gast, und belehrt uns darüber, wie machtlos wir in Wahrheit sind. Er verhandelt nicht lange, sondern er sagt „Es ist genug“ und setzt hinter unsere Lebensgeschichte einen Punkt. Er fragt nicht nach unserem Einverständnis und gewährt auch keinen Aufschub. Sondern er stellt einfach fest, dass das uns gewährte Budget an Lebenszeit aufgebraucht ist, und schneidet den Lebensfaden ab.

Wer das aber bei anderen miterlebt, muss bestürzt innehalten und muss erkennen, dass das Abfließen unserer Zeit unaufhaltsam und nicht zu kontrollieren ist. Wir versuchen zwar stets unsere Zeit zu messen, wir versuchen sie vorausschauend zu planen und zu nutzen. Wir bemühen uns, unsere Jahre und Tage sinnvoll einzuteilen. Wir investieren Zeit als wäre sie ein Kapital, über das wir verfügen. Doch in Wahrheit wissen wir nie, wie viel wir noch haben. Ja: Im Grunde herrschen nicht wir über die Zeit, sondern die unaufhaltsam verrinnende Zeit beherrscht uns. Mal haben wir zu wenig Zeit, dann wieder zu viel. Mal verfliegt unsere Zeit und mal dehnt sie sich quälend. Wir wünschen bestimmte Zeiten herbei und fürchten zugleich, sie zu verpassen. Wir reisten gerne vor und reisten gern zurück in der Zeit, oder möchten wenigstens die Gegenwart festhalten. Aber wir haben nichts davon in der Hand. Wir sind Gefangene des Zeitenlaufes. Und dass diese Gefangenschaft schmerzlich ist, das demonstriert uns spätestens der Tod. Denn er bricht in unsere Gegenwart ein, er nimmt uns die Zukunft und verurteilt uns dazu, Vergangenheit zu werden.

Es fällt schwer und es kränkt unseren Stolz. Aber spätestens an den Gräbern unserer Lieben müssen wir dann eingestehen, dass der 103. Psalm recht hat: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.“

Im Blick auf uns selbst und auf unsere Angehörigen müssen wir diese bittere Wahrheit akzeptieren. Denn selbst ein Leben von 80 oder 90 Jahren ist nur ein kurzes Gastspiel auf Erden. Und wenn weitere 80 oder 90 Jahre vergehen, gilt auch von diesem Menschen, dass seine Stätte ihn nicht mehr kennt. Auch im eigenen Haus und in der eigenen Familie wird man sich seiner kaum erinnern können, weil nach zwei oder drei Generationen niemand mehr lebt, der ihn kannte. Die Welt kann uns offensichtlich entbehren und dreht sich ohne uns weiter. Ob das nun aber schlimm ist und beweinenenswert – das ist die große Frage, der wir nicht ausweichen sollten.

Müssen wir verzweifelt sein, weil wir sterblich sind, unsere Zeit verrinnen sehen und unsere Lieben nach und nach zu Grabe tragen? Wer ohne den Glauben lebt, mag das beantworten, wie er will. Als Christ aber darf man die Frage entschlossen verneinen. Denn es stimmt zwar auch für Christen, was der 103. Psalm sagt: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras“. Doch geht's in diesem Psalm mit einem betontem „aber“ weiter: „Die Gnade aber des HERRN währt von Ewigkeit zu Ewigkeit, über denen, die ihn fürchten.“

Der Einsicht in unsere Vergänglichkeit steht ein großes „aber“ gegenüber, das uns vor allzu großer Bedrücktheit bewahrt. Denn wir Menschen vergehen zwar, die Gnade Gottes aber, die vergeht nicht, und wenn ein Verstorbener in Gottes Gnade ruht, so bleibt er in ihr bewahrt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wer in Christus stirbt, der wird auferstehen zum ewigen Leben. Wer im Glauben stirbt, gewinnt durch den Tod mehr, als er verliert. Und das bedeutet in der Konsequenz, dass auch ein früher oder plötzlicher Tod seine Schrecken verliert, weil es in der Bi-

lanz unseres irdischen Daseins, gar nicht auf die Zahl der Jahre ankommt, sondern auf ihren geistlichen Ertrag. Jedes Leben war zu kurz, das den Menschen nicht dazu geführt hat, in der Gnade Gottes zu ruhen – auch wenn dieses Leben 120 Jahre gedauert hätte. Und umgekehrt war jedes Leben lang genug, wenn es uns Anteil an der Gnade Gottes hat gewinnen lassen – selbst, wenn es schon nach 20 Jahren endete. Alle Zeit ist vergeudet, die mich nur meinem Ende näher bringt. Das Stündchen dagegen ist gut investiert, in dem ich mich Gottes Händen anvertraue. Denn wo das einer getan hat, da trifft ihn der Tod niemals unvorbereitet...

Wenn wir das aber wissen – und zugleich wissen, dass jeder von uns jederzeit abberufen werden kann, um vor seinen Richter zu treten –, sollten wir dann nicht die verbleibende Zeit nutzen, um uns auf diesen Weg vorzubereiten und die Hand zu ergreifen, die Christus uns entgegenstreckt? Hat sich Christus nicht unseretwegen all die Mühe gemacht hat? Unseretwegen ist Gottes Sohn in die Haut eines Menschen geschlüpft! Unseretwegen hat er sich kreuzigen lassen! Unseretwegen hat er den Tod überwunden und ist auferstanden! Der ewige Gott, der ohne Anfang und ohne Ende ist, nahm unseretwegen einen Anfang in Bethlehem und nahm ein Ende auf Golgatha, nur damit wir Eintagsfliegen, die wir es wohl verdient hätten, mit der Zeit zu vergehen, den Rockzipfel der Ewigkeit ergreifen und gerettet werden können. Für uns alle hat er das getan! Wollten wir sein Angebot aber ignorieren, woran könnten wir uns dann noch halten im Strudel der verrinnenden Zeiten?

Nichts Irdisches steht still, und nichts bleibt fest in der Zeit – alles fließt dahin im Handumdrehen. Christus aber, der kam und blieb – und mit ihm bleiben die Seinen. Alles Irdische fällt und bricht, er aber steht, und mit ihm stehen wir – und dürfen bekennen, dass inmitten der Zeit etwas von ewiger Bedeutung geschah. Denn der ewige Gott ging ein in die Zeit und sprach sein barmherziges Wort: Dass er uns vom Fluch der Vergänglichkeit erlösen und uns Anteil geben will an seiner Ewigkeit. Das – und nichts anderes – feiern wir an Ostern! Jesu Auferstehung schließt unsere eigene Auferstehung mit ein! Warum also sollten wir zögern, die Osterbotschaft auch auf uns zu beziehen und zuversichtlich auf das neue Leben zuzugehen, das Christus uns schenken will?

Dieses Erdenleben ist viel Mühe und Arbeit, es ist voller Schuld und Tränen – und wer lang genug lebt, wird genug davon erfahren. In Gottes Reich aber wird Gott all unsere Tränen abwischen und der Tod wird nicht mehr sein, kein Leid, kein Streit, kein Geschrei wird mehr sein, sondern Friede wird sein, Gerechtigkeit und Jubel der Erlösten. Weil uns das aber verheißen ist, und weil Gott es wahr machen wird, darum ist an den Gräbern unserer Lieben bei allem Schmerz doch auch Zuversicht am Platze. Vertrauen wir darauf, dass sie höchst lebendig und fröhlich sind in Christus. Vertrauen wir darauf, dass sie ihre Zukunft nicht etwa hinter sich, sondern das Beste noch vor sich haben. Vertrauen wir darauf, dass ihre Zeit nicht bloß abgelaufen, sondern dass sie übergegangen ist in Gottes Ewigkeit...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Seltsames Kartenspiel

Wenn ein vertrauter Mensch nicht mehr da ist, spüren wir erst so richtig, was wir an ihm hatten. Viele Erinnerungen werden in uns wach. Und auch wenn es schön Erinnerungen sind, machen sie uns trotzdem traurig, weil sich ja von Alledem, was gewesen ist, nichts mehr wiederholen lässt. Als Angehöriger spürt man, dass mit dem Leben des Verstorbenen auch ein Teil des eigenen Lebens endet. Ob man diesen Teil aber entbehren kann – danach hat der Tod nicht gefragt. Er fragt nie danach. Und das ist durchaus bitter. Je nach Veranlagung kann man darüber klagen oder zürnen. Nur – die Augen davor verschließen und die Wirklichkeit des Todes verdrängen, das können wir nicht. Denn der Tod macht für jeden sichtbar, dass wir unser Leben nicht in der Hand haben. Er zerstört die Illusion, unsere Zeit sei so etwas wie ein verfügbares Kapital, das wir in Händen halten, ansparen oder auch investieren könnten, wie es uns gefällt. Denn tatsächlich ist unsere Zeit gar nicht in unseren, sondern in Gottes Händen.... Freilich, wer denkt schon daran, wenn es ihm gut geht?

Im Alltag fühlen wir uns als Herren unserer Zeit. Wir meinen souverän durch die Zeiten unseres Lebens hindurchzuschreiten wie ein Hausherr durch die Räume seines Hauses. Doch wir täuschen uns. Denn es steht weder in unserer Macht, auf dem Weg durch die Zeit an den schönen Stellen zu verweilen, noch gelingt es uns, die schwere Zeiten zu verkürzen oder zu überspringen. Wir können den Schlag der Uhr nicht beschleunigen und nicht verlangsamen. Und wenn gar jemand versuchen wollte, die Richtung der Zeit umzukehren, so würde er schnell merken, dass ihr Lauf unabänderlich auf das Ende hin gerichtet ist. Nein: Unsere Lebenszeit gehört nicht zu den Dingen, die wir in Händen haben. Und das zu verdrängen ist kein Zeichen von Stärke. Denn nichts ist flüchtiger als gerade die Zeit. Und nur das eine ist sicher: Dass nämlich der Tag kommt, da wir endgültig keine Zeit mehr haben. In dieser Hinsicht fremdbestimmt zu sein, das ist unser Schicksal. Und wenn es uns bewusst wird, erkennen wir, dass unser Leben einem seltsamen Kartenspiel gleicht:

Wir werden geboren und sind plötzlich mittendrin. Wir müssen das Spiel des Lebens mitspielen, obwohl wir die Spielregeln nicht gemacht haben. Und was dazukommt: Wir mischen auch die Karten nicht selbst, sondern bekommen, ein Blatt zugeschoben. Talente und Begabungen sind dabei, aber auch persönliche Schwächen und Unzulänglichkeiten – ein buntes Gemisch aus Trümpfen und Nieten. Jeder hat ein anderes Blatt, und so sind die Ausgangspositionen der Menschen ganz unterschiedlich. Weil uns aber gar nichts anderes übrig bleibt, versuchen wir im Spiel des Lebens die richtige Karte im richtigen Moment auszuspielen. Dabei planmäßig vorzugehen ist schwer. Denn wir müssen mit Mitspielern zurechtkommen, die sich ohne zu fragen plötzlich an den Tisch setzen – Menschen treten unverhofft in unser Leben. Und wir müssen ebenso damit leben, dass Mitspieler, an die wir uns gewöhnt haben, plötzlich aussteigen – Ehepartner, Eltern und Freunde sterben. So wandelt sich das Bild ständig. Mal meinen wir das Spiel des Lebens zu gewinnen, mal meinen wir zu verlieren. Irgendwann aber legt uns jemand die Hand auf die Schulter und sagt: „Für dich ist das Spiel jetzt aus.“ Dann haben wir meist noch wenig verstanden, und noch weniger vollendet – müssen aber doch erkennen, dass das Spiel des Lebens Ernst war. Denn wir sind verantwortlich für jeden Zug, den wir gemacht haben, und können keinen zurücknehmen. Während uns die Karten aus der Hand genommen werden fragen wir uns vielleicht, ob wir wohl allzu viel falsch gemacht haben und deshalb das Leben verlieren. Dann aber müssen wir gehen – und wissen nicht einmal genau wohin...

Ist das nicht ein seltsamer und ärgerlicher Zustand? Ja. Wenn einem Menschen bewusst wird, wie sehr sein Leben fremdbestimmt wird, und wie wenig er es im Griff hat, kann ihn ohn-

mächtige Wut überkommen. Doch forsches Auftreten hilft gar nichts. Denn wir sind in der Hand dessen, der die Karten mischt und die Spielregeln macht. Da ist einer, der unser Spiel beginnt und beendet. In seinen Händen steht unsere Zeit. Und es fragt sich, wer dieser große Unbekannte eigentlich ist. Wer ist der, der unsere Zukunft auf uns einstürmen und unsere Gegenwart in der Vergangenheit versinken lässt? Wer lässt uns die Zufälle unseres Lebens „zufallen“? Wer ist er, der uns wachsen und verdorren lässt wie das Gras auf dem Felde?

Wer darauf keine Antwort weiß, hat ein großes Problem. Denn er sieht sich einer blinden und anonymen Schicksalsmacht gegenüber. Die kann er hassen, wenn es ihm schlecht geht. Vielleicht kann er sie auch lieben, wenn es ihm gut geht. Aber eines kann dieser Mensch nie: Er kann dem Schicksal nie vertrauen, er kann es nie verstehen und kann nie aufhören sich zu sorgen. Denn ein anonymes Schicksal hat kein Gesicht. Und es gibt auch keine Zusagen. Wer daher meint, in der Hand eines solchen blinden Schicksals zu sein, hat allen Grund sich zu fürchten. Er kann nicht wissen, ob sein Leben mehr ist als ein böser Scherz. Und er kann an den Gräbern seiner Lieben auch nur betreten schweigen...

Als Christen hingegen reden wir. Der Tod lässt uns nicht verstummen. Und bei Beerdigungen singen wir sogar. Denn für Christen ist der Herr über Leben und Tod gerade keine anonyme Größe. Vielmehr trägt er für uns den Namen des dreieinigen Gottes. Und er hat auch ein Gesicht. Er hat nämlich das Gesicht Jesu Christi, das Gesicht des Auferstandenen. Und wer dies zu sehen vermag, wer im Glauben steht, muss kein Schicksal mehr fürchten. Denn es bleibt zwar dabei, dass wir in fremden Händen sind. Das gilt für Christen genauso wie für alle anderen. Aber für Christen hat diese Feststellung einen freundlichen Sinn. Denn wenn es Christi Hände sind, wenn es seine barmherzigen Hände sind, in denen unser Leben liegt, so ist daran nichts Bedrückendes mehr. Im Gegenteil.

Als Christenmenschen können wir die Fremdbestimmung durch Christus sehr tröstlich finden, weil der, der sie ausübt, unser Vertrauen hat. Stünde unsere Zeit in unseren eigenen Händen, müssten wir fürchten, dass unsere Kraft nicht reicht, um diese Bürde zu tragen. Unsere Hände wären bestimmt zu schwach – die Dinge würden uns entgleiten! Und darum ist es kein Unglück, sondern ein Glück, dass die Verantwortung für unser zeitliches und ewiges Geschick in Gottes Händen liegt. Denn das gibt uns die Möglichkeit, uns lebend und sterbend seinen Händen zu überlassen, die eben nicht nur diesseits, sondern auch jenseits der Todesgrenze mächtig sind. Wer sich zu Gott flüchtet in seinen letzten Kämpfen, wer bei ihm anklopft, tut es nicht vergeblich! Denn nicht dafür ist Christus gestorben und auferstanden, dass die Seinen verloren gehen, sondern dass sie bewahrt bleiben. Nicht dazu sind wir geschaffen, im Strudel der Zeiten unterzugehen, sondern um in der Gegenwart Gottes zur Ruhe zu kommen. Nicht dazu hat Gott uns berufen, dass wir hilflos zuschauen, wie sich all unsere Zukunft unaufhaltsam in Vergangenheit verwandelt, sondern dazu hat er uns auserwählt, dass wir aus dieser irdischen Zeit in seine himmlische Ewigkeit hinüberschreiten. Ja, wenn wir nicht nur dem Namen nach, sondern auch im Herzen Christen sind, so wird Gott uns nicht nur durchs Leben hindurch tragen und in den Tod hinein, sondern auch durch den Tod hindurch ins ewige Leben. Wenn's aber so ist – muss uns der Tod dann noch Angst machen? Können wir dann nicht auch inmitten großer Trauer zuversichtlich sein? Ja! Denn es ist zwar nichts an uns dran, was der Verewigung wert wäre – das nicht! Aber Gottes Gnade ist größer als unsere Verfehlungen, und seine Liebe ist stärker als unser Tod...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Befiehl du deine Wege

„Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind's achtzig Jahre“ – so steht es im Alte Testament. Aber wenn ein älterer Mensch noch mitten im Leben steht, schieben wir diese Gedanken lieber beiseite. Wir sind dann auf seinen Tod nicht vorbereitet. Und wenn er eintritt, fällt uns das Loslassen doppelt schwer. Denn bei aller Einsicht in die Unvermeidlichkeit des Abschiedes, wollen wir doch das Lebenslicht eines geliebten Menschen nicht verlöschen sehen. Als Christen wissen wir zwar, dass Gottes Wille darin waltet, dem wir unser Einverständnis nicht verweigern können. Dieses Einverständnis dann aber wirklich zu geben und der Wahrheit standzuhalten, dass es ja auch mit uns nicht ewig so weitergeht, das ist schwer – und ist eine Prüfung unseres Glaubens. Denn es gilt hier ja, der biblischen Aufforderung zu folgen, die da lautet: „Befiehl dem HERRN deine Wege“ (Ps 37,5) Lege deinen Lebensweg in Gottes Hand, heißt das. Vertraue dich seiner Führung an! Wer das aber ernst nimmt und zu leben versucht, der spürt, wie schwer es ist. Denn Gott tut manchmal, was uns schmerzt. Die Wege, die er uns leitet, führen manchmal auf den Friedhof. Die Menschen, die er uns zur Seite stellte, werden abberufen. Und die große Frage ist dann, ob wir bereit sind Gottes Ratschluss auch da anzuerkennen, wo er unseren Wünschen widerspricht.

Haben wir genug Vertrauen zu dem Gott, der unser Schicksal bestimmt? Können wir unsere Angehörigen seiner Führung ruhig und ohne Zögern überlassen? Oder werden wir innerlich murren über das, was Gott uns zumutet? Er nimmt uns liebe Menschen, und alles was danach noch kommt wird anders sein, weil wir es nicht mehr mit den Verstorbenen teilen können. Ein Stück Gemeinschaft zerbricht, ohne dass wir gefragt wurden. Und die Hilflosigkeit, mit der wir das hinnehmen, kann sehr bedrückend sein. Denn wir gehen zwar zur Beerdigung, um den Verstorbenen „auf seinem letzten Weg zu begleiten“, wie man so sagt. Aber im Grunde wir wissen sehr genau, dass das nicht möglich ist. Wir können niemanden auf seinem letzten Weg begleiten, weil diesen letzten Weg jeder alleine gehen muss. Jeder stirbt für sich allein seinen eigenen Tod. Kein anderer Mensch kann uns dabei an die Hand nehmen – selbst, wenn er wollte. Und eben das macht den Tod so bedrohlich. Denn er macht uns einsam...

In der Gemeinschaft der Familie fühlen wir uns stark. In der Kindheit gehen wir unseren Weg an der Hand der Eltern und fühlen uns dabei geborgen. Später gehen wir unseren Weg gemeinsam mit einem Ehepartner. Und wenn wir alt werden, sind es die Kinder, die uns begleiten. Kommt aber der Tod in den Blick, so erschrecken wir. Denn da spüren wir plötzlich, dass alle irdische Gemeinschaft nur Gemeinschaft auf Abruf ist. Und selbst der, der uns am nächsten steht, kann uns nur Begleitung zusagen „bis dass der Tod uns scheidet“. Darüber hinaus aber können wir nicht (und darüber hinaus wollen wir auch nicht) Begleiter sein. Wir gehen mit den Verstorbenen nur bis an den Rand des Grabes, dann aber drehen wir uns um und kehren ins Leben zurück, weil wir den Lebenden verpflichtet sind.

Was aber wird mit den Verstorbenen? Bleiben die allein, wenn wir uns nicht mehr kümmern? Schrecklich wäre die Vorstellung, sie wären verloren und verlassen in dem dunklen Land, das sie betreten. Schrecklich wäre der Gedanke, der Tod sei nichts als Einsamkeit, Leere und Vergessenwerden. Doch – Gott sei Dank – lehrt es die Bibel anders. Denn schließlich hat das Wort aus dem 37. Psalm eine positive Fortsetzung und Begründung: „Befiehl dem HERRN deine Wege und hoffe auf ihn“, steht da, denn „er wird's wohlmachen.“ (Ps 37,5) Der Herr wird's also nicht nur „machen“ – unerbittlich und streng, wie es der Tod vor Augen führt. Sondern er wird es wohlmachen. Er wird es gut machen. Und das heißt: Er wird das Ende in einen neuen Anfang verwandeln. Denn Jesus Christus hat seinen Jüngern versprochen, alle Tage bei ihnen zu

sein bis an der Welt Ende. Also wird er es wohl machen, auch am Tag unseres Todes und alle Tage danach. Denn der Glaube, der uns mit ihm verbindet, ist das Band einer Gemeinschaft, die auch der Tod nicht aufzuheben vermag. Christus ist größer als der Tod – und kommen wir zu ihm mit unserem Sterben, mit Verlassenheit, Angst, Schmerz und Trennung, so weiß er, wovon wir reden. Denn der Sohn Gottes wurde nicht bloß Mensch, um Leben und Freude mit uns teilen, sondern er wurde Mensch, um auch unseren Schmerz mit uns zu teilen und unseren Tod am Ostermorgen zu besiegen. Christus sagt seinen Jüngern eine Gemeinschaft zu, die keine Gemeinschaft unter Vorbehalt ist und keine Gemeinschaft auf Abruf, sondern im Vollsinne ewige Gemeinschaft:

„Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende“ – sagt er. Und dieses Versprechen, das im Munde eines Menschen nach Selbstüberschätzung klingen müsste, das ist bei Christus glaubhaft. Denn er hat die Grenze des Todes bereits in beide Richtungen überschritten. Er ist hinabgestiegen in das Reich des Todes und er ist auferstanden von den Toten. Er ist diesseits und jenseits gleichermaßen zuhause – und eben darum vermag er auch unsere Verstorbenen diesseits wie jenseits zu begleiten. Schon bei der Taufe ist er für sie da gewesen, ebenso in der Kindheit, in der Jugend und im Alter. Und ausgerechnet auf dem letzten und schwersten Weg sollte Christus fehlen? Nein. Auch hier ist Christus gegenwärtig. Und wer sein Angebot im Glauben ergreift, wer nicht nur auf dem Papier, sondern auch im Herzen Christ ist, der wird von Christus im Dunkel des Todes so treu begleitet wie in all den Lebensjahren zuvor. Wer sich seiner Führung anvertraut, wird von Christus in das Haus des himmlischen Vaters geleitet. Und zwar nicht so, wie man jemand in die Fremde führt, nicht in eine unbekannte Ferne. Sondern so, wie man jemand nach Hause holt, der unterwegs war und nach einer langen Wanderung heimkehrt.

Muss uns also bange sein vor dem eigenen Sterben, oder muss uns bange sein um unsere Angehörigen? Nein. Wir spüren zwar am Ende schmerzlich, wie wenig Menschen für Menschen tun können. Wir können die Sterbenden nicht wieder gesunden lassen. Wir können sie nicht festhalten und können sie nicht weiter begleiten als nur bis an den Rand des Grabes. Doch da ist Christus, der sehr viel mehr für sie tun kann und will.

Hier auf Erden gibt es ja doch kein Glück ohne Sorge und keine Freude ohne Gefahr – bei Gott aber gibt es ungetrübte Seligkeit vor seinem Angesicht. Hier gibt es kein Leben ohne Schuld und kein Vertrauen ohne Enttäuschung – dort aber gibt es Gottes Treue, die kein Ende hat. Hier ist kein Licht ohne Schatten und keine Wahrheit ohne Irrtum – dort aber ist alles klar und keine Frage bleibt offen. Gönnen wir es also einem jeden, wenn er seinen Lauf vollenden und heimkehren durfte in Gottes Hand...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Lebenskonzepte scheitern

Der Abschied von einem lieben Menschen ist immer schwer. Manchmal aber kommen Gründe hinzu, die ihn noch zusätzlich erschweren. Denn nicht jeder stirbt in hohem Alter, nicht jeder im Kreise der Familie, und auch nicht jeder im dankbaren Rückblick auf ein erfülltes Leben. Bei manchem hat es nicht den Anschein, als ob er mit der Welt seinen Frieden gemacht hätte. Denn in vielen Familien schwelen jahrzehntelang Konflikte. Manchem zerstört der Alkohol die Gesundheit. Finanzielle Probleme kommen dazu. Und zuletzt fällen einige Menschen das harte Urteil, ihr Leben sei der Fortsetzung nicht wert.

Da können wir dann versuchen gegenzurechnen, was gut war in diesem Leben – und Gott sei Dank ist in keinem Leben alles nur schlecht gelaufen. Am Ende steht aber doch die Bilanz, die der Betreffende durch seine Selbsttötung gezogen hat. Und dass so eine Tat ein Signal ist für Schuld und Scheitern auf vielen Seiten, wer wollte das beschönigen? Wenn ein Leben aus dem Ruder läuft, mischen sich schicksalhafte und schuldhafte Momente. Sie bilden ein schwer zu entwirrendes Geflecht. Und trotzdem ist da die Verantwortung, die wir nicht nur für uns selbst tragen, sondern auch für andere, und der wir so oft nicht gewachsen sind.

Wenn wir das aber spüren, wie sollen wir damit umgehen? Sollen wir nach irgendeinem faulen Trost suchen und die Sache überspielen? Sollen wir in den schönen Erinnerungen schwelgen und die bitteren verdrängen? Sollten wir betreten schweigen und damit dem Tod das letzte Wort lassen? Oder kann es uns gar mit heimlicher Befriedigung erfüllen, wenn wir meinen, das Leben würde uns besser gelingen?

Seien wir vorsichtig mit alledem! Denn wer könnte so einfach sagen, wann ein Leben gelungen ist? Ist es etwa an einem glatten Lebenslauf abzulesen, am hohen Alter oder am erreichten Wohlstand? Wann ist ein Mensch so weit, dass sein Leben als „abgerundet“ gelten kann? Wissen wir das so genau? Die Antworten, die darauf gegeben werden, sind so verschieden wie die Auffassungen vom Leben überhaupt.

Lebt einer nach dem Lustprinzip, so wird er wohl meinen, er sei reif zum Sterben, wenn das Leben keinen Spaß mehr macht. Und lebt er nach dem Leistungsprinzip, wird er erst gehen wollen, wenn die Aufgaben erfüllt sind, die er sich vorgenommen hat. Ist einem die Gemeinschaft das Wichtigste, wird er sich erst dann nach dem Himmel sehnen, wenn die vertrauesten Menschen ihm vorangegangen sind. Und ist einer Moralist, wird er sich gegen den Tod sträuben bis er überzeugt ist, dass seine guten Taten die schlechten überwiegen. Meint einer, er könne im Gedenken der Nachwelt weiterleben, so wird er sein Ende hinausschieben, bis er sich ein Denkmal gesetzt hat. Und hält jemand das Leben für eine Art Schule, so wird er darum ringen seine Lektionen auszulernen, bevor ihm die Stunde schlägt.

Ganz unterschiedlich bemessen Menschen den Gehalt ihres Lebens. Doch sind sie sich meist einig in der Annahme, dass das Gelingen in ihren eigenen Händen läge. Sie bemühen sich, ihr Leben abzurunden und zu vervollkommen, so wie ein Lehrling sein Gesellenstück abzurunden und zu vervollkommen sucht. Sind die Lebensumstände dazu günstig, so werden sie stolz. Sind sie ungünstig, so hadern sie mit ihrem Schicksal. Am Ende aber soll die Welt anerkennen, dass dieser Mensch „etwas“ aus seinem Leben „gemacht hat“. Und am besten soll auch Gott dem zustimmen und den tüchtigen Verstorbenen mit einer Einladung in den Himmel belohnen.

Doch liegt in alledem ein schwerer Irrtum. Denn dass wir uns selbst vollenden könnten, ist ein Irrglaube. Und dass Gott durch unsere Leistungen zu beeindruckt wäre, ist gleichfalls eine Illusion. Wenn wir gestorben sind, wird uns unser Schöpfer für den stolzen Drang, aus

unserem Leben etwas „Ansehnliches“ zu machen, keineswegs loben. Denn in Wahrheit ist es gar nicht unsere Sache, unser Dasein zu rechtfertigen, sondern es ist Gottes Sache. Selbst wenn wir meinen, vor der Welt gut dazustehen, haben wir dennoch mit Gott eine Rechnung offen, die wir nicht begleichen können. Auch der Erfolgreichste kann nicht für sich geradestehen, sondern Gottes Liebe muss für uns alle geradestehen. Und die Frage von vorhin – was man erreichen muss, damit das Leben vollendet sei – ist darum schon im Ansatz falsch. Denn auch wenn ein Leben äußerlich glücklich verläuft, so zählt doch an seinem Ende nicht dieser Verlauf, sondern es zählt allein die Bereitschaft, das mehr oder weniger geglückte oder verunglückte Leben in Gottes Hände zu legen.

Keiner von uns stirbt als „Vollendeter“, sondern wir sterben auf die Vollendung hin, die Gott einem Sterbenden schenken kann. Keiner von uns wird vor Gottes Richterstuhl sein Leben vorweisen wie ein gelungenes Gesellenstück. Wir werden alle bloß ein Fragment von Leben in Händen halten. Aber das macht nichts. Denn Gott kann und will vollenden, was immer wir ihm vertrauensvoll zu Füßen legen. Er ruft nicht diejenigen zu sich, die etwas „Tolles“ aus ihrem Leben machen, sondern er ruft gerade die Mühseligen und Beladenen, die Unfertigen und Gescheiterten.

Gott hat viel übrig für die, die zerbrochenen Herzens sind – viel mehr als für die Stolzen. Er ist ein Gott, der das geknickte Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht. Und darum würde es keinen Sinn machen, am Grab eines unglücklichen Menschen, der sich selbst tötete, auf die äußere Bilanz des Lebens zu starren und sie schön zu reden, wie wir oft genug unser eigenes Leben schön reden. Nein! Da waren gewiss gute Seiten an dem Verstorbenen, deren wir uns dankbar erinnern können. Aber wegen dieser guten Seiten wird er nicht in den Himmel aufgenommen. Und da waren gewiss auch schlechte Seiten, wie wir sie alle haben. Aber wegen dieser schlechten Seiten wird er nicht vom Himmel ausgeschlossen. Vielmehr ist das entscheidend, ob ein Mensch die Scherben seines Lebens in Gottes Hände legen kann und die Vollendung der Gnade Gottes überlässt. Denn nicht, dass wir Scheitern ist das Problem – das tun wir ja alle –, sondern wenn wir mit unserem Scheitern nicht zu Gott flüchten, dann haben wir ein Problem. Nicht dass unsere Lebensprojekte misslingen ist tragisch. Aber wenn wir die Scherben des Misslungenen nicht Gott zu Füßen legen, dann wird es tragisch. Denn am Ende zählt nur, wie Gott uns beurteilt. Und er wird uns nicht fragen, ob wir erfolgreich waren, sondern ob wir ihm vertraut haben.

Ist unser Leben glatt gelaufen, und wir legen es Gott zu Füßen, so ist es gut. Ist unser Leben ein Scherbenhaufen, und wir legen es Gott zu Füßen, so ist es auch gut. Ignorieren wir aber Gott, so ist völlig egal, wie unser Leben gelaufen ist, denn dann haben wir so oder so verloren. Sorgen wir uns also nicht um die Toten, für die wir nichts mehr tun können und nichts mehr tun müssen, sondern sorgen wir uns lieber um uns selbst – indem wir uns nämlich, darauf vorbereiten, zu sterben.

Machen wir uns bewusst, dass unser Schöpfer Rechenschaft von uns fordern wird. Halten wir uns die Gnade Gottes vor Augen, die in Christus erschienen ist. Und üben wir schon mal das Loslassen. Denn unsere Augen müssen einmal Abschied nehmen von allem, was sie auf dieser Welt gesehen haben, um sich nur noch auf die Herrlichkeit Gottes zu richten. Und unsere Ohren müssen Abschied nehmen von allem, was sie auf dieser Welt gehört haben, um nur noch Gottes Wort zu hören. Die Hände müssen Abschied nehmen von der Arbeit und von den Besitztümern der Welt, um sich für Gottes ewige Gaben zu öffnen. Und die Füße müssen Abschied nehmen von den Straßen dieser Erde, um ihren Weg zu Gott zu gehen. Seien wir bereit dazu, wann immer es Gott gefällt, und leben wir bis dahin unser Leben so, wie wir am Tage unseres Todes wünschen werden, es gelebt zu haben...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Trost

„Gott spricht: Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ (Jes 66,13). Dieser Vers ist schon auf den ersten Blick eingängig und freundlich. Und er gefällt besonders Frauen, weil er die mütterliche Seite Gottes hervorhebt. Tatsächlich ist der Gott der Bibel nicht bloß Vater und zeigt nicht bloß männliche Eigenschaften, sondern er kann auch mit einer Mutter verglichen werden, die zärtlich ist und liebevoll, geduldig und sanft. Und da steckt schon viel Evangelium drin, wenn der Mensch wissen darf, dass Gott für ihn ein Fluchtpunkt und ein sicherer Hafen sein will. Wie ein kleines Kind (das sich wehgetan hat oder Angst bekommt) zur Mutter läuft und auf ihren Schoß flüchtet, so dürfen wir das bei Gott tun. Und wie die Mutter dann das aufgeregte Kind beruhigt und sagt „Es ist gut“ (und dann ist es auch gut!), so dürfen wir es bei Gott erwarten. Schön ist das, und ein wenig rührend, denn jedem fällt dazu die eigene Mutter ein, die für aufgeschlagene Knie ein Pflaster bereithielt, die verheulte Gesichter mit einem Taschentuch wieder in Ordnung brachte und einen für die Gemeinheit der Welt mit einem Bonbon entschädigte. Gott hat wirklich diese mütterliche Seite. Aber wenn wir das festgestellt haben – sind wir dann mit Jesajas Wort schon fertig? Nein, ich denke es lohnt sich, noch einen zweiten Blick darauf zu werfen und tiefer zu graben. Denn was ist denn eigentlich „Trost“? Ist „Trost“ die Hilfe im Unglück – oder tröstet er nur darüber hinweg, dass Hilfe nicht kam? Ersetzt der Trost die Hilfe durch Vertröstung? Sorgt Trost dafür, dass wir uns gut fühlen, obwohl längst nicht alles gut ist? Und überhaupt: Ist Trost nicht etwas für Kinder und für Schwächlinge, während die Gesunden und Starken es vorziehen, Trost lieber gar nicht nötig zu haben? Wenn wir auf die Mutter schauen, die ihr Kind tröstet, wird schnell klar, dass die konkrete Hilfe, die sie leistet, nicht die Hauptsache ist. Denn das aufgeschlagene Knie kann sie ja nicht gleich wieder heil machen, und auch das Taschentuch und das Bonbon machen die vorangegangene Verletzung nicht ungeschehen. Der Schaden bleibt bestehen – und trotzdem kommt die Welt des Kindes wieder in Ordnung. Wie aber geht das zu? Hat das Kind sein Fahrrad kaputt gefahren und wird getröstet, ist das Fahrrad immernoch kaputt. Hat es sich mit dem besten Freund gestritten und wird getröstet, ist der Streit davon noch nicht beigelegt. Hat das Kind Zahnschmerzen und wird getröstet, geht es dem Zahn davon nicht besser. Und trotzdem geht es dem Kind besser, denn Trost hat diese besondere Eigenschaft, dass er das Leid eines Menschen mindert, auch wenn die Ursache seines Leidens fortbesteht. Wie aber ist das möglich, dass man den Schmerz mindert, ohne das zu beseitigen, was den Schmerz verursacht? Wenn jemand gestorben ist, wie kann dann mitfühlender Trost der Witwe helfen, wenn auch noch soviel Trost den Ehemann nicht wieder lebendig macht? Die Antwort kann nur sein, dass Trost nicht auf das wirkt, was uns verzweifeln lässt, sondern auf unsere Verzweiflung. Trost ändert nicht die konkreten Lebensumstände, aber Trost bringt uns das seelische Gleichgewicht zurück, das uns die Umstände genommen haben. Trost beseitigt nicht das, was uns Angst macht, aber Trost mindert die erlebte Angst durch die Zuwendung und Nähe eines Menschen, der mutiger ist als wir. Und damit ist auch schon klar, wie und unter welcher Voraussetzung Trost funktioniert. Denn trösten kann mich keiner, der genauso aufgelöst und verzweifelt ist wie ich selbst, sondern nur jemand, der Zuversicht und Stärke bewahrt hat. Trösten kann mich keiner, der selber mutlos ist! Es muss einer sein, der die seelische Balance, die ich verlor, für seine Person noch besitzt. Denn wenn zwei gleichermaßen wackeln und fallen – wie könnte sich da einer am anderen festhalten? Steht aber einer fest, während der andere schwankt, kann die feste Schulter dem Schwankenden Halt bieten und eine Stütze sein. Und genau so funktioniert Trost: Dass nämlich einer, der noch über seelische Kraft verfügt, Anteil nimmt am

Schicksal dessen, dem diese Kraft gerade fehlt. Der Tröstende ist bereit mit-zu-fühlen, mit-zu-leiden und sich mit-betreffen zu lassen. Die emotionale Last, die für einen zu schwer war, wird sozusagen auf zwei Seelen verteilt, die sie gemeinsam tragen und verkraften, um nach dieser inneren Stärkung dann auch äußerlich wieder handlungsfähig zu werden. Das Kind nach seinem Fahrradunfall ist aufgelöst und verzweifelt, empört, verschreckt und überfordert: Seine Welt ist aus den Fugen! Sobald es aber die Ruhe der Mutter erlebt, die nicht überfordert und nicht panisch ist, gewinnt das Kind die Gewissheit, dass seine Welt auch wieder in Ordnung kommt. Sein Elend relativiert sich, sobald es mit einem Menschen in Kontakt kommt, den dieses Elend nicht überwältigt. Wenn das Kind selbst auch keinen Rat weiß, hat es doch eine Mutter, die immer Rat weiß. Und wenn das Kind sich mal selbst nicht lieben kann, hat es doch noch eine Mutter, die es immer lieben kann. So ist Trost die Teilhabe an der Stärke und am Mut eines Anderen, der mich teilhaben lässt, indem er sich mir zuwendet, sich mir mitteilt und dabei seine Zuversicht mit mir teilt. Oder anders gesagt: Da öffnet sich ein Mitfühlender für die Gemeinschaft mit dem Erschrockenen, weil sein Mut für zwei reicht und er sagt: Ok, was dir fehlt, davon habe ich noch genug, und ich teile es mit dir, damit meine Freude deine Trauer kompensiert, damit mein Vertrauen deine Angst aufwiegt, und meine Hoffnung ein Gegengewicht bildet gegen deine Resignation. Der Verzweifelt hat vielleicht das Gefühl, seine Not sei ausweglos, seine Furcht allumfassend, seine Schwäche endgültig. Der Tröstende aber beweist ihm das Gegenteil, indem er sagt: Schau her, ich bin nicht überwältigt und bin nicht panisch, und du siehst daran, dass du es auch nicht sein musst. Die Verzweiflung ist nicht so allgemein, wie sie dir jetzt vorkommt, denn mich hat sie nicht im Griff! Und fehlt dir momentan alle Kraft, so gibt es doch andere, die noch Kraft haben und sie mit dir teilen. Du bist momentan überwunden und besiegt, aber, schau her, nicht jeder ist besiegt, und auch dir helfen wir wieder auf die Beine. Denn überwunden bist du nur, wenn du dich isoliert betrachtetest, als wärst du allein. Aber allein bist du eben nicht, sondern wirst getragen von der Gemeinschaft der Freunde, die an deiner Seite sind... Wenn man einen technischen Vergleich heranziehen will, dann funktioniert Trost wie das Starthilfekabel bei einer Autopanne. Denn des einen Batterie ist leer, die des anderen aber ist voll, und das Starthilfekabel übermittelt die nötige Kraft, damit der lahmgelegte Wagen wieder anspringt. So etwas ist toll. Und Trost als emotionales Starthilfekabel funktioniert bei Kindern deshalb so gut, weil sie ihre Eltern selten hilflos erleben. In den Augen des Kindes sind die Eltern unermesslich klug und stark. Und wenn es ordentliche Eltern sind, sie sind auch bereit, sich anzapfen zu lassen. Das Kind findet bei ihnen verlässlich offene Arme, kann andocken und auftanken! Was aber, wenn ich kein Kind mehr bin, und meine Eltern nicht mehr stark? Nun, wir haben es gehört: „Gott spricht: Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ Und was er damit anbietet, ist keine rührselige, bloß emotionale Stützung, sondern eine konkrete, wechselseitige Partizipation, die in dreierlei besteht: Nämlich (1.), dass Gott teilhaben will an meiner Not, dass er (2.) mich teilhaben lässt an seiner Kraft, und dass er mich (3.) durch diese wechselseitige Teilhabe aus der isolierten Situation, die mich überfordert, in die tröstliche Gemeinschaft mit ihm überführt. Im Grunde haben wir damit das ganze Evangelium auf den Punkt gebracht! Denn was anderes wäre denn die Mission Jesu Christi, als dass er uns Trost spendet durch Teilhabe? Wenn er zu Bethlehem ein Mensch wird, dann doch, um an unserer Situation teilzuhaben. Und wenn er auf Golgatha ans Kreuz geht, dann doch, um unseren Fluch für uns zu tragen. So wie eine Mutter mitleidend bereit ist, das Leid des Kindes mit-zu-leiden und seinen Schmerz mit-zu-fühlen, so öffnet sich Gott für den ganzen Jammer seiner Geschöpfe. Er öffnet sich aber nicht und gibt sich nicht in unsere Lage hinein, um mit uns darin unterzugehen und zu erliegen, sondern um den Sündern Anteil zu geben an seiner Gerechtigkeit, den Schwachen Anteil zu geben an seiner Kraft und

den Todgeweihten Anteil an seiner Lebendigkeit. Die tröstliche Zuwendung Gottes zu seinen verunglückten Kindern dient allein dazu, diese – auf sich gesehen hoffnungslosen Fälle – in die Gemeinschaft mit Gott hineinzuretten. Und im Ergebnis sieht die Lage der Gläubigen dann wirklich anders aus. Denn wenn Gott bereit ist, unsere Schuld mit seiner Gerechtigkeit zu kompensieren, und unsere Strafe auf seinen Rücken zu legen, wenn seine Heiligkeit unseren Schmutz aufwiegt, und seine Weisheit unsere Dummheit ausgleicht, dann hat sich das Bild ja völlig gewandelt. Blicke ich nur auf mich, meine Kraft, meine Einsicht, meine Moral, meine Klugheit, habe ich freilich Grund zur Resignation. Aber Gott will ja, dass ich ihn mit auf die Rechnung setze! Er will, dass ich meine Sachen mit seinen zusammenwerfe als hätten wir eine gemeinsame Kasse. Er will Gütergemeinschaft mit mir pflegen, so dass mein Tod auf seinen Schultern liegt, und ich mich wiederum seines Lebens freue. Ich soll ihm meine Nöte überlassen, und er gibt mir zum Ausgleich seinen Segen. Und ziehe ich das wirklich in die Betrachtung mit ein und habe Gott mit auf dem Schirm, so bin ich in der Gemeinschaft mit ihm zu jeder Zuversicht berechtigt, ja bin mit ihm und in ihm unüberwindlich, ewig, heilig und der Hölle ein für allemal entzogen. „Gott spricht: Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ Und dieses Versprechen wird eingelöst durch das gesamte Evangelium Jesu Christi. Wie aber könnte man es Gott schlechter danken, als wenn man darauf besteht „untröstlich“ zu sein? Tatsächlich kann man niemanden trösten, der sich nicht trösten lässt! Es gehören zwei dazu! Auch die Mutter kann mich nicht trösten, wenn ich ihr aus dem Wege gehe! Und manche Menschen meinen heute, es sei besonders tapfer, wenn sie es mit Gott so machen. Sie wollen um keinen Preis des Trostes bedürftig sein, sondern wollen Männlichkeit und Härte zeigen, indem sie trostlos bleiben. Sie wollen auf niemandes Schoß flüchten, wollen alleine klarkommen und ungetröstet härter sein als das Leben selbst. Aber es ist schade um sie. Denn aus törrischem Stolz entlaufen sie dem einzigen Helfer, der sie schützen könnte, und laufen einem Feind in die Arme, dem sie nicht gewachsen sind. Sie wollen ohne Gott stark sein, und sind dann zu schwach für den Teufel. Das ist ein Jammer! Darum: Hüten wir uns vor dieser Art der Selbstüberschätzung. Freuen wir uns lieber, dass Gott an unserer Seite sein will. Und laden wir auch alle anderen zu solcher Freude ein. Untröstlich zu sein, wenn Trost doch vorhanden ist, das ist dumm. Und sich mit etwas Anderem zu trösten, worauf dann kein Verlass ist, das wäre auch nicht besser. Darum trösten wir uns unseres Gottes, der uns nicht allein lässt, und erzählen wir davon allen, die heute noch trostlos sind. Denn nach den Worten des Paulus ist Gottes Trost nicht nur zum Behalten da, sondern immer auch zum Weitergeben:

„Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der Vater der Barmherzigkeit und Gott allen Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal, damit wir auch trösten können, die in allerlei Trübsal sind, mit dem Trost, mit dem wir selber getröstet werden von Gott.“ (2. Kor 1,3f.)

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Atheismus als Fehlschluss

Es gibt nicht nur ein Geheimnis des Glaubens. Es gibt auch ein Geheimnis des Unglaubens. Und ich will es an dieser Stelle ausplaudern. Denn man kann durchaus erklären, warum viele Menschen zu Gott keinen Zugang finden. Und man kann zeigen, dass ihr Atheismus auf falschen Voraussetzungen beruht, die sie nur deshalb nicht hinterfragen, weil sie es bequemer finden ohne Gott zu leben. Aber ich will vorn beginnen: Wie kommt es dazu, dass Menschen Gottes Dasein leugnen? In der Regel hören sie Christen von einem Gott reden, der ungeheuer mächtig und liebevoll sein soll, und der diese Welt geschaffen hat. Dann schauen sie in die Welt und prüfen ihre Erfahrungen daraufhin, ob die Welt denn auch so aussieht, als ob sie ein liebevoller Gott geschaffen hätte. Und wenn sie nicht sehr naiv sind, kommen sie zu einem negativen Ergebnis. Denn unsere Welt ist alles andere als vollkommen. Für jeden, der Augen im Kopf hat, ist sie voller schrecklicher Fehler und Widersprüche, voller Not, Angst und Leid. Und das passt so wenig zu einem gütigen und weisen Schöpfer, dass dem Betrachter die Existenz Gottes höchst unwahrscheinlich vorkommt. Oder ist es etwa nicht vernünftig, wenn man vom Werk auf den Meister schließt? Bei einem Handwerker machen wir das, und jeder kann es nachvollziehen! Wenn ein mundgeblasenes Glas fehlerfrei und schön vor uns steht, schließen wir, dass der Glasbläser ein Meister seines Faches sein muss. Und wenn eine handgeschreinerte Kommode vor uns steht, bei der die Spaltmaße nicht gleichmäßig sind, und sämtliche Schubladen klemmen, dann vermuten wir, dass die wohl nicht der Chef, sondern der Lehrling gemacht hat. Bei einem vollkommenen Produkt zweifeln wir nicht an der Vollkommenheit des Produzenten. Bei einem unvollkommenen aber schon. Und wenn Gott der Vollkommenste überhaupt sein soll, der Beste, Gerechteste und Liebste, dann will das nicht zu einer Welt passen, die voller Blut, Schweiß und Tränen ist. An diesem Punkt zucken die meisten dann schon mit den Schultern. Sie finden den Widerspruch offensichtlich. Und wenn sie nicht direkt Atheisten werden, dann doch Skeptiker, die das Dasein Gottes für eher unwahrscheinlich halten. Woran aber liegt's? Was ist der Fehler? Nun: Er besteht schlicht darin, dass man den biblischen Bericht vom Sündenfall nicht ernst nimmt und darum die real-existierende Welt mit der ursprünglichen Schöpfung Gottes gleichsetzt. Doch das ist falsch – und so ziemlich das Gegenteil von dem, was Christen glauben! Die ursprüngliche Schöpfung Gottes wird in der Bibel als Paradies geschildert, und der Schöpfungsbericht sagt ausdrücklich, dass sie „sehr gut“ war. Das Paradies legte in seiner Vollkommenheit Zeugnis ab von der Vollkommenheit seines Schöpfers. Denn da war kein Leid und keine Bosheit, keine Krankheit, keine Angst, keine Lüge und kein Tod. Hier hätte man zu Recht vom Werk auf den Meister schließen können! Doch die Bibel sagt ausdrücklich, dass das Paradies der Vergangenheit angehört. Adam und Eva wurden daraus vertrieben. Und die schlimme Welt, in der wir leben, spiegelt darum nicht Gottes ursprünglichen guten Willen, sondern sie ist das, was unter dem Einfluss des Bösen aus Gottes guter Schöpfung wurde! Die Bibel sieht ganz realistisch, dass diese Welt zwar weiterhin von Gott erhalten wird und auch nicht allen Glanz verloren hat, dass sie aber doch bis in den kleinsten Winkel korrumpiert ist durch das Wirken Satans, dem der Ungehorsam des Mensch Raum verschaffte. Wir selbst haben dem Bösen die Tür geöffnet und damit das Werk des Meisters verdorben. Wie könnte man aber von einem derart geschundenen und entstellten Werk noch auf den Meister schließen? Das wäre sehr ungerecht! Denn wenn ich die mundgeblasenen Gläser an die Wand werfe und die Scherben notdürftig wieder zusammenklebe – wird ein Betrachter dann noch viel von der Kunst des Glasbläfers erkennen? Oder wenn ich die handgefertigte Kommode erst unter Wasser setze und sie dann eine Treppe hinunterwerfe – wird sie

dann noch viel erkennen lassen von der Meisterschaft des Schreiners? Wie kann man das Werk eines Künstlers mit eigener Hand verderben und ihm dann vorwerfen, er habe es mangelhaft geschaffen? Das ist nicht fair. Das verdorbene Werk ist nicht Ausdruck seines Willens. Und darum geht es auch nicht an, vom gegenwärtigen Zustand dieser Welt auf Gott zu schließen. Wer sie unrecht findet, absurd und verkehrt, hat die Bibel dabei auf seiner Seite. Denn die Welt trägt heute die Handschrift des Teufels, der reichlich Unkraut in Gottes Garten eingesäht hat – und der sich nun am meisten freut, wenn man Gott für einen schlechten Gärtner hält! Wessen Irrtum ist das aber? Er hat seine Ursache nicht in der Bibel, sondern bei denen, die nicht ernstnehmen, was sie über den Sündenfall sagt. Diese Welt ist nicht der unmittelbare Ausdruck des göttlichen Willens, sondern ein verdorbenes Werkstück, das die Kunst des Meisters nur noch von ferne ahnen lässt. Gottes Vollkommenheit wird durch den Zustand dieser Welt eher verborgen als offenbart, denn was wir sehen, ist eine fragwürdige Mischung von Gottes Werk und Teufels Beitrag. Wer das aber ignoriert, setzt sich nicht mit dem christlichen Glauben auseinander, sondern trifft mit seiner Kritik höchstens ein Zerrbild desselben... Als sei das nicht genug, gibt es aber noch einen zweiten großen Irrtum, aus dem Unglaube erwächst. Denn wenn Menschen über den Glauben nachdenken und die Welt mit dem Gott abgleichen, der sie geschaffen hat, missverstehen sie häufig nicht nur die Welt, sondern wechseln zugleich den wahren Gott der Bibel mit dem, was sie sich unter Gott vorstellen. Und ihre Vorstellungen von Gott sind leider oft naiv und falsch. Kaum hört einer, Gott sei gütig, versteht er das schon nach dem Muster menschlicher Güte und macht sich ein Bild von Gott, das mehr dem entspricht, was Menschen sich wünschen, als dem, was die Bibel tatsächlich von Gott berichtet. Statt Gott so zu sehen, wie er sich offenbart, malt man ihn, wie man Gott gern hätte, und modelliert sich in Gedanken einen guten Onkel im Himmel, der alles versteht und alles vergibt, einen Beschützer und Wunscherfüller, der, weil er so „lieb“ ist, zu all unseren Wünschen nickt. „Ja“, denkt der Mensch, „wenn Gott gut ist, dann will er mich doch glücklich machen! Wenn er freundlich ist, wird er mir doch meinen Willen lassen! Wenn er mich liebt, wird er mir doch nichts abschlagen!“ Man nimmt Gott nicht wie er ist, sondern phantasiert sich einen Gott als Erfüllungsgehilfen der eigenen Träume. Und da man zu wissen meint, was gerecht ist und wie die Welt zu regieren wäre, erwartet man, dass Gott entsprechend verfährt. Wenn er's aber nicht tut – ist dann Gottes Existenz widerlegt? Ist nicht bloß unser Gottesbild als falsch erwiesen? Und ist das verwunderlich, wenn Erwachsene einen allzu kindlichen Glauben pflegen? Schon ein Anfänger im Bibellesen merkt, dass Gott nicht ist, wie die Menschen ihn gern hätten. Einen Kuselgott, der alles versteht und alles verzeiht, den gibt es nicht. Der Gott aber, den es gibt, der ist definitiv nicht kuschelig, nicht harmlos und nicht nett. Die Bibel behauptet auch nirgends, er sei leicht zu begreifen, sondern im Gegenteil: Der Gott, den es gibt, schert sich wenig darum, was wir fair finden. Und er hat Wichtigeres zu tun, als uns glücklich zu machen. Der Gott der Bibel ist anders, als wir uns Gott wünschen würden. Wer das aber nicht für möglich hält, zieht zwangsläufig falsche Schlüsse: Sobald er merkt, dass Gott nicht funktioniert, wie er das gern hätte, folgert er nicht etwa, dass Gott anders ist, sondern folgert, dass es ihn nicht gäbe. Statt seine irrierte Gottesvorstellung zu korrigieren, streicht er jede Gottesvorstellung. Statt seinen Kinderglauben zu verabschieden, verabschiedet er Gott – und tut so, als ob Gott damit aus seinem Leben verschwände. Aber das ist ein Denkfehler. Denn Tolstoi sagt völlig zurecht: „Wenn ein Wilder an seinen hölzernen Gott zu glauben aufhört, heißt das nicht, dass es keinen Gott gibt, sondern nur, dass er nicht aus Holz ist.“ Dasselbe gilt von Erwachsenen, die über ihren Kinderglauben stolpern. Und doch meinen viele, wenn die Wirklichkeit ihr Wunschbild Gottes widerlegt, sei Gott widerlegt. Verbindet sich dieser zweite Denkfehler aber mit dem ersten – wie soll der Mensch da noch richtige Schlüsse zie-

hen? Man sagt sich, wenn Gott gut sei, müsse er doch wollen, was uns gut tut! Und dann schaut man in die Welt, die einem so oft gar nicht gut tut, sondern quer kommt – und schon scheint die Existenz Gottes widerlegt. Denn einerseits hegt man die Vorstellung Gottes als eines netten Onkels. Andererseits erfährt man eine grausame Welt, die uns das Fürchten lehrt. Und wenn man die beiden nebeneinanderhält und vergleicht, ist schnell ausgemacht, dass sie nicht zusammenpassen. Wenn Gott mich liebte, würde er mir's recht machen, denkt der Mensch, und wenn er's mir nicht recht macht, dann gibt's ihn nicht! Stelle ich mir Gott als einen harmlosen Greis vor und frage ich mich, ob diese schreckliche Welt wohl Ausdruck seines Willens sein kann, so werde ich zwangsläufig Atheist. Doch das liegt dann nicht daran, dass es schwer wäre an Gott zu glauben, sondern bloß daran, dass man aus falschen Voraussetzungen keine richtige Folgerung ziehen kann. Man stolpert nicht über den biblischen Glauben, sondern nur über die eigenen Missverständnisse. Und warum fällt das keinem auf? Warum wird es nicht korrigiert? Warum zweifeln die Atheisten nicht mal zur Abwechslung an ihren Zweifeln?

Ich fürchte: weil sie mehrheitlich zu gar keinem anderen Ergebnis kommen wollen. Und wenn's auch bitter klingt, ist das doch das dritte Geheimnis des Unglaubens, das ich ausplaudern möchte. Denn Gottes Dasein zu leugnen, ist heutzutage keine argumentativ starke, sondern in erster Linie eine bequeme Haltung. Früher fanden Atheisten durch schwere innere Kämpfe zu ihrer Position – und das Ergebnis war ein sehr respektabler, erlittener Atheismus. Doch die meisten, die heute von sich sagen, dass sie nicht glauben könnten, wollen es auch gar nicht, suchen, fragen, ringen nicht darum, sondern sind mit ihrem Unglauben ganz zufrieden. Sie möchten auch von nichts anderem überzeugt werden. Gott zu ignorieren, ist ihnen zur schlechten Gewohnheit geworden. Denn wenn das Herz nicht glauben will, lässt der Kopf die Botschaft gar nicht erst an sich heran und ist auch mit schlechten Argumenten zufrieden, wenn sie nur seinen Unglauben stützen. Diese Menschen wollen einfach nicht, dass es über ihnen eine höhere Instanz gibt, die ihnen etwas zu sagen hätte. Sie haben sich daran gewöhnt, selbst das Maß der Dinge zu sein, und sagen darum: „Ach nein – gäbe es einen Gott, der mich geschaffen hat, wo bliebe dann mein Traum von Autonomie und Selbstbestimmung?“ Sie ahnen, dass Gott, wenn er existiert, Ansprüche erheben kann. Sie müssten ihm dann im eigenen Leben einen Platz einräumen. Wer ihn hereinlässt, ist nicht mehr Herr im Haus. Und um das zu umgehen, sagt man, man sei zu „kritisch“ und „aufgeklärt“. Doch in Wahrheit geht es nicht um Vernunftgründe. Dieser Atheismus ist die Erfindung derer, die die Wirklichkeit Gottes nicht aushalten, und darum in die Illusion fliehen, sie könnten ihn ignorieren. Früher nannte man so etwas eine „Milchmädchen-Rechnung“. Darum muss man heute wohl von einem recht verbreiteten „Milchmädchen-Atheismus“ sprechen...

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Reformationsjubiläum 2017 - ein Zwischenruf

Zum Reformationsjubiläum 2017 wird für Hochglanzbroschüren und Events viel Geld ausgegeben. Man kann Luthersocken kaufen, Playmobil-Luther-Figuren, Luther-Kekse, Luther-Mousepads und vieles mehr. Weil ich aber als „Fan“ Martin Luthers bekannt bin, erwarten viele, auch ich müsste Fähnchen schwingen und 500 Jahre Reformation feiern. Doch mir ist gar nicht danach. Ich trage die Lutherrose sozusagen mit Trauerflor. Denn mir scheint, dass man eine große Tradition nur feiern kann, wenn man sie auch treulich bewahrt hat. Und das kann man nicht von allen Teilen der Evangelischen Kirche so sagen. Die Reformatoren haben ihr einen guten Weg gewiesen. Aber inzwischen ist ein nicht geringer Teil der Kirche so weit davon abgekommen und distanziert sich von reformatorischen Positionen so deutlich, dass 2017 weniger Anlass zum Feiern besteht als zu Trauer und Busse. Doch wie kann ich das öffentlich begründen, ohne dass sich die Falschen darüber freuen, die der Kirche sowieso nur übelwollen? Ich will mir damit behelfen, dass ich einen Witz erzähle, den ich bei Adrian Plass gelesen habe und der den zugrundeliegenden Schaden genau trifft und offenlegt. Die Geschichte geht so:

Ein Pfarrer muss entscheiden, welche Farbe der neue Kirchenteppich haben soll. Weil er aber den Hang hat, alles zu kontrollieren, beruft er in das Komitee – neben sich selbst – noch drei Kirchenvorsteher, von denen er glaubt, sie leicht überzeugen zu können. Die vier treffen sich also. Der Pfarrer wünscht sich einen roten Teppich für die Kirche. Und zwei der drei Kirchenvorsteher akzeptieren seine Wahl widerspruchlos. Nur das vierte Mitglied der Gruppe findet, dass blau besser zu dem Gebäude passen würde. Und der sagt: „Finden Sie nicht, dass wir Gott fragen sollten, was er bevorzugt?“ Der Pfarrer stimmt zögernd zu. Er spricht ein flüchtiges Gebet. Und sofort erklingt eine donnernde Stimme vom Himmel, die sagt: „ICH WILL BLAU!“ Der Pfarrer braucht einen Moment, um sich von dem Schreck zu erholen. Aber dann blickt er auf und sagt: „Na, da haben wir es ja: Drei Stimmen gegen zwei! Wir nehmen also den roten Teppich...“

Nun – auf den ersten Blick ist das eine lustige Anekdote. Aber leider ist es viel mehr als das. Es ist zugleich traurige Wirklichkeit und beschreibt den Schaden erschreckend genau. Es beschreibt die herrschende Theo-Logik, die Mentalität der Entscheidungsträger und die gängige Praxis, dass man Gottes Stimme nur eine unter vielen sein lässt. „Aber nein!“ erwidert man mir: „Wir fragen doch nach Gottes Stimme, wir studieren Gottes Wort und predigen die Bibel!“ Aber – das ist der springende Punkt – man hört daneben noch ganz viele andere Stimmen, die man (so wie der Pfarrer im Witz) auf gleicher Ebene mit Gottes Stimme verrechnet. „Na ja, klar“ heißt es dann: „Wir können doch nicht auf Gottes Wort allein hören, wir müssen doch auch mit der Zeit gehen. Neben Gottes Wort zählt schließlich auch die Stimme der Vernunft! Man muss die Umstände berücksichtigen, was die Leute verstehen können und was sie zu akzeptieren bereit sind! Wir müssen uns als Kirche in gesellschaftliche Gegebenheiten fügen und dürfen die öffentliche Meinung nicht außer Acht lassen. Wir wollen doch niemanden verprellen!“

So kommen dann neben Gott noch viele andere Stimmen zu Wort, denen man eigenes Gewicht zubilligt. Man hört juristische Argumente und finanzielle, kirchenpolitische und verwaltungstechnische. Lobbyisten kommen zu Wort, Organisationsberater, Politiker, Journalisten, Experten und Strategen aller Art! Um ausgewogen zu erscheinen, lässt man jeden mitreden

und bildet für alles eine Kommission. Wenn einer sagt: „Wollen wir nicht mal Gott fragen, was er will?“ wird sogar das erlaubt. Nur läuft es dann nicht wie bei Luther (dass nämlich Gottes Stimme alle anderen aufhebt und die Diskussion beendet), sondern Gottes Stimme wird mit den vielen anderen abgeglichen und ins Verhältnis gesetzt, wird dadurch relativiert und am Ende „überstimmt“. Denn wenn die säkulare Vernunft ein Votum abgeben darf, der Zeitgeist, das Eigeninteresse der Institution und auch „Volkes Stimme“, wenn die Pragmatiker ebenso mitreden wie die Werbestrategen, die Verwaltungsleute, die Sponsoren und die zahlende Kundschaft – dann steht's am Ende neun zu eins gegen Gott, und er hat die Abstimmung verloren...

„Ja geht's denn noch?“ hätten die Reformatoren gerufen: „Seid ihr noch bei Trost? Seit wann duldet Gottes Wort Widerrede? Welches Gewicht können menschliche Meinungen dagegen haben? Ist der Schöpfer nicht gegen jede Versammlung von Geschöpfen stets in der Mehrheit? Macht sein Wort nicht jede weitere Diskussion überflüssig?“

Doch da zucken viele bloß mit den Schultern – und setzen das Spiel fort, weil es wunderbar funktioniert und demjenigen die Macht verleiht, der am Anfang die Kommissionen besetzt und am Ende die Stimmen gewichtet. Man spielt die Voten gegeneinander aus und behält die Kontrolle! Aber ist das noch „evangelische Kirche“ im Sinne der Reformation?

Das ist der Grund, weshalb ich 2017 kein Fähnchen schwenke und nicht juble, sondern die Lutherrose mit Trauerflor trage. Denn man hört Gott – und hört ihn doch nicht. Man lässt ihn reden – ohne zu folgen. Dass dies aber Selbstbetrug ist: muss man das noch sagen? Gottes Wort braucht keine Mehrheiten, um in Geltung zu stehen. Es bedarf keiner Autorisierung, sondern ist selbst oberste Autorität. Gottes Wort wird von niemandem beurteilt, sondern es urteilt. Und weil es wahr ist, fügt ihm Applaus nichts hinzu, und Kritik bricht ihm nichts ab.

Spielen wir also keinen Spielchen mit Gott – so als wäre er ein Diskussionsteilnehmer und wir die Moderatoren. Gott wartet nicht darauf, dass wir ihm das Wort erteilen. Er hat längst geredet. Dieses verbindliche Reden ist der Ausgangspunkt und die Denkvoraussetzung, ohne die es keine evangelische Kirche gibt. Wer dieses Reden Gottes aber hoch problematisch, undeutlich, zweifelhaft und diskutabel findet – ich fürchte, der hat seine wahre Bekehrung noch vor sich. M.a.W.:

Es ist ein notwendiges Kennzeichen evangelischer Christen, dass sie den kategorischen Unterschied zwischen menschlichen Meinungen und Gottes Wort kennen und respektieren. Wenn wir von diesem Respekt wieder mehr sehen und sehen lassen, haben wir Grund zum Feiern – und dann lasse ich als erster die Korken knallen! Vorher aber nicht.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Warum glaubt einer, was er glaubt?

Der moderne Mensch hat mehr denn je die „Qual der Wahl“. Die verschiedensten „Sinnanbieter“ werben um ihn, der Kunde fühlt sich als König, er hat die Freiheit sich etwas auszusuchen – steht aber zugleich vor der Frage, ob sein persönlicher Geschmack denn schon ein hinreichender Grund ist, um sich eine bestimmte religiöse oder antireligiöse Überzeugung zuzulegen. Irgendetwas scheint doch mit diesem willkürlichen Verfahren nicht zu stimmen. Denn dass man zu einer Weltanschauung kommt, wie man sich einem Toaster oder ein Radio kauft (indem man in den Elektromarkt geht und sich unter 20 Modellen das hübscheste aussucht), kann doch wohl nicht sein. Bei unseren religiösen Überzeugungen steht zuviel auf dem Spiel! Wenn's aber nach Geschmack und Willkür nicht geht – wie denn dann? Warum glaubt einer, was er glaubt? Kommt der Mensch zufällig oder schicksalhaft zu seinem Glauben, durch Erziehung, durch Nachdenken oder Ausprobieren?

Stellen wir die Frage biografisch, lautet die nächstliegende Antwort wohl wirklich: Ich bin Christ, weil man mich als Kind getauft hat, bin also evangelisch, weil meine Eltern es auch waren, und ich bisher keinen Grund sah, etwas daran zu ändern. Das klingt banal. Aber bei vielen wird es zutreffen, dass sie ihren Glauben einfach wie eine Familientradition übernommen haben. Nun ist gegen Traditionen gar nichts zu sagen. Wenn sich etwas über Generationen bewährt hat, muss man das Rad schließlich nicht neu erfinden! Und trotzdem kann es nicht genügen, allein aus Gewohnheit beim angestammten Glauben zu bleiben. Denn mit derselben Begründung könnte man auch ein Leben lang dieselbe Partei wählen, die schon die Eltern wählten. Und das würde irgendwann schiefgehen. Denn die Einstellungen, die sich zur Zeit der Großeltern bewährt haben, können heute in die Irre führen. Die Rahmenbedingungen des Lebens verändern sich laufend. Was früher Erfolg versprach, kann heute ein Fehler sein. Und wer seinen Standpunkt selbst verantworten will, muss darum den Verstand einschalten, muss sich selbst ein Urteil bilden und Gewohntes hinterfragen. Aber wie macht man das, wenn es um den Glauben geht?

Am liebsten wär's uns, wenn man uns Beweise vorlegte, dass diese Religion falsch und jene richtig ist. Wir wünschten, die kritische Vernunft könnte uns diesbezüglich Sicherheit verschaffen, so dass wir garantiert richtig lägen. Wir würden lieber wissen als zu glauben! Doch leider ist die Vernunft nicht in der Lage, unter den vielen möglichen Weltanschauungen und Religionen die richtige herauszufinden. Viele von ihnen sind mit Vernunftgründen weder zu beweisen noch zu widerlegen. Wenn der Verstand aber nicht ausschließen kann, dass vielleicht auch das Gegenteil wahr ist: Was machen wir dann?

Von gar nichts überzeugt zu sein, ist auch keine Lösung! Denn man kann auf die Dauer nicht unentschieden leben! Und wenn Grübeln allein nicht weiterführt, liegt es dann nahe, Religionen einfach auszuprobieren und sie so auf ihre Funktion zu testen, wie man es beim Kauf einer Jacke machen würde. Man steht im Geschäft ja auch nicht stundenlang vor dem Kleiderständer und grübelt, ob eine Jacke wohl passen wird, sondern man schlüpft probeweise hinein und schaut, ob es irgendwo kneift, ob man sich darin gefällt und ob es sich gut anfühlt. Eine Lebenseinstellung muss man leben, um zu sehen, was sie taugt! Dann zeigt sich schon, ob sie zu den eigenen Bedürfnissen „passt“. Und wenn's gut läuft, weiß man hinterher, was man gerne glauben würde. Aber ist man deshalb auch schon überzeugt?

Nein – zumindest bei den Klügeren meldet sich da eine innere Stimme, verdirbt uns den Spaß und sagt: Was dir gefällt, muss noch lange nicht wahr sein. Und die religiöse Frage lautet nicht, wie du Gott gern hättest, sondern wie er tatsächlich ist. Du kannst da nicht einfach nach dei-

nem Geschmack urteilen! Du brauchst Gewissheit in diesem Punkt! Wenn die aber nicht aus der familiären Tradition erwächst, nicht aus der blanken Vernunft und nicht aus deinem subjektiven Empfinden – woher soll sie dann kommen, und worauf willst du deine Entscheidungen gründen? Der Mensch ist hier in der paradoxen Situation, dass er sich in Fragen entscheiden muss, die er mangels verlässlicher Informationen nicht entscheiden kann. Und viele von uns macht das ratlos. Die Wahl der richtigen Religion scheint uns schlicht zu überfordern. Und doch kann niemand seinen Standpunkt diesbezüglich offen lassen. Denn das Leben zwingt uns ständig zu Entscheidungen, die eine Weltbild, ein Wertesystem und klare Prioritäten voraussetzen...

Darf ich das Dilemma noch einmal zusammenfassen? 1. Der Mensch kann nicht nichts glauben, denn auch eine Entscheidung gegen den Glauben ist eine Glaubensentscheidung, deren Richtigkeit er nicht beweisen kann. 2. Weil die religiöse oder antireligiöse Überzeugung eines Menschen unweigerlich sein ganzes Leben bestimmt, will er gerade hier keine willkürliche Wahl treffen, sondern eine begründete. 3. Das familiäre Herkommen hilft ihm dabei wenig und liefert keine hinreichenden Gründe, weil Traditionen falsch oder überholt sein können. 4. Die Vernunft lässt den Menschen im Stich, weil sie nicht nur jeden Glauben, sondern auch jeden Unglauben in Zweifel zieht, etliche Positionen widerlegt, aber keine beweist. 5. Auch Wille und Gefühl liefern keine hinreichenden Gründe, weil das, was der Mensch gerne glauben würde, deshalb noch lange nicht wahr sein muss. 6. Es fehlen demnach zwingende Argumente, um eine Weltanschauung zu „wählen“, von deren Wahrheit man überzeugt ist. Offen lassen kann man die Frage aber nicht. Und eine Weltanschauung zu wählen, von der man nicht überzeugt ist, macht erst recht keinen Sinn. Denn die eigentlich religiöse Frage ist ja gerade, worauf man sich im Leben und im Sterben unbedingt verlässt.

Die Aufgabe begründeter „Religionswahl“ scheint somit unlösbar. Und darum halten sich viele Menschen einfach an das, was die Mehrheit glaubt. Sie lassen alles in der Schwebel. Und am gewissesten scheint ihnen noch, dass es keine Gewissheiten geben kann. Doch so logisch es auch klingt: Das ist ein Irrtum! Denn tatsächlich gibt es religiöse Gewissheit. Viele Menschen erfahren sie und strahlen sie auch aus. Ich meine aber, dass es mehr sein könnten, und dass Gewissheit nur darum so selten ist, weil wir ihr Entstehen durch unsere innere Haltung erschweren und verhindern. Der moderne Mensch blockiert sich an dieser Stelle selbst und geht mit falschen Voraussetzungen an die Sache heran. Denn solange er meint, seine religiöse Überzeugung selbst zu wählen (und sich vorstellt, in der souveränen Rolle des umworbenen Kunden zu sein, der Angebote prüft), solange wird er Gott nicht begegnen. Nicht erst durch eine negative Entscheidung, sondern schon durch seine Haltung verneint dieser Mensch die Realität Gottes. Denn die Haltung des souverän Wählenden kann nur einnehmen, wer um den unbedingten Anspruch Gottes auf seinen Glauben und seinen Gehorsam nicht weiß – und also den Bereich der Religion noch gar nicht betreten hat. Betritt er ihn aber, beugt er sein Haupt und erkennt Gottes unbedingten Anspruch, ist sofort klar, dass nicht der Mensch Gott, sondern Gott ihn wählte – und dass darum die Haltung des Kunden ganz unangemessen war. Solange ich Gott zum Gegenstand meines Urteils mache, bin ich ihm nicht begegnet. Wenn ich ihm aber begegne, dreht sich das Verhältnis um, und ich erkenne mich als Gegenstand seines Urteils. Dass einem dieses Licht aufgeht, ist aber wiederum nicht des Menschen Tun, sondern Gottes Tun an ihm. Denn Gottes Wahrheit ist überwältigend, überführend und mitreißend. Und gerade, weil der Mensch nicht über sie bestimmt, sondern sie über ihn, entsteht Gewissheit. Denn wer von dem mächtigen Eindruck eines anderen erfasst und umgeworfen wird, braucht keine Gründe, um am Boden zu liegen. Er zweifelt nicht an der Wirklichkeit dessen, der ihn zu Boden gebracht hat. Und wenn sich jemand erkundigte, aus welchen Gründen er

sich entschieden habe am Boden zu liegen, würde er über diese Frage wohl lachen. Denn er hat sich das ja nicht ausgesucht, sondern Gott hat sich ihn ausgesucht und hat ihn verwandelt. Gott ist in dieser Sache der bestimmende Teil. Und anders kann es auch gar nicht sein. Denn wenn es Religion mit dem Unbedingten zu tun hat, dann ist dies Unbedingte auch nicht durch mein Ermessen und Wählen, Prüfen und Urteilen bedingt. Solange ein Mensch aber den Vorbehalt macht, nach Geschmack wählen zu können, behandelt er das Unbedingte als Bedingtes und dementiert damit seine Geltung. In der Haltung des Kunden tut der Mensch so, als bräuchte Gott seine Zustimmung, um Gott sein zu dürfen. Und schon durch diese Haltung beweist er, dass er Gott nicht ernst nimmt. Wer so tut, als hätte er Gott gegenüber eine Wahl, bekundet damit, dass er Gott nicht kennt. Und das heißt im Blick auf das oben benannte Dilemma (dass wir wählen müssen, wo uns hinreichende Gründe fehlen), dass es sich um ein Scheinproblem handelt, für das es nur deshalb keine Lösung gibt, weil wir mit der Haltung, in der wir an die Frage herangehen, verhindern, dass wir eine Antwort bekommen. Wer ernsthaft meint, er könnte sich einen Gott aussuchen, findet in dieser Haltung weder Gott noch Gewissheit. Der Grund ist dann aber nicht, dass es solche Gewissheit nicht gäbe, sondern dass die Gewissheit, die es gibt, nicht von uns ergrübelt, sondern von Gott geschenkt wird. Sie ergibt sich nicht aus unseren guten oder schlechten Argumenten, sondern allein aus Gottes Tun und Gottes Geist. Und der Ausweg aus dem Dilemma sieht darum nicht so aus, dass man willkürlich und eigenmächtig eine Entscheidung trifft, sondern dass man die Entscheidung bewusst an Gott abgibt. Die Gewissheit, die wir nicht erzwingen können, will erbeten sein, und die ersehnte Klarheit wird dann von dem geschenkt, um den es geht. Statt fruchtlos zu grübeln, falte man die Hände und sage schlicht und ehrlich: „Wenn du da bist Gott, dann öffne mir die Augen, ich stolpere im Nebel herum, darum hilf mir, dich zu finden.“ Nur so kann es gelingen, denn Gottes Wahrheit ist keine, die wir ergreifen könnten, sondern eine, von der wir ergriffen werden. Mit anderen Worten: Das große Rätselraten, was man auf dem großen Markt der Religionen denn wählen soll, endet nie durch den wohlwogenen Beschluss, dies oder das gelten zu lassen. Sondern es endet, wenn Gott sich erbarmt, dem Menschen die Wahl abzunehmen und seine Blindheit zu heilen. So einer hat dann nicht entschieden, und doch ist die Sache entschieden, weil der Mensch gar nicht mehr anders kann, als den Gott zu fürchten und zu lieben, der ihn berührt hat. Man rechnet sich also nicht aus, welcher Glaube am wahrscheinlichsten stimmt und welcher die größten Vorteile bringt, sondern wenn's echt ist, begegnet man einer Macht, die durch ihr unwidersprechliches Auftreten selbst den Hebel umlegt, so dass man dran glauben muss. Und erst dann, wenn einer (auch gegen seinen Willen!) nicht mehr anders kann, als Gott zu glauben, glaubt er wirklich. Denn Glaube fängt an, wo menschlich-angemaßte Souveränität gegenüber Gott aufhört. Und wo sie aufhört, da „hat“ man dann keinen Glauben, sondern der Glaube „hat“ den Menschen. Gründe und Beweise braucht so ein Gläubiger nicht. Denn für ihn steht Gott groß und unübersehbar da, wie ein Elefant im Wohnzimmer, und er begreift gar nicht, wie so viele andere das Offensichtliche ignorieren können...

Was sollen wir aus alledem schließen? Zuerst, meine ich, sollten wir uns klar machen, dass die ganze Vorstellung vom „religiösen Markt“, von „Sinn-Anbietern“, „Kunden“ und „souveränen Kaufentscheidungen“ in die Irre führt. Denn sie spiegelt nur wider, wie der moderne Mensch seine Rolle missversteht. In Wahrheit stehen wir nicht vor einer großen Auswahl möglicher Weltanschauungen, wie wir im Laden vor 20 Radios stehen und uns fragen, welches wir nehmen sollen! Sondern nur solange wir uns Gott gegenüber eine Entscheidung vorbehalten, nur solange diese Illusion währt, stellt sich die Situation so dar. Und wenn Gott uns die Illusion nimmt, verschwindet zugleich die Ratlosigkeit. Denn in Wahrheit ist Gott kein Objekt meiner

Erwägungen. Es ist gar nicht an mir, ihm evtl. Glauben zu schenken, so dass er ein Gott „von meinen Gnaden“ wäre. Nicht wir prüfen Gott, sondern Gott prüft uns, wandelt uns und schenkt uns durch seinen Geist die Entschiedenheit, die wir aus uns heraus nie bekämen. Bit-ten wir ihn also um seinen Geist und lassen wir darin nicht locker! Denn alles in der Schwebelösung zu lassen, ist die schlechteste Lösung. Ja, bevor einer sein Leben lang ein lauwarmer und halbherziger Christ bleibt, ist es sogar besser, er versucht etwas anderes zu sein. Denn das trägt zur Klarheit bei. Ist einer völlig unentschlossen, möge er doch versuchen, ob er Buddhist werden kann, Atheist oder Satanist. Wer mag, versuche an den sozialistischen Menschen zu glauben, an die Überlegenheit einer Rasse, an das Recht des Stärkeren, oder an sein Horoskop! Nur ewig halbgar und untätig möge er nicht bleiben – denn verderblicher als jene Irrwege ist die vermeintliche Neutralität, die es für eine gute Strategie hält, sich alle Optionen offen zu halten. Damit hält ein Mensch Gott auf Distanz, und diese Distanz wird ihm dann zum Verhängnis, weil Gott die gleichgültig Diffusen noch viel weniger mag als seine offenen Feinde (vgl. Offb. 3,15-16 / Mt 12,30). Wir können uns keinen Gott nach eigenem Geschmack ausdenken, sondern werden entweder mit dem leben, den es gibt, oder ohne ihn verloren gehen. Warum also glaubt einer, was er glaubt? Im Ernste glaubt der Mensch nur, wenn er nicht anders kann. Nicht anders zu können, ist dann ein hinreichender Grund, es zu tun. Und alles andere ist Gedankenspielererei.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ist alles relativ?

Wer heute in Glaubensdingen einen klaren Standpunkt vertritt, wird angeschaut, als wäre er nicht ganz bei Trost. Denn sich mit Überzeugung zum Christentum zu bekennen, ist aus der Mode gekommen. Vielen Menschen gilt als „der Weisheit letzter Schluss“, dass nur gewiss sei, was man messen, zählen oder in harter Währung ausbezahlen kann. Alles andere, sagen sie, sei doch „relativ“. Und gerade Religion beruhe nur auf subjektiven Meinungen. „Das mit Gott“ könne jeder sehen, wie er will. Und „moralisch“ sei auch nur, was der Einzelne gerade dafür halten will.

Diese Einstellung ist verbreitet. Und so wird in unserer Gesellschaft zwar noch gern von „Grundwerten“ gesprochen. Welche das sind, kann aber keiner mehr so recht sagen. Und wenn der Trend sich fortsetzt, gibt es bald ebenso viele „Kulturen“ wie Individuen – und keinen Konsens mehr, der sie zusammenhält. Doch wohin führt dieser Weg? Am Ende scheint alles fraglich, und nichts gewiss zu sein. Was als gut oder böse gilt, ist „Ansichtssache“. Recht und Unrecht muss man immer erst ausdiskutieren. Selbstverständlich ist gar nichts. Und verbindlich nur das, worin man zufällig übereinstimmt. Denn Weltanschauungen gibt es endlos viele, Meinungen noch mehr – und zu jedem Thema findet sich einer, der alles ganz anders sieht. Was wird dann aber die Basis sein, auf der Menschen künftig miteinander leben? „Wahrheit“ gibt es schon jetzt nur noch in der Mehrzahl subjektiver „Wahrheiten“. Welche man persönlich gut findet, scheint beliebig zu sein. Und selbst offenkundigen Tatsachen werden „alternative Fakten“ gegenübergestellt. Denn angeblich ist sowieso „alles relativ“. Aber stimmt das?

Wer darauf verweist, dass doch immerhin Gott nicht „relativ“, sondern „absolut“ ist, erntet ein müdes Lächeln. Denn der postmoderne Mensch ist überzeugt, dass nur gilt, was er selbst gelten lässt. Du siehst es so. Und ich sehe es anders. Für dich ist dies wahr. Für mich das Gegenteil. Und es lohnt sich nicht einmal, darüber zu streiten. Denn wenn „alles relativ“ ist, hat sowieso niemand „Recht“. Da ist dann nichts mehr im strengen Sinne „richtig“, nichts mehr „falsch“ – und folglich alles erlaubt.

Momentan profitiert die westliche Welt noch von ihrer christlichen Prägung, wie von einer alten Gewohnheit. Sie vergisst aber zunehmend, was der Grund für all das Gute war, und verliert dadurch die Orientierung. Freilich will man diesen Werteverlust nicht „Haltlosigkeit“ nennen! Darum spricht man lieber von „Freiheit“. Und weil auch „Beliebigkeit“ hässlich klingt, redet man lieber von „Toleranz“. Man wirft viele Kulturen in einen Eimer und hofft, dass daraus wie von selbst eine neue entsteht. Doch so einfach wird das nicht gehen. Denn wenn alles gleich viel gilt, gilt nichts mehr wirklich. Und dieser Verlust der Maßstäbe ist nur auf den ersten Blick ein schöner und zwangloser Zustand. Denn tatsächlich gleicht man darin einem Wanderer, der in der Wüste seinen Kompass verloren hat, und dem infolgedessen jede Richtung gleich recht ist. Ohne Orientierung ist die Wahl des Weges beliebig. Und wenn man das Ziel nicht kennt, nützt es auch nichts, um so schneller zu laufen. Man stolpert also planlos herum und lässt sich von den Umständen treiben. Darum ist es wichtig zu sehen, wo der Relativismus unserer Zeit sein Recht – und wo er seine Grenze hat.

Er hat darin sicher Recht, dass menschliche Aussagen von einem bestimmten Standort aus getroffen werden und deshalb für jemanden, der einen anderen Standort einnimmt, nicht automatisch dieselbe Geltung beanspruchen können. Denn für mich ist mein linkes Bein mein „linkes“ Bein. Wenn mir aber jemand gegenübersteht, so ist es von ihm aus gesehen das „rechte“ Bein. In Deutschland kann man sich darüber einigen, wo „oben“ ist. Für die Australier auf der anderen Seite der Welt ist dieselbe Richtung aber eindeutig „unten“. Für die Ameise ist ein

Mensch gewaltig „groß“. Doch für den Elefanten ist derselbe Mensch „klein“. Und was ist nun „wahr“?

Jeder sieht ein, dass, was in der Perspektive der Ameise „wahr“ ist, für den Elefanten noch längst nicht „wahr“ sein muss. Denn das Urteil der Ameise, dass ein Mensch „groß“ sei, ergibt sich aus ihrer eigenen kleinen Statur. Ihre Sicht ist also nicht „verallgemeinerbar“ – und die des Elefanten ebensowenig. Doch die Redewendung „alles sei relativ“ geht deutlich weiter. Sie dehnt die Einsicht in die Relativität vieler Urteile auf alle Urteile aus und behauptet, es gäbe ausnahmslos nur perspektivische „Wahrheiten“. Alles soll subjektiv sein, gar nichts objektiv. Und damit schießt man über das Ziel hinaus. Denn es gibt durchaus Sätze, die sich in jeder Perspektive bewahrheiten. Nicht alles ist relativ, Gott z.B. ist absolut. Und es gibt kein Geschöpf, das sich nicht ihm verdankte. Gott ist nicht in mancher, sondern in jeder erdenklichen Beziehung „groß“. Und was immer man als Maßstab oder Vergleichspunkt heranziehen mag, wird er doch stets als „heilig“ befunden. Lässt man Gott aber außer acht (der fest steht), dann behält man freilich nur Wandelbares übrig! Dann ist alles zufällig, und nichts mehr notwendig. Alles wird zur „Ansichtssache“. Alles ist mehrdeutig. Und nichts mehr „verallgemeinerbar“. Der Unterschied von Gut und Böse verschwimmt. Und niemand kann wissen, ob das Ziel, das er ansteuert, überhaupt der Mühe wert ist. Denn wenn alles „relativ“ ist, ist auch nichts mehr von unbedingter Bedeutung. Der Mensch trudelt dann verunsichert durchs Leben und hat fremden Forderungen nichts mehr entgegenzusetzen, weil ihm der Maßstab fehlt, um sich ein Urteil zu bilden. Und diesen Kontrollverlust sollte man nicht mit „Freiheit“ verwechseln!

Das Meer mag sehr unruhig sein, aber ein Seefahrer kann sich helfen, solange der Horizont fest bleibt, solange die Gestirne ihre Bahnen einhalten und die Kompassnadel nach Norden zeigt. Solange wenigstens ein paar Dinge nicht „relativ“ sind, kann man seine Position bestimmen im Bezug zu „absoluten“ Größen wie dem Polarstern, dem Sonnenstand oder dem Horizont. Wenn sich aber alles veränderte und alles so schwankend und variabel wäre wie das Wetter und der Wellengang – wie sollte man da navigieren? Eben dahin gerät der Mensch, wenn er keine Wahrheit, sondern nur noch Meinungen kennt. Dem muss alles gleich gültig oder auch gleich fraglich erscheinen, denn sein Denken ist „haltlos“ im wörtlichen Sinne. Am Anfang findet er diesen Zustand vielleicht komfortabel, weil er erlaubt, jede Autorität zu leugnen – außer der eigenen. Aber kann man auf die Dauer so unverbindlich leben? Braucht nicht jeder etwas, das für ihn von letzter Bedeutung ist? Oder soll das etwa als letzte Gewissheit gelten, dass jeder für sich selbst das „Maß aller Dinge“ sei? Wir haben leider schon zu viele Menschen, die so ticken! Sie fühlen sich niemandem verpflichtet, außer den eigenen Bedürfnissen. Doch wer will mit solchen Leuten leben?

Verantwortliches Leben gibt es nur, wenn da eine Instanz ist, vor der man es verantwortet. Und da alles Irdische in der Tat relativ, wandelbar und fragwürdig ist, kommt als solche Instanz nur Gott in Frage. Alles außer ihm unterliegt Schwankungen. Er aber ist und bleibt derselbe. Alles, was Gott geschaffen hat, besteht nur, solange es ihm gefällt. Alles was gilt, gilt nur, sofern er's gelten lässt. Alles hat nur soviel Sinn, wie er ihm verleiht. Alles ist von Gott her und auf ihn hin geschaffen. Er aber ist aus sich selbst – und bedarf dazu keines anderen. Es gibt keinen noch so speziellen Standpunkt im Himmel oder auf Erden, von dem aus gesehen Gott nicht groß und heilig wäre. Er ist immer zentral und nie peripher. Er ist immer das Ganze und nie bloß ein Teil. Er ist überall der Herr – und niemand kann's ändern. Denn Gott ist keine Ansichtssache, sondern eine Gegebenheit, die man nur zum eigenen Schaden ignorieren kann. Er ist und bleibt der Grund aller Gründe, das Maß aller Maße, der Anfang und das Ende, das A und das O. Und jeder hat ein Recht, das zu erfahren. Denn wo Gott aus dem Blickfeld eines Menschen verschwindet, da ist es, als würde ihm der Horizont mit einem Schwamm

weggewischt. Wo alles relativ sein soll, beginnt sich alles zu drehen, bald dreht sich auch der Mensch nur noch um sich selbst – und hört nur noch das verwirrende Echo seiner eigenen Stimme. Wo man Gott ignoriert, zieht man den Nagel aus der Wand, an dem das eigene Leben hängt. Man verliert dadurch den Halt und geht über in den freien Fall...

Wer sich das veranschaulichen will, muss nur einmal beobachten, wie Kinder im Herbst ihre Drachen steigen lassen – und kann dann in diesen Drachen ein Bild des Menschen finden. Natürlich weiß jeder, dass so ein Drache einen Rahmen braucht, also Stäbe, und eine darüber gespannte Haut, in die der Wind greifen kann. Jeder weiß auch, dass der Drache nur fliegt, wenn entsprechend kräftiger Wind weht. Aber nimmt man nur den Drachen und den Wind – und sonst nichts –, so wird etwas Entscheidendes fehlen, und der Drache wird durchaus nicht steigen! Denn tatsächlich braucht er zu allem anderen auch eine Schnur, die ihn am Boden oder in der Hand verankert. Und ohne diese Schnur geht gar nichts. Denn die Freiheit und Beweglichkeit des Drachens ist zwar schön und ist genauso nötig, wie der kraftvolle Wind. Soll aber dieser Wind den Drachen nicht bloß über den Boden blasen und ihn dabei zerschreddern – soll also der Drache wirklich steigen! –, muss er mit der Schnur verankert sein und gegen die Kraft des Windes ein Widerlager haben. Erst diese Bindung macht ihn flugfähig! Nur gebunden erreicht er Höhe! Und so ist es mit Menschen auch: nur gebunden erreichen sie Höhe! Man wünscht ihnen darum für ihren Lebensflug einen guten Rahmen mit einer festen Bespannung, dazu auch die schönste Sonne und den kräftigsten Wind. Aber um in die Höhe zu steigen, für die sie bestimmt sind, darf die Schnur nicht fehlen. Damit sie steigen, darf nicht alles an ihnen beweglich sein, wandelbar und relativ, sondern eines muss auch fest sein: und das ist die Schnur, die den Menschen mit Gott verbindet (das ist der Anker, den er braucht, um sich nicht zu verlieren) oder mit einem Wort gesagt: das ist sein Glaube. Er ist das Widerlager gegen all die Wandlungen, die den Menschen treffen. Er ist das Bleibende in aller Veränderung und verknüpft das Menschlich-Bedingte mit dem Unbedingten, weil Gottes Gebote und Zusagen nicht bloß relative, sondern absolute Geltung haben. Sich an Gott zu binden, ist darum kein Hemmnis, sondern ist der Schlüssel zu einem gelingenden Leben. Denn wie beim Drachen hält diese Bindung den Menschen nicht etwa unten am Boden fest, sondern gerade sie ermöglicht den Flug...

Wenn der Glaube dazu aber nötig ist – darf man den Relativismus dann unwidersprochen lassen? Ich meine, schon im Interesse kommender Generationen schulden wir allen Relativisten den Hinweis, dass ihre Haltung logisch nicht durchgehalten werden kann: die Behauptung, alles sei relativ und nichts wirklich wahr, hebt sich selbst auf. Denn wenn es wahr sein soll, dass es keine Wahrheit gibt, dann ist offenbar auch dieser Satz selbst – „dass es keine Wahrheit gibt“ – nicht wahr. Ist er aber irrig oder gelogen – so muss es Wahrheit geben! Wenn alles nur relativ gilt, gilt eben auch diese Behauptung – „alles sei relativ“ – nicht absolut! Relativismus funktioniert also nicht mal philosophisch. Und wenn das so ist – welchen Grund hätten dann Christen, sich von ihm beeindruckt oder anstecken zu lassen? Es stimmt ja, dass in unserer Welt vieles nur so ernst ist, wie wir es nehmen. Aber „vieles“ ist nicht „alles“. Und auf Gott trifft es – Gott sei Dank! – nicht zu.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Beharrlichkeit und Zuversicht

Denken sie manchmal über das Gelingen ihres Lebens nach? Und macht es ihnen dann Sorgen, dass der Mensch auch scheitern kann? Was ein gelungenes Leben ausmacht, lässt sich dem Neuen Testament leicht entnehmen. Denn das Ziel des Menschen ist die Gemeinschaft mit Gott, die sich im Himmel vollendet. Und wenn einer – aus Gottes Hand kommend – versöhnt und erlöst in Gottes Hand zurückkehrt, ist sein Leben „rund“ geworden. Im Reich Gottes darf er dann sagen: „Ende gut – alles gut!“ Denn dort kann man die irdischen Nöte und Irrwege vergessen, um sich nur noch des ewigen Lebens zu freuen. Aber natürlich muss man erst mal hinkommen. Und solange der Mensch ein paar Lebensjahre vor sich hat, kann's auch noch schiefgehen. Denn es genügt ja nicht, auf den guten Weg zu kommen, sondern man muss auch bis zuletzt darauf bleiben! Jesus sagt: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“ (Offb 2,10). Und: „Wer beharrt bis ans Ende, der wird selig werden“ (Mt 24,13). Dass darin aber eine Bedingung enthalten ist, kann man nicht überhören. Und ob man selbst im Glauben fest bleibt – wer weiß das schon? Es sind schließlich schon ganz andere gestolpert und gefallen! Adam und Eva hatten im Paradies den denkbar vertraulichsten Umgang mit Gott – und ließen sich doch von der Schlange überreden! Mose hatte große Wunder gesehen – und wurde trotzdem eines Tages von Zweifeln überfallen! Der weise Salomo kam durch seine Frauen vom rechten Wege ab! Und das Beispiel des Judas zeigt, dass selbst ein direkter Jünger Jesu, der durch die allerbeste Schule ging, immernoch zum Verräter werden kann. Wer wollte sich also gewappnet fühlen? Jesus sagt selbst, der Weg sei breit, der zur Verdammnis führt, schmal hingegen der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind's, die ihn finden (Mt 7,13-14). Ständig geht Satan umher wie ein brüllender Löwe und sucht wen er verschlinge! (1. Petr 5,8). Darum ist, wenn wir mit dem Christ-Sein angefangen haben, noch nicht aller Tage Abend. Denn viele Israeliten sind in der Wüste gestorben, bevor sie das gelobte Land erreichten! Und viele Christen, die irgendwann mit viel Elan gestartet sind, haben ihren Glauben wieder verloren. Aber wenn uns das Sorgen macht, weil wir uns selbst nicht trauen, was können wir dann tun? Wollen wir uns damit trösten, dass wir immerhin nicht schlechter sind als der Durchschnitt? Oder wollen wir uns einreden, ein klein bisschen Christ-Sein sei vielleicht auch genug? Sich damit schon zufrieden zu geben, wäre gefährlich. Denn mit dem Beharren im Glauben steht wirklich das Gelingen unseres Lebens auf dem Spiel. Und aus der diesbezüglichen Sorge kommen wir nur heraus, wenn wir uns immer wieder vor Augen führen, was uns in den Himmel bringt. Denn das ist durchaus nicht unser eigenes Durchhaltevermögen und unser Wille, sondern der Wille dessen, der mit seinem Leben für uns bezahlt hat. Nicht unsere Kraft öffnet das Himmelstor von außen, sondern die Kraft dessen, der drinnen wohnt, öffnet das Himmelstor von innen! Nicht unser Glaube ist mächtig, sondern der, an den sich unser Glaube hält, ist mächtig! Und so überwinden wir die berechtigte Sorge bezüglich unseres Heils nicht dadurch, dass wir auf uns selbst und unser Tun starren, sondern überwinden sie, indem wir auf Christus und sein Tun schauen, das von unserem ganz unabhängig ist. Erst dann werden wir ruhiger, wenn wir nicht auf unsere Verdienste, sondern auf seine pochen. Und nur so wird unser Glaube dann durch die Teilhabe an der Kraft Christi unüberwindlich. Denn im Blick auf uns selbst haben wir immer Grund zu zittern. Im Blick auf Christus aber können wir uns beruhigen, weil Gott ja niemals lügt, nichts widerruft und niemandem weicht. Unsere Verdienste stehen keineswegs fest – seine Verheißungen aber schon. Unsere frommen Gefühle sind flackernde Flämmchen – seine Gnade aber ist ein nie verlöschendes Feuer. Unsere Erkenntnis steckt voller Irrtum – Gottes Wort aber ist weise genug für uns alle. Der Weg zur Heilsgewiss-

heit liegt darum gerade nicht in der angestregten Selbstoptimierung des ewig unzuverlässigen Menschen. Sondern Heilsgewissheit erlangt, wer Gott bei der unverbrüchlichen Geltung seines Evangeliums behaftet, sich also Gott gegenüber entschlossen auf Gott beruft und das Evangelium für sich in Anspruch nimmt. Oder hat Jesus etwa nicht geredet, damit man ihn beim Wort nimmt? Will er nicht genau das von uns haben? Christus spricht: „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken“ (Mt 11,28). Also geht man zu ihm hin und sagt: „Hier bin ich Herr, bin mühselig aus eigener Schuld und beladen mit dummen Gedanken, aber das zählt doch wohl auch, darum bitte, erquicke mich!“ Man geht mit leeren Händen zu Jesus und beruft sich auf sein Wort: „Du hast gesagt „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“ (Joh 6,37). Also komme ich zu dir und klopfe an deine Tür, weil ich sonst nirgends unterkomme. Wenn du mich nicht aufnimmst, wird mich wohl der Teufel holen. Du aber, Jesus, bist zu gut, um dein Wort zu brechen. Darum, bitte, wirf mich nicht raus, sondern lass mich rein...“ Man geht zu Jesus und macht weder sich noch ihm etwas vor, erinnert ihn aber an seine Worte: „Du, Herr, hast gesagt „Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater“ (Mt 10,32). Und wenn ich auch ein schlechter Zeuge bin, der dir wenig Ehre macht, bekenne ich mich doch zu dir und bitte: bekenne dich auch zu mir vor deinem himmlischen Vater...“ Das klingt vielleicht frech und beinahe aufdringlich – so als wollte man Gott in seinen eigenen Worten fangen. Aber bedenken sie: das Evangelium wurde für Sünder verkündet, damit sie es in Anspruch nehmen. Für wen denn sonst? Und also muss man sich trauen und nicht an der falschen Stelle schüchtern sein! Man geht zu Christus, erklärt sich rundweg für schuldig, bedürftig und gescheitert und sagt: „Herr, ich bin ein miserabler Jünger und keine Zierde deiner Kirche, aber ich halte mich an dir fest und berufe mich auf dein Versprechen: „Es gibt keine Verdammnis für die, die in Christus Jesus sind“ (Röm 8,1). Das hast du so bestimmt, und ich weiß, dass du nichts zurücknimmst. Darum, bitte, lass diese Zusage auch für mich gelten! Du warst so freundlich, dich an dein Evangelium zu binden und warst geradezu unvorsichtig im Übermaß deines Erbarmens! Aber nun steht es geschrieben und steht mir zugute in Ewigkeit fest: „Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht“ (Joh 5,24). Ich habe nichts vorzuweisen als eben diesen Glauben, den du selbst in mir geweckt hast, Herr! Was an mir gut ist, hast du selbst bewirkt! Aber weil ich doch nichts anderes bieten kann, baue ich blind auf deine Zusage: „Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben“ (Joh 3,36). Das gilt auch für mich! Und wenn ich's auch nicht verdiene, weiß ich doch, dass du keinen enttäuschen kannst, der auf dich vertraut. Du wolltest nicht für die Gesunden kommen, sondern für die Kranken, und schau – nun hast du mich auf dem Hals! Ich hänge mich an dich wie eine Klette und bitte bloß darum, mich nicht abzuschütteln...“ Es liegt wirklich ein bisschen Frechheit darin – und auch der Mut der Verzweiflung. Aber genau den werden wir an der Himmelpforte brauchen. Denn wenn Jesus die Sünder zu sich ruft, darf man nicht vornehm tun, als wär' man nicht gemeint, sondern man muss laut „hier!“ schreien, muss gleich vortreten und entschlossen „ja“ sagen: „Ja, Herr, du hast allen Sündern erlaubt, sich auf deine Gnade zu berufen, also berufe ich mich darauf und setze alles auf diese eine Karte. Du weißt, dass ich keine Leuchte bin, sondern ein krummer Hund. Du aber wirst dir selbst treu bleiben und dich meiner erbarmen – nicht, weil ich gut wäre, sondern weil du gut bist und zu jedem deiner Worte stehst...“ So findet man Halt! So gelingt Leben! So öffnet sich Gottes Tür! Und anders ganz sicher nicht. Denn nur auf diese Weise ruhen wir nicht in uns selbst, sondern ruhen in Gott. Und haben wir uns damit in Gott hinein gerettet, sind wir auf der sicheren Seite. Denn wer oder was könnte uns da noch gefährlich werden? Was auf meiner Gesundheit beruht, das kann mir eine Krankheit nehmen. Und was auf meiner Klugheit be-

ruht, kann sich als Irrtum erweisen. Was auf meiner Willenskraft beruht, kommt auch durch meine Willensschwäche zu Fall. Was aber in gar keiner Weise auf mir beruht, sondern nur auf Christus, auf seiner Kraft, seiner Klugheit und seinem Willen – wie könnte das an mir scheitern? Was nicht an meiner Person, sondern ganz an Christus hängt, ist durch mein Versagen auch nicht gefährdet. Und allein diese Einsicht verschafft dem Christen Gewissheit seines Heils. Denn hätte er's selbst in der Hand, ob er gerettet wird, müsste er bis zuletzt zittern, ob's wohl reicht, was er tut! Liegt sein Heil aber ganz und gar in den Händen Christi – was hat er da zu befürchten? Hat Gott schon seinen Sohn für uns gegeben – wird er uns da etwa seinen Geist verweigern? Macht er sich die Mühe, uns vor der Hölle zu retten – wird er uns da nicht auch retten vor unsrer eigenen Dummheit? Hat er am Großen nicht gespart – wird er's dann am Gerungen scheitern lassen? Zahlt er am Kreuz den allerhöchsten Preis – und schaut dann zu, wie unser Kleinglaube alles verdirbt? Nein. Ganz das Gegenteil ist zu erwarten, denn Gott macht keine halben Sachen. Und wenn er seinen Sohn nicht verschont, sondern ihn für uns dahingegeben hat, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? (Röm 8,32). Gewiss bleibt es wunderbarlich, dass ihm unsere Rettung so sehr am Herzen liegt! Wenn er sie aber zu seinem Projekt gemacht hat – und damit zur „Chefsache“ – wie könnte sie da noch scheitern? Wenn Gott selbst uns verteidigt, wer kann uns angreifen? Wenn der höchste Richter uns freispricht, wer kann uns verdammen? Und wenn er uns ewiges Leben schenkt, wer kann's uns wieder nehmen? Natürlich sind wir Zwerge im Glauben und in den guten Werken: unser Gewissen plagt uns völlig zu Recht! Wir verdienen, von dem verlassen zu werden, den wir allzu oft verließen! Aber was ändert das, wenn seine Güte doch stärker ist als unsere Schwäche, und seine Fülle kompensieren will, was uns mangelt? Das Evangelium sagt klar und deutlich, dass Gott sich vorgenommen hat, uns vor uns selbst zu retten. Und dass ihm ein Vorhaben zu schwer würde, ist undenkbar. Darum bleibt es zwar rätselhaft, was Gott an uns findet. Ich verstehe ihn an diesem Punkt immer weniger! Und doch will er mit uns seinen Himmel bevölkern und hat uns als Unterpfand dafür schon heute seines Geistes geschenkt. Gott hat uns in der Taufe seine Gnade zugesagt und uns dessen in jedem Abendmahl neu vergewissert. Wird er sich da wohl selber Lügen strafen? Das ist ausgeschlossen! Denn wenn unser Heil nicht bloß zum Teil, sondern ganz und gar auf Gottes Entschluss beruht, kann es nicht scheitern. Gewiss sind wir schwach – Gott aber sagt ausdrücklich, dass seine Kraft in den Schwachen mächtig ist (2. Kor 12,9). Gewiss laufen wir in die Irre – er aber beschreibt sich selbst als einen Hirten, der verlorenen Schafen nachgeht (Lk 15,1-7). Gewiss mangelt's uns am Gehorsam – Gott aber kann geben das Wollen und das Vollbringen (Phil 2,13). Hat er also mit uns den Anfang gemacht und unsere Herzen erleuchtet – wird er dann wohl zulassen, dass wir in die Finsternis zurückfallen? Hat er seine Absicht erklärt, uns ewiges Leben zu schenken – wird er da wohl untätig daneben stehen, wenn der Tod nach uns greift? Ist Gottes Gnade etwa ein schreckhafter Schmetterling, der sich von jedem Windhauch vertreiben lässt? Gewiss nicht. Was an uns falsch ist, kann Gott passend machen, und was tot ist, zum Leben erwecken. Was an uns stinkt, kann er waschen, und was krumm ist, kann er gerade richten. Zeigt sich unsere Blöße, hat er doch immer noch ein Kleid, um sie zu bedecken. Und von uns erwartet er nichts weiter, als dass wir uns seine Hilfe gefallen lassen. Er hat uns diese Zusage gegeben, damit wir ihn dabei behaften – wozu denn sonst? Er hat uns eingeladen, damit wir kommen – wozu denn sonst? Er räumt uns den Weg frei – und wir sollten zögern? Er baut uns eine Brücke – und wir sollten zweifeln, ob sie uns trägt? Weil das absurd wäre, müssen uns die Schwankungen unseres Glaubens nicht irre machen. Auch in Zeiten der Angst und Not bleibt Gott doch derselbe, den seine Gaben und Berufung nicht gereuen können (Röm 11,29). Und wer sich auf ihn verlässt, dem schenkt er auch das Vermögen, bis ans Ende zu beharren. Wer auf Christus baut, wird nicht zuschanden

werden (Röm 9,33). Warum sollen also in dieser Welt immer die Falschen zittern? Die von Christus nichts wissen wollen – die haben Grund zu zittern, denn so verlässlich wie Gottes Verheißungen sind auch seine Drohungen. Die ihn am wenigsten fürchten, haben am meisten Grund dazu! Die ihn aber fürchten, genau die dürfen beruhigt sein. Denn ihr Leben wird gelingen, und das Gute, das Gott ihnen zgedacht hat, steht so fest wie Gott selbst. Das sollte uns die Herzen wahrlich leicht und fröhlich machen! Beharrlichkeit im Glauben findet großen Lohn! Unserem Gott aber, dessen Treue uns mit Mut und Trost erfüllt, sei dafür gedankt in Ewigkeit!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Vom Sich-nicht-abfinden

Seit einiger Zeit beschäftigt mich die Frage, wie man mit Situationen umgeht, die ärgerlich und doch nicht zu ändern sind. Und ich vermute, dass ich nicht der Einzige bin, den das umtreibt. Denn vieles in der Welt ist ja „Fakt“, was nicht „Fakt“ sein sollte. Im großen wie im kleinen Maßstab geschieht viel Unrecht. Und obwohl wir es klar erkennen, müssen wir doch bei vielem sagen „Da kann man nichts machen, das ändern wir nicht...“ Wenn wir eine Weile erfolglos damit gehadert haben, setzt Gewöhnung ein. Man kann sich an der Realität ja nicht endlos „wundreiben“. Und so nimmt man's erst widerwillig hin, um es schließlich doch zu akzeptieren. Das Falsche siegt, weil es keiner mehr in Frage stellt. Es „ist nun mal so“. Darum zürnt man, ermüdet und stumpft ab, man resigniert und lernt schließlich, mit den Gegebenheiten zu leben... Aber ist das dann auch richtig – oder ist es nur praktisch unvermeidbar? Geschwister liegen im Streit, weil keiner über seinen Schatten springt. Und ganze Länder leben in Armut, weil die Machthaber korrupt sind. Menschen sterben, weil medizinische Hilfe nun mal Geld kostet. Und wenn Manager versagen, verlieren kleine Angestellte ihren Job. Verbrecher kommen davon, wo es an Beweisen fehlt. Und Kinder verwahrlosen, weil ihre Eltern sich nicht kümmern. Nichts davon ist neu – es ist der ganz normale Irrsinn! Aber was sagen wir dazu? Das ist halt so? Das änderst du nicht? Finde dich ab? Tatsächlich wär's eine Überforderung, sich permanent aufzuregen. Denn wenn wir uns das Elend der Welt ständig vor Augen hielten, verlören wir alle Freude. Und von der Empörung allein würde auch noch nichts besser! Wenn wir aber resignieren – hat das Unrecht dann nicht gewonnen und genau die Akzeptanz erzwungen, die ihm nicht zusteht? Können wir überhaupt gute Menschen bleiben, wenn wir das Böse hinnehmen? Oder hat es uns damit schon halb auf seine Seite gezogen? Wir geraten hier in ein Dilemma. Wir fragen uns, wieviel Widerstand nötig, und wieviel Ergebung erlaubt ist. Und wir spüren, dass verschiedene Perspektiven durcheinander gehen. Denn einerseits fordert unser Realismus, die Tatsachen als Tatsachen anzuerkennen. Und andererseits fordert unser Gerechtigkeitssinn, dem Bösen die Daseinsberechtigung zu bestreiten. Wir sind gezwungen, mit dem umzugehen, was ist, obwohl es nicht sein sollte. Wir müssen die Existenz dessen anerkennen, dessen Legitimität wir leugnen. Und obwohl uns diese Doppelung zerreißt, können wir weder das eine noch das andere unterlassen. Denn ohne den ethischen Blick auf das Faktische gäbe es keinen kritischen Impuls zur Veränderung. Und ohne den realistischen Blick, der auf dem Teppich bleibt, ließen sich keine erfolgversprechenden Strategien entwickeln. Bewahren wir uns aber beides, so bleibt's auch bei der ärgerlichen Feststellung, dass man in dieser Welt kein anständiger Mensch sein kann, ohne sich ständig an den Gegebenheiten zu reiben. Krishnamurti sagt zu Recht: „Es ist kein Zeichen geistiger Gesundheit, gut angepasst an eine zutiefst kranke Gesellschaft zu sein.“ Und doch wird der unangepasste Gesunde in einer Mehrheitsgesellschaft von Kranken bald als „verrückt“ gelten und in Schwierigkeiten kommen. Oder ist es nicht genau das, was mit Jesus geschah? In dieser Welt ist viel Nichtiges und Falsches, das trotz seines offenkundigen Unwertes Geltung beansprucht. Obwohl es Gottes gute Schöpfung verneint, kann es sich inmitten dieser Schöpfung lange behaupten. Und in seiner Verkehrtheit fordert es sogar, das Richtige möge sich ihm – dem Falschen – anpassen! Wir aber, was machen wir damit? Leiden wir dran, wie an einer nie heilenden Wunde? Beugen wir uns der Macht des Faktischen, um unsere Ruhe zu haben? Oder verweigern wir uns, um wenigstens innerlich im Dissens zu verharren? Es wird sie nicht wundern, wenn ich als Christ meine Antwort aus dem Evangelium ableite. Denn was berichtet das Neue Testament anderes, als dass diese verkehrte Welt überwunden werden soll, und dass Gott in Christus bereits die

nötigen Weichen gestellt hat, um seine gefallene Schöpfung gesunden zu lassen und in das Reich Gottes zu überführen? Wir müssen nicht denken, dass nur wir allein mit den Gegebenheiten hadern. Auch Gott weiß, dass es mit dieser Welt nicht zum Besten steht! Und das Evangelium verkündet, dass er unterwegs ist, um alles, was nicht sein soll, ins Nicht-Sein zu befördern, und dem Guten, das heute noch fehlt, zu seinem Recht zu verhelfen. Auch Gott reibt sich am Zustand der Schöpfung! Und er hat durch seinen Sohn eine Revolution angekündigt, die mit der Menschwerdung des Sohnes begonnen hat. In Christus kommt, mit ihm beginnt die Zeit, in der die Leidtragenden getröstet, und die nach Gerechtigkeit Hungernden satt werden. In Christus kommt, mit ihm beginnt die Zeit, da die Barmherzigen Barmherzigkeit erlangen, und die Sanftmütigen das Erdreich besitzen. In Christus kommt, mit ihm beginnt die Zeit, da die Friedfertigen Gottes Kinder heißen, und die Verfolgten den Himmel erben. Denn all das, was die Seligpreisungen ankündigen (Mt 5,1-12), hat Christus durch sein Leben Sterben und Auferstehen ins Rollen gebracht. Gott hat angefangen, die verkehrte Welt vom Kopf wieder auf die Füße zu stellen. Und wenn's jetzt auch noch auf verborgene Weise geschieht (durch den Heiligen Geist und im Glauben), so wird das Reich Gottes doch einmal massiv und sichtbar hereinbrechen. Gott selbst hat's angekündigt – und wir wären schlechte Christen, wenn wir ihn nicht beim Wort nähmen! Denn was der Allmächtige verspricht (der nie etwas zurücknimmt, und dessen Entschlüsse niemand hindern kann), das ist schon so gut wie geschehen. Wir „hoffen“ also nicht bloß drauf, sondern wissen, dass es kommt. Und es wäre seltsam, wenn dieses Vorauswissen nicht schon heute unseren Blick auf die Dinge bestimmte! Darum sagte Bonhoeffer: „Die Kirche redet in der alten Welt von der neuen Welt. Und weil ihr die neue Welt gewisser ist als alles andere, darum erkennt sie die alte Welt allein aus dem Lichte der neuen Welt.“ Neue Welt heißt – für Christen ist das Ende der Geschichte nicht ungewiss, sondern wir kennen es bereits. Das Kommen Christi ist der Anfang vom Ende all dessen, was unsere Seelen heute noch wund macht. Mit Christus begann Gottes Reich unaufhaltsam unter uns zu wachsen. Und im Lichte seiner Zukunft betrachten wir unsere Gegenwart. Denn was Gott morgen zerstören wird – ist das nicht schon heute „nichtig“? Und was Gott für morgen ankündigt – ist das nicht durch diese Ansage schon heute „wirklich“? In Johannes 3,18 steht es sehr deutlich. Wer an den Sohn Gottes glaubt, wird nicht „irgendwann später“ gerettet, sondern ist es schon heute. Und wer den Sohn Gottes verwirft, wird nicht „irgendwann mal“ gerichtet, sondern ist es schon jetzt. Die alte Welt ist zwar äußerlich noch da und macht mächtig Eindruck. Aber in Christus ist sie eigentlich schon Geschichte. Die neue Welt hingegen ist noch sehr verborgen und kaum zu sehen. Aber in Christus ist sie doch schon da und bestimmt alle Zukunft. Sie sagen vielleicht: Die Menschen widerstreben dem! Nun, so ist es umso schlimmer für diese Menschen! Die Wissenschaft zeigt es nicht? Um so peinlicher für diese Wissenschaft! Das Unrecht will nicht weichen? Um so triumphaler wird es besiegt! Denn warum spricht Jesus von jenen Bäumen, denen die Axt schon an die Wurzel gelegt ist (Mt 3,10)? Warum erzählt er seinen Jüngern, während sie den Tempel bestaunen, dass dort kein Stein auf dem anderen bleibt (Mt 24,2)? Jesus will doch offenbar, dass seine Jünger die Gegenwart von der Zukunft her beurteilen und sich schon heute mehr am Kommenden orientieren als am Vergehenden. Er ist bei uns erschienen, um einen neuen Geist zu wecken, der nicht mehr im Bann der alten Logik steht. Denn das Böse, das uns heute quält, wird morgen nicht mehr sein und ist schon jetzt in Christus überwunden. Das Gute aber, das uns heute noch fehlt, steht bereits vor der Tür, denn es ist mit Christus gekommen und in ihm gegenwärtig. Was Gott verneint, ist schon so gut wie weg. Und was er verspricht, ist schon so gut wie passiert. Was stünde also einem Christen schlechter zu Gesicht, als dass er sich kleinlaut in das Falsche fügt? Und wie würden wir unseren Gott beschämen, wenn wir uns jetzt noch dem Bösen beugen

wollten? Löst Gott unsere Ketten – und wir bewegen uns nicht? Zeigt er uns die Zukunft – und wir schauen nicht hin? Schenkt er uns den Sieg – und wir ergeben uns einem bereits geschlagenen Feind? Das wäre kläglich. Denn es mag ja sein, dass die Vernunft keine Hoffnung sieht. Aber das liegt an den Schranken der Vernunft! Es mag sein, dass sich die Wirklichkeit gegen Gott sträubt! Aber das ist nicht schlimm für ihn, sondern für die Wirklichkeit! Es mag sein, dass von Gottes Reich noch nicht viel zu sehen ist! Aber hat das Jesus gehindert, uns schon heute selig zu preisen? Nehmen wir doch bitte ernst, dass Gott uns in das Ende seiner Wege eingeweiht hat! Wir wissen, was Gott mit dieser Welt vorhat. Und erst, wenn wir das in unsere Betrachtung mit einbeziehen, sind wir in Wahrheit „Realisten“. Jesus will, dass wir den Roman der Weltgeschichte vom Ende her beurteilen. Und wenn wir's tun, müssen wir uns nicht mehr kleinlaut mit schlimmen Verhältnissen abfinden, sondern dürfen wissen, dass Christus all dem Verkehrten, das uns quält, ein Verfallsdatum aufgedrückt hat. Wenn's aber so ist – wieviel Bedeutung kann das Falsche dann haben? Wie leicht wiegt das, was nur noch eine Zeit lang besteht, um dann eine Ewigkeit lang überwunden zu sein? Und wie ungleich größeres Gewicht hat demgegenüber das Richtige, das nur noch ein kleines Weilchen fehlt, um dann eine Ewigkeit lang Bestand zu haben? Was wird aus einem begrenzten Defizit, wenn man „Unendlich“ dazu addiert? Wird's in der Summe nicht „Unendlich“? So wird das vergängliche Falsche untergehen in der Unendlichkeit des Richtigen, dem es weichen muss. Und dies Richtige wiegt ungleich schwerer, weil es, wenn es Platz gegriffen hat, unendlich lange gilt und bleibt. Der Schriftsteller Unamuno hat gesagt „Was nicht ewig ist, das ist auch nicht wirklich.“ Und diese These ist nur ein klein wenig überspitzt. Denn wenn das Nicht-Ewige auch vorübergehend sehr „wirklich“ scheint, so hat's doch keine bleibende Bedeutung und ist darum nicht letzte, sondern nur vorletzte Wirklichkeit... Natürlich hat das Böse Macht, unsere Herzen eine Zeit lang bluten zu lassen! Es füllt uns mit Bitternis und zornigen Tränen! Man müsste ein Narr sein, um das zu leugnen! Aber mit dem Blick auf das Kommende müssen wir diesem Druck nicht erliegen. Denn, wie Paulus sagt, werden „dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll“ (Röm 8,18). So sind wir Christen also keineswegs Träumer. Was an dieser Welt verkehrt ist, das sehen wir in ungeschöner Hässlichkeit! Aber die realistische Wahrnehmung enthält keine Spur von Akzeptanz oder Resignation. Denn als Christen haben wir Gott mit auf der Rechnung, der – genau wie wir – das Gegebene grundlegend in Frage stellt. Und mit ihm an unserer Seite muss uns die eigene Ohnmacht auch nicht zu sehr deprimieren. Denn anders als wir muss Gott seine Wünsche nicht denen der Welt anbequemen, sondern kann, was nicht passt, passend machen. Der Ausgang des Konfliktes steht schon fest und kann in der Offenbarung des Johannes nachgelesen werden! Wenn wir den aber kennen – warum soll uns das Unrecht noch imponieren? Das Verkehrte ist doch heute schon ohne Zukunft. Was nicht sein soll, wird bald nicht mehr sein. Wir müssen uns nicht damit abfinden oder uns dran gewöhnen! Und wenn's im Moment auch noch mächtig Schmerzen bereitet, steht sein Untergang doch vor der Tür. Sollten da ausgerechnet wir Christen die Herrschaft des Falschen anerkennen, die wir doch wissen, dass es nicht bleibt? „Die Kirche redet in der alten Welt von der neuen Welt. Und weil ihr die neue Welt gewisser ist als alles andere, darum erkennt sie die alte Welt allein aus dem Lichte der neuen Welt.“ Bonhoeffers Wort bleibt wahr. Und so erweisen wir uns gerade durch die Nicht-Anerkennung des Gegebenen als Kirche Jesu Christi. Denn „wahrnehmen“ und „anerkennen“ ist zweierlei. Die „alte Welt“, die wir wahrnehmen, ist ein Auslaufmodell. Die „neue Welt“ aber, die Christus ansagt, ist im Modus seiner Verheißung schon wirklich. Gottes Reich, das wir verkündigen, ist in der Verkündigung schon da. Es wirft mächtige Schatten voraus! Und zu wissen, dass Gott selbst vor der Tür steht, das schafft drinnen im Haus seiner Schöpfung eine

neue Situation. Darum sehen wir als Christen, was alle sehen, und beklagen es mit den Leidenden. Wir beugen uns aber nicht, sondern sind und bleiben mit aller Wirklichkeit zerfallen, die nur ist, und nicht auch sein soll. Was nicht sein soll, das wird auch nicht bleiben. Und sofern es nicht bleibt, ist es schon jetzt im Schwinden und trägt die Signatur des bloß Vorläufigen. Genau wie alle anderen sehen wir Christen, dass das Misslungene misslungen, und das Tote tot ist. Aber das Verlorene geben wir deshalb noch lang nicht verloren, sondern trauen Gott zu, dass er es wieder herstellen kann. Wichtiger als die trübe Vergangenheit der Dinge ist die lichte Zukunft, die Gott ihnen schenken kann. Denn was uns entgleitet, ist für ihn noch nicht gescheitert. Und wenn Gott das Gute nicht aufgibt – warum sollten wir das dann? Lasst uns doch sehen wer Recht behält! Lasst uns doch sehen, ob Satan nicht am Ende das Lachen vergeht! Wenn er aber verlangt, wir sollten jetzt schon verzagen, so sagen wir „Nö!“ – und verweisen auf Jesus Christus, der den längeren Atem hat und ihn richten wird. Oder sollte das ein großes Wagnis sein, wenn wir drauf wetten, dass Gott Wort hält? Wir können's gelassen tun und gewinnen dadurch ein christlich-guter Starrsinn, der alle Schwermut frech vertreibt und an die Übermacht des Bösen auch dann nicht glaubt, wenn der Augenschein dafür spricht. Seien wir beharrlich in dieser Zuversicht, die Berge versetzt! Und wenn wir uns mal wieder reiben an dem, was nicht sein sollte, denken wir dran, dass uns dieses Empfinden mit Gott verbindet – und dass es seinetwegen nicht ewig währen wird. Was schließlich könnte im Falschen richtiger sein als ein unbeirrt rebellischer Geist?

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Christliche Gemeinschaft

„Liebe Gemeinde!“ – in der Kirche ist man diese Anrede gewöhnt. Denn fast jede Predigt beginnt mit „Liebe Gemeinde!“ Und niemand denkt sich viel dabei. Denn was soll der Pfarrer auch anderes sagen? Wer zu einer Gruppe spricht, kann nicht jeden namentlich anreden, sondern hilft sich mit einer „Sammelbezeichnung“ wie „werte Gäste“, „verehrtes Publikum“ oder „liebe Kollegen“. Die der Gruppe angehören, werden auf etwas angesprochen, das sie gemeinsam haben. Denn die Gäste verbindet, dass sie eingeladen wurden, und die Kollegen verbindet, dass sie miteinander arbeiten. Wenn der Pfarrer aber die Gemeinde als „Gemeinde“ begrüßt – was steckt dann dahinter? Ist das bloß eine Sammelbezeichnung für alle, die sich zufällig in den Gottesdienst verirrt haben? Oder sind wir als „Gemeinde“ wirklich eine Art von „Familie“, weil der Pfarrer ja auch beginnen könnte mit „Liebe Schwestern und Brüder“? Wie ist das überhaupt? Sind wir nur „anlassbezogen“ eine Gemeinde, solange wir in der Kirche sitzen? Oder sind wir's auch nachher noch, wenn alle wieder hinter der eigenen Haustür verschwunden sind? Spielt es am Montag eine Rolle, dass wir am Sonntag im Gottesdienst zusammentrafen? Oder ist das so egal, wie es egal ist, wer hinter mir im Kino saß? Wir neigen dazu, es nicht sehr wichtig zu nehmen. Denn schließlich ist die Kirchengemeinde nur eine von vielen Gruppen, in die wir eingebunden sind. Zu manchen gehören wir schon von Geburt an, so wie wir unserer Familie angehören oder dieselbe Sprache sprechen. Und anderen Gruppen treten wir später freiwillig bei, wenn wir z. B. unseren Beruf wählen oder in den Sportverein gehen. Viele Gemeinschaften bringen konkreten Nutzen. Aber alle haben auch Regeln. Manchmal macht uns die Zugehörigkeit stolz. Und manchmal ist sie eher peinlich. Denn von den Rotariern bis zu den anonymen Alkoholikern ist die Bandbreite groß. Wenn aber neben dem Automobil-Club, der Volkstanzgruppe und der Facebook-Community auch noch eine Kirchengemeinde steht – was hat das dann zu sagen? Die anderen Gruppen dienen dem Ziel, gemeinschaftlich ein gemeinsames Interesse zu verfolgen. Darum kann man leicht sagen, welcher „Kitt“ sie zusammenhält. Doch wie ist das mit der christlichen Gemeinde? Ist deren besonderer Zweck durch den Gründer Jesus Christus vorgegeben? Erbringt die Gemeinde Leistungen, um derentwillen sich die Zugehörigkeit lohnt? Funktioniert sie durch konkrete Rechte und Pflichten? Oder ist es eher ein „gefühlsmäßiger“ Kitt, der christliche Gemeinden zusammenhält? Wenn wir einen Soziologen danach fragten, würde er sagen: Das ist doch klar! Eure Gemeinde ist durch das bürgerliche Milieu des Stadtteils verbunden. Und jeder kommuniziert gern mit Gleichgesinnten, die ihm Rückhalt geben. Geselliger Austausch in geschütztem Rahmen ist ein menschliches Grundbedürfnis. Und das befriedigt eine freundliche Kirchengemeinde genauso wie der Angelverein oder die Wandergruppe. Die Zugehörigkeit verschafft dem Einzelnen sinnvolle Betätigung, Kontakt und Anerkennung. Für den Soziologen ist das nicht weiter geheimnisvoll! Doch ich meine, als Christ kann man sich damit nicht zufrieden geben. Denn in der soziologischen Beschreibung der Gemeinde fehlt die Hauptsache: Es fehlt das geistliche Motive, das den allgemein-menschlichen vorausgeht. Es fehlt der Bezug zu Jesus Christus, um den herum die Gemeinde sich sammelt, und der als Mittelpunkt und Haupt des Leibes die vielen Einzelnen zu Schwestern und Brüdern verbindet. Ohne Jesus Christus als zentrales Bindeglied, wäre Kirche nicht Kirche, und Gemeinde nicht Gemeinde. Denn nur, was von Christus zusammengehalten wird, verdient den Namen einer christlichen Gemeinschaft. Und wenn wir das im kirchlichen Alltagsbetrieb manchmal vergessen, ist es nötig, dass uns Leute wie Dietrich Bonhoeffer daran erinnern. Natürlich leugnet auch Bonhoeffer nicht, dass es in jeder Gemeinde eine zwischenmenschliche Ebene gibt, die aus Freundschaft und Sympa-

thie besteht, aus Seelenverwandtschaft und Anerkennung, Klängelei, Geselligkeit und Geltungsdrang, Brauchtumspflege und Unterhaltung. Aber er meint, in einer Kirchengemeinde müsse diese Ebene strikt zurückzutreten hinter der Hauptsache – dass Christen nämlich im Heiligen Geist verbunden sind, der sie zu Geschwistern im Glauben macht und dafür sorgt, dass ihre Gemeinschaft untereinander stets durch Christus vermittelt wird. Das menschliche Beziehungsspiel ist unvermeidlich und stellt sich ganz von selbst ein. Doch die geistliche Verbundenheit der Christen macht das Wesen der Gemeinde aus! Und diese geistliche Verbundenheit ist nichts, was auch fehlen könnte, sondern ist eine Notwendigkeit und der eigentliche Grund, weshalb wir uns treffen – weil Christen nun mal unbedingt die Gemeinschaft anderer Christen brauchen. Viele verstehen das gar nicht und sagen: „Wieso denn? Ich kann doch auch für mich alleine Christ sein!“ Aber da widerspricht Bonhoeffer und erklärt, warum das nicht funktioniert. Ein Christ braucht die Gemeinschaft mit anderen Christen, weil er sein Heil und alles, was ihm unbedingt wichtig ist, nicht bei sich selbst, sondern bei Christus sucht, und ihn Christi Wort durch den Mund der Mitchristen erreicht! Ein Christ lebt nun mal von Vergebung, Segen, Gnade und Trost! Aber so wie er sich selbst nicht vergeben kann, kann er sich auch nicht selbst segnen, kann sich nicht selbst taufen, kann sich nicht selbst lehren, kann sich nicht selbst das Abendmahl reichen und sich selbst weder Gnade noch Trost zusagen! Er braucht dafür die Schwester oder den Bruder, die ihm in Christi Namen und an Christi Statt all das zusagen und geben können. Der Mitchrist in der Gemeinde repräsentiert mir Jesus Christus! Aus seinem Munde höre ich die Mahnung und den Zuspruch Christi! Und weil ich den nicht entbehren kann, brauche und suche ich die Gemeinschaft mit anderen, denen ich wiederum denselben Dienst leiste. Christen brauchen einander um Christi willen! Denn der hat, bevor er gen Himmel fuhr, seine Jünger aneinander verwiesen mit dem Auftrag, dass sie einander stärken und beisammen bleiben sollen. Wenn die Flamme des Glaubens in dem Einem zu verlöschen droht, soll er gleich neben sich einen Bruder finden, in dem sie noch hell leuchtet, und soll das eigene Feuer an der Flamme des Bruders neu entfachen können. Und das ist nicht überall und von jedem zu erwarten. Denn wie sollte mich jemand im Glauben stärken, der selber keinen Glauben hat? Die Leute im Kegelclub sind vielleicht netter als meine Sitznachbarn in der Kirchenbank – das kann durchaus sein! Aber dass die meine Zweifel verstehen oder mich im Namen Jesu trösten, darf ich nicht verlangen. Im Fußballverein geht's lockerer zu als im Bibelkreis. Aber dass ich dort Segen empfangen, ist nicht wahrscheinlich. Meine Selbsthilfegruppe kann geduldig zuhören, wenn mich mein Gewissen drückt. Aber mir im Namen Gottes zu vergeben, ist keiner von denen autorisiert. Suche ich Kurzweil und Entertainment, bin ich im Karnevalsverein besser aufgehoben. Doch will ich meine Nöte, Freuden und Fragen vor Gott bringen – wer kann mir da beistehen, außer einem, der das auch für sich selber tut, weil er Christ ist? Muss mir dieser Bruder ansonsten vertraut oder sympathisch sein? Nein. Muss er mir menschlich nahe sein oder ein Kumpel? Nein. Vielleicht gibt's abgesehen von Christus rein gar nichts, was mich mit ihm verbindet! Und doch brauche ich gerade den christlichen Bruder, weil mich ja nicht seine Zuwendung tröstet, sondern die Zuwendung Christi, die mich durch ihn erreicht. Wäre dieser Andere nicht in Christus und Christus nicht in ihm – wie könnte er mir geben, was er selbst nicht hat? Da er aber in Christus ist, kann mir Christus auch in ihm begegnen. Und das macht das geistliche Miteinander so wertvoll! Das ist in der Gemeinde die Hauptsache! Und die rein menschliche Ebene, die es daneben auch gibt, ist bloß ein Beiwerk, das jene Verbindung in Christus nicht ersetzen kann. Denn wenn wir uns erlauben das Verhältnis umzukehren, so dass Geselligkeit zur Hauptsache wird und das Geistliche zum Beiwerk, dann haben wir am Ende nur Kirche simuliert und Kirche gespielt, statt Kirche zu sein...

Gewiss liegt darin ein hoher Anspruch. Aber abschrecken muss das nicht. Denn wenn wir damit ernst machen, in diesem anspruchsvollen Sinne Gemeinde zu sein, werden wir einen Schatz heben und großen Gewinn davon haben. Gemeinde ist dann der Ort, wo mich die anderen durch die Augen Jesu Christi sehen, und wo mich durch den Mund der anderen der Zusage Jesu Christi erreicht. Die anderen repräsentieren mir den Bruder und den Herrn, um den herum auch sie sich versammeln, weil sie seiner Gnade genauso bedürfen wie ich. Gemeinde zeigt sich damit als eine Weise, wie Christus in der Welt lebt und wirkt. Und jeder, der Christus in der Gestalt seiner Gläubigen antrifft, kann spüren, wofür sich das Christ-Sein lohnt. Er trifft nicht Leute, die bloß zufällig in derselben Siedlung wohnen, sondern trifft Brüder und Schwestern und bekommt vielleicht spontan Lust, dazuzugehören. Denn was man in der Gemeinde haben kann, gibt es anderswo eben nicht. Hier ist jeder berufen, dem anderen Christus zu repräsentieren, dem anderen zu tun, was Christus ihm täte, und ihm regelrecht zum „Christus“ zu werden. Denn genau das forderten schon die Reformatoren als „allgemeines Priestertum“. In evangelischen Kirchen sind nicht nur die Pfarrer „Geistliche“, sondern „geistlich“ ist jeder, der den Heiligen Geist empfängt! Und den empfangen alle Jünger Jesu, wie sie auch alle den Auftrag bekamen, das Werk Jesu fortzusetzen. Was aber tat der andere, als dass er den Seinen diente, indem er sie lehrte und tröstete, ermahnte und ermutigte, für sie betete und ihnen zuhörte, ihre Schwächen trug und ihnen beistand? Damit das fortgesetzt würde, gab Jesus den Missionsbefehl nicht bloß den Aposteln, sondern uns allen! Nicht wenigen übergab er das Amt der Schlüssel, sondern allen! Nicht wenige berief er, über Lehrfragen zu urteilen, sondern alle! Und darum bedeutet „allgemeines Priestertum“, dass jeder Christ dem anderen nach besten Kräften den Dienst leistet, den Christus ihm selbst getan hat. Luther sagt, ein Christ solle mit dem anderen gerade so handeln, „wie Gott mit ihm durch Christum gehandelt hat“, und dem Anderen sogar ein „Christus“ werden, indem er ihm alles sagt und tut, was zu seiner Seligkeit beiträgt und nötig ist! Christus will nicht nur „an uns“, sondern auch „durch uns“ handeln. Wir dürfen sein verlängerter Arm sein! Und wär's nicht überaus tröstlich, wenn wir dabei in Christus die Nähe gewinnen, die Glaubensgeschwistern entspricht? Es geht da um eine beglückende Erfahrung, die wir nicht verpassen sollten! Denn die durch Christus vermittelte Begegnung hat besondere Qualität und lässt uns einander auf einer Ebene begegnen, die wir anders nicht erreichen können. In der durch Christus vermittelten Begegnung haben Leistungswahn und Geltungssucht keinen Raum. Denn alles geschieht in der Gegenwart Christi und unter seinen Augen. Zwei ansonsten fremde Christen können zusammentreffen und haben doch von vornherein eine gemeinsame Grundlage. Denn einer weiß vom anderen, dass auch der sich als Sünder bekennt und von Gnade lebt. Alles selbstgerechte Richten ist damit ausgeschlossen. Und keiner wird stolz auftrumpfen, weil schon jeder an sich selbst verzweifelt ist. Keiner wird sich zur Autorität erheben, weil alle derselben Autorität unterstehen, keiner wird sich weise dünken, sondern alle werden sich töricht wissen, werden auch alle gleichermaßen bedürftig und getröstet sein. Denn Christen treffen sich ja immer im Schatten des Kreuzes, zu dem sie sich geflüchtet haben. Sie warten gemeinsam dem Ostermorgen entgegen und sind unter vier Augen schon immer zu dritt, weil der zwischen ihnen gegenwärtig ist, der sie losgekauft und berufen hat. In der Gegenwart Christi ist vieles von vornherein ausgeschlossen an Machtspiel, Imponiergehabe und Hinterlist. Ein Christ, der mir gegenübertritt, kann mich nicht verdammen, denn er weiß, dass wir beide von Gnade leben. Er kann nicht versuchen, sich zu meinem Herrn aufzuwerfen, denn er weiß, dass nur Christus über unsere Seelen herrscht. Und wir werden auch nicht sinnlos herumdiskutieren, weil uns eine gemeinsame Grundlage fehlt, sondern wir werden in Gottes Wort einen Bezugspunkt haben, gegen den keiner von uns jemals Recht behält. Keiner kann vorgeben, er sei unschuldig und rechtschaf-

fen. Und doch muss auch keiner fürchten, vom anderen verachtet zu werden, sondern kann bei ihm den Zuspruch der Gnade suchen. Als Christen müssen wir nicht um den Tod herumreden, denn wir haben unsere Endlichkeit angenommen. Wir werden aber auch nicht in Trübsal versinken, denn jeder ist für den anderen ein Zeuge österlicher Zuversicht. Ja, unter Christen kann alles anders sein, weil wir alles, was wir reden, denken und tun unter den aufmerksamen Augen unseres Schöpfers tun, in Verantwortung vor Jesus Christus und in der Gegenwart des Heiligen Geistes. Wir sind einander als Geschwister im Glauben anbefohlen, die nichts wissen, als was Gott sie wissen lässt, die nichts haben, als was Gott ihnen leiht, und nichts können, als was Gott ihnen erlaubt. Keiner darf den anderen hängen lassen, und keiner kann sich vom Bruder distanzieren, weil wir bei allen Unterschieden letztlich doch gleich sind. Nämlich gleichermaßen in Christi Tod hinein getauft, gleichermaßen in Christus zum Leben berufen, gleichermaßen befleckt und doch reingewaschen, jeder Einzelne als Glied am Leib Christi mit mir gemeinsam erwählt, mit mir geliebt und mit mir berufen, das Reich Gottes zu erben. Kann es mir also egal sein, wer neben mir in der Kirchenbank sitzt? Ist es so gleichgültig, wie wer hinter mir im Kino saß? Auf keinen Fall! Denn wir haben es einer beim anderen stets mit Christus selbst zu tun. Und wenn wir das immer bedächten, erst da wäre Kirche ganz Kirche. Was uns aber an geistlicher Verbundenheit fehlt, das können wir nie ersetzen durch Geselligkeit und Beziehungspflege der profanen Art. Denn wir sind schließlich nicht angetreten um Kirche zu „spielen“, sondern um Kirche zu sein. Zu weniger hat uns Christus nicht berufen! Darum lassen sie uns zum Eigentlichen zurückkehren und die Hauptsache wieder ins Zentrum rücken. In Christus können wir deutlich mehr sein, als wir derzeit leben! Fangen wir also mit der Erneuerung der Kirche bei uns selber an, verkaufen wir uns nicht unter Wert und geben wir uns nicht mit weniger zufrieden, bis wir einmal ganz und gar Gemeinde Jesu Christi sind – im vollen Sinne dieses Wortes und so, wie er uns gewollt hat.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Lebenskunst

Wenn man über Friedhöfe geht und sich die Zeit nimmt, Grabinschriften zu lesen, kann man allerhand entdecken. Manches, was da auf den Grabsteinen zu lesen steht, ist ziemlich sentimental. Manches klingt stolz. Und manches wird auch nur eine Floskel sein – weil man nichts Besseres wusste. Doch habe ich letztens von einem Grabspruch gehört, der mich fesselt, und über den ich immer wieder nachdenke, weil er so schlicht ist – und trotzdem so klug. Da hat nämlich im Jahr 1804 ein alter Theologe bestimmt, man möge auf seinen Grabstein schreiben:

„Hieneben empfang die Erde das Ihrige von Johann J. Spalding.“

Wie, werden sie sagen, mehr steht da nicht? Doch bedenken sie, wie viel mit diesem kurzen Satz gesagt ist! „Hier empfing die Erde das Ihrige von Johann Spalding.“ Was liegt da alles drin! Es heißt doch zunächst einmal, dass dieser Mann ganz bereitwillig der Erde zurückerstatten wollte, was er von der Erde empfangen hatte – nämlich Fleisch und Blut, Knochen, Kalk und Mineralien. Von Erde bin ich genommen, sagt er sich, und zu Erde muss ich wieder werden. Also will er der guten Mutter Erde die Stoffe seines Leibes vollständig zurückerstatten, wenn man ihn in die Grube legt. Das Ihrige soll die Erde zurückbekommen, die Natur soll es sich holen, und nichts will er zurückbehalten. Aber – und auf dieses unausgesprochene „aber“ kommt es an: mehr als das Ihrige will der Verstorbene der Erde nicht überlassen. Sie bekommt keineswegs alles! Denn seine Seele hat er ja einst nicht „von unten her“, von der Welt empfangen, sondern „von oben her“, von Gott. Seine Seele will er darum auch nicht begraben wissen – auf die hat die Erde keinen Anspruch! Sondern wenn er auf sein Grab schreiben lässt „Hier empfing die Erde das Ihrige von Johann Spalding“, dann verbindet er damit die Hoffnung, dass anlässlich seines Todes auch der Himmel zurückbekommt, was der Himmel zu Spaldings Dasein beigetragen hat – so dass nicht nur die Erde das Ihre, sondern auch Gott das Seine zurücknimmt, und alles wieder sei, woher es einst kam... Nun gut, könnte man sagen: Das ist eine einleuchtende Art und Weise, das Sterben zu betrachten. Doch ich finde weit mehr darin. Denn wenn sich eine Einstellung angesichts des Todes bewährt – sollte sie dann nicht vielleicht auch fürs Leben taugen? Und wäre das nicht wahre Lebenskunst, wenn's ein Mensch verstünde, nicht erst an seinem Lebensende, sondern von Anfang an jedem das Seine zu geben – dem Himmel das Himmlische und der Erde das Irdische – jedem also genau das, was ihm zukommt, und dabei niemandem etwas schuldig zu bleiben? Wäre das nicht ein gutes Gefühl und eine vortreffliche Weise zu leben? Ja, „Jedem das Seine“ – das würde dann bedeuten, den wichtigen Dingen im Leben entsprechend große Aufmerksamkeit zuzuwenden und sich bei den unwichtigen nicht unnötig aufzuhalten. Es würde bedeuten, den Schwachen und Bedürftigen mit geduldiger Liebe zu begegnen und den Frechen und Rücksichtslosen klare Grenzen zu zeigen. Es würde bedeuten, dass man Ehre gibt, wem Ehre gebührt, und über die Aufgeblasenen herzlich lacht. Und wenn man's recht bedenkt, wäre das zugleich der Inbegriff eines gottgefälligen Lebens, weil darin ja die Weisung Jesu umgesetzt wird: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und gebt Gott, was Gottes ist!“ (Mt 22,21). Gebt jedem, was ihm zukommt! Das heißt bei Jesus dann aber: Verstrickt euch nicht in die Sorgen dieser Welt, sondern räumt dem Reich Gottes Priorität ein. Lasst euch nicht von euren Begierden leiten, sondern beherrscht sie, damit euch nichts vom Weg abbringt. Sammelt nicht Schätze auf Erden, wo sie ja doch verrotten, sondern sammelt euch Schätze im Himmel. Versucht nicht äußerlich vor den

Menschen zu glänzen, sondern seht zu, dass ihr innerlich ins Reine kommt mit Gott. Gebt das Brot nicht den Hunden und werft die Perlen nicht vor die Säue, aber wo ihr Not lindern könnt, da gebt ohne Vorbehalt. Will euch einer zum Bösen verführen, so erteilt ihm eine Abfuhr, aber wo ihr jemand am Boden seht, da lasst euch stets erweichen. Fast alle Weisungen Jesu könnte man auf diesen einen Nenner bringen, dass wir der Erde das Ihre und dem Himmel das Seine geben sollen. Zu den relativen Dingen sollen wir nur ein relatives und darum lockeres Verhältnis haben. Zu den absoluten Dingen aber ein absolutes, leidenschaftliches und kompromissloses. Die Welt sollen wir benutzen. Gott aber sollen wir uns hingeben! Und das heißt dann, dass Bibelstudium Vorrang hat vor seichter Unterhaltung, und Nächstenliebe vor Eigennutz! Gottesdienst hat Vorrang vor Menschendienst, und Seelenpflege vor Körperkult! Denn sonst übertönt das Geschrei der Welt den Ruf Gottes, bald fressen tausend Nichtigkeiten unsere Kraft – und die Hauptsache findet keinen Platz mehr. Die Welt bekommt dann nicht „das Ihrige“, sondern alles! Unsere Gedanken sind dann nicht fixiert auf den Einen, der wichtig ist, sondern auf die Vielen, die sich wichtig machen! Und so geben wir dem Kaiser durchaus nicht, was dem Kaiser, und Gott nicht, was Gott gebührt. Sondern was Gott gebührte, opfern wir der Arbeit – und Gott nur den schäbigen Rest, der übrig bleibt...

Regelmäßige Besuche auf dem Friedhof können dem vorbeugen. Denn alle, die da liegen, hatten es auch mal eilig. Und was ihnen groß und wichtig schien, ist dennoch längst vergessen. Wollen wir also ins Banale verstrickt bleiben, bis der Tod uns gewaltsam daraus löst? Wollen wir den Akt der Befreiung nicht lieber vorwegnehmen und unser Leben entrümpeln, damit Gott wieder Platz darin findet? Schaffen wir innere Ordnung! Und hören wir auf, unser Dasein durch Betriebsamkeit zu rechtfertigen! Tun wir ruhig weniger – aber tun wir das Richtige! Verlieren wir uns nicht an die, die am lautesten schreien, sondern investieren wir in eine Beziehung, die ewig trägt. Denn Gott will die Achse sein, um die das Rad unseres Lebens kreist. Ihm allein gebührt die Ehre! Und sie ihm zu geben (und unser Herz gleich dazu), das ist die wahre Lebenskunst, von der wir selbst am meisten profitieren. Denn üben wir uns darin, darf eines Tages auf unserem Grabstein das schöne Fazit stehen:

„Er gab der Erde das Ihre – und Gott das Seine.“

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Stolz

Wenn man Christen fragt, ob sie „stolz“ sind, wehren sie das erschrocken ab. Denn zum Christ-Sein gehört nicht Dünkel, sondern Demut. Das Evangelium, auf das der Glaube sich stützt, macht Gottes Gnade groß – und steht somit allem menschlichen Rühmen entgegen: „Aus Gnade seid ihr selig geworden durch Glauben, und das nicht aus euch: Gottes Gabe ist es, nicht aus Werken, damit sich nicht jemand rühme“ (Eph 2,8-9). Diese Mahnung leuchtet ein. Denn rühmen kann man sich nur eigener Taten. Und eines Christen Seligkeit ist eindeutig Gottes Tat. Sie wird nicht durch Werke verdient, sondern durch Gottes Gnade geschenkt. Und so gebührt auch Gott allein die Ehre, uns gerettet zu haben. Erlöst zu sein, soll einen Christen dankbar und froh machen. Aber stolz macht es nicht, denn die Betroffenen tragen nichts dazu bei. Es ist ein Sieg göttlicher Gnade – und lässt (eben darum) keinen Raum für menschlichen Stolz. Darüber besteht auch ein weitgehender Konsens. Jeder sagt es so. Und doch frage ich mich manchmal, ob wir's nicht eigentlich – tief im Herzen – anders möchten.

Lassen wir uns wirklich an Gottes Gnade genügen? Oder wollten wir lieber auf einen eigenen Beitrag stolz sein dürfen? Vertrauen wir seiner Gnade ganz und gar? Oder versuchen wir, unser Dasein auch selbst noch einmal zu rechtfertigen durch Leistung, Nächstenliebe, Fleiß und Tugend? Ich zumindest ertappe mich dabei. Ich möchte Anerkennung auch verdienen, will etwas vorweisen können, stolz darauf sein. Und ich habe den Eindruck, dass es anderen genauso geht. Denn man kann kaum übersehen, wie sich alle Menschen gerne rühmen und ihre Werke präsentieren, wie sich jeder ins rechte Licht setzen, Eindruck machen und etwas gelten will. Man ist zu stolz, um sich einfach nur begnadigen zu lassen. Man will eine Anerkennung erfahren, deren Grund in einem selbst liegt. Das scheint ein unausrottbares Bedürfnis zu sein! Und passt es auch schlecht zur Gnade Gottes (weil beschenkt zu werden nun mal kein Verdienst ist), so nagt doch der Wunsch an uns, auf ein wenig Respekt auch Anspruch zu haben.

„Oh“, heißt es, „da ist jemand mit dem Fahrrad bis nach München gefahren? Na ja, ich bin in meiner Jugend bis nach Rom gegangen – und zwar zu Fuß! Jemand hat sich ein schönes Haus gekauft? Na also ich hab' mein Haus noch mit den eigenen Händen erbaut! Jemand ist krank und erduldet tapfer seine Schmerzen? Das ist gar nichts im Vergleich zu meiner Leidensgeschichte! Jemand ist fleißig? Aber ich hab' immer geschuftet für zwei! Aus Nachbars Kindern ist etwas geworden? Ja, aber aus unseren noch viel mehr!“

Ich will das gar nicht karikieren. Aber es ist erschreckend, wie Menschen das Geltungsbedürfnis aus allen Knopflöchern dringt, wie das Großtun und Prahlen schon im Kindergarten anfängt – und später nur etwas subtiler verpackt wird. Natürlich laufen wir nicht herum und rufen: „Schaut mich an, wie toll ich bin, ich weiß bescheid, ich hab's drauf!“ Aber oft sagt unser Gebaren genau dies. Und der Wunsch steht vielen auf der Stirn geschrieben: „Lasst gelten, dass ich etwas Besonderes bin, und bestätigt mir die positive Bilanz meines Lebens, damit ich endlich auch selbst dran glauben kann.“ Man dringt auf Anerkennung, weil man sich seines Wertes in Wahrheit nicht sicher ist, und in Gottes Gnade nur einen Notbehelf sieht, auf den man lieber nicht angewiesen wäre. Man wollte lieber etwas Eigenes vorweisen, darauf man sein Selbstwertgefühl gründen kann. Und glaubt man uns den erfolgreichen Macher nicht, wollen wir wenigstens als besonders geduldiges Opfer durchgehen oder als lustiges Original. Es kränkt uns, dass die Welt uns in Wahrheit nicht braucht. Und so würden wir ihr gern das Gegenteil beweisen! Wir wären gern bedeutend, darum blasen wir uns auf und machen uns wichtig. Wir wollen wahrgenommen werden und durch unser Glänzen andere überbieten. Darum haben so wenige Talent zur Demut! Doch die Bibel lässt das nicht durchgehen, sondern sagt

ganz trocken: Wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn (2. Kor 10,17; Jeremia 9,22-23). Denn – was soll das auch mit dem Geltungsdrang? Unsere Existenz ist doch längst gerechtfertigt durch den Willen unseres Schöpfers! Selbst unsere Erlösung ist schon in trockenen Tüchern durch Christi Hingabe am Kreuz! Und da gehen wir hin, um unser Dasein noch einmal zu legitimieren durch eigene Leistung? Genügt denn nicht, was Christus für uns tat? Er hat sich seine Zuwendung den höchsten Preis kosten lassen! Und wir glauben immer noch nicht, dass er uns wichtig nimmt, sondern wollen uns auch noch „wichtig machen“? Er lässt uns aus Gnade gelten – und wir gehen hin, um uns auf der Bühne des Lebens zu produzieren und uns damit Geltung zu verschaffen auf eigene Faust? Ja, trauen wir denn seinem Evangelium nicht? „Äh, doch“ hört man, „schönen Dank für das Evangelium. Aber außerdem wären wir gern noch auf etwas stolz. Und wenn wir schon bescheiden sein sollen – dürfen wir dann nicht wenigstens stolz sein auf unsere Bescheidenheit?“

So kommt es immer wieder durch. Mal rühmen wir uns auf die plumpe Art, mal etwas raffiniertes. Doch so oder so läuft jeder Versuch, Eindruck zu schinden, der Gnade Gottes zuwider. Und wenn wir meinen, durch unsere „Lebensleistung“ ein zweites Mal die Rechnung zu begleichen, die Christus schon beglichen hat, nehmen wir seine Gnade nicht ernst. Wir richten unsere eigene Gerechtigkeit auf, statt uns an seiner genügen zu lassen (Röm 10,3). Wir bauen am eigenen Denkmal – und bauen also nicht auf Gottes Treue. Wir erzählen unser Leben als einen Roman, in dem wir der Held sind. Und je eifriger wir versuchen, für uns selbst gerade zu stehen, um so sicherer verfehlen wir das Ziel. Denn beides zugleich geht nun mal nicht: Entweder geben wir Christus die Ehre – oder wir reklamieren sie für uns. Entweder setzen wir auf Gottes Gnade – oder auf unser Verdienst. Entweder trösten wir uns seiner Kraft und Treue – oder unseres eigenen Vermögens. Was immer wir unserem Werk zusprechen und geben, werden wir dadurch seiner Gnade absprechen und nehmen. Und so wird ein Christ, der glänzen will, es immer auf Kosten Jesu Christi tun. Selma Lagerlöf hat das eindrücklich illustriert, als sie in „Gösta Berling“ das Sterben eines Bauern beschrieb:

„Ein alter Bauer in Högberg liegt auf dem Totenbette. Er hat das Sakrament empfangen, und seine Lebenskraft ist verzehrt; er muss sterben. Rastlos wie jemand, der im Begriff steht, eine lange Reise anzutreten, lässt er sein Bett aus der Küche in die Stube und aus der Stube wieder zurück in die Küche bringen. Hieraus kann man, mehr als aus seinem schweren Röcheln, erkennen, dass seine letzte Stunde gekommen ist. Um ihn herum stehen seine Frau, seine Kinder, sein Gesinde. Er war glücklich, reich und angesehen gewesen. Sein Totenbett ist nicht einsam. Er ist in seiner letzten Stunde nicht von ungeduldigen Fremden umgeben. Der alte Mann spricht von sich immer selber, als stehe er vor Gottes Angesicht, und mit vielen Seufzern und bestätigenden Worten bezeugen die Umstehenden, dass seine Rede wahr ist. „Ich bin ein fleißiger Arbeiter und ein guter Hausherr gewesen“, sagte er. „Ich habe meine Frau geliebt wie meine rechte Hand. Ich habe meine Kinder nicht ohne Zucht und Pflege aufwachsen lassen. Ich habe nicht getrunken. Ich habe die Grenzscheide nicht verrückt. Ich habe meinem Pferd, wenn es bergan ging, nicht die Sporen gegeben, ich habe die Kühe im Winter nicht hungern lassen. Ich habe die Schafe im Sommer nicht mit ihrer Wolle herumlaufen lassen.“ Und um ihn her wiederholt das weinende Gesinde wie ein Echo: „Er ist ein guter Hausherr gewesen, ach, Herr Gott! Er hat dem Pferd, wenn es bergan ging, nicht die Sporen gegeben, er hat die Kühe im Winter nicht hungern lassen.“ Aber ganz unbemerkt ist ein armer Mann zur Tür hereingekommen, um ein wenig Speise und Trank zu erbitten. Auch er hört die Worte des Sterbenden, wie er schweigend an der Tür steht. Und der Kranke beginnt wieder: „Ich habe die Wälder urbar gemacht und die Wiesen ausgetrocknet. Ich habe den Pflug in geraden Furchen

gezogen. Ich habe die Scheune dreimal so groß gebaut, zu dreimal mehr Saatkorn als zu meiner Väter Zeiten. Ich habe drei silberne Becher von blanken Speziestälern machen lassen – mein Vater ließ nur einen machen.“ Die Worte des Sterbenden dringen bis an das Ohr des Fremdlings an der Tür. Er hört ihn von sich selber zeugen, als stünde er vor Gottes Thron. Er hört die Kinder und das Gesinde bestätigend wiederholen: „Er fuhr den Pflug in geraden Furchen, das tat er.“ „Gott wird mir schon einen guten Platz in seinem Himmelreich geben“, sagt der Alte. „Der liebe Gott wird unsern Herrn wohl gut aufnehmen“, sagt das Gesinde. Der Mann an der Tür hört die Worte, und Entsetzen ergreift ihn (...). Er tritt an den Kranken heran und ergreift seine Hand. „Mein Freund, mein Freund,“ sagt er, und seine Stimme zittert vor Erregung, „hast du bedacht, wer der Herr ist, vor dessen Antlitz du bald treten sollst? Er ist ein großer Gott, ein mächtiger Gott. Welten sind seine Äcker, der Sturm ist sein Pferd. Große Himmel erzittern unter dem Gewicht seiner Fußtritte. Und du stellst dich ihm gegenüber und sagst: ‚Ich habe gerade Furchen gezogen, ich habe Roggen gesät, ich habe Holz geschlagen.‘ Willst du dich vor ihm rühmen und dich mit ihm messen? Du weißt nicht, wie mächtig der Herr ist, nach dessen Reich du ziehst!“ Der Alte reißt die Augen auf, sein Antlitz verzerrt sich vor Angst, sein Röcheln wird heftiger. „Tritt nicht mit großen Worten vor deinen Gott!“ fährt der Wandersmann fort. „Die Mächtigen auf Erden sind wie gedroschenes Stroh in seiner Scheune. Sein Tagewerk besteht darin, Samen zu säen. Er hat die Meere gegraben und die Berge aufgetürmt; er hat die Erde mit Kräutern bekleidet. Er ist ein Arbeiter ohnegleichen; du kannst dich nicht mit ihm messen. Beuge dich vor ihm, du fliehende Menschenseele! Wirf dich in den Staub vor deinem Herrn und Gott! Gottes Sturm fährt über dich hin. Gottes Zorn ist über dir wie ein verheerendes Gewitter. Beuge dich! Erfasse wie ein Kind den Zipfel seines Mantels und flehe um Schutz! Wälze dich im Staube, bitte um Gnade! Demütige dich vor deinem Schöpfer, du Menschenseele!“ Die Augen des Kranken stehen weit geöffnet, seine Hände falten sich, aber sein Antlitz erhellt sich, und der röchelnde Laut hält inne. „Menschenseele! fliehende Menschenseele!“ ruft der Mann aus. „So sicher, wie du dich jetzt in deiner letzten Stunde demütig vor deinem Gott niedergeworfen hast, so sicher ist es, dass er dich als Kind auf seine Arme nehmen und dich in die Herrlichkeit seines Himmels einführen wird.“ Der Alte seufzt noch einmal tief auf, und alles ist vorbei. Hauptmann Lennart beugt sein Haupt und betet. Alle im Zimmer beten unter tiefen Seufzern. Als sie aufschauen, liegt der alte Bauer in tiefem Frieden. Seine Augen scheinen noch zu strahlen von dem Widerschein herrlicher Bilder, sein Mund lächelt, sein Antlitz leuchtet. Er hat Gott geschaut. O du große, schöne Menschenseele! denken alle, die ihn gesehen haben, so hast du denn die Banden des Staubes zerrissen. In deiner letzten Stunde erhobest du dich zu deinem Schöpfer. Du demütigtest dich vor ihm, und er hob dich wie ein Kind auf seine Arme...“

Mir scheint, dass Selma Lagerlöf hier nicht nur gut beschreibt, was es bedeutet im Glauben zu sterben, sondern zugleich, was es heißt im Glauben zu leben. Denn nicht erst am Ende, sondern schon heute können wir versuchen, es dem alten Bauern gleich zu tun und unseren törrichten Stolz loszuwerden. Wir müssen dazu aber nicht etwa mehr tun, sondern weniger. Indem wir nämlich die Rechtfertigung unsers Daseins ein für allemal aus der Hand geben und sie unserem Gott überlassen, dessen Urteil wir nichts hinzufügen und von dem wir nichts wegnehmen können. Es kommt weder darauf an, sich mit Leistungen vor Gott Geltung zu verschaffen, noch kommt es darauf an, vorhandene Leistungen zu leugnen und klein zu reden. Sondern das fordert der Glaube, dass wir das Unsere schlicht beiseite lassen und davon absehen, um überhaupt nicht mehr wichtig zu nehmen, was wir tun, dafür aber um so wichtiger zu nehmen, was Christus für uns tat. Selbst wenn wir alles erdenklich Gute vollbrächten und als

Wohltäter der Menschheit fast wie Heilige dastünden, wäre das kein Grund zum Rühmen, sondern bloß unsere Pflicht und Schuldigkeit (Lk 17,10). Das Gute hingegen, das Christus für uns tat, war er uns nicht schuldig. Es ist reine Gnade. Und die gibt uns gerade darum so festen Boden unter die Füße, weil sie nicht von dem abhängt, was wir für unsere Erfolge halten. Christus fordert uns auf, ein für allemal nicht auf eigene Rechnung, sondern auf seine Rechnung zu leben und zu sterben. Und eine andere Anerkennung als die, die wir in Christus haben, braucht auch kein Mensch. Man kann dieses Gnadenangebot aber nicht in Anspruch nehmen, ohne zugleich den eigenen Stolz zu verabschieden. Denn an beidem festzuhalten, das geht nun mal nicht. Entweder geben wir Christus die Ehre – oder wir reklamieren sie für uns. Entweder setzen wir auf Gottes Gnade – oder auf unser Verdienst. Was immer wir unserem Werk zusprechen und geben, haben wir damit der Gnade abgesprochen und genommen. Und so wird ein Christ, der glänzen will, es immer auf Christi Kosten tun. Das aber ist tiefes Unrecht. Darum – will sich einer unbedingt rühmen, so rühme er sich, seinen Erlöser zu kennen. Und will er stolz sein, so sei er stolz auf Christus, seinen Herrn. Dürstet einer nach Anerkennung, so suche er sie bei Christus. Und will er was gelten, so frage er Christus, ob der ihn gelten lässt. Alles andere aber ist Anmaßung, Dünkel und Raub an der Ehre Christi. Vor dem aber bewahre uns der Himmel, der allezeit Platz hat für Gescheiterte und Gebeugte, der aber niemals Platz hat für Selbstgewisse und Stolze.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Perfekte Weihnachten

Wenn Weihnachten vor der Tür steht, wächst die Anspannung. Denn an Heiligabend muss alles stimmen. Man will ja das Fest im Kreise der Familie ungestört genießen! Alle Besucher sollen rechtzeitig ankommen, darum hofft man, dass der Bahnverkehr nicht wieder zum Erliegen kommt. Aber weil zur Weihnachtsstimmung Schnee gehört, soll das Winterwetter auch nicht ganz ausbleiben. Bei der Dekoration des Hauses will man keinesfalls übertreiben. Aber über defekte Lichterketten und vorzeitig nadelnde Bäume ärgert man sich doch. Natürlich soll das Essen schmecken. Und da man sich mit der Auswahl der Geschenke viel Mühe gegeben hat, sollen sie auch gefallen. Vor allem aber darf die Familie nicht streiten, damit nicht böse Worte allen die Freude verderben.

Das Ganze ist eine Inszenierung beglückender Gemeinschaft. Und die ist erfahrungsgemäß sehr störanfällig. Denn wenn man mit der Arbeit nicht rechtzeitig fertig wird, liegen die Nerven blank. Wenn sich einer zurückgesetzt fühlt, ist die Stimmung dahin. Und wenn gar jemand fehlt, weil er im Laufe des Jahres verstorben ist, wird's sowieso nicht mehr wie früher. Dabei tät's unsren wunden Seele doch so gut, wenn die Welt mal „heil“ wäre – und wär's auch nur für ein paar Feiertage! Wir versuchen das hinzubekommen. Aber der Friede ist zerbrechlich. Und wenn sich ein anstrengendes Jahr dann nicht mal störungsfrei abschließen lässt, ist die Enttäuschung groß. So scheint Weihnachtsfreude eine sehr empfindliche Pflanze zu sein, die nur in geschützten Räumen gedeiht, wenn man sie gut abschirmt gegen Frost, Regen, Wind und schlechte Laune.

Doch ist das eigentlich seltsam. Und wenn man näher hinsieht, kann da etwas nicht stimmen. Denn zum einen geht die wahre Weihnachtsfreude ja gar nicht von uns aus, sondern von Gott. Wir müssen sie nicht künstlich erzeugen, sondern bekommen sie geschenkt! Und zum anderen ist sie keine zarte Pflanze, die nur wie im Gewächshaus unter idealen Bedingungen gedeihen könnte. Sondern dem Neuen Testament zufolge ließ es Gott überhaupt nur darum Weihnachten werden, weil die Bedingungen auf der Erde so miserabel sind. Gott wurde nicht als Mensch geboren, weil in der Welt alles zum Besten stünde, sondern er kam, weil alles im Argen liegt. Gottes Sohn kam in keine „heile Welt“, sondern in eine kaputte! Und anders hätte die Rettungsaktion auch keinen Sinn gemacht. Denn wäre hier alles harmonisch und in Ordnung, hätte Gottes Sohn ja im Himmel bleiben können. Die große Störung, Unheil, Streit und Schuld waren der Anlass, dass Gott Mensch wurde! Und trotzdem meinen wir, wir müssten das Weihnachtsfest vor eben dieser Störung beschützen? Das ist seltsam. Denn Gottes Sohn kommt nicht trotz widriger Umstände, sondern kommt gerade wegen unserer Angst und Not! Und da meinen wir, wir müssten die offenen Wunden vor ihm verbergen? Weil unser Frieden so brüchig ist, will Christus unser Friede sein! Und wir denken, wir müssten erst mal Frieden simulieren, damit Christus kommen kann? Das ist ein großes Missverständnis! Denn Gottes Sohn wird nur deshalb ein Mensch unter Menschen, weil er weiß, dass wir alleine nicht klar kommen. Er kommt wie ein Feuerwehrmann zum Brandherd und wie ein Sanitäter zu den Verwundeten. Der Heiland besucht überhaupt nur solche, die ihn nötig haben! Und wenn widrige Umstände ihn abschrecken könnten – wäre er dann wohl in einem Viehstall zur Welt gekommen? Gottes Sohn wusste sehr gut, was ihn bei uns erwartet! Und so ist auch die Weihnachtsfreude keine fragile Angelegenheit, um die wir bangen und die wir inszenieren müssten. Sondern sie ist etwas sehr Robustes und ist – wie ein helles Licht – umso nötiger, je dicker die Finsternis ist, in der es leuchten soll. Wenn das aber jemand nicht überzeugt, dann tut's vielleicht die folgende Geschichte aus Bethel.

Dort in Bethel leitet Pfarrer Friedrich von Bodelschwingh ein Heim für behinderte Kinder. Und während der Weihnachtsfeier wird einem etwa 12-jährigen Jungen die Aufgabe übertragen, feierlich am Weihnachtsbaum eine Kerze anzuzünden. Für den behinderten Jungen ist das eine große und ehrenvolle Sache, die ihn in freudige Aufregung versetzt. Er nimmt all seine Kraft zusammen, um das Anzünden der Kerze gut hinzukriegen. Aber vor lauter Anspannung bekommt er gerade in diesem Moment einen furchtbaren Krampfanfall. Die anderen Kinder erschrecken darüber, und während die Erwachsenen dem krampfenden Jungen zu helfen suchen, beginnt sein bester Freund laut zu weinen und mit Tränen der Verzweiflung im Gesicht ruft er: „Es hat alles einen Knacks! Es hat alles einen Knacks!“ Bodelschwingh und den anderen gelingt es, die Situation wieder zu beruhigen. Die Feier geht weiter. Und als die Lichter am Weihnachtsbaum dann endlich brennen, spricht der Pfarrer mit den Kindern über den Sinn des Festes. Er fragt in die Runde: „Was ist das Große an Weihnachten?“ Nach einigen Augenblicken antwortet ein Mädchen: „Weihnachten ist so groß, weil Gott da seinen Sohn geschickt hat, unseren Heiland.“ Bodelschwingh nickt und fragt nach: „Und warum hat Gott das getan?“ Diese Frage scheint das Mädchen erst zu überfordern. Doch dann klettert sie auf einen Stuhl und von da auf den Tisch und ruft jubelnd: „Darum, weil alles einen Knacks hat!“

Könnte man es treffender ausdrücken? Könnte man Weihnachten besser auf den Punkt bringen? Gott schickt uns seinen Sohn, weil bei uns „alles einen Knacks hat!“ Jener Junge, der den Anfall bekam, hatte ganz offensichtlich einen gesundheitlichen „Knacks“. Seinem weinenden Freund war bewusst geworden, dass auch alles andere in dieser Welt „einen Knacks hat“. Und dem Mädchen ging auf, dass dies der Weihnachtsbotschaft gerade nicht zuwider läuft, sondern sie bestätigt und ihr entspricht. Denn Gott kommt ganz bewusst zu denen, die nicht heil, stark und satt, sondern angeschlagen sind. Das ist der Grund seiner liebevollen Zuwendung! Und wär's anders, hätte Christus zu Hause bleiben können! Doch angeschlagen, brüchig und rissig sind nicht bloß die Kleinen in Bodelschwinghs Kinderheim, sondern wir sind's alle. Und gingen man im Weihnachtsgottesdienst von einer Kirchenbank zur anderen, müsste es auch jeder zugeben. Denn bei dem einen hat die Gesundheit „einen Knacks abbekommen“, und bei dem anderen kriselt es in der Ehe. Dieser hat Schulden auf sich geladen, über die er nicht sprechen mag, und jener pflegt einen geheimen Hass. Der Dritte hat Depressionen, der Vierte bekommt seine Angst nicht in den Griff, der Fünfte sucht Bestätigung in immer neuen Affären – und der Sechste trinkt zu viel. Man muss nicht besonders sensibel sein, um von dieser Welt verwundet zu werden. So oder so „einen Sprung in der Schüssel zu haben“, ist ziemlich normal in dieser Welt! Denn da ist keine Liebe, die nicht schwankte, und keine Wahrheit ohne Beimischung von Lüge. Da ist kein Licht ohne Schatten, und keine Freude ohne Trübung. Alles bleibt immer Fragment, nichts ist vollkommen, auch das Beste vergeht im Handumdrehen, und an jedem Apfel nagt ein Wurm. So geht es uns allen wie jenen Heimkindern. Wir alle haben einen Knacks. Und am allerwenigsten sind wir mit Gott im Reinen! Aber eben das wird in der Weihnachtsbotschaft auch nicht vorausgesetzt, sondern ihr Ausgangspunkt ist – ganz im Gegenteil – das Unheil. Und jene, die einen Knacks haben, geht Weihnachten darum nicht weniger an, sondern umso mehr! Oder wäre Christus je zu den Perfekten, Frommen und Guten gegangen? Wusste er sich nicht gesandt zu den Mühseligen und Beladenen? Ja, gerade wir Krummen, wir so oder so nicht Geratenen, die wir randvolle Gefäße des Guten sein sollten und doch offenbar undicht und leck sind – gerade wir Untauglichen sind von Christus gemeint und sind das eigentliche Ziel seiner Reise. Er kommt bei uns in herzlich schlechte Gesellschaft. Aber das hat er vorher gewusst und in Kauf genommen. Sollten wir also unsere Bedürftigkeit vor ihm verstecken und „heile Welt“ spielen? Sollten wir nicht lieber „hier“ schreien: „Hierher, Christus, komm zu mir – ich bin ein besonders schwerer Fall, ich brauche dich am dringendsten?“

So sollten wir's tun. Und wir würden dann an Weihnachten auch gar nicht einen festtäglichen Anschein der Ordnung und des häuslichen Glücks feiern, sondern die Tatsache, dass in der alltäglichen Unordnung und Not Gott unbeirrt an unserer Seite bleibt. Wir können und müssen nicht leugnen, dass unsere Welt brüchig ist und Risse hat. Die Politik hat einen Schlag weg, die Kirche auch – und inzwischen sogar das Klima! Aber jener Heiland, der sich in Bethlehem eine Bruchbude von Stall ausgesucht hat, um darin geboren zu werden, der lässt sich davon nicht abschrecken, sondern wie einen guten Sanitäter zieht es ihn zu den Verwundeten hin. Statt vor unserer Not und unserem Wunden zu fliehen, packt er beherzt zu. Er hat keine Angst, sich an uns schmutzig zu machen, sondern weiß, dass die Berührung mit ihm uns reinigt. Was aber würde dazu weniger passen als ein perfekt gestyltes und fehlerfrei inszeniertes Hochglanz-Weihnachtsfest?

Als viel besseres Symbol der Weihnacht rühme ich mir da alle krummen und verwachsenen Weihnachtsbäume. Denn in denen wird gerade das Unvollkommene geadelt, und das Untaugliche kommt zu Ehren. In Dänemark werden Weihnachtsbäume zwar schon geklont – mit genetisch identischen, tadellos geraden und buschigen Bäume will man uns beglücken! Aber brauche ich denn einen makellosen Baum, wenn ich doch selbst nicht makellos bin? Bäume mit doppelten Spitzen und kahlen Stellen, mit schiefen Stämmen und hängenden Ästen haben da eine viel tröstlichere Botschaft. Und mit all ihren seltsamen Asymmetrien sind sie ein Gleichnis der Menschen, die sie aufstellen. Denn wie jeder Baum krumm ist auf seine ganz eigene Weise, so sind wir das auch. Und das ist in Ordnung. Denn wäre alles gerade auf Erden, hätte Christus im Himmel bleiben können. Er kam aber herab, gerade um der Krummen willen! Was also ginge uns Weihnachten an, wenn wir vollkommen wären? Wir sind es nicht im Entferntesten – und dürfen doch zur Ehre Gottes da sein. Unser Leben ist Stückwerk, unsere Liebe ist Fragment, da ist mancher Fleck auf unserer Weste und unsre Tugend hat mehr als einen „Knacks“. Aber wie ein krummer Weihnachtsbaum, darf doch jeder von uns leuchten und etwas von dem Glanz spiegeln, der von oben her auf ihn fällt. Christus will unser Bruder sein! Der Sohn des Höchsten ist einer von uns! Das ist weit mehr, als wir je hätten erwarten dürfen! Es ist aber längst genug, um darin seinen Frieden zu finden. Und wenn wir das tun, dann haben wir Weihnachten auch nicht verpasst, und die Chance darin nicht verschenkt, sondern haben den vollen Segen mitgenommen, den Christus uns so herzlich gönnt.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Ortsbestimmung zu Silvester

Der Silvesterabend bringt Abschied und Neubeginn mit sich, Rückblick und Ausblick. Und so hat der Mensch das Bedürfnis nach einer Ortsbestimmung und Zwischenbilanz. Im Übergang vom alten zum neuen Jahr will man wissen, wo man steht, was schon geschafft ist – und was noch nicht. Und so wie man zur Orientierung im Raum bestimmte Wegmarken nutzt, um zu sagen „ich bin noch vor dem Berg“ oder „ich bin schon drüber weg“, so suchen wir uns auch Wegmarken in der Zeit. Denn es gibt ja einschneidende Ereignisse, von denen wir entweder herkommen oder auf die wir zugehen. Im großen kulturellen Maßstab kennt das jeder. Denn im Judentum beginnt die Zeitrechnung mit der Erschaffung der Welt. Und Muslime zählen die Jahre seit der Flucht Mohammeds nach Medina. Buddhisten beginnen ihre Zeitrechnung mit dem Todesjahr Buddhas. Die Römer zählten die Jahre, die seit der Gründung Roms vergangen sind. Und wenn sich bei uns der Kommunismus durchgesetzt hätte, gälte vielleicht nicht mehr die Geburt Christi als Wendepunkt der Zeiten, sondern die Oktoberrevolution. Kulturen messen ihre Zeit nach dem Abstand von den für sie maßgeblichen Ereignissen. Und als einzelner Mensch tun wir etwas ganz Ähnliches, weil wir die Jahre zählen, die seit unserer Geburt vergangen – und das unser „Alter“ nennen. Doch manchmal wird der biologische Beginn auch von anderen Zeitmarken und Stichtagen verdrängt, wenn einer z.B. sagt „ich habe noch 3 Jahre bis zum Ruhestand“, „dies und das geschah 2 Jahre nach dem Tod meiner Frau“, oder „ich bin schon im 5. Jahr nach der großen Operation.“ Für junge Leute ist manchmal der Schulabschluss die Achse, um die sich ihre Zeitrechnung dreht, die Hochzeit oder die Geburt eines Kindes. Und für ältere kann es der Hausbau sein, eine Scheidung oder ein Unfall. Doch immer erfolgt die Standortbestimmung im Bezug auf Wegmarken, die wir vor oder hinter uns haben. Und welche wir wählen, um darauf voraus- oder zurückzuschauen, sagt eine Menge über unser Lebensgefühl. Denn Zeiten, die ich nach einem großen Verlust berechne, stehen unter dem Zeichen der noch andauernden Trauer. Und Zeiten, die ich nach der Geburt eines Enkels zähle, stehen unter dem frohen Zeichen des noch andauernden Gewinns. So sieht sich der eine im Aufstieg zum Gipfel begriffen. Und der andere ahnt, dass er seinen Zenit überschritten hat. Jener freut sich schon auf den nächsten Erfolg. Und dieser ringt nur noch darum, seinen Niedergang zu verlangsamen. Viele wären zufrieden, wenn's einfach nur so bliebe. Und andere warten sehnsüchtig auf Veränderung. Sie alle aber können sich mit ihren Zeitanlagen gewaltig irren. Denn wer meint, gerade erst Anlauf zu nehmen für wahrhaft große Sprünge, kann schon im nächsten Moment stolpern und liegenbleiben. Und ein anderer, der längst mit allem abgeschlossen hatte, kann unverhofft aufblühen und späte Triumphe feiern. Wer 35 wird, denkt vielleicht, er befände sich in der Mitte seines Lebens. Aber wenn er mit 36 stirbt, war die vermeintliche Mitte schon das Ende. Wissen wir zu Silvester also, wo wir stehen? Die Ortsbestimmung ist schwerer als man denkt. Denn der gegenwärtige Moment ist anders zu bewerten, wenn's von hier aus bergauf, als wenn's künftig bergab geht. Da das aber keiner so genau weiß, ist nicht mal klar, ob unsere besten Jahre schon hinter uns liegen oder erst noch kommen! Je nach Mentalität kann sich der Mensch über das bisher Geschaffte freuen oder sich vor dem noch Kommenden fürchten. Soll man also hoffen, dass alles bleibt wie's ist? Oder soll man drauf warten, dass es endlich besser wird? Ist das Leben eine Aufgabe, die man abarbeiten muss? Oder ist es ein Geschenk, das man auskosten darf? Eigentlich sollten wir das am Silvesterabend wissen. Denn da wird uns neue Zeit geschenkt, und wir gehen „in die Verlängerung“. Aber der eine versteht das als Belohnung und nimmt's wie eine Gratifikation. Und der andere kommt sich vor, als müsse er in der Schule nachsitzen, um nochmal dieselbe Lektion zu ler-

nen, die er wieder nicht begreift. Wo stehen wir also? Wozu werden uns 365 nagelneue Tage anvertraut? Wird uns Fristverlängerung eingeräumt, damit wir endlich voran kommen? Oder drehen wir uns nur ein weiteres Jahr im Kreis? Gehen wir dem Untergang entgegen – oder der Vollendung? Der Versuch einer Standortbestimmung kann verwirrend sein. Und die Medien mit ihren gegensätzlichen Botschaften machen's nicht besser. Denn keiner scheint zu wissen, ob die Menschheit vor dem Abgrund steht, oder vor einem großen Durchbruch. Weil zu viele Faktoren im Spiel sind, lässt sich die Zukunft weder für den Einzelnen noch für die Welt insgesamt berechnen. Wir wandern also durch ein Labyrinth. Man sieht nicht weit voraus. Und die meisten tun nur so, als wüssten sie den Weg. Warum sind wir dann aber nicht viel zaghafter und ängstlicher?

Das immerhin kann man als Christen beantworten. Denn wir sehen zwar auch nicht mehr als die andern. Wir wandern ja durch dasselbe Labyrinth! Aber wir tun's nicht ohne Gott. Und der nimmt uns bei der Hand und verspricht uns zu führen. Davon haben wir durchaus noch keinen Plan. Und das Dunkle hört auch nicht auf, dunkel zu sein. Doch das Verwirrende verwirrt zumindest nicht unseren Gott. Und das zu wissen (dass Gott die Orientierung hat, die uns fehlt), schützt uns vor dem Gefühl panischer Überforderung. Wir kennen zwar unseren Standort nicht und können nur vermuten, was als Nächstes passiert. Aber wir wissen, dass wir – wo auch immer –, Gott an unserer Seite haben. Und deshalb muss uns vor keinem neuen Jahr bange sein. Nun klingt das vielleicht, als wär's eine allzu einfaches Rezept. Doch ist es altbewährt. Es hilft seit Jahrhunderten. Und weil es der Heidelberger Katechismus knapp auf den Punkt bringt, soll er hier zu Wort kommen. Da wird nämlich ein Mensch ohne Umschweife nach dem gefragt, was ihm Halt gibt und worauf er seine Zuversicht gründet. Hand aufs Herz heißt es: **„Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?“** Und die Antwort folgt genauso direkt und durchschlagend:

„Dass ich mit Leib und Seele, beides im Leben und im Sterben, nicht mein, sondern meines treuen Heilandes Jesu Christi Eigentum bin, der mit seinem teuren Blute für alle meine Sünden vollkommen bezahlt und mich aus aller Gewalt des Teufels erlöst hat und so bewahrt, dass ohne den Willen meines Vaters im Himmel kein Haar von meinem Haupt fallen kann.“

Schon in der Frage wird vorausgesetzt, dass jeder Mensch einen „Trost“ nötig hat – nämlich einen Halt, an den er sich hält, einen Grund, auf dem er steht! Und man müsste ziemlich naiv sein, um das zu leugnen. Denn jeder braucht einen Rückhalt in den Stürmen des Lebens. Dieser Ankerpunkt aber, der stärker und fester ist als der eigene Wille, das ist für den Christen Gott. Und die Antwort des Heidelberger Katechismus macht deutlich, warum diese Karte jede andere sticht. Denn Gott hat den Christen nicht bloß auf seinem Wunschzettel stehen, sondern hat ihn durch die Taufe bereits zu seinem Eigentum gemacht. Gott hat besitzergreifend seine Hand auf den Christen gelegt, hat ihn für sich reklamiert und damit zugleich jeder anderen Macht entzogen. Diesem Gott ist der Christ nun zu Eigen. Das ist verbindlich. Und darum zu wissen, ist des Christen großer Trost. Denn Gott hat vor, ihm in Gottes Reich an seinem eigenen Leben Anteil zu geben. Gott hat ihn dazu auserwählt, seinen Himmel zu bewohnen! Und weil das nicht etwa des Christen eigener, sondern Gottes Plan ist, wird er auch unweigerlich zum Ziel kommen. Gottes Geist bezeugt unserem Geist, dass wir Gottes Kinder sind! Und er stiftet damit eine tröstliche Gewissheit, die wir allem Selbstzweifel entgegenhalten dürfen, weil Gottes Wille ganz sicher nicht durch unser Versagen zu Fall kommt. Als Christen sehen wir dieses Versagen zwar durchaus (1). Wir sehen aber zugleich, dass Gott es kompensieren will (2). Uns ist bewusst, dass seine Güte und Kraft weit mächtiger sind als unsere eigene Fehlbarkeit, die unsrem Heil entgegensteht (3). Und so ist völlig absehbar, wie das Ringen der ungleichen Kräfte ausgehen wird – so nämlich, dass Gottes „Ja“ zu uns viel schwerer wiegt als

alles „Nein“, das irgendwer dagegen anführen könnte (4). Die Entscheidung wurde uns aus der Hand genommen als Gott sich für uns entschied. Wir hatten keinen Einfluss darauf. Und in diesem Punkt fremdbestimmt zu sein, entdecken wir als großes Glück und große Beruhigung. Denn keiner macht je schwankend, was Gott einmal bei sich beschlossen hat. Da mag unsere Verwirrung noch so groß sein: sie bringt Gottes Vorsehung nicht zu Fall. Und so wird die Frage nach unserem Trost „im Leben und im Sterben“ eigentlich auch gar nicht von uns, sondern von Gott selbst beantwortet. Er will unser Trost und unser seelischer Halt sein! Und ebenso verbindlich wie er uns als sein Eigentum beansprucht, dürfen wir ihn beanspruchen als unseren Herrn, der für uns gerade steht. Gott ist der Anker, an dem wir uns festmachen, unsere Burg, in der wir sicher sind, und unser Haltepunkt in allem Schwanken. Auf seine Zusagen vertrauen wir, von seiner Stärke leben wir, auf seine Treue zählen wir. Die Angst, die nach uns greift, verweisen wir an ihn, und für die Schuld, die man uns vorhält, fühlt er sich zuständig. Dieser Trost ist aber deshalb jedem anderen überlegen, weil er nicht nur hier und da mal wirkt, sondern „universell“. Wohl kennt der Mensch noch andere Tröstungen, die in dieser oder jener Lage vorübergehend hilfreich sind! Aber in jeder Lage und zu jeder Zeit hilfreich ist nur der besagte Glaubenstrost, weil er Halt bietet nicht bloß im Leben oder bloß im Tod, sondern im Leben und im Tod – und sogar über den Tod hinaus. Alles vergeht, Gott aber bleibt. Sind wir aber sein, so bleiben wir mit ihm. Und Gott zu gehören, ist darum ewiger Gewinn. Selbst wenn wir den Verstand verlören, der um Gott weiß, oder den Willen verlören, der sich an Gott hält, hielte er doch seinerseits an uns fest. Er lässt sich nichts rauben. Und der Trost, der daraus erwächst, ist „unkaputtbar“. Denn der ihn spendet, ist ja selbst unüberwindlich, und seine Zusagen gelten ewig, weil der ewig ist, der sie macht.

Dass seine Zusagen aber nicht bloß anderen Leuten, sondern auch mir persönlich gelten, steht außer Frage. Denn dessen versichert mich meine Taufe, die niemand ungeschehen macht. Und dessen vergewissert mich auch jedes Abendmahl, an dem ich teilhaben darf. Es gibt sogar Glaubensgeschwister, die dazu berufen und autorisiert wurden, mir Gottes Verheißungen vollmächtig zuzusagen! Und so müsste ich schon mutwillig gegen Gottes Wort und Sakrament anzweifeln, um weiterhin unsicher zu sein. Denn um mich solcher Unsicherheit zu entheben, hat sich Gott mir entschlossen zugewandt. Und ich müsste ihn schon sehr kränken und ihn regelrecht der Lüge verdächtigen, wenn ich das ignorieren wollte. Getrost und zuversichtlich zu sein, ist mir nicht bloß erlaubt, sondern von Gott selbst regelrecht befohlen! Als Christ gehöre ich ihm. Und er weiß, dass ich das weiß. Alle Welt weiß es! Und so wird sich Gott nicht nehmen lassen, was ihm gehört. Selbst wenn wir wie eine Münze in den Dreck fallen, wird er uns so lange suchen, bis er uns wieder hat. Er hat uns ja teuer genug erkauft. Und so sind wir nicht Freiwild, sind auch nicht herrenloses Strandgut, das keinem gehört, sondern Eigentum des Höchsten. Wer aber wollte antasten, was Gott für sich beansprucht? Wird dem Allmächtigen wohl jemand streitig machen, was er zu behalten gedenkt? Das darf keiner wagen! Und darum sind wir nicht nur sicher, sondern sind in dem Maße, wie wir Gott gehören, auch von den Besitzansprüchen aller anderen Mächte frei – gehören nicht dem Staat oder dem Arbeitgeber, nicht der Gesellschaft, der Familie oder dem Ehepartner, sondern Gott allein...

Wo stehen wir also? Stehen wir zu Silvester vor dem Berg oder dahinter, in der Mitte oder am Ende, vor dem Durchbruch oder vor dem Niedergang? Ich meine: Wir stehen in Gottes Hand. Und diese Auskunft genügt! Stehen wir im Sturm oder in der Stille, vor dem Ziel oder vor dem Aus, vor Siegen oder Niederlagen? Ich meine: Wir stehen auf Gottes Seite. Und diese Auskunft genügt! Denn mitten in der bewegten Zeit stehen wir bei Gott in Ewigkeit. Und das ist die einzige Standortbestimmung, die zählt. Wir wissen zwar nicht, was kommt, aber wir kennen den, der uns führt. Wir verstehen nicht seinen Plan, aber wir wissen, dass er einen hat. Und ob un-

ser Weg noch weitläufig verschlungen ist oder kurz und direkt, kann uns relativ egal sein, weil das Ziel feststeht. Was immer wir sonst noch sind – wir sind Eigentum des Herrn. Und wo immer wir landen, landen wir zuletzt doch bei ihm. Keine Macht der Welt kann uns hindern, nach Hause zu kommen, wo wir dann beim Vater sind. Und wenn auch noch hundert mal Silvester würde und ein neues Jahr begänne, würde sich daran doch nichts ändern. Darum gehen wir festen Schrittes in die Zukunft und ohne Bangigkeit, da wir als Christen doch haben, worum uns viele beneiden – da wir nämlich den einzigen Trost haben, der unverlierbar und unzerstörbar etwas taugt im Leben und im Sterben...

**Ich steh in meines Herren Hand und will drin stehen bleiben;
nicht Erdennot, nicht Erdentand soll mich daraus vertreiben.
Und wenn zerfällt die ganze Welt, wer sich an ihn und wen er hält,
wird wohlbehalten bleiben.**

**Er ist ein Fels, ein sichrer Hort, und Wunder sollen schauen,
die sich auf sein wahrhaftig Wort verlassen und ihm trauen.
Er hat's gesagt, und darauf wagt mein Herz es froh und unverzagt
und lässt sich gar nicht grauen.**

(Philipp Spitta / EG 374)

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Bekehrung

Es gibt viele indiskrete Fragen, mit denen man jemand in Schwierigkeiten bringen kann. Eine davon ist aber sicher die nach der Bekehrung. Denn wenn jemand begeistert von seinem Glauben erzählt und in missionarischem Eifer fragt, ob man selbst auch „bekehrt“ sei – was soll man darauf sagen? Natürlich hat der eigene Glaube seine Geschichte. Man kam ja nicht schon als Christ auf die Welt, sondern hat das entsprechende Bewusstsein erst im Laufe der Jahre entwickelt. Wahrscheinlich gab's auch bei jedem Fortschritte und Rückschritte im Glauben, Phasen der Hinwendung und der Abkehr. Aber ein Bekehrungserlebnis von der Art, dass man Ort und Stunde angeben könnte – so ein großer Umbruch, der mit einem Schlag den Saulus zum Paulus macht –, ist doch eher selten. Und die Erwartung, dass ein „wahrer Christ“ so einen dramatischen Moment der Wiedergeburt erlebt haben müsse, ist auch nicht berechtigt. Denn wer als Kind getauft wurde und in einem christlichen Elternhaus aufwuchs, kann sich möglicherweise an einen ungläubigen Zustand gar nicht erinnern. Und wenn er seiner Erinnerung nach nie fern von Gott und abgekehrt war – wie soll er sich dann in dramatischer Umkehr zu Gott hinwenden und „bekehren“? Natürlich gibt es Bekehrungen der plötzlichen Art. Es gibt Menschen, die innerlich wie tot waren, und dann völlig unerwartet von Gott ergriffen, verwandelt und neu auf die Füße gestellt wurden. Für die zerfällt ihr Leben natürlich in ein Vorher und ein Nachher. Doch man muss so etwas nicht erlebt haben. Sondern man kann in den Glauben auch auf kontinuierliche und unspektakuläre Weise hineinwachsen – und ist Gott deswegen nicht „ferner“ als andere. Niemand muss eine Bekehrung vorweisen können, so als wäre die eine notwendige Bedingung „wahren Christ-Seins“. Und wenn mich selbst einer fragt, wann ich mich „für Gott entschieden“ habe, muss ich ehrlicher Weise sagen: Im Sinne einer bewussten Richtungsänderung habe ich mich gar nicht „entschieden“, sondern bin einfach an Gott kleben geblieben. Das war keine Sache der eigenen Wahl. Sondern nach anfangs diffusem Interesse wurde ich innerlich gefangen genommen, wurde von Gott wie von einem großen Magneten angezogen und festgehalten. Wenn's einen Menschen aber nicht mehr loslässt – hat der sich dann „für den Glauben entschieden“? Müsste man nicht eher sagen, „es wurde über ihn entschieden“? Natürlich klingt es toller, wenn einer erzählt, er habe (an der Weggabelung stehend) aus freien Stücken den christlichen Weg gewählt. Das ist rühmlicher, als wenn man bloß wie eine Fliege auf Gottes Leim kleben bleibt! Wer eine Wahl trifft, wirkt souverän. Doch was soll ich tun? Ich bin einfach nur dem tiefen Eindruck erlegen, den Gott auf mich machte! Und ich vermute, dass dies auch für viele andere gilt. Denn: Sind wir wirklich wie Jäger, die nach langer Suche Gott finden wie eine Beute? Ist nicht eher Gott der Jäger, der uns aufspürt und erbeutet? Und ergeht's einem da nicht ähnlich, wie wenn Menschen nach der Wahrheit streben, nach einem Sieg oder einem Besitz? Wohl sind wir „auf etwas aus“ und jagen ihm nach, um uns seiner zu bemächtigen. Doch indem wir uns diesem Ziel hingeben und ihm nachlaufen zeigt sich bereits, wie viel Macht es über uns hat! Wir wollen's besitzen, sind aber davon selbst wie besessen. Wir meinen zu ergreifen, sind aber ergriffen. Und während wir von unserem Traum nicht ablassen, ist es doch eigentlich er, der uns nicht loslässt. Jemand sagte: „Ich hab' einen Gefangenen gemacht, und er lässt mich nicht mehr los“ (Nestroy). Mir scheint das aber auch auf große Wahrheiten zuzutreffen. Denn haben wir die erst einmal erkannt, können wir nicht mehr so tun als wüssten wir nicht. Und erfüllt uns eine große Leidenschaft, geht's genauso. Denn das, woran unser Herz hängt, nimmt von uns Besitz. Schon mancher Mann meinte eine Frau zu „erobern“ – und wurde dann von ihr am Nasenring durch die Manege geführt! Oft ist unklar, wer da eigentlich überwindet und wer überwunden wird. Bei Gott

aber dürfte auf der Hand liegen, dass ihn keiner „einfängt“, ohne von ihm gefangen zu werden. Und mögen die Weg dahin so vielfältig sein wie das Leben selbst, ist das Ergebnis doch immer gleich: dass der Mensch nämlich an Gott haften bleibt wie ein kleiner Nagel an einem großen Magneten. Ob ein Christ unmerklich in seinen Glauben hineinwächst oder mit einem Schlag dazu bekehrt wird – am Ende gibt er sich dem Gott gefangen, der ihn nicht mehr loslässt. Und welche Irrwege dem vorausgingen, ist kaum noch wichtig. Denn entscheidend ist nicht, wie wir zu Gott kommen, sondern was wir durch ihn werden. Christen sind nicht etwa Mitglieder in einem Kulturverein namens Kirche, sondern sind Gefangene Gottes, die er an sich gezogen und an sich gebunden hat, um sie zu retten. Gott ist der Planet, um den wir wie Monde kreisen und von dem wir auch gar nicht mehr weg können oder wollen, weil seine Anziehungskraft größer ist als alles andere. Diese Kraft zu empfinden ist weniger eine Option, die wir wählen, als ein Schicksal, das Gott uns bereitet. Und wundern muss es uns nicht, weil wir auch in der Bibel sehen, dass die Protagonisten sich nicht aussuchen, Botschafter oder Diener Gottes zu sein, sondern von Gott dazu ausgesucht werden. In der Regel haben sie sich nicht drum beworben, sondern wurden berufen. Und obwohl sich viele drücken wollten, ließ Gott doch nicht locker. Mose hielt sich für zu jung und unbegabt, aber das half ihm nichts. Jona wollte weglaufen, aber Gott holte ihn zurück. Hiob ärgerte und empörte sich, konnte aber doch von seinem Gott nicht lassen. Elia wollte den Dienst quittieren, um in der Wüste zu sterben, aber Gott erlaubte es nicht. Und als Jeremia unter dem Amt stöhnt, das Gott ihm aufgezwungen hat, bekennt er, dass er von Gott niedergedrungen und genötigt wurde. „Herr“, sagt er, „du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen. Du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen“ (Jer 20,7). In schwierigen Zeiten wurde auch Jesus von vielen Anhängern verlassen, die zwölf Apostel aber die blieben, und Petrus sprach mit einem resignierten Schulterzucken: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes“ (Joh 6,68-69). Das heißt: „Was wir bei dir finden, Jesus, finden wir nirgends sonst. Nichts hält dem Vergleich stand. Und darum können wir nicht weg.“ Wer solche Einsicht hat, ist tatsächlich machtlos dagegen. Denn wenn in Christus die Wahrheit beschlossen liegt, wie sollte man je von ihm loskommen oder sich von dieser Quelle abschneiden? Nur Gottes Sohn hat „Worte des ewigen Lebens“. Und die braucht ein Christ wie das tägliche Brot. Denn wer von der Kraft dieses Magneten erfasst wurde, für den ist dieser Impuls stärker als jeder andere. Und so ist ein Christ ein Gefangener Gottes. Er erliegt dem, was zu seinem Besten ist, und müsste verrückt sein, sich dem liebevollen Zugriff Gottes wieder zu entziehen. Denn wenn der gute Hirte das verlorene Schaf einfängt, ist das zu seinem Vorteil. Ob das „Einfangen“ langer Umwege und innerer Kämpfe bedurfte, oder ob sich die Gottesbeziehung unmerklich und über Jahre kontinuierlich festigte, das ist ziemlich egal, wenn nur am Ende der Mensch mit seinem Glauben ernst macht. Ohne diesen Ernst geht's aber nicht. Und wenn uns missionarisch gesinnte Brüder und Schwestern daran erinnern, indem sie uns nach unserer Bekehrung fragen, dann leisten sie uns einen wichtigen Dienst. Denn darin haben sie Recht, dass uns die formale Zugehörigkeit zur Kirche nichts helfen wird, wenn das Herz nicht entschieden dabei ist und Klarheit hat. Was wir eingangs sagten, bleibt davon unberührt. Wer christlich erzogen wurde und sich darum an keinen heidnischen Zustand erinnert, kann sich von diesem Zustand auch nicht abkehren. Sein Leben hat keine wirklich gottlose Phase, die er hinter sich lassen müsste. Und doch haben jene, die nach unserer Bekehrung fragen, insofern Recht, als Christentum mehr sein muss als eine Familientradition, die man gedankenlos übernimmt und aus Gewohnheit beibehält. Denn erst dann stehe ich wirklich im Glauben, wenn ich ohne Gott nicht mehr sein kann – und mir darüber auch klar bin. Erst dann stehe ich im Glauben, wenn ich fröhlich bekenne, ein Gefangener Gottes zu

sein. Und das ist etwas ganz anderes, als wenn der Mensch ein paar christliche Feste feiert, für Jesus Sympathien hegt oder ein freundlicher Nachbar ist. Das ist noch nicht Glaube, wenn ich die Wahrheit Gottes wohlwollend erwäge, um dann das eine oder andere am Evangelium „gut zu finden“. Das ist noch nicht Nachfolge, wenn sich einer aus der biblischen Botschaft ein paar Rosinen herauspickt. Denn Gott will den Gehorsam und die ungeteilte Hingabe des ganzen Menschen. Wenn einer nicht heiß oder kalt ist, sondern bloß lauwarm, wird Gott ihn ausspucken (Offb 3,16). Und insofern haben die Evangelikalen Recht, wenn sie die Bekehrung wichtig nehmen und fragen, ob unser Glaube auch wirklich in die Tiefe geht. Denn es ist zwar egal, wie ein Mensch in den Zustand gläubiger Entschiedenheit gelangt, es ist aber nicht egal, ob er dorthin gelangt! Wer das Glück hatte, in einer christlichen Familie aufzuwachsen, muss keine Bekehrung vorweisen. Er muss seine geistliche Wiedergeburt nicht datieren können und muss nicht so tun, als habe er „neu“ entdeckt, was ihm von Kindesbeinen an vertraut war. Aber die Verbindlichkeit im Glauben, die bei anderen erst aus einer Bekehrung erwächst, die braucht er sehr wohl! Wurden wir christlich erzogen, müssen wir nicht so tun, als hätten wir uns Gott jemals „fern“ gefühlt. Aber wenn wir heute den Anspruch erheben ihm „nah“ zu sein, sollte diese Nähe auch spürbar und sichtbar sein. Denn wenn einer meint, er sei schon deshalb Christ, weil seine Eltern es waren, dann ist das definitiv zu wenig – und seine wahre Bekehrung liegt noch vor ihm. Der ist nicht am Ziel, der den Glaubensstandpunkt erwägt und in Betracht zieht, sondern der als sein Schicksal annimmt, dass Gott ihn auf diesen Standpunkt gestellt und dort verwurzelt hat. Lebendiger Glaube macht keine Vorbehalte, sondern ist fröhlich entschieden. Er ergibt sich dem himmlischen Vater, der ihm zu stark, und der zugleich seine Stärke ist. Er dankt dem, der auf sein Leben zugriff, um es zu retten und zu heilen! Und an dem hängt er dann auch wie das Nägelchen am Magneten. Wenn er ohne Umbrüche und Kämpfe dahin kam, weil er den Glauben schon mit der Muttermilch aufnahm – um so besser! Fehlt ihm aber die Gewissheit und die Entschiedenheit, hat er seine eigentliche Bekehrung noch vor sich. Denn bevor er nicht weiß, dass er Gottes Gefangener ist und bleibt, ist Gottes Werk an ihm nicht vollendet. Sind wir hingegeben und fest im Gehorsam, so hat's keine Not mehr. Denn wo einer sauber ist, muss man ihn nicht waschen. Und wo der Heilige Geist schon ist, muss man ihn nicht erst rufen. Ist der Mensch aber vorerst nur auf dem Papier ein Christ, so ist ihm jenes heftige Licht zu wünschen, das den Paulus vor Damaskus von seinem Reittier warf und als einen komplett neuen Menschen wieder auf die Füße stellte. Man muss dazu keine Himmelsstimmen hören und keinen Rausch religiöser Gefühle erleben – es geht durchaus unspektakulär, ohne Visionen und brennende Dornbüsche! Aber Klarheit braucht der Mensch schon – und die Gewissheit, mit seinem himmlischen Vater im Reinen zu sein! Erst wenn unser Gewissen in Gottes Wort gefangen, und unserer Zuversicht in Gottes Treue verwurzelt ist, erst dann ist die Sache in trockenen Tüchern. Und mit weniger sollte sich keiner zufrieden geben, weil unsere Erlösung dran hängt. Als Jesus seinen Jüngern die Füße wusch und dem Petrus erklärte, dass er nur dadurch vollen Anteil an ihm haben könne, wollte Petrus auch den Kopf und die Hände gewaschen bekommen! Und so sollten auch wir nicht zufrieden sein und nicht eher Ruhe geben, bevor nicht das Werk des Heiligen Geistes an uns vollendet, und alles an uns von ihm durchdrungen ist. Nur Gottes Geist kann einen geistlich toten Menschen zum geistlichen Leben erwecken und einen Sünder zur Gnade berufen. Unser Interesse muss aber sein, dabei nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben. Entfernt uns der Arzt ein Geschwür, legen wir Wert darauf, dass er es ganz entfernt. Schenkt uns jemand etwas Schönes, wollen wir nicht bloß Teile, sondern das Ganze empfangen. Und so werden wir uns auch wünschen, dass unsere Bekehrung keine halbe Sache sei. Denn schließlich zieht sie viel Gutes nach sich: Wo einer bekehrt ist, fehlt ihm der Glaube nicht. Und wo der Glaube ist, kann Christus

nicht fern sein. Mit Christus zugleich ziehen aber Vergebung und Gnade bei uns ein. Und mit der Gnade kommt ein fröhlich-befreites Gewissen, es kommen Friede und Freude im Heiligen Geist – und das Ewige Leben gleich noch obendrauf! All das folgt notwendig nach und kann nicht ausbleiben, wenn wir nur wirklich hingekehrt sind zu Gott. Darum: Verdenken wir's keinem, wenn er uns missionarisch kommt und nach unserer Bekehrung fragt! Denn entweder erinnert er uns an etwas Beglückendes, das mit unserem Christenstand schon gegeben und darum ein Grund zur Freude ist. Oder er erinnert uns an etwas, das noch unvollendet aussteht und darum dringend der Vollendung bedarf. So oder so tut man uns mit der Nachfrage etwas Gutes! Und in jedem Fall kann sie Anlass sein, den Heiligen Geist neu zu erbitten. Denn schwerlich ist einer unter uns, mit dem der Heilige Geist nicht schon einen Anfang gemacht hätte. Und schwerlich gibt es einen, mit dem der Heilige Geist schon restlos fertig wäre. Es ist noch im Werden, und aus Stillstand wird leicht Rückschritt. Darum wollen wir Gott bitten, dass unser Glaubenseifer nicht vor der Zeit erlahmen möge, bevor wir das Ziel erreicht und den schönen Preis gewonnen haben!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Heimsuchung

Die Bibel gebraucht viele Worte, die unserer Alltagssprache fremd geworden sind. Und zu diesen „angestaubten“, aber interessanten Begriffen gehört auch die „Heimsuchung“. Denn wer könnte spontan sagen, was es bedeutet, wenn in der Bibel steht, Gott habe jemand „heimgesucht“? Vom Gefühl her vermutet man, dass eine „Heimsuchung“ nichts Angenehmes ist. Irgendwie klingt „Heimsuchung“ nach drohendem Unheil. Und wenn man hört, ein Ort sei „heimgesucht“ worden, dann meist von Bränden oder Überschwemmungen. Eine „Heimsuchung“ bedeutet demnach nichts Gutes. Sie bricht als böse Überraschung über den Menschen herein. Die „Heimsuchung“ besucht ungefragt sein Heim und stört seinen Frieden. Sie mischt ihn auf und stellt sein Leben auf den Kopf. Und tatsächlich wurde das deutsche Wort früher auch für „Hausdurchsuchungen“ der Polizei verwendet. Die „Heimsuchung“ dringt in die Privatsphäre ein wie eine Razzia. Sie ist eine Art „Hausfriedensbruch“. Und wenn die Bibel von Gott sagt, dass er jemanden „heimsucht“, hat das oft einen ähnlich rabiatischen Sinn, weil Gott sich dann einem Übeltäter zuwendet und über ihn wie ein strafendes Gewitter hereinbricht. Im 2. Buch Mose lesen wir, dass Gott „die Missetat der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied“ an den Kindern derer, die ihn hassen (2. Mose 20,5). Wenn er seine Feinde heimsucht, vergilt er ihnen ihr Tun mit großem Schrecken (2. Mose 32,34; 3. Mose 26,16; Ps 89,33; Jes 10,12). In Jesaja 13 sagt Gott: „Ich will den Erdkreis heimsuchen um seiner Bosheit willen und die Gottlosen um ihrer Missetat willen und will dem Hochmut der Stolzen ein Ende machen und die Hoffart der Gewaltigen demütigen...“ (Jes 13,11). In der Heimsuchung leistet Gott also dem Bösen Widerstand und übt Gericht – entweder an seinem Volk (Jer 5,9 u. 29; Jes 10,3; Am 3,2; Hes 9,1; Hos 9,7 u. 9) oder an den Feinden seines Volkes (Jes 24,21-22; Jes 27,1; Jes 29,6; Jer 46,21; Jer 48,44; Jer 49,8; Jer 50,27 u. 31), an falschen Propheten (Jer 6,15; Jer 23,12) oder auch an Einzelnen, die er sich „vornimmt“ und die er „zum Ziel seiner Anläufe macht“ (Hiob 7,18-20). Doch gerade wenn man meint, den unheilvollen Sinn des Wortes verstanden zu haben, stößt man auf Stellen, die den Begriff der „Heimsuchung“ unerwartet positiv verwenden, indem sie von Gottes „gnädiger Heimsuchung“ sprechen. Und das ist verwirrend. Denn wir lesen, Gott werde sein Volk „heimsuchen“, um seine Gefangenschaft zu beenden, um „mit“ seinem Volk zu sein und es im Kampf mächtig zu machen (Zef 2,7; Sach 10,3-5). Auch das nennt die Bibel „Heimsuchung“, wenn Gott voller Erbarmen herbeieilt, um zu retten! Denn zu den Entwurzelten, die im babylonischen Exil von der verlorenen Heimat träumen, spricht er: „Wenn für Babel siebzig Jahre voll sind, so will ich euch heimsuchen und will mein gnädiges Wort an euch erfüllen, dass ich euch wieder an diesen Ort bringe“ (Jer 29,10). Hier meint „Heimsuchung“ offenbar Befreiung, Heil und Rettung. Und weit entfernt, etwas Bedrohliches darin zu sehen, kann das Volk um so eine „gnädige Heimsuchung“ bitten (Judith 4,14). Wenn Sara und Hanna von Gott „heimgesucht“ werden, ist nichts Schlimmes gemeint, sondern dass er sie mit lang ersehntem Nachwuchs segnet (1. Mose 21,1; 1. Sam 2,21). Und wenn ein Psalm besingt, wie Gott seine Schöpfung so schön und fruchtbar macht, kann es heißen: „Du suchst das Land heim und bewässerst es und machst es sehr reich“ (Ps 65,10). Auch Joseph verwendet den Begriff positiv, wenn er in Ägypten seine Brüder tröstet. Er sagt: „Ich sterbe; aber Gott wird euch gnädig heimsuchen und aus diesem Lande führen in das Land, das er Abraham, Isaak und Jakob zu geben geschworen hat“ (1. Mose 50,24). Ist es also doch etwas Gutes, von Gott „heimgesucht“ zu werden? Ist es etwas Schlechtes? Kann es beides sein? Oder weiß man's vielleicht erst hinterher? Durch das Buch der „Weisheit Salomos“ wird die Sache noch komplizierter, denn dort erfahren wir, dass man Heimsuchungen missverstehen kann.

Da steht, das Leid gerechter Menschen werde nur irrtümlich für Strafe gehalten, während es in Wahrheit eine Prüfung und gnädige Heimsuchung ist (Weish 3,7-9), und selbst ein früher Tod, der doch sehr nach „bösem Schicksal“ aussieht, könne eine freundliche Heimsuchung sein (Weish 4,15). Der Anschein trügt also – ein Überfall Gottes kann missverstanden werden! Und wenn das auch verwirrend ist, staunt man doch, wie gut die Bibel unser Leben und seine Verwicklungen kennt. Denn es ist ja wirklich so, dass wir bittere Rückschläge erfahren, die sich nach vielen Jahren plötzlich als Segen erweisen – und dass wir fröhlich Erfolge verbuchen, die uns auf lange Sicht ins Unglück führen. Schon so manchen hat ein kleines Missgeschick vor Schlimmerem bewahrt. Und mancher, der seinen Willen bekam und sein Ziel erreichte, musste später bereuen, je danach gestrebt zu haben. Einige Menschen wirft Gott ganz fürchterlich aus der Bahn, bringt sie aber gerade so zur Vernunft und zum Glauben. Und andere lässt er einen selbsterwählten, bequemen Weg gehen, auf dem sie dann ungestört in ihr Verderben laufen. Mancher Schicksalsschlag ist heilsam, und manches Glück vergiftet. Genau dem entspricht aber die Ambivalenz im Begriff der Heimsuchung. Denn wenn Gott mich überraschend „daheim“ besucht und mein Leben auf den Kopf stellt, weiß ich auch nicht gleich, wie es gemeint ist. Gott wendet sich einer Person plötzlich zu, er „nimmt sie sich vor“, er befasst sich mit ihr, er dringt unverhofft in ihr Leben ein, er überfällt sie im privaten Bereich, beleuchtet dort jeden Winkel und mischt den Menschen auf. Seine Heimsuchung stört unseren Frieden, ohne dass Gott eine Einladung abgewartet oder seinen Besuch angekündigt hätte. Wie bei einer Razzia durchsucht er das Haus unseres Lebens und kehrt das Unterste zuoberst. Er will sehen, wen er vor sich hat. Er fühlt uns auf den Zahn. Gott reißt die Tür auf und ruft „Überraschung“! Doch ob man sich der unerwarteten Aufmerksamkeit freuen soll, weiß man nicht sofort. Denn Gottes Heimsuchung kann im Alten Testament genauso eine Wende zum Guten wie zum Bösen bedeuten...

Wie ist das aber im Neuen Testament? Auch da ist von Gottes Heimsuchung die Rede. Doch mit der Menschwerdung Gottes bekommt die Heimsuchung einen überraschend neuen Sinn. Denn nun ist Jesu Kommen in die Welt der „Hausbesuch“ des Schöpfers bei seinen Geschöpfen – und unter „Heimsuchung“ wird vorrangig verstanden, was in Christus geschah. Zacharias lobt Gott, „denn er hat besucht und erlöst sein Volk und hat uns aufgerichtet eine Macht des Heils im Hause seines Dieners David“ (Lk 1,68f.). Im Vorblick auf Jesu Geburt preist er „die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes, durch die uns besuchen wird das aufgehende Licht aus der Höhe, damit es erscheine denen, die sitzen in Finsternis und Schatten des Todes“ (Lk 1,78f.). Man erkennt an Jesu großen Wundern, dass Gott in ihm sein Volk heimgesucht hat (Lk 7,16). Und fällt er auch mit der Tür ins Haus, kommt er doch keineswegs als Räuber, der etwas wegnehmen will, sondern als Schenkender, der etwas bringt. Der bedrohliche Sinn der „Heimsuchung“ wird dadurch in den Hintergrund gedrängt. Und so sagt Luther: „Heimsuchung heißt auf Hebräische sprach, wenn Gott kommt und klopft an und all seine Güter mit sich bringt (...). Das heißt heimgesucht. Nicht, dass er wolle viel von dir Gelds oder Guts empfangen, nicht, dass er dir deine Äcker und Wiesen wollte nehmen, sondern er will dir, mir und uns armen Bettlern allen, die wir gefangen lagen unter der Sünde, Tod, Teufel etc. durch die Zeit seiner heilsamen Heimsuchung geben und schenken die ewige Ruhe und Seligkeit. Denn das ist seine Heimsuchung, also sucht er uns daheim“ (vgl. WA 51,23). Die Heimsuchung in Christus ist demnach ein freundliches Aufsuchen des Menschen, den Gott in selbstverschuldetem Unglück vorfindet, und in dessen Leben er tritt, um ihm Heil und Rettung zu bringen. Wie aber ein lieber Besuch nicht in erster Linie Blumen oder Pralinen bringt, sondern sich selbst (und auch zuerst um seiner selbst willen willkommen ist), so ist das eigentliche Geschenk, das Gottes Besuch in Christus bringt, die Nähe unseres Gottes, der Gemeinschaft sucht, der ohne

Scheu eintritt in die Hütte unserer Not und dabei Gnade, Freude und Seligkeit mit sich führt. Indem Gott Mensch wird und uns aufsucht, bringt er nicht irgendetwas, sondern bringt sich: Er will uns mit seiner Gesundheit anstecken! Und wo sich einer von Gott verlassen und vergessen fühlt, tritt Christus in sein Leben, um ihm das Gegenteil zu beweisen. Durch die Heimsuchung in Christus ist Gott nicht nur „da“, sondern ist „für-uns-da“. Er steht nicht nur „vor uns“, sondern steht uns „bei“. Er teilt unser Menschenleben, um ihm eine neue Richtung zu geben. Und diese Heimsuchung in Christus ist das gerade Gegenteil einer Heimzahlung. Denn was uns da überfällt, ist unverdiente Gnade! Doch was geschieht? Wird Christus mit Jubel empfangen? Öffnet ihm die Welt ihre Türen? Öffnen die Menschen ihre Herzen? Es ist zum Weinen – aber Jesus selbst gibt eine traurige Antwort. In Lukas 19 gibt er zu verstehen, dass sein Kommen in die Welt eine gnädige Heimsuchung war und eine riesige Chance! Aber – über Jerusalem weinend – bekennt er zugleich, dass der größere Teil des Volkes die gnädige Heimsuchung nicht als Zuwendung Gottes erkannt, sondern sie missachtet und das angebotene Heil nicht ergriffen hat. Jesus schaut über seine Stadt und sagt: „Wenn doch auch du erkennstest zu dieser Zeit, was zum Frieden dient! Aber nun ist's vor deinen Augen verborgen. Denn es wird eine Zeit über dich kommen, da werden deine Feinde um dich einen Wall aufwerfen, dich belagern und von allen Seiten bedrängen und werden dich dem Erdboden gleichmachen samt deinen Kindern in dir und keinen Stein auf dem andern lassen in dir, weil du die Zeit nicht erkannt hast, in der du heimgesucht worden bist“ (Lk 19,42-44). Tatsächlich wurde Jerusalem im Jahre 70 nach Christus restlos verwüstet und zerstört. Auf die gnädige Heimsuchung, die man nicht würdigte, folgte eine ungnädige Heimsuchung in unerbittlichem Gericht. Die liebliche Flamme, an der man das kalte Herz nicht wärmen wollte, verwandelte sich in ein verzehrendes Feuer. Und die Gottes Segen ignorierten, erfuhren, was sein Fluch bedeutet. Aus der beseligenden Nähe Gottes wurde eine bedrohliche und bedrängende. Und damit holt uns die Ambivalenz im Begriff der Heimsuchung wieder ein. Denn der Schöpfer, der da in Christus so mild und freundlich zu uns kommt, ist doch zugleich Herr und Richter über unser Leben. In der bescheidenen Gestalt eines Menschen betritt er unser bescheidenes Haus und wünscht uns Frieden. Er will uns nicht erschrecken, sondern will uns zum Bruder und Helfer werden! Aber das stellt jeden Einzelnen vor die Wahl, ob er sich diesen gnädigen Zugriff gefallen lässt und sich mit Gottes Sohn anfreundet, oder versucht, ihn aus seinem Leben wieder hinauszuerwerfen. Ist Christus erst einmal über unsere Schwelle getreten, kommt unweigerlich an den Tag, wie wir zu ihm stehen. Die Beziehung bleibt nicht in der Schwebel. Denn Gott sucht uns auf in dem Heim, das er selbst uns zugewiesen hat, und schaut nach dem Rechten. Er kommt wahrlich in guter Absicht – er kommt in der Gestalt Christi! Seine Heimsuchung soll uns gerade nicht in Bedrängnis bringen! Aber Gott steht in unserem Heim doch immer noch auf seinem eigenen Grund und Boden. Und wenn's da einer mit Gottes Sohn so macht wie jene römischen Soldaten, die ihn schänden, schinden, verhöhnen und kreuzigen – wenn einer Gottes Sohn aus dem Haus seines Lebens hinauskomplimentiert, um den vermeintlichen Besitz wieder für sich allein zu haben: Wird dann nach der gnädigen Heimsuchung nicht vielleicht eine andere kommen – so wie eine andere kam über die Stadt Jerusalem? Liegt's nicht sehr an meiner Reaktion, ob mir Gottes Besuch zum Leben oder zum Tod gereicht? Wir reden da nicht nur vom Evangelium, sondern zugleich von all den Glücks- und Unglücksfällen, die unser Leben prägen – von Insolvenzen und Herzinfarkten, von Wasserschäden und Autounfällen, von Scheidungen und Angstneurosen, von Treppensturz, Demenz und plötzlichem Kindstod. Genauso reden wir aber auch von Hochzeiten und Geburten, von Beförderungen und guten Geschäften, wunderbaren Begegnungen und großen Einsichten. Denn was von alledem könnte nicht „Heimsuchung Gottes“ sein? Oder wovon dürfte ein Christ sagen, dies habe nichts mit

Gott zu tun? Letztlich ist jede Wendung unseres Schicksals ein Werk des dreieinigen Gottes. Und auf welchem Umweg und durch wessen Hand sie uns auch trifft – sie kommt doch immer von dem, der sagte, ihm sei gegeben „alle Gewalt im Himmel und auf Erden“ (Mt 28,28). Immer ist es Christus, der uns heimsucht. Und er sucht uns heim, weil er bei uns ein Heim sucht und in unser Leben aufgenommen werden will. Mal kommt er mit Glück – und dann wieder mit Leid. Aber immer will er unsere Tür offen, und unser Herz bereit finden. Und kommt er auch in der Gestalt einer Zumutung, will er doch sehen, wie er uns vorfindet, welche Haltung wir zeigen und ob wir ihm Raum geben (Mt 25,40!). Was immer also kommt – es enthält eine Frage Gottes an mich: Nehme ich aus seiner Hand nur die guten Tage und verweigere mich den bösen? Will ich nur Jesu Auferstehung mit ihm teilen, oder nehme ich auch meinen Anteil am Kreuz auf mich? Traue ich meinem Menschenverstand, oder Gottes gutem Wort, das die Dinge oft so anders bewertet? Tue ich nur so, oder schaffe ich in meinem Leben wirklich Platz für Jesus und seine seltsamen Freunde? In allem, was uns zustößt, liegt diese Frage verborgen. Denn kein Schicksalsschlag trifft uns, ohne dass Gott vorher dazu genickt hätte. Und keiner Heimsuchung ist gleich anzusehen, was wir damit machen sollen. Manchen sollen wir tapfer widerstehen – und anderen sollen wir uns geduldig ergeben. Manche dienen unsrer Prüfung und Bewährung – und andere dienen dem Abbau unseres stolzen Eigensinns. Manchmal muss uns Gott laut in die Ohren schreien, weil wir auf leisere Töne nicht reagiert haben! Doch rüttelt und schüttelt er uns, weil wir ihm nicht egal sind. Und wenn er in der Heimsuchung – unser Heim aufsuchend – Unruhe stiftet, um bei uns Wohnung zu nehmen, kommt alles darauf an, der Heimsuchung so zu begegnen, dass sie uns nicht etwa gegen Gott verhärtet, sondern uns für Gott öffnet. Er weiß, dass wir – auf uns selbst gestellt – verloren wären! Darum sucht er einen Ort in unserem Leben, wo er wohnen und an uns arbeiten kann. Und wenn er an unserem Haus keine offene Tür findet, bricht er manchmal mit Getöse ein Loch durch die Mauer. Der schläfrige Bewohner wird dadurch rüde aufgeschreckt! Und doch bricht da kein Räuber in unser Leben, der etwas wegnehmen wollte, sondern ein Retter verschafft sich Zugang, der uns etwas bringen möchte. Das Geschenk, das Gott auf dem Wege der Heimsuchung direkt in unser Heim liefert, ist er selbst. Und keiner sollte sich darüber wundern. Denn genau das hat uns Christus im Johannesevangelium versprochen. Er sagt: „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen“ (Joh 14,23). Das ist jedem Christen zugesagt! Darum sollten wir uns nicht wundern, wenn Gott in unserem Leben manchen derben Eingriff vornimmt, um sich Raum zu schaffen, sondern wir sollten viel eher um Gottes gnädige Heimsuchung bitten und uns auf all die Umbauten einstellen, die er für nötig hält: Er räume mit mächtiger Hand beiseite, was uns heute noch von ihm trennt! Er mache passend, was ihn an uns stört! Und vor allem erleuchte er unseren Verstand, damit wir die Chance in der Heimsuchung nicht übersehen, sondern nutzen und sorgsam drauf horchen, was Gott uns mit ihr sagen will!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Testament und Erbe

Bitte erschrecken sie nicht über meine Frage. Aber – haben sie schon ihr Testament gemacht? Nicht, dass ich Schlimmes erwartete oder an ihrer Gesundheit zweifelte – ich wünsche ihnen ein langes Leben! Aber – haben sie ihr Testament gemacht? Ist schon klar, wer einmal was bekommen soll? Ich frage danach, weil mir kürzlich ein Testament in die Hände fiel, das mich beeindruckt hat. Der Verfasser (Heinrich Müller) denkt über die Auflösung seiner irdischen Existenz nach. Er ordnet seinen Nachlass. Und nachdem er Klarheit gewonnen hat, setzt er sich fröhlich hin und schreibt etwa das Folgende als seinen letzten Willen nieder:

Gottlob! Nun bin ich bereit. Mein Testament ist fertig. Mein Haus ist bestellt.

(1.)

Meinem himmlischen Vater, der mich geschaffen hat, vermache ich meine Seele. Von ihm habe ich sie bekommen und ihm gebe ich sie gerne wieder, denn bei Gott ist sie am besten aufgehoben. Meine Seele ist mein wertvollster Besitz – den soll kein anderer in die Finger bekommen. Ich habe meine Seele zum Glück auch nicht verkauft. Ich hätte es ja gar nicht gedurft! Und darum will ich sie mit meinem Ableben dem Schöpfer zurückerstatten und mit Jesus sagen: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!“ (Luk. 23,46).

(2.)

Jesus selbst, mein lieber Herr und Bruder, soll auch nicht leer ausgehen. Und darum vermache ich ihm den ganzen großen Haufen meiner Sünden – und bin sicher, dass er sie an sich nehmen wird. Denn Christus ist das Lamm Gottes und trägt die Sünde der ganzen Welt (Joh. 1,29). Eben dazu ist er Mensch geworden, um mir meine Last abzunehmen, sie auf seine Schultern zu laden, sie ans Kreuz zu tragen und dann im tiefen Meer zu versenken. Christus will, dass ich ihm meinen Schmutz und meine Schuld überlasse – und so tue ich das mit großer Dankbarkeit.

(3.)

Der Heilige Geist soll auch etwas bekommen. Und darum überlasse ich ihm mein klägliches Lebensende und all jene letzten Augenblicke, in denen mich meine Kräfte verlassen. Wenn ich nicht mehr reden und kaum noch denken kann, wenn mir der Leib den Dienst versagt, und ich als ein Bild des Jammers hilflos auf dem Rücken liege – dann möge der Heilige Geist sein Erbteil an sich nehmen und mich bei Gott vertreten mit unaussprechlichem Seufzen (Röm 8,26). Wenn meine Ohren nichts mehr hören, spreche mir Gottes Geist seinen Trost ins Herz hinein. Und wenn meine Augen nur noch Dunkelheit sehen, entzünde er in mir sein inneres Licht.

(4.)

Was sonst noch wertvoll ist an meinem Leben, das sind vor allem die Momente der besseren Einsicht und der Buße, in denen ich meine Fehler bereut und über meine Versäumnisse so manche Träne geweint habe. Diese Tränen schenke ich den Engeln, die mich durchs Leben begleitet und vor Schaden bewahrt haben. Sie mögen daran ihre Freude haben, wie sie sich ja über jede gute Regung eines Menschen freuen.

(5.)

Will der Teufel auch etwas haben, nun denn – so vermache ich ihm all meine Falschheit, meine Heuchelei und meine vielen Lebenslügen, damit er sein eigenes Gift zu schmecken bekommt samt all der Bitternis, mit der er mein Herz erfüllt hat. Er soll sich daran so recht den Magen verderben.

(6.)

Was meinen Körper betrifft, der mich geduldig durchs Leben trug wie ein treues Eselchen – den will ich Mutter Erde hinterlassen und als Staub dem Staube anvertrauen. Denn von Erde ist er genommen und zu Erde muss er wieder werden (1. Mose 3,19). Was an mir stofflich war, will ich Mutter Erde zurückerstatten. Und sie wird sich nicht weigern, meine sterbliche Hülle aufzunehmen. Denn selbst die Verabscheuten und Ausgestoßenen, die sonst keiner mehr will, nimmt die Erde klaglos auf und lässt sie ruhen in ihrem Schoß.

(7.)

Meiner lieben Frau hinterlasse ich einen besseren Mann als ich selbst es war, nämlich den Herrn des Himmels, der sich der Witwen annimmt, der sie versorgt und schützt, der ihnen Recht schafft und sie in ihrer Trauer tröstet. Meinen Kindern hinterlasse ich einen besseren Vater als ich selbst es war, nämlich den himmlischen Vater, der der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden (Eph. 3,15). Und auch meinen Freunden sei mein gnädiger Gott zum Erbe vermacht, der ihnen niemals wegstirbt, wie ich das tue, sondern stets ihr treuer Freund bleibt und sie nie verlässt, wenn sie nur ihn nicht verlassen.

(8.)

Weiteren Besitz habe ich nicht zu verteilen, denn ich war mehr bemüht, Schätze im Himmel zu sammeln als auf der Erde (Mt 6,19-21). Gold und Silber habe ich darum nicht zu vergeben (Apg 3,6). Doch mit dem Evangelium, das mir so lieb ist, habe ich nie gegeizt – und hinterlasse es allen, die bisher zu kurz kamen, als den größten Reichtum, der einem Menschen zuteil werden kann. Greift nur alle zu, die ihr arm und bedürftig seid, so habt ihr augenblicklich einen reichen Gott, dessen Treue gilt, so weit die Wolken gehen! Und macht er euch zu seinen Kindern und Erben, so weiß ich euch gut versorgt und kann in Frieden das Zeitliche segnen. Dies sei mein letzter Wille. Darauf tue ich meine Augen fröhlich zu!

Nun – das ist offenbar kein grämliches Testament, sondern ein ziemlich heiteres. Der Verfasser zeigt ebensoviel Glauben wie Humor. Und man zweifelt nicht, dass er mit leichtem Herzen von dieser Welt geschieden ist. Denn wie's aussieht, ruht er ja ganz in Gott. Er blickt nicht kummervoll auf das, was er zurücklassen muss, und klammert sich nicht an seinen irdischen Besitz, sondern mit leichtem Herzen lässt er los. Doch wie kann er das? Wie erklärt sich seine heitere Freiheit? Die Antwort ist schnell gegeben. Denn der fromme Mann ist voller Zuversicht, dass er sterbend weniger ein Erbe hinterlässt als ein Erbe antritt. Er ist überzeugt, dass er durch seinen Tod nicht ärmer, sondern reicher wird. Und darum kann er so locker damit umgehen. Seine Seele schenkt er Gott und seine Sünden überlässt er Jesus, seine Schwächen gibt er dem Heiligen Geist, seine Tränen den Engeln und seinen Leib der Erde. Darüber hinaus ist aber Gott selbst sein Reichtum. Und der wird ihm durch den Tod ja gar nicht entrissen. Das Evangelium ist sein Schatz, und das Himmelreich sein Ziel, so dass der Mann sterbend mehr gewinnt als er verliert. Was er hinterlässt, ist vergänglich, was ihm zuteil wird, ist ewig. Der Tod wird ihn weniger berauben als beschenken. Und darum kann unser Erblasser so heiter sein. Der Abschied fällt ihm leicht, weil ihn weniger das Erbe beschäftigt, das er hinterlässt, als das Erbe, das er antritt. Und wir dürfen uns das bei ihm anschauen. Denn als Christen sind wir Kinder Gottes. Und das Neuen Testament sagt, dass uns einmal ein reiches Erbe zufällt, das Gottes Sohn mit uns teilen will. Nun klingt das unglaublich, weil wir keinen Anspruch haben, derart begünstigt zu werden. Jesus ist der einzige Sohn Gottes – und folglich auch der einzig legitime Erbe (Mk 12,1-12; Hebr 1,2). Doch will dieser erberechtigte Sohn, dass wir seine Brüder werden – mit aller Konsequenz – und gibt uns damit die Kindschaft zurück, die wir im Sündenfall verloren haben. Er wird zum Mittler des neuen Bundes, durch den die Berufenen ein ewiges Erbe empfangen (Hebr 9,15). Und so sind in Christus alle Christen zu Miterben ein-

gesetzt und erhalten als „Vorschuss“ auf ihr Erbe den Heiligen Geist (Eph 1,11.14.18). Der Geist gibt uns Zeugnis, dass wir Gottes Kinder sind. Und als Kinder sind wir selbstverständlich auch „Gottes Erben und Miterben Christi“ (Röm 8,14-17; Gal 4,7). Nun beruht das weder auf Herkunft noch auf Verdiensten, sondern allein auf Gnade (Röm 4,13-14; Gal 3,18; Titus 3,7). Und jene, die sich der Sünde ergeben, werden des Erbes auch nicht teilhaftig (1.Kor 6,9-10; 1.Kor 15,50; Eph 5,5; Gal 5,21). Die aber Christus wahrhaft angehören, sind dadurch Abrahams Kinder und „nach der Verheißung Erben“ (Gal 3,29), so dass ihnen sämtliche Heilsgüter in den Schoß fallen – nämlich volle Gemeinschaft mit Gott, Erlösung, Vergebung, Herrlichkeit, Seligkeit und ewiges Leben im Reich Gottes (Offb 21,7; Kol 1,12-14; Eph 1,18). Dies unvergängliche Erbe wird im Himmel für die Gläubigen aufbewahrt (1. Petr 1,4). Und wer es dort entgegennimmt, dem wird es alles aufwiegen, was er auf Erden um Christi willen verloren hat (Mt 19,29; Röm 8,18). Das ist uns versprochen. Wir haben also „ausgesorgt“. Und wenn wir uns heute noch gar nicht so reich vorkommen, ändert das nichts an den Tatsachen: Was wir diesseits verlieren, steht in keinem Verhältnis zu dem, was wir jenseits empfangen! Sollten wir's also nicht jenem Erblasser nachtun und mit heiterem Sinn jedem geben, was ihm zukommt – nämlich der Erde unseren Leib und dem Himmel unsere Seele? Sollten wir nicht leichten Herzens hergeben, was wir sowieso nicht behalten können, um dadurch zu gewinnen, was wir nie wieder verlieren? Als Kinder Gottes sind wir keineswegs „mittellos“! Und sieht man's uns noch nicht an, so ist auch das für Kinder reicher Eltern nicht ungewöhnlich. Noch haben wir ja unser Erbe nicht angetreten und stellen in den Augen der Welt nicht viel dar! Doch wir sind Anwärter ewiger Herrlichkeit und haben einen Reichtum, von dem die Kinder der Welt nicht wissen. Christus ist vorausgegangen, um uns die himmlischen Wohnungen zu bereiten (Joh 14,2). Und wer bei ihm Wohnrecht hat, muss sich an kein irdisches Haus mehr klammern. Mag sich ums Geld schlagen, wer nichts Besseres kennt und erwartet! Mag nach weltlicher Ehre streben, wer keine Ehre hat bei Gott! Christen haben dergleichen nicht nötig. Denn im Glauben besitzen wir mehr als „Güter“ – wir haben den Geber aller Güter! Wir haben mehr als „Leben“ – wir haben den Spender des Lebens! Wir brauchen keinen „Lohn“ – denn Gott selbst ist unser Lohn! Und so können wir leichten Herzens leben – und sogar leichten Herzens sterben. Wir dürfen heiteren Sinnes dableiben – und dürfen auch heiteren Sinnes gehen. Denn in Christus sind wir jetzt schon reicher, als die Welt uns jemals machen kann. Sollten wir also wegen der Endlichkeit dieses Erdenlebens Trübsal blasen? Machen wir uns lieber den freien Sinn jenes Mannes zu eigen und sprechen wir mit ihm: Gottlob! Ich bin bereit. Mein Testament ist fertig und mein Haus ist bestellt. Wann immer Gott will, tue ich meine Augen fröhlich zu!

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Welt, wo läufst du hin?

Haben sie einmal an einem Gebirgsbach gegessen, wo das Wasser rauschend von Stufe zu Stufe und von Stein zu Stein springt? Es scheint, als hätte es das Wasser ungeheuer eilig, in die Tiefe zu gelangen. Es hält keine Sekunde inne, sondern sucht sich stets den kürzesten Weg, drängt und schäumt, sickert und fließt, spritzt und gluckert. Es eilt am Betrachter vorbei, ist ruhelos und will nicht bleiben, sondern folgt der vorgezeichneten Bahn, als würde es sonst dort hinten, wo es dem Blick entwindet, etwas Wichtiges verpassen. Vom eigenen Gewicht fortgezogen drängt es voran, immer den Hang hinab, und kommt nirgendwo im Bett dieses Baches zur Ruhe – auch nicht im nächstgrößeren Fluss oder im breiten Strom des Rheins, sondern eigentlich erst im Meer. Erst da auf Meereshöhe ist dann Schluss mit der großen Wanderung. Und von dort geht's auch nicht mehr tiefer hinunter, sondern durch Verdunstung wieder nach oben. Aber davon sieht man natürlich nichts, wenn man am Gebirgsbach sitzt, wo das Wasser seine hektischen Sprünge macht. Denn dort am Bach kann man nicht mal sagen, ob dieses Wasser eher auf der Flucht oder auf der Suche ist, ob es eigentlich geschoben oder gezogen wird. Kennt man aber das Meer, so kennt man des Wassers Ziel. Und wenn man dort am Bach das Meer mitdenkt, versteht man viel besser, was den Kreislauf so mächtig antreibt. Man sieht das Meer nicht, aber man denke es mit. Und vielleicht kommt einem dabei in den Sinn, dass der Glaube etwas ganz Ähnliches tut. Denn jemand sagte mal: „Glauben heißt wissen, dass es ein Meer geben muss, wenn man einen Bach sieht“ (anonym). Der Satz will besagen, dass im Leben viele Dinge so einem ruhelos bewegten Gebirgsbach gleichen, und dass man auch beim Leben selbst ein Ziel mitdenken muss, um zu verstehen, was die Bewegung vorantreibt – auch wenn dieses Ziel außerhalb unseres Horizonts liegt. Als Kind habe ich das stark empfunden, wenn draußen die Rufe der Wildgänse zu hören waren. Ich lief dann vors Haus und starrte in den Himmel hinauf, wo die Wildgänse hoch oben in ihrer typischen Formation vorüberflogen. Mit dem Kopf im Nacken stand ich lange da. Und weil die Mutter uns Kindern den „Nils Holgersson“ vorgelesen hatte, kamen mir Bilder von fernen Landschaften in Afrika und Skandinavien in den Kopf. Bei dem Gedanken, dass die Wildgänse in ein paar Tagen dort ankämen (und welch grandiose Ausblicke sie unterwegs haben würden) befiel mich das Fernweh. Natürlich sah ich weder die Landschaften des Nordens noch die des Südens. Ich hörte nur die Schreie der Vögel. Aber so wie beim Wasser im Bach konnte ich das Ziel der Bewegung mitdenken, beneidete die Wildgänse um ihre Freiheit und verstand ihren so mächtigen und unermüdlichen Drang in die Ferne. Bewegungen sind oft nur von ihrem Ziel her zu verstehen. Und bei Menschen, die irgendeine Sehnsucht treibt, ist das nicht anders. Man beobachte nur, wie sich bei einem Schulausflug die Jungen und die Mädchen heimlich beäugen und sich umkreisen, wie sie sich untereinander necken und die eigene Wirkung testen, wie sie unbeholfen flirten, sich gegenseitig suchen und dann doch wieder flüchten, einander anlocken und abweisen – und sich in ersten Freundschaften ausprobieren. Auf Nachfrage würden sie es natürlich leugnen. Aber im Grunde möchten sie wissen, wie das mit der Liebe ist. Und niemand versteht, warum sie so seltsam umeinanderschleichen, wenn er dies große Ziel nicht kennt und mitdenkt. Denn während die Jugendlichen tun, als wären sie mit ganz anderem beschäftigt, suchen sie doch, was man „Liebe“ nennt. Und sie sind darin so beharrlich wie das Gletscherwasser, das zum Meer strebt, und wie die Wildgänse, die in den Süden fliegen. Ein Ziel, das man nicht sieht, zieht sie mächtig voran! Und – ist nicht alles Lebendige in so ein Streben verwickelt und stets „auf etwas aus“, wovon es magisch vorangezogen wird wie mit unsichtbaren Fäden? Wissenschaftler brüten über Büchern, Mikroskopen und Messwerten. Aber was sie su-

chen, liegt nicht mit auf dem Tisch, sondern es ist die Wahrheit – die ist der Magnet, der die Forschenden anzieht! Politisch engagierte Menschen sieht man Flyer verteilen, demonstrieren und Plakate kleben. Doch die Vision, in deren Bann sie stehen, der Traum von einer gerechten Gesellschaft, der ist nicht mit im Bild. Dieses Ziel muss man sich zur sichtbaren Bewegung hinzudenken, um sie zu verstehen. Und so geht es mit all dem tausendfachen Streben. Denn niemand mühte sich, wenn er nicht auf etwas aus wäre. Man läuft nur, wenn man irgendwo hin will. Und ohne den Impuls hoffender Erwartung, stünde man morgens nicht mal auf. Wenn daher Leben in der Bewegung besteht und in einer ständigen Veränderung des Suchens und Werdens – wenn das ganze Leben so ein Gebirgsbach ist, der nie stillsteht, sondern fort-eilt – muss es dann nicht ein „Meer“ geben, dem es zustrebt? Alles im Leben fließt und wir fließen mit. Nach Bleibendem suchen wir vergeblich. Gemeinsam stürzen wir der Zukunft entgegen. Und am liebsten würde man alles, was da hektisch vorüber-eilt, daraufhin befragen, wohin es unterwegs ist! Wer aber drüber nachdenkt, kann kaum anders, als zu der allumfassenden Bewegung ein Ziel hinzuzudenken. Denn wo die Dinge herkommen, mag interessant sein. Doch wo sie hinwollen, ist noch aufschlussreicher. Nicht das, was ein Mensch hinter sich ließ, beseelt ihn, sondern das Künftige, das er sucht. Wohin einer strebt und wofür er sich mit Herzblut einsetzt – das zeigt, wer er wirklich ist! Wenn daher die ganze Welt stets ruhelos in Bewegung bleibt, als würde sie an unsichtbaren Fäden vorangezogen, wenn sie in jeder Sekunde aus dem „jetzt“ ins „dann“ hinüber-eilt – muss man da nicht fragen: „Wohin des Wegs? Welt, wo läufst du hin? Was ist dein Ziel?“ Das Geheimnis des Baches liegt in dem Meer, dem er zustrebt. Das Geheimnis der Wildgänse liegt in den Landschaften des Südens. Die Jugend sucht nach der Liebe, die Wissenschaft nach der Wahrheit und die Politik nach Gerechtigkeit. Und da sollte die Welt insgesamt kein solches Geheimnis haben und kein verborgenes Ziel, auf das alles hinausläuft? Die Ereignisse springen eilig an uns vorüber – und manche reißen uns mit sich fort. Jeder Tag ist anders und fordert Entscheidungen. Mit jeder Geburt beginnt das Leben neu und stürzt sich der Zukunft entgegen. Wie aber könnte so viel Dynamik ohne Ziel sein? Muss ein so mächtiger Sog nicht von irgendetwas ausgehen, wie von einer tief verborgenen Kraft und starken Strömung? Die Geschichtsbücher berichten davon natürlich nichts. Sie betrachten nur den eng umrissenen Moment, in dem wieder einmal Völker und Interessen hart aufeinanderprallen. Doch „Glauben heißt wissen, dass es ein Meer geben muss, wenn man einen Bach sieht.“ Und wenn sich das Meer außer Sichtweite befindet, ändert das wenig. Denn das Vorfindliche ist in keiner Weise selbsterklärend. Natürlich lässt eine chemische Analyse des Gletscherwassers nicht auf das Meer schließen – wie auch eine tote Wildgans ihr Reiseziel nicht mehr verrät. Weder die Liebe noch die Wahrheit oder die Gerechtigkeit lassen sich unters Mikroskop legen, denn was Menschen beseelt, ist ebenso wenig „physisch“ wie die menschliche Seele selbst. Doch wer könnte je eine Bewegung verstehen, wenn er ihr Ziel außer Betracht lässt? Fragt er aber nach ihrem Ziel – kommt er dann noch an Gott vorbei als dem großen „Woher“ und „Wohin“? Mir gelingt das nicht einmal in der gedanklichen Bewegung. Denn überall, wo es graduelle Unterschiede gibt, die man auf einer Skala verzeichnen kann, frage ich mich, wo die Skala wohl ihr Ende hat. Es gibt Dinge, die sind brauchbar, und andere sind noch etwas besser. Manche sind richtig gut, und andere nennen wir hervorragend. Alle Qualitäten lassen sich steigern. Wenn man sie aber immer weiter steigert, wo kommt man dann hin? Muss man sich am Ende der Skala nicht ein Optimum denken, einen „Superlativ der Vollkommenheit“, der Gott selbst entspricht? Wenn ich Sekunden zu Minuten addiere, Stunden zu Wochen und Monate zu Jahren: läuft mein Denken dann nicht wie von selbst ins Unendliche hinein und endet erst beim Ewigen – also wiederum bei Gott? Gehe ich vom eigenen Schmutz aus und weiß, dass man sich von seiner Verkehrtheit stufenweise reinigen kann:

läuft der Gedanke dann nicht ganz automatisch auf zunehmende Heiligung hinaus und zuletzt auf den ultimativ Heiligen, nämlich auf Gott? Auch von der Macht und dem Wissen gibt es immer ein „mehr oder weniger“. Muss ich da nicht auch jenes Maximum denken, dass wir „Allmacht“ und „Allwissenheit“ nennen und nur Gott zuschreiben? Für meinen begrenzten Geist liegen die Enden der Skala nie in Sichtweite. Aber ohne Anfang und Ende gäbe es keine Skala! Und verlängere ich die vielen Linien ins Unendliche, so schneiden sie sich außerhalb des Blickfelds gerade dort, wo die Religionen Gott verorten. Daher drängt sich mir mit der Einsicht in die eigene Relativität zugleich der Gedanke des Absoluten auf. Und mit der Einsicht in die eigene Unvollkommenheit ist mir auch schon die Idee göttlicher Vollkommenheit gegeben. Die sehe ich zwar nicht, denn mein Blickfeld ist begrenzt. Aber wenn doch alles in der Welt strebt und drängt und hastig in Bewegung ist, als wollte es dringend über sich hinaus – sollten dann all die wirren Impulse auf „nichts“ hinauslaufen? Das ist wenig wahrscheinlich! Und eben dies Unwahrscheinliche immer wieder zu empfinden, ist ein religiöser Grundinstinkt. Denn wer über das Gewusel dieser Welt lange genug staunt, wird merken, dass es weit mehr Fragen aufwirft, als die Welt selbst beantworten kann. Der kleine Ausschnitt, den wir verstehen, verweist über die Welt hinaus. Es muss da mehr geben als die paar Fragmente, die wir mit Händen greifen können. Und Glauben heißt, sich dessen bewusst zu werden und einzusehen, dass es mit den Tatsachen der Welt noch nicht getan ist (Wittgenstein). „Glauben heißt wissen, dass es ein Meer geben muss, wenn man einen Bach sieht“. Es heißt erkennen, dass dieses Leben für sich genommen keinen Sinn ergibt. Es macht nur Sinn im Zusammenhang mit Gott. Und wenn unsere Seele in der Welt nicht zur Ruhe kommt, bezeugt sie damit selbst, dass ihre wahre Heimat woanders ist. Wären wir auf Erden wirklich zu Hause, fänden wir auch Frieden – und blieben ungerührt liegen wie die Steine. Tatsächlich sind wir aber ruhelos unterwegs und genauso wenig an unserem Ziel „angekommen“ wie die Welt insgesamt. Soviel wir auch von ihr essen, bleibt doch ein Hunger. Denn die einen werden am Genuss nicht satt – und die anderen nicht an der Liebe, an der Wahrheit oder der Gerechtigkeit. Im Grunde bedürfen wir nicht dieser oder jener Gabe, sondern bedürfen des Gebers. Und so werden die Menschen nicht müde zu laufen und zu ringen, zu streiten und zu geizen, zu forschen und zu kämpfen. Doch – ohne dass sie es wüssten – liegt ihr Ziel weit über diese Welt hinaus. Und Gott selbst, der dieses Ziel ist, bezeugt sein Dasein sehr nachdrücklich dadurch, dass er uns fehlt. Sein Fehlen zu bemerken, ist aber der Anfang des Glaubens. Und mehr als diesen Anfang braucht auch die Wildgans nicht, um ihrem Instinkt zu folgen. Sie wartet nicht lange auf einen Beweis. Sondern wenn der Schwarm immer unruhiger wird, fliegt er eines Tages davon. Die Tiere sehen ihr Ziel durchaus nicht vor sich. Aber sie tragen es in sich. Und hätten sie in Wahrheit kein Ziel – wozu wären ihnen dann Flügel gegeben? Sollte die Jugend nicht nach Liebe suchen – wozu erwachte dann die lockende Ahnung? Sollte der Forscher niemals Wahrheit finden – wozu dann die Neugier seines Geistes? Und sollte der politische Mensch nicht Gerechtigkeit finden – wozu wäre ihm ein waches Gewissen verliehen? Nicht vergeblich hat uns Gott den Wunsch nach Vollkommenheit ins Herz gelegt (Pred 3,11). Nicht um diesen Wunsch unerfüllt zu lassen, sondern um letztlich selbst die Erfüllung zu sein. Nicht unnütz sollen wir im Kreis laufen, sondern bei ihm ankommen. Nicht bloß hungern sollen wir, sondern auch sattwerden. Und darum, können wir uns das Wasser des Gebirgsbachs zum Vorbild nehmen. Denn das läuft und läuft in größter Geduld, sucht immer den kürzesten Weg, springt und windet sich durch tausend Ritzen, gibt aber niemals auf und ruht auch nicht, bis es das Meer gefunden hat. Natürlich weiß das Wasser nicht, was es da tut – wie es viele Menschen ja auch nicht wissen. Doch das, was ihnen unbewusst bleibt, hebt der Glaube ins Bewusstsein. Er erkennt das Leben als ein auf Gott gerichtetes Streben. Und er bejaht diese Richtung gerade auch

im schmerzlichen Ersehnen und Vermissen Gottes. Denn je mehr einer von Gott kosten durfte, desto schaler schmeckt ihm die Welt. Und folgerichtig spricht dann der Beter der Psalmen:

„Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, dass ich Gottes Angesicht schaue?“ (Ps 42,2-3).

„Mein Herz hält dir vor dein Wort: »Ihr sollt mein Antlitz suchen.« Darum suche ich auch, Herr, dein Antlitz“ (Ps 27,8).

„Gott, du bist mein Gott, den ich suche. Es dürstet meine Seele nach dir, mein ganzer Mensch verlangt nach dir aus trockenem, dürrem Land, wo kein Wasser ist. So schaue ich aus nach dir in deinem Heiligtum, wollte gerne sehen deine Macht und Herrlichkeit“ (Ps 63,2-3).

Wer so betet, erwartet nicht mehr, dass er in dieser Welt zur Ruhe käme. Er erwartet es nicht von der Familie und auch nicht mehr von den Sicherheiten und Freuden, die uns Wohlstand erkaufen kann. Wenn er aber überhaupt „ruht“, dann in eben jener Bewegung, die ihn Gott näher bringt. Nun klingt das paradox, dass man in einer Bewegung „ruhen“ könnte! Aber besser weiß ich den Vorteil nicht zu beschreiben, den wir als Christen genießen: Um des erfreulichen Zieles willen, können wir auch eine unerfreuliche Reise mit Gleichmut ertragen. Wir können uns mit dem Leben versöhnen, weil es der Übergang zu etwas Besserem ist. Wir reisen auch nicht ins Blaue hinein, sondern aus der Fremde in die Heimat. Gott lässt uns sicher bei ihm ankommen. Und in dieser Gewissheit, die das Ziel vorwegnimmt, kann man innerlich ruhen, auch wenn man äußerlich noch unterwegs ist. Bei aller Wirrnis hat unser Leben eben doch eine Richtung. Wir stürzen unserem Gott entgegen. Und das fröhlich zu bejahen, das ist des Glaubens Vorrecht und großer Trost.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Anonyme Christen?

Haben sie mal den Ausdruck gehört, jemand sei ein „praktizierender“ Katholik? Das ist eine Wendung, die immer mal wieder begegnet. Doch wenn ich sie höre, frage ich mich, was dann wohl die anderen sind. Der eine soll ein „praktizierender Katholik“ sein. Und die anderen sind dann – was? Sind das Katholiken im „Stand-by-Modus“? Sind die gerade „offline“? Oder sind sie nur „rein theoretisch“ Katholiken? „Outen“ sich praktizierende Katholiken, während die anderen „inkognito“ bleiben? Oder haben die irgendwo an ihrem Glauben die Pausentaste gedrückt? Ich frage mich dann, wie das gehen soll. Denn natürlich kenne ich Ärzte, die zeitweise nicht praktizieren, kenne auch Tänzer, die nicht immer tanzen, und Musiker, die eine Weile nicht spielen. Die können ihre erlernte Fertigkeit jederzeit wieder ausüben! Doch was soll ein „nicht-praktizierender“ Christ sein? Etwa einer, der glauben könnte, wenn er mal wieder Zeit dazu fände? Oder einer, der die Kunst des Christ-Seins beherrscht, aktuell aber keinen Gebrauch davon macht? Natürlich weiß ich, wie der Ausdruck gemeint ist: Der nicht-praktizierende Christ gehört bloß formal seiner Kirche an, der praktizierende richtet sein Leben daran aus – das will der Ausdruck sagen! Doch liegt darin ein Missverständnis, wenn man den „nicht-praktizierenden“ trotzdem als „Christen“ bezeichnet. Denn christlicher Glaube ist keine Fertigkeit, die man „theoretisch“ noch zur Verfügung hat, auch wenn man sie „praktisch“ nicht nutzt. Sondern wenn ein Mensch seinen Glauben nicht lebt, dann hat er eben keinen. Und umgekehrt – wenn er einen Glauben hat, darf man davon ausgehen, dass er ihn auch irgendwie lebt und praktiziert. Christ-Sein ist nichts, was man zu Weihnachten aus der Schublade ziehen und an Silvester wieder wegpacken kann. Vielmehr: Einen Glauben, den man nicht lebt, hat man verloren – weil es Religion als „Konserve“ genauso wenig gibt wie eine vorübergehend „inaktive“ Liebe. Ein Liebender, der nicht liebt, hat aufgehört, ein Liebender zu sein. Er kann seine Liebesbeziehung nicht „auf Eis legen“, ohne sie damit preiszugeben. Und so eine Beziehung ist der christliche Glaube eben auch. Er ist liebende Hingabe an Gott. Und dass man davon nichts merken sollte, ist so unwahrscheinlich, wie dass einer heftig verliebt wäre, ohne dass es sich irgendwie zeigt. Denn was uns innerlich ergreift, das äußert sich auch. Und wo sich nichts äußert, weil einer nichts von dem lebt, was zum Christ-Sein gehört, da ist er eben kein Christ. Nur kann man das kaum aussprechen, ohne dass sich jemand empört. Denn viele sind der Meinung, wenn sie getauft wurden, sei das für den Rest ihres Lebens genug. Sie verstehen ihre Zugehörigkeit zur Kirche wie eine Mitgliedschaft im Golfclub, die zwar Geld kostet, sie aber nicht wirklich verpflichtet Golf zu spielen. Man kann auch seinen Beitrag zahlen – und das Golfen den anderen überlassen! Doch davon, dass ich mir Turnschuhe kaufe, bin ich noch kein Sportler. Der Aufenthalt in einer Garage macht mich nicht zum Auto. Und so kann auch niemand auf „rein theoretische Weise“ religiös sein. Denn Glaube ist Hingabe. Und wo die einen Menschen erfasst, manifestiert sich das in konkretem Verhalten. Oder sehen wir das nicht bei den Anhängern ganz anderer Leidenschaften? Wenn jemand ein Fußballfan ist, wendet er Zeit auf, um möglichst viele Spiele seines Vereins zu besuchen. Der scheut dann keine Kosten für die Anreise und den Eintritt! Er besorgt sich nicht nur ein Trikot seines Lieblingsspielers, sondern schenkt auch seinen Kindern welche. Er trägt einen Schal in Vereinsfarben. Wenn er jemanden findet, mit dem er über die Liga-Ergebnisse reden kann, wird ihm die Zeit nie zu lang. Und da er sich ständig mit Fußball beschäftigt, wird er auch ganz von selbst zum Experten, der die Vereinsgeschichte auswendig kennt. So ist das mit echter Hingabe! Und warum sollte es bei Christen anders sein? So wie der Fußballfan wendet auch ein Christ Zeit auf und will sonntags in seiner Kirche nicht fehlen. Wie der Fußballfan auf seinen Verein stolz ist,

so verschweigt ein Christ seinen Glauben nicht, sondern redet gern darüber. Was dem Fan sein Schal, ist dem Christen vielleicht der Fisch auf dem Auto oder das Kreuz an der Wand. Und wie ein Fußballfan fährt er gern dorthin, wo sein Verein gegründet wurde – macht also Pilgerfahrten nach Jerusalem oder Rom. Wie ein Fan ganz von selbst zum Experten für seinen Sport wird, so wächst beim Christen über die Jahre ein immer tieferes Verständnis der Bibel. Und wie der Fan sein Bier am liebsten im Vereinslokal trinkt, weil dort alle so „ticken“ wie er, sucht auch der Christ die Gemeinschaft verwandter Seelen. Denn was unser Herz erfüllt, das äußert sich ganz von selbst und wird auf irgendeine Weise „praktisch“, ohne dass man den Menschen lange drängen müsste. Bei dem einen zeigt es sich so und bei dem anderen anders – aber bei jedem irgendwie. Wenn dagegen einer sagt, er sei ein großer Fan seines Vereins, kennt aber den Namen keines einzigen Spielers – glauben wir ihm dann? Er hat seit Jahren kein Spiel besucht? Er kennt die Hymne nicht, die in der Fankurve gesungen wird? Gespräche über Fouls und Schiedsrichterfehler langweilen ihn? Und vom letzten Trainerwechsel weiß er nichts? Wer würde dem abnehmen, dass er wirklich ein Fan sei? Ebenso wenig glaubhaft ist ein „nicht praktiziertes“ Christentum. Denn wer nach Jesus nicht fragt und zum Beten keine Zeit hat, wer die Kirche nicht betritt und um alle Gemeindekreise einen Bogen macht, wer von der Bibel nichts weiß und auch nichts wissen will, wer die Feste nicht feiert und schon ewig nicht mehr beim Abendmahl war – was für ein Christ soll das bitte sein? Etwa einer, der „inkognito“ unterwegs ist? Oder einer, der noch auf den richtigen Moment wartet, um sein „Coming-out“ als Christ zu erleben? Es ist nicht als Vorwurf gemeint! Aber wenn ich nicht reite, nicht schwimme und nicht fliege – sollte ich mich dann einen „Reiter“, einen „Schwimmer“ oder einen „Flieger“ nennen? Bloß im Stillen zu vermuten, es gäbe ein „höheres Wesen“, ist nicht Glaube im Sinne des Neuen Testaments. Der erfordert Hingabe! Und wo ein Mensch von dieser Leidenschaft ergriffen ist, schenkt er seinem himmlischen Gegenüber auch Zeit und Aufmerksamkeit. Das, woran unser Herz hängt, findet auch Raum in unserem Leben. Und was im Leben keinen Raum findet, daran hängt in Wahrheit nicht unser Herz. Dass ein Christ aber für das, was ihn bewegt, keinen passenden Ausdruck fände, ist schwer zu glauben. Denn ganz nach persönlicher Neigung kann er Gottesdienste besuchen, Kerzen entzünden, religiöse Kunst betrachten, Bibel lesen, gesellig sein, sich theologisch bilden, im Kirchenvorstand mitarbeiten, im Kirchenchor singen oder sich mit der Biografie von Glaubenszeugen beschäftigen. Man kann sich in einem Hauskreis austauschen oder diakonische Aktionen starten. Man kann Seelsorge üben, Wachen, Beten, Meditieren, Fasten, Schweigen, Musizieren, Pilgern, Segnen, Missionieren, Fürbitte halten, Erbauliches lesen, Abendmahl feiern, Ehrenämter übernehmen oder schöne Kirchen besichtigen. An Ausdrucksformen des Glaubens herrscht wahrlich kein Mangel! Wer aber diese praktischen Ausdrucksformen weder kennt noch nutzt – ist der wohl heimlich ein „Fan“? Das Ding ist so groß wie eine Ente, es läuft wie eine Ente und quakt wie eine Ente? Wird es wohl eine Gazelle sein? Der Mann redet wie ein Heide, lebt wie ein Heide und bekennt sich dazu? Wird er wohl insgeheim Christ sein?

Die Sache ist klar genug. Warum scheuen wir uns aber, die Dinge beim Namen zu nennen? Vielleicht weil wir selbst nur auf halbherzige Weise glauben und fürchten, dass wir dem Bild lebendigen Christ-Seins selbst nicht entsprechen? Vielleicht weil wir's im Bewusstsein eigener Defizite unpassend fänden, anderen Leuten das Christ-Sein „abzusprechen“, in deren Seele wir doch nicht hineinschauen? Oder vielleicht weil wir die Hoffnung nicht aufgeben, dass mancher auf heimliche Weise gläubiger ist, als er nach außen hin scheint? Tatsächlich verunsichert uns das, wenn wir sympathische und hilfsbereite Menschen treffen, die nach eigenem Bekunden nicht gläubig sind – und dennoch im Sinne Jesu handeln. Man fühlt sich ihnen verwandt und staunt, weil manche von ihnen die „christlichen Werte“ konsequenter leben als wir. Ja,

man hat den Eindruck, sie wären eigentlich Christen, ohne sich darüber im Klaren zu sein. Gern unterstellt man dann, das seien „anonyme Christen“ und in der Tiefe ihres Herzens wüssten sie sehr wohl von Gott – nur wüssten sie eben nicht, dass sie von ihm wissen. So möchte man sie für die gute Sache der Christenheit vereinnahmen. Doch liegt darin ein Denkfehler. Denn man vergisst, dass ein Mensch nicht dadurch zum Christen wird, dass er besonders moralisch lebt, sondern dadurch, dass er (an der eigenen Moralität verzweifelnd) sein Heil bei Christus sucht. Bonhoeffer sagt es ganz deutlich: „Christ ist der Mensch, der sein Heil, seine Rettung, seine Gerechtigkeit nicht mehr bei sich selbst sucht, sondern bei Jesus Christus allein.“ Und das macht den Unterschied zwischen einem sympathischen Heiden und einem vielleicht eher unangenehmen christlichen Bruder. Der Letztere wird dadurch zum Christen, dass er nicht bloß im Allgemeinen Gerechtigkeit, Heil und Frieden sucht, sondern das alles in Christus sucht. Sein Streben nach Sanftmut, Güte und Demut ist vielleicht nicht von Erfolg gekrönt, aber es findet seinen Antrieb in Christus. Und wenn ihn jemand nach seiner Daseinsberechtigung fragt, verweist er nicht auf seine Verdienste, sondern wiederum auf Christus. Ein Christ lebt überhaupt nicht aus sich selbst, sondern lebt von Gottes Wort als der externen Quelle seines Trostes und seiner Kraft. Das ist die Bindung, die ihn bindet, das ist der Halt, der ihn hält! Und mit dem humanistischen Ideal eines edel gesinnten „guten Menschen“ hat das rein gar nichts zu tun – sondern im Gegenteil ist Christentum eher etwas für Leute, die bereits an all ihren Idealen gescheitert sind. Genau darum suchen sie ihr Heil nur noch bei Christus. Und wie sollte es zugehen, dass einer das von sich selbst nicht wüsste? Nein – bei allem Respekt vor hilfsbereiten, ethisch vorbildlichen Heiden – man ist nicht Christ, ohne etwas davon zu merken! Denn die Hingabe an Gott äußert sich zwar je nach Veranlagung mal so und mal anders. Sie äußert sich aber bei jedem Christen irgendwie. Und aus welchem Grund sollte ein gläubiger Mensch dann verschmähen, was Christus ihm nahelegt – wie etwa das Gebet, die Gemeinschaft, die Sakramente und das Bibellesen? Mitmenschlichkeit ist schön und lobenswert. Aber Mitmenschlichkeit ohne Gott ist kein Glaube. Und darum kann das Konzept des „anonymen Christ-Seins“ nicht überzeugen. Christlicher Glaube ist keine so diffuse „Einstellung“, dass er leicht übersehen oder dem Betreffenden „unbewusst“ bleiben könnte. Glaube wird sichtbar in der Gemeinschaft mit anderen Christen gelebt, weil sich der Einzelne nicht selbst segnen oder trösten, ermahnen oder taufen kann. Man ist auf die Dauer auch nicht Christ, ohne dass es irgendwer merkt. Und so sollten wir keine Menschen vereinnahmen, die das gar nicht möchten, und sie zu „Christen ehrenhalber“ ernennen, nur weil sie freundlich und guten Willens sind. Zu offenkundig ist da der Wunsch der Vater des Gedankens. Denn wenn eine Fußballmannschaft im eigenen Stadion vor leeren Rängen spielt, und der Trainer behauptet hinterher, sein Verein hätte jede Menge Fans, es seien aber „nicht-praktizierende“ und „anonyme“ Fans – nehmen wir ihm das ab? Wenn er stolz verkündet, eigentlich seien alle Anhänger seines Vereins, es wäre den Leuten nur nicht bewusst, denn sie wären Fans auf „heimliche“ Weise – lachen wir dann nicht? Sie sind fast alle Fans, aber selbst zum Heimspiel kommen sie nicht? Sie sind Fans, aber bei einem Sieg jubeln sie nicht? Kirche darf sich solchen Illusionen nicht hingeben. Denn, dass im Grunde alle Menschen Christen wären (und sie wüssten es nur nicht), dass es eigentlich alle wären (und sie praktizierten es nur nicht), dass es letztlich alle wären (aber nur auf „anonyme“ Weise) – das ist Unsinn. Es gibt zwischen Christen und anderen Menschen deutlich erkennbare Unterschiede. Und dem Neuen Testament zufolge ist auch nicht egal, auf welcher Seite einer steht, sondern genau darauf kommt's an. Christus kennt die Seinen, und die Seinen kennen ihn (Joh 10,1-30). Die Übrigen aber gilt es nicht ungefragt zu umarmen und zu vereinnahmen, sondern es gilt sie auf direkte und ehrliche Weise für Christus zu gewinnen. Unsere Entschiedenheit sollte sie neugierig machen,

unsere Begeisterung sollte sie anstecken, unser Zeugnis sollte sie in Grübeln bringen. Weil sie uns nicht egal sind, kann uns nicht egal sein, ob sie zum Glauben finden! Dass aber jeder auf seine Weise etwas dazu beitrage, das schenke uns Gott, der sich ungeteilt hingeeben hat – und auch von uns ungeteilte Hingabe erwarten kann.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)

Kirche in der Krise

Wenn jemand sagt, die Kirche sei in einer Krise, dann klingt das wie selbstverständlich – und niemand widerspricht. Denn die Symptome sind so offensichtlich, dass keiner sie übersehen kann. Auch die Pfarrer wissen, dass sie die Mehrheit der Menschen nicht mehr erreichen. Und natürlich hat jeder seine Ansicht, woran es liegen mag. Vielleicht am „Geist der Zeit“, am naturalistischen Weltbild, an der Konsumgesellschaft oder den Medien. Um die Frage zu klären, beschäftigt die Kirche auch Soziologen und Psychologen, die immer neue Studien vorlegen. Man möchte wissen, warum der Glaube so an Relevanz verloren hat! Doch eine Überlegung wird nie angestellt. Denn es fragt keiner, ob Gott noch auf unserer Seite steht – bzw. wir auf seiner. Wir diskutieren die gestörte Beziehung der Kirche zum Kirchenvolk. Wir diskutieren aber nicht die eventuell gestörte Beziehung der Kirche zu ihrem Herrn. Das finde ich einerseits verwunderlich – und andererseits scheint mir die einseitige Betrachtung selbst schon ein Ausdruck der Krise zu sein, weil man zwar viele gesellschaftliche Trends in den Blick nimmt, aber gar nicht auf die Idee kommt, Gott könnte in dieser Sache ein relevanter Faktor sein. Dabei wär's doch denkbar, dass Gott selbst unwillig wurde und diese Krise über uns verhängte! Ich behaupte gar nicht steif und fest, dass es so sei. Aber es scheint mir seltsam, dass wir die Frage nicht stellen! Der Patient Kirche ist offensichtlich krank. Aber keiner der vielen Ärzte zieht in Erwägung, dass die Gottesbeziehung gestört sein könnte, von der Kirche lebt! Man lässt diesen Gedanken gar nicht erst aufkommen. Und so wird zwar ständig diskutiert, wie sich neue Gemeindeglieder „gewinnen“ und an Kirche „binden“ lassen. Aber der Herr der Kirche scheint kein Faktor zu sein, den man dabei berücksichtigen müsste. Man will „wissenschaftlich“ an die Sache herangehen. Weil Gott aber in den empirischen Studien nicht vorkommt, hat Kirche gerade dort, wo sie „sehend“ sein sollte, einen „blinden Fleck“. Der wichtigste Akteur in kirchlichen Dingen wird nicht berücksichtigt. Man betrachtet die Lage lieber aus dem betriebswirtschaftlichen oder humanwissenschaftlichen Blickwinkel als aus dem theologischen. Und so entsteht der Eindruck, dass Kirche sich von Change-Management, Event-Kultur und Fundraising, Digitalisierung, Strukturreform und PR-Arbeit mehr Hilfe verspricht als vom Vater Jesu Christi. Natürlich fühlen sich die Funktionäre da missverstanden und weisen es von sich. Aber seltsam ist die Sache doch. Denn Kirche ermuntert alle Menschen, sich mit Gott zu beschäftigen. Sie selbst aber ist weniger mit Gott, als mit sich selbst beschäftigt. Außenstehende werden auf Transzendenz verwiesen. Doch die Kirche selbst scheint der Immanenz verhaftet. Sie versucht mit den Mitteln der Welt ihre Stellung in der Welt zu sichern. Und während der Glaube der Bevölkerung schwindet, geht man das geistliche Problem an, als wäre es praktischer Natur und ließe sich durch neue Formen der Kommunikation und Interaktion beheben. Dabei ist es eine evangelische Grundüberzeugung, dass der Heilige Geist den Glauben wirkt „wo und wann er will“ (CA V) – und ihn folglich nicht überall und nicht immer wirken muss. Wollte Gott vielleicht nicht, könnte das der wahre Grund sein, weshalb der Kirche so langsam die Christen ausgehen. Glaube ist schließlich kein Menschenwerk, sondern Gottes Werk im Menschen! Wenn der ihn aber in Mitteleuropa immer seltener weckt (wie es doch den Anschein hat) – könnte es da nicht sein, dass die Kirche weniger ein Problem hat mit „den Leuten“, als mit dem Gott, für den sie stehen soll? Manche Kollegen würden mich gern dafür steinigen, dass ich es wage, so zu fragen. Die Vorstellung ist ja auch unerhört, dass Gott nicht alles segnen sollte, was wir Pfarrer so treiben! Aber könnte er nicht Gründe haben, bestimmten Formen von Religion seine Unterstützung zu entziehen? Ein Teil des geistlichen Personals ist so undogmatisch, bibelkritisch und bekenntnisfrei, dass man den Eindruck hat, sie kämen gut

ohne Gott aus. Für soziales Engagement, Kulturmanagement, Konzertbetrieb und Kirchenyoga braucht man ihn ja nicht. Und was die „Verkündigung“ betrifft, kann man munter wechseln zwischen Infotainment und Gruppentherapie, Motivationstraining und Handpuppen-Theater. Wenn Gott aber sieht, welche Blüten das treibt, sagt er vielleicht „ok, macht das mal ohne mich.“ Wir Pfarrer wollen das natürlich nicht denken. Wir tun gern so, als sei das doch wohl ausgemacht, dass wir mit Gott ganz einig sind. Und ich verstehe den Ärger, wenn's einer in Zweifel zieht. Denn viele Kollegen rackern sich wirklich ab und wundern sich, dass Gott sein „Bodenpersonal“ nicht kräftiger unterstützt. Doch wenn Gott den Eindruck hätte, dass wir etwas Wesentliches falsch machen oder gar nicht mehr bei der Sache sind – könnte er sich da nicht aufs Schweigen verlegen und auch die Ohren derer verschließen, zu denen wir reden möchten? Ich behaupte gar nicht, dass es so sei. Aber wär's nicht wert, mal drüber nachzudenken? Gewiss steht Gott zu seinem Evangelium – und tut das in alle Ewigkeit! Die Erbauung des Leibes Christi ist sein eigenes Projekt, das er im Weltmaßstab keineswegs vernachlässigt, sondern vorantreibt! Aber er tut es eben „wo und wann er will“ – und nicht unbedingt gerade bei uns. Luther nennt das Wort Gottes einen „fahrenden Platzregen“, der weiterziehen kann, wenn das Evangelium nicht dankbar aufgenommen wird. Kirche ist auch nicht schon deshalb „Kirche“, weil es vorne an der Tür steht. Sie ist Kirche durch die Treue zu ihrem Auftrag. Wenn Gott sie aber nicht wirklich treu befände, sondern den Eindruck hätte, die Braut Christi habe sich mit anderen eingelassen – könnte er da nicht die Lust verlieren (vgl. Hosea 1-2)? Muss ihm denn alles gefallen, was wir uns ausdenken? Muss er alles segnen, was uns einfällt? Die Bibel zeigt jedenfalls an vielen Stellen, dass Gott auch religiösen Menschen den Rücken kehrt, wenn sie ihn auf falsche Weise verehren. Ich erinnere nur an Aarons Söhne Nadab und Abihu (3. Mose 10,1-2). Den beiden wurden priesterliche Aufgaben übertragen. Sie sollten Spezialisten fürs Rituelle und Kultische sein. Doch haben sie's gleich bei ihrer Priesterweihe verbockt, weil sie das Rauchopfer mit „fremden Feuer“ entzündeten, das dazu nicht vorgesehen war. Und auf diesen Kunstfehler folgte unmittelbar die Strafe. Feuer ging aus vom Herrn. Und plötzlich lagen zwei verkohlte Leichen vor dem Altar, weil Nadab und Abihu das Heilige und das Profane nicht recht zu unterscheiden wussten. Gott zeigte keine Toleranz gegenüber liturgischen Experimenten. Er wollte nicht anders verehrt werden, als er es selbst geboten hatte. Ein anderes Beispiel: Zu der Zeit König Ahabs gab es am Hof in Samaria 400 stolze Propheten, die sicher angesehene Leute waren. Übereinstimmend prophezeiten sie, was der König hören wollte. Und viele dachten, wenn schon mal 400 Theologen in etwas übereinstimmen, könnten sie schwerlich irren. Aber Gott stand durchaus nicht auf der Seite des geistlichen Personals, sondern blamierte jene 400, als er ihnen durch Micha widersprach, und der König in sein Unglück lief (vgl. 1. Kön 22). Auch die Söhne des Priesters Eli waren Kleriker – und dennoch ruchlose Männer (vgl. 1. Sam 2,12ff). Sie nahmen vom Opferfleisch, was ihnen nicht zustand, und schliefen bei den Frauen, die vor der Tür der Stiftshütte dienten. Gott aber zögerte nicht, Elis Sippe das Priestertum zu entziehen. Er ließ an einem Tag zwei der Söhne sterben – und den alten Eli gleich dazu. Denn der Vater war gegen das Treiben seiner Söhne nicht eingeschritten (vgl. 1. Sam 4,17-18; 3,12-14). So fühlt sich Gott zwar jederzeit gebunden an das Wort seiner Verheißung. Er fühlt sich aber nicht an jede Institution gebunden, die sich darauf beruft, und nicht an jeden Geistlichen, der seinen Namen im Munde führt. Als Mose lange auf dem Sinai blieb, und Aaron sich vom Volk überreden ließ, ein goldenes Kalb anzufertigen, sollte es durchaus nicht das Bild eines fremden, sondern des eigenen Gottes sein (2. Mose 32,4). Aaron hat es nur gut gemeint. Bloß die äußere Form der Verehrung wollte er (kreativ und zeitgemäß!) an die religiösen Bedürfnisse des Volkes anpassen. Doch Gott zeigt sich für die „neuen Gottesdienstformen“ wenig aufgeschlossen und reagiert höchst undankbar. Ja, selbst von dem schö-

nen Tempel, den Salomo zu seiner Ehre baute, konnte Gott sich distanzieren, als ihm das interreligiöse Treiben seines Volkes zu bunt wurde. Denn jenes babylonische Heer, das Jerusalem verwüstete und den Tempel zerstörte, rief Gott selbst zum Strafgericht herbei. Und Israel legte den Verlust des Tempels und des Landes nicht etwa Gott zur Last (als hätte er versagt), sondern führte beides auf das eigene Verschulden zurück – und auf den Niedergang des Glaubens unter den auf Salomo folgenden Königen (vgl. z.B. Kgl 1,5.8.18.20). Gott bleibt sich jederzeit treu und bleibt auch seinem Wort treu – aber nicht jedem, der sich darauf beruft. Und wenn die Gemeinde seinen Willen nicht achtet, sagt der Prophet Amos, dann mag Gott auch das Geplärr ihrer Lieder nicht mehr hören. Ja, er ist dann ihren Feiertagen gram, mag ihre Versammlungen nicht riechen, mag ihre Dankopfer nicht ansehen und ihre Musik nicht hören (Amos 5,21-23). Ähnlich vehemente „Kultkritik“ findet sich bei vielen Propheten (Hos 4,4-13; Jes 1,10-17; Jer 7; Hes 8,7-18; Mal 2,1-9). Und sie hört im Neuen Testament keineswegs auf. Denn Jesus warnt vor dem Sauerteig der Pharisäer und Sadduzäer (Mt 16,5-12) und streitet auch sonst vorwiegend mit dem religiösen Establishment, den Repräsentanten des Tempels und den schriftgelehrten Theologen. Er schlägt sich nicht automatisch auf die Seite der kirchlichen Autoritäten. Vielmehr macht ihn der Rummel um das Heiligtum derart wütend, dass er die Händler und Wechsler aus dem Tempel vertreibt (Mt 21,12-13). Die merkantile „Umnutzung“ des Gotteshauses widerstrebt ihm ebenso wie alle inszenierte Frömmigkeit. Und nur weil einer „Herr, Herr“ ruft und in seinem Namen weissagt, muss Christus sich nicht zu ihm bekennen (Mt 7,21-23). Auch christliche Gemeinden werden heftiger Kritik unterzogen, wenn sie Irrlehren dulden oder im Glauben lau und träge werden (Apk 2-3). Und dabei steht keineswegs der Verlust von Mitgliedern im Vordergrund oder der Verlust „gesellschaftlicher Relevanz“, sondern die viel bedrohlichere Möglichkeit, dass Gott sich von seiner Gemeinde distanzieren könnte. Was will ich damit aber sagen? Eigentlich nur, dass Gottes Herrlichkeit „mobil“ ist und sich die Freiheit nimmt, zu wohnen, wo sie will. Während der Wüstenwanderung zieht sie tagsüber vor dem Gottesvolk her. Wenn aber die Stiftshütte errichtet wird (jenes transportable Zeltheiligtum das als Ersatz für einen Tempel dient), dann „wohnt“ die Herrlichkeit Gottes darin als Manifestation göttlicher Gegenwart (vgl. 2. Mose 40,34-38). Sie erscheint sichtbar wie eine „Wolke“, kann sich dem Auge aber auch wieder entziehen. Und später geht sie auf dieselbe Weise in den Tempel ein (1. Kön 8,10-11). Sie ist aber im Heiligtum niemals gefangen, sondern bleibt jederzeit frei, zu kommen und zu gehen. Und darum hat die Herrlichkeit Gottes bei Hesekiel auch Räder. Ja – man lese das ruhig einmal nach (Hes 10)! Hesekiel beschreibt in seiner Vision ein raffiniertes Räderwerk, das es der Herrlichkeit Gottes ermöglicht, sich spontan in jede Richtung zu bewegen, ohne dass sie sich dazu drehen oder wenden müsste. Man versteht nicht gleich, wozu das gut sein soll. Es erklärt sich aber, wenn man im folgenden Kapitel liest, wie die Herrlichkeit Gottes Jerusalem verlässt, um Tempel und Stadt der Zerstörung preiszugeben (Hes 11), und erst im 43. Kapitel wieder zurückkehrt, um die von Unrecht gereinigte Stadt und den erneuerten Tempel wieder in Besitz zu nehmen. Gottes Herrlichkeit hat Räder und ist nur gebunden, wenn Gott sich binden möchte. Durch „Mobilität“ wahrt sie ihre Freiheit gegenüber religiösem Gebrauch und Missbrauch. Denn Gott ist zwar immer „da“. Er ist aber nicht immer „für uns da“. Und wo man ihn nicht sucht, muss Gott sich nicht finden lassen. Wenn wir ihn aber gar nicht erst suchen, sondern voraussetzen, dass er allzeit bereitsteht, wie ein Stück Inventar, das in keiner Kirche fehlt, wird ihm das schwerlich gerecht. Denn wir verfügen zwar über feierliche Gewänder, Glocken, Kreuze und Orgeln. Vielleicht haben wir sogar die Mehrheit in einer synodalen Versammlung, gute Verbindungen zur Presse und Rückhalt in der Politik! Aber muss Gott darum auf unsrer Seite stehen? Wenn er's aber nicht muss – warum löst die kirchliche Krise nicht entsprechende Fragen aus? Warum unter-

stellt man, es könne nur das Kirchenvolk auf Distanz gehen, nicht aber der Herr dieses Volkes? Warum werben wir fleißig um die Unterstützung der Menschen, richten den sorgenvollen Blick aber nicht auf die Unterstützung Gottes? Haben wir ihn denn so fest unter Vertrag, dass wir seinen Segen fraglos voraussetzen dürften? Nur zu gern unterstellt man, Gott wolle jeden Menschen erwählen, berufen und retten (das habe er pauschal so beschlossen) – und folglich läge es allein an den Menschen, wenn sie sich gegen Gottes Umarmung sträuben. Aber diese Weiche hat Melanchthon falsch gestellt. Unter seinem Einfluss verfestigte sich die Idee eines allzeit willigen Gottes, der alle rettet, die sich nicht entschieden genug wehren. Und setzt man das voraus, kann Gottes Routine nur von törichten Menschen gestört werden, die seinem Geist widerstreben. Glaubenskrise und Glaubensschwund haben dann mit Gott selbst nichts zu tun – und die Kirche richtet ihre Aufmerksamkeit umso einseitiger auf die ihr entfremdeten Menschen. Doch tatsächlich entsteht Glaube nicht, wo wir das geschickt ermöglichen, sondern wann und wo Gott will. Und dass er nicht immer will, nicht alle beruft und nicht alle erwählt, wäre selbst dann offenkundig, wenn es nicht geschrieben stünde (vgl. Mt 22,14; Röm 9,18). Gott ist frei in seinem Erbarmen. Er kann sein Wort geben und wegnehmen, kann Ohren öffnen und verschließen. Und so drängt sich die Frage auf, ob Kirche ihre Krise nicht allzu harmlos missversteht, wenn sie nur wie gebannt auf die Menschen starrt, die sich ihrem Werben entziehen, und nicht erwägt, ob sich nicht vielleicht Gott entzieht. Wir diskutieren, warum wir die Intellektuellen verloren haben, die Industriearbeiter und die Klimabewegten, die Ostdeutschen, die Generation XY und die Multikulturell-Progressiven. Kirche versucht sich mit kulturellen und sozialen Dienstleistungen unentbehrlich zu machen – und sucht so den Rückhalt der Gesellschaft. Aber dass Gott auf unserer Seite steht: ist das schon immer ausgemacht? Was Gott will, unterliegt scheinbar keinem Zweifel. Ich habe jedenfalls noch keine Pfarrkonferenz erlebt, in der dieser Frage nachgegangen wurde! Da wird nur untersucht, wie wir bei „den Leuten“ gut ankommen. Aber sind die denn „Auftraggeber“ und „Kunden“ der Kirche, so dass sich unser Angebot an ihrer Nachfrage zu orientieren hätte? Müsste nicht Gottes Anerkennung der Kirche wichtiger sein als die öffentliche Meinung? Gott hat es in der Hand, jedes Herz zu gewinnen, das er gewinnen will. Wenn er's aber so häufig nicht tut – warum kommt niemandem in den Sinn, dass sich eventuell Gott entzieht, so dass wir zur Verstockung predigen? Wir vermissen für unser „Kirchenschiff“ den himmlischen Rückenwind. Aber vielleicht ist ja gar nicht die Windrichtung verkehrt, sondern der Kurs, den wir steuern? Was die Kennzeichen der wahren Kirche sind, könnte man bei den Reformatoren nachlesen. Und ob unsere Verkündigung dem „sola gratia“ und „sola scriptura“, dem „sola fide“ und dem „solus Christus“ entspricht, ließe sich prüfen. Doch in solchen Dingen ist man sorglos geworden – und tut so, als wäre es längst Konsens, dass wir in Bekenntnisfragen keinen Konsens brauchen. Man hat genug andere Probleme. Aber ist das nicht eigenartig, wenn gerade die evangelische Kirche (die doch selbst aus der Korrektur theologischer Fehlentwicklungen im Katholizismus erwuchs), nicht damit rechnet, dass sie ihre aktuellen Probleme durch theologische Fehlentwicklungen verursacht haben könnte? Wir kreisen um die Menschen, die es zu „gewinnen“ gilt. Doch wofür wir sie gewinnen, scheint nicht so wichtig. Wenn unser Problem aber gar nicht darin bestünde, dass wir den an Gott Zweifelnden zu fern wären? Wenn unser Problem darin bestünde, dass wir ihnen mental zu nahe stehen? Vielleicht resultiert die Krise ja nicht daraus, dass sich die ungläubigen Massen zu weit von der Kirche entfernt haben, sondern daraus, dass die Kirche (diesen Massen nacheilend) ihrem Unglauben zu nahe kam? Meint Kirche vielleicht (in verkehrtem Anschluss an Bonhoeffers Wort), sie sollte in der Welt leben „als ob es Gott nicht gäbe“? Ist sie vielleicht auf der Suche nach dem „religionslosen Christentum“ so überraschend erfolgreich gewesen, dass selbst Gott sein säkulares Volk nicht mehr wiedererkennt? Jemand

könnte denken, das sei eine böse Rede, und dass ich manchen Unrecht tue, die sich redlich um Kirche bemühen. Wie darf der hinterfragen, ob wir Gott noch auf unserer Seite haben – wie darf der so etwas auch nur denken? Ich aber weise darauf hin, dass die Herrlichkeit Gottes Räder hat. Und ich will sie nicht am Horizont entschwinden sehen. Gott weicht keinen Millimeter von seinem Wort, das sei noch einmal betont. Wer im Glauben Christus ergreift, hat mit ihm den Vater und den Geist und die ganze Gottheit! Die Kirche als Leib Christi wird auch ewig fortbestehen – und ist in dieser Welt so ziemlich das einzige, worum man sich keine Sorgen machen muss, weil Gottes Projekte nicht scheitern können. Doch will das Heilige von uns weder inszeniert noch simuliert werden, noch können wir's ersetzen durch eine Gemeinde, die sich selbst feiert. Es ist nicht egal, womit wir unsere Kirchen füllen. Jedenfalls ist es Gott nicht egal! Und so wäre es höchste Zeit darüber nachzudenken, ob wir nicht aus der Spur gelaufen sind. Denn soviel ist sicher, dass eine geistliche Krise nur mit geistlichen Mitteln bewältigt werden kann. Alles andere ist Kosmetik. Und so muss eine alte Einsicht mit neuem Ernst beherzigt werden: Bevor wir Kirche „bauen“ können, müssen wir lernen Kirche zu sein – nämlich eine Gemeinschaft, die (zuerst, zuletzt und vor allem) Gott gehorcht.

[- zurück zum Inhaltsverzeichnis -](#)